Enc. 40 d/7

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Google

<36601353900019

Conversations-Lexikon.

Siebente Originalauflage.

Siebenter Band.

M bis N.

Zur Nachricht.

Von der siebenten Originalauflage dieses Werks sind drei verschiedene Ausgaben veranstaltet worden, die zu folgenden Preisen sowol durch den Verleger als durch alle andre Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können.

Nr. 1, auf weißem Druckpapier, Pränumerationspreis für das ganze Werk, 15 Thlr., oder 27 Fl. Rhein.

Nr. 2, auf gutem Schreibpapier, 20 Thlr., oder 36 Fl. Rhein.

Nr. 3, auf extrafeinem Velinpapier, 36 Thlr., oder 64 Fl. 48 Kr. Rhein.

Sammler, die sich in portofreien Briefen an den Verleger wenden und den Betrag ihrer Bestellung gleich beifügen, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigstens 105 Thalern Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexikon.)

In zwölf Bänden.

Siebenter Band.

M bis N.

Siebente Originalauflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827.

M.

M, der 13. Buchstabe des deutschen Abc, welcher durch eine leichte Ausstoßung des Hauches, wobei man die Lippen schließt, hervorgebracht wird; ein Lippenbuchstabe; der zweite der sogen. Halblauter oder fließenden Buchstaben.

M', das abgekürzte Mac, eine Vorsetzsylbe schottischer Eigennamen, bedeutet Sohn. Es rührt, wie das hebr. Ben (s. d.) und das irländ. O' (O'Higgins) aus den Zeiten her, wo die vom Vater auf den Sohn forterbenden Familiennamen noch nicht gebräuchlich waren. Das schriftlich abgekürzte M' wird Mac ausgesprochen, nie aber betont: man spricht daher Mac-Phĕrson, Mac-Ĭntosh. (S. auch Fitz.)

Mäander, jetzt **Meinder**, ein Fluß Kleinasiens, entspringt in Phrygien auf dem Berge Celanus, fließt zwischen Karien und Lydien, wo er die Grenze macht, hindurch, und fällt zwischen Priene und Miletus ins ägäische Meer. Er war bei den Alten wegen seiner vielen Krümmungen berühmt; sie benannten nach ihm die künstlich in einander verschlungenen Purpureinfassungen an den Mänteln und Gewändern, auch auf Urnen und Gefäßen. Daher figürlich Mäandrische Wege, Mäandrische Worte, d. i. künstliche Wendungen und Umschweife u. s. w.

Maas (la Meuse), ein schiffbarer, für die Niederlande wichtiger Fluß, entspringt im Departement der obern Marne (Champagne), fließt bei dem Schlosse Löwenstein mit der Waal zusammen und wird nun die Merwe genannt, erhält aber, nachdem sie sich bei Dortrecht in 2 Arme getheilt hat, bei Rotterdam ihren alten Namen wieder. Beide Arme vereinigen sich aufs neue bei Vlaardingen. Nicht weit von Briel, wo die Maas $\frac{1}{2}$ deutsche Meile breit ist, ergießt sie sich mit solcher Gewalt in die Nordsee, daß das Seewasser in einer beträchtlichen Weite seinen salzigen Geschmack verliert.

Maaß, s. Maß.

Mab, die Königin der Feen, bei Shakspeare; auch Wieland erwähnt öfter der Fee Mab.

Mabillon (Jean), ein gelehrter Benedictiner der Congregation von St.-Maur, geb. 1632 zu St.-Pierremont, einem Dorfe in der Champagne, trat 1654 in s. Orden und wurde bald darauf nach St.-Denis geschickt, um den Fremden die Denkmäler dieser Abtei zu zeigen und zu erklären. D'Achéry, einer der gelehrtesten Geistlichen des Benedictinerordens, foderte ihn zur Theilnahme an s. „Spicilegium" (einer Sammlung wichtiger, noch ungedruckter Urkunden und Nachrichten) auf und rühmte seinen Fleiß und Forschungsgeist. Als die Congregation von St.-Maur die neue Ausg. von den Kirchenvätern besorgen ließ, wurde ihm der heil. Bernhard („S. Bernardi opera", 1667, 2 Bde., Fol.) zugetheilt, und er entledigte sich dieses Auftrags mit vielem Fleiß und Erfolg. Colbert, der von seinen Verdiensten hörte, bot ihm eine Pension von 2000 Livres an; M. schlug sie aus und erbat nur des Ministers Schutz für seinen Orden. 1683 schickte ihn Colbert nach Deutschland, um in Archiven und Bibliotheken Alles zu sammeln, was zur Geschichte Frankreichs dienen könnte. M. brachte mehre merkwürdige Urkunden in s. „Reisejournal" ans Licht. Da die Resultate dieser gelehrten Reise allgemeinen Beifall erhielten, schickte ihn der König 2 Jahre nachher nach Italien, wo man ihm alle Archive und Bibliotheken öffnete. Auch hier fand er eine reiche

Ausbeute, die er in s. „**Museum Italicum**" bekannt machte. Für die königl. Bibliothek zu Paris hatte er gegen 3000 Bde. seltener Bücher und Handschriften gesammelt. Damals behauptete Dom Rancé, Abt von la Trappe, in einer seiner Schriften, daß den Mönchen die Studien mehr schädlich als nützlich seien. M. widerlegte diese seltsame Behauptung im Auftrag seiner Congregation durch s. „**Traité des études monastiques**" (Paris 1691) mit einer einfachen, aber kräftigen Beredtsamkeit. Auch schrieb er die Annalen seines Ordens. M.'s größtes Verdienst ist s. Werk über die Diplomatik („**De re diplomatica**", Par. 1681, Fol.; Suppl. 1702, Fol.). Diese Wissenschaft verdankt ihm ihre Begründung. Mit großem Scharfsinn und ausgebreiteter Gelehrsamkeit stellte er sichere diplomatische Regeln zur richtigen Beurtheilung der Urkunden auf. Außerdem nennen wir s. „**Acta sanctorum ordinis S. Bened.**" (Paris 1668—1702, 9 Bde., Fol.) und die „**Annales ordinis S. Bened.**" (ebend. 1713—39, 6 Bde., Fol.). Er starb zu Paris 1707.

Mably (Gabriel Bonnet de), Abbé, älterer Bruder des Abbé de Condillac, geb. 1709 zu Grenoble, starb zu Paris 1785. Er studirte bei den Jesuiten zu Lyon. Als Gelehrter und Verwandter fand er Zutritt bei der Madame Tencin, die durch ihre Intriguen und Talente sich einen Namen gemacht hatte und eine Auswahl von gebildeten Personen um sich versammelte. M.'s eben erschienene „Parallele der Römer und Franzosen" fand Beifall, er sprach über öffentliche und politische Angelegenheiten mit vielem Scharfsinn; er schien ihr daher der Mann, dessen ihr Bruder, welcher ins Ministerium getreten war, bedurfte. Um diesen in seinen Wirkungskreis einzuweihen, schrieb M. s. „Übersicht der seit dem westfälischen Frieden geschlossenen Verträge", wie auch alle Berichte und Denkschriften, welche der Cardinal dem König einreichte. Er unterhandelte 1743 mit dem Minister des Königs von Preußen insgeheim zu Paris und setzte den Vertrag auf, den Voltaire diesem Fürsten überbrachte; er faßte ferner die Schriften ab, welche den Verhandlungen des 1746 zu Breda eröffneten Congresses zur Grundlage dienen sollten. Diese verschiedenen Urkunden beweisen seinen Beruf für die Politik. Dennoch zog er sich bald darauf, als er sich mit dem Cardinal veruneinigt hatte, von dieser Laufbahn zurück und widmete sich ganz den Wissenschaften. Der Marschall Richelieu konnte ihn nicht bewegen, sich um eine Stelle in der Akademie zu bewerben. Ebenso verfuhr er bei der Herausgabe s. Werke mit seltener Uneigennützigkeit. Es hieß, man wolle ihm die Erziehung des Thronerben einer großen Monarchie antragen. M. erklärte laut, daß die Grundlage seines Unterrichts sein werde: Die Könige sind um der Völker willen da, und nicht die Völker um der Könige willen. Er kannte den Zusammenhang der Ereignisse so wohl, daß er manche wichtige Begebenheiten vorhersagen konnte. Seine vorzüglichsten Werke sind: „**Parallèle des Romains et des Français**"; „**Le droit public de l'Europe**"; „**Observations sur les Romains**"; „**Observations sur les Grecs**" (wegen lichtvoller Ordnung und Gründlichkeit empfehlenswerth); „**Des principes des négociations**"; „**Entretien de Phocion**", worin der Verf. seine Ideen von den Tugenden, der Vaterlandsliebe und von den Pflichten aufstellt, die Staat und Bürger gegen einander haben; „**Observations sur l'histoire de France**"; „**Entretiens sur l'histoire**"; „**De la manière d'écrire l'histoire**"; „**Lettre à Mad. la Marquise de P… sur l'opéra**". Seine Werke erschienen gesammelt, Paris 1794, 15 Bde. Sein Styl ist lichtvoll, rein, zuweilen elegant, aber etwas kalt.

Mabuse (Joan von), auch **Maubeuge** und **Maboggio** genannt, Maler, geb. zu Maubeuge oder Mabuse im Hennegau gegen Ende d. 15. Jahrh., reiste, um seine herrlichen Anlagen auszubilden, nach Italien. Bis dahin hatte er die Natur treu nachzubilden gesucht; bei dem Anblicke der Meisterwerke der

ital. Künstler und der plastischen Gebilde der Alten aber eröffneten sich ihm neue Aussichten. Nach der Rückkehr in seine Heimath war er einer der Ersten, die eine großartigere, idealere Darstellung einführten, ohne jedoch seiner ersten Lehrerin untreu zu werden. Auch die südliche Art, nackte Gestalten zu malen, führte er ein. Stets riß ihn sein wilder, ausschweifender Sinn zu so vielen Verirrungen hin, daß die Geduld, Treue und Zierlichkeit, womit er seine Arbeiten ausführte, doppelt bewundernswerth sind. Von Utrecht, wo er eine Zeitlang geschwelgt und gemalt hatte, zog er nach Middelburg, wo er unter vielen andern Arbeiten ein sehr großes Altarbild, eine Abnahme vom Kreuze, malte. Ein Blitz zerstörte späterhin die Kirche, welche außer diesem Schatze noch viele andre enthielt. Seine Zügellosigkeit zog ihm endlich Gefangenschaft zu, während welcher er treffliche Zeichnungen machte, die aber verloren gegangen sind. Von Middelburg ging er nach London, wo er viele Bilder malte, deren noch einige, u. A. Heinrichs VII. Vermählung mit Elisabeth von York, noch in Strawberry-Hill zu sehen sind. Eine Zeitlang lebte er als Hausmaler bei einem Niederländer, dem Marquis van der Veren. Auf Veranlassung eines Besuchs, womit Karl V. den Marquis beehrte, bestimmte dieser dem Maler ein neues Gewand von prächtigem weißen Damast; allein M. verkaufte den Damast heimlich und verschwelgte den Ertrag in der Schenke. Der Tag kam, und M. erschien in einem Gewande von blendender Weiße, herrlichen Blumenverzierungen und Laubgewinde; als aber der überraschte Kaiser einen Zipfel des Gewandes ergriff, um es genauer zu untersuchen, entdeckte er, daß das ganze Kleid von Papier und täuschend übermalt war. M. soll 1562 gestorben sein. In Boisserée's Sammlung befinden sich von ihm: eine Kreuzigung, die heil. Jungfrau (nach der Rückkehr aus Rom gemalt und an alle Herrlichkeit ital. Kunst erinnernd) und der Erzengel Michael in goldener Rüstung, gleichfalls aus der spätern Zeit des Meisters. Auch die k. k. Galerie in Wien besitzt von ihm eine Madonna. (Vgl. „Johann v. Eyk und s. Zeitgenossen", von Johanna Schopenhauer, II, 24.)

Mac, s. M'.

Macaber (danses macabres) nannte man in England und Frankreich die kirchlichen Maskeraden, die vielleicht zu den sogenannten Todtentänzen Veranlassung gegeben haben, und letztere selbst. (S. Todtentanz.)

Macao, portugiesische Niederlassung in der chinesischen Provinz Quangtong, unter chinesischer Oberherrschaft. Die Portugiesen entrichten einen jährl. Tribut von 100,000 Dukaten. Sie begreift die Südspitze der Halbinsel Gaumin im Meerbusen von Canton, 5 □M. groß, auf welcher 34,000 Menschen, darunter 30,000 Chinesen, leben. Eine zum Theil verfallene, bis an beide Seiten des Meeres reichende Mauer trennt dieses Territorium von dem übrigen China. Die Stadt Macao, der Sitz des Gouverneurs und eines kathol. Bischofs, hat eine Citadelle, einen sichern Hafen mit einer sehr mühsamen Einfahrt, eine portug. Besatzung von 400 M., größtentheils Neger und Mulatten, und 12,000 Einw. Ehemals war der Handel von Macao weit blühender; noch jetzt laufen jährl. 30 große Schiffe aus Lissabon, Madera, Malacca, Bengalen, den Sunda-Inseln rc. ein, welche vorzüglich Opium nach China einführen und dagegen Thee eintauschen. Auf einer Anhöhe bei der Stadt findet man die Grotte des Camoens, in welcher dieser s. „Lusiade" gedichtet haben soll.

Macartney (Georg, Earl of), geb. 1737 zu Lissanoure in Irland, erhielt eine sorgfältige Erziehung, trat in seinem 13. Jahre in das Trinity-College auf der Universität Dublin, und wurde 1759 Magister. Darauf ging er nach London, wo er mit Burke, Dodwell, Bacon und andern ausgezeichneten Köpfen vertraute Freundschaft schloß. Nachdem er eine Reise durch die vorzüglichsten Länder Europas gemacht hatte, bewirkten die Lords Holland und Sandwich seine

Wahl zum Parlamentsglied und 1765 seine Sendung nach Petersburg, um die Kaiserin Katharina zu Abschließung eines Allianz- und Handelsvertrags mit England zu bewegen. Er erfüllte diesen schwierigen Auftrag glücklich und verließ Petersburg mit Zeichen der besondern Achtung der Kaiserin. In der Folge wurde M. nach und nach Secretair des zum Vicekönig von Irland ernannten Lords Townsend, Mitglied des Parlaments, Ritter des Bathordens und Gouverneur von Granada und Tabago. Auf diesem Posten blieb er bis zur Eroberung dieser Insel durch die Franzosen, 1779. Er fiel in franz. Gefangenschaft und verlor einen großen Theil seines Vermögens. 1780 erhielt er das Gouvernement von Madras, welches er mit so viel Klugheit und Uneigennützigkeit verwaltete, daß das Ministerium beschloß, ihn zum Generalgouverneur von Bengalen zu ernennen. Er lehnte jedoch diese Ehre ab und kam 1792 nach England zurück. Die Regierung beschäftigte sich damals mit dem Plane, den engl. Waaren in China einen größern Absatz zu verschaffen, um nicht jährlich so bedeutende baare Summen diesem Lande für Thee zufließen lassen zu müssen. Man übertrug M. diese Gesandtschaft und überließ ihm selbst die Ernennung aller Personen, die ihn begleiten sollten, sowie alle übrige Bestimmungen. Der König erhob ihn zum Viscount. Am 26. Sept. 1792 segelte er ab und erreichte seine Bestimmung. Aber weder die mitgebrachten Geschenke, deren Werth die Chinesen nicht verstanden, noch die selbst manche Demüthigung nicht achtende Nachgiebigkeit des Gesandten konnten ihn zu seinem Zwecke führen. So kam er 1794 unverrichteter Sache nach London zurück, und wurde, zum Zeichen der königl. Zufriedenheit mit seinem Eifer im Dienste des Vaterlandes, zum Earl of Macartney erhoben. Der Gesandtschaftssecretair Staunton (s. d.) lieferte die Beschreibung dieser Gesandtschaftsreise. 1795 ging M. als Gesandter nach Verona zu dem Bruder Ludwigs XVI. und 1799 als Gouverneur nach dem Cap. Er starb zu London 1806 mit dem Ruhm eines ebenso geschickten Diplomatikers, als redlichen, uneigennützigen, für sein Vaterland rastlos thätigen Mannes.

Macbeth, ein schottischer König, der Reihe nach der 85. Als Feldherr unter seinem Vetter Donald VII. bekämpfte er die Inselbewohner und Irländer mit Glück. Gegen die Dänen gesendet, ließ er den Anführern, während der angefangenen Friedensunterhandlungen, bei einem Gastmahl einen Schlaftrunk einmischen, überfiel die übrigen in ihrem Lager, und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an; nur wenige konnten sich nebst dem Könige durch die Flucht retten. Übermüthig durch sein Glück, strebte nun M. selbst nach der Krone. Ein Traum, in welchem drei übermenschliche Weiber ihn als Than von Angus, von Murray und als König von Schottland begrüßten, bewog ihn, den König zu ermorden. Des Königs Söhne mußten flüchten, und M. wußte theils durch Geschenke an den Adel, theils durch strenge Gerechtigkeitspflege das Volk auf seine Seite zu bringen. Zehn Jahre lang schien er durch gute Gesetze und Einrichtungen unter den bessern Regenten eine Stelle behaupten zu wollen, als er auf einmal Tyrann wurde. Das erste Opfer war Banco, der ihm beim Königsmorde beigestanden hatte und den er jetzt bei einem Gastmahle tödten ließ. Bald ließ er unter erdichteten Ursachen mehre Große des Reichs hinrichten, von deren Vermögen er sich eine Leibwache unterhielt. Dadurch noch nicht sicher genug, ließ er auf dem Berge Dunsinan ein Castell erbauen, von wo aus er das ganze Land übersehen konnte, und zu dessen Bau ihm die Thans die Leute schicken, ja sie selbst die Aufsicht führen mußten. Empört über diese Tyrannei, ging Macduff, Than von Fife, nach England, und foderte hier Malcolm, des ermordeten Königs Donald Sohn, zur Rache auf. Unterstützt vom König Eduard von England, kamen sie zurück, und M., von dem die Schotten meistens abfielen, wurde, nachdem er sich in sein Castell geflüchtet hatte, 1057, im 17. Jahre seiner Regierung, getödtet.

Diesen Stoff hat Shakspeare, fast ganz den Chroniken und den Sagen folgend, in seinem berühmten Trauerspiele „Macbeth" benutzt.

Maccaroni, Macheroni, eine besondere Art italienischer Nudeln, welche aus dem feinsten türkischen Weizenmehle, aus Käse und andern Mischtheilen, mit Wasser durch eigne Mühlen oder Maschinen bereitet werden. Ihre Form ist röhren- oder stengelförmig, doch gibt es auch platte, viereckige und gewundene. Sie sind eine Lieblingsspeise der Italiener, und auch unter den niedern Volksclassen, freilich aber von geringerer Güte, sehr gewöhnlich. Die besten kommen aus Neapel, dann aus Aix in Frankreich. Auch fabricirt man sie zu Wien, Magdeburg, Halle, Dresden. Sie müssen, damit sie nicht dumpfig werden, an trockenen Orten aufbewahrt werden.

Maccaronische (Macheronische) **Gedichte**, eine Gattung scherzhafter lat. Gedichte, in welche Wörter aus einer andern Sprache mit lat. Biegungen eingestreut sind. Ihr Urheber war Teofilo Folengi, unter d. Namen **Merlino Coccajo**, ein gelehrter und witziger Benedictiner, geb. 1484 zu Mantua, ein Zeitgenosse und Freund des Sannazar. Ferdinand von Gonzaga, bei welchem er sich 10 Jahre hindurch in Sicilien aufhielt, war sein Beschützer, daher er öfters dessen Lob singt. Den Rest seiner Tage brachte er in einem Kloster bei Bassano zu, wo er 1544 starb. Man hat von ihm verschiedene ital. und lat. ernsthafte und religiöse Gedichte, die nicht ganz ohne Werth sind. Unter den ital. Dichtern wird er für den Schöpfer der komischen Epopöe gehalten. Sein Hauptgedicht in dieser Gattung nannte er „Maccaronea", weil er, sowie zu den Maccaroni verschiedene Mischtheile genommen werden, in seinem Gedichte Lateinisch und Italienisch vermischte. Von diesem Gedicht ist eine Ausg. von 1521 vorhanden. Den Helden seines Gedichts führt er, wie Virgil den Äneas, durch mancherlei Begebenheiten zuletzt in die Hölle, wo er unter andern die Strafen der Dichter sieht, denen von besonders dazu bestellten Teufeln für jede Unwahrheit oder Uebertreibung, die sie gesagt haben, ein Zahn ausgerissen wird, der aber alle Tage wieder wächst. Dieses Gedicht enthält viele satyrische Schilderungen der Sitten jener Zeit, mitunter auch schöne Stellen in echt lat. Versen. Außer demselben sind von ihm ein kleineres komisches Gedicht „Moschea", oder der Krieg der Mücken und Ameisen, ein jugendlicher Versuch; ferner, Eklogen und Episteln, sämmtlich in der maccaronischen Versart, vorhanden. Heinsius („Teut", 4. Thl., S. 171) erwähnt ein deutsch-maccaronisches Gedicht: „Floïa, Cortum versicale de Flois swartibus, illis Deiriculis quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et spitzibus suis schnaflis steckere et bitere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia" (Anno 1593, 4.), wovon er auch den Eingang mittheilt. Eine neue Ausg. dieses Werkchens erschien 1822 zu Hamm; eine Übersetzung 1827 zu Leipzig. Französisch-maccaronische Verse finden wir in dem zu Molière's „Malade imaginaire" gehörenden dritten Zwischenspiele. Diese possenhafte Dichtungsart, wozu wahrscheinlich das schlechte Mönchslatein des Mittelalters Veranlassung gab, hat nicht viele Nachahmer gefunden.

Mac-Carthy Reagh (Graf), aus Schottland gebürtig, aber seit beinahe 40 Jahren in Toulouse lebend, war einer der größten Bibliomanen unsrer Zeit. Seine Bibliothek erregte wegen ihrer Seltenheiten, Kostbarkeit und Pracht allgemeine Bewunderung. Den vorzüglichsten Gegenstand seines Sammlerfleißes machten Exemplare auf Pergament aus (602 Werke in 826 Bdn.). Zugleich zeichnete sie sich durch eine Sammlung der seltensten alten Drucke, sowie der ältesten Erzeugnisse der franz. Literatur, welche seit der Valière'schen Versteigerung nicht wieder in solcher Vollständigkeit gesehen worden sind, und durch eine bedeutende Anzahl von Exemplaren auf groß Papier, durch kostbare Einbände und überhaupt durch die ausgesuchtesten und schönsten Exemplare aus, zu deren Verzierung

der Besitzer mehre Personen in seinem Hause hielt und sogar einen Buchbinder von London kommen ließ. Diese treffliche Sammlung, deren Andenken der von Debure gefertigte Katalog (Paris 1815, 2 Bde.) nicht untergehen lassen wird, ward zu Paris 1817 versteigert, und gab, mit Ausschluß der von der Familie zurückerstandenen Werke, einen Ertrag von 404,746 Fr. 50 Cent.

Machiavelli (Niccolò di Bernardo dei). Aus den Werken eines Schriftstellers Gemüth und Charakter desselben zu erkennen, ist schwer. Wenn aber, wie es im Alterthum und in dem ital. Mittelalter der Fall war, die Schriften selbst nicht sowol als ein Gesagtes, sondern als eine Handlung erscheinen, da läßt sich wohl aus ihnen die Persönlichkeit des Schreibenden beurtheilen, — ja über allen Zweifel erheben, wenn die Handlungen des Verf. in Übereinstimmung mit seinen hinterlassenen Werken stehen. Das Letztere ist mit M., dem berühmten florentinischen Staatssecretair, der Fall. Der große Mann hat der einseitigen Beurtheilung seiner Abhandlung, welche „Der Fürst" überschrieben ist, das Unglück zu verdanken, als der Erfinder einer abscheulichen Politik (Machiavellismus) genannt zu werden, welche lehren soll, wie der Despotismus durch die scheußlichsten Gewaltthätigkeiten dauernd zu begründen sei. Diese nachtheilige Meinung ist vorzüglich durch Bayle allgemein worden. Mehre, selbst Friedrich der Große in s. „Antimachiavell", haben ihn zu widerlegen, sehr einsichtsvolle Männer dagegen seine eigentliche Absicht zu vertheidigen gesucht. M. ward 1469 aus einem edeln Geschlecht, dessen Vorfahren die höchsten Würden in der florentinischen Republik bekleidet hatten, zu Florenz geboren. Marcellus Virgilius' war sein Lehrer in den Wissenschaften. Seiner Talente wegen wurde er im ersten Mannsalter Cancelliere der Republik; nicht lange nachher erhielt er den wichtigern Posten als Staatssecretair. Als die Florentiner ihre politische Freiheit nach Vertreibung der Mediceer (s. d.) wieder erlangt hatten, nun aber in die vergrößerungssüchtigen Fehden Karls VIII. verwickelt wurden, brauchten sie Unterhändler, deren Klugheit in politischen Verhandlungen ebenso erprobt war als ihr republikanischer Sinn. M., der Beides vereinigte, wurde daher zu verschiedenen Zeiten vier Mal Bevollmächtigter der Republik am franz. und zwei Mal am päpstl. Hofe, sowie beim Kaiser Maximilian. Die Republik erkannte seine großen Verdienste, belohnte sie aber kärglich; bisweilen mußte er die oberste Behörde (Signoria) bitten, ihn aus der Dürftigkeit zu reißen. Von höchstem Nutzen waren der Republik seine Rathschläge, als sich die Bewohner von Val di Chiana empörten. — Nach seinen Briefen (in dem florentinischen Archive) beruhen seine Rathschläge auf folgenden Maximen: Friedliche und freundschaftliche Auseinandersetzung, strenge und durchgängige Gerechtigkeitspflege, möglichst schonende Abgaben und sorgsame Berücksichtigung der geringfügigsten Umstände, welche in irgend einer Beziehung zu den öffentlichen Angelegenheiten standen. Auch in militairischer Hinsicht war die Republik so fest von der Gründlichkeit seiner Einsicht überzeugt, daß sie vor allen seinen Rathschlägen folgte; unter Anderm ward nach seiner Angabe eine toscanische Legion gebildet, welche sich später unter Johanns von Medici Anführung rühmlich auszeichnete. Als der Papst Julius II. der franz. Übermacht in Italien die Liga santa entgegenstellte, suchte Ludwig XII., um den Papst wo möglich seiner Würde zu entsetzen, ein Concilium zu Stande zu bringen, und verlangte Pisa, welches damals unter florentinische Oberherrschaft gekommen war, dazu. M. fürchtete die römischen Bannstrahlen und rieth jenen Antrag abzulehnen. Er ging selbst in dieser Absicht als Gesandter an den König ab, allein vergeblich. Nach seiner Rückkehr wurde er nach Pisa gesendet, um das Concilium zu beobachten und wo möglich dessen Auflösung zu bewirken. Nichtsdestoweniger war der Papst auf die Florentiner so erzürnt, daß er in Vereinigung mit Ferdinand, König von Aragonien, ihnen die Freiheit raubte und die Mediceer wieder einsetzte.

Da M. für die Republik unermüdet thätig gewesen war, so ließ ihn der Mediceer Lorenzo, welcher die Dictatur über Florenz übernahm, seiner sämmtlichen Würden entsetzen. — Bei der Verschwörung des Boscoli und Capponi gegen den Cardinal Giovanni dei Medici ward M. der Theilnahme verdächtig, eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er, sowie die darauf folgende Verbannung, mit Standhaftigkeit ertrug. Als der Cardinal Papst ward, erhielt er die Freiheit wieder; nach seiner Rückkehr schrieb er die „Discorsi (Abhandlungen) über die 10 ersten Bücher des Livius", und seinen „Principe", welchen er dem Lorenzo von Medici zueignete. Dafür von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenommen, ward er vom Cardinal Julius, der in Leos X. Namen Florenz verwaltete, bei einer angeblich beabsichtigten Reform der dasigen Angelegenheiten, zur Dämpfung mannigfacher Unordnungen und Gährungen als Rathgeber gebraucht. Der Verdacht, in welchen M. bei einer neuen Verschwörung gegen die Mediceer kam, nöthigte ihn in die Dunkelheit des Privatlebens zurückzukehren. Als Julius unter d. Namen Clemens VII. den päpstl. Stuhl bestiegen hatte, erhielt M. wieder öffentliche Aufträge; besonders wurde er zu den vereinigten Truppen des Papstes und der Florentiner gesendet, um zur Vertheidigung Toscanas gegen Karls V. Heer zu wirken. Das zuletzt von den Mediceern ihm bewiesene Zutrauen hatte ihm die Florentiner abgeneigt gemacht, und so starb er, nach seiner Rückkehr nach Florenz, den 22. Juni 1527, verkannt und verschmäht. Seine vorzüglichsten politischen Schriften sind die „Discorsi" und der „Principe". In beiden (in Hinsicht der gedrängten Eleganz des Styls möchte dem „Principe" der Vorzug zu geben sein) bewies er sich als den gründlichsten Kenner der alten Geschichte und der Geschichte seiner Zeit, und als den größten Staatsmann, indem er den Charakter jeder Staatsverfassung auf das lebendigste durchdrungen hatte, und zugleich mit praktischem Geiste erkannte, wie die glückliche Fortdauer und der Untergang jeder Verfassung bedingt sei. Die „Discorsi" sind das Ergebniß seines Studiums der alten Geschichte, der „Principe" des gleichzeitigen ital. politischen Lebens. Auf die Zeiten constitutioneller Monarchien sind die in dem „Principe" aufgestellten Erfahrungslehren nicht anwendbar. Welche Zeiten dem Gemüthe M.'s am meisten zusagten, leuchtet aus den „Discorsi" ein, wo er, vom Eifer für freie, volksmäßige Verfassungen hingerissen, oft seine sonst so ruhige systematische Darstellung vergißt und denselben begeisterte Lobreden hält. Als Seitenstück zu seinem „Principe" ist der kurze historische Aufsatz zu betrachten: Über das Verfahren des Herzogs von Valentino (Cesare Borgia) bei Ermordung des Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, Signors Pagolo und Herzogs di Gravina Orsini; das einleuchtendste Beispiel von der Verfahrungsart der damaligen ital. Tyrannen. (S. Borgia.) M.'s „Dialog über die Kriegskunst" eifert gegen das Verderbniß des ital. Kriegswesens durch den Gebrauch gemietheter Banden, und dringt auf die Bewaffnung der eignen Bürger jedes Staates und jeder Gemeinheit. Die bei Veranlassung seiner Gesandtschaften von ihm geschriebenen Briefe und Schilderungen Frankreichs und Deutschlands sind, ungeachtet der Kürze der letztern, höchst anziehende historische Denkmäler jener Zeiten und der hellen Beobachtungsgabe ihres Verfassers. Das „Leben des Castruccio Castracani von Lucca" muß für ein Jugendwerk und als eine mißverstandene Nachahmung der Alten betrachtet werden. Sein vorzüglichstes Werk ist die „Florentinische Geschichte", worin er ein Muster ital. Prosa in einem unvergleichlichen pragmatischen Geschichtswerk aufgestellt hat. Es besteht aus neun Büchern, hebt vom Untergange des weströmischen Kaiserthums an, und schließt mit der Zeit, wo Florenz eine selbständige politische Wichtigkeit erhielt. Das Ende machen die Begebenheiten, welche auf die Verschwörung gegen die Mediceer Lorenzo und Giuliano folgten. M. sagt über dieses Geschichtswerk in seinen Briefen an Guicciardini, er wolle es so zu ma-

chen suchen, daß er die Wahrheit erzählen und dennoch Niemand sich beklagen könne. Seine historischen Bruchstücke sind meisterhafte Skizzen. Der „Dialog über den Zorn" ist ein Jugendwerk, das eigentlich nichts mehr als eine stylistische Übung in Ciceronianischen Perioden ist. Die Beschreibung der Pest dagegen, welche in Florenz 1522 und 1523 wüthete, darf sich neben die ähnliche Thucydideische Beschreibung stellen. Auf echt ital. Weise endet sie mit einem Liebesverständniß. Außerdem hat man noch von M. eine Sammlung Sentenzen und Verordnungen für eine geschlossene Gesellschaft („Compagnia di piacere"). Letztere geben keinen übeln Beweis für die Lebenslustigkeit des Verfassers. Von den Komödien des M. s. Italienisches Theater. Ihre, wiewol geistreiche Frivolität beweist, daß auch ausgezeichnete Menschen ohne allen Sinn für wahre Poesie sein können. Wie wenig er für die schöne Literatur geboren war, ergibt sich aus seinem Aufsatz über die ital. Sprache, worin er die florentinische Mundart als ital. Schriftsprache gegen Dante's Angriff auf eine höchst seichte und unglückliche Weise vertheidigt. Sammlungen seiner Werke sind herausgekommen zu Florenz 1782 und zu Basel 1803 in 8 Bdn. Die vollständigsten sind die zu Mailand 1805 in 10 Bdn. (in der Sammlung der sämmtlichen classischen ital. Autoren), und die zu Florenz 1820 in 11 Bdn. Von seinen Schriften ist das Buch vom Fürsten am häufigsten in andre Sprachen, ins Deutsche zuletzt von Rehberg, mit einer gehaltvollen Einleitung (Hanover 1810; 2. Aufl. 1824) übersetzt worden. Dr. Heinr. Leo hat die „Briefe des florent. Kanzlers und Geschichtschreibers Nic. Macchiavelli an seine Freunde" aus dem Ital. übersetzt (Berlin 1826).

Macdonald (Etienne Jacques Joseph Alexander), Marschall und Pair von Frankreich, Herzog von Tarent, Staatsminister, Großkanzler der Ehrenlegion, geb. in Frankreich zu Sancerre den 17. Nov. 1765, stammt von einem hochschottischen Clangeschlecht. Sein Vater, der mit 20 andern Macdonald 1745 bei Culloden für den Prätendenten Karl Eduard gefochten und diesen dann mehre Wochen lang verborgen gehalten hatte, ging nach Frankreich. Der junge M. nahm 1784 Kriegsdienste in der Legion des Generallieutenat Grafen von Maillebois, die nach Holland bestimmt war, um die antioranische Partei gegen den Erbstatthalter zu unterstützen. Er umfaßte die Grundsätze der Revolution, stieg in dem Kriege 1792 schnell zur Würde eines Brigadegenerals, diente 1794 mit Auszeichnung unter Pichegru bei der Nordarmee in Holland und Ostfriesland. 1796 führte er als Divisionsgeneral den Heerbefehl zu Düsseldorf und Köln, kam dann zur Rheinarmee und endlich nach Italien, wo er unter Bonaparte seinen Ruf als Feldherr gründete. Nach dem Frieden von Campo-Formio stand er bei dem Heere unter Berthier, das Rom und den Kirchenstaat besetzte, und leitete als Gouverneur des Kirchenstaats die Verwandlung Roms in eine Republik. Aber Mack drang mit 50,000 M. nach Rom vor, und M. mußte mit seinen Truppen sich zu dem Heere des franzöf. Obergenerals Championnet zurückziehen. Bald war dieser stark genug, um angriffsweise zu verfahren, und M. trug viel bei zu den Siegen bei Trento, Monterosi, Baccano, Calvi und Civita-Castellana. Schon am 14. Dec. zog er zum zweiten Mal in Rom ein. Nach Championnet's Absetzung in Frühjahr 1799 erhielt er den Oberbefehl über das franz. Heer zu Neapel. Während er hier gegen den Cardinal Ruffo und die Calabresen focht, hatten Suwaroff und Melas die Lombardei erobert und waren bis Turin vorgedrungen. Damals deckte Moreau durch kluge Märsche die Grenze Frankreichs und die Pässe von Genua. Hierauf zog er Macdonald entgegen, welcher Unteritalien räumte, um sich ihm anzuschließen. Aber statt den Seitenmarsch ins Genuesische zu wählen, zog M., um den Feind allein zu schlagen, über Modena, Parma und Piacenza auf die Straße von Voghera. Zwar warf er, 12. Juni 1799, die Östreicher unter Hohenzollern aus ihrer Stellung bei Modena zurück; allein Suwaroff und Melas drängten ihn, 17.

Juni, über den Tidone, und schlugen sein durch Märsche und Kämpfe erschöpftes Heer den 18. und 19. Juni gänzlich an der Trebia, unweit Piacenza. M. mußte sich, verwundet, mit seinem bis auf 22,000 M. geschwächten Heere ins Toscanische zurückziehen. Da nun Moreau den kühnen Sieger vom weitern Verfolgen abhielt, so gelang es M., ungehindert die Apenninen zu übersteigen und durch das östliche Küstenland im Genuesischen zu Moreau zu stoßen. Bald darauf ging er nach Paris und unterstützte die Revolution vom 18. Brumaire. Den 1. Dec. 1800 führte er die Reservearmee in Graubünden über den Splügen, und drang in das Veltlin ein. Nach dem Frieden von Luneville war er eine Zeit lang franz. Gesandter in Dänemark. In dem Feldzuge von 1809 drang er mit dem rechten Flügel des Vicekönigs über die Piave vor, nahm Laibach, und entschied den Sieg bei Wagram, sodaß der Kaiser, indem er ihn zum Marschall erhob, zu ihm sagte: „Ihnen und meiner Gardeartillerie danke ich vorzüglich diesen Sieg". 1810 bekam er den Oberbefehl von Augereau's Corps in Catalonien, und behauptete auch hier, sowie 1812 in dem Kriege gegen Rußland, seinen Feldherrnruhm. Die Capitulation der Preußen unter York, die unter seinem Befehle standen, zwang ihn zum Rückzug, den er über Königsberg (3. Jan. 1813) ausführte. Im Mai 1813 nahm er Merseburg, focht bei Lützen und Bautzen, ward aber an der Katzbach (s. d.) von Blücher geschlagen. Bei Leipzig (18. Oct.) befehligte er das 11. Armeecorps. Auch bei Hanau focht er mit, sowie in dem blutigen Feldzuge zwischen der Marne und Seine. Als 1814 Napoleons erste Katastrophe eintrat, hatte er verschiedene Audienzen bei Alexander, um für Napoleon zu unterhandeln. Er war es auch, der diesen zur Thronentsagung bewog, worauf er Ludwig XVIII. seine Unterwerfung zusandte. Während Napoleons Rückkunft 1815 blieb er auf seinen Gütern. Nach dessen Sturz ward er Kanzler der Ehrenlegion, und erhielt den Oberbefehl über die Loirearmee, deren Auflösung er bewirkte. Als Pair von Frankreich hat er in der Kammer durch Rechtlichkeit und liberale Gesinnung sich ebenso sehr als durch Treue gegen die Constitution und den König ausgezeichnet. 1825 begleitete er Karl X. zur Krönung nach Rheims, und machte hierauf eine Reise nach England, Schottland (wo er im Hochlande noch viele Macdonald antraf) und Irland.

Macedonien (jetzt Makdonia oder Filiba Vilajeti, 720 □M., 700,000 Einw.), der nördliche Theil der von Griechen bewohnten Halbinsel in Europa, ein bergiges und wälderreiches Land, dessen Hauptreichthum in Gold- und Silbergruben bestand, das aber an den Küsten auch viel Getreide, Öl, Wein und Baumfrüchte trug. Im Süden war es durch den Olympus und die kambunischen Gebirge (jetzt Monte di Voluzzo) von Thessalien, und im Westen durch den Pindus (jetzt Stymphe) von Epirus getrennt. In Ansehung der Ost-, Nord- und Nordwestgrenzen muß man die Zeiten vor und nach Philipp (dem Vater Alexanders) unterscheiden. Vor ihm gehörte alles Land jenseit des Strymon (Strumona) und selbst die macedonische Halbinsel von Amphipolis bis Thessalonika zu Thracien, deßgleichen auch das Land der Päonier gegen Norden; im Nordwesten aber machte der See Lychnitis (Achrida) die Grenze Macedoniens gegen Illyrien. Philipp eroberte jene Halbinsel und alles Land bis zum Flusse Nessus (Kara Soa) und dem Rhodopegebirge, ferner das Land der Päonier und Illyrier jenseits des Sees Lychnitis. Seiner größten Ausdehnung nach erstreckte sich also Macedonien von dem ägäischen Meere bis zum ionischen, wo der Drino die Grenze machte. Die Provinzen waren ihren Namen nach größtentheils schon vor Herodot's Zeiten bekannt. Zu Philipps Zeiten waren deren 19. Die Römer theilten das Land in vier Striche; den östlichen am Strymon und Nessus, Hauptstadt Amphipolis; die Halbinsel, Hauptst. Thessalonika; den südlichen über Thessalien, Hauptst. Pella; und den nördlichen, Hauptst. Pelagonia. Illyrien trennten sie davon. Mace-

donien wurde eigentlich durch zwei Völkerstämme besetzt, durch die Thracier, zu denen die Päonier und Pelagonier gehörten, und durch die Dorier, zu denen sich, ihrer Sprache und Lebensart nach, die Macedonier bekannten. Plinius spricht von 150 verschiedenen Völkerschaften, die in ältester Zeit das Land bewohnt haben sollen, wovon aber keine Nachrichten zu uns gekommen sind. Die Einwohner Macedoniens wurden früher gebildet als die übrigen Griechen, welche sogar von ihnen lernten; in der Folge aber blieben sie so weit hinter den Griechen zurück, daß diese sie zu den Barbaren rechneten. Sie waren in mehre kleine Staaten getheilt, welche mit den Illyriern und Thraciern unaufhörlich Krieg führten, bis Philipp und Alexander einem dieser Staaten das Übergewicht über die andern gaben und ihn zum mächtigsten der Welt erhoben. Ohne diesen Staat genau zu kennen, wissen wir nur, daß seine Regierungsform eingeschränkt monarchisch war, daß er lange den Illyriern, Thraciern und Persern Tribut zahlte und den Atheniensern seine Seehäfen zu Handelsniederlagen überlassen mußte. Die Reihe seiner Könige fängt mit dem Herakliden Karanus an, wird aber erst mit Philipp (s. d.) für die Geschichte wichtig. Dieser wußte die Kräfte des Landes und seine kriegerischen Bewohner so wohl zu benutzen, daß er am Tage von Chäronea, 338 vor Chr., das unter sich uneinige Griechenland seiner Herrschaft unterwarf. Sein noch größerer Sohn Alexander (s. d.) besiegte Asien und erhob Macedonien durch 10jähr. Eroberungszüge auf eine kurze Zeit zur Beherrscherin der halben Welt. Nach seinem Tode ward die ungeheure Monarchie zerstückelt; M. erhielt seine alten Grenzen und verlor sogar nach einigen Kämpfen seine Herrschaft über Griechenland. Den Anlaß dazu gab das Bündniß, das Philipp II. während des zweiten punischen Kriegs mit Carthago geschlossen hatte. Die Römer verschoben damals ihre Rache; als aber Philipp Athen belagerte und diese Stadt die Römer zu Hülfe rief, so erklärten sie an Macedonien den Krieg. Philipp wurde genöthigt, um Frieden zu bitten, mußte seine Schiffe ausliefern, seine Truppen auf 500 Mann vermindern und die Kriegskosten bezahlen. M. stand schon jetzt gleichsam unter dem Schutze der Römer; als aber Philipps Nachfolger, Perseus, gegen Rom zu den Waffen gegriffen hatte und bei Pydna von Ämilius Paullus gänzlich geschlagen worden war (168 v. Ch.), hielten die Römer das Land besetzt. Gereizt durch die Bedrückungen derselben, stand der macedonische Adel und die ganze Nation unter Andriscus auf. Nach einem langen Kampfe durch Q. Cäcilius Macedonius abermals besiegt, mußte der Adel auswandern und das Land wurde 148 eine römische Provinz. — Jetzt gehört M. zur europäischen Türkei und ist von Walachen, Türken, Griechen und Albanern bewohnt. Der südöstliche Theil steht unter dem Pascha von Salonichi, der nördliche unter Beys oder Agas, oder bildet freie Gemeinden. Hauptort Salonichi, das alte Thessalonich, eine wichtige Handelsstadt mit 70,000 Einw.

Macedonius, Macedonianer, s. Geist (heil.).

Mäcenas (C. Cilnius), der Günstling des Augustus und Gönner des Virgil und Horaz, leitete seine Abkunft von den alten etruskischen Königen ab. Viele Gelehrte haben ihn als Muster aller Ministertugenden und als den erhabensten Beschützer der Wissenschaften geschildert, ohne eine ganz richtige Vorstellung von seinem Charakter und von der Rolle zu haben, die er unter August spielte. Mäcen, der vertraute Freund des Octavius, bekleidete nie öffentliche Ämter; denn selbst die Präfectur über Rom und Italien, die er nach dem Siege bei Actium einige Zeit verwaltete, war nur eine Privatcommission. Er begnügte sich stets mit dem Ansehen, das ihm sein persönliches Verhältniß zu Augustus gab. Ebenso scheinen auch die Vorstellungen, die man von ihm als Beschützer der Gelehrten hat und die seinen Namen zu einem sprichwörtlichen Ehrentitel gestempelt haben, sehr übertrieben zu sein. Daß er Dichter, witzige Köpfe und Gelehrte aller Art,

wenn sie gute Gesellschafter waren, an seinen Tisch zog, ihren Umgang suchte und sie gelegentlich dem August empfahl, hatte zunächst einen politischen Grund, denn er erwarb dadurch dem August selbst Freunde und verbreitete dessen Ruhm. Allerdings schenkte er dem Horaz ein Landgütchen, wirkte ihm Verzeihung und Freiheit aus, und verhalf Virgil zu dem Seinigen; aber für einen Mann, den Augustus unermeßlich reich gemacht hatte, war das Geschenk an Horaz eine Kleinigkeit, und Virgil verdankte ihm nicht mehr als nur Gerechtigkeit. M. besaß keine großen Eigenschaften. Desto mehr verdankte er dem Glücke, und seine günstige Lage verstand er trefflich zu benutzen. Fern von starken Leidenschaften und Ehrgeiz, wie Wieland seinen Charakter schildert, mit feinen Sinnen und hellem Kopfe begabt, klug und kaltblütig genug, um Alles, was er that, recht und ganz zu thun; sanguinisch genug, um vor keinen Schwierigkeiten zu erschrecken und sich immer einen guten Erfolg zu versprechen; aber doch zu bequem und wollüstig, um Geschäfte zu lieben und zu suchen, wenn es nicht nothwendig war; angenehm von Person, jovialisch im Umgange, gefällig und gutmüthig; geneigt, über Andre zu scherzen und über sich scherzen zu lassen; fein und geschmeidig, um Andre zu seinen Absichten zu gebrauchen; behutsam in der Wahl seiner genauern Freunde, aber treu und standhaft, wenn er gewählt hatte, und im Nothfalle jeder Aufopferung fähig: alle diese Eigenschaften erwarben ihm des Augustus Zutrauen, welches er bis an seinen Tod in immer gleicher Stärke genoß. Bei ihm fand August Alles, was ihm gerade fehlte: Rath, Entschlossenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch Etwas, womit er seinen Freund scherzend aufziehen konnte. So spottete August gern über M.'s Weichlichkeit, Liebe zu Seltenheiten, Edelsteinen, Gemmen, über seine Ziererei, alte etrurische Worte ins Römische zu mischen und neue Worte zu machen. Dafür durfte sich dieser auch ein freies, ja selbst hartes Wort erlauben, wie er denn einst, als Octavius noch während des Triumvirats zu Gericht saß und viele Todesurtheile aussprach, ihm seine Schreibtafel hinreichen ließ, worauf er die Worte geschrieben hatte: „Surge tandem, carnifex!" (Steh endlich auf, Henker!) welcher Weisung jener folgte, ohne beleidigt zu sein. Als August mit Agrippa und M. überlegte, ob er die Obergewalt beibehalten oder niederlegen solle, war es M., der, dem Agrippa entgegen, zur Beibehaltung der Herrschaft rieth. Er bewies dadurch, daß er, fern von heroischen Tugenden, das Nützliche dem Edeln vorzog. Minder achtungswerth erscheint M. als Privatmann. Er hatte auf dem esquilinischen Berge einen mit den prächtigsten Gärten umgebenen thurmartigen Palast, wie ihn vielleicht kein andrer Römer, selbst nicht August, besaß. Hier überließ er sich nach Beendigung der Bürgerkriege in einem Alter von ungefähr 40 J. seinem Hange zur Ruhe und zu üppigen und frivolen Vergnügungen. Unter allen Schauspielen liebte er am meisten die pantomimischen Tänze, welche er erst in Rom einführte. Der wegen seiner Kunst und Schönheit berühmte **Bathyll** (s. d.) war sein Liebling. Nicht minder liebte er den Gaumenkitzel und erfand selbst eine neue leckerhafte Speise. Die durch wollüstigen Müßiggang ihm natürlich gewordene Schlaffheit des Geistes zeigte sich nicht nur in seiner Kleidung, seinem Gange, seiner Haltung, sondern auch in seinen Versen und in seiner Prosa. Er starb im J. Roms 745. Von seinen Schriften, deren Seneca, Isidor und A. erwähnen, ist nichts auf uns gekommen.

Maceration, chemisch, die Auflösung zweier oder mehrer gemischter Substanzen durch Flüssigkeiten im Kalten. (Vgl. **Digeriren**.)

Machaon, s. **Äskulap**.

Mächtig, in der bergmännischen Sprache breit, wenn von Gängen die Rede ist (s. **Geognosie**); bei Flötzen bezeichnet Mächtigkeit die Dicke derselben; doch heißen nur solche, die über 12 Zoll hoch sind, mächtige Flötze.

Mack (Karl, Freih. v.), k. k. östr. General, geb. 1752 zu Neußlingen in

Franken, trat als Fourier in kaiserl. Dienste. Seine Talente zogen die Aufmerksamkeit des Grafen Lacy auf ihn, der ihn zum Unterlieutenant machte. Im Türkenkriege erwarb er sich das Zutrauen des Generals Laudon und wurde von diesem Joseph II. empfohlen, der ihn noch kurz vor seinem Tode zum Chef des Generalstabes ernannte, als ein Heer an der schlesischen Grenze versammelt wurde. 1793 rief ihn der Prinz Koburg zu seiner Armee in die Niederlande, um verschiedene Unternehmungen von ihm leiten zu lassen. M. entwarf den Plan zur Überrumpelung der franz. Cantonnirungen an der Rör, zum Entsatze von Mastricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars. Bei der letztern Gelegenheit erhielt er eine Schußwunde, die ihn nöthigte, sich auf sein kleines Gütchen in Böhmen zurückzuziehen. Dann entwarf er den berühmten, aber auch wol nicht mit Unrecht viel getadelten Plan zu dem Feldzuge v. 1794, und begab sich damit nach Lond. Vgl. Archenholz im 12. Bde. der „Britischen Annalen". Nachdem Koburg den Oberbefehl niedergelegt hatte (28. Aug. 1794), ging M. wieder nach Böhmen. Nach dem Abgange des Erzherzogs Karl zur ital. Armee wurde M. bei der Rheinarmee angestellt. Er war inzwischen bis zum Grade eines Feldmarschallieutenants gestiegen. Nach dem Frieden von Campo-Formio begab sich M. im Oct. 1798 nach Neapel, um auf den Wunsch des Königs Ferdinand den Oberbefehl des neapolitanischen Heers gegen die Franzosen zu übernehmen. Sein Plan zu dem neuen Feldzuge war nach dem Urtheile der Kenner so wohl entworfen, daß, hätte sich M. an der Spitze einer östr. Armee befunden, kein Feind entkommen sein würde. Er siegte auch anfangs in mehren Gefechten, besetzte d. 27. Nov. das Tags zuvor von den Franzosen verlassene Rom, mußte es aber, da die Truppen nicht mehr ihre Pflicht thaten, den 13. Dec. wieder verlassen. Auf seinem Rückzuge nahm er eine feste Stellung bei Capua, und schloß, in Vereinigung mit dem Prinzen Pignatelli, Vicekönig von Neapel, am 10. Jan. 1799 einen Waffenstillstand ab. Bei dieser unerwarteten Wendung der Dinge brach zu Neapel ein Aufstand der Lazzaroni aus, welche einen Theil der Truppen unter M. entwaffneten, die Officiere der Verrätherei beschuldigten und ihren König selbst vertheidigen wollten. Um ihrer Wuth zu entgehen, mußte sich M. mit seinem Generalstabe dem feindlichen Generale Championnet in die Hände liefern. Nach Frankreich als Kriegsgefangener abgeführt, entwich er 1800 heimlich aus Paris. 1804 erhielt er den Oberbefehl sämmtlicher Truppen in Tirol, Dalmatien und Italien, und entwarf einen Plan zur neuen Organisirung des östr. Heers. Als aber in dem Kriege 1805 die Östreicher am 14. und 15. Oct. an der Iller geschlagen und Memmingen übergeben worden war, mußte sich M. in die Stadt Ulm werfen, wo er, obgleich anfangs zur äußersten Gegenwehr entschlossen, schon am 17. Oct. capitulirte; die 20,000 M. starke Besatzung wurde kriegsgefangen nach Frankreich geführt, er selbst aber auf Ehrenwort entlassen. Bei seiner Rückkehr verhaftet, ward er vor ein Kriegsgericht gestellt, das die Todesstrafe über ihn aussprach. Die Gnade des Kaisers milderte aber dieses Urtheil auf Cassation und zweijährige Festungshaft. 1808 wurde ihm auch die übrige Strafzeit erlassen. Er lebte seitdem zu St.-Pölten, in dessen Nähe er eine kleine Besitzung hat. Auf die Verwendung des Erzherzogs Karl 1819 begnadigt, durfte er wieder bei Hofe erscheinen, ward normalmäßig als Feldmarschalllieutenant pensionirt und erhielt den Maria-Theresien-Orden nebst der Ordenspension wieder. Nach dem Urtheile von Männern, die mit ihm gedient und ihn in der Nähe beobachtet haben, ist M. ein durchaus rechtlicher Mann, dessen Entwürfe aber äußerst kühn waren und der nichts für unmöglich hielt. Mehr Theoretiker als praktischer Strateg, war er ein vortrefflicher Generalquartiermeister, der aber von dem commandirenden General bisweilen zurückgehalten werden mußte. Sein Unglück fing dann an, als er selbst General en Chef wurde.

Mackintosh (Sir James), Baronet, Mitglied des britischen Parlaments, einer der berühmtesten englischen Rechtsgelehrten, zugleich juristischer und politischer Schriftsteller, geb. 1765 im Kirchspiel Dores in der Landschaft Inverneß in Schottland, wurde auf der Schule zu Fortrose erzogen, widmete sich zu Aberdeen der Heilkunde und ward 1787 Dr. der Arzneiwissenschaft. Nach dem Tode seines Vaters ging er zur Rechtswissenschaft über, und verband sich bei dem Ausbruch der franz. Revolution mit Godwin und a. ausgezeichneten Personen zur Vertheidigung der republikanischen Freiheit und der Staatsreform. Späterhin ließ aber sein Eifer für jene Sache nach, und auf Pitt's Empfehlung ward ihm aufgetragen, Vorlesungen über die Gesetze und die Verfassung Großbritanniens in Lincolns-Inn zu London zu halten, in welchen er so heftig gegen die Grundsätze seiner alten Freunde sprach, daß er sich dadurch harte Vorwürfe zuzog. Als Peltier wegen einer Schmähschrift über den Charakter Bonaparte's (damaligen ersten Consuls) in Untersuchung kam, zeigte M. bei der Vertheidigung desselben eine bewundernswürdige Beredtsamkeit. Dies verschaffte ihm die Anstellung als Advocat bei dem Gerichtshofe zu Bombay. Während dieses Verhältnisses soll er seine Mußestunden der Abfassung einer Geschichte Englands von der Revolution an bis zur Regentschaft gewidmet haben. Nach seiner Zurückkunft zum Parlamentsrepräsentanten für die Landschaft Nairn erwählt, zeichnete er sich seit 1820 bei den Berathungen über die Verbesserung der britischen Criminalgesetzgebung aus. 1821 erschien seine schätzbare „Übersicht der Geschichte von Schottland".

Macpherson (James), durch die Bekanntmachung der Gedichte Ossian's (s. d.) berühmt, stammte aus einer angesehenen Familie in dem schottischen Hochlande und war 1738 zu Ruthven in der Grafschaft Inverneß geboren. Er studirte auf den Universitäten Aberdeen und Edinburgh Theologie. Auf der letztern ließ er 1758 ein Gedicht: „The highlander", drucken, worin er viel Feuer und Phantasie verrieth, dem es jedoch noch an Geschmack fehlte. 1759 lebte er als Privaterzieher in der Familie Graham, und überraschte um diese Zeit die literarische Welt durch die Herausgabe einer Sammlung altschottischer Balladen und Gesänge, die er auf Home's Verlangen übersetzt hatte. Die gute Aufnahme, welche sie fanden, veranlaßte später M. zur Herausgabe des „Fingal und Temora." (S. Ossian.) M., der auch für das Geschäftsleben Talente besaß, wurde 1764 von dem Gouverneur Johnson nach Pensacola in Florida als Secretair mitgenommen. Er besuchte verschiedene westindische Inseln und nordamerikanische Provinzen, worauf er 1766 in sein Vaterland zurückkehrte. Hier gab er 1771 seine wohlgeschriebene und gehaltvolle „Introduction to the history of Great Britain and Ireland" heraus. Der Beifall, den sein Ossian gefunden, verleitete ihn zu einer Unternehmung, die ihm völlig mißlang, einer Übersetzung des Homer (1773). Seitdem beschäftigte er sich mit historischen und politischen Gegenständen. 1775 erschien seine „History of Great Britain from the restoration to the accession of the house of Hanover" in 2 Bdn. 4.; ein Werk, in dem zwar eine gewisse Vorliebe für die Stuarts durchblickt, das aber Vieles, was bisher unbekannt oder ungewiß war, ins Licht setzt. Als die Sache der Nordamerikaner die Gemüther beschäftigte, verfaßte er im Sinne der Regierung einige Flugschriften, die durch Kraft des Inhalts und der Schreibart großen Beifall erwarben. Zur Belohnung erhielt er den einträglichen Posten eines Agenten des Nabobs von Arcot, und trat 1780 für den Flecken Camelford ins Unterhaus, ward auch 1785 und 1790 wieder gewählt. Da aber seine Gesundheit abnahm, kehrte er in seine Heimath zurück, wo er 1796 auf einem Landsitze bei Inverneß, den er erbaut und Bellevue benannt hatte, starb. Von dem durch seine Arbeiten erworbenen, ansehnlichen Vermögen bestimmte er 1000 Pfd., um das ganze, von ihm übers. Original des Ossian im Druck herauszugeben, und

300 zur Errichtung eines Denkmals für ihn in Bellevue. Spätere Nachforschungen haben M.'s Charakter gegen den Vorwurf der Täuschung gerechtfertigt; doch sind noch nicht alle Zweifel in Ansehung der Ossian'schen Gedichte dadurch gehoben worden.

Madagaskar (Mondsinsel), von den Portugiesen San-Lorenzo, von den Franzosen Isle-Dauphine genannt, die größte Insel Afrikas, an der Ostseite durch den 52 geogr. Meilen breiten Canal Mozambik von dem festen Lande getrennt (240 Meilen lang; 60 Meilen in der größten Breite; 10,500 □M.). Durch die Franzosen, die sich zu Colbert's Zeiten und in der Mitte des vorigen Jahrh., aber ohne bleibenden Erfolg, hier niederließen, wurde sie zuerst bekannt. Madagaskar wird durch eine von Norden nach Süden laufende hohe Bergkette getheilt, an deren Fuß viele Bäche und Flüsse entspringen, die das Land bewässern. Die Berge sind mit Waldungen bedeckt und bieten die größte Mannigfaltigkeit von Bäumen und Kräutern dar. Die Ebenen, mit Ausnahme der Küsten, sind außerordentlich fruchtbar. Fast ohne Arbeit werden erbaut: Reis, Bataten, Südfrüchte, Indigo, Seide; auch hat die Insel einige ihr eigenthümliche Balsam- und Gummigewächse. Elefanten und Raubthiere gibt es nicht, dagegen viel Hornvieh und Schafe. An Mineralien finden sich Edelsteine, Eisen und Salz. Die Ureinwohner, Madegassen oder Malgaschen genannt, sind von schwarzer Farbe, mittlerer Größe, wohlgebildet, munter und kraftvoll. Die Fremdlinge, größtentheils arabischen und malaischen Ursprungs, treiben verschiedene Handwerke. Das Innere bewohnen verschiedene Stämme, die von kleinen Fürsten beherrscht werden. Ihre Religion hat etwas Ähnliches mit der mohammedanischen. Auf der Nordostseite der Insel lebt ein Volk jüdischer Abkunft, das die Beschneidung und die Feier des Sabbaths beobachtet. In den Gebirgen wohnt ein Stamm Menschen von kleiner Gestalt; daher die Fabel von einem Zwergvolke. Die ganze Bevölkerung wird von Rochon (1768—71) auf vier Mill. angegeben. Die Portugiesen entdeckten M. 1506, doch erwähnt ihrer schon Marco Polo im 13. Jahrh. u. d. N. Magastar oder Madaiascar. Engländer und Holländer machten mehrmals vergebliche Versuche, sich da niederzulassen. Die Franzosen legten 1665 eine Colonie an, konnten sich aber so wenig als im vorigen Jahrh. behaupten. Doch treiben sie noch Handel mit der Insel, holen von dort Reis für ihre afrikanischen Colonien, und haben auf der nahen Insel Sta.-Maria eine kleine Niederlassung. Die Engländer besitzen jetzt auf der Nordküste ein Fort mit dem Hafen Louquez. Die dortige Colonie ist abhängig von dem Statthalter auf St.-Mauritius. 1823 verpflichtete sich ein madagask. König gegen die Engländer zur Aufhebung des Sklavenhandels, wofür er Kleidungsstücke erhielt. Auch macht das Christenthum auf der Insel Fortschritte.

Madame, ohne Zusatz, wird in Frankreich des Königs Bruders Gemahlin, des Königs Vaters Schwester, oder des Königs Mutter Schwester, oder die fille de France (d. i. Tochter des Königs, oder des bei seinen Lebzeiten verstorb. Dauphins) genannt. Mesdames de France heißen überhaupt die Töchter der franz. Könige. — **Mademoiselle**, ohne Zusatz, war ein Ehrentitel, welcher in Frankreich des Königs Bruders Töchtern, des Königs Vaters Bruders Töchtern, oder des Königs Mutter Bruders Töchtern gegeben wurde. 1734 wurde verordnet, daß er nur der ersten Prinzessin von Geblüte gegeben werden sollte.

Madēra, Madeira, eine den Portugiesen gehörige afrikanische Insel, westlich von Afrika und nördlich von den canarischen Inseln, unter dem 32° 37′ n. Br., wurde 1419 von den Portugiesen entdeckt, und von ihnen, wegen des Holzreichthums (Madeira heißt auf portug. Holz), Madeira genannt. Diese Basaltinsel (16½ □M.) ist ein ausgebrannter Vulkan, der sich bis 5300 Fuß über das Meer erhebt und, von Regenströmen in tiefe Schluchten zerrissen, den Anblick

eines aus mehren Theilen bestehenden Ganzen darstellt, zwischen welchen tiefe Thäler sich herabziehen, in welchen größere und kleinere Bäche eine reichliche Bewässerung gewähren; daher das herrliche, einem immerwährenden Frühlinge gleichende Klima, die große Fruchtbarkeit und das üppige Wachsthum des aus vulkanischer Erde bestehenden Bodens. Die Luft ist äußerst gesund. Das ganze Jahr hindurch wachsen Blumen und Früchte. Das Haupterzeugniß, der Maderawein, ist berühmt. Die Weinpflanzungen liefern jährlich 30,000 Pipen oder etwa 90,000 Ohm, wovon die Hälfte ausgeführt wird. Die beste Sorte ist der Madera-Malvasier, der selbst dem berühmten Dry-Madera vorgezogen wird. Letzterer heißt deßhalb Dry- (trockener) Madera, weil er aus demjenigen Safte zubereitet wird, der den allerreifsten, schon etwas trockenen Trauben noch vor der Kelter entträufelt. Es ist ein Irrthum, daß der Maderawein, um den höchsten Grad der Güte zu erlangen, drei Mal die Linie müsse passirt haben und alsdann Tri-Madera genannt werde; denn obgleich manche Ostindienfahrer denselben auf ihrer Hinfahrt einnehmen, um ihn bei ihrer Rückkunft theuerer zu verkaufen, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß weite Seereisen dem Madera zuträglich sind, so kann man doch nur sagen, dieser Wein habe die Linie zwei Mal passirt; denn bei der Lage der Insel auf der nördlichen Halbkugel ist ein dreimaliges Passiren der Linie für denjenigen Madera, der in Europa getrunken werden soll, eine physische Unmöglichkeit. Die Weinberge werden immer nur auf ein Jahr verpachtet. Vier Zehntheile des reinen Ertrages gehören dem Pächter, vier andere dem Eigenthumsherrn, eins dem Könige und eins der Geistlichkeit. Anstatt der Waldungen, die zur Zeit der Ankunft der Portugiesen diese Insel bedeckten, findet man jetzt viele Kastanien-, Pomeranzen-, Citronen-, Aprikosen- und Pfirsichbäume rc., deren Früchte durchgehends auf dieser Insel einen süßern Geschmack haben. In den Gärten zieht man, außer mancherlei Küchengewächsen, auch Ananas und a. tropische Gewächse. Zuckerrohr wird wenig gebaut, das Getreide reicht nicht zum Bedarf hin, daher man den Mangel durch auswärtiges Getreide, durch Arumwurzeln, Bataten und Kastanien ersetzt. Aus Europa hat man Rindvieh, Schafe und Pferde hierher gebracht, welche von kleiner Art sind. Wilde, giftige Thiere, Schlangen und dgl. fehlen ganz. Die Einwohner (105,000) sind *meistens* portug. Abkömmlinge; auch Mulatten und Neger finden sich hier. Portugal hält hier einen Generalgouverneur und bezieht von der Insel beträchtliche Einkünfte (500,000 Piaster), welche die Ausgaben für die Besoldung der Beamten und Unterhaltung der Truppen übersteigen. Der Handel ist meistens in den Händen der Engländer. Funchal, die Hauptst., der Sitz des Gouverneurs und des Bischofs, erhebt sich amphitheatralisch auf der Südküste der Insel, im Hintergrunde einer Bai, entspricht aber im Innern keineswegs dem schönen Anblick von Außen. Sie hat einen von 4 Forts vertheidigten Hafen und 15,000 Einw. — Nördlich von Madera liegt die dazu gehörige kleine Insel Porto-Santo, mit 1200 Einw. Sie ist reich an Federwildpret. S. Pitta, „Account of the island of Madeira" (Lond. 1812).

Madisson (James), ehemaliger Präsident der Verein. Staaten von Nordamerika. Er war dazu 1809 und zum zweiten Male 1813 gewählt worden, wie es früher mit seinem Vorgänger, Thomas Jefferson, geschehen war, unter welchem er das wichtige Amt eines Staatssecretairs bekleidete, nachdem er vorher in diplomatischen Angelegenheiten gebraucht worden war. Er gehörte zu der Partei, die sich auf die Seite der Franzosen neigte. Dieser Partei gab man die Veranlassung zu dem Kriege mit England 1812 Schuld, zu welchem aber freilich auch Englands Anmaßung zur See viel beitrug. Dieser Krieg störte den aufblühenden Wohlstand der Vereinigten Staaten außerordentlich. Die Fehler, welche die amerikanischen Generale aus Unfähigkeit oder Feigheit begingen, wurden dem Präsi-

denten zugeschrieben. Das Mißvergnügen über ihn äußerte sich besonders bei der Gegenpartei, den Föderalisten (engl. Partei), welche die Absicht merken ließen, einen andern Präsidenten zu wählen. M. benahm sich in diesem kritischen Zeitpunkte mit männlichem Muthe. Nach dem Abzuge der Engländer von Washington versammelte er den Congreß, eröffnete die Sitzung desselben mit einer kriegerischen Rede, und nahm so kräftige Maßregeln, daß die Amerikaner in kurzer Zeit ein Übergewicht, besonders durch einige glückliche Vorfälle in Canada, erhielten. Die Folge war, daß der am 24. Dec. 1814 zu Gent mit England geschlossene Friede den Zustand vor dem Kriege wiederherstellte. Darauf bemühete sich M. mit dem günstigsten Erfolge, den Wohlstand der Verein. Staaten zu heben. Am 1. März 1817 unterzeichnete er die Navigationsacte. Drei Tage nachher legte er seine Stelle nieder; der bisherige Staatssecretair, James Monroe, ward sein Nachfolger.

Madonna. Mit diesem ital. Worte (gleichbedeutend mit dem franz. Madame) wird vorzugsweise die Mutter Maria bezeichnet. Daher Madonnengesicht, Madonnenbild u. s. w. (Vgl. Maria.)

Madras, Hauptstadt der brit. Präsidentschaft gl. N. in der ostind. Landschaft Karnatik, auf der Küste von Koromandel, liegt in einer sandigen Gegend, am Flusse Palier und am Meere. Sie besteht aus der weißen Stadt oder Neu-Madras und aus der schwarzen Stadt, und hat 300,000 Einw. Die schöne und regelmäßige weiße Stadt ist mit einer Mauer umgeben, bloß von Europäern bewohnt, der Sitz der reichen Kaufleute, ungeheurer Waarenmagazine, Kaufmannsgewölbe und Kramladen. Mitten in derselben liegt das Fort St.-Georg, einer der festesten Plätze in Ostindien, worin der prächtige Gouvernementspalast und ein Zeughaus sich befindet, aus welchem 40,000 M. bewaffnet werden können und das einen großen Vorrath von schwerem Geschütz enthält. Vor dem Gouvernementsgebäude ist der große, viereckige Paradeplatz, und diesem gegenüber steht das Rathhaus; die andern Seiten des Platzes nehmen die übrigen Compagniegebäude ein. Durch eine Esplanade getrennt von der weißen Stadt, liegt die schwarze Stadt, ein großer fester Ort, worin die schönsten Paläste mit den elendesten Hütten, breite Straßen mit engen Gassen wechseln, und worin, außer Europäern, Armenier, Bengaler, Chinesen, Peguaner, schwarze Juden und Mauren (mohammedanische Araber) wohnen. Madras hat Kirchen von verschiedenen Religionsparteien, darunter die schönste Kirche Asiens, welche auf Säulen ruht und in einem Palmenhaine liegt, Klöster, Moscheen, Pagoden, eine lutherische Missionsanstalt, eine Sternwarte, eine Buchdruckerei, eine Waisenversorgungsanstalt, ein Irrenhaus, ein Collegium für die indischen Sprachen, eine literar. Gesellschaft, und mehre Lehranstalten, darunter Bell's berühmte Schule, genannt Asylum. Man verfertigt weiße und bunte Baumwollenwaaren, Glasarbeiten zum Putz für die Hindufrauen, und unterhält erhebliche Töpfereien, Ziegelbrennereien und Salzsiederreien. Wichtiger ist der Handel, obgleich die Stadt nur eine mittelmäßige Rhede hat. Den Mangel des guten Trinkwassers ersetzt eine in neuern Zeiten angelegte Wasserleitung, welche das Trinkwasser aus der umliegenden Gegend in alle Theile der Stadt führt. Madras steht an der Stelle, wo vor ältern Zeiten das Städtchen Tschinnapatnam stand, welches dem Könige von Bisnagor gehörte, von dem es die Briten 1645 bekamen und hier die Stadt und das Fort St.-Georg erbauten. — Die Präsidentschaft Madras (8791 □M. und 19 Mill. Einw., wovon 15 in den unmittelb. Besitzungen) begreift den östlichen Theil der Halbinsel diesseit des Ganges, vom Cap Komorin bis Balasore, oder von 8° bis 22° der Breite, und ist in 9 Provinzen eingetheilt, unter denen Mysore, Malabar und Travancore zu bemerken sind. Die Staatseinkünfte betragen über 5,400,000 Pf. St.

Madrid, Hauptst. Spaniens, in dem Königreiche Neucastilien, auf einem unebenen, mit Hügeln umgebenen Boden (13° 58′ L. und 40° 25′ B.) am Manzanares, enthält in 7500 H. über 170,000 Einw. Keine andre Residenz in Europa liegt gleich Madrid 2276 Fuß über die Meeresfläche. Sie hat 32 große Brunnen und treffliches Trinkwasser, welches jedoch mehre Stunden weit hergeleitet werden muß. Im Kanzleistyl heißt Madrid die sehr edle, rechtliche, berühmte und heroische Stadt. Sie bildet ein unregelmäßiges Viereck, ist bloß mit einer Mauer umgeben, hat ungefähr 3½ Stunden im Umfange und in der größten Länge 1¼ Stunde. Die neuern Häuser sind zum Theil in gutem Geschmack gebaut. Die Unreinlichkeit, über die sonst geklagt ward, hat in neuern Zeiten abgenommen; die Stadt ist des Nachts erleuchtet und die meisten Straßen sind gut gepflastert. Die schönsten sind die von Alcala, S.-Bernardo und Fuencarral. Die 77 Kirchen und fast ebenso viel Klöster dürfen in der Hauptst. Spaniens nicht auffallen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das seit dem Brande 1734 neu aufgeführte königl. Residenzschloß aus. An der entgegengesetzten Seite ist das ehemalige Residenzschloß Buen-Retiro, dessen großer und schöner Park während der Revolution sehr gelitten hat. Der große Marktplatz (Plaza mayor) ist durch Buden verbaut; ein andrer kleinerer öffentlicher Platz, la Puerta del Sol (Sonnenthor), wird am häufigsten besucht und ist der Sammelplatz von Leuten aus allen Ständen. Der berühmteste Spaziergang in Madrid ist der ¾ Stunden lange, aus mehren Alleen bestehende und mit Springbrunnen geschmückte Prado. Die Gegend um Madrid ist angenehm und gut angebaut. Es befinden sich in Madrid die obersten Staatsbehörden, ehemals auch das Oberinquisitionsgericht, eine 1770 erneuerte Universität, und 13 königl. Akademien: der Wissenschaften, der Geschichte, der Medicin, der schönen Künste, der Rechtswissenschaft, der Mineralogie &c., mehre Bibliotheken, Museen und Kunstsammlungen. Auch hält man Madrid für den Mittelpunkt des spanischen Fabrikwesens; doch ist darin noch viel Unvollkommenheit, und es fehlt an einer Menge Bequemlichkeiten. Seit Philipp II. ist Madrid der Wohnsitz der Könige von Spanien, welche sich abwechselnd in der Stadt und auf den Sitios (Lustschlössern), z. B. zu Aranjuez, aufhalten. — Am 2. Mai 1808 brach in Madrid der Volksaufstand gegen die Franzosen aus, welche der damalige Großherzog von Berg, Prinz Murat, befehligte. Bald folgte die gesammte spanische Nation diesem Beispiele mit ebenso viel Muth als Beharrlichkeit. S. Adolf Blanqui's „Reise nach Madrid im Aug. und Sept. 1826", aus dem Franz. von Gust. Sellen (Leipz. 1827).

Madrigal, eine Form des lyrischen Gedichts von kleinem Umfange, welches geeignet ist einen artigen, sinnreichen Gedanken, dessen Inhalt gewöhnlich die Liebe ist, auszudrücken. Sie enthalten nicht unter vier, und nicht leicht über 16 Verse und bestehen häufig aus Hendekasyllaben, mit kürzern Versen vermischt, oder aus achtsylbigen gereimten Versen, mit freier Reimverbindung. Anfangs wurden diese Poesien von den Provençalen in ihrer weichen Mundart Madrials genannt, weil man sie zu materiellen, d. h. zu gemeinen und niedrigen, Gegenständen brauchte; doch gibt man auch noch andre Ableitungen, z. B. von Mandre, der Schäfer, an. Die ersten Madrigale hat man von Lemmo aus Pistoja, welche von einem gewissen Casella, dessen Dante Erwähnung thut, in Musik gesetzt wurden. In der Folge erhielten sie bestimmtere Regeln in Hinsicht der Verszahl und der Reime. Der dabei gebrauchte musikalische Styl war ursprünglich ein taktmäßiges Recitativ; nachher wurde es gesangreicher, und verwandelte sich endlich in einen ausgearbeiteten Fugenstyl. Gewissermaßen sind die Motetten an deren Stelle getreten. Auch auf Instrumente wurde der Madrigalgesang übertragen; man findet daher aus dem 16. und 17. Jahrh. Madrigale für die Orgel und a. Instrumente. Tasso's Madrigale gehören zu den schönsten der ital. Poesie. Seit Kaspar Ziegler (geb. zu

Leipzig 1621), welcher der erste deutsche Madrigalendichter ist, behandelten diese Form unter den Deutschen mit besonderm Glück Hagedorn, Götz, Gotter, Voß, Manso, Göthe, A. W. Schlegel (in seinen „Blumensträußen") u. A.

Maffei. Dieses berühmte Geschlecht aus Verona, das sich durch mehre Gegenden Italiens verbreitete, hat auch einige Gelehrte hervorgebracht. 1) **Alessandro** (Marchese), geb. 1662 zu Verona, kam als Edelknabe an den Hof des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern, seines Pathen. Er machte unter Maximilian Emanuel die Feldzüge gegen die Türken und gegen Frankreich, diente mit Ruhm im spanischen Erbfolgekrieg, ward nach dem Siege bei Belgrad (1717), wozu er viel beitrug, Feldmarschall, und starb 1730 in München. Das ital. Original der unter seinem Namen erschienenen und ins Franz. (Haag 1740, 2 Bde., 12.) übers. „Denkwürdigkeiten" (Verona 1737) ist von seinem Bruder Scipio. 2) **Bernardino**, geb. zu Rom 1514 und in Padua erzogen, ward im 35. J. Cardinal, und starb im 40. Er besaß eine von einem seiner Vorfahren gegründete, unermeßliche Sammlung von Münzen, die er in seiner verloren gegangenen „Geschichte nach den Münzen" trefflich benutzte. Andre zugleich angefangene Werke blieben Bruchstücke; man besitzt bloß einige in verschiedenen Sammlungen zerstreute Briefe von ihm, aber die meisten seiner gelehrten Zeitgenossenspendeten ihm große Lobsprüche. 3) **Francesco Scipio** (Marchese), 1675 zu Verona geb., studirte im Jesuitercollegium zu Parma, und ging 1698 nach Rom, wo er sich der Dichtkunst widmete und unter die Arkadier aufgenommen wurde. Später nahm er Kriegsdienste, machte unter seinem Bruder Alexander im spanischen Erbfolgekriege einige Feldzüge in Italien und Deutschland mit, und wohnte 1704 der Schlacht von Donauwörth als Freiwilliger bei. Die Liebe zu den Wissenschaften rief ihn bald wieder nach Italien zurück. Hier schrieb er bei Gelegenheit eines Streites, worein sein ältester Bruder verwickelt wurde, ein Buch („Della scienza chiamata cavalleresca", Rom 1710, 4.) voll gelehrter Untersuchungen über die Gebräuche der Alten, die Streitigkeiten zwischen Privatpersonen zu schlichten, in welchem er darthut, daß das Duell der Religion, der gesunden Vernunft und dem Interesse des bürgerlichen Lebens zuwider sei. Um der Literatur seines Vaterlandes, deren Verfall ihn betrübte, aufzuhelfen, unternahm er mit Apostolo Zeno und Vallisnieri eine Zeitschrift, deren Zweck war, den Schriftstellern die Mängel ihrer Werke aufzudecken und sie mit der Literatur des übrigen Europa bekanntzumachen. Zu gleicher Zeit richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Theater seines Vaterlandes, welches er sowol durch eine Sammlung der besten ital. Lust- und Trauerspiele („Teatro italiano", 1723, 3 Bde.), als auch durch s. „Merope" bereicherte. (S. **Ital. Theater.**) Kaum hat eine Tragödie je einen so glänzenden u. dauernden Beifall gefunden; obgleich sie nur ein verständiger Versuch war, die Vorzüge der griech. und franz. Tragödie zu verbinden. Auch sein Lustspiel „La ceremonia" wurde mit Erfolg auf die Bühne gebracht. In der Absicht, das vernachlässigte Studium der griech. Sprache unter seinen Landsleuten zu beleben, berief er geschickte Lehrer, die er auf seine Kosten in Verona unterhielt. Die Entdeckung einiger wichtigen Handschriften in der Domkirche seiner Vaterstadt gab seiner gelehrten Beschäftigung eine neue Richtung. Er widmete sich der Diplomatik. Eine reife Frucht dieser Studien war seine „Geschichte von Verona". M.'s Ruhm war allgemein anerkannt, als er 1732 sich nach Frankreich begab. Er besuchte sodann England, Holland und kehrte über Wien, wo Karl VI. ihn auf das schmeichelhafteste aufnahm, nach Italien zurück. Hier beschloß er sein den Wissenschaften und der Poesie gewidmetes Leben 1755 in seiner Vaterstadt, die ihm aus Dankbarkeit ein Ehrendenkmal setzen ließ. Unter seinen zahlreichen Schriften sind noch auszuzeichnen: 1) „Rime e prose" (Vened. 1719, 4.); 2) „Merope" (Modena 1713); 3) „Istoria diplomatica"; 4) „Degli anfiteatri e singolarmente

del Veronese"; 5) „**Museum Veronense**"; 6) „**Verona illustrata**", und viele andre, besonders über seine Vaterstadt. Eine Ausg. seiner sämmtl. Werke erschien zu Venedig 1790, in 21 Bdn., 4.) Giovanni Pietro, einer der gelehrtesten Schriftsteller unter den Jesuiten, stammte von einem in Bergamo angesiedelten Zweig des Geschlechts. Er wurde hier 1535 geb., ging nach Rom, wo er sich mit Annibal Caro und a. gelehrten Männern verband, nahm später den Lehrstuhl der Beredtsamkeit in Genua an, wo er bald auch Secretair der Republik wurde, und trat zwei J. nachher zu Rom in den Jesuiterorden. Im römischen Collegium lehrte er mit Erfolg die Beredtsamkeit, und gab (1570) eine lat. Übersetzung von Acosta's „Geschichte von Indien" heraus, deren schöne Schreibart den Cardinal Heinrich v. Portugal veranlaßte, den Verf. nach Lissabon zu berufen und ihm die Abfassung einer allgemeinen Geschichte von Indien zu übertragen, wozu er ihm die Urkunden aus den Archiven mittheilen ließ. Dieses Werk („**Historiarum indicarum libri XVI**") erschien 1588 zu Florenz und in einer bessern Ausg. zu Köln 1593, ist aber nur durch die Schreibart und keineswegs durch Kritik und Gründlichkeit auszeichnet. 1581 kam M. nach Rom und Siena zurück, immer mit der Ausfeilung seiner Werke beschäftigt, worin er so mühsam und ängstlich genau war, daß er oft ganze Tage mit dem Abglätten einiger Redensarten zugebracht haben soll. Er starb 1603 zu Tivoli. 5) Paolo Alessandro, ward 1653 zu Volterra geb. Er befehligte in Rom eine Compagnie der päpstl. Garde, setzte dabei seine gelehrten Beschäftigungen eifrig fort, und erwarb sich durch fleißigen Besuch der Museen und Cabinete eine ausgebreitete Kenntniß der Denkmäler des Alterthums. Erst in seinem 50. J. machte er die Früchte seiner freilich nicht sehr kritischen Arbeiten bekannt. Er starb zu Rom 1716. Seine wichtigsten Werke sind: „**Raccolta di statue antiche e moderne**" (Rom 1704, Fol.), worin 163 Abbild. von alten Denkmälern enthalten sind, die sich in Roms Palästen, Gärten und Sammlungen befinden, und eine neue Ausg. der „**Gemme antiche figurate colle sposizioni**" des Lionardo Agostini, die 1707 zu Rom erschien, aber, ungeachtet sie die vollständigste ist und durch M.'s Zusätze und Anmerk. neuen Werth erhält, doch von Liebhabern weniger als die älteste und seltene, durch schöne Kupferabdrücke ausgezeichnete Ausg. vom J. 1657 (2 Bde., 4.) gesucht wird. (Vgl. Ebert's „Bibliogr. Lex.", Art. Agostini.) 6) Rafael, auch u. d. N. Rafael von Volterra bekannt, ward gegen die Mitte d. 15. Jahrh. zu Volterra geb., widmete sein ganzes Leben gelehrten Beschäftigungen, und starb 1522 in seiner Vaterstadt. Seine bekanntesten Werke sind die zuerst 1506 zu Rom erschienenen „**Commentarii rerum urbanarum libri XXXVIII**", die in den ersten 23 Büchern geographische und biographische Abhandlungen, in den letzten aber eine encyklopädische Übersicht aller gegen Ende d. 15. Jahrh. verbreiteten Kenntnisse enthalten.

Mafra, Villa mit 400 H. und 1000 Einw. in der Provinz Estremadura, ungefähr 5 deutsche Meilen nordwestlich von Lissabon, unfern dem Meere, in einer dürftigen hochgelegenen Gegend, hatte einst das ärmste Kloster in Portugal, und hat jetzo das prächtigste. In einer Krankheit gelobte Johann V. den Bau dieses Klosters an der Stelle des schlechtesten seines Reiches, und von 1717—31 wurde dieses Gelübde, mit einem Aufwande von mehr als 20 Mill. Gulden, erfüllt. In seiner viereckigen Form dem Escurial ähnlich, ist es ihm an Ausdehnung überlegen, indeß mehr ein Denkmal der Prachtliebe und des Aufwandes, als der Größe; in den Augen der Eingeborenen aber: **a Maravilha** (das Wunder) **de Portugal**! Ein deutscher Goldschmied, Friedrich Ludwig, der bei den Arbeiten für die Patriarchalkirche reich geworden war, wurde mit der Ausführung dieses Gebäudes beauftragt. Es wird durch ausgedehnte Gärten mit reichversorgten Anpflanzungen, und seit 1772 durch eine Klosterschule belebt, die Joseph I. dort stiftete. Auf der Westseite ist ein ionischer sechssäuliger Porticus, welcher zu der

aus Marmor erbauten Kirche führt, zu deren Seiten Pavillons für die königl. Familie und den Patriarchen mit der hohen Geistlichkeit ins Auge fallen. Zu dem gewaltigen Umfange dieses unerfreulichen Gebäudes, das 866 Zimmer und mehr als 2500 Thüren und Fenster enthalten soll, gehören das Augustinerkloster mit 300 Zellen, einer Bibliothek von 50,000 Bdn. und einem Naturaliencabinet, die Schule, der Park und Thiergarten. Freunde der Kunst finden jedoch mehr in der Abtei Batalha. Dieses durch den engl. Baumeister Murphy genauer bekannt gewordene Kloster, leider noch unvollendet, gehört zu den wichtigsten Denkmälern der gothischen Baukunst. S. Murphy's Prachtwerk (London 1791, Fol.), dem als Text die geschichtlichen Erklärungen von Luis de Sousa beigegeben sind. 19.

Magdalena, oder Maria von Magdala, einer Stadt am galiläischen See in Palästina, wird nach einem alten exegetischen Irrthum die Luc. 7. ohne Angabe ihres Namens erwähnte Sünderin genannt, die für ihre Reue und Anhänglichkeit an Jesus der Vergebung ihrer Sünden von ihm versichert ward. Weil sie durch Übermaß in der Liebe gesündigt hatte und aus einer Buhlerin eine Heilige wurde, ergriff die Andacht, und mit ihr die religiöse Poesie und Kunst, den aus ihrer Bekehrung und den Lebensumständen jener mit ihr verwechselten Maria von Magdala (s. Maria) zusammengesetzten geschichtlichen Stoff, um sich das heilige Magdalenenbild zu schaffen, das zu den anziehendsten Gegenständen der schönen Kunst gehört, und wie es die Frommen rührt, besonders gefallenen bußfertigen Frauen und Mädchen ungemein tröstlich ist. Mit der Hoffnung, wie Magdalena begnadigt zu werden, vereinigten sich solche Bekehrte zu einem geistlichen Orden, der in Deutschland schon vor 1215 bestand und um solche Zeit in Frankreich, Italien und Spanien viele Häuser erhielt. Sie nannten sich Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, Büßerinnen, Pönitentierinnen, in Frankreich Madelonetten, nahmen die angebliche Regel des h. Augustinus an, und theilten sich in mehre durch Farbe der Kleidung (weiß, grau oder schwarz) und mannigfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verschiedene Congregationen. Dieser Orden, der anfangs nur gefallene Mädchen und Buhlerinnen aufnahm, hat sich bis in beide Indien verbreitet, und, obgleich seine Nonnen, nur zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen verpflichtet, sich sonst nicht gemeinnützig machen, auch durch Aufnahme ehrbarer Jungfrauen von ihrer ursprünglichen Bestimmung abgewichen sind, bis in die neueste Zeit erhalten. Die in protestantischen Ländern noch übrigen katholischen Magdalenenstifte haben sich zur Krankenpflege bequemen müssen, z. B. das zu Lauban in der Oberlausitz. E.

Magdeburg, berühmt als Festung und (seit Karl d. Gr.) Handelsplatz, Hauptstadt des Herzogthums und des Regierungsbezirks gl. N., in der Provinz Sachsen, hat eine hölzerne Elbbrücke, und liegt 20 Meilen von Berlin in einer Ebene am linken Elbufer. Sie hatte sonst 5 Theile: Neumarkt und Altstadt, oder die eigentliche Festung, die Landstädte Neustadt und Sudenburg, die Friedrichsstadt oder die Thurmschanze auf dem rechten Elbufer, und die 1680 auf einer Insel vor dem Brückenthore erbaute Citadelle, mit einem großen Proviant- und Zeughause und der kath. Soldatenkirche. Unter den Außenwerken ist der Stern vor dem sudenburger Thore mit seinen vielen Casematten und Minen merkwürdig. Diese Sternschanze, wo man das für Trenk eingerichtet gewesene Gefängniß zeigt, hat seit 1813 durch das Fort Scharnhorst eine gesicherte Verbindung mit der Hauptfestung erhalten. Die Thurmschanze ist als Brückenkopf zu betrachten. Die Sudenburg und Neustadt, welche gegen 12,000 Einw. enthielten, lagen so nahe an den Werken, daß sie die Franzosen 1812 niederrissen. Seit 1818 wurde ein Theil der Neustadt, der unter den Kanonen der Festung liegt, wieder aufgebaut. Magdeburg mit seinen 16 Bastionen, vielen Außenwerken und einem zweiten bastionirten Wehrkreis (Enceinte) bildet eine der stärksten Festungen Europas und

deckt die Mittelelbe. Die Schulgebäude vom Kloster Bergen wurden 1813 niedergerissen, weil sie der Festung zu nahe lagen und die Schulanstalt mit der Klosterschule in der Stadt verbunden. Am alten Markte steht das seit 1691 neuerbaute große Rathhaus, am neuen Markte oder Domplatze aber die Dompropstei, ehemals der Bischofshof genannt. Das Landschaftshaus, das Stadt= und Landgerichtshaus, der Packhof (das Waarenlager der auswärtigen Güter an der Elbe), die alte Bildsäule des Kaisers Otto I., die schöne Wassermühle und Wasserkunst, die große, an die Stelle des 1811 abgebrannten Zeughauses am Domplatze erbaute Caserne mit ins Kreuz gewölbten Ställen für 600 Pferde u. s. w. sind sehenswerth. Die Einwohner sind größtentheils Lutheraner und Reformirte. Unter den 7 lutherischen Pfarrkirchen ist die vornehmste die von Quadersteinen mit 2 Thürmen erbaute schöne gothische Domkirche zu St.=Moritz, welche Koch (Magdeburg 1815) besonders beschrieben hat. Das Domstift ist aufgehoben. Die Katholiken benutzen die Kirche Unserer Lieben Frauen in der Altstadt. Sehenswerth sind noch die Johannis=, die Katharinen= und die Jakobskirche, die katholische und die wallonische Kirche mit ihrem großen Thurm. M. hat 2 gelehrte Schulen, die Kloster= und die Domschule, und 7 Vorschulen, ferner eine Kriegsschule und eine Handlungsschule. Zum Vortheil des Handels ist 1743 ein Canal angelegt worden, der mittelst der Ihle und Stremme die Elbe und Havel verbindet. Unter den 4 Jahrmärkten ist die sogenannte Heermesse vor Michaelis am bedeutendsten. Ansehnlich sind die Manufacturen von wollenen Strümpfen, feinen Handschuhen, Linnen= und Wollenband, Wollenzeuchen, Sammet, Seidenband, Fayence, Taback, Cichorien u. s. w. Der Handel auf der Elbe ist bedeutend, besonders in Speditionsgeschäften, und dürfte in Folge der freien Elbschifffahrt und der Assecuranzgesellschaft noch höher steigen. Es kommen jährlich über 300 Fahrzeuge an. Die Einwohnerzahl beträgt ohne die Garnison, jedoch mit Inbegriff der Vorstädte, 36,600. — Magdeburg war Otto des Gr. Lieblingssitz. In der Reformationsperiode bewies die Bürgerschaft eine seltene Thatkraft. Am 20. (10.) Mai 1631 ward Magdeburg von Tilly und Pappenheim mit Sturm genommen und größtentheils zerstört. Seitdem ist Magdeburg bis 1806 nicht wieder erobert worden. Damals übergab es der altersschwache Commandant, General v. Kleist, nach der jenaer Schlacht, am 11. Nov. an Ney auf eine höchst unrühmliche Weise. Im tilsiter Frieden wurde es an Frankreich überlassen, welches die Festung zum Königreich Westfalen schlug. Im Befreiungskriege 1813 ward Magdeburg von einem Corps unter Tauenzien blos eingeschlossen und nach dem pariser Frieden an Preußen zurückgegeben. Vgl. K. Ch. F. v. Lützow's „Versuch einer pragmatischen Geschichte von Magdeburg" (Thl. 1., Berlin 1827).

Magellan (Fernando de), eigentlich **Magelhaens**, Seefahrer, war von Geburt ein Portugiese aus einer guten Familie, diente mit Ruhm 5 Jahre unter Albuquerque in Ostindien, und that sich bei der Eroberung von Malakka 1510 hervor. Da er aber seine Dienste für schlecht belohnt von seinem Hofe hielt (nach Andern wegen verschuldeter Veruntreuung), begab er sich zu König Karl V. von Spanien. Sein Landsmann, Ruy Falero, der in der Geographie und Astronomie gute Kenntnisse hatte, begleitete ihn. Beide faßten den kühnen Plan, einen neuen Weg von Westen nach den Molukken aufzufinden, von denen sie zu beweisen sich erboten, daß sie auf die vom Papste der Krone Castilien zugetheilte Seite fielen. Sie sollen das Unternehmen zuerst dem Könige Emanuel von Portugal angeboten, dieser sie aber zurückgewiesen haben, um nicht andern Nationen jenen Weg nach Ostindien zu öffnen, dessen Handel damals ausschließlich von den Portugiesen geführt wurde. Der König von Spanien nahm ihren Vorschlag an, und am 20. Sept. 1519 segelte M. mit 5 Schiffen und 236 Mann unter seinem Befehl von San=Lucar ab. Am 12. Jan. 1520 erreichte er die Mündung des La Plata;

vom 31. März an mußte er 5 Monate lang in St.-Julian überwintern. Bald zeigte sich Unzufriedenheit unter den Officieren, welche einem abtrünnigen Portugiesen nicht gehorchen mochten. Ihre Meuterei ward jedoch von M. kräftig unterdrückt. Er befand sich damals an der Küste von Patagonien, und seine erste Reise enthält Nachrichten von der Riesengröße der Einwohner, worüber in der Folge so viel gestritten worden. Gegen Ende Octobers 1520 erreichten sie ein Vorgebirge, das sie de las Virgines nannten, und das am Eingange der Meerenge liegt, welche nachher den Namen der magellanischen Straße erhalten hat. Der Befehlshaber mußte sein ganzes Ansehen anwenden, um die Mannschaft zu bewegen, sich in diese unbekannte Straße zu wagen, mit der Aussicht, jenseit einen weiten Ocean zu finden, indem ihre nur noch für 3 Monate hinreichenden Lebensmittel ausgehen möchten. Wirklich verließ ihn auch eins seiner Schiffe und steuerte nach Europa zurück. Die übrigen fuhren weiter und entdeckten am 27. Nov. die Südsee. Sie begaben sich in dieses jetzt zum ersten Mal von den Europäern besuchte Meer, und waren der Hungersnoth nahe, als sie zwei wüste und unfruchtbare Inseln entdeckten. Das Wetter war indeß so anhaltend mild und ruhig, daß sie dem Meere den Namen des stillen Oceans beilegten. Am 6. März 1521 wurden sie der Ladronen ansichtig, so von ihnen benannt wegen der Neigung der Bewohner zur Dieberei. Von da kamen sie zu dem Archipelagus von St.-Lazarus, nachher die Philippinen genannt. Auf einer dieser Inseln, Namens Zebu, erlangte M. die Bekehrung des Königs zum Christenthum, blieb aber in einem Gefecht gegen den Beherrscher der Insel Matan den 26. April 1521. Ohne dies unglückliche Ereigniß würde er den Ruhm des ersten Weltumseglers erworben haben, den jetzt Cano sich zueignete, welcher sein Schiff glücklich über Ostindien zurückbrachte und am 7. Sept. 1522 in San-Lucar einlief. Ein Auszug aus M.'s Reisetagebuche steht in Ramusio's Sammlung; vollständig ist seine Reisebeschreibung erst 1811 vom Abt Amoretti zu Mailand herausgegeben worden. — Ein Abkömmling M.'s war der Naturforscher Joh. Hyacinth, ehemals Augustinermönch zu Lissabon, der 1790, 68 J. alt, zu Islington bei London starb. Er erfand die Schwängerung des Wassers mit fixer Luft, also die Kunst, mineralische Wasser zu verfertigen. Er besaß große Sprachkenntnisse, war viel gereist, verließ den kath. Glauben und wurde Mitglied der königl. Gesellsch. der Wissenschaften zu London.

Magen, der, das zur Aufnahme und Verdauung der Nahrungsmittel bestimmte Eingeweide, liegt bei dem Menschen unter dem Zwerchmuskel und den falschen Rippen der linken Seite, bildet einen länglich runden Sack, der am weitesten an der linken Seite, wo die Speiseröhre in ihn übergeht (der Magenmund genannt), etwas enger gegen das rechte Ende ist, wo der Magen in den Zwölffingerdarm (Duodenum) übergeht (der Pförtner genannt). Wenn der Magen leer ist, so bilden sich zwischen beiden Enden desselben zwei Ränder oder Bogen, der obere kleiner und der untere größer. Der obere ist concav und nimmt einen Theil der Leber auf, der untere größere liegt dem Grimmdarme zunächst. Wird aber der Magen angefüllt, so hebt er sich in die Höhe, sodaß der untere Bogen vorwärts gegen die Bauchmuskeln, der obere Bogen hinterwärts gerichtet wird. Der Magen besteht aus einer vierfachen Lage von Häuten. Die äußere Hülle desselben wird von der Bauchhaut gebildet, welche den ganzen Umfang des Magens bedeckt, aber an dem Bogen desselben sich entfernt, theils um die Netze, theils die Bänder zu seiner Befestigung zu bilden. Dann kommt die fleischige oder Muskelhaut, welche aus mehren Lagen sich kreuzender Muskelbündel besteht. Die dritte, die Gefäßhaut, ist sehr fest und von weißer Farbe. Die vierte, die innere Haut, ist sehr gerunzelt, sodaß mehre Falten nach verschiedenen Richtungen entstehen, in deren Zwischenräumen sich wieder kleinere Falten bilden. Aus der innern Seite dieser Haut besteht die innere Fläche des Magens, welche aber nicht glatt ist, denn es zeigen sich eine

unzählbare Menge kurzer Hervorragungen, welche ihr ein sammetartiges Ansehen geben und lauter Enden zarter Gefäße sind, welche zwischen der dritten und vierten Haut liegen und unter der letztern hervorstehen. Auch sind an der innern Fläche der Haut eine Menge äußerst feiner Öffnungen befindlich, welche theils Mündungen der einsaugenden Gefäße, theils Ausgänge der aushauchenden kleinen Arterien und der kleinen Schleimdrüsen sind, welche alle in dem zelligen Gewebe zwischen beiden letztern Häuten liegen. An dem rechten Ende des Magens, wo er in den Zwölffingerdarm übergeht, bilden die zwei innern Häute, durch ringförmige Verlängerung der Falten, eine Art von Klappe, welche mit Muskelfasern versehen ist und die Öffnung verschließen kann, sodaß der Speisebrei aus dem Darm nicht wieder in den Magen zurückkommen kann. Der Magen ist mit vielen Blutgefäßen versehen, welche theils an dem kleinen, theils an dem großen Bogen desselben hinlaufen, ihn von allen Seiten umgeben, sich netzartig mit einander verbinden und zwischen seinen Häuten ein Gefäßnetz bilden, aus welchem sich die zur Verdauung nothwendigen Flüssigkeiten (der Magensaft, so auch der Schleim in den Schleimbälgen) absondern, die sich durch die schon bemerkten feinen Hautöffnungen in den Magen ergießen. Auch mit Nerven ist der Magen reichlich versehen, welche theils mit den Arterien laufen und die Absonderungen in den Capillargefäßen beherrschen, theils sich in der Muskelhaut verlieren und die Bewegung derselben erregen. Diese Bewegung nennt man die wurmförmige Bewegung (motus peristalticus), indem der Magen sich unaufhörlich, besonders aber während und kurz nach der Verdauung, wechselsweise nach der verschiedenen Richtung der sich zusammenziehenden Muskelbündel bald verkürzt, bald verengert. (S. Verdauung.) Magenkrankheiten sind solche, welche den Magen ganz allein betreffen, oder doch ursprünglich von ihm ausgehen. Sie sind verschieden, je nachdem ein System desselben vorzüglich leidet. Ist das arterielle Gefäßnetz desselben im entzündlichen Zustande, so entsteht Magenentzündung, die sich durch brennenden Schmerz mit stetem Ausbrechen alles Genossenen, selbst des mildesten Getränkes äußert. Ist das Nervengewebe bei Schwäche (Laxität) der Muskelfasern des Magens in zu empfindlichem erregten Zustande, so gibt dies Veranlassung zum Magenkrampf, der sich durch ein Gefühl von ängstlicher Zusammenziehung in der Magengegend äußert. Ist das absondernde Capillargefäßnetz zwischen den Häuten des Magens in regelwidrigem, geschwächtem Zustande, so entsteht fehlerhafte Absonderung des Magensaftes, welcher meistens als Magensäure erscheint. Ist der Zustand einer fehlerhaften Absonderung oder einer mangelhaften und verdorbenen Verdauung mit allgemeinem Fieber verbunden, so nennt man es Magenfieber oder gastrisches Fieber; wiewol die letztere Benennung mehre Fieberarten umfaßt, welche in dem System des Unterleibes ihren Sitz haben. Magenschwäche, der Mangel an Kraft des ihm zugehörigen Nervensystems, sodaß die Absonderung des Magensaftes und die Verdauung der Nahrungsmittel nicht gehörig von statten gehen. Zu den Magenmitteln, welche der geschwächten Thätigkeit des Magens aufhelfen und die Verdauung befördern sollen, gehören vorzüglich die Magenelixire, welche bittere, gewürzhafte, gemeiniglich in geringer Gabe schon wirksame Mittel, z. B. Auflösung von bittern Extracten, mit bittern und aromatischen Tincturen sind. Ehemals gebrauchte man auch die Magenbürste, um den Magen von seinen angehäuften Unreinigkeiten, unverdauten Speisen, oder von Schleim zu reinigen und ihn im eigentlichen Sinne des Worts auszubürsten. Sie wurde von zarten Bockshaaren gemacht, war ungefähr eine halbe Hand lang, eirund und an einem ausgeglühten, doppelt zusammengedrehten und mit Seide umwundenen Draht befestigt. Vor ihrer Anwendung trank der Kranke ein Gläschen Branntwein und alsdann ein Nösel Wasser, hierauf fuhr man mit der Bürste durch den Schlund in den Magen, bewegte sie hin und her, machte auch verschiedene Bewegungen des Körpers, bis

Erbrechen erfolgte, worauf man die Bürste wieder herauszog, und wenn noch nicht genug ausgeleert war, dieselbe Operation wiederholte. Dieses Instrument und sein Gebrauch war schon im Anfang des 17. Jahrh. und vielleicht noch früher in italienischen Klöstern bekannt und ist wahrscheinlich eine Erfindung der Mönche, welche in jenen Zeiten sich sehr mit der Arzneikunde beschäftigten. H.

Magie. Maja, die ewige Mutter der Dinge, ist in der Mythologie der Inder zugleich Göttin der geistigen sowol als der sinnlichen Liebe. In einer andern Bedeutung ist sie Muse, Göttin der Weissagung und der Dichtkunst, aber auch Göttin der Täuschung und des Truges. Verwandt mit jener mehrseitigen Wurzel erscheint in Hinsicht auf seine ursprüngliche Bedeutung das Wort Magie. Medien, Persien und seine vormals durch Sternkunde und Astrologie berühmten Nachbarländer werden uns vorzüglich als die Heimath jener M a g i e r genannt, deren Lehre zum Theil aus den ältesten Zeiten fortgeerbt scheint. Nach jener alten Lehre des M a g i s m u s war der Gegensatz, oder wie sich Heraklit ausdrückt, der Streit Vater und Urgrund aller Dinge. Nachdem sich einmal der Gegensatz zwischen Licht und Finsterniß — Ormuzd und Ahriman — entzündet, geht aus ihrem Kampfe die ganze Reihe der endlichen Wesen, die ganze Sinnenwelt hervor, indem sich einer segensreichen Schöpfung des Lichts immer auf der andern Seite eine Schöpfung der Finsterniß entgegenstellt. Der Wechsel zwischen Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, die ganze Aufeinanderfolge der Zeiten ist ein Abbild des unaufhörlichen Kampfes zwischen den Kräften des Guten und des Bösen, eines Kampfes, in welchem der Sieg bald auf der einen Seite, bald auf der andern erscheint, bis zuletzt das Licht auf immer über die Finsterniß siegt. Und nicht bloß Abbild jenes Kampfes ist der Wechsel der Zeiten, sondern die Zeit entsteht in einem höhern Sinne selbst aus jenem Kampfe und besteht durch denselben. Entgehen konnte es einem tiefer in die Natur eindringenden Alterthume nicht, inwieweit alles Endliche in Hinsicht auf Form und Wesen von dem Einflusse der Zeit, in welcher es entstanden und gebildet worden, abhänge. Beobachtungen dieser Art können das Entstehen der Astrologie und des alten Sterndienstes in etwas begreiflich machen, welcher mit der Magie aufs engste zusammenhängt. Es hat allerdings eine höhere und bessere Magie gegeben als jene, die der übrigens treffliche De Haen noch in neuerer Zeit in Schutz genommen. Jene bessere Magie gründete sich auf den Satz: daß der Mensch, mit Hülfe und im engen Verein mit seinem höhern und göttlichen Ursprung, in sich und außer sich einer höhern Wirksamkeit fähig werde, die ihn zum Herrscher über seine eigne und die äußere Natur mache. Die Waffenrüstung des bessern Magiers war (man sehe Kleuker in seinem Anhange zum Zendavesta) das Gebet; Gebet und die Kraft des lebendigen Wortes sind es, durch welche der Mensch mit zwingender und lösender Gewalt auf das Gebiet der höhern und niedern Natur zu wirken vermag; ohne jene Waffenrüstung, welche der wachsame Magier niemals von sich legt, vermag derselbe nichts, mit ihr hilft er als treuer Streiter dem väterlichen Lichte das Reich der Finsterniß bestreiten, wird Retter und segnender Schützer der Zeiten und Völker. Noch in jenem bessern Sinne scheinen die spätern Essäer das aufgehende Gestirn jedes neuen Tages mit Gebet begrüßt und seinen Lauf mit Gebet begleitet zu haben; und in diesem Sinne, nicht im niedern, waren wol auch Pythagoras und andre Weise jener Zeiten Magier. Indessen ist es nicht zu leugnen, daß schon von den ältesten Zeiten, zugleich mit jener höhern Magie, eine niedere und schlechtere entstanden, an welcher sich übrigens die bessere Abstammung nicht verkennen läßt. Wenn nach dem Vorhergehenden alle endliche Dinge unter dem Einflusse erhaltender und zerstörender Naturkräfte, unter dem Einflusse der Zeit und des Gestirns stehen, so darf der Mensch nur sich zum Herrscher seiner Kräfte, die man gute und böse Dämonen nannte, machen, um mittelst derselben auf die unter ihrem Einfluß stehenden Dinge zu wir-

ken. Insofern hat die Lehre von den Dämonen, deren Hülfe sich der Mensch bedienen könne, von den ältesten bis in die neuesten Zeiten in Verbindung mit der sogenannten Magie gestanden. Mit andern Worten wollen wir den ursprünglichen Sinn selbst jener untergeordneten Magie etwas deutlicher machen. Wenn sich in der alten Lehre des Magismus (von Maja hergeleitet) Alles auf Liebe und Haß, auf den Streit günstiger und widerlicher Kräfte gründet, so muß es für den echten Magier von großer Bedeutung sein, jene wechselseitige Neigung und Abneigung, die Gesetze jener Liebe und jenes Hasses zu kennen. Wie jeder äußere Ton in der ihm verwandten Saite ein Mittönen, so ruft, vermöge des allgemeinen Naturgesetzes der gegenseitigen Neigung und Abneigung, jede Naturwirkung die ihr verwandten und hülfreichen, sowie auch auf der andern Seite die ihr widerstrebenden und feindseligen Kräfte hervor. Der Magier wirkt demnach mittelst jener Gesetze der Neigung und Abneigung auf und in die ganze ihn umgebende Natur. So waren die Magier zuvörderst an sich und Andern strenge Diätetiker und Ärzte. Bekannt ist es, daß selbst die geistige Stimmung des Menschen, und in gewissem Grade der Wille, durch manche äußere körperliche Einwirkungen ergriffen zu werden vermöge; daß z. B. die Dämpfe des Schierlingskrautes fast unwiderstehlich zur Zanksucht, der Samen eines andern Gewächses auf eine unwiderstehliche, aber lebensgefährliche Weise zur thierischen Lust aufreizen. Die Magie, in jener alten Herleitung des Wortes, von Maja, Muse, prophetische Begeisterung, lehrte aber auch im Hinblick auf jene waltenden höhern Kräfte, aus denen die Welt der endlichen Dinge hervorgeht, von denen diese in Hinsicht ihres Wesens und Schicksals abhängen, in die Zukunft und verborgene Vergangenheit schauen, und es gab hier ein höheres und niederes Hellsehen, höhere und niedere Magie, je nachdem der ewige Ursprung der Dinge als etwas Höheres und Geistiges, oder sinnlich, als körperlich waltendes Gestirn aufgefaßt wurde. Die Magier waren ferner nach der Ansicht des Alterthums bekannt mit jenen Naturwirkungen, welche gleich harmonischen Tönen alle verwandte Saiten im Innern der umgebenden Natur aufregen; Gebieter und Herrscher auch der außermenschlichen Natur, die sie, wie Orpheus durch seine Zaubertöne, durch die Kraft des lebendigen Wortes zu ihrem Dienste nöthigten. Besonders traute man den Magiern einen Einfluß auf Witterung zu, und bis in die neuesten Zeiten herunter finden wir unter den wilden und halbwilden Völkern der verschiedensten Welttheile Priester und Zauberer, welchen ein Vorhersagungsvermögen in Beziehung auf Witterungsveränderungen und Gewalt über dieselben zugeschrieben wird. Auch in den aufgeklärtesten Zeiten der Römer gab es Vorsteherinnen über den Hagel, Abwehrerinnen desselben, welche die Regierung auf öffentliche Kosten erhielt, und in andern Überlieferungen aus jener untergeordneten und unechten Magie finden wir vieles Ähnliche. Die Magier waren endlich, sowie die Strahlen der alten und echten Lehre des Magismus immer mehr verloschen, bösartige, täuschende Zauberer. Unter Anderm spielten in der Magie die Liebestränke und Liebeszauber eine ausgezeichnete Rolle, und die Magier und Magierinnen der untergeordneten Art bedienten sich zur Aufregung wilder Geschlechtsbegierden schon damals zum Theil solcher natürlichen Mittel, die noch jetzt den Ärzten in jener Beziehung als wirksam bekannt sind. Außer diesen wurden Gegenstände von zweifelhafterer Natur, z. B. Theile von jungen Thieren, welche in heftiger Begierde nach Futter oder Luft gestorben waren, Körper, welche von dem Speichel eines hungrigen, nach Fraß begierigen Hundes befleckt waren, und andre noch ekelhaftere Dinge zur Bereitung jener Philtren oder Liebestränke gewählt, deren spätere Wirkung immer, wie die der narkotischen Gifte, lebensgefährlich oder leicht wahnsinnerregend war. Andre Kunststücke jener untergeordneten Magie — das Hervorrufen der Todten, das Wahrsagen aus der Hand, das Bezaubern durch den Blick bei den Römern und Griechen (die **Jettatura**), das Versprechen des Blutes bei

Verwundungen und Blutflüssen, und andre noch jetzt zum Theil gebräuchliche sympathetische Arzneimittel, noch mehr jenes geglaubte Vermögen der Zauberer, sich unsichtbar zu machen, oder in andre Gestalten zu verwandeln, die Wirksamkeit der Amulete, die Gewalt über einen andern Menschen, dessen wächsernes Abbild der Zauberer besitzt, gehören zum großen Theil in jene dunkle Kammer der Magie, wo es wie in Lucian's Märchen gar leicht möglich ist, die falsche Büchse zu finden, die uns, statt in einen leichten scharfsichtigen Vogel, in einen Esel verwandeln könnte. Wer dieses Gebiet der Magie von seiner poetischen Seite kennen lernen will, der lese „Tausendundeine Nacht" und andre orientalische Märchen, Öhlenschläger's „Aladdin" und de la Motte Fouqué's Dichtungen. Übrigens gibt auch die Geschichte des thierischen Magnetismus über einige jener Gegenstände befriedigende Auskunft, und es bleibt wol eine ausgemachte Thatsache, daß die alte Magie sich zum großen Theil auf eine tiefere Kenntniß der Naturkräfte gründete, als vielleicht Die glauben möchten, welche so gern Alles der Art für bloße Gaukelei halten wollen. Nicht bloß gehört die Geschichte des Magnets, wie schon der Name Magnes oder Zauberstein in seiner Verwandtschaft mit Magie zeigt, in das Gebiet dieser Lehre, und mit ihr, wie es scheint, eine Menge verwandter Erscheinungen, besonders erinnern das Schlagen der metallenen Becken, dessen sich die Magier bei sehr verschiedenen Gelegenheiten bedienten, das Verschränken der Finger und Hände, das starre Anblicken Dessen, auf welchen der Magier wirken will, der Gebrauch der Ruthen (s. Rhabdomantie) an gewisse, aus der Lehre des Galvanismus und des thierischen Magnetismus bekannte Erscheinungen. M. s. Kleuker's „Zendavesta" und noch mehr sein „Magikon", welches die Geschichte der meisten Geheimlehren bis herunter auf die der Freimaurerei enthält; ferner Das, was Creuzer in seiner „Symbolik und Mythologie" über diesen Gegenstand gesagt hat; Windischmann's „Untersuchungen über Astrologie, Alchemie und Magie" (Frankfurt 1818); und Georg Konr. Horst: „Von der alten und neuen Magie Ursprung, Idee, Umfang und Geschichte", nebst dessen „Zauberbibliothek" (6 Thle., Mainz 1820—25). Auch Schubert's „Symbolik des Traums" enthält im letzten Abschnitte einige Beispiele der höhern und echten Magie.

Magie, die natürliche, beschreibt die physikalischen, mechanischen und chemischen Kunststücke, welche den Ununterrichteten in Erstaunen setzen können. Insofern ist eine solche natürliche Magie verschieden von der Magie der Natur, deren zum Theil im vorhergehenden Artikel erwähnt worden, und wohin z. B. die unwillkürlich herbeiziehende Wirkung der Klapperschlange auf kleinere Thiere u. s. f. gehört. Wiegleb, Funk, Eberhard, Rosenthal, Halle, Hellmuth u. A. haben in ihren Werken über natürliche Magie den Liebhabern eine Menge solcher Kunststücke erzählt, von denen viele unter den Handgriffen der Taschenspieler bekannt sind. Im vorigen Jahrh. machte z. B. in Paris ein Chemiker großes Aufsehen, welcher eine Wiedergeburt ganz verbrannter Naturkörper aus ihrer Asche in fest verschloßenen, durchsichtigen Gefäßen als möglich zeigen wollte. Die natürliche Magie lehrt theilweise dieses Kunststück nachmachen, wenn die Nachahmung gleich etwas hinkt. Der angebliche Magicus hält nämlich auf einem dazu gefertigten Bretchen einige Abbildungen von natürlichen Körpern (z. B. Blumen, Pflanzenblättern u. s. f.) bereit, welche verbrannt und dann aus ihrer Asche wieder erzeugt werden sollen. Jene Abbildungen sind mit einer, fürs erste unsichtbaren, klebrigen sympathetischen Tinte gefertigt, und unter dem Bretchen, worauf sie stehen, befinden sich verborgene Magnete. Haben die Umstehenden aus jenen Naturkörpern einen ausgewählt, der verbrannt und wiedergeboren werden soll, so sammelt der Taschenspieler die Asche des verbrannten Körpers, mischt sie nun unter Eisenfeilspäne, rückt die Magnete unter die Abbildung des verbrannten Körpers, und setzt nun im Hinabstreuen und Umschütteln die Eisenfeilspäne in die Lage, von den Magneten ange-

zogen und von der klebrigen sympathetischen Tinte festgehalten zu werden, und der verbrannte Körper wird dann auf einmal in seinem Schattenriß wieder erkannt. So verwandelt unser Magier ein Spiel Karten in einen lebendigen Vogel, indem er neben dem eigentlichen Spiel Karten noch ein nachgemachtes, inwendig hohles, oben und unten mit zwei Kartenblättern, an den Seiten mit Kartenblattschnitzchen zusammengeleimtes hat, in dessen Innern ein lebendiger Vogel sitzt, der durch einige kleine Öffnungen Luft hat. Darauf wird das nachgemachte Spiel Karten statt des echten in eine unten offene blecherne Büchse geschoben, in die es genau und eng hineinpaßt, das untere nur leicht angemachte Blatt weggerissen, und — statt der Karten kommt ein Vogel aus der Büchse. Unser Magicus läßt auch, mittelst eines Hohlspiegels, dessen Bilder auf den häufigen Dampf der Räucherungen fallen, Geister erscheinen, durch bekannte akustische Apparate sie Fragen beantworten u. s. f. Ein anderer Theil dieser natürlichen Magie, richtiger Taschenspielerkunst genannt, beschäftigt sich mit der Bereitung sympathetischer Tinten, mit elektrischen Kunststücken, wie man z. B. durch den elektrischen Funken ein Thier tödten, einem Menschen unvermuthet einen Schlag versetzen könne u. s. w. Unter Magie im engern Sinne sollte man bloß jene geistige (gute oder schlimme) verstehen, die sich auf eine Gewalt des Geistes über Geist und Körper — den eignen sowol als fremden — und über die äußere Natur gründet. Jene Krankenheilungen, die durch den Glauben, jene Einwirkung auf den Willen eines Fremden und Entfernten, durch Fixirung des eignen Willens auf jenen (s. Magnetismus), das ganze Gebiet des Hellsehens, z. B. das Wissen um fremde Zustände und Gedanken, Vergangenheit und Zukunft, die ansteckende Gewalt des Enthusiasmus, der Verzückung und andrer guten und schlimmen Zustände dieser Art und alles Verwandte gehört in das Gebiet der eigentlichen Magie; denn alle jene Erscheinungen gründen sich auf die Gesetze der in der geistigen Region herrschenden Liebe oder Abneigung. In das Gebiet der natürlichen Magie gehörten dann solche Erscheinungen der organischen und anorganischen Natur, welche sich auf das Gesetz einer körperlichen Verwandtschaft (Liebe oder Abneigung) gründen, wie z. B. das Mittönen der angespannten Saiten, wenn außer ihnen und in ihrer Nähe der gleichlautende und verwandte Ton angeschlagen wird. Natürliche Magie also ist es, wenn in einem lebenden menschlichen oder thierischen Körper durch den Gebrauch gewisser natürlicher Mittel, z. B. aus dem Pflanzenreich, irgend eine sinnliche Begierde u. s. w. erregt wird, oder ein bestimmter Zustand des Nervensystems. Natürliche Magie ist es ferner, wenn die Infection eines Thieres (z. B. eines Hundes, der Tauben, Bienen) durch die Ausdünstung und den Schweiß eines Menschen Zuneigung zu dem letztern erregt, ein magisches Geheimniß, das sich selbst öfters unter zwei verschiedenen Menschen erprobt hat, wie die plötzlich entstandene Leidenschaft jenes franz. Königs zu einer Prinzessin, welche auf solche Weise erregt worden, beweist. (M. s. Kluge, „Über thierischen Magnetismus".) In das Gebiet jener natürlichen Magie gehören ferner Erscheinungen, wie jene bekannte, wo ein Aal durch Berührung eines Magnets oder großen Stücks Eisen zum großen Theil seiner Muskelstärke beraubt wird, wo ein Gewächs besser und üppiger gedeiht, wenn es in der Nähe einer bestimmten Art von Pflanzen steht, wo sich Nervenzufälle von einem Menschen auf einen andern, oder auf ein berührtes zartes Thier fortpflanzen und so sich lindern, oder wo umgekehrt heftige Nervenzufälle durch die selbst unbemerkte Annäherung eines widerlichen Thieres, z. B. einer Katze, erregt werden; Furcht und Zittern selbst in ganz unerfahrenen, erst kürzlich aus Europa z. B. nach Afrika gebrachten Thieren bei dem Brüllen eines Löwen, und eine Menge Erscheinungen, die sich auf natürliche Sympathie und Antipathie gründen. Eine natürliche Magie dieser Art würde aus Naturkunde und selbst Heilkunde und Physiologie vieles Interessante

und manches minder Anerkannte umfassen, bei denen der Name Magie (den man in gewisser Hinsicht Liebeskunde, Verwandtschaftslehre höherer Art übersetzen könnte) nicht so ganz am unrechten Orte sein würde. Über diesen Gegenstand geben Windischmann's Werk und das des De Haen, sowie verschiedene von der Sympathie handelnde Schriften weitere Belehrung. C. G.

Magier (Magi), von Mag oder Mog, welches in der Pehlvisprache den Priester bedeutet, der Stamm der Priester bei den Medern und Persern. (Vgl. Kaste.) Sie waren im Besitz der wissenschaftlichen Kenntnisse, und übten die heiligen Gebräuche der Religion aus. Da nur durch sie dem Ormuzd Gebete und Opfer dargebracht werden konnten, nur ihnen dieser seinen Willen offenbarte, nur sie in die Zukunft blickten, kurz da sie für Mittelspersonen zwischen der Gottheit und den Menschen galten, so mußten sie nothwendig in großem Ansehen stehen. Daher arteten sie auch aus. Zoroaster war ihr Reformator. Er theilte sie in Lehrlinge, Lehrer oder Meister und vollendete Lehrer. Später hat man Magier überhaupt Zauberer, Wunderthäter, Goldmacher und dgl. genannt. (S. Magie.)

Magismus, Lehre der Magier, s. Magie.

Magister, eine akademische Würde, welche die philosophische Facultät, nach einer vorausgegangenen Prüfung in den allgemeinen, besonders philosophischen, philologischen, mathematischen, physikalischen und historischen Wissenschaften, ertheilt. Mit einer nähern Bestimmung verbunden, erscheint dieses Wort schon bei den Römern als Ehrentitel (z. B. Magister equitum, s. d.); die jetzt übliche Bedeutung hingegen schreibt sich aus den ältesten Zeiten der Errichtung der Universitäten her. Auf den frühesten Universitäten kannte man das später ausgebildete Facultätswesen noch nicht, am wenigsten dachte man an die drei höhern Facultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin. Den ganzen Kreis der akademischen Thätigkeit beschränkte man auf die sieben freien Künste (s. Kunst), und nannte die Lehrer derselben Artisten, die ganze Versammlung derselben artistische Facultät, und Diejenigen, welche nach völliger Beendigung ihres Studiencurses wegen ihres Fleißes und ihrer Kenntnisse öffentlich ausgezeichnet werden sollten, und den Grad eines Baccalaureus schon erlangt hatten, Magistros artium (Lehrer, Meister der freien Künste), womit in der Folge noch der Titel eines Doctors der Philosophie verbunden wurde. Weil diese Würde ihrem Ursprunge nach älter ist als die eines Doctors, so wird sie noch jetzt in öffentlichen Anschlägen und Bekanntmachungen der meisten deutschen Universitäten dem Doctortitel vorgesetzt. Das Jahr ihrer Entstehung läßt sich nicht bestimmen, aber schon im 12. u. 13. Jahrh. stand sie in Frankreich in so großer Achtung, daß selbst die angesehensten Männer sich um dieselbe bewarben. Seit jener Zeit ist sie theils durch Einführung der Facultätsverhältnisse, theils durch die große Vermehrung der Universitäten, theils auch durch manche dabei eingerissene Mißbräuche in ihrem frühern Ansehen sehr gesunken. Von dem gewöhnlichen Magister ist der Magister legens zu unterscheiden, d. h. der, welcher sich durch öffentliche Disputation das Recht, Vorlesungen zu halten, erworben hat. A—s.

Magister equitum, bei den Römern der Befehlshaber der Reiterei. Er gehörte zu den höhern außerordentlichen Magistratspersonen, und wurde vom Dictator unmittelbar nach dessen Wahl gewählt. Er war der höchste Befehlshaber bei dem Heere nach dem Dictator, hatte fast eben die Ehrenzeichen wie dieser, und durfte selbst in der Stadt ein Pferd besteigen.

Magister mathēseos, s. Pythagoras.

Magistratus, Obrigkeit, 1) jedes öffentl. Staatsverwaltungsamt (als Consulat, Prätur); 2) jede obrigkeitliche Behörde oder Person. Athen hatte von Cekrops bis auf Kodrus 17 Könige; von Medon bis Alkmäon 13 lebenslängliche, von Charops bis Eryxias 7 zehnjährige und seitdem einjährige Archonten.

Die von Solon festgestellte Demokratie verwandelte Pisistratus in eine Alleinherrschaft und vererbte sie auf seine Söhne Hippias und Hipparchus. Dann trat die vorige Demokratie wieder ein, welche nach dem unglücklichen Ausgange des peloponnesischen Krieges durch die Regierung der 30 Tyrannen auf ein Jahr, und durch die Tyrannei der Zehnmänner auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Unter den macedonischen Königen, wie später unter den Römern, behielt Athen mit einigen Unterbrechungen nur eine Scheinfreiheit. Antipater verordnete, daß 9000 der vornehmsten Bürger die Regierung verwalten sollten, und Kassander setzte den Demetrius Phalereus zum Präfecten der Stadt ein. In Lacedämon gehörten zu den obrigkeitlichen Personen die Könige, die Senatoren, Ephoren u. s. w. Durch Stimmenmehrheit gewählt, verwalteten sie ihr Amt theils lebenslänglich, wie die Könige und Senatoren, theils eine bestimmte Zeit lang. — Bei den Römern gab es zu verschiedenen Zeiten verschiedene Magistrate. Zuerst regierten Könige; nach Vertreibung des Tarquinius Superbus (im J. der Stadt 244, v. Ch. 510) zwei Consuln, welche jährlich gewählt wurden. In gefahrvollen Zeiten wählte man einen Dictator mit unumschränkter Gewalt, und wenn keine Magistrate vorhanden waren, einen Interrex. Diese Einrichtung währte mit einigen Unterbrechungen bis zum J. der Stadt 672 (v. Ch. 81), wo Sulla sich als immerwährender Dictator eine unumschränkte Gewalt anmaßte. Nachdem er aber nach drei Jahren der Herrschaft freiwillig entsagt hatte, dauerte die consularische Regierung fort bis auf Julius Cäsar, der sich (49 v. Ch.) auch zum immerwährenden Dictator ernennen ließ. Von dieser Zeit an wurde die consularische Gewalt nie ganz wiederhergestellt. Bald nach Cäsar's Ermordung maßten sich die Triumvirn Octavius, Antonius und Lepidus eine noch unumschränktere Gewalt an; endlich wurde Octavius, u. d. T. **Princeps** oder **Imperator**, Beherrscher des römischen Reichs. Nur zum Schein behielt er die republikanischen Magistratswürden bei. Im Anfange der Republik scheinen die Consuln die einzigen beständigen Magistrate gewesen zu sein. Wegen der unaufhörlichen Kriege aber, die ihre Gegenwart bei dem Heere nothwendig machten, wurden nach und nach verschiedene andere Magistrate gewählt, als Prätoren, Censoren, Volkstribunen u. s. w. Neue Magistrate kamen unter den Kaisern auf. Die römischen Magistrate wurden eingetheilt in ordentliche und außerordentliche, höhere und niedere, curulische und nicht curulische, patricische und plebejische, städtische und Provincialmagistrate. Der Unterschied zwischen patricischen und plebejischen Magistraten kam erst im J. Roms 260 (v. Ch. 494) auf; der zwischen städtischen und Provincialmagistraten erst, als die Römer ihre Eroberungen über die Grenzen Italiens ausdehnten. Die ordentlichen Magistrate zerfielen in höhere und niedere; zu erstern gehörten die Consuln, Prätoren u. Censoren; zu letztern die Volkstribunen, Ädilen, Quästoren u. s. w. (s. d.). Die wichtigsten außerordentlichen Magistrate waren der Dictator mit seinem Magister equitum und der Interrex. Der Unterschied zwischen curulischen und nicht curulischen Magistraten beruhte auf dem Rechte, sich des curulischen Stuhls bedienen zu dürfen, welches nur der Dictator, die Consuln, Prätoren, Censoren und curulischen Ädilen hatten. — Die Wahlen der Magistrate geschahen zur Zeit der Republik in den Comitien, besonders in den **centuriatis** und **tributis**, in erstern die Wahlen der ordentlichen höhern Magistrate, in letztern der ordentlichen niedern. Unter den Kaisern ist die Beschaffenheit der Magistratswahlen ungewiß. — In neuern Zeiten bezeichnet Magistrat in Deutschland die Gesammtheit städtischer Verwaltungsbehörden. In England werden hauptsächlich die Friedensrichter und folgeweise die obern Polizeibeamten der Städte mit diesem Ausdruck bezeichnet; in Frankreich hingegen versteht man unter der **Magistrature** das Richterpersonal mit Einschluß der Staatsanwalte.

Magliabecchi (Antonio), einer der größten Literatoren seiner Zeit, geb. zu Florenz 1633, kam nach dem Tode seines Vaters zu einem Goldschmied in die Lehre, vermochte aber nicht seine Liebe zur Literatur zu unterdrücken, und widmete sich seit 1673 ganz dem Studium der Sprachen und der schönen Literatur. Bei ununterbrochenem Fleiße und einem außerordentlichen Gedächtniß erwarb er sich eine Masse von Kenntnissen, daher ihn der Großherzog Cosmus III. zum Bibliothekar an der von ihm errichteten Bibliothek ernannte. Seine Bereitwilligkeit, Einheimischen und Auswärtigen mit den Schätzen sowol seiner eignen beträchtlichen, als auch der ihm anvertrauten Bibliothek zu dienen, kannte keine Grenzen. Innig zufrieden mit seiner Lage, starb er 1714 in dem Alter von 81 J. Er hatte seine eigne, ebenso zahlreiche als schätzbare Bibliothek und sein ganzes, in s. Dienste erworbenes Vermögen (welches er zur Vermehrung der Bibliothek bestimmte) dem Großherzoge vermacht. Die von ihm hinterlassene, u. d. N. der Magliabecchischen bekannte, zum öffentlichen Gebrauche bestimmte Bibliothek, in deren Local die florentiner Akademie der Wissenschaften ihre Sitzungen hält, ist besonders der Handschriften und alten Drucke wegen berühmt, wovon ein Katalog zu Florenz 1793 erschienen ist. Obgleich er unter seinem Namen nichts herausgegeben hat, so hat er doch theils mehre seltene Werke anonym wieder drucken lassen, theils zu vielen Büchern, z. B. den „Actis sanctorum", die wichtigsten Beiträge geliefert. Von den zahlreichen an ihn geschriebenen Briefen hat Joh. Targioni zu Florenz (1745 fg.) mehre Bde. herausgegeben. A—s.

Magna Charta, s. **Charta magna**.

Magnäisches Institut, magnäische Stiftung. Die durch ein Legat des Prof. Arnus Magnäus begründete Stiftung zur Herausgabe isländischer Manuscripte. (S. **Isländische Literatur**.)

Magnaten, ein verdorbenes lat. Wort, die Großen, hießen in Polen und heißen noch jetzt in Ungarn angesehene Reichsstände, welche an der Regierung des Staats Theil nehmen. In Polen waren es die geistl. und weltl. Senatoren oder Reichsräthe u. der hohe Adel; zu den Senatoren rechnete man die Erzbischöfe von Gnesen und (ehedem) von Lemberg, die Bischöfe, Woiwoden, Castellane und Reichsbeamten oder Minister. In Ungarn versteht man nur die Reichsbarone darunter. Diese sind 1) die größern, nämlich der Palatin, Reichs- und Hofrichter, Ban oder Statthalter von Kroatien, Slavonien und Dalmatien, Schatzmeister und die höchsten Hofbeamten; 2) die kleinen oder Grafen und Freiherren. Den Prälaten, niedern Edelleuten und königl. Freistädten kommt diese Benennung nicht zu.

Magne, s. **Nordische Mythologie**.

Magnesia, eine Erde, die weiß, leicht, für sich unschmelzbar, geschmacklos, unauflöslich im Wasser ist, sich aber in Säuren klar auflöst und einen Bestandtheil der Bitterwasser (des Bittersalzes) ausmacht. Sie bekommt auch die Namen Talkerde, kohlensaures Talk, Bittersalzerde, Bittererde, und ist als säuredämpfendes Mittel im Arzneigebrauch; man bezieht sie aus England und Böhmen in vorzüglicher Güte (Edinburger Magnesia). Sie wird durch Gyps und Sand häufig verfälscht.

Magnet, ein Eisenerz welches krystallisirt in Oktaedern, derb, eingesprengt und in losen Körnern, auf Lagern im ältern Gebirge und lose im Sande, in Schweden, Sibirien, Nordamerika u. s. w. vorkommt. Es ist eisenschwarz von Farbe, stark und metallisch glänzend und hat muschligen Bruch. In Schweden wird sehr viel und höchst treffliches Eisen daraus bereitet. Dieses Erz heißt natürlicher Magnet, zum Unterschiede von den Magneten, welche durch die Kunst, d. i. durch Mittheilung oder durch Erweckung der magnetischen Kraft in Eisen und Stahl hervorgebracht werden. Jedoch weiß man jetzt, daß auch Kobalt und Nickel, und zwar um so mehr, je reiner der Zustand ist, in welchem sie sich befinden, nicht nur

vom Magnet angezogen werden, sondern auch selbst magnetisch wirken, wie man denn bereits Magnetnadeln von reinem Nickel und Kobalt besitzt. (S. d. 6. Aufl. von Gren's „Naturlehre", Halle 1820.) Ferner entdeckte A. v. Humboldt bereits vor seiner amerikanischen Reise eine Gebirgskuppe von Serpentinstein in der obern Pfalz, welche einen starken Magnetismus zeigte, und auf seiner Reise in Südamerika fand er auf dem Chimborasso einen Porphyr von gleicher Eigenschaft. Zwar ziehen beide Steinarten kein Eisen an, aber sie zeigen die polarisirende Kraft, oder die Neigung, mit dem einen Ende sich nach Norden und mit dem andern nach Süden zu kehren. (Auch bei dem Basalt hat man dieses Polarisiren häufig bemerkt.) Gewöhnlich lassen sich an allen Magneten zwei einander gerade entgegenstehende Punkte bemerken, wo die Anziehungskraft am stärksten zu wirken scheint. Dies zeigt sich, wenn man einen Magnet über Eisenfeilspäne hinwälzt, welche sich zwar allenthalben, am meisten aber an den erwähnten beiden Punkten ansetzen wo sie gleichsam einen Bart bilden. Diese beiden Punkte werden die Pole des Magnets genannt; die Neigung aber, sich mit den Polen nach der Gegend der Erd- und Himmelspole zu richten, welche Eigenschaft die Erfindung des Compasses veranlaßt hat (s. d.), heißt seine Polarität (s. d.). Der nach Süden gekehrte Punkt führt den Namen Südpol, der nach Norden wird der Nordpol genannt; die gerade Linie von einem zum andern heißt die Axe des Magnets. — Bisweilen findet man unter den natürlichen Magneten einen, welcher mehr als zwei entgegengesetzte Pole hat. Ein solcher scheint aus mehren, in einander verwachsenen Magneten zu bestehen und heißt ein zusammengesetzter oder anomalischer. Der Magnet zieht das Eisen entweder aus einer gewissen Entfernung an sich, oder nähert sich demselben, wenn er mehr Beweglichkeit hat und hält es mit merklicher Kraft fest. Je stärker der Magnet ist, in desto größerer Entfernung wirkt er, und desto mehr Kraft gehört dazu, ihn von dem Eisen wieder zu trennen. Weiches, reines Eisen wird nach Musschenbroek am stärksten, hartes Eisen und Eisenerze, deßgleichen Stahl schwächer angezogen. Ist das Eisen mit andern Materien vermischt oder verkalkt, so erscheint der Grad der Anziehungskraft gegen dasselbe immer schwächer. Außerdem nimmt die Wirkung des Magnets auf das Eisen aber auch mit der Entfernung und zwar im Verhältnisse des Quadrats dieser Entfernung ab. Saussure entdeckte überdies, daß die Kraft des Magnets an verschiedenen Orten der Erde veränderlich sei. — Verstärkt wird die Kraft des Magnets, wenn man die Seiten, woran die Polpunkte befindlich sind, glatt abschleift und dünne eiserne Platten, die in dicke, fußähnliche Enden auslaufen, genau daran anlegt. Diese Belegungen, welche man die Armirung oder Bewaffnung des Magnets nennt, ziehen das Eisen stärker an als der bloße Magnet. Man hat gefunden, daß ein armirter Magnet 16 bis 40, ja 320 Mal mehr Gewicht trägt als ein unarmirter. Farbe, Gestalt und Härte, sowie Größe oder Schwere haben keinen Einfluß auf die Kraft des Magnets. Oft besitzt ein kleines Stück Magnet, aus einem größern herausgeschnitten, mehr Kraft als zuvor das Ganze. Die Wirkung des Magnets auf das Eisen wird durch einen dazwischen befindlichen Körper nicht gehindert, nur muß letzterer nicht selbst gegen die magnetische Kraft empfindlich sein. Merkwürdig ist es, daß man die Stärke des Magnets dadurch erhöhen kann, daß man ihm (bis zu einer gewissen Grenze) immer mehr und mehr zu tragen gibt, und daß dagegen seine Kraft verloren geht, wenn man ihn unbeschäftigt läßt. Ebenfalls verliert sie sich durch Glühen und nachheriges Erkalten, durch Schlagen auf Steinen und durch öfteres Fallenlassen; auch ist ihr der Rost, der Blitz und überhaupt die Elektricität nachtheilig. In Ansehung seiner Polarität bietet der Magnet nicht weniger merkwürdige und zugleich räthselhafte Erscheinungen dar. Wenn man man eine gewöhnliche freischwebende Magnetnadel an den Pol eines Magnets hält, so wird eine Nadelspitze von einem dieser Pole

angezogen, von dem andern aber abgestoßen; der andre Pol des Magnets wirkt entgegengesetzt, und dieselben Erscheinungen zeigen sich sämmtlich umgekehrt an der andern Spitze der Nadel. Die einander anziehenden Pole hat man freundschaftliche, die sich abstoßenden hingegen feindliche genannt; auch nennt man Nordpol und Südpol ungleichnamige, Nordpol und Nordpol aber, sowie Südpol und Südpol, gleichnamige Pole. Das magnetische Abstoßen läßt sich in ein Anziehen verwandeln, wenn ein sehr starker einem sehr schwachen Magnet so nahe gebracht wird, daß die südliche Polarität durch Null in die nördliche übergeht. Hieraus hat man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf zwei verschiedene magnetische Materien geschlossen, wovon die eine die andre schwächt, und die sich überhaupt in ihren Wirkungen ebenso verhalten, wie die positive und negative Elektricität. Man nennt auch die nördliche Polarität wirklich die positive, sowie die südliche die negative, obgleich zwischen der Natur der magnetischen und elektrischen Materie ein großer Unterschied ist. Damit soll aber nicht das wirkliche Vorhandensein von zwei verschiedenen magnetischen Materien behauptet werden. In der einstweiligen Voraussetzung derselben bezeichnet man die eine + M, die andere — M; jenes ist die nördliche, dieses die südliche. Wenn wir nun unsere Erde als einen Magnet betrachten, welcher sich in den südlichen Theilen als + M, in den nördlichen aber als — M zeigt, so läßt sich daraus die Richtung der Pole eines Magnets nach N. und S. erklären, und es folgt, daß, wenn wir uns als Bewohner der nördl. Halbkugel denken, der nach N. zeigende Punkt des Magnets der Südpol, und der nach S. gewandte der Nordpol sein muß. Auffallend ist auch an dem Magnet die Eigenschaft, daß er seine Kraft dem Eisen mittheilt, wodurch die künstlichen Magnete entstehen. Wenn ein Stückchen Stahl oder Eisen eine Zeitlang an einem Magnet gehangen hat, oder auch nur mit demselben bestrichen worden ist, so wird es selbst magnetisch und zieht andres Eisen an. Man darf dies nicht für eigentliche Mittheilung der magnetischen Materie halten, da der Magnet dadurch nichts an seiner Kraft verliert, und überdies das Stück Eisen oder Stahl auch nicht Das empfängt, was der Magnet hat, sondern jedesmal das Gegentheil. Vielmehr stellt man sich, wie bei der Elektricität, vor, daß die (vorausgesetzten) beiden magnetischen Kräfte + M und — M im gemeinen Eisen gebunden und, da sie sich im Gleichgewicht befinden, nicht bemerkbar sind; in dem magnetisirten Eisen aber durch die Kraft des Magnets das Gleichgewicht aufgehoben, eine Vertheilung der magnetischen Kraft bewirkt und dadurch Polarität hervorgebracht werde. Jeder Pol eines Magnets wirkt auf das Eisen schon in einer gewissen Entfernung. Den Raum, durch welchen sich diese Wirkung erstreckt, nennt man den magnetischen Wirkungskreis oder die magnetische Atmosphäre. Bei dieser Wirkung findet das nämliche Gesetz statt, wie bei der Elektricität. Ein jeder magnetische Pol sucht in demjenigen Eisen oder eisenhaltigen Körper, der in seinen Wirkungskreis kommt, eine der seinigen entgegengesetzte magnetische Kraft zu erwecken, woraus das allgemeine Gesetzt folgt: ungleichnamige Pole der Magnete ziehen sich an, gleichnamige stoßen sich ab. Wenn man einen unmagnetischen Stab von Eisen oder Stahl in den magnetischen Wirkungskreis eines Pols bringt, welcher freies + M hat, so trennt dies beide bisher gebundene, also im Gleichgewicht befindliche und unmerkliche M des Eisenstabes, indem es — M schon in der Ferne anzieht, und daher in dem Theile des Eisens, der ihr am nächsten ist, — M hervorbringt, das + M hingegen zurückstößt, welches das andre Ende des Eisens empfängt. Stärker und dauerhafter als durch Erweckung theilt man einem Eisen- oder Stahlstabe die magnetische Kraft durch das Streichen mit. Dies geschieht entweder durch den einfachen Strich, indem man den Stab von seiner Mitte aus nach der einen Seite mit dem einen, und nach der andern Seite mit dem andern Pole des Magnets in einerlei Richtung mehrmals streicht, oder durch den Doppel-

strich, wenn man den armirten Magnet mit seinen beiden Polen der Länge nach aufsetzt, und so mehre Male von dem einen bis zum andern Ende streicht, und zuletzt den Magnet wieder von der Mitte des Stabes abführt. Diese und a. merkwürdige Erscheinungen erklärt man aus dem Gesetze der Vertheilung der magnetischen Materie auf dieselbe Weise, wie bei der Elektricität. Aber auch ohne Mittheilung oder Erweckung der magnetischen Kraft lassen sich Eisen und Stahl dadurch magnetisiren, daß man sie entweder lothrecht, oder noch besser im magnetischen Meridian gegen den Horizont unter einem Winkel, den die Neigung der Magnetnadel angibt, eine Zeitlang aufstellt. Indeß währt die magnetische Kraft nur so lange, als man das Eisen oder den Stahl in keine horizontale Lage bringt. Eine eiserne Stange wird dadurch magnetisirt, daß man sie lothrecht in der einen Hand hält und mit der andern mittelst eines Hammers oder Schlüssels der Länge nach herab gelinde anschlägt. Das untere Ende wird der Nord= und das obere der Südpol; kehrt man aber die Stange um, so verwechseln sich die Pole. Durch Hämmern, Feilen, Bohren und überhaupt durch Reibungen läßt sich das Eisen gleichfalls magnetisiren. Auch zeigt glühendes, im Wasser abgelöschtes Eisen Polarität. Die Summe dieser magnetischen Erscheinungen nennt man mineralischen Magnetismus, im Gegensatz des animalischen. (S. den folg. Art.) Erst nachdem man die Abweichung der Magnetnadel entdeckt hatte, fing man an, die magnetischen Erscheinungen von der Erde abzuleiten und sich an Erklärung derselben zu wagen. Wir übergehen die Hypothesen des Descartes, Dalance, Euler, du Tour, Äpinus, Wilke, Brugmann, Bernoulli, Kratzenstein, Gabler und Prevost, weil keine davon genügt. Alles, was wir von der magnetischen Materie wußten, bestand bis jetzt darin, daß sie in der Natur weit verbreitet ist und bei vielen Operationen derselben mitwirkt.

Die neuesten Naturforscher haben endlich angefangen den nähern Zusammenhang der großen Processe des Magnetismus, des Elektrismus mit seiner galvanischen Modification und des Chemismus zu ahnen. Es zeigt sich nämlich die Wirksamkeit des galvanischen Apparats, sowol der einfachen Kette, als der Volta'schen Säule, ebenso wesentlich als Chemismus wie als Elektrismus, und beide Processe stehen dabei in der genauesten Verbindung mit einander. Von der Meinung, als sei der Galvanismus von der Elektricität nicht verschieden, mußte man schon durch die nähere Erwägung des Umstandes zurückkommen, daß in der galvanischen Säule eine Selbsterregung oder Selbstladung stattfindet, was bei der vollkommensten Elektrisirmaschine nicht der Fall ist. Dieser Umstand macht daher den galvanischen Proceß im Ganzen bleibend (permanent), indem er nur durch die überhandnehmende Oxydation (Säuerung, Sauerstoffung) der Metalle und durch Mangel an saurer Feuchtigkeit am Ende gehemmt wird; es bedarf also nur der Reinigung und Anfrischung (Befeuchtung der Pappscheiben), um den Proceß wieder in Gang zu bringen. Diese Selbstladung beruht ohne Zweifel auf einer Wechselwirkung zwischen mehren Processen, namentlich zwischen dem Chemismus und Elektrismus. Da nun der Galvanismus auch mit dem Magnetismus in Beziehung steht und, unter Umständen, auf die Richtung der Magnetnadel Einfluß hat, wie die Oerstedt'schen Versuche beweisen, so erhellt daraus, in Verbindung mit wissenschaftlichen Gründen, wovon nachher die Rede sein wird, daß der Galvanismus eine Combination und Wechselwirkung aller drei Grundprocesse unsers Planeten sei, worin dessen Leben besteht. — Um diese große Bedeutung des Galvanismus oder Elektro=Chemismus, gemäß welcher unsere galvanischen Batterien nur unvollkommene Miniaturbilder des großen Galvanismus der Erde sind, vollständig zu fassen, muß man sich zuvor mit der wissenschaftlichen Bedeutung und den wechselseitigen Verhältnissen der genannten drei Processe (des Magnetismus, Elektrismus und Chemismus), welche gleichsam die Bestand=

theile des Galvanismus sind, näher bekanntgemacht haben. Davon können hier nur die ersten Grundlinien angedeutet werden. — Bekanntlich unterscheidet man an Magneten (und so an jedem magnetischen Körper) drei Punkte, nämlich zwei entgegengesetzte Endpunkte, welche als Nord- und Südpol erscheinen, und einen dritten Punkt zwischen beiden, welcher indifferent ist (keine magnetische Wirksamkeit äußert) und daher Indifferenzpunkt heißt. Diese drei Punkte liegen in einer Linie, und der Magnetismus wirkt immer in gerader Richtung (nach der Linie); auch hat die Magnetnadel eine bestimmte Richtung (von S. nach N.). — Alles zeigt darauf hin, der Magnetismus sei Linienfunction, lineare Polarität. — Dagegen haftet der Elektrismus, insofern er rein, als bloßes Anziehen und Abstoßen sich äußert, immer nur an den Flächen der Körper, wirkt nach keiner bestimmten Linie; nur elektrische Flächen wirken auf Flächen andrer leichter Körper erst anziehend, dann zurückstoßend. Der Elektrismus ist daher Flächenfunction, Flächenpolarität. — Wenn endlich die entgegengesetzten Stoffe (z. B. Säure und Alkali oder Lauge) einander gegenseitig (chemisch) nach allen Richtungen, oder vielmehr richtungslos durchdringen, so ist dieses eine Action in die Tiefe, wodurch neue Materien erzeugt werden. Der Chemismus ist daher Dickefunction. Und so entsprechen die drei Planetenprocesse vollkommen den drei Dimensionen der räumlichen (ausgedehnten) Materie; denn der Raum existirt nicht für sich, er ist eine Abstraction und die Geometrie (Raumwissenschaft) ist daher die abstracte Naturwissenschaft. Dieses ist die mathematische Bedeutung der Processe, welche die Materie des Planeten beleben, aber sie haben auch eine physikalische Bedeutung. Wie nämlich in der uns bekannten Welt keine Seele ohne Leib, keine Thätigkeit ohne Sein existirt, so auch kein Proceß (keine polare Thätigkeit) ohne ein materielles Substrat, eine Basis. Sowol der Magnetismus als der Elektrismus und der Chemismus haben ein solches Substrat, eine solche Basis oder Element, worin und wodurch der Proceß wirkt und welches gleichsam sein Organ ist. So der Elektrismus; er herrscht vorzüglich in der Luft, und diese ist jederzeit elektrisch, wiewol in verschiedenen Graden, bald stärker bald schwächer; alle eigenthümliche Veränderungen der Atmosphäre sind ursprünglich elektrische Veränderungen. Der Elektrismus ist daher das Leben (die eigenthümliche Thätigkeit) der Luft und diese daher das eigenthümliche Substrat, das Organ oder gleichsam der Leib des Elektrismus. — So der Magnetismus; er ist nur in starren Körpern thätig (denn weder Luft noch Wasser kann magnetisch werden), namentlich im Metall, sinnlich erkennbar vorzugsweise im Eisen; — der Magnetismus ist das Leben des Metalls, das Metall die Basis des Magnetismus. — So endlich der Chemismus; seine Basis ist das Wasser. Vorzüglich ist das Meerwasser das eigentliche Element des Chemismus. Im Meerwasser hat sich die ihm eigenthümliche Säure (Salzsäure, Wassersäure) mit dem Natrum (dem erdigen Bestandtheil des Meerwassers) zu Meersalz verbunden. Der Proceß, durch welchen das Meersalz entstand und noch entsteht, ist gleichsam der chemische Urproceß, von welchem jeder andre chemische Proceß ein Nachbild ist; denn alle chemische Stoffverbindung ist ähnlich dem Salzbildungsproceß, worin sich die Erde mit dem Wasser (das Erdige mit dem Sauern) vermählt. Die eigenthümliche Thätigkeit des Wassers ist Auflösung (eine chemische Action), und Wasser ist das thätige Mittelglied bei allen chemischen Verbindungen und Trennungen. So erscheint also, wissenschaftlich betrachtet, der Galvanismus im Großen als die Wechselwirkung der drei Elemente des Planeten, der Erde, des Wassers und der Luft, oder als die Wechselwirkung zwischen drei Seelen der Elemente, des Magnetismus, Chemismus und Elektrismus. — Durch die neuern Fortschritte der Naturwissenschaft, hinsichtlich des Wesens und gegenseitigen Verhältnisses der genannten Processe, durch die Entdeckungen eines Volta, Ritter, Ermann, Humboldt u. A., in Verbin-

dung mit den wissenschaftlichen Erörterungen eines Steffens, Buch, Karsten und andrer scharfsinniger Mineralogen, ist die Ansicht jetzt außer Zweifel, nach welcher das Gesammtleben der Erde ein Galvanismus oder Elektro-Chemismus ist, kraft welchem alle Körper der Erde sich in gegenseitiger galvanischer Spannung befinden und die Lagerungen der Gebirge und verschiedenen Erdschichten als eine große natürliche galvanische Batterie zu betrachten sind. Durch diese Ansicht oder wissenschaftliche Entdeckung ist der Schlüssel zur bessern Erklärung mannigfaltiger Erscheinungen gegeben, über deren Grund oder Ursprung bisher noch viel Dunkelheit herrschte, wohin z. B. die Salzquellen und Gesundbrunnen, die Vulkane und Erdbeben u. s. w. gehören. S. die „Historisch-kritische Darstell. der bisher. Entdeckungen auf dem Gebiete des Elektro-Magnetismus, nebst eigenthümlichen Versuchen", von D. Pfaff (Hamb. 1824, mit Abbild.).

Nur elektrische und chemische Erscheinungen waren bisher an unserm künstlichen galvanischen und Volta'schen Apparat sinnlich bemerkbar; durch die Entdeckung des Prof. Oerstedt in Kopenhagen ist aber auch die Wirksamkeit des Magnetismus im Galvanismus sinnlich darstellbar geworden. Die Erscheinung besteht in der Ablenkung der Magnetnadel durch die galvanische Kraft. Nach Weber (s. dessen „Wissenschaft der materiellen Natur, oder Dynamik der Materie", München 1821) wird der Versuch am besten so angestellt: zwei Säulchen eines Bretchens, welches 7 Zoll lang, 2½ Zoll breit, ¾ Zoll dick ist, werden mit einem dünnen Messingdraht horizontal bespannt, der nach oben und unten verschiebbar ist. Auf das Bretchen stellt man unter den Draht eine Magnetnadel von 5 Zoll Länge, auf einer Spitze eines 2 Zoll hohen Stativs beweglich. Der horizontale Draht wird so herabgeschoben, daß er von der Magnetnadel etwa ¾ Zoll absteht, und dann das Bretchen so lange gedreht, bis der Draht mit der Magnetnadel parallel steht, sonach mit der Erdachse dieselbige Richtung nach Norden und Süden hat. Mit dem nördl. Ende des horizontalen Drahtes verbindet man einen federnden (Spiral-) Draht, an dem der Stiel einer Kupferplatte von 7 Zoll Länge und 3½ Zoll Breite befestigt ist. Auf gleiche Weise macht man an das südliche Ende des horizontalen Drahtes einen federnden Draht und bindet an diesen eine gleich große Zinkplatte. Man faßt nun den Stiel der Kupferplatte mit der linken, und den Stiel der Zinkplatte mit der rechten Hand, und taucht die beiden Platten zugleich unter Wasser, das mit etwas Salzsäure beladen ist, sodaß sich die Metallplatten einander nicht berühren (sonach eine Zelle bilden). Im Augenblicke der Untertauchung der Kupfer- und Zinkplatten weicht die nördliche Hälfte der Magnetnadel östlich ab. — Wechselt man jetzt die Platten, daß Zink mit dem horizontalen Drahte nördlich, und Kupfer mit dems. südlich in Verbindung steht, und taucht dann die beiden Platten wieder, wie vorher, im Wasser unter, so erfolgt abermals eine Abweichung der nördl. Hälfte der Magnetnadel, aber westlich. Auch wird Eisen und Stahl durch den Einfluß einer starkwirkenden galvanischen Säule magnetisch gemacht. — S. Cavallo's „Abhandlung der Lehre von dem Magnetismus", a. d. Engl. (Leipz. 1788); Hauy's „Theorie der Elektricität und des Magnetismus", a. dem Franz. (Altenburg 1801). 49.

Magnetismus (thierischer), auch Lebensmagnetismus. Seit den drei letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrh. gab man einer Reihe von räthselhaften, bis jetzt aber noch unerwiesenen Erscheinungen, welche durch Einwirkung eines Menschen auf einen andern dadurch hervorgebracht werden sollten, daß die Lebenskraft des Einen in den Körper des Andern überströmte, diesen Namen. Die Mittel zur Hervorbringung dieser Erscheinungen sollten theils Berührung und kunstmäßiges Streichen mit den Händen (Manipulation), Anhauchen, Fixiren mit den Augen u. dgl. sein, welche der Magnetiseur (die einwirkende Person) an der zu magnetisirenden Person, die immer schwächerer Constitution und wo mög-

lich von verschiedenem Geschlechte und sehr gläubigem Gemüthe sein muß, ausübt. Die daraus entstehenden Erscheinungen selbst bestehen theils in verschiedenen körperlichen Empfindungen, z. B. Kälte, Schwere, flüchtige Stiche, Beklemmung u. s. w., theils in unterdrückter Thätigkeit der äußern Sinne (magnetischer Halbschlaf), theils in Ohnmachten, Zuckungen, Schlaf mit lebhaftem Träumen (magnetischer Schlaf), in welchem die magnetisirte Person in höhere Sphären verzückt ist, die innere Organisation ihres eignen Körpers wahrnimmt, sich und Andern weissagt, Arzneien verordnet, Aufschlüsse über Welt, Himmel, Hölle, Fegfeuer u. dgl. unmittelbar von oben erhält, über die Beschaffenheit fremder Weltkörper Aufschlüsse ertheilt, versiegelte Briefe mit dem Magen liest und von dem Allen bei dem Erwachen durchaus nichts wissen will. Dabei ist das Gemüth zu einer solchen überirdischen Reinheit gesteigert, daß sie alle unreine Personen schon von fern wittert und bei Annäherung derselben Krämpfe bekommt; namentlich geschieht dies bei Annäherung solcher Personen, welche an der Wahrhaftigkeit des Lebensmagnetismus zweifeln und denselben auf irdische Weise und nach menschlichen Verstandeseinsichten prüfen wollen; daher man solche Zweifler weit entfernen muß, wenn man die hohen Erscheinungen des Magnetismus gewahren will. Ferner zeigt sich eine ganz eigenthümliche Abhängigkeit der magnetisirten Person von dem Magnetiseur, sie schmeckt, was er ißt, riecht, was er vor seine Nase hält, gehorcht nur seinen Befehlen und kann nur von ihm aus diesem magnetischen Schlafe durch Gegenstriche und Calmiren erweckt werden. Ja, es vermag der Magnetiseur selbst leblosen Gegenständen, z. B. Wasser, Salz, Kleidungsstücken, Bäumen &c., etwas von der magnetischen Kraft mitzutheilen, und sie können dann ebenfalls, wie er selbst, auf gläubige Gemüther wirken. Die meisten Krankheiten, besonders Nervenkrankheiten können durch magnetische Behandlung geheilt werden, und man ging seit der genannten Zeit damit um, ein recht artiges neues Capellchen an den alten Äskulapstempel anzubauen, in welchem es gar nicht nach Arzneien riechen und wo nicht mit destillirten Wässern, sondern nur mit dem heiligen magnetisirten Wasser gesprengt werden sollte; ein andrer Vorschlag, den alten Tempel selbst zum Magnetisirsalon einzurichten, fand zu viele Schwierigkeiten und ward vorerst wieder bei Seite gelegt. — Fragt man nun nach der Geschichte des Magnetismus und nach seiner wissenschaftlichen Begründung, so zeigt sich zuvörderst, daß die letztere nicht gegeben werden kann, weil, nach der Aussage seiner eignen Verfechter, der Magnetismus gar nicht wissenschaftlich untersucht werden darf, und weil eher alle unsere bisherigen Kenntnisse von Welt und Menschennatur als nichtig erklärt werden müssen, ehe man es wagen dürfte, den Maßstab des Verstandes an ein so heiliges Geheimniß zu legen, das durchaus nur mit dem gläubigen Gemüthe ergriffen werden dürfe. Man that daher auch ganz recht daran, die abgeschmacktesten Betrügereien, welche abgefeimte Dirnen ihren leichtgläubigen Magnetiseurs aufhefteten, für unfehlbar wahrhaft zu halten und aus ihren Aussagen die Theorie des Magnetismus zu schmieden, weil man so gar keine Gefahr lief, daß verständige Männer sich mit dergleichen Unrathe besudelten und eine anders anzuwendende Zeit damit vergeudeten. Es haben daher auch diese Letztern sich schon seit längerer Zeit gar nicht mehr mit der Erörterung des Magnetismus befaßt, daher die Magnetiseurs ganz mit Recht behaupten konnten, sie haben die Zweifler zum Schweigen gebracht, und so ist es denn gekommen, daß der Magnetismus nur noch ein Spielwerk des vornehmen und geringen leichtgläubigen Pöbels geblieben ist, der indessen nicht ahnete, daß er selbst ein Spiel seines Spielzeugs war. Seit dem harten Stoße aber, den er 1821 an einem seiner eifrigsten Verfechter erlitt, hat die Zahl seiner Verehrer, sowie der Muth ihres öffentlichen Auftretens bedeutend abgenommen. Was wahr an der ganzen Sache ist, scheint auf den Wirkungen erhitzter Phantasie, auf einer halb geistigen, halb körperlichen Aufregung der Ge=

schlechtssphäre und auf krankhaften Nervenerscheinungen zu beruhen, die man lange vorher schon kannte. Von der Geschichte des Lebensmagnetismus läßt sich so viel sagen, daß Anton Mesmer (s. d.) 1772 Heilungen mit dem Mineralmagneten versuchte, den ihm der Pater Hell lieferte, damit in Wien Aufsehen machte, aber endlich erklärte, daß nicht der Magnet, sondern seine (Mesmer's) eigne Wunderkraft es sei, welche die Kranken heile (ein Meisterstreich, den neuerdings Fürst Hohenlohe glücklich nachgemacht hat, der auch erst den Bauer Michel zu seinen Heilungen brauchte, nachher aber dieses unnütze Werkzeug gebührend wegwarf), und daß diese Kraft nicht nur der magnetischen Kraft, sondern auch der allgemeinen Anziehungskraft im Weltall ähnlich und verwandt sei. (Das Weitere siehe im genannten Art.) In neuern Zeiten ging die Verfechtung des Magnetismus vorzüglich von Kieser in Jena und von Wolfart in Berlin aus, die gleichsam zwei einander entgegengesetzte Schulen bildeten, von denen die erste, weit achtbarere, die fraglichen Erscheinungen an die schon bekannten physiologischen (Erscheinungen) des Tag- und Nachtlebens anzuknüpfen versuchte; die zweite dagegen auf den wunderlichen Fußstapfen Mesmer's pomphaft genug einherschritt. (S. Kieser, Nasse und Nees v. Esenbeck, „Archiv für den thier. Magnetismus", seit 1817 heftweise erscheinend, seit 1825 u. d. T.: „Sphinx, oder neues Archiv für den thierischen Magnetismus" fortgesetzt; und Wolfart's „Jahrbücher für den Lebensmagnetismus", 10 Hefte, 1818 fg.) Eine Preisfrage über den thierischen Magnetismus, welche 1820 von der königl. preuß. Regierung ausging, ist zurückgenommen worden. Von der schon sehr angewachsenen Literatur des thierischen Magnetismus erwähnen wir nur Deleuze's „Histoire critique du magnétisme animal" (Paris 1813); Jos. Ennemoser, „Der Magnetismus in einer geschichtlichen Entwickelung von allen Zeiten und bei allen Völkern" (Leipzig 1819) (unkritisch und in Befangenheit der Mesmer'- und Wolfart'schen Schule); J. C. L. Ziermann, „Geschichtliche Darstellung des thierischen Magnetismus als Heilmittels" (Berl. 1824) (unbefangener); „Del magnetismo animale", von Basevi (Florenz 1826). 15.

Magnetnadel, die in dem Compaß befindliche nadelähnliche Stahlplatte, welcher die magnetische Kraft mitgetheilt worden. (Vgl. Compaß u. Magnet.) Außer den beiden Arten des Bestreichens kann man den Nadeln die magnetische Kraft auch durch Armirung (s. Magnet) mittheilen. Jede Nadel ist indeß nur eines bestimmten Grades von dieser Kraft fähig, welcher nicht überschritten werden kann. Viel kommt auf die ganz horizontale und völlig freischwebende Lage der Nadel an. Um alle Reibung zu verhüten, welche bei dem gewöhnlichen Auflegen der Nadel auf den Stift nicht ganz vermieden werden kann, hat man das Aufhängen derselben mit glücklichem Erfolge versucht. Nach Cavallo dient dazu eine feine Kette von Pferdehaaren, nach Bennet ein Faden aus dem Gewebe einer Kreuzspinne am besten. Ferner muß der Apparat, worin die Nadel hängt, so beschaffen sein, daß die Luft nicht auf den feinen Faden wirken kann. Auch hat man bemerkt, daß Kälte, Hitze, Blitze, überhaupt atmosphärische Elektricität und das Nordlicht Einfluß auf die Magnetnadel haben. Doch hat die vielfältige Erfahrung bei dem Gebrauche des Compasses gelehrt, daß, wenn auch alle diese Umstände gänzlich entfernt bleiben, die allgemeine Regel: die beiden Enden der Magnetnadel richten sich jederzeit nach den Polen der Erde, ihre großen Ausnahmen leidet. Bei der Umsegelung der Erde stößt man auf viele Stellen, wo die Nadel nicht mehr genau die Polgegenden anzeigt, sondern merklich nach beiden Seiten abweicht. Diese merkwürdige Erscheinung ist u. d. N. der Abweichung oder Declination der Magnetnadel bekannt. Sie ist eigentlich der Winkel, welchen die Richtung dieses Instruments mit der Mittagslinie eines Orts macht, wenn die Mittellinie eines Compasses genau über jener Mittagslinie steht. Bald

ist diese Abweichung östlich, bald westlich, bald größer, bald geringer, und nur an wenigen Stellen der Erdkugel verschwindet sie. Man hat bereits eine so große Menge von Beobachtungen über diese Abweichung auf der ganzen Erde gemacht, daß man Abweichungs- oder Declinationscharten hat entwerfen können. Aber diese Charten sind nur für einige Zeit brauchbar, da ununterbrochene, eine lange Reihe von Jahren hindurch fortgesetzte Beobachtungen, namentlich zu London und Paris, dargethan haben, daß die Abweichung an einerlei Ort veränderlich ist. Seit 150 J. hatte dieselbe von Nord nach West beständig zugenommen; seit einigen Jahren steht sie still. Sehr wahrscheinlich ist die Witterung, die Abwechselung zwischen Wärme und Kälte und insonderheit die Elektricität dabei wirksam. Fast unwidersprechlich führen darauf Saussure's meteorologische Beobachtungen und daraus gezogene Folgerungen. Eine andre sonderbare Erscheinung bei der Magnetnadel ist ihre Neigung oder Inclination, welche sich dadurch zeigt, daß die eine Spitze, bei völligem Gleichgewicht der Nadel, sich gegen den Horizont neigt. Man nimmt sie an den meisten Orten der Erde, doch nicht überall auf gleiche Art und unter gleichem Winkel, wahr. Sie zu beobachten, hat man eigne Neigungscompasse. In dem größten Theil der nördlichen Halbkugel unserer Erde ist es der Nordpol der Magnetnadel, welcher sich gegen den Horizont neigt. Diese Neigung, wobei sich der Südpol hebt, wird die nördliche genannt. Sie nimmt zu mit der Annäherung an den Pol, daher Seefahrer denjenigen entgegengesetzten Theil der Compaßnadel, welcher sich hiernach bei der Annäherung an den Pol über den Horizont erhebt, einstweilen mit so viel Wachs schwerer machen, daß die Nadel die nöthige horizontale Lage erhält; sowie daher auch die Nadeln von Haus aus so aufgestellt werden müssen, daß der eine Theil etwas schwerer als der andre ausfällt. In der südlichen Halbkugel hebt sich der Nordpol der Nadel, indem sich der Südpol gegen den Horizont neigt. Diese Neigung heißt die südliche. Sie nimmt ebenfalls zu, je mehr man sich dem Südpol nähert. Es gibt Örter auf der Erde, wo sich die Magnetnadel gar nicht neigt; diese fallen zwar nicht, wie man aus dem Bisherigen schließen möchte, unter den Äquator, doch aber in dessen Nähe. Die Neigung ist ebenfalls veränderlich, aber nicht in dem Grade wie die Abweichung. Die Ursache der Neigung der Magnetnadel leiten die Physiker aus der magnetischen Kraft der Erde, die Ursache ihrer Veränderlichkeit aber aus dem Umstande her, daß die magnetischen Pole der Erde sich nach und nach in andre Stellen verrücken, welches allerdings auch aus der Abweichung der Magnetnadel zu erhellen scheint. Über Declination und Inclination der Magnetnadel gibt vollständige Belehrnng: Christopher Hansteen's „Untersuchung über den Magnetismus der Erde" u. s. w. (Christiania 1819, 4.), deßgl. desselb. Schrift über den magnetischen Meridian und dessen Pole. Auch Parry hat auf seiner Entdeckungsreise im nördl. Polarmeere darüber Beobachtungen angestellt. Die neuesten Ansichten über die Richtung der Magnetnadel entwickelt das bei dem Art. Magnet schon angezeigte Werk von D. Pfaff.

Magnificat, der sogen. Lobgesang Mariä, welcher in der Vulgata anfängt: **Magnificat anima mea dominum.** Er wird häufig in Musik gesetzt und als Kirchenmusik aufgeführt.

Magnificenz (Herrlichkeit, Hoheit), ein Titel der Rectoren und Kanzler der Universitäten, auch in den freien Städten der Bürgermeister. Ein Fürst, der die Würde eines Rectors übernimmt, wird magnificentissimus genannt.

Magnusen (Finn) (isländ. **Finnur Magnusson**), geb. den 27. Aug. 1781 zu Skalholt auf Island, wo sein Vater, der Landrichter (Laugward) Magnus Olasson, Ökonom war, ist seit 1815 Prof. in Kopenhagen, und ward vor kurzem auch zum Adjunct des königl. geh. Archivars Thorkelin ernannt. Unter allen Isländern zeichnet sich M. durch seine treue Liebe zur Kunst und zu seinem dänischen

Vaterlande aus. Auf ihn hatte die Herausgabe des 2. und 3. Thls. der Sämundinischen Edda gewartet. Seinen Vorlesungen über die Edda verdankt man einen vielfach erwachten Sinn für das nordische Alterthum in Dänemark. Seine Bearbeitung der sämmtl. Eddischen Lieder (4 Bde.) ist classisch. Seine von dem König ihm aufgetragenen archäologischen Vorlesungen für die Kunstakademie haben ihm zwar Neid und einen unwürdigen Streit zugezogen; allein die Sache des Alterthums hat durch seine Antworten, in welchen Vieles auf eine gründliche und ruhige Art aufs neue beleuchtet ist, in der That gewonnen. Ihm verdankt man auch die Forts. der isländischen Annalen (Sagna-blöd) und die Schriften der isländischen Literaturgesellschaft, deren Stifter er ist. 87.

Magyaren (**Madjaren**), der ursprüngliche Name der Ungarn, den sie sich selbst geben und mit welchem sie noch jetzt sich am liebsten benennen lassen. Erst um 626 fingen sie an, bekannt zu werden. Sie stammen aus Asien ab, aber über ihren ursprünglichen Wohnsitz sind die Meinungen getheilt. Die wahrscheinlichste ist, daß sie in der Gegend des kaspischen Meeres, zwischen dem Flusse Kama und dem Gebirge Ural gewohnt haben. Eine gewisse Ähnlichkeit, die man zwischen der Sprache der Finnen und der Magyaren zu entdecken geglaubt, hat die Vermuthung veranlaßt, daß diese letztern finnischen Ursprungs wären. Nach verschiedenen Zügen in Asien kamen sie zu Ende des 7. Jahrh. aus Asien nach Europa und besetzten die Gegenden zwischen dem Dnipr und Don am Ingulflusse, im heutigen Katharinoslawschen Gouvernement. Hier blieben sie über 200 J., bis sie den andringenden Petschenegen weichen mußten. Sie drangen unter ihrem Anführer Arpad, in der letzten Hälfte des 9. Jahrh., nach Dacien vor, setzten sich 896 in Pannonien fest und errichteten da ein Reich. Die ältern Annalisten nennen sie bisweilen Türken, gewöhnlich aber Ugner, Ungarn; das Land selbst wurde nach ihnen **Ungarn** (s. d.) benannt. A—s.

Mahabharata, s. Indische Literatur.

Mahagōni (**Mahoni**, nach falscher Aussprache), richtiger, wiewol bei uns weniger gebräuchlich, **Mahogani**. Unter den drei bis jetzt bekannt gewordenen Baumgattungen d. N. zeichnet sich der gemeine Mahoganibaum seines schätzbaren Holzes wegen aus. Sein Vaterland sind die wärmern Länder des mittägigen Amerika, Jamaika, Cuba, Domingo und die Bahamainseln. Das Holz ist ein wichtiger Handelsgegenstand. Man hat gewässertes, marmorirtes, gemasertes und ganz glattes. Die anfangs gelbröthliche Farbe wird mit der Zeit braun und endlich ganz schwarz. Will man die eigenthümliche Farbe länger erhalten, so darf man es nicht zu stark mit Wachs bohnen, noch weniger mit Öl bestreichen. Sein schönes Ansehen, der treffliche Glanz, dessen es fähig ist, die ausnehmende Härte und die besondere Eigenschaft, daß es nicht fleckt und der Wurm nicht hineinkommt, verschaffen dem Mahoganiholz einen der ersten Plätze unter den kostbarsten Hölzern. Die Spanier und Portugiesen in Amerika bauen Schiffe daraus, wozu es sich besser schickt als das Eichenholz. Das falsche Mahoganiholz, bekannt u. d. N. Madeiraholz, von dem Baum Vigmatico, hat vor dem echten den Vorzug, daß es die Farbe besser behält. Die Rinde des Mahoganibaums ist von medicinischem Gebrauche, u. a. gegen Wechselfieber und periodisches Kopfweh.

Mahlmann (Siegfried August), k. sächs. Hofrath, Dichter im lyrisch-elegischen Gebiete und in der Burleske, geb. d. 13. März 1771 in Leipzig, wo er, vom Rector Korbinski in Borna und auf der Landschule in Grimma dazu vorbereitet, bis 1789 studirte. Er beschäftigte sich vornehmlich mit den allgemeinen Wissenschaften, mit Mathematik und Philosophie, ging als Führer eines jungen Edelmanns nach Liefland, mit welchem er nachher die Universitäten Leipzig und Göttingen besuchte. Darauf reiste er nochmals nach Liefland und Kurland 1797, und kehrte 1798 nach Leipzig zurück. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit der

deutschen schönen Literatur, übernahm kurze Zeit eine Buchhandlung, und wurde nach seines Schwagers Spatzier Tode Herausgeber der „Zeit. f. d. elegante Welt", welche er bis 1810 allein, und dann in Verbindung mit ihrem jetzigen Herausg. redigirte. Der sehr einträgliche Pacht der leipziger politischen Zeitung während der franz. Kriege setzte ihn in den Stand, ansehnliche Besitzungen in der Nähe von Leipzig zu erwerben, war aber auch die Veranlassung, daß er 1813 auf die Citadelle nach Erfurt abgeführt wurde. Durch hohe Verwendung bald entlassen, kehrte er nach Leipzig zurück, wo er dem Kaiser Alexander ein Gedicht überreichte und den Wladimirorden erhielt. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit den Naturwissenschaften und mit der Ökonomie insbesondere, welche er bei Bewirthschaftung seiner Güter praktisch anwendete, weßhalb er auch zuletzt zum Director der durch seine Mithülfe erneuerten Leipziger ökonomischen Societät ernannt wurde. Außerdem erhob ihn sein Geist und seine ausgezeichnete Gabe der extemporirten Beredtsamkeit, verbunden mit dem Ansehen seiner persönlichen Erscheinung, zu einem der tüchtigsten Vorsteher einer maurerischen Verbindung, welches Amt er mit allgemeiner Anerkennung in der Loge Minerva in Leipzig von 1813 an bis an sein Ende 1826 verwaltet hat. 1824 veranstaltete er eine Sammlung seiner zerstreuten lyrischen Gedichte (Halle 1825), unter welchen mehre von den besten Liedercomponisten mit Weisen begleitet worden sind. Sind die meisten derselben der ebenso innige als klare Ausdruck einer rührenden Wehmuth, oder einer über das Grab hinausblickenden Erhebung, so lernt man durch sein anonym herausgeg. „Marionettentheater", in seinem „Herodes vor Bethlehem", einer scherzhaften Parodie von Kotzebue's „Hussiten", welche 5 Aufl. erlebte, sein Talent für die dramatische Burleske kennen. Auch sind seine „Erzählungen und Märchen", in 2 Bdchn., 2 Mal aufgelegt worden.

Mahmud II., Khan und Padischah, Sultan der Osmanen, der 29. Herrscher aus dem Stamme Osman's, der 26. Großsultan und der 21. Khalif, „Allah's Schatten auf der Erde," ein unumschränkter Fürst, der — obgleich mit aller Willenskraft eines geborenen Gewaltherrschers von der Natur begabt — dennoch seit 19 Jahren den Aufruhr in den Provinzen und die Zuchtlosigkeit des Janitscharenpöbels in seiner Hauptstadt zu bekämpfen hatte, wodurch sich immer deutlicher die Ohnmacht seines orientalischen Satrapenreichs offenbart. Er ist der 2. Sohn des 1789 verst. Abdul-Hhamid, geb. den 20. Jul. 1785, und ward im alten Serail von den Codjas ungefähr mit gleicher Sorgfalt erzogen, wie die Pullarii im alten Rom den heiligen Hühnerhof, der den Geschicken des Königsvolks vorstand, abwarteten und pflegten. Schon hatte Mustapha IV., sein älterer Bruder, bei der Thronveränderung 1807 (s. Osman. Reich), um keinen Thronbewerber fürchten zu dürfen, seine Ermordung befohlen, als Ramir-Effendi, Zahlmeister der Armee, an der Spitze von 2000 Albanesen, sich der Person des Prinzen bemächtigte und ihn rettete. Der kühne Baïraktar, Pascha von Ruschuk, setzte hierauf Mustapha IV. ab und ließ Mahmud am 28. Juli 1808 mit dem Säbel Osman's umgürten. Vierzehn Wochen nachher erstürmten die durch des Großveziers Baïraktar Militairreform aufgereizten Janitscharen das Serail, und Baïraktar sprengte sich selbst mit seinen Feinden in die Luft, nachdem er noch vorher den gefangenen Mustapha und dessen Mutter hatte hinrichten lassen. Dies geschah am 16. Nov. 1808. (S. Nizam Dgedid.) Unter Brand und Plünderung dauerte der Kampf der Seymens, oder der auf europäischen Fuß ausgerüsteten Truppen, für deren Beibehaltung sich Sultan Mahmud erklärt hatte, mit den Janitscharen im Serail und in der Hauptstadt noch 36 Stunden fort; die Rebellen siegten, und Mahmud mußte, um sein Leben zu retten, Abgeordnete an die Empörer senden und deren Foderungen unbedingt bewilligen. Nach solchen Gräueln war kein Entwurf des Bessern mehr ausführbar, obgleich Mahmud mit Beharrlichkeit darauf bestand;

die Janitscharen erzwangen jedes Mal die Absetzung und Hinrichtung der Befehlshaber und Minister, die Zucht und Ordnung einführen wollten. M. selbst dachte nur daran, sich auf dem mit dem Blute seines Oheims Selim und s. Bruders befleckten Throne zu befestigen; darum ließ er, wie Pouqueville erzählt, den Sohn Mustapha's IV., ein Kind von 3 Monaten, erwürgen und vier schwangere Sultaninnen, in Säcke eingenäht, in den Bosporos werfen. So blieb er der Einzige und Letzte aus dem Stamme des Propheten. Mit ihm saß das Schrecken auf dem Throne, und sein Wille machte sich durch Blutbefehle kund. Ohne Rathgeber, ohne Geld und fast ohne Heer, mußte er den Krieg mit Rußland fortsetzen und die Servier bekämpfen. Endlich, nach gänzlicher Erschöpfung, schloß sein Divan, auf Englands Rath — wider Napoleons Erwarten, der, mit Östreich und Preußen verbunden, die Integrität der Pforte ausgesprochen hatte —, mit Rußland den Frieden zu Bukarescht (28. Mai 1812). (S. Osmanisches Reich.) Von europäischer Bildung dieses unumschränkten Herrschers über Leben und Gut von 25 Mill. Menschen kann nicht die Rede sein. Im Serail aufgewachsen — wo die Validé oder Sultanin Mutter, dem Herkommen gemäß, ihren Sohn nie anders ruft als: Mein Löwe, mein Tiger! — kennt der Großherr nichts als herkömmliche Formen und achtet nichts als den Zwang der Nothwendigkeit. Die Schrecknisse, unter welchen M. den Thron bestieg, und die Gefahren, welche ununterbrochen denselben umgaben, mußten sein Gemüth verhärten und in Blutbefehlen nur Maßregeln kluger Festigkeit ihm zeigen. Da jeder Sultan eine Kunst ausüben soll, so wählte er die Kalligraphie und brachte es darin zu einer gewissen Fertigkeit. Eitel auf seine Kunst, beschloß M., alle Kiat-Sherifs oder eigenhändige Befehle, sowie das Tagebuch seiner Gedanken, selbst zu schreiben. Bald wuchs die Papiermasse auf seinem Sopha so an, daß er sich nach einem geheimen Archivar umsah. Diesen fand er in seinem Barbier (Berber-Baschi), der weder lesen noch schreiben konnte und darum s. Vertrauens doppelt würdig war. Außerdem stand hoch in M.'s Gunst Khalet-Effendi, ein Hofmann, der durch Possenreißerei den Sultan zu vergnügen und dadurch zu beherrschen wußte. Berber-Baschi hatte diesen Khalet, seinen alten Bekannten aus den Caffeehäusern von Galata, der anfangs Schreiber des Vorstandes der Fleischbänke von Konstantinopel, dann Selim's III. Botschafter an Napoleons Hofe 1806 gewesen war, in die Nähe des Sultans gebracht. Beide wurden jetzt der Mittelpunkt aller Ränke, die vom Serail aus bis in die Provinzen sich verzweigten. Khalet häufte durch Geschenke, die er nahm, große Reichthümer zusammen, und bald stieg sein Einfluß so hoch, daß er den Sultan und dessen Divan ganz lenkte; nur den Mufti konnte er nicht bewegen, ihn unter die Ulemas aufzunehmen. Denn diese privilegirte Kaste von „Wohlgeborenen" stieß den Günstling von sich, weil er nur der Sohn eines Leberhändlers und noch dazu ein Weltkind war, das Wein trank. Khalet ließ den Mufti verbannen. Der neue Mufti und der neue Großvezier Ali thaten hierauf Alles, was der Berber-Baschi und Khalet-Effendi wollten. Khalet vermied jedoch, selbst ein hohes Staatsamt zu übernehmen, um nicht verantwortlich zu sein, wenn das, wozu er gerathen, unglücklich ausgeführt wurde. Dagegen theilte er mit den Satrapen, welche die Provinzen plünderten und die ersten Glieder des Divans bestachen, den Raub und wußte es zu verhindern, daß keine Klage bis zu den Ohren des Sultans kam. Pouqueville behauptet sogar, daß der Großherr selbst die Geldbußen der strafbaren Reichen mit dem Günstling getheilt habe. Übrigens zeigte M. eine stolze und feste Haltung gegen die christlichen Cabinete. Auch hat die schnelle Rechtspflege im Innern der Hauptstadt, verbunden mit einer blutig strengen Polizei, um die sich M., wenn er zuweilen verkleidet durch die Straßen ging, selbst bekümmerte, bewiesen, daß er Kraft und Verstand besitzt. Allein die Hohen und Mächtigen blieben stets die Sklaven und das Spiel seiner Laune, seiner Hab-

sucht und seines Argwohns. Kein Großer, strafbar oder nicht, war seines Lebens und s. Güter sicher; daher der allgemeine Hang zur Empörung und die Machiavellistische Staatskunst des Divans, die Satrapen gegen einander als Werkzeuge ihrer Vernichtung zu brauchen, die am meisten verhaßten oder die trotzigsten Plünderer, deren Maß voll war, zu ächten, und die Vollzieher der Acht unter irgend einem Vorwande hinrichten zu lassen, um sich zuletzt der Schätze von Beiden zu bemächtigen. M.'s Regierung ist daher ein fortgesetzter Kampf des Verraths mit der Empörung, wodurch die Pforte endlich immer abhängiger wurde von dem Willen mächtiger und glücklicher Satrapen oder von den Triumphen kühner und entschlossener Völker. So gelang es den Serviern (s. d.), sich der Herrschaft des Pascha von Belgrad zu entziehen; so ward Mohammed Ali Pascha (s. d.) — der Besieger der Mameluken-Beys und der Wachabiten — fast unabhängiger Herr Ägyptens; so wechselten Romelien, Widdin, Damaskus, Trebisonde, St.-Jean d'Acre, Aleppo, Bagdad, Lattakia (das alte Laodicea) u. a. Paschaliks, unter blutigem Aufruhr, ihre Unterdrücker; so erhob sich der kühne, listige Ali (s. d.) in Janina zum Herrscher von Epirus. Um sich der Schätze des Letztern zu bemächtigen, ließ ihn M., auf Khalet-Effendi's Rath, für einen Hochverräther erklären; man wollte den Tyrannen berauben und neuen Satrapen das von ihm geplünderte Land zur Beute anweisen. Diese Politik, welche die Pforte in einen Volkskrieg verwickelte, der ihre Schwäche verrieth, trieb die Griechen zur Verzweiflung und gab ihnen die Waffen für Religion und Freiheit in die Hand. Eine fremde Gesandtschaft machte die Pforte mit den Planen der Griechen bekannt *), und Khalet-Effendi beschloß ihre Vertilgung. „Jeder Christ", trug er dem Seraskier Ismaël und dem Khurschid Pascha im Namen Mahmud's auf, „der die Waffen tragen kann, muß sterben, die Knaben werden beschnitten und zu Soldaten nach europäischer Art gebildet, die jedoch, um die Ulemas nicht zu beleidigen, auch Janitscharen heißen sollen". **) Alle Verfügungen, welche den Fanatismus der Muselmänner in der Hauptstadt und in den Provinzen aufreizten, die Bewaffnung der Gläubigen, günstige Prophezeihungen im Namen des Propheten, die Ächtungen und Hinrichtungen der Reichen, die Entweihung der Kirchen u. s. w. gingen, wie Pouqueville bezeugt, vom Serail aus und waren Khalet's Werk. Grausamkeit und Habsucht bewogen den Sultan und seinen Günstling zu solchen Maßregeln des Schreckens, während sie durch erzwungene Hirtenbriefe des Patriarchen und durch täuschende Amnestieversicherungen die Griechen zu entwaffnen versuchten. Der Großherr selbst war zugegen, als der schuldlose Fürst Konstantin Morusi enthauptet wurde. Er sah von einem Kiosk des Serails es mit an, wie der Leichnam des Patriarchen Gregorius (s. d.) und die der ermordeten Mitglieder der griech. Synode von Juden vorübergeschleift und ins Meer geworfen, wie die Fürsten Maurokordatos und Chantzerys nebst einer Menge reicher Kaufleute, Wechsler und Banquiers der Pforte hingerichtet wurden. So entsprach er seinem Sultanstitel: **Khunkiar** (der Würger)! — Als endlich Mahmud in der Hauptstadt und in den beiden Fürstenthümern, wo der Aufstand zuerst ausgebrochen war, seine Feinde vertilgt, die rebellischen Satrapen in den Provinzen aber durch andre ehrsüchtige Paschen besiegt und zuletzt auch den Kopf des furchtbaren Ali zu seinen Füßen liegen sah; als er den ruhmlosen Krieg mit Persien durch den von England vermittelten Frieden 1823 glücklich geendigt und von den Wachabiten nichts mehr zu befürchten hatte: da wurde, nach so großen Gefahren, sein Stolz und Starr-

*) S. Pouqueville's „**Histoire de la régénération de la Grèce**", II, 171 fg.

**) Nach Ali's Falle erhielt Khurschid vom Großherrn den Befehl, die ganze griech. Bevölkerung in Epirus, ohne Weiber und Kinder zu verschonen, niederzuhauen, die Moreoten zu vertilgen und Morea in einen Schutthaufen zu verwandeln. Pouqueville, III, 385.

sinn, durch das scheinbare Glück bethört, immer trotziger, immer grausamer. Ali's Kinder und Kindeskinder, die sich auf Treue und Glauben unterworfen hatten, mußten sterben. Unbiegsam in dem gegen die Rajahs angenommenen Vertilgungssystem, gab er den europäischen Mächten nur in einigen, die Herstellung der zerstörten Kirchen und die Vortheile des Handels betreffenden Dingen nach und bewilligte die Räumung der Moldau und Walachei (23. Juni 1824) erst nach 3jährigen Vermittelungsversuchen des engl. Gesandten. Auf die Vorstellungen des diplomatischen Corps in Pera über die Hinrichtungen der Prälaten gab er die trotzige Antwort: „Der Sultan sei absoluter, unabhängiger Herrscher, und keinem Menschen Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig". Auch weigerte sich sein Divan, einen Bevollmächtigten zu dem Congreß in Verona zu senden. Dagegen zitterte Mahmud, wenn die Wuth der Janitscharen, welche strenge Befehlshaber vergebens zu zügeln suchten, die Hauptstadt mit Brand, Mord und Plünderung ängstigte. Um diesen Pöbel zu beruhigen, gab er Alles preis, die tüchtigsten Männer im Staate und im Heere, die nächsten Verwandten, die ältesten Vertrauten, selbst den ihm unentbehrlichen Khalet-Effendi! Die Janitscharen sahen in diesem Günstling den Urheber des verderblichen Aufstandes der Griechen und so vieler drückenden Maßregeln, wodurch dem Geldmangel abgeholfen werden sollte, während im Serail die größte Verschwendung herrschte. Man schlug Schmähschriften an; man sang in den Wachthäusern Spottlieder auf ihn und auf die Khasnadar-Usta, die Favorite des Sultans, von der man behauptete, daß sie dem Großherrn mehr koste als der Unterhalt einer Armee. *) Vergebens ließ Khalet, um den Sturm von sich abzuwenden, Feldherren hinrichten, denen er die Unfälle in Griechenland Schuld gab, oder angesehene Griechen, welche Verräther sein sollten; vergebens streute er Gold mit vollen Händen unter die Aufwiegler aus. Die Großen des Reichs selbst arbeiteten an seinem Sturze, weil er allein das Vertrauen des Großherrn besaß. Er und seine Creaturen, der Großvezier Salik Pascha und der Mufti, sagte man, wollten an die Stelle der Janitscharen regelmäßige Truppen einführen. Endlich brach der Aufruhr aus im Nov. 1822, und der Sultan verbannte den Großvezier, den Mufti, den Berber-Baschi und den Khalet-Effendi; eine Menge Beamte wurden hingerichtet oder aus dem Dienste geschickt; die Khasnadar-Usta aber dem Obersten der Verschnittenen zur Züchtigung übergeben und nebst einer großen Anzahl Odalisken in das Zuchthaus des Harems gesperrt. Khalet behielt sein ganzes Vermögen und zog, von einem stattlichen Gefolge begleitet, nach Ikonium, dem Orte seiner Verbannung; allein bald gelang es seinen Feinden, die Habsucht des Sultans zur Einziehung der Güter des Günstlings anzureizen, wovon ein Firman mit dem Todesurtheil die unmittelbare Folge war, welches der Janitscharen-Aga an Khalet, der sich vergebens durch einen eigenhändigen Schutzbrief des Sultans dagegen gesichert glaubte, am 6. Dec. vollzog. Die Freunde und Creaturen Khalet's wurden ebenfalls hingerichtet. Seitdem that M. Alles, was die Janitscharen durch Beisitzer aus ihrer Mitte im Divan verlangten. Als jedoch die Ruhe wiederhergestellt zu sein schien, als Chios zerstört und der Krieg mit Persien geendigt war, beschloß er, den Trotz der Miliz zu züchtigen. Der Großvezier Abdullah, ein Freund der Janitscharen, und der Janitscharen-Aga, Beide Khalet's Feinde, wurden abgesetzt und erwürgt. Große Rüstungen zu dem vierten Feldzuge (1824) gegen die Hellenen, die nahe Aussöhnung mit Rußland, das die Sendung eines Botschafters nach Konstantinopel, des Marquis de Ribeaupierre, dem Divan anzeigen ließ, der Beistand, den der Vicekönig von Ägypten gegen Kandia und die Moreoten leistete, die Ankunft eines franz. Botschafters, des Generals Guilleminot, das gute Vernehmen der

*) Auf ihre Vorstellung befahl Mahmud, die Mastixdörfer auf Chios, welche Luxusbedürfnisse dem Harem lieferten, zu verschonen.

Pforte mit Östreich und England, der Fall von Ipsara endlich (3. Juli 1824): Alles erfüllte den Sultan mit stolzen Hoffnungen. Als aber die Strenge seines Schwiegersohns und Günstlings, Hussein, Aga Pascha der Janitscharen, und die Maßregeln des Großveziers Ghalib die alte Erbitterung aufs neue erregten, und unglückliche Nachrichten aus Thessalien, wo der Seraskier Derwisch Pascha von den Hellenen (im Juni 1824) geschlagen, und aus Epirus, wo Omer Vrione der Pforte nichts ausrichtete, eintrafen, als die griech. Flotte vor Ipsara und den Dardanellen erschien und darauf die Unternehmung des Kapudan Pascha gegen Samos vereitelte, da brach die Wuth der Janitscharen in Konstantinopel aufs neue aus. Der Haß gegen Mahmud äußerte sich in lauten Drohungen und in der gräßlichen Beschuldigung, daß er seinen ältesten Prinzen, Abd-ul-Hhamid (geb. den 6. März 1813) für epileptisch ausgebe und dem öffentlichen Anblick entziehe, um ihn vergiften zu können, wenn die Empörer versuchen sollten, ihn auf Osman's Thron zu erheben! Um Brand, Mord und Plünderung zu vermeiden, um sich selbst zu retten, setzte M. (im Aug. 1824) den Hussein Pascha und den Aga des Arsenals ab, verbannte sie und führte den Prinzen mit sich in die Moschee.*) Endlich mußte er (14. Sept.) den Pascha von Silistrien, einen Freund der Janitscharen, an Ghalib's Stelle zum Großvezier ernennen. Doch mit der Gefahr wuchs M.'s innere Kraft. Nach und nach reiften durchgreifende Reformationsplane in s. tiefverschlossenen Brust. Mit scharfen Polizeimaßregeln fing er an. Die Aufsicht erstreckte sich selbst auf die christliche Bibel, deren Verbreitung (12. Aug. 1825) im ganzen Reiche streng verboten wurde. Größere Thätigkeit und wichtige Verbesserungen im Arsenal und bei dem Seewesen gaben der Flotte endlich eine Art von Übergewicht über die griechische. Die Wahl des Seraskier (Redschid Pascha) und des Kapudan Pascha (Khosrew) fiel glücklicher aus als die frühern. Der Divan gewann durch glänzende Zusicherungen des Vicekönigs von Ägypten wirksamen Beistand in Morea, die Ausgleichung der russischen Beschwerden aber hielt er von Monat zu Monat hin. Endlich mußte er, als Kaiser Nikolaus diese Angelegenheit rasch zur Entscheidung führte, das von Minziaky übergebene Ultimatum vom 5. April 1826, am 14. Mai annehmen. Nun erst wurden die Moldau und Walachei von türk. Truppen geräumt. Hierauf ward die russisch-türkische Frage durch die zu Ackerman am 6. Oct. 1826 abgeschlossene Convention erledigt, nachdem M. alle Foderungen Rußlands bewilligt hatte. Indeß erfolgte die Vollziehung derselben nicht eher als im Mai 1827, worauf der russ. Gesandte, Hr. von Ribeaupierre, am 7. und 14. Juni s. Antrittsaudienzen bei dem Großvezier und bei dem Großsultan hatte. Zu diesem Nachgeben ward Mahmud vorzüglich durch die kaum begonnene, gefahrvolle Umbildung s. Heeres bewogen. Er hatte nämlich die längst vorbereitete Auflösung der Janitscharen, seit dem durch sie verübten Brande in der Vorstadt Galata (3—5. Jan. 1826), beschlossen. In dieser Absicht erließ er am 29. Mai 1826 einen Khatti-Sherif über die Disciplinirung der Janitscharen und die Reorganisirung des Heeres. Darauf erfolgte zwar am 14. Juni ein allgemeiner Aufstand der Janitscharen in Konstantinopel; allein der Sultan ließ die Fahne des Propheten aufpflanzen und trieb nach einem harten Kampfe die Aufrührer am 15. zurück. Nun erklärte ein Fetwa des Mufti, unterstützt von einem Ferman des Sultan, die Janitscharen (s. d.) für aufgelöst und verflucht. Der Großherr bewies bei dieser Gelegenheit ebenso viel Muth und Kühnheit als Kraft und Festigkeit. Er selbst lagerte sich mehre Tage und Nächte auf dem Atmeidan mit s. Ministern und Feldherren. Die Bil-

*) Dieser Prinz starb 1823. Sein zweiter Sohn Mahmud war 1822 gest., und es lebt nur noch als einziger Thronerbe Abd-ul-Medschid, geb. den 20. April 1823. Mahmud's Portrait hat Fuhrmann gezeichnet und Prof. Krüger gestochen für des Grafen Raczinski „Malerische Reise im Orient".

dung des neuen Heeres auf europäische Art ward von ihm mit der größten Thätigkeit betrieben, und es scheint bis jetzt, daß eine der gefahrvollsten Reformen diesem Sultan gelungen sei. Die Folgen seiner am 9. Juni 1827 dem russ. und allen fränkischen Ministern übergebenen abschlägigen Erklärung in Betreff der griechisch-europäischen Frage (s. Griechenkampf, am Schlusse) werden sich aus dem am 6. Juli d. J. in London unterzeichneten Vertrage über die russisch-britisch-französische bewaffnete Vermittelung des Kampfes zwischen den Griechen und der Pforte bald entwickeln. M. hat jede Dazwischenkunft der christlichen Mächte entschieden abgelehnt und schon im Mai dem russ. und dem brit. Gesandten erklärt, die Pforte werde eher untergehen als irgend eine Intervention gestatten. 20.

Mahomet, s. **Mohammed**.

Mähren, Markgrafschaft und deutsche Provinz des östr. Staates, grenzt (ohne das östr. Schlesien, welches auf 87 □M., 348,000 Einw. hat und mit Mähren eine Provinz bildet) gegen N. an die preuß. Grafschaft Glatz und das östr. Schlesien, gegen O. an Ungarn, gegen S. an Niederöstreich und gegen W. an Böhmen. Mähren allein zählt auf 418 □M., 1,385,000 Einw., darunter 28,000 Juden und 23,000 Protestanten. Es wird von vielen Flüssen bewässert, von welchen jedoch nur die March eine Strecke schiffbar ist; ist im O., N. und W. durch Gebirge eingeschlossen, welche als Fortsetzungen der Sudeten und der Karpathen zu betrachten sind, und ist nur gegen S. offen. Nördlich an der Grenze von Glatz ist das glatzer Schneegebirge, dessen höchster Punkt, der spieglitzer Schneeberg, sich 4380 Fuß erhebt. Überhaupt befinden sich die höchsten Gebirgsgegenden in dem nördlichen Theile, von wo sich der Boden gegen S. verflacht. Auch durch das Innere Mährens erstrecken sich Bergketten von mittlerer Höhe; doch fehlt es auch nicht an schönen Ebenen und Thälern. Die höhern Gebirgsgegenden sind wenig fruchtbar; dagegen ist der Boden in der sogenannten Hanna (wo die Hannaken wohnen) und in den südl. Gegenden ungemein fruchtbar. Die Viehzucht wird durch die fetten Wiesen und Weiden begünstigt, steht aber mit dem Ackerbau in einem bei weitem zu geringen Verhältnisse. Die Federviehzucht, besonders die Gänsezucht, wird stark getrieben. Die Bienenzucht reicht nicht für den Bedarf des Landes zu; die Fischerei ist einträglich. Der Getreidebau wird stark getrieben; am ergiebigsten ist er in der Hanna, am Marchflusse, um Brünn und in den südöstl. Gegenden des znaymer Kreises. Auch der Flachs-, Obst- und Gartenbau sind nicht unbedeutend. Ferner baut man etwas Hanf, Anis, Senf, Fenchel, Safflor, Krapp und Süßholz. In verschiedenen Gegenden Mährens wird ein ziemlich starker Weinbau getrieben, wiewol das Klima denselben nicht sehr begünstigt. Auch hat Mähren ansehnliche Waldungen und zwar mehr Laub- als Nadelhölzer. Ehemals baute man in Mähren auf Silber und Gold. Kupfererze findet man zwar, aber es wird nicht darauf gebaut. Man baut bloß auf Eisen, Schwefel, Steinkohlen und Alaun. Am wichtigsten sind die Eisenbergwerke. Unter den vielen Gewerbsanstalten zeichnen sich durch ihre große Wichtigkeit vorzüglich die Tuch-, Wollenzeuch- und Leinwandmanufacturen aus. Letztere beschäftigen gegen 200,000 Spinner und 13,000 Webermeister, die Verfertigung der Wollenzeuche und Tücher mehr als 100,000 Menschen auf 10,000 Stühlen. Auch die Baumwollenfabriken verdienen einer Erwähnung. Den Gewinnhandel dieser Provinz, welcher aus dem größern Werthe seiner Ausfuhrartikel über jenen der Einfuhr entsteht, vermehrt noch ein sehr wichtiger Transitohandel, begünstigt durch die guten Kunststraßen. Mähren wird fast unumschränkt regiert, wiewol es Landstände hat, die sich in den Prälaten-, Herren- und Ritterstand und in den Stand der königl. Städte theilen. Mit den Geschäften der innern Landesverwaltung ist das zu Brünn bestehende Landesgubernium beauftragt, und es stehen die 6 Kreisämter Mährens (Olmütz, Brünn, Iglau,

Znaym, Hradisch, Prerau) und die 2 des östr. Schlesiens (Troppau und Teschen) unter demselben. Die geistl. Angelegenheiten werden durch die Bischöfe von Olmütz und Brünn geleitet. Die Landeseinkünfte schätzt man auf 6—7,000,000 Gulden. Die Einw. sind theils Slawen, wozu die Hannaken (ausgezeichnet durch ihre Gastfreundschaft) und die Slowaken (ausgezeichnet durch ihre Anlage zu den Wissenschaften und Künsten, durch ihren Witz und ihre Beredtsamkeit) gehören, theils Deutsche, wozu noch Juden kommen. Die Hauptstadt ist Brünn. Von der Geschichte des alten mährischen Reichs führen wir Folgendes an. Das Land der Quaden, welches nach deren Abzuge nach Spanien die Scyren, die Rugier, die Heruler und zuletzt, bis um 548, die Longobarden eingenommen hatten, ward endlich von einer Colonie donauischer Slavonen, die von den Walachen (Bulgaren) vertrieben wurden und von dem Flusse Morava den Namen Moraver bekamen, aufs neue bevölkert. Bei dem nachmaligen Verfalle des avarischen Staates konnten sich die mährischen Slawen weiter ausbreiten und nach und nach ein Königreich errichten, welches unter d. Namen von Großmähren weit mehr Länder als das heutige Mähren in sich begriff. Karl der Große überwand die Mährer, und nöthigte ihren König Samoslav, sich taufen zu lassen, wiewol erst um das Jahr 856 Cyrillus (s. d.) der wahre Apostel der Mähren wurde. Ludwig der Fromme legte dem König Megomir Tribut auf; Ludwig der Deutsche machte den König Radislav zum Gefangnen. Arnulf vergrößerte anfangs und stürzte hernach den mährischen Staat, denn er gab dem Zuatoblick (Swjatopulsk) Böhmen und andre Länder, auf der einen Seite bis an die Oder, und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; allein, da sich Swjatopulsk hernach empörte, griff ihn Arnulf mit Hülfe der Böhmen und Ungarn mit solchem Erfolge an, daß das mährische Reich außerordentlich geschwächt und endlich unter Swjatobog, Swjatopulsk's Sohne (908), völlig zu Grunde ging. Seitdem ward es nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutschen. 1056 erhielt Mähren ungefähr den heutigen Umfang und wurde böhmisch, was es zum Theil schon zuvor war. 1085 bekam es den Titel einer Markgrafschaft, und wurde seitdem (bis auf Matthias Zeiten 1611) von den böhmischen Königen unter diesem Titel von Zeit zu Zeit ihren Söhnen und Anverwandten zum Lehn gegeben.

Mährische Brüder, s. Böhmische Brüder und Brüdergemeinde.

Maifeld, s. März- und Maifeld.

Mailand (Mediolanum), ein ehemaliges Herzogthum in Oberitalien, das zu den schönsten und fruchtbarsten Ländern von Europa gehört. Es grenzt westl. an Piemont und Montferrat, südlich an das genuesische Gebiet, östl. an das Parmesanische, Mantuanische und Venetianische, nördlich an die vier ital. Vogteien der Schweizer und an Graubünden. Die Größe betrug an 180 □M. Haupterzeugnisse sind Getreide, Reis, Wein, Früchte und Seide. Der erste Herzog von Mailand war Gian Galeazzo Visconti, welchen Kaiser Wenzel 1395 dazu ernannte; das Herzogthum bestand aus einer Menge der schönsten und blühendsten lombardischen Städte, in welchen die Visconti theils durch Fehden, theils durch Begünstigungen der Bürger und des Kaisers die höchste Macht erhalten hatten. Der Mannsstamm der Visconti starb 1447 aus, und wiewol nun Frankreich die nächsten Ansprüche auf Mailand hatte, so gelang es doch dem Francesco Sforza, dem Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Visconti (1450), dieses schöne Land für sich und seine Familie zu erhalten, die sich indeß nur bis zu Ende des 15. Jahrh. darin behauptete; denn seit Ludwig XII. von Frankreich seine Ansprüche 1499 geltend zu machen anfing, die sein Nachfolger Franz I. noch eifriger verfocht, war Mailand wechselsweise im Besitz der Franzosen und der

Sforza. Als Franz I. im madrider Frieden (1526) alle ital. Besitzungen aufgeben mußte und 1535 mit Maximilian Sforza (welcher Mailand vom Kaiser als Reichslehn erhielt) der Sforza'sche Mannsstamm ausstarb, gab Karl V. dasselbe seinem Sohne Philipp II von Spanien, bei welcher Krone es auch bis auf den spanischen Erbfolgekrieg (1706) blieb. Durch denselben kam es an Östreich. In dem wiener Frieden (1735) und dem wormser Vertrage (1745) wurden Stücke davon an den König von Sardinien überlassen. 1796 bemächtigten sich die Franzosen des Landes und erklärten es im Frieden zu Campo-Formio 1797 für einen Theil der cisalpinischen Republik. Obgleich die Östreicher und Russen 1799 diese Republik vernichteten, so blieb doch Bonaparte durch die Schlacht bei Marengo abermals Gebieter von Italien, änderte 1801 den Namen in italienische Republik und 1805 in italienisches Königreich um, von welchem das Herzogthum Mailand einen wichtigen Theil ausmachte, bis die Ereignisse 1814 dasselbe auflösten. Östreich vereinigte Mailand und Mantua mit dem lombardisch-venetianischen Königreiche, dessen westl. Theil, das Gouvernement Mailand, 2,194,000 Einw. auf 398 □M. enthält. Auch Sardinien erhielt in dem pariser Frieden 1814 seinen alten Antheil am ehemal. Herzogth. Mailand (146 □M.) zurück.

Mailand, Hauptstadt des lombardischen Gouvernements, eine der reichsten, prächtigsten und volkreichsten Städte in Oberitalien (mit 5517 H., 129,000 Einw.), hat trotz aller, durch Zeit, Kriege und andre feindliche Schicksale erlittenen Unfälle einen großen Theil ihres alten Glanzes gerettet. Von den Denkmälern ihres Alterthums hat sich jedoch nur ein Rest von Thermen erhalten, die man gewöhnlich le colonne di S. Lorenzo nennt. Desto reicher ist Mailand an Monumenten neuerer Zeit, unter welchen der berühmte Dom die erste Stelle einnimmt. Dieser 1386 gegründete Bau ist nach St.-Peter in Rom die größte Kirche in Italien. Ganz aus weißem Marmor gebaut, gewährt er von Innen und Außen einen unbeschreiblichen Eindruck. Die ältesten Meister, welche an demselben arbeiteten, führten ihn im spätern gothischen Style auf; um die Mitte des 16. Jahrh. aber baute Pellegrino Tibaldi die Vorderseite in mehr antikem Geschmacke aus und zerstörte auf diese Weise die Einheit und Eigenthümlichkeit des Ganzen. Napoleon ließ endlich mit ungeheuern Kosten das bisher immer erst halbfertige Gebäude fast bis zu seiner Vollendung fortführen. Der Kaiser Franz bestimmte 1819 zum Ausbau monatl. 12,000 Lire. Wenn von Außen der helle Glanz des Marmors, die gothischen Verzierungen und Statuen (man zählt 4000) den Beschauer blenden und überraschen, so wird er dagegen im Innern des Doms, der sich auf 52 Säulenpfeiler stützt, von dem ehrwürdigen Helldunkel der heiligen Räume lebendig ergriffen. Genau hat den mailänder Dom Franchetti in seiner mit Kupfert. begleiteten „Descrizione storica del duomo di Milano" beschrieben. Auch Rupp und Bramati gaben zu Mailand 1823 eine „Descriz. storico-critica del duomo de Milano" mit Kpf. in 4. heraus. Eine der ältesten Kirchen Mailands, S.-Ambrogio, in deren Inneres einige Stufen hinabführen, ist mehrer Alterthümer wegen merkwürdig, aber finster und unansehnlich. Von den übrigen zahlreichen, zum Theil prächtigen Kirchen erwähnen wir bloß noch das ehemalige Dominicanerkloster Madonna delle Grazie, in dessen Refectorium sich das berühmte, jetzt leider halb vernichtete Frescogemälde des L. da Vinci befindet, das Abendmahl Christi, aber, aller Verstümmelung ungeachtet, noch bewunderungswürdige Reste seiner ursprünglichen Schönheit aufweist. Das ehemalige Jesuitencollegium Brera, ein äußerst prächtiges und durch seine Sternwarte merkwürdiges Gebäude, enthält jetzt mehre Stiftungen für Künste und Wissenschaften, namentlich eine schöne Gemäldegalerie und eine Bibliothek. Die erste ist besonders reich an Werken lombardischer und bologneser Meister, die andre sehr ansehnlich und unter andern im Besitz des Haller'schen Büchernachlasses. Die ambrosia-

nische Bibliothek (gestiftet von dem Cardinal Borromeo, der 1595 Bischof zu Mailand war und 1631 starb) besitzt außer den Büchern noch einen Schatz von Handschriften (worunter besonders die Manuscripte des Leon. da Vinci), Gemälden, Zeichnungen (u. a. den Carton der Schule von Athen von Rafael), Antiken und Gypsabgüssen. Aus jenen Handschriften machte der Abbate Angelo Majo, der an derselben bis 1819 angestellt war, manchen interessanten Fund bekannt. (S. Bibliotheken). Das in Mailand 1801 errichtete geograph.-militairische Institut hat einen Atlas des adriat. Meeres und andre Charten herausgegeben. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten behauptet das große Hospital den ersten Rang, durch seine Bauart, Größe und die Pflege, die den Kranken (4000) zu Theil wird. Das Lazaretto, ein ungeheures, viereckiges Gebäude, früher in Pestzeiten gebraucht, hat jetzt eine andre Bestimmung. Nächst dem Theater S.-Carlo in Neapel ist das mailändische della Scala eines der größten in Italien und vielleicht in Europa. Es wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet sich vor allen andern durch Bequemlichkeit aus. Die Opern und Ballete daselbst dürften in Italien an Glanz und Vollkommenheit der Darstellung nicht übertroffen werden. Außerdem bestehen noch die Theater Re, Canobiana, Carcano u. m. a. Mailand besitzt eine große Anzahl von Palästen und andern ansehnlichen Gebäuden, die Straßen indeß sind meistens nicht sehr breit und gerade. Ausgezeichnet schön ist der Corso (die Porta orientale), neben welchem die öffentlichen Gärten einen herrlichen Spaziergang gewähren; doch sind ihre Schatten lange nicht so besucht wie der Corso, auf welchem jeden Abend die schöne und vornehme Welt zu Fuß und zu Pferde, größtentheils aber in den prächtigsten Equipagen, sich auf- und abbewegt. Allenthalben spricht sich der Wohlstand der Einw. aus, deren Zahl man auf 120,000 angibt. Bedeutend ist der Handel mit Getreide, Reis, Seide und Käse; sehr ansehnlich die Zahl der Fabriken und Manufacturen, die ein rühmlicher Gewerbfleiß belebt; Künste und Wissenschaften genießen eifrige Verehrung, und in den neuesten Zeiten hat sich die mailändische Kupferstecherschule rühmlichst ausgezeichnet. Die Umgebungen der Stadt sind sehr fruchtbar; den fehlenden Fluß ersetzen zwei große Canäle, die mit dem Tessino und der Adda in Verbindung stehen; den Horizont gegen Norden begrenzen die Alpen der Schweiz. F—r.

Mailáth (Johann Nepomuk), Sohn des verst. Ministers und Bruder des Hofkammerpräsidenten, Grafen Joseph M., eines der ersten Staatsmänner Ungarns, ist der berühmteste unter den neuern Sängern der Magyaren, auch in deutscher Sprache als Dichter geschätzt. Er hat die Nationalsage und die Volksmärchen der Magyaren in die Literatur eingeführt. In s. „Magyarischen Sagen und Märchen" (Brünn 1825) erkennt man deutlich die Spuren der orientalischen Abkunft seines Volkes. Bei Cotta erschienen 1825 s. Übersetzungen magyarischer Gedichte, eine Sammlung der vorzüglichsten kleinen Lieder, Romanzen, Fabeln und Epigramme seiner Landsleute, seit dem Anfange des vorigen Jahrh., zusammen von 22 Dichtern und 2 Dichterinnen. 1825 gab er zu Wien Gedichte heraus, größtentheils lyrischen Inhalts.

Maimon (Moses Ben), oder Maimonides, einer der berühmtesten jüdischen Gelehrten, geb. zu Cordova in Spanien 1139. Mit dem Unterricht der Araber Thophail und Averroës in der Medicin und Philosophie verband er ein fleißiges Studium der Werke der alten Philosophen, besonders des Aristoteles, machte sich aber dadurch seinen Glaubensgenossen so verdächtig, daß er, um ihren Verfolgungen zu entgehen, sich nach Ägypten begab, wo er sich anfangs als Juwelier nährte, bald aber zum Leibarzt des Sultan Saladin ernannt wurde, unter dessen Schutz er eine sehr besuchte Lehranstalt zu Alexandrien stiftete. Neue Nachstellungen seiner Neider und Verfolger nöthigten ihn, Alexandrien zu verlassen. Im steten Herumziehen verstrich ihm der übrige Theil seines Lebens, welches er

1205 zu Kahira oder in Palästina beschloß. Unter seinen Schriften ist die bekannteste: „Moreh Nevochim" (doctor perplexorum, Lehrer der Verwirrten oder Wankenden), ein Versuch, die Lehren des A. T. mit der Vernunft in Übereinstimmung zu bringen, oder eine Art von Religionsphilosophie, welche von seinem hellen Verstande und seinem Scharfsinn auf das rühmlichste zeugt. Diese Schrift war ursprünglich arabisch geschrieben und wurde von einem Juden ins Hebräische und von Buxtorf ins Lat. übersetzt (1629, 4.). Außerdem verdienen genannt zu werden: sein trefflicher „Commentar über die Mischna", hebr. und lat. (Amsterdam, 6 Bde., Fol.); „Jad Chazakha" (die starke Hand), ein Abriß des „Talmud" (Venedig, 4 Bde., Fol.); „Sepher Hammisoth" (das Buch der Lehren), hebr. und lat. (Amsterdam 1640, 4.), eine Erklärung der 613 affirmativen und negativen Lehren des Gesetzes. Ferner ein Buch über den Götzendienst, übersetzt von Vossius, ein andres über Christus, von Genebrard übersetzt, mehre medicinische und andre Werke, Briefe und Abhandlungen. Die Juden nennen ihn den wahrhaften Meister, den großen Adler, den Ruhm des Morgenlandes, das Licht des Abendlandes und betrachten ihn als das größte Genie nach dem Gesetzgeber Moses. Sie bezeichnen ihn, ihrer Sitte gemäß, oft mit den vier Buchstaben R. M. B. M. (Rabbi Moses Ben Maimon), woraus man Rambm gemacht hat. Man hat es jedoch der Moral dieses geistreichsten Lehrers der Juden nicht zur Ehre angerechnet, wenn er in seinem „Sepher Mischpotim" (oder das Buch von den Rechten) die Erläuterung gibt: Leute von andrer Religion soll man fleißig mahnen, denn es ist ein verdienstvolles Werk, dieselben zu schinden und zu plagen, nach dem Befehl der Schrift: den Fremden sollst du drängen.

Maimon (Salomon), ein um die Philosophie verdienter jüdischer Gelehrter, geb. zu Neschwitz in Lithauen 1753, war der Sohn eines armen Rabbinen, der ihn zum eifrigen Studium des „Talmud" anhielt. Nachdem er lange in äußerster Dürftigkeit gelebt hatte, ging er, von Wißbegierde getrieben, nach Deutschland. In Berlin, wohin er in den armseligsten Umständen kam, fand er bei Mendelssohn Unterstützung. Rastlos betrieb er seine Studien, vornehmlich im Gebiete der Philosophie, lernte einige Zeit die Apothekerkunst, wandte sich nach Hamburg, Amsterdam, Breslau, dann wieder nach Berlin, und starb auf dem Kalckreuth'schen Gute Siegersdorf in Niederschlesien 1800. Wir besitzen eine Lebensgeschichte von ihm selbst (Berlin 1792—93, 2 Thle.) und „Maimoniana, oder Rhapsodien zur Charakteristik Salomon Maimon's, aus seinem Privatleben gesammelt", von S. J. Wolff (Berlin 1813) herausgegeben, in welchen ein Auszug jener Biographie enthalten ist. Ferner: „Versuche über die Transscendentalphilosophie" (Berlin 1790); „Versuch einer neuen Logik, nebst Briefen an Änesidemus &c." (Berlin 1794), durch welche er Kant's transscendentale Logik zu berichtigen und näher zu bestimmen suchte; ferner „Über die Kategorien des Aristoteles" (ebend. 1794); und „Kritische Untersuchungen über den menschlichen Geist" (Leipzig 1797) — in welchen Schriften er die Lehren der kritischen Philosophie mit großem Scharfsinn entwickelte und bestimmte.

Main, der kleinste unter den sechs Hauptflüssen Deutschlands, entsteht aus der Vereinigung des weißen und rothen Mains, eine Stunde von Kulmbach, bei dem Dorfe Steinhausen, im Obermainkreise des Königreichs Baiern. Hier nimmt er die Itz und die Regnitz auf und wird bei Bamberg schiffbar, tritt hier in den Untermainkreis desselben Königreichs, nimmt daselbst die fränkische Saale, bei Werthheim im Großherzogthum Baden die Tauber, bei Hanau die Kinzig und im Herzogthum Nassau bei Höchst die Nidda auf. Nach einem schlangenartig gewundenen, und daher der Schifffahrt nicht günstigen Laufe von 60 Meilen ergießt sich der Main bei Mainz in den Rhein, wo er eine Breite von ungefähr 400 Schritten hat, und Güterschiffe von 1500 — 1800 Ctr. Ladung trägt. Er durch-

fließt das Königreich Baiern, das Großherzogth. Baden, Kurhessen, das Großherzogthum Hessen, das Gebiet der freien Stadt Frankfurt und das Herzogthum Nassau.

Mainschifffahrt und -Handel (nach officiellen Actenstücken). Obwol der Main, unter den Hauptflüssen Deutschlands der kleinste, auch wegen seines Laufs die Handelsschifffahrt nicht sehr begünstigt, so ist sie dennoch bedeutend. Sie wird es noch mehr werden, wenn die 6 Uferstaaten, welche den Strom theilen, der wiener Convention gemäß, gemeinschaftliche Maßregeln ergreifen. Bis jetzt beobachtet man die Gleichheit des Schifffahrtsystems nicht bei den den Mainstrom befahrenden 285 Schiffern, sondern beinahe einzig nur in dem gleichen Bau ihrer 647 Fahrzeuge, welche mit Abrechnung des größern Theils, der zu Holzzügen bestimmt ist, die nämliche Stärke und oft sogar weit schöneres Gehölz als die Rheinschiffe haben, auch nach ihren verschiedenen Gattungen eine Ladungsfähigkeit von 100 bis zu 2400 Ctrn. besitzen und in 43 Häfen vertheilt sind. Mehre derselben unterscheiden sich von den größern oberrheinischen Schiffen nur dadurch, daß ihre hintern Stefen stumpfer sind und die Kiele darum oben weiter auslaufen. Alle Mainschiffe haben Schobersegel, jetzt meistentheils holländische Ruder, ein paar Stränge zum Landen zu Thal und eine Zugleine zu Berg. — So sehr die Schifffahrts- und die Zollverhältnisse auf dem Main nach den verschiedenen Grundsätzen der Uferstaaten gegen einander abstechen, so ist doch der Mainhandelsschifffahrt der große Vorzug eigen, daß das Freiheitsprincip durch keinen Stapel, weder im engern noch weitern Sinne, gestört wird, folglich der erste der Artikel, welche auf dem wiener Congresse in Hinsicht der Main-, Mosel-, Neckar- &c. Schifffahrt beschlossen wurden, keiner Ausführung bedarf. Den Grund dieses schon von alten Zeiten bestehenden Vorzugs mag man wol in dem Umstande suchen, daß früher nur kleine und zum Theil geistliche Regenten Besitzer des Mainstroms waren, die einzige freie Stadt aber, welche ihrer bedeutenden Verhältnisse wegen auf das Privilegium eines Stapels hätte Anspruch machen können, zu ihrem eignen Vortheile dem Grundsatze der Schifffahrts- und Handelsfreiheit huldigen mußte. Dagegen ist aber die Erhöhung der Zölle fast auf keinem der Seitenströme des Rheins eifriger von den betreffenden Uferstaaten betrieben worden als auf dem Main. Wo man noch vor 1768 7 Kr. für den Ctr. Zoll bezahlte, müssen jetzt mindestens 22—24 Kr. bezahlt werden. — Die erste Epoche der Mainhandelsschifffahrt begann unter der Regierung des Fürstbischofs von Würzburg, Friedrich Karl von Schönborn. Bald hernach räumten auch die Markgrafen von Brandenburg-Onolzbach einigen nürnberger Kaufleuten, welche sich in Marktsteft ansiedelten, besondere Vortheile ein, um diesem Orte das Übergewicht über Kitzingen zu verschaffen, welches die würzburgische Regierung als erste und einzige Niederlage der Transitgüter bestimmt hatte. Die Markgrafen erlangten hierauf durch einen Vertrag mit Kurmainz für die marktstefter Güter den Nachlaß von ⅓ an den mainzer Wasserzollstätten des Mains. Diese Concurrenz, sowie die Eifersucht der Fürsten von Würzburg auf den Plan ihres Domcapitels, Ochsenfurt zum Hauptplatze des Maintransithandels zu erheben, veranlaßte die Entstehung einer Niederlage der Handelsgüter in der Residenzstadt Würzburg, die jedoch, allen Begünstigungen ungeachtet, nie bedeutend werden konnte. Nach der Säcularisation des Fürstenthums Würzburg beschloß die pfalzbairische Regierung 1805, Ochsenfurt durch Einrichtung aller erfoderlichen Anstalten zu dem Hauptspeditionsplatze für den Transit der Güter von und nach Oberdeutschland, Böhmen und Sachsen zu erheben. Allein noch ehe der besonders zum Nachtheil der Handelsschifffahrt auf dem Neckar berechnete Plan zur Ausführung kam, mußte Baiern Würzburg an den Kurfürsten Ferdinand von Salzburg abtreten, unter dessen Regierung weder die politischen noch finanziellen Verhältnisse eine Unternehmung solcher Art gestat-

teten. Nach der abermaligen Abtretung Würzburgs an die Krone Baiern schien der treffliche Plan in Vergessenheit gerathen zu sein. — Daß jetzt Baierns Handelsschifffahrt auf dem Main sich emporgehoben hat, ist mehr Folge eines ausgedehnten Flußgebiets, der Mauthanstalten und der schwächern Concurrenz der ohnehin durch die nothwendige Umladung zu Manheim unterbrochenen Neckarhandelsschifffahrt (s. Neckarschifffahrt und -Handel), als eines wohlberechneten Schifffahrtsystems für den bairischen Antheil am Mainstrom. — Beständen in Frankfurt nicht beträchtliche Umschlagskosten und ein besonders zur Meßzeit für die Speditionswaaren starker Zoll, so würde diese große Handelsstadt wol vor allen andern Häfen die ganze Mainspedition beherrschen können. Auf dem wiener Congresse wurde, als Grundlage für ein gemeinschaftliches Schifffahrtsreglement, die Schifffahrtsfreiheit, sowie sie auf dem Rhein bestehen soll, die Aufhebung eines jeden Stapels, Verminderung der Zölle, Unterlassung jeder neuen Schifffahrtsauflage, gute Unterhaltung der Leinpfade und Gleichheit der Schifffahrtsrechte auf dem Rhein, für alle Bewohner der Mainuferstaaten festgesetzt. Die königl. bairische Regierung veranlaßte daher 1819 einen Zusammentritt der Commissaire der Mainuferstaaten zu Mainz, um eine Mainschifffahrtsconvention, zu welcher sie ein zweckmäßiges Project hatte vorbereiten lassen, zu Stande zu bringen. Es hatten auch von Zeit zu Zeit Conferenzen dort statt, doch ohne Resultate, weil die badische Regierung, nach mehren an sie erlassenen Einladungen, jede Theilnahme an denselben vor Abschluß eines definitiven Rheinschifffahrtsreglements verweigerte. Aus dem Grunde dauert noch immer der alte ungeregelte Zustand des Mainschifffahrtswesens, besonders auch die große Zahl der Zollstätten, und der ebenso starken als willkürlichen mannigfaltigen Verzollungsarten ununterbrochen fort. Baden behandelt seinen Antheil an dem Mainstrome einzig nach finanziellen Maximen, daher seine zwei Zollstationen Werthheim und Freudenberg fortbestehen, obwol sie sehr leicht zum Besten der Handelsschifffahrt vereinigt werden könnten. Der Mangel eines gemeinschaftlichen Schifffahrtsreglements wirkt indeß auf dem obern Main nicht minder nachtheilig auf den badischen Speditionsplatz Werthheim; denn Baiern hat durch sein Mauth- und Zollgesetz vom 22. Juli 1819 Gelegenheiten aller Art, den werthheimer Transit zu erschweren und seinen Spediteurs Vortheile zuzugestehen, daher es selbst auf die werthheimer Schiffe ohne Ladung einen starken Durchgangszoll legte. Indirect werden überdies auch zu Mainz die bairischen Mainschiffer vor andern begünstigt. — Der Mainstrom ist bei einer guten Schifffahrtseinrichtung geeignet, alle Güter von und nach Holland, für Sachsen, Baiern und einen Theil Italiens, die kaiserl. östr. Staaten, sowie die böhmischen Producte für Frankreich und die Schweiz zu liefern. Über Ochsenfurt, als Hauptspeditionsplatz, können dieselben von Basel oder Strasburg in geradester Linie nach Leipzig spedirt werden. — Der Activhandel auf der Mainwasserstraße kann sich mit Ausfuhr von Weinen, Essig, Vieh, Getreide, Holz, Wolle, Flachs, Leinwand, Potasche, gedörrten Obste u. s. w. beschäftigen. Mit Brennholz wird ein sehr starker Handel nach Frankfurt und Mainz betrieben. — In dem Hafen zu Mainz, dem Centralpunkt der Rheinschifffahrt, waren an Maingütern angekommen 1820: 349,042 Ctr.; 1821: 205,517 Ctr., und 1822: 179,493 Ctr. Abgegangen waren von da nach den Mainhäfen 1820: 433,850 Ctr.; 1821: 394,731 Ctr., und 1822: 387,469 Ctr. Zu welcher Größe würde aber diese Handelsschifffahrt emporsteigen, wenn der schon von Karl d. Gr. 793 gefaßte und neuerdings sowol in Schriften als auf dem bairischen Reichstage angeregte Plan einer Verbindung des Mains mit der Donau zu Stande käme? — Auch die Holzflößung wird von dem Main sehr stark, aber minder mit großen nach Holland bestimmten Flößen als mit kleinen betrieben, deren Hölzer ihren Markt zu Kassel, Mainz gegenüber, haben, oder zwischen Mainz und Koblenz verkauft werden. Den

stärksten Holz- und Floßhandel treiben die bairischen Städte Kronach und Steinwiesen im Obermainkreise. In ersterm wohnen 35 und im andern 32 Floßhändler. 1822 wurden vom Main herabgeflößt an Eichen und andern harten Holzgattungen 26,469 Kub.-Met., und an Tannen und übrigen weichen Holzgattungen 80,470 Kub.-M. — Übrigens verhält sich die Flößung vom Main gegen die des Oberrheins und Neckars sehr oft fast wie 2 zu 1 in Hinsicht der harten Holzgattungen; an Tannenholz liefert aber der Mainstrom etwas mehr als die Hälfte im Vergleich zum Oberrhein und Neckar. 73.

Mainotten, Bewohner des Gebirgbezirks Maina, einer Halbinsel in der Nähe des alten Sparta im südöstl. Morea. Fälschlich leitet man ihren Namen von *μανια* (Wahnsinn) ab, weil sie sich, Unsinnigen gleich, unter ihre Feinde stürzen sollen. Vielmehr ist Maina, nach Leake, der ital. Name dieses Landes; das griech. Wort ist Mani und die Eingeborenen heißen Maniati. Man hat die Mainotten für die Nachkommen der alten Lacedämonier gehalten; es ist aber wahrscheinlicher, daß sie Flüchtlinge aus allen Gegenden Griechenlands sind, die zur Zeit der Unterjochung in diesem vom Meer und von unersteiglichen Felsen geschützten Erdwinkel Sicherheit fanden. Ihre Anzahl beträgt gegen 60,000, darunter 15,000 Bewaffnete; sie sind griech. Christen und haben sich in beständiger Unabhängigkeit von der türkischen Herrschaft erhalten. Sie sind wild, kühn, abergläubig, freiheitliebend, räuberisch. Übrigens leben sie unter sich in einem gesellschaftlichen Zustande, halten die Gastfreundschaft heilig und sind einfach, mäßig und strenge in ihren Sitten. Wer ihnen von einem Gastfreunde empfohlen wird, kann mit vollkommener Sicherheit unter ihnen wohnen. Die Bewohner ihrer Hauptstadt, Maina, sind Kaufleute, und europäische Handelsschiffe können ohne Gefahr in ihrem Hafen landen. Die Regierung befindet sich in den Händen der **Kapitanis** (s. d.), welche von ihnen aus den ältesten Familien des Landes erwählt werden. Die Kapitanis stehen unter einem Bey mit eingeschränkter Gewalt. In den Dörfern verwalten die Primaten Justiz, Polizei u. s. w. Die Mainotten treiben Ackerbau, Viehzucht, Ölbau, Spinnerei und Weberei.

Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise de), Ludwigs XIV. Geliebte, stammte aus einer protestantischen adeligen Familie, und wurde 1635 im Gefängnisse zu Niort, wo ihr Vater, Constant d'Aubigné, ein Abenteurer, eingeschlossen war, geb. Als ein 3jähriges Kind ward sie nach Amerika geführt, blieb durch die Nachlässigkeit eines Domestiken am Ufer liegen, wo sie fast von einer Schlange getödtet worden wäre, kam als 12jähr. Mädchen nach Frankreich zurück, ward mit größter Härte bei einer Verwandten, Mad. de Neuillant, erzogen, und mußte sich glücklich schätzen, des mißgestalteten **Scarron** (s. d.) Gattin zu werden, der auf die Nachricht von ihrer drückenden Lage sich erboten hatte, entweder die erfoderliche Summe für sie zu bezahlen, wenn sie Nonne werden wolle, oder sie zu heirathen, wenn sie es wünsche. Sie wählte das Letztere, und gab als 16jähr. Mädchen, nachdem sie zur kathol. Religion übergetreten war, dem berühmten Burleskendichter ihre Hand. Dieser sonderbare, an allen Gliedern gelähmte Mann war nicht reich, aber seine Familie stand in hohem Ansehen und sein Haus bot Allem, was der Hof und die Stadt Liebenswürdiges und Ausgezeichnetes besaß, einen Vereinigungspunkt dar. Seine Gattin, die ihm eigentlich nur Freundin und Gesellschafterin sein konnte, erwarb sich durch ihre gesellschaftlichen Talente, durch Geist und Bescheidenheit allgemeine Liebe und Achtung. Nachdem Scarron 1660 gestorben war, sank seine Witwe in die vorige Noth zurück; sie war schon entschlossen, als Erzieherin nach Portugal zu gehen, als Frau von Montespan, Geliebte Ludwigs XIV., ihr eine Pension beim König auswirkte, sie auch in der Folge zur Erzieherin ihrer beiden mit dem Könige erzeugten Kinder, des Herzogs v. Maine und Grafen von Toulouse, vorschlug. In dieser Stelle wurde sie dem Könige näher

bekannt, der sie zwar anfangs für eine Scheinheilige hielt, sie aber nachher, wegen ihres Verstandes und der Sorgfalt, mit welcher sie besonders den Herzog von Maine erzog, schätzte. Er machte ihr ein Geschenk von 100,000 Livres, wofür sie 1679 das Gut Maintenon kaufte, gewöhnte sich allmälig an sie und ging endlich vom Vertrauen zur Liebe über. Frau von Montespan selbst trug durch ihren ungleichen, herrschsüchtigen Charakter viel zur Erhebung der M. bei, die, indem sie den König von dieser Verbindung abzog, sich bald in seinem Herzen des Platzes der Frau von Montespan bemächtigte. Ludwig XIV. war damals in dem Alter, wo Männer einer Frau bedürfen, in deren Brust sie ihre Leiden und Freuden niederlegen können, und wünschte, die Beschwerden der Regierung durch die unschuldigen Annehmlichkeiten des Privatlebens zu versüßen. Der geschmeidige Geist der M., die von Jugend auf gelernt hatte sich fremden Charakteren anzupassen, versprach ihm eine angenehme Gefährtin und zuverlässige Vertraute. Überdies hatte sie einen Hang zur Andacht, und der König neigte sich bei herannahendem Alter selbst nach dieser Seite hin. Der Pater Lachaise, sein Beichtvater, schlug ihm vor, seine Neigung durch die Bande einer geheimen, aber mit allen Kirchengebräuchen vollzogenen Ehe zu legitimiren. Dies geschah gegen das Ende 1685. Der Erzbischof von Paris, Harlay, traute Beide in Gegenwart des Beichtvaters und zweier Zeugen. Ludwig war damals 48, die M. 50 J. alt. Am Hofe erschien die Ehe immer räthselhaft, obgleich tausend Anzeichen sie verriethen. Doch war das Glück der M. von kurzer Dauer. Sie selbst äußerte sich darüber so: „Ich war ehrgeizig geboren, ich bekämpfte diese Neigung. Als die Wünsche, die ich nicht mehr hatte, erfüllt waren, hielt ich mich für glücklich; aber dieser Rausch währte nur drei Wochen." — Sie lebte seit ihrer Erhebung in einer Art von Abgeschiedenheit von der Welt. Ludwig XIV. besuchte sie täglich einige Male, und arbeitete bei ihr mit seinen Ministern, während sie las oder sich sonst beschäftigte. Wiewol sie dem Anschein nach von den Staatsgeschäften nichts wußte, noch wissen wollte, so hatte sie doch oft den entschiedensten Einfluß auf dieselben. So geschah die Aufhebung des Edicts von Nantes nicht ohne ihren Einfluß. Auch wurde durch ihre Mitwirkung Chamillart zum Minister, Marsin zum Oberbefehlshaber der Armee in Deutschland (1703) ernannt, Vendôme und Catinat aber verwiesen. Das Volk machte ihr einen Vorwurf aus ihren Fehlern, die ihre angeblich guten Absichten nicht immer entschuldigen konnten. In allem Übrigen dem Willen des Königs unterworfen, war sie einzig mit der Sorge beschäftigt, ihm gefällig zu sein; und diese Sklaverei in einem schon hohen Alter machte sie unglücklicher als die Dürftigkeit ihrer Jugend. „Welche Marter", sagte sie einst zu Frau von Bolingbroke, ihrer Nichte, „einen Mann zu unterhalten, der der Unterhaltung nicht fähig ist!" — Der König, der sie zuweilen mit übler Laune plagte, glaubte sie durch Beweise von Hochachtung zu entschädigen, wie er sie nie einer Frau gegeben. Aber diese äußern Zeichen stillten nicht ihren innern Gram. Die Mäßigung, die sie sich vorgeschrieben hatte, vermehrte das Unglück ihrer Lage. Sie that für ihre Familie nicht, was sie hätte thun können, weil sie die Blicke des Publicums zu sehr auf sich und auf die Ihrigen zu ziehen fürchtete. Sie selbst besaß nichts als das Landgut Maintenon und ein Jahrgeld von 48,000 Livres. Auch weigerte sie sich, mehr anzunehmen. Dagegen sorgte sie für ihre Freunde und für die Armen. So entwarf sie den Plan zu einer Anstalt von begüterten Mädchen von Stande, welche Ludwig XIV. auf ihre Bitte 1686 in der Abtei von St.-Cyr (s. d.), eine Stunde von Versailles, stiftete. Nach dem Tode des Königs (1715) zog sie sich nach St.-Cyr zurück, wo sie selbst an dem Unterricht wie an den Spielen und Unterhaltungen der Zöglinge Theil nahm und 1719 starb. Ein Denkmal bezeichnet ihre Grabstätte daselbst. La Beaumelle hat die „Briefe der Mad. M." nach ihrem Tode, jedoch mit vielen willkürlichen Veränderungen, herausgeg. (Amsterd. 1756, 9 Bde.,

12.). Sie sind mit Geist geschrieben, anziehend, aber auch mit so vieler Zurückhaltung, als hätte sie das Bekanntwerden derselben vorausgesehen. Ihre trockene, bestimmte und strenge Schreibart ist ein Bild ihres Charakters. Die Ausg. von 1807 in 6 Bdn. 12. ist unvollständiger als die vorhergehenden. La Beaumelle's „**Mémoires pour servir à l'hist. de Mad. de Maintenon et du siècle passé**" (6 Bde., 12.) enthalten manche Unrichtigkeiten und bisweilen selbst Erdichtungen. „Briefe und Memoiren" sind 1778 in 16 Bdn. 12. erschienen. Man muß damit ein kleines seltenes Buch: „**Entretiens de Louis XIV. et de Mad. de Maintenon sur leur mariage**" (Marseille 1701), verbinden. Auch sind „**Maintenoniana**" erschienen. Der bekannte Marquis Caraccioli gab „**La vie de Mad. de Maintenon**" (Par. 1786) heraus; es ist darin das Institut von St.-Cyr genau beschrieben. Die Biographien der M. von Regnault-Warin und der Mad. Genlis sind Romane. Eine nach den Handschriften verbesserte und um 200 Briefe vermehrte Ausg. ihrer Briefe ist in sechs starken Bdn. 12. erschienen (Paris 1812). Eine kurze Schilderung der M. von Bredow findet man in dem Taschenbuche „Minerva" a. d. J. 1814 u. 1815. 1826 erschien zu Paris „**Lettres inédites de Mad. de Maintenon et Mad. la Princesse des Ursins**", 4 Bde.

Mainz, ehemaliges Erzstift im niederrheinischen Kreise, dessen Erzbischof zugleich der erste der drei geistlichen Kurfürsten und des heil. römischen Reichs Erzkanzler in Deutschland war. Als solcher verwahrte er das Reichssiegel und das Reichsarchiv. Die Reichskanzlei, die mainzische Kanzlei auf dem Reichstage und die Kammergerichtskanzlei hingen von ihm ab. Er hatte das Directorium auf dem Reichstage und im Kurfürstencollegium, wie auch bei dem Wahlgeschäft; er visitirte die Reichsgerichte, schrieb Deputations- und Kurfürstentage aus, und setzte den Reichsvicekanzler und alle zur Reichskanzlei gehörige Personen ein. Letzter Kurfürst war Karl von Dalberg (s. d.). Durch den luneviller Frieden (1801) fiel der auf dem linken Rheinufer gelegene Theil des Landes an Frankreich und der Kurfürst ward dafür anderweitig entschädigt. Gegenwärtig ist das ehemalige Erzstift Baiern, Darmstadt und Nassau, die Nebenländer aber (das Eichsfeld, Erfurt und Fritzlar mit seinem Gebiete) sind größtentheils Preußen, Kurhessen und Hanover zugetheilt worden.

Mainz (**Moguntia, Moguntiacum**), die alte Residenz des Erzstiftes und Kurfürstenthums d. N., jetzt die Hauptst. der großherzogl. hessischen Rheinprovinz und deutsche Bundesfestung, liegt in eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, am linken Ufer des Rheins, da wo der Main hineinfällt, am Abhange eines Hügels und in einer langen Strecke am Ufer des Stromes. Eine 2100 Fuß lange, auf 47 Schiffen ruhende Brücke, unterhalb welcher sich 13 Schiffmühlen befinden, führt über den Rheinstrom nach dem Städtchen Kastel oder Kassel, welches jetzt als Festung mit Mainz verbunden ist. Mainz gehört zu den stärksten Festungen und ist eine Vormauer Deutschlands gegen Frankreich. Der Umfang der Festungswerke, welche besonders von den Franzosen sehr erweitert worden sind, beträgt mit Einschluß der weißenauer Schanze, die kleinen Feldschanzen ungerechnet, 2½ Stunde. Zu den Hauptwerken gehören die Citadelle mit einer herrlichen Aussicht in eine der schönsten und reichsten Gegenden, und der Hauptstein, ein vor allen übrigen stark vorspringendes Werk, auf einer Anhöhe. Das mit Mainz als ein Außenwerk verbundene Kastel hat gleichfalls ausgedehnte und mit besonderer Kunst angelegte Festungswerke. Sie bestehen aus den vier Forts: Kassel, Mars, Montebello und dem Petersauer. Sie haben, wenn man die befestigte Insel Petersaue dazu rechnet, zusammengenommen eine noch größere Ausdehnung als die Festungswerke von Mainz. Einen topograph.-milit. Plan davon gab Hundeshagen heraus. Mainz ist im Ganzen nicht schön gebaut, wiewol man viele schöne Privatgebäude findet; es hat meistens enge, winklige und zum Theil

schmuzige Straßen, die jedoch im Winter durch Laternen erleuchtet werden. Nur die drei Bleichen und die Thiermarktsstraße sind schön zu nennen. Unter den 27 öffentlichen Plätzen ist der vorzüglichste der schöne, mit Bäumen umgebene Paradeplatz am ehemaligen Schlosse. Der Gutenbergsplatz hat einige Denksteine auf den Erfinder des Bücherdrucks. Die Stadt zählt 126 Straßen, 11 Kirchen, 2,200 H. und, mit dem Dorfe Zahlbach, 25,250 Einw. Unter den Gebäuden verdienen eine Auszeichnung: 1) Die Domkirche, welche durch die Belagerung 1793 sehr gelitten hat; von dem ehemaligen kostbaren Schatze und von der beträchtlichen Bibliothek ist nichts mehr übrig; auch sind viele von den zum Theil sehr merkwürdigen Grabmälern zerstört worden; 2) die Ignatiuskirche, ein schönes Gebäude; 3) das deutsche Ordenshaus, worin Napoleon residirte, wenn er nach Mainz kam, und 4) das gleich neben diesem Palaste stehende schöne, große und massive Zeughaus, welches, sowie das deutsche Ordenshaus, der Stadt von der Rheinseite ein vortreffliches Ansehen gibt. Die ehemaligen kurfürstlichen Schlösser, die Favorite mit ihrem Garten und die Martinsburg, welche beide zu den vorzüglichsten Zierden der Stadt gehörten, sind verschwunden. Zu den Merkwürdigkeiten gehören auch der Eichelstein auf der Citadelle, eine Steinmasse, die jetzt an Höhe und Breite verloren hat und von den meisten Schriftstellern für ein Denkmal des römischen Feldherrn Drusus gehalten wird; und die in 59 Pfeilern bestehenden Reste einer römischen Wasserleitung, unweit des Dorfes Zahlbach, die man dem Drusus zuschreibt. Statt der ehemaligen Universität hat die Stadt ein Lyceum. In dem Bibliothekgebäude sind vereinigt: ein Münzcabinet, ein Naturaliencabinet, eine physikalische und mechanische Instrumentensammlung, eine Bildergalerie, die aus 80,000 Bdn. bestehende Stadtbibliothek und das Museum römischer Denkmäler (27 Altäre und Votivsteine und mehr als 60 Legionssteine, die alle bei Mainz gefunden worden sind). Zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt ließ Napoleon einen Freihafen anlegen, indem man einen Theil des Rheinufers bei der Stadt mit ungeheuern Kosten durch einen festen Steindamm erhöhte, und zur Anlandung der Schiffe bei hohem und niedrigem Wasserstande gleich bequem einrichtete. Mainz macht vorzüglich mit dem Weinhandel starke Geschäfte nach den Niederlanden und nach dem nördlichen Deutschland; deßgleichen im Speditionshandel. Die Fabriken sind nicht bedeutend; sie liefern vorzüglich Taback und Leder. Täglich geht von hier eine Wasserdiligence nach Köln ab. Wo jetzt Mainz liegt, legte im J. 13 vor Chr. der römische Feldherr Drusus die Hauptfestung Magontiacum an. In der Nähe derselben entstand eine Stadt, die sich aber zu den Römerzeiten nicht bis an den Rhein erstreckte. 406 wurde Mainz von den Vandalen völlig zerstört und lag mehre Jahrh. in Trümmern, bis die fränkischen Könige es wieder erbauten und bis zum Rhein ausdehnten. Mit Bonifacius und Karl dem Großen begann für die Stadt eine neue und glänzende Epoche. Im 13. Jahrh. trat sie an die Spitze des rheinischen Bundes, geschlossen zur Erringung des Landfriedens und Sicherung des Handels. Im dreißigjähr. Kriege wurde Mainz 1631 von den Schweden und 1644 von den Franzosen eingenommen. 1688 besetzten es die Franzosen aufs neue, und 1689 ward es ihnen wieder abgenommen, welches auch 1793 geschah, nachdem es ihnen 1792 durch Verrath in die Hände gefallen war. 1797 übergab man Mainz den Franzosen, bis endlich 1814 diese Stadt wieder an Deutschland fiel und durch den wiener Congreß, nebst einem Theile dieses vormaligen Depart., an den Großherzog von Hessen übergeben wurde, jedoch so, daß Mainz in militairischer Hinsicht eine deutsche Bundesfestung bleibt und daher von östreich., preuß. und hessischen Truppen besetzt ist.

Mainzer Centraluntersuchungscommission. Über die entferntere Veranlassung zu dieser in Deutschland neuen und jetzt selten mehr hervortretenden Anstalt siehe **Umtriebe** (demagogische). Nachdem lange schon davon

die Rede gewesen war, daß sich unter der deutschen studirenden Jugend ein verkehrter politischer und revolutionnairer Sinn rege, welcher besonders bei dem Reformationsfeste auf der Wartburg durch das Verbrennen mehrer Schriften für Viele beleidigend geworden war, gab Kotzebue's Ermordung 1819 (s. Sand) die nähere Veranlassung zu allgemeinen Maßregeln. Verabredet von den Ministern der größern Höfe zu Karlsbad (s. Karlsbader Beschlüsse), wurden sie in der Bundestagssitzung am 20. Sept. 1819 angenommen. Darunter war denn auch die Aufstellung einer Centralcommission, deren Geschäft sein sollte, die obere Leitung der in den einzelnen deutschen Staaten bereits angefangenen oder künftig vorfallenden Untersuchungen wegen revolutionnairer Umtriebe zu führen und alle diese Untersuchungen im Zusammenhange zu erhalten, also einen Mittelpunkt für alle diese Untersuchungen zu bilden, doch ohne selbst Verhöre anzustellen oder Erkenntnisse zu fällen, indem alles Dieses den einzelnen Bundesstaaten überlassen blieb. Diese Commission bildeten Östreich, Preußen, Baiern, Hanover, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau, von welchen Höfen ein jeder einen Commissarius, der in richterlichen Ämtern gestanden und wichtige Untersuchungen geführt haben sollte, ernannte. Die Commission trat gleich darauf in Mainz zusammen. Die Resultate, so viel sich jetzt erwiesen hat, sind viel beruhigender gewesen als man anfangs zu hoffen wagte, da man das Übel für sehr groß und weit verbreitet halten mußte. Von den 6 — 800 Professoren Deutschlands sind kaum 3 wirklich zur Verantwortung gezogen und diese nicht bis zu einer gerichtlichen Bestrafung schuldig befunden worden; von den 15 — 16,000 Studirenden sind etwa 50 in Verhaft gewesen und von diesen nur wenige ernstlich bestraft worden. Auf harte Strafurtheile der ersten Instanz sind in mehren Fällen in der zweiten Instanz gänzliche Freisprechungen erfolgt. Im Mai 1822 erstattete die Centralcommission einen ausführlichen Bericht an die deutsche Bundesversammlung, von dessen Inhalt nur Rubriken zur allgemeinen Kenntniß gelangt sind, und welchem 32 Nebenvorträge, zum Theil wieder aus mehren Bänden bestehend, beigefügt waren. Nach diesen Rubriken ging der Bericht bis 1807 zurück und verbreitete sich über eine Menge von Gegenständen: Fichte, Staatsrath Gruner, das Wartburgsfest, die Burschenschaften, Sand, Löning, das Turnen, die deutschen Gesellschaften u. s. w. Der eigentliche Schlußbericht mußte noch verschoben werden, weil sich wieder neue Spuren einer geheimen Verbindung zeigten, welche in zwei Classen bestand, dem Bunde der Männer, über dessen wirkliches Dasein und Ausdehnung noch keine nähern Aufschlüsse bekannt geworden sind, und dem Bunde der Jünglinge, vorzüglich unter den Studirenden. Es haben in Folge dieser Entdeckungen an mehren Orten Verhaftungen und eine weitläufige Untersuchung in dem Schlosse Köpenick unweit Berlin stattgefunden, deren Resultate man jetzt zum Theil durch den authentischen Abdruck des von dem königl. Oberlandesgericht zu Breslau gesprochenen Erkenntnisses gegen 28 Mitglieder des sogenannten Jünglingsbundes erfahren hat. Auch hier sind die Resultate insofern sehr beruhigend, als sowol die Zahl der verirrten Jünglinge wie die Mittel derselben sehr unbeträchtlich erscheinen, und besonders sichtbar ist, wie die Mitglieder des Bundes von Anfang an die strafbaren Zwecke desselben selbst mit geringem Eifer und mit dem gerechten Widerwillen, welchen ihnen das bessere Gefühl eingeben mußte, verfolgt haben. Das Ganze ist übrigens bei dem Reden und Phantasiren über Weltreformen stehen geblieben. Auch hier liegt also der Beweis klar vor, daß das Übel nur Wenige ergriffen hatte, daß selbst von diesen die Meisten das Thörichte und Strafbare ihres Unternehmens schon vor der Untersuchung von selbst eingesehen hatten. *) Das Erkenntniß spricht Festungs-

*) Man wird also aufhören müssen, von einem revolutionnairen Geiste der Universitäten zu reden, denn was unter Tausend Drei thun, kann nicht Geist der Tausend sein.

strafe von 8, 9, 10, 12, 15 Jahren aus; es steht aber dahin, inwiefern die zweite Instanz etwa auch hier von andern rechtlichen Ansichten ausgehen könnte. Neuerdings ist die Verschwörung in Rußland auch noch in Verbindung mit der Aufgabe der Mainzer Centralcommission gebracht worden. Indessen ist Das, worauf die russischen Verschworenen ausgingen, eine aristokratische Regierung der Vornehmen, von der Art, daß zwischen ihnen und den revolutionnairen Schwindeleien deutscher Ultra= (oder Pseudo=) Liberalen wol nicht an eine Verbindung gedacht werden kann. 37.

Mainzer Centralcommission für die **Rheinschifffahrt**, s. d. und **Handel**.

Maistre (die Grafen Joseph und Xavier de), zwei Schriftsteller, die ein sehr verschiedenes Publicum haben und oft mit einander verwechselt werden, sind Brüder und stammen aus Languedoc. **Joseph**, k. sardinischer Staatsminister und Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Turin, geb. zu Chambery 1753, anfangs Gutsbesitzer in Savoyen und seit 1787 piemontesischer Senator, wanderte aus, als Savoyen 1792 von den Franzosen in Besitz genommen ward, folgte später seinem Könige nach Sardinien, und ging 1804 als k. sardin. Gesandter nach Petersburg, das er 1817 wieder verließ, um zu Turin das Ministerium zu übernehmen. Hier starb er den 25. Febr. 1821. Er war vertraut mit der griechischen und römischen Literatur; ein denkender Sprachforscher, dabei ein Feind des Protestantismus und aller Schriftsteller, die nicht dem System der alten Scholastik und Politik folgten. Als Diplomat war er wirksam beflissen, seinem Souverain den Wiederbesitz seiner alten Staaten und das Herzogthum Genua zu verschaffen. Als politischer Schriftsteller hat er sich zuerst durch sein „**Eloge de Victor Amadée III.**" (Lyon 1775), dann durch die geschätzten „**Considérations sur la France**" (1796, 2. Aufl. 1797, 3. Aufl. 1814, und drei Ausgab. dess. Werks, Paris 1814) bekanntgemacht. Hierauf schrieb er zu Petersburg 1810 den „**Essai sur le principe générateur des constitutions politiques etc.**" (neue Auflage, Paris 1814, ins Deutsche übersetzt von Albert von Haza), um zu beweisen, daß alle Herrschaft auf der Erde von Gott ausgehe. Diese Ansicht entwickelte er noch genauer in seinen „**Soirées de St.-Petersbourg, ou entretiens sur le gouvernement temporel de la providence etc.**" (Ausgabe nach seinem Tode, Paris 1821, 3 Bde.), — eine Nachahmung der Platonischen Abendgespräche, voll scholastischer Metaphysik zur Vertheidigung des Glaubens an kirchliche Traditionen. In einem andern tief mystischen Werke, „**Du Pape**" (1819 fg., 3 Bde.), wollte er zeigen, wie Gott durch den Papst der Unsittlichkeit und Unchristlichkeit der letzten Jahrh. entgegengewirkt habe; auch entwickelte er darin das Verhältniß des päpstlichen Stuhls zu der gallicanischen Kirche. Noch nennt man ihn als Verf. der Schrift: „**Du congrès de Rastadt**", an welcher auch der Abbé de Pradt Antheil gehabt haben soll. Obgleich befangen und einseitig, verräth er dennoch in seinen Schriften (die in verschiedenen Sprachen gedruckt sind und von religiösen Gesellschaften unentgeltlich vertheilt werden) viel Geist und Kenntnisse. — Sein jüngerer Bruder, **Xavier**, geb. zu Chambery 1764, kais. russ. Generalmajor und Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Turin, diente anfangs in dem sardinischen Heere, dann folgte er nach dem Feldzuge 1799 dem Feldmarschall Suwaroff nach Rußland und blieb bei ihm bis an dessen Tod; hierauf trat er in russische Dienste und lebte 1826 als russ. Generalmajor in Petersburg. In den Abhandlungen der turiner Akademie befinden sich von ihm mehre Aufsätze chemischen Inhalts. Er ist ein trefflicher Landschaftmaler und witziger Dichter, vorzüglich bekannt durch die anonyme, in mehre Sprachen übersetzte Schrift: „**Voyage autour de ma chambre**" (1794, Petersburg 1814 und Paris 1823), worin er so viel heitere Laune und philosophischen Geist gezeigt hat, daß

man ihn den feinern Sterne nannte, und durch die Schrift: „Le Lépreux de la cité d'Aosta" (1811, n. Aufl., Paris 1817, und von Md. O. C., Paris 1824); er stellt darin mit ebenso viel Talent als Gefühl, nur zu düster und im mystischen Gewande, das Unglück eines durch ansteckende Krankheiten von aller menschlichen Gesellschaft abgeschiedenen Mannes dar. Die Erzählungen des Grafen Xavier v. M. hat Schnitzler a. d. Franz. übers. (Freiburg 1821). Die „Oeuvres de Mr. le Comte Xavier de Maistre" (2. Ausg., Paris 1825, 3 Bde.) enthalten noch die (in Plan und Ausführung mißlungene) „Expédition nocturne autour de ma chambre"; „Les prisonniers du Caucase" und „La jeune Sibérienne". 20.

Maittaire (Michel), Literator und Bibliograph, geb. 1668 in Frankreich von protestantischen Ältern, ging nach der Aufhebung des Edicts von Nantes nach England und studirte zu Oxford. 1695 ward er Unterlehrer an der Westminsterschule zu London, erhielt aber nach einigen J. eine höhere Lehrerstelle, die er bis zu seinem Tode (1747) bekleidete. Die gelehrte Welt dankt diesem unermüdet fleißigen Schriftsteller eine Folge von guten Ausg. griech. und lat. Classiker; ferner die schätzbaren „Annales typographici, ab artis inventae origine ad 1557, cum appendice ad annum 1664" (Haag, Amsterdam und London 1719—41, 5 Bde, 4., und von Panzer in einer neuen Gestalt in 5 Bdn. Nürnberg 1793—97 herausgegeben, ohne es jedoch durch seine Bearbeitung überflüssig zu machen). 1789 erschien von Denis ein Nachtrag zum Maittaire, welcher über 6000 im 15. Jahrh. gedruckte Bücher erhält. Von den übrigen Werken M.'s nennen wir seine „Historia Stephanorum", „Historia typographorum aliquot Parisiensium", „Graecae linguae Dialecti" und seine Ausg. der „Marmora Oxoniensia".

Maja, die älteste T. des Atlas und der Pleione, mit welcher Jupiter in einer Grotte des Berges Cyllene in Arkadien den Merkur zeugte. Sie wurde mit ihren 6 Geschwistern unter die Sterne versetzt, wo sie den gemeinschaftlichen Namen der Pleiaden führen. Auch die Römer verehrten eine Maja, welches jedoch die Mutter Erde, Cybele, war. Die Tusculaner nannten ihren höchsten Gott Majus, sodaß also hier die beiden höchsten Naturwesen in männlicher und weiblicher Gestalt erscheinen. Von ihnen soll der Monat Mai seinen Namen erhalten haben. (Vgl. Magie.)

Majer (Friedrich), fürstl. reuß.-schleizischer Legationsrath und Mitglied der münchner Akademie der Wissenschaften, bekannt durch seine Forschungen in der Religionsgeschichte und Völkerkunde, von denen besonders die „Mythologischen Dichtungen und Lieder der Skandinavier", ferner „Brahma, oder die Religion der Indier", s. „Mythol. Wörterbuch" (2 Thle.) zeugten. Er war 1772 zu Koskau bei Schleiz geb., studirte seit 1791 in Jena, privatisirte dann, den historischen Studien lebend, in Weimar, war 1804—5 Führer des schleizer Erbprinzen auf der Universität zu Würzburg, und lebte dann größtentheils wieder in Weimar, und seit 1806 in Gera, seinen Studien. Er starb 1815. M. hat das Verdienst, vorzüglich die neuern historischen Studien über die indische Mythologie vorbereitet zu haben.

Majestät bezeichnete schon im republikanischen Rom die höchste Macht und Würde, welche man der gesammten Bürgergemeinde, dem Volke, zuschrieb. Eine Beeinträchtigung dieser Würde des gesammten Volks gehörte, sowie der Angriff auf die Verfassung und Sicherheit des Staats, zu den Majestätsverbrechen. Mit dem Umsturze der Volksregierung ging Würde, Macht und Name der Majestät auf die römischen Monarchen und von ihnen auf die Kaiser des westl. Europa über. Den Königen wurde er erst viel später zugestanden; in Frankreich führten ihn unter Heinrich II. die Hofleute ein, aber noch bei dem westfälischen Frieden gab es darüber Streitigkeiten. In dem Friedensvertrage von Cambrai

(1529) wird er nur Karl V. beigelegt. Beim Frieden zu Crespy (1544) heißt Karl V. kaiserliche und Franz I. königl. Majestät; und in dem Frieden zu Chateau-Cambresis (1559) findet man zum ersten Male die Titel allerchristlichste und katholische Majestät gebraucht. In England legte sich Heinrich VIII. zuerst den Titel Majestät bei. Jetzt wird der Majestätstitel allen europäischen Königen gegeben, nur der Großsultan wird bloß Hoheit genannt. Von dem Namen der Majestät ist die Sache, d. i. die persönliche Würde, unterschieden, welche einem jeden unabhängigen und selbständigen Regenten zukommt. Daher legt man auch denjenigen Regenten, welche im europäischen Kanzleiceremoniel den Titel nicht erhalten, doch die persönliche Majestät bei, wenn sie wirkliche (erbliche oder gewählte) Monarchen und nicht bloß oberste Regierungsbeamten ihres Staats sind, wie die Directoren und Consuln der franz. Republik. Diese persönliche Majestät ist von dem bloßen Titel, welcher auch wol abtretenden Regenten vorbehalten wird (wie dem König Stanislaus Lesczinski von Polen, oder der gewesenen Kaiserin von Frankreich, Marie Louise u. A.), insofern sehr verschieden, daß sie mit Unverletzlichkeit des Regenten verbunden ist (vermöge deren er nicht nur über alle Verantwortung erhaben ist, sondern auch Beleidigungen seiner Person unter den Begriff der Majestätsverbrechen fallen), welches beim bloßen Titel nicht stattfindet. Ob dieses Recht der Majestät den Fürsten von Gott verliehen oder von den Völkern übertragen sei, ist ein alter Streit, welchen schon zu Ende d. 17. Jahrh. in England die Anhänger des Stuart'schen Hauses und Wilhelms III. mit einander führten, und in welchen beinahe zu gleicher Zeit Christian Thomasius mit dem dänischen Hofprediger Masius verwickelt wurde. Dieser Streit verliert viel von seiner Wichtigkeit, wenn man bedenkt, daß auch eine göttliche Verleihung die Rechte der Majestät nicht als ein Mittel des Genusses und als beliebig zu brauchendes Eigenthum, sondern als einen mit schweren Pflichten verknüpften Beruf übertragen würde, sowie dagegen eine von dem Volke ausgehende Übertragung keineswegs eine willkürliche, sondern als eine nothwendige, ihrem Inhalte nach durch das göttliche oder Vernunftgesetz bestimmte und unwiderrufliche betrachtet werden müßte. Die Rechte der Majestät sind in jedem Falle vollständig bestimmt durch die Pflicht, das Volk nicht nach bloß individuellen Ansichten und Zwecken, sondern nach den unter demselben herrschenden Einsichten über Recht, Sittlichkeit und Religion zu regieren und von diesem factisch gegebenen Punkte aus die weitere Entwickelung des Volks zu leiten. Hierin stimmt die liberale Ansicht mit der absolutmonarchischen sehr wohl zusammen; beide unterscheiden sich nur in den Mitteln, durch welche man die wirkliche Ausübung der Majestätsrechte in jenen nothwendigen Schranken, d. i. in ihrer steten Beschränkung auf den wahren Zweck des Staats überhaupt, und in der naturgemäßen Übereinstimmung mit den herrschenden Begriffen des Volks erhalten zu können glaubt. Einige glauben dies nämlich durch partielle Freiheiten und Vorrechte, Exemtionen von der Staatsgewalt und Mitregierung eines kleinern Theils der Unterthanen, Andre hingegen durch allgemeine Nationalfreiheit und eine zwar nicht auf Mitregierung des Volks abzweckende (demokratische), wol aber die Regierung stets auf den Zweck des Staats hinweisende (republikanische) Staatseinrichtung zu erreichen. Die erste dieser Ansichten ist historisch älter als die zweite, indem sich die Staaten der Regel nach aus der primitiven Ungebundenheit aller Individuen erst allmälig zu strengerer Beherrschung der niedern Stände (neben aristokratischen Exemtionen und Mitregierung), und aus dieser zu einem sich über alle Staatsangehörige und über Alles mit gleicher Kraft, aber auch mit gleicher Beschränkung auf den Staatszweck, erstreckenden Regierungs- (Majestäts-) rechte herausgebildet haben. Eben dieser Gang ist auch in der Entwickelung des Begriffs von Majestätsrechten bemerkbar, indem darunter früher nur gewisse einzelne bestimmte Vorrechte, Ehrenrechte und einzelne Befugnisse verstanden wurden, welche sich erst in den neuern Zeiten zu dem umfassenden

Begriffe der höchsten Gewalt in Allem, was mit dem Zwecke des Staats in bindung steht, erweitert haben. Die Majestätsrechte des Staats, Ausübung den Regenten oder Souverain ausmacht, sind ebendeßhalb notl digerweise unveräußerlich; sie können weder irgend einem Andern in ihrer ob Verwaltung überlassen, noch kann irgend Jemand im Staate von ihrer Wir keit ausgenommen sein. Sie unterscheiden sich dadurch von den Regalien im engern Sinne, obwol ehedem im deutschen Reiche unter der Benennun galien auch die reichsständischen Landesregierungsrechte verstanden wurden. Regalien, in jener engern Bedeutung, können daher wieder an Staatsı thanen verliehen werden und von ihnen können Befreiungen für einzelne B Corporationen und Stände stattfinden. Ihrem Gegenstande nach werden die jestätsrechte durch folgende Beziehungen vollkommen erschöpft: 1) Vertretun Erhaltung des Staats in seiner Einheit, Integrität und Souverainetät, das Recht des Kriegs und Friedens, der Bündnisse und Gesandtschaften ge 2) gemeinschaftliche Beherrschung der Natur, Polizeihoheit; 3) Aufrechtha der rechtlichen Ordnung durch Schutz eines Jeden bei dem Seinen, und Str rechtigkeit, Justizhoheit; 4) Erziehung des Volks zur Sittlichkeit und Reli tät, Kirchenhoheit; und endlich 5) Herbeischaffung der pecuniairen Mittel zu diesen Zwecken des Staats, Finanzhoheit. Sehr richtig setzt die wiener Sc acte von 1820 das monarchische Princip darin, daß von allen diesen Rechten Monarchen keins entzogen werde, obwol ihre Ausübung an manche Formen Zustimmung der Stände geknüpft werden kann. 3

Majestätsbrief, s. Calixtiner.

Majo (Angelo), Abt, ehemals Jesuit, seit 1813 Aufseher bei der brosianischen Bibliothek zu Mailand, seit 1819, an Baldi's Stelle, Custo vaticanischen Bibliothek zu Rom, dann Bibliothekar und seit 1825 überzäh apostolischer Protonotar, hat sich durch Entdeckung mehrer Schriften des ı schen und griech. Alterthums aus sogenan. Palimpsesten (s. d.) oder Coo **rescripti**, deren Lesung er zuerst durch chemische Mittel bewerkstelligte, sehr dient gemacht. Schon 1814 gab er die in einem Codex von ihm entdeckten B stücke dreier noch ungedruckter Reden des Cicero, und 1815 einige bisher ı kannte Reden des Cornelius Fronto, nebst einigen Briefen der Kaiser Marcus A lius und L. Verus, und andre kleine Überreste alter Schriftsteller heraus. dems. J. folgten ansehnliche Bruchstücke von acht Reden des Q. Aurel. Sym chus. Auch stellte er ungefähr 60 noch ungedruckte Verse aus der „**Vitularia**" Plautus, und Gemälde zu Terenz's Lustspielen nebst altem Commentar, die ständige Rede des Isäus über die Erbschaft des Kleonymus und eine Rede Philosophen Themistius ans Licht. 1816 entdeckte er einige bisher noch lende Bücher der römischen Alterthümer des Dionysius von Halikarnaß, w den Theil der röm. Geschichte ergänzen, der in den verloren gegangenen Bü des Livius (XI—XVI) enthalten gewesen ist. In derselben Bibliothek fan Bruchstücke der mösogothischen Übersetzung der Briefe Pauli, und eine H schrift der Beschreibung der Züge Alexanders, die von einem unbekannten A unter dem Kaiser Konstantius, dem Sohne Konstantins d. Gr., geschrieben ı den sind. Auch hat er aus einer alten Homerischen Handschrift Bilder, Sch und Bruchstücke des Textes herausgegeben, sowie, gemeinschaftlich mit Zo Mitgl. des armen. Collegiums zu Venedig, „**Eusebii chronicorum canon L. II**" (Mailand 1818). Seit 1819 setzte er in Rom seine palimpsestischen S dien mit Erfolg fort. Seine wichtigste Endeckung in der Vaticana ist das Buch Cicero „**De Republica**". 1823 gab er zu Rom neu entdeckte Bruchstücke vom bür lichen antejustinianeischen Rechte, von der Rhetorik des Jul. Victor rc. heraus, 1825 „**Scriptorum veterum nova collectio e Vatic. codd. edita**" (4.). –

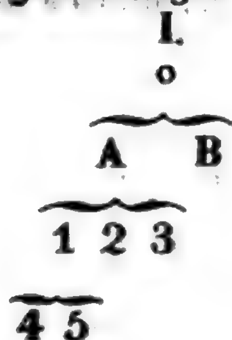
Majolika, s. Fayence.

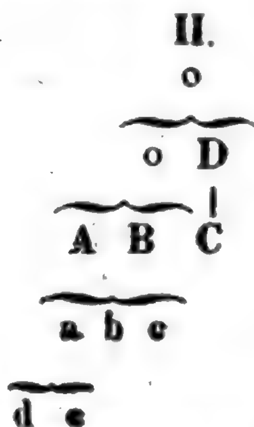
Major, in der Logik, der Obersatz, der allgemeinste Satz in einem Syllogismus (s. d.).

Major Domus (Maire du Palais, Hausmeier), sonst auch Sennechal genannt, der Titel des angesehensten Staats- und Hofbeamten im alten fränkischen Reiche, welcher Aufseher des königl. Hauswesens war, daher Truchseß. An dieses Amt knüpfte sich bald die Stelle eines ersten Herzogs, d. i. der Oberbefehl über das Heer. (S. Pipin u. Frankreich.) Vgl. die „Geschichte der merovingischen Hausmeier", von G. H. Pertz (Hanover 1819), und die lat. Preisschrift von J. W. v. Zinkeisen (Jena 1826).

Majorano (Gaetano). Dieser u. d. N. Caffarelli berühmte Sopranist war gegen 1703 in der neapolit. Provinz Bari, wo sein Vater ein Landmann war, geb. Ein Musiker der Hauptkirche zu Bari bemerkte die vortreffliche Stimme des Knaben, und beredete seinen Vater, den Sohn auf die Schule nach Norcia zu schicken, nahm ihn dann in sein Haus, gab ihm Unterricht und brachte ihn darauf nach Neapel zu Porpora, der ihn 6 J. lang gründlich unterrichtete. Am Ende des 6. J. überraschte ihn Porpora mit der Erklärung, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe, indem er nun der erste Sänger Italiens und der Welt sei. Gegen 1730 begab sich Caffarelli nach England, wo er alle Zuhörer in Erstaunen setzte. Nach der Rückkehr in sein Vaterland sang er auf mehren Theatern mit außerordentlichem Beifall und verbreitete den verzierten ital. Gesang. 1740 soll er zu Venedig für einen einzigen Abend 700 Zechinen erhalten haben. Er brachte ein so bedeutendes Vermögen zusammen, daß er die Herrschaft Santo-Dorato kaufen konnte, von welcher er den Titel Duca annahm. Nichtsdestoweniger fuhr er fort, in den Klöstern und Kirchen zu singen und sich theuer bezahlen zu lassen; auch besuchte er Paris. Bei seinem Tode (1783) hinterließ er seinem Neffen 12,000 ital. Dukaten jährl. Eink. und jene Herrschaft. Seine Anmaßung war ebenso groß als seine Kunst.

Majorat, im weitesten Sinne, jede Erbfolgeordnung, die sich nach dem frühern Alter bestimmt, und das Vorzugsrecht, welches hiernach dem Ältesten zukommt. Es gibt davon dreierlei Arten: 1) Die Primogenitur, oder das Erstgeburtsrecht, wonach allemal der Älteste der ältesten Linie zur Erbfolge gelangt. Von dieser Art sind die Majorate der Lords in England und die neuern französischen; nach diesem Gesetz ist fast in allen europäischen Reichen die Thronfolge geordnet. 2) Das Majorat im engern Sinne ruft unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach am nächsten sind, den Ältesten zur Erbfolge. 3) Das Seniorat gewährt dieselbe, ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft, allemal dem Ältesten in der ganzen Familie. Folgende Tafeln werden den Unterschied dieser Erbfolgeordnungen am besten zeigen.





I. Unter Descendenten. Stirbt A, nachdem sein ältester Sohn (1) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrecht sein ältester Enkel (4), nach dem eigentlichen Majorat sein zweiter Sohn (2), nach dem Seniorat sein Bruder (B). II. Unter Seitenverwandten. Stirbt A, nachdem sein Bruder (B)

und dessen ältester Sohn (a) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeb
recht der älteste Großneffe (d), nach dem Majorat der zweite Neffe (b), nach
Seniorat der Vaters-Brudersohn (C), wenn nämlich der Oheim (D) früh
storben; lebte dieser, so würde ihm nicht nur nach dem Seniorat, sondern
nach dem Majorat die Erbfolge gebühren. Das Majorat betrifft alle oder di
nehmsten Güter der Familie, sie heißen **Majoratsgüter**, **Majorate**,
können in der Regel nicht veräußert oder verpfändet werden. Die Vermehrun
Majorate in einem Staate ist bisher mit Unrecht gleichgültig angesehen wo
Je mehr sich das Vermögen in wenige Hände concentrirt, je mehr entsteh
muth, denn reiche Geschlechter verzehren theils viel außer Landes, theils bed
sie Luxus, der gemeiniglich dem Auslande am förderlichsten ist, und Engl
Beispiel mag andre Nationen von gleicher fehlerhaften Gesetzgebung abschr
die es natürlich herbeiführte, daß über 150,000 Briten auf dem Continent l
nicht um dort zu erwerben, sondern um dort zu verzehren. H. l

Majorennität, Volljährigkeit, Mündigkeit, s. **Minorennitä**

Majorca (Mallorca), die größte von den zu Spanien gehörenden b
rischen Inseln im mittelländischen Meere. (S. **Balearen**.) Sie zählt au
□M. gegen 140,600 Einw., welche sich durch Arbeitsamkeit und Tapferkeit
zeichnen. Zeither waren unter jener Zahl 3700 Priester, Mönche und No
begriffen. Das gelbe Fieber hat drei Mal in diesem Jahrh. Majorca heimges
Haupterzeugnisse sind Wein, Salz, Öl, Saffran, Vieh und Wildpret.
treide wird nicht hinreichend erzeugt, weil man den Anbau des fruchtbaren Bo
ungeschickt betreibt. Die Nordküste ist gebirgig. Hinundwieder finden sic
den Küsten Korallen. Die Hauptst. Palma (30,000 Einw.) ist befestigt,
einen Hafen, eine Universität, eine Akademie der zeichn. Künste, und ein
thum, welches unter Valencia steht. Auch ist sie die Residenz des Generalcapi
der balearischen und pityusischen Inseln, die zusammen das Königreich Mal
ausmachen. Man verfertigt hier grobes Tuch, Taffent und sehr feine einge
Tischlerarbeiten. Der treffliche Hafen Porto Pi wird durch das Fort S.-C
gedeckt. Die Stadt Alcudia liegt ungesund in Salzsümpfen und Reisfeldern, ha
her nur 1000 Einw. und war sonst der Aufbewahrungsplatz für Staatsgefan

Makame, in der persischen Dichtkunst, eine Erzählung oder Novelle.
haben ihren Namen von dem Orte, wo man sich aufhält und unterhält; dann bez
net **Makame** die Unterhaltung selbst oder einen unterhaltenden Vortrag. Rü
hat uns kürzlich die „Makamen des Hariri" in freier Nachbildung geliefert;
wurde diese Dichtungsart schon früher bei den Persern durch Hamadani ausgebi

Makkabäer, s. **Juden**.

Makler, s. **Sensal**.

Makrobiotik (von μακρος, lang, βιος, das Leben, biotica [ars],
Kunst zu leben), die Lebensverlängerungskunst. Eine gewisse Lebensdaue
dem Menschen bestimmt nach den Gesetzen der Natur (s. **Leben**), allein h
selten erreicht er das Ziel des möglich längsten Lebens; denn durch mancherlei fe
liche Einflüsse wird sein Dasein verkürzt. Gleichwol kettet schon der von N
eingepflanzte Trieb den Menschen an das Leben, sodaß der Wunsch und das
streben, es so lange als möglich festzuhalten, von jeher in eines jeden gesu
Menschen Seele lebte. Da man zur Verlängerung des Lebens schon die Erhalt
der Gesundheit für hinlänglich hielt, so faßte man diese besonders ins Auge,
glaubte Alles gethan zu haben, wenn man nur keine Krankheit aufkommen
und jede eingetretene schnell entfernte. Die Ärzte bemächtigten sich daher
dieses Feldes der Wissenschaft und betrachteten sie als einen Anhang zur Medi
So entstand die medicinische Diätetik, wozu man nach und nach sehr viele A
tungen hatte, die jedoch anfangs bloß eine Zusammenstellung verschiedener Reg

die Gesundheit (s. d.) zu erhalten, war, bloß den gegenwärtigen individuellen Gesundheitszustand des Menschen umfaßte und dessen relative Gesundheit zu erhalten suchte. Die Makrobiotik geht aber weiter, sie sucht das Leben selbst bis zu seiner absoluten Dauer hin zu verlängern, alle Feinde des Lebens zu erkennen und zu vermeiden, die der Lebensdauer günstigen Einflüsse auf den menschlichen Körper zu befördern, und beschränkt insofern zuweilen selbst die Medicin in Anwendung mancher heroischen, der künftigen Lebensdauer nachtheiligen Mittel, oder in zu schneller Entfernung und Unterdrückung mancher Krankheit. Dieses suchte besonders Hufeland in seiner „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", zu leisten.

Maktrele, Makrele (Scomber scomber L.), ein Seefisch, der etwa einen Fuß lang und wegen seines angenehmen Geschmacks frisch und gesalzen häufig gesucht wird. Kopf und Leib sind rund und ohne Schuppen, der Bauch silberfarbig, der Rücken blau. Er vermehrt sich außerordentlich und erscheint in großen Zügen. An den Küsten von Frankreich und England, vorzüglich bei Dieppe, wird die Makrelenfischerei im Juni und Juli mit Angel und Netz häufig betrieben, stärker noch an den Küsten von Nordamerika, in Neuschottland und Connecticut, in Ostindien im bengalischen Meerbusen.

Makuba, 1) ein Bezirk im nördl. Theile der Insel Martinique, 2) eine Art Schnupftaback, welcher in diesem Bezirk gebaut und zubereitet wird. Den lieblichen Veilchenduft, welcher diesen Taback auszeichnet, soll derselbe dadurch erhalten, daß man ihn mit Wasser, worin roher Zucker aufgelöst ist, stark anfeuchtet und ihn so in einen gelinden Grad von Gährung übergehen läßt.

Makute, nach einigen Reisebeschreibern der Name gewisser Matten oder geflochtenen Decken, welche ein allgemeines Bedürfniß der Neger in Congo sind und wornach sie den Werth der übrigen Dinge zu schätzen pflegen, also eine Art Rechnungsmünze für den Handel. Was nun auch jene rohen Völker selbst darunter verstehen mögen, die Europäer, welche mit ihnen handeln, werden sich doch bald aus ihrem Handel selbst einen Begriff von Dem bilden, was ihnen eine Makute werth sei und sie auf ihr gewöhnliches Geld, d. i. auf Silber reduciren. Auch haben wirklich die Portugiesen, welche sonst einen starken Handel an der afrikanischen Küste trieben, Makute in Silber für den Gebrauch im afrikanischen Handel ausgeprägt. Büsch (in s. Buche über die Staatswirthschaft, 2. Thl.) schätzt diese Münze auf etwa 10 Schillinge Hamburger Banco in Silberwerth. Wahrscheinlich sind diese Makute in Portugal nach demjenigen Silberwerth ausgeprägt worden, den sie im afrikanischen Handel wirklich hatten.

Malabar, der südliche Theil der westlichen Küste der indischen Halbinsel diesseits des Ganges, das Pfefferland der arabischen Geographen. Der Name kommt von den Persern und Arabern, die schon frühe diese Küste beschifften, und heißt so viel als Land oder Küste, Mala oder Male. Der Name aber, den die Eingeborenen selbst ihrem Lande beilegen, lautet Malayalam oder Bergland, indem es von allen Seiten, ausgenommen gegen W., wo es an das Meer grenzt, von hohen Gebirgen der westlichen Ghats umgeben ist. (Irrig wird der Name der ganzen westlichen Küste von Indien beigelegt.) Malabar erstreckt sich ungefähr vom 10 bis zum 13° N.B., d. h. vom Cap Komorin bis an die südl. Grenze von Kanara, oder bis zur Stadt Dekla und dem Flusse Nelissuram, und hat in der größten Breite höchstens 15, und in der Länge 50 geogr. Meilen. Das Land (540 □M., wovon 337 □M., mit 900,000 Einw., unmittelbar zur brit. Präsidentschaft Madras gehören) wird von vielen Flüssen bewässert, die von den Ghatsgebirgen kommen; in einigen Gegenden ist der Boden sumpfig. Es ist fruchtbar an den meisten Erzeugnissen Ostindiens, besonders an Reis, Pfeffer (eine Hauptwaare dieser Küste), Kardamomen, Indigo, Cassia, Sandelholz ꝛc. In den Umgebungen der Gebirge sind große Wälder, welche treffliches Schiffsbauholz (Teak-

holz) liefern und welche der Aufenhalt von Elefanten, Königstigern, Büffeln und unzähligen Affen sind. Malabar begreift die Königreiche Kalikut, Kochin und Travankor, gegenwärtig Vasallenstaaten der Briten, die in den wichtigsten Städten Besatzungen unterhalten. Diese Staaten bestehen theils aus größern Fürstenthümern, theils aus einer Menge Herrschaften, nebst einem kleinen Überreste eines ältern Staats der Mapulets (Mohammedaner aus Arabien, die hierher im 8. Jahrh. n. Chr. kamen und deren Staat noch gegen die Mitte des verflossenen Jahrh. blühend war). Der Landesadel, die Naïren, gehören im Allgemeinen zu der vierten edeln Classe der Hindus, ein großer Theil aber zu der zweiten edeln Kaste (s. d.); dann heißen sie, besonders die Fürsten, Befehlshaber und Krieger derselben, Naïken. Der Regent von Kalikut führt noch wie ehemals den Titel Ssamorin, d. h. Kaiser, ist aber jetzt sehr unbedeutend. Der mächtigste Fürst ist der König von Travankor (366 □M., 900,000 Einw.). In Kochin haben die Niederländer Handelsfactoreien, wiewol mit großer Beschränkung von Seiten der Briten. Die malabarische Sprache gehört zu den wohlklingendsten unter den Hinduspachen und wird am meisten von den Europäern in Ostindien erlernt.

Malachias, s. Maleachi.

Malachit, ein Kupfererz von dunkelgras- und smaragdgrüner Farbe und von entweder blätterigem, oder faserigem, oder dichtem Gefüge, welches in krystallinischen Massen, in traubigen, eierförmigen und knolligen Gestalten und derb, auf Gängen und Lagern mit andern Erzen, und besonders schön in Chile und Sibirien vorkommt. Der faserige dient, fein zerrieben, als Malerfarbe; der dichte Malachit wird zu Dosen, Messerheften und Knöpfen, zu Platten auf Pfeilertische, zu Armleuchtern u. s. w., auch zu manchen Bijouteriegegenständen, Ring- und Halsnadelsteinen u. s. w. verarbeitet und nimmt eine schöne Politur an. Ferner dient derselbe als Farbematerial. In früherer Zeit wurde er als Edelstein betrachtet.

Malachowski, ein in der polnischen Staats- und Literaturgeschicht[e] berühmtes Geschlecht. Graf Stanislaus M., Palatin von Posen, Bruderssohn des wegen s. Klugheit und Gelehrsamkeit berühmten Bischofs von Krakau Joannes M., war des Königs August II. von Polen Botschafter bei dem Friedenscongresse zu Karlowitz 1699, wo er die Zurückgabe der Festung Kaminiec un[d] der übrigen an die Pforte im Frieden von Zurawno 1676 abgetretenen Landstrich[e] an die Republik Polen durchsetzte. Sein Sohn, Joannes M., war Krongroßkanzler, staatsklug, beredt und ein großmüthiger Beförderer der polnischen L[i]teratur. Ein Nachkomme desselben, Graf Stanislaus M. (Saint-Nalec[z]) Großreferendar der Krone Polen, war Marschall oder Vorstand der Conföderati[on] und des Reichstags von 1788—92. Er bewirkte durch die Überlegenheit s. Ei[n]sichten, wie durch s. Einfluß, die Einführung der polnischen Constitution vom [3.] Mai 1791. Überzeugt, daß das Wohl s. Vaterlandes in dessen Unabhängigk[eit] bestehe, widersetzte er sich aus allen Kräften den Planen der russischen Partei, [an] deren Spitze sein Bruder, der Kronkanzler Graf Hyacinth M., der Bischof K[o]sakowski und der Krongroßfeldherr Branicki standen. Als Marschall des Reic[hs]tags von 1790 unterzeichnete er den Allianztractat der Republik mit Preußen. [Im] Mai 1792 führte er die Unterhandlung mit dem sächs. Gesandten, Grafen v. [Lö]ben, in Beziehung auf den erblichen Besitz der Krone Polen, die sich aber s[chon] im Juni d. J. zerschlug. Als der Krieg mit Rußland ausbrach, gab er zu [den] Kosten desselben große Beiträge an Geld und Lebensmitteln. Vergebens sucht[e er] die Bildung der Conföderation zu Targowicz zu hintertreiben. In Gefahr, [ein] Opfer seines muthigen Widerstandes zu werden, flüchtete er sich nach Wien. [Als] Kosciuszko den Aufstand 1794 organisirte und die Polen in Warschau die W[affen] ergriffen, nahm er keinen Theil an diesem Unternehmen, dem er ganz fremd [ge]blieben war. In der Folge jedoch, 1799, ward er zu Warschau verhaftet und

ein Jahr lang zu Krakau als Staatsgefangener, weil man ihm den Plan einer Versammlung des polnischen Reichstags zu Mailand Schuld gab. Wieder freigelassen, ging er auf seine Güter. Die Fortschritte der franz. Waffen in Polen 1807 erweckten aufs neue seinen Muth; er focht unter den Fahnen seiner Landsleute und wurde, nach der Herstellung des Herzogthums Warschau, zum Präsidenten des Senats ernannt. Im Besitz der allgemeinen Achtung starb dieser edle Freund seines Vaterlandes den 29. Dec. 1809. Sein Bruder, der oben genannte Kronkanzler, Graf Hyacinth, hatte sich zwar 1791 mit dem Reichstagsmarschall ausgesöhnt und ward vom König zum Justizminister ernannt; als Katharina aber den Krieg erklärt hatte, und der König selbst rieth, der targowiczer Conföderation beizutreten, trennte er sich wieder von der Sache seines Bruders. In der Folge lebte er zurückgezogen auf s. Gütern und beschäftigte sich mit der Literatur. Dieser als Gelehrter bekannte Staatsmann starb den 27. März 1821 zu Bodzechow, 84 J. alt.

Malaga, Stadt in der spanischen Provinz Granada, in einer herrlichen Gegend in einem Thale am Ausflusse des Guadalmedina ins Meer, ist mit einer doppelten Mauer eingefaßt und hat zu ihrer Vertheidigung eine auf einem Felsen liegende Citadelle. Die 5500 Häuser sind hoch, die Gassen schmal, enge und meistens schmuzig. Die Domkirche, deren Inneres besonders sehenswerth ist, ist das merkwürdigste Gebäude der Stadt. Die Zahl der Einw. beträgt, nach den Verwüstungen des gelben Fiebers, nur 42,000, welche sich besonders von dem wichtigen Handel ernähren, wodurch viele spanische Erzeugnisse, vorzüglich Malagawein (s. **Wein**), Rosinen, Südfrüchte, Öl, Pataten, ausgeführt werden. Jährlich laufen in den trefflichen Hafen, welchen ein sich weit ins Meer erstreckender Damm einfaßt, und in welchem 400 Kauffahrteischiffe und 20 Linienschiffe Raum haben, über 3000 Schiffe ein. In der umliegenden Gegend befinden sich an 7000 Weinberge, welche jährlich an 900,000 Arroben oder etwa 90,000 Ohm Wein liefern, wovon über die Hälfte ausgeführt werden. Auch treibt man starke Ölbereitung, daher sich in einem Umkreise von 20 Meilen über 700 Ölpressen befinden.

Malagrida (Gabriel), ein fanatischer Jesuit, zu Turin geb., ward von seinen Obern als Missionnair nach Lissabon geschickt, wo sein stürmender Eifer und seine feurige Beredtsamkeit ihm bald ein glänzendes Ansehen verschafften. Alles wollte ihn zum Beichtvater haben und betrachtete ihn als ein Orakel. Aber bei der nie ganz aufgeklärten Verschwörung des Herzogs von Aveiro gegen den König von Portugal, Joseph (1758), ward er nebst 2 andern Jesuiten als Mitschuldiger angeklagt, jedoch nicht dem wegen dieser Verschwörung niedergesetzten weltlichen Gerichte, sondern der Inquisition übergeben. In dem Urtheile, welches dieses Tribunal über ihn fällte, sind nicht Beschuldigungen des Hochverraths, sondern mehr der Ketzerei, falscher Prophezeihungen und Visionen, und nur einige entfernte Winke von Anreizungen zum Königsmord enthalten. Vielleicht hielt man es für unschicklich, einen Geistlichen wegen eines Staatsverbrechens anzuklagen. Er ward verurtheilt, auf dem Richtplatze erdrosselt und dann verbrannt zu werden, und dieses Urtheil am 21. Sept. 1761 mit allem Gepränge eines Auto-da-Fé an ihm vollzogen. (Vgl. **Pombal**.)

Malaien, nach Th. Raffles („Asiat. res.", XII, Lond. 1818) ein asiat. Volk, das sich durch Annahme der Religion und Sprache der Araber und Zumischung arabischen Blutes von seinen ursprünglichen Stämmen abgesondert hat und ein besonderes Volk geworden ist. Im 13. Jahrh. finden wir Malaien auf der Halbinsel **Malakka**, wo sie die Stadt gl. N. erbauten und ein Reich stifteten, dessen Sultane sich einen Theil von Sumatra (wo die Malaien schon früher gewohnt zu haben scheinen, ehe sie sich in Malakka niederließen) unterwarfen. Dann setzten

sie sich auf den übrigen Sundainseln, den Philippinen, den Molukken und in einigen Inselgruppen Australiens fest, wo man noch malaiische Stämme findet, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politischen Verfassung Ähnlichkeit mit den Malaien in Malakka haben. Sie bildeten damals eine Nation, die in Asien eine glänzende Rölle spielte; sie trieben den Handel zum Theil mit eignen Schiffen und schickten Colonisten aus. Eine große Anzahl Schiffe aus China, Cochinchina, Hindostan und Siam belebte die Häfen in Malakka. Jetzt sind sie in verschiedene Stämme getheilt und ohne gemeinschaftliches Oberhaupt. Die Ursachen dieses Verfalles liegen zum Theil in dem Übergewichte, welches die Europäer, besonders die Niederländer, in den indischen Gewässern erhalten haben, zum Theil in dem Lehnssystem der Malaien, wodurch die Nationalkraft getheilt, der Gemeingeist aber bei der zunehmenden Macht der Vasallen unmöglich wurde. Die großen Vasallen gehorchen dem Oberhaupte oder Sultan nur, wenn sie wollen, und haben wieder Untervasallen, die es gegen sie ebenso machen. Der größte Theil der Nation besteht aus Sklaven; ihre Herren sind die Oramlai oder der Adel, welcher unabhängig ist und seine Dienste Demjenigen verkauft, der sie am besten bezahlt. Die Malaien sind ein von den Hindus, Birmanen und Siamesen verschiedenes Volk. Sie sind stark, nervig und von sehr dunkelbrauner Farbe; sie haben langes, glänzend schwarzes Haar, eine große platte Nase und große, feurig glänzende Augen. Heftigkeit, die an Wuth grenzt, Treulosigkeit, Ungezähmtheit, Raub- und Mordsucht charakterisiren die Malaien in Asien; die malaiischen Stämme auf den Inseln Australiens sind größtentheils sanfter, gutmüthig, gesellig, offen und redlich, und zeichnen sich durch die schönsten regelmäßigen Formen ihres Körpers aus. Die asiatischen Malaien, wohin die Eidahans und Darat in Borneo, die Biadschuhs (einer der wildesten Stämme) und die Makassen in Celebes, die Haraforen auf den Molucken, die Subanos in Magindanao, die Tagalen und Pampangos in Manila, die Bissaier auf den kleinern Philippinen gehören, haben alle große Übereinstimmung in ihrer körperlichen Bildung, in ihrer politischen Verfassung, einer Art von Lehnssystem, und in der ihnen eignen Wuth und Grausamkeit. Sie bekennen sich meistens zur mohammedanischen Religion, lieben Schifffahrt, Kriege, Plünderung, Auswanderungen und überhaupt kühne Unternehmungen. Außer dem Koran haben die Malaien verschiedene locale Gesetzbücher; jeder Staat das seinige, großentheils den Seehandel betreffend. Der Malakka-Seecodex wurde schon 1276 gesammelt und vom Sultan von Malakka, Mohammed Schach, bestätigt. Mehr jedoch für die unsinnigen Gesetze ihrer Ehre eingenommen als für Gerechtigkeit und Menschlichkeit, sieht man, daß bei ihnen stets der Stärkere den Schwächern unterdrückt. Ihre Friedensschlüsse und ihre Freundschaft dauern nur so lange, als der Eigennutz, der sie erzeugte, seine Rechnung dabei findet. Sie sind stets bewaffnet, in stetem Kriege unter sich oder beschäftigt, ihre Nachbarn zu plündern. Die rasende Wuth der Malaien hat die Europäer zu dem Verbote genöthigt, einen Malaien als Matrosen zu nehmen, da sie, wenn auch noch so klein an Zahl, mit ihren Dolchen unversehens über die Schiffsmannschaft hergefallen sind, und ehe man sich ihrer bemächtigen konnte, Mehre getödtet haben. Malaiische Schiffe, mit 25 Mann besetzt, greifen europäische Schiffe von 40 Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die ersten Matrosen, die sie erreichen können. Alle freie Malaien lassen sich nie ohne Dolch sehen; überhaupt sind sie in Verfertigung der Waffen, besonders der Dolche, sehr geschickt. Der häufige Gebrauch des Opiums trägt vorzüglich zu ihrer an Wuth grenzenden Heftigkeit bei. Die Malaien sind bloß thätig im Kriege, wo es Raub und Mord gilt, zu Hause sind sie faul, überlassen die Arbeit den Sklaven und verachten den Ackerbau.

Malakka, eine größtentheils schmale Halbinsel (2741 □M., 500,000

Einw.), der südl. Theil der indischen Halbinsel jenseits des Ganges, vom 1—11° N. Br. Gegen N. hängt sie durch eine Landenge mit dem übrigen Hinterindien zusammen; gegen O. bespült sie das chinesische und gegen W. das indische Meer; gegen Südwesten scheidet eine Meerenge, die Straße von Malakka genannt, diese Halbinsel von der Insel Sumatra. Eine Fortsetzung der Gebirge Siams läuft mitten hindurch bis zum Cap Romania, der südlichsten Spitze der Halbinsel. Das Land wird von vielen Küstenflüssen durchschnitten. Im Innern gibt es Moräste und unermeßliche Urwälder, die mit wilden Thieren und giftigem Ungeziefer angefüllt sind, daher selbst die Einwohner es nicht wagen, hineinzudringen. Da die Hitze fast täglich durch leichte Regen oder durch Seewinde abgekühlt wird, so blüht ein ewiger Frühling in den bewohnten Gegenden, und der lieblichste Geruch von tausend gewürzhaften Blumen und Bäumen erfüllt die Luft. Köstliche Früchte zu jeder Jahreszeit, welche alle andern in Indien an Wohlgeschmack übertreffen, als der Rambe, Rambutan, Mangustan, ferner Sagobäume, Kokospalmen, Aloeholz, Sandelholz, überhaupt viele Färbehölzer, Teakholz, kurz die Gewächse Indiens und der philippinischen Inseln wachsen hier im Überflusse. Elefanten, Tiger, Büffel rc. bewohnen die Wälder; von zahmen Vieh hat man viele Schweine und Federvieh, aber wenig Rindvieh. Die Gold- und Silberminen werden nicht bearbeitet; das hiesige Zinn gehört zu dem feinsten der Welt, und jährlich werden von den Niederländern mehr als 40,000 Ctnr. desselben ausgeführt, wovon der größte Theil nach China kommt. Die Küstenbewohner sind Malaien (s. d.); im Innern und in den Wäldern aber leben wilde Menschen, unter denen es auch Menschenfresser gibt. Malakka besteht aus mehren kleinen Staaten, deren einige dem Reiche Siam zinsbar sind, andre unabhängigen Fürsten gehorchen. Von 1509—1641 besaßen die Portugiesen Malakka, seitdem die Niederländer; im letzten Kriege besetzten die Briten Malakka und gaben es im Frieden 1814 zurück, erhielten es aber wieder durch den Vertrag von 1824, indem sie dagegen Bencoolen auf Sumatra an die Niederländer abtraten. Seitdem gehört den Briten die Hauptst. Malakka mit dem Hafen, 12,000 Einw. (Niederländer, Portugiesen, Malaien, Chinesen, Malabaren, Mongolen), das Gebiet von 4 □M., ferner Singapur (s. d.) und die Insel Pulo Penang (s. d.).

Malchus (Karl August, Freiherr von), geb. den 27. Sept. 1770 zu Manheim, Sohn des Burgvoigts des Herzogs Karl von Zweibrücken, welcher für die Ausbildung des Knaben sorgte. Im 17. J. besuchte er die Akademien zu Heidelberg und Göttingen. Er fand eine nützliche Vorbereitung zu s. Laufbahn als Privatsecretair des mainzischen Staatsministers, Grafen v. Westphalen, noch mehr aber 1791 als Secretair des k. k. bevollmächt. Ministers am kurtrierischen Hofe, welche Gesandtschaft damals eine besondere Wichtigkeit hatte. Er ging nach Hildesheim, um die zur Beschützung der Neutralität des nördlichen Deutschlands versammelten Abgeordneten der mit Preußen verbündeten Fürsten zu beobachten, als der Gesandte selbst, dessen Hof jene Absonderung der norddeutschen Stände mißbilligte, sich hatte entfernen müssen. Während dieser Zeit schrieb er auf amtliche Anregung verschiedene die Zeitverhältnisse berührende kleine Schriften. 1799 trat er in die Dienste des Hochstifts Hildesheim, wo er als Domsecretair das Vermögen des Domcapitels verwaltete und als Schatzactuar dessen Sachwalter in landständischen Angelegenheiten war. Er führte den bekannten Bauerproceß, den er besonders durch s. Schrift: „Über die Hochstift-Hildesheimische Staatsverwaltung", glücklich beendigte, und erwarb sich auch durch die Einrichtung des Schulden- und Steuerwesens der Exemten Verdienste um den Sta Als das Land an Preußen fiel, ward er Mitglied der Organisationscommission, wobei ihm die Einrichtung des Schulden- und Steuerwesens, die Aufhebung der Klöster und Stifter, die Gründung eines stehenden, im Gewahrsam der Landleute

befindlichen Getreidemagazins u. s. w. oblagen. Er wurde darauf Kriegs- und Domainenrath bei der Halberstadt-Hildesheimischen Kammer. Seine merkwürdigste Laufbahn begann mit der Errichtung des Königreichs Westfalen. 1808 erhielt er die Stelle eines Staatsraths, wo er sich vorzüglich mit dem Finanzfache beschäftigte. Dann trug er als Generaldirector der Steuern, Generalliquidator der Staatsschuld und Generaldirector der Amortisationscasse, obgleich er die beiden letztern Stellen bald wieder abgab, zur Begründung des Finanzsystems des neuen Staats thätig bei. Während dieser Zeit ward er nach Berlin, wegen Theilung der vorbehaltenen Staatsgüter, nach Hanover, zur Einrichtung der neuen Verwaltung bei dem Anfall des Landes an Westfalen, nach Paris, um Streitigkeiten über Staatsgüter auszugleichen, und endlich 1813 an Napoleon gesendet, von welchem er die Milderung einiger harten Maßregeln gegen das Königreich erlangte. In dems. J. ward er Minister des Innern und Graf von Marienrode. Die Angriffe gegen seine Verwaltung und s. Persönlichkeit, welche er nach der Auflösung des Königreichs erfuhr, suchte er durch die bis jetzt unwiderlegt gebliebene Schrift: „Über die Verwaltung des Königreichs Westfalen" (Stuttgart 1814) abzuweisen. Er lebte hierauf in Heidelberg den Wissenschaften, bis er 1817 vom König von Würtemberg zum Chef des Finanzfaches ernannt ward; als er aber nach einem Jahre entlassen wurde, kehrte er nach Heidelberg zurück. 1820 gab er seine für Staatswirthschaft wichtige „Darstellung des Organismus der innern Staatsverwaltung u. s. w." (Heidelb.) und 1826 „Statistik und Staatenkunde" (Tüb.) heraus. Umständlichere, von ihm selber herrührende Nachrichten über s. Lebensverhältnisse findet man im 3. Hefte der „Zeitgenossen".

Maleachi oder **Malachias**, der letzte von den kleinen Propheten de[r] Hebräer. Nach einer Überlieferung war er aus dem Geschlechte Zabulon und z[u] Sopha nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft geb. und star[b] sehr jung. Wahrscheinlich lebte er gleichzeitig mit Nehemias. Seine Prophezei[-] hung besteht in Vorwürfen gegen die Juden wegen ihrer Undankbarkeit, womit si[e] die besondere Gunst Gottes erwiderten; wegen ihrer Nachlässigkeit, womit sie de[n] Dienst im Tempel verrichteten; und wegen der Ehen, welche sie, dem Gesetze zu[-] wider, mit fremden Weibern schlössen. Auch enthält sie Drohungen des göttliche[n] Gerichts gegen die Unbußfertigen und eine Vorherverkündigung der Ankunft de[s] Messias und seines Vorgängers, Johannes des Täufers, unter dem Namen Elija[h]. Sein Ausdruck verräth das Sinken der hebr. Poesie seit der babylonischen Gefa[n]genschaft.

Malebranche (Nicole), der tiefste Metaphysiker der Franzosen, ge[b.] 1638 zu Paris, wo s. Vater königl. Secretair und Schatzmeister war. Se[in] kränklicher, mißgestalteter Körper wurde die Ursache seiner Menschenscheu und Lie[be] zur Einsamkeit. Im 22. J. s. Alters begab er sich in die Congregation des Or[a]toriums, wo er sich ganz dem Studium der biblischen Geschichte und der Kirche[n]väter widmete. Die Schrift des Descartes: „De homine", welche ihm du[rch] einen Zufall in die Hände gerieth, erweckte wegen der Klarheit ihrer Schreib[art] und wegen der Neuheit und scheinbaren Gründlichkeit des Vortrags in ihm die e[nt]schiedenste Neigung zur Philosophie. Er wandte mehre Jahre auf das Studi[um] der Cartesianischen Grundsätze und stellte endlich s. berühmtes Werk „De la [re]cherche de la vérité" (von Erforschung der Wahrheit) ans Licht, welches du[rch] s. tiefsinnige Originalität und die Eleganz der philosophischen Darstellung gro[ßes] Aufsehen erregte, ihm aber auch manchen Gegner verschaffte, unter welchen [An]toine Arnauld („Des vraies et des fausses idées", Köln 1683) war. Der Zw[eck] dieses Werkes war, die allgemeinen Ursachen der Irrthümer, denen die menschl[iche] Erkenntniß unterworfen ist, psychologisch zu untersuchen, aber auch zugleich [zu] bestimmen, was in derselben Wahrheit sei, worauf sich diese zuletzt gründe und

welchem Wege sie zu erforschen sei. Es ist ein ehrwürdiges Denkmal eines tiefen, ruhigen, durchschauenden Geistes und enthält eine große Mannigfaltigkeit anziehender psychologischer Beobachtungen und Winke. Das Princip seiner Vernunftkenntniß, welche er mit der Offenbarung zu verbinden suchte, war der Satz: „Wir erkennen alle Dinge in Gott". Gott betrachtet er als den Realgrund alles Seins und Denkens, der alle Dinge auf intelligible Weise insichschließt, und als die Grundursache aller Veränderungen der Körper und Seelen, wobei sich diese nur passiv verhalten. Überhaupt neigte sich seine Lehre zu einem mystischen Idealismus hin. Daß seine moralische Theorie noch nicht ganz geläutert war, sieht man daraus, daß er die Furcht vor der Hölle für einen ebenso guten Beweggrund zur Tugend erklärte als den Wunsch nach Glückseligkeit. Die erste Ausg. erschien zu Paris 1674, 12.; ebend. 1700, 3 Bde., 12.; 1712, 2 Bde., 4. u. 4 Bde., 12.; lat. (von Lenfant): Gent 1753, 2 Bde., 4.; deutsch: Altenb. 1776—86, 4 Bde., mit Anm. Außerdem schrieb er: „Traité de la nature et de la grâce" (Rotterd. 1680); „Traité de morale" (ebend. 1684, 12., u. s. w.); „Oeuvres" (Paris 1712, 11 Bde., 12.). M. war ein Mann von dem edelsten Charakter und von einer fast überspannten Frömmigkeit. Nachdem er 1699 Ehrenmitglied der Akad. der Wissensch. geworden war, starb er 1715 zu Paris in s. 77. Jahre. A—s.

Malerei oder **Malerkunst**, diejenige schöne und zwar bildende Kunst, welche das Schöne in sichtbaren Gestalten mittelst der Farben auf Flächen darstellt; ein Kunstwerk dieser Art heißt Gemälde (s. d.). Als schöne Kunst hat sie den Zweck, etwas Vollendetes für die Anschauung hervorzubringen. (S. Kunst.) Sie setzt also Genie voraus, welches durch entsprechende Versinnlichung der Ideen das Vollendete hervorbringt. Ist aber das innere Bilden nach Ideen Dichten, so muß jeder Maler in gewissem Sinne Dichter sein, d. h. er muß das Vollendete vorher in seiner Einbildungskraft erschaffen haben, was er durch seine Kunst äußerlich darstellen will, und das Dargestellte muß das innere Wesen, den lebendigen Charakter der Dinge (kurz das Idealische) ernst oder scherzend ausdrücken. Man spricht daher von poetischen und unpoetischen Gemälden, und unterscheidet die poetische (oder ästhetische) Erfindung und Anordnung (oder die Composition) von der eigentlich malerischen oder technischen Composition und Anordnung. Selbst bei den eigentlichen Copien der Natur sollte nicht der einzelne Gegenstand, als solcher, dargestellt oder der Natur lediglich nachgeahmt werden; selbst das Portrait sollte nur den Geist, den eigenthümlichen Charakter in eigenthümlich ausgeprägter Form darstellen. Indessen hat die technische Fertigkeit in Behandlung eines Stoffs, namentlich die Behandlung der Farben, für die Meisten einen so blendenden Reiz, daß über diesem technischen Werthe der innere oder ästhetische, welcher sich auf das Poetische des Gegenstandes bezieht, ganz vergessen wird und man oft den Werth des Gemäldes nach seiner unmittelbaren Beziehung auf einzelne, wirkliche Gegenstände der Natur, deren Formen der Künstler sich bedient, nicht nach seiner Beziehung auf die durch dieselben darzustellenden Ideen bestimmt. Daher gibt es auch eine technische und eine ästhetische Theorie dieser Kunst. I. Grundzüge der ästhetischen Theorie. Als bildende Kunst stellt die Malerei das Schöne in sichtbaren Gestalten ruhend dar. Der Künstler soll also etwas Vollendetes für die äußere Anschauung des Auges hervorbringen, ist aber im Verhältniß zu dem Dichter dadurch beschränkt, daß er das Sichtbare in einem bestimmten Raume und zwar so darstellt, wie ein Augenblick es zeigt (s. Moment), Manches daher, weil er diesen Augenblick festhalten muß, nicht darstellen kann und darf, was die in Bildern wechselnde Darstellung des Dichters wol aufnehmen kann, z. B. das Schrecklichste, das Schnellbeweglichste, die kühnsten Contraste. Dagegen ist die Malerei als bildende Kunst der Dichtkunst darin überlegen, daß sie die gleichzeitigen Gegenstände und Eigenschaften mit erschöpfender Kraft, Treue, Bestimmt-

heit und Anschaulichkeit aufzufassen und mitzutheilen vermag, ja in noch eigentlicherem Sinne sichtbare Gegenstände darstellt (s. Darstellung); dahingegen der Dichter nur die bedeutsamsten und bezeichnendsten Merkmale des Gleichzeitigen heraushebt und durch Nennung derselben die Phantasie zur selbstthätigen Schöpfung des Bildes anzuregen sucht. Am sinnlichlebendigsten stellt unter allen bildenden Künsten die Malerei das individuelle Leben der Gegenstände dar. Zwar bildet sie nur scheinbare Körper, indem sie durch Farben schildert, welche — vorzüglich in der Darstellung lebendiger Wesen — nur auf der Fläche die Wirkungen einer schönen Kunst hervorzubringen fähig sind; sie zeigt mithin die Körper, wie sie dem Auge von einer einzigen Seite erscheinen; aber sie weiß durch Licht und Schatten und durch die Perspective das Auge über diese Abwesenheit der Raumerfüllung so zu täuschen und durch Nachbildung der ätherischen Reize der Lichtwelt ihren Scheingestalten ein so lebendiges Dasein zu verleihen, daß man ihr unter allen bildenden Künsten die meiste Illusion (s. d.) zuschreibt, und daher dem Ausdruck „Gemälde" die Bedeutung der ausführlichsten Schilderung der Gegenstände nach ihrer eigenthümlichen sinnlichen Beschaffenheit und Zügen beilegt. Diese Bedeutung wird nachher auf Werke der Dichtkunst und Musik, aber nur figürlich, übertragen, und man redet von einem poetischen Gemälde oder malerischen Gedichte, sowie von einem Tongemälde. Ersteres kann aber eine ausgeführtere, in sich abgeschlossene poetische Schilderung oder poetische Charakteristik heißen (z. B. eine Idylle, ein Familiengemälde, nur daß man bei letzterm zu sehr auf die gemeine Wirklichkeit und ihre Nachahmung zu sehen pflegt), da überhaupt die Poesie mehr das Innere und seine unmittelbaren Äußerungen schildert, in der ausführlichen Beschreibung des Gleichzeitigen aber ihre natürlichen Grenzen überschreiten würde. Aus letzterm Grunde gibt es keine eigentliche beschreibende oder malerische Poesie als Dichtungsart (s. Poesie), und jedes beschreibende Gedicht hört auf, ein freies Werk der Phantasie zu sein, indem es vergeblich seinen Bildern die Bestimmtheit zu geben strebt, die nur den Sinnengegenständen möglich ist, und dadurch in ein ängstliches Nachbilden oder Herzählen der sinnlichen Eigenschaften verfällt, wobei kein poetisches Ganze und keine Gesammtwirkung möglich ist, sondern die Freiheit des Lesers zu sklavischem Dienste gezwungen wird, oder, wie Jean Paul sich ausdrückt, die Bühne handelt und die Personen zum Schauplatz werden. (Vgl. über die Art, wie der Dichter malt, die trefflichen Bemerkung Jean Paul's in s. „Vorschule der Ästhetik"; n. Ausg. im XIV. Programm.) Ebenso kann ein Tonstück nur vergleichungsweise, und zwar als charakteristische und lebendige Schilderung gewisser Gefühle, ein Tongemälde genannt werden; keineswegs aber als bloße Nachahmung der hörbaren Klänge in der Natur, weil die Nachahmung der Natur überhaupt das Wesen der Kunst nicht umfaßt, das Tonstück aber ganz vorzüglich, als das Vollendetere (als eine Harmonie von Tönen), durch Nachahmung des Unvollendeten und Unharmonischen, d. h. einzelner hörbarer Veränderungen und Bewegungen in der Natur, nothwendig ins Kleinliche verfallen und sich unter die Würde der Kunst erniedrigen würde; noch weniger als Nachahmung des Sichtbaren, welches unmittelbar durch Töne niemals dargestellt werden kann. Dies hindert jedoch nicht, daß der Tondichter nicht in einer großen Schilderung auch an einzelne Gegenstände und Klänge durch nachahmende Töne erinnern solle; nur werden hier jene Klänge in das höhere musikalische Element aufgenommen und zum geistvollen Ganzen verbunden. Den Fortschritten, welche in der neuern Zeit die Tonkunst gemacht hat, haben wir es zu verdanken, daß das eben gefällte Urtheil über die musikalische Malerei jetzt fast allgemein geworden, und die musikalischen Compositionen einer Schlacht von Jena, Austerlitz ꝛc., wie überhaupt die musikalische Malerei, mehr ein Gegenstand der scherzenden Darstellung oder des Spottes geworden ist. — Die eigentliche Malerei kann Körper nur dadurch auf

der Fläche darstellen, daß sie dieselben nach ihren perspectivischen Umrissen auf der Fläche zeichnet; ihr liegt also die Zeichenkunst (s. d.) gleichsam zum Grunde und ein Grundbestandtheil jedes Gemäldes ist die Zeichnung. Die Malerei unterscheidet sich von der Zeichenkunst nur dadurch, daß sie die Gegenstände mit ihren eigenthümlichen Farben darstellt, mithin durch das Colorit oder die Farbengebung (s. d.) und die höhere Vollkommenheit des Helldunkels; sie ist eine Zeichnung durch Farben, und man darf daher die Farbe in einem Gemälde nicht als etwas erst Hinzukommendes ansehen (hierdurch unterscheidet es sich auch von illuminirten Zeichnungen oder Kupferstichen), sondern die Zeichnung wird durch das Wesen der Farbe modificirt. Die Zeichnung wird in der Malerei zu einem vollkommen belebten Ganzen, sie bestimmt den Charakter der Formen und gibt ihnen Bestimmtheit, die Farbe gibt ihnen Leben und Seele; denn Licht und Farbe sind ja selbst etwas Geistiges und Ätherisches. Sie verhalten sich also wie Objectives und Subjectives. Das Colorit hat, wie die Stimmung, aus welcher die Darstellung hervorgeht und nach der herrschenden Idee, eine Hauptfarbe, oder einen Grundton, welcher die Harmonie des Ganzen bewirkt und die mannigfaltigen Localfarben verbindet. Zeichnung und Colorit aber müssen Eins und harmonisch sein, dahingegen, wo die Zeichnung vorherrscht, der Styl hart und streng, wo das Colorit zu stark hervortritt, der Styl weich und unbestimmt wird. Beide Erfodernisse sind einem Gemälde und dem Maler gleich nothwendig, und es ist irrig, wenn man oft das Wesen der Malerei lediglich in die Zeichnung gesetzt hat: wenn gleich das Colorit und der Colorist ohne Zeichnung nichts ist, indem die Zeichnung doch abgesondert von dem Colorit noch besteht, und wenngleich viele große Meister bald in diesem, bald in jenem Elemente der Malerei vollendet waren, z. B. Tizian und die venetianische Schule im Colorit. In der abgesonderten Zeichnung ferner herrscht die Grundfläche vor, welche in dem Gemälde vollkommen bedeckt ist. Dieses aber kann, gleich der Zeichnung, mittelst ihrer perspectivischen Darstellung, das Entfernteste, wie das Nächste in ihre durch Hintergrund und äußere Abschließung begrenzte Schilderung aufnehmen. Die Malerei übertrifft daher in Hinsicht des Umfanges ihrer Gegenstände die Baukunst wie die Skulptur (oder Plastik im engern Sinn), indem sie nicht nur die Gegenstände dieser Künste ebenfalls in ihre Darstellung aufnehmen kann, sondern auch Gegenstände darzustellen vermag, welche keine andre bildende Kunst darzustellen im Stande ist; Gegenstände namentlich, welche nur durch Farben oder Perspective darstellbar sind. Hierdurch aber ist die Malerei insbesondere von der Plastik verschieden, daß in dieser das Raumerfüllende, die Masse und die reine Form vorherrschend sind, weßhalb sie auch nur das Feste, Unbeweglichere darzustellen vermag und das Nackte liebt, in jener die Masse nur angedeutet wird, der seelenvolle Ausdruck der Form dagegen, das Phantastische und das Freie, Leichtbewegliche und Schwebende leichter darstellbar ist, weil sie die Bewegung nicht so materiell, als die Plastik fixirt. Das Hauptgesetz der Malerei könnte demnach heißen: der Maler stelle Ideen durch sichtbare Bilder anschaulich dar, welche durch Farbe Reiz und Bedeutung erhalten; und malerisch (pittoresk) ist, was namentlich durch Farbenreiz und Farbendarstellung in der Anschauung gefällt. Was nicht durch Farbe gefällt, oder durch dieselbe sogar mißfällt, z. B. Geißelungen, der Tod, sollte daher auch nicht dargestellt werden. II. Eintheilungen der Malerei. Nach Verschiedenheit der sichtbaren Gegenstände hat man: Menschendarstellungen, Thierstücke und Darstellungen der leblosen Natur. Erstern pflegt man gewöhnlich den Namen der historischen Gemälde beizulegen, wenn auch ihr Stoff nicht aus der Geschichte entlehnt ist, und man rechnet dahin sowol allegorische und mythologische als eigentlich geschichtliche (historische, s. d.) Darstellungen, ja selbst Schlachtenstücke, Conversationsstücke, Charakterbilder und Portraits. Die Hi-

storienmalerei ist die umfassendste Gattung, denn sie zeigt den Menschen, die höchste uns bekannte Gestalt der Schöpfung, nach seinen sichtbaren Äußerungen, Zuständen oder Charakteren, und sie ist es am meisten dann, wenn diese Menschendarstellung durch Zusammenstellung mehrer Personen eine Handlung, obschon auf einen sprechenden und anschaulichen Moment zusammengedrängt, schildert. Wie sehr muß daher der Historienmaler die Menschengestalt nach ihren verschiedenen, ja den flüchtigsten geistigen Ausdrücken und malerischen Situationen kennen, um bestimmte Ideen durch Menschengestalten in Ruhe und Bewegung mannigfach auszusprechen! Wie gegenständlich und klar müssen vor seiner Phantasie diese Gebilde stehen, um sie mit Hülfe der technischen Fertigkeit auch äußerlich zu einem anschaulichen und sprechenden Ganzen zusammenzureihen, welches Gefühl und Geist anzieht! Welchen poetischen Sinn und welche lebendige Erfahrung muß er besitzen, um den Geist der historischen Begebenheit, oder den Geist der Sage nicht bloß aufzufassen, sondern auch wahr, sprechend und harmonisch in den Gestalten und ihrer Umgebung festzuhalten; wenn auch das poetische und malerische Interesse jeder geschichtlichen Nebenbeziehung vorgehen muß! Welchen tiefen Blick, um den Charakter des Individuums in dem Portrait frei von allem Wechsel und von zufälligen Modificationen hinzustellen! — Der Historienmalerei stehen, dem Umfange und der Würde nach, am nächsten die malerischen Darstellungen der Naturgegenstände, oder die Landschaftsmalerei im weitern Sinne, zu welcher auch die Stadtprospecte und Seestücke gerechnet werden, nur sollen diese nicht prosaische Nachbildungen der Natur sein. Dem Landschaftsmaler sind die Gegenstände der Natur mehr Mittel, sein innerstes Gefühl harmonisch und anschaulich auszusprechen; dahingegen die Historienmalerei, wegen der größern individuellen Bedeutsamkeit der Menschengestalt, weit objectiver und charakteristischer ist. Der Maler fixirt gleichsam sein Gefühl in der Anschauung und Darstellung der mannigfaltigsten Naturerscheinungen. Dadurch und in ihrer Wirkung ist die Landschaftsmalerei vorzüglich der Musik, und in der Poesie der Lyrik zu vergleichen; doch darf das durch die Naturerscheinung objectiv werdende Gefühl nicht unbestimmt bleiben, sondern der Maler muß die einzelnen Partien der Landschaft so in Einklang zu bringen wissen, daß sie eine herrschende Stimmung sicher und bestimmt aussprechen, wie sie gleichsam durch die Natur in einem ihrer vollendetsten Erscheinungsmomente angeregt wird. Diese Darstellungen sind übrigens so verschieden, als der Charakter der Natur in den verschiedenen Gegenden und die dadurch erregten Stimmungen des Gemüths, denen gemäß auch die Staffirung und Beiwerke der Landschaft eingerichtet und angeordnet sein müssen. Auch allegorisch und historisch kann die Landschaft werden durch Staffirung mit Figuren; — von erstern hat der noch lebende Landschaftmaler Friedrich, von dem letztern haben die größten Landschaftmaler, Claude Lorrain und Poussin, Beispiele aufgestellt; — nur dürfen die Figuren nicht durch zu große Wichtigkeit der Handlung dem Eindrucke der Landschaft schaden. Das vorzüglichste Studium des Landschaftmalers ist die vegetabilische Natur und Keiner kann wie er des ganzen Reichthums der Farben zu einem magischen Ganzen sich bedienen; auch ist der Landschaft das Helldunkel vorzugsweise eigen. Blumen- und Fruchtstücke, Stillleben und Arabesken schließen sich den genannten umfassenden Classen der Malerei mannigfaltig an. In jenen ist Naturwahrheit und Meisterschaft in der feinsten Farbengebung und Beleuchtung größtentheils Hauptzweck; sie stehen daher in ästhetischer Hinsicht sehr tief; diese sind als freie Spiele der ungebundenen Phantasie und eines unüberwindlichen Form- und Bildungstriebes bedeutend, und eine liebliche Zugabe zur Kunst. Die dritte Hauptgattung ist die Thiermalerei, beschränkter als jene, und nur dadurch anziehend, daß sie nicht einzelne individuelle Thiere, sondern den Charakter der Thierkraft gewisser Gat-

tungen entweder in Ruhe, oder gleichsam handelnd (durch Zusammenstellung mehrer Thiere oder in Begleitung des Menschen) mit sprechender Treue und malerischer Mannigfaltigkeit darstellt; der Fabel zu vergleichen, welche den Thiercharakter dem menschlichen analog darstellt. — Andre Eintheilungen beziehen sich auf das Äußere dieser Kunst. In eigentlich technischer Beziehung, nämlich in Hinsicht auf das Material und die äußere Behandlungsart unterscheidet man enkaustische oder eingebrannte Malerei (auch Enkaustik), die, wie sie bei den Alten üblich war, nicht mehr bekannt ist, obwol die neuere Wachsmalerei oder Enkaustik (s. d.) ihr nahe kommt, ferner die ihr verwandte Email- oder Schmelzmalerei, nebst Glas- und Porzellanmalerei, Mosaik oder musivische Malerei (musivische Kunst, musivische Arbeit) verschiedener Art, nebst der Malerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf das Farbenmaterial ist sie Wassermalerei (wozu die Frescomalerei [s. d.], die Gouachemalerei im engern Sinne und die Miniaturmalerei gehört); Pastellmalerei und Ölmalerei. Ferner in Beziehung auf Flächen, worauf die Farben aufgetragen werden, ist sie Tapeten- oder Wandmalerei, Glas- und Porzellanmalerei &c.; in Beziehung auf den Ort und die Bestimmung der Gemälde, Decken- oder Plafondmalerei, ferner Stubenmalerei &c. **III.** Die Geschichte der Malerei zerfällt, nach den vorherrschenden und wichtigsten Erscheinungen der Kunst, in die der alten (antiken), und die der neuern oder christlichen Kunst. Denn von einer orientalischen Malerei vor der Zeit der griechischen und römischen Kunst, und von den Malereien nichtchristlicher Völker in der neuern Zeit ist nicht viel zu sagen. Die Malerei der frühern Völker erscheint nur als eine Vorbereitung auf die Kunst der Griechen. Wahre Kunst, sagt ein Kenner, kann nur den idealisirenden Völkern griechischer Abstammung zugeeignet werden; jenseits dieser Grenze finden wir nur Farbenspiele zu Belebung größerer Massen oder als Ergänzungen der Bilderschrift, immer aber auf einen stumpfen, nur für das Grelle und Schreiende offenen Sinn berechnet und den Foderungen des Herkommens und des Cultus unterworfen. Aber die Malerei fängt erst da an, wo die Farbe selbst Zeichnung wird und mit ihr sich die Bedeutung selbständiger Formen verbindet. Nur in den Ländern, wo eine Buchstabenschrift bestand, konnte die Malerei sich zur Freiheit der Kunst erheben. Die Bilderschrift aber ging durch Verkürzung und Verallgemeinerung der Zeichen zur Hieroglyphe, von dieser zur Buchstabenschrift über; und wo sie ihrer ursprünglichen Bestimmung als Mittlerin der Sprache treu blieb, mußte sie über dem Bestreben nach dem möglichst bedeutsamen Ausdruck der Schönheit der Form entsagen. So bei den Völkern, die, schon früh im Besitz eines leicht zu behandelnden Papierstoffs, die Kunst nur aus Bedürfniß mehr oder weniger als eine symbolische Sprache übten, oder sich wenigstens nie zur Freiheit der Darstellung erhoben. In Ägypten und Mexico scheint die Malerei nur auf das Bedürfniß nothdürftiger Verständlichkeit berechnet worden zu sein. Der ungebildete Sinn der Hindus fand sich durch den bunten Glanz seiner einheimischen Farben leicht für den Mangel an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnungen entschädigt. Auch bei den Persern war die Malerei unstreitig, was sie noch jetzt unter ihnen ist, ein regelloses Farbengemisch, abenteuerliche Bilder ohne Zeichnung und Haltung. Bei den Ägyptern, welche namentlich auf die Bildung der Griechen wirkten, wurde insbesondere die Malerei durch religiöse Bedürfnisse veranlaßt und bedingt, und stand zur Skulptur und Architektonik immer in einem zwar engen, aber untergeordneten Verhältnisse, beide auf Dauer sowol als allgemeine Bedeutsamkeit berechnet. Man findet ägyptische Malereien aus der ältesten Zeit an Tempelwänden und in Begräbnißkammern, auf griech. Reliefs, auf Mumiendecken und Mumiensärgen, und auf Papyrusrollen. Die erstern (hieroglyphische oder historische Schildereien) sind bemalte Bildhauereien, in vertieften, mit Farben oder Metallen ausgelegten Umris-

sen, wie die sogenannte Isistafel, das wichtigste Denkmal dieser Gattung. Die Wandgemälde in Tempeln und Katakomben sind kolossale bemalte Figuren mit eingegrabenen Umrissen, mit kleinern Wandgemälden eingefaßt. Auch hier erscheinen die Foderungen des Geschmacks dem Streben nach bildlicher Bedeutsamkeit untergeordnet, Dauerhaftigkeit der Farben ohne kunstgemäße Behandlung, ohne Halbtinten und Schatten. Über die ägyptische Malerei, welch späterhin zur Verzierung in Rom wieder Mode ward, s. m. K. A. Böttiger's „Ideen zur Archäologie der Malerei" (1. Thl., Dresden 1811). Die älteste griech. Malerschule finden wir an den kleinasiatischen Küsten auf den Inseln. Ein Zusammentreffen vieler glücklicher Umstände macht die frühe Blüthe der Kunst in diesen gesegneten Ländern begreiflich, die schon im Homerischen Zeitalter durch vorbereitende Versuche in gefärbten Teppichen und Geweben begann. Als das erste namhafte Gemälde wird eine Darstellung des Bularchus von der Schlacht der Magneter (719 vor Chr.) angeführt. Doch sind wahrscheinlich die Nachrichten davon übertrieben. Von hier aus sollen die griech. Pflanzstädte an der Küste von Italien und Sicilien die Keime ihrer Kunst empfangen haben. Auch in dem eigentlichen Griechenland finden wir die Malerei ursprünglich als Begleiterin der Skulptur und Plastik zu religiösen Zwecken angewandt. Gewohnt von Alters her die rohen Idole, denen der alte Grieche seine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanstrich auszuschmücken, glaubte man noch späterhin, dieses Hülfsmittels zur Belebung des farblosen Stoffes sich bedienen zu müssen; zuletzt pflegte man nur noch die Augen zu malen, oder aus Schmelz oder Steinen künstlich einzusetzen. Unabhängig von der Plastik in heiligen Tempelgemälden zeigte sich die Malerei erst spät. Auch die Friese der Tempel, die Reliefs an den Frontons, die Galerien und Seitenhallen wurden früher gemalt, oder vielmehr bemalt. Die eigentliche Malerei ging natürlich von der Zeichnung, und diese von Schattenrissen aus, die man bald auszuzeichnen anfing: Skiagramme und Monogramme. Von diesen schritt man zu Monochromen fort. Zunächst fing man an die Umrisse mit einer Farbe (geriebenem Scherbensand) auszumalen, dann die Rundung der Körper durch Licht und Schatten mittelst Abstufung der Farbe genauer auszudrücken. Älteste Überreste dieser einfarbigen Malerei sind die sogenannten Vasengemälde mit schwarzen, silhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grunde. Auch später erhielt sich diese Manier. Für die Linearzeichnung (die nach der Anekdote von dem Wettstreit des Apelles [s. d.] und Protogenes unter den Griechen zu großer Vollendung gedieh) und für die einfarbige Malerei reichte der Griffel aus, mit welchem man gefärbte Wachstafeln, zubereitete Thierfelle und geglättete Buchsbaumtafeln bearbeitete. Das Polychrom, die mehrfarbige Zeichnung, setzte ein künstlicheres Werkzeug voraus — den Pinsel, welchen die Hand freier und kräftiger bewegte. Unter den wenigen bekannten Künstlern aus dieser Periode ist Panänus merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des Phidias. Es war der Erste, der in den öffentlichen Spielen zu Korinth und Delphi um den Preis warb, welchen man für den Wettkampf in der Malerei angeordnet hatte. Seine Wandgemälde im Athenäum zu Elis, seine Gemälde im Jupiterstempel zu Olympia, die Ausmalung der Pökile in Athen mit der Schlacht von Marathon, nebst den ikonischen Bildnissen der griechischen und persischen Anführer in mehren Gemälden haben seinen Namen erhalten, weniger vielleicht die Colorirung und Ausschmückung der Statue des Jupiter. (Überhaupt macht der Einfall und die Besiegung der Perser in Griechenland in der Malerei, wie in aller Kunst, Epoche.) Früher vielleicht noch malte Mikon, der Nebenbuhler des Polygnotus, welcher ebenfalls die Pökile, sowie das Theseum zu Athen mit Schilderungen der Amazonen- und Centaurenkämpfe ausschmückte. Aber erst durch Polygnotus (s. d.) aus Thasos erhob sich ungefähr 420 vor Chr. die Kunst zur Selbständigkeit. Sein Verdienst war erhöhte Leben-

digkeit des Ausdrucks und die Charakteristik, ferner Mannigfaltigkeit der Gewänder und symmetrische Vertheilung der Figuren. In der Vertheilung des Lichtes und Schattens scheint Apollodor aus Athen (404 vor Chr.) die Kunst weiter gebracht zu haben. Zur Schönheit aber erhob diese Kunst Zeuxis (s. d.) (ungefähr 378 v. Chr.): einen Kanon derselben stellte er in seiner berühmten Helena auf. Sein Nebenbuhler, Parrhasius aus Ephesus, neigte sich mehr zur Anmuth, oder zum weiblichen Ausdruck der Schönheit hin. Seine reinen Proportionen machten ihn nicht minder berühmt als sein anmuthiges Colorit. Das Höchste im Ausdruck und in der sinnigen Erfindung erreichte Timanthes aus Samos. Apelles (s. d.) verband mit äußerster Naturwahrheit ein schmeichelndes Colorit und wird als Meister im Portrait genannt. Nach ihm verfiel die Kunst in Zierlichkeit, Künstlichkeit und Trockenheit, ja sie wendete sich selbst auf Darstellung gemeiner Gegenstände (Typarographie). Unter den Römern fand diese Kunst geringe Theilnahme. Früher kannten sie nur die Malereien der Hetrusker, und Fabius, der den Beinamen pictor erhielt, steht einzig in den Kunstannalen Roms. Späterhin wurden die Griechen Lehrer der Römer, als deren Bürgertugend schon verschwunden war und weichliche Üppigkeit an deren Stelle trat. Viele Denkmale der alten Malerkunst hat man in den Gräbern und Bädern von Rom, von Pompeji u. a. a. O. Italiens aufgefunden, welche größtentheils aus Frescomalereien und musivischen Arbeiten bestehen. Die Anzahl der noch vorhandenen Denkmäler der griechischen und römischen Malerei ist aber so gering, daß die Archäologie dieser Kunst oft nur bei Vermuthungen stehen bleiben kann, welche in der Vergleichung mit den Werken dieser Nation in andern bildenden Künsten und durch Zeugnisse der classischen Schriftsteller einige Bestätigung finden. Doch scheinen gelehrte Kenner des Alterthums allgemein anzuerkennen, daß die Malerei überhaupt in dem classischen Alterthum, sowol in Hinsicht ihres Gebrauchs als in Beziehung auf ihre Vollendung, der Plastik immer nachstand und untergeordnet geblieben ist. Daher die bekannte Behauptung, die Malerei sei damals mehr plastisch gewesen. Die Flächendarstellung mußte sich, als die abstractere, überhaupt später entwickeln. Aber noch mehr mögen hierzu mechanische Hindernisse, in Beziehung auf die Bearbeitung der Farben, beigetragen haben; vorzüglich aber auch der Umstand, daß die öffentliche Ausstellung der Malerwerke beschränkter war. Die Griechen namentlich strebten, ihrem Charakter zufolge, nach reiner Objectivität; diese fanden und erreichten sie am vollkommensten durch die Plastik, die vollkommenste Verkörperung der sinnlichen Gegenwart, welche zugleich die imposantesten Symbole einer sinnlichen Religion aufzustellen und der Verehrung zu widmen vermag, indem sie die menschliche Form, als die gottähnlichste, am vollkommensten ausbildet. Was Wunder, wenn sich die Malerei nach dieser der Nationalreligion so innig verwandten Kunst richtete? Die Religion also veranlaßte ganz vorzüglich jenen Vorzug und jene Herrschaft der Plastik über die Malerei. Zweitens scheint unter den Bestandtheilen der letztern Kunst die Zeichnung der Umrisse (als mit der Plastik am meisten verwandt) und das Localcolorit in der antiken Malerei zu vorzüglicher Vollkommenheit gediehen zu sein; weniger die Perspective. Ja, man hat, bei der Dunkelheit der Berichte hierüber, sogar gezweifelt, ob die Alten die Perspective gekannt haben. Da aber die Perspective von einer Flächendarstellung gar nicht getrennt und die Bekanntschaft der Alten mit Geometrie und Optik nicht geleugnet werden kann, auch dieselbe unbezweifelt in andern zeichnenden Künsten angewandt werden mußte: so scheint diese Behauptung nur auf einen sehr unvollkommenen Gebrauch der Perspective in der Malerei beschränkt werden zu müssen. Mit mehr Gewißheit läßt sich behaupten, daß die Alten das Helldunkel, diese Poesie des Colorits, gar nicht gekannt haben. Hiermit hängt zusammen, daß ihre Malerei sich größtentheils auf Darstellung historischer Situationen

und Thiermalerei beschränkte, die Landschaftmalerei aber nicht cultivirt wurde, deren Natur, wie oben gesagt worden, mehr lyrisch und sentimental ist, und deren Ausbildung auf die Vollendung des Colorits und des Helldunkels führen mußte. Über die Geschichte der alten Malerei vgl. Junius, „De pictura veterum" (ed. Graevius, Rotterdam 1694); Durand's „Histoire de la peinture ancienne" (nach Plinius, London 1725); Turnbull's „Treat. on ancient painture etc." (London 1740); Vinc. Requeno's „Saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' Greci e de' Romani pittori (n. Aufl., Parma 1787, 2 Bde.); Andr. Riem's „Über die Malerei der Alten" (Berlin 1787, 4.); Grund's „Über die Malerei der Griechen" (Dresden 1810—11, 2 Bde.), und Böttiger's oben angeführte Schrift. Über das Material, die Technik der Malerei bei den Griechen und ital. Völkern s. Hirt in den „Abhandl. der berliner Akademie der Wissenschaften" (1798—1803), und Stieglitz, „Über die Malerfarben der Griechen und Römer" (Leipzig 1817). Abbildungen, vorzüglich römischer Gemälde findet man in Bartoli's und Bellori's Werken (z. B. „Recueil des peintures antiques", Paris 1757 und 1784 vermehrt), worin mehre, z. B. in der casa di Pito gefundene Frescomalereien beschrieben und abgebildet sind; ferner in Carletti's und Pance's Beschreibungen der Bäder des Titus, und in der Sammlung der herculanischen Alterthümer, und Millingen's „Peintures antiques" (Rom 1813).

Größere Vollendung erreichte die Malerei in der christlichen Zeit; ja, sie erlangte sogar die Oberherrschaft über die Plastik, welche man, wie den Geist der neuern Poesie und Kunst überhaupt, im Gegentheil der antiken, oft pittoresk genannt hat. „Als sich", sagt Jacobs in seiner trefflichen Rede über den Reichthum Griechenlands an plastischen Kunstwerken, „die Kunst an der Liebe zu dem göttlichen Stifter der Religion emporhob, mußte sie sich in neue Gesetze fügen. Ihr Streben mußte zunächst auf Bedeutsamkeit gehen, und da diese in der Malerei leichter zu erreichen war, so stieg die Kunst schon darum über die Plastik hinauf". In den christlichen Zeiten, wo das Gemüth die herrschende Richtung nach Innen gewann, wo es in dem äußerlich Hervorgebrachten mehr seine Empfindung abgespiegelt sehen wollte, wurde daher die Malerei, die sich unendlich mehr zu dem Ausdruck der Empfindung eignet als die Plastik, mit der größten Liebe gepflegt und zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Die älteste Anwendung der Malerei auf christliche Ideen aber soll in den Grüften stattgefunden haben. S. Rumohr, „Über die Entwickelung der ältesten ital. Malerei" (im „Kunstbl.", 1821). Die neugriechische Schule oder Kunst wird gewöhnlich für den gemeinschaftlichen Stamm der ganzen neuern Malerei in Europa, oder richtiger für die Kunststufe angesehen, durch welche die ältere und neuere Malerei mit einander in Verbindung stehen. Mit Konstantin wandelte die Kunst in das neue Konstantinopel, das er an der Stelle des alten Byzanz (330 nach Chr.) gründete, und viele Kunstwerke der Plastik und Malerei wanderten mit. (Vgl. Heyne in den „Comment. Soc. Gotting.", Thl. XI). Schon in der letzten Zeit der heidnischen Kunst hatte sich Griechisches und Römisches so verschmolzen, daß bis zu der Eroberung Italiens durch die Longobarden kein großer Unterschied zwischen griech. und ital. Kunst stattfand. In den Werken der Malerei aus den Zeiten Justinian's erhielt sich immer noch das Handwerk, wenn auch nicht die Kunst. (S. Byzantinische Kunst.) Musivische Arbeiten werden in dieser Zeit häufig erwähnt, z. B. eine Verklärung Christi in Mosaik, für eine Kirche bestimmt. Doch scheint auch die enkaustische Malerei noch im Gange gewesen zu sein (Fiorillo's „Geschichte der Malerei", 1. Bd., S. 30). Im 4. Jahrh., noch mehr im 5., verbreitete sich der Gebrauch heiliger Gemälde, z. B. der Heiligenbilder, in den Kirchen im Morgen- und Abendlande allgemeiner. Dieser Gebrauch entflammte die Künstler zu neuem Eifer, die christliche Religion ward die Mutter der neuern Malerei; oft empfahl auch die Male-

rei jene bei ihrer Ausbreitung. Aber Vieles mußte die Kunst unter der Herrschaft barbarischer Nationen leiden. Doch hörte sie nie ganz auf. Die Päpste und Bischöfe beförderten sie sehr. Vorzüglich wurden Gemälde religiöser Art im Occident geschätzt und viele Legenden von ihrem übernatürlichen Ursprung damit in Verbindung gebracht. Von 726 an aber erhoben sich im Orient die Bilderstürmer (s. d.), und viele griech. Künstler wanderten nach Italien. Hier wurde die Kunst vorzüglich bewahrt, jedoch wurden seit dem 9. Jahrh. die Maler seltener. Im 13. Jahrh. aber beginnt in Italien eine neue Kunst, die man, da sie in einem gleichsam abgeschlossenen Zeitraum (als dessen Repräsentanten Michel Angelo, Correggio, Rafael, Tizian angesehen werden können) einen eigenthümlichen Charakter entwickelte, im Gegensatz der Malerei der übrigen Nationen, die ital. Malerei oder Schule nennt. Ihr Streben war, die Schönheit in den edelsten Formen zu offenbaren und das Ideal der Antike auf die Malerei überzutragen. (S. Italienische Kunst.) Einen andern Zweig der byzantinischen Kunst bildete, neben der altitalienischen, die niederrheinische oder altkölnische Malerschule, die vom Anfang des 14. Jahrh. bis Ende des 15. reicht; ihre Werke tragen noch ganz das traditionelle Gepräge der Byzantiner, welches die Gebrüder Eyk durch ihre naturnachahmende und portraitirende Weise aufhoben. Dieses Princip entwickelte sich durch Hemling, Meckenem, Mich. Wolgemuth, Martin Schön und die Maler des 16. Jahrh., Lukas von Leyden, Alb. Dürer, Schoreel, Mabuse, Bern. von Orley ꝛc. — Einige behaupten, es gebe nur zwei (von einander wesentlich verschiedene) Schulen, die italienische und die niederländische; die deutschen, franz. und engl. Künstler aber gehörten, durch den Charakter ihrer Werke, bald dieser, bald jener an. Das Eigenthümliche der niederländischen Schule, welche sich wiederum in die flamändische und holländische theilt, ist Naturwahrheit und Lebendigkeit des Colorits, Harmonie der Farben (s. Niederländische Schule), und hierin entwickelte sie sich früher als die Deutsche Malerei (s. d.). — Der eigentliche Schöpfer der neuern Landschaftmalerei ist Giorgione, geb. 1477, noch vor dem Flamländer Math. Brill, den man gewöhnlich dafür hält, der aber 70 Jahr später Landschaften malte. (S. Deperthes's „Histoire de l'art de paysage, depuis la renaissance des beaux arts jusqu'au XV. siècle", Paris 1822, und dess. Verf. „Théorie du paysage".) — Die neuern Bestrebungen der genannten europäischen Nationen bilden kein so zusammenhängendes Ganze, wie wir in den Kunstwerken der Griechen finden. In der neuesten Zeit war die Malerei mehr zur Stubenverzierung herabgesunken, die Landschaft und das Portrait herrschten vor, und Kupferstiche vervielfältigten die Werke früherer Schöpfungskraft. Durch die Ausbildung junger deutscher Künstler in Rom seit dem 2. Jahrzehend dieses Jahrh. und durch die entgegenkommende Unterstützung der Malerei durch mehre kunstliebende Fürsten und Kunstvereine scheint diese Kunst einen neuen Schwung unter den Deutschen und Franzosen empfangen zu haben. In der Theorie der Malerei ist der technische Theil, d. i. die Lehre von der Zeichnung, von der Perspective, den Farben u. s. w., mehr als der ästhetische, dessen Grundzüge wir im Obigen angedeutet haben, ausgebildet worden. Beiträge zu dem letztern findet man in Cennini's, Leonardo da Vinci's und Mengs's Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Watelet, Du Bos, Richardson, Reynolds, Dan. Webb, Hagedorn, Lessing (in s. „Laokoon"), Winckelmann, Füßly, Fiorillo, Falk (in s. „Kleinen Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend", Weimar 1803), Fernow, Göthe (in s. „Propyläen", und besonders in s. „Winckelmann und dessen Jahrh.", Tüb. 1805) Manches hierin vorgearbeitet. Bekannt sind Vasari, Lanzi (s. d.), insbesondere C. F. v. Rumohr's „Italienische Forschungen" (Berl. 1827, 2 Thle.). T.

Malerfarben sind theils Naturproducte, theils Kunsterzeugnisse. Hauptsächlich liefert sie das Mineralreich (Mineralfarben), und wenn sie ihr Colorit

den Thieren oder Pflanzen verdanken, so ist dieses doch immer an etwas Mineralisches (eine Erde oder einen Metallkalk) gebunden, weil die reinen thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe (Saftfarben) für sich keinen Körper haben, sondern ihn erst durch den mineralischen Zusatz erhalten. Der Färber kann jene im Wasser auflöslichen Farbestoffe sehr wohl ohne mineralischen Zusatz benutzen, weil seine Kunst darauf hingeht, die Zeuche mit der Farbe zu durchdringen; der Maler aber erreicht seinen Zweck durch Auftragen auf die Oberfläche, und zwar um so besser, je weniger die Farben sich in den unterliegenden Grund einziehen. Die Farben werden in der Malerei mit irgend einer Flüssigkeit, die leicht trocknet und die Farbe nicht verändert, angerieben und aufgetragen; diese Flüssigkeit ist entweder wässerig (Gummiwasser, Seifenspiritus), oder fettig (austrocknende Öle des Mohnsamens, Leinsamens), und sonach erfodern die verschiedenen Zwecke eine besondere Auswahl der Farben. Für die Ölmalerei taugen daher die mineralischen besser als die an mineralische Körper gebundenen (Lackfarben), indem letztere durch Beimischung von Öl stets dunkler werden. Diese Mineralfarben bestehen alle in metallischen Kalken (Oxyden oder Sauerstoffverbindungen), oder in Metallsalzen und Schwefelverbindungen. Doch haben erstere vor letztern, ihrer Unveränderlichkeit wegen, den Vorzug. Zu den Metalloxyden, welche als Farben benutzt werden, gehören: vom Blei die rothgelbe Mennige und das gelbe Massicot; vom Eisen die verschiedenen Ocher, Erden von Siena, Umbra, die durch das Glühen ihre Farben ins Dunklere ändern; vom Kupfer das Bergblau; vom Kobalt die Smalte. Andre salzige und salzähnliche Metallverbindungen sind vom Blei das (kohlensaure) Bleiweiß und kremnitzer Weiß, das (salzsaure) kaßler Gelb; vom Eisen das (blausaure) berliner Blau; vom Kupfer die (essigsauren) Grünspanblumen, das (kohlensaure) Berggrün, das (salzsaure) braunschweiger Grün, das (arseniksaure) Scheel'sche Grün. Schwefelhaltige Metallfarben sind der Zinnober (vom Quecksilber), das gelbe Auripigment (vom Arsenik). Lackfarben haben Zinn oder Alaunerde zur körperlichen Grundlage, und verdanken ihre Farbe einem thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe. Hierher gehören die rothen Lacke aus Cochenille mit Alaun oder Zinn, aus Krapp und die schlechtern aus Fernambuck bereiteten Sorten, die gelben aus Gelbholz, Scharte, Wau; die braunen aus mehren andern färbenden Rinden; endlich der Indigo, obgleich er seiner Entstehung nach ganz vegetabilisch ist. Bei der Porzellan- und Glasmalerei sind nur metallische Farben anzuwenden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht sehr veränderlich sind. Hier dient zinnhaltiges Gold zum Purpur, Nickel zum Grün, Blau gibt Kobalt, Schwarz wird vom Eisen und Braunstein, ebenso Braun erhalten, Uran macht eine gelbe, Chrom eine grüne Farbe. Über die Malerfarben, ihre Bereitung und Anwendung erhält man Anweisung in Bouvier's „Manuel des jeunes artistes et amateurs en peinture" (Paris 1827). F.

Malergold, so viel als **Musivgold** (s. d.).

Malesherbes (Chrétien Guillaume Lamoignon-), geb. den 16. Dec. 1721 zu Paris, wo sein Vater Kanzler von Frankreich war, widmete sich der Rechtswissenschaft, ward Substitut des Generalprocurators, dann Parlamentsrath, und 1750 erster Präsident bei der Steuerkammer (Cour des aides). In den 25 J., während welcher er diese Stelle bekleidete, widersetzte er sich mit Muth sowol dem Übermaße unheilbringender Auflagen, als auch der Raubgier der Generalpächter. Eine Menge Discours und Remontrances, welche er während dieses langen Kampfes gegen den Despotismus verfertigte, sind, als Meisterwerke von Abhandlungen über die Finanzverwaltung, 1779 gedruckt worden. Darin verbreitete er sich auch über den Mißbrauch der Lettres de cachet (Verhaftsbefehle). Als im April 1771 die oberste Steuerkammer aufgehoben wurde, zog sich M. auf seine Landgüter zurück, wo er durch Unterricht und Wohlthun der Beglücker seiner Unterthanen

wurde. Nachdem er 1774, bei Wiederherstellung jenes Gerichtshofs, von neuem an die Spitze desselben getreten war, ward er bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI., welcher nur von den rechtschaffensten Männern seiner Nation umgeben sein wollte, 1775 zum Minister des Innern erwählt. Er verwaltete diese Stelle zum Wohle seines Vaterlandes etwa ein Jahr, und nahm bei der Entlassung Turgot's aus dem Ministerium Gelegenheit, auch die seinige zu verlangen. Nachdem er unter erborgtem Namen einen großen Theil Frankreichs, der Schweiz und Hollands durchreist war und allenthalben über Künste und öffentliche Anstalten die zweckmäßigsten Nachforschungen angestellt hatte, kehrte er zu Anfang der Revolution nach Frankreich zurück. Als Ludwig XVI. vor Gericht gestellt werden sollte, erbot sich M., Vertheidiger desselben zu werden, welches ehrenvollen Amts er sich auf die rühmlichste Weise entledigte. In Folge der Verbrechen, welche während der Revolution begangen wurden, konnte es nicht fehlen, daß M. den Verdacht der Tyrannen erregte; er ward nebst seiner Tochter und Enkelin ins Gefängniß geworfen, zum Tode verurtheilt und am 22. April 1793 hingerichtet. Seine Heiterkeit verließ ihn auch im Tode nicht. M. besaß gelehrte Kenntnisse. Er war seit 1750 Mitglied der franz. Akad. und seit 1759 der Akad. der schönen Künste und Inschriften. Als Director des Buchhandels wußte er der Presse alle Freiheit zu verschaffen, welche Weisheit und Ordnungsliebe in einem guteingerichteten Staate gestatten dürfen. Die meisten seiner Schriften sind dem Ackerbau und der Naturkunde gewidmet. Ludwig XVIII. befahl M.'s Denkmal im großen Saale des Justizpalastes aufzustellen. Dies geschah 1826. Es hat folg. von Ludwig XVIII. verfert. Inschrift: „**Strenue, semper fidelis regi suo, in solio veritatem, praesidium in carcere attulit**". Seine Lebensgeschichte ist nach Boissy d'Anglas in den „Zeitgenossen", Nr. XVII, erzählt.

Malfilâtre (Jacques Charles Louis), geb. zu Caen 1733, studirte bei den Jesuiten dieser Stadt und entwickelte frühzeitig sein Talent zur Dichtkunst. Er starb in der Blüthe seiner Jahre zu Paris 1767. Sein Gedicht „**Narcisse dans l'île de Vénus**" empfiehlt sich durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache; in der Anlage bleibt Manches zu wünschen, aber das Einzelne ist geistreich und anmuthig. Seine Oden zeichnen sich, sowie seine Übersetzungen, durch gelungene Stellen aus; unter letztern sind Ovid's Metamorphosen in Prosa die wichtigste. M. lebte in der größten Dürftigkeit; aber keine äußere Bedrängniß war im Stande, seinen von Natur sanften und heitern Charakter zu verändern. Seine Werke sind in einer vollständigen Ausgabe erschienen.

Malherbe (François de), den die Franzosen als den ersten ihrer classischen Lyriker verehren, war zu Caen gegen 1555 in einer alten adeligen Familie geb. Er hatte zuerst in seiner Vaterstadt, dann zu Heidelberg und Basel die Rechte studirt, trat aber, als sein Vater zur protestantischen Kirche überging, wie es scheint, aus Eifer für den katholischen Glauben, in Kriegsdienste, und diente unter der Ligue. Er war streitsüchtig und voller Sarkasmen. Heinrich IV. ernannte ihn zum Kammerherrn. Er starb 1627. M. wird als der erste Dichter seiner Zeit angesehen. Er arbeitete mit außerordentlicher Sorgfalt und Langsamkeit, und pflegte zu sagen, daß man nach einem Gedicht von hundert Versen oder einer Rede von drei Bogen Jahre lang ausruhen müsse. Auch sind seine Poesien, größtentheils Gelegenheitsgedichte, nicht zahlreich. Sie bestehen in Oden, **Stances**, Sonetten, Epigrammen, **Chansons** u. s. w. „**Oeuvres**", Paris 1666; und mit seinem Leben: „**Poésies de Malherbe, etc.**", Paris 1764. M. hat es zuerst versucht, die franz. Sprache zur Majestät der Ode zu erheben. Die Nettigkeit seiner Gedanken, die glückliche Wendung seiner Phrasen, die Wahrheit seiner Beschreibungen, die Richtigkeit und Auswahl seiner Vergleichungen, die sinnreiche Anwendung der Fabel, die Mannigfaltigkeit seiner Bilder machen ihn zu dem Schöpfer

dieser Gattung bei den Franzosen. Bleibende Verdienste hat er um die Reinheit, den Wohlklang und die Versification der franz. Sprache.

Malmaison, ein Lustschloß, 2½ Stunde westl. von Paris — im Mittelalter ein Meierhof, **mala domus** genannt, weil er in der Gegend lag, wo die Normannen im 9. Jahrh. gelandet hatten —, gehört zu den reizendsten Anlagen in der Nähe der großen Hauptstadt. Auf der schönen Straße von Neuilly und Nanterre kommt man zu Malmaisons schattigen Gärten, wo die Kaiserin Josephine starb, und aus deren Erbe es an ihren Sohn, den Herzog Eugen von Leuchtenberg überging. Die einfach geschmackvollen Zimmer trugen zwar zum Theil noch 1818 Spuren der rohen Zerstörungswuth fremder Krieger, aus der Zeit der zweiten Besitznahme der Hauptstadt; allein es blieben noch genug Erinnerungen übrig an die glanzvollsten Tage des Helden, der in den Laubgängen dieses schönen Hains Erholung von Staatsgeschäften suchte. In allen Zimmern bemerkte man Prachtliebe, die ein feiner Sinn geregelt hatte. Nur das Schlaf- und Sterbezimmer Josephinens war unberührt gelassen. Außer mehren Familienbildern waren damals wenige Gemälde übrig, da bekanntlich der prächtige einst hier vereinigte Kunstschatz nach Petersburg verkauft ward. Auch die Känguruhs, die einst mit allerlei fremdartigem Geflügel den Park belebten, hatte der Prinz Eugen nach München bringen lassen, und von der exotischen Blumenwelt, die einst Josephinen, wie eine Flora umgab, war nur wenig übrig; doch reichte selbst dies wenige, z. B. die **Magnolia grandiflora** und **tricolor** mitten unter den prächtigsten Baumgruppen, sowie der üppigste Wuchs des Flieders und andrer Ziersträucher, durch seine sinnige Anordnung hin, für die Frau zu zeugen, die hier durch Kunstliebe und inwohnende Grazie sich die Herrschaft über alle Gemüther erhielt. Man denke an Redouté's Abbildungen der Pflanzen von Malmaison! 19.

Malone (Edmund), ein geborener Irländer, hat sich vorzüglich durch eine mit seltenem Fleiße und beharrlicher Kritik besorgte Ausg. der sämmtlichen Werke Shakspeare's (Lond. 1790, 11 Bde.) bekanntgemacht, welche in England, ungeachtet der spätern Arbeiten von Steevens und Reed, noch immer geschätzt wird und ziemlich selten geworden ist. Sein „**Historical account of the rise and progress of the english stage**" (Basel 1800) steht ebenfalls in großem Ansehen, aber seine Ausgabe von „**J. Dryden's Critical and miscellaneous prosa works**" (Lond. 1800, 3 Bde.) ist mit unnöthigen Erläuterungen überladen. Auch verdankt man ihm die Samml. der Werke Joshua Reynolds's (Lond. 1797, 2 Bde., 4.).

Malpighi (Marcello), Anatom, Physiolog und Physiker, geb. am 10. März 1628 zu Crevalcuore im Gebiet von Bologna, studirte Philosophie und Medicin auf der Universität zu Bologna, ward dort D. der Physik und 4 J. nachher Lehrer der Medicin. Der Großherzog von Toscana trug ihm die Professur der theoretischen Arzneikunde auf der Universität Pisa an, welche er aber nach 3 J. aufgab, da die dortige Luft ihm nicht zusagte. Er kehrte 1660 auf seinen Lehrstuhl nach Bologna zurück. Hier setzte er seine Forschungen fort, und war der Erste, der sich zur Untersuchung des Blutumlaufs des Mikroskops bediente. Seine Beobachtungen hierüber legte er in zwei Briefen an Borelli, „**De pulmonibus**", dem Publicum vor. 1662 ging er als Prof. der Medicin nach Messina, gerieth aber bald mit den Galenisten und Arabern in Streitigkeiten, die ihn abermals zur Rückkehr nach Bologna bewogen. Er ward 1669 Mitglied der königl. Gesellschaft zu London, die in der Folge s. Werke auf ihre Kosten drucken ließ. Papst Innocenz XII. berief 1691 M. nach Rom und ernannte ihn zu seinem Arzte und Kammerherrn. M. starb am 29. Nov. 1694. Seine Abhandlungen über das Gehirn, die Zunge, die Netzhaut, das Tastorgan, den Bau der Eingeweide, die Nerven, die Milz, den Uterus u. s. w.; ferner über den Seidenwurm, die Bildung des Jungen im Ei, über die Drüsen, besonders die über die Anatomie der Pflanzen, enthalten feine und

lehrreiche Beobachtungen. Wiewol er nicht ganz frei von Irrthümern blieb, so trug er doch viel zur Vervollkommnung der Physiologie bei, und verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Entdeckern. Eine Sammlung seiner Schriften erschien zu London 1686 in 2 Bdn. Fol. und correcter 1687 in 4.; ferner seine nachgelassenen Schriften zu London 1697 in Fol., und wiederholt zu Venedig und Leyden. Seine „Consultationum medicarum Centuria" gab Gasparini 1713 zu Padua heraus. Als Praktiker ist M. nicht ausgezeichnet, da er chemischen Theorien seiner Zeit anhing; indeß verdient er Lob, den Nachtheil des Aderlassens bei den damals in Italien herrschenden Seuchen gezeigt zu haben.

Malplaquet (Schlacht bei), den 11. Sept. 1709; die blutigste im spanischen Erbfolgekriegekriege, welche Marlborough und Eugen, die Heerführer der Verbündeten, gegen die Franzosen unter Villars gewannen. Jene wollten, nach der Eroberung von Tournay (Dornick), Mons (Bergen, die Hauptst. von Hennegau) einschließen. Um dies zu verhindern, zog ihnen Villars entgegen; unter ihm diente aus freier Wahl ein älterer Marschall, der edle tapfere Boufflers. Das franz. Heer war 70,000 M. stark und hatte 80 Stück Geschütz. Die Verbündeten aber, welche gegen 80,000 M. zählten und 140 Kanonen mit sich führten, kamen dem Feinde zuvor und griffen ihn bei dem Gehölz in der Nähe der Dörfer Blangies und Malplaquet an. Marlborough befehligte die Engländer und die deutschen Truppen im engl. Solde auf dem rechten Flügel, Eugen den Mittelpunkt des Heeres, Tilly und ein Graf Nassau den linken Flügel, wo die Holländer standen. Den feindlichen rechten Flügel führte Villars an, den linken Boufflers. Der linke Flügel der Verbündeten ward in die Flucht getrieben; mit der größten Anstrengung kämpfte Marlborough auf dem rechten; zwölf Male hatte der Prätendent, Jakobs II. Sohn, der Ritter St.-Georg, an der Spitze der franz. Reiterei den Angriff erneuert: da entblößte Villars etwas den Mittelpunkt seines Heeres, um den linken Flügel zu verstärken. In diesem Augenblick ging Eugen vor, nahm die Verschanzungen, die den feindlichen Mittelpunkt deckten, mit Sturm und schlug die Garden zurück. Rasch eilte zwar der Marschall von dem linken Flügel herbei, aber vergebens: er ward verwundet, sein Mittelpunkt durchbrochen und die beiden Flügel getrennt. Die Schlacht war verloren. Gegen 30,000 Todte und Sterbende bedeckten die Wahlstadt. Die Franzosen hatten kaum 10,000, die Verbündeten mehr als 20,000 Mann verloren. Die Sieger erbeuteten weder Gefangene noch Kanonen; Boufflers führte das Heer in guter Ordnung zwischen le Quesnoy und Valenciennes zurück. Hierauf belagerten und eroberten die Verbündeten Mons. K.

Malta, früher Melite, späterhin in Maltache und von den Arabern in Malta verwandelt, eine im mittelländischen Meere zwischen Sicilien und der afrikanischen Küste gelegene Insel, $4\frac{3}{4}$ deutsche Meilen lang, $2\frac{1}{4}$ breit und 6 □M. groß. Der Boden ist verwitterter Felsen, der erst mühsam durch Erde, die man aus Sicilien herbeigeholt hat, fruchtbar gemacht worden ist. Berge sind auf der Insel nicht, aber viele Hügel und Steinklippen; zahlreiche Bäche bewässern sie hinlänglich. Da es selten regnet, so müssen sich die Einw. ihre Pflanzungen mühsam begießen. Das Klima ist heiß, doch durch Seewinde abgekühlt. Es friert niemals, und Zimmerheizung ist überflüssig. Jeder Zoll Landes ist benutzt, jedes Feld mit Mauern eingefaßt, und selbst Felsen zerklopft man, um so eine Art von Sandboden hervorzubringen. Das Klima bringt Alles, was gepflanzt wird, reichlich hervor und zu einer großen Vollkommenheit. An Vieh, Geflügel, Fischen und Honig fehlt es nicht. Ungeachtet der wenigen Erde, die den Felsenboden bedeckt, bringt er doch Getreide (aber nicht hinreichend für den Bedarf; das fehlende wird aus Sicilien geholt), Hülsenfrüchte, Gemüse, Sodapflanzen, Baumwolle, Zuckerrohr, schönes Obst und edle Südfrüchte hervor, die an Süßigkeit die italienischen übertreffen; der Wein kommt dem spanischen gleich, wird aber wenig

gebaut; die Trauben sind sehr schmackhaft, und werden meist so gegessen, oder gedörrt, selten zu Wein benutzt Die Pomeranzen werden selbst nach andern ital. Ländern geführt, besonders nach Genua und Venedig. Die Blumen blühen hier weit geruchreicher und üppiger, besonders waren die hiesigen Rosen schon im Alterthum berühmt. An Waldungen fehlt es fast ganz; nur der südwestliche Theil der Insel enthält etwas Holzung. Die Baumwolle ist der wichtigste Erwerbszweig; es gibt drei Gattungen, die indische, die Landbaumwolle und die gelbe. Sie wird entweder roh oder gesponnen jetzt nach England ausgeführt, jährlich etwa für 1 Mill. Gld. Man bricht Marmor, Alabaster und gute Bausteine. Salz wird aus Seewasser bereitet. Fabriken und Manufacturen findet man nicht; man verfertigt bloß aus Baumwolle etwas Zeuch und Strümpfe. Handel und Schifffahrt sind bedeutend. Die Einw. (90,000, eine äußerst beträchtliche Bevölkerung für ein so kleines und von Natur nicht begünstigtes Ländchen) stammen von den Arabern ab, welche von 818—1090 im Besitz der Insel waren, und sind mit Italienern und Griechen untermischt. Sie reden eine aus dem Italienischen und Arabischen vermischte Mundart, sind geschickte Handelsleute, Fischer und Seeleute, und bekennen sich zur kathol. Religion. Die englische Sprache ward 1823 bei den Obergerichten eingeführt. Die Hauptstadt heißt La Valetta. (S. Valetta.) Zu Malta gehören die kleinen Inseln Gozzo und Comino (2 □M., mit 24,000 Einw.). Über die Alterthümer, Inschriften, Gemmen, Vasen, Münzen, Reste von einem Tempel der Proserpina, einem Theater ꝛc. sehe man „**Malta antica illustrata**", vom Prälaten Bres (Rom 1816, 4.) und „**Ancient and modern Malta**", von Boisgelin (London 1805, 4.). Malta und Gozzo waren 1400 vor Chr. tyrisch-phönic. Colonien. Später gab es auf beiden auch ionische Pflanzorte. Sie blieben mit einer aristokrat.-demokrat. Verfassung unabhängig, bis die Karthager um 400 vor Chr. die Inseln eroberten. An ihre Stelle traten 216 die die Römer. 1530 wurde Malta von Karl V. dem Johanniterorden als ein Lehn des Königreichs Sicilien zugetheilt. Die Ritter schlugen 1565 einen furchtbaren Angriff der Türken zurück. (S. Valetta.) 1798 nahm Bonaparte auf seinem Zuge nach Ägypten die Insel verrätherischerweise ohne Widerstand. 1800 mußte sich die franz. Besatzung an die Engländer ergeben, welche durch eine strenge Blokade die Insel ausgehungert hatten. Im Frieden von Amiens ward die Rückgabe der Insel an den Orden, unter neutraler Garantie, versprochen, allein von England 1803 verweigert. Im Frieden von Paris 1814 verblieb sie den Engländern, welche durch sie, durch die ionischen Inseln und Gibraltar das mittelländische Meer beherrschen. Großbritannien hat den Einw. ihre Rechte, Freiheiten und Religion zugesichert und in der innern Verfassung wenig geändert. Die Insulaner erwählen ihre Obrigkeiten und Rechtsbehörden aus ihrer Mitte. Die Kosten dieser Besitzung, die Unterhaltung eines Gouverneurs, eines Commandanten und einer Besatzung von 6000 M., überwiegen weit die Staatseinkünfte von 114,000 Pf. St. 1819 stiftete der König von England als Souverain von Malta den St.-Georg- und St.-Michaelsorden.

Malter, ein Getreidemaß; in Obersachsen und Thüringen beträgt es die Hälfte eines Wispels, mithin 12 Scheffel, in Preußen und Polen 16, am Rhein 4 Scheffel. In Hammerwerken und Kohlenbrennerein ist es ein Holzmaß von 48—80 Kubikfuß.

Malteserritter, s. Johanniterritter.

Malz ist Gerste, Weizen oder Hafer, die durch Einweichen im Wasser bis zum Keimen gebracht und, nachdem vorher die Keime abgerieben worden, im Luftzuge (Luftmalz) oder durch Feuerhitze (Darrmalz) schnell getrocknet worden sind. Durch diesen anfangenden Vegetationsproceß des Keimens wird ein großer Theil Kleber oder Eiweißstoff der Körner mit ihrem Mehle in zuckerähnliche Substanz

verwandelt, welche bewirkt, daß die Abkochung des Malzes (Würze) in geistige Gährung übergehen und Bier liefern kann. Viele Seestädte (Danzig, Stralsund, Königsberg) treiben mit Malz starken Handel; in Stralsund bilden die Malzarbeiter ein eigenes Gewerbe. F.

Mälzel (Leonhard), k. k. östr. musik. Hofkammermaschinist in Wien, der Erfinder des Panharmonikons, aus Regensburg gebürtig und um 1776 geb. Das Panharmonikon ahmt ein ziemlich vollständiges Orchester nach, indem es durch Walzen und Blasbälge die Instrumente in Bewegung setzt; besonders ist die Kraft und Bestimmtheit der Blasinstrumente, z. B. der Trompeten, bewundert worden; namentlich 1807 zu Paris. 1808 ließ M. dort ein neues Kunstwerk, einen Trompetenautomaten, hören. Vor einigen Jahren war er mit seinen Automaten und der Kempelen'schen Schachmaschine in London. Seine wichtigste Erfindung ist der Metronom oder Chronometer (Taktmesser, s. d.), für welchen er eine Fabrik in London 1816 errichtete. S. den Aufsatz von Kandler in der „Wiener musikalischen Zeitung", 1817, St. 5 fg.

Mameluken (Mamlucken, von dem arab. Memalik, ein Sklav) nannte man die aus den Gegenden des Kaukasus herstammenden Sklaven, die bei ihren Herren Hausämter verwalteten und sich hernach zu Staatswürden emporschwangen. Sie machten jedoch kein besonderes Corps aus. Als aber im 13. Jahrh. Dschingiskhan den größten Theil Asiens verheerte und eine Menge Einw. als Sklaven wegführte, kaufte Nodschmaddin, Sultan von Ägypten, deren 12,000, Mingrelier, Tscherkassen, meistens aber Türken aus dem Kaptschak, ließ sie in allen kriegerischen Geschicklichkeiten unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps. Sie zeigten sich bald zügellos und rebellisch. Schon unter seinem Nachfolger mischten sie sich in Regierungsangelegenheiten, ermordeten den Sultan Turan Shah, und ernannten (1254) aus ihrer Mitte den Mameluken Ibegh zum Sultan von Ägypten. Die Herrschaft der Mameluken in Ägypten dauerte 263 Jahre. Die Oberherrschaft wurde gewöhnlich dem Kühnsten unter ihnen zu Theil. Während dieser Zeit hatten sie verschiedene Eroberungen gemacht, und die Franken (1291) ganz aus dem Orient vertrieben. Selim I. stürzte dieses mächtige Reich, nachdem er die Hauptst. Kahira 1517 mit Sturm eingenommen hatte. Er setzte einen türkischen Statthalter (Pascha) über Ägypten, scheint aber doch durch die Umstände genöthigt gewesen zu sein, die 24 Beys, welche die verschiedenen Provinzen des Landes als Statthalter regierten, fortbestehen zu lassen. Diese Verhältnisse bestanden ohne besondere Veränderung über 200 Jahre. Aber seit der Mitte des vorigen Jahrh. erlangte das Ansehen der Mameluken durch ihre Anzahl und ihre Reichthümer ein solches Übergewicht über die Regierung der Osmanen in Ägypten, daß der von der Pforte ernannte Pascha ganz nach dem Willen der Mameluken handeln mußte. Dieses Übergewicht verschaffte ihnen vorzüglich, seit 1766, Ali Bey, welcher mit unumschränkter Gewalt regierte und 1773 ermordet wurde. Zur Zeit des franz. Einfalls spielten die Mamelukenbeys, namentlich Murat Bey, eine wichtige Rolle. Die Mameluken, die durch ganz Ägypten zerstreut waren, und deren Anzahl 10—12,000 M. betrug, pflanzten sich meistens durch Sklaven fort, die aus den Gegenden zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere nach Kahira gebracht wurden. Man zwang sie, zum Glauben Mohammed's und bildete sie zu Kriegern. Sie gelangten nachher zu Staatsämtern und wurden oft selbst Beys; denn nur Mameluken konnten diese Stelle erhalten. Sie bildeten eine gute Reiterei und griffen die Franzosen, als diese in Ägypten gelandet waren, mit der größten Wuth an, konnten aber dem europäischen Artilleriefeuer nicht lange widerstehen und mehre gingen bald zu den Franzosen über. Dem jetzigen Pascha von Ägypten, Mohammed Ali (s. d.), gelang es durch Verrath, 1811, die Beys zu vernichten.

Mammuth, s. Geognosie und Unterwelt.

Mänaden (von μαινομαι, ich rase) hießen die Bacchantinnen, die Priesterinnen des Bacchus (s. d.).

Mancando (abbrevirt manc.), abnehmend, bezeichnet in der Tonkunst, daß das Zeitmaß eines Tonstücks immer langsamer werde und der Ton allmälig schwinden soll.

Manchester, große Fabrikstadt Englands, 37 deutsche Meilen von London, in Lancastershire, in einer hügeligen Gegend, am Bridgewatercanale und am schiffbaren Irwell, an dessen linkem Ufer Salford, eine Vorstadt von Manchester, liegt, die durch eine schöne eiserne Brücke von einem Bogen mit der Stadt verbunden ist. Die Stadt ist unregelmäßig, der neuere Theil derselben freundlich gebaut, der ältere, der Sitz der Fabriken, von alter Bauart. Einer der schönsten Theile von Manchester ist der Crescent, eine in Form eines halben Mondes angelegte schöne Häuserreihe mit einer Terrasse und der Aussicht auf den Fluß. Die Stadt mit der Vorstadt enthält 16,400 H. und 133,000 Einw., und ist der Mittelpunkt der engl. Baumwollenfabrication, welche die ganze Gegend und auch benachbarte Grafschaften beschäftigt. Sie war schon seit 1650 durch Kunstfleiß berühmt. Es befinden sich hier mehr als 200 Fabriken von dem nach der Stadt benannten Manchester, Nanquin, Piqué, Cattun, Musselin, gedruckten Halbtüchern und Band; auch Fabriken in grober Leinwand und Hüten, und Eisengießereien. Der Reichthum an wohlfeilen Steinkohlen und die Canalverbindungen, besonders der Bridgewatercanal, verbunden mit der vortrefflichsten Maschinerie, erleichtern den Gewerbfleiß. Auch befinden sich zu Manchester große Handelshäuser und eine Börse. Unter den öffentlichen Gebäuden bemerken wir 12 anglican. Kirchen, darunter die schöne Collegialkirche, in gothischem Styl; ferner die große, nach dem Lancaster'schen Systeme eingerichtete Freischule. Manchester hat mehre Wohlthätigkeitsanstalten, u. a. einen von den Methodisten gestifteten Verein der Freunde der Ausländer und zahlreiche Spitäler, besonders ein Spital für Schwangere, eine öffentl. Bibliothek von 18,000 Bdn. und eine Gesellschaft für Naturwissenschaften, welche sich durch die Herausg. gemeinnütziger Abhandlungen verdient macht.

Mandarin, ein portug. Wort (von mandare, befehlen), bezeichnet jeden öffentlichen Militair- oder Civil-, geistlichen oder weltlichen Beamten im chinesischen Reiche, seine Würde sei groß oder klein. Das chinesische Wort dafür ist Quang oder Quang-fu. Man erkennt den Grad der Würde an Pfaufedern und der Farbe der Knöpfe, welche die Mandarinen auf der Mitte ihrer Hüte tragen: roth ist die erste, dann folgen blau, weiß, vergoldet und versilbert. Roth und blau haben Unterabtheilungen in dunkel und durchsichtig. Außerdem sieht man bei Hofe noch zwei andre Kennzeichen der höhern Würde. Die Staatsgewänder aller Mandarinen haben auf der Brust und auf dem Rücken viereckige reiche Stickereien; aber Unterkönige, Kolao's (d. i. Cabinetsminister) und Prinzen haben runde, nicht nur auf der Brust und dem Rücken, sondern auch auf den Schultern ihrer Gewänder. Ferner sieht man viele in Gelb gekleidet, eine Farbe, die bloß von den Vornehmsten und solchen getragen wird, denen der Kaiser Erlaubniß dazu ertheilt, als Ministern, Vicekönigen, Verschnittenen u. s. w.

Mandat, 1) Bevollmächtigungsvertrag, Vollmacht, Auftrag; 2) eine richterliche Verfügung, durch welche auf des Klägers einseitiges Anbringen der Gegenpartei etwas anbefohlen oder verboten wird. Daher ein Proceß, der mit einem solchen Mandat anfängt, Mandatsproceß heißt. Der Befehl ist unbedingt, sine clausula, wenn sich aus dem Vortrage entnehmen läßt, daß keine rechtliche Einwendung dagegen stattfindet; bedingt, cum clausula, wenn dem Beklagten dabei nachgelassen wird, seine Einwendungen gegen das Mandat in einer bestimmten Frist auszuführen. 3) hießen Mandate, Territorialmandate, eine Gattung

Papiergeld zur Zeit des republikanischen Frankreichs. Nachdem die Assignaten (s. d.), denen Robespierre einen gezwungenen Cours zu erhalten gewußt hatte, durch die Gewalt der öffentlichen Meinung zu nichts herabgesunken und dadurch die Nationalgüter, die man als eine Hypothek für ihre Einlösung angewiesen hatte, frei geworden waren; nachdem ferner die Regierung vergebens eine Anleihe zur Bestreitung der Kriegskosten und andrer Staatsausgaben eröffnet hatte, schuf sie dieses neue Papiergeld unter dem Namen der Mandate, die im Grunde ebenfalls Assignaten waren, denn auch sie waren Anweisungen auf den Verkauf der Nationalgüter, hatten jedoch vor den Assignaten einen doppelten Vorzug. Erstlich hatten sie eine specielle Hypothek auf einzelne, auf einer Tafel namentlich aufgeführte Güter, da die Assignaten nur im Allgemeinen auf die Nationalgüter fundirt waren; zweitens konnten die Mandate jeden Augenblick realisirt werden, indem deren Inhaber, ohne alle Weigerung und Formalitäten, in jedes auf der Unterpfandstafel verzeichnete Gut, sobald er sich deßhalb melden und den vierten Theil des Preises hinterlegen würde, sofort eingesetzt werden sollte. Es wurden ihrer anfänglich für 600 Mill., aber bald darauf (18. März 1796) für 2,400 Mill. erschaffen. Man gab ihnen einen gezwungenen Cours, wodurch es der Regierung gelang, die Kosten des bevorstehenden Feldzugs zu bestreiten; allein kaum war dies geschehen, als sie ebenfalls fast zu nichts herabsanken; sie wurden daher theils eingewechselt und vernichtet, theils verschwanden sie von selbst. Statt unter seiner Last zu erliegen, verdankt Frankreich diesem Papiergeld seine Rettung. Das Übel trug durch sein Übermaß sein Heilmittel zugleich in sich, und auch hier, wie im ganzen Laufe der Revolution, waren die Wirkungen immer anders als man erwartet hatte.

Mandeln, Kerne der Steinfrucht des Mandelbaumes, **Amygdalus L.** Die süßen sind wegen ihres fetten und milden Öles sehr nährend, von angenehmen Geschmack und dienen sowol zur Speise als zur Arznei. Die bittern enthalten noch außerdem ein flüchtiges Öl, was ihnen den unangenehmen Geschmack und die betäubenden Eigenschaften gibt. (Vgl. Blausäure.) Diese äußern sich bei Thieren, als Hunden, Katzen, Vögeln &c., oft sehr stark und lebensgefährlich. Der Mandelbaum stammt aus dem südwestl. Asien und Nordafrika, ist jedoch jetzt auch in dem mittägigen Europa einheimisch, und wird selbst hin und wieder in Deutschland wegen seiner zeitigen und schönen rothen Blüthen angepflanzt, bringt jedoch hier selten reife Früchte. Er gleicht äußerlich dem Pfirsichbaum. Die besten Mandeln von langer Form kommen aus Malaga, ebenso gesucht werden die aus Valencia und die ital. Ambrosinmandeln. Sicilianische und provenzaler sind eine Mittelsorte und mehr rund als lang. Die bittern kommen aus der Türkei. Knackmandeln sind Mandeln mit der Schale.

Mandeville (Bernard de), ein Arzt, welcher zu Dortrecht 1670 geb. war, in England lebte und 1733 starb, ist durch seine irreligiösen Schriften berüchtigt, welche der Abdruck seines Lebens waren. Unter diesen ist am meisten bekannt: 1) seine „Fabel von den Bienen" („The fable of the bees, or private vices made public benefits", London 1714, 6. Ausg. 1732, 2 Bde.; franz., 1740, aus dem Engl. von Grimm, Berlin 1816). Der Ausg. von 1728 ist eine „Enquiry into the origin of moral virtues" als Rechtfertigung beigefügt. M. behauptete hier, daß die Tugend nur ein künstliches Erzeugniß der Klugheit und Eitelkeit sei, auch der Luxus und die Laster der Einzelnen zum Wohl und Vortheil der Gesellschaft gereichten, und selbst die Verbrechen nützlich seien, insofern sie dazu dienten, eine gute Gesetzgebung einzurichten. Diese Fabel fand eifrige Gegner, z. B. Bluet, Berkely und Law. 2) „Freie Gedanken über Religion, Kirche, Regierung" (London 1720, deutsch, Regensb. 1726). 3) „Untersuchungen über den Ursprung der Ehre und über den Nutzen des Christenthums im Kriege", in welchem Werke er vielen seiner frühern Ansichten widerspricht.

Mandoline (ital. **Mandola, Mandora**), ein kleines mit vier Saiten bezogenes, lautenartiges Instrument, welches sowol mit einem Federkiel als mit einem Finger der rechten Hand gespielt wird. Man hat auch dergl. Instrumente mit sechs und mehr Saiten, die folglich der Laute noch ähnlicher sind. Als Virtuos auf diesem dürftigen Instrumente ist der Italiener Vimercati auch in Deutschland bekannt, sowie es überhaupt vorzüglich in Italien im Gebrauche ist. Die viersaitige Mandoline bekommt die Stimmung der Violine, die Saiten sind Stahl- und Messingsaiten.

Mandragora nannten schon die Alten eine Wurzel, welche zweigespalten wächst und Ähnlichkeit mit der Menschengestalt hat. Daher legte man ihr auch Wunderkräfte bei und nannte das Kraut derselben Circeam. Nach Josephus („Antiquit.", Buch VIII, Cap. 2) soll Salomo eine solche Wunderwurzel besessen haben, welche Teufel austrieb. Plinius in seiner Naturgeschichte gibt an (Buch XXV, Cap. 13), wie man sie ausgraben müsse, und Josephus, der sie Bararas nannte, erzählt etwas Ähnliches (Buch VIII, Cap. 2). Man glaubte, diese Wurzel habe ein doppeltes Geschlecht und mache fruchtbar; daher es auch nach den Erklärern der Bibel die Frucht sein soll, welche Rahel nach 1. Mos. 30, 14, von der Lea begehrte. Viele ältere Schriftsteller, z. B. Jak. Thomasius, haben über sie geschrieben. (S. das Journal „Die Vorzeit", Bd. 3, Heft 1.)

Mandschu, Mandschuren. Zwei Nationen, die Mandschuren und die Tungusen, deren gemeinschaftlicher Ursprung an ihren Volkssagen, ihrer Sprache und Körperbildung zu erkennen ist, gehören zu dem mandschurischen Völkerstamme, der im östl. Sibirien und in der nördl. Mongolei große Länder und Wüsten bewohnt. In den ältesten Zeiten waren sie unter dem Namen Kin oder Njudschen bekannt, seit 926 den Kitanen zinsbar, und wohnten im Norden von Korea in der östl. Tatarei bis ans Ostmeer und den Amur. Sie empörten sich 1114 unter Okota gegen die Kitanen, und stifteten 1118 das Reich der Kin in China, das von dem Namen des Stifters der Dynastie so genannt wird, indem sie jenen einen Theil ihrer Länder abnahmen. Taitsong machte 1125 dem Reiche der Kitanen in Nordchina ein Ende, griff aber hernach die Song, die ihn zu Hülfe gerufen hatten, selbst an, entriß ihnen Petscheli und Chensi und zwang Weytsong, ihm einen Theil von China, und dessen Nachfolger, ihm das übrige Nordchina abzutreten, sodaß diesem nur noch Südchina verblieb. Die Mongolen, bisher Vasallen der Kin, fielen unter Taitsong's Nachfolgern ab, und nöthigten sie, ihnen ein Stück Landes einzuräumen. 1208 verweigerte Dschingiskhan ihnen den Tribut, schlug sie 1212 und 1213 völlig, machte sich von der Abhängigkeit los, und legte dagegen den Kin Tribut auf. Diesen versagte nun auch 1215 Ningtsong, Chinas Beherrscher aus der Dynastie Song. Durch Dschingiskhan verlor jenes Volk Chensi 1221; Oktai setzte den Krieg fort (1230), und eroberte ihr Reich unter Gnaitsong. Nach der Vertreibung der Kin aus China erschienen sie erst 1556 wieder, unter dem Namen der Mandschu. Sie hatten in Leatong (einem Erblande der kaiserl. Familie in Pina, zwischen der Scharra-Mongolei und Korea) Aufnahme gefunden, aber schon 1616 fielen sie unter Tienming in China ein und machten hier große Eroberungen. Die Zerrüttungen zu vermehren, trat der Empörer Li auf, griff den Kaiser Weytsong 1643 in seiner Residenz an und besiegte ihn. Der Kaiser erhängte sich, und in ihm erlosch die Dynastie Ming, die letzte eingeborene Regentenfamilie in China. Jetzt verglich man sich mit den Mandschu. Tsonte vertrieb den Li aus Peking, starb aber mitten unter seinen Eroberungen, welche sein Sohn 1644 vollendete, seit welcher Zeit die Mandschu Regenten von China sind. — Unter russischer Herrschaft stehen keine Mandschu, denn, als die Russen nach Sibirien kamen, verließen sie zum Theil ihre Wohnplätze, die sie in Ostsibirien, vom Baikal bis an das mongolische Gebirge und um

den Amurfluß, innehatten, und zogen hinab nach dem Amur und China; die aber blieben und sich der russischen Herrschaft unterworfen hatten, kamen vermöge des Friedens von Nertschinsk an China, in welchem Rußland den ganzen Amur und alle ihm unterworfene Mandschuren abtrat. Jetzt macht das Gebirge Stannowoi Chrebet die Grenze, in welchem Tungusen wohnen, die theils China, theils Rußland zinsbar, theils auch frei sind.

Manelli (Pietro). Dieser komische Sänger Italiens trug besonders zu der Revolution bei, welche gegen die Mitte des 18. Jahrh. mit der alten franz. Musik zu Paris vorging, indem er zuerst die Franzosen für die neue ital. Musik empfänglich machte. Um 1750 stand er als erster Sänger an der Spitze einer Gesellschaft von Sängern ital. Intermezzos. Sein komisches Talent zog unaufhörlich das Publicum in seine Vorstellungen, und erwarb ihm einen solchen Anhang, daß eine Art von Bürgerkrieg daraus entstand. Er debutirte mit „La serva padrona" von Pergolesi, die Alle bezauberte. Bald bildete sich eine Gegenpartei, welche die alte franz. Musik gegen diese Neuerer in Schutz nahm. So entstanden die Buffonisten und Antibuffonisten. Unter den Schriftstellern, die an diesem Streite Theil nahmen, bemerkte man J. J. Rousseau und Grimm.

Manen (Manes), bei den Römern, die Seelen der Verstorbenen. Man nannte sie auch Laren, wenn sie wohlthuend, Larven oder Manien, wenn sie schädlich waren. Einige hielten sie für die bösen und guten Genien der Menschen, welche diese bei ihrem Leben begleiteten. Man zählte die Manen zu den unterirdischen Göttern, glaubte aber, daß sie bisweilen auf der Erde als Gespenster sichtbar würden. Insbesondere sollten sie am 30. Aug., 4. Oct. und 7. Nov. die Oberwelt besuchen, daher diese drei Tage bei den Römern für unglücklich galten. Der Volksglaube, daß die Geister der Verstorbenen auf das gute oder böse Schicksal der Lebenden, besonders derer, mit denen sie ehemals genau verbunden gewesen, den mächtigsten Einfluß hätten, flößte eine allgemeine Furcht vor ihnen ein, und man hütete sich sehr, sie zu beleidigen. Da man annahm, daß sie Jeden, der die Ruhe des Leichnams störte, verfolgten, so hielt man die Begräbnisse sehr heilig und brachte den Manen Opfer (inferiae) und Libationen; ja, man errichtete, wenn man nicht wußte, ob ein Todter begraben wäre, ein Cenotaphium, und lud die Manen desselben feierlich ein, sich dahin zur Ruhe zu begeben, aus Furcht, daß sie außerdem noch lange auf der Oberwelt, zur Qual der Lebenden, herumirren und den Körper suchen möchten. Man glaubte ferner, daß sie an Blut Wohlgefallen hätten, schlachtete ihnen daher beim Scheiterhaufen verschiedene Thiere, besonders solche, die dem Verstorbenen lieb gewesen waren, und verbrannte sie mit dem Leichnam.

Mangan, Braunsteinmetall, ist von grauweißer Farbe, von körnigem Gefüge, starkem Glanz und in der Härte dem Eisen nachstehend. Zähigkeit und Geschmeidigkeit scheint es gar nicht zu besitzen, indem es sich leicht zerpulvern läßt. Sein specifisches Gewicht soll = 8,01 sein. Es ist nicht magnetisch, scheint aber dem Magnetismus des Eisens durchaus nicht hinderlich zu sein. An der Luft verbreitet es einen Geruch nach stinkendem Fett und verändert sich fast augenblicklich, läßt sich auch selbst unter Alkohol nicht aufbewahren. Zum Schmelzen erfodert es eine noch größere Hitze als das Roheisen; es verschlackt sich dabei leicht, wenn die Luft nicht abgehalten wird. Man kennt fünf Oxydationsstufen. Die fetten Öle, besonders aber die Säuren, lösen die Kalke in der Hitze auf, die Alkalien wirken auf dem trockenen und mehre auch auf dem nassen Wege darauf ein. Mit dem Eisen kommt das Mangan häufig vor und gibt ihm eine größere Härte. Die reinen Manganerze werden beim Glasmachen und zur Emaillemalerei angewendet. Der schwarze Mangankalk färbt die Gläser roth oder violett, je nachdem er in geringerer oder größerer Menge angewendet wird; ein brennbarer Körper (Holz oder Kohle) entzieht dem Glase die Farbe und deßhalb dient das Manganerz

auch zum Entfärben des grünen Glases, färbt dasselbe aber selbst röthlich, wenn es in zu großer Menge genommen wird.

Manheim, ehemals Hauptstadt der Pfalz am Rhein, jetzt zweite Residenz des Großherzogs von Baden und Hauptstadt des Neckarkreises, liegt beinahe in der Mitte der Ebene zwischen den dies- und jenseitigen Rheingebirgen, an dem Einflusse des Neckars in den Rhein, über welche beide Flüsse jetzt Schiffbrücken führen. Die Stadt enthält 6 öffentliche Plätze, 10 Kirchen, überhaupt 57 öffentliche Gebäude, 1580 H., 21,500 Einw. Sie ist eine der regelmäßigsten Städte Deutschlands, bildet einen länglichen Cirkel, und wird durch 11 längs- und 10 querlaufende Straßen von gehöriger Breite in 112 Quadrate zerschnitten. Die Straßen sind schnurgerade, reinlich und mit schönen Häusern besetzt. Die Straße, welche von dem nun abgebrochenen Heidelbergerthore bis zum Rheinthore führt, ist zum Theil mit einer doppelten Reihe von Akazien, die mit Ketten umschlossen sind, versehen. Die Festungswerke wurden nach dem luneviller Frieden geschleift; an ihre Stelle sind Gärten gekommen. Auf dem mit einer doppelten Reihe von Bäumen bepflanzten Paradeplatze ist ein marmorner, aber wasserleerer Springbrunnen mit meisterhaft von Crepello gegossenen Statuen. Der schöne große Marktplatz ist mit einer vortrefflich in Stein gehauenen Gruppe von der Meisterhand des van der Brand geziert. Das prächtige, 750 Fuß lange Schloß nimmt die ganze am Rhein gelegene Seite der Stadt ein. Es ist in Ansehung seines Umfanges eins der bedeutendsten in ganz Deutschland und besteht aus drei großen Vierecken. Der linke Flügel brannte bei der Belagerung 1795 großentheils ab, nur die äußern Mauern sind stehen geblieben; der rechte Flügel, von dem Kurfürsten Karl Theodor erbaut, war der Kunst und den Wissenschaften eingeräumt, und enthält noch jetzt die Bildergalerie, doch bei weitem nicht so bedeutend als sonst, wo sie neun Säle füllte, ein Naturaliencabinet, welches durch den Regierungswechsel auch etwas verloren hat, eine Sammlung von Gypsabgüssen der bedeutendsten Antiken, eine Antiquitätensammlung, welche außer den in der Pfalz gefundenen römischen Steinen auch eine Anzahl, größtentheils im Lande ausgegrabener kleiner Bronzen enthält, und eine nicht unbedeutende Bibliothek. Unter den geistlichen Gebäuden bemerkt man das vormalige Jesuitencollegium nebst der Hof- oder Jesuitenkirche. Der mit Säulen vom feinsten pfälzischen Marmor gezierte hohe Altar ist äußerst geschmackvoll und die in Fresco gemalte Decke eine der schönsten in Deutschland. Diese Kirche hat zwei Thürme, zwischen welchen die hohe Kuppel emporragt. Die Höhe der Kuppel soll vom Boden an 250 Fuß betragen. Auch das Zeughaus ist groß und einfach. Es hat 650 Fuß im Umfange, eine Höhe von 92 Fuß und enthält vier Stockwerke. Die Decke des ersten Stocks ruht auf zwei Reihen von 28 Fuß hohen steinernen dorischen Säulen. Hinter dem Zeughause ist ein von einer Mauer umschlossener großer Kugelgarten. Auch das Kaufhaus ist schön und nimmt ein ganzes Viereck ein. Es ruht auf 72 steinernen Pfeilern, die 72 Schwibbogen machen. In diesem Bogengange werden die Messen gehalten und hinter ihm gibt es Kaufläden. In dem Gebäude befinden sich das Oberhofgericht, das Stadtamt, das Polizeiamt, eine Commissions- und eine Leihanstalt, die Mehlwage und der Packhof. Das Schauspielhaus hat drei Stockwerke und 900 Fuß im Umfange. Die schöne Bilderarbeit daran ist von van der Brand. Hinter dem Theater enthält das Haus den schönen Redoutensaal. Manheim hat ein gutes Gymnasium nebst einer Bibliothek, eine Handlungsschule, einen botanischen Garten, eine Sternwarte (ein, in Form eines Achtecks, 107 Fuß hohes Gebäude, und mit Instrumenten reichlich versehen), eine 1806 errichtete Armenanstalt. An Fabriken besitzt Manheim eine Stückgießerei, eine Steindruckerei, eine Krapp-, eine Tapeten-, eine Leim- und 6 Tabacksfabriken. Bekannt ist das manheimer Wasser (versüßter Anisbranntwein). Einige Handelshäuser machen

bedeutende Geschäfte. Der Speditionshandel wird durch die Rhein- und Neckarschifffahrt begünstigt. Man zählt 100 Handelsleute und mehre Buchhandlungen. Die Arbeiten der Handwerker und Künstler werden geschätzt. Auch die Bleichanstalten verdienen Erwähnung. Die Stadt ist mit schönen Gärten umgeben, der Gartenbau vorzüglich; besonders wird ein starker Hopfenbau getrieben. Unter den Spaziergängen bemerkt man den Schloßgarten, eine neue, schöne, englische Anlage von dem Schlosse bis zum Rhein, und die Mühlaue, eine beim Ausflusse des Neckars in den Rhein gelegene Insel mit freundlichen Anlagen. Wo jetzt Manheim steht, lag sonst ein Dorf gl. Namens, wo Kurfürst Friedrich IV. 1606 ein festes Schloß Friedrichsburg und eine Stadt anlegte, welche vorzüglich von Niederländern, die wegen Religionsbedrückung ihr Vaterland verlassen hätten, bevölkert wurde. Der dreißigjährige Krieg (vorzüglich die Jahre 1622, 1631 und 1644) bedrohete die neuentstehende Stadt mit dem Untergange. Nach dem westfälischen Frieden kehrten die vertriebenen Einw. zurück; aus Schutt und Asche erhob sich eine neue Stadt. Allein 1688 wurde durch die Franzosen ganz Manheim der Erde gleich gemacht. Die Einw. flüchteten nach allen Gegenden hin. In diesem Zustande verblieb die Stadt, bis 1699 der Kurfürst Friedrich Wilhelm einen Theil der Bürgerschaft zusammenbrachte und 1720 der Kurfürst Karl Philipp seine Residenz dahin verlegte, von wo sie sich zur bedeutendsten Stadt in der Pfalz erhob. 1777, als Baiern an den Kurfürsten von der Pfalz als Erben gefallen war, kam die Residenz nach München. Im franz. Revolutionskriege litt Manheim durch Belagerung und Beschießung. Durch den 1801 zu Luneville geschlossenen Frieden fiel es an das Haus Baden.

Mani, Manichäer. Von dem Stifter dieser Secte, den die Orientalen Mani, die Kirchenväter Manes, den Unsinnigen, und seine Anhänger Manichäer nannten, hat die Geschichte zwei verschiedene Nachrichten. Die ältere in den christlichen Kirchenschriftstellern aufbehaltene Erzählung scheint weit zuverlässiger als die arabische aus dem 10. Jahrh., die ihn zu einem vornehmen Magier, kunstreichen Maler und christlichen Priester macht, übrigens aber nichts merkwürdiges Neues von ihm sagt. Nach jener kam er im Knabenalter als Sklave, unter dem Namen Kubrikus, zu einer begüterten Witwe in Persien, bei der er die 4 Bücher des Scythianus, eines übrigens unbekannten ägyptischen Schwärmers, dessen Schüler Terebinthus oder Buddas sie ihr hinterlassen hatte, unter dem Titel Geheimnisse, Hauptstücke, Evangelium (Arzeng) und Schatz vorfand, durch deren Lesung er auf seine aus chaldäisch-dualistischen Ideen und gnostischen Mythen gewobene Welt- und Geisterlehre kam. (Vgl. Dualismus und Gnosis.) Nach dem Tode seiner Herrin ihr Erbe, nannte er sich Mani und versuchte, ähnlich dem spätern Mohammed, auf den Grund dieser Bücher eine neue Religionsphilosophie zu bauen, für die er Jünger gewann. Durch den Ruf seiner Weisheit an den Hof Sapors, Königs von Persien, geführt, mußte er, da der ihm anvertraute kranke Sohn dieses Königs unter seiner Behandlung starb, dafür mit Gefängniß büßen. Seine vorher ausgesendeten Schüler brachten ihm dahin Kunde von dem Widerstande, den das Christenthum ihnen entgegengesetzt habe. Dies bedenkend, faßte er über dem Lesen der heil. Schriften der Christen den Gedanken, zur Reinigung des Christenthums von jüdischen und hierarchischen Verunstaltungen und zur Ausbreitung einer von den Aposteln verschwiegenen Geheimlehre berufen, ja selbst der im N. T. verheißene Tröster zu sein. Nachdem er sich der Haft entzogen und auf Arabion, einer Feste an den Grenzen Mesopotamiens, neue Jünger gesammelt hatte, suchte er, unter dem Namen eines Apostels Jesu Christi, nach der arabischen Erzählung auch begünstigt von Sapor's (272 n. Chr.) Nachfolger Hormisdes (Hormuz), die Christen in jenen Gegenden zu seiner Lehre zu bekehren. Bei diesen Bemühungen soll er von Archelaus, einem christlichen

Bischofe zu Kaskar (Charrä) in Mesopotamien, in zwei Disputationen überwunden, bald auch wieder am persischen Hofe verdächtig und 277 n. Chr. auf Befehl des Königs Varacces (Vaharam) hingerichtet (die christliche Nachricht sagt geschunden) worden sein. Von einem ewigen Gegensatze des Guten und Bösen ausgehend, die Philosopheme Zerduscht's mit willkürlich gedeuteten biblischen Lehren verschmelzend, hat sein System vom Christenthum wenig mehr als die Sprache. Es nimmt zwei von einander unabhängige Grundwesen an, das Gute, den gestaltlosen Gott im Reiche des Lichts, und das Böse, Hyle oder Teufel, von kolossaler Menschengestalt in der Finsterniß der Materie, jenes verstärkt durch zwei anfänglich erzeugte Ausflüsse, Sohn und Geist, und stärker als dieses; jedes von unzähligen, von ihm ausgegangenen, gleichartigen Äonen oder Elementarkräften umgeben, die in fünf Elementen, oder über einander gethürmten Sphären wohnen, im Reiche des Guten Licht, klares Wasser, heitere Luft, mildes Feuer und reiner Äther, im Reiche des Bösen Finsterniß oder Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und Rauch, aus deren jedem wieder Geschöpfe ihm angemessen hervorgingen. Während eines innern Krieges der immer zwieträchtigen Kräfte der Finsterniß gewahrte die geschlagene Partei auf hohen Grenzgebirgen das dem Teufel vorher unbekannte Lichtreich. Um es zu erobern, machte der Teufel Friede mit den Seinigen, dagegen der gute Gott die Mutter des Lebens und aus dieser den Menschen erzeugte, um seine Heere gegen die Bösen anzuführen. Dieser Äon wollte sie durch List und Liebe bezwingen, wobei viele Lichtseelen, selbst sein eigner Sohn, der leidensfähige Jesus, vom Teufel und seinen Äonen verschlungen wurden. Der heilige Geist, von Gott zu Hülfe gesendet, fesselte zwar die Feinde und schuf das Weltgebäude (die Erde), das auf den Schultern der Riesen Omophorus und Splenditenes ruht, welche die Manichäer verehren; dafür aber erzeugte der Teufel, um das Böse in die Welt zu bringen, die Menschen, deren Körper und sinnliche Seele seinem Reiche angehören, und deren vernünftige Seele von dem in jenem Kampfe vom Teufel verschlungenen Lichtstoff genommen ist. Nun sehnten sich die Menschen aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit hinaus nach dem Lichte. Der Sohn Gottes, Christus (den Mani vom leidensfähigen Jesus unterscheidet), dessen Kraft in der Sonne, dessen Weisheit im Monde wohnt, mußte daher in die Welt kommen, um die noch von der Finsterniß gehaltenen Lichtseelen zu befreien. Dieser Erlöser wurde nicht Mensch; was das Neue Test. von dem Menschenleben Jesu erzählt, war nur Schein und Schattenspiel, selbst sein Tod und seine Auferstehung; aber seine Leiden sind Sinnbilder der an den verderbten Menschen nöthigen Läuterung durch Entsagung, Tod und neues Leben, insonderheit seine Kreuzigung eine Allegorie von der Qual der Seelen, die an der Materie hängen, wie am Kreuz. Diese Erlösung geschieht nur durch den Unterricht, den der Tröster (Mani), als Stellvertreter des heil. Geistes, aus den Reden Christi und selbst empfangenen Offenbarungen kundmacht. Mani's Christenthum verwirft somit das Alte Test. ganz und gebraucht das Neue nur nach seiner Deutung. Nach dem Tode nimmt er Reinigung der Seele durch Feuer und Wasser, aber keine Auferstehung des Leibes an. Die Vollkommenen sollen bald darauf zur Seligkeit im Licht gelangen, die Unvollkommenen erst nach Wanderungen durch mancherlei Thiere, in denen sie büßen und sich läutern, die Unverbesserlichen aber, obschon auch zur Seelenwanderung bestimmt, ewige Höllenstrafe leiden. Auch die nicht belebte Schöpfung durchdringt das Licht des leidensfähigen Jesus, das aus den Äonen der Finsterniß wieder herausströmend, auf die Erde fällt und sie befruchtet, und der lebendige Geist reinigt auch die Vegetation, indem ihre Früchte durch den Genuß, den sie den Menschen geben, sich im Dienste des Lichtes verzehren, daher auch die Manichäer kein Brot, sondern nur Geld als Almosen an Nichtmanichäer spenden durften. Erzürnt über

diesen Erfolg, erregen jene teuflischen Kräfte Ungewitter und andre physische Übel. Das ganze Drama beschließt ein allgemeiner Weltbrand, die Wiederkehr der erlösten Seelen in das Reich des Lichts und der Fall des Teufels in Ohnmacht und ewige Fesseln. Zwischen seinem Gebiet und dem Reiche des Lichts halten die Seelen der nicht völlig Geläuterten ewig Wache, daß Beides geschieden bleibe, wie es vom Anfang war. Mit diesem Religionssysteme, das in den Büchern des Scythianus und M.'s eignen Zusätzen, Briefen und apokryphischen Schriften enthalten war, aber jetzt nur noch in Bruchstücken, welche man in alten Schriftstellern, besonders des heiligen Augustinus gegen die Manichäer findet, vorhanden ist, hängt die manichäische Sittenlehre genau zusammen. Sie theilt die Manichäer in zwei Classen, die Auserwählten sollten sich des Weines, des Fleisches und aller thierischen Nahrung, der Ehe, des Beischlafs, der Musik, des Besitzes irdischer Güter und jeder Üppigkeit, dabei aber auch des Krieges, der Arbeit und jeder Beschädigung der Pflanzenwelt, ja selbst des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, außer Ungeziefer, tödten und ihr Leben der frommen Betrachtung widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommneren erlaubt; durch ihre Arbeit mußten sie sich und die Auserwählten ernähren, in der Ehe das Kinderzeugen verhüten und ihr Glück in der Armuth suchen. Aller Oberhaupt war Mani mit 12 von ihm gewählten Aposteln, unter denen Thomas, Buddas und Akuas, nach dem die Manichäer auch Akuaniten genannt wurden, Erwähnung verdienen. Den manichäischen Gemeinden standen Bischöfe (Mani hatte 72 dazu geweiht), Älteste und Diakonen vor, sämmtlich aus der Classe der Auserwählten, in der es auch heilige Jungfrauen gab. Doch galten diese Geistlichen nur als Lehrer, da das Kirchenregiment von den Gemeinden demokratisch ausgeübt wurde. Tempel, Altäre, Bilder, Opfer und andre sinnliche Hülfsmittel des Gottesdienstes hatten sie nicht; ihre Gottesverehrung bestand aus Gesang, Gebet, Vorlesung ihrer heiligen Bücher und Lehrvorträgen. Die Abendmahlsfeier hielten sie ohne Wein, die Taufe verschoben sie, wie die Christen des ersten Jahrh., oft ins reifere Alter. Von den Festen der Christen begingen sie nur das Gedächtniß des Todes Jesu und den Sonntag, diesen mit strengem Fasten. Im März feierten sie Mani's Todestag (Bema), an dem in ihren einfachen Versammlungssälen ein auf fünf Stufen erhabener prachtvoller Lehrstuhl für den im Geist anwesenden Mani stand. Sie wollten für Christen gehalten sein, mußten aber, ungeachtet des ihnen selbst von Gegnern zugestandenen Ruhmes vorzüglicher Sittenreinheit, doch seit der Mitte des 4. Jahrh. härtere Verfolgungen erdulden als andre Ketzer. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sie sich schnell genug aus Persien, ihrem Vaterlande, durch Syrien und Kleinasien nach Nordafrika und selbst bis Italien ausgebreitet. Der heilige Augustinus, der ihre Irrthümer am eifrigsten bestritten hat, war in seiner Jugend 9 Jahr Zuhörer unter ihnen gewesen. In Nordafrika, wo sie viele, obwol nicht zahlreiche Gemeinden mit eignen Bischöfen hatten, wurden sie im 5. Jahrh. von den Vandalen, im römischen Reiche, besonders in Italien, wohin einzelne Haufen derselben sich aus Afrika geflüchtet hatten, durch die Verfolgungsdecrete christlicher Kaiser und durch bischöfliche Bannflüche ausgerottet. Endlich auch in Persien unterdrückt, zogen sie sich seit dem Anfange des 6. Jahrh. theils in das noch heidnische östliche Asien, wo sie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben scheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück, und traten in spätern Jahrh. nur unter andern Namen wieder auf. Die Priscillianisten, Paulicianer und Katharer (s. d.) hatten viel mit den Manichäern gemein; doch ist ihr Name im Mittelalter ketzerischen Parteien und Gesellschaften, wie den 1022 zu Orleans verbrannten Kanonicis, oft ohne Grund und nur um den Volkshaß aufzuregen, beigelegt worden. E.

Manier und **Manierirt** bezeichnet im tadelnden Sinne die Eigen-

schaften eines Kunstwerks, die nicht aus dem Wesen seines Gegenstandes, sondern aus der bloßen Individualität des Künstlers hervorgegangen sind, mithin tadelhafte Eigenschaften, da, gewisse Fälle ausgenommen, die Kunst nach möglichster Objectivität streben soll; im engern Sinn gilt es gleichbedeutend mit Künstelei und gekünstelt; doch wird das Wort Manier auch oft mit Styl gleichbedeutend gebraucht. In einem andern Sinne spricht man von Manieren in der Musik und versteht alsdann diejenigen Verzierungen darunter, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den Noten, oder zwischen denselben vermittelst kleinerer Noten bezeichnet oder auch dem Geschmack des Spielers oder Sängers anzubringen überlassen werden. Dahin gehören der Triller, Pralltriller, Mordent, Doppelschlag, Schleifer, Vorschlag, Nachschlag, Bebung u. s. w. Oft theilt man die Manieren auch ein in Setz- und Spielmanieren. Zu jenen rechnet man alle Notenverbindungen, die aus der Zergliederung der melodischen Hauptnoten und aus der Vermischung derselben mit Nebennoten entstehen, und von welchen man einige mit besondern Namen bezeichnet hat, wie z. B. den Laufer, die Walze, den Schwärmer u. s. w. Zu diesen gehören theils die vorhin angezeigten bestimmten Manieren, theils auch Veränderungen der Melodie von unbestimmter Form, womit die Melodie einer Solostimme, besonders in Adagiosätzen, oft verziert wird, deren Gebrauch aber durch den Charakter des Stücks bestimmt sein muß, in welchem man sie anbringt, um demselben größere Mannigfaltigkeit zu geben.

Manifest, eine Erklärung, welche vornehmlich im Anfange eines Krieges von den streitenden Mächten öffentlich bekanntgemacht wird, um die rechtfertigenden Ursachen des Krieges darzustellen. Die Benennung kommt her von **Manifestum est etc.** (Kund und zu wissen ꝛc.), womit die in frühern Zeiten gewöhnlich in lateinischer Sprache abgefaßten Kundmachungen dieser Art anfingen. Die Form der Manifeste ist die der offenen Briefe, d. h., sie beginnen mit einer kurzen Anrede an das gesammte Publicum, und sind mit der Unterschrift des Regenten versehen. Verschieden von ihnen sind die Deductionen oder Darstellungen der Beweggründe und die sogenannten **Exposés des motifs**; erstere sind gleichfalls officielle, an das Publicum gerichtete, aber nur selten im Namen des Regenten abgefaßte und von ihm nicht unterschriebene Schriften in Form eines juristischen Libells; wogegen sich diese, die gewöhnlich in franz. Sprache abgefaßt sind, durch ihre weniger juristische Form unterscheiden. Der Gebrauch der Manifeste hat sich bis auf unsere Tage bei allen Mächten erhalten; nur Frankreich, das sich über so viele bis dahin für nothwendig geachtete Formen hinwegsetzte, erließ auch in den letzten Zeiten keine Manifeste mehr, sondern es erfolgten nur Botschaften des Kaisers an den Senat, Proclamationen an das Heer und Ausfälle im Moniteur. Cz.

Manilius (Marcus), ein römischer Dichter, wahrscheinlich aus dem Zeitalter des Augustus, dessen Lebensumstände unbekannt sind. Merkwürdig ist er weniger als Dichter, als weil er, der Einzige unter den Römern, mit dem Aratos wetteifernd, ein astronomisches Lehrgedicht zu verfertigen versuchte. Wir haben davon nur noch 5 Bücher unter der Aufschrift: „**Astronomica**". Es hat keinen hohen poetischen, aber wol einen wissenschaftlichen Werth; doch finden sich einzelne schöne und glänzende Stellen, wohin besonders die Eingänge gehören. Hauptausgaben sind von Bentley (Lond. 1739, 4.), von Stöber (Strasburg 1767) und von Pingré (Par. 1786, 2 Bde.).

Manilla, s. Philippinen.

Manipel, **manipulus**, s. Legion.

Manipulation, Behandlung, besonders die magnetische, s. Magnetismus.

Manko-Kapak, der Stifter und erste Inka des peruanischen Reichs, dessen Bewohner noch zu der Zeit, als die Spanier mit ihnen bekannt wurden, sein Andenken in hoher Verehrung hielten. Er hatte sie gebildet und mit nützlichen Beschäftigungen, namentlich mit dem Ackerbau, bekanntgemacht. Er war unter ihnen aufgetreten als ein Sohn der Sonne und lehrte, innerlich und als höchste und unbekannte Gottheit, Pachakamak, d. h. die Seele oder Stütze der Welt, äußerlich aber und als eine untergeordnete, sichtbare und bekannte Gottheit, die Sonne, seine Mutter, verehren, und befahl, letzterer für die Wohlthaten, womit sie die Menschen überhäufte, Opfer darzubringen.

Manlius (Marcus) Capitolinus, ein tapferer, ehrgeiziger und ränkesüchtiger römischer Patricier und Consular. Als die Gallier unter Brennus 390 v. Chr. Rom erobert und das Capitol eingeschlossen hatten, versuchten sie in einer finstern Nacht die Felsenburg durch Überfall zu gewinnen. Schon hatten sie den Fuß der Mauer erreicht; die Wachen, auf die Unersteigbarkeit derselben bauend, hatten sich vom Schlaf überwältigen lassen und die Feinde bereits eine Stelle in der Mauer entdeckt, die zu erklettern war, als die Besatzung durch das Geschrei einiger Gänse, die der Juno geheiligt waren, geweckt wurde. Alles stürmte zu den Waffen; M. war der Erste, welcher den Ort der Gefahr erreichte. Zwei Gallier hatten die Zinne der Mauer erstiegen; einer fiel unter seinem Schwerte, den andern stürzte er mit dem Schilde hinab. Sein Beispiel befeuerte die übrigen; das Capitol war gerettet und M. erhielt den Zunamen Capitolinus. Ein späterhin von ihm gethaner Gesetzvorschlag, dem Volke die Steuern abzunehmen, brachte den Senat wider ihn auf und er ward als ein Unruhestifter verhaftet, mußte aber auf die einmüthige Foderung des Volks, das ihn als seinen Wohlthäter verehrte, frei gelassen werden. Sein unruhiger Geist führte ihn nun immer weiter; zuletzt trachtete er nach der Oberherrschaft, sodaß die Volkstribunen selbst seine Ankläger wurden. Er ward zum Tode verdammt und 383 v. Chr. von dem tarpejischen Felsen herabgestürzt.

Manlius (Titus) Torquatus, römischer Consul und Feldherr, Sohn des Manlius Imperiosus. Bei einem lebhaften Geiste gebrach ihm das Talent, gut zu sprechen. Sein Vater, der ihn deßhalb nicht in die Stadt zu bringen wagte, hielt ihn auf dem Lande unter den Sklaven zurück. Dies Verfahren schien dem Volkstribun Marcus Pomponius so ungerecht, daß er ihn vorladen ließ, um sich deßhalb zu verantworten. Der Sohn, der mit Unwillen seinen Vater seinetwegen verfolgen sah, eilte mit dem Dolche in der Hand zum Tribun und ließ ihn schwören, von seiner Anklage abzustehen. Diese Kindesliebe rührte das Volk, welches ihn im nächsten Jahre zum Kriegstribun wählte. Er zog mit dem Heere gegen die Gallier, deren Einer den tapfersten Römer zum Zweikampf forderte. M. nahm die Ausfoderung an, erlegte seinen Gegner und schmückte sich mit der goldenen Halskette (torquis) desselben. Davon erhielt er den Beinamen Torquatus, der auf seine Nachkommen überging. Einige Jahre nachher wurde er zum Dictator ernannt; er war der erste Römer, der, ohne Consul gewesen zu sein, diese Würde bekleidete. Darauf ward ihm mehrmals das Consulat ertheilt; u. a. war er Consul 340 v. Chr. während des Kriegs der Lateiner. Gegen seine ausdrückliche Verordnung, daß ohne Befehl und außer seinem Gliede sich kein Römer in ein Gefecht einlassen solle, nahm sein Sohn, eingedenk des Sieges seines Vaters, einen Zweikampf an, zu dem einer der feindlichen Anführer ihn herausfoderte. Er war siegreich und legte die Beute des Feindes seinem Vater zu Füßen. Dieser aber wendete sich unwillig von ihm, übergab ihm einen Siegerkranz, und befahl zugleich dem Lictor, die Todesstrafe, in die er verfallen sei, an ihm zu vollziehen. Dieses Beispiel der Strenge verschaffte dem M. den pünktlichsten Gehorsam. Er besiegte wenige Tage darauf die Feinde am Visiris, während sein Mitconsul, Decius Mus,

sich für das Vaterland dem Tode weihte. Der Senat bewilligte ihm die Ehre des Triumphs. Er trat darauf in den Privatstand zurück. Man nannte nach ihm sprichwörtlich **Manliana edicta** alle Verordnungen, in denen eine besonders strenge Gerechtigkeit gehandhabt wurde.

Mann, s. Geschlecht.

Manna, der eingetrocknete, klebrige, blaßgelbe, durchsichtige, schleimig-süße Saft, den einige Gattungen der Esche im südlichen Europa, besonders in Calabrien und Sicilien, liefern. Man könnte eine ähnliche Substanz auch aus andern Gewächsen, z. B. aus den Runkelrüben gewinnen. In den Morgenländern gibt es dieser Manna liefernden Gewächse mehre, welche man zum Theil noch nicht näher kennt. Eine dieser Pflanzen, aus dem Geschlechte des Hahnenkopfs (**Hedysarum**), soll das Manna gegeben haben, welches die Israeliten auf ihren Wanderungen in der arabischen Wüste genossen. Auch in Amerika gibt es Gewächse, die Manna liefern. Die Manna von Briançon kommt vom gemeinen Lerchenbaume.

Mannbarkeit, s. Pubertät.

Mannengericht, das Gericht, welches nach altgermanischer Sitte zwischen dem Obern und seinem Gefolge, zwischen dem Lehnherrn und seinen Vasallen, sowie zwischen diesen zu richten hat, und aus den Vasallen selbst als **paribus curiae** besteht. Daher die alten Ausdrücke Mannrichter, Vorsteher dieses Gerichts, Mannbote, Mannrecht, eine Versammlung des Gerichts.

Mannrecht, s. Mannengericht.

Mannus, ein Held der alten Deutschen, Sohn Thuiskon's, welcher nach seinem Tode als Schutzgott verehrt wurde. Er war der Mars der Deutschen. Sein Bildniß, in der Riesengestalt eines altdeutschen Kriegers, mit einer Thierhaut bekleidet, einen Schild an der Seite, und unter einer Eiche, dem Symbol der Stärke, stehend, wurde lange bei den Rugiern verehrt. Man hat ihn bald für den Adam, bald für den Noah der biblischen Geschichte gehalten. Von ihm bedeutet das Wort Mann einen mit Kraft und Muth ausgerüsteten Menschen.

Manoël (Don Francesco), der berühmteste Lyriker in der neuern portugiesischen Literatur, geb. zu Lissabon 1734, starb zu Paris den 25. Febr. 1819. Er bildete sich anfangs für die Musik, wandte sich aber bald zur Literatur und Poesie. Sein Talent ward zuerst den Ausländern bekannt, die er, als geist- und gefühlvoller Cicerone, nach dem Erdbeben von Lissabon 1755 in den Ruinen seiner Vaterstadt herumführte. Nun lasen auch die Portugiesen M.'s Gedichte, unter welchen das an die Tugend allgemeinen Beifall erhielt. Aber seine Feinde machten aus Neid über sein Talent und über die Achtung, in der er stand, seine Gesinnungen verdächtig, wozu sie in seinen Äußerungen über Toleranz und Mönche und in der Übersetzung von Molière's „Tartuffe" den Stoff fanden. Vor die Inquisition gefodert, entwaffnete er (4. Juli 1778) den Diener des heiligen Gerichts und flüchtete sich nach Paris, das er seitdem nicht wieder verließ. Er übersetzte Wieland's „Oberon". Seine Gedichte u. d. T. „**Versos de Filinto Elysio**" füllen mehre Bände. Vorzüglich schätzt man seine Oden und die Übersetzung der Fabeln von Lafontaine. Der portugiesische Gesandte in Paris, Marquis de Marialva, hatte den Liebling der Musen vor Mangel geschützt, sodaß er im Alter nicht darbte. 20.

Manoeuvre, jede taktisch geordnete Bewegung der Truppen, durch welche man einen entscheidenden Vortheil über den Feind zu bewirken oder demselben die schon erlangten Vortheile wieder abzugewinnen sucht. Ein Manoeuvre kann sowol mit kleinern Abtheilungen als mit größern Heeresmassen, sowol zufolge des voraus entworfenen Schlachtplans als auch durch geniale Benutzung des Moments, der Umstände und Zufälligkeiten ausgeführt werden, und bleibt in jedem Falle der

Act, worin das Talent des Kriegskünstlers und der Werth jeder Waffengattung am glänzendsten erscheinen. Es gehören also hierher alle Evolutionen im Angesicht des Feindes, um demselben wichtige Punkte abzugewinnen, deren Überwältigung sodann mit den Waffen selbst leichter und entscheidender erfolgen kann, alle Scheinbewegungen, um den Gegner über die wahre Absicht irrezuleiten, endlich alle Bewegungen, um seine Blößen zu benutzen oder ihm die unserigen zu verdecken. Ein Hauptmanoeuvre ist der überflügelnde Angriff, wo man einen Theil seiner eignen Linie zurückhält (refusirt), während man mit dem andern die feindliche Flanke entweder unmittelbar zu umfassen oder in Verbindung mit einer sie umgehenden (tournirenden) Abtheilung anzufallen und aufzurollen, d. h. in Verwirrung und außer Haltung zu bringen sucht. Man schreibt die erste Idee dieses Manoeuvres dem Epaminondas zu; sie verschaffte ihm den Sieg bei Leuktra und Mantinea. Philipp, Alexander, Cäsar bei Pharsalus, Baner bei Wittstock, Torstenson bei Jankowitz, vorzüglich aber Friedrich II. bei Hohenfriedberg und Leuthen, Napoleon u. a. Feldherren errangen dadurch ihre schönsten Lorbern. Bei dieser Gelegenheit erhält unsere Stellung gegen die feindliche allemal eine schräge (oblique) Richtung, und der Angriff pflegt auch stufenförmig (en échelon), wie z. B. bei Leuthen, zu geschehen. Das Durchbrechen (s. d.) der feindlichen Linie oder Stellung, ein Hauptmanoeuvre der Flotten, ist in Feldschlachten eines der kühnsten, aber auch gefährlichsten. Dagegen ist der schachbretförmige Rückzug (en échiquier) einer der vortheilhaftesten, da er am meisten geeignet ist, Besonnenheit und Ordnung unter den Truppen zu erhalten. Das Verändern der Stellung und Front während des Gefechts ist äußerst gewagt und gelingt selten. Über das Durchziehen der Treffen s. d. A. Da nun von der größern oder mindern Manoeuvrirfähigkeit der Truppen in den mehrsten Fällen der Ausgang des Gefechts abhängt, so war es ein Hauptaugenmerk der Kriegskünstler, sie schon während der Waffenruhe zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen. Gustav Adolf und Karl XII. übten ihre Schweden so zweckmäßig, daß man ihren Vorzug allgemein anerkennen mußte, bis Friedrich II. das Manoeuvriren geist- und kunstvoller ausbildete und seine Truppen zum Muster für alle europäischen Heere erhob. Von Potsdam ging die militairische Aufklärung aus; dort bildete Friedrich Die, welche er zu einstigen Anführern bestimmte, in den größern, zusammengesetztern Manoeuvres; dort versuchte er mit den Bataillonen seiner Garde und jährl. im Herbst bei den Revuen mit der potsdamer und berliner Besatzung, unterstützt durch Seydlitz, durch Saldern, Gaudy u. A., was beim Heere eingeführt werden sollte. — Wenn aber der Zweck solcher Friedensmanoeuvres wirklich erreicht und dem Krieger klar werden soll, was seine erlernten taktischen Evolutionen bedeuten, so muß das Bild von Schlachten und Gefechten der Wahrheit dadurch ähnlicher ausgeführt werden, daß man es nicht der Phantasie überläßt, sich den Feind darzustellen, sondern daß man ihn durch wirkliche Truppenabtheilungen darstellt; es muß ferner dem Manoeuvre zwar eine Hauptidee zum Grunde gelegt, die Ausführung derselben aber im Einzelnen den gegeneinander manoeuvrirenden Parteien nach den sich ergebenden Umständen überlassen bleiben. Nur so wird der Blick der Anführer geübt, ihre Geistesgegenwart an zufälligen Begegnissen geprüft und das zweckmäßige Wirken und Gegenwirken aller Waffengattungen nach Zeit, Terrain und Umständen erwogen werden können. In diesem Geiste ließ Friedrich II. manoeuvriren. Bald sendeten die mehrsten europäischen Mächte Zuschauer, um die Vortheile der Preußen abzulernen und in ihren Heeren zu verbreiten. Die Franzosen nahmen nach dem siebenjähr. Kriege, dessen Erfolge so glänzend für die preuß. Taktik sprachen, die Grundsätze Friedrichs II. und seiner Manoeuvrirkunst an, zogen bei Strasburg, Metz, Lille u. a. O. große Corps in Lager zusammen und übten sich. Den Sachsen lehrte Graf Anhalt, ein Schüler Friedrichs, sich dem Terrain gemäß leichter und zweck-

mäßiger bewegen; überall ahmte man mehr oder weniger die Preußen nach und trieb es hier und da so weit, daß man die Form und Dauer der Evolutionen nach Zollen und Secunden berechnete. Dadurch wurden allerdings der Manoeuvrirfähigkeit der Truppen mathematische Fesseln angelegt, welche die freiere Regsamkeit des Geistes lähmten und nothwendig den Sieg einer Gegenpartei erleichtern mußten, welche die Kriegführung von einer genialern Seite erfaßte. Man wurde nun seit den franz. Revolutionskriegen genöthigt, jene Fesseln abzulegen, an Vereinfachung der Formen der Manoeuvres zu denken und die Truppen an eine zwanglosere Bewegung zu gewöhnen, um Zeit und Kräfte für die ausgedehntern strategischen Operationen zu behalten. Da indessen die Erfahrung bei jeder Gelegenheit das Übergewicht darthut, welches geschickt manoeuvrirende Truppen gegen schwerfällige oder ungeübte erlangen, so wurde neuerdings besonders in dem preuß. Heere die möglichste Sorgfalt auf diesen Punkt verwendet. — Jährlich werden von den verschiedenen Armeecorps Manoeuvres von größerer Bedeutsamkeit unternommen. Als Beispiel erwähnen wir das bei Berlin 1823 vom 5. bis zum 20. Sept. Es waren unter den Befehlen des Generals Tauentzien 42 Bat., 57 Esc. und 90 St. Geschütz von den Garden, dem 2. und 3. Armeecorps, also über 40,000 M. zusammengezogen, theils in zwei Zeltlagern, theils cantonnirend. Die Übungen fingen am 8. an, und nachdem am 10. die ganze Reiterei für sich manoeuvrirt hatte, begann am 11. das Hauptmanoeuvre. General v. Thile I. führte ein Corps, welches den Feind darstellte. Es war am 11. angenommen, er sei von der Elbe her vorgerückt und der diesseitigen Armee in Besetzung der Hauptstadt zuvorgekommen, daher diese Armee, von Frankfurt entgegenrückend, sich veranlaßt sah, über die Spree zu gehen und eine Schlacht zu suchen, wobei jedoch die Hauptstadt geschont werden sollte. Bei dieser Gelegenheit fand zuletzt ein gleichzeitiges Wirken aller Streitkräfte, die feindliche Macht umfassend, statt. Am 12. war ein Begegnen des von der mittlern Elbe gegen Berlin vordringenden Feindes angenommen; man mußte ihn von seiner Linie wegzudrängen suchen. Die Truppen bivouaquirten zufolge der beim Manoeuvre eingenommenen Stellungen in der Gegend der Dörfer Mahlow und Klein-Ziethen, worauf der Feind am 13. mit schräger Front angegriffen und festgehalten, zugleich aber auch sein linker Flügel umgangen wurde. — Das kühnste und geschickteste Manoeuvre, welches je mit einer Flotte ausgeführt wurde, fand unter Nelson bei Abukir statt. — In Hoyer's „Gesch. der Kriegskunst" findet man die Literatur dieses Zweigs der Kriegskunst. 5.

Manomēter, ein meteorologisches Instrument, die Quantität des atmosphärischen Niederschlags, Regen, Schnee, Thau ꝛc. zu messen.

Mansard (François), Baumeister, geb. zu Paris 1598. Auch sein Vater, **Pierre François**, war Baumeister, starb aber so frühzeitig, daß er den Unterricht seines Sohnes nicht vollenden konnte. François erwarb sich durch s. Genie großen Ruf; s. Arbeiten schmücken nicht nur Paris und dessen nächste Umgebungen, sondern auch die Provinzen. Die Kirche Val de Grace ist nach seinen Zeichnungen bis an das große Gesimse aufgeführt worden, und es ist zu bedauern, daß es seinen Neidern gelang, ihn später davon zu entfernen. M. starb als erster königl. Baumeister 1666. Er entwickelte in seinen Entwürfen edle und prächtige Ideen, einen feinen Geschmack und eine genaue Kenntniß aller einzelnen Theile seiner Kunst; dabei war er sehr streng in seinen Foderungen an sich. Colbert foderte ihn auf, einen Plan für den Palast des Louvre zu entwerfen, und fand die Arbeit M.'s so vortrefflich, daß er das Versprechen von ihm verlangte, seinen Entwurf ohne Abänderung auszuführen. M. aber verweigerte diese Zusage, um sich die Freiheit vorzubehalten, seine Arbeit noch verbessern zu können. Das Lustschloß Maisons wird für sein Meisterwerk gehalten. Nach ihm heißen die gebrochenen Dächer, die er zuerst angab, **Mansarden**.

Mansfeld, eines der ältesten gräfl. Geschlechter in Deutschland, das von dem Schlosse Mansfeld im ehemal. obersächs. Kreise seinen Namen hatte. Es war in zwei Haupt- und mehre Nebenlinien abgetheilt, die aber 1780 in männlichen Erben ausgestorben sind. Unter den alten mansfeldischen Grafen hat sich Hoyer, der 1115 in dem Treffen bei Welfsholz blieb, um den Kaiser Heinrich V. verdient gemacht. Albrecht, Graf v. M., erklärte sich für Luther's Sache und war in dem Religionskriege eine der vornehmsten Stützen der Protestanten. Volrath, Graf v. M., sein fünfter Sohn, zeichnete sich als Krieger aus und rettete im Treffen von Montcontour durch seinen Rückzug einen Theil der deutschen Reiterei. Er starb 1578. Peter Ernst, Graf v. M., war Statthalter von Luxemburg und Brüssel und starb 1604 in seinem 87. J. mit dem Titel eines Fürsten des römischen Reichs. Karl, Prinz v. M., sein rechtmäßiger Sohn, that sich im flandrischen und ungarischen Kriege hervor und starb 1695 ohne Nachkommen. Peter Ernst v. M., des Letztern natürlicher Bruder, den Peter Ernst v. M. mit einem Frauenzimmer von Stande zu Mecheln erzeugte, wurde von seinem Taufpathen, dem Erzherzog Ernst v. Östreich, in der kathol. Religion erzogen, und leistete nebst seinem Bruder Karl dem Könige von Spanien in den Niederlanden und dem Kaiser in Ungarn wichtige Dienste, daher ihn Kaiser Rudolf II. legitimirte. Weil man ihm aber die Würde seines Vaters und die Güter, die er in den Niederlanden besessen hatte, gegen das gegebene Versprechen vorenthielt, schlug er sich 1610 zu den protestantischen Fürsten, nahm die reformirte Religion an und wurde einer der gefährlichsten Feinde des Hauses Östreich. Dem Widerstande, den er und einige kleine Reichsfürsten leisteten, ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß Östreichs Plan, ganz Deutschland zu unterjochen, vereitelt wurde. M. vereinigte sich 1618 mit den mißvergnügten Böhmen, denen er Truppen zuführte, focht lange in Böhmen und am Rhein für die Sache des geächteten Kurfürsten Friedrich v. d. Pfalz, verwüstete besonders die Staaten geistlicher Fürsten, wurde öfters geschlagen, aber nie überwunden. Mit engl. und franz. Gelde warb er (1625) ein Heer, mit welchem er in die östreichischen Erbstaaten dringen sollte. Er ward zwar (25. April 1626) bei Dessau von Wallenstein geschlagen, setzte aber doch seinen Marsch bis Ungarn fort, um sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu vereinigen. Als dieser aber seine Gesinnung änderte, entließ M. seine Truppen und wollte mit einem kleinen Gefolge über Venedig nach England gehen. Er ward aber in einem Dorfe unweit Zara krank, starb 1626 im 40. Lebensjahre und wurde zu Spalatro begraben. M. gehörte zu den außerordentlichen Menschen und war einer der größten Generale seiner Zeit. Aus seinen Niederlagen ging er immer furchtbarer als vorher hervor. Er trotzte kühn allen Gefahren und Beschwerden. Mit großem Verstande, der sich besonders in seinen Unterhandlungen zeigte, verband er eine hinreißende Beredtsamkeit und eine unerschöpfliche List. Er war der Schrecken seiner Feinde. Den Condottieren der Italiener in frühern Zeiten nicht unähnlich, nährte er seine Truppen nach der Sitte des Jahrhunderts durch Raub und Plünderung. Man verglich ihn daher mit Attila. Er selbst verschwendete die geraubten Schätze wieder und blieb arm. Er erwartete den letzten Augenblick seines Lebens völlig gewaffnet und stehend, auf zwei seiner Adjutanten gestützt. Wolfgang, Graf zu M., hatte ebenfalls an den Angelegenheiten des dreißigjährigen Krieges bedeutenden Antheil. Von den beiden Linien des Hauses M. starb die eislebische oder lutherische 1710 aus. Von der kathol. Linie erhielt Graf Heinrich Franz 1690 vom K. Karl II. von Spanien das Fürstenthum Fondi im Königreiche Neapel, und Kaiser Leopold I. ertheilte ihm 1711 die reichsfürstl. Würde. Heinrich Paul Franz, letzter Graf v. M. und Fürst v. Fondi, verkaufte das Fürstenthum Fondi und starb 1780 ohne männliche Erben. Seine einzige Tochter brachte seine Allodialgüter durch Heirath an das fürstl. Haus

Colloredo, welches daher den Namen Colloredo-Mansfeld führt. Die ehemal. Grafschaft Mansfeld (19 □M., 59,000 Einw.) in Nordthüringen wurde Schulden wegen von Kursachsen und Magdeburg seit 1570 sequestrirt. Seit 1814 ist sie dem preuß. Regierungsbezirke Merseburg einverleibt. In ihr liegen die Kreisstädte Mansfeld und Eisleben. Das Ländchen hat Bergbau.

Mansfield (William Murray), Lordoberrichter, Rechtsgelehrter, geb. zu Perth in Schottland 1705. Sein Vater war Graf David Flormont. Schon als 14jähr. Jüngling auf der Schule zu Westminster zeichnete er sich durch Beredtsamkeit aus. Er studirte 1723 zu Oxford im Christ-Church College. 1731 bereiste er Frankreich und Italien. Dann widmete er sich der gerichtl. Praxis als Redner; 1742 ward er Sollicitor general und 1756 Oberrichter der Kingsbench, auch Geheimerath. Seine Beredtsamkeit unterstützte eine harmonische Stimme und eine würdige Stellung; seine Sprache war rein, sein Styl nervig und klar, seine Fassungskraft schnell und sein Gedächtniß scharf. Daher traten ihm frühere Rechtsfälle schnell lebhaft vors Auge. In Colonien- und Prisensachen nahm der Geheimerath selten einen andern Beschluß als seine Abstimmung. Er redete immer kräftig für Duldung und Religionsfreiheit. Die Ministerialcoalition von 1757, welche für Großbritannien so sehr vortheilhaft war, war meist sein Werk. Lordkanzler wollte er nicht werden und 1788 legte er seine Würde nieder, und wiewol seine Körperkräfte seitdem abnahmen, so blieb doch sein Geist ungeschwächt. Die franz. Revolution mit ihren Folgen machte den Greis für sein Vaterland und dessen Zukunft besorgt. 1793 starb er auf seinem Landsitz bei Kenwood.

Manso (Johann Kaspar Friedrich), Prof. und Ritter, geb. zu Blasienzell im Herzogthume Gotha den 26. Mai 1759, erhielt den ersten Unterricht, der sich größtentheils auf die alten Sprachen beschränkte, im väterlichen Hause. Noch vor seinem 17. J. hatte er die Classiker mehrmals durchgelesen, und im Griech., welches er meistens durch eignen Fleiß erlernen mußte, den Hesiod und Theokrit übersetzt. Im 17. J. besuchte er das Gymnasium zu Gotha. In Jena, wo er 4½ Jahr, zuletzt als Erzieher im Hause des Rechtsgelehrten Hellfeld, lebte, ging er von der Theologie zur Philologie und Philosophie über. Dann nahm er in Gotha eine Hauslehrerstelle an und lehrte zugleich, seit 1785, am Gymnasium, zuerst als Collaborator, später als Professor. 1790 ward er als Prorector an das Maria-Magdalenen-Gymnasium in Breslau berufen, und übernahm 3 Jahre darauf, als erster Professor und Rector, die Leitung dieser Anstalt und stand derselben bis an seinen Tod (9. Juni 1826) rühmlich vor. Hier lebte er in engen Freundschaftsverhältnissen mit Garve, wie man aus den Briefsammlungen sieht, die nach Garve's Tode erschienen sind. M. ist als Dichter und Prosaiker, als Übersetzer, Humanist und Kritiker bekannt. Wenn auch seinen Übersetzungen (Virgil's „Landbau", Bion und Moschus, der „König Ödipus" des Sophokles und „Das befreite Jerusalem"; letzteres unvollendet) das Verdienst möglicher Treue nicht beigelegt werden kann, so sind doch in denselben gelehrte Kenntnisse und ein empfängliches Gemüth nicht zu verkennen. Unter seinen eignen Gedichten ist seine „Kunst zu lieben", ein Lehrgedicht in drei Büchern, das größte; die „Epistel an Garve über die Verleumdung der Wissenschaften" ist nur von Seiten der Eleganz der Darstellung lobenswerth. Auch in den 2 Bdn. seiner „Vermischten Schriften" finden sich u. d. N. „Poetische Wälder" zwei Bücher vermischter Gedichte. Von M.'s prosaischen Schriften nennen wir seine „Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer"; seinen „Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung von Sparta" (4 Bde.) und sein „Leben Konstantin's des Großen." Bedeutender als alle seine frühern Schriften sind seine letzten geschichtlichen Arbeiten und namentlich die „Geschichte des preuß. Staates seit dem Hubertsburger Frieden" (Frankfurt a. M. 1819 fg., 3 Bde.); seine „Geschichte

des ostgothischen Reichs in Italien" (Breslau 1824). Die „Vermischten Abhandlungen" (Breslau 1821) sind besonders von Seiten der Darstellung ausgezeichnet.

Manson (Marie Françoise Clarisse), s. **Fualdes**.

Mantegna (Andrea), einer der berühmtesten ältern Maler, geb. zu Padua 1431. Seine Talente bewogen seinen Lehrer Squarcione, ihn an Kindesstatt anzunehmen. Er übte sich vorzüglich im Zeichnen nach antiken Statuen, malte schon in seinem 17. J. ein großes Altarblatt in der Kirche der heil. Sophia zu Padua, erregte bald die Eifersucht seines Meisters und begab sich in den Dienst des Marchese Lodovico Gonzaga nach Mantua, wo er eine große Schule eröffnete. Hier malte er seinen großen Triumph des Julius Cäsar, ein Gemälde, für welches in Mantua ein eigner Palast erbaut wurde, um es gehörig aufstellen und bewundern zu können. Es kam nachher in die Galerie des Hofes, ging nach der Eroberung und Plünderung von Mantua (1630) verloren, und befindet sich jetzt in dem königl. Palast Hamptoncourt bei London. Der Marchese ernannte den Künstler zur Belohnung zum Ritter. M. ward hierauf vom Papst Innocenz VIII. nach Rom berufen, um im Belvedere zu malen. Hierauf vollendete er eine Menge trefflicher Bilder. Eines seiner spätesten und vorzüglichsten ist die Madonna della Vittoria, auf welchem Gemälde er die Schutzheiligen von Mantua nebst dem Marchese Giov. Franc. Gonzaga abbildete, der es für den Sieg, welchen er 1496 gegen Karls VIII. Heer erfochten, gelobt hatte. Es wurde von den Franzosen weggeführt. M.'s Hauptwerke sieht man in Verona. In der dresdner Galerie findet man von ihm eine Verkündigung der Maria. Er starb 1506 zu Mantua. Seine Schule kann als ein Zweig der des Squarcione angesehen werden. M. war stark in der damals seltenen Perspective; in seiner Behandlung aber, welche stets streng und trocken war, bemerkt man überall die Nachahmung der Antike. Sein Sohn **Francesco** war ebenfalls Maler und malte die Capelle, in welcher sein Vater begraben wurde. Wahrscheinlich waren **Bartolomeo** und **Carlo** Mantegna ihnen verwandt.

Mantik, die vorgebliche Kunst aus gewissen Erscheinungen (z. B. Träumen — **Oneiromantie** —) das Zukünftige zu weissagen. (S. auch **Magie**.)

Mantinea, Stadt in Arkadien an der Grenze von Argolis, berühmt durch den Sieg, welchen **Epaminondas** (s. d.) in ihrer Nähe (362 v. Chr.) über die Spartaner erfocht.

Mantua, ital. Mantova, ehemal. Herzogthum in der Lombardei, welches mit Einschluß der kleinen Fürstenthümer Castiglione und Solferino eine Provinz des Gouvernements Mailand bildet und auf 41 □M. 231,000 Einw. zählt. Es hatte als kaiserl. Reichslehn seit dem 15. Jahrh. eigne Herzöge aus dem Hause Gonzaga. Der letzte Herzog, Karl IV., wurde, weil er in dem span. Erbfolgekriege die franz. Partei gehalten, 1705 von dem Kaiser in die Reichsacht erklärt. Er starb zu Padua ohne Erben. Seit dieser Zeit blieb Östreich in dem Besitz des Landes und vereinigte es 1785 ganz mit den mailändischen Landschaften, mit denen es die östr. Lombardei bildet. 1797 ward es von Bonaparte zur cisalpinischen Republik gezogen und machte nachher den größten Theil vom Depart. des Mincio im Königreich Italien aus, bis Östreich 1814 wieder Besitz davon nahm. Die Hauptst. Mantua liegt in einem See, welchen der Mincio bildet. Man gelangt vermittelst zweier Dämme oder Hauptbrücken in die Stadt, beide aber können von ebenso viel Forts und andern aufgeworfenen Werken bestrichen werden. Die Stadt ist von einer starken Mauer umgeben und durch eine Citadelle gedeckt. So ist M. durch Natur und Kunst eine Festung vom ersten Rang. Die Gassen sind meistens breit und gerade und haben zum Theil schöne Häuser. Die ehemalige Kirche und Bibliothek der Franciscaner, die Kirche der vormaligen Jesuiten mit ihrem zur Sternwarte eingerichteten Thurme, der ehemalige herzogl. Palast und

Palazzo della giustizia, die Gebäude der 1625 gestifteten Universität, das Zeughaus, die Judensynagoge, die Mühle der zwölf Apostel, der in Gestalt eines T erbaute Palast del Te mit seiner Gemäldegalerie (wo besonders die großen Werke des Giulio Romano, der hier seine Schule errichtete), die Akad. der Wissensch. und Künste und die damit vereinigte Maler- und Bauakademie gehörten und gehören zum Theil noch zu den Merkwürdigkeiten der Stadt. Über die Kunstwerke dieser Stadt s. Speth in seinem Werke über Italien. Die blühende Stadt wurde äußerst verwüstet, als durch Verschulden Balduins del Monte die Kaiserlichen 1630 sich mit stürmender Hand ihrer bemeisterten. Damals wurden viele kostbare Werke nach Böhmen geschleppt. Nachher erholte sich M. wieder; seitdem aber kein Hof mehr daselbst war, hat es an Einw. und Fabriken sehr abgenommen, und die Zahl der Einw. (jetzt 25,000) verminderte sich noch mehr in den Kriegen zwischen Frankreich und Östreich. 1796 eroberten sie die Franzosen durch eine enge Blokade, indem sie Wurmser zwangen, sich wegen Mangels an Lebensmitteln zu ergeben. 1799 ward sie den Franzosen von den Östreichern unter Kray durch eine förmliche Belagerung entrissen, aber im Anfange 1801 wieder übergeben. Nach dem pariser Frieden 1814 räumten sie die Franzosen ohne Belagerung. Das nahe gelegene Dorf Pietola (ehemals Andes) ist der Geburtsort Virgil's.

Manufacturarbeit, Fabricat (vgl. Fabrik), steht der Arbeit entgegen, durch welche rohe Producte gefördert werden, also z. B. dem Ackerbau. Sie unterscheidet sich von dem Erzeugniß des Handwerkers, der allein den rohen oder halbveredelten Stoff zur vollkommenen Waare ausbildet, dadurch, daß sie durch mehre Arbeiter, von denen jeder nur immer einen und denselben Theil fertigt, zusammengesetzt und zum brauchbaren Bedürfnißmittel dargestellt wird. Da nun jeder einzelne Manufacturist bei Verfertigung seines Theils sich mehre Vortheile, Geschicklichkeit und Kenntniß erwirbt, auch gemeiniglich vollkommenere Instrumente oder Maschinen besitzt, so können Manufacturarbeiten auch vollkommener ausfallen als Handwerksproducte. Da aber der Manufacturarbeiter meist nur mechanisch und gedankenlos seinen Theil nach einer einförmigen Regel anfertigt, ohne sich um die größtmöglichste Zweckmäßigkeit oder genialere Vervollkommnung zu bekümmern, wozu doch der Handwerker oder Künstler bei ihren Erzeugnissen genöthigt sind, so können Fabricate auch keine eigentlichen Werke der Kunst werden. — So lange Manufacturarbeiten nur noch im Kleinen betrieben werden, sind es bloße Handwerker, durch deren Hände sie gehen, und so lange fallen auch die Producte nur mittelmäßig aus. Haben sich aber nach und nach größere Betriebscapitale in einzelnen Händen gesammelt, und gelangen unternehmende Köpfe zu ihrem Besitz, vermehrt sich der Wohlstand im Lande und die Nachfrage nach Manufacturwaaren in gewisser Menge, dann können Manufacturarbeiten im Großen mit Vortheil ausgeführt werden, denn nun können rohe Producte in größern Quantitäten, also billiger, angekauft, die Fabrikarbeiter mit Vorschuß und Lohn versehen, Maschinen angeschafft, durch welche wieder Zeit und Kräfte gewonnen, und die Arbeiten gleichförmiger und vollkommener dargestellt werden. — Man hat gleichwol die Manufacturarbeiten als verderblich für die Menschheit erklärt. Da nämlich 1) Manufacturen nur bestehen können, wenn sich Abnehmer der Waaren und hinreichende Betriebscapitale finden, und sie, wo diese fehlen, sogleich ins Stocken gerathen und sinken, so werden auch oft Tausende von Arbeitern dadurch brotlos und ins drückendste Elend versetzt, da sie nicht so schnell wieder Unterkommen finden. Nicht so leicht der Handwerker, der nur so viel arbeitet als seine Kunden bestellen; er kennt ziemlich genau den Umfang seiner Kundschaft, richtet sich hiernach ein und hat dabei eine große und plötzliche Veränderung nicht zu fürchten. 2) Ist der Handwerker selbständiger, er führt seine Arbeit aus, wogegen der Fabrikant ein Theilarbeiter ist, dessen Arbeit nichts Ganzes bildet, und der auch nichts An-

dres, nichts Ganzes fertigen kann; er ist im Grunde eine Maschine. Die Fabrikarbeit tödtet den Geist, entwürdigt also den Menschen, denn die Vollkommenheit des Fabrikwesens besteht gerade darin, daß die Arbeit so weit als möglich zertheilt und der Arbeiter auf die einfachste Beschäftigung beschränkt wird, um ihn zur größtmöglichen mechanischen Fertigkeit zu gewöhnen. Der Handwerker hingegen theilt seine Arbeit nur so weit als es die Verschiedenheit der zum Gebrauch bestimmten Gegenstände erfodert, und wird, durch beständige Abwechselung, durch beständiges Überlegen und Denken über Vervollkommnung seiner Erzeugnisse angeregt, nie zum Automaten, wie der kärglich bezahlte Fabrikant, der, an Geist und Körper geschwächt, endlich so verkrüppelt, daß er zu keiner andern Kunst oder Beschäftigung Sinn und Fähigkeit behält. Das Übel wird noch größer, wenn, um die Arbeit so wohlfeil als möglich zu machen, schon Kinder zu solchen lebendigen Maschinen abgerichtet werden. Dagegen sagen die Vertheidiger des Fabrikwesens: Nicht die einfache, mechanische Arbeit tödte den Geist, sondern alle und jede schwere, mit großer, angestrengter Kraft verknüpfte, lange Zeit fortgesetzte Arbeit erschöpfe und lasse keinen Gedanken aufkommen, wie man an Sklaven und leibeignen Bauern bemerke, die weit stupider wären als Fabrikanten, die ihre Lebenszeit hindurch ein Rädchen zur Uhr drehen oder den Kopf auf eine Stecknadel setzen, und welche bei ihrer leichten Arbeit Zeit genug behielten, über andre Dinge nachzudenken. Auch sei der Fabrikant nicht abhängiger von s. Manufacturherrn als der Handwerker von s. Kunden, und da, wo die Fabriken blühen, so gesucht wie der Handwerker von s. Kunden; ja er könne leichter ein andres Fortkommen finden als der, den die Kunden verlassen. Eine einfache Operation erlerne sich geschwinder als ein ganzes Handwerk, also könne der Fabrikant leichter aus einer Manufactur zur andern übergehen, der Handwerker nicht so leicht zu einem andern Handwerk. Wo es also viele und vielerlei Manufacturen gäbe, da finde auch jeder Fabrikarbeiter, der an einem Orte nicht mehr Brot verdiene, an einem andern seinen Unterhalt. (Vgl. Physiokratisches System.)

Manumission, bei den Römern die feierliche Handlung, durch welche ein Sklave freigelassen wurde. (S. Freigelassene.) Konstantin d. Gr. übertrug nach seiner Bekehrung zur christl. Kirche auf solche alle feierliche Handlungen des Heidenthums. So erlaubte er den christl. Herren, an Feiertagen und besonders am Osterfeste vor dem Altar Knechte dadurch frei zu geben, daß der Herr den Freigelassenen in Gegenwart der Gemeinde den Freibrief aufs Haupt legte.

Manuscripte (Handschriften) sind ein Hauptgegenstand der Diplomatik. Alle noch vorhandene alte Manuscripte sind entweder auf Pergament oder Papier geschrieben. Das Papier ist theils ägyptisches (aus der eigentlichen Papyrusstaude verfertigtes), theils Baumwollen- oder Seidenpapier (charta bombycina), um 706 nach Chr. im Orient erfunden, das bis zur Einführung des Linnenpapiers und in Gemeinschaft mit diesem noch bis in die Mitte des 14. Jahrh. gebraucht wurde, theils Linnenpapier, dessen Erfindungszeit, welche man in die erste Hälfte des 13. Jahrh. setzt, indem man sich auf eine auf dasselbe geschriebene Urkunde vom J. 1243 stützt, noch immer streitig ist. Die früheste Erwähnung der Schreibfedern findet man im 7. Jahrh. Von den Tinten war die schwarze die gewöhnlichste und ist sehr alt; nur war die älteste nicht mit Vitriol versetzt, wie die unserige, sondern bestand gewöhnlich aus Ofenschwärze, Ruß von Harz und Pech, gebranntem Elfenbein, geriebenen Kohlen u. s. w. Auch rothe Tinte findet man schon in alten Zeiten in den Handschriften von einer blendenden Schönheit. Mit ihr wurden die Anfangsbuchstaben, die ersten Zeilen und die Inhaltsanzeigen (daher Rubrik, und der Schreiber, Rubricator) geschrieben. Etwas seltener, doch häufig genug, findet man in alten Handschriften auch blaue Tinte; noch seltener grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber schrieb man entweder ganze Hand-

schriften (welche jedoch wegen ihrer Kostbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören), oder man belegte die Anfangsbuchstaben damit. In Ansehung der äußern Gestalt theilen sich die Manuscripte in Rollen (**volumina**, die älteste Art, auf welche in spätern Zeiten noch die Troubadours in Frankreich ihre Gedichte schrieben) und in geheftete Bücher oder Bände (eigentliche **codices**). Die Schreiber der Manuscripte waren bei den Alten meistentheils Freigelassene oder Sklaven (**scribae, librarii**), in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benedictiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubricatoren besserten und schmückten nachher die Handschriften aus. Aber von weit größerer Wichtigkeit als diese äußern Umstände und Merkmale sind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. s. w. einer Handschrift die innern, und namentlich die Züge der Schrift und der Buchstaben, mit denen sie geschrieben sind. Die Beurtheilung des Alters der griech. Manuscripte nach den Schriftzügen ist schwerer als die der lateinischen. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die Züge einer griech. Handschrift desto leichter, gefälliger und flüchtiger sind, je älter sie ist, daß sie aber im Fortgehen der Jahrhunderte immer steifer werden. Der Mangel oder das Dasein der griech. Accente ist unbestimmt und entscheidet nichts. Übrigens wird man nicht leicht ältere griech. Handschriften als aus dem 7., höchstens 6. Jahrh. finden. Die Schriftzüge der latein. Manuscripte hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derselben (Majuskeln, Minuskeln), theils nach der verschiedenen Gestalt und dem Charakter, welche sie bei verschiedenen Völkern oder in gewissen Zeiträumen annahmen (**scriptura Romana antiqua, Merovingica, Longobardica, Carolingica etc.**, wozu seit dem 12. Jahrh. die sogenannte gothische kam, welches eine künstlich abgeschärfte und eckige Minuskel ist), eingetheilt, und bei jeder dieser Schriftarten wieder einzelne Regeln festgestellt, nach welchen man das Alter einer Handschrift beurtheilen kann. Vor dem 8. Jahrh. wird man selten Interpunctionen antreffen, auch nach eingeführter Punctation können aus dem 13. und den folg. Jahrh. noch Manuscripte ohne Interpunction, aber mit Absetzen der Worte vorkommen; Handschriften, die keine Capitel- oder andre Abtheilungen haben, sind immer alt; der sogenannte Custos, Wurm, oder die Wiederholung des ersten Worts des folgenden Heftes am Ende des vorhergehenden, gehört in das 12. und in spätere Jahrhunderte. Je weniger und leichtere Abbreviaturen eine Handschrift hat, desto älter ist sie. Endlich hängen in den ältesten Handschriften die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilung ununterbrochen an einander; erst seit dem 9. Jahrh. ist das Abtheilen der Worte allgemein geworden. Auch die Gestalt der arabischen Ziffern, welche man im Allgemeinen zuerst in Manuscripten aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handschrift bei. Verschiedene Manuscripte haben am Ende eine deutliche Bestimmung, wann, gewöhnlich auch, durch wen sie geschrieben worden sind (datirte Codices). Doch muß man die Richtigkeit dieser Unterschrift nicht gleich für erwiesen annehmen, da sie oft bloß die Abfassung des Buchs anzeigen, oder sich bloß auf einen Theil der Handschrift beziehen, oder gar erdichtet sind. Seitdem wir die Proben der Herculanischen Manuscripte haben, läßt sich mit Gewißheit bestimmen, daß alle unsere Handschriften nicht über das erste christl. Jahrh. hinausreichen. 1825 ward auf der Insel Elephantine in Oberägypten von einem für den Engländer Bankes reisenden Franzosen ein Fragment der „Iliade", auf Papyrus geschrieben, entdeckt. Es enthält 8—900 Verse vom 160. an und ist in Capitalbuchstaben schön geschrieben, wohl erhalten, unstreitig das älteste aller classischen Bücher, und wahrscheinlich aus den Zeiten der Ptolemäer. — Im Mittelalter pflegte man ganz auf Pergament geschriebene Bücher auszulöschen und abzukratzen, um neue darauf zu schreiben, die unter die Seltenheiten gerechnet werden (Palimpsesten, **codices rescripti, rasi**). Doch hörte dieser Gebrauch im 14.

Jahrh. auf, wahrscheinlich weil nun das Papier mehr aufkam. S. D. Aug. Pfeiffer, „Über Bücherhandschriften überhaupt" (Erlangen 1810). Vgl. Ebert, „Zur Handschriftenkunde" (Leipz. 1825 fg.). A—s.

Manuscripte von St.-Helena, von Elba, von 1814, 1813 und 1812, aus Süddeutschland u. s. w. So wichtig das Wort Manuscript in der Diplomatik (s. Manuscripte) und Paläographie (s. d.) von jeher gewesen ist, ebenso bekannt ist es in der Literatur der neuesten politischen Geschichte. Die Mittheilungen, welche Zeitgenossen von Dem, was sie erlebt und beobachtet, oder was sie dabei gedacht und empfunden haben, der Nachwelt handschriftlich hinterlassen, erscheinen gewöhnlich nach dem Tode der Verf. unter dem Titel Denkwürdigkeiten oder Mémoires (s. d.). Es sind aber auch absichtliche Mittheilungen dieser Art über Napoleons Schicksale und über verwandte Gegenstände, einige davon noch bei des berühmten Gefangenen Leben und zum Theil von genannten Verf., u. d. T. „Manuscripte" erschienen, die als Memoiren zu betrachten, aber eben darum, weil ihre Abfassung und Herausgabe auf die Lenkung der öffentlichen Meinung berechnet war, nur mit Vorsicht zu benutzen sind, und die daher keineswegs den Vermächtnissen des Vertrauens oder den Selbstgeständnissen großer Männer, nach dem Tode derselben für die Nachwelt bestimmt, gleichgesetzt werden können. Die erste Bekanntmachung dieser Art, das „Manuscript von St.-Helena", erschien anonym, weil man die Meinung von Europa für den gefesselten Helden des Jahrhunderts gewinnen und den Glauben verbreiten wollte, als ob Napoleon selbst der Verf. sei. Dasselbe war die Absicht bei dem „Manuscript von der Insel Elba". Hierauf machte Fleury de Chaboulon ein ähnliches „Manuscript von 1815" in s. „Memoiren über Napoleon" bekannt. Endlich erschien 1823 das interessanteste und glaubwürdigste von allen, mit dem Namen des Verf., das „Manuscrit de 1814 etc." von dem Baron Fain. Zugleich ward der in die Augen und Ohren fallende Titel: Manuscript, von Schriftstellern gewählt, die ihre politischen Ansichten und Ketzereien durch diese geheimnißvolle Maske gern in Umlauf bringen wollten; dahin gehört das „Manuscript aus Süddeutschland". Von diesen Manuscripten soll hier ein kurzer Bericht gegeben werden. 1) In dem „Manuscrit venu de Ste.-Hélène d'une manière inconnue" (London, bei Murray, 1817, und übers. in mehre Sprachen) spricht Napoleon von sich selbst in der ersten Person. Er erzählt sein Leben rhapsodisch, vergißt und verwechselt Ereignisse und Zeiten so sehr, daß man ihn selbst unmöglich für den Verf. halten kann, obgleich sein epigrammatischer Lakonismus und sein Charakter darin sich täuschend darstellen. Der engl. Herausgeber überließ es der Vermuthung der Leser, ob das geheimnißvolle Manuscript wirklich von Bonaparte selbst oder von einem geschickten Vertheidiger unter s. Namen abgefaßt worden sei. Napoleon selbst hat nach den „Mémoires de Napoléon. Mélanges historiques, T. II, dicté au comte de Montholon" (London 1823, S. 199—290) bestimmt widersprochen, daß das Manuscript von ihm herrühre. „Ein Staatsrath, der von 1800—3 im ordentlichen Dienste angestellt gewesen, 1806 und 1807 sich nicht in Frankreich aufgehalten, dann aber mit den spanischen Angelegenheiten sich vorzüglich beschäftigt habe, müsse der Verf. sein. Vom Kriege verstehe er nichts oder habe davon ganz falsche Vorstellungen". Darauf berichtigt Nap. 44 Stellen des Manuscripts und widerspricht demselben in sehr wesentlichen Dingen, sodaß es durchaus keinen andern Werth hat, als den ihm diese Anmerk. geben, die zum Theil wichtige Erläuterungen enthalten. In Ansehung der Anachronismen des Manuscr. macht Napoleon S. 247 die öfters anwendbare Bemerkung: „L'histoire n'est pas de la métaphysique, on ne peut pas l'écrire d'imagination et bâtir à volonté; il faut d'abord l'apprendre". Wahrscheinlich ist Las Cases der Verf., seine aus Napoleons Dictaten entstandene Handschrift aber ist, wie er

selbst sagt, verstümmelt und von einem Dritten ungeschickt zusammengesetzt worden. 2) In den „**Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815, par le baron Fleury de Chaboulon, ex-maître des requêtes et secrétaire de Napoléon**" (London, b. John Murray, 2 Bde., 1820, und in 3 Nachdrücken, auch übers.) befindet sich die Erzählung oder der Roman von einem Manuscript des franz. Obersten Z.., der als Matrose verkleidet nach Elba gekommen, seine daselbst mit Napoleon gehabten Unterredungen, durch welche er dessen Planen die rasche Wendung gegeben, aufgezeichnet, und dieses Manuscript kurz vor seiner Abreise zur Armee, im Juni 1815, dem Verf. der „**Mémoires**", dem Hrn. v. Chaboulon, übergeben haben soll. Hr. v. Chaboulon nahm, wie er selbst erzählt, Gelegenheit, jenes Manuscript dem Kaiser mitzutheilen. Dieser billigte den Inhalt desselben und verlangte den Druck. Z... blieb in der Schlacht auf dem Mont-St.-Jean, und Chaboulon ließ das Manuscript u. d. T. „**Histoire du 20 mars**" in jenen „**Mémoires**" S. 77—149 abdrucken. Gleich anfangs erregte diese geheimnißvolle Bekanntmachung den Verdacht, daß jenes Manuscript vom J. 1815 eine Täuschung sein könne. Dies bemerkte sowol der Rec. im „**Edinburgh monthly review**" (April 1820) als der Rec. im „Hermes" (1821, 1. St.). Endlich hob Napoleons Erklärung allen Zweifel. In den angeführten „**Mélanges historiques**" berichtigt er S. 291—338 Chaboulon's Memoiren ꝛc. und sagt S. 308 über diese „**Histoire du 20 mars**" von Z... ausdrücklich: „**Napoleon n'a jamais eu connaissance de cette histoire du 20 mars**", und: „**Toute cette note sur M. Z... est un roman!**" Nie habe, setzt Napoleon hinzu, eine Art von geheimer Verbindung (**intelligence**) zwischen Paris und Elba, wie jener Roman von Z... vorgebe, stattgefunden, noch eine Verschwörung für Napoleons Rückkehr von Elba. Es wären in den 9 Monaten zu Elba nach und nach mehr als hundert franz. und italien. Officiere, in Uniform und Degen, mit richtigen Pässen, angekommen, geraden Weges aus Frankreich, Corsica, Genua u. s. w., und hätten mit ihm über alte und neue Dinge gesprochen. Er wisse nichts von einer Matrosenverkleidung. Übrigens bemerkt der Exkaiser a. a. O., daß Hr. v. Chaboulon 1814 Auditeur im Staatsrathe war, und daß er ihn bei seiner Ankunft in Lyon 1815 zu seinem Cabinetssecretair, nach dessen Rückkehr von Basel aber, wo er eine geheime Sendung geschickt vollzogen, zum Maître des requêtes beim Staatsrathe ernannt habe. Napoleon berichtigt jedoch weit öfter die jugendlich-unreifen Ansichten und Urtheile des Verf. als die von ihm erzählten Thatsachen. Desto anziehender sind die Ergänzungen, welche Napoleon hinzufügt, besonders was die Verhandlungen zu Chatillon, die Flucht des Königs, die Capitulation des Herzogs von Angoulème, die mailänder Verschwörung und die Katastrophe des Herzogs von Enghien betrifft, sodaß man Chaboulon's Memoiren, mit diesen Anmerk. in Verbindung, als einen guten Beitrag zur Geschichte der hundert Tage ansehen muß. 3) Dagegen enthält das sogen. „**Second manuscrit venu de Ste.-Hélène, ou Mémoires pour servir à l'histoire de France en 1815**", das O'Meara, Wundarzt auf dem Northumberland, herausgegeben hat (Paris 1820, mit d. Plane der Schlacht von Mont-St.-Jean), einseitige Ansichten und Berichte von jener Zeit, wie sie der bekannte Herausg. des Tagebuchs „**Voice of St.-Helena**" in des Generals Bonaparte Nähe auf der Insel Helena zu sammeln Gelegenheit gehabt hatte. 4) Als eine Art Manifest, das Napoleon gegen die Bourbons erlassen wollte, muß das eigentliche „**Manuscrit de l'île d'Elbe, publié par le comte ....**" angesehen werden. Wahrscheinlich hat es General Bertrand geschrieben; es war berechnet, bei Napoleons Rückkehr von Elba nach Frankreich die öffentliche Meinung für ihn zu gewinnen; allein es konnte in dem Drange der Begebenheiten, wo die Kanonen Alles entschieden, nicht herausgegeben werden. Daher erschien es erst 1818 vollständig zu London. Graf

Las Cases hat Bruchstücke davon s. „Mémorial" einverleibt (s. Bd. 6, S. 130). Diesem Manuscripte ging eine Erklärung voraus, in welcher der Verf. erzählte, daß Napoleon ihm am 20. Febr. 1815 dieses Werkchen dictirt habe, allein so geschwind, daß es ihm sehr schwer geworden sei, seine Handschrift wieder durchzulesen. Der verbannte Kaiser aber habe bei seiner Abreise nach Frankreich am 26. Febr. das dictirte Manuscript dem Schreiber abzufodern vergessen. In dem ersten Cap. dieses Werkchens beweist der Verf., daß Heinrich IV., obgleich er die Ligue besiegt hatte, nur dann erst den Thron wirklich behaupten konnte, als er sich ehrlich an die Mehrzahl der Nation angeschlossen. Im 2. stellt der Vf. die Behauptung auf, die Rechte der dritten Dynastie seien 1800 erloschen und die Republik eine legitime Regierung gewesen, weil die europäischen Mächte sie anerkannt hätten. Im 3. will er zeigen, daß die Revolution in Frankreich neue Interessen geschaffen und aus dem Volke eine neue Nation gebildet habe; im 4., daß der kaiserl. Thron errichtet worden, um jene neuen Interessen zu befestigen, dadurch sei auf die Republik die vierte Dynastie gefolgt. Im 5. will der Verf. beweisen, daß die Familie Napoleons mit allen souverainen Häusern Europas verwandt geworden, und im 6., daß die Coalition von 1813 den Interessen des alten franz. Königshauses ganz fremd gewesen sei. Diese und ähnliche Behauptungen konnten schon damals nur Gegenstände einer müßigen Grübelei sein, da die Beantwortung der Hauptfrage von den Bayonneten abhing. Übrigens hat jenes Manuscript um so weniger einen historischen Werth, da es auch von Napoleon nie anerkannt worden ist. Desto schätzbarer ist 5) das „**Manuscrit de 1814, contenant l'histoire des six derniers mois du règne de Napoléon, par le baron Fain**" (Paris 1823; 2. Aufl., 1824). Der Verf. war von dieser folgereichen Zeit, über die uns wenig Zuverlässiges bekannt geworden ist, Augenzeuge, da er als Cabinetssecretair und Maître des requêtes in der Nähe des Kaisers, dessen Vertrauen er besaß, Alles zu beobachten die beste Gelegenheit hatte. *) Man sieht aus s. Erzählung, wodurch Napoleon abzudanken bewogen wurde, und man erfährt, daß er in der Nacht, die darauf folgte, vom 12. auf den 13., Gift genommen hat, welches aber die erwartete Wirkung nicht that. Napoleon, heißt es, kam wieder zu sich, war erstaunt noch zu leben, dachte einige Augenblicke nach und sprach dann die Worte: „Gott will es nicht!" „So viel", setzte der Verf. hinzu, „ist gewiß, „daß er von dieser Nacht an sich in seine Lage fand und den abgeschlossenen Vertrag unterschrieb". Nicht minder anziehend ist 6) dess. Vfs. erst 1824 herausgeg. „**Manuscrit de 1813 etc.**" und inhaltreicher als 7) das von demselben Vf. 1826 herausgeg. „**Manuscrit de 1812 etc.**" In beiden enthält jedoch der militairische Theil wenig Neues und Zuverlässiges. (Vgl. Napoleon, Schriften von und über ihn.) Von diesen Schriften, welche in die Classe der histor. Denkwürdigkeiten gehören, ist 8) das „Manuscript aus Süddeutschland" (herausgeg. von dem pseudonymen Georg Erichson, London, b. James Griest, 1820) ganz verschieden. Sein Gegenstand ist das politische Schicksal Deutschlands und ein Phantasiebild von einer politischen Mittelmacht zwischen Östreich, Preußen und Frankreich. Mit kühner Hand greift der Verf. an das Werk der deutschen Bundesacte und sucht es in seiner Grundfeste zu erschüttern. Die kleinern deutschen Regierungen sollten nach s. Meinung verschwinden oder sich selbst ihren Nachbarn unterordnen, sodaß es außer den deutschen Ländern, die den europäischen Mächten Östreich und Preußen angehören, im Süden Deutschlands nur zwei politische Hauptmassen zwischen dem Inn und Rhein, und im Norden auch nur zwei Hauptmassen zwischen der Elbe und dem Rhein

*) Als die Bourbons 1814 zurückkamen, verlor Baron Fain s. Stelle als Vorsteher des kaiserl. Archivs, 1815 erhielt er sie von Napoleon wieder; er unterzeichnete das Protokoll vom 25. März; den 6. Juli d. J. ernannte ihn die provisorische Regierung zum Staatssecretair. Seit der zweiten Restauration lebt er ohne Anstellung.

gäbe, welche, zusammen enge verbunden, nicht nur die eigne Selbständigkeit mit Würde behaupten, sondern auch für Östreich und Preußen kräftige Bundesgenossen gegen Rußland wie gegen Frankreich sein und eine europäische Mittelmacht zur Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens bilden könnten. Abgesehen von dem Unbestimmten dieser Vorschläge, fiel das Rechtlose derselben sofort ins Auge. Bloße Convenienz also sollte Vergrößerungen nach Außen selbst durch Gewaltstreiche rechtfertigen! Der Verf. vergaß, daß die Staatskunst nach Außen, wie im Innern, gerecht sein muß, wenn sie sich nicht selbst vernichten soll. Übrigens war das Buch gut geschrieben und enthielt manches Wahre; darum erregte es großes Aufsehen. Man glaubte, es sei aus den Ansichten eines süddeutschen Cabinets hervorgegangen. Darüber entstand eine halbofficielle Fehde zwischen Baiern und Würtemberg; allein kein Cabinet hatte diese politische Ketzerei verschuldet. Als Verf. wurde später D. Lindner genannt. Das Buch selbst ist jetzt aus der Öffentlichkeit verschwunden. 20.

Manutius (Aldus, Paulus und Aldus), Manuzio, Manuzzi oder Manucci, Vater, Sohn und Enkel, drei in der Geschichte der Buchdruckerkunst und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer. Ausgerüstet mit umfassenden gelehrten Kenntnissen und unermüdlicher Thätigkeit, haben sie in den Zeiten, wo die Wissenschaften wieder erwachten und die Buchdruckerkunst anfing, eine Folge von trefflichen Ausgaben der griech. und röm. Classiker, die fast alle Meisterwerke der alten Literatur umfaßt, und eine Menge theils eigner, theils fremder Werke herausgegeben und dadurch zur Verbreitung der Studien in Europa mächtig gewirkt. **Aldus Pius Manutius Romanus**, auch **Aldus der Ältere** genannt, geb. 1446 zu Bassano, studirte hier und zu Ferrara und ward Erzieher des jungen Fürsten zu Carpi, Albertus Pius, der ihm neben andern Gunstbezeigungen den Beinamen Pius ertheilte. Erst im männlichen Alter studirte er das Griechische zu Verona und legte 1488 in Venedig eine Druckerei an. Er vervollkommnete die Buchdruckerkunst ungemein, schaffte die bisher gebräuchliche Mönchsschrift ab, führte die sogenannte Antiqua ein, erfand die Cursivschrift, verbesserte die Unterscheidungszeichen und gebrauchte zuerst das Kolon und Semikolon. Auch ließ er sich sehr angelegen sein, nicht nur schön und correct, sondern gute Texte zu drucken. Zu dem Ende unterhielt er in s. Hause eine gelehrte Gesellschaft, in welcher über die abzudruckenden Schriftsteller und über die Verbesserung des Textes gesprochen wurde. Die griech. Grammatik von Constantinus Laskaris und das Gedicht des Musäus waren 1494 die ersten griechischen, von ihm gedruckten Bücher; auf diese folgte eine beträchtliche Reihe griechischer und römischer Classiker, die noch gegenwärtig geschätzt werden. Von s. eignen Schriften sind, außer Anmerkk. und Vorreden zu mehren Schriftstellern, bemerkenswerth: „**Institutt. grammat. gr.**" (1515, 4.); „**Dictionar. gr.**" (1497, und Basel 1519, Fol.); „**Institutt. gr. lat.**" (1501, 1508, 4.); „**Introduct. perbrevis ad hebr. ling.**", zuerst bei Laskaris's Grammatik (1501, 4.). Er wurde 1516 ermordet. Sein Sohn, **Paulus M.**, geb. zu Venedig 1512, studirte besonders die latein. Sprache, die er vortrefflich schrieb, hatte in Rom die Aufsicht über die apostolische Druckerei beim Druck der Kirchenväter und wurde auch bei der venetianischen Bibliothek gebraucht. In der Folge besorgte er s. Vaters Buchdruckerei und starb 1574. Seine Ausg. griech. und röm. Classiker, besonders die der Werke des Cicero, werden hochgeschätzt, und unter s. eignen Schriften zeichnen sich, außer den Anmerk. zu verschiedenen latein. Autoren, s. „**Epistolae et praefationes**" (1558, und oft wiederholt) aus. Gleich rühmlich zeigte sich s. Sohn, **Aldus M.** der Jüngere, geb. 1547. Schon in s. 14. Jahre schrieb er eine Abhandlung von der latein. Orthographie, lehrte dann die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Pisa und Rom, und starb daselbst 1597 sehr arm, nachdem er die väterliche Buchdruckerei eine Zeitlang fort-

geführt, dann aber verkauft hatte. Man hat von ihm Anmerk. zum Vellejus Paterculus, Horaz, Sallust, Cäsar, Eutrop, und mehre Abhandlungen über römische Alterthümer, welche sich in Grävius's und Sallengre's „Thesaurus" finden u. s. w. Das Zeichen der von den Manutiern gedruckten Bücher ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beischrift: Sudavit et alsit. (Vgl. Aldinen.) A—s.

Manzi (Guglielmo), Literator, geb. zu Civita-Vecchia 1783, studirte alte Literatur und widmete sich hierauf dem Handel. Dann war er spanischer Consul in s. Vaterstadt, verließ aber die diplomatische Laufbahn und beschäftigte sich in Rom mit dem Studium der Geschichte und der Sprachen, vorzüglich der griech. und der ital. Literatur. Der letztern Sprache gab er den Vorzug vor der lateinischen, setzte sie aber der griechischen nach. Sein Hauptverdienst war das Aufsuchen alter Handschriften, die er mit trefflichen Einleit. und Anmerk. herausgab. Als Bibliothekar der Barbarina, die reich an griech. und a. Handschriften ist, stand M. ganz an seinem Platze. 1812 entdeckte er und machte bekannt eine Übers. der „Hekuba" des Euripides, von dem berühmten Matt. Bandello im 16. Jahrh.; 1814, Franc. de Barberino's Werke über die Frauentrachten; 1818, Leon. da Vinci's Abh. über die Malerei, nach einer vollst. und verbess. Handschrift u. A. m. Man schätzt s. Abhandlung über die Feste, Spiele und den Luxus der Italiener im 14. Jahrh., vorzüglich aber s. Übersetzung der Werke Lucian's (Lausanne 1819). Als er von einer literarischen Reise in England und Frankreich zurückgekehrt war, starb er in Rom den 21. Febr. 1821. Hr. v. Rossi hat eine Denkschrift auf diesen gelehrten und unermüdeten Bibliothekar herausgegeben (Venedig 1822). 20.

Manzoni (Alessandro), Trauerspieldichter und Lyriker, ein Mailänder von edlem Herkommen und noch edlerer Denkungsart, die sich in seinen poetischen Werken zu Tage legt. Namentlich ragt er über alle seine Landsleute durch sein bedeutendes Talent für die Tragödie hervor. M. machte sich schon als Jüngling bekannt durch seine Versi sciolti auf den Tod Imbonati's; dann schuf er in reifern Jahren eine neue Art der Lyrik in s. „Inni". Seine Tragödie: „Il conte di Carmagnola" (Mailand 1820), deren Stoff aus der ital. Kriegsgeschichte des 15. Jahrh. ist, und in welcher der Dichter die bekannten Fesseln der franz. Schule abgeworfen hat, ist im elffylbigen Jambus abgefaßt und machte nicht bloß in Italien Aufsehen, sondern ward auch von engl. Kritikern ausgezeichnet, und Göthe leitete in s. Zeitschrift „Kunst und Alterthum" die Aufmerksamkeit wiederholt auf M. Darauf gab er 1822 die Tragödie „Adelchi" (Adelgis) heraus, welche Fauriel ins Französische und Streckfuß ins Deutsche übersetzt hat. In beiden Tragödien bedient sich der Dichter des Chors, aber auf eine die Handlung nicht störende Weise mit vollkommener lyrischer Erhebung. Endlich hat er noch vermischte Gedichte mitgetheilt, dazu gehören eine Ode auf Napoleons Tod und vier heilige Hymnen, von denen Göthe sagt: „Sie geben das Zeugniß, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet ist, immer wieder frisch und neu erscheinen wird, sobald ein frischer jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag". Alle genannte Gedichte findet man beisammen in den neu erschienenen „Opere poetiche di Alessandro Manzoni, con prefazione (jene deutschen Aufsätze Göthe's über Manzoni erweitert enthaltend) di Goethe" (Jena 1827). Seine neueste Arbeit ist: „I promessi sposi. Storia milanese del secolo XVII" (Mailand 1827, 3 Bde.).

Mäonide, s. Homer. Auch die Musen heißen zuweilen Mäoniden, weil man Homer als den vorzüglichsten ihrer Lieblinge betrachtete.

Mappiren, Mappirungskunst, vgl. Landcharten, Situationszeichnung, Kupferstecherkunst, geographische. Seit 1818 haben

die Deutschen in dieser Kunst den Briten den Rang abgewonnen. Die Charten, die von den bairischen und östreich. Generalstäben geliefert worden sind, übertreffen die englischen an Genauigkeit und an Vollständigkeit des Details, und kommen ihnen und den franz. in Stich, Papier und Nettigkeit wenigstens gleich. Auch die Privatunternehmungen in Berlin, Weimar, Wien, München, Nürnberg, Leipzig u. s. w. zeigen in den aus ihnen hervorgegangenen Charten ein rühmliches Streben nach Vervollkommnung ihrer Producte, wie die Arbeiten von Engelhardt, Klöden, Reichard, Schmid, Stieler, Weiland u. A. beweisen. Der beste zeichnende Geograph Frankreichs ist wol Lapie, nächst ihm Brué. Auf den britischen Inseln ist jetzt, nach Arrowsmith's Tode (er starb 1823), Cary der beste Chartenzeichner. In Rußland hat die große petersburger Charte in 20 Bl. in russischer Sprache ausgezeichneten Werth. Auch die ital. Zeichner Manzini, Legnani, Momo u. A. liefern brauchbare Arbeiten. Am meisten zurückgekommen sind die niederländischen Mappirer, die einst so hoch in der Kunst standen. Die Erfindung der Encyprotypischen, d. h. der in Kupfer abgebildeten Charten (1815) verdanken wir dem franz. Fregattencapitain, Louis de Freycinet, Mitarbeiter an dem Werke über Baudin's Entdeckungsreise nach den Australländern. Sie besteht darin, daß die Projection der Charte auf die Kupferplatte selbst getragen wird, nachdem dieselbe dazu durch einen Überzug vorbereitet ist, daß dann das Original darauf gezeichnet wird, welches ebenso leicht als auf Papier geschieht. Durch dieses Verfahren leiden selbst die detaillirtesten Theile der Charte nicht die mehr oder weniger bedeutenden Veränderungen, welche bei der Anwendung der frühern Methoden stattfanden. Denn, wenn das Papier auf ein Reißbret gespannt und vorher angefeuchtet wird, so verkleinert sich mit dem Papier, wenn es abgenommen worden ist, die darauf eingetragene Projection und Zeichnung. Diesen Nachtheil hat das von Freycinet angewendete Verfahren nicht. Ist die Projection berechnet, auf das Kupfer getragen und die Zeichnung auf demselben entworfen, so wird der Überzug des Kupfers weggenommen und der Entwurf gibt schwache Probeabdrücke, die aber hinreichen, daß der Stecher Schrift und Situation nach der Zeichnung genau eintragen kann. Um die möglichste Genauigkeit erreichen zu können, hat der Erfinder mehre Instrumente erdacht, u. a. eins, welches zur Eintheilung und Eintragung der schwersten, bei Entwerfung der Charten vorkommenden, Graduationen dient. Der Geograph Brué, welcher unter dem Capitain Freycinet in der königl. Marine und in der Entdeckungsreise nach den Australländern diente, hat einen „Atlas universel" oder (40) „Cartes encyprotypes des cinq parties du monde, avec une Mappemonde etc." (Paris 1815—18) herausgeg. Indessen lassen sich auch hier bei den Abdrücken die Fehler, die durch die ungleichförmige Zusammenziehung des angefeuchteten Papiers entstehen, schwerlich verhindern. Es scheint nicht, daß diese Erfindung weiter ausgebildet worden sei, indem der Capit. Freycinet (s. d.) 1817 mit der Urania eine neue Entdeckungsreise nach dem Australocean antrat. — Die Lithographie hat man sowol in Deutschland, als in Frankreich bei der Mappirungskunst angewendet, jedoch nicht mit dem erwarteten Erfolge. Von neu erschienenen wichtigen Karten nennen wir Gottholdt's Charte von Deutschland in 35 Bl. (Berlin 1818); Reymann's Charte von Deutschland in 342 Bl. (Berl. 1823); Anton Klein's Militaircharte von Deutschland (München 1822); Klöden's Charte von Europa, Westasien und Nordafrika (Berlin 1819); die treffliche Charte von Afrika, gestochen von Brose (Stuttgart bei Cotta, 1824). Insbesondere müssen die Charten des kaiserl. östreich. Generalstabes und die neue Militaircharte von Deutschland, die in dem topograph. Bureau des k. bairischen Generalstabs zu München von dem Lieut. Ant. Klein in 25 Bl. entworfen worden ist, mit Auszeichnung genannt werden. Von dieser münchner Militaircharte Deutschlands, welche von den Lieut. Aloys Hanser und Ludwig

von Götz ausgearbeitet und von den als topograph. Kupferstecher geschätzten Künstlern, Insp. Schleich und Söhne, Gebr. Seitz (bekannt durch das Reisetableau von Deutschland) und Fr. Kappel, gestochen wird, sind 1823 drei Bl. erschienen. Mit den besten Bl. wetteifern die Bl. der großen topograph. Charte von Sachsen, unter der Leit. des Maj. Oberreit, seit 1827. — Wir verweisen auf die reichhaltigen „Allgem. geogr. Ephemeriden" des Geograph. Instituts in Weimar. 20.

Mara (Gertrude Elisabeth), geborene Schmähling, geb. nach Einigen 1750 zu Kassel, nach Andern 1743 zu Eischbach im Eisenachschen, eine der größten Sängerinnen unserer Zeit. Ihr Vater, Stadtmusiker in Kassel, war ihr Lehrer, und das 7jähr. Mädchen spielte vortrefflich die Geige. Im 9. Jahre gab sie Concerte in Wien und im 10. spielte sie in London vor der Königin. Auf Anrathen einer Hofdame legte sie die Geige bei Seite und wurde dem Unterricht eines alten Sopranisten, Paradisi, übergeben, unter dessen Leitung sie sich schon im 14. J. als Sängerin bei Hofe mit Beifall hören ließ. Nach einigen J. reiste ihr Vater mit ihr nach Kassel zurück, wo der Landgraf ihr kein Gehör gab, und von da 1766 nach Leipzig, wo sie, von Hiller unterwiesen, bei dem neuerrichteten Concert als erste Sängerin bald allgemein bewundert wurde. 1767 erhielt sie den Ruf nach Dresden, um in einem am Geburtstage des Kurfürsten aufzuführenden Stücke eine Rolle zu übernehmen. Die verwitw. Kurfürstin, Maria Antonia, selbst eine große Kennerin der Musik, unterrichtete sie zuvor in der Action. Nach dieser Vorstellung reiste Dem. Schmähling, zu Anfang 1768, geehrt und belohnt nach Leipzig zurück. Hier bildete sie sich noch einige J. unter Hiller's Anleitung und ward zugleich Virtuosin auf dem Clavier. — Friedrich II., welcher gegen deutsche Sänger und Sängerinnen eingenommen war, hatte sich durch ihre Bewunderer bewegen lassen, sie 1770 nach Potsdam einzuladen, erwartete jedoch so wenig, daß er das Concert nur im Nebenzimmer hören mochte. Kaum aber hatte der Gesang begonnen, als der König sich der Sängerin näherte und nach geendigter Arie laut ihren Gesang lobte und sich ferner von ihrer Fertigkeit überzeugte. (Rochlitz in seiner Schrift: „Für Freunde der Tonkunst", 1. Bd., Leipzig 1824, erzählt dies umständlich.) Sie wurde sogleich mit 3000 Thlr. Gehalt angestellt, trat 1771 in Hasse's Intermezzo: „Piramo e Tisbe" zum ersten Male in Berlin auf und wetteiferte mit dem großen Virtuosen Concialini um den Preis. Neben diesem und unter Porpora's Anleitung bildete sie sich zur Adagiosängerin und guten Schauspielerin und genoß allgemeine Bewunderung. Aber durch ihre Verbindung mit dem unbesonnenen Violoncellisten Mara (1774) wurde sie in unzählige Verdrüßlichkeiten verwickelt und 1780 von dem König im höchsten Unwillen entlassen, worauf sie wieder nach Leipzig, und 1782 nach Wien, von da durch die Schweiz und nach Paris reiste. Hier trat sie als die überwiegende Nebenbuhlerin der von den Franzosen fast vergötterten Todi auf und erhielt den Titel einer ersten Concertsängerin der Königin. 1784 ging sie wieder nach London, wo sie mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen wurde und gleich anfangs für 13 Abende im Pantheon-Concert 1000 Guineen erhielt. In dem berühmten Concert, das jährlich zu Ehren Händel's veranstaltet wird, trat sie als erste Sängerin auf; auch wurde sie im Winter 1785 und 1786 am londner Operntheater angestellt. So einstimmig die Lobeserhebungen über ihre Kunst, so groß sind auch die Klagen über ihren Eigensinn gewesen, den man, wenigstens in England, besonders in Oxford nachdrücklich geahndet hat. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Turin und Venedig (1788) kehrte sie nach England zurück, ging 1802 nach Paris und 1803 nach Deutschland. Sie ließ sich an mehren Orten hören und entzückte allenthalben durch den Zauber ihres ausgebildeten Gesanges. Sie wandte sich darauf nach Petersburg, von wo sie wieder nach England zu gehen gedachte. 1808 befand sie sich zu Moskau, wo sie, nach dem Tode ihres längst von ihr getrennten Mannes, ihren bisherigen

Begleiter, Florio, geheirathet haben soll. Durch den Brand von Moskau 1812 verlor sie ihr Haus und das von ihr gesammelte Vermögen. Sie ging daher in die deutsch-russischen Provinzen, besonders nach Reval, und gab daselbst Unterricht. 1819 reiste sie über Berlin nach London und 1821 über Kassel nach Esthland zurück. Der Ruhm dieser Sängerin gründet sich nicht bloß auf die Stärke und Fülle ihres Tons und auf den außerordentlichen Umfang der Stimme (der sich vom ungestrichenen G bis zum dreigestrichenen F in völliger Gleichheit erstreckt), sondern auch auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung, womit sie die schwierigsten Passagen vortrug, und endlich auf ihren einfachen und hinreißenden Ausdruck im Adagio. Vorzüglich berühmt war ihr Vortrag Händel'scher Arien, z. B. der Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" (aus dem „Messias").

Marat (Jean Paul), Demagoge während der franz. Revolution, war in der Grafschaft Neufchatel geb., widmete sich der Arzneikunde und naturwissenschaftl. Forschungen, und zeigte Talent und Kenntnisse. Sein Betragen war ruhig; aber gleich vom Anfang der Revolution zeigte er sich als einen der kühnsten und wildesten Demagogen. Zuerst machte er sich in den Urversammlungen durch die Heftigkeit seiner Anträge bemerkbar, jedoch erschien er so unbedeutend, daß Mirabeau auf die Tagesordnung antrug, als er bei der Nationalversammlung angeklagt wurde, in seiner Zeitschrift: „Der Volksfreund", vorgeschlagen zu haben, 800 Abgeordnete aufzuknüpfen und mit Mirabeau anzufangen. Diese Verachtung M.'s rächte sich furchtbar. Er war der Abgott des niedrigsten Pöbels geworden, auf welchen er mit einer furchtbaren Kraft wirkte, und bald galt er für die Geißel von ganz Frankreich. Er wurde in den von Danton gestifteten Clubb der Cordeliers eingeführt, der aus den wildesten Köpfen zusammengesetzt war. M. aber überbot sie alle in den blutdürstigsten Anträgen, die durch seine scheußliche Zeitschrift die heftigsten Leidenschaften entflammten. An den Mordauftritten im Aug. und Sept. nahm er den thätigsten Antheil, und als er zum Mitglied des Nationalconvents ernannt war, kannte seine Unverschämtheit keine Grenzen mehr. Er zeigte diese auch in dem Proceß Ludwigs XVI. Als die Girondisten, aus dem Convente verdrängt, in ganz Frankreich herumirrten, um der Guillotine zu entgehen, fand M. keinen Widerstand weiter, und ein wilder Vorschlag von ihm überbot immer den andern. So rührte unter andern das Gesetz über die Verdächtigen, wodurch fast eine halbe Mill. Bürger in die Gefängnisse wanderte, ursprünglich von ihm her. Indessen nahte das Ende dieses politischen Ungeheuers. Eine heldenmüthige, edle Jungfrau, Charlotte Corday (s. d.), durchbohrte ihn am 13. Juli 1793 im Bade mit einem Dolche. Nach seinem Tode wurde sein Andenken von den Demagogen fast göttlich verehrt, ihm die Ehre des Pantheons zuerkannt und sein Herz in die kostbarste Vase des königl. Gardemeuble verschlossen. Dieser politische Wahnsinn verbreitete sich über ganz Frankreich und zahllose Opfer bluteten, wie man sagte, um M.'s Schatten zu versöhnen. Endlich führte der 9. Thermidor für Frankreich eine andre Zeit herbei. In demselben Grade, als sein Andenken vergöttert worden war, wurde es jetzt beschimpft und verspottet, sein Leichnam aus dem Pantheon weggeschafft, seine Büsten zerschlagen, eine ihn vorstellende Puppe öffentlich verbrannt, die Asche in ein Nachtgeschirr gesammelt und in eine Cloake geworfen.

Marathon, Flecken in Attika, berühmt durch den Sieg, welchen hier, 490 vor Chr., die Athenienser unter Miltiades (s. d.) über die Perser erfochten.

Maratten (Mahratten), Volk in Ostindien, auf der Halbinsel diesseits des Ganges, das erst seit dem Anfange des vorigen Jahrh. uns bekannt und seit etwa 50 J. berühmt geworden ist. Sie sollen von den Rasbutten, einem alten kriegerischen Volke, abstammen. Von den Mongolen aus den Provinzen Hindo-

stans, wo sie wohnten, vertrieben, flüchteten sie sich in die Gebirge, die sich von Surate bis Goa erstrecken. Die verschiedenen Völkerschaften, aus denen sie bestanden, wurden in einen monarchischen Staat vereinigt, dessen Stifter Sewadschi (Sewagi) war, der 1680 starb. Die Hauptstadt des Reichs war Settarah. In ihren Gebirgen abgehärtet gegen alle Beschwerden des Kriegs, an geringe Nahrung, Reis und Wasser, gewöhnt, mit trefflichen Säbeln bewaffnet, bildeten sie mit ihren unansehnlichen, aber dauerhaften Pferden, gleich den Kosaken, eine Reiterei, die ihren Nachbarn, in deren Gebiete sie öftere Streifereien unternahmen, furchtbar wurde. Als Aurengzeb (s. d.) die Küste Koromandel angriff, riefen die Bewohner dieses Landstrichs die Maratten zu Hülfe, und jener furchtbare Eroberer fand es gerathen, mit diesen Maratten einen für sie vortheilhaften Vertrag zu schließen. Sie benutzten die nach Aurengzeb's Tode entstandenen Unruhen, welche das mongolische Reich erschütterten, und breiteten ihre Besitzungen weiter aus. Ihr Staat, freilich meistens unangebaut, umfaßte gegen 28,000 deutsche □M. Aber die Beherrscher dieser mächtigen Monarchie, Sewadschi's Nachkommen, die den Titel Maha Rajah (Großfürst) führten, überließen die Regierung ihren Ministern und wurden von diesen als Staatsgefangene gehalten. Als der letzte Abkömmling der regierenden Familie, Ram Rajah, 1740 in einem Alter von 8 J. auf den Thron kam, benutzte sein erster Minister, der Peischwah (Großvezier) Bajirow, die Minderjährigkeit des Regenten, bemächtigte sich zugleich mit einem andern Minister, Rajojei, der Regierung, und hielt den Ram Rajah bis zu seinem Tode (1777) als einen Gefangenen, ließ ihm jedoch einen Schein der Würde. Diese wurde nun völlig aufgehoben und Bajirow theilte das Reich mit seinem Gehülfen, behielt die westlichen Provinzen für sich und nahm seinen Sitz zu Punah. Man nennt dieses das Reich der Punah-Maratten. Rajojei bemächtigte sich der östlichen Provinzen, machte Naugpur zu seiner Residenz und gründete das Reich der Berar-Maratten. Bajirow, der 1750 starb, machte die Würde eines Peischwah in seiner Familie erblich. Doch bildete sich 1777 ein aus 12 Braminen bestehender Regierungsrath, welcher dem Peischwah nur noch die vollziehende Gewalt ließ. Jene Theilung des ganzen Marattenstaates konnte nicht ohne Einwilligung der vornehmsten Statthalter geschehen; man befriedigte diese durch größere Macht und mehre Einkünfte. Daher sind mehre Marattenfürsten entstanden, von denen einige nur zum Schein von den Regenten der größern Länder abhängen, fast sowie in frühern Jahrhunderten die Fürsten Deutschlands von dem Kaiser: 1) Der Staat der Punah-Maratten nahm die ganze Küste von Goa bis Kamboja ein, und war von Mysore, Golkonda, Berar und den marattischen Fürstenthümern Guzerate, Ugein und Endore umgeben. In denselben lagen die vornehmsten Besitzungen der Präsidentschaft Bombai. Die jährlichen Eink. des Peischwah betrugen über 30 Mill. Thlr. Bajirow's Sohn, Ballagi, der ihm 1759 folgte, setzte des Vaters Eroberungen bis zu den Ufern des Indus fort. Aber dadurch kam der Punahstaat in Berührung mit den von Abdallah, einem vormaligen Generale Nadir-Shah's, regierten Ländern. Als nun der Peischwah alle Mohammedaner zu vertreiben und die Marattenherrschaft über ganz Indien zu verbreiten beschloß, theilte sich das ganze Land (1759—61) in zwei Parteien: die Mohammedaner schlossen sich an Abdallah an und erschienen 150,000 M. stark in den Ebenen von Karnawl und Panniput; die Maratten, in Verbindung mit den Jat's, führten 200,000 M. dahin. Nach langem, mörderischem Kampfe wichen die Letztern, und mit dieser Schlacht verloren sie die Oberherrschaft über Indien, wonach sie strebten. Ballagi starb darauf; sein Sohn Maderow ward schon 1772, und sein Enkel, Narain Row, 1773 von seinem Oheim Ragobah ermordet. Doch gelangte dieser nicht zur Peischwahwürde, weil der Knabe, den die Witwe des ermordeten Narain nach seinem Tode geboren haben sollte, für dessen Sohn erkannt

wurde. Nun bot Ragobah der Präsidentschaft Bombai die Insel Salsette an, wenn sie seine Absichten gegen die Gegenpartei unterstützen würde. Aber der Rath zu Bengalen mißbilligte einen Krieg mit den Maratten, und schloß 1776 einen Vertrag, nach welchem Ragobah seinen Foderungen entsagte, die Engländer aber im Besitz von Salsette blieben, und außerdem einen Bezirk von drei Lak Rupien jährl. Eink. erhalten sollten. Ragobah blieb zu Bombai, die Engländer behaupteten, der ihnen eingeräumte Strich bringe nicht die bedungene Summe ein; Ragobah's Freunde hatten die Partei des jungen Peischwah zu Punah gestürzt, und die Räthe von Bombai schickten mit Einwilligung des Raths von Bengalen den Ragobah (1778) mit einem engl. Heere nach Punah. Die Engländer erfochten große Vortheile; dennoch war ihnen der Friede, des Kriegs mit Hyder-Ali wegen, wünschenswerth. Sie schlossen ihn 1782 und gaben alle Eroberungen, bis auf Salsette und die benachbarten Inseln, zurück. Maderow, der Sohn des ermordeten Narain-Row, geb. 1774, wurde 1783 als Peischwah anerkannt, und stand einige Zeit lang unter der Vormundschaft eines andern Marattenfürsten. Der letzte Peischwah, Bajirow, der von einem engl. Heere unter dem Befehle des jetzigen Herzogs Wellington (Marquis Wellesley) in seine Würde eingesetzt worden war und, mit dem Beistande der Engländer, sich verschiedene Marattenstämme unterworfen hatte, fing 1817 Feindseligkeiten gegen die Engländer an. Er ward aber am 16. Nov. von dem Obersten Smith so geschlagen, daß er seine Residenz Punah verlassen und sich nach einer Bergfestung flüchten mußte. 1818 unterwarf er sich und lebt jetzt von einem Jahrgelde, unter britischer Aufsicht, als Privatmann. 2) Der Staat der Berar-Maratten ward weniger in auswärtige Kriege verwickelt, litt aber desto häufiger durch innere Unruhen. Die Provinz Berar, sein Hauptgebiet, ist 200 engl. Meilen lang und 170 breit. Einige Jahre nach der Streiferei, die Ragogi mit dem Peischwah nach Bengalen unternahm, entriß er dem Usurpator von Bengalen, Aliverdy, den besten Theil von Orissa. Von Bengalen nur durch einen schmalen Fluß getrennt, streiften die Berar-Maratten häufig in die Grenzprovinzen dieses schönen Landes. Erst nachdem Chossim-Ali, Nabob von Bengalen (1761), die Provinzen Burdwan und Midnapur den Engländern abgetreten hatte, hörten diese Plünderungen auf, wiewol sie ihre Ansprüche auf die, ihnen nach Aurengzeb's Tode in Bengalen verwilligten, 16 Lak Rupien nicht aufgegeben haben. Ragogi, der erste Berar-Rajah, hinterließ nach einer langen Regierung vier Söhne. Der älteste folgte dem Vater, starb aber kinderlos; die beiden folgenden, Sebagi und Modagi, bekriegten sich über die Erbfolge. Der erste fiel, worauf der zweite Rajah wurde. Auch dieser hat sich, da er im Kriege der Briten mit den Punah-Maratten 1817 auf die Seite der Letztern erst heimlich, dann öffentlich trat, durch einen Vergleich den Engländern unterwerfen und seine Festungen ihnen einräumen müssen. — Unter den übrigen Marattenfürsten sind die beiden mächtigsten Scindiah und Holkar. Jener ist Rajah von Ugein (Udsen) und hatte sich eine bedeutende Macht verschafft. Um dieser Grenzen zu setzen, ward er von den Engländern (1802) bekriegt und am 23. Sept. 1803 von Wellesley (Wellington) geschlagen, worauf er einen nachtheiligen Frieden schließen mußte, der jedoch nachher mehre Male wieder gebrochen worden ist. Holkar (s. d.), Beherrscher von Indus, dessen Einkünfte 4½ Mill. Pf. St. betragen sollen, ist bald Verbündeter, bald Gegner der Engländer gewesen. Schon im Kriege 1805 ward er zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt. 1817 ergriff er aufs neue die Waffen, ward aber geschlagen und zur Unterwerfung genöthigt. Die Maratten sind Anhänger der Religion des Brama, von starkem, festem Körperbau, in der Farbe vom Schwarzen bis zum Hellbraunen schattirt. Ihre Lebensart ist einfach; sie kennen wenig Bedürfnisse. Ihre Erziehung ist kriegerisch, ihr Charakter grausam und wild. Zum Gefecht berauschen sie sich oft durch eine

Art Opium oder durch wilden Hanf, den sie als Taback rauchen. Im letzten Kriege hat ihre Artillerie ebenso viel Geschicklichkeit als Muth bewiesen. Den Briten ward die Unterwerfung der Marattenstaaten dadurch erleichtert, daß die Kriegerkaste der Rajah's allgemein verhaßt war, weil sie die übrigen Hindukasten wie Sklaven behandelte. Die letztern fanden den Schutz der Gesetze und des Eigenthums allein unter britischer Hoheit. Daher rotteten sich die Krieger aus den britischen Provinzen in Räuberhaufen (Pindaris) an dem Nerbudda zusammen und suchten Schutz bei den auf die Briten eifersüchtigen kleinen Maratten fürsten. So entstand der letzte allgemeine Kampf der Europäer mit der alten und stolzen Kriegerkaste, welcher sich mit der gänzlichen Auflösung ihres Bundes und mit dem Verluste der Unabhängigkeit ihrer Fürstenfamilien 1818 endigte.

Maratti (Carlo), Maler und Kupferstecher, geb. 1625 zu Camerino in der Mark Ancona, malte schon als Kind mit dem Safte von Kräutern und Blumen allerlei Figuren, die er auf die Mauern des väterlichen Hauses zeichnete, aus. In seinem 11. J. kam er nach Rom, studirte bis zum 19. J. in der Schule des Sacchi die Werke Rafael's, der Caracci und des Guido Reni, und bildete sich nach ihnen eine eigenthümliche Manier. Vorzüglich fanden seine Madonnenbilder großen Beifall. Für Ludwig XIV. malte er sein berühmtes Bild der Daphne. Clemens IX., der sich von ihm malen ließ, bewilligte ihm einen Gehalt und ernannte ihn zum Aufseher der vaticanischen Zimmer, welches er auch unter Innocenz XII. blieb. Er starb zu Rom 1713 in einem hohen und geehrten Alter. Bescheidenheit und Gefälligkeit waren die Hauptzüge seines Charakters. Er trug viel zur Erhaltung der Malereien Rafael's im Vatican und Caracci's in dem Farnese'schen Palaste bei, auch ließ er diesen Meistern Denkmäler in der Kirche della Rotonda setzen. Als Künstler verdient M. den ihm von Richardson gegebenen Namen des letzten Malers der römischen Schule. Er war ein guter Zeichner, und wenn auch kein schöpferischer Geist, doch glücklicher Nachahmer großer Vorbilder. Seine Anordnung war schön, sein Ausdruck gefällig, seine Behandlung verständig und sein Colorit angenehm. Er verstand Geschichte, Architektur und Perspective und wußte in seinen Gemälden einen guten Gebrauch davon zu machen. Vornehmlich bewundert man den Geschmack, der in allen seinen Werken herrscht, und die herrliche Zeichnung in Händen und Füßen. Seine Hauptwerke sind in Rom; auch sieht man ein schönes Gemälde von ihm in dem Palast Michaïloff zu Petersburg. Die dresdner Galerie hat zwei liebliche Madonnenbilder von ihm. Er hat auch treffliche Blätter geätzt, u. a. das Leben der Maria in zehn Vorstellungen. Von seinen Schülern sind bekannt: Chiari, Berettoni und Passori.

Maravedi (Maravedi de Vellon), eine kleine spanische Kupfermünze, etwa 1 Pfennig am Werthe.

Marbod, s. **Markomannen** und **Arminius**.

Marburg, Hauptst. in Oberhessen mit 5500 Einw. und einem Schlosse an der Lahn. Sie hängt gleichsam an einem Berge, auf welchem oben das Schloß liegt. Unter den lutherischen Kirchen ist die St.-Elisabethkirche mit ihren schönen von den Franzosen beraubten Denkmälern die sehenswertheste. S. Justi's Beschreibung. Die Stadt hat einige Manufacturen. 1529 wurde hier zwischen den wittenberger und schweizerischen Reformatoren das bekannte marburger Religionsgespräch gehalten. 1757 besetzten die Franzosen das Schloß, die Verbündeten nahmen es ihnen aber durch Belagerung 1759 wieder ab. 1760 eroberten es die Franzosen von neuem und behaupteten sich 1761 gegen einen heftigen Angriff der Verbündeten.

Marburg ist die erstgeborene aller deutschen protestantischen Universitäten; denn die eingegangene wittenberger war ursprünglich eine katholische. Landgraf

Philipp der Großmüthige, einer der edelsten und gelehrtesten Fürsten Deutschlands, der mit fester Entschlossenheit zum Protestantismus übergetreten war, glaubte, daß man durch Stiftung neuer Universitäten der evangelischen Lehre zu Hülfe kommen müsse. Er gründete daher die hohe Schule zu Marburg am 30. Mai 1527 aus den eingegangenen Klostergütern. 1541 erhielt sie von Karl V. die zu Brüssel ausgefertigten kaiserl. Privilegien, nachdem Philipp ihren Fonds noch durch verschiedene Vogteien vermehrt hatte. Von ihm empfing sie auch alle Vorrechte, welche man damals für das Gedeihen einer Universität nothwendig hielt, nämlich einen privilegirten Gerichtsstand, Zoll- und Accisefreiheit, Jagdgerechtigkeit, Sitz und Stimme auf den Landtagen u. s. w. — Unmittelbar nach ihrer Stiftung trat ihre glänzendste Epoche ein, weil man in ihren Hörsälen aus der reinsten Quelle der neuen Lehre schöpfen konnte. Die reiche Dotation derselben, die Berufung der trefflichsten Lehrer aus Deutschland, Frankreich, Holland und der Schweiz, die glückliche Lage des Orts, das große politische Ansehen Philipps des Großmüthigen und der Umstand, daß zwischen Luther und Zwingli dort das berühmte fruchtlose Colloquium zu Ausgleichung ihrer verschiedenen Ansichten statthatte, veranlaßten das Zuströmen vieler Jünglinge aus ganz Europa, ja selbst einiger aus Korinth. Die schöne Blüthe dieser Hochschule dauerte fast hundert Jahre. Im 17. Jahrh. vereinigten sich dagegen mehre Umstände zur Verdunkelung ihres Glanzes, vorzüglich die Abschaffung der Luther'schen Lehre und die Einführung des reformirten Glaubensbekenntnisses, sowie die dadurch veranlaßte Gründung einer zweiten hessischen Landesuniversität zu Gießen. Marburg verlor durch dieses Ereigniß einen Theil seiner Einkünfte, Lehrer und Studenten. Dazu kam noch 1607 und 1611 die Pest, sodaß die Universität einstweilen nach Frankenberg und von da nach Treyßa verlegt werden mußte. 1625 wurde zwar Gießen wieder mit Marburg vereinigt; allein es konnte diese Wiedervereinigung wegen der Unruhen des dreißigjährigen Kriegs und bei der innigen Verbindung Hessens mit Gustav Adolf keine großen Folgen herbeiführen; auch ward 1650 Gießen wieder als Universität hergestellt, nachdem Marburg an Kassel zurückgefallen war. Doch wurde dessen Universität 1653 durch Wilhelm VI. für die verlorenen Einkünfte nicht unbedeutend entschädigt. Im Laufe des 18. Jahrh. wirkte die Erscheinung des von Halle vertriebenen Christian Wolf wohlthätig auf den Ruf der hohen Schule. Berühmte, zum Theil gleichzeitige Lehrer, wie Cramer, Vultejus, Estor, Selchow ꝛc., erhielten denselben ebensowie die spätern Universitätslehrer Baldinger, Jung, Tiedemann, Stein, Michaelis ꝛc. Die Einkünfte der marburger hohen Schule fließen gegenwärtig theils aus ihrem eigenthümlichen, von den aufgehobenen Klöstern herrührenden und von ihr selbst verwalteten Vermögen, das jährlich, je nachdem die Früchte höher oder niedriger stehen, im Durchschnitt ungefähr 20,000 Thlr. (den Thlr. zu 1 Gldn. 18 Kr.) abwirft, theils aus Zuschüssen der Staatscasse, die beiläufig 20,000 Thlr. betragen, sodaß man ihr Gesammteinkommen zu 72,000 Gldn. jährlich annehmen kann. Sie ist reich an Instituten, welche zum Theil der vorige Regent begründete, der jetzige aber noch besser dotirte. Sie besitzt 1) eine der stärksten und jetzt auch schönsten Bibliotheken (üb. 100,000 Bde.) Deutschlands, mit einem jährl. Einkommen von beiläufig 1260 Gldn.; 2) einen schönen und vollständigen botanischen Garten, dessen Ordnung, Reichthum und gefällige Form das Werk des jetzigen Professors der Botanik, Wenderoth, ist; 3) eine Entbindungsanstalt, jetzt in dem ehemaligen deutschen Herrenhause, einem sehr schönen Gebäude, mit 2380 Gldn. jährl. Eink.; 4) ein anatomisches Theater, mit 618 Thlr. jährl. Eink.; 5) eine Thierarzneischule, für welche ein neues Gebäude aufgeführt worden ist, mit 550 Thlr. Eink.; 6) ein Hospital, gegenwärtig zum Land- und Provinzialkrankenhaus erhoben, mit 3000 Thlr. Eink.; 7) ein medicinisch- und chirurgisch-ambulatorisches Klinikum, zusammen mit 450 Thlr. Eink.; 8) ein phy-

sikalisch-mathematisches Institut, mit 200 Thlr.; 9) ein chemisches Laboratorium, mit 150 Thlr.; 10) ein zoologisches, mit 50 Thlr. (das mineralogische ist noch fast ganz ohne Mittel); 11) ein philologisches Seminar, mit 269 Thlr. Eink. Auch ist ein staatswirthschaftliches Institut vorhanden, wahrscheinlich nur als Vorläufer einer staatswirthschaftlichen Facultät. — Die Universität zählt jetzt 30 ordentliche Professoren, 5 außerordentliche, und 4 Privatdocenten. Als treffliche Lehrer und Schriftsteller zeichnen sich aus Justi, Suabedissen, Robert, Busch, Wurzer, Bartels, Herold, Kühne, Wagner, Rehm u. m. A. Vorzüglich hat unter der jetzigen Regierung das staatswissenschaftliche Studium zu Marburg durch die Vocation eines der vorzüglichsten Schriftsteller und Lehrer in diesem Fache, des Prof. Lips von Erlangen, gewonnen. Seit einigen Jahren hat sich die Anzahl der Studenten zu Marb. bedeutend vermehrt; im J. 1825 hatte M. über 360 Studenten. Die akademische Disciplin handhabt eine aus dem Senate gewählte Deputation, auch sitzt ein Deputirter der Universität der Stadtpolizeicommission bei. — Ohne eine besondere Curatel leitet das kurfürstliche Ministerium des Innern unmittelbar alle Zweige der Universität. S. die Geschichte der Universität Marburg in Justi's „Vorzeit", 1826. Sie feierte 1827 ihr 3. Jubeljahr.

Marc Aurel, s. **Antoninus**, der Philosoph.

Marcard (Heinrich Matthias), ein geachteter Arzt, geb. 1747 zu Walsrode im Lüneburgischen, erhielt seine Bildung in Göttingen (1769—71), besuchte England, Frankreich und Italien, ward 1776 ausübender Arzt in Pyrmont, 1778 Hofmedicus in Hanover, 1786 Brunnenarzt in Pyrmont und 1788 oldenburgischer Leibmedicus. Nach 21jährigem Dienst zog er sich, mit Beibehaltung der Geschäfte in Pyrmont, in sein Vaterland zurück und starb am 16. März 1817. Er hat sich nicht nur als praktischer Arzt, sondern auch als Gelehrter, dessen Kenntnisse sich über die verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens erstreckten, große Verdienste erworben. Als medicinischer Schriftsteller ist er durch seine „Beschreibung von Pyrmont" (1785), und durch sein Werk: „Über die Natur und den Gebrauch der Bäder" (1790) als classisch anerkannt. Im Felde der Politik legte er, zwar anonym, aber mit desto mehr Kraft und Nachdruck, seine wohlbegründeten Besorgnisse während der Periode des allgemeinen Schwindels, und auch noch späterhin eine „Charakteristik der franz. Nation", der Welt vor. „Preußens Neutralitätssystem, dessen Ursachen und wahrscheinliche Folgen" (1799); „Was haben die Mächte von Bonaparte zu erwarten" (1801); „Reverien eines deutschen Patrioten" (1806), und endlich „Der Franzosenspiegel" (1815) beweisen noch jetzt die Richtigkeit seiner Urtheilskraft. Seine Verbindung mit Kotzebue und dem Leibarzt Ritter von Zimmermann, bei Gelegenheit des Pasquills: „Bahrdt mit der eisernen Stirne", war eine Verirrung aus Freundschaft, die allen Betreffenden Kummer veranlaßte.

Marcellinus (Ammianus), s. **Ammianus Marcellinus**.

Marcello (Benedetto), Tonsetzer und Dichter, geb. von adeligen Ältern zu Venedig 1680 oder 1686, ward von seinem ältern Bruder Alessandro in der Musik gebildet und von Gasparini und Lolli unterrichtet. Mehre Jahre bekleidete er das wichtige Amt eines Richters unter den Vierzigern. Hierauf ward er Proveditor zu Polo, und endlich Schatzmeister zu Brescia, wo er 1739 (nach Fabroni 1732) starb. Seine Motetten, Cantaten, Psalmen und übrigen Werke erlangten einen ungemeinen Ruf und verdienten ihn wegen ihrer edeln und einfachen Erhabenheit. (Seine Psalmen sind 1803 von Seb. Valle in Venedig mit dem Bildnisse M.'s in 8 Heften Fol. neu herausgegeben.) Aber sein Gesang erfodert Stimmen von weitem Umfang, welche die ungewöhnlichsten Intervallen nicht scheuen. Er hat für die Kirche, das Theater und die Kammer componirt, und außerdem theoretische und andre Werke geschrieben. Zu seinen Schülerinnen gehörte die be-

rühmte Faustina Bordoni, nachmalige Hasse. Auch seine Gemahlin war eine treffliche von ihm gebildete Sängerin.

Marcellus (M. Claudius), der erste römische Feldherr, der im zweiten punischen Kriege glücklich gegen Hannibal focht. Schon hatte er während seines Consulats (223 v. Ch.) die größten Proben von Muth und Tapferkeit gegeben, indem er den Anführer der Gallier, Viridomarus, der ihn zum Zweikampf foderte, besiegt und dadurch das überlegene gallische Heer so muthlos gemacht hatte, daß es vor dem kleinen Römerheer die Flucht ergriff. Die Folge davon war die völlige Besiegung Oberitaliens. M. triumphirte, weil er, so lautete der Senatsbeschluß, die Insubrier und Germanen bezwungen habe. Dies ist das erste Mal, daß in der römischen Geschichte die Germanen genannt, und das letzte Mal, daß des persönlichen Zweikampfs der Feldherren erwähnt wird. Als bald darauf der zweite punische Krieg ausbrach, trat er nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä gegen den Hannibal auf, indem er als Prätor den Befehl über die übriggebliebenen Truppen zu Canusium an des Terentius Varro Stelle übernahm. Auf die Nachricht, daß Hannibal sich gegen Nola wende, eilte er ihm zuvor, warf sich in die Stadt und zwang die Carthaginenser, sich mit Verlust zurückzuziehen. Hannibal bestürmte Nola aufs neue, daher beschloß M., als der Ort unhaltbar wurde, eine Hauptschlacht im freien Felde zu wagen. Sein an Zahl geringeres Heer hatte den Vortheil längerer Speere. Nach einem harten Kampfe wurde Hannibal gezwungen, sich in sein Lager zurückzuziehen. Endlich ward M., zugleich mit dem berühmten Fabius Maximus Cunctator, zum Consulat erhoben. Er vereitelte einen dritten Versuch Hannibal's auf Nola, und bot demselben eine Schlacht an, die dieser nicht anzunehmen wagte. Eine Krankheit unterbrach auf einige Zeit seine Thätigkeit. Dann ging er in seine Provinz Sicilien, wo unter seinen tapfern Thaten die Belagerung von Syrakus die merkwürdigste ist. Nachdem er seit 214 v. Chr. Alles versucht hatte, sich dieser Stadt, welche Archimedes (s. d.) durch seine kunstreichen Maschinen vertheidigte, mit Gewalt zu bemächtigen, beschränkte er sich auf die Blokade, vereitelte alle Versuche der Carthaginenser, sie zu entsetzen, und war so glücklich, sich ihrer nach und nach, theils durch List, theils durch die Waffen zu bemächtigen (212). Da die Stadt ohne Bedingung übergegangen war, konnte er die Plünderung nicht verhindern; doch befahl er, keinen Syrakusaner zu tödten. Dennoch wurden von den erbitterten Soldaten viele Einwohner ermordet; unter diesen auch Archimedes. Marcellus bedauerte den Tod desselben sehr, verlieh seinen Anverwandten viele Vorrechte und ließ ihn feierlich bestatten. Nachdem er den größten Theil der Insel unterworfen und noch einen vollständigen Sieg über die Carthager davon getragen hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er die Ehre einer Ovation erhielt. 211 v. Chr. aufs neue mit dem M. Valerius Lävinus zum Consulat erhoben, sollte er wieder den Oberbefehl in Sicilien erhalten; aber die Syrakusaner sandten Abgeordnete nach Rom, welche sich über seine Grausamkeit beschweren und einen andern Feldherrn erbitten mußten. Marcellus wurde zwar freigesprochen, tauschte aber die Provinzen freiwillig und blieb in Italien. Als dies später die Syrakusaner bereuten und fußfällig Verzeihung von ihm erbaten, vergab er ihnen nicht nur, sondern bewirkte auch, daß ihnen ihre alten Freiheiten zurückgegeben und sie als Bundesgenossen Roms angesehen wurden. Jene erklärten sich aus Dankbarkeit für Clienten des Marcellinischen Hauses. M. führte indeß in Italien den Krieg gegen Hannibal. Bei Numistrum lieferte er eine unentschiedene Schlacht; im folgenden Jahre ward er bei Canusium von Hannibal geschlagen, erneuerte aber, die Flüchtlinge sammelnd und mit Muth befeuernd, den Tag darauf den Kampf und siegte, wiewol mit großem Verlust. 209 v. Chr. erhielt er das Consulat zum fünften Mal, mit T. Quintius Crispinus. Beide Consuln vereinigten sich am Liris, aber Hannibal lehnte die Schlacht ab. Hierauf

wollten die Römer einen kleinen Berg zur Lagerstätte besetzen, als sie sich plötzlich von Feinden umringt sahen. Dennoch würden sie sich durchgeschlagen haben, wenn nicht die Hetrurier, welche den größten Theil der Cavalerie ausmachten, sich sogleich ergeben hätten. M. selbst blieb; sein Sohn und der andre Consul schlugen sich durch. So starb dieser große, von Hannibal selbst gefürchtete Feldherr, der das Schwert Roms genannt wurde, wie Fabius der Schild desselben hieß. Hannibal zog seinem Leichnam den Ring vom Finger, ließ den Körper unter den größten Ehrenbezeigungen verbrennen und die Asche dem Sohne in einer kostbaren Urne überbringen. Sein Geschlecht blühte lange und zählte mehre consularische Männer, bis es mit dem Sohne der Octavia, der Schwester Augustus, den Virgil verherrlicht hat, ausstarb.

Märchen, s. Feenmärchen und Tausend und eine Nacht.

Marchesi (Luigi), auch **Marchesini** genannt, einer der berühmtesten Sopranisten, um 1755 zu Mailand geb., zeigte sich schon in der Kindheit als Virtuose auf dem Waldhorn. Von Kunstverständigen aufgefodert, verließ er heimlich seinen Vater, ging nach Bergamo und unterwarf sich hier der Operation. Ungeachtet er hier vielfältigen Unterricht genoß, so scheint er seine höchste Bildung doch in München (von 1775—77) erhalten zu haben; denn als er von dort in sein Vaterland zurückgekehrt war, erregte er allenthalben Erstaunen und Entzücken. Besonders ward er 1779 zu Florenz und 1780 zu Mailand mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen. 1782 ließ die Akademie zu Pisa eine Denkmünze auf ihn prägen. In Turin war er mit 1000 Dukaten Gehalt angestellt; 1786 folgte er, nachdem er sich zu Rom, Lucca und auch 1785 zu Wien hatte hören lassen, einem früher schon an ihn ergangenen Rufe nach Petersburg. Berlin hörte ihn 1787. In dem folgenden Jahre trat er zu London auf, wo er von den Unternehmern der ital. Oper für einen Winter 1500 Pf. Sterl., eine Benefizvorstellung und freie Station erhielt. 1801 sang er in Wien. Seine Stimme ward als überaus rein und hell bewundert, in Ansehung des Vortrags zog man ihn noch dem Farinelli vor. Einige sehen ihn auch für den Urheber des neuen verzierten italien. Virtuosengesangs an, der nachher in Überladung ausartete. Die Biegsamkeit seiner Stimme ward nicht weniger als die Bestimmtheit der Intonation und die Phantasie in seinen Coloraturen gelobt. Sein Recitativ war groß und seine musikalischen Einsichten bedeutend. Das Jahr seines Todes ist uns unbekannt.

Marchfeld, der östreich. Kreis unter dem Mannhartsberge im Lande unter der Ens; insbesondere die 5 Meilen lange, 3 Meilen breite und getreidereiche Ebene vom Marktflecken Bockfließ bis an die March und Donau, ein berühmtes Schlachtfeld. Hier schlug Ottokar von Böhmen 1260 Bela IV. von Ungarn, und eroberte die Steiermark, die seitdem bei Deutschland blieb. In der 2. Marchfeldschlacht (26. Aug. 1278) fiel **Ottokar** (s. d.) gegen Rudolf von Habsburg, der die Macht seines Hauses an diesem Tage gründete. In der 3. bei **Aspern** (s. d.), 21. u. 22. Mai 1809, rettete der Erzherzog Karl die Monarchie, und in der 4. bei **Wagram** (s. d.) 5. u. 6. Juli 1809, behauptete er wenigstens die Ehre der östr. Waffen.

Marcion, **Marcioniten**, s. Gnosis.

Marco Polo, s. Polo.

Marcus, der Evangelist; nach der Angabe alter Kirchenschriftsteller Derjenige, den man aus der Apostelgeschichte unter dem Namen Johannes Marcus, als den vieljährigen Begleiter der Apostel Paulus und Petrus auf ihren Reisen kennt. Seine Mutter Maria war gewöhnlich im Gefolge Jesu, und sein Haus zu Jerusalem die Herberge der Apostel. Er hatte daher theils selbst erlebt, theils von Augenzeugen erfahren, was er von Jesu erzählt. Offenbar schrieb er für Christen aus dem Heidenthume; jedoch ist es nicht ausgemacht, ob sein Evange-

lium zuerst zu Rom oder zu Alexandrien, wo er Gemeinden gestiftet hatte, oder zu Antiochien gelesen worden ist. Es unterscheidet sich von den übrigen durch eine bündige Kürze, die Vieles, was mit der Messiaswürde Jesu zusammenhing und zunächst nur den Judenchristen wichtig sein konnte, mit Stillschweigen übergeht. Die Echtheit seines Evangeliums ist niemals mit einigem Grunde bezweifelt worden. E.

Marcus (Adalbert Friedrich), fürstl. bamberg. und würzburg. Hofrath und Leibarzt, erster dirigirender Arzt des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg, Director der landärztl. Schule u. s. w., geb. den 21. Nov. 1753 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck von jüdischen Ältern, hatte in Göttingen studirt, wo schon Baldinger den ungewöhnlichen Geist in ihm ahnete. 1778 kam M. nach Bamberg, wo er dem verdienten Fürstbischofe Franz Ludwig von Erthal bekannt wurde und die katholische Religion annahm. Als Leibarzt des Fürsten erwarb er sich durch zweckmäßigere Einrichtung des Medicinalwesens in den Fürstenthümern Bamberg und Würzburg große Verdienste. Ihm verdanken die Bäder von Kissingen und Bocklet ihre Wiederherstellung, und er war es vorzüglich, welcher den Fürsten zur Errichtung des nach seinen Ideen erbauten berühmten Krankenhauses zu Bamberg bewog. Nach der Einverleibung dieses Fürstenthums mit dem bairischen Staate wurde M. zum Director der Medicinal- und Krankenanstalten ernannt. Ihm verdankt man die Verbesserung des Medicinalwesens, die Anstellung gut besoldeter Gerichtsärzte und wohl unterrichteter Hebammen, die verbesserte Einrichtung des allgemeinen Versorgungshauses, die Errichtung der Entbindungsanstalt, die des Hauses für Unheilbare und Gemüthskranke. 1804 gründete er die medicinisch-chirurgische Schule und andre, theils praktisch-nützliche, theils die höhere Geistesbildung und die Anmuth des geselligen Lebens bezweckende Anstalten. Als Arzt mit seltenem, oft bis ans Wunderbare grenzendem diagnostischem Blicke ausgerüstet und in seinem Heilverfahren vom unbedingten Vertrauen der Kranken begünstigt, war er einer der ersten Ärzte Deutschlands, welcher das Brown'sche System ins Leben einführte und in Verbindung mit Röschlaub zu dessen Verbreitung beitrug. In der Folge suchte er die Medicin, in Verein mit Schelling, Steffens u. A., nach den neuern naturphilosophischen Ansichten umzugestalten, und erwarb sich als Wiederhersteller der antiphlogistischen Methode die bleibendsten Verdienste um die praktische Heilkunde. M. starb den 26. April 1816. S. über ihn Dr. Göden in der „Isis" v. Oken (1819, Heft V). Sein ganzes Wesen schilderte Bibl. Jäck zu Bamberg 1813, und nach seinem Tode der verstorbene Rector und Professor Klein zu Würzburg in der Vorrede zu der Schrift „Dr. A. F. Marcus nach seinem Leben und Wirken geschildert von seinen Neffen, Dr. Speier und Dr. Marcus, nebst Krankheitsgeschichte und Bildniß" (Bamberg 1817). Unter 23 Schriften von M. nennen wir die über den Keuchhusten (Bamberg 1816), und die anonymen „Lob der Kranioskopie" (1802), „Dr. Stranz an Dr. Schneemann über den ansteckenden Typhus" (1814), „Die Lichtseite der königl. bair. Landärzte" (1815).

Marcusplatz, s. Venedig.

Maremmen, einzelne Gegenden im mittlern Italien, theils im Kirchenstaat, theils im Toscanischen, in der Gegend von Siena am tuscischen Meere und auf dem westlichen Abhange der Apenninen, zum kleinern Theile auch im Neapolitanischen, die wegen ungesunder Ausdünstungen aus einem an Schwefel und Alaun überreichen Boden im Sommer nur mit Gefahr der Gesundheit bewohnt werden können. Diese Ungesundheit ist besonders seit dem 15. Jahrh. bemerkt worden und fängt schon an diesseits Volterra nach dem Arno vorzudringen, ungeachtet Volterra 3600 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt. Die Bevölkerung einer solchen ungesund gewordenen Gegend muß auswandern, oder sie

wird durch Fieber aufgerieben, und schon herrscht diese **mal aria** in verschiedenen Straßen Roms, das dadurch einst unbewohnbar werden kann. Wenn bei geringerm Anbau die Vegetation weniger als vorhin die Stickluft verzehrt, so wird das Übel noch ärger. Dagegen ist im Winter die Maremme eine üppige Weide für das Vieh, das im Sommer auf den Apenninen weidet, und auch der Mensch fühlt in dieser Jahreszeit keine Beschwerde, sich dort in Häusern oder in freier Luft aufzuhalten. In den römischen Maremmen, die durch Auskauf der vormaligen kleinen Eigenthümer zu ganzen Quadratmeilen das entvölkerte Besitzthum weniger Fürsten geworden sind, benutzt man in Jahren der Fruchttheuerung einen kleinen Theil des Landes zum Weizenbau. Der Boden wird im Herbste gepflügt; Lohnarbeiter aus der Nähe und Ferne besorgen die Ernte und dreschen auf dem Felde die Frucht aus, welche dann aus den großen Magazinen der Gutshöfe nach Rom oder nach Ostia zur weitern Ausfuhr geschafft wird. Diese Arbeiter sind so unvorsichtig, daß sie unter den wenigen Bäumen oder ganz im Freien schlafen, und erkranken sie nach einigen sehr thauigen Nächten am Fieber, so gibt ihnen die Gutsverwaltung den verdienten Lohn und ein Brot, womit sie in ihre Berge zurückwandern, wenn sie der Tod nicht früher ereilt. In ihren Bergen heilt sie die gesundere Luft oft nur sehr langsam. Bei der drückenden Armuth der ital. Bergbewohner — wofern diese nicht das Räuberhandwerk als Hülfsversorgung vorziehen — fehlt es nie an Männern und Weibern, die in das Gefilde des Todes während der Ernte herabsteigen, um wenige Scudi zur Bezahlung des Miethzinses, des Schutzgeldes und für Brot zu sammeln. Je jünger diese Arbeiter sind, desto eher ergreift sie das tödtliche Fieber. Übrigens verräth sich die Ungesundheit weder durch Nebel, noch durch eine stinkende Atmosphäre, die Luft scheint vielmehr sehr rein und der Horizont von reiner Blaue. Man hat von toscanischer Seite Versuche gemacht, durch Baumpflanzungen die Luft in diesen verpesteten Gegenden zu verbessern; wirklich wird das Übel dadurch etwas vermindert, aber keineswegs gänzlich gehoben, wie z. B. die Umgebung des **Lago di Bolsena** (trasimenischen Sees) beweist, die viel Waldung hat und doch an der **mal aria** leidet. Es gab Thäler bei Antium, die schon zu den Zeiten der Römer wegen Ungesundheit verrufen waren. Jetzt sind eben diese, sobald man nur den Aufenthalt in freier Luft in der Nachtzeit vermeidet, ganz gesund. Vor 2000 und 1500 Jahren war die ganze **campagna di Roma** sehr dicht bevölkert und ein Garten, und vermuthlich deßhalb die Gegend damals ebenso gesund als jetzt das Gegentheil stattfindet. Seit der Periode der Völkerwanderung verschwand hier die kleine Landwirthschaft und die Spatencultur, die Cato Major so hoch stellte; und je mehr das große Eigenthum in der **campagna di Roma** im Besitz der geistl. Körperschaften und Familienfideicommisse zunahm, je ungesunder wurde das alte Römergebiet. Nach Lullin de Chateauvieux verrathen in den Maremmen Geruch und Dämpfe die überall hervorbrechenden Schwefelquellen, welche stehende Sumpflöcher bilden. Diese Maremmenluft rührt aber nicht allein von dem Sumpfwasser, noch von der Nacktheit des Bodens her; denn sie ist auf den Bergen nicht minder gefährlich als in der Tiefe der Wälder. Das Übel hat wahrscheinlich in der durch einen verborgenen Gang der Natur entwickelten chemischen Beschaffenheit des Bodens seinen Ursprung. Es ist, wenn kein Verbesserungsmittel der ungesunden Luft erdacht wird, oder kein neuer feuerspeiender Berg die Reinigung der Atmosphäre durch Eruptionen übernimmt, höchst wahrscheinlich, daß Mittelitalien jenseits der Apenninen nach einigen Jahrhunderten eine bloß zu Viehweide im Winter brauchbare Steppe und im Sommer ganz unbewohnbar werden wird. Zu den Maremmen gehören nicht die pontinischen (s. d.) und andre Sümpfe. Diese sind eine Folge der schlechten Abwässerung, der Niederungen zwischen der Küste des Meers und dem Fuße der Apenninen. Ein großer Canal am Fuß dieser Gebirge müßte

alle Bergwasser aufnehmen, und, da das Bette höher liegt als die Oberfläche des mittelländischen Meers, dessen ehemalige Flußmündungen in dieser Gegend versandet und dadurch verstopft worden sind, durch mehre breite und oft gereinigte tiefe Canäle ins Meer ableiten. Bepflanzte man außerdem die nicht ganz abzuwässernden Niederungen mit stark belaubten Bäumen und siedelte hier viele kleine Landstellen an, so würden diese Sümpfe (Marschen in Niederdeutschland) bald gesund werden. Pius VI. schenkte aber gerade die schönsten trockenen Weiden an einige Fürsten und Nepoten, die an die Vollendung der Unternehmung nicht dachten. 48.

Marengo, Flecken in der Ebene zwischen Alessandria und Tortona, im königl. sardinischen Herzogthum Montferrat, merkwürdig durch die Schlacht am 14. Juni 1800. Bonaparte war mit 60,000 M. vom 16. bis zum 27. Mai über die Alpen gegangen. Zu spät erkannte der östr. Feldherr Melas die Gefahr. Denn schon hatte Bonaparte am 2. Juni das Felsenschloß Bardo, am Eingange des Thals von Aosta, erobert, Murat rückte darauf nach Mailand vor, Suchet nahm Nizza, und Berthier schlug bei Montebello den Feldmarschalllieutenant von Ott. Am 13. Juni kam Desaix aus Ägypten in Bonaparte's Hauptquartier an; die Hauptcorps waren bei Marengo vereinigt; Desaix befehligte die Consulargarde. So kam es am 14. Juni zu der Schlacht, worin Desaix den Tod fand und das östr. Heer unter Melas, mit einem Verlust von 7000 Gefangenen und 1200 Todten, bis über die Bormida zurückgetrieben wurde. Napoleon, dessen Eifersucht lieber den Ruhm der Todten ertrug als den der Lebenden, schrieb dem Gen. Desaix die Entscheidung des Sieges zu. Allein dieses Verdienst gebührt, nach Mathieu Dumas's „**Précis des événemens militaires**" (V) dem General Kellermann; und dieser General hat in seinem Schreiben (Paris den 8. Oct. 1818) an die Herausgeber der „**Bibl. hist.**" (4. Bd., S. 127) die Umstände ebensowie Dumas erzählt. Gegen Mittag mußten nämlich, am Tage der Schlacht, die franz. Colonnen unter Lannes und Victor, um die Hälfte geschwächt und ohne Munition, das Schlachtfeld räumen. Sie zogen sich, gedeckt von der Cavaleriebrigade des Generals Kellermann, zurück, und das langsame Vorrücken der Östreicher, sowie die falsche Richtung, welche ihre zahlreiche Cavalerie nahm, ließ den Trümmern des franz. Heeres Zeit, sich hinter dem Corps von Desaix zu sammeln. Der erste Consul hatte dieses Corps schon nach Novi beordert, um dem Feinde den Rückzug auf Genua abzuschneiden. Jetzt war Desaix eiligst zurückberufen, und er hatte eben seine Stellung bei St.-Giuliano, links der Straße von Tortona nach Alessandria, genommen, als Kellermann mit seiner Cavaleriebrigade daselbst anlangte, wo er vom Adjutanten Savary den Befehl erhielt, den Angriff des Gen. Desaix zu unterstützen. So ward die Schlacht erneuert. Kellermann hatte nur 400, von einem achtstündigen Kampfe sehr ermüdete Reiter; das Fußvolk unter Desaix mochte 3—4000 Mann stark sein. Der Feind war seines Sieges gewiß. Desaix war gleich anfangs tödtlich verwundet. Seine an Zahl so schwachen Truppen konnten dem feindlichen Angriff nicht widerstehen und ergriffen die Flucht. Kellermann sah hinter Weingärten, die ihn deckten, wie 6000 ungarische Grenadiere im Verfolgen der Franzosen ihre Glieder trennten. Sogleich stürzte er sich mitten unter die Feinde, die, bestürzt über den unerwarteten Angriff und von ihrer Reiterei abgeschnitten, da sie sich umzingelt glaubten, vor dem kleinen Haufen das Gewehr streckten. Die Masse des östr. Heeres glaubte, der Feind habe eine große Verstärkung erhalten, und zog sich übereilt und in Unordnung nach der Bormida zurück. So entschied Kellermann den Sieg, welcher Napoleons Macht gründete. Die unmittelbare Folge dieser Niederlage war der Waffenstillstand zu Alessandria zwischen Bonaparte und Melas, nach welchem die Östreicher binnen 14 Tagen die Citadellen von Alessandria, Tortona, Mailand,

Turin, Pizzighetone, Arona und Piacenza, nebst den Festungen Genua, Coni, Ceva, Savona und Urbino, räumten und sich über Piacenza zwischen dem Po und Mincio zurückzogen. An der Stelle, wo Desaix fiel, ist ein Denkmal errichtet. K.

Maret (Hugues Bernard, Herzog von Bassano), geb. 1758 zu Dijon, wo sein Vater Arzt und beständiger Secretair der Akademie war. Er wollte in Paris eine Stelle kaufen, als die Versammlung der Reichsstände seinen Hoffnungen andre Richtung gab. Nach der Eröffnung der constituirenden Versammlung entwarf er mit Mejean dem Ältern den Plan zu dem „Bulletin de l'Assemblée", worin er die Verhandlungen der Versammlung mit ungemeiner Treue wiedergab. Als der Buchhändler Pankoucke späterhin die Gedanken zur Herausg. des „Moniteur" (s. d.) faßte, bewog er M., sein „Bulletin" aufzugeben und seine Arbeit für die neue Zeitschrift fortzusetzen. Der große Beifall, den dieses Blatt fand, machte den Verfasser zu einem wichtigen Manne für alle Redner, die auf die treue Darstellung ihrer Meinungen Werth legten, und von dieser Zeit an beginnt M.'s Glück auf seiner politischen Laufbahn. In einem kleinen Hause in der Straße St.-Thomas du Louvre, wo er seine Zeitschrift herausgab, lernte er den Lieutenant Bonaparte kennen, der hier wohnte und den er oft zum Essen mitnahm. M. blieb bis um die Mitte 1791 mit den Jakobinern verbunden, seit den Begebenheiten auf dem Marsfelde (17. Juli 1791) aber zog er sich mit vielen andern Abgeordneten zurück und ward Mitstifter des Clubbs der Feuillans, wo er laut die constitutionnelle Monarchie predigte. Er entzweite sich jedoch nicht so ganz mit seinen alten Freunden, daß er nicht einige wichtige Verbindungen behalten hätte, die ihm in der Folge nützlich wurden. Als der 10. August die Monarchie gestürzt hatte, nahm M. die Stelle eines Divisionchefs unter Lebrun, dem neuen Minister der auswärt. Angelegenheiten, an. Er wurde, als der engl. Gesandte in Paris zurückberufen und dem franz. Botschafter in London die Anerkennung seines öffentlichen Charakters verweigert worden war, gegen Ende 1792 an den engl. Hof gesandt, um dessen Beitritt zur Coalition zu verhindern. Hier wurde er sehr kalt aufgenommen und erreichte seinen Zweck nicht; vielmehr schickte ihm Lord Grenville im Febr. 1793 seine Depeschen uneröffnet zurück, und zugleich den Befehl, das Königreich binnen drei Tagen zu verlassen. Der schnelle Wechsel der Begebenheiten in Frankreich und alte Erinnerungen hatten die Gunst, die er unter dem Minister Lebrun genossen, vermindert, weßhalb er auch seine Stelle verlor. Doch ernannte man ihn bald darauf zum Botschafter am neapolitanischen Hofe. Auf dem Wege dahin, ward er den 25. Juli im Graubündnerlande, nebst Sémonville, durch östr. Truppen in Verhaft genommen und nach Kufstein gebracht, einige Monate darauf aber mit den von Dumouriez den Östreichern überlieferten Conventsdeputirten zu Basel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt. Im Juni 1797 ernannte ihn das Directorium zu einem der drei Commissaire, welche mit Malmesbury zu Lille den Frieden unterhandeln sollten. Nach der Revolution vom 18. Fructidor (4. Sept. 1797) ward er zurückberufen und lebte entfernt von Staatsgeschäften, bis er im Dec. 1799 zum Generalsecretair der Consuln ernannt wurde. Später ward diese Stelle unter dem Namen Staatssecretariat zu einem Ministerium erhoben. Er gewann bald Napoleons Vertrauen und begleitete ihn auf allen seinen Reisen und Feldzügen. Er half die Friedensverträge von Preßburg, Tilsit und Wien schließen, erhielt 1811 das Portefeuille der auswärt. Angelegenheiten, ward zum Herzog von Bassano erhoben. Auch in dem russischen Kriege von 1812—13 war er um die Person des Kaisers. Den 1. Januar 1813 schlug er eine Aushebung von 350,000 Conscribirten zum Ersatz des in Rußland erlittenen Verlustes im Senate vor. Er ist hauptsächlich an der Fortsetzung dieses Krieges Schuld gewesen, welches ihn auch bewogen haben soll, im Anfange

1814 das Ministerium dem Herzog von Vicenza zu überlassen. Napoleon brauchte ihn nun zu verschiedenen Privatunterhandlungen, bis er im April mit diesem vom Schauplatz abtreten mußte und erst bei dessen Rückkehr 1815 wieder Minister-Staatssecretair und Pair von Frankreich ward. Er war mehr Hofmann als Staatsmann, und weniger ein guter Minister als ein guter Secretair. Er war der unbedingte Diener des Gewalthabers und verließ ihn erst nach der letzten Katastrophe in Fontainebleau, als Alles für ihn verloren war. Die königl. Verordnung vom 24. Jun. 1815 verbannte ihn aus Frankreich. Er erhielt jedoch, während Decazes an der Spitze der Verwaltung stand, die Erlaubniß zur Rückkehr. Seine Gemahlin war bei der Kaiserin Louise Palastdame.

Marezoll (Johann Gottlob), Dr. der Theologie, Consistorialrath und Superintendent in Jena, einer der ersten Kanzelredner Deutschlands, geb. zu Plauen im Voigtlande den 25. Dec. 1761. Er studirte auf der Schule daselbst, dann in Leipzig von 1779—83, bestand in Dresden das Candidatureramen, und ward hierauf 1783 Hauslehrer bei einem Oberförster an der sächsischen und böhmischen Grenze. Hier lebte er mitten im Walde, in der tiefsten Einsamkeit, bei dem spärlichen Gehalte von 30 Thlr. jährlich, 3 Jahre lang wohlgemuth seiner Pflicht und den Wissenschaften. Er verband mit der Theologie die Philologie, und sein Wunsch war ein Schulamt. Inzwischen fand eine Predigt, die er hielt, Beifall, und ermunterte ihn den Versuch zu wiederholen und mit unermüdetem Fleiße besser, als es damals in Leipzig geschehen konnte, sich selbst zum Prediger auszubilden. Er arbeitete zu seiner Übung eine Menge von Predigten aus, sandte 1786 einige derselben an Zollikofer, und wurde von diesem aufgemuntert, ein Bändchen Predigten drucken zu lassen, mit der Erlaubniß, in der Vorrede Zollikofer's Namen zu nennen. Zugleich erschien von M. in demselben Verlage „Das Christenthum ohne Geschichte und Einkleidung", ohne den Namen des Verfassers, der jedoch bald bekannt wurde. Da nun beide Schriften, besonders die Predigten, in den „Gelehrten Anzeigen" günstig beurtheilt wurden, und in der „Allgem. Literaturzeitung" der Wunsch ausgesprochen war, daß der Verfasser in die Lage eines Hof- und Universitätspredigers kommen möchte, so wurde er bald darauf als Universitätsprediger nach Göttingen berufen. Kurz vorher hatte M. noch das „Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht" geschrieben (4. Aufl. 1817, mehrmals nachgedruckt, auch ins Schwed., Dän. und Holländ. übersetzt). Nach fünfjähr. Aufenthalte in Göttingen wurde Dr. M. an Dr. Münter's Stelle als Hauptpastor an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen gewählt und ging 1794 dahin ab. Auf einer Reise nach Deutschland, 1802, wurde ihm von Herder in Weimar die Superintendentur Jena angetragen, die er im folgenden Jahre antrat. Noch in Göttingen gab M. „Die Bestimmung des Kanzelredners" heraus. Außerdem hat er einzelne Kanzelvorträge in dem „Magazin für Prediger" und 9 Bde. Predigten drucken lassen.

Marforio, eine ziemlich große, etwas verstümmelte, steinerne Statue, welche in dem Hofe des einen Flügels von Campidoglio an der Wand steht, und an welcher sonst häufig, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet wurden. (S. **Pasquill**.)

Margarethe, Waldemars III., Königs von Dänemark, Tochter, und Hakons VIII., Königs von Norwegen, Gemahlin, bestieg 1387, nach ihres Sohnes Olaus Tode, der Norwegen und Dänemark in seiner Person vereinigt hatte, 34 Jahr alt, den Thron beider Königreiche. Da noch von Waldemars Zeiten her Dänemark mit Schweden in Krieg verwickelt war, setzte sie, von den unzufriedenen Ständen dieses Reichs aufgefodert, denselben fort, und war so glücklich, den schwedischen König Albrecht zu besiegen und in der Schlacht bei Falköping (1388) gefangen zu nehmen, worauf sie 1394 auch den Thron von Schwe-

den einnahm. Als sie so die Kronen der drei nordischen Reiche auf ihr Haupt gesetzt hatte, dachte sie darauf, die Vereinigung derselben dauernd zu machen. Sie berief die dänischen, schwedischen und norwegischen Stände 1397 nach Kalmar zusammen, und bewog sie, ein feierliches Gesetz zu geben, das alle drei Königreiche zu einer einzigen Monarchie vereinigte. Diese Urkunde, die unter dem Namen der kalmarischen Union bekannt ist, beruhte auf drei Hauptpunkten. Der König sollte ein Wahlkönig bleiben, der Regent sollte verpflichtet sein, abwechselnd in den drei Reichen zu residiren, und jedes Reich sollte seinen Senat, seine Gesetze und seine Freiheiten behalten. Diese Verbindung der drei Reiche wurde die Quelle ihrer Unterdrückung und ihres Unglücks. M. selbst verletzte alle Bedingungen der Vereinigung und reizte besonders die Schweden zu gerechten Beschwerden. Nach ihrem Tode (1412) folgten langwierige Kriege, welche endlich die Union vernichteten. Ihr nächster Nachfolger war ihr Neffe Erich XIII., Herzog von Pommern. M. vereinigte mit den Talenten einer Heldin einige Herrschereigenschaften. Sie ließ das Gesetz mit lobenswerther Festigkeit beobachten, so lange es nicht ihren Planen entgegen war. Ihre Politik war gewandt und oft ränkevoll. Ihre Sitten waren eben nicht streng; aber sie suchte die Meinung des Volks durch reiche Geschenke, die sie der Kirche machte, zu gewinnen. Ihr Geist würde sich weiter ausgedehnt haben, wenn er gebildeter gewesen wäre. Sie sprach mit Kraft und Anmuth und bediente sich mit Vortheil der ihr von der Natur verliehenen Gaben, der weiblichen Schönheit und des männlichen Muths. Verschwenderisch in ihren Lustbarkeiten und prachtvoll an ihrem Hofe, hatte sie sich den Beinamen der nordischen Semiramis erworben. Im Ganzen gebührt ihr mehr der Ruhm einer großen als einer tugendhaften Königin.

Margarethe von Östreich, T. des Kaisers Maximilian I., wurde 1480 geboren. Nach dem Tode ihrer Mutter, Maria von Burgund, wurde sie nach Frankreich geschickt, um am Hofe Ludwigs XI. erzogen zu werden, weil sie dem Dauphin (nachher Karl VIII.) zur Gemahlin bestimmt war. Allein dieser vermählte sich 1492 mit Anna, Erbin von Bretagne. Vermöge des Friedensschlusses zwischen Karl VIII. und Kaiser Maximilian, kam die Prinzessin an den Hof ihres Vaters zurück und vermählte sich 1497 mit Johann, Infanten von Spanien. Auf der Seefahrt nach Spanien befiel ihr Schiff ein Sturm, der ihr den Untergang drohte. Da dichtete die ebenso muntere als geistreiche Prinzessin, indeß die übrige Schiffsgesellschaft betete oder arbeitete, und verfertigte sich folgende Grabschrift: „Cy gît Margot noble demoiselle deux fois mariée et morte pucelle". Ihre glückliche Ankunft machte dem Gemahl und allen Spaniern viel Freude, aber schon am 4. Oct. 1497 starb der Infant Johann. 1501 heirathete sie den Herzog Philibert II. von Savoyen, welcher auch schon 1504 starb. Ihr Vater ernannte sie nun zur Statthalterin der Niederlande, eine Würde, die sie mit Ruhm, angebetet von den vorher sehr unruhigen Niederländern bekleidete. Jean le Maire sammelte ihre klugen Reden, bald im Hofzirkel, bald vor den Ständen gesprochen, in der 1549 herausgegebenen „Couronne Margaritique", sowie manche Gedichte und Witzspiele dieser Fürstin nebst ihrem „Discours de ses infortunes et de sa vie". Sie starb zu Mecheln 1530.

Margarethe von Anjou, Tochter René's von Anjou, Königs von Sicilien, und seit 1443 Gemahlin Heinrichs VI., Königs von England. Diese Fürstin vereinigte einen männlichen Charakter und großen Verstand mit seltener Schönheit. Sie verband sich eng mit der Partei, die sie auf den Thron berufen hatte; dagegen ward sie eine Feindin des Herzogs von Glocester, und kam sogar in den Verdacht, in die Ermordung desselben, 1447, gewilligt zu haben. In Folge einer geheimen Bedingung bei der Vermählung Margarethens wurde ihr Oheim, Karl von Anjou, wieder in den Besitz der Grafschaft Maine gesetzt, die in

den Händen der Engländer war. Dies erleichterte den Franzosen 2 Jahre darauf die Eroberung der Normandie. Das darüber unwillige engl. Volk schrieb diesen Verlust der Herrschaft zu, die M. unter ihres Gemahls Namen ausübte. Die Gemeinen klagten daher den Herzog von Suffolk, M.'s Lieblingsminister und Unterhändler der Heirath, des Hochverraths an. Der König verbannte Suffolk auf einige Zeit, aber der Herzog wurde, noch ehe er England verlassen, ermordet und sein Tod blieb ungerächt. In den damals ausbrechenden Kriegen zwischen den Häusern York und Lancaster (s. Großbritannien) entwickelte M. große Thätigkeit. Sie befreite ihren von dem Herzog Richard von York gefangen gehaltenen Gemahl; als aber die Lancasterischen zu Northampton durch den berühmten Grafen von Warwick geschlagen und Heinrich zum zweiten Male gefangen wurde, floh M. mit ihrem Sohne in das nördliche England, und wußte durch ihr Unglück eine solche Begeisterung zu erregen, daß sich, obgleich London und das Parlament ihr entgegen waren, der Adel für sie erklärte, und in kurzem ein Heer von 20,000 Mann versammelt war. Der Herzog von York zog nur mit 5000 Mann gegen sie und fand sich zu Wakefield umringt. Sein Heer ward völlig geschlagen und er selbst fiel in dem Gefecht. M. ließ seinen Kopf mit einer Papierkrone auf das Thor von York aufstecken. 1461 schlug sie den Grafen Warwick in einer zweiten Schlacht bei St.-Albans, und befreite ihren Gemahl. Aber sie befleckte ihren Sieg späterhin durch Hinrichtungen. Trotz der Niederlage seiner Partei war indessen der älteste Sohn des Herzogs von York unter dem Namen Eduard IV. zu London als König ausgerufen und M. genöthigt worden, sich in den Norden von England zurückzuziehen. Alles strömte unter ihre Fahnen, wo Zügellosigkeit und Ungebundenheit herrschten; sie stand in kurzem an der Spitze von 60,000 Mann. Aber dieses Heer wurde bei Towtown vernichtet. M. und ihr Gemahl flohen nach Schottland; Eduard berief ein Parlament, ließ seine Rechte auf die Krone anerkennen, und Heinrich VI., dessen Gemahlin, ihren Sohn und alle Anhänger des Hauses Lancaster ächten. M. eilte, da sie in Schottland keine Unterstützung erlangen konnte, nach Frankreich, und bewog Ludwig XI. durch das Versprechen, ihm Calais zu überliefern, ihr ein Hülfscorps von 20,000 Mann zu geben, womit sich einige Schotten und die Anhänger ihrer Partei in England vereinigten. Dieses Heer wurde 1464 bei Exham geschlagen, und M., von Allen verlassen, suchte mit ihrem Sohne Zuflucht in einem Walde, ward hier von Räubern überfallen, ihrer Kostbarkeiten beraubt, entkam aber, während sie über die Theilung der Beute in Streit gerathen waren. Hunger und Ermattung hatten sie aufs äußerste gebracht, als ein andrer Räuber mit entblößtem Schwert auf sie zukam. Entschlossen ging sie ihm entgegen und übergab ihm den Prinzen mit den Worten: „Ich vertraue Euch den Sohn Eures Königs an". — Der Räuber, erstaunt und gerührt, nahm sie in Schutz, hielt sie verborgen und verschaffte ihr die Mittel nach Flandern zu entkommen. Heinrich VI., minder glücklich, wurde Eduard IV. ausgeliefert und in den Tower gesetzt. Bald nachher erregte Eduards Vermählung mit Elisabeth Gray die Unzufriedenheit des Grafen von Warwick und des Herzogs von Clarence. Sie empörten sich 1470, mußten aber, da sie sich verlassen sahen, nach Frankreich flüchten, wo Ludwig XI. eine Vereinigung zwischen ihnen und M. zu Stande brachte, um Heinrich VI. wieder auf den Thron zu setzen. Noch in demselben Jahre landete Warwick, von dem Herzog begleitet, in England und eroberte es in 11 Tagen. Eduard floh nach Holland, Heinrich bestieg den Thron, und Warwick und der Herzog von Clarence führten die Regentschaft. Aber nach 6 Monaten erschien Eduard, unterstützt von Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, wieder in London und nahm den unglücklichen Heinrich gefangen. Warwick wurde bei Barnet durch den Verrath des Herzogs von Clarence geschlagen und blieb im Handgemenge. An demselben Tage landete M. und ihr 18jäh-

riger Sohn mit Hülfstruppen zu Weymouth. Ihr Muth verließ sie zum ersten Male, als sie Warwick's Niederlage und Tod erfuhr. Als indeß die Trümmer ihrer Partei sich um sie sammelten, fing sie wieder an zu hoffen. Es kam bei Tewkesbury zur Schlacht. M. ward geschlagen und nebst ihrem Sohne gefangen. Der junge Prinz wurde fast unter ihren Augen von Eduards Brüdern durchbohrt, sie aber in den Tower gesetzt, wo einige Tage darauf ihr Gemahl von Mörderhänden starb. Nach 4 Jahren erlangte M. durch den Vertrag von Pecquigny ihre Freiheit wieder; Ludwig XI. löste sie mit 50,000 Thlr. und sie kehrte nach Frankreich zurück, wo sie 1482 starb, nachdem sie als Königin, Gattin und Mutter großes Unglück mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit ertragen und bekämpft hatte. S. Prevot's „Geschichte der Königin Margarethe von England a. d. Hause Anjou", übers. v. Schmidt = Phiseldek (Altenb. 1783).

Margarethe von Frankreich (Valois), T. Heinrichs II., geb. 1552, wurde 1572 an den Prinzen von Béarn, später berühmt unter dem Namen Heinrich IV., vermählt. Diese mit Pracht vollzogene Vermählung war der Vorläufer der schrecklichen Bartholomäusnacht, die mitten unter den Lustbarkeiten verabredet wurde. Die junge Fürstin war damals in der Blüthe der Jahre und Reize; aber nicht ihr Gemahl, sondern der Herzog von Guise besaß ihr Herz. Heinrich schenkte das Seinige verschiedenen Geliebten. Zwei Gatten von solcher Denkart konnten nicht in gutem Einverständniß leben. M., die 1582 wieder an den Hof von Frankreich gekommen war, überließ sich frei der Galanterie. Die Mißbilligung ihres Bruders, Karls IX., bewog sie jedoch, sich für einige Zeit zu mäßigen. Heinrich verbarg seine Gesinnungen nicht gegen eine Frau, die er ihrer Zügellosigkeit wegen verachtete. M. dagegen nahm den von Sixtus V. gegen ihren Gemahl geschleuderten Kirchenbann zum Vorwand, und ließ sich zu Aachen nieder, von wo sie, ihrer Sittenlosigkeit und ihrer Bedrückungen wegen, verjagt wurde. Sie floh nach Auvergne und führte ein unstetes, unregelmäßiges Leben, bis sie auf dem Schlosse Usson festgesetzt wurde, dessen sie sich jedoch bemächtigte, nachdem sie das Herz des Marquis von Canillac, der sie daselbst festgenommen, gewonnen hatte. Nachdem Heinrich König geworden, ließ er ihr vorschlagen, ihre kinderlose Ehe trennen zu lassen. Sie willigte unter der Bedingung ein, daß ihre Schulden bezahlt und ihr ein anständiges Jahrgeld ausgesetzt würde. Die Trennung geschah 1599 durch Clemens IX. M. verließ Usson 1605 und ließ sich in Paris nieder, wo sie in der Rue de Seine ein großes Schloß mit weitläufigen Gärten längs des Flusses erbaute. Hier lebte sie im Umgange mit Gelehrten und in frommen Übungen, und starb 1615 als der letzte Sprößling des Hauses Valois. Abgesehen von ihren jugendlichen Verirrungen, hatte M. ein edles Herz, viel Verstand und seltene Reize. Sie schrieb und sprach besser als irgend eine Frau ihrer Zeit. Ihr Haus war der Sammelplatz der schönen Geister, die sie mit Wohlthaten überhäufte. Aber oft war sie ungerecht, um großmüthig zu sein; sie borgte, ohne zu bezahlen, und hinterließ ungeheure Schulden. Sie hatte zu Paris das Kloster der Petits=Augustins erbaut und ausgestattet; in der Kirche desselben wurde ihr Herz beigesetzt. Wir besitzen von ihr Poesien und Memoiren von 1565 — 82 (Ausg. 1628). Sie schildert sich in letztern als eine Vestalin. Der Styl ist naiv und angenehm und die Anekdoten anziehend und unterhaltend. Frau von Souza und Amalie v. Helwig haben Anekdoten daraus romantisch bearbeitet.

Margarethe von Valois (früher von Angoulême), Königin von Navarra, Schwester Franz I. und Tochter Karls von Orleans, Herzogs von Angoulême und Louisens von Savoyen, geb. zu Angoulême 1492, vermählte sich 1509 mit Karl, letztem Herzog von Alençon, erstem Prinzen von Geblüt und Connetable von Frankreich, der zu Lyon nach der Schlacht von Pavia 1525 starb. Sie empfand den tiefsten Schmerz bei der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls

und der Gefangennehmung des Königs. Aus Liebe zu Letzterm begab sie sich nach Madrid, um ihn während seiner Krankheit zu pflegen, und trug durch ihre Vorstellungen dazu bei, daß ihm mit der seinem Range gebührenden Hochachtung begegnet wurde. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich bezeigte ihr Franz seine Dankbarkeit auf das freigebigste, und bewilligte ihr große Vortheile, als sie sich mit Henri d'Albret, König von Navarra, vermählte. Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrichs IV., war die Frucht dieser glücklichen Ehe. Ihre Maßregeln auf dem Throne waren eines großen Fürsten würdig. Sie hob den Ackerbau, ermunterte die Künste, beschützte die Gelehrten, verschönerte und befestigte die Städte. Aus Begierde, sich von Allem zu unterrichten, lieh sie auch protestantischen Theologen Gehör und machte sich mit ihren Grundsätzen bekannt. Sie legte dieselben 1533 in einer kleinen Schrift, „Miroir de l'ame pécheresse" betitelt, nieder, welche von der Sorbonne verurtheilt wurde. Diese Strenge flößte ihr nur mehr Theilnahme für die Ketzer ein, welche sie als Unglückliche und Verfolgte betrachtete. Sie wandte ihr ganzes Ansehen an, um sie der Strenge der Gesetze zu entziehen. Auf ihre Empfehlung schrieb Franz I. zu Gunsten mehrer ihrer Religionsmeinungen wegen verfolgter Gelehrten an das Parlament. Doch kehrte sie gegen das Ende ihres Lebens zur kathol. Religion zurück. Sie starb 1549 auf dem Schlosse Odos in Bigorre. M. verband einen männlichen Geist mit theilnehmender Güte und umfassende Kenntniß mit aller Anmuth ihres Geschlechts. Sie war sanft ohne Schwäche, prachtliebend ohne Eitelkeit, den Geschäften wie dem geselligen Vergnügen freund, ohne eins über das andre zu vernachlässigen, gegen Franz I. eine ebenso zärtliche Schwester, als ihm unterwürfig und ergeben. Sie liebte die Künste und schrieb mit Leichtigkeit in Versen und in Prosa. Ihre Poesien und ihre Schönheit erwarben ihr den Namen der zehnten Muse und der vierten Grazie. Sie hat hinterlassen: 1) „Heptameron, ou les nouvelles de la reine de Navarre", Erzählungen im Geschmack des Boccaz, deren Freiheit mit der damaligen Sitte übereinstimmte und keineswegs zu falschen Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin verleiten darf; 2) „Les Marguerites de la Marguerite des princesses", gesammelt von ihrem Kammerdiener, Jean de la Haye. Man findet in dieser Sammlung 4 religiöse Komödien und 2 Farcen, nicht ohne Naivetät.

Margaretha von Parma, Halbschwester Philipps II., Oberstatthalterin in den Niederlanden, von 1559 bis Sept. 1567. (S. Granvella.)

Marggraf (Andreas Sigismund), ein berühmter Chemiker, 1709 in Berlin geboren. Sein Vater war Hofapotheker. Er studirte Chemie 5 Jahre in Strasburg, Halle und in Freiberg. 1735 kam er nach Berlin zurück, ward 1738 Mitglied der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften, und 1744, bei der Stiftung der königl. Akademie der Wissenschaften, in die Classe der Experimentalphysik aufgenommen, deren Director er 1760 ward, nachdem ihm schon 6 Jahre vorher das Laboratorium anvertraut worden war. Auch die Akademien zu Paris und Erfurt nahmen ihn zum Mitgliede auf. Er starb 1782. Die chemische Untersuchung der Metalle verdankt ihm viele Fortschritte. Er ist der Erste, der eine vollständige Analyse der harten Steine geliefert hat; auch hat er zur Einführung einer einfachen, klaren, von allem System- und Hypothesengeist freien Methode in den chemischen Arbeiten beigetragen. Nachdem er lange die Platina bearbeitet, bereicherte er die Mineralogie mit höchst wichtigen Entdeckungen, u. a. des Braunsteins. Seine chemischen Schriften befinden sich in den Memoiren der berliner Akademie.

Maria, die Mutter Jesu, ist der kathol. Kirche die erste der Heiligen. Rücksichtlich ihrer Verehrung vgl. Heilige (nach kathol. Ansicht). Da sie jene Jungfrau ist, welche die Gottheit würdigte vom heil. Geiste den Sohn Gottes zu

empfangen, so hat in ihr die Menschheit die höchste Würde erhalten, und es ist eine sehr begründete Ansicht, die sie als das Ideal erhabener Weiblichkeit zur Verehrung und Nachahmung darstellt. Sie vorzüglich hat dem Bunde der Kirche mit den Künsten eine unübertreffliche Zartheit und Sanftheit gegeben. V. e. Kath.

Maria, in der Kirchensprache U. L. F., d. h. Unsre Liebe Frau, auch die heil. Jungfrau, franz. zuweilen Notre Dame, ist der Nachwelt nur durch wenige, aber die Achtung, mit der sie genannt wird, hinlänglich begründende Züge bekannt. Die evangel. Geschichte gedenkt ihrer als einer Jungfrau aus dem verarmten Stamme Davids, die zu Nazareth, einem galiläischen Städtchen, in Verborgenheit lebte und mit einem Zimmermanne, Namens Joseph, verlobt war. Daß sie zu den edelsten ihres Geschlechts gehörte, zeigt ihr Benehmen bei dem Vorgange der Verkündigung Jesu, in dem wir lieber eine höhere, wenn auch wunderbare Wirklichkeit, als die poetische Ausschmückung einer für sie und ihren Sohn entehrenden Thatsache erkennen mögen. Ein Himmelsbote tritt mit dem Gruße der ehrfurchtsvollsten Huldigung in ihre Einsamkeit und sie erschreckt jungfräulich über die Erscheinung; ihr bescheidener Sinn weiß sich den auszeichnenden Gruß nicht zu deuten. Der Engel verkündigt ihr, sie sei Gott gefällig, und werde einen Sohn gebähren, der Gottes Sohn heißen und der Retter sein werde, welchen das jüdische Volk erwartete. Aber nicht die Größe des ihr verheißenen Glücks, welches einer Jüdin das Höchste sein mußte, nur die Seltsamkeit der Botschaft, daß sie als Jungfrau Mutter werden sollte, erschütterten ihr unschuldiges Herz. „Wie soll das zugehen", antwortete sie, „da ich von keinem Manne weiß?" Beruhigend fährt der Engel fort, die Allmacht Gottes werde sie befruchten und das Unmögliche wirklich machen, wie es bei ihrer betagten, als unfruchtbar bekannten Freundin Elisabeth geschehen sei. Und demüthig unterwirft sie sich dem Willen des Höchsten. „Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast". Die Sprache der wahren Natur, der reinsten Jungfräulichkeit und des unbeschränktesten Gottesvertrauens, die aus Mariens Antworten redet, bedarf keiner Auslegung. Ihr Herz ist durch das Gefühl der höchsten und wunderbarsten Bestimmung über jede Bedenklichkeit erhoben und der Lobgesang, in den sie sich beim Zusammentreffen mit ihrer Freundin Elisabeth ergießt, drückt die freudige Begeisterung aus, mit der sie den Segen dieser Bestimmung vorempfindet. Das Wenige, was weiter bei der Geburt Jesu, da die Hirten ihn begrüßen, und bei seiner Darstellung im Tempel von ihren Empfindungen gesagt wird, bestätigt nur, wie lebendig jenes durch die Verkündigung angeregte Gefühl bei ihr blieb. Sie sieht den Zusammenhang der Engelerscheinung, die die Hirten erzählen, mit Dem, was sie schon wußte, und Simeon's ahnungsvoller Segen setzt sie nicht in Erstaunen, wenn auch bei dem Gedanken, daß der Göttliche, den sie an der Brust trug, nicht ohne harte Leiden durch das Leben gehen werde, ein Schwert des herbsten Schmerzes in ihr Mutterherz dringt. Als eine zärtlich besorgte, doch weise und schonende Mutter zeigt sie sich, da der 12jährige Jesus von ihrer Seite gewichen und in Jerusalem zurückgeblieben war. Sie bestürmt ihn beim Wiederfinden nicht mit Vorwürfen, nur seine kindliche Liebe spricht sie mit den Worten an: „Warum hast du uns das gethan?" Da er nun Mann geworden und auf die Höhe der öffentlichen Wirksamkeit getreten ist, bescheidet sie sich willig, daß er der Welt mehr als seinen Verwandten angehören müsse, und bei der Hochzeit zu Kana, wo sie mit weiblicher Besorglichkeit seine Wunderkraft in Anspruch nimmt, um den Neuvermählten eine Beschämung zu ersparen, beleidigt sie es nicht, sich seiner tiefern Einsicht zu unterwerfen; auch wird sie darum nicht an ihm irre, daß er, einst im Lehren begriffen, sie und seine Brüder nicht zu sich ließ. Ohne Zweifel hat sie ihn auf dem gefahrvollen Wege seines Berufs mit zärtlich wachsamen Augen begleitet; denn endlich unter seinem Kreuze finden wir sie im stummen

Schmerze neben Johannes wieder. An der Hand dieses Jüngers, den ihr Jesus zum Sohne gab, verschwindet sie aus der Geschichte, die nur von den hier berührten Auftritten und Zügen aus Mariens Leben, aber nichts von ihren fernern Schicksalen und von der Himmelfahrt weiß, mit der die Legende ihren Tod ausgeschmückt hat. Doch wer kann zweifeln, daß sie in den Himmel, in dem ihr Sinn schon auf Erden war, eingegangen sei! Schon gegen das Ende des 4. Jahrh. erhoben sich unter den Christen Parteien, welche ihr entweder zu viel oder zu wenig Verehrung erwiesen. (S. Wieland's „Neuen Merkur", 1796, S. 329, u. 1797, S. 205.) Thrazische und scythische Weiber, die, kaum zum Christenthum übergetreten, noch voll von heidnischen Gefühlen für eine Mutter der Götter nach Arabien gekommen waren, führten daselbst einen förmlichen Cultus der Jungfrau Maria ein. Als einer Göttin dienten sie ihr mit Gebeten, Umgängen und Opfern, wobei sie auf einem ihr geheiligten Stuhlwagen kleine Kuchen (griech. Kollyris) darbrachten und daher Kollyridianerinnen hießen. Auch fingen die strenggläubigen Theologen selbst an, die Meinung, daß Maria ewig Jungfrau geblieben sei, als Glaubenslehre zu verfechten und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, die Marien als wirkliche Ehefrau Joseph's und Mutter mehrer mit ihm erzeugter Kinder betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widersacher der Maria. Wegen derselben Ansicht wurden am Ende des 4. Jahrh. Helvidius in Palästina und der Bischof Bonosus in Illyrien verketzert. Leicht konnte die Poesie und mit ihr die kathol. Kirche das Bild Mariens zu einem Ideale der Weiblichkeit gestalten; denn wenn Frauen Heilige sind, so wird immer eine Maria an Unschuld, Demuth und Frömmigkeit die Erste unter ihnen sein. Mit der Heiligenverehrung kam natürlich auch der Mariendienst auf, und von jeher haben sich christliche Frauen am liebsten an diese Fürbitterin gewandt. Man kann es der Andacht auch verzeihen, daß sie in der verklärten Maria eine Himmelskönigin, ja etwas Ähnliches von einer Göttin sieht und sie die Mutter Gottes nennt. Aber die Behauptung schwärmerischer Mönche, besonders der Franciscaner und Jesuiten, sie hätte Jesum ohne Verletzung ihrer Jungfrauschaft geboren, bekommt nur dann einen Sinn, wenn von der ewigen Jungfräulichkeit ihres Gemüths die Rede ist; denn diese konnte auch durch die nachfolgenden Geburten der Söhne, die Joseph, nach einer jüngst von Herder unterstützten Meinung, mit ihr gezeugt haben soll und die daher die Brüder Jesu heißen, nicht verletzt werden. Hinausgerückt aus dem Felde der Geschichte und emporgehoben in das Gebiet der Religion, erscheine sie daher immer als die Krone und Sonne der Frauen, und jede übe sich ebenso fleißig in der Nachahmung ihrer Tugenden, als die Künstler wetteifern, uns das Bild ihrer Holdseligkeit vor Augen zu stellen. Aber auch den Männern bleibt sie um des Sohnes willen, den sie groß erzogen, an die Quellen der ältern Offenbarung Gottes geführt und mit ihren Tugenden, die so mild an ihm wiederstrahlen, ausgestattet hat, heilig und der Verehrung werth. (Vgl. Jesus.) Im 6. Jahrh. fing die christliche Kirche an, Feste zur Ehre der Jungfrau Maria zu feiern, von denen das der Reinigung (des Kirchganges zum Tempel in Jerusalem), das der Verkündigung und das der Heimsuchung (Besuch Mariens bei Elisabeth) in mehren protestantischen Ländern beibehalten worden sind. Die griech. und kathol. Christen, auch die schismatischen Kirchen im Orient begehen außer diesen mehre Marienfeste, z. B. Mariä Geburt, Mariä Himmelfahrt, d. h. ihres Todes und ihrer Aufnahme in den Himmel (in der kathol Kirchensprache, **Assumtio**). Das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariens feiert nur die kathol. Kirche. Es kam 1145 auf, ward aber später, wegen des Widerspruchs der Dominicaner gegen diese Lehre, nicht allgemein angenommen, und noch jetzt sträuben sich diese Schüler des heil. Thomas von Aquino (s. d.) einzugestehen, daß Maria ohne Erbsünde empfangen und geboren worden sei. Die tridentische Kirchenversammlung ließ die-

sen oft heftig erneuerten Streit unentschieden. Der Mariendienst hat die Meinung von der wunderthätigen Kraft mehrer alten Marienbilder aufgebracht, von denen vorzüglich die zu Loretto in Italien und zu Czenstochau in Polen (s. d.) im Rufe wundervoller Kräfte zur Heilung aller Leibes- und Seelenschäden stehen. Die kathol. Gläubigen wallfahrten zu solchen Gnadenbildern, um zugleich den Ablaß, der den Besuchern durch päpstl. Bullen verheißen ist, zu erlangen. Mehre geistliche Orden sind zu Ehren der Jungfrau Maria errichtet worden, zu denen der Bettelorden der Serviten (s. d.) und alle die weiblichen Orden gehören, die sich nach U. L. F. nennen, z. B. die Nonnen von der Empfängniß, von der Verkündigung (s. Franciscaner), von der Heimsuchung (s. Salesianerinnen) U. L. F. — Die evangelische Geschichte nennt uns noch mehre Marien. 1) Maria von Bethanien, die Schwester des Lazarus, Jesus's gelehrigste Schülerin und zärtlichste Verehrerin, die er selbst seiner Freundschaft würdigte und mit unvergänglichem Ruhme belohnte, Math. 26, 13. 2) Maria von Magdala oder Magdalena, die Jesu ihre Heilung von einer schweren Krankheit schuldig war und ihren Dank durch die treueste Anhänglichkeit gegen ihn bewies. Sie diente ihm mit ihrem Vermögen, sie begleitete ihn auf seinen Reisen, sie weinte unter seinem Kreuze, sie ist die Letzte bei seiner Beerdigung und die Erste, die am Ostermorgen zu seinem Grabe eilt und den Auferstandenen wiedersieht. (Vgl. Magdalena.) 3) Maria, des Kleophas Frau, die Mutter des Apostels Jakobus, und 4) Maria, die Schwester der Mutter Jesu, die wir beide unter dem Kreuze und beim Grabe Jesu sehen, in dessen Gefolge sie wahrscheinlich schon früher gewesen waren. (Vgl. „Die biblischen Frauen", von Greiling, 1815, 1. Thl.) E.

Maria I., Königin von England, geb. 1515, Tochter Heinrichs VIII. und Katharinens von Aragon. Ihre kurze Regierung macht Epoche in der Geschichte Englands. Als die Tochter einer verstoßenen Königin hatte sie früh das Unglück kennen gelernt, ohne davon gebeugt zu werden; sie war, wie ihre Mutter, dem Protestantismus abgeneigt, von ihrem Vater hatte sie den finstern, argwöhnischen, blutdürstigen Charakter. Mit diesen Eigenschaften bestieg sie nach ihres Bruders, Eduards VI. Tode (1553), in ihrem 37. Jahre den Thron. Außer ihr hatten noch Elisabeth, die zweite Tochter Heinrichs, Johanna Gray, eine Enkelin der Schwester Heinrichs VIII., und Maria Stuart Ansprüche darauf; Johanna, eine Protestantin und durch Eduards Testament zur Erbin bestimmt, die zweite eine Katholikin, deren Recht jedoch ebenso schwach war als ihre Mittel, es geltend zu machen. Maria, als Heinrichs VIII. älteste Tochter, hatte unstreitig das erste Recht auf den Thron; sie bestieg ihn, nachdem sie sich feierlich zur Aufrechthaltung der protestantischen Religion verpflichtet hatte, die unter Eduard als herrschende Religion eingeführt worden war. Der erste Gebrauch, den sie von ihrer Gewalt machte, war, daß sie ihre Schwester Elisabeth einkerkern und die unglückliche Johanna Gray, die wider ihren Willen 10 Tage lang den königl. Titel angenommen, sammt Denen, die sie dazu genöthigt hatten, hinrichten ließ. Darauf öffnete sie die Gefängnisse der Katholiken und verstattete ihnen Gewissensfreiheit. Dies war gerecht, aber ihrer ausdrücklichen Verpflichtung und dem Staatswohl entgegen; fanatisch grausam war die Art, wie sie die römisch-katholische Religion wiederherstellte. Nach Hume's Angabe wurden binnen 3 Jahren 5 Bischöfe, 21 Geistliche, 8 Edelleute, 84 Bürger, 100 Landleute, Dienstboten und Handwerker, 55 Frauen und 4 Kinder der Religion willen verbrannt. Aber auch in Fällen, wo nicht der Religionseifer sie hinriß, verfuhr sie tyrannisch. Eine Jury hatte wegen Mangels an Beweis den angeblichen Anstifter einer Verschwörung losgesprochen; Maria ließ die Geschwornen einkerkern, belegte sie mit 1000 und 2000 Pf. St. Strafe und hielt den Losgesprochenen zwei Jahre lang gefan-

gen. Ihre Vermählung mit **Philipp II.** von Spanien (s. d.) 1554 stimmte weder mit dem Vortheil der Nation und Europas, noch mit ihrer Persönlichkeit überein, da Maria 12 Jahr älter war als dieser Fürst. Aber sein Beispiel feuerte sie noch mehr zur Verfolgung der Protestanten an. Überdies machte sie Anleihen, zum Theil gezwungene, und erlaubte sich Erpressungen, deren Ertrag sie nach Flandern schickte, wohin Philipp 1554 zurückgekehrt war. Sie schrieb Liebeselegien und vergoß Thränen über die Abwesenheit und Kälte ihres Gemahls, während dieser, der nur ein Jahr mit ihr verlebt hatte, sie selten einer Antwort würdigte. Maria starb, ohne Kinder geboren zu haben, 1558, in einem Alter von 43 J., nachdem sie während einer 5jährigen Regierung gegen 800 Menschen um ihres Glaubens willen hatte hinrichten lassen. Calais wurde ihr vom Herzoge von Guise entrissen, und so verloren in wenigen Wochen durch Mariens Schuld die Engländer Alles, was ihnen von ihren alten Eroberungen in Frankreich noch übriggeblieben war. „Maria vereinigte in sich Alles", sagt ein geistreicher Geschichtschreiber, „was eine abergläubische Andächtlerin macht; ihre äußerste Unwissenheit machte sie ebenso unfähig, Meinungen zu bezweifeln, die sie gefaßt hatte, als Nachsicht mit Andrer Meinungen zu haben". An einer andern Stelle sagt derselbe Schriftsteller: „Um diese Fürstin zu schildern, bedarf es nicht vieler Worte; sie hatte wenige liebens- oder achtungswerthe Eigenschaften, und ihre Person stimmte mit ihrem Charakter überein. Eigensinnig, abergläubig, heftig, boshaft, rachsüchtig, tyrannisch, verrieth sie in allen ihren Neigungen und Handlungen ihr böses Naturell und die Beschränktheit ihres Geistes".

Maria Stuart, Tochter Jakobs V., Königs von Schottland, und der Maria von Lothringen, war 8 Tage alt, als ihr Vater (1542) starb und ihr als seiner einzigen Erbin das Reich hinterließ. Heinrich VIII., König von England, wollte sie mit seinem Sohne Eduard vermählen, um beide Reiche zu vereinigen. Die Abneigung, die man gegen diese Verbindung in Schottland hatte, machte, daß M., erst 5 J. alt, nach Frankreich geschickt, am dasigen Hofe erzogen und 1558 mit dem Dauphin, nachmaligem Könige Franz II., vermählt wurde. Das schönste Loos schien einer Fürstin beschieden, die das Glück wie die Natur mit Gunstezeigungen überhäufte. Sie verband mit hoher Schönheit einen gebildeten Geist und ein edles, großmüthiges Herz, war geliebt von ihrem Gemahl und verehrt von einem Hofe, der bei der Neigung für die Wissenschaften noch die feine Sitte und Galanterie bewahrte, die Franz I. eingeführt hatte. Die franz. Dichter priesen wetteifernd die bezaubernde Anmuth, die sanften Tugenden, den Geist und die Talente der jungen Königin, und erblickten für sie in der Zukunft eine lange Verkettung von Glückseligkeiten. Diese Täuschung verschwand nach 18 Monaten. Franz II. starb 1560. Sein minderjähriger Bruder, Karl IX., folgte ihm in der Regierung, unter der Vormundschaft seiner herrschsüchtigen Mutter, Katharina v. Medici, und M. Stuart erkannte bald, daß sie nur noch in Schottland Königin sei, und war genöthigt, dahin zurückzukehren. Dort verheirathete sie sich 1565 mit Heinrich Stuart Darnley, ihrem Vetter, von welchem sie den nachmaligen König von England und Schottland, Jakob I., gebar. M. hatte sich durch Darnley's Schönheit blenden lassen, sie fand aber bald, daß er ein schwacher, verächtlicher Mann war, und zog sich von ihm zurück. Dies und die große Gunst, in welcher ein ital. Sänger, David Rizzio, bei ihr stand, reizte ihren Gemahl so, daß er, durch üble Rathgeber verleitet, mit einigen Bewaffneten in das Zimmer drang, wo seine Gemahlin allein mit dem Sänger und der Gräfin Argyle speiste; Rizzio wurde vor den Augen der Königin getödtet, die, seit 5 Monaten schwanger, den Unglücklichen zu retten sich umsonst bemühte. „Ich will nicht mehr weinen", sagte sie nach dieser schrecklichen Scene, „ich will nur auf Rache denken". Rizzio war wahrscheinlich nur der Vertraute M.'s und sie läßt sich leicht von jedem

andern Verdacht reinigen. Ein gefährlicherer Mann nahm seinen Platz ein, der heftige und lasterhafte Graf Bothwell. Diese neue Verbindung verursachte den Tod des Königs, der zu Edinburg in einem einzeln stehenden Hause in die Luft gesprengt wurde. M. vermählte sich darauf mit Bothwell, der allgemein für den Mörder ihres Gatten galt, und der Verdacht, daß sie um die blutige That gewußt, ist schwer zu widerlegen. Ihre unglückliche Verbindung brachte Schottland wider sie auf. Die Stände nöthigten die Königin, die Krone an ihren unmündigen Sohn, Jakob, unter der Regentschaft des Grafen Murray, abzutreten. Bothwell starb nach langem Wahnsinn und Elend in Dänemark. M. fand zwar noch Anhang und wollte sich mit den Waffen auf dem Throne behaupten; aber ihr kleines Heer wurde (1568) unweit Glasgow geschlagen und sie selbst genöthigt, nach England zu flüchten. Elisabeth ließ sie zwar ehrenvoll in Carlisle empfangen, ihr aber gleich darauf andeuten, daß, da die öffentliche Stimme sie der Ermordung ihres Gemahls anklage, sie sich deßhalb zu rechtfertigen habe. Man ernannte Commissarien und brachte sie in Haft nach Tewksbury, um den Proceß gegen sie einzuleiten. Daß sie in ihrem Leiden theilnehmende Freunde hatte, vermehrte ihr Unglück. Es entstanden Verschwörungen gegen Elisabeth, um M. zu befreien und sie vielleicht selbst auf den engl. Thron zu setzen. Aber diese Anschläge wurden entdeckt und mehre der Verbündeten hingerichtet. M.'s Schicksal, welche die Vermittelung des Papstes und des Königs von Spanien ohne Erfolg gesucht hatte, wurde dadurch nur verschlimmert. Elisabeth hielt sich nicht mehr für sicher auf dem Throne, oder gab wenigstens vor, diese Besorgniß zu hegen. Es ward ein großes Gericht über M. in ihrem Gefängnisse zu Fotherinhay, wider welches sie vergebens protestirte (5. Febr. 1587), gehalten. Nie gab es wol ein unbefugteres Gericht, nie ein unregelmäßigeres Verfahren. Man legte ihr Abschriften von ihren Briefen vor, nie die Originale. Man machte das Zeugniß ihrer Secretaire gegen sie geltend, aber man stellte sie ihr nicht gegenüber. Man gab vor, daß sie durch Aussagen dreier Verschwornen überführt worden, die man hingerichtet hatte, und deren Tod man hätte aufschieben müssen, um sie mit ihr und vor ihr zu befragen. Kurz, wäre man in den rechtlichen Formen verfahren, und hätte man auch beweisen können, daß M. sich um Hülfe und Rath bemühe, so würde man sie doch nicht haben des Todes schuldig erklären können. Elisabeth hatte kein gültiges Richteramt über sie; ihr Recht war das Recht des Stärkern über den Schwachen; aber ihre Politik foderte dies Opfer. M. wurde zum Tode verurtheilt und dieses Urtheil von dem engl. Parlamente bestätigt. Auch ein Theil der schottischen Nation widersetzte sich der Befreiung M.'s, und die nachdrücklichen Vorstellungen ihres Sohnes zu ihrem Besten waren vergebens. M. ertrug ihr Schicksal mit Standhaftigkeit. „Der Tod, der meinem Leben ein Ende machen wird", sagte sie, „ist mir willkommen. Ich halte die Seele für unwerth der himmlischen Herrlichkeit, die zu schwach ist, den Körper auf dem Hinübergange in die Wohnung der Seligen zu unterstützen". In ihren letzten Tagen zeigte sie Ergebung in ihr Schicksal, innige Religiosität und die zärtlichste Sorgfalt für ihre Diener. Sie mußte noch manche Kränkung erfahren. Statt ihr einen kathol. Beichtvater zu geben, den sie verlangte, schickte man ihr einen protestant. Geistlichen, der sie mit der ewigen Verdammniß bedrohte, wenn sie nicht ihrer Religion entsagte. „Beunruhigen Sie sich darüber nicht", sagte sie ihm mehre Male mit Lebhaftigkeit, „ich bin in der katholischen Religion geboren, ich habe darin gelebt, ich will darin sterben". Man erlaubte nur wenigen von ihren Dienern, sie bei ihrer Hinrichtung zu begleiten. Am 18. Febr. 1587, an ihrem Todestage, stand sie sehr zeitig auf und kleidete sich mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich an. Sie legte ein schwarzes Sammetkleid an, um auch äußerlich wie eine Königin zu erscheinen, und ging darauf in ihr Betzimmer, wo sie nach einigem Gebet sich selbst das Abendmahl reichte, mittelst einer geweihten Hostie, wel-

che der Papst ihr gesandt hatte. Als die Commissarien eintraten, dankte sie ihnen für ihre Sorgfalt und setzte hinzu: „Die Engländer haben mehr als einmal ihre Hände in das Blut ihrer Könige getaucht. Ich bin aus demselben Blute; so ist denn in meinem Tode und ihrem Betragen nichts Ungewöhnliches". Man führte sie in einen Saal, wo ein schwarz ausgeschlagenes Blutgerüste aufgerichtet war. Die Zuschauer sahen mit Erstaunen die Fassung dieser Königin, die in einer so vieljährigen Gefangenschaft noch einen Theil ihrer Schönheit behalten hatte. Sie erlaubte nicht, daß der Scharfrichter sie entkleidete. Nachdem sie gebetet hatte, bot sie ihren Hals dar, ohne die mindeste Furcht zu zeigen. Erst auf den zweiten Streich fiel ihr Haupt, das der Scharfrichter von dem Blutgerüste herab zeigte, als das Haupt einer Verbrecherin. Dies war das tragische Ende einer der schönsten Fürstinnen Europas, die fast die Hälfte ihrer Lebenszeit im Gefängnisse geschmachtet hatte. Außer ihrem einzigen Sohne, dem nachmaligen König von England, Jakob I., hinterließ sie von ihrem dritten Gemahl, Bothwell, eine Tochter, die in Notre-Dame von Soissons Nonne wurde. Ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion und ihre Rechte auf den engl. Thron waren in Elisabeths Augen ihre Hauptverbrechen. Ihre Schönheit, ihre Talente, der Schutz, den sie den Wissenschaften angedeihen ließ, der Erfolg, womit sie selbst sich ihnen widmete, ihre Festigkeit in ihren letzten Augenblicken, ihre Frömmigkeit haben über ihre Fehler einen Schleier gezogen. M.'s Geschichte ist durch den Einfluß des Parteihasses verunstaltet worden; daher sind die Urtheile der Geschichtschreiber über sie sehr verschieden. Der gelehrte Schottländer Buchanan, der unter dem Einflusse der Machthaber schrieb, schildert sie mit feindseliger Gesinnung; in zu vortheilhaftem Lichte hingegen zeigen sie katholische Geistliche und ihr Vertheidiger Leslie, Bischof von Roß. Eine gründliche Würdigung ihrer Geschichte gibt Malcolm Laing im 1. und 2. Bd. seiner trefflichen „Geschichte von Schottland", und was er über ihren Antheil an ihres Gatten Ermordung sagt, wird weder durch Whitaker's meist gegen Robertson gerichtete, aber freilich parteiliche und keineswegs auf gründliche Forschung gebaute Schutzschrift („Mary Queen of Scotland vindicated", Lond. 1787, 3 Bde.), noch auch durch Chalmers in seinem „Life of Mary, Queen of Scots" (London 1818, 2 Bde., 4.; 2. A. in 3 Bdn.; deutsch eine Ausg. von Becker, Halberst. 1824) widerlegt. Campbell hat ihre wahrscheinlich echten Liebesbriefe an Bothwell rc. nebst ihren Liebessonetten herausgeg. (auch deutsch Leipzig 1826, 2 Thle.). Eine treffliche Darstellung ihres Lebens und ihres Charakters hat Fr. Gentz in dem Taschenbuch bei Vieweg 1799 versucht. Einen Abschnitt ihrer frühern Gesch. vor ihrer Flucht nach England hat der Verf. des „Waverley" seinem Roman „Der Abt" zum Grunde gelegt. Miß Benger hat in ihren „Memoirs of the life of Mary, Queen of Scots" (Lond. 1823, 2 Bde.) eine Handschrift des brit. Museums benutzt. Über die dramatische Benutzung dieses Stoffs, namentlich von Schiller, siehe das Taschenbuch „Minerva", J. 1813.

Maria von Medici, Tochter Franz II. von Medici, Großherzogs von Toscana, geb. zu Florenz 1573, wurde 1600 an Heinrich IV., König von Frankreich, vermählt. Nach dessen Tode trat sie 1610 als Regentin an die Spitze des Königreichs. Der Herzog von Epernon hatte das Parlament gezwungen, ihr die Regentschaft zu ertheilen, ein Recht, das bisher nur die Generalstände gehabt hatten. M., zugleich Regentin und Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes, Ludwigs XIII., verabschiedete den großen Sully und ließ sich von ital. und span. Günstlingen leiten. Der Staat verlor sein Ansehen von Außen und wurde im Innern von den mächtigen Großen zerrüttet. Ein 1614 geschlossener Vertrag bewilligte den Mißvergnügten Alles, was sie foderten: dennoch erwachte der Parteigeist aufs neue, da man allgemein mit dem Betragen M.'s unzufrieden war, die sich ganz dem Marschall d'Ancre und seiner Gemahlin Galigai, den unverschämtesten Günst-

lingen, die je einen Thron umgaben, hingab. Der Tod des Marschalls, der auf Befehl Ludwigs XIII. ermordet wurde, erstickte den Bürgerkrieg. M. wurde nach Blois verwiesen, von wo sie nach Angoulême ging. Richelieu, damals Bischof von Luçon, versöhnte 1619 die Mutter und den Sohn. Aber M., unzufrieden mit der Nichtvollziehung des Vertrags, entzündete einen neuen Krieg, mußte sich jedoch bald unterwerfen. Nach dem Tode des Connetable de Luynes, ihres Verfolgers, stand sie an der Spitze des Staatsraths. Um ihr Ansehen zu befestigen, führte sie Richelieu, ihren Günstling und Oberintendanten, in denselben ein. Kaum aber hatte der Cardinal den Gipfel der Größe erreicht, als er seiner Wohlthäterin zeigte, daß er nicht mehr von ihr abhänge. Diese versäumte nicht, ihn wieder zu stürzen, und als Ludwig XIII. zu Lyon gefährlich krank geworden, entriß sie ihm das Versprechen, den Cardinal zu entfernen. Um sich diesem Versprechen zu entziehen, suchte der König nach seiner Genesung Beide zu versöhnen. M. war nicht zu bewegen. Diese Hartnäckigkeit mißfiel dem Könige, welcher einwilligte, sie aufzuopfern. Es wurde ein geheimer Staatsrath gehalten, dessen Seele der Cardinal war. Dieser zeigte in einer langen Rede, daß entweder die Königin oder er entfernt werden müsse; dann sprach er von den Gefahren, welche dem Staate von Außen und Innen drohten, und wußte dem Könige so bange zu machen, daß sich dieser ohne die Stütze seines ersten Ministers für verloren hielt. Alle, die der Berathschlagung beiwohnten, bestärkten theils aus Schmeichelei, theils aus Furcht den König in seiner Meinung, welcher auch um so fester darin beharrte, da der Cardinal ihm vorgespiegelt hatte, daß seine Mutter ihren zweiten Sohn, Gaston, auf den Thron heben wolle. Demzufolge ward ihr 1631 das Schloß zu Compiegne zum Aufenthaltsorte angewiesen, alle ihre Anhänger aber verbannt oder in die Bastille gesetzt. Sie fühlte bald, daß sie zu Compiegne in einer wahren Gefangenschaft lebe, entfloh noch in demselben Jahre nach Brüssel, foderte mehre Male vom Parlament Gerechtigkeit und starb 1642 in großer Dürftigkeit zu Köln. Paris verdankt ihr das prächtige Palais Luxemburg, schöne Wasserleitungen und die öffentliche Promenade Cours-la-Reine. Das Mißgeschick dieser Fürstin entsprang aus ihrem eifersüchtigen, hartnäckigen und ehrgeizigen Charakter. Sie war unter Heinrich IV. nicht glücklicher gewesen als unter Ludwig XIII. Die Liebschaften ihres Gemahls verursachten ihr den größten Kummer und die Eifersucht führte oft die heftigsten Scenen herbei. Mit einer unbegrenzten Leidenschaftlichkeit verband sie alle Schwächen des Weibes. Sie war ehrgeizig aus Eitelkeit, vertrauend aus Mangel an Einsicht, rachsüchtig aus Eigensinn und geizte mehr nach Ansehen als nach Macht. Ihre Lebensgeschichte ist 1774 zu Paris in 3 Bdn. erschienen.

Maria Theresia, s. Theresia (Maria).

Maria Antoinette, s. Antoinette (Maria).

Maria Louise Leopoldine Caroline, Erzherzogin von Östreich, auf Lebenszeit Herzogin v. Parma, älteste Tochter des Kaisers Franz I. aus zweiter Ehe mit Maria Theresia, Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, geb. 1791, vermählt zu Paris mit dem Kaiser Napoleon den 1. April 1810. Diese Verbindung schien Napoleons Glück und den Continentalfrieden zu befestigen. Ihr Gemahl führte sie gleichsam im Triumph durch die Provinzen seines Reichs. Am 20. März 1811 gebar M. Louise einen Sohn, dem Napoleon schon vor der Geburt den Titel König von Rom ertheilt hatte. Der Hofstaat der Kaiserin wurde nun noch glänzender als zuvor; er zählte allein 26 Palastdamen u. s. f. Im folg. J. begleitete M. Louise ihren Gemahl nach Dresden, von wo sie mit ihren kaiserl. Ältern die geliebte Heimath besuchte. Dann kehrte sie nach Paris zurück, wo unter den sich drängenden Siegesberichten von der großen Armee Mallet's verfehlter Contre-Revolutionsversuch und die Erscheinung des 29. Bulletins ihr die ersten

ängstlichen Augenblicke verursachten. Doch als Napoleon selbst erschien war alle Furcht verschwunden. Vor seiner Abreise zu dem neuen Kampfe ernannte er seine Gemahlin zur Regentin des Reichs, jedoch unter vielen Beschränkungen. Sie erfüllte ihre Pflichten mit gewissenhafter Treue, wovon die Reden, welche sie in der großen Rathsversammlung nach der unglücklichen Schlacht bei Leipzig hielt, und ihr Aufruf an die Franzosen, Blois den 7. April 1814, Beweise sind. In dem Unglück ihres Gemahls kann man ihr das Lob eines edeln Betragens nicht versagen. Sie mußte mit ihrem Sohne Paris d. 29. März 1814 verlassen und begab sich auf Befehl ihres Gemahls den 1. April nach Blois. Hierauf wollten sie Joseph und Hieronymus zwingen, ihnen jenseit der Loire zu folgen; allein sie weigerte sich. Am 8. Apr. brachte ihr der Graf v. Schuwaloff von allen Ereignissen Kunde. Ihr Gemahl war abgesetzt und hatte den 11. April abgedankt. Sie verfügte sich nun nach Orleans und von hier in Begleitung des Fürsten Esterhazy den 12. April nach Rambouillet, von wo sie den 16. April zu Klein-Trianon mit ihrem Vater eine Unterredung hatte, die ihren Entschluß bestimmte. Ihrem Gemahle zu folgen, ward ihr nicht vergönnt. Sie begab sich mit ihrem Sohne durch die Schweiz im Mai nach Schönbrunn, und übernahm d. 17. März 1816 die Regierung der ihr im Vertrage zu Fontainebleau (11. April 1814) zugesicherten Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla. Den 20. April 1816 hielt sie ihren Einzug in Parma. Im Mai 1816 erklärte sie sich zur Großmeisterin des von ihr gestifteten constantinischen St.-Georgenordens. Da Spanien sich weigerte, der wiener Congreßacte beizutreten, so ward endlich den 28. Juni 1817 zu Paris von Östreich, Rußland, Frankreich, Spanien, England und Preußen eine Übereinkunft geschlossen, nach welcher die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla nach dem Tode der Erzherzogin M. Louise (die jetzt den Titel Kaiserin nicht mehr führt, sondern nur J. Majestät heißt) an die Infantin Maria Louise, ehemalige Königin von Hetrurien (Regentin von Lucca) und ihre männlichen Nachkommen zurückfallen, Lucca aber alsdann an Toscana kommen wird. Östreich behielt jedoch die am linken Po-Ufer vom lombardischen Königreiche eingeschlossenen parmesanischen Bezirke, sowie das Besatzungsrecht in der Festung Piacenza. Napoleons und M. Louisens Sohn, der bisherige Erbprinz von Parma, heißt im Staatskalender nicht mehr Napoleon, sondern bloß Franz Karl Joseph. Er erhält nach demselben Vertrage, wenn seine Mutter stirbt und Parma an das Haus Bourbon zurückfällt, die Apanage-Herrschaft des Großherzogs Ferdinand von Toscana in Böhmen. 1818 ertheilte Kaiser Franz diesem Prinzen, seinem Enkel, den Titel **Herzog von Reichstadt** (s. d.). Als sein Vater im März 1815 von Elba nach Paris zurückgekehrt war, sollte der Prinz von Schönbrunn, wo er damals unter der Aufsicht der aus Frankreich mitgekommenen Gräfin Montesquiou stand, entführt werden. Auch hatte die Kaiserin M. Louise Briefe von ihrem Gemahl erhalten, die sie einluden, mit ihrem Sohne nach Frankreich zu kommen; allein diese Briefe blieben unbeantwortet, und jene von dem Sohne der Gräfin Montesquiou vorbereitete Entführung des Prinzen ward im Augenblicke der Ausführung, den 19. März 1815, entdeckt. Der Prinz wurde darauf in die Hofburg nach Wien überbracht und deutscher Aufsicht übergeben; doch schon am 29. Mai gab man ihn seiner Mutter wieder. Als sie nach Parma ging, blieb der Prinz in Wien zurück, wo er ganz von Deutschen umgeben ist. Der Kaiser ernannte Matth. v. **Collin** (s. d.) zu seinem Lehrer und Erzieher. Der Prinz zeigt glückliche Anlagen und ist der Gegenstand einer ebenso großen Theilnahme als Besorgniß. K.

Maria Louise, Königin von Spanien, Herzogs Philipp von Parma Tochter, geb. 1751, ward mit Karl IV. wider dessen Willen auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters d. 4. Sept. 1765 vermählt. Sie war eine kluge, höchst gewandte und ihrem Gemahle an Geisteskraft weit überlegene Frau. Frühzeitig

mußte sie es dahin zu bringen, den stürmischen Sinn ihres Gemahls, der anfänglich sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausbrach, sich unterthänig zu machen und selbst den spanischen Hofzwang so zu mildern, daß sie sich dem Könige zu jeder Zeit nahen durfte. Von Allem, was in Staatsangelegenheiten vorging, war sie bald gut unterrichtet; oft wohnte sie der Ausfertigung geheimer Staatsacten im geheimen Rathe bei und nicht selten mußten die Minister Beförderungsdecrete, welche zur Unterschrift schon bereit lagen, zurücknehmen, wenn sie einen Andern ernannt wissen wollte. Sie war nämlich klug genug, ihre Günstlinge nur von solchen Seiten zu empfehlen, die den König am meisten einnahmen, und auch dann erst sich öffentlich zu dem Empfohlenen hinzuneigen, wenn Karl IV. ihm schon seine Gunst geschenkt hatte und sie also nur dem Befehle ihres Gemahls und Gebieters Gehorsam zu leisten schien, wenn sie den von ihm Begnadigten gleichfalls auszeichnete. Auf diesem Wege erhielt sie völlige Herrschaft über ihren Gemahl und schon als Prinzessin v. Asturien hatte sie ein Verständniß mit dem ältern Godoy. Allein dieser mußte auf Befehl des Königs Karl III., der das Liebesverhältniß seiner Schwiegertochter entdeckte, Madrid verlassen. Bald kam jedoch in die offene Stelle sein jüngerer Bruder, Don Manuel Godoy. (S. Alcudia.) M. Louise mußte ihre neue Liebe dem scharfsichtigen Schwiegervater zu verhehlen und den Don Manuel bei ihrem Gemahl dergestalt in Gunst zu setzen, daß er bald dessen erster Liebling wurde. Nachdem Karl IV. den Thron s. Vaters bestiegen, rückte Godoy schnell von einer Stufe der Macht zur andern. M. Louise und er regierten Spanien unumschränkt; ihr beiderseitiges Streben ging darauf hin, den Kronprinzen Ferdinand beim alten Könige verdächtig zu machen. Aus diesen Hofränken, an welchen unleugbar M. Louise, aus unnatürlichem Widerwillen gegen ihren eignen Sohn, thätigen Antheil nahm, entspann sich der Proceß vom Escorial vom 29. Oct. 1807. (S. Ferdinand VII.) Bald nachher (18. März 1808) brach die Revolution von Aranjuez aus. Karl IV. dankte ab; sein Sohn bestieg den Thron und schien entschlossen, seiner Mutter Aufführung einer strengern Untersuchung zu unterwerfen. M. Louise hatte jetzt, da Godoy verhaftet und der wildesten Volkswuth preisgegeben war, keinen andern Rückweg, als sich Napoleon und seinem Oberfeldherrn, Joachim Murat, der schon mit einem Heere Madrid besetzt hielt, in die Arme zu werfen. Karl IV. mußte daher insgeheim (21. März) seiner Thronentsagung widersprechen, und durch Murat's Adjutanten, Demouthion, wurde jener berüchtigte Briefwechsel mit Murat geführt, der u. a. einen von M. Louise eigenhändig am 18. März geschriebenen Brief enthält, worin sie ihren Sohn beschuldigte, er habe ein sehr schlechtes Herz, sei blutdürstig und habe Vater und Mutter nie geliebt, während sie in den zärtlichsten Ausdrücken für den geliebten Godoy Schutz erfleht. Murat mußte mit Gewalt den Liebling der Königin aus den Händen seiner Feinde retten. Karl IV., M. Louise und Godoy erschienen, von franz. Truppen begleitet, zu Bayonne vor Napoleon als Ankläger Ferdinands VII., der durch Todesdrohung zur Entsagung des spanischen Throns zu Gunsten der Verfügung Napoleons gezwungen und als Gefangener nach Valençay abgeführt ward; Karl IV., M. Louise, Godoy und die Königin von Etrurien aber wurden mit königl. Pompe anfangs nach Compiegne geführt, lebten dann zu Marseille und zu Nizza, und gingen endlich nach Rom, wo M. Louise zu Anfang 1819 starb. (S. Karl IV.) zz.

Mariana (Juan), einer der ersten spanischen Geschichtschreiber, geb. zu Talavera 1536, widmete sich dem geistlichen Stande und trat in den Jesuitenorden. Auf der Universität Alcala erwarb er sich jenen reinen Geschmack und jene Beredtsamkeit, welche man in seinen Schriften wahrnimmt. Er ging sodann auf Reisen und lehrte 13 J. lang die Theologie mit Auszeichnung in Rom, Sicilien und Paris. Da jedoch das Klima letzterer Stadt, noch mehr aber der anhaltende Fleiß,

womit er arbeitete, seine Gesundheit erschütterten, kehrte er 1574 in das Jesuitencollegium zu Toledo zurück. Er schrieb jetzt seine „**Historia de rebus Hispaniae**" (erste Ausg., Toledo 1592), und zwar in eleganter lat. Sprache, damit der Ruf von den Großthaten seiner Nation allen Völkern bekannt werden möchte. Seine Darstellung ist unbefangener als die der andern span. Geschichtschreiber und zog ihm selbst den Verdacht der Inquisition zu; sein Styl ist elegant, aber oft rhetorisch. Die günstige Aufnahme, die sein Werk allgemein fand, die wiederholten Auffoderungen seiner Freunde, die Furcht vor einer fremden, schlechten Übersetzung, alle diese Rücksichten bewogen ihn, es selbst ins Spanische zu übersetzen. Vier Ausg. der Übers. erschienen bei Lebzeiten des Verf., jede mit neuen Veränderungen, Zusätzen und Berichtigungen. Vorzügliche Ausg. der span. Bearbeitung erschienen zu Valencia (1785—96, 9 Bde., Fol.) und zu Madrid (1819, 8 Bde.). M.'s übrige Schriften sind 1) seine berühmte Abhandlung „**De rege et regis institutione**", welche 11 J. nach ihrer Erscheinung als aufrührerisch von dem Parlament zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog. M. behauptete in diesem Werke, daß es erlaubt sei, sich eines Tyrannen zu entledigen. Die Originalausgabe dieser Schrift ist sehr selten geworden. 2) „**De ponderibus et mensuris**". 3) Sieben Abhandlungen, welche zusammen in einem Foliobande 1609 in Köln erschienen sind. Die letzten Lebensjahre widmete M. seinen Scholien über das Alte und Neue Testament, deren Beendigung Krankheit und Alterschwäche verhinderten. Dennoch ließ er sie 1619 zu Madrid drucken. Er starb 1623 zu Toledo, 87 J. alt.

Marienbad, im pilsener Kreise in Böhmen, das jetzt neben Teplitz, Karlsbad und Franzensbrunn einen Rang behauptet, liegt bei dem Stifte Tepel, 6 Meilen von Karlsbad in einer waldigen Gegend. Lange Zeit waren die hiesigen Quellen nur von Landleuten der Nachbarschaft gekannt und benutzt. Seit 1781 wurde der Abt des Stifts, Raitenberger, darauf aufmerksam und ist mit dem nunmehr verst. Arzte Nehr als der Stifter dieses so wichtig gewordenen Curortes anzusehen. Der Salz- oder Kreuzbrunnen wird am häufigsten getrunken; er ist dem kalten karlsbader Sprudelwasser ähnlich. 200 Schritte davon quellen die Stahlbrunnen hervor, deren Mischung der des driburger und pyrmonter Wassers gleich ist, der ambrosianer Brunnen, und ebenfalls nicht weit davon aus sumpfigem Torfgrunde das Marienbad in unzähligen Quellen. Es sammelt sich in einem 11 Klafter langen und 3½ Klafter breiten, viereckigen Behältnisse. Was nur diesem von kleinern Thieren, z. B. Mäusen, Vögeln, Hühnern ɩc. auf 1½ Elle tief zu nahe kommt, wird schnell von dem aufsteigenden Gase getödtet. Aus diesem Brunnen wird das Wasser in die 17 wohl eingerichteten Zimmer des nahen Badehauses geleitet, wo man durch Ziehen der Hähne kaltes und warmes Wasser haben kann. Die Genesenen haben eine Menge von Krücken zum Dank in der Ortscapelle aufgestellt. S. Heidler, „Marienbad, nach eignen bisherigen Beobachtungen und Ansichten ärztlich dargestellt" (2 Bde., Wien 1822). In der Nähe liegt die fürstl. Metternich'sche Herrschaft Königswart mit ähnlichen Quellen.

Marienburg, Kreisst. im preuß. Regierungsbezirk Danzig in Westpreußen an der Nogat, mit 5000 Einw. Merkwürdig sind hier die Trümmer des Ordensschlosses. Dieses Haus des deutschen Ordens, der ehrwürdige Stützpunkt der germanischen Cultur in Preußen, ist ein herrliches Denkmal altdeutscher Baukunst. Wiederholte Einfälle der Pomesanier (eines altpreuß. Volksstammes) und Litthauer zwangen den deutschen Orden, unter dem Landmeister Dietrich v. Gatersleben, zwischen 1271 und 1274 am Ufer der Nogat eine Burg zu errichten. Durch Konrad v. Thierberg's Betrieb ward die 1274 begonnene Burg oder das sogen. Hochschloß schon 1276 vollendet, der Mutter Gottes, als der Himmelskönigin und der Schutzheiligen des Ordens, geweiht und Marienburg genannt.

Die Burg war die prächtigste, welche der Orden in Pomesanien und im Culmerlande aufgeführt hatte, geschützt durch ihre Lage auf einem Uferberge der Nogat und durch eine Vorburg, die Alles aufnahm, was im Haupthause nicht füglich aufgenommen werden konnte. Seit im April 1276 Heinrich v. Wilnowe als erster Comthur mit seinem Convente einzog, bewährte sich die Wichtigkeit des Ortes sehr bald bei den Überfällen der Pogesanen und Sudauer. Gegenden, die unter dem Schirme des Ordens den Sümpfen abgewonnen oder durch Eindämmung der Ströme gesichert waren, belohnten reichlich den Fleiß der herbeigezogenen Ansiedler. Aber noch wichtiger erschien M. dem Orden, als die Schicksale des verwandten Tempelordens die bis dahin uneinigen Kreuzritter zu richtiger Erwägung ihrer Lage bestimmten und Siegfried v. Feuchtwangen aus dem mißtrauischen Venedig seinen Hochmeistersitz nach M. zu verlegen beschloß. Schon von Venedig aus scheint Siegfried v. Feuchtwangen den Bau des marienburger Schlosses geleitet zu haben, das als sein hochmeisterlicher Sitz von Außen und Innen seine Fürstenwürde verkündigen sollte. Es ist dieselbe Hochburg *), von der noch stolze Überreste (die Kirche mit der Capelle, der Remter, der Capitelsaal 2c., sowie die Mauern des alten oder hohen Hauses) auf uns gekommen sind. Diese neue Hochburg trat an die Stelle der ursprünglichen Vorburg, welche weiter nach Nordosten hinausgerückt ward. Der Bau begann aller Wahrscheinlichkeit nach um 1306 und schon 1309 vom 9. bis 21. Sept. konnte der Meister mit seinem Gefolge seinen Einzug in der mittlern, der fürstl. Hofburg halten. Seitdem war M. für jeden Ordensritter in allen Landen das Haupthaus des ganzen Ordens, und durch die regere Thätigkeit, die sich bald in seiner Nähe zeigte, der Mittelpunkt eines Kräfte weckenden, trotz aller Clausur und aller blutigen Fehden, zum Höhern hinweisenden Lebens. Längere Zeit jedoch waren Kriege mit wilden Nachbarn, strenge klösterliche Übungen bei Tag und bei Nacht, magere Kost, nie geheizte, nie verschlossene Zellen die einzigen Freuden, welche hier des Ritters, er mochte Laienbruder oder Priester sein, warteten; nur selten unterbrach ein Lanzenspiel die streng gehaltene Ordnung der Gezeiten, oder ein Gespräch, wenn Gäste da waren, mit Erlaubniß des Comthurs, das sonst gewöhnliche Schweigen bei den einfachen Mahlzeiten im Remter. Bei den großen Umwandlungen, welche die M. bestand, und bei der Vernichtung so vieler Theile, ist jetzt das Örtliche seiner ehemaligen Abtheilung nicht mehr genau zu erkennen. Verdienste um M.'s innere Ausschmückung erwarb sich der Meister Dietrich v. Altenburg (1335 — 41), der die Hauptkirche erweiterte, unter dem Chor der Schloßkirche eine Todtengruft für die Meister hinzufügte und, durch den Thurm und jenes wunderbare Muttergottesbild mit dem Jesuskinde auf dem Arme, dem ernsten Ganzen einen Schmuck gab, dessen es noch sehr zu bedürfen schien. Dieses colossale Marienbild in Relief mißt 26 Fuß, der Jungfrau Mund ¾ Fuß, das sitzende Jesuskind über 6 Fuß, und ist wie die Nische, in der es steht, reichlich mit Stuck überzogen, in welchen, wie bei den byzantinischen Arbeiten so vieler Kirchen und Mosaiken Italiens, rothe Glaswürfel eingelassen sind, welche mit Goldplättchen überzogen wurden, die durch neue Verglasung damit verbunden waren. Das Unterkleid der Maria ist goldfarben, darüber hat sie einen großen, weit umwallenden Mantel, roth, mit goldenen Vögeln und Blumen geziert; das Unterfutter ist blau; die Falten dessel-

*) Eigentlich die mittlere Burg, ein offenes Viereck, welches, von Außen gemessen, an der nordwestl. Seite 315, an der südöstl. 280, an der nordöstl. 265 Fuß lang ist. An der westl. Ecke erhebt sich, durch Pracht und Größe ausgezeichnet, die hochmeisterliche Wohnung, und an sie schließen sich, die drei Seiten des offenen Vierecks vollendend, die Gebäude, welche den großen Conventsremter, die Gemächer zur Krankenpflege, die Wohnungen des Großcomthurs und andrer Ritter, nebst großen Vorrathsgewölben enthielten. Das hohe Haus blieb nach wie vor die eigentliche Hauptveste.

den sind trotz der Größe des Bildes zierlich gelegt. Noch steht dieses für die weite Ferne berechnete Bild auf der Südostseite des Gotteshauses, in der äußern Mauernische der St.-Annencapelle. Die Einführung des Feuergeschützes (unter Meister Dietrich in Preußen) zwang, auf stärkere Befestigung und Erweiterung der Vorburg zu denken; selbst die Joch- und Pfahlbrücke über die Nogat, die unter Meister Dietrich angelegt ward, hatte zunächst den Zweck der Vertheidigung. Das Hoch- und Mittelschloß erhielten eine feste Umwallung, bewässerte Gräben, Wacht- und Wartthürme (von Granit und gebrannten Ziegeln, außerdem Kalkstein und Stuck). Durch Dietrich ward M. die festeste der hundert Landesburgen, sowie ihr an Pracht und Geschmack schon früher keine gleich gekommen war. Glänzende Zeiten sah M. unter Meister Winrich v. Kniprode, 1351 — 82, der, deutsche Bildung pflegend, selbst der Dichtkunst nicht fremd, dem Lande die Segnungen des Friedens und der Wissenschaft zu versichern suchte, obgleich ewige Fehden mit den Litthauern seine Pläne fortwährend störten. Innere Spaltung, die überhandnehmende Macht der Polen, endlich die unglückliche Schlacht auf den Ebenen von Tannenberg am 15. Juli 1410 führten den Feind vor die Mauern M.'s. Was Muth und Kühnheit vermag, das sah man damals, als M. unter Heinrich v. Plauen gegen Polen, Samaiten und Tatarn, die sie rings umlagerten, 8 Wochen lang Stand hielt; und noch trägt die Wand des Remters die große Kugel, mit der des Polenkönigs Jagello Arglist (1410) den Statthalter und alle seine Ritterbrüder zu vernichten hoffte. Als Meister Paul v. Rußdorf 1440, der Spannung zu begegnen, welche vom Culmerland aus besonders durch die Ritter der Eidechsengesellschaft sich verbreitete, nachgebend die Gemüther zu gewinnen suchte, fand er so lauten Widerspruch im Capitel, daß Einige mit gezückten Schwertern den Saal verließen und er selbst am folg. Tage (am 10. Jan.) beim Rath zu Danzig Hülfe suchte gegen die widerspenstigen Brüder. Solche Ereignisse, die Masse der Klagen, an deren Abhülfe nicht zu denken war, und der Trotz vieler Ordensbrüder, die diese Klagen der Beachtung nicht einmal werth hielten, brachten es dahin, daß die Ritter des Landadels und die Bürgermeister der Städte auf einer Tagfahrt zu Marienwerder am Sonntage Judica 1440 den Bund zum Schirme ihrer Gerechtsame und zur Abhülfe ihrer Beschwerden schlossen, der der preuß. Bund genannt wird. Gegen ihn bestand der Orden nur mühsam. M.'s Fall war entschieden, als des Kaisers Ausspruch 1453 diesen Bund für nichtig erklärte und dadurch dessen Verbindung mit des Ordens altem Feinde, dem Könige von Polen, beeilte. Bald brach der offene Krieg aus und der so sehr verminderte Orden hatte dem überall andringenden Gegner nur Rotten von Söldlingen entgegenzustellen, denen der Meister in seiner großen Geldnoth M. und alle andre Burgen, Städte und Dörfer, die er noch besaß, als Unterpfand verschreiben mußte. Unter diesen Söldnern waren die Böhmen die trotzigsten. Ihr Hauptmann Ulrich Czirwenka trat am 15. Aug. 1456 M., sowie alle andre bisher von ihnen besetzt gehaltene Schlösser, für 436,000 Gulden dem K. Kasimir von Polen ab. Am 6. Juni 1457 zogen 600 Polen durch die von Czirwenka geöffneten Thore und mit Schmach ward der Meister Ulrich v. Elrichshausen aus dem Ordenshause vertrieben, auf welchem während 148 J. 17 Meister des Ordens gewaltet hatten. Seitdem bestand M., zum Theil von Jesuiten bewohnt und der Sitz polnischer Woiwoden, zuweilen auch das Hoflager der polnischen Könige, Gustav Adolfs und des sächs. August II., bis es unter Friedrich II. 1772 mit dem preuß. Staate vereinigt ward. Beinahe wäre es kurz darauf als Opfer eines übelverstandenen Ökonomiesystems (das z. B. die großen Zimmerräume als Getreidespeicher benutzte) völlig zerstört worden, hätte Friedrich II. nicht dem Verderben Einhalt gethan. Bei dem sich allgemeiner verbreitenden Interesse für vaterländische Denkmäler ward auch die altdeutsche M. nicht unbeachtet gelassen.

Frick stellte das Schloß in einem Kupferwerke nach Gilly's Zeichnungen malerisch dar (Berlin 1803, Fol., mit Kpf.); Breisig, Director der Kunstschule zu Danzig, nahm es noch genauer auf. Einzelne Aufsätze brachten das in seiner Art einzige Gebäude in Erinnerung (vgl. „Kunstbl.", 1821, St. 21, und Jacobs, „Das Schloß Marienburg", 1819). Endlich trug die Theilnahme des Kronprinzen von Preußen dazu bei, daß das Ganze aus seinem Schutte hervorgezogen und von neuen Einbauen befreit ward. Dem Tage, wo Preußens Kronprinz (seit 360 J. zum ersten Male wieder ein deutscher Fürst) in dem Remter des Schlosses ein Fest feierte und, den Pokal in der Hand, den Wunsch aussprach: Alles Große und Würdige erstehe wie dieser Bau! diesem Tage (es war der 20. Juni 1822) weihte Prof. Büsching zu Breslau sein Werk „Das Schloß der deutschen Ritter in Marienburg" (Berlin 1823, 4., mit 7 Kupfn., Querf.). Aus urkundlichen Quellen, die über den Haushalt auf der Burg und das innere Leben des Ritterstaats viel Licht verbreiten, bearbeitete Professor Voigt zu Königsberg seine „Geschichte Marienburgs, mit einigen Ansichten des Ordenshauses" (Königsberg 1824). 19.

Nach Büsching und Fiorillo war der unbekannte Baumeister der M. unstreitig ein Deutscher. Im Ganzen ist in den kühnen Spitzbogen, in den schlanken Pfeilern der Styl der schönen altdeutschen Baukunst sichtbar und keine Spur von der sächsischen Bauweise. Alles hat den Schein gen Himmel strebender Leichtigkeit. Die Prunkgemächer waren mit Bildnissen und, zum Theil noch lesbaren, deutschen Reimen geschmückt. Im Nebenwerk, z. B. in der Mosaik (meist Rautenform und Zickzackwinkel), erkennt man ital. Bauart. Die Verzierungen innerhalb und außerhalb der Kirche (die nebst der Annencapelle vollständig erhalten ist) sind, wie beim kölner Dome, alle aus der Pflanzenwelt entlehnt; nur hin und wieder sind sie von wunderlichen Thiergestalten unterbrochen, doch gehen sie nirgend über in das unbestimmte Feld willkürlicher Schnörkeleien. Auf dem Hochaltare fand sich ein Marienbild, wahrscheinlich von einem italien. Meister, in Öl. Die Thüre oder die sogenannte goldene Pforte mit allen ihren Einzelheiten hat Prof. Breisig gezeichnet. Das Mittelschloß bestand ans vier Geschossen. Im Prachtgeschosse bewundert man den großen Remter des Meisters, einen 45 Fuß langen und breiten Saal, dessen Gewölbe ein achteckiger Granitpfeiler von 26 Zoll im Durchmesser trägt. Der Sammlungsremter (96 Fuß lang und 48 Fuß breit) ist nicht weniger kunstreich gebaut, vorzüglich das Kellergewölbe unter demselben. In der Befestigung der Burg ist der 80 Fuß hohe, schivelichte (scheibenartig runde) Thurm, wahrscheinlich ein Wart- und Gefängnißthurm, merkwürdig. Von dem Hochschlosse sieht man nur noch die Trümmer seiner Größe. Bis 1802 eilte das Schloß unbeachtet seinem Verfalle entgegen. Nach Preußens Wiederherstellung ward die Erneuerung der Burg vom König und von einem Verein edler Männer aus allen Ständen (York, Dohna, Dönhof, Tiedemann u. A.) bewerkstelligt. Das verschüttete Kellergeschoß haben die niederunger Bauern unentgeltlich vom Schutte befreit. So ist endlich 1824 die M. neu und mit passenden alterthümlichen Emblemen und Glasgemälden verziert, aus ihren Ruinen erstanden. Schinkel's Ideen zur Wiederherstellung der Trümmer hat Gropius in seinen Ansichten des Schlosses dargestellt. Superintendent Häbler zu M. wird seine Forschungen über die Geschichte dieses classischen Orts und Director Breisig seine Zeichnungen herausgeben. Zum Besten des Wiederherstellungsbaus der hochmeisterlichen Burg schrieb der preuß. Major Ludw. v. Auer „Kriegsgeschichtliche Denkwürdigkeiten des Ordenshaupthauses und der Stadt Marienburg in Westpreußen" (Danzig 1824), in welchen er die Anlage und den Ausbau der M. aus dem Gesichtspunkte der Kriegs- und Befestigungskunst beurtheilt und die Schicksale der Burg in den verschiedenen Kriegen bis auf die neueste Zeit herab erzählt. 20.

Marienglas, s. Gyps.

Mariette (Pierre Jean), geb. zu Paris 1697, st. 1774, war von seinem Vater Jean M. (st. 1742) in der Kupferstecherkunst unterrichtet worden, und hatte sich auf seinen Reisen durch Deutschland und Italien zu einem der größten Kunstkenner gebildet. Er verkaufte 1750 seinen Bücherverlag, kaufte sich die Stelle eines königl. Secretairs und Kanzleicontroleurs und beschäftigte sich einzig mit Vervollkommnung seiner Kupferstichsammlung. Wir besitzen von ihm: 1) „**Traité du cabinet du roi**" (Paris 1750), 2 Foliobde. voll gelehrter Untersuchungen; 2) „**Lettres à M. de Caylus**"; 3) „**Lettres sur la fontaine de la rue de Grenelle**"; 4) die Beschreibungen der Crozat'schen Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Statuen, Vasen und geschnittenen Steinen, in mehren Werken; 5) „**Description du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles**" (Paris 1745, Fol.); 6) „**Architecture française**" (Paris 1727), und mehre andre Werke. M.'s Talente und liebenswürdiger Charakter hatten ihn in Geschäftsverbindung und nachher in Freundschaft mit Caylus, Barthelémy und Laborde gebracht, von denen er den Auftrag bekam, bei der Herausgabe des „**Recueil des peintures antiques**" nach den Zeichnungen des Pietro Santo Bartoli die Aufsicht zu führen.

Marine. Seewesen, Seemacht überhaupt, und obgleich man zuweilen von einer Handels- und einer Kriegsmarine spricht, so bezeichnet das Wort Marine doch vorzugsweise die Gesammtheit der Schiffe mit ihrer Bemannung, die von irgend einer Macht zum Kriege und zum Schutze des Seehandels gehalten werden. Dahin gehören jedoch auch die vom Staat unterhaltenen Postschiffe (Packetböte). Die hohe Bedeutung des Seewesens hat erst mit der Entdeckung von Amerika und der Auffindung des Seewegs nach Ostindien ihren Anfang genommen. Waren gleich schon vorher Kriege zur See geführt, so hatte man doch noch keine ausschließlich zu diesem Endzwecke bestimmte Flotten unterhalten, man bediente sich gewöhnlicher Handelsschiffe, die man für den Augenblick bewaffnete. So bestanden die ersten Flotten der Spanier und Portugiesen, mit denen sie die entfernten Meere befuhren, aus Handelsschiffen, die zugleich zum Kriege gerüstet waren. England und Holland errichteten zuerst eigne Kriegsmarinen in Europa, dann die übrigen seefahrenden Staaten. Die engl. Marine, vom Anfange an eine königliche, entstand unter Heinrich VIII., ward aber erst unter Elisabeth von Wichtigkeit, während die holländische sich in dem Kampfe mit Spanien bildete und seit der directen Fahrt nach Ostindien einen nicht unwichtigen Zuwachs durch die Flotten der ostind. und übrigen großen Compagnien erhielt. In der Folge erhielt die Seemacht, jemehr sich das **Mercantilsystem** (s. d.) über Europa verbreitete, eine immer steigende Wichtigkeit. Durch Colbert trat auch Frankreich als eine neue furchtbare Seemacht auf, die auf dem Wege, ein entschiedenes Übergewicht zu erlangen, nur durch den Seesieg der Briten bei La Hogue (1692) gebrochen ward und in der Folge nie wieder auf eine gleiche Stufe der Macht sich erhob. Im Anfange des 18. Jahrh. ward auch Rußland, nachdem bisher Schweden und Dänemark bei dem Verfalle der Hanse eine beinahe unbestrittene Herrschaft zur See geübt hatten, als Seemacht wichtig. Doch blieben England und Holland fortdauernd die ersten Seemächte in Europa, bis seit der Mitte des 18. Jahrh. England ein immer entschiedeneres Übergewicht errang. Um eine beträchtliche Kriegsmarine halten zu können, muß ein Staat eine ausgedehnte Handelsschifffahrt besitzen, sich die zur Erbauung und Ausrüstung von Schiffen erfoderlichen Materialien leicht verschaffen können und besonders eine günstige geographische Lage haben. In allen diesen Rücksichten besitzt England unleugbar große Vorzüge vor den übrigen europäischen Staaten. Eine Seemacht gewährt eigentlich, sowie der Gewinn von Seeschlachten, mehr einen negativen als positiven Vortheil, sie dient zum Schutze des Handels und der Colonien, ungleich weniger aber zu Eroberungen; gewonnene Seeschlachten mögen

drohende Gefahren abwenden, werden aber nicht leicht zu wichtigen positiven Ergebnissen führen. Schon hieraus ergibt sich, daß Seemächte nie die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Festlandes von Europa so gefährden können, wie dies von einer vorherrschenden Landmacht zu fürchten ist. Cz.

Marini oder **Marino** (Giambattista), ein Dichter, welcher durch sein großes Talent sich eine eigne Partei bildete (s. Italienische Poesie), war 1569 zu Neapel geb. Dem Willen seines Vaters zuwider, der ihn zum Juristen bilden wollte, folgte er seiner Neigung zur Dichtkunst, und mehre Arbeiten erweckten ihm bald Bewunderer seiner Talente, die seine Liebe zu den Musen nährten. Der Herzog Bovino nahm ihn in seinem Palast auf, und der Prinz von Conca, Großadmiral des Reichs, in seine Dienste. Hier lernte er Torquato Tasso kennen, dessen Umgang für seine Bildung vortheilhaft ward. Später fand er in Rom an dem Cardinal Pietro Aldobrandini einen Beschützer. Im Gefolge desselben kam er nach Turin, wo ihm ein schmeichelhaftes Gedicht auf den Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, u. d. T.: „Il ritratto", eine günstige Aufnahme, viele Beweise von Wohlwollen, den Orden des heil. Mauritius und Lazarus und den Titel eines herzogl. Secretairs verschaffte. Der Neid seiner Feinde, seine Eitelkeit und satyrische Laune verwickelten ihn aber auch hier in allerlei Streitigkeiten. Margaretha, die geschiedene Gemahlin Heinrichs IV., hatte ihn nach Paris eingeladen; nach ihrem Tode fand er eine Beschützerin an Maria von Medici, der zweiten Gemahlin dieses Königs. Er bezeigte ihr seine Dankbarkeit durch ein Gedicht: „Il tempio", wofür er neue Belohnungen erhielt. Die Sehnsucht nach seinem Vaterlande zog ihn aber gegen das Ende 1622 nach Italien zurück. Er hielt sich einige Zeit zu Rom auf, wo ihn die Akademie degli umoristi zu ihrem Vorsteher ernannte, und begab sich dann nach seinem Geburtsorte. Hier wählte er den schönen Hügel von Posilippo zu seinem Aufenthalt, und hoffte seine erworbenen Güter in Ruhe zu genießen, als der Tod ihn 1625 wegraffte. M.'s berühmteste Arbeit, sein heroisches Gedicht „Adone", ist zuerst Paris 1623 erschienen und ebenso sehr bewundert als in der Anlage und Ausführung getadelt und wegen mancher wollüstigen Gemälde zu den verbotenen Büchern gerechnet worden. Ferner hat man seiner Darstellung Schwulst, erkünstelte und übertriebene Metaphern und überfeine Pointen und Wortspiele (sogenannte Concetti), letzteres zum Theil aus Einseitigkeit und Pedantismus vorgeworfen. Dem sei wie ihm wolle, schätzbar sind immer sein Scharfsinn, seine geistreichen Witzspiele und seine kühnen Verknüpfungen und Vergleichungen, wodurch er auch dem Alltäglichen neue Reize zu leihen weiß. Werthes hat die schönsten Stellen des „Adone" im Auszuge zusammengestellt. Die übrigen Werke M.'s bestehen in einem erzählenden Gedichte: „La strage degli innocenti", und einer großen Anzahl vermischter Gedichte, die theils u. d. T. „La lira", theils unter der Überschrift „La zampogna" verschiedentlich gedruckt sind, ferner aus Lettere grave, argute, facete und andre Sachen in Prosa und Versen. Einige seiner Sonette gehören zu den vorzüglichsten, welche die ital. Sprache besitzt.

Marino (San-), die kleinste Republik in Europa, liegt im Herzogthume Urbino im Kirchenstaate. Ihr Gebiet besteht aus einem steilen Berge und einigen Anhöhen. Auf $1\frac{1}{2}$ □M. enthält sie eine Stadt und zwei Dörfer mit 7000 Einw. Sie soll auf folgende Art entstanden sein. Ein Maurermeister, Marino, der im 3. Jahrh. mit dem Kaiser Diocletian nach Italien gekommen sein soll, lebte auf diesem Berge als Einsiedler so streng, daß man ihn als einen Heiligen ansah und daß die Besitzerin des Berges ihm denselben schenkte. In der Folge bauten sich mehre Leute an, die nach und nach einen eignen Staat bildeten und denselben nach jenem Einsiedler nannten. 1100 kaufte die Republik das Schloß Pennarosta in der Nachbarschaft und 1170 ein andres, Casolo. Sie wurde im 12. Jahrh.

von 2 oder 3 Consuln, nachher von einem Capitano regiert. Ungefähr 290 Jahre nachher leistete sie dem Papste Pius II. Beistand, der sie dafür ansehnlich beschenkte. 1739 stand sie in Gefahr, auf Veranlassung bürgerlicher Zwistigkeiten und Parteien, durch Alberoni ihre Freiheit zu verlieren. Aber Clemens **XII.** (1740), Benedict **XIV.** (1748) und Pius **VII.** (1817) bestätigten ihre Freiheit. Somit hat diese Republik fast 14 Jahrh. hindurch ihre alte Verfassung erhalten. Bonaparte ließ ihr 1797 den Gruß der Freundschaft der großen Republik überbringen, und versprach ihr einige Kanonen, Getreide und eine Vergrößerung ihres Gebiets. Der Rath antwortete: die Kanonen werde er dankbar annehmen, das Getreide bezahlen, die Vergrößerung müsse er aber ablehnen; die Republik sei glücklich in ihrem alten Besitzthum; sie bitte um Erleichterung des Handels. — Nach diesem schien Alles vergessen, die Kanonen sind nicht gekommen; aber unvergessen bleibt des Rathes Antwort! — Die Regierung besteht aus einem großen Rathe von 300, zur Hälfte adeligen, zur Hälfte bürgerlichen Personen und einem kleinen Rathe von 12 Personen. An der Spitze des Staats stehen 2 auf 3 Monate gewählte Gonfalineri. Die vollziehende Gewalt haben 60 Älteste (**Arziani**), unter welchen 2 Capitani oder Consuln — alle 6 Monate neu gewählt — den Vorsitz führen. Bei wichtigen Angelegenheiten versammelt sich der große Rath, wozu jede Familie eine Person gibt. Der erste Staatsbeamte ist der Commissarius oder Civil- und Criminalrichter, der allemal ein auswärtiger Rechtsgelehrter ist und auf 3 Jahre angenommen wird. Alle waffenfähige Mannschaft steht unter einem Kriegstribun, den das Volk wählt. Das Militair besteht aus 40 — 50 Mann. Die Stadt S.-Marino, die ungefähr 6000 Einw. enthält, hat außer einigen guten Gemälden keine Meisterwerke der Kunst aufzuweisen. Aber ihre Lage und ihre ganz eigne politische Beschaffenheit reizt immer die Neugier der Reisenden. Niemand wird hier nach einem Passe befragt. Seit undenklichen Zeiten ist zu S.-Marino Niemand mit dem Tode bestraft worden. Das Wappen ist ein Berg, auf dem 3 Kastelle stehen. S. Delfico's „**Memorie della rep. de S.-Marino**" (Mail. 1804, 4.).

Marionetten, künstliche Puppen, welche an verborgenen Schnüren oder Drahten gezogen und gelenkt werden, und mit denen man auf kleinen dazu erbauten Theatern (**Marionettentheatern**) Schauspiele aufführt, indem die hinter den Coulissen befindlichen Personen die Worte dazu sprechen. Gewöhnlich spricht der Marionettenspieler, der die Bewegung der Figuren leitet, auch mit veränderter Stimme den Dialog. Sie waren schon bei den Griechen und Römern bekannt; Xenophon, Aristoteles, Gellius, Horaz u. A. erwähnen solcher hölzernen Figuren, die durch Fäden in Bewegung gesetzt werden rc. Man brauchte öfters dergleichen, um den Kindern Schrecken einzujagen, den Pöbel aus einander zu treiben rc. (S. Beckmann's „Geschichte der Erfindungen".) In neuern Zeiten haben die Marionettenspiele, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden; ja, man wollte sogar die Erfindung derselben einem Franzosen, Brioché, einem Zahnausreißer zu Paris, in der Mitte des 17. Jahrh. zuschreiben, der sie aber nur vervollkommnet hatte. Eine Marionettenoper gab es 1674 zu Paris, welche vielen Beifall fand. In mehren großen Städten Italiens befinden sich noch gegenwärtig Marionettentheater (z. B. in Mailand das **Teatro Girolamo**), welche von den ersten Ständen besucht werden. Die Figuren sind so künstlich eingerichtet, daß die Unternehmer mit ihnen große Stücke und Opern ausführen können. Auch in Deutschland gibt es herumziehende Marionettentheater, die zum Theil durch ihre mechanische Fertigkeit, zum Theil durch ihre derben, aber oft echtkomischen, aus dem Leben gegriffenen Späße selbst ein gebildetes Publicum zu ergötzen vermögen. Doch ist hier das Marionettenspiel zu einer der niedrigsten Volksbelustigungen herabgesunken; es wird oft von Landstreichern, die mit Zweideutigkeiten den Beifall des großen Haufens zu erhaschen suchen, zu schädlichen Zwecken gemißbraucht. Daher sind

in mehren Staaten, namentlich im Preußischen und im Dänischen, strenge Gesetze gegen die Zulassung der unbefugten Kunst- und Marionettenspieler ergangen.

Mariotte (Edme), Prior von St.-Martin sous Beaune, 1666 in die franz. Akademie aufgenommen und gest. 1684, hat die Physik und Mechanik mit vielen Entdeckungen bereichert. Er besaß ein besonderes Talent im Experimentiren, und bewies dies namentlich durch Wiederholung und Abänderung der von Pascal angestellten Versuche über das Höhenmessen durch den **Barometer** (s. d.). In der Hydraulik machte er eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Ablauf der Gewässer nach der verschiedenen Höhe der Behälter. Er stellte sodann Untersuchungen über die Leitung des Wassers an, und über die Stärke, welche die Röhren haben müssen, um dem Druck zu widerstehen. Auch bestimmte er die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger Körper. Von ihm heißt der in der Lehre von der Luft allgemein angenommene Grundsatz, daß die Dichtigkeit derselben sich wie das Gewicht, das sie trägt, oder wie die zusammendrückende Kraft verhalte, das **Mariottische Gesetz**. Die von Chr. Wren zuerst bearbeitete Lehre vom Stoße bearbeitete er genauer und vollständiger. Seine Werke sind 1717 zu Leyden in 2 Bdn., 4., erschienen.

Marius (Cajus), ein Römer aus Arpinum im Gebiete der Volsker, stammte von geringen Ältern, die ihn zu harten Landarbeiten anhielten. Bei einem kraftvollen Körper besaß er viel natürlichen Verstand, Entschlossenheit und Unternehmungsgeist; sein Charakter war rauh und wild, unbiegsam und ehrgeizig. M. wählte die kriegerische Laufbahn, und legte die ersten Proben seines Muthes unter Scipio dem Afrikaner vor Numantia ab. Sein Verdienst hob ihn von Stufe zu Stufe, und schon Scipio ahnte den großen Feldherrn in ihm. Unter dem Consulat des Cäcilius Metellus und L. Aurelius Cotta erhielt er das Tribunat auf des Metellus Verwendung. Jetzt schlug er, um die Mißbräuche beim Votiren der Comitien zu verhindern, vor, den Weg zu dem Stimmungsplatze zu verengern und dadurch die hinaufgehenden Bürger vor dem Andringen der Candidaten und ihrer Freunde zu sichern (lex Maria). Die Patricier, über ein Gesetz erbittert, das ihnen Eintrag that, foderten von M. Rechenschaft. Beide Consuln erklärten sich gegen ihn; er aber drohte ihnen mit der Gewalt seines Amtes und gab, ohne Rücksicht, daß er dem Metellus dieses Amt verdankte, dem Lictor Befehl, den Consul ins Gefängniß zu führen. Seine Standhaftigkeit siegte und gewann ihm die Liebe des Volks. Darauf milderte er gegen den Vortheil des Volks, aber zum Besten der Staatscasse, den Vorschlag des Gracchus wegen der Austheilung des Getreides an die armen Bürger. Um die Ädilwürde bewarb er sich vergebens. Dagegen erhielt er die Prätur. Von der Beschuldigung, daß er sich der Bestechung dabei bedient habe, ward er freigesprochen. Er verwaltete sein Amt fast zu allgemeiner Zufriedenheit, den Mangel an gelehrten Kenntnissen durch natürlichen Verstand ersetzend. In der Proprätur von Spanien, die ihm auf das folgende Jahr ertheilt wurde, erwarb er sich ebenfalls großen Beifall. Er säuberte das Land von Straßenräubern und suchte die noch wilden Einwohner zu einem gesitteten Leben zu führen. Nach seiner Rückkehr widmete er sich wieder den Angelegenheiten des Staats und verband sich, indem er Julia, eine Tante Julius Cäsar's, heirathete, mit dem angesehensten Geschlechte der Julier. Endlich öffnete sich ihm eine größere Laufbahn. Der Consul Q. Cäcilius Metellus nahm ihn als Legaten in den jugurthinischen Krieg mit. Seine Tapferkeit, seine Standhaftigkeit in Ertragung aller Beschwerden, worin er sich dem gemeinsten Soldaten gleichstellte, erwarben ihm ebenso sehr die Achtung des Metellus als die Liebe des Heers. Allein M. war undankbar genug, den Mann, der ihn aus der Dunkelheit auf die Bahn des Ruhms geführt hatte, zu verkleinern, um sich durch seinen Sturz zu heben. Die Erbitterung zwischen Beiden stieg immer höher. M. bat endlich den Metellus, ihn

nach Rom zurückkehren zu lassen, wo er sich um das Consulat bewerben wolle. Nicht ohne Spott verweigerte ihm Metellus die Erlaubniß. M. ließ aber nicht ab, bis er, wenige Tage vor der Wahl der neuen Consuln, jenem die Erlaubniß abgedrungen hatte. In 6 Tagen eilte er nach Rom, und wußte theils durch Verleumdung des Metellus, theils durch große Verheißungen von sich selbst das Volk dergestalt zu gewinnen, daß er nicht nur einmüthig zum Consul erwählt, sondern auch, obgleich man den Metellus schon in dem Proconsulate von Numidien für das dritte Jahr bestätigt hatte, zum Oberbefehlshaber in dieser Provinz ernannt wurde. Dies geschah 108 v. Ch.; sein Mitconsul war L. Cassius Longinus. Da M. einsah, daß er als ein Plebejer nicht hoffen dürfe, sich die Gunst der Patricier zu erwerben, und er sein Ansehen nur auf einen mächtigen Anhang im Volke gründen könne, so trat er als Gegner der Vornehmen auf. Je heftiger seine Reden den Adel angriffen, desto mehr gewannen sie beim Volke Beifall. Um bei der Abneigung der Reichen, sich anwerben zu lassen, seine Legionen vollzählig zu machen, nahm er seine Zuflucht zur letzten Bürgerclasse, welche man bisher nur im äußersten Nothfall gebraucht hatte, und lehrte den römischen Pöbel sich durch Kriegsdienste bereichern. Mit Blitzesschnelle erschien er bei Utica und begann den Feldzug. Unterdessen hatte Jugurtha an dem König von Mauritanien, Bocchus, einen Bundesgenossen bekommen. Sie standen mit zwei Heeren den Römern entgegen. M. vermied eine Hauptschlacht, bis die Unzufriedenheit der Soldaten ihn dazu nöthigte. Dann drang er durch die numidischen Wüsten gegen Kapsa, die Hauptstadt des Landes vor, erstürmte und zerstörte sie. Erschreckt durch dieses Beispiel barbarischer Strenge, unterwarf sich ihm Alles, wohin er kam. Während M. diesen Krieg fortsetzte, kam L. Cornelius Sylla als Quästor mit der Reiterei zur Verstärkung an, und erwarb sich durch Tapferkeit, Ausdauer bei Widerwärtigkeiten und strenge Lebensweise die Freundschaft des Oberfeldherrn. Nach der Eroberung von Mulucha zog M. sich an die Meeresküste zurück, um seine Truppen in die Winterquartiere zu führen. Auf diesem Marsche griffen ihn Bocchus und Jugurtha an und schlossen ihn, als er sich auf zwei Bergen verschanzt hatte, ein. Die Römer schienen verloren, als Marius die von Tanzen und Schmausen ermüdeten Feinde im ersten Schlafe überfiel und fast gänzlich aufrieb. Nach dieser Niederlage versöhnte sich Bocchus mit den Römern und lieferte ihnen auf Sylla's Zureden den Jugurtha aus. Darauf theilte M. einige Länder desselben unter den Bocchus, Hiempsal II. oder Mandrestal, und machte die andern zur römischen Provinz. Noch vor seiner Rückkehr nach Rom ward er mit der Nachricht überrascht, daß er zum zweiten Male zum Consul erwählt sei. Das Volk, durch die andringenden Cimbern und Teutonen geschreckt, hatte diese Wahl gegen die Gesetze durchgesetzt. M. erhielt in Rom die Ehre des Triumphes. Darauf zog er nach Gallien jenseits der Alpen, und sein Mitconsul, C. Fulvius Fimbria, nach Oberitalien. Da aber die Cimbern und Teutonen, statt nach Italien zu gehen, in Spanien eingefallen waren, so hatte M. Zeit, sein Heer durch strenge Kriegszucht zu bilden. Bei der fortdauernden Furcht vor den Cimbern ward er hintereinander zum dritten und vierten Male Consul. Jetzt waren die Barbaren aus Spanien zurückgekehrt und drohten von zwei Seiten in Italien einzudringen. M. nahm mit seinem Heere eine Stellung am Zusammenfluß der Rhone und Isere, während sein Mitconsul, Lutatius Catulus, am Fuße der norischen Alpen Dasselbe thun sollte. Da die Mündung der Rhone das Einlaufen der Schiffe nicht erlaubte, so legte er einen Canal, die Fossa Mariana an, durch den er das Wasser der Rhone leitete, wodurch er Lebensmittel vom Meere aus erhalten konnte. Kaum war diese Arbeit vollendet, als das Heer der Teutonen nebst den Ambronen sich den Römern gegenüber lagerte. M. trug Bedenken, so überlegenen Feinden in offenem Felde zu begegnen, und hoffte sie durch Abschneidung der Lebensmittel wo nicht aufzureiben, doch zu-

vor zu schwächen. Die Barbaren aber beschlossen, ihren Marsch, ohne des römischen Heers zu achten, fortzusetzen. Marius folgte ihnen und holte sie bei Aquä Sextiä ein. Er griff zuerst die Ambronen und am folgenden Tage die Teutonen an; beide Heere wurden vernichtet (102 v. Chr.). Auf die Nachricht von diesem großen Siege brachten ihm Gesandte aus Rom die Botschaft, daß ihm ein fünftes Consulat und die Ehre des Triumphs zuerkannt worden. Letztere wollte er nur annehmen, wenn er sich durch Besiegung der Cimbern ihrer würdig gemacht haben würde. Diese waren von der Ostseite in Italien eingedrungen; M. vereinigte sich daher mit Luctatius und zog ihnen entgegen. Nun baten die Cimbern durch eine Gesandtschaft, daß man ihnen Ländereien zu Wohnplätzen anweisen solle; M. aber meldete ihnen mit Hohn die gänzliche Niederlage ihrer Bundesgenossen. Hierüber ergrimmt, rückten die Cimbern vor. Ihr König Bojorix foderte den M. auf, Zeit und Ort zu einer entscheidenden Schlacht zu bestimmen. Dieser wählte eine Ebene, Campi Raudii genannt, unweit Vercelli, die dem cimbrischen Heere, das aus 300,000 M. Fußvolk und 15,000 Reitern bestand, nicht erlaubte, sich gehörig auszubreiten. Das Römerheer war 52,000 M. stark. Obgleich M. sich selbst den Hauptangriff vorbehalten hatte, so fügte es doch der Zufall, daß Luctatius und Sylla die eigentliche Entscheidung bewirkten. Die Niederlage der Barbaren war vollständig; 150,000 blieben, 60,000 ergaben sich, die übrigen zogen einen freiwilligen Tod der Sklaverei vor (101 v. Chr.). M. und Luctatius zogen triumphirend in Rom ein, und Ersterer erbaute einen Tempel der Ehre und Tapferkeit. Die Bewerbung um das sechste Consulat konnte dem Sieger nicht fehlschlagen, obgleich der große Metellus Numidicus sein Nebenbuhler war. Er verband sich jetzt mit den vorjährigen Tribunen, Apulejus Saturninus und dem Prätor Servilius Glaucia, und suchte in Gemeinschaft mit ihnen alle Mittel hervor, das Volk zu gewinnen und die Patricier ihrer Vorrechte zu berauben. Dies geschah besonders durch das Gesetz, daß jede Volksverordnung 5 Tage nach ihrer Bekanntmachung vom Senat bestätigt werden solle. Die Senatoren mußten dies Gesetz beschwören, und Metellus, der sich dessen weigerte, ward verbannt. Indeß hatte M. sich durch seine Zweizüngigkeit beiden Parteien verdächtig gemacht und wurde bei der neuen Consulwahl übergangen; Saturninus und Glaucia aber kamen in einem Volksaufstand um. Aus Verdruß über die Zurückberufung des ihm verhaßten Metellus ging M. nach Asien, unter dem Vorwande, der Cybele dort ein Opfer zu bringen, eigentlich aber, um durch Anzettelung eines neuen Kriegs neue Wichtigkeit zu erlangen. Mit Erstaunen fand er bei seiner Rückkehr sich fast ganz vergessen und den Sylla in hohem Ansehen beim Volke. Dies entflammte seinen Haß, der schon jetzt einen Bürgerkrieg entzündet haben würde, wenn nicht die Consuln ihn im Keime erstickt hätten. Bald darauf brach der Bundesgenossenkrieg aus, in welchem M. als Unterfeldherr zwar einige Siege erfocht, im Ganzen aber weniger Ruhm einerntete als man hätte erwarten sollen. Alter und Kränklichkeit hatten seine Kraft geschwächt, er legte daher seine Feldherrnstelle noch im Laufe des Kriegs nieder. Kaum war dieser gefährliche Krieg beendigt, als der Bürgerkrieg zwischen M. und Sylla begann. Beide bewarben sich um den Oberbefehl gegen Mithridat, und da die Consuln sich auf des ruhmgekrönten Sylla Seite neigten, überfiel der Volkstribun P. Sulpitius, der dem Marius anhing, sie mit bewaffneter Hand und trieb den Sylla aus der Stadt. Jetzt erhielt M. den Oberbefehl. Allein das Heer setzte sich unter Anführung des Sylla nach Rom in Marsch, wo M. an Sylla's Freunden alle Gewaltthätigkeiten ausübte. Ohne Widerstand zog Sylla in Rom ein, von wo M. mit seinem Sohne geflohen war, und erklärte Beide in die Acht. Von seinem Sohne getrennt, irrte M. an der Küste Italiens umher, und war mehrmals seinen Verfolgern entgangen, als endlich Reiter ihn in einem Sumpfe entdeckten. Sie führten ihn nackt nach Minturnä, wo der Magistrat nach einigem

Bedenken beschloß, dem Befehle Sylla's und des Senats zu gehorchen. Aber der cimbrische Sklave, dem die Vollziehung aufgetragen war, ließ bei des M.'s Anblick und Anrede das Schwert fallen. Dies bewog die Minturner zum Mitleid; sie brachten ihn an die Seeküste, von wo ein Schiff ihn nach Afrika hinüberführte. Er landete in dem Hafen des zerstörten Carthago, und vereinigte sich hier mit seinem Sohne, der vergebens in Numidien Hülfe gesucht hatte. Beide verlebten den Winter auf der Insel Cercina. Als sie die Nachricht erhielten, daß durch Cinna ihre Partei wieder den Sieg in Italien gewonnen habe, eilte M. dahin zurück, lehnte die ihm angetragenen Ehren ab und vereinigte sich mit Cinna und Sertorius. Sie beschlossen einen Angriff auf Rom, welches Octavius vertheidigte. Da es in der Stadt an Lebensmitteln und Soldaten fehlte, erbot sich der Senat, gegen das Versprechen, daß kein Römer ohne Urtheil getödtet werden solle, die Thore zu öffnen. Dies geschah. Anfangs wollte M. nicht vor Aufhebung der gegen ihn ausgesprochenen Acht die Stadt betreten, und schon waren die Bürger dazu versammelt, als er mit seinem zügellosen Anhange eindrang und, dem gegebenen Versprechen zuwider, ein fürchterliches Blutbad anrichtete, dem endlich Cinna und Sertorius selbst ein Ende machten. Er hatte Alle zu morden befohlen, deren Begrüßung er nicht auf gleiche Weise erwidern würde. Fast alle Senatoren, die sich der Volkspartei widersetzt hatten, wurden ermordet und ihr Vermögen eingezogen. Als Cinna's Consulat zu Ende war, ernannte dieser sich und den M. eigenmächtig zu Consuln. M., jetzt 70 J. alt, bekleidete diese Würde zum siebenten Male, aber er starb schon nach den ersten 17 Tagen (im J. 86 v. Chr.), erschöpft von den überstandenen Beschwerden, und niedergebeugt von den Sorgen, die des herbeieilenden Sylla Drohungen in ihm erwecken mußten.

Marivaux (Pierre Carlet de Chamblain de), Roman- und Theaterschriftsteller, geb. zu Paris 1688, erhielt von seinen Ältern eine sorgfältige Erziehung. Das Theater fesselte seinen Geschmack; da er aber im Fache der Charakterstücke nichts Neues liefern zu können glaubte, widmete er sich dem Intriguenstück. Er faßte die Naivetät unwillkürlich sich verrathender Regungen glücklich auf. Feinheit ist ihm nicht abzusprechen, doch ist sie mit einer gewissen Kleinlichkeit gepaart. Charakter weiß er eigentlich ebenso wenig zu schildern, als Intriguen zu ersinnen. Jenen fehlt Leben, diesen Mannigfaltigkeit. Die Verwickelung ist gewöhnlich so durchsichtig, daß man ihre Auflösung schon im ersten Augenblick erwartet. Dabei ist er in seinen Motiven so gesucht und geziert, daß die Franzosen eine eigne Benennung (**marivaudage**) für eine gesuchte und witzelnde Art des Ausdrucks erfunden haben. Bei ihrer Erscheinung fanden Marivaux's Stücke vielen Beifall, aber nur einige haben sich auf dem Theater erhalten. Sie sind gesammelt in 5 Bdn. 12. 1758 erschienen. Die berühmtesten sind: „**Les fausses confidences**" und „**Le jeu de l'amour et du hasard**". Außerdem hat M. geschrieben: 1) „**Le spectateur français**", welcher jedoch dem engl. „**Spectator**" weit nachsteht; 2) „**Vie de Marianne**", einer der besten franz. Romane, voll anziehender Situationen, wahrer Schilderungen und zarter Empfindungen, aber wortreich (Friedr. Schulz hat diesen Roman u. d. T.: „Josephe", abgekürzt übersetzt); 3) „**Le paysan parvenu**" (übers. von Mylius), geistreich und lustig, aber ebenso wenig wie der vorgenannte Roman von ihm beendigt; 4) „**L'Homère travesti**"; 5) „**Le philosophe indigent**"; 6) „**Pharsamon**"; sämmtlich von geringerm Werth. — Im Ganzen gebührt seinen Romanen der Vorzug vor seinen Theaterstücken. Sie drehen sich nicht, wie diese, in dem engen Kreise einer sich verbergenden Liebe; aber seine Gemälde von Leidenschaften haben mehr Zartheit als Kraft, gehen oft ins Kleinliche und werden dadurch ermüdend. Seine Schreibart in den Romanen ist ebenso tadelhaft wie in den Komödien, kostbar und witzelnd. Er ward 1743 in die **Académie française** aufgenommen, und starb zu Paris 1763.

Mark, ein altdeutsches Wort, so viel als Erinnerungszeichen, Mal — daher Brandmark, dann zeigte es, wie Markung, die Grenze eines Landes oder Bezirks an. Ehemals wurde diese Benennung von den Grenzen größerer Länder gebraucht, jetzt nur von kleinen Bezirken, z. B. Dorfmark, Feldmark, Holzmark, die Grenzen eines Dorfes, Feldes, Gehölzes. In jenem weitern Sinne hießen die Grenzprovinzen des deutschen Reichs, welche gegen die Angriffe der Wenden, Ungarn und andrer feindlichen Nachbaren in Vertheidigungsstand gesetzt und durch Markgrafen (s. d.) befehligt wurden, Marken, Markgrafthümer, z. B. Meißen, Lausitz, Brandenburg, Mähren, Steiermark 2c. Vorzugsweise und ohne Beisatz führt den Namen:

Mark, eine Grafschaft im ehemal. westfäl. Kreise, jetzt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbez. Minden, welche gegen N. an das Fürstenthum Münster, gegen O. an das Herzogthum Westfalen und gegen S. und W. an das Herzogthum Berg grenzte. Sie hat einen Flächeninhalt von 31 □M. und wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern, nördlichen, und in das Sauerland, den kleinern südlichen Theil, getheilt. Jener ist äußerst fruchtbar und hat auch starke Viehzucht; dieser ist rauh, felsig und wenig fruchtbar, hat aber viele Eisenerze und vorzüglich einen großen Vorrath sehr guter Steinkohlen, welche bei den vielen Manufacturen den Holzmangel ersetzen. Die Manufacturen im Sauerlande liefern Metallwaaren aller Art, und ernähren über 5000 Menschen. 1801 betrug die Einwohnerzahl 133,000, deren größter Theil lutherisch ist; die Einkünfte schätzt man auf 400,000 Thlr. Die Grafschaft Mark fiel aus der jülichschen Erbschaft an Kurbrandenburg; der große Kurfürst versprach den Einw., daß sie stets bei seinem Hause bleiben sollten. Seitdem befand sich das Land sehr glücklich, und als 1805 und 1806 verschiedene Ländertausche stattfanden, erinnerten die getreuen Einw., besorgt, daß ihnen ein gleiches Schicksal bevorstehe, Friedrich Wilhelm III. an das Wort seines großen Ahnherrn, der dasselbe auch feierlich bestätigte. Allein 1807, im tilsiter Frieden, mußte er die Grafschaft Mark abtreten. Sie wurde zum Großherzogthum Berg geschlagen und machte den beträchtlichsten Theil des Ruhrdepart. aus, bis sie 1813 von Preußen wieder in Besitz genommen wurde.

Mark, in der Physiologie, 1) die fette Substanz, welche sich inwendig in den Knochen befindet und durch die allenthalben in dieselben eindringenden Arterien abgesetzt wird; 2) das zellige Gewebe, welches man bei Gewächsen in der Mitte des Stammes und der Äste antrifft. Dieses Pflanzenmark verbreitet sich noch durch andre Theile der Gewächse und hat mit dem zelligen Gewebe der Rinde die größte Ähnlichkeit. Es besteht aus den feinsten Fäserchen der Gewächse, die, nach allen Richtungen durcheinanderlaufend, ein feines Gewebe bilden, in welchem sich sehr kleine Höhlen oder Zwischenräume befinden. Diese Höhlen erscheinen nicht nur in verschiedenen Pflanzen, sondern auch in den verschiedenen Theilen derselben Pflanzen in veränderter Gestalt. Mit dem zelligen Gewebe der Rinde steht das eigentliche Mark in Verbindung. Bei Bäumen dringt es durch das Holz in den Splint und macht einen Theil des netzförmigen Gewebes der Rinde selbst aus. Es verbreitet sich bis in die Blätter und Blüthen, und endigt sich gleichsam im Samen, mit welchem die Pflanze ihre äußersten Markspitzen abwirft. Das Mark scheint der wesentlichste Theil der Gewächse und zum Wachsthum unentbehrlich zu sein. Vermindert es sich, so wird auch das Wachsthum geschwächt, und wenn die Pflanze oder ein Theil derselben abstirbt, so verschwindet das Mark gänzlich. Durch seine zellige Bildung ist das Mark zur Einsaugung und Bewegung des Nahrungsstoffes der Pflanzen ganz besonders eingerichtet. Wenn die Gefäße ohne Mark wären, so würde auch die Ernährung nicht vonstattengehen; dies erhellt, wenn sich das Mark zusammenzieht und an den innern Wände der Gefäße

anlegt; das Wachsthum der Pflanze ist sodann zu Ende. Die Halme des Getreides bilden zur Zeit der Reife leere Röhren. Bei den Bäumen verliert sich das Mark in den innern Holzringen und wird hart. Seine Fasern vereinigen sich genauer mit einander, und dadurch werden die Holzringe nicht nur fester, sondern auch enger mit einander verbunden, während das Mark in den äußern Ringen noch seine Dienste thut, bis der Baum gänzlich abstirbt.

Mark, ein Gewicht, womit besonders Gold und Silber gewogen werden. Die Mark Gold wird in 24 Karat (s. d.) eingetheilt. Die Mark Silber in 16 Loth. In frühern Zeiten machte eine Mark Silber 8 Unzen, und eine Unze 1 Thlr. Im 14. Jahrh. änderte sich die Rechnung, und eine Mark löth. Silbers oder die löth. Mark betrug nur 3 Gldn. Gegenwärtig beträgt die feine kölnische Mark 13 Thlr. 8 Gr. Sächsisch, oder 14 Thlr. Preußisch. Feine Mark nennt man reines Gold oder Silber, das nicht mit unedlern Metallen vermischt ist. Dann ist Mark auch eine Metall= oder Rechnungsmünze zu 16 Schilling, jedoch von verschiedenem Werth. Die Mark Banco in Hamburg beträgt ungefähr 11 Gr. 4 Pf., eine Mark Courant 9 Gr. 4 Pf., eine Mark Dänisch 4 Gr. 8 Pf., eine Mark Lübisch, 8 Gr., jetzt aber über 9 Gr. oder 41 Kr. Reichsgeld. Die engl. Mark ist $\frac{2}{3}$ Pf. Sterl. Eine Mark löth. Goldes macht 36 Dukaten. (Vgl. Almarco.)

Markbriefe, Erlaubnißscheine, welche die Seemächte beim Ausbruch eines Kriegs ihren Unterthanen ertheilen, um die Kauffahrer der feindlichen Macht wegzunehmen. (S. Caper.)

Marketerie, s. Marqueterie.

Markgraf (marchio), ursprünglich ein Befehlshaber an der Grenze (Mark) oder in einem Grenzlande, um solches zu schützen. Schon zu Karls d. Gr. Zeiten kommen Marken und Markgrafen in Deutschland vor, z. B. die Mark Östreich. Im 10. Jahrh. errichtete König Heinrich I. die Marken Meißen, Nordsachsen und Schleswig. Die Markgrafen standen unmittelbar unter den deutschen Königen und Kaisern und nicht unter den Herzogen, zu deren Land die ihnen anvertraute Grenze gehörte; doch gab es auch Markgrafen, die von Herzogen abhingen. Gewöhnlich wurden solche Herren zu Markgrafen bestellt, die in den ihnen zur Beschützung übergebenen Bezirken ansehnliche Güter hatten. Im 12. Jahrh. wurde die markgräfl. Stelle erblich, endlich reichsfürstlich, sodaß ein Markgraf in Ansehung seiner Würde über dem Grafen und unter dem Herzoge stand.

Markig nennt man in der Malerei das Fließende in den Umrissen, das Sanfte in den Strichen; ein markiges Colorit dasjenige, in welchem die fetten und wohlverschmolzenen Farben die Frische und Zartheit des Fleisches nach Beschaffenheit des Alters und Geschlechts ausdrücken, im Gegensatz des Harten, Trockenen. Einen markigen Pinsel nennt man denjenigen, welcher die Farben wohl in einander vertreibt.

Markland (Jeremiah), Mitgl., zuletzt Senior des Collegiums St.=Peter zu Cambridge, einer der berühmtesten engl. Kritiker, war 1693 geb., erhielt seinen Unterricht zu Cambridge, bekleidete nie ein Amt, da er es vorzog, in gelehrter Muße zu leben, und starb 1776. Als Kritiker verband er tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einer kühnen und glücklichen Combinationsgabe. 1728 erschien von ihm eine Ausg. des Statius, worin er gegen 500 Stellen durch seinen Scharfsinn berichtigte. Ferner sind von ihm anzuführen: „Lysiae Orat." (1763, 4.); „Max. Tyrii Dissertatt." (1740, 4.); „Epistola critica ad Franc. Hare, in qua Horatii et all. loca illustr." (1723); „Remarks on the Epistles of Cicero to Brutus" (1745), welchen eine Dissertation angehängt ist, worin er die Echtheit der vier Ciceronischen Reden, die F. A. Wolf in der Folge mit Hinzufügung neuer Gründe als unciceronisch geltendmachte, mit vielem Scharfsinn angreift. 1763 gab er schätzbare Anmerk. zu den beiden Iphigenien des Euripides heraus.

Außerdem hat er Antheil an der Ausg. des Lysias und Demosthenes von Taylor, an der Ausg. des Euripidischen „Hippolyt" von Musgrave und des Sophokles von Bowyer.

Marklosung, s. Retractrecht.

Markomannen, d. i. Grenzvolk, ein mächtiger altdeutscher Völkerbund. Sie wohnten seit Cäsar's Tode zwischen der Donau und dem Rhein. Nachdem die Römer Noricum und Pannonien erobert hatten und den Markomannen durch ihre Nachbarschaft gefährlich wurden, zogen sich diese zurück und bemächtigten sich unter ihrem König Marbod (Marboduus) des Reichs der Bojer im heutigen Böhmen, Bojenheim von den Deutschen genannt. Marbod vereinigte bald eine Menge Völker mit List und Gewalt und machte sich zum Oberhaupt eines den Römern gefährlichen Völkerbundes, der 70,000 M. zuchtgewohnter Truppen ins Feld stellte. Die Römer wurden durch einen Aufstand der Pannonier gehindert, ihn anzugreifen, daher schloß Tiberius im 6. J. nach Chr. einen Vergleich mit ihm; später aber schlugen ihn die Cherusker unter Hermann, 19 nach Chr. Gleiches Schicksal hatte sein Nachfolger, der Gothe Catualda. Beide flüchteten zu den Römern, welche ihnen Ravenna und Aquileja zum Wohnort anwiesen. Verwandte des Marbod beherrschten die Markomannen, die bis auf Domitian alle Feindseligkeiten gegen die Römer vermieden. Seitdem wagten sie Einfälle in das römische Gebiet. Trajan und Hadrian hielten sie in Schranken. 166 nach Chr. brachen sie in Pannonien ein; erst nach einem langen Kampfe, der unter der Benennung des markomannischen Krieges in der römischen Geschichte berühmt ist, trieb sie Antonin der Philosoph (s. d.) über die Donau zurück. Commodus erkaufte den Frieden (180), den sie aber nur so lange hielten, als man ihnen Jahrgelder zahlte, oder Rom einen entschlossenen Regenten hatte. Sie verheerten Noricum und Rhätien und drangen selbst durch die Alpenpässe. Unter Aurelian (270) setzten sie ganz Italien in Schrecken. Aber im fünften Jahrh. verschwand der Name der Markomannen. Die Völkerwanderung brachte die Namen der alten Bewohner in Vergessenheit. Nach der Zerrüttung des Hunnenreichs erscheinen in den Ländern der zeitherigen Markomannen die Rugier, Heruler, Scyren, Turcelinger. Ein mächtiges Volk, die Bajoarier finden wir in den Bergen von Noricum und Rhätien, welches Mannert aus triftigen Gründen mit den Markomannen, die, von Rugiern, Longobarden u. s. w. gedrängt, hier einwanderten, für einerlei hält. Die Bajoarier sind die Vorfahren der Baiern (s. d.).

Markscheide (von scheiden, d. i. theilen), die Grenze zwischen zwei neben einander liegenden Gruben, welche gewöhnlich über Tage durch einen Lochstein oder Markstein, in der Grube aber durch ein in das Gestein, Mauer- oder Holzwerk gehauenes Zeichen, Markscheidestufe genannt, angegeben ist. — Markscheidekunst (Geometria subterranea) lehrt den Bergbau auf allen Arten von Lagerstätten nach seiner Lage in Grund-, Auf-, Durchschnitts- u. Profilrisse nach vorhergegangener Messung u. trigonometrischer Berechnung darstellen, sodaß man daraus die Lage der Grube, die Stellung der Lagerstätte, auch die über der Grube befindliche Gegend der Grube, und ihre Raumverhältnisse richtig bestimmen kann. Diese dem Bergmanne unentbehrliche Kunst verdankt ihre Entstehung den Deutschen. Zur Auflösung markscheiderischer Aufgaben sind erfoderlich a) das Zeichen oder Messen über und unter Tage mittelst der Meßkette, des Compasses, Gradbogens ɪc., b) das trigonometr. Berechnen der Züge, c) das Zulegen der Züge, um Das, was man gefunden hat, mittelst Zeichnungen so viel als möglich deutlich darzustellen. Das erste Werk über den Bergbau, worin auch diese Kunst abgehandelt wird, erschien 1556 von G. Agricola in lat. Sprache. Dann schrieb darüber N. Voigtel 1686. Vollständig ist Lempe's „Anleitung zur Markscheidekunst" (Leipz. 1782 und 1792, m. Kpf.). BG.

Markt, derjenige Raum, wo viele Waaren zum Verkauf angeboten oder gesucht werden. Der Begriff des Marktes ist also nicht bloß auf Städte oder Dörfer eingeschränkt, wo die Plätze, auf welchen Waaren zum Verkauf ausgestellt werden, insbesondere Märkte heißen, sondern auf ganze Länder, wo gewisse Waaren hauptsächlich erzeugt und verkauft werden. So sind die Küsten der Ostsee, die vom nördlichen Afrika, Ägypten 2c. Kornmärkte, Westindien ist der Markt für die Colonialwaaren, Portugal war sonst der größte Geldmarkt für Europa, die Goldküste der Sklavenmarkt u. s. w. Ein großer und weiter Markt ist derjenige, der viele und entfernte Käufer ansichlockt. Ein Markt, aus dem sich Käufer aus allen Theilen der Erde versammeln, heißt ein **Weltmarkt**. So ist England und vorzüglich London ein Weltmarkt. London, Paris, Amsterdam, Frankfurt 2c. sind Märkte für die Staatspapiere. Vorzüglich eignen sich solche Plätze zu großen Märkten, wo entweder eine große Menge reicher Consumenten beisammen wohnen, oder wo wenigstens die Verkäufer ihre Waaren leicht hinschaffen, und die Käufer sie leicht finden und an ferne Orte transportiren können; daher waren die Küsten am mittelländischen Meere und die daselbst liegenden reichen Städte hauptsächlich zu Märkten für Europa, Asien und Afrika gelegen.

Marlborough (John Churchill, nachmals Herzog v.), geb. 1650 zu Ashe in Devonshire, einer der größten britischen Feldherren und Staatsmänner, erwarb sich früh die Gunst des Herzogs v. York (nachm. K. Jakob II.), der ihn in seinem 16. J. zum Fähnrich machte. Zuerst wohnte er der Entsetzung von Tanger bei, welches die Mohren belagerten. 1672 zeichnete er sich unter dem Herzog v. Monmouth im niederländ. Kriege, vorzüglich bei Nimwegen und bei der Eroberung von Mastricht, aus. Er ward Oberster und besorgte für den Herzog v. York wichtige Aufträge in Flandern und Schottland. Als dieser 1685 den engl. Thron bestieg, schickte er den Baron Churchill als Botschafter nach Frankreich. Als der Prinz von Oranien gelandet hatte, ging Churchill zu ihm über und bewog auch Jakobs II. T., Anna, über die er schon damals durch seine Gemahlin viele Gewalt hatte, daß sie auf ihres Schwagers Seite trat. Wilhelm III. erkannte Churchill's große Fähigkeiten und ernannte ihn zum Generallieutenant, 1689 zum Mitgl. des geh. Raths und zum Grafen v. Marlborough. 1690 zwang M., als Befehlshaber der Armee von Irland, die starken Besatzungen von York und Kinsale zur Übergabe. Allein seine Thaten machten den Neid rege, und Wilhelm ward so sehr gegen den Helden eingenommen, daß er ihm seine Stellen nahm und ihn, als eines Majestätsverbrechens verdächtig, in den Tower setzen ließ. Doch mußte er, da sich kein Beweis gegen ihn fand, in Freiheit gesetzt werden. Nach dem Tode seiner Gemahlin, der Königin Marie (1694), fand Wilhelm III. es rathsam, die einzige Schwester derselben, Anna, als künftige Thronerbin, mit Güte zu behandeln; er rief daher auch ihren Freund M. an den Hof zurück und ernannte ihn 1698 zum Gouverneur des Sohnes der Prinzessin Anna, des Herzogs v. Glocester, hierauf zum Lordrichter von England, 1701 zum General der Infanterie, zum obersten Anführer der engl. Macht in Holland und zum außerordentl. Gesandten in Haag. Als Anna 1702 den Thron bestieg, ertheilte sie dem Grafen M. den Hosenbandorden. Er und seine Gemahlin bemächtigten sich jetzt ganz des Vertrauens der Königin; mit ihnen verbanden sich ihre Schwiegersöhne, der Großschatzmeister, Lord Godolphin, und der Staatssecretair, Lord Sunderland. Beim Ausbruche des span. Erbfolgekrieges waren M.'s Talente so anerkannt, daß alle Verbündete Englands ihre Truppen seinem Befehl unterordneten. In dem Feldzuge von 1702 mußten die Franzosen, die seit einem Jahrh. immer siegreich gewesen, vor M. fliehen und ihm ihre Festungen überlassen. 1703 eroberte er Bonn, endigte den flanderischen Feldzug und zog nach Deutschland. Hier schlug er, mit den Östreichern vereinigt, den Kur-

fürsten v. Baiern und die Franzosen (2. Juli 1704) am Schellenberge, bei Donauwerth. Darauf siegte er, mit dem Prinzen Eugen vereinigt, d. 13. Aug. in der Schlacht bei Höchstädt oder Blenheim (s. d.). Nachdem hierauf M. die Franzosen über den Rhein zurückgedrängt hatte, reiste er nach Berlin und legte durch eine kurze Unterhandlung die Streitigkeiten zwischen dem Könige von Preußen und den Holländern bei. Dann ging er nach London, wo er mit Jubel empfangen und zum Herzog v. M. erhoben wurde. Im März 1705 eilte er wieder nach Holland und führte mehre wichtige Unternehmungen aus. Im Herbste machte er eine Reise an die Höfe von Wien, Berlin und Hanover. Kaiser Joseph I. belohnte seine Verdienste durch Ertheilung des Fürstenthums Mindelheim in Schwaben. In den folg. Jahren erfocht er die wichtigen Siege 1706 bei Ramillies und 1709 bei Malplaquet (s. d.). — Aber unterdessen beleidigte seine Gemahlin Sara durch unerträglichen Stolz die Monarchin und die von derselben besonders begünstigte Hofdame, Elisabeth Masham. Zugleich wandte sich die Neigung des Volks von den Whigs zu den Tories. Die Königin ernannte aus den Letztern ein neues Ministerium und das Volk wählte lauter Tories für das neue Unterhaus. Beide wollten den Frieden. Dadurch wurden die Whigs gestürzt, welche auf Fortsetzung des Kriegs drangen und zu welchen M. vorzüglich gehörte. Die Königin Anna willigte 1713 in den Separatfrieden zu Utrecht. M. wurde schon 1712 aller seiner Stellen entsetzt, der Unterschlagung von Geldern und a. Verbrechen beschuldigt und wählte eine freiwillige Verbannung. Erst nach Annens Tode 1714 kehrte er in sein Vaterland zurück und bekam von Georg I. alle seine Ämter wieder. Er starb 1722 zu Windsorledge im 73. J. seines Lebens. Graf Chesterfield sagt treffend von ihm: M. glänzte nicht durch blendenden Witz und überraschende Ideen; aber an gesundem Urtheil und eindringendem Scharfsinn übertraf ihn Niemand. Mit der glücklichsten Gesichtsbildung vereinigte er in Allem, was er that, eine unwiderstehliche Anmuth. Er war ein gehorsamer Sohn, ein zärtlicher Ehegatte, ein treuer Freund, ein nachsichtiger Herr seiner Diener. Auf seinem Gesicht lag Wohlwollen. Sein ganzes Wesen war hinreißend; wahre Religiosität ein Hauptzug seines Charakters. So gelang es ihm, alle Mächte in dem großen Bunde für den Hauptzweck zu gewinnen, wie verschieden ihre besondern Zwecke und wie mißtrauisch ihre eignen Ansichten waren. Wurde ein Hof wankend oder gleichgültig gegen den Bundeszweck, so wußte M. ihn sogleich durch seine Persönlichkeit und Überredungskraft zurückzubringen. In seiner Staatskunst leiteten ihn ganz die Liebe zu seinem Vaterlande, der Haß gegen Ludwig XIV., der keine Verträge achtete und daher gänzlich geschwächt werden mußte, und der eigne Ruhm. Die engl. Nation ließ in dem ihm wegen seines Sieges bei Blenheim geschenkten Flecken Woodstock den Palast Blenheim-House für ihn erbauen. Auf der Ebene daselbst steht ein Obelisk mit einer Bildsäule des Herzogs. Das Leben und den Charakter dieses vom britischen Parteigeiste verfolgten und von Swift verleumdeten Feldherrn hat William Coxe (aus Familienpapieren und a. Quellen) treu dargestellt: „**Memoirs of John Duke of Marlborough, with his original correspondence**" (Lond. 1818, 4., mit Kupf. und Charten; übers., Wien 1820).

Marly, ehemals mit dem Beinamen le Roi (nachher Marly la Machine genannt), ein Flecken von 320 Feuerstellen und 1227 Einw., an der Seine, eine franz. Meile von Versailles. Das von Ludwig XIV. daselbst erbaute prächtige Lustschloß ward in der Revolution von Grund aus zerstört, auch der schöne Park ist verschwunden, und man besucht den Ort nur noch der berühmten Wassermaschine wegen, welche Versailles mit Wasser versieht. Auch dieses künstliche Werk war während der Revolution verfallen, man hat es aber in neuern Zeiten durch ein wenig zusammengesetztes Getriebe wieder in brauchbaren Stand gesetzt, welches

auch noch den Vortheil gewährt, daß die Seineschifffahrt dadurch weniger gehemmt wird.

Marmont (Auguste Frédéric Louis Viesse de), Herzog v. Ragusa, franz. Marschall, geb. 1774 zu Chatillon an der Seine. Vom 16. J. diente er in der Artillerie, zeichnete sich im Revolutionskriege, vorzüglich in den ital. Feldzügen aus, wo er sich Napoleon unentbehrlich machte, sodaß er ihn auch nach Ägypten begleitete. Er war Einer der Wenigen, die in das Geheimniß der Rückreise Bonaparte's aus Ägypten nach Frankreich eingeweiht waren und d. 18. Brumaire beförderten. Nachdem er an allen Feldzügen seines Herrn Theil genommen, zog er sich in dem spanischen Kriege durch den Verlust der Schlacht bei Salamanca die Ungnade des franz. Kaisers zu. Doch wurde er 1813 in dem Kriege gegen die Alliirten wieder gebraucht. Auf dem Marsch derselben nach Paris wurde er bei Fere Champenoise geschlagen und schloß, als jene sich der Hauptst. genähert hatten, den Waffenstillstand und die Capitulation ab, 30. März 1814. (S. **Paris**.) Darauf bildete das 6. Armeecorps unter M.'s Befehl zu Essone Napoleons Vorhut. Als aber dieser Marschall am 4. Apr. sich für den Senat erklärte, der den Kaiser abgesetzt hatte, verließ jenes Corps seine Stellung. Napoleon verlor dadurch seine letzte Schutzwehr und dankte ab. Nach der Restauration wurde M. zum Capitain der königl. Leibwache ernannt. Daher folgte er am 20. März 1815 dem Könige nach Gent. (Napoleon hatte ihn wegen der Capitulation von Paris gewissermaßen geächtet.) Gegenwärtig ist M. Pair von Frankreich. Er hat auf seinen Gütern bedeutende Fabriken und landwirthschaftl. Unternehmungen begonnen. 1826 war er bei der Krönung des Kaisers Nikolaus in Moskau außerordentl. Botschafter. 1827 trennte sich seine Gemahlin von ihm gerichtlich.

Marmontel (Jean François), ein classischer Schriftsteller der Franzosen, Mitgl. der **Académie française**, geb. 1723 zu Bort in Limousin. „Ich habe das Glück gehabt", sagt er, „an einem Orte geboren zu werden, wo die Ungleichheit des Ranges und Vermögens nicht fühlbar war. Ein kleines Eigenthum, einige Industrie oder ein kleiner Handel war der Nahrungszweig fast aller Bewohner. Daher wurde der Muth, die Freiheit des Charakters durch keine Art von Demüthigung unterdrückt. Ich kann sagen, daß ich während meiner Kindheit nur meines Gleichen gekannt habe, daher vielleicht etwas Unbiegsames, das ich in meinem Charakter behalten habe, und das selbst Vernunft und Alter nie gehörig gemildert haben". Sein Vater war ein Schneider und besaß ein Landhaus. Hier verlebte M. seine Kindheit und lernte die Natur lieb gewinnen. Seine Ältern erhielten für ihn einen Freitisch auf dem Collegium von Toulouse. Als Jüngling zeichnete sich M. durch sein bündiges Raisonnement und eine genaue Ideenfolge aus; aber er nahm einen steifen und pedantischen Ton an, den der Umgang mit der Welt und sein langer Aufenthalt in der Hauptstadt nie ganz vertilgen konnten. Obgleich ihm sein erster Versuch eines Preisgedichts mißlang, fuhr er doch, besonders durch Voltaire, dem er seine poetischen Arbeiten sendete, aufgemuntert, fort, und nachdem er einige Preise in den Blumenspielen (**jeux floraux**) von Toulouse gewonnen und einige Zeit das Abbékleid getragen hatte, kam er 1745 nach Paris. Hier wohnte er mit einigen Schriftstellern zusammen, mit denen er die Einrichtung getroffen hatte, daß Jeder der Reihe nach einen Tag für die gemeinschaftlichen Ausgaben sorgte. Voltaire's Empfehlungen führten ihn in ansehnliche Häuser. Sein erstes Trauerspiel: „**Denis, le tyran**", machte ihn als Theaterdichter bekannt. Durch Begünstigung der Pompadour ward er Secretair bei dem Bauwesen zu Versailles (**Historiographe des bâtimens du roi**) mit 1500 Livres Pension und erhielt auf 2 J. das Privilegium des „**Mercure**". Er gewann damit 40,000 Livres. Die Parodie einer Scene aus „Cinna", worin ein

Vornehmer angegriffen war, wurde ihm fälschlich zugeschrieben; um ihn dafür zu bestrafen, verlor er das Privilegium und wurde in die Bastille gesetzt. Nach seiner Freilassung erschienen seine „Contes moraux“, die ihm Ruf erwarben. Nach Duclos's Tode erhielt er die Stelle eines Historiographen von Frankreich und ward 1783 an d'Alembert's Stelle Secretair der Akademie. Bei dem Ausbruch der Revolution verlor er seine Stellen und zog sich auf ein Landhaus, einige Stunden von Paris, zurück. Was er erworben hatte, ging ihm verloren. Seine Ehe mit einer liebenswürdigen Nichte des Abbé Morellet gewährte ihm Trost in der Abgeschiedenheit. 1796 ernannte man ihn zum Mitgl. des Nationalinstituts. Im Mai 1797 wurde er von dem Depart. de l'Eure in den Rath der Alten gewählt und entging glücklich den damit verbundenen Gefahren, obwol man ihn 1798 in St.-Aubain, aber nur aus Irrthum in der Person, auf kurze Zeit verhaftete. Nach dem 18. Fructidor des Jahres V wurde seine Wahl cassirt; er zog zog sich nach dem D. Abboville zurück und starb daselbst 1799 unter einem Strohdach. M. hat in seinen Werken (32 Bdn. in 8. und 12.) ein großes schriftstellerisches Talent entwickelt. Seine „Contes moraux“, 3 Bde, sind Muster der Erzählung, voll Anmuth und Feinheit, daher vielfältig gedruckt und übers. (deutsch von Schütz, Leipzig 1794, 2 Bde.); sein „Bélisaire“ ist trocken und ermüdend (dieses Buch, in welchem er den Fürsten gute Lehren geben wollte, verwickelte ihn in Streitigkeiten mit der Sorbonne, welche sich bei dieser Gelegenheit lächerlich machte); seine „Incas, ou la destruction de l'Empire de Pérou“ sind wenigstens theilweise anziehend; sein „Elémens de littérature“ sind eins der besten didaktischen Werke in der franz. Sprache; auch seine „Nouveaux contes moraux“, wiewol minder berühmt als die frühern, sind nicht ohne großes Verdienst. Seine „Poétique française“, in einem trefflichen Styl geschrieben, ist reich an Paradoxien. Unter seinen historischen Werken ist das ausgezeichnetste: „Régence du Duc d'Orléans“ in den „Oeuvres posth.“, Bd. 5 u. 6 (Paris 1805; die ersten Bände enthalten sein Leben).

Marmor, s. Kalk.

Marmorchronik (parische, Arundelische, auch oxforder), zuweilen kurz: Arundelischer Marmor. Diese Chronik, das einzige Originalwerk der Art aus dem Alterthume, in der 129. Olympiade (263, nach Selden 262 v. Chr.) verfertigt und auf eine große Marmortafel eingegraben, wurde nach den meisten Schriftstellern, die ihrer erwähnen, zu Paros, nach Andern zu Smyrna ausgegraben. Sie umfaßte unverstümmelt einen Zeitraum von 1318 Jahren. Sie fing nämlich von Cekrops, 1582 v. Chr., an und endigte 264 v. Chr. Das erhaltene, unleserliche Bruchstück reicht nur bis 354 v. Ch. Thomas, Graf Arundel erkaufte sie 1627 und sein Enkel, Heinrich Howard, schenkte sie 1667 der Universität Oxford, wo sie sich seitdem befindet. Sie ist von Joh. Selden (1628), Humphrey Prideaux (1676), M. Maittaire (1732), R. Chandler (1763, sehr prachtvoll) und Wagner (übers. und erläutert, nebst Bemerk. über ihre Echtheit nach dem Engl. von Robertson und Hewlett, Göttingen 1790) herausg. worden.

Marocco (Marokos), ein seit 1670 sogen. Kaiserthum im nordwestl. Afrika, nach den beiden vorzüglichsten Provinzen das Reich Feß (Fez) und Marocco genannt. Es grenzt an das mittelländ. und atlant. Meer, an die Wüste (Sahara) und an den Staat von Algier. Zweige des Atlas mit Schneegipfeln, 12,000 Fuß hoch, ziehen sich durch das Land. Jackson („Beschreib. des Kgr. Marocco“, a. d. Engl. von v. Zimmermann, Halle 1815) schätzt die Größe auf 13,000 □M., mit 14,886,000 Einw. Das Land ist schön, das Klima vortrefflich und die Fruchtbarkeit des Bodens sehr groß. Die Küsten sind sandig und weniger angebaut; desto fruchtbarer und angebauter ist das Innere des Landes. Die Heuschrecken verwüsten bisweilen (zuletzt 1816) die Felder. Haupterzeugnisse

sind: Getreide, Öl, Mandeln, Datteln und Gummi. Die zahlreichen Schafheerden liefern gute Wolle; es gibt viel Hornvieh und die Pferde von Feß werden für die besten in der Berberei gehalten. An Mineralien finden sich vorzüglich Kupfer, etwas Gold, auch Silber und Eisen. Die vorzüglichsten Fabricate sind Saffian und Korduan, der besonders in den Städten Marocco, daher die franz. Benennung Maroquin (s. d.), und Feß bereitet wird; auch werden in der letztern Stadt seidene Zeuche verfertigt. Mit diesen Erzeugnissen wird ein bedeutender Handel getrieben; die Europäer führen dieselben aus den maroccanischen Häfen Sale, Mogador, Larasch, Tetuan, Tanger u. a. aus. Vorzüglich werden die spanischen und französischen Küstenländer in Zeiten des Mangels mit Getreide von daher versorgt. Die Maroccaner stören diesen für sie einträglichen Handel nicht durch Capereien, wie ihre Nachbarn, die Algierer. Der jetzige Beherrscher von M. (Mulei Abderrahman, seit 1822) sucht vielmehr denselben zu begünstigen. Doch müssen die europäischen Nationen diese Gunst gewöhnlich durch jährl. Geschenke erkaufen. Der Sultan von Feß und M. (Sherif, Kaiser) regiert unabhängig von dem türkischen Sultan und völlig despotisch; die Personen und Güter seiner Unterthanen sieht er als Gegenstände an, mit denen er nach Willkür schalten könne. Seine Einkünfte werden auf 10 Mill. Gulden angegeben; sie fließen aus der Kopfsteuer der Juden, dem Tribut einiger kleinen Fürsten, dem Zehnten von den Erzeugnissen und dem Vermögen der Unterthanen, aus den Zöllen in den Häfen und aus den Geschenken der Europäer. Sein Heer besteht aus 12,000 maurischen Reitern und gemietheten Negern, kann aber im Fall eines Kriegs bis auf 100,000 M. vermehrt werden. Seine Seemacht hat bisher aus 24 Fahrzeugen, darunter 10 Fregatten, mit 6000 Seeleuten bemannt, bestanden. Die Einw. des Landes bestehen: 1) Aus Mauren (s. d.); sie wohnen in den Städten und treiben Handel. 2) Arabern, die auf dem Lande in Dörfern und Hütten wohnen. 3) Berbern (Breber, Amazig), die ältesten Bewohner des Landes. (S. Barbaresken.) 4) Negern, die als freie Leute durch das ganze Land zerstreut sind. 5) Juden, größtentheils aus Spanien, von Ferdinand d. Kath. vertrieben; sie sind äußerst verachtet und gedrückt und verhältnißmäßig sehr zahlreich. 6) Renegaten von Juden und Christen, vorzüglich Spanier. 7) Christen, die als Kaufleute, Künstler oder auch als Sklaven da leben. Über die ältere Geschichte s. Mauren. 1557 wurde Mehemed, ein Sherif oder angeblicher Abkömmling des Propheten Mohammed, Besitzer von Feß und M., und seine Familie behauptet noch jetzt diesen Thron, um dessen Besitz jedoch häufig zwischen Brüdern und Vettern blutige Kriege geführt worden sind. Die meisten dieser Regenten waren grausame Despoten; der wildeste von allen, das Ungeheuer Mulei Ismael, starb nach einer langen Regierung 1727. Die unzähligen, oft von ihm selbst vollzogenen Hinrichtungen erregen Schaudern. Seine Söhne, die gegen das Ende seiner Regierung sich empört hatten, stritten lange um den Thron, welchen zuletzt Mulei Abdallah behauptete. Diesem folgte 1757 sein Sohn Mulei Sidi Mohammed, der gegen Frankreich, Spanien und Portugal Krieg führte, aber mit andern Mächten Verträge schloß. Er regierte nicht so despotisch wie seine Vorgänger, sondern war wißbegierig und haushälterisch. Nach seinem Tode (1790) entstanden wegen der Thronfolge neue Kriege unter seinen Söhnen. Mulei Soliman folgte 1797 seinem ältern Bruder Jezid und behauptete sich gegen seine Brüder, die, nach der Gewohnheit des Landes, Statthalter in verschiedenen Provinzen waren. In dem Kriege, den die Türken in Ägypten gegen die Franzosen führten, gab er zu dem Heere der Erstern ein Contingent, schickte aber später (1807) einen Gesandten an den kaiserl. franz. Hof; mit der Regierung der Bourbons hat er keine Mißverständnisse gehabt. Er starb 1822. Der Sohn des Kaisers wird gleich nach seiner Geburt zu einem vermögenden Mauren gebracht, um ihn als sein

eignes Kind zu erziehen. Erst im 12. J. sieht das Kind seinen Vater, der es über die Glaubensartikel des Koran rc. prüfen läßt. Billigt der Kaiser die Erziehung seines Sohnes, so hat der Maure sein Glück gemacht; wo nicht, so wird er augenblicklich in Stücke gehauen. Marocco, die Hauptst., im 11. Jahrh. erbaut, liegt in einer angenehmen, mit vielen Palmen bewachsenen Gegend, zwischen Gebirgsketten des Atlas, hat eine Stunde im Umfange, 30,000 Einw. und ist sehr unrein und größtentheils schlecht gebaut. Die Nähe des Gebirges Atlas bewirkt im Sommer die größte Hitze und im Winter mehr Kälte als in andern Theilen des Landes; man findet bisweilen das Wasser vor Aufgang der Sonne mit einer dünnen Eisrinde bedeckt. Von M. aus gehen Karawanen durch die Wüste nach Timbuktu. Von Feß bis dahin zählt man 129 Tagereisen. Das kaiserl. Schloß ist befestigt und macht eine Stadt für sich aus. Der Kaiser residirt gewöhnlich zu Mekines, einer Stadt im Reiche Feß, die in einer schönen, fruchtbaren Ebene liegt und 15,000 Einw. hat. Die Einw. von Sale oder Salee, Abkömmlinge der aus Spanien vertriebenen Mauren, waren in frühern Zeiten wegen ihrer Seeräubereien berüchtigt. Die Festung Ceuta (s. d.) und die festen Plätze (Presidios) Melilla, Penon und Alhucemas, im Gebiete von M., gehören den Spaniern. (Vgl. Barbaresken und Feß.)

Maroniten, eine Partei orientalischer Christen, deren Entstehung eine Folge der monotheletischen Streitigkeiten war. Im 7. Jahrh. war die Meinung, daß Christus zwar die göttliche und menschliche Natur in sich vereinigt, aber doch nur mit Einem Willen gewirkt habe (Monotheletismus), unter den Orientalen aufgekommen und selbst von einigen Kaisern, namentlich Heraklius, unterstützt worden. Da aber ihr letzter Beschützer, der Kaiser Philippicus Bardanes 713 starb, wurden die Monotheleten verdammt und von seinem Nachfolger Anastasius II. vertrieben. Überreste dieser Partei erhielten sich in den nach ihrem Stifter Maron genannten Maroniten, einer Mönchsgesellschaft in Syrien um den Berg Libanon, welche schon im 6. Jahrh. erwähnt wird. Ein andrer Mönch, Johannes Maro oder Marum, hatte dort im 7. Jahrh. den Monotheletismus verbreitet. Von den Melchiten oder kaiserlich gesinnten Christen als Rebellen behandelt, wuchsen sie in der Gegend des Libanon, die jetzt Kesruan heißt, zu einem kriegerischen Bergvolke zusammen, das seine politische wie seine kirchliche Selbständigkeit auch gegen die Mohammedaner tapfer zu vertheidigen wußte und sie bis jetzt unter türkischer Oberherrschaft, gegen Erlegung eines Tributs wie die Drusen, behauptet. Die politische Verfassung der Maroniten ist die eines militairischen Freistaats; von alten Gewohnheitsrechten regiert, gegen Angriffe von Außen bewahrt, nähren sie sich zwischen ihren Bergen vom Ackerbau und vom Ertrage des Weinstocks und Maulbeerbaums. Gemeingeist hält sie zusammen. An Einfalt der Sitten, Mäßigkeit und Gastfreiheit gleichen sie den alten Arabern; auch gilt unter ihnen noch die Blutrache, und zum Zeichen ihres Adels tragen sie den grünen Turban. Ihre kirchliche Verfassung erinnert sehr an die Gebräuche der alten griech. Kirche. Seit dem 12. Jahrh. haben sie sich mehre Male dem Papste unterworfen und der römischen Kirche angeschlossen, ohne ihre Eigenheiten aufzugeben. Endlich erlangte es Clemens XII., daß sie bei einer in ihrem Stammkloster Mar-Hanna auf dem Libanon 1736 gehaltenen Synode die Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung annahmen. Bis dahin hatten sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen und sich dabei, wie die Griechen, schlichter Brote bedient; nach dieser Synode blieb ihnen noch die Priesterehe nach Art der griech. Kirche und der Gebrauch der arabischen Landessprache beim Gottesdienste, nur die Messe wird in altsyrischer Sprache gelesen. Ihr Oberhaupt nennt sich Patriarch von Antiochien, obgleich er im Kloster Kanobin auf dem Libanon seinen Wohnsitz hat, und legt dem Papste alle 10 J. Rechenschaft von dem Zustande

der maronitischen Kirche ab. Unter ihm stehen die Bischöfe und übrigen Geistlichen, die in 7 Graden aufsteigen. In Kesruan sind über 200 maronitische Manns- und Frauenklöster, die der angeblichen Regel des heil. Antonius folgen und sich durch Feld- und Gartenbau nützlich machen. Zur Bildung der Geistlichen besteht seit 1548 ein maronitisches Collegium zu Rom; doch ist es bis jetzt weder durch diese Anstalt, noch durch die Sendung päpstl. Nuntien gelungen, dieser Partei den Geist der römischen Kirche ganz einzuflößen, und sowol die in Kesruan als auch die zahlreich in Aleppo, Damask, Tripolis und auf Cypern lebenden Maroniten sind immer bei ihren alten Gewohnheiten und selbst hier und da bei der alten Liturgie geblieben. E.

Maroquin, maroccanisches Leder (Saffian), dessen Zubereitung bei den Türken ein Geheimniß ist. Der Maroquin wird vorzüglich in Syrien, auf der Insel Cypern und an a. kleinasiatischen Orten von verschiedenen Farben bereitet. Die europäische Art, ihn zu verfertigen, steht noch immer gegen die türkische zurück, woran vielleicht auch die natürliche Verschiedenheit der dazu verwandten Häute schuld ist.

Marot (Clément), ein im Epigramm und im leichtern Liede ausgezeichneter Dichter, mit welchem die franz. Literatoren die Geschichte der franz. Poesie anfangen, geb. 1505 zu Cahors, kam früh nach Paris und ward Page der Herzogin v. Alençon, Margarethe von Frankreich, deren Bruder, Franz I., er nachher in die Niederlande begleitete. Sein Liebeshandel mit der schönen Gräfin Diana v. Poitiers, mit welcher er sich nachher entzweite, ist bekannt. Er folgte 1525 dem König nach Italien und ward in der Schlacht von Pavia verwundet und gefangen. Nach seiner Rückkehr nach Paris kam er in den Verdacht, ein Anhänger Luther's zu sein, und mußte daher lange gefangen sitzen. In seinem Gefängnisse, aus welchem ihn endlich der König befreite, bearbeitete er den alten franz. Roman von der Rose. Nach wiedererlangter Freiheit knüpfte er einen Liebeshandel mit seiner ehemaligen Gebieterin Margarethe, jetzt Königin von Navarra, an. Aber auch diese vermochte nicht, ihn vor neuen Nachstellungen wegen seiner religiösen Meinungen zu schützen. Er floh nach Italien und von da nach Genf 1543, wo ihn Calvin gewann; er schwor aber bald wieder seinen Glauben ab und ging nach Paris. Später flüchtete er von hier nach Turin, wo er 1544 starb. M. besaß einen leichtsinnigen Charakter, eine angenehme und fruchtbare Phantasie und einen lebhaften Witz. Alle seine Gedichte, sowie auch seine, in Gemeinschaft mit Beza verfertigte Übers. der Psalmen, die lange in den protestant. Kirchen Frankreichs gebraucht worden ist, sind im epigrammatischen Style abgefaßt. Natur und Naivetät sind der Charakter dieses Styls, der u. d. N. Style Marotique eine eigne Gattung der poetischen Schreibart bei den Franzosen bildet. Seine Werke sind einzeln sehr sauber gedruckt im Haag 1700 (2 Thle.), auch mit den Werken seines Vaters Jean und seines Sohnes Michel, die mittelmäßige Dichter waren, zusammen erschienen („Oeuvres", Haag 1731, 3 Bde. 4. und 6 Bde. 12.); ohne die des Vaters und des Sohnes in 3 Bdn., Paris 1824, mit dem Leben Cl. M.'s, mit Anm. und einem Glossar.

Marpurg (Friedrich Wilhelm), unser erster musikalischer Literator und Tonlehrer, war 1718 zu Seehausen in der Altmark geb. Er verband mit dem Studium der Wissenschaften ein gründliches Studium der Musik, welcher er seine meiste Zeit widmete, auch nachdem er 1763 die Stelle eines Kriegsraths und Lottodirectors zu Berlin erhalten hatte, welche er bis an seinen Tod 1795 bekleidete. Er war ein ebenso scharfsinniger als fruchtbarer musikalischer Schriftsteller, der alle Theile der musikalischen Wissenschaft gründlich bearbeitete, besonders aber die Lehre von der Harmonie aufklärte. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir seine „Anleitung zum Clavierspielen" in 2 Bdn., seine „Abhandlung von der Fuge"

(immer noch das Beste über das Technische dieses Gegenstandes), seine „Historisch-kritischen Beiträge zur Aufnahme der Musik", sein „Handbuch bei dem Generalbaß und der Composition", seine „Anfangsgründe der theoretischen Musik", seine „Anleitung zur Singcomposition", seine „Kritische Einleit. in die Geschichte und Lehrsätze der alten und neuen Musik", seine „Kritischen Briefe über die Tonkunst" und seinen „Versuch über die musikalische Temperatur". Seine „Geschichte der Orgel", die ihn in seinem letzten Lebensjahre beschäftigte, blieb unvollendet. Gerber besaß dieselbe in Handschrift. Als Componist war er weniger ausgezeichnet.

Marqueterie, eine Art der mosaischen oder musivischen Arbeit, da man mit Hölzern, die theils von Natur verschiedene Farben haben, theils mit Farben gebeizt, theils zum Schattiren an den Seiten in warmen Sand oder Kalk angelaufen oder angebrannt sind, ganze Gemälde zusammensetzt. Diese Kunst war schon den Alten bekannt und wurde theils durch Filippo Brunelleschi (s. d.), theils durch Giuliano da Majano (geb. zu Neapel 1387, gest 1457) wiederhergestellt. Letzterer verfertigte in verschiedenen Kirchen Italiens mit Giusto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeit, wobei ihn seine Schüler Guido del Servellino und Dominicus di Mariotto unterstützten. Benedetto da Majano (geb. zu Florenz 1444, gest. 1498) übertraf darin alle Künstler seiner Zeit; er verfertigte Perspectiven, Laubwerk und Figuren von eingelegter Arbeit auf Möbeln, und wurde dazu selbst ins Ausland berufen. Giovanni da Verona (geb. 1469, gest. 1537), der bei Brunelleschi gelernt hatte, wurde zu Rafael's Zeit in Rom durch seine eingelegten Arbeiten von Holz berühmt. Er erfand die Kunst, dem Holze mit durchdringenden Ölen und siedendheißen Farben jede Art der Färbung zu geben, und mit diesen gefärbten Hölzern besonders Häuser, Perspective und a. Malereien täuschend nachzuahmen. Auch in neuern Zeiten hat man dergl. Arbeiten ausgeführt. So wurden zu Neuwied Holztapeten für den Prinzen Karl v. Lothringen verfertigt, welche den Sabinerinnenraub vorstellten.

Marquis, ein Titel, welchen ohne weitere Veränderung seiner Verhältnisse jeder von niederm Adel erhalten kann. Er stand in Frankreich zwischen dem hohen und niedern Adel, und wurde hier, wo er bei dem von Napoleon geschaffenen Adel nicht üblich gewesen war, nach der Herstellung des bourbonischen Hauses wieder eingeführt; in England folgt der Marquis nach den Herzogen und hat den Fürstentitel; auch in Italien hat der Marchese seinen Rang vor dem Grafen.

Mars, Mavors, bei den Griechen Ares, der Gott des Krieges. Nach den ältesten Dichtern war er ein Sohn des Jupiter und der Juno, nach spätern der Juno allein, der wildeste der Götter. Eigentlich ist Ares oder Mars eine pelasgische Gottheit, welche in Thracien ursprünglich verehrt wurde und von da zu den Griechen kam. In den frühesten Zeiten war er das Symbol der göttlichen Macht und bei den Griechen das Sinnbild des Kriegs, insofern nur Stärke, Kühnheit und Rohheit dazu gehören, oder der Schlachtengott; da hingegen Minerva als Kriegsgöttin das Sinnbild der mit Überlegung und Kenntniß des Kriegswesens verbundenen Tapferkeit ist. In spätern Zeiten wird er immer menschlicher gebildet, als Retter der Unschuld 2c. Die Römer erhielten seinen Dienst schon in den frühesten Zeiten von den Griechen. Die Stifter ihrer Stadt, Romulus und Remus, waren der Sage nach von ihm mit der Rhea Sylvia erzeugt worden. Außer mehren Tempeln war ihm zu Rom auch das Marsfeld (s. Märzfeld) gewidmet. Seinen Dienst verrichteten besondere ihm gewidmete Flamines und das Collegium der Salier (s. d.), welche seinen vom Himmel gefallenen Schild (ancile) aufbewahrten. Auch war ihm der Monat März geweiht. Am 1. März und am 12. Oct. wurden ihm Feste gefeiert. Er war zugleich Frühlingsgott. Ihm waren bei den

Römern das Feuer, die Soldaten und Fechter, deßgleichen auch die Pferde, die Stoßvögel, Geier, Hähne, Spechte und Wölfe heilig; auch die Suovetaurilia (s. d.) wurden ihm dargebracht. In Friedenszeiten nannten sie ihn Quirinus; gradivus, der Schreitende, im Kriege. Seine Gemahlin und Schwester war bei ihnen die Bellona. Die Griechen hingegen schreiben ihm keine eigentliche Gemahlin zu; wol aber erzeugte er Kinder mit der Aphrodite und verschiedenen andern Geliebten. Die Umarmung der Erstern wurde vom Helios dem Vulkan verrathen. Dieser verfertigte ein feines, eisernes Netz, warf es über Beide, die er eben auf dem Lager beisammen fand, rief sodann alle Götter herbei und gab die beschämten Gefangenen dem Spotte der Olympier preis. Venus gebar ihm die Harmonia (Eintracht); Deimos (Schreck) und Phobos (Furcht) sind seine Söhne. Simonides nennt noch den Eros als einen Sohn des Mars und der Venus. Phobos ist sein steter Kriegsgefährte, er und Deimos spannen seinen Kriegswagen an und lenken ihn im Gefechte; Enyo, die Städteverwüsterin (Bellona), und Eris wandeln im Kampfe neben ihm her. Die Fabel erzählt verschiedene Thaten von ihm. Im Gigantenkriege kommt er nur bei den spätern Dichtern vor. Nach Claudian griff er die Riesen zuerst an und erlegte Pelorus und Mimas. Vor dem Typhoeus mußte er aber wie die andern Götter fliehen, und um verborgen zu bleiben, verwandelte er sich in einen Fisch. Im Gefechte mit den Aloiden Otus und Ephialtes ward er von ihnen gefangen genommen und in ein ehernes Gefängniß gelegt, wo er 13 Monate schmachten mußte. Die Mutter der Aloiden verrieth aber seinen Aufenthalt dem Hermes und dieser befreite ihn. Mit dem Hercules gerieth er zwei Mal im Kampf, indem er seinen Söhnen gegen ihn beistehen wollte. In dem einen Kampfe wurde der Gott selbst verwundet, den andern trennte Jupiter, indem er seinen Blitz zwischen die Fechtenden schleuderte. Dagegen tödtete Mars den Halirrhotius, Neptun's und der Nymphe Euryte Sohn, weil er seiner Tochter Alcippe Gewalt anthun wollte. Neptun verklagte ihn deßhalb bei den 12 Göttern, welche ihn auf einem Hügel bei Athen (Marshügel) richteten und lossprachen. Da Mars der Erste war, über den hier ein Gericht gehalten wurde, so bekam dasselbe nach ihm den Namen Areopagus, Hügel des Ares. Im trojanischen Kriege stand Mars den Troern gegen die Griechen bei. Diomedes verwundet ihn, daß er gleich zehntausend Männern schreit. Auch kämpfte er gegen die Minerva, in deren Ägide er seinen Speer schleuderte, wogegen sie ihn mit einem Steinwurfe zu Boden schmetterte, daß er 7 Hufen Landes mit seinem Körper bedeckte. Abgebildet wird Mars als ein junger männlicher Krieger in voller Rüstung, von kräftigem Körperbau, mit gedrungenem Gesicht, breiter Stirn, tiefliegenden Augen, dichtem, aber kurzem Haar; Helm, Speer, Schwert und Schild sind seine Attribute. Den Namen Mars führt auch ein Planet (s. Planeten); in der Chemie bedeutete dieser Name sonst das Eisen, in beiden Fällen wird er durch ♂ bezeichnet.

Mars (Hyppolite Boutet, Demoiselle), eine der ersten franz. Schauspielerinnen neuerer Zeit für das feine Lustspiel. (S. Pariser Theater.)

Marsch, ein kurzes Tonstück von feierlichem Charakter, in gerader Taktart und gemäßigtem Zeitmaße, welches zu feierlichen, besonders zu militairischen Aufzügen bestimmt ist. Weil der Marsch nicht bloß die Absicht hat, den Aufzug feierlicher zu machen, sondern auch die Gleichförmigkeit der Schritte zu erleichtern, so muß der Rhythmus dabei stark bezeichnet und herausgehoben werden. Seine übrige Verschiedenheit richtet sich nach Art, Zeit und andern Umständen. Der geschwindere Marsch der Truppen hat jetzt Tanzmusiken an die Stelle der frühern Tonstücke gebracht. Die Musik theatralischer Märsche kann sich freier bewegen und gestaltet sich oft zum Chor, wie in der „Vestalin". Als ausgezeichnete Märsche kennt man den Priestermarsch in Mozart's „Zauberflöte", den Sol-

datenmarsch in Cherubini's „Wasserträger" und den Bauernmarsch in Weber's „Freischütz" u. a. m.

Marschall, alt **Marschalk**. Einige leiten dieses Wort, und zwar am wahrscheinlichsten, ab von dem alten Mar oder Mähre, ein Pferd edlerer Art, ein Streitroß, und Schalk, Einer, der bei den Pferden angestellt wäre, also Stallmeister (daher auch im Franz. **Maréchal**, der Hufschmied); Andre von Mehrer oder Mayer (einem Vorsteher, Versorger) und Saal, Hof, um damit einen obersten Vorsteher des Hofs, einen Oberhofmeister anzudeuten. Die letztere Bedeutung scheint allerdings mit der, welche man heutiges Tags mit dem Hofmarschall verbindet, übereinzukommen, welcher einer der vornehmsten Hofbedienten ist, der die ganze innere Haushaltung des Hofs, der Küche, des Kellers u. s. w. leitet und die Aufsicht über die Hofbedienten hat, sodaß er den gewöhnlichen Aufzug, die Gepränge beim Empfang fremder Gäste, bei Feierlichkeiten und Festen besorgen muß; daher er dem Hofmarschallamt vorsteht. So ist denn auch der Reichsmarschall, Land-Erbmarschall auf einem Reichs- oder Landtage Derjenige unter den Reichs- oder Landständen, welcher auf die äußere Ordnung bei den Versammlungen der Stände sieht, den Vorsitz dabei führt, den Vortrag hält u. s. w. Er heißt Erbmarschall, insofern dies Amt bei einem gewissen Geschlecht erblich ist. Bei öffentlichen Feierlichkeiten, Aufzügen und dgl. pflegen Marschälle gewählt zu werden, welche den Zug oder Abtheilungen desselben anführen, für Ordnung sorgen und zum Zeichen ihrer Würde einen Marschallstab tragen. — **Feldmarschall** s. d. u. **General**. — Der ehemalige **Erzmarschall** des deutschen Reichs mußte für die Ordnung bei Reichstagen und außerordentlichen Feierlichkeiten sorgen, bei der Kaiserkrönung zu Pferde von einem auf öffentlichem Markte aufgeschütteten Haferhaufen ein silbernes Maß voll Hafer holen und solches dem Kaiser darbringen. Er ließ sein Amt durch einen **Erbmarschall** verwalten. Dieses Erzamt kam dem Kurfürsten von Sachsen zu. — **Marschallstafel**, eine Nebentafel bei Hofe, für Diejenigen, welche nicht an die fürstliche Tafel selbst gezogen werden und an welcher der Hofmarschall den Wirth macht.

Marschländer, tiefliegende, besonders an Meeresufern befindliche Ländereien, die sich durch einen sehr fruchtbaren, gewöhnlich schwarzen, tiefen, feuchten, aber doch stark zusammenhängenden Erdboden auszeichnen. Dergleichen Ländereien sind gewöhnlich der Rückstand ausgetrockneter Gewässer, daher auch die große Fruchtbarkeit derselben. Ähnliche Ländereien finden sich an den Ufern der größern Ströme entweder natürlich ausgetrocknet, oder durch Deiche (Dämme) trocken gelegt. Diese nennt man aber nicht sowol Marschländer, welche Benennung nur an den Meeresküsten üblich ist, sondern Bruchland. An der Nordsee sind die dittmarsischen die bekanntesten. BC.

Marseille (**Massilia**), eine der ältesten Städte in Europa, von einer vor Cyrus aus Kleinasien um 560 v. Ch. fliehenden griech. Colonie der Phocäer erbaut, dann bis Cäsar eine Handelsrepublik, jetzt die Hauptst. des Depart. der Rhonemündungen, Sitz der 8. Milit.-Divis., eine wichtige Handelsstadt, in einer schönen, gegen N. mit Bergen umgebenen, nur gegen das Meer hin offenen Ebene, an einem Busen des mittelländ. Meeres, dessen äußerste Spitze den Hafen bildet, liegt in Gestalt eines Hufes um den Hafen herum und hat 12,000 H. mit 99,100 Einw. Die Wälle sind geebnet und in Spaziergänge verwandelt. Marseille besteht aus der Alt- und Neustadt, welche durch eine schöne, eine Stunde lange Straße, le Cours genannt, verbunden werden. Diese Straße ist mit doppelten Alleen besetzt, unter welchen in dichten Reihen Buden stehen und einen immerwährenden Markt bilden. Die Häuser an dieser Straße haben bei einer Höhe von 5 Stockwerken platte Dächer, mit eisernen Geländern eingefaßt und mit Orangenbäumen u. s. w. besetzt. Die Altstadt (vieux quartier), der volkrei-

chere und größere Theil, zieht sich auf der Nordseite an einer Anhöhe gegen den Hafen hinunter, hat aber enge, steile und winklige Straßen; die auf der Süd- und Ostseite liegende Neustadt (**le beau quartier**) dehnt sich um den Hafen herum; die Straßen sind breit, schnurgerade und äußerst reinlich, und die Häuser massiv und schön. Zu den vornehmsten Gebäuden gehören: das Stadt- oder Rathhaus; die Börse, die Domkirche, das neue Theater, das alte und neue Zeughaus, das große Lazareth mit den Quarantaineanstalten. Unter den 37 Plätzen zeichnen sich der neue Platz mit 4 Springbrunnen und der St.-Michaelisplatz aus. Der Hafen, vor welchem die Rhede liegt, seit 1815 zu einem Freihafen erklärt, ist ein Meisterwerk der Natur und Kunst; er ist zu beiden Seiten mit Steindämmen eingefaßt und bildet ein längliches Viereck, das eine Viertelstunde weit in die Stadt hineindringt. Er hat nur 16 — 22 Fuß Tiefe, aber wegen der verborgenen Klippen eine etwas beschwerliche Einfahrt, ist gegen alle Winde geschützt, und kann 900 Kauffahrteischiffe fassen, ist aber für Kriegsschiffe nicht tief genug. An und bei dem Freihafen, in den über 6000 Fahrzeuge jährl. einlaufen, befinden sich die Magazine für die ankommenden Schiffe nebst den Schiffswerften. An der rechten Seite des Hafens liegt das Fort St.-Jean, welches dreifache über einander liegende, mit Geschütz besetzte Festungswerke hat, an der linken Seite liegt das Fort Louis auf einem hohen Felsen. Von beiden Seiten des Hafens läuft eine Felsenkette tief ins Meer, welche auch mit Vertheidigungswerken versehen ist. Eine halbe Stunde vom Hafen ragt ein großer, gleichsam befestigter Felsen aus dem Meere hervor. Marseille hat eine königl. Schule, eine Akad. der Wissensch. und Künste, ein Museum von Alterthümern, Gemälden rc., eine medicin. Gesellschaft, einen botanischen Garten, eine Sternwarte, eine Schifffahrts- und eine Zeichnenschule. Der Kunst und Gewerbfleiß ist sehr blühend. Am wichtigsten sind die Fabriken in Seife, Stärke und Puder, Korallen, Cattun, rothen tunesischen Mützen, türkischem Rothgarn rc. Auch gibt es eine phelloplastische Fabrik. Der Handel wird besonders nach der Levante, Italien, Spanien und Nordafrika getrieben und durch das gut eingerichtete Lazareth mit musterhaften Quarantaineanstalten für die aus der Levante kommenden Schiffer und Waaren auf der Insel Pomergues, 6 Meilen von der Stadt entfernt, unterstützt. Nach Livorno geht ein Paketboot. Wegen des Handels, des schönen Klimas und der angenehmen Gegend halten sich viele Fremde hier auf; die Einw. sind fröhliche, gesellige, gastfreie und das Vergnügen liebende Menschen. An den die Stadt umgebenden Anhöhen liegen 5000 blendend weiße Landhäuser zwischen Öl- und Mandelpflanzungen, Bastiden genannt. Die Straße von Aix bis Marseille ist eine der schönsten in Frankreich. Sie führt zwischen Gärten und Weinbergen über eine kleine Bergkette durch ein 7 Stunden langes Thal. Aus den am Wege liegenden Wiesen steigt unaufhörlich ein balsamischer Wohlgeruch in die Luft; Lavendel, Salbei, Melisse und Rosmarin wachsen hier als wildes Gesträuch. Immer blühende Rosen schmücken den Rand der Heerstraße. Kleine Wäldchen von Myrten und Lorbern laden den Wanderer unter ihre Zweige zur Ruhe ein.

Marser, 1) ein kriegerisches Volk in Mittelitalien, das sich in dem Bundesgenossenkrieg, der auch nach ihm der marsische heißt, hervorthat; 2) ein deutsches Volk, vom Stamme der Istävonen, das nach der Niederlage des Varus in die Gegenden am Rhein vordrang und sich besonders an beiden Ufern der Lippe niederließ, bei den folgenden Kriegen der Römer aber sich in das Innere zurückzog. Es scheint, daß die Marser zu den Cheruskern gehörten und nur kurze Zeit als ein eignes Volk auftraten.

Marsfeld, s. **Märzfeld** und **Rom**.

Marsh (Herbert), einer der fruchtbarsten politischen und theologischen Schriftsteller Englands, Bischof zu Llandaff, Doctor und Prof. der Theologie zu

Cambridge und Mitglied der königlichen Societät. Er ward zu London geb., und zeichnete sich schon auf dem St.-John's College durch seine mathematischen und andern Kenntnisse aus. Nachdem er eine Collegiatur und akademische Würden erhalten hatte, ging er nach Deutschland, um sich in neuern Sprachen zu vervollkommnen. Er hielt sich einige Jahre in Göttingen und zuletzt in Leipzig auf. Hier übersetzte er Michaelis's „Einleitung in das Neue Test." (mit Anm., 1792—1801, 4 Bde.) ins Engl. Zugleich theilte er die wichtigsten polit. Nachrichten, die er sich zu verschaffen wußte, der Regierung seines Vaterlandes mit. Pitt ertheilte ihm dafür eine Pension. Als die franz. Kriegsheere Deutschland überschwemmten, ging Marsh nach England zurück und erhielt 1807 die obige Professur. Er hielt seine theologischen Vorlesungen, statt, wie vordem üblich war, in lateinischer, jetzt in englischer Sprache. Dadurch gewannen dieselben an Gemeinnützlichkeit, da Personen jedes Standes sie verstehen und besuchen konnten. Es sind drei Theile davon gedruckt worden. M. wurde in viele gelehrte Streitigkeiten verwickelt, und zwar zuerst über einen Gegenstand der theologischen Kritik. Darauf suchte er in Patje's „**Essay on the english national credit, or an attempt to remove the apprehensions of those, who have money in the english funds; translated from the german**" (1797) die Hülfsquellen und die Ehre Britanniens gegen die Verkleinerer derselben zu vertheidigen. Späterhin vertheidigte er seine in seiner „**Dissertation on the origin and composition of the three firsts Gospels**" (1802) aufgestellten Hypothesen in mehren Schriften. Hierauf ward er in einen Federkrieg über das Erziehungssystem des Dr. Bell und Lancaster's (s. d.) und über die Bibelgesellschaft verwickelt. Damals wünschte einer der beliebtesten kathol. Geistlichen in London den gelehrten Marsh zur Mutterkirche zu bekehren, indem er ihn zu überzeugen suchte, daß er mehre seiner schärfsten Pfeile aus des Papstes Köcher genommen habe (1813). Aber der Ausgang lehrte, daß der kathol. Bekehrer seinen Kräften zu viel und der Stärke seines Gegners zu wenig getraut hatte. 1814 gab M. heraus: „**A comparative view of the churches of England and Rome**", geschrieben von dem Standpunkte seiner Kirche. Auch begann er seine „**Horae Pelasgicae**", Untersuchungen über den Ursprung und die Sprache der Pelasger (s. d.), in welchen er sich als feinen Kritiker zeigt.

Marsigli (Lodovico Fernando, Graf v.), geb. zu Bologna 1658, wurde für das Militair bestimmt, zeigte aber für die Wissenschaften eine große Neigung, die durch den Umgang mit den berühmtesten Gelehrten Italiens vermehrt wurde. 1679 machte er mit dem venetianischen Gesandten eine Reise nach Konstantinopel, sammelte hierauf in Bologna die über das Kriegswesen der Türken und in der Naturkunde gemachten Beobachtungen und gab sie in besondern Werken heraus. Bei dem 1683 zwischen dem Kaiser Leopold und den Türken ausgebrochenen Kriege trat M. in östr. Dienste und zeigte sich als einen geschickten Ingenieur. Er gerieth in türkische Gefangenschaft, aus welcher er im folgenden Jahre befreit, dann zum Obersten ernannt und zwei Mal nach Rom gesendet wurde, um Innocenz XI. und Alexander VIII. die Siege der christlichen Waffen zu melden. In der Folge wurde M. mit zu den Grenzbestimmungen gebraucht, welche in dem 1699 zu Karlowitz geschlossenen Frieden verabredet worden waren. Bei dem 1701 ausgebrochenen spanischen Erbfolgekriege wurde er Untercommandant der Festung Altbreisach, welche sich am 6. Sept. 1703 nach einer kurzen Gegenwehr an den Herzog v. Bourgogne ergab. Durch den Ausspruch eines Kriegsgerichts wurde der eigentliche Commandant, Graf Arco, zum Tode verurtheilt, M. aber aller Ehren und Würden entsetzt und ihm der Degen zerbrochen. Doch hielt man allgemein dieses Urtheil für eine Wirkung der Politik, welche, um die Ehre des Oberbefehlshabers, Prinzen von Baden, zu retten, Arco und ihn aufopferte; auch gab M. eine Vertheidigung seines Betragens in Breisach heraus. Er fand Trost in den Wissenschaften, mit

denen er sich auch während des Kriegs beständig beschäftigt hatte. Er bereiste die Schweiz, um die Gebirge kennen zu lernen, und das südliche Frankreich, um Untersuchungen über das Meer anzustellen. 1708 berief ihn Papst Clemens XI. zu sich, um ihm den Oberbefehl eines kleinen Heeres zu geben, welches er gegen den Kaiser Joseph in Bewegung setzen wollte. Der Krieg wurde jedoch durch einen Vergleich beigelegt. M. lebte hierauf in Bologna, machte eine Reise durch die Niederlande, England und Frankreich, und starb zu Bologna 1730. Sein Vaterland verdankte ihm die Errichtung der unter dem Namen des Instituts von Bologna bekannten Akademie, welche 1714 eröffnet wurde. Den Grund dazu legte M. durch seine eignen beträchtlichen Sammlungen. Der Senat räumte der Anstalt ein Haus ein. Es ward eine zahlreiche Bibliothek, ein physikalisches, Naturalien- und Antiquitätencabinet, auch ein chemisches Laboratorium angelegt; es wurden Professoren angestellt, die über Physik, Mathematik, Chemie ꝛc. Vorlesungen halten sollten. Die Anstalt hat sich in neuern Zeiten von dem ursprünglichen Zwecke des Stifters entfernt und viel von ihrem Ansehen verloren. Außer einer Schrift über das Meer, über den militairischen Zustand der ottomanischen Pforte und verschiedenen andern hat M. ein prächtiges und theures Werk: „**Danubius Pannonico-Mysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis etc.**" (6 Bde., Fol., Haag und Amsterdam 1726, mit 288 Kpfrn.) herausgegeben.

Marsyas, ein Sohn des Olympus, Oagrus oder Hyagnis. Die Fabel erzählt: Als Minerva die von ihr erfundene Flöte unwillig, daß sie das Gesicht beim Spielen entstelle, weggeworfen, und Den, der sie wieder aufnehmen würde, mit dem härtesten Fluch belegt habe, sei zufällig M. der Finder dieses Instruments gewesen, auf dem er durch Übung bald eine solche Vollkommenheit erlangt, daß er es gewagt habe, den Apollo zum Wettkampf herauszufodern. Zu Kampfrichterinnen seien die Musen herbeigerufen worden. Anfangs habe wirklich der stärkere Flötenton die sanftern Töne der Lyra, welche der Gott gespielt, übertäubt, und schon sei Marsyas im Begriff gewesen, den Sieg zu gewinnen, als Apollo die Zither umgewandt und sein Spiel mit Gesang begleitet habe. Dies habe ihm Marsyas mit seiner Flöte nicht nachthun können; die Musen hätten darauf für Apollo entschieden, welcher dem Vermessenen lebendig die Haut abgezogen und ihn so getödtet habe. Also sei der Fluch der Minerva in Erfüllung gegangen. Diese Mythe bezeichnet wol den Sieg, welchen die Cytharödik (Kunst zur Lyra zu singen) vor der Auletik (Flötenspielerkunst) bei den Erfindern dieser Mythe erhielt. S. Böttiger im „Attischen Museum", 1. Bd. — Viele Künstler der alten und neuen Zeit haben den Wettkampf, sowie die Strafe des Marsyas dargestellt.

Martens (Georg Friedrich von), geb. 1756 zu Hamburg, wurde 1784 Prof. der Rechte in Göttingen, 1789 in den Adelstand erhoben, bekleidete von 1808—13 die Stelle eines Staatsraths, und auch vom Oct. 1810 an die eines Präsidenten der Finanzsection des königl. westfälischen Staatsraths, war seit 1814 königl. hanöv. Geh. Cabinetsrath, seit 1816 Bundestagsgesandter zu Frankfurt und starb daselbst den 21. Febr. 1821. Er hat dem Staats- und positiven Völkerrecht zuerst eine wissenschaftliche Form gegeben und durch Sammlungen wie durch eigne Schriften beide Wissenschaften gefördert. Von seinen Schriften verdienen Erwähnung: „**Recueil des principaux traités d'alliance, de paix etc. depuis 1761**" (Göttingen 1790—1818, 14 Bde.); „Einleitung in das positive europäische Völkerrecht" (Göttingen 1796); „Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europäischen Völkerrechts" (Gött. 1800, 2 Bde., 4.); „**Cours diplomatique, ou tableau des relations extérieures des puissances de l'Europe**" (Berlin 1801, 3 Bde.); „Grundriß einer diplomatischen Geschichte der europ. Staatshändel und Friedensschlüsse seit dem 15. Jahrh." (Berl. 1807); „Versuch über Kaper" (Gött. 1795); „Grundriß des Handelsrechts ꝛc." (Gött. 1805).

Martha, Schwester, ein Gegenstand allgemeiner Achtung und Bewunderung wegen ihrer thätigen und frommen Menschenliebe, hieß eigentlich **Anne Biget**, und war vor der franz. Revolution **mère tourière** in einem Kloster, d. h. sie nahm aus der Drehlade (**tour**) und that hinein, was an Sendungen in das Kloster kam und aus demselben ging, ohne daß eine Nonne dabei sichtbar wurde. Nach der Auflösung der Klöster lebte sie in Besançon von einem Jahrgelde von 133 Fr. in einem kleinen Hause, das ihr Eigenthum war. Hier wandte sie ihre Zeit und ihr Einkommen, mit einer Freundin verbunden, unermüdet zur Pflege der Armen und Kranken, vorzüglich der Kriegsgefangenen an. Je größer die Zahl der Hülfsbedürftigen war, vorzüglich 1809, als 600 gefangene Spanier nach Besançon kamen, um so eifriger und thätiger war die 62jährige Schwester Martha. Sie besorgte Alles selbst: Krankenpflege, Küche, häusliche Ordnung; auch die Aufträge der Gefangenen an den Commandanten unterstützte sie durch ihre fromme Fürbitte auf das kräftigste. Ebenso liebevoll sorgte sie für die gefangenen und verwundeten Engländer. „Alle Unglückliche", sagte sie, „sind meine Freunde". Mit demselben Eifer verdoppelte sie ihre Kräfte 1814, als sie verwundete französische und feindliche Krieger zu verpflegen übernahm. Der Herzog v. Reggio bezeugte, daß er auf dem Schlachtfelde die fromme Schwester Martha recht habe kennen lernen; denn die verwundeten Krieger hätten öfter fern vom Vaterlande ausgerufen: „Ach, wäre Schwester Martha hier, wir würden weniger unglücklich sein!" Als die verbündeten Monarchen in Paris ankamen, wollten sie die ehrwürdige Frau sehen. Der Kaiser von Rußland empfing sie den 24. Aug. und gab ihr eine große Denkmünze mit seinem Bildniß nebst einer ansehnlichen Summe Geldes; der Kaiser von Östreich gab ihr das Civilverdienstkreuz und 2000 Fr., der König von Preußen eine goldene Medaille und der König von Spanien schickte ihr ein Kreuz. Dann wurde sie auch dem König von Frankreich vorgestellt. Nie hatte diese edle Frau nach irdischem Lohne gestrebt; sie freute sich jedoch über die empfangenen Gaben herzlich, weil sie damit noch mehr Unglücklichen Gutes thun konnte. Man hat ihr Bildniß in Kupferstich, geschmückt mit franz. und fremden Orden: — das Zeugniß eines Heldenmuths, der keine Thränen gekostet hat, als nur die der Dankbarkeit für empfangene Hülfe! Sie starb am 29. März 1824 zu Besançon, 75 Jahr alt, als Vorsteherin aller frommen Vereine der barmherzigen Schwestern.

Martialis (Marcus Valerius), der berühmteste römische Epigrammendichter, war zu Bilbilis in Celtiberien 43 n. Chr. geb. und erzogen zu Calaguris (Calahorra), der Vaterstadt seines Freundes Quintilian. Er kam als Jüngling unter Nero's Regierung nach Rom und lebte unter Galba's und der folgenden Kaiser Regierung, deren einige ihm Gunst und Achtung erwiesen. Domitian ernannte ihn zum Tribun und erleichterte durch einige Schenkungen seine Lage. Trajan, der die Satyriker nicht liebte, bewies ihm nicht gleiches Wohlwollen, und dies bewog ihn, sich in sein Vaterland zurückzuziehen. Um die Reise machen zu können, hatte ihm Plinius d. J. eine Summe Geld gegeben. Noch in Italien verheirathete er sich mit einer Spanierin, die ihm ein beträchtliches Vermögen zubrachte. Er starb im J. 101. M.'s Ruhm gründet sich auf 14 Bücher Epigramme, von denen er selbst mit Bescheidenheit sagt:

Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura.

In der That gibt die Menge und der verhältnißmäßige Werth seiner Epigramme einen hohen Begriff von dem fast unerschöpflichen Witz des Dichters. Die meisten derselben sind ungemein scharfsinnig und treffend, viele voll Anmuth und attischen Salzes, viele aber auch, in denen er die Laster seiner Zeit bespottet, nach unsern Begriffen höchst unzüchtig und schamlos. Er ist der eigentliche Schöpfer des neuern Epigramms, welches sich durch das Zusammenlaufen in eine scharfe

Spitze von der griechischen einfachen Überschrift unterscheidet. Eine Auswahl Martial'scher Epigramme hat Ramler, ins Deutsche übersetzt, mit dem latein. Text herausgegeben (1787—93, 5 Thle.). Hauptausgaben sind von Scriver (Leyden 1618 u. 1619, 3 Bde., 12.); von Schrevel (ebend. 1656) und von Rader (Mainz 1627, Fol.). Deutsch, mit Weglassung des Unzüchtigen, von Willmann (Köln 1825).

Martin (der heilige), der berühmteste dieses Namens, war zu Sabaria in Pannonia (jetzt Stain in Niederungarn) um das J. 316 von heidnischen Ältern geb. Er besuchte die Katechetenschule zu Pavia. Sein Vater war Kriegstribun und nöthigte auch den Sohn mit dem 16. J. die Waffen zu ergreifen. Schon früh soll er seinem Vater entflohen sein und sich in einer christlichen Kirche haben unterrichten lassen. Als Kriegsmann lebte er mit der Strenge eines Mönchs. Er diente unter Konstantius und Julianus und ging nach Gallien, wo er als ein Muster aller Tugend erschien. Unter Anderm theilte er sein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete. Die Legende sagt, daß Christus ihm in der folgenden Nacht, mit der Hälfte dieses Kleides bedeckt, erschienen sei. Martin ließ sich bald nach dieser Erscheinung taufen, 337, und verlebte mehre Jahre in der Zurückgezogenheit, bis der heil. Hilarius, Bischof von Poitiers, ihn zum Exorcisten aufnahm. Im Begriff seine Ältern zu besuchen, wird er in den Alpengebirgen von zwei Straßenräubern angefallen; schon schwebt die Axt über seinem Haupte, als der andre, von den Blicken seiner Unschuld gerührt, ihn rettet und sich sogar bekehrt. In Pannonien, wohin er auf einen vorgeblichen Befehl der Gottheit im Traume zurückreiste, bekehrte er seine Mutter und widersetzte sich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrschten. Doch wurde er deßhalb aus dem Lande gegeißelt, wobei er die Standhaftigkeit der ersten Märtyrer zeigte. Nun legte er in Mailand, und darnach, da er von dem Bischof Auxontius verfolgt wurde, auf der Insel Gallinaria im ligustischen Meere eine Mönchswohnung an. Nachher ließ er sich bei Poitiers nieder, wo er eine Menge von Religiosen versammelte und viele Wunder verrichtet, z. B. einen seiner Lehrlinge von dem Tode erweckt haben soll. Im J. 375 ward ihm gegen seinen Willen das Bisthum von Tours übertragen. Um sich der Welt zu entziehen, erbaute er zwischen der Loire und einem steilen Felsen das berühmte Kloster von Marmoutiers, wo er im J. 400 sein Leben beschloß. Man hält dies Kloster für die älteste Abtei Frankreichs. Der heil. Martin ist der Erste, dem die römische Kirche öffentliche Verehrung erwiesen hat. Er machte sich durch seinen Eifer für die Ausbreitung des Glaubens und für die Ausrottung des Heidenthums um Frankreich sehr verdient. Die Anekdote, daß einst der Kaiser Maximinus bei einem Gastmahle, wo er ihn zu seiner Rechten sitzen ließ, ihm den Becher zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand nach ihm zu empfangen, hat ihn zum Schutzpatron der Trinker gemacht; sein Fest, das auf den 11. Nov. fällt, wurde ehemals durch Schmausereien und Trinkgelage, wobei es eben nicht mäßig zuging (wie auch die alten franz. Ausdrücke Martiner und le mal de Saint-Martin beweisen), gefeiert. Die dem heil. Martin beigelegte „Professio fidei de trinitate" wird für ein untergeschobenes Werk gehalten.

Martin. Unter fünf Päpsten d. N. sind die wichtigsten: **Martin I.**, aus Todi in Toscana, wurde sorgfältig erzogen und 649 zum Papst erwählt. Auf einer Synode von ital. Bischöfen in der Laterankirche zu Rom ließ er die Monotheleten und den Kaiser Heraklius feierlich verdammen. Deßwegen ward er gefangen nach Konstantinopel geführt und als ein Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Auf die Bitte des Patriarchen Paulus verwandelte man die Todesstrafe in Verbannung. Martin wurde aller Zeichen seiner Würde beraubt, dem Hohne des Volks und der Soldaten preisgegeben und nach dem Chersones verwiesen, wo er 655 starb. Wegen dieser Leiden ward er unter die Heiligen versetzt. Man hat von

ihm 18 Briefe von geringer Wichtigkeit. — Martin V., aus dem alten Geschlecht der Colonna, wurde 1417, nach Gregors XII. Entsagung und Benedicts XIII Absetzung, während der konstanzer Kirchenversammlung zum Papste erwähl. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger ist je mit solcher Feierlichkeit geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Rosse, das der Kaiser und der Kurfürst von der Pfalz, beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürsten und eine ganze Kirchenversammlung bildete den Zug. Sein erstes Geschäft war, eine Bulle gegen die Hussiten zu erlassen. Diese ist darum merkwürdig, weil darin der Papst die Obergewalt der Concilien anzuerkennen scheint. 1418 schloß er das konstanzer Concilium, obgleich eine Menge von Beschwerden noch nicht abgestellt waren und die Spaltung in der Kirche fortdauerte. Benedict XIII. lebte noch, und als er 1424 starb, ward ein neuer Gegenpapst in Clemens VIII. gewählt, welcher erst 1429 seinen Ansprüchen entsagte und als Entschädigung das Bisthum von Majorka erhielt. Eine Kirchenversammlung, welche Martin V. nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, ward aufgelöst, ohne etwas festgesetzt zu haben. Bald darauf starb er (1431). Er hatte das Verdienst, die Einheit in der Kirche wiederhergestellt und Italien beruhigt zu haben. Wir besitzen von ihm einige Werke.

Martin (Louis Claude St.=), ein Mystiker im guten Sinne des Worts. Er war von adeligem Herkommen (Marquis), geb. zu Amboise in Touraine den 18. Jan. 1743, trat als Jüngling in Kriegsdienste und widmete seine Mußestunden dem Studium alter und neuer Sprachen, religiösen Betrachtungen, der Tonkunst und der Natur. Um seine Kenntnisse zu erweitern, verließ er den Dienst, durchreiste Deutschland, die Schweiz, England und Italien, und fand durch seinen Charakter überall Freunde und Verehrer. Während der franz. Revolution versah er seinen Dienst bei der Nationalgarde, bis ihn das gehörige Alter freisprach, ward dann Mitglied der ersten Wahlversammlung seines Depart., zog sich hierauf in die Einsamkeit zurück und starb zu Autray bei Chatillon den 14. Oct. 1803. Er war voll Bescheidenheit und Demuth, stiller Wohlthätigkeit und tiefem religiösen Sinn. Letzterer spricht sich in allen seinen Werken größtentheils unter der Gestalt symbolischer Bruchstücke aus, in welchen er oft die schwersten Gegenstände der Naturlehre und der Metaphysik mit einem genialen und religiösen Blicke beleuchtet. Doch sind dieselben auch nicht frei von gewagten Sätzen und überspannten Einfällen. Die Seltenheit eines solchen religiösen Geistes, in Verbindung mit der Milde und anziehenden Kraft seiner Werke, erwarben ihm eine Menge Verehrer, sodaß sich in Frankreich eine theosophische Secte bildete, welche sich Martinisten nannte. St.=Martin übersetzte auch die „Morgenröthe" des ihm geistig verwandten Jakob Böhme, schrieb sein berühmtes mystisches Werk: „Des erreurs et de la vérité" (Lyon 1775, und öfter; deutsch von Mathias Claudius, Hamb. 1782); „Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers" (Edinburg 1782, 2 Bde.); „De l'esprit des choses" (1800, 2 Bde.) („Vom Geist und Wesen der Dinge, oder philosophische Blicke auf die Natur der Dinge und den Zweck ihres Daseins, wobei der Mensch überall als die Lösung des Räthsels betrachtet wird", aus dem Franz. von Dr. E. G. Schubert; Leipzig 1811, 2 Thle.); „Ecce homo; le nouvel homme" (1796); „Ministère de l'homme d'esprit" (1802); „L'homme de désir" (neue Aufl., Metz 1802, 2 Bde.) („Des Menschen Sehnen und Ahnen", übers. von Ad. Wagner, 1813); „Le crocodil, ou la guerre du bien et du mal, poëme épico-magique en CII chants" (1800); „De dieu et de la nature etc." Man hat in der neuesten Zeit, der Zeit der Rückkehr zu der durch Verstandesaufklärung verdrängten Religion unter den Deutschen, sich von diesen Schriften vorzüglich angezogen gefühlt, um so mehr, da die theosophischen Bruchstücke des St.=Martin mit den wissenschaftlichen Forschungen der neuen Philosophie auffallend übereinstimmen.

v.

Martin, s. Pariser Theater.

Martin (Vincenzo), in Valencia geb., einer der beliebtesten Componisten in der ältern ital. Manier, zeichnete sich schon um 1782 durch Opern und Balletcompositionen aus, welche man auf ital. Theatern aufführte. Hierauf schrieb er in Wien um 1785 seinen von Kennern sehr geschätzten „**Burbero**". Den meisten Ruf erwarb er sich 1787 daselbst durch seine Oper „**Cosa rara**" („Lila, oder Schönheit und Tugend"), welche Musik wegen ihrer Lieblichkeit und Anmuth auf ital. und deutschen Theatern noch jetzt gern gehört wird, obgleich Mozart von ihr gesagt haben soll, in 20 J. werde sie nicht mehr gefallen. Sie ward zum ersten Male bei Gelegenheit der Vermählung des königl. sächs. Prinzen, jetzigen Königs Anton aufgeführt. Auch sein „**Arbore di Diana**" („Baum der Diana"), zuerst 1787 zu Wien aufgeführt, hat ihm viele Freunde verschafft. 1788 ging er nach Petersburg, wo er als Capellmeister und Componist bei der russ. Oper angestellt wurde. 1798 ward er zum kais. russ. Hofrath ernannt. Außer den genannten Tonstücken haben wir in derselben leichten und gefälligen Manier: „**XII canoni per il cembalo**"; „**XII ariette italiane con accomp. di cemb. etc.**", beide in Wien gestochen; „**Il sogno**" (der Traum), eine Cantate für 3 Stimmen, für das Clavier ausgesetzt mit deutschem und ital. Text von Schicht (Leipzig 1793). Aus seiner Oper „**Gli sposi in contrasto**" ist nur die Ouverture und einige Arien, gest. zu Wien 1794, erschienen. Bekannter ist seine Oper „**La capricciosa corretta**" („Die gebesserte Eigensinnige"), gest. bei Simrock 1800.

Martin (Christoph Reinhard Dietrich), Oberappellationsrath und Honorarprofessor zu Jena, großherzogl. sachsen-weimarischer Geh. Justizrath, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer Deutschlands, zumal im Fache des Processes, auf dessen Fortbildung er durch ein seit 1800 acht Mal aufgelegtes Lehrbuch und durch zahlreiche Schüler seit 1796 bedeutend eingewirkt hat. Abstammend aus einer franz. Familie, welche durch die Religionsverfolgungen unter Ludwig XIV. aus dem Lande getrieben wurde und sich nach Hessen gewandt hatte, wurde er 1772 zu Bovenden im Hessischen, unweit Göttingen geb. Er genoß häuslichen Unterricht und ging im 15. J. nach Göttingen, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Drei Jahre nachher (1790) wurde er Advocat und fing sogleich an, neben den Geschäften des Sachwalters sich auch dem akademischen Unterricht für römisches Privatrecht, die Proceßtheorie, die juristische Praxis und später auch dem Criminalrecht zu widmen. 1796 wurde er zu Göttingen Doctor der Rechte, 1797 Assessor der juristischen Facultät, 1802 außerordentl. und 1805 ordentl. Prof. der Rechte daselbst. In demselben Jahre folgte er dem Rufe nach Heidelberg, wo ihm die Direction der jurist. Facultät als Spruchcollegium übertragen wurde. Hier faßte er im Nov. 1815, als Consulent für 11 Deputirte der Bürgerschaft in Heidelberg, eine Anfrage an deren Mitunterthanen desselben Kreises ab, ob diese eine höchsten Orts einzureichende Bittschrift, um Beschleunigung der dem Lande öffentlich zugesagten Anordnung von Landständen, billigten und daran Theil nehmen wollten. Als nun das Stadtamt von ihm die Abgabe der bei ihm deponirten Abdrücke jener (an mehren Orten bereits unterschriebenen) Antragscirculare verlangte, so verweigerte er dies, indem das Unternehmen an und für sich völlig erlaubt, auch eine Confiscation dieser Papiere überall noch nicht, weit weniger aber rechtsbeständig ausgesprochen, er daher dieselben nur an seine Deponenten abzuliefern befugt sei, erklärte jedoch, sie als vorläufig mit Arrest belegt betrachten zu wollen, sodaß keine weitere Unterschriftseinsammlung geschehen sollte. Dies Alles zog ihm eine Beschlagnahme seiner Papiere und eine Verantwortung zu, welche zwar mit einer vollständigen gerichtlichen Freisprechung endigte, aber ihn doch bewog, seine Entlassung zu nehmen. Unmittelbar darauf 1816 nahm er eine vortheilhaftere Stelle in dem neuerrichteten gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichte des sachsen-er-

nestinischen Hauses und der sämmtlichen Fürsten Reuß zu Jena, verbunden mit den Rechten eines ordentl. Honorarprofessors der Rechte an, und verpflichtete sich noch besonders, sich gewissen Arbeiten für die Gesetzgebung des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach zu unterziehen. Die wichtigsten darunter sind der Entwurf einer bürgerlichen Proceßordnung, welche Martin entwirft und dann gemeinschaftlich mit den beiden Kanzlern der Landesregierungen zu Weimar und zu Eisenach bearbeitet, und eines Criminalgesetzbuchs, welches einer besondern Commission übertragen ist. Von dem letztern ist eine Abtheilung, die allgemeinen Grundsätze enthaltend, 1822 im Druck erschienen und den Staatsbehörden und Landständen des Großherzogthums zur Begutachtung zugefertigt worden. M. scheint sich zu den Ansichten Derjenigen zu bekennen, welche das geltende Recht nur als ein Product des positiven Gesetzes anerkennen, und indem hiernach der Wille der Gesetzgebung der einzige Entstehungs- und Erkenntnißgrund (principium essendi et cognoscendi) der rechtlichen Normen ist, der Geschichte und Philosophie über Beides keine weitere Stimme einräumen, als dazu dient, das Entstehen und den Sinn des Gesetzes zu erforschen, auch dessen Inhalt zu ordnen und in Ansehung seiner Zweckmäßigkeit zu beurtheilen; dagegen aber die positiven Bestimmungen aller in Deutschland geltenden Gesetzgebungen ohne Unterschied ihres römischen, päpstlichen oder germanischen Ursprungs zu einem Ganzen, insofern solches richtigen Grundsätzen nach zulässig ist, zusammenfügen. Im Criminalrecht sind die Theorien über den Rechtsgrund der Strafe noch von größerm praktischen Interesse, und auch hier bleibt M. der oben angegebenen Ansicht treu, indem er das Recht des Staats, Strafen anzudrohen und zu vollziehen, aus dessen Befugniß und der Nothwendigkeit ableitet, seine Existenz gegen die Übertreter und gegen die aus den Übertretungen entspringende Nichtachtung der Gesetze durch Strafen zu sichern. — Außer seinem literarischen Rufe als Gelehrter und Schriftsteller (s. das Verz. bei Meusel und in Eichstädt's „Anal. Acad. Jenens." (1823) hat M. auch noch durch die oben angeführte Untersuchungssache und die später im Badischen 1819 erfahrene Behandlung, sowie durch die von ihm 1816—18 geführte Redaction des „Neuen rheinischen Merkurs" eine Art von politischem Namen erlangt, den ebenso sehr sein loyales und rechtliches Benehmen in öffentlichen Dingen als seine Freimüthigkeit auszeichnet. Endlich sind von ihm als Sachwalter für die rheinpfälzischen Staatsgläubiger Lit. D. am Bundestage und hierauf bei dem Oberappellationsgerichte zu Zelle, als Austrägalgericht, Druckschriften erschienen, die zu der Kenntniß des deutschen Bundesstaatsrechts wichtige Beiträge enthalten.

Martini (Giambattista), ein geschickter Componist und gelehrter Musiker, geb. zu Bologna 1706, ist unter dem Namen padre Martini bekannt. Er trat in den Franciscanerorden. Ob er vor oder nach diesem Schritt mehre Länder von Europa und selbst Asien besuchte, um seine Kenntnisse zu erweitern, wissen wir nicht genau. Nach seiner Rückkehr widmete er sich der Musik. Seine Fortschritte in der Composition waren so schnell, daß er schon 1725 zum Capellaristen des Franciscanerklosters zu Bologna ernannt wurde, welches Amt er bis an s. Tod verwaltete. Zuletzt eröffnete er eine musikalische Schule, damals die gelehrteste in Italien, aus welcher eine um so beträchtlichere Anzahl großer Componisten hervorging, da schon anerkannte Künstler sich beeiferten, seinen Unterricht zu benutzen, unter Andern der berühmte Jomelli. Mit dem Talent, gute Schüler zu bilden, verband M. das Talent des Componisten. Seine Kirchenmusiken, noch mehr aber seine Duette und Kanons für das Clavier oder die Orgel, werden, trotz einiger Kälte, wegen ihrer Reinheit, Gründlichkeit und ihres guten Geschmacks hochgeschätzt. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Schriften über die Musik, vornehmlich durch s. „Saggio fondamentale pratico di contrappunto" (2 Thle.), und s. „Storia della musica"; beide Werke noch in historischer Hinsicht wichtig. Für das zweite

Werk, von welchem er nur 3 Bde. vollendete (Bologna 1757—81), hatte er eine musikalische Bibliothek von 7000 gedruckten und 300 geschriebenen Werken gesammelt, wobei der berühmte Farinelli ihn sehr freigebig unterstützt hatte. M. wurde wegen seiner gründlichen theoretischen Kenntnisse auch außer seinem Vaterlande als Schiedsrichter und Auctorität in der Theorie und Praktik der Tonkunst anerkannt. Er fiel endlich durch sein anhaltendes Studiren in eine Schlafsucht, in welcher er oft 30 Stunden zubrachte und starb 1784 an der Brustwassersucht.

Martinifest, wird am 11. Nov. in der katholischen Kirche dem heil. Martin zu Ehren gefeiert. An diesem Tage empfing die Geistlichkeit von den Gläubigen die Pflichthühner und Gänse. Im 10. Jahrh. entstand im Occident die Gewohnheit, den Anfang des neuen Jahres mit dem Feste Martini zu machen, woraus dann in der Folge (in Ähnlichkeit mit den ehemaligen Rüstwochen der Juden zu ihren Festen) die Gewohnheit erwachsen ist, das neue Kirchenjahr am ersten Sonntage des Advents anzufangen. Auch wird am 10. Nov., besonders in Thüringen, Luther's Geburtstag gefeiert und Martinsfest genannt.

Martinique, franz. Gouvernement, eine der kleinen Antillen (s. d.) oder karaibischen Inseln, die wichtigste Besitzung der Franzosen in Westindien (17 □M.). Die Spanier entdeckten sie, nahmen sie aber nicht in Besitz, und sie wurde fortdauernd von Karaiben bewohnt. 1635 ließen sich 150 franz. Colonisten von der Insel St.-Christoph daselbst nieder, und die Karaiben verließen nach verschiedenen mit den Ankömmlingen geführten Kriegen 1658 die Insel auf immer. Die Niederlassung auf Martinique gehörte damals einer Gesellschaft von Privatleuten. Colbert kaufte ihnen (1664) die ganze Insel für 40,000 Thlr. ab. Die Engländer haben in ihren Kriegen mit Frankreich diese Insel 1761, 1794 und 1809 erobert, aber sie jedesmal beim Friedensschluß an Frankreich zurückgegeben. Die Insel hat im Innern verschiedene, zum Theil hohe und mit Waldungen bedeckte Berge, von denen einige die Merkmale ausgebrannter Vulkane zeigen. Aus diesen Bergen kommen 40 Flüsse und Bäche, welche das Land hinreichend bewässern. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist groß. Man baut vorzüglich Caffee, auch Zucker, Kakao, Indigo, Baumwolle und Taback. 1718 wurden aus dem königl. botanischen Garten zu Paris zwei junge Caffeebäume nach Martinique gesendet, die sich so außerordentlich vermehrten, daß man 1778 acht Mill. Caffeebäume zählte, welche jährlich gegen 100,000 Ctnr. Bohnen liefern. Die Ausfuhr betrug 1812, als die Engländer die Insel besaßen, über 1 Mill. Pf. Sterl. Das Klima der Insel ist nicht gesund, besonders nirgends in der Nähe von Sümpfen und nahe bei den Urwäldern in der Mitte des Landes, in die selbst die entlaufenen Sklaven wegen des Verbandes der Hochstämme durch Lianen und wegen der vielen Schlangen und wilden Thiere nicht zu dringen wagen. Heftige Stürme richten bisweilen große Verwüstungen an. Die Bevölkerung von 120,000 Menschen war im J. 1820 auf 98,279 gesunken, darunter 77,000 Negersklaven. Da sich die Eink. in diesem J. nur auf 3,373,000, die Ausg. aber auf 4,499,287 Fr. beliefen, so gab die Krone einen jährl. Zuschuß von 1,200,000 Fr. Die Hauptstadt der Insel ist St.-Pierre mit 30,000 Einw., einem Fort und Hafen. Zwei andre Festungen und Häfen sind Fort Royal und la Trinité.

Martius (Karl Friedrich v., Dr.) (sein Adel ist persönlich, in Folge des ihm ertheilten königl. bair. Ordens), geb. 1794 zu Erlangen, erhielt von seinem Vater, dem Hofapotheker, Doctor der Medicin und Philosophie daselbst, eine sorgfältige Erziehung und bald diejenige Richtung, welche für ihn Lebenselement werden sollte, wozu namentlich die naturgeschichtlichen Studien seines Vaters und dessen vertrauter Umgang mit den beiden als Naturforscher rühmlich bekannten Lehrern, Esper und Schreber, viel beitrugen. M. studirte auf dem Gymnasium und dann Medicin auf der Universität zu Erlangen. Nach Erlangung der medicinischen

Doctorwürde trat er in die Akademie der Wissenschaften ein, wurde später Adjunct und 1820 Mitglied derselben, auch Mitdirector und Conservator des botanischen Gartens. Vor seiner Reise nach Brasilien gab er eine „**Flora cryptogamica Erlangensis**" heraus, deren Bearbeitung besonders ruhige und ins Kleine gehende Beobachtungen erfoderte, seine Neigung für scharfe und klare Naturbetrachtung vermehrte und zugleich, mit mehren Alpenreisen verbunden, ihn zu Größerm vorbereitete. Über die wichtigen Ergebnisse seiner Reise nach Brasilien für die Naturwissenschaft vergl. Spix. 1822—26 gab M. in München seine „**Nova genera et species plantarum brasiliensium**" (2 Bde., Fol., mit 200 lithographirten Blättern) heraus.

Märtyrer (von dem griech. μαρτηρ, Zeuge) nennt die christliche Kirche diejenigen Personen, welche besonders in den frühern Zeiten des Christenthums und während der sogen. großen Verfolgungen lieber Schmach und Tod erduldeten, als daß sie ihren Glauben verleugnet hätten, und dadurch Zeugniß geben von der Festigkeit ihres Vertrauens auf die Wahrheit und Göttlichkeit der neuen Lehre. Die Begeisterung, die der Glaube, wo er Widerspruch findet und unterdrückt werden soll, in edeln Gemüthern erzeugt, hat der christl. Kirche viele heroische Vorbilder dieser Art gegeben, und in allen Zeiten und Gegenden haben Religionsbedrückungen den Muth zum Märtyrerthum, d. h. zur Aufopferung des Lebens für den Glauben, wieder erweckt. Die Schilderung des Lebens, der Verfolgungen und Martern der christl. Märtyrer, worin sich aber viele Unwahrheiten und Irrthümer finden, wird Martyrologium genannt. Bischof Clemens I. von Rom soll das erste entworfen haben; das römische blieb unter den vielen Märtyrergeschichten immer das berühmteste. Über die Verehrung der Märtyrer vgl. Heilige. In weiterer Bedeutung versteht man jetzt unter Märtyrer überhaupt eine Person, welche unschuldig für eine gute, oder doch von ihr für gut gehaltene Sache leidet; z. B. Märtyrer der Wahrheit — an einer Sache zum Märtyrer werden. E.

Märtyrerfeste sollen schon im 2. Jahrh. üblich gewesen sein. Bei den Gräbern der hingerichteten Märtyrer beteten die Christen und dankten Gott für das Beispiel, welches ihnen gegeben war. Die Feier schloß mit dem Genuß des heil. Abendmahls und mit einer Almosenaustheilung. Man hielt den Märtyrern Lobreden und las die Thaten und Leiden der Hingerichteten vor. Man nannte diese Tage die Geburtstage der Märtyrer, weil sie an den Tagen ihres Todes zur Freude des ewigen Lebens gleichsam geboren waren. **Martyria** nennt man die den Märtyrern geheiligten Kirchen oder Capellen. Bald enthalten sie deren Gebeine, bald nicht, bald sind diese Capellen verschlossene Abtheilungen großer Kirchen.

Marum (Martin van), einer der berühmtesten Naturforscher Hollands, geb. d. 20. März 1750 zu Delft, widmete sich der Mathematik, legte sich in Gröningen mit Eifer auf die Arzneikunde und schrieb als Student (1776) eine schätzbare Abhandlung über die Elektricität. Nach Vollendung seiner Studien lebte er als ausübender Arzt in Harlem, wo er auch vielbesuchte Vorlesungen über Physik hielt; bald aber gab er seine ärztlichen Geschäfte auf und wurde Secretair der Gesellsch. der Wissensch. zu Harlem, und gleich nachher Director des Teyler'schen physikalischen Cabinets, das er durch seine Sorgfalt zu einer der trefflichsten Sammlungen in Europa erhob. Berühmt ist u. a. eine von ihm selbst erbaute Elektrisirmaschine von ungeheurer Größe. Auch verdankt ihm die Luftpumpe wesentliche Verbesserungen. Er machte sich durch viele schätzbare Beobachtungen in der Chemie und Physik bekannt, die er meist in den Schriften der Teyler'schen Gesellsch. und in einem harlemer Wochenblatte mittheilte. Man hat von ihm zwei von der botanischen Gesellschaft zu Rotterdam gekrönte Preisschriften über Elektricität, und eine dritte über die Beschaffenheit der schädlichen Aus-

dünstungen von Sümpfen u. s. w. und den Mitteln, den dadurch erzeugten Nachtheilen abzuhelfen. Er ist Herausg. der auch ins Deutsche übers. „Abhandl. der Batavischen Gesellschaft."

März- oder Maifeld. Der Campus Martius war ein großes Wiesen- oder Ackerfeld im alten Rom an der Tiber, in der Nähe des heutigen Ponte Molle. Es wurde nach Vertreibung des letzten Königs, dessen Eigenthum es war, dem Mars geheiligt und diente der röm. Jugend zu kriegerischen Übungen. Auch versammelte sich daselbst das Volk, um seine Obrigkeiten zu wählen; daher schmückte man diese Gegend mit Prachtgebäuden und Bildsäulen. In der Nähe befanden sich Augusts Grabmal und das Pantheon, jetzt Maria rotonda. Als die Franken (486) Gallien erobert hatten, hielten sie, nach germanischer Sitte, unter freiem Himmel Volksversammlungen, die im 5. und den folg. Jahrh., nach der Zeit der Zusammenkunft, Märzfelder genannt wurden. Im 8. Jahrh. verlegte sie Pipin, Karls d. Gr. Vater, auf den Monat Mai. Nun hießen sie Maifelder; doch wurde die Ebene, wo die fränk. Könige jährlich ihr Heer musterten, das Marsfeld genannt. Auf den Versammlungen des Maifeldes erschienen der König mit seinem Hofstaate, die Bischöfe, die Großen und das Volk, welches aber späterhin von diesem Rechte keinen Gebrauch machte und es daher verlor. Die Beschlüsse über die öffentlichen Angelegenheiten, über Krieg, Friede und Gesetze wurden durch die Stimmenmehrheit entschieden. Pipin berief noch den Adel und die Geistlichkeit; aber Karl d. Gr. verordnete, daß jeder Graf 13 Schöppen, oder an deren Stelle ebenso viel der angesehensten seiner Unterthanen zur Reichsversammlung mitsichbringen sollte, welche das Volk vertraten. Die ersten Capetinger gingen hiervon wieder ab, bis Philipp IV. (regierte von 1285—1314) den dritten Stand (durch die Abgeordneten der Städte) wiederherstellte. In der neuern Zeit hieß in Paris Champ de Mars ein weiter, von Gräben eingefaßter, mit einer vierfachen Reihe Bäume auf beiden Seiten geschmückter Platz, wo die franz. Leibwache und die Zöglinge der Kriegsschule ihre Waffenübungen hielten. Während der Revolution wurden hier öffentliche Feste gefeiert, Wettrennen gehalten u. s. w. Selbst Ludwig XVI. und seine Familie nahmen an den Arbeiten Theil, als man zu dem großen Bundesfeste 1790 hier Zubereitungen traf. Dann fielen aber auch blutige Auftritte vor. 1815 wählte Napoleon diesen Platz zur Schaubühne eines Maifeldes für die Franzosen des 19. Jahrh. Er wollte seine nach der Rückkehr von Elba entworfene Zusatzverfassungsurkunde, in der Form fränkischer Capitularien, der Nation in ihrer Stellvertretern vorlegen und dabei durch ein großes Staatsschaufest seiner zweiten Thronbesteigung in den Augen von Europa den Charakter der Rechtmäßigkeit geben. Dieses Maifeld wurde d. 1. Juni 1815 gehalten. Nach einer feierlichen Messe las Dubois, einer der 500 Abgeordneten der Centralausschüsse der Wahlcollegien, die vor den Stufen des Thrones durch den Reichserzkanzler Cambacérès vorgestellt worden waren, im Namen des franz. Volks, eine Huldigungsanrede vor. Darauf machte der Reichserzkanzler die Abstimmung der Nation über den Zusatzbeschluß zu den Grundverfassungsgesetzen bekannt. Obgleich nun von 40 Depart. keine Abgeordnete erschienen waren, so rief dennoch der Waffenherold aus, daß jener Beschluß von dem franz. Volke angenommen sei. Sofort unterzeichnete ihn Napoleon und erklärte in einer Anrede an die Versammlung, daß er als Kaiser, Consul und Soldat vom Volke Alles habe u. s. w. Hierauf schwur er, die Grundgesetze des Reichs zu beobachten und beobachten zu lassen. Die ganze Versammlung, ungefähr 20,000 Personen, erwiderte diesen Eid. Nun folgte ein Te Deum. Sodann vertheilte Napoleon von seinem Thron Adler an die Nationalgarden und die Soldaten der Land- und Seemacht, welche Bataillons- und Escadronsweise vor ihm aufzogen. Sie machten, mit Inbegriff von 27,000 Nationalgarden, 50,000 M. aus. Nach diesem politisch-militairisch-

religiösen Schaufeste rief Napoleon feierlich die Kammern der Pairs und der Volksdeputirten zusammen. So begann ihre erste Sitzung, die nach 3 Wochen seine Thronentsagung annahm. K.

Masaccio (eigentlich Tommaso Guidi), einer der ältesten Meister der florentinischen Malerschule, soll um 1402 zu S.-Giovanni im Val d'Arno geboren sein. Er führte die Kunst durch sein Genie so weit, daß man in den Bewegungen des Körpers nicht mehr bloß den Schein des Lebens, sondern auch die Bewegungen der Seele erblickte. In der Kirche del Carmine zu Florenz sieht man einige vorzügliche Werke von ihm: die Apostel Petrus und Paulus, wie sie zum Gefängnisse verurtheilt werden. Andre ausgezeichnete Gemälde des M. findet man in der Kirche S.-Clemente in Rom, aber leider in einem übeln Zustande. Baldinucci hat sein Leben genau beschrieben und den Vasari berichtigt. Beide setzen den M. unter die ersten Künstler, durch welche die Härte, Unvollkommenheit und Schwierigkeit der Kunst vermindert und Leben und Ausdruck verkörpert wurde. —s.

Masaniello, eigentlich Tommaso Aniello, geb. zu Amalfi, nährte sich in Neapel als Fischer und Fisch- und Obsthändler. Obgleich sehr arm, hatte er doch einen stolzen und unternehmenden Geist. Liebe zur Freiheit und öftere lebhafte Äußerungen über den grenzenlosen Druck, den das Königreich Neapel seit langer Zeit von Spanien erleide, hatten ihm einen großen Anhang unter dem gemeinen Volke verschafft, welches seine Kühnheit bewunderte. Es bedurfte nur eines Anlasses, ihn, dem es weder an Beredtsamkeit noch an Muthe fehlte, als Haupt des großen Haufens auftreten zu sehen. Dieser Anlaß ereignete sich 1647. M. hatte einen Korb Früchte zur Stadt gebracht, von dem die Einnehmer die Steuer verlangten. Er weigerte sich, und da sie ihn bedrängten, warf er sich auf die Erde und rief das Volk zu Hülfe gegen die Gewaltthätigkeit der Einnehmer. Sogleich versammelte sich eine aufrührerische Menge, an deren Spitze er mit dem Ausruf: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der schlechten Regierung!" auf das Steueramt drang. Von da liefen die Aufrührer zum Schlosse des Vicekönigs, Herzogs di Arcos, und verlangten von ihm, daß er M. zum Collegen annehmen solle. Umsonst suchte der Cardinal Filomarini, Erzbischof von Neapel, die Wüthenden zu beruhigen; umsonst erschien Johann von Östreich, ein natürlicher Sohn Philipps IV., mit 22 Galeeren im Hafen; der Aufruhr stieg nur noch höher und wüthete auch gegen den Adel. M., welcher Gouverneur der Stadt geworden war, ließ 60 der ansehnlichsten Paläste in Asche legen, ohne daß man das Geringste rettete. Alle Zeichen des Königthums verschwanden. Alles war M. verdächtig und der Tod folgte seinem leisesten Argwohn auf dem Fuß. Sieben Tage verflossen unter diesen Schrecknissen, bis man endlich von Capitulation sprach. Man kam überein, daß die Fruchtzölle abgeschafft und die alten Freiheiten wiederhergestellt werden sollten. Die Genehmigung des Königs von Spanien wurde binnen einer gewissen Zeit versprochen. M. legte hierauf die Waffen nieder, und kehrte, ohne irgend eine Belohnung oder Auszeichnung zu fodern, in seinen vorigen Stand zurück. Allein da er wegen seines immer noch großen Anhangs dem Vicekönig, der sein Versprechen keineswegs zu erfüllen gemeint war, gefährlich schien, faßte dieser den Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Er lud ihn zu sich und mischte ihm wahrscheinlich Gift unter den Wein. Dieses tödtete ihn zwar nicht, aber machte ihn rasend, wozu jedoch auch seine Leidenschaft für hitzige Getränke beigetragen haben mag. So rannte der Unglückliche durch die Straßen von Neapel, erschoß seine besten Freunde und beging die äußersten Ausschweifungen. Das Volk, das in seinem Retter einen neuen Unterdrücker zu sehen glaubte und durch seine Gegner wider ihn aufgebracht wurde, strömte haufenweise gegen ihn, jauchzte dem Vicekönig Beifall zu und verlangte M.'s Tod. Er floh in ein Carmeliterkloster; aber 4 Verschworene, ehemals seine Freunde, streck-

ten ihn mit einer Kugel zu Boden (1617). Der Leichnam wurde von dem Pöbel gemißhandelt. Bald aber äußerten sich die wahren Gesinnungen des Vicekönigs, und als eines Tages die Brote ungewöhnlich klein waren, fing das Volk, Erneuerung der vorigen Bedrückung fürchtend, die Unruhen von neuem an. Man gedachte jetzt des Märtyrers der Freiheit. M.'s Mörder wurden ein Opfer der Volkswuth, sein Körper aber ward mit den höchsten Ehrenbezeigungen begraben, ja selbst einige Zeit für heilig gehalten. Neapel blieb noch länger der Schauplatz unruhiger Auftritte, aber das Volk richtete nichts weiter aus. — Meißner hat diese Begebenheit in der Form eines Romans behandelt.

Maschine, jedes künstlich zusammengesetzte Ding ohne Leben und eigne Bewegung, welches als Mittel zur Erreichung eines äußern Zwecks dient, besonders wenn ihm durch mechanische Gesetze äußerlich eine Art von Bewegung mitgetheilt ist (wie der Uhr); im engsten Sinne, ein zusammengesetztes Werkzeug (dem einfachen entgegengesetzt, wie z. B. ein Getriebe, eine Wasserkunst), welches zu Hervorbringung oder Erleichterung einer Bewegung dient. **Maschinerie** ist die künstliche Einrichtung solcher Triebwerke. Bei großen Theatern besorgt der **Maschinist** die Verwandlungen, Versenkungen, Decorationen rc. Man trägt dieses Wort auch auf Menschen und deren geistige Erzeugnisse und Anstalten über, und nennt einen Menschen, der nur durch äußere Triebe, und gleichsam durch äußern Anstoß, mithin ohne Selbstthätigkeit des Geistes, denkt und handelt, ein Werk, welches keinen innern und gleichsam organischen Zusammenhang hat, eine Anstalt, welche nicht durch eigenthümlichen und innern Geist belebt wird, eine Maschine, und eine solche Wirksamkeit ohne freie Bewegung **mechanisch** oder **maschinenmäßig**. — Die Theorie des Maschinenwesens macht die **praktische Mechanik** aus. S. Poppe's „Encyklopädie des gesammten Maschinenwesens" (7 Thle., 2. Ausg., Leipz. 1826).

Maschinen in Fabriken. Die Brotlosigkeit ganzer Classen von Arbeitern, durch die Einführung von Fabrikmaschinen hin und wieder veranlaßt, hat, besonders beim großen Haufen, Vorurtheile dagegen selbst in Ländern erweckt, welche, wie z. B. England, diesen Maschinen gerade den gegenwärtigen Flor ihrer Gewerke verdanken. Die Nützlichkeit der Maschinen spricht sich vorzüglich dadurch aus, daß hier die Natur vom menschlichen Geiste beherrscht und zur Mitarbeit gleichsam gezwungen wird; seit deren Einführung kann durch leblose Körper vollkommener und mit geringerm Kostenaufwand hervorgebracht werden, was sonst nur durch Menschenhände, und zwar weniger vollendet und brauchbar, zur Erscheinung kommen konnte. Man kann Baumwolle mit Fingern und mit Maschinen spinnen; allein die Finger können dem Faden nie einen solchen Grad von Feinheit und Gleichheit geben als die Spinnmaschinen; letztere können daher nicht bloß bei weitem mehr Arbeit und zu geringerm Preise als die Spinner liefern, sondern auch Producte verfertigen, die alle Spinner der Welt auf gleiche Art hervorzubringen nicht im Stande wären. 100 Personen bei der Maschinenspinnerei liefern, nach Nemnich, mehr und bessere Waare als 3000 der geübtesten Spinner. Bloß dem Mangel an solchen Maschinen und an wohlfeilem Brennmaterial haben wir es zuzuschreiben, daß unsere deutschen Fabriken gegen die englischen nicht aufkommen können. Die vermittelst der Maschinen hervorgebrachten niedrigen Preise der Waaren haben gewöhnlich auf den stärkern Verbrauch derselben einen so wichtigen Einfluß, daß binnen kurzem nicht bloß die anfangs außer Brot gesetzten Arbeiter, sondern noch viele Andre, eben durch dieselben Verdienst erhalten. Einen Beleg dazu liefert insbesondere die Maschine, welche die Copien einer Schrift zu vervielfältigen bestimmt ist, nämlich die Druckerpresse. In dem Augenblicke, da sie zuerst angewendet wurde, mußten eine Menge Abschreiber brotlos werden; denn man kann annehmen, daß ein einziger Buchdrucker so viel Arbeit liefert als 200

Abschreiber. Aber die Leichtigkeit, mit welcher man die gedruckten Bücher vorzugsweise vor den geschriebenen lesen konnte; der niedrige Preis, auf den dieselben herabsanken, und die Aufmunterung, welche dieser Umstand den Schriftstellern gab, eine größere Anzahl davon herauszugeben: dies Alles zusammen verursachte, daß in kurzer Zeit mehr Buchdrucker angestellt waren als es vorher Abschreiber gegeben hatte; und könnte man die Anzahl nicht allein der Buchdrucker, sondern auch aller Personen, welche die Buchdruckerkunst in Thätigkeit setzt, wie z. B. Stempelschneider, Schriftgießer, Papiermacher, Kupferstecher, Fuhrleute, Correctoren, Buchbinder und Buchhändler, erfahren, so würde man gewiß die mit der Bücherfabricatur beschäftigte Menschenzahl viel größer finden als vor Erfindung der Druckerpresse. Eine Regierung, welche aus Besorgniß der Brotlosigkeit eines Theils ihrer Unterthanen der Einführung von Fabrikmaschinen Hindernisse in den Weg legen wollte, würde nicht allein ihren Zweck verfehlen, sondern sogar das Übel noch ärger machen; denn eine solche Maßregel könnte doch auf keinen Fall den Gebrauch der Maschinen im Auslande verhindern, die ausländischen Waaren würden daher bald, vermöge ihres niedrigen Preises und besserer Güte, die vaterländischen vom Markte verdrängen, und weil alsdann selbst die Arbeiter wegfallen würden, die außerdem bei den Maschinen wären angestellt worden, so müßten dadurch noch weit mehr Unterthanen außer Brot kommen. Einer weisen und thätigen Regierung kann es übrigens nicht an Mitteln fehlen, die Übel, welche bei der Einführung von Maschinen anfangs unvermeidlich sind, im Keime zu ersticken. Da die bisherige Beschäftigung der hierdurch außer Brot gesetzten Staatsbürger größtentheils in Handarbeit bestand, so bietet sich der Staatsverwaltung immer ein weites Feld zur Benutzung ihrer Kräfte dar; denn wo wäre das Land zu finden, in dem nicht noch neue, das Gemeinwohl befördernde Anstalten, z. B. Canäle, Chausseen rc. zu errichten wären? Immerhin mögen die Summen, welche der Staat in dieser Hinsicht aufopfert, beträchtlich sein, es sind ja nur Vorschüsse, welche dereinst mit Wucherzinsen zurückkehren und den Nationalreichthum überhaupt erhöhen. S. des Geh.-Oberbauraths Rothe „Beitr. zur Maschinenbaukunde", in Heften (Berlin 1827, 4., m. Kpf., Fol.). K. M.

Maschinen nennt man in den Werken der epischen und dramatischen Poesie alle jene außerhalb des Kreises unserer Wahrnehmung fallende Wesen, z. B. Götter, Engel, Teufel, abgeschiedene Geister, Zauberer, Feen u. s. w., durch deren Einführung theils das Wunderbare der Darstellung erhöht, theils der sonst nicht lösbare Knoten gelöst werden soll. Der Ausdruck schreibt sich von der griech. Bühne her, auf welcher zu solchem Behuf Götter und Göttinnen gewöhnlich in Flugmaschinen erschienen. So z. B. in dem „Jon" und in dem „Hippolytos" des Euripides. Horaz schon gab den dramatischen Dichtern seiner Zeit die Lehre: „Rette kein Gott, und nur als rettungswürdiger Knoten". Dem zufolge bezieht sich, was die Ästhetiker Maschine nennen, eigentlich nur auf die Entwickelung des Knotens durch eine solche äußere Einwirkung. Indeß hat man den Ausdruck weiter ausgedehnt und ihn besonders auf das epische Gedicht bezogen, worin man alle höhere Wesen, welche in die Handlung eingreifen, Maschinen nennt. Es ist gefragt worden, ob diese dem Epos wesentlich seien oder nicht. Weil sie in dem Epos des Homer vorkamen, so glaubte man so fest an ihre Unentbehrlichkeit, daß man, allem Volsglauben zuwider, lieber durch personificirte Abstracta die ganze Darstellung erkältete, als sie wegließ. Daß dies geschehen könne ohne alle Beeinträchtigung, ja zum Vortheil eines epischen Gedichtes, hat uns Göthe's „Hermann und Dorothea" gezeigt. Nur würde man wieder zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, sie müßten überall wegbleiben. Die Anwendung der Maschinen wird daher durch die Beschaffenheit des Inhalts, wie Bürger richtig bemerkt, bestimmt. Auch findet ein Unterschied zwischen dem ernsten und komischen oder ro-

mantischen Epos in dieser Hinsicht statt. (S. Wunderbar.) Ob Maschinen im Drama gebraucht werden dürfen, hängt wol ebenfalls davon ab, ob sein Stoff aus dem Kreise der Religion, der romantischen oder natürlichen Welt genommen ist. In Stoffe aus der natürlichen Welt sie einzumischen, wird immer etwas Anstößiges behalten. Aber auch in andern Stoffen dürfen sie der innern und psychologischen Wahrscheinlichkeit nicht ermangeln und nicht ohne Vorbereitungen eingreifen. d. d.

Mascov (Johann Jakob), Publicist und Historiker, geb. zu Danzig 1689, studirte zu Leipzig Theologie, hernach die Rechtswissenschaft, ging mit zwei jungen Grafen v. Watzdorf auf Reisen, ward nach seiner Rückkehr 1719 zum außerordentl. Prof. zu Leipzig ernannt, noch in dems. J. in den dasigen Rath aufgenommen, darauf ordentl. Prof. der Rechte und der Geschichte, zog durch seinen Vortrag viele Studirende aus hohen Ständen nach Leipzig und starb 1761 als sächs. Hofrath, Proconsul der Stadt Leipzig und Dechant des Stifts Zeitz. Unter den deutschen Staatsrechtslehrern behauptet er einen ausgezeichneten Rang. Seine „**Principia juris publici R. G.**" (5 Aufl., 1729—69) empfahlen sich durch Gründlichkeit, lichtvolle Ordnung, reife Auswahl und einen gewählten Ausdruck so allgemein, daß sie lange Zeit auf den meisten Universitäten als Lehrbuch gebraucht wurden. Nicht geringere Verdienste erwarb er sich um die deutsche Geschichtschreibung. Seine unvollendete „Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie" (Leipzig 1726—37, 2 Bde., 4., auch engl., franz. und holländ. übersetzt) ist zwar kein Muster historischer Composition, zeigt aber, daß er richtigere Ahnungen von dem Wesen der Geschichte hatte als es sich von seiner Zeit erwarten ließ. Während in allen deutschen Geschichtsbüchern die Idee des Reichs vorwaltete und sämmtliche deutsche Historiker bloß entweder Reichs- oder Kaisergeschichten lieferten, unternahm er es, die Geschichte der Nation zu schreiben. Gelang es ihm auch in diesem Werke nicht immer, sich alles Einflusses seiner Zeit zu entäußern, so verdient es doch der höchst sorgsam und verständig angestellten Forschung und selbst auch der freien, ungezwungenern Darstellung wegen Aufmerksamkeit. Als Forts. gehören drei lat. „**Commentarii de rebus imperii romano-germanici**" (Leipz. 1741, 1748 u. 1753) dazu. Außerdem schrieb er einen „Abriß einer vollst. Historie des deutschen Reichs" (Leipz. 1722—30, 4.) und „Einleitung zu der Geschichte des röm. deutsch. Reichs" (Leipz. 1752, 4.) u. a. A—s.

Masern, eine fieberhafte Krankheit, mit einem an Farbe, Gestalt und Verlauf bestimmten Ausschlage (s. Exantheme) auf der Haut verbunden. Diese Krankheit ist aus dem Süden zu uns gekommen (s. Blattern) und pflanzt sich nun bloß durch Ansteckungsgift fort. Jeder Mensch hat Empfänglichkeit dafür; doch hat auch diese Krankheit wie die Blattern u. a. m. das Eigenthümliche, daß sie die Empfänglichkeit für sich selbst verlöscht und den Menschen nur ein Mal befällt. In der Regel ist sie gelind, doch hat man auch Maserepidemien gehabt, welche tödtlich gewesen sind. Oft kommt auch bei gelind scheinenden Fällen die meiste Gefahr erst hinterher, indem Zufälle zurückbleiben, welche in später Folge tödtlich werden. Die Masern kündigen sich an durch trockenen Husten, Niesen, Augenentzündung, Schnupfen und Fieber. Andre Zufälle sind nicht wesentlich und hängen von der Eigenthümlichkeit der jedes Mal herrschenden epidemischen Constitution ab. Nach drei Fieberanfällen, gewöhnlich am vierten Tage, kommen zuerst im Gesicht kleine rothe Flecken von verschiedener Gestalt, die sich in den drei folg. Tagen von da über den ganzen Körper verbreiten. Nachdem sie drei Tage gestanden haben, verschwindet die Röthe, die Haut schält sich in kleienartigen Schuppen ab. Weder bei dem Vorhandensein des Exanthems, noch nach dessen Verschwinden hört der Husten und das Fieber auf. Sehr oft wird das letztere wieder stärker, Brustzufälle nehmen zu und ein hektischer Zustand folgt. Das Mäsergift ergreift

vorzüglich die pneumatische Seite des Hautsystems, setzt sich bis in das Innere der Luftröhre und Lunge fort, erhöht die Reizbarkeit des Lungensystems und gibt daher nicht selten zu Lungenentzündung Anlaß. Immer ist ein genaues Verhalten, gelinde Wärme, gute Diät und vorzüglich die zeitige Hülfe eines Arztes nothwendig, um gleich anfangs übeln Folgen vorzubeugen. H.

Masinissa, König der Massylier in Numidien, des Königs Gula Sohn, ward in Carthago erzogen. Als Jüngling schlug er den König Syphax von Massäsylien, der sich mit den Römern verbunden hatte. Dann focht er mit den Carthaginensern in Spanien gegen die Römer. Anfangs war ihm das Glück günstig. Nachdem er aber, nebst dem Asdrubal und Mago, bei Bätula vom Scipio Africanus gänzlich geschlagen worden, unterhandelte und verbündete er sich mit den Römern. Inzwischen war sein Vater gestorben und Mezetulus, ein Feind seines Hauses, hatte sich der Herrschaft u. d. N. eines Vormundes bemächtigt. Auf die Nachricht davon eilte Masinissa nach Afrika zurück und eroberte das väterliche Reich. Carthago und Syphax hatten sich während der Zeit mit einander versöhnt, und Asdrubal seine Tochter Sophonisbe, die vorher dem Masinissa versprochen gewesen, dem Syphax gegeben. Dieser griff jetzt, von Asdrubal angereizt, den M. an und schlug ihn dergestalt, daß er mit wenigen Reitern flüchten mußte. Syphax eroberte sodann ganz Massylien, und sein Feldherr Bochar trieb den Masinissa dergestalt in die Enge, daß er nur mit zwei Begleitern schwer verwundet entkam. Sie verbargen sich in einer Höhle, wo Masinissa, bis seine Wunde geheilt war, vom Raube lebte. Dann begab er sich an die Grenzen von Massylien, wo, er von den Einw. unterstützt, nicht nur sein Erbe eroberte, sondern auch in Massylien einfiel. Syphax jedoch schlug ihn abermals so, daß er nur mit 70 Reitern nach der kleinen Syrtis entkam. Hier verweilte er bis zur Ankunft der Römer, seiner Bundesgenossen. Nun bewog zwar Carthago den Syphax, dem M. sein Reich zurückzugeben, um ihn für sich zu gewinnen; allein dies gelang nicht M. stieß nur zum Schein mit seiner numidischen Reiterei zum Asdrubal, hielt aber von Zeit zu Zeit geheime Unterredungen mit dem Scipio und verrieth diesem die feindlichen Plane, bis er öffentlich auf seine Seite trat. Jetzt ward es ihm vergönnt, an dem Syphax Rache zu nehmen. Er schlug ihn in Verbindung mit den Römern mehre Male, verfolgte ihn in sein eignes Land und nahm ihn endlich nebst seinem Sohne gefangen. Durch die Besitznahme der Hauptstadt vollendete er die Eroberung. Hier fiel auch Sophonisbe in seine Gewalt. Obgleich er beschlossen hatte, sie für ihre Untreue zu bestrafen, erwachte doch seine erste Liebe, als sie zu seinen Füßen um den Tod flehte, der sie allein von der schimpflichen Gefangenschaft der Römer befreien könne. Er wählte sie zu seiner Gemahlin, in der Meinung den Römern dadurch alles Recht auf sie zu nehmen. Allein Scipio verlangte sie als Gefangene der Römer. Der unglückliche Fürst, der sich ganz in der Gewalt der Römer befand und kein andres Rettungsmittel für sie als den Tod sah, sandte ihr den Giftbecher, den sie mit der Äußerung leerte, daß sie gern sterbe, da es auf seinen Befehl geschehe, und daß er ihre erste und stets einzige Liebe gewesen. Scipio suchte den Schmerz des M. durch Ehrenbezeigungen zu mildern. Er ernannte ihn vor dem versammelten Heere zum Könige, übergab ihm eine goldene Krone, einen curulischen Stuhl u. s. w. und bewirkte die Bestätigung der Königswürde vom Senat. M. blieb bei dem römischen Heere und erwarb sich in der Schlacht bei Zama gegen Hannibal neue Lorbern. In dem Frieden mit Carthago bekam er nicht nur alle frühere Besitzungen zurück, sondern auch einen Theil von dem Reiche des Syphax. Sein Haß gegen Carthago dauerte fort, und er entriß dieser Republik einige Provinzen, worin die Römer ihn bestätigten. Darüber kam es zum öffentlichen Bruch zwischen M. und Carthago. Der 80jähr. König blieb Sieger. Gegen das Ende seines Lebens fing der dritte punische Krieg

an; als M. die Annäherung seines Todes fühlte, ließ er den jungen Scipio Ämilianus zu sich kommen, und gab ihm Vollmacht, mit seinem Reiche solche Verfügungen zu treffen, als er zum Besten seiner Kinder für nöthig erachten würde. Er starb in einem Alter von 90 J. und hinterließ den Ruhm eines tapfern und aufgeklärten Fürsten. Seine Unterthanen machte er gesitteter und lehrte sie die Vortheile des Ackerbaus kennen.

Maske (die eiserne) heißt jener geheimnißvolle Gefangene, der noch immer das Räthsel der Geschichtsforscher ist. Folgendes sagt über ihn Voltaire in seinem Gemälde vom Zeitalter Ludwigs XIV. Um 1664 (richtiger im J. 1679), wurde ein Gefangener von sehr edler Gestalt mit der größten Heimlichkeit auf das Schloß Pignerol gebracht, wo Saint-Mars Befehlshaber war. Der Gefangene trug eine Maske von schwarzem Sammet, die stählerne Häkchen und ein Gewinde hätte, daß er essen konnte, ohne sie abzunehmen, und man hatte Befehl, ihn zu tödten, wenn er sich entlarvte. Saint-Mars nahm ihn mit auf die Insel Sainte-Marguerite, und man beobachtete auf der Überfahrt wieder die größte Vorsicht. Der Minister Louvois besuchte ihn, und bewies ihm eine Achtung, die an Ehrerbietung grenzte. Saint-Mars trug ihm selber die Speisen auf, entfernte sich dann und verschloß die Thür, deren Schlüssel er stets bei sich trug. Einst schrieb der Gefangene, erzählt man, mit einem Messer etwas auf einen silbernen Teller, und warf ihn dann aus dem Fenster nach einem Fahrzeuge hin, das am Fuße des Thurmes angelegt hatte. Ein Fischer nahm den Teller auf und brachte denselben zu dem Befehlshaber, der ihn erschrocken fragte, ob er die Schrift auf dem Teller gelesen, oder ob diesen sonst Jemand gesehen hätte. Der Fischer versicherte, er könnte nicht lesen und Niemand hätte den Teller gesehen. Erst nach einigen Tagen, als sich der Befehlshaber von der Wahrheit der Angabe überzeugt hatte, wurde der Mann frei gelassen. Auch erzählt man von einem sehr feinen Hemde, das der Gefangene ganz voll geschrieben hatte und das von einem Mönche gefunden wurde, der trotz seiner Betheuerung, nicht ein Wort von der Schrift gelesen zu haben, doch heimlich ermordet ward; aber vielleicht ist diese oder jene Geschichte nur eine Veränderung der andern. Saint-Mars nahm seinen verlarvten Gefangenen mit in die Bastille, als er 1698 Befehlshaber derselben wurde. Man hatte ihm hier ein besser eingerichtetes Zimmer bereitet, als den übrigen Gefangenen. Er durfte aber nicht in den Hof der Bastille gehen und seine Larve selbst vor seinem Arzte nicht ablegen. Man bewies ihm die größte Achtung und versagte ihm keinen Wunsch. Was man sonst noch von dem Äußern und von den Gewohnheiten des Gefangenen erzählt, verräth auch, daß er von hohem Stande gewesen sein und eine sorgfältige Erziehung genossen haben muß. Er unterhielt sich mit Lesen und Guitarrenspiel. Schon der Ton seiner Stimme war einnehmend; nie aber beklagte er sich über seine Lage, und ließ nie merken, wer er sein könnte. Er starb 1703, nach einer Krankheit von wenigen Stunden, und man begrub ihn am folgenden Tage. Nach dem Todtenregister, wo er u. d. N. Marchiáli vorkommt, war er 45 J. alt, doch soll er 15 J. älter gewesen sein. Es mußte Alles, was zu seinem Gebrauche gewesen war, verbrannt werden; die Wände seines Zimmers wurden aufgekratzt und neu geweißt, ja man riß den Fußboden auf, aus Furcht, der Gefangene möchte einen Brief darunter verborgen haben. — Das Geheimniß der eisernen Maske ist um so schwerer zu lösen, da während der Zeit, worein man, nach Vergleichung aller Umstände, die Verhaftung des Gefangenen setzen muß (1664—79), kein bedeutender Mann in Europa vermißt wurde. Die Behauptungen, der Gefangene sei der Graf v. Vermandois, Ludwigs XIV. Sohn von seiner Geliebten, de la Vallière, oder der Minister Fouquet, oder der Herzog v. Monmouth gewesen, den man vom Tode gerettet und heimlich aufbewahrt habe, der aber doch bis 1685 am engl. Hofe und im Heere war und öffentlich zu London

enthauptet wurde, sind theils durch Thatsachen widersprochen, theils abgeschmackt. Die meisten Vertheidiger und unter ihnen neuerdings noch Delort in seiner „Hist. de l'homme au masque de fer." (Par. 1825) und D. Nürnberger (s. „Morgenbl.", 1825, No. 309) fand die Vermuthung, es sei der Graf Mattioli, Minister des Herzogs v. Mantua, gewesen. Dieser Mattioli ließ sich gegen das Ende 1677, wo er außer Dienste war, mit dem franz. Gesandten zu Venedig, Abbé d'Estrades, in eine Unterhandlung ein, um Ludwig XIV. die Festung Casal zu überliefern. Er soll in der Folge das Geheimniß an Spanien verrathen haben und deßwegen auf Befehl des franz. Hofes durch Catinat 1679 nach Pignerol gebracht worden sein. Auch Dutens hat 1789 in seiner „Correspondence interceptée" und 1806 in seinen „Mémoires d'un voyageur qui se repose", II, 204 fg. (deutsch Amsterdam 1807, 2 Bde.) diese Ansicht verfochten. Dieser Meinung wird in einer Schrift des verst. Chev. de Taules (franz. Gen.-Consul in Syrien): „Du masque de fer" (Paris 1825) widersprochen und behauptet, der Gefangene sei der armenische Patriarch Arwediks, ein Feind der kathol. Armenier und darum das Opfer des Hasses der Jesuiten, gewesen. Man hat auch geglaubt, der Gefangene sei ein Bruder Ludwigs XIV. gewesen, der so viel Ähnlichkeit mit ihm gehabt habe, daß die Entdeckung Gefahr hätte bringen können. Ob er aber (wie in den „Mémoires du Maréchal de Richelieu" vom Abbé Soulavie behauptet wurde) ein ehelicher Zwillingsbruder Ludwigs, oder ein im Ehebruche erzeugtes Kind der Gemahlin Ludwigs XIII., Anna von Östreich, gewesen sei, oder endlich ihr natürlicher, so kurze Zeit nach ihres Gemahls Tode geborener Sohn, daß dessen rechtmäßige Geburt als möglich hätte angenommen werden können, läßt sich nicht ausmachen. Der in Paris angesiedelte Schottländer Quintin Crawford sucht in seinen „Mélanges d'histoire et de litterature" (Paris 1817) die letztere Meinung wahrscheinlich zu machen. Voltaire aber, der nach seinen Äußerungen das Wort des Räthsels kannte, spricht in einem ohne Zweifel von ihm herrührenden Zusatz zur Ausg. von 1771 des „Dictionn. philosophique" (Art. Ana) die Vermuthung aus, der Unbekannte sei ein vor Ludwigs XIV. Geburt im Ehebruch erzeugter Sohn der Königin gewesen, den man heimlich erzogen und von dessen Dasein Niemand als Mazarin gewußt habe, nach dessen Tode auch Ludwig XIV. mit einem Geheimniß bekannt geworden sei, dessen Enthüllung nicht ohne Ärgerniß möglich gewesen wäre. Merkwürdig bleibt dies Räthsel immer, weil es uns auf den Zustand eines Landes schließen läßt, wo die Regierung einen so angesehenen Gefangenen, als der Unbekannte gewesen sein muß, über 40 J. lang in entlegenen Kerkern und selbst in der Mitte der Hauptstadt festhalten konnte, wo man das unglückliche Opfer während dieser ganzen Zeit durch Todesdrohungen zwingen durfte, sein Gesicht zu verbergen, wo Niemand des Umstandes laut erwähnte, ja selbst die Zeugen der Gewaltthätigkeit nur davon zu flüstern wagten, bis Voltaire lange nachher die Geschichte erzählte, und wo sogar einige Menschen plötzlichen Tod erlitten haben sollen, nachdem sie zufällig in eine Lage gekommen waren, welche die Enthüllung des wichtigen Geheimnisses möglich machte.

Masken, die, oder **Larven** (s. d.) wurden schon in dem graustẽn Alterthume, besonders bei den Umgängen und Einweihungen in die Orgien des Bacchus gebraucht. Wie es bei den Einweihungen 3 Grade gab: den Grad der Satyrn, der Silenen und des bärtigen Bacchus, so hatte auch jeder dieser Grade seine eigenthümliche, ihn charakterisirende Maske. Man findet dieselben häufig auf den alten Vasen dargestellt. Bei dieser religiösen Bedeutsamkeit ist es nicht auffallend, daß sie in Verbindung mit dem Phallus, dem Symbol der Fruchtbarkeit, als ein wirksames Mittel gegen Zaubereien gebraucht wurden. Ein alter Schriftsteller erklärt die zauberabwehrende Kraft der Masken dadurch, daß ihre lächerliche Verzerrtheit, den schädlichen Blick der Zaubernden auf sich ziehend, ihn von den Per-

sonen abwendete, die jene an sich trugen. Doch war es natürlich, daß die Griechen, deren Höchstes in Allem die Schönheit war, auch auf die Masken ihren veredelnden Einfluß wirken ließen; so entstanden endlich aus jenen ungestalteten Maskenbildern gefälligere Silenen- und Satyrmasken und andre anmuthig scherzhafte Künstlerphantasien, die nach und nach die Groteske und Arabeske veranlaßten. Wie der Ursprung der griechischen Tragödie im genauen Zusammenhange mit dem Dienste des Bacchus steht, so waren auch gleich anfangs in ersterer die Masken gebräuchlich. Wer sie zuerst in die Komödie eingeführt hat, ist unbekannt. Man würde irren, wenn man sich die griech. und röm. Masken den heutigen italienischen durchaus gleich vorstellte; statt daß diese nur das Gesicht bedecken, bestanden jene in einem Überzug über den ganzen Kopf, welcher außer den Gesichtszügen auch Bart, Haare und Augen mit vorstellte. Sie waren anfangs von Baumrinde, dann von Leder, späterhin von Holz, welches geschickte plastische Künstler nach Angabe der Dichter gestalteten. Man unterschied tragische Masken, mit großem aufgesperrten Munde und furchtbarem Ansehen, komische mit lächerlicher Geberde, satyrische und orchestrische oder Masken mit regelmäßigern Zügen für die Tänzer. Sie hatten meistens sehr große Mundöffnungen, die inwendig mit Metallstangen oder andern tönenden Körpern versehen waren, um die Stimme des Schauspielers zu verstärken: eine Vorkehrung, die bei der Einrichtung der alten Theater und ihrer ungeheuern Größe sehr zweckmäßig war. Viele sogenannte Kunstrichter, ohne Sinn für die Eigenthümlichkeiten der griech. Bühne, sind unerschöpflich, die Alten wegen des Gebrauchs der Masken im Schauspiele zu tadeln, weil dadurch alle Mimik und sogar die dem Schauspieler zum Ausdruck der Leidenschaften nöthige Biegsamkeit der Stimme verloren gegangen sei. Sie bedenken nicht, daß, da die ganze tragische Mimik der Alten vor Allem auf die höchste Würde und Anmuth gerichtet, d. i. idealisch war, jene Darstellung der Individualität, in welche die Neuern ihrer Schauspieler Meisterschaft zu setzen gewohnt sind, ihnen durchaus das Letzte sein mußte, zu dessen Darstellung ihr Theater herabsinken konnte. „Die Griechen wollten lieber an der Lebendigkeit der Darstellung einbüßen als an der Schönheit. Der Gebrauch der Masken war diesem Streben zufolge nicht bloß zu rechtfertigen, sondern durchaus wesentlich, und weit entfernt, daß er ein Nothhelfer gewesen wäre, hätten es die Griechen unfehlbar für einen Nothbehelf erklärt, einen Schauspieler mit gemeinen unedeln, auf jeden Fall mit allzu individuellen Zügen, einen Apoll oder Hercules darstellen zu lassen, ja dies hätte ihnen für eine wahre Entweihung gegolten". Hierzu kommt, daß bei der kolossalen Größe der griech. Theater unsere heutige Mimik wol ohnedieß größtentheils verloren gegangen sein würde. Wie das römische Theater fast in allen seinen Bestandtheilen auf Nachahmung des griechischen berechnet war, so fügte es auch im Gebrauch der Masken wenig Neues hinzu. Höchst anziehend durch die beigefügten Kupfer und belehrend ist das ital. Werk des Francesco de' Ficoroni über die Theatermasken und komischen Personen der alten Römer. Nur das ital. Volkstheater, die sogen. **Commedia dell' arte**, kennt in der unmittelbaren Verbindung, worin sie mit den altrömischen Mimen und Pantomimen steht, noch den theatralischen Gebrauch der Maske. Denn jene Possenspiele Roms, keiner besonders gelehrten und dichterischen Bildung bedürftig, konnten sich auch während der Herrschaft der Barbaren erhalten. Schon im 12. Jahrh., als dem Zeitalter, wo Irnerius in Bologna eine neue Schule der Rechtsgelehrsamkeit errichtete, finden wir den bolognesischen **Dottore**, auch **Gratiano** genannt. Er hat eine Maske mit schwarzer Nase und Stirn und rothen Wangen und erscheint als ein pedantischer und langweiliger Raisonneur. Der Pantalone kam gegen Ende des 14. Jahrh. auf die Bühne. Er ist die Maskenrolle des Vaters und stellt einen reichen venetianischen Kaufmann vor. Seine ehemalige Kleidung war die sogen. Zimarra, eine Art von langem Mantel

mit kürzern Oberärmeln und umgelegtem schmalen Kragen; dies Gewand pflegten die venetianischen Kaufleute in ihren Läden zu tragen, und noch jetzt tragen es die Advocaten. Zugleich gehörte es zum Costum des Pantalone, daß Beinkleider und Strümpfe aus Einem Stücke sein mußten. Daher nannte man auch in neuern Zeiten diese Strumpfhosen Pantalons. Sie waren bei dem alten Costume stets roth, und die Zimarra stets schwarz. Als die Republik Venedig das Königreich Negroponte an die Türken verlor, verwandelte man auch bei dieser Tracht das rothe Untergewand in ein schwarzes, zum Zeichen der Trauer; so blieb es seitdem. An der Maske war nichts Ungewöhnliches; man trug damals noch den Bart, und so sah ein alter Kaufmann gewöhnlich aus. Der Bart der neuern Pantalonsmaske ist verschieden; er geht rund um die Kinnlade und läuft vorn in der Mitte spitzig zu. Übrigens wurde die Weste verlängert, und man unterband die oben faltenreichen Pantalons am Knie; Zimarra und Pantoffeln blieben sich gleich. Dem Charakter nach ist der Pantalon gewöhnlich ein gutmüthiger, einfältiger Alter. Er ist meist verliebt und wird stets durch einen Nebenbuhler, Sohn oder Bedienten angeführt. In der neuern Zeit machte man oft einen guten Hausvater aus ihm, voll Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit, was sein gegebenes Wort betrifft, und sehr streng gegen seine Kinder. Doch bleibt es stets dabei, daß er angeführt wird. Er spricht venetianisch, wie der Doctor bolognesisch. Die Zanni gehören ebenfalls zu den ältesten Masken der ital. Bühne. Der Eine derselben ist Arlechino (Harlekin, s. d.), der Andre ist Scapin, beides listige und schelmische Bedienten im Dienste Pantalons und des Doctors. Weniger alt ist Brighella, wie sein mit grünen Bändern besetztes, im Geschmack des Mittelalters verfertigtes Kleid beweist. Über s. Entstehung theilt Sismondi, nach Malvezzi's Chronik, Folgendes mit: Als 1200 der Adel von Brescia die Bürger nöthigen wollte, wider ihren Willen die Waffen gegen die Bergamasken zu ergreifen, widersetzten sie sich. Es kam zu einem blutigen Gefecht in den Straßen von Brescia, in welchem die Adeligen vertrieben wurden. Sie flüchteten nach Cremona, wo sie einen militairischen Bund schlossen; die Volkspartei schloß einen ähnlichen Bund unter dem Namen Brugella oder Brighella. Der Name hat sich auf der Bühne in einer Maske erhalten, die einen anmaßenden, herzhaften und verschlagenen Plebejer von Brescia vorstellt. Diese Ableitung widerspricht der gemeinen Meinung, nach welcher Brighella aus Ferrara stammt. Der Doctor von Bologna, Pantalon von Venedig, Harlekin von Bergamo, Brighella von Ferrara und alle die Personnagen, die man am besten unter dem Namen Zanneschi zusammenfaßt, die Capitains Spavento, Tracasso, Tempesta (die an des Plautus Pyrgopolynices erinnern), Truffaldin der Bergamaske, waren also seit dem 15. Jahrh. auf der Bühne. Außerdem hatten die Römer noch den Don Pasquale und die Gelsonmi, die Florentiner die Pasquelle, die Calabresen den Giangurgolo, die Sicilianer die Travaglini, die Messineser die Giovanelli, die Neapolitaner den Coviello, Pasquariello, die Mailänder den Girolamo, die Piemonteser den Gianduja. Das ital. Theater kennt unter den weiblichen Masken diejenige der Colombine. Ferner nennt man noch Pedrolino, Bertolino, Truffaldino, Trivelino, Mezzolino und D. Plione Balanzoni. Über die Maske des Pulcinella s. d. Ruzzante soll 1530 die Maskencharaktere zuerst in das größere Lustspiel eingeführt haben. Genaue Abbildungen derselben findet man in Riccoboni's „Gesch. d. ital. Theat.", 2. Bd. Auf unserm Theater nennt man häufig die Maske die durch Malen des Gesichts und Bekleidung hervorgebrachte Erscheinung des Schauspielers. S. des Prof. Franc. Valentini „**Trattato sulla commedia dell' arte, ossia improvvisa, maschere italiane ed alcune scene del carnevale di Roma**" (Berlin 1826, 4., zugleich deutsch, mit 20 color. Kpf.). (Vgl. Carneval.) — Die Masken im eigentlichen Sinne, welche man bei uns fast nur bei Redouten (s. d.) oder Maskera-

den braucht, sind aus einem leichten Stoffe verfertigte Köpfe und Gesichter, oder Theile derselben, durch welche man sich theils unkenntlich machen und verbergen, theils etwas Andres vorstellen (maskiren) will. Es gibt ganze und halbe Masken (z. B. Nasen, Augenmasken). Die vorzüglichsten sind von Wachs und feiner Leinwand, die schlechtern von Pappe. Jene liefert bei uns vorzüglich Berlin, und Italien, besonders Venedig; diese Frankreich, namentlich Paris und Rouen; man hat natürliche Masken, Caricaturmasken (**mascheracci**) u. s. w. Katharina von Medici soll zuerst Maskenbälle eingeführt haben. Ähnliche Mummerei war Mode am Hofe des Königs Heinrich VIII. (1510—46), der die Verkleidung liebte. — Maske bedeutet im Engl. auch ein ohne Rücksicht auf Theaterregeln und auf die Wahrscheinlichkeit der Handlung, aber doch im tragischen Styl geschriebenes, dramatisches Gedicht, z. B. der „Komus" des Milton.

Mason (William), ein ausgezeichneter Dichter, geb. 1725 zu Hull in Yorkshire, wo sein Vater Pfarrer war, studirte auf dem Johannisgymnasium zu Cambridge, ward 1747 Collegiat der hohen Schule zu Pembrocke, 1754 ordinirt, bald darauf königl. Kaplan und Pfarrer zu Aston in Yorkshire, endlich Präcentor und Stiftsherr am Dom zu York. Man hat viele Gedichte von ihm, worunter 2 Trauerspiele, in denen er den griech. Chor auf die Bühne bringt; eine Sammlung Oden, mehre Elegien, z. B. „Isis"; „Der englische Garten", ein didaktisches Gedicht u. a. Beim Ausbruch des amerikanischen Kriegs zeigte er sich als warmen Verfechter der Freiheit. Als Pitt an das Staatsruder kam, begrüßte er ihn mit einer Ode und sah in diesem Minister einen vom Himmel Gesandten, um die Wunden des Staats zu heilen und die Parlamentseinrichtungen zu verbessern. Im spätern Alter aber, da sich die ersten Schrecken der franz. Staatsumwälzung überall verbreiteten, und M. zu einem ansehnlichen Besitzthume gelangt war, änderten sich s. Grundsätze, und er schrieb einen Widerruf an die Freiheit („**Palinody to liberty**"). Er war ein Freund des berühmten Gray, dessen Gedichte und Briefe er nach dem Tode desselben nebst einer Lebensbeschreibung dieses Dichters herausgab. Sein Amt als Präcentor leitete s. Aufmerksamkeit auf die Musik; davon zeugt s. „Historischer und kritischer Versuch über die engl. Kirchenmusik", für welche er die größte Einfachheit empfiehlt. M.'s Gedichte empfehlen sich durch Lebhaftigkeit und Eleganz. Im Sonett und in metrischen Grabschriften ist er ausgezeichnet; auch hat man s. Elegien und moralischen Episteln immer zu den bessern gerechnet. Er starb 1797. Man hat ihm in der Westminsterabtei unter den Dichtern eine Gedächtnißtafel errichtet. Seine Werke erschienen zu London 1816, 4 Bde.

Masora, eine Sammlung kritischer, grammatischer und exegetischer Bemerkungen jüdischer Gelehrten des 3. und der folg. Jahrh. nach Chr. über die Bücher des Alten Test. Nachdem sich diese lange Zeit hindurch mündlich fortgepflanzt hatten (daher der Name, welcher so viel als Überlieferung bedeutet), wurden sie zu Anfang des 6. Jahrh. zu Tiberias, wo sich eine berühmte jüdische Schule befand, in diese Sammlung vereinigt und späterhin von Zeit zu Zeit mit Zusätzen vermehrt. Man theilt sie in die große und die kleine Masora; erstere enthält die ganze Sammlung in eignen für sich bestehenden Büchern, die andre ist ein Auszug aus jenen Bemerkungen, welcher dem Rande der biblischen Handschriften beigeschrieben wurde. Sie ist für die Kritik des Alten Test. wichtig wegen der Verzeichnung der verschiedenen Lesarten und enthält zur Erklärung einzelner Stellen manche schätzbare Beiträge; leider verloren sich aber auch die Verf. und Sammler derselben (Masoreten) in den mühsamsten und unnützesten Spielereien, zählten die Verse, die Worte, ja selbst die einzelnen Consonanten, suchten die mittelsten Worte und Buchstaben eines jeden Buchs auf, bemerkten die Verse, in welchen alle Consonanten des hebr. Alphabets vorkommen u. s. w. Da die Sammlung theils durch

die nach und nach hinzugekommenen Zusätze, theils durch Schuld der Abschreiber in die größte Unordnung gerathen war, so brachte sie zu Anfang des 16. Jahrh. R. Jakob Ben Chajim für den venediger Buchdrucker Daniel Bomberg in Ordnung („Biblia rabbinica hebr.", Vened. 1518, 1521, 1525—28, Fol.), und 100 J. darauf ergänzte Joh. Burtorf d. Ä. die Arbeit seines Vorgängers (Basel 1618, Fol.). A—s.

Massageten, bei den Alten, der Gesammtname der unbekannten nördl. asiatischen Völker, welche auf der Ost- und Südseite des kaspischen Meeres bis an die Grenzen der persischen Monarchie, wo jetzt die Turkestaner und Karakalpaken wohnen, ihre Sitze hatten. Sie kommen in der scythischen und persischen Geschichte öfters vor; in letzterer vorzüglich bei Gelegenheit der Feldzüge des Cyrus (s. d.). Die Alanen waren ein besonderer Stamm derselben.

Massalianer, s. Messalianer.

Masse, die Menge der bewegbaren Theile, welche einen Körper bilden, insofern sie abgesehen von ihrer Form betrachtet werden, und die Menge aller Substanzen, woraus die Materie besteht. In ersterer Bedeutung ist die Masse von der Raumgröße (volumen) eines Körpers verschieden. Die Atomisten stellen sich jeden Körper als eine Summe von Atomen vor, deren Zahl die Masse des Körpers ausmacht. Da es unmöglich ist, die Atome zu zählen, so kann man nach dem atomistischen System die Masse eines Körpers nur durch Vergleich mit andern Massen bestimmen. Nach der Theorie der Dynamisten kann die Menge der Materie, d. h. die Masse, im Vergleich mit jedem Andern nur durch die Größe der Bewegung bei gleicher Geschwindigkeit geschätzt werden. Denn da nach dieser Theorie die Materie ins Unendliche theilbar ist, so läßt sich auch die Menge einer Materie durch die Menge der Theile nicht unmittelbar bestimmen; vergleicht man aber eine Materie mit der andern, so kann man zwar bei gleichartigen Materien die Verhältnisse der Massen bestimmen, indem die Menge der Materie mit der Größe des Umfangs im Verhältniß ist, allein es wird sich doch kein Verhältniß der einen Materie zu einer andern mit jener specifisch verschiedenen angeben lassen. Man hat also weder mittelbar noch unmittelbar ein gültiges Maß, durch Vergleichung die Menge der Materie zu schätzen, so lange ihre Bewegung nicht in Betracht gezogen wird, und es bleibt kein Maß als die Größe der Bewegung übrig. Hierbei aber muß die Geschwindigkeit der Materie als gleich angenommen werden, und in dieser Voraussetzung läßt sich die Menge der Materie, d. h. die Masse, in Vergleichung mit jeder andern nur durch die Bewegung bei gleicher Geschwindigkeit schätzen. — In der Malerei nennt man Massen Licht und Schatten, welche an einem bestimmten Orte in Menge sich finden. — Masse bei einem Concurs, s. d.

Masséna (André), Herzog v. Rivoli und Fürst v. Eßlingen, Marschall von Frankreich u. s. w., geb. 1758 in der Grafschaft Nizza, schwang sich vom gemeinen Soldaten zum Befehlshaber empor. Beim Ausbruche der franz. Revolution war er Unterofficier unter den sardinischen Truppen. Als aber die Krieger der neuen Republik den Mont-Cenis überstiegen hatten, gesellte er sich 1792 zu ihnen, that sich bald durch Muth und Einsicht hervor, ward Oberofficier und stand schon 1793 an der Spitze einer Brigade. Hier, ohne Meister, lernte er in kleinen Gefechten vom Kriege den Krieg. Im April 1794 wurde er Divisionsgeneral, befehligte den rechten Flügel der ital. Armee und war der unzertrennliche Waffengefährte Bonaparte's, der ihn seit dem glücklichen Kampfe gegen Beaulieu (1796) bei Roveredo das Schoßkind des Sieges nannte. Der Oberfeldherr sandte ihn nach Wien, um die Friedensunterhandlungen zu beenden, und dann 1797 nach Paris, um den Vertrag bestätigen zu lassen. Während Bonaparte in Ägypten focht, waren M. und Moreau Frankreichs Hoffnung. Damals bewies M. 1799 in der Schweiz seine Fähigkeit auch als Oberbefehlshaber. Zwar mußte er

nach einer glücklichen Eröffnung des Kriegs, wegen Jourdan's Mißgeschick an der Donau, bis zum Albis zurückweichen; hier aber erwartete er in einer festen Stellung den günstigen Augenblick und kam durch die Schlacht bei Zürich den 25. Sept. der Vereinigung Korsakoff's und Suwaroff's, der bereits den Gotthard überstiegen hatte, zuvor. Dieser Sieg, die erste Niederlage der Russen in offener Schlacht seit einem Jahrh., entschied Rußlands Trennung von Östreich und rettete Frankreich. Als M. hierauf die helvetischen und rhätischen Alpen wieder erobert hatte, ward er nach Italien gesandt, wo die Östreicher siegend vordrangen. M. eilte mit den vorhandenen geringen Streitkräften Genua zu erhalten. Seine Vertheidigung dieser Stadt gehört zu den außerordentlichen. Erst als alle Vertheidigungsmittel erschöpft waren, nahm M., 10 Tage vor der Schlacht von Marengo, eine ehrenvolle Capitulation an. Jetzt übergab ihm der Consul Bonaparte, der nach Paris zurückeilte, den Oberbefehl des Heers. Bald darauf erfolgte der Friede. M. ward vom Seinedepart. in den gesetzgeb. Körper gewählt, und 1804 Reichsmarschall. 1805 erhielt er den Oberbefehl in Italien. Er verlor die Schlacht bei Caldiero; als aber der Erzherzog Karl durch das Unglück der deutschen Waffen bei Ulm zum Rückzug in das Innere Östreichs gezwungen war, verfolgte M. ihn, jedoch ohne ihm einen Vortheil abgewinnen zu können. Nach dem Frieden von Preßburg nahm M. auf Napoleons Befehl das Königreich Neapel für Joseph in Besitz und eroberte Gaeta. Nach der Schlacht bei Eylau, 1807, berief ihn Napoleon nach Polen, um den rechten Flügel des franz. Heeres zu befehligen. Als nach dem Frieden von Tilsit der Krieg in Spanien sich entzündete, betrat M. mit dem Titel eines Herzogs v. Rivoli diesen Kriegsschauplatz, von dem er 1809 nach Deutschland abgerufen wurde. Hier kämpfte er in den Schlachten bei Eckmühl, Regensburg, Ebersberg, Eßlingen und bei Wagram. Bei Eßlingen rettete seine Standhaftigkeit und Ausdauer das franz. Heer vom gänzlichen Untergange, und Napoleon belohnte ihn mit der Würde eines Fürsten von Eßlingen. Bald nach dem Frieden eilte er aufs neue nach Spanien, um Portugal den Engländern zu entreißen. Wellington zog sich vor ihm zurück, um in einer felsenfesten Stellung bei Torres Vedras Lissabon zu vertheidigen, bis der Mangel dem feindlichen Heere den längern Aufenthalt unmöglich machte. M. mußte sich endlich zurückziehen. Napoleon rief jetzt M. aus Spanien ab und gab ihm 1812 fg. keinen Heerbefehl. M., der 1814 in Toulon commandirte, erklärte sich für Ludwig XVIII. Er ward Commandeur des St.-Ludwigsordens. Bei Napoleons Landung 1815 war sein Betragen in Toulon mindestens zweideutig. Als der Kaiser wieder eingesetzt war, schwor er zu seiner Fahne und ward Pair und Commandant der pariser Nationalgarde. Als solcher trug er viel zur Erhaltung der Ordnung in der Stadt während der unruhigen Tage bei, die des Königs Rückkunft vorhergingen. Seitdem lebte er zurückgezogen, und mancherlei Kränkungen, womit die Royalisten ihn überhäuften, beschleunigten s. Tod. Er starb den 4. April 1817. Napoleon charakterisirt ihn in s. Briefen als unermüdlich, verwegen, mit richtigem Überblick begabt und schnell entschlossen. General Pelet war M.'s Adjutant.

Massenbach (Christian von), k. preuß. Oberst und Generalquartiermeister, geb. 1752 zu Schmalkalden in Kurhessen. Er ward unter den Augen seiner Mutter auf dem Stammgute Massenbach bei Heilbronn im Königreich Würtemberg erzogen, kam in die Schule des Prof. Jahn zu Ludwigsburg und in die Militairakademie auf der Solitude zu Stuttgart; dann ward er 1782 als Officier in der würtemberg. Garde angestellt und zugleich Lehrer bei der Akademie, kam aber bald in den preuß. Generalquartiermeisterstab. Eine Schrift über die Differentialrechnung, eine Abhandl. über die Mechanik und eine kriegswissenschaftliche Zeitschrift empfahlen ihn dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm II., der ihm den Unterricht seines Sohnes Ludwig in der Mathematik auftrug. Er wohnte dem

Feldzuge von 1787 in Holland und dem Kriege gegen Frankreich bis zum basler Frieden bei. Während dieser Zeit focht er bei einigen Gelegenheiten mit Auszeichnung. Einige Kriegspläne, die er entwarf, und manche Vorschläge zu Verbesserungen in der Einrichtung des Generalquartiermeisterstabes wurden nicht beachtet und erweckten ihm, da er, wie es scheint, mit eigennützigen Rücksichten zusammenstieß, viele Gegner. 1805 sprach er gegen den Krieg mit Frankreich und empfahl ein Bündniß mit diesem Staate; als aber der Krieg entschieden zu sein schien, rieth er zu einer schnellen Bewegung gegen den Rhein, um Östreich Luft zu machen. Die neue Richtung, die Preußens Politik nach der Schlacht von Austerlitz nahm, veranlaßte ihn, die militairische Besetzung von Hanover vorzuschlagen und einen Plan zu einem Angriffskriege gegen Rußland zu entwerfen. Bei den Vorbereitungen zum Kampfe gegen Frankreich, der gegen s. Ansichten war, ward er nach Schlesien geschickt, um Kriegsvölker zu sammeln; und es macht seinem Scharfblick Ehre, daß er schon zu jener Zeit rieth, den ungewissen Beistand einer Coalition nicht zu erwarten, sondern die Gemüther der Deutschen gegen die Franzosen aufzuregen, und diese den Gefahren eines Volkskrieges auszusetzen. Bei der Eröffnung des Feldzugs von 1806 war M. Generalquartiermeister bei dem Hohenlohe'schen Corps, zu dessen Übergabe bei Prenzlau er auf eine Art beigetragen hat, die ihn in eine Untersuchung verwickelte, welche durch die Ereignisse des Kriegs unterbrochen wurde. Seitdem lebte er theils auf einem vom König von Preußen ihm geschenkten Landgute im Herzogth. Posen, theils, aber später, in Würtemberg, wo er eins der eifrigsten Mitglieder unter der ständischen Oppositionspartei war. Nach Preußens Unfällen schrieb er seit 1808 verschiedene Werke, unter welchen die „Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedr. Wilh. II. und Friedr. Wilh. III." (Amsterd., 3 Bde.) und „Historische Denkwürdigkeiten zur Gesch. des Verfalls des preuß. Staats seit d. J. 1792" (Amsterd. 1809, 2 Bde.) die wichtigsten sind. Das Streben des Verf., darzuthun, daß er den Untergang des preuß. Staats durch s. Rathschläge abzuwenden gesucht habe, und sich geltend zu machen, ist zwar in diesen Mittheilungen nur zu sichtbar, sie sind aber wegen vieler Aufschlüsse über zeitgeschichtliche Verhältnisse von Werth. M. hatte mehre Male um seine Entlassung aus dem preuß. Kriegsdienste angehalten, sie aber noch nicht erhalten, als er 1817 von neuem in Untersuchung gezogen ward. Er wurde in der freien Stadt Frankfurt auf Ansuchen des preuß. Hofs verhaftet und nach Küstrin gebracht. Wie verlautet, war er im Begriff, neue Denkwürdigkeiten über s. Verhältnisse zum preuß. Staate und insbesondere zum Herzog v. Braunschweig herauszugeben, und man wollte behaupten, er habe, in Hinsicht auf die gedrohte Veröffentlichung wichtiger Schriften, Anträge gemacht, die einen unwürdigen Eigennutz verriethen: ein Umstand, worüber sich bei dem Mangel einer amtlichen Bekanntmachung der Verhandlungen über die ihm angeschuldigten Vergehungen nicht urtheilen läßt. Genug, man warf ihm vor, daß er bereits früher, und neuerlich durch beabsichtigten Landesverrath, die Staatsgesetze verletzt habe, welche die Bekanntmachung von amtlichen Schriften für eine Übertretung der Dienstpflicht erklären. Es ward eine Commission, ihn zu richten, ernannt, die ihn im Sommer 1817 zu 14jähriger Festungshaft verurtheilte. Er wurde 1820 von Küstrin nach Glatz gebracht, 1826 aber durch die Gnade des Königs in Freiheit gesetzt. S. über ihn: „Der Oberst Massenbach; eine biograph. Skizze rc." (1817).

Massillon (Jean Baptiste), einer der größten franz. Kanzelredner, geb. 1663 zu Hières in der Provence, trat in seinem 17. J. in die Congregation des Oratoriums, und gewann sich die Herzen allenthalben, wohin er geschickt wurde, durch sein einnehmendes Betragen, wie durch seinen Geist und seinen Charakter. Aber er zog dadurch auch den Neid seiner Mitbürger auf sich; man beschuldigte ihn einiger Liebeshändel und suchte ihn aus der Congregation zu entfernen, wie

er sich denn auch auf einige Monate in die Abtei von Saint-Fonds zurückgezogen haben soll. Der Beifall, den seine Leichenrede auf den Erzbischof Henri de Villars fand, bewog den General seiner Congregation, La Tour, ihn nach Paris zu berufen. Er mußte gehorchen, und gegen seine eigentliche Neigung die Kanzel besteigen, auf der sein Genie sich bald in seiner ganzen Eigenthümlichkeit entwickelte. Nach A. machte eine Antwort auf einen Hirtenbrief des Cardinals Noailles, die er im Namen seines Klosters aufsetzen mußte, den Cardinal auf ihn aufmerksam, und auf seinen Befehl kehrte M. wieder zu dem Oratorium zurück und legte sich ausschließlich auf Kanzelberedtsamkeit. Der Beifall, den er fand, selbst bei dem Hofe, war fast ohne Beispiel (wir erinnern an die wunderähnliche Wirkung seines „**Sermon du petit nombre des élus**"). M. sprach mit jener mächtig ergreifenden Einfalt, der nur gänzliche Gefühllosigkeit widersteht. Ludwig XIV. bemerkte, daß M. sich von allen andern Predigern unterscheide, und als er zum ersten Male zu Versailles gepredigt hatte, sagte der König zu ihm: „Wenn ich andre Prediger gehört habe, war ich sehr wohl mit ihnen zufrieden; aber da ich Sie gehört habe, bin ich sehr unzufrieden mit mir selbst gewesen". — Seine Declamation trug nicht wenig zu der Wirkung seiner Worte bei. Mit scheinbarer Kunstlosigkeit, ja Nachlässigkeit, rührte und belehrte er sicherer als Andre durch einen pathetischen Vortrag, dessen Erkünsteltes der Zuhörer oft mit Widerwillen wahrnimmt. Der berühmte Schauspieler Baron brach einst am Schlusse einer Predigt M.'s, der er beigewohnt, in die merkwürdigen Worte aus: „Das ist ein Redner, wir sind nur Komödianten". — 1704 erschien M. zum zweiten Mal am Hofe und fand denselben Beifall. Der König sagte ihm, daß er ihn alle 2 Jahr zu hören wünsche. Seiner philosophischen und friedliebenden Gesinnungen wegen wurde er gewählt, um den Cardinal Noailles mit den Jesuiten zu versöhnen; allein er mißfiel beiden Parteien und machte die Erfahrung, daß es leichter sei, Sünder zu bekehren als Theologen auszusöhnen. Der Regent ernannte ihn 1717 zum Bischof von Clermont. Er würde dies Amt nicht haben annehmen können, wenn nicht ein Freund die damit verbundenen Kosten bezahlt hätte. Als er im folg. Jahre vor Ludwig XV., der erst 9 Jahr alt war, predigen sollte, verfaßte er jene unter d. Titel „**Petit-Carême**" (Fastenpredigten) bekannten Reden, die ein Meisterwerk der Kanzelberedtsamkeit sind. Unter den wichtigen Wahrheiten, die er darin einschärft, ist auch die: daß nicht die Fürsten, sondern das Gesetz über die Völker herrschen solle, daß Erstere nur die Diener und Bewahrer des letztern sind; daß die Völker sie, auf Gottes Befehl, zu Dem gemacht, was sie sind, und daß sie Das, was sie sind, nur für die Völker sein sollen; daß die Fürsten an Macht verlieren, wenn sie mächtiger sein wollen als das Gesetz, und daß Alles, was die Oberherrschaft verhaßt macht, sie entkräftet und vermindert. — 1719 trat M. in die **Académie française**. Der Cardinal Dubois wirkte ihm die Prälatur von Sevigny aus. Seine letzte Rede, die er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Herzogin von Orleans. Seitdem verließ er seinen Kirchsprengel nicht mehr, wo seine Tugenden, besonders seine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinste Liebe und Verehrung gewannen. Er starb 1742. Der Werth seiner Beredtsamkeit bestand nicht in jener declamatorischen Wortfülle und in jenem sichtbaren Aufbieten aller Künste der Rede, durch welche Bourdaloue sich die Gunst seiner Zeit mühsam errang, sondern in edelm und schlichtem Fluß der Rede, die, auf tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens gegründet, die Hörer ergreift und rührt, ohne sie zu betäuben, und eben daher tiefere und bleibendere Eindrücke hinterläßt. Indem er vorzüglich das Gefühl ansprach, erfüllte er die Seele mit jener lebendigen und heilsamen Rührung, wodurch die Liebe zur Tugend geweckt wird. Gehaltvolle Ideen, gewählte und harmonische Ausdrücke, lebhafte und natürliche Bilder, Deutlichkeit und Fülle des Styls charakterisiren seine Beredtsamkeit, besonders

in den berühmten Fastenpredigten („Petit-Carême"). Der Neffe dieses berühmten Mannes hat eine vollständige Ausg. der Werke seines Oheims besorgt 1745 und 1762 in 15 Bdn. (deutsch, Dresden 1753, 15 Bde. in einer schlechten Übersetzung.)

Massinger (Philipp), Schauspieldichter, geb. zu Salisbury um 1585, studirte zu Orford, ging darauf nach London, und schrieb für das Theater, oft in Verbindung mit andern engl. Schauspieldichtern seiner Zeit, z. B. Decker, Middleton und Rowley. Nach Einigen ist er 1669, nach Andern 1639 gestorben. M. ist nach Bouterwek ein verständiger und geistreicher Schriftsteller. Der Hauptvorzug seiner Stücke besteht in einer kunstreichen und anziehenden Vertheilung und Verbindung der Scenen, in einer durchdachten Composition, die zu einer überraschenden und doch gehörig vorbereiteten Entwickelung führt. Kein engl. Schriftsteller hat vor M. einen dramatischen Plan verständiger entworfen und die Einheit der Handlung so glücklich mit der romantischen Mannigfaltigkeit der Scenen verbunden. Doch ist die Regelmäßigkeit seiner Stücke von der franz. immer noch unterschieden, welche der Anstand mehr beherrscht. Seine Correctheit hatte nichts Studirtes oder Nüchternes. Seine Phantasie war nicht reich, aber sie behandelte dramatische Stoffe mit Freiheit und Leichtigkeit. Man hat 17 Schauspiele von ihm, darunter einige Trauerspiele und Tragikomödien. Ihr Stoff ist größtentheils aus Novellen oder aus der Geschichte geschöpft. Hierher gehört z. B. „The Duke of Milan" (der Herzog von Mailand), ein Stück voll lebendiger Handlung und Schilderung der Leidenschaften. Im Lustspiele war er weniger glücklich. Seine „Dramatic works" haben Thomas Coxeter (London 1761, 4 Bde.), W. Mason (London 1779, 6 Bde.) und am besten Gifford (1813, 4 Bde.) herausgegeben. —s.

Masten heißen die großen Baumstangen, die auf den Schiffen das Segel und Tauwerk tragen und durch die sogen. Wand aufrecht erhalten werden. Die kleinen Schiffe haben einen oder zwei, die großen vier solcher Masten. Man unterscheidet den großen, oder Mittelmast, welcher unmittelbar auf dem Kiele ruht, den vordern, oder auch Fockmast, Focke, und den hintern, Besan oder Besanmast, wozu noch das schief vorwärts hinausliegende Bugspret oder Bogspriet kommt, welches letztere jedoch, wenn man die Schiffe nach der Zahl ihrer Masten bezeichnet, nicht mitgezählt wird, indem die größten Schiffe doch immer nur Dreimaster genannt werden. Die meisten Masten sind von Fichten, aus den Nadelhölzern im Norden von Europa und von Nordamerika. Die längsten messen über 100 Fuß und sind unten 6 — 7 Fuß dick.

Mastir, das Harz des immergrünen Mastirbaums (Pistacia Lentiscus), der in warmen Ländern wild wächst. Das Harz besteht aus kleinen Körnern von verschiedener Größe, die trocken, zerbrechlich, halbdurchsichtig und citronengelb sind; es schwitzt aus dem Stamme und den größern Ästen des Baumes entweder von selbst, oder durch gemachte Einschnitte. Der beste Mastir kommt aus Scios (s. d.), einer Insel im griech. Archipel, wo man jährlich gegen 50,000 Ctr. gewann. Je weißer und durchsichtiger der Mastir ist, für desto besser wird er gehalten. Er wird in einigen Arzneimitteln, vorzüglich aber als Räucherpulver gebraucht. Der unter d. Namen Mastir bekannte Kitt ist eine Vermischung ganz andrer Materialien.

Mastricht (Trajectum ad Mosam) (3000 H., 18,600 Einw.), vormals unter gemeinschaftl. Regierung der Vereinigten Niederl. und des Bischofs von Lüttich, jetzt die Hauptst. der niederländischen Provinz Limburg. Sie liegt an der Maas, welche hier die Jaar aufnimmt und sich in zwei Theile trennt, wovon der auf der rechten Seite der Maas Wyk heißt. Beide hängen durch eine schöne 500 Fuß lange steinerne Brücke zusammen. Die Stadt ist ziemlich regel=

mäßig und schön gebaut, hat ansehnliche Plätze, darunter der große Marktplatz mit dem sehr schönen Rathhause, wo eine öffentl. Bibliothek ist, und der mit Bäumen umgebene Paradeplatz, 9 kathol. und reform. Kirchen, 21 aufgehobene Klosterkirchen, ein Lyceum u. s. w. Die Stadt ist eine der stärksten Festungen in den Niederlanden und der Schlüssel zu diesem Königreiche von der Maas her. Auch hat sie auf dem St.-Petersberge, auf der Westseite der Maas, eine Citadelle, und durch Schleusen kann das flache Land zwischen der Stadt und dem St.-Petersberge unter Wasser gesetzt werden. Die Einwohner unterhalten Branntweinbrennereien, Tuch-, Gewehr-, Seife-, Leder- und Flanellfabriken, und treiben Krapp-, Tabacks- und Cichorienbau. In dem St.-Petersberge ist ein trefflicher Steinbruch, welcher nach der Maas zu einen Eingang hat, auch für Wagen, um die Steine an das Ufer des Flusses zu schaffen. Dieser Steinbruch hat lange horizontale Gänge, welche durch viereckige Pfeiler unterstützt werden. Hin und wieder sind Luft- und Lichtlöcher, auch kleine Wasserbehälter. In Kriegszeiten dient er den Einw. zu einem sichern Zufluchtsorte. Es sollen in diesem Steinbruche, worin an 40,000 Menschen Platz haben, an 20,000 Wege sich durchkreuzen und der Umfang 12 Stunden betragen. Ohne einen erfahrenen Wegweiser ist es gefährlich, sich in dieses Labyrinth zu wagen. Man hat darin Urkrokodilskelete gefunden.

Masurisch, Masure, Masurca, ein polnischer Nationaltanz, von heiterm Charakter, dessen Melodie in den Dreiachtel- oder Dreivierteltakt gesetzt wird, und in der zweiten Viertel- oder Achtelnote einen fast durchgehenden Nachdruck empfängt. In den ältern Tanzmelodien dieser Art blieb die Grundstimme immer auf einem Tone liegen, oder bewegte sich in gebrochenen Octaven, wie bei dem Murky. Dies ist wenigstens der Masurca, wie sie bei uns gehört wird, nicht wesentlich.

Maß und Gewicht. Um die Ausdehnung einer Größe im Raume zu bestimmen, muß man eine Größe von derselben Art als Einheit annehmen und nun vergleichen, wie viel solcher Einheiten die zu bestimmende Größe enthält. Diese Vergleichung heißt überhaupt messen und die zur Bestimmung angenommene Einheit das Maß. (Man nennt auch wol die bestimmbare Ausdehnung einer Größe selbst ihr Maß.) Das Maß ist also ursprünglich etwas willkürlich Angenommenes, aber der materiellen Beschaffenheit des Gegenstandes entsprechend, durch Bequemlichkeit beim Gebrauch, durch Gewohnheit u. s. w., endlich gesetzlich bestimmt, jedoch fast in allen Ländern anders. Zu mehrer Genauigkeit und Schärfe müssen die zum Maß angenommenen Einheiten in eine Anzahl gleiche Theile, ja jeder dieser Theile wieder in gleiche Unterabtheilungen u. s. w. getheilt werden; auch diese Unterabtheilungen sind nach den verschiedenen Zwecken und überall verschieden. — Im Allgemeinen gibt es 1) Längenmaß, für Alles, was sich unter der Linienform darstellt: Entfernungen, Längen, Höhen, Tiefen, Breiten. Vielleicht gaben der Schritt, der Fuß, die Spanne, die Daumenbreite die erste Idee zur Bestimmung des Urlängenmaßes, der Elle, des Fußes, des Zolles, her. Die gewöhnlichen Längenmaße in Deutschland sind: für große Entfernungen, die Meile; für geringere Längen, die Ruthe, Klafter, der Fuß, Zoll (vornehmlich beim Feldmessen, Bau- und Geschützwesen), Lachter, Schuh, Zoll (Bergbau), Faden (Schifffahrt), Elle (beim Waarenverkauf). 2) Flächenmaß. Die Urform für alles Flächenmaß ist das Quadrat, daher Quadrat-Meile, -Ruthe, -Fuß u. s. w. Größere Feldflächen werden auch nach Morgen, Tagwerk, Juchart oder Joch u. a. bestimmt. 3) Körpermaß oder Cubikmaß, weil der Cubus hier die Urform ist, daher Cubik-Ruthen, -Klaftern, -Fuße, -Zolle. Flüssigkeiten und unzusammenhängende Masse, z. B. Getreidekörner, Salz u. dgl., werden nach dem sogen. Hohlmaß gemessen, dem aber im-

mer der Cubikzoll zum Grunde liegt. Das bei uns übliche Urmaß für Flüssigkeiten ist die Kanne, und für trockene Dinge der Scheffel, die Metze. — Die wichtigsten der verschiedenen Benennungen aller Maße und ihrer Unterabtheilungen sind in besondern Art. erklärt. (Vgl. Decimal= und Duodecimalmaß.)

In dem Sinne, wie das Ausmitteln der Raumgrößen geschieht, läßt sich auch die Zeit, lassen sich Kräfte, Wirkungen, Lasten u. dgl. messen. Dem Zeitmaße liegt der Umlauf der Erde um die Sonne (Jahr) oder der Umschwung der Erde um ihre Axe (Tag) als Einheit zum Grunde; zu genauern Bestimmungen dient die Stunde, Minute, besonders die Secunde. Die Kraft, mit welcher ein Körper auf seine Unterlage nach dem Erdmittelpunkt drückt, nennt man seine Schwere, das Messen der Schwere nennt man wiegen und die dabei zur Einheit angenommene Kraft das Gewicht. (Häufig sagt man auch anstatt: die Schwere — das Gewicht eines Körpers und unterscheidet absolutes Gewicht, d. h. seine Schwere in Gewichten ausgedrückt, von dem specifischen oder eigenthümlichen Gewicht, d. h. dem Verhältnisse der Schwere zum Umfange.) Das Gewicht ist so mannigfaltig wie das Raummaß und ebenso verschieden. Beim Handelsgewicht, zu welchem das sogen. Fleischer=, Kramer=, Schiffsgewicht gehört, rechnet man nach Pfunden, und wiegt größere Lasten nach Lasten, Centnern, Steinen, geringere Schweren nach Lothen, Quentchen. Beim Gold= und Silbergewicht, wohin das Münzgewicht gehört, ist die kölnische Mark die gewöhnliche Einheit; beim Juwelengewicht der Karat. Über das Apothekergewicht, sowie über die übrigen einzelnen Gewichte s. man die besondern Art.; wir bemerken nur noch, daß die Gewichte auch nach holländischen Assen, deren $9728\frac{2}{10}$ auf ein leipziger Pfund Handelsgewicht gehen, verglichen, und daß die specifische Schwere der Körper nach dem Verhältniß des specifischen Gewichts eines Cubikfußes oder Cubikzolles destillirten Wassers, im luftleeren Raume gewogen, bestimmt zu werden pflegt. — Wie höchst unbequem die Verschiedenheit des Maßes und Gewichts in den verschiedenen Ländern ist und wie vortheilhaft ein überall gleiches, festbestimmtes Urmaß und Urgewicht sein würde, darüber herrschte von jeher nur eine Meinung, und es ist zu verwundern, warum eine solche wünschenswerthe Einführung noch nicht durchgängig, ja kaum durch alle Provinzen eines Landes hat gelingen wollen. Frankreich schritt durch sein Decimalsystem (s. d.) voran, in einigen andern Staaten, z. B. in Preußen geschehen gute Einrichtungen, aber die Ungleichheit im Ganzen besteht nach wie vor. Ein wesentliches Hinderniß einer solchen Einführung möchte freilich der Umstand sein, daß es überhaupt noch nicht gelang, ein allgemein verständliches, bequemes und durch Zweckmäßigkeit laut ansprechendes Maß= und Gewichtssystem aufzustellen, denn auch gegen die besten Vorschläge ließen sich bisher noch Einwendungen machen. Jene Bedingungen aber wären doch nur die alleinige Autorität, unter welcher die Einführung denkbar ist. Inzwischen behalf man sich bei wissenschaftlichen Untersuchungen noch immer mit dem als Einheit angenommenen alten pariser Fuß und der alten pariser Linie und mit dem rheinländischen Fuß rc. S. Vega's „Natürliches Münz=, Maß= und Gewichtssystem" (Wien 1803); „**Métrologie constitutionnelle et primitive**", von Lesparat (Paris 1801); Wild, „Über allgemeines Maß und Gewicht" (Karlsruhe 1815). Eine genaue Darstellung der verschiedenen Maße, Gewichte und Münzen enthält Gerhard's „Allgemeiner Comtoirist"; Nelkenbrecher's „Taschenbuch der Münz=, Maß= und Gewichtskunde"; Eytelwein's „Vergleich der gegenwärt. und vormal. preuß. Maße und Gewichte mit Rücksicht auf die vorzüglichen europäischen Maße und Gewichte" (2. Aufl., Berlin 1810); und Löhmann's „Tafeln zur Verwandlung des Längen= und Hohlmaßes sowie des Gewichts und der Rechnungsmünzen aller Hauptländer Europens u. s. w." (4 Abthl., Leipzig 1821—26, 4.). 5.

Maßstab wird häufig gleichbedeutend mit Maß genommen, insbesondere aber das Werkzeug genannt, auf welchem die Maßeinheit mit ihren Unterabtheilungen bemerkt ist, um hiernach die Ausdehnung einer Größe abzumessen, wie z. B. die Elle, der Zollstab, die Schmiege u. dgl. Der verjüngte Maßstab dient dem Zeichner, wenn er einen großen Gegenstand mathematisch ähnlich verkleinert darstellen will, ist also der eigentliche Maßstab, aber genau verhältnißmäßig verkleinert vorgestellt. Er muß, wenn das Verhältniß der Verkleinerung gegeben ist, jedes Mal besonders nach diesem Verhältnisse construirt werden, und heißt Transversalmaßstab, wenn er nach geometrischen Gesetzen durch horizontale, perpendiculare und diagonale Linien dargestellt abgetheilt ist, daß man mit möglichster Genauigkeit, z. B. bei einem Ruthenmaßstabe, die Ruthen, Fuße und Zolle darnach bestimmen kann. Die Geometrie gibt zu solchen Constructionen mannigfache Anleitung; auch finden sich in den mehrsten guten Reißzeugen solche verjüngte oder Transversalmaßstäbe auf den messingenen Linealen eingegraben. Jeder Bau- und andre Riß, auch Plane und Landcharten enthalten ihren verjüngten Maßstab verzeichnet, nach welchem man mit dem Cirkel Größen abnehmen und vergleichen kann. Ausführlich behandelt diesen Gegenstand Mayer in seiner „Praktischen Geometrie". — Die Artilleristen bedienen sich eines besonderen Maßstabes, den wir unter dem Art. Caliber beschrieben haben. — Der sogen. Visirstab (s. d.) ist der Maßstab, um den Inhalt der Gefäße auszumitteln. 5.

Matador, in der spanischen Sprache, wörtlich ein Todtschläger. Dieser Name, den man noch in einigen Kartenspielen, als L'Hombre, Tarock, Solo, von den höchsten Trümpfen, und daher scherzweise auch von wichtigen oder reichen Personen braucht, schreibt sich vielleicht von den **Matadoros**, einer Compagnie freiwilliger Spanier her, welche die Bewohner Barcelonas zu Anfang dieses Jahrh. errichteten, als sie wider Philipp V. stritten, und welche die Bestimmung hatten, beständig die Straßen zu durchziehen und das geringste Murren wider die Regierung mit dem Tode zu bestrafen; wenn nicht, was wahrscheinlicher ist, beide Benennungen von den spanischen Stiergefechten hergenommen sind, in welchen die Hauptkämpfer, die dem Thiere, wenn es aufs äußerste gebracht ist, den Todesstoß geben, ebenfalls Matadores genannt werden.

Matelot (Tanz), s. Hornpfeife.

Mater, s. Matrize.

Materia medica, Heilmittellehre, s. Medicin.

Materie oder körperlichen Stoff nennen wir Dasjenige, was den Raum ausfüllt, oder was der Verstand den Raum erfüllenden Körpern unterlegt. Da nun aber die Erscheinung nur insofern von uns wahrgenommen wird, als sie auf uns wirkt, so haben wir die Materie als ein im Raume Wirksames zu betrachten, was durch seine Ausdehnung und Bewegung gesetzlich wirkt. Von dem Wesen der Materie und von der Art, wie sie auf uns wirkt, hat man sich von jeher die verschiedensten Vorstellungen gemacht. In den ältesten Zeiten nahm man seelenähnliche Kräfte in der Materie an, vermöge welcher die materiellen Theile auf uns wirkten. Leucipp und Demokrit setzten den leeren Raum und Atome an ihre Stelle, und erklärten die ganze lebendige Natur durch Einwirkung äußerer Kräfte. In den spätern Zeiten unterschied Descartes das Materielle durchaus von dem Einfachen oder Geistigen und setzte das Wesen der Materie bloß in die Ausdehnung (**extensio**). Nach ihm ist die Materie nicht einfach, sondern zusammengesetzt, und zwar aus Theilen, welche in der Wirklichkeit zwar untheilbar oder Atomen, im Verstande oder in der Vorstellung aber noch theilbar und ausgedehnt sind. Newton, der in metaphysische Untersuchungen nicht einging, führt bloß an, daß er die Materie als eine Zusammenhäufung der kleinsten Theilchen betrachte, die selbst wieder materiell und ausgedehnt sind und durch eine unbekannte

Kraft sehr stark unter sich zusammenhängen, woraus folgt, daß er auch zu den Atomisten gehörte. — Der Dualismus des Descartes verwickelte die Metaphysiker, wegen der Verknüpfung des Geistigen mit dem Materiellen, in große Schwierigkeiten und veranlaßte mehre metaphysische Systeme. Eins der merkwürdigsten ist das idealistische oder der Idealismus (s. d.), nach welchem man alle Materie schlechterdings leugnet, alle Vorstellungen von materiellen Dingen aber für nichts weiter erklärt als für Ideen oder Vorstellungen, welche die Gottheit in der Seele des Menschen erweckt. Malebranche gründete darauf die Meinung, daß wir alle Dinge in Gott sehen, und daß uns selbst der Glaube berechtige, alle Dinge außer Gott und die Geister überhaupt zu leugnen. Er betrachtet die Wirkung der Materie auf unsern Geist als Einwirkung der Gottheit. Spinoza und Hume gingen im Idealismus noch weiter. Jener nahm eine einzige Substanz an, deren Eigenschaften unendliche Denkkraft und Ausdehnung sind, und erklärte alle geistige und materielle Erscheinungen als Zustände dieser einzigen Denkkraft und Ausdehnung. Hume, der weder Substanzen noch Subjecte oder sonst selbständige Wesen annimmt, betrachtet alles Geistige und Materielle als eine Reihe vorübergehender Erscheinungen. Leibnitz (s. d.), welcher einsah, wie schwer sich der Einfluß der Materie auf uns aus Dualismus, Idealismus und Materialismus erklären lasse, stellte die Lehre von den Monaden (s. d.) auf. Priestley bildete die Meinung Boscowich's, daß die Materie bloß aus physischen Punkten bestehe, welche einander anziehen und abstoßen, weiter aus, und sagte, die Materie sei ein bloßes Anziehen und Abstoßen, welches sich auf gewisse mathematische Punkte im Raume beziehe. Nach Kant ist der Raum nur Form unserer sinnlichen Anschauung, womit die Materie, die im Raum sein soll, auch zu etwas Subjectivem wird. — In der Philosophie wird die Materie (Gehalt) auch der Form entgegengesetzt. — Materiell ist sonach, was der Materie angehört, Undurchdringlichkeit, Bewegung, Ausdehnung und Theilbarkeit hat, körperlich — entgegengesetzt dem Spirituellen oder Geistigen; und eigentlich das Dichte, Grobe, Starke, dem Feinen, Ätherischen entgegengesetzt. Dann wird aber Materie (Gehalt) der Form und folglich das Materiale dem Formalen entgegengesetzt, und bedeutet, was den Inhalt, das Wesen eines Gegenstandes betrifft.

Materialismus, diejenige philosophische Behauptung oder systematische Ansicht, vermöge welcher die Materie oder die körperliche Substanz als Grundursache der Dinge angesehen wird. Wer ihr zugethan ist, heißt Materialist im philosophischen Sinne. In Beziehung auf die Seelenlehre insbesondere ist Materialismus die Annahme, die Seele sei eine materielle Substanz (psychologischer Materialismus). Der Materialismus ist somit dem Spiritualismus oder Immaterialismus entgegengesetzt; beide aber sind Arten des monistischen Dogmatismus. Jener kann nun, wie dieser, entweder empirisch sein, wenn er seine Behauptung auf Erfahrungen von der Sinnenwelt zu gründen und also die innern Erscheinungen aus den Erscheinungen des äußern Sinnes abzuleiten versucht — oder transscendental, wenn er über diesen letztern Unterschied selbst, als durch die Erfahrung gegeben, hinausgeht. Beide aber, der Spiritualismus sowol als der Materialismus, sind Einseitigkeiten und enthalten keine zureichende Erklärungsgründe der entstehenden Erfahrung. Der Materialismus aber insbesondere, der diejenigen Erscheinungen hervorhebt, nach welchen das Geistige von dem Stoffartigen abhängig erscheint, ist verschieden, je nachdem er die Materie an sich, oder die Organisation derselben zu dem Ursprünglichen macht, und im ersten Falle bald eine ätherische Materie, eine unsichtbare Flüssigkeit, bald das Licht, das Wasser rc. als die Grundmaterie annimmt, wie auch nach den besondern Hypothesen, durch welche er das Entstehen aller Dinge daraus erklärt. In be-

sonderer Beziehung auf die Seele behauptet der Materialist daher, die Materie bringe an sich geistige Veränderungen hervor, oder sie sei Ergebniß der ganzen körperlichen Organisation, durch welche die Materie verfeinert und zum Geiste veredelt werde, wie unter Andern Priestley annahm. Allein dadurch bleibt immer unerklärt, wie die Materie denken und die physische Bewegung geistige Veränderungen hervorbringen könne, die wir an so vielen organisirten Wesen nicht wahrnehmen, wie namentlich eine Vorstellung von seiner eignen Thätigkeit entstehen könne. Man erfand daher viele ebenso unerweisliche Hülfshypothesen, wie die von den Nervenschwingungen des Hartley. Am meisten aber streitet gegen eine solche Annahme das Bewußtsein der Identität und Freiheit des Menschen, welche durch dieselbe aufgehoben würde, indem die Materie durch das Gesetz der Naturnothwendigkeit unbedingt beherrscht und das freie Wesen dadurch zur Maschine erniedrigt wird. In der praktischen Philosophie geht der Materialismus nothwendig in den Eudämonismus über, sowie er in religiöser Beziehung zum Atheismus und zum Fatalismus führen muß. Wie er sich zum Realismus verhalte, mit welchem er oft verwechselt wird, s. d. Übrigens ist der Materialismus eine sehr alte Vorstellungsart, und die herrschendere in der ältern griech. Philosophie, Mythologie und Poesie: denn die Sinnenwelt regt zuerst das Nachdenken auf, der Mensch bildet sich zuerst sinnlich aus, auch ging darum der poetische Materialismus dem philosophischen vorher; nur wurden beide von einem phantasiereichen und sinnigen Volke sehr verfeinert und poetisch ausgebildet. T.

Mathematik. Nennen wir Alles, was wir uns aus gleichartigen Theilen zusammengesetzt denken können, Größe, so ist die Mathematik, nach der gewöhnlichen Erklärung, die Kunst, die Größen zu bestimmen, d. h. zu messen oder zu berechnen, daher sie auch Größenkunst und ihre Theorie Mathesis oder Größenlehre genannt werden kann. Nun erscheint jede Größe einmal als eine Menge Gleichartiges und kann in dieser Hinsicht allein schon betrachtet werden; dann aber auch unter einer eigenthümlichen Form oder Ausdehnung im Raume, welche aus der Zusammensetzung des Gleichartigen entsteht und wohin auch die ursprünglichen Begriffe, Lage, Verhältniß der Theile und dgl. gehören. In dieser Art lassen sich nicht bloß alle Gegenstände der Körperwelt, sondern auch Zeit, Kräfte, Bewegung, Licht, Töne u. s. w. als mathematische Größen darstellen und behandeln. Die Mathematik hat es nur mit diesen beiden Erscheinungen zu thun, mit der Menge des Gleichartigen (Zahlgröße) und mit der Form (Raumgröße). Sie kann aber hierbei zu einer Wahrheit gelangen, wie es keiner andern Wissenschaft möglich ist; denn die ihr eigenthümliche, strenge Beweisart gibt ihren Schlüssen und ihrem ganzen Verfahren jene Sicherheit, Klarheit und allgemeine Anwendbarkeit, welche ebenso sehr den Verstand befriedigt, als die Werkthätigkeit erhöht und erweitert. (Vgl. Methode, mathematische.) — Man unterscheidet eine reine und eine angewandte Mathematik, je nachdem man die Größe an sich oder noch mit andern Eigenschaften verbunden zu bestimmen sucht. Die reine Mathematik kann auch als Theorie, die angewandte als Anwendung der Theorie auf wirklich vorhandene Gegenstände und Vorfälle des Lebens betrachtet werden. Dann zerfällt die reine Mathematik in die Arithmetik (s. d.), wo die Größe unter der Zahlform, und in die Geometrie (s. d.), wo sie unter der Raumform behandelt wird. Zur Lösung ihrer Aufgaben dienen die Zahlenrechnung (s. Rechnenkunst), die Buchstabenrechnung (s. Algebra) und die Analysis (s. d.). Zur angewandten Mathematik gehören die Anwendung der arithmetischen Lehren in ökonomischen, politischen, kaufmännischen, juristischen und ähnl. Berechnungen; die Ausübung der geometrischen Lehren bei den Land- und Feldvermessungen (s. Feldmessen), beim Nivelliren, Markscheiden (s. d.) u. s. w., die Anwendung der mathematischen Lehren auf die Kräfte und Wirkungen,

Schwere, den Fall, den Klang, Schall u. s. w. der trockenen, flüssigen und luftförmigen Körper sowol im Zustand der Ruhe, im Gleichgewicht oder in der Bewegung, also überhaupt in den mechanischen Wissenschaften (s. Mechanik, Dynamik, Statik, Hydraulik, Aërometrie); die Anwendung der Mathematik auf die Lichtstrahlen in den optischen Wissenschaften (s. Optik, Dioptrik, Katoptrik, Perioptrik, Perspective); die Anwendung der mathematischen Lehren auf die Stellung, Größe, Bewegung, Bahn u. s. w. der Weltkörper in den astronomischen Wissenschaften (s. Astronomie), mit welchen die Messung und Berechnungen der Zeit (s. Chronologie) und die Kunst, Sonnenuhren zu verfertigen (s. Gnomonik), in genauer Verbindung stehen. Die Anwendung, welche die Mathematik beim Bauwesen, bei der Schifffahrt, in der Kriegskunst, Geographie, Physik, Technik u. s. w. findet, wird von Einigen ebenfalls unter den mathematischen Wissenschaften aufgeführt, kann aber füglicher als mathematischer Theil jener Wissenschaften und Künste bei ihnen abgehandelt werden. — Es ist zu bedauern, daß wir bis jetzt noch kein genügendes, vollständiges Geschichtswerk der Mathematik besitzen; selbst Kästner entspricht den Foderungen keineswegs und Montucla läßt noch Manches wünschen. — Die wissenschaftliche Begründung der Mathematik dürfte bei den Indiern und Ägyptern nachzusuchen sein; die erste Ausbildung finden wir bei den Griechen. Thales, vorzüglich Pythagoras, Plato, Eudoxus dachten viel über die Mathematik und bereicherten ihr Gebiet. Doch scheint es, als sei die Geometrie damals sorgfältiger angebaut worden als die Arithmetik, was aber daher rührt, daß unter dieser die Alten sich etwas Andres dachten als wir, die auch nicht recht auffinden können, was es eigentlich gewesen und daß wir Arithmetik irrig oft mit Zahlenrechnung verwechseln, welche letztere (Logistik) wirklich bei den Alten sehr unbehülflich und beschränkt sein mochte. Euklides's berühmte Elemente (d. s. Lehren von den Eigenschaften der Größen), Archimedes's scharfsinnige Entdeckungen, Apollonius's von Perga tief eindringende Untersuchungen brachten die Geometrie der Alten auf ihren Höhenpunkt. Seitdem bekam sie mehr Beziehung zur Sternkunde und mehr Verbindung mit der Rechnenkunst. Unter den griech. Mathematikern werden noch besonders Eratosthenes, Konon, Nikomedes, Hipparch, Nikomachus, Ptolemäus, Diophantus, Theon, Proklus, Eutocius, Papus u. A. genannt. Es ist auffallend, daß die Römer wenig Sinn für die Mathematik hegten; die Araber hingegen, die, wie alle ihre wissenschaftlichen Kenntnisse, auch die Mathematik von den Griechen entlehnten, beschäftigten sich viel damit; Algebra und Trigonometrie verdanken ihnen insbesondere zweckmäßige Verbesserungen. Durch die Araber gelangte die Mathematik nach Spanien, wo sich unter Alfons von Castilien ein reger Sinn dafür zeigte; dann fand sie zunächst in Italien gedeihlichen Boden und auch in den Klöstern vertiefte sich wol hier und da ein Mönch in das Studium mathemat. Wissenschaften, ohne sie jedoch weiter zu bringen, was spätern Zeiten vorbehalten war. Inzwischen erwarben sich um die Pflege derselben große Verdienste ein Johann von Gmünden, Peurbach, Regiomontan, Pacciolo, Tartaglia, Cardanus, Maurolycus, ein Vieta, Ludolf vom Ceulen, Pet. Nunez, Justus Byrge u. viele A. Bisher waren aber alle mathematische Operationen von größerm Umfange auf äußerst mühsame und langwierige Wege gewiesen; da gaben im 17. Jahrh. Neper und Byrg durch die Erfindung der Logarithmen dem ganzen Rechnungswesen eine Erleichterung, mithin dem Mathematiker ein Mittel in die Hände, rascher und sicher auch die schwierigsten Aufgaben zu lösen, und Newton und Leibnitz brachen durch ihre Infinitesimalrechnung Bahnen in Gebiete, in welche früher kein Mathematiker einzudringen wagen durfte. Von dieser Zeit an gewann die Wissenschaft und jeder einzelne Zweig derselben eine bewunderungswürdige Ausdehnung und einen Einfluß auf das Leben,

wie keine andre, durch Denker wie Galilei, Torricelli, Pascal, Descartes, L. Hopital, Cassini, Huyghens, Harriot, Wallis, Barrow, Halley, Jak. und Joh. Bernoulli u. A. So vermochten Manfredi, Nicoli, Nic. und Dan. Bernoulli, Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moiven, Clairaut, d'Alembert, Lambert, Tob. Mayer, Kästner, Hindenburg, der Erfinder der combinatorischen Analysis; Lagrange, Laplace, Legendre, Gauß und die neuern Mathematiker im 18. und in unserm Jahrh. fortzuwirken und uns Aufschlüsse nicht allein über unsere Erde, sondern über die Sternenwelt, über Erscheinungen und Kräfte der Natur und deren zweckmäßigere Verwendung für die Bedürfnisse des Lebens zu geben, so manchen schwankenden Begriff fester zu stellen, so manchen Irrthum zu berichtigen. Wir dürfen in dieser Hinsicht auf die Leistungen und Werke der hier schon genannten Männer, in den besondern biograph. Art., und auf die den einzelnen mathemat. Disciplinen beigefügte Literatur verweisen. Die Zahl der guten mathemat. Lehrbücher wächst noch täglich, ohne jedoch die Vorzüge der frühern allgemein bekannten, durch Neuheit der Ideen, Klarheit und bessere Methode merklich zu übertreffen oder bei gründlichem Studium entbehrlich zu machen. Büsch's „Encyklopädie der mathemat. Wissenschaften" (Hamburg 1795) und dessen „Versuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens"; Langsdorf's „Einleitung in das Studium der Geometrie, Algebra, Trigonometrie, Diff.- und Integralrechnung und der Dynamik, mit Rücksicht auf Maschinenlehre" (Manheim u. Heidelberg 1814), sowie Klügel's „Mathem. Wörterbuch" (Lpz. 1816, 4 Thle.), und das von A. L. Crelle herausgeg. „Journ. für die reine u. angew. Mathematik" (Berlin 1826, 1. Bd., 4.) dürfen außerdem bemerkt werden. Übrigens muß nicht übersehen werden, daß die besondern Zwecke bei dem Studium der Mathematik sowol über die Art des Vortrags wie über die Auswahl der literarischen Hülfsmittel entscheiden, daß der Werth der mathemat. Methode zwar festgestellt ist, daß jedoch die Mathematik an sich nicht die Denkkraft zu schaffen, wol aber sie zu schärfen vermag, und daß ohne außerordentliches Geistesvermögen kein Mathematiker die Gesetze der Schwere entdeckt hätte. 5.

Mathematische Geographie, die Wissenschaft von Dem, was sich auf der Oberfläche der Erdkugel ausmessen läßt, oder die Anwendung der Mathematik und Astronomie auf die Ausmessung der Erde. Schon die Alten hatten in dieser Wissenschaft nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Es geht aber alle Meßkunst auf der Erde von zwei Grundsätzen aus: ein Mal, daß die Erde als Kugel zu betrachten, und zweitens, daß die Punkte und Kreise, welche man sich am Himmel denkt, mit ähnlichen Punkten und Kreisen auf der Oberfläche der Erde übereinstimmen und zusammenfallen. Man s. Erde, Pol, Äquator, Wendekreise, Mittagskreise und Parallelkreise. S. Walch's „Einleit. in die mathemat. Geograph." (3. Aufl., Göttingen 1807), Schmidt's „Lehrb. der mathemat. Geograph." (Lpz. 1810). (Vgl. d. Art. Geographie.)

Mathews (Charles), ein Komiker, der, wenn er Foote an Kenntnissen und Witz nachstehen sollte, ihn an Allgemeinheit des mimischen Talents weit übertrifft, weil ihm kein Charakter, keine Nation, kein Alter, keine Situation unerreichbar scheint. Er ist den 28. Juni 1776 in London geb., wo sein Vater Buchhändler war, und erhielt guten Unterricht. Drei Jahre vor Ablauf der Schulzeit nahm ihn sein Vater in die Lehre; aber ihm lag mehr daran, Bücher zu lesen, als sie zu verkaufen, am meisten zogen ihn die Schauspiele an. Bald fand er Gelegenheit, in der Stube einer alten Französin mit andern jungen Leuten ein Trauerspiel aufzuführen. In ein öffentliches Theater wollte ihn sein religiöser Vater nicht gehen lassen; es geschah gegen dessen Wissen dennoch und nun waren alle seine Gedanken auf die Bühne gerichtet. Er fand das meiste Gefallen an den Rollen der Alten und legte zu dem Ende eine Sammlung von Perücken an, welche mit

Suett's berühmten Haarschatze wetteifern konnte. Seinen ersten Versuch machte er 1793 auf der Bühne zu Richmond, von hier ging er nach Canterbury, dann auf das dubliner Theater, endlich spielte er 3 J. zu Swansea in Wales. 1798 trat er in York auf und erwarb auch hier bald ebenso viel Ruf als Geld. 1803 stellte ihn Colman, Director des kleinen Theaters auf dem Heumarkte (Haymarket) in London, bei demselben an und gab ihm die Hauptrollen des niedrigkomischen Lustspiels. Hier stellte M. eine Menge Charaktere, z. B. Old Wiggins, Buskin, Mingle, Cypher, Risk, Triangl, Nehemiah Ham, Sire Fretfut Plagiary u. a. m. so meisterhaft dar, daß man ihn im Herbst 1804 auf das Drurylanetheater berief. Als dieses Theater 1809 abbrannte und die Gesellschaft sich auf das Lyceumtheater begab, erhielt M. alle Rollen, die Bannister, welcher die Bühne verließ, gespielt hatte. Doch ging er zum Haymarkettheater, von diesem zum Theater im Coventgarden und endlich wieder nach Haymarket zurück, wo er 1817 seinen berühmten Multiple in dem „Actor of all work" 30 Abende bei vollem Hause spielte. Auch in Edinburg, Glasgow, Newcastle, Manchester ꝛc. konnte man sich an seinem Multiple im „Scherwenzelkomödianten" nicht satt sehen; denn er spielte darin 7 Rollen: den Scherwenzel, den Einhelfer, einen franz. tragischen Schauspieler, einen Lehrburschen, einen schottischen Trödler, dessen Frau, und einen Lohnkutscher. 1818 kündigte er sich wieder in der Hauptstadt an. Diese Vorstellungen, wo M. wöchentlich 3—4 Mal 3 Stunden lang ganz allein verschiedene komische Rollen spielt und noch komischere Lieder (mit Begleitung eines Fortepiano) singt, sind verhältnißmäßig besuchter als alle andre Theater in London. Den Franzosen macht er sehr gut, wobei ihm seine vortreffliche Aussprache des Französischen zu statten kommt. Die britischen Mundarten kennt er bis auf die kleinsten Schattirungen. Seine alten schottischen Weiber (die er auch im Costum darstellt) erschüttern das Zwerchfell aller Zuschauer. In Familienkreisen ist seine Anwesenheit ein Fest; sein Tisch liegt daher voll von Einladungskarten. Auch in Amerika, wo er 1822 auftrat, fand er die ehrenvollste Aufnahme. 62.

Mathilde, Markgräfin von Toscana, bekannt durch ihre Verbindung mit Gregor VII., war eine Tochter des Markgrafen Bonifaz von Toscana, geb. 1046, und vermählte sich mit Gottfried dem Buckligen, Sohn des Herzogs von Lothringen, lebte aber stets von ihm getrennt und mochte das milde Klima Italiens nicht mit einem nordischen Himmel vertauschen. Im 30. J. Witwe, trat sie ganz auf die Seite Gregors VII. und Urban II. gegen den Kaiser Heinrich IV., ihren Vetter. Sie war beinahe die unzertrennliche Gesellschafterin Gregors, stets bereit, ihm in Allem, was er bedurfte, beizustehen. Diese enge Verbindung gab schon der Mitwelt zu ungünstigen Bemerkungen über sie Anlaß, die jedoch ungerecht waren. Denn so gewiß es nicht bloß Politik, sondern auch gegenseitige Neigung und Achtung war, worauf ihre Verbindung beruhte, ebenso wird es durch alle Umstände klar, daß auch das zartere Verhältniß, das dadurch zwischen ihnen geknüpft wurde, immer fort rein blieb. Mathilde war schon von ihrer Mutter gewöhnt worden, in dem Papste einen Heiligen und den Heiligen zugleich als Vater zu verehren. Dadurch hatte auch Gregor mehr Gelegenheit erlangt, zur Bildung ihres Geistes mitzuwirken. Nimmt man noch dazu, daß ihr Geist einer sehr hohen Spannung empfänglich und in ihrem Charakter die weibliche Beharrlichkeit bis zur männlichen Festigkeit abgehärtet war, so begreift man auch, wie sie so viel für Gregor wagen und thun konnte. Die Schenkung aller ihrer Güter und Besitzungen an die röm. Kirche (1077 oder 1079; denn die Urkunde darüber ist verloren) kostete sie zuverlässig am wenigsten; aber daß sie in jeder Gefahr als sein Schutzgeist über ihn wachte, jede Gefahr, die sie nicht von ihm abwenden konnte, mit ihm theilte, und ihn noch ermunterte, der unabwend-

baren Gefahr mit Muth und Standhaftigkeit entgegen zu gehen: dies bezeichnet ihre Kraft und Hingebung. Sie allein stand ihm 1081 gegen den Kaiser bei, unterstützte ihn mit ihren Schätzen, als er in Rom eingeschlossen war, und führte selbst noch nach Gregors Tode den offenen Krieg gegen den Kaiser fort. Sie starb in dem von ihr erbauten Benedictinerkloster zu Polirone 1115. Ihr Tod gab zu neuen Fehden zwischen Kaiser und Papst (Pascal III.) wegen jener Schenkung Anlaß, welche endlich dahin entschieden wurden, daß der Kaiser einen Theil der mathildischen Güter dem Papste abtrat. Diese hatten in Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einem Theil von Umbrien, dem Herzogthum Spoleto, Verona, und fast Allem, was das heutige Patrimonium Petri ausmacht, von Viterbo bis Orvieto, nebst einem Theile der Mark Ancona bestanden. (Vgl. Papst und Gregor VII.) A—s.

Mathuriner, s. Trinitarier.

Matrikel heißt jedes förmliche schriftliche Verzeichniß gewisser Personen, welche zu einem Stande gehören. So ist bei den Universitäten die Matrikel das Verzeichniß, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Universität eingetragen (immatriculirt) werden; bei den Soldaten die Musterrolle; bei den Geistlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, der bei einer Pfarre befindlichen Einkünfte; ferner die Reichsmatrikel ehedem das Verzeichniß aller Stände des deutschen Reichs und ihrer Beiträge zu den Reichsanstalten. Die wormser Matrikel von 1521 war die Grundlage für die Contingentsstellung und die Kriegssteuern (Römermonate), ein andrer Anschlag war für die Unterhaltung des Reichskammergerichts (Kammerzinsen) vorhanden. Beide waren im Laufe der Zeit unbrauchbar geworden, ohne daß man sich über gesetzliche Berichtigung vereinigen konnte. Man behalf sich mit Usualmatrikeln.

Matrize heißt bei Schraubenwerken die Mutter oder das Stück, in welchem die Spindel auf- und abgeht; bei den Schriftgießern die Form, worin Buchstaben abgegossen werden. Sie besteht aus einem viereckigen Stücke Kupfer, auf welches der Buchstabe mittelst der Patrize eingeschlagen wird; beim Münzwesen der Prägestock.

Matthäi (Friedrich), Professor und erster Inspector der königl. Gemäldegalerie zu Dresden, Historien- und Portraitmaler, geb. in Dresden 1775, Sohn des Bildhauers und Inspectors über die Sammlung der Mengs'schen Gypsabgüsse, bildete sich unter Anleitung seines Vaters und auf der dasigen Akademie unter Casanova. 1796 ward er Pensionnair dieser Akademie und trat mit einem sein Talent bewährenden Gemälde, das Urtheil des Paris vorstellend, auf. Nach Casanova's Tode setzte er seine Studien auf der Akademie zu Wien unter Füger fort. Seine 1800 ausgestellten Gemälde, Kastor und Pollux, und eine Scene aus der Sündflut, nach Geßner's Dichtung, fanden allgemeinen Beifall. 1802 verließ M. Wien, um sich in Italien noch weiter auszubilden; er blieb zuerst einige Zeit in Florenz und lieferte zu der dortigen Preisvertheilung 1803 ein Gemälde, wodurch er den ersten Preis gewann. Auch ward er zum Professor honorarius der Akademie ernannt. Späterhin sandte er aus Italien mehre Gemälde zur Ausstellung nach Dresden; besonders großen Beifall erhielt 1807 seine Ermordung des Ägysthus, und seine Copie einer Grablegung Christi von Rafael, welche er 1808 bei seiner Rückkehr in sein Vaterland mitbrachte, 1812 aber ein dort ausgestelltes Gemälde, Christus, der die Kinder segnet. Zu seinen neuesten Werken gehören das Abendmahl (in der Kirche zu Plauen im Voigtland) (s. „Kunstblatt" zum „Morgenbl.", 1817, St. 17), und der Tod des Kodrus, den er in Auftrag der Stände der Niederlausitz für den Landsyndicus von Houwald 1821 malte und 1827 vollendete: ein Bild, das in den Annalen der sächs. Kunstgeschichte mit Auszeichnung genannt werden wird. Seit 1809 ist M. Prof. an der dresdner

Malerakademie. Man rühmt an seinen Gemälden besonders die Composition, die tüchtige Zeichnung und die großartige Draperie, vor Allem aber sein Colorit, welches sich der alten florentinischen Schule nähert. Seine Portraits sind treffend und wahr. Auch im Leben zeichnet sich dieser Künstler, der bereits viele brave Schüler zählt, als ein unterrichteter, durch Reisen gebildeter Mann vortheilhaft aus.

Matthäus, der Evangelist und Apostel, war vor seiner Berufung zu diesem Amte ein Untereinnehmer bei dem römischen Zoll am See Tiberias, und der Sage nach aus Nazareth gebürtig. Die Nachrichten, welche die Legende von seinen Lebensumständen und Reisen gibt, sind unverbürgt. Merkwürdig ist er besonders als Verfasser des ersten Evangeliums, das er um 60 n. Chr. für palästinensische Christen aus dem Judenthume, zum Erweis der Messiaswürde Jesu, ohne strenge chronologische Ordnung, jedoch mit ziemlicher Ausführlichkeit, geschrieben hat. Daß er es ursprünglich hebräisch schrieb, ist durch die Untersuchungen der neuern Kritik, welche auch die Echtheit der ersten beiden Capitel in Zweifel setzt, wahrscheinlich geworden. E.

Mattheson (Johann), Componist, Sänger und Clavierspieler, geb. 1681 zu Hamburg, erhielt eine gute Erziehung, componirte schon in seinem 9. J., und ließ sich auf der Orgel hören; im 17. J. trat er mit seiner ersten Oper, „Plejades", auf, die er nicht nur allein dirigirte, sondern in der er auch die Hauptrolle sang. Dem Umgange mit Händel verdankte er Vieles. Nachdem er mehre Jahre die Stelle des ersten Sängers am hamburger Theater bekleidet hatte, ward er 1706 Gesandtschaftssecretair beim engl. Gesandten und Hofmeister bei dessen Sohne. Er ward über 40 Jahre lang in Gesandtschaftsgeschäften gebraucht und erhielt den Charakter eines großbritannischen Legationsraths. Dabei blieb er der Musik getreu, und ward zum Capellmeister, Kanonicus und Musikdirector am Dom zu Hamburg ernannt. Die letztere Stelle legte er, seines harten Gehörs wegen, 1728 nieder. Den Wunsch, so viele Werke auszuarbeiten, als er Lebensjahre zählen würde, übertraf er noch; denn er hatte bis zu seinem Tode, 1764, 88 Schriften über Geschichte, Moral und Musik herausgegeben, seine 24 Oratorien und andre Cantaten ungerechnet. Er hinterließ deren noch ungleich mehr im Manuscripte, die er dem hamburg. Gymnasium schenkte. In seinem Testamente vermachte er 44,000 Mark hamb. Cour. zum Orgelbau in der Michaeliskirche zu Hamburg. Unter seinen gedruckten Werken sind die vorzüglichsten: „Die große Generalbaßschule" (1731) und „Der vollkommene Capellmeister" (1739). Seine Werke haben über mehre Zweige der Musik Licht verbreitet, durch rauhen und derben Styl aber auch ihm heftige Gegner zugezogen. Der vorzüglichste Gegenstand seines Streitens war die Solmisation.

Matthiä (Friedrich Christian), Rector des Gymnasiums zu Franfurt a. M., geb. den 30. Dec. 1763 zu Göttingen, wo sein Vater Prof. der Medicin und zweiter Bibliothekar war, erhielt seine Schulbildung auf dem evangel. Gymnasium zu Erfurt und seit 1777 auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Dann studirte er auf der Universität daselbst, unter Heyne und als Mitglied des philolog. Seminars, die classische Philologie, zugleich aber auch Theologie, orientalische Sprachen unter Michaelis, benutzte Schlözer's, Gatterer's, Meiners's, Kästner's, Lichtenberg's Vorlesungen, und erlernte die franz., engl., ital. und spanische Sprache. Nach Vollendung seiner Studien ging er als Lehrer der latein. und griech. Sprache an ein Erziehungsinstitut zu Neuwied, und von da 1789 nach Grünstadt bei Worms, als Director des dortigen Gymnasiums, das vorzüglich unter ihm aufblühte. Als die Franzosen 1793 die Pfalz überschwemmten, flüchtete er von seinem Posten, kehrte aber 1794 auf denselben zurück und nahm nach Auflösung der Anstalt, 1798, die Ernennung zum Prof. der latein. und

griech. Sprache an der Centralschule zu Mainz an. Dort trat er zugleich 1800 in den Municipalrath der Stadt und 1801 in das conseil général du dép. Mont Tonnèrre und wurde Mitglied der Commission zur Organisation der Schule zu Grünstadt. Dieses gab ihm Gelegenheit, das Directorat dieser Schule 1802 wieder zu übernehmen. Die franz. Anordnung des öffentl. Unterrichts widersprach seinen Ansichten; daher nahm er nicht nur die Stelle eines Oberaufsehers über das mainzer Lyceum nicht an, die ihm der Minister Fourcroy antrug, sondern verließ auch Grünstadt 1804 und ging als Prof. an das Gymnasium zu Frankfurt a. M. 1806 wurde er daselbst Rector, zugleich bekam er von der philosoph. Facultät zu Göttingen honoris causa das Doctordiplom. 1812 ernannte ihn der Großherzog von Frankfurt zum Oberschul- und Studienrath. Er starb den 21. März 1822. Unter seinen Schriften sind zu bemerken: eine Ausgabe des Aratus, Eratosthenes und Dionysius Periegetes (Frankf. 1817) und viele gehaltreiche Programme.

Matthiä (August Heinrich), jüngerer Bruder des Vorigen, Director des Gymnasiums zu Altenburg, geb. zu Göttingen den 25. Dec. 1769, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt von 1780—86, hierauf die Universität, wo er als Mitglied des philolog. Seminariums sich vorzüglich dem Studium des classischen Alterthums und der Kant'schen Philosophie widmete, zugleich aber auch die franz., ital. und vorzüglich engl. Sprache trieb. 1789 ging er als Hauslehrer nach Amsterdam. Obgleich er dort im Umgang mit Wyttenbach, de Bosch, Huschke, für seine philologischen, und bei van Hemert und Hulshoff für seine philosoph. Studien mannigfache Anregung fand, so füllte doch das Studium der Geschichte und der engl., franz. und ital. Literatur größtentheils seine Nebenstunden aus. Eine Frucht dieser Beschäftigungen war eine Schrift über die Nationalcharaktere, die 1795 zu Leyden einen Preis gewann. Aber ungeachtet seiner Bekanntschaft mit der holländ. Sprache und Gewöhnung an die Lebensweise der Nation wurde doch die Sehnsucht nach dem Vaterlande immer stärker. Er ging daher, auf Heyne's Antrag, im Mai 1798 nach Weimar, als Lehrer der römischen, griech. und deutschen Sprache an dem von Mounier auf dem Lustschlosse Belvedere besonders für junge Engländer gegründeten Institute. Hier blieb er bis zu Mounier's Rückkehr nach Frankreich im Herbst 1801. Jetzt erhielt er die Stelle eines Directors am Gymnasium zu Altenburg, vorzüglich auf des Coadjutors in Erfurt, nachherigen Großherz. von Frankfurt, und Heyne's Empfehlung. 1801 bekam er auch von der philosoph. Facultät zu Göttingen das Diplom eines Dr. der Philosophie. Unter seinen Schriften sind die wichtigsten s. „Dissert. de judiciis Atheniensium" in den „Miscell. philol.", s. „Griech. Grammatik" und seine noch nicht vollendete Ausg. des Euripides. Seine „Griech. Grammatik" ist in das Engl. und Ital. übersetzt worden. Von s. „Lehrb. für den ersten Unterricht in der Philosophie" (Lpz. 1823) erschien 1827 die 2. Aufl.

Matthias Corvinus, König von Ungarn, der zweite Sohn des tapfern Hunnyad, erwarb sich durch seine Kriegsthaten den Beinamen des Großen. Die Feinde seines Vaters hielten ihn in Böhmen gefangen; aber 1458 ward er als ein 16jähr. Jüngling auf den Thron von Ungarn berufen. Mehre ungarische Große widersetzten sich seiner Wahl und luden Friedrich III. ein, sich krönen zu lassen. Die Türken, diese Spaltungen benutzend, waren in Ungarn eingefallen und verheerten es. Aber sobald Matthias C. den Kaiser Friedrich gezwungen, ihm die Krone des heil. Stephanus, deren er sich bemächtigt hatte, und ohne welche er, nach der abergläubigen Vorstellung des Volks, nur dem Namen nach König war, zurückzugeben, eilte er gegen die Türken herbei und vertrieb sie. Mit nicht minderm Glück bemächtigte er sich in einem nicht gerechten Kriege gegen Georg Podiebrad Schlesiens, Mährens und der Lausitz (1468—78), siegte ge-

gen Polen, und eroberte, da der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen war, einen Theil von Östreich nebst der Hauptstadt. Allein diese Kriege nöthigten ihn auch, seinen Unterthanen viele Lasten aufzulegen. Überhaupt regierte er mit großer Willkür. Nichtsdestoweniger war er ein Mann von außerordentlicher Geistesgröße. Er zeigte während seiner ganzen, fast unter steten Unruhen und Kriegen geführten Regierung, daß er die Wissenschaften nicht nur beförderte, sondern auch gern sich mit ihnen beschäftigte. Leider wurde der kostbare Bücherschatz, den er in seinem geliebten Musentempel Ofen zusammengebracht hatte, 20 Jahre nach seinem Tode von den Türken vernichtet. Hier ruhte er von seinen Kriegsbeschwerden in wissenschaftlichen Beschäftigungen aus und versammelte Gelehrte und Künstler um sich. Auf einem Reichstage, den er 1488 zu Ofen hielt, gab er mehre Gesetze gegen die Zweikämpfe, die Rechtskniffe in den Processen und andre Mißbräuche. Er war mit neuen Kriegsrüstungen gegen die Türken beschäftigt, als er 1490 zu Wien starb. Die Nation verlor in ihm den größten König. Er hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der umsonst sich bemühte, seinem Vater auf dem Throne zu folgen. Die Ungarn wählten unter vielen Bewerbern König Wladislav VII. von Böhmen.

Matthias, Johann von Harlem, s. Taufgesinnte.

Matthisson (Friedrich von) wurde den 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg kurz nach seines Vaters Tode geb. und bis in sein 14. Jahr von seinem Großvater, einem Landgeistlichen, erzogen. Er besuchte darauf die Schule zu Kloster-Bergen, studirte auf der Universität zu Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte, wurde Lehrer an dem Erziehungsinstitute zu Dessau und nachher Hofmeister einiger jungen Liefländer, mit denen er sich in Altona, Heidelberg und Manheim aufhielt. Dann lebte er 2 Jahre bei seinem Freunde von Bonstetten zu Nyon am Genfersee. Aus der Schweiz ging er als Erzieher nach Lyon in ein dortiges Handlungshaus, von wo Familienangelegenheiten nach 4 Jahren ihn wieder in die Heimath riefen. 1794 ward er Lector und Reisegefährte der regier. Fürstin von Anhalt-Dessau, und befand sich 1795—96 zu Rom und Neapel, 1799 theils im südl. Tirol, theils im nördl. Italien und 1801 u. 1808 in der franz. Schweiz. Nach dem Tode der Fürstin von Anhalt-Dessau trat er 1812 in die Dienste des Königs von Würtemberg, der ihn zum geh. Legationsrath, Mitglied der Hoftheateroberintendanz, Oberbibliothekar und Ritter des Civilverdienstordens ernannte, nachdem er ihm schon früher das Adelsdiplom ertheilt hatte. Im Gefolge der Familie des Herzogs Wilhelm von Würtemberg ging er 1819 nach Italien und lebte mehre Monate in Florenz. Der jetzt regier. König von Würtemberg verlieh 1825 ihm das Ritterkreuz der würtemberg. Krone. — M. ist als lyrischer Dichter ein Liebling des Publicums geworden. Sanfte und zarte Gefühle der Liebe und Freundschaft weiß er mit eindringender Innigkeit auszudrücken und in der Schilderung der Natur und ihrer successiven Erscheinungen ist er ein Meister. Dabei zeichnet sich sein Vers durch Wohlklang und rhythmischen Fluß vortheilhaft aus. Auch als Prosaiker ist M. aufgetreten in s. „Erinnerungen" (Zürich 1810—15, 5 Bde.). Dieses Werk enthält interessante Details über die Örter und Gegenden, welche der Herausgeber theils flüchtig durchzog, theils auf längere Zeit zu seinem Aufenthalte wählte, und lehrreiche Nachrichten von mehren berühmten Männern, die er kennen lernte. Dabei spricht sich überall ein edler Sinn aus. Eine Ausg. letzter Hand von M.'s Schriften erschien in 6 Bdn. (Zürich 1825). (Vgl. seine Selbstbiogr. in den „Zeitgenossen", Nr. V, und „Briefe v. Bonstetten an M.", herausgeg. v. Füßli, Zürich 1827.)

Maubeuge (der Maler), s. Mabuse.

Mauerbrecher (Sturmbock), eine bei den Alten und im Mittelalter ge-

bräuchliche Kriegsmaschine, um die Mauern eines belagerten Platzes einzustoßen. Sie bestand aus einem schweren, mit einem metallenen Widderkopf versehenen Balken, der unter einem beweglichen Dache, das auf Rollen stand, in Stricken oder Ketten hing. Man schob sie an die Mauer, und unter dem Schutze des Daches bewegten mehre Menschen den Widderkopf mit möglichster Kraft, in wiederholten Stößen gegen dieselbe. Die Belagerten dagegen suchten die Maschine durch Feuerbrände und sonst zu zerstören, den Widderkopf aber mit großen Zangen zu fassen, um ihn in die Höhe zu ziehen und unwirksam zu machen.

Maulbeerbaum, **Morus**. Die verschiedenen Arten des Maulbeerbaumes sind im gemäßigten Asien zu Hause, doch ertragen mehre das europäische Klima. Unter diesen ist vorzüglich der mit schwarzen Beeren aus Persien, wegen seiner eßbaren Frucht, in Europa angepflanzt worden und der mit weißen Beeren aus China deßhalb, weil seine Blätter zur Speise der Seidenwürmer dienen. In mittägigen Ländern, in der Provençe und Italien wird auch noch das Holz des weißen Maulbeerbaumes zu allerhand Gefäßen für Flüssigkeiten benutzt, weil es sich im Wasser sehr dauerhaft zeigt. Die Rinden dieser Bäume sind zähe und können zu Stricken verarbeitet werden, die des chinesischen Papiermaulbeerbaums dienen in China und Japan zu Bereitung des Papiers.

Maulesel, Maulthier, ein Bastard vom Pferd und Esel. Der von einem Mutterpferde erzeugte ist etwas größer und hat mehr die Pferdegestalt, als der von der Eselin geborene; übrigens sind sie am Körper dem Pferde gleich und haben nur Ohren und Schweif mit dem Esel gemein. Wegen ihres sichern Ganges zieht man sie in den Gebirgsgegenden zum Lasttragen den Pferden vor, auch sonst wol, weil sie sich mit geringerm Futter befriedigen lassen. Spanien schätzt diese Thiere vorzüglich und führt viele aus Poitou ein; die Ausführung hingegen ist bei schwerer Strafe verboten. Statt der Pferde dienen Maulthiere dem Papste und seinen Cardinälen bei feierlichen Aufzügen. Der orientalische Chagrin wird aus Maulthierhäuten bereitet. **F.**

Maupertuis (Pierre Louis Moreau de), berühmter Mathematiker, geb. zu St.-Malo 1697 von vornehmen Ältern, zeigte in seiner Jugend viele Neigung für Mathematik und Kriegswissenschaften. Er trat 1718 in Kriegsdienste, nahm aber nach einigen Jahren seinen Abschied, um sich ganz jenen Studien widmen zu können. 1723 ward er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, und 4 oder 5 Jahre nachher führte ihn die Begierde, sich zu belehren, nach London, wo die königl. Gesellschaft ihn zum Mitgliede aufnahm. Hierauf begab er sich nach Basel und schloß Freundschaft mit den berühmten Brüdern Bernoulli. Auf dieser Reise faßte er neue Ansichten. Sein Ruf und seine Talente lenkten 1736 auf ihn die Wahl, um an die Spitze der Akademiker zu treten, die Ludwig XV. nach dem Norden schickte, um die Gestalt der Erde zu bestimmen: eine Unternehmung, die mit Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten in einem Jahre glücklich ausgeführt wurde und welche M. in seinem Werke „**De la figure de la terre, déterminée par les observat. de MM. de Maupertuis, Clairant, Camus etc. etc.**" (Paris 1738, mit Kpf.) ebenso unterhaltend als belehrend beschrieben hat. Nachdem M. mit seinen Collegen glücklich nach Frankreich zurückgekehrt war, ward er 1740 von Friedrich II. nach Berlin berufen, um die Präsidentenstelle und die Direction der berliner Akademie zu übernehmen. Dieser Monarch war damals mit Östreich im Kriege. M., der mit demselben die Gefahren theilen wollte, wurde in der Schlacht von Mollwitz gefangen genommen und geplündert. Er kam nach Wien, wo der Kaiser ihn mit Achtung und Güte überhäufte und ihm nach Berlin zurückzukehren erlaubte. M. besuchte nachher Frankreich, wo seine Freunde ihn festzuhalten hofften; aber er ging wieder nach Preußen, bereute es jedoch bald, seinem Vaterlande entsagt zu haben. Friedrich entschädigte

ihn zwar für seine Verluste durch Wohlthaten und Vertrauen; aber geboren mit einer unseligen Geistesunruhe, war er unglücklich im Schoße der Ehre und Freude. Auch hatte er mehre Streitigkeiten, vornehmlich über einen Aufsatz, die Gesetze der Bewegung und Ruhe nach dem metaphysischen Princip der kleinsten Wirkung (princip. min. act.) betreffend, welchen Prof. König in Franeker angriff und die Idee dazu Leibnitz beilegte. (Vgl. Gehler's „Wörterb.", 6. Bd., S. 796.) Mehre Schriften waren die Folge dieses Krieges, in den sich auch Voltaire mischte, der anfänglich ein genauer Freund und Lobredner M.'s war; später aber entzweite sie gegenseitige Eifersucht, und die Unannehmlichkeiten, die Voltaire bei dieser Gelegenheit erfuhr, bewogen ihn sogar 1753 den preuß. Hof zu verlassen; er suchte Trost in neuen Satyren. M. schickte ihm eine Ausfoderung, die Voltaire mit Spott beantwortete. — Brustbeschwerden und Blutauswurf bewogen M. 1756 abermals nach Frankreich zu reisen. 1758 begab er sich nach Basel, wo er d. 27. Juli 1759 in den Armen seines Freundes Bernoulli starb. Er war von außerordentlicher Lebhaftigkeit, die ihm, verbunden mit seiner Art sich zu kleiden, ein sonderbares Äußere gab. Er war höflich, selbst einschmeichelnd und sprach mit Geist und Leichtigkeit. Aber dieser Vorzüge ungeachtet führte er ein trauriges Leben. Eine zu empfindliche Eigenliebe, ein hitziger, mürrischer, herrischer Charakter und das allzu große Bestreben emporzukommen, schadeten ihm sehr. Als Schriftsteller zeigte er sich geistreich, voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesucht, steif und parador. In seinem Style ahmte er Fontenelle nach. Seine Werke, theils philosoph., theils mathemat. Inhalts, sind zu Lyon 1756 in 4 Bdn. erschienen.

Mauren, eine Classe der Bewohner des westl. Afrika, besonders der Reiche Fez und Marokko. Die Araber nennen dieselben Medainien (Seeleute); sie selbst nennen sich Mosleim (Gläubige) und sind strenge Mohammedaner. Sie sind arab. Ursprungs, leben in den Städten und beschäftigen sich vorzüglich mit dem Handel. Die Römer nannten einen Theil des westl. Afrika **Mauritanien** und die Einw. **Mauros**. Ihre Kriege mit den Römern sind bekannt. In der Folge kam dieses Land unter die Herrschaft der Vandalen, deren König Genserich (429) ein mächtiges Reich stiftete, das aber (534) durch Belisar zerstört wurde. Die Sarazenen (Araber), Mohammed's Anhänger, breiteten ihre Eroberungen im 7. Jahrh. auch in diesem Theile von Afrika aus, der durch einen Statthalter des Khalifen von Damaskus regiert wurde. Diese Araber oder Sarazenen, welche die spanischen Geschichtschreiber los Moros (Mauros) nannten, weil sie in dem alten Mauritanien wohnten, suchten auch in Spanien Eroberungen zu machen. Sie benutzten die Unordnungen in dem Reiche der Westgothen und unterwarfen sich (711—13) ganz **Spanien** (s. d.), mit Ausnahme eines kleinen Theils. Sie brachten Wissenschaften und Künste mit nach Spanien, und noch jetzt findet man in diesem Lande merkwürdige Überreste davon. Während der größte Theil des übrigen Europa in Barbarei versunken war, blühten Gelehrsamkeit und Künste bei den Arabern in Spanien. Aber die Theilung des Landes unter verschiedene Regenten und ihre Uneinigkeiten schwächten sie so, daß sie den unaufhörlichen Angriffen der Regenten der neu entstandenen christl. Königreiche in Spanien nicht mehr widerstehen konnten und zuletzt bloß auf das Königreich Granada eingeschränkt wurden. Ferdinand der Katholische eroberte nach einem 10jähr. Kriege (1491) auch dieses und machte dadurch der (beinahe 800jähr.) Herrschaft der Mauren in Spanien ein Ende. Ein Theil der Mauren ging nach Afrika, die meisten blieben in Spanien, lebten als fleißige, ruhige Unterthanen und nahmen größtentheils das Äußerliche des Christenthums an. Diese Letztern nannte man in Spanien **Moriscos**; Philipp II., in seinem grausamen Eifer für das Christenthum, beschloß ihren gänzlichen Untergang. Seine Bedrückungen und Verfolgun-

gen hatten einen bewaffneten Aufstand der Moriscos in Granada (1571) zur Folge, nach dessen Dämpfung über 100,000 derselben verjagt wurden. Philipp III. endlich vertrieb sie ebenfalls aus übertriebenem Religionseifer (1610) gänzlich. Fast eine Million Morisken ging nach Afrika über. Da sie die geschicktesten und arbeitsamsten Einw. Spaniens waren, so war ihr Verlust für dieses Land sehr nachtheilig. Der Ackerbau gerieth fast gänzlich in Verfall. Überhaupt wird diese Vertreibung der Morisken als eine der Hauptursachen von dem Verfalle Spaniens angesehen. Die „Gesch. der Herrschaft der Mauren in Spanien" hat Dr. Jos. Ant. Conde nach arab. Handschriften dargestellt, und Rutschmann aus d. Span. übersetzt (Karlsruhe 1824 fg., 3 Bde.). Die franz. Bearbeit. des span. Originals vom Hrn. v. Marlès (Paris 1825, 3 Bde.) ist zu frei.

Maurepas (Phelipeaux, Graf v.), geb. 1701, wurde schon in seinem 26. J. Minister des Seewesens in Frankreich. Auf seinen Vorschlag ernannte der Cardinal Fleury Amelot zum Minister der auswärt. Angeleg., der nichts Wichtiges ohne M. unternahm; in der Folge leitete M. selbst die auswärt. Angelegenh. Ohne Plan und Voraussicht hing er vom Augenblick ab, wiewol er ein glückliches Fassungsvermögen und Gedächtniß besaß. Durch den Einfluß der Pompadour, auf die er ein anzügliches Gedicht gemacht haben sollte, ward er 1749 nach Bourges verwiesen. Von Ludwig XVI. 1774 zurückgerufen, trat er wieder in das Ministerium. Seit 30 J. von den Staatsgeschäften entfernt, hatte er die nöthigen Verwaltungskenntnisse verloren, wenn sie ihm je eigen gewesen waren. Mit dem Leichtsinn seines frühern Alters verband er nun die Schwachheit eines Greises. Doch besaß er bis zu seinem Tode (21. Nov. 1781) das Vertrauen des Königs, hatte aber nicht die Kraft, den Ursachen der Zerrüttungen, die Frankreich bald nachher trafen, abzuhelfen. Einige Verbesserungen im Seewesen und Schiffbau sind Alles, was ihm Frankreich verdankt. Anziehend, wiewol nachlässig geschrieben, sind seine Memoiren, verfaßt von Salé und herausgegeb. von Soulavie (s. auch die Memoiren der Campan). Nach ihm trat Graf Vergennes an die Spitze des Ministeriums.

Maurokordatos (Alexander, Fürst), aus einer alten Fanariotenfamilie, die der Pforte Dolmetscher und Hospodare gegeben hat, unter welchen besonders Nikolas M. als ein ausgezeichneter Diplomat bei den karlowitzer Friedensverhandlungen 1699 berühmt geworden ist, gehört zu den vorwurfsfreiesten und gebildetsten Hauptführern der griech. Sache, für die er vorzüglich Englands Theilnahme zu gewinnen sucht. Er ist gegenwärtig 40 J. alt. Schon als Kind zeigte er einen hellen Geist, und sein Sinn für ernste Studien, verbunden mit einem kräftigen Körper, entwickelte bald in ihm den tüchtigen Mann. Vielfache Sprachkenntnisse, sowol orientalische als europäische, begründen seine vielseitige Bildung. In der türkischen Geschichte ist er vorzüglich bewandert. Noch jung folgte er s. Oheim, dem Fürsten Karadja, nach der Walachei, wo er mehre Aufträge zur Zufriedenheit desselben ausführte. Bekanntlich verließ Karadja sein Fürstenthum, um im Auslande Sicherheit zu finden. M. begleitete ihn und lebte eine Zeitlang in der Schweiz, dann in Italien, wo er an s. Ausbildung als Staatsmann und Krieger thätig arbeitete. Er und Karadja befanden sich nebst dem Metropolitan Ignaz zu Pisa, als Alex. Kantakuzenos, im Begriff sich zu Triest nach Griechenland einzuschiffen, an Maurokordatos schrieb und ihn auffoderte, selbst in den heiligen Kampf zu ziehen, den Fürsten Karadja aber zu Geldbeiträgen für den Ankauf von Waffen zu vermögen. Der reiche Karadja gab einige Hundert harte Piaster; M. verwendete sein geringes Vermögen, sammelte noch einige Tausend harte Piaster und schiffte sich 1821 in Marseille, wo er Waffen und Vorräthe gekauft hatte, von einigen franz. Officieren begleitet, nach Griechenland ein. Er fand im Peloponnes Achtung und Freunde. Seine offene, sanfte und edle Gesichtsbildung, s. bewun=

dernswürdige Geduld bei gänzlicher Selbstverleugnung und s. gefälliges Benehmen befestigten seinen Einfluß; doch wußten Archonten, Primaten, Bischöfe und die gebildetern Insulaner seine Talente besser zu schätzen als die rohen Palikaris (gemeine hellenische Krieger) und die Armatolienführer. Demetrius Ypsilantis sandte den geschäftskundigen M. nach Ätolien, wo er eine Versammlung nach Brachori berief, um eine provisorische Regierung für Westhellas anzuordnen. Es gelang ihm, die entzweiten Gemüther zu vereinigen. Bescheiden lehnte er den Titel eines Präsidenten der Stände von Ätolien ab. Der Ruf von seiner Klugheit bewog sogar den Pascha von Janina, Ali (s. d.), und die Häuptlinge der mohammedanischen Schypetars (Albaneser), einige epirotische Beis als Unterhändler an ihn abzusenden. M. foderte sie auf, sich mit den Hellenen gegen die Tyrannei der Pforte, den gemeinschaftlichen Nationalfeind, zu vereinigen und Abgeordnete zu der Volksversammlung in Argos zu schicken. Es gelang ihm, die tapfern Sulioten für die Sache der Freiheit zu gewinnen; Marko Botsaris schwur und hielt unverbrüchlich den Eid der Treue. Da M. den nahen Fall des Ali Pascha voraussah, so beschloß er, um den Peloponnes gegen Khurschid Paschas Angriff sicherzustellen, und die Wichtigkeit von Missolunghi (s. d.) erkennend, diesen Platz zur Schutzwehr der Halbinsel zu erheben. Zugleich betrieb er in Achaja die Belagerung des Schlosses von Patras (s. d.); allein er fand die vor und in Patras gelagerten Hellenen so sorglos, daß er bei einem Überfalle des Jussuf Pascha der Gefangenschaft nur mit Noth entging. Diesen Vorgang benutzte er, um die Primaten und Kapitanis auf dem Congresse zu Argos, zu dessen Mitglied ihn Ätolien gewählt hatte, von der Nothwendigkeit einer festen Centralregierung zu überzeugen. Er und der Erzbischof von Patras, Germanos, hatten so viel Einfluß auf die Versammlung, daß Demetrius Ypsilantis, obgleich Präsident des Peloponnes, aus Unmuth darüber den Congreß verließ. Dieser übertrug jetzt die Entwerfung des Unabhängigkeitsbeschlusses und der einstweiligen Regierungsform dem Fürsten Alex. Maurokordatos, dem Erzbisch. Germanos und den Herren Karadja, Koletti und Theod. Negris; darauf wählte der Congreß Epidauros zu s. Sitze, wo der beredte M. durch seine Alles mild versöhnende Geduld die Versammlung zur Annahme und Bekanntmachung (1. Jan. 1822) der provisorischen Constitution bewog. Der Congreß ernannte ihn an dems. Tage zum Präsidenten der vollziehenden Gewalt; am $\frac{16}{28}$. dess. Mon. erschien der von Alex. M. als Proëdros unterzeichnete und von dem Archigrammateus (Staatssecretair) Theodor Negris contrasignirte Unabhängigkeitsbeschluß. M. suchte vor Allem mit Kolokotronis und Odysseus in gutem Vernehmen zu stehen, um das Heerwesen regelmäßig ordnen zu können. Er eröffnete deßhalb am $\frac{18}{30}$. Jan. 1822 eine Anleihe von 5 Mill. Piaster und erließ am $\frac{13}{25}$. März 1822 das Blokadedecret der türk. Häfen. Bald foderte der Krieg seine Gegenwart in Westhellas, und er zog als Stratarch, mit dem unbeschränkten Oberbefehl auf 6 Monate bekleidet, nebst dem General Normann (s. d.) und der Philhellenenschar durch den Peloponnes nach Ätolien, wo er am 5. Juni bei Missolunghi ans Land stieg. Während seiner Abwesenheit brach der alte Zwist in Osthellas wieder aus; der Gang der Regierung stockte, und die ihm versprochene Verstärkung blieb aus. Der Feldzug in Epirus endigte mit dem unglücklichen Treffen bei Peta. (S. Griechenaufstand.) Indeß rettete M. den Peloponnes vor Omer Vrione's und Khurschid Paschas Heerhaufen durch die ebenso entschlossene als kluge Vertheidigung des unhaltbaren Missolunghi vom Nov. 1822 bis zum Jan. 1823. Das türkische Heer ward aufgerieben. Darauf ließ M. seinen Waffenfreund Marko Botsaris als Stratarchen in Westhellas zurück und begab sich in den Peloponnes, um die durch Kolokotronis und Demetrius Ypsilantis über ihn verbreiteten nachtheiligen Gerüchte zu widerlegen. (Vgl. Pouqueville's „Hist. de la régénération de la Grèce", IV, 308.) Ehrgeizige Ent-

würfe waren ihm so fremd, daß er es ablehnte, als man ihn 1823 wieder zum Proëdros des vollziehenden Rathes wählen wollte. Er begnügte sich mit der Stelle eines Staatssecretairs. Weil aber Kolokotronis nach der Obergewalt strebte und der Präsident des gesetzgeb. Raths abdankte, so ward er zu dieser Stelle gewählt und mußte, nach mehrmaliger Weigerung, sie annehmen. Er legte sie jedoch am $\frac{1}{2}\frac{4}{6}$. Juli zu Tripolizza nieder, weil er, nach s. Erklärung, die Pouqueville a. a. O. S. 373 fg. mitgetheilt hat, weder unmittelbar noch mittelbar ein Nationalärgerniß — einen Bürgerkrieg — veranlassen wollte. Aber auch dieser Schritt versöhnte nicht die trotzige Soldatenpartei der Kolokotronis u. A. Selbst M.'s Leben war in Gefahr; daher zog er sich nach Hydra zurück. Hier bewog er die Navarchen mit einer Flotte Missolunghi zu entsetzen, wohin er, mit dem Oberbefehle in Westhellas aufs neue bekleidet, die Rettung selbst brachte. — Damals (am 5. Jan. 1824) kam Lord Byron (s. d.), auf M.'s und der Sulioten Einladung, nach Missolunghi; M. trat bald mit diesem Tyrtäus des Hellenenkampfes in nähere Verbindung, dessen Ansichten aber sich mit denen des Obersten Leicester Stanhope (s. d.) sehr kreuzten. M. neigte sich mehr auf des einflußreichen Byron Seite, der durchgreifende, selbst illiberale Maßregeln, vielleicht aus bloßem Widerspruchsgeiste gegen Stanhope, empfahl; dadurch kam M. mit Stanhope in unangenehme Berührung, woraus sich vielleicht die einseitige und schiefe Schilderung erklären läßt, die Stanhope von M.'s politischem Charakter entwirft, während er den falschen Odysseus sehr hoch stellt! „Maurokordatos", sagt Stanhope, „ist ein feiner, gefälliger, weltkluger Mann. Man kann ihn wol auch einen guten Mann nennen, aber deßwegen glaube man nicht, daß er ein Freund der Freiheit in dem weitesten Sinne des Worts sei. Er hat ein schönes Talent, die Leute für sich zu gewinnen; er ist offen für guten Rath, aber er liebt ein temporisirendes Verfahren, und es ist nichts Großes und Tiefes in seinem Charakter. Er hat Ehrgeiz, aber nicht die Kühnheit oder das Selbstvertrauen, welches dazu gehört, um die erste Rolle im Staate zu spielen u. s. w." Allerdings fehlt M. jener kräftige Ungestüm des Ehrgeizes, um sich des ersten Platzes zu bemächtigen — was Kolokotroni thun wollte —; M. ist vielleicht in s. Beschlüssen zu bedächtig; allein eben durch diese Mäßigung und Klugheit hat er die gesetzlose Genialität einiger Parteihäupter gezügelt, ihren Trotz besänftigt und in Missolunghi Griechenland mehr als ein Mal gerettet. M. will keine Soldatendictatur wie Kolokotronis. Selbst Stanhope sagt: „Maurokordatos, die Oligarchen der Inseln und einige von denen des Peloponnes, und der gesetzgebende Körper, welche die eine Partei bilden, sind für Ordnung und Ruhe; sie wünschen eine milde monarchische Regierung". Die Zeit wird über M.'s Charakter entscheiden; jetzt halten wir uns an seine Handlungen. Lord Byron starb in Missolunghi den 19. April 1824. M. veranstaltete dem hohen Freunde eine würdige Todtenfeier. Im Aug. d. J. rief ihn die Regierung nach Napoli di Romania, wo er den Posten als Minister Staatssecretair, dessen er sich beim Anfange der bürgerlichen Unruhen begeben, wieder antreten sollte; allein er zog es vor, die Vertheidigung und Verwaltung in Westhellas fester zu begründen, auch konnte er von hier aus die Verbindung mit den ionischen Inseln und mit England leichter unterhalten. Durch die von ihm getroffenen Maßregeln vereitelte er 1824 die Plane des Omer Vrione, der zum dritten Male Ätolien und Akarnanien zu erobern hoffte. Dann beförderte er die neuen zum Theil von Lord Byron gegründeten Einrichtungen in Missolunghi und errichtete zum Schutze Ätoliens an der südlichen Grenze Akarnaniens ein befestigtes Lager. Zugleich unterhandelte er mit mehren albanesischen Häuptlingen über einen Neutralitätsvertrag. Daher lehnte er es ab, als ihn der Congreß 1824 an die Spitze der Regierung stellen wollte. Jener Vertrag kam nicht zu Stande, weil Kolokotronis gegen die Regierung in Napoli die Waffen erhob. Die Freiheit Griechenlands ward aufs

neue bedroht; nun sicherte M. wenigstens Westhellas und begab sich erst nach Abschluß des Anleihegeschäfts mit England nach Napoli di Romania, wo er am 26. Jan. (7. Febr.) 1825 seine Stelle als Staatssecretair wieder einnahm. Jetzt schien Alles glücklich zu gehen. Als aber Ibrahim Pascha in Morea gelandet war und Navarin belagerte, wo M. persönlich den Muth der Vertheidiger belebte, empörte sich das Landheer der Moreoten, welches Navarin entsetzen sollte. Es verlangte die Freilassung des verhafteten Kolokotronis. Dies mußte geschehen. Darauf capitulirte Navarino den 18. Mai 1825, und M. hatte Mühe, sich zu retten. Kolokotroni erhielt den Heerbefehl. Seitdem hat sich M. immer mehr aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen oder nur bisweilen eine untergeordnete Stelle bekleidet. Zwietracht und Unordnung aber haben aufs neue die Angelegenheiten Griechenlands zerrüttet. 20.

Maurus (Rabanus), ein deutscher Gelehrter aus dem Zeitalter Karls des Gr., hochverdient um die erste Bildung unserer Nation, war aus Mainz gebürtig, empfing seinen Unterricht im Benedictinerkloster zu Fulda und ging in der Folge nach Tours, um s. Studien unter Alkuin zu vollenden. Nach s. Rückkehr, 804, wurde er Vorsteher der Klosterschule in Fulda, aus welcher viele ausgezeichnete Gelehrte hervorgingen, wie Walafried Strabo, Otfried u. A. m. Nach manchen Widerwärtigkeiten, mit denen die Verbreiter des Lichts in finstern Jahrhunderten immer zu kämpfen gehabt haben, wurde er 822 zum Abt von Fulda geweiht, und während der 20 Jahre, in denen er diese Würde bekleidete, stieg der wohlthätige Einfluß seiner gelehrten Schule und s. echt christlichen Kirchenzucht. Mißvergnügt über die Unruhen der Zeit, wollte er sein Leben als Einsiedler beschließen, aber der König Ludwig der Deutsche vermochte ihn, 847 als Erzbischof von Mainz wieder in Thätigkeit zu treten. In dieser Würde starb er 856. Seine lat. Schriften, größtentheils theolog. Inhalts, sind 1627 in Fol. zu Köln erschienen. Für die Ausbreitung und Bildung der deutschen Sprache war er sehr thätig und setzte es durch, daß deutsch gepredigt werden sollte. Auch verfaßte er ein lateinisch-deutsches Glossar über die Bibel, welches sich in mehren Handschriften erhalten hat: ein wichtiges Denkmal für die älteste deutsche Sprache, gedruckt u. a. in Schilter's „Thesaurus" und in Eckardt's „Commentariis de reb. Franc."

Maury (Jean Siffrein), geb. 1746 zu Vouréas, einer Stadt in der Provence. Seine Vorfahren waren meistens Kaufleute oder Advocaten; er widmete sich dem geistl. Stande und erhielt frühzeitig verschiedene Pfründen. Durch eine Lobrede auf Fénélon und durch s. Predigertalente hatte er sich einen solchen Ruf erworben, daß er schon vor Ausbruch der Revolution einer der königl. Cabinetsprediger, Prior von Lyon, Abt von Frenada und Mitglied der franz. Akademie war. Er bewies der Regierung seine Dankbarkeit dadurch, daß er seinen Muth und seine Beredtsamkeit ganz der Vertheidigung des Throns widmete. 1789 wurde er zum Abgeordneten der Geistlichkeit von Peronne in der Versammlung der Generalstände erwählt und war durch s. Beredtsamkeit, s. ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit, besonders aber durch s. Geistesgegenwart und einen nicht zu erschütternden Muth ein furchtbarer Gegner der Opposition gegen die Regierung. Mit Nachdruck widersetzte er sich der Vereinigung der 3 Stände in eine Nationalversammlung. Als diese dennoch beschlossen wurde, verließ er die Versammlung und Versailles, ward zu Peronne verhaftet, aber auf Befehl der constituirenden Versammlung freigelassen und erschien bald wieder in derselben als eins ihrer thätigsten Mitglieder. Er zeigte die Nothwendigkeit der königl. Sanction und vertheidigte die Geistlichkeit in dem Besitze ihrer Güter, die für Nationalgüter erklärt werden sollten. Als am 9. Nov. 1789 der letzte Gegenstand zum dritten Male zur Verhandlung kam, veranlaßte M. durch s. glühende Rede einen sehr unruhigen Auftritt in der Versammlung. Als er darauf diese verließ, ward er von dem Volke

mit dem Schreckensrufe: „À la lanterne!" verfolgt. „Mes amis", sagte er kaltblütig scherzend den Nächsten, „y verrez-vous plus clair?" Man lachte, und M. war gerettet. Dieser Vorfall schlug s. Muth nicht nieder, denn er sprach, so oft es die Gelegenheit gab, mit dem nämlichen Eifer für die Rechte des Throns und s. Standes. Nach Auflösung der Nationalversammlung, 1792, begab sich M. nach Rom, wo ihm der Papst den bischöfl. Titel gab und ihn als apostolischen Nuntius zur Krönung Franz II. nach Frankfurt schickte. Bald darauf ernannte er ihn zum Bischof von Nicäa und 1798 zum Cardinal. Bei den fortdauernden Stürmen der Revolution blieb M. in Rom und beschäftigte sich bloß mit den Pflichten seines bischöfl. Amts und mit den Wissenschaften. Indessen unterließ er nicht, in s. Hirtenbriefen u. s. w. seinen Abscheu vor den in Frankreich verübten Gräueln laut auszusprechen und den Bourbons seine Treue zu beweisen. Bis dahin hatte er eine achtungswerthe Festigkeit des Charakters behauptet, die selbst seine erklärten Gegner anerkannten. Aber als Bonaparte 1804 die kaiserl. Würde angenommen hatte, hielt er die Sache der Bourbons für rettungslos verloren und glaubte, daß auch ihm die Klugheit rathe, sich der von der franz. Nation und fast allen Mächten Europas anerkannten kaiserl. Regierung zu unterwerfen. Er konnte diesen Schritt mit seiner stets bewiesenen Anhänglichkeit an monarchische Grundsätze entschuldigen und auf diese Weise hoffen, der Hierarchie, die durch das am 15. Juli geschlossene und am 10. Sept. 1801 ausgewechselte Concordat in Frankreich sehr beschränkt worden war, förderlich zu sein; vielleicht schmeichelte sich auch der ehrgeizige Mann mit der Hoffnung, auf diesem Wege zu der höchsten geistlichen Würde in der kathol. Christenheit gelangen zu können: kurz, er schrieb in den Ausdrücken der Hochachtung und Bewunderung an Napoleon und leistete ihm als Franzose die Huldigung. Darauf reiste er 1804 in dem Gefolge des Papstes nach Paris und assistirte bei der Kaiserkrönung. 1808 ward er zum Erzbischof von Paris erhoben. Von nun an war er einer der ergebensten Diener seines Herrn. Alle s. Hirtenbriefe, alle s. Reden predigten den unbedingtesten Gehorsam gegen Napoleons Decrete, und s. Anreden an ihn erschöpften Alles, was die niedrigste Schmeichelei zu leisten vermochte. Daher erhielt er 1814 keinen Zutritt bei Ludwig XVIII.; er mußte sogar den erzbischöfl. Palast in Paris räumen, und das Capitel wollte ihn nicht als Erzbischof anerkennen, da er kein päpstl. Breve hatte. Um es zu erhalten, reiste er nach Rom, ward aber, weil er das Erzbisthum ohne Genehmigung des heil. Stuhls angenommen, auf die Engelsburg in Verhaft gesetzt. Er unterwarf sich verschiedenen ihm auferlegten Bußübungen und ward wieder als Cardinal anerkannt. Doch erhielt er weder das Erzbisthum Paris noch sein voriges Ansehen wieder und starb zu Rom den 11. Mai 1817.

Mäusethurm bei Bingen am Rhein. Nach mündlichen Überlieferungen ward dieser im Rhein erbaute Thurm vom strengen Erzbischof Hatto von Mainz erbaut. Alte Märchen leiten den Namen von den Mäusen ab, welche, als er zur Zeit des Kornmangels von Ehrenfels hinüberflüchtete, schwimmend ihn bis zu dem Thurme verfolgten, wo sie ihn dann aufzehrten. Nach urkundlichen Nachrichten aber entstand der Thurm erst zu Anfange des 13. Jahrh. unter dem Erzbischof Seyfried als Zollthurm, dessen Geschütz (Muserie genannt, daher der Name) die Ausweichenden anhielt.

Mausoleum, s. Artemisia.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (Jakob), Oberlieut., Lehrer am Carol. zu Braunschweig, geb. zu Leipzig den 8. März 1743, kam 1756 nach Braunschweig, wo s. Vater als Prof. der franz. Sprache am Carolinum angestellt wurde. Er sollte die Rechte studiren, wozu er aber keine Neigung hatte. Dagegen liebte er das Sprachstudium, das Zeichnen und die Mathematik, und hegte, obgleich schwächlich und ver-

wachsen, viel Neigung für den Militairstand. Daher trat er im siebenjähr. Kriege als Ingenieur in hanöversche Dienste, nahm aber nach dem Frieden seinen Abschied. Auf s. Vaters Wunsch ging er nach Leipzig, dort die Rechte zu studiren, was er jedoch bald aufgab. 1766 ward er Collaborator an der Schule zu Ilefeld und bald darauf Weg- und Brückeningenieur und zugleich Lehrer der Kriegsbaukunst bei dem Carolinum in Kassel. Jene Stelle gab er 1775 auf. Bei Errichtung des Cadettencorps erhielt er die Stelle eines Hauptmanns. 1785 ward er zu Braunschweig als Major, und späterhin als Oberstlieut. bei dem Ingenieurcorps und als Lehrer bei dem Carolinum angestellt. Hier wurde er Mirabeau's Bewunderer und Freund und ging lebhaft in dessen Plan ein, gemeinschaftlich ein politisch-philosophisches Werk über den preuß. Staat zu schreiben. Er widmete dem Werke, zu welchem Mirabeau von Berlin aus ihm posttäglich Materialien sandte, alle s. Muße. So entstand das Werk über die preuß. Monarchie, das Mirabeau in Paris unter s. Namen herausgab. M. übersetzte es ins Deutsche, wobei er anzeigte, daß Mirabeau die Idee und mancher Beitrag nebst der Einkleidung, ihm aber die Darstellung und Ausführung des Einzelnen gehöre, und ließ später noch einen 3. Theil folgen. Die franz. Revolution veranlaßte ihn, sich lebhaft für Freiheit und Gleichheit zu erklären, wodurch er in mancherlei Unannehmlichkeiten verwickelt wurde. In dem Pasquill: „Bahrdt mit der eisernen Stirn", war auch M. derb und unanständig angegriffen. Er behauptete öffentlich, diese Schrift rühre von Zimmermann her, und zog sich dadurch neuen Verdruß zu. M. starb den 11. Jan. 1794 zu Braunschweig. Er hat viel und in verschied. Fächern geschrieben und übersetzt. Wir nennen bloß s. „Briefe über den Werth deutscher Dichter", s. „Physiokratischen Briefe", die „Einleitung in die militair. Wissenschaften"; „Über den dreißigjähr. Krieg"; „Über den Einfluß des Pulvers in den neuern Kriegen"; „Mann und Weib" (gegen Brandes's Werk über die Weiber) und eine Biographie des Herzogs Ferdinand von Braunschweig; auch übersetzte er Raynald, Turgot und Ariost.

Maxen, ein Dorf im meißnischen Kreise des Königr. Sachsen, in dessen Nähe, besonders bei dem benachbarten Hausdorf, zwei Linden den Schauplatz des blutigen Kampfes bezeichnen, wo der preuß. General **Fink** (s. d.), den Friedrich II. mit 12,000 M. von Freiberg entsendet hatte, von den Östreichern unter Daun eingeschlossen und (21. Nov. 1759) zur Übergabe gezwungen ward. Unweit des Dorfes sind gute Marmorbrüche, welche zum Bau der kathol. Kirche in Dresden viel Marmor lieferten, jetzt aber nur Steine zu Kalk geben.

Maximilian I., einer der verdienstvollsten deutschen Kaiser, Sohn und Nachfolger Friedrichs III., geb. 1459, vermählt 1477 mit Maria von Burgund, der Erbin Herzogs Karl des Kühnen, mit welcher er den Erzherzog Philipp, den Vater Karls V. und Ferdinands I., zeugte. Er wurde 1486 zum römischen König erwählt und bestieg den Kaiserthron 1493 unter sehr ungünstigen Umständen. Deutschland war während der Regierung des unthätigen Friedrichs III. in Verwirrung und Kraftlosigkeit versunken; Maximilian hatte zwar durch jene Heirath die Besitzungen Karls des Kühnen an das Haus Östreich gebracht, aber bei der geringen Unterstützung, die er von s. Vater erhielt, konnte er sie gegen Ludwig XI., König v. Frankreich, nicht behaupten, welcher ihm Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund, sowie Karl VIII. die ihm durch Procuratur angetraute Anna von Bretagne entriß. Er vermählte sich hierauf 1494 mit Blanca Sforza von Mailand. M. selbst war unternehmend, staatsklug, edel, uneigennützig und persönlich tapfer; dennoch verfehlte er oft durch unzeitige Hitze und durch Mangel an Beharrlichkeit die besten Plane und verlor bei schlechter Verwaltung der Finanzen, welche beständigen Geldmangel verursachte, nicht selten die Früchte großer und glücklicher Thaten. Es gelang ihm, die 1403 eingefallenen Türken zurückzuschla-

gen und sie sein ganzes Leben hindurch von seinen Erblanden abzuhalten; dagegen konnte er nicht hindern, daß sich die Schweiz nach einem 1498 und 1499 unglücklich geführten Kriege vom deutschen Reiche losriß. Sein Plan, Ludwigs XII., Königs von Frankreich, Macht in Italien einzuschränken und ihn zur Aufgebung seiner Ansprüche auf Mailand zu zwingen, veranlaßte unaufhörliche Kriege, ohne ihm den Besitz von Mailand zu sichern. Ebenso verunglückte das große Bündniß, welches er 1508 zu Cambrai mit Spanien, Frankreich, Mantua, Modena und dem Papst wider die Republik Venedig geschlossen. (S. Ligue.) M. zog endlich selbst gegen Frankreich zu Felde und trat sogar, um Geld zu erlangen, dem aufs neue triumphirenden Venedig Verona gegen 200,000 Dukaten ab. Ruhmvoller sind seine Thaten im Innern des deutschen Reichs, das seit 3 Jahrh. ein Schauplatz der Barbarei und der Gesetzlosigkeit gewesen war. Was s. Vorfahren so lange vergebens versucht hatten, das vollbrachte M. Schon 1495 machte er auf dem Reichstage zu Worms durch den ewigen Landfrieden, der allen Befehdungen ein Ziel setzte, den innern Unruhen und Gewaltthätigkeiten größtentheils ein Ende. Um der Mangelhaftigkeit der deutschen Rechte und den großen Justizmißbräuchen abzuhelfen, nahm er auf eben diesem Reichstage das römische und kanonische Recht als subsidiarische Entscheidungsquellen auf und stiftete das Reichskammergericht als höchsten Gerichtshof. Auch schaffte er die ungeheuern Mißbräuche der westfälischen oder Femgerichte ab, obgleich er ihre gänzliche Aufhebung nicht zu Stande bringen konnte. Die Einrichtung der deutschen Kreise, welche den Frieden und die Sicherheit im Innern befestigen sollte, rührt von ihm her. Ferner errichtete M. zuerst stehende Truppen u. d. N. Lanzknechte, verbesserte das grobe Geschütz, gab vortreffliche Polizeigesetze, bildete die Verfassung der Reichstage mehr aus, führte Posten und andre gemeinnützige Einrichtungen ein, liebte und beförderte die Wissenschaften und wendete nicht kleine Summen auf Unterstützung der Künstler und Gelehrten, wozu er oft die reichen Fugger in Anspruch nahm; auch sorgte er für die Universitäten zu Wien und Ingolstadt und stiftete auf der erstern eine Professur der Dichtkunst. M. selbst war Dichter; er hatte eine umständliche, aber romanhafte Beschreibung s. Lebens in die Feder dictirt. Davon war die Hälfte seit 1512 fertig; 1514 befahl er s. Geheimschreiber Treitzsaurwein v. Erntreitz: „das Buch mit Schrift und Gemel in Ordnung zu bringen“. Nach dem Tode des Kaisers (den 12. Jan. 1519 zu Wels in Oberöstreich) wurde das Buch vergessen, und die vollendeten Formen blieben vermuthlich in den Händen der Künstler. Erst in neuerer Zeit wurden diese zu Grätz entdeckt und dem Druck übergeben u. d. T.: „Der Weiß Kunig, eine Erzählung von den Thaten Kaisers Maximilian I., von Max. Treitzsaurwein auf dessen Angaben zusammengetragen, nebst den von Hannsen Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten“ (Wien 1775, Fol.). Lange Zeit wurde auch M. für den Verf. des Theuerdank (s. d.) gehalten, dessen Held er ist. Jetzt aber weiß man, daß sein Secretair Pfinzing, vielleicht mit Vorwissen M.'s, dieses Buch verfaßt hat. M. wurde in Wiener.-Neustadt begraben. Ferdinand I. errichtete ihm zu Innsbruck ein schönes Denkmal. M.'s Nachfolger, nach einem kurzen Zwischenreiche, war s. Enkel, Karl V.

Maximilian II., deutscher Kaiser, Sohn Ferdinands I., geb. zu Wien 1527, zum römischen Könige gewählt 1562, folgte s. Vater 1564 in der Kaiserwürde Er war das Muster eines weisen, klugen und gütigen Regenten. Aus s. Erziehung hatte er mehre lutherische Glaubenslehren als wahr erkannt und angenommen, ohne sich jedoch zu denselben zu bekennen; auch gab er seinen Erbunterthanen größere Religionsfreiheiten, war überall duldsam und bestätigte 1566 den Religionsfrieden. Der türkische Kaiser, Soliman II., bekriegte M., um Johann Sigismunds, Fürsten von Siebenbürgen, Ansprüche auf Ungarn zu unterstützen.

Soliman's Tod endigte den Krieg 1567, indem sein Nachfolger Selim einen 8jährigen Waffenstillstand schloß. Joh. Sigismund blieb erblicher Fürst von Siebenbürgen und hatte 1571 Stephan Bathori, und als dieser 1575 König von Polen wurde, desselben Bruder, Christoph Bathori, zum Nachfolger. Selim erneuerte den Krieg 1576; aber M. starb in dems. Jahre zu Regensburg, den 12. Oct. Er hatte sich einem Weibe anvertraut, die wegen ihrer Wunderarzneien in Ruf stand. In s. Regierung fällt die Gefangenschaft des Herzogs zu Sachsen-Gotha, Johann Friedrich, zu Wienerisch-Neustadt von 1567—95. (Vgl. Grumbach.) M. hinterließ von s. Gemahlin Maria, T. Karls V., außer 2 Töchtern 6 Söhne, die alle unbeerbt starben. Der älteste, Rudolf, folgte ihm nicht allein in der Kaiserwürde, sondern auch in den gesammten österr. Erblanden, welches vermuthen läßt, daß M. das Recht der Erstgeburt im Hause Östreich eingeführt habe.

Maximilian der Große, auch der Erste, Kurfürst von Baiern, Sohn Herzogs Wilhelm V., geb. zu Landshut 1573, brachte daselbst s. Jugend zu, lernte die latein., franz. und ital. Sprache fertig sprechen, verstand auch die spanische, studirte bis 1591 zu Ingolstadt, machte Reisen und trat 1596 die Regierung des Herzogthums Ober- und Niederbaiern an, welche ihm sein erst 1626 verst. Vater aus Frömmigkeitseifer abtrat. Von der Natur mit trefflichen Geistes- und Herzensgaben ausgerüstet, gebildet durch strenges Studium und durchdrungen von dem Wunsche, der Vater seines Volks zu sein, hätte M. Baiern bei Ruhe von Außen auf die höchste Stufe von Macht und Blüthe erheben können. Auch hatte er schon die Schulden s. Landes getilgt. Allein die fortdauernden Religionszwiste, verbunden mit Östreichs Streben nach Unabhängigkeit, führten den dreißigjähr. Krieg herbei und brachten Baiern um einen Theil der schönsten Früchte, die es von M.'s weiser Regierung zu erwarten hatte. Der Kaiser Rudolf II. übertrug ihm 1607 die Achtsvollziehung gegen die Stadt Donauwörth, welche dadurch unter bairische Oberherrschaft kam, trotz der nachdrücklichen Verwendung der evang. Stände, welche 1610 zu Halle in Schwaben, unter Friedrich V. von der Pfalz, eine Union bildeten. Hierauf wählte die durch Maximilian zu Stande gekommene kathol. Ligue denselben zu ihrem Oberhaupte. Er verband sich mit dem Kaiser Ferdinand II. gegen Friedrich V., brachte Oberöstreich zum Gehorsam, siegte auf dem weißen Berge 1620 und eroberte die Ober- und Unterpfalz. Der Kaiser gab ihm die Kurwürde und, zur Vergütung für 13 Mill. Guld. Kriegskosten, 1623 und 1628, die Erblande des unglücklichen Friedrich. M.'s Feldherr Tilly besiegte Friedrichs Vertheidiger in Deutschland und nöthigte Dänemark 1629 zum Frieden. Allein nach Tilly's Niederlage 1631 bei Leipzig, rückte Gustav Adolf 1632 nach Baiern, nahm Donauwörth und München in Besitz, mußte aber, von Wallenstein genöthigt, sich nach Nürnberg und Sachsen zurückzuziehen. Nachher drang Bernhard v. Weimar in das Land ein. Zuletzt behaupteten die Franzosen und Schweden so sehr die Oberhand in Baiern, daß sich M. 1647 zur Neutralität bequemen mußte; sein Land ward aber, weil er den Waffenstillstand von Ulm 1647 aufkündigte, mehr als zuvor verwüstet. Der westfäl. Friede gewährte ihm die Oberpfalz, die Grafschaft Cham und die Kurwürde nebst dem Erztruchseßamt (1648). Während dieses Kriegs war M. dennoch für das Aufblühen s. Staats rastlos besorgt; er baute die Residenz, das Zeughaus und das Josephsspital in München, legte daselbst den Hofgarten an, zog die merkwürdige Sooleleitung von Reichenhall nach Traunstein 1616, baute die Jesuitencollegien zu Amberg, Burghausen, Mindelheim, Heidelberg, und ließ dem Kaiser Ludwig in der Frauenkirche zu München das prächtige Denkmal errichten. Er starb den 27. Sept. 1651 zu Ingolstadt. Seine Geschichte hat P. P. Wolf („Geschichte Maximilians I.", 2 Th., München 1807, fortges. von Breyer, 3. Th., 1809) trefflich beschrieben. Merkwürdig sind dieses Fürsten Monita paterna, die er für s.

Sohn und Nachfolger Ferdinand u. d. T.: „Anleit. zur Regierungskunst" aufgesetzt hat (herausgeg. latein. und deutsch, mit alten und neuen Parallelstellen erläutert, von Christ. Freih. v. Aretin, Würzburg 1822).

Maximilian Emanuel, Kurfürst von Baiern, Sohn des Kurf. Ferdinand, geb. 1662, folgte s. Vater 1679 unter der Vormundschaft s. Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp von Leuchtenberg. 1683 zog er der von den Türken belagerten Stadt Wien mit 11,000 M. zu Hülfe und focht gegen Östreichs Feinde nicht nur in Ungarn, sondern auch am Rhein mit großem Ruhm. Seine Vermählung mit des Kaisers Leopold I. Tochter, Maria Antonia, gab ihm einige Ansprüche auf die spanische Erbfolge, doch hinderte ihn der Tod seines Sohnes, 1699, sie geltendzumachen. Da auch Östreich ihm viele Ursachen zu Kaltsinn gegeben hatte, so verband er sich beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs mit Frankreich, räumte die spanischen Niederlande, deren Statthalter er war, franz. Kriegsvölkern ein und bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Aber nach zwei verlorenen Schlachten 1704, auf dem Schellenberge und bei Höchstädt, mußte er sein Land verlassen und ward 1706 nebst s. Bruder, dem Kurf. von Köln, der ebenfalls auf franz. Seite getreten war, vom Kaiser Joseph I. als ein Reichsfeind in die Acht erklärt, welche auch, trotz der von Seiten des Fürstenraths, dessen Einwilligung dazu nicht begehrt worden war, eingelegten Protestation, erst im badner Frieden (1714), wo er zugleich seine sämmtlichen Länder zurückerhielt, aufgehoben wurde. 1717 schickte er dem Hause Östreich ein Hülfscorps unter seinem Kurprinzen, Karl Albrecht, wider die Türken. 1724 verglich er sich mit Pfalz wegen der Reichsverwesung, die nun von Beiden gemeinschaftlich geführt wurde. Er starb den 26. Febr. 1726.

Maximilian Joseph III., Kurfürst von Baiern, Sohn des Kurf. Karl Albrecht, geb. 1727, war 13 J. alt, als sein Vater (s. Karl VII.) nach des Kaisers Karl VI. Tode Ansprüche auf die östreich. Staaten machte. Nach dem plötzlichen Absterben s. Vaters, 20. Jan. 1745, versuchte er gegen die Truppen der Kaiserin Maria Theresia noch einmal das Glück der Waffen und entsagte, da ihm der Erfolg nicht günstig war, in dem Frieden zu Füßen, 22. April 1745, allen seinen Ansprüchen auf Östreich, wogegen er seine verlorenen Länder zurückerhielt. Seine erste Angelegenheit war nun, durch Einschränkung des Hofstaats, durch Einziehung eines Theils seiner Truppen und durch die Überlassung eines andern Theils derselben an die Seemächte, überhaupt durch strenge und weise Staatswirthschaft, dem erschöpften Lande zu Hülfe zu kommen. Die Staatsschulden wurden 1749 durch eine Commission untersucht, welche Mittel zu ihrer Tilgung ausfindig machen sollte. Die Fabriken wurden emporgebracht, und kein Hofbedienter durfte sich in Tücher kleiden, die nicht im Lande verfertigt waren. 1753 ward eine neue Gerichtsordnung eingeführt; der Ackerbau wurde durch gute Verordnungen, Belohnungen, und von 1762 an durch Urbarmachung öder Plätze befördert. Die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung zu erfreuen, Schulen und Universitäten wurden verbessert und 1760 die Akad. der Wissensch. in München gestiftet. Bei aller Anhänglichkeit des Kurfürsten für die kathol. Kirche verminderte er doch die Klöster, gestattete den Protestanten in München die Ausübung ihres Gottesdienstes und war einer der ersten Fürsten, welche das Aufhebungsbreve der Jesuiten vollzogen. Man überreichte ihm einst eine Liste von sogen. Freigeistern mit der Bitte, diese gefährlichen Leute zu entfernen. „Gerade die besten Köpfe", antwortete er, und warf das Papier ins Feuer. Er starb als das Opfer ungeschickter ärztlicher Behandlung an den Kinderblattern, den 30. Dec. 1777. Mit ihm erlosch die jüngere Hauptlinie des Hauses Wittelsbach, und seine Länder fielen an die sulzbachische, damals kurpfälzische Linie.

Maximilian (Franz Xaver Joseph), letzter Kurfürst von Köln, Bischof zu

Münster, Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Östreich, der jüngste unter den Söhnen der Kaiserin Maria Theresia, geb. 1756, einer von den Fürsten, welche von ihren Unterthanen gesegnet und von der Menschheit mit Ehrfurcht genannt werden. Er durchreiste als Jüngling von 18 J. unter der Leitung des Grafen v. Rosenberg Deutschland, Frankreich, Holland und Italien, und focht in dem bairischen Erbfolgekriege unter seinem Bruder. Für den geistlichen Stand bestimmt, ward er jedoch schon 1769 seinem Oheim, dem Prinzen Karl von Lothringen, als Hoch- und Deutschmeister, und 1780 dem Kurfürsten und Erzbischof von Köln und Bischof zu Münster als Coadjutor adjungirt, und erlangte 1780 die erstere, 1784 die letztern Würden. Sein erstes Bestreben war, die Länder Köln und Münster, deren Finanzen, Polizei und Justizwesen sehr in Unordnung gerathen waren, unter Mitwirkung seines trefflichen Ministers, v. Waldenfels, in einen wohlgeordneten Zustand zu bringen, welches er durch Fleiß, Ordnungsliebe, redliche und sparsame Verwaltung der Finanzen, Besetzung der Ämter mit würdigen Männern und durch sein eignes Beispiel bewirkte. Er war ein weiser, wohlthätiger, Talent und Verdienst großmüthig unterstützender und belohnender Mann, besonders ein Gönner der Gelehrten und Künstler, denn er war selbst ein Kenner und Freund der Wissenschaften. Vorzüglich unterstützte er die Universität Bonn und erweiterte sie durch nützliche Anstalten; auch vermehrte er die Hofbibliothek mit den kostbarsten und ausgezeichnetsten Werken, deren öffentliche Benutzung er begünstigte. Dagegen lebte er in seinem Hauswesen sehr einfach und haushälterisch. Keinem Unterthan war der Zutritt zu ihm verwehrt; er sprach auf eine gleich anziehende Weise mit Leuten aller Stände und hatte in seiner Unterhaltung eine liebenswürdige Offenheit; seine gute Laune und sein Scherz äußerten sich oft originell und naiv. Er sprach mehre Sprachen sehr fertig, las die besten Schriftsteller der neuern Zeit, liebte die Musik sehr und spielte selbst einige Instrumente. Seinen Sinn für schöne Natur bezeugten s. Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg. Doch leider sollte er die Früchte seiner väterlichen Regententhätigkeit bald zerstört und sich von seinen geliebten Unterthanen losgerissen sehen. Der franz. Revolutionskrieg brach aus. Mit weiser Vorsicht für das Beste seines Landes hatte er immer die strengste Neutralität beobachtet und an der Sache der Emigrirten keinen Theil genommen. Sobald aber der Reichskrieg erklärt war, erfüllte er als deutscher Fürst seine Pflicht. Als im Herbste 1794 die Franzosen in Bonn einzogen, sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen. Er floh nach Münster, von da nach Mergentheim und Ellingen, wo er (unter dem Schutze der preuß. Neutralität) sicher war. Im Frühling 1800 begab er sich nach Wien und starb 1801 zu Hetzendorf. Über ihn s. v. Dohm's „Denkwürdigkeiten rc." (1. Bd., Nr. 4) und „Maximilian Franz, letzter Kurfürst von Köln", vom Freih. v. Seida (Nürnberg 1803).

Maximilian I. (Joseph), letztverst. König von Baiern, ward am 27. Mai 1756 zu Schwetzingen unweit Manheim geboren. Sein Vater war der Pfalzgraf Friedrich, östr. Feldmarschall, s. Mutter, Francisca, T. Johann Karls von Sulzbach. Im 6. J. s. Alters kam er nach Zweibrücken unter die Aufsicht des Herzogs Christian, s. Oheims. 1777 ward er als franz. Oberst zu Strasburg seinem Regimente vorgestellt, 1778 zum Generalmajor erhoben und mit dem Ludwigskreuze geziert. Nach mehren Reisen in Frankreich verweilte er von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution, 1789, in Strasburg, worauf er nach Manheim ging. 1795 starb sein Bruder, Karl II., Herzog von Zweibrücken, und Maximilian folgte ihm in der Regierung. — Nach dem Erlöschen des pfalzsulzbachischen Stammes durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor (16. Febr. 1799) gebührte die Erbfolge in Pfalzbaiern zunächst der pfalzzweibrückischen Linie. So trat Ma-

ximilian Joseph u. d. N. des Vierten in dem nämlichen Jahre die Regierung in Pfalzbaiern an. Auf eigne Kosten ließ er 1802 das sogen. Donaumoor zwischen Ingolstadt und Neuburg, 56,000 Tagewerke groß, urbarmachen und zog neue Ansiedler dahin. Güter und Gemeindeweiden wurden vertheilt, und von den bairischen Bauern das von Fremden gegebene Beispiel nachgeahmt, sodaß seit dem Regierungsantritte M.'s bis zum letzten Dec. 1804 in dem nur 514 □M. großen Herzogthume 1570 neue, meistens steinerne Häuser erbaut, 232,866 Tagewerke urbargemacht, 493 große Güter zertheilt und 640 Landwirthschaften ordentlich arrondirt waren. Ein Verein wurde gestiftet, dessen ausschließlicher Zweck Beförderung der praktischen Landwirthschaft ist. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden zweckmäßige Einrichtungen getroffen, gute Landstraßen angelegt u. s. w. 1805 schloß sich Baierns Fürst, um seinem Lande die Verheerungen des Kriegs möglichst zu ersparen, Frankreich an und proclamirte sich den 1. Jan. 1806 zum Könige. Nun griff er kräftig ein, um seinem Volke Einheit und weise Gesetze zu geben. Die Gerichtsverfassung, besonders das Criminalrecht, schon 1802 verbessert, erhielt eine noch zweckmäßigere Einrichtung. Vernichtet wurden die Verschiedenheiten der Verfassungen, das landschaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten 1807, die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1805 und 1810 gesichert gegen Mißgriffe durch die Domanial-, Fideicommiß- und Schulden-Pragmatik, der Staatsdienst durch die Dienstpragmatik. Höchst wichtig für den Geschäftsgang waren die Organisation des geh. Rathscollegiums durch das organische Edict 1808, die Eintheilung des Landes in Kreise, die Anordnung der Generalkreiscommissariate 1808 und 1810, und die Organisation der Sectionen in den Ministerien. Alle 3 Religionsparteien genossen freie Übung ihres Cultus. Noch wurden das Familienschutzgeld und das Postwesen geordnet 1808, eine Zoll- und Mauthverordnung 1807 festgesetzt und 1811 modificirt, Finanzen und Steuern zweckmäßigen Veränderungen unterworfen 1811, und um die in den frühern Kriegen aufgehäuften Lasten zu erleichtern, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung derselben angeordnet. Noch größere Verdienste hat sich M. durch Beförderung des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste erworben. Die aus den aufgehobenen Klöstern und Stiftern gewonnenen Summen wurden zu einem Fonds für die Besoldung der Lehrer, und die Gebäude zum Theil zu Schulgebäuden benutzt; die Universitäten zu Landshut, Ingolstadt und Würzburg zweckmäßig organisirt; Schullehrerseminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt, für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 ganz neue errichtet u. s. w. Die Akademie der Wissenschaften zu München wurde 1807 vervollkommnet und ihr jährl. Etat auf 80,000 Gulden festgesetzt; 1808 eine Akad. der bildenden Künste gestiftet und für die Leitung der öffentl. Unterrichts- und Erziehungsanstalten eine eigne Section beim Ministerium des Innern angeordnet. Um alle diese Einrichtungen für die Folgezeit zu sichern, wurden sie in die Verfassungsurkunde aufgenommen, welche er den 27. Mai 1818 seinem Lande gab. Obschon Napoleon den bairischen Staat ganz für sich zu gewinnen und dessen Regenten durch die Bande der Verwandtschaft an sich zu fesseln gesucht hatte, so verkannte doch M. nicht das wahre Interesse der Deutschen, und sein Übertritt zur allgemeinen Sache (Ried den 8. Oct. 1813) war von wichtigen Folgen. — Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchlose Einfachheit der Sitten zeichneten M.'s Charakter sowol im öffentlichen als im Privatleben aus. Rührend war es zu sehen, wie er als Gatte, Vater und Freund im Kreise der Seinen lebte, wie das Volk voll patriotischer Begeisterung überall, wo er sich zeigte, froh und jubelnd sich zu ihm drängte und ihn als Vater liebte und verehrte. Er starb zu München den 13. Oct. 1825. S. „Charakterzüge aus d. Leben Max. Jos. I., K. v. Baiern" (München 1827). (Vgl. Baiern und Montgelas.)

Maxime ist Das, was das Individuum zum Grundsatze seines Handelns macht, und es kann dieser subjective Grundsatz entweder mit dem objectiven Princip des Guten übereinstimmen — dann reden wir von einer reinen oder sittlichen Maxime —, oder rein subjectiv sein und von den selbstischen Trieben und Zwecken ausgehen. Der Inbegriff der Maximen gehört zur Gesinnung des Menschen.

Maximilian, Prinz von Neuwied, s. **Neuwied**.

Maximum (das Größte), überhaupt diejenige Größe, über welche hinaus keine Vergrößerung oder Vermehrung stattfindet oder stattfinden soll, der höchste Grad einer Thätigkeit. So wurde zur Zeit der franz. Revolution für alle Lebensmittel ein höchster Preis, über den sie nicht verkauft werden durften, bestimmt, und dieser hieß das Maximum. Man hielt anfänglich diese Bestimmung für heilsam; bald aber zeigte sie sich so nachtheilig für Landwirthschaft und Handel, daß man sie bald abschaffte. — In der Mathematik, wo von dem Begriffe des Größten und Kleinsten (maximi et minimi) eine fruchtbare Anwendung gemacht wird, versteht man unter dem größten oder kleinsten Werthe einer veränderlichen Größe denjenigen, welcher größer oder kleiner ist als ein in der Reihe der Werthe dieser Größe vorangehender oder nachfolgender, so nahe auch beide an jenem größten oder kleinsten Werthe genommen werden. Die senkrechten, auf dem Kreisdurchmesser, als Axe der Abscissen, genommenen Ordinaten des Halbkreises z. B. wachsen successiv bis zum Mittelpunkt, wo sie dem Radius gleich werden und nun ein solches Maximum ihres Werthes erlangt haben. Die Frage nach den Umständen des Maximi und Minimi, deren Beantwortung besonders die Differential-, bei einzelnen, schwierigern Problemen aber auch die **Variationsrechnung** (s. d.) übernimmt, ist oft von der größten Wichtigkeit. Wollte man, um dies an einem ganz naheliegenden Falle deutlich zu machen, wissen, wie eine Zahl, z. B. 8, getheilt werden muß, damit das Product der Theile ein Maximum werde, so zeigt die Methode de maximis et minimis, daß dies durch Halbirung der Zahl erhalten werde, denn 4 Mal 4 macht 16, 3 Mal 5 aber erst 15, 2 Mal 6 erst 12 u. s. w., sodaß also, unserer obigen Erklärung gemäß, in der Reihe der successiv erhaltenen Werthe 16 das Maximum ist. Vgl. die Lehrbücher der Differentialrechnung und Tomasini's Tractat „De maximis et minimis ad institutiones geometricas accommodatis specimen" (Pisa 1774).

Mayer (Johann Tobias), ein berühmter Astronom, geb. zu Marbach im Würtembergischen den 17. Febr. 1723, wurde zu Eßlingen in Dürftigkeit erzogen, bildete sich, ohne eine Akademie zu besuchen, durch Privatfleiß zum Mathematiker, und war schon durch mehre schriftstellerische Versuche in diesem Fache, z. B. „Allgemeine Methode zur Auflösung geometr. Probleme" (Eßlingen 1741), bekannt, als er in die Homann'sche Officin nach Nürnberg kam und sich durch Verbesserung der Landcharten (s. „Kritische Charte von Deutschland") rühmlich bekanntmachte. Nebenher versäumte er auch s. übrige wissenschaftl. Bildung nicht und erwarb sich z. B. im latein. Styl eine Eleganz, die ihm, in seinem Verhältnisse, doppelt zur Ehre gereicht. Diese mehrfachen Verdienste brachten ihm einen Ruf als Prof. der Mathematik in Göttingen ein (1750), und die k. Gesellsch. der Wiss. daselbst nahm ihn zu ihrem Mitgliede auf. Um diese Zeit beschäftigte die Mondstheorie, behufs der Erfindung der Länge zur See, die Astronomen. M. überwand alle bisherige Schwierigkeiten und verfertigte die vortrefflichen Mondstafeln, nach welchen man den Ort des Mondes für jeden Zeitpunkt bis auf 1 Minute genau bestimmen kann, wofür (nach seinem am 20. Febr. 1762 zu Göttingen erfolgten Tode) seine Erben 3000 Pf. Sterl. als einen Theil des von dem engl. Parlamente für Erfindung der Länge zur See ausgesetzten Preises erhielten, und die ihm die Unsterblichkeit sichern. Auf diesen Gegenstand beziehen sich s. „Theoria lunae juxta systema Newtonianum" (Lond. 1767, 4.) und die schon oben erwähnten

„Tabulae motuum solis et lunae" (ebend. 1770, 4.). Auch erwarb sich M. Verdienste um die Astronomie, namentlich durch die Verbesserung der Winkelmeßinstrumente und der Einführung des nachher von Borda noch vervollkommneten Multiplicationskreises, durch die Theorie der Refractionen und Finsternisse, durch die Fixsternverzeichnisse u. s. w. Seine hinterlass. Manuscripte werden auf dem Observat. zu Göttingen verwahrt; es ist davon nur Etwas: „Opera inedita ed. Lichtenberg." (Götting. 1774, Fol.) erschienen. Kästner hat sein Elogium geschrieben in Mursinna's „Mem. doct. viror.", I., und auch Benzenberg in der von ihm besorgten neuen Ausg. von M.'s frühern Schriften gibt biograph. Notizen über diesen merkwürdigen Mann. N.

Mayer oder Mayr (Simon). Dieser schon lange in Italien heimische Componist, der eine Reihe von Jahren, vorzüglich bis 1812, fast allein Aufsehen machte und die deutsche Harmonie in italien. Musik übertrug, ist 1763 zu Mendorf unweit Ingolstadt in Oberbaiern geb. Sein Vater, Organist daselbst, gab ihm den ersten musikal. Unterricht. M. war für die Wissenschaften bestimmt und bezog die Universität, allein seine Neigung zur Musik veranlaßte ihn, diesen Weg zu verlassen. In einem Alter von 25 J. kam er nach Bergamo und fand an dem Grafen Pesenti einen Beschützer. Dieser verschaffte ihm Mittel, sich nach Venedig begeben und dort unter Leitung des Capellmeisters Bertoni das Studium der Musik fortsetzen zu können. Nach dem Tode s. Wohlthäters sah er sich genöthigt, die theatralische Laufbahn zu wählen. 1802 ward M. zum Capellmeister der Kirche di Sta. Maria Maggiore in Bergamo ernannt. Man hat eine große Anzahl von ihm componirter ernsthafter und komischer Opern, Oratorien, Cantaten u. s. w. Unter s. Opern haben am meisten Ruf: „Lodoiska", „Misteri Eleusini", „La Ginevra di Scozia" (1803), „Adelasio ed Aleramo" (1807), „La rosa biancha e la rosa rossa", „Medea in Corinto". Im Komischen ist er weniger glücklich.

Mazarin (Jules), Ludwigs XIV. Principalminister und Cardinal, geb. zu Piscina in Abruzzo (nach Flassan zu Rom) 1602, von adeliger Herkunft, studirte auf der span. Universität Alcala de Henares die Rechte, und nahm hierauf unter den päpstl. Truppen Kriegsdienste. Er stand als Capitain bei seinem Corps in Veltlin, als er im Auftrag des Generals Torquato Conti den Waffenstillstand zu Rivalta den 14. Sept. 1630 zwischen den franz., spanischen und kaiserl. Generalen unterhandelte. Damals stellte ihn der Nuntius Bagni Ludwig XIII. und dem Cardinal Richelieu als einen ausgezeichneten Mann vor. Als der Krieg über die Erbschaft des Herzogthums Mantua ausgebrochen war, hatte M. als päpstl. Minister mehre Zusammenkünfte mit Richelieu und begab sich selbst nach Grenoble zu Ludwig XIII. Vermöge seiner Verbindungen mit Frankreich und Spanien war er zum Unterhändler zwischen Beiden geschickt. Die Franzosen, welche vor Casal standen, waren im Begriff, die Feindseligkeiten zu erneuern und nur noch 500 Schritte von den spanischen Linien, als M., mit einem Tuche winkend, ihnen mit dem Zuruf entgegenkam: „Friede! Friede!" — Er erklärte, unter welchen Bedingungen man bereit sei, Casal zu räumen; die franz. Anführer nahmen sie an. Durch diese Unterhandlung erwarb er sich die Freundschaft Richelieu's, und Ludwig XIII. ließ ihn 1641 von Urban VIII. zum Cardinal erheben, worauf er Mitglied des Staatsraths wurde. Richelieu empfahl ihn sterbend dem Könige so dringend, daß dieser ihn sogar in seinem Testamente zum Mitgliede des Regentschaftsraths ernannte. Nach Ludwigs XIII. Tode (1643) übertrug ihm die Königin Anna von Östreich, als Regentin, die Stelle eines ersten Ministers. M. wurde damals allgemein für den Geliebten der Königin gehalten, und Einige haben aus dieser Vertraulichkeit den Ursprung der eisernen Maske (s. d.) ableiten wollen. Er trat anfangs mit vieler Bescheidenheit und Einfachheit auf.

Aber ungeachtet dieser Mäßigung, die nicht von Dauer war, bildete sich eine mächtige Partei gegen ihn. Man haßte ihn schon als Ausländer auf dem höchsten Posten, und machte seine Person, seine Sitten, seine schlechte Aussprache lächerlich. Überdies seufzte das Volk unter schweren Abgaben. Diese Umstände hatten einen Bürgerkrieg zur Folge. (S. Fronde.) Die Königin war genöthigt, mit dem König und ihrem Minister, welchen das Parlament als einen Störer der öffentlichen Ruhe ächtete, nach St.-Germain zu flüchten. Spanien nahm Theil an den Unruhen, und der Erzherzog, Gouverneur der Niederlande, versammelte Truppen. Dies bewog die Königin, welche den Krieg weder führen konnte, noch mochte, sich 1649 mit dem Parlamente zu vergleichen. Das Parlament behielt die Freiheit, sich zu versammeln, die man ihm hatte nehmen, und der Hof seinen Minister, den Volk und Parlament hatten stürzen wollen. Allein der Prinz Condé, dem der Staat diese Aussöhnung verdankte, zeigte allen Parteien wenig Mäßigung. M. wurde von ihm lächerlich gemacht, die Königin mit Trotz behandelt und die Regierung verhöhnt. M., gezwungen undankbar zu sein, bewog daher die Königin, ihn nebst seinem Bruder, dem Prinzen Conti und dem Herzog von Longueville verhaften zu lassen. Allein das Parlament erließ 1651 einen Beschluß, der M. aus dem Reiche verbannte und den Hof nöthigte, die Prinzen frei zu geben. Sie zogen wie im Triumph in Paris ein, während der Cardinal erst nach Lüttich, dann nach Köln flüchtete. Aber selbst von dort aus regierte dieser Minister den Hof und Frankreich. Schon im Febr. 1652 rief der nunmehr volljährige König M. zurück, der, wie Voltaire sagt, jetzt nach Frankreich kam, „weniger wie ein Minister, der seinen Posten wieder einnahm, als wie ein Herrscher, der sich wieder in Besitz seiner Staaten setzte". Er wurde von einem kleinen Heere von 7000 M., das er auf eigne Kosten, d. h. mit dem Gelde des Staats, das er sich zugeeignet, aufgestellt hatte, begleitet. Auf die erste Nachricht seiner Rückkehr hob Gaston d'Orleans, Ludwigs XIII. Bruder, der die Entfernung des Cardinals verlangt hatte, Truppen in Paris aus und das Parlament erneuerte seine Beschlüsse, verbannte M. und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Zugleich setzte sich der Prinz Condé, mit den Spaniern im Bunde, in Marsch gegen den König, dessen Heer Turenne befehligte, der die Spanier verlassen hatte. Mehre kleine Schlachten wurden ohne Entscheidung geliefert; der Krieg ruhte und begann zu verschiedenen Malen. Der Cardinal sah sich genöthigt, aufs neue den Hof zu verlassen, und begab sich nach Sedan 1652, worauf der König von Paris wieder Besitz nahm. Dieser hatte nämlich, um die Ruhe ganz herzustellen, eine Erklärung erlassen, in welcher er seinen Minister verabschiedete, indem er seine Dienste rühmte und seine Verbannung bedauerte. Als aber die Ruhe zurückgekehrt war, rief ihn auch der König im Febr. 1653 nach Paris zurück. Ludwig XIV. nahm ihn wie einen Vater, das Volk wie einen Herrn auf. Die Prinzen, die Gesandten und das Parlement eilten ihm aufzuwarten. Darauf wurden die Unruhen in den Provinzen ganz gedämpft, und Condé, der sich in die spanischen Niederlande geflüchtet hatte, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt. Nun setzte M. den Krieg gegen Spanien mit verdoppelter Anstrengung fort und verband sich dazu mit Cromwell 1656. Dadurch bewirkte er für Frankreich einen rühmlichen Frieden. Er unterhandelte ihn selbst 1659 auf der Fasaneninsel mit dem spanischen Minister Haro. Diesem (pyrenäischen) Frieden folgte die Vermählung des Königs mit der Infantin. Beide Verhandlungen machten M.'s Politik die größte Ehre. Jetzt war er mächtiger als je; er trat mit königl. Pomp auf; außer seinen Trabanten folgte ihm eine Compagnie der Musketiergarde. Dagegen verlor die Königin Mutter ihr Ansehen. Übrigens that M. in dieser Zeit der Ruhe nichts für Rechtspflege, Handel, Seemacht und Finanzen. Auch bezeichnete er 8 Jahre einer unbeschränkten Herrschaft nicht

durch eine einzige rühmliche Anstalt. Das **Collège des quatre nations** war eine Verfügung seines Testaments. Die Finanzen verwaltete er wie der Intendant eines verschuldeten Herrn. Er häufte mehr als 200 Millionen auf, wobei er oft Mittel gebrauchte, die eines ehrlichen Mannes unwürdig sind. Nach Flassan hatte er 1,800,000 Livres Einkünfte und ein Vermögen von 22 Mill., was nach heutigem Gelde ungefähr das Doppelte machen würde. Dies beunruhigte ihn, als er sein Ende herannahen fühlte. Daher rieth ihm Colbert, dem Könige eine Schenkung mit seinem gesammten Vermögen zu machen, der sie ihm unfehlbar zurückgeben würde. Der König nahm die Schenkung an, und schon fing der Cardinal an ängstlich zu werden, als der König sie ihm nach Verlauf von 3 Tagen zurückgab. M. starb 1661 den 9. März. Er hinterließ als Erben den Marquis La-Meilleraie, welcher seine Nichte Hortense Mancini heirathete und den Titel Herzog von Mazarin annahm. Außerdem hatte er einen Neffen, den Herzog von Nevers und 4 andre Nichten, welche der Prinz von Conti, der Connetable Colonna, der Herzog von Mercoeur und der Herzog von Bouillon heiratheten. Karl II. (Stuart) hatte zur Zeit seiner Noth um eine derselben angehalten; als später sich seine Angelegenheiten verbessert hatten, bot sie ihm M. an, bekam aber jetzt eine abschlägige Antwort. Man hat häufig M. und Richelieu mit einander verglichen. „Mazarin", sagt Hénault, „war ebenso sanft als Richelieu heftig, eines seiner größten Talente war, die Menschen genau zu kennen. Der Charakter seiner Politik war mehr Feinheit und Geduld als Gewalt. Letztere glaubte er nur in Ermangelung andrer Mittel anwenden zu müssen und sein Verstand rüstete ihn mit dem zu den Umständen passenden Muth aus. Kühn zu Casal, ruhig und thätig zu Köln, unternehmend, als er die Verhaftung der Prinzen verfügte, aber unempfindlich gegen den Spott der Feinde und die Prahlereien des Coadjutors, hörte er das Murren des Volks, wie man vom Ufer den Lärmen der Meereswogen hört. In Richelieu war etwas Größeres, Umfassenderes, minder Gezwungenes; in M. mehr Gewandtheit, mehr Abgemessenes und weniger Abweichungen. Den Einen haßte, des Andern spottete man; aber Beide waren Gebieter des Staats". M. schmeichelte den Feinden, denen Richelieu den Kopf hätte abschlagen lassen. Bei solchem Benehmen wird man zwar weniger gehaßt, aber man erscheint dadurch nicht größer. Von Vielen wird das mit Glanz vollbrachte Böse eher verziehen als das mit Schwäche gethane Gute. Dazu kam, daß seine Talente nicht hervorstechend genug waren, um seine Herrschsucht, Habsucht, Furchtsamkeit, List und Kleinmuth zu verdecken. Er hatte nicht den stolzen Muth, den romantischen, überwältigenden Geist des Cardinals Retz, noch in den Geschäften die Thätigkeit und den Überblick Richelieu's, noch in den ökonomischen Ansichten die Grundsätze Sully's, noch in der Verwaltung die gründliche Kenntniß Colbert's, noch in den Planen die Kühnheit Alberoni's. Sein größtes Verdienst war die Kunst zu unterhandeln. Er besaß ganz die dazu nöthige Feinheit, Geschmeidigkeit und Menschenkenntniß und zeigte sie im westfälischen und pyrenäischen Frieden. Er brachte Elsaß an Frankreich und sah es vielleicht voraus, daß Frankreich einst über Spanien gebieten könnte. Das Äußere des Cardinals war sehr einnehmend. Mit der schönsten Gesichtsbildung verband er den heitersten Ton im Umgange, welcher ihm Alle gewann, denen er gefallen wollte. Die Menschen kirrte er mit Hoffnungen. Sein Herz war kalt, ohne Haß und ohne Freundschaft. Seine unbewegliche Ruhe konnte keine Leidenschaft stören, und Niemand konnte ihm ein Geheimniß entlocken. Gegen Privatpersonen vergaß er oft, was er versprochen, aber Staatsverträge hielt er gewissenhaft, um Frankreichs Achtung, die Richelieu verscherzt hatte, wiederherzustellen. M.'s Briefe über die Unterhandlungen des pyrenäischen Friedens sind mehrmals gedruckt worden. Außer Aubery's „**Hist. du Card. Mazarin**" (Amsterd. 1751, 4 Bde.) und „**Parallèle du Card.**

de Richelieu et du Card. Mazarin", von Richard (Amsterd. 1716), vgl. Retz's „Memoiren".

Mazeppa (Johann), Hetman der Kosacken, in Podolien geboren, gehörte zu einer der vielen armen adeligen polnischen Familien, die in den reichern Häusern Anstellung suchen müssen. Er wurde bei Johann Kasimir Page. Dieser liebte das Wohlleben und die Frauen, aber auch die Künste und die Literatur. M. erhielt dadurch Gelegenheit, sich mancherlei nützliche Kenntnisse zu erwerben. Ein galantes Abenteuer wurde der Grund seiner spätern Erhebung. Ein polnischer Edelmann überraschte M. bei seiner Gemahlin. In seiner Rache ließ er ihn nackt auf ein wildes Pferd binden, und gab ihn so seinem Schicksal preis. Das Pferd war aus der Ukraine und richtete dahin seinen Lauf. Einige arme Bauern nahmen sich des Unglücklichen an; es wurde ihm wohl unter ihnen und ihr kriegerisches Nomadenleben sagte ihm zu. Er machte sich durch Gewandtheit, Körperstärke und Tapferkeit bemerkbar und beliebt. Seine Kenntnisse und Einsichten erhoben ihn zum Secretair und Adjutanten vom Hetman Samoilowitz und 1687 wurde er an dessen Stelle erwählt. Er gewann das Vertrauen Peter des Gr., der ihn mit Würden überhäufte. Endlich zum Fürsten der Ukraine erhoben, entschloß sich M., ebenso unruhig als thätig, die lästige untergeordnete Rolle zu verlassen. Er näherte sich Karl XII., der eben Polen einen König gegeben hatte, suchte durch ihn sich der Oberherrschaft des Czars zu entziehen und die Ukraine unter gewissen Bedingungen an die Krone Polen zu bringen. Diese und andre Ränke, welche M. gegen Peter eingeleitet hatte, wurden endlich dem Letztern durch Kotschubey, Kosackengeneral und Jsra, Obersten von Poltawa, entdeckt. Peter maß diesen Beschuldigungen aber keinen Glauben bei, sondern schickte die beiden Ankläger dem M. selbst zur Bestrafung zu. Dieser hatte die Frechheit, sie hinrichten zu lassen. Endlich wurden Peter doch die Augen geöffnet. Viele Anhänger M.'s wurden eingezogen und hingerichtet und er selbst im Bildniß gehangen. Jetzt wendete er sich mit wenigen ihm treu gebliebenen Anhängern zu Karl XII. und hatte großen Antheil an dem verunglückten Zuge in die Ukraine. Nach der Niederlage bei Poltawa flüchtete sich M. auch nach Bender, wo er 1705 starb. Die Geschichte M.'s hat Lord Byron so angezogen, daß er ihn zum Helden eines seiner schönsten Gedichte gemacht hat.

Mazzola (Francesco), oder **Mazuola**, **Mazuoli**, auch **Mazzuoli**, geb. il Parmegiano oder Parmegianino (aus Parma), einer der berühmtesten Maler der lombardischen Schule, war 1503 geb., ein Sohn des Malers Filippo Mazzola, mit dem Beinamen dall' Erbette. Sein Talent, Naturgegenstände abzuzeichnen, verschaffte ihm den Unterricht seiner Oheime und seines Landsmanns Marmitta. In seinem 16. J. vollendete er schon die Taufe Christi, ein Gemälde (jetzt im Palast der großen Sanvitali), das von seinem ungemeinen Talent zeigt. Correggio's Anwesenheit in Parma, um 1521, machte ihn mit dem Style dieses Meisters bekannt. Die kriegerischen Unruhen in seinem Vaterlande vertrieben ihn nach Viadana. Um 1522 kehrte er zurück und malte unter Anderm eine Madonna mit dem Kinde und die Heiligen Hieronymus und Bernardin von Feltri, ein ausgezeichnetes Ölgemälde, das man im Kloster della Nunziata bewundert, das aber durch Zeit und ungeschickte Hände gelitten hat. In Rom, welches er 1523 in der Hoffnung besuchte, dem Papst Clemens VII. Proben seiner Talente zu geben, machte der Anblick der Werke Rafael's den tiefsten Eindruck auf ihn, dessen Folgen sich auch in seinen spätern Werken zeigten, indem er sich von nun an eine Manier bildete, welche Correggio's Grazie und Rafael's Ausdruck zu vereinigen suchte. Durch den Einfall feindlicher Waffen in Rom erlitt er 1527 bedeutende Verluste. Er ging darauf nach Bologna, wo ihm ein Kupferstecher mit mehren seiner Handzeichnungen durchging, welche späterhin in der

Sammlung des Grafen Arundel wiedergefunden und vom Grafen Ganetti nach Italien gebracht, auch in Kupfer gestochen worden sind. Zu den ausgezeichnetsten Gemälden, welche er in Bologna arbeitete, gehört ein heil. Rochus für die Kirche des heil. Patronius, die jetzt in der dresdner Galerie befindliche **Madonna della rosa**, welche er aus einer Venus zur Madonna umgestaltet hatte, und die heil. Margaretha. M. ging endlich in sein Vaterland zurück; hier arbeitete er den Bogen schnitzenden Cupido, und schmückte die neu gebaute Kirche **della Steccata** mit mehren Arbeiten aus, welche er aber nicht vollendete. Seine Gesundheit hatte sehr gelitten, die Aufseher jenes Baues drangen hart in ihn, vorzüglich da ihm eine Summe vorausbezahlt worden war, und ließen ihn, als man seine Nachlässigkeit bemerkte, ins Gefängniß setzen, aus welchem er nur nach gegebener Versicherung, jene Arbeit zu vollenden, entlassen wurde. Allein aus Unwillen über diese Behandlung ergriff er die Flucht und eilte nach Casalmaggiore, wo er nach einigen Arbeiten 1540 starb. Seine Arbeiten sind selten, da er sich auch mit Auffindung des Steins der Weisen abgab. M. verband mit einer tiefen Kenntniß der Anatomie eine sehr richtige Zeichnung. Algarotti und Mengs tadeln an ihm, daß er oft nach einer gesuchten Grazie gestrebt habe, und Fiorillo tadelt an seinen Gemälden den Mißbrauch der Schlangenlinien, sowie das Einwickeln der Glieder. Seine Figuren sind etwas lang; dagegen rühmt man vorzüglich sein Feuer, seine Grazie, die Richtigkeit seiner Zeichnung, sowie die Leichtigkeit, mit welcher er seine Compositionen entwarf und mit kühnen Pinselstrichen ausführte. Man hat ihn sonst mit Unrecht als Erfinder der Kunst, mit Scheidewasser in Kupfer zu stechen, angesehen. M. hatte mehre Schüler. Girolamo Mazzola suchte ihn zu erreichen und vollendete einige seiner Gemälde.

Mazzuchelli (Giovanni Maria), aus einem gräfl. Geschlechte, geb. d. 28. Oct. 1707 zu Brescia und ebendaselbst den 19. Nov. 1765 gestorben, war einer der verdientesten Literarhistoriker Italiens. Außer einzelnen mit musterhafter Genauigkeit und Vollständigkeit gearbeiteten Biographien (des Archimedes, Peter Aretin, Peter de Apono, Ludwig Alamanni u. A.) hat er in seinem ital. Schriftstellerlexikon: „**Gli scrittori d'Italia, cioè notizie storiche e critiche intorno alle vite ed agli scritti de' letterati italiani**" (Brescia 1754—63, 6 Bde., Fol.), ein unvergängliches Denkmal seines unermeßlichen Fleißes und seiner fast unglaublichen Belesenheit hinterlassen. Es ist so vollständig, daß sich den von ihm gelieferten Nachrichten nur sehr selten etwas hinzusetzen läßt, und so weitläufig, daß im 6. Bde. noch nicht einmal der Buchstabe B vollendet ist. Auch sein raisonnirendes Verzeichniß von Medaillen, die auf Gelehrte geschlagen worden sind (Venedig 1761, 1763, 2 Bde., Fol.), ist ein treffliches Werk.

Méchain (Pierre François André), Astronom., geb. d. 16. Aug. 1744 zu Laon. Er kam 1772 nach Paris, wo Lalande sich seiner annahm. 1781 machte er sich durch die Entdeckung und Berechnung zweier Kometen bekannt, und gehörte zu Denen, welche die ersten Überschläge wegen der muthmaßlichen Bahn des kurz vorher entdeckten Planeten Uranus entwarfen. Sein Ruhm stieg, als er 1782 den von der Akademie in Beziehung auf die Rückkehr des Kometen von 1661 gesetzten Preis gewann; 8 Jahre später, wo der Komet wieder erschien, ward seine Berechnung bestätigt. Seitdem entdeckte M. im Laufe von 18 J. 11 Kometen, deren Bahnen er auch berechnete. Keine wichtige Erscheinung am Himmel entging ihm, und er legte seine Beobachtungen in der „**Connaissance des temps**", die er seit 1788—94 herausgab, nieder. Als die constituirende Versammlung die Einführung eines neuen Maßsystems verordnet hatte, das auf den Erdmeridian gegründet sein sollte, war M. einer der Astronomen, die den Meridianbogen zwischen Dünkirchen und Barcelona messen sollten. Er bekam auf seinen Antheil an dieser schwierigen Operation die zwischen Barcelona und

Rhodez liegende Gegend, wo noch nie Meridianenmessungen vorgenommen worden waren; dabei hatte er noch mit großen aus den damaligen politischen Verhältnissen entspringenden Schwierigkeiten zu kämpfen, indem die spanische Regierung nicht nur die Fortsetzung seiner Triangulirung verhinderte, sondern auch ihn eine Zeitlang seiner Freiheit beraubte. Erst 1803 konnte er zu seinen Arbeiten zurückkehren, um sie bis zu den balearischen Inseln fortzusetzen. Er starb d. 12. Sept. 1804 zu Valencia am gelben Fieber, ein Opfer seines unermüdlichen Eifers für seine Wissenschaft. Außer seinen Abhandlungen in der „**Connaissance des temps**" und seinen Denkschriften über verschiedene Kometen findet man auch in der von Delambre herausgegeb. „**Base du système métrique décimal**" (Grundlage des neuen Decimalmeßsystems, Paris 1806—10, 3 Bde.), die Ergebnisse seiner Beobachtungen.

Mechanik, der Theil der angewandten Mathematik (s. d.), wo vornehmlich Kräfte und Wirkungen als mathematische Größen betrachtet und behandelt werden. Aller Materie wohnen ursprünglich Kräfte bei; sie äußern sich durch Wirkungen und man vermag von der Größe der einen auf die Größe der andern zu schließen und umgekehrt; sie lassen sich messen oder berechnen. Eine Wirkung der Kraft ist Veränderung des Orts im Raume oder Bewegung. Je nachdem man nun dieses ins Auge faßt, nennt man die Lehre von der bestimmbaren Bewegung im Allgemeinen auch Mechanik, sowie die Lehre von der meßbaren Kraft Dynamik (s. d.). Es befinden sich aber auch die Kräfte in einer beständigen Wechselwirkung, bald bewegend, bald widerstrebend und bewirken entweder, was wir Ruhe, Stillstand, Gleichgewicht nennen (s. Statik), oder wiederum Bewegung; davon handelt die Mechanik im engern Sinne. Bei flüssigen Körpern werden jedoch diese Lehren in der Hydrostatik und Hydraulik und bei luftförmigen Materien in der Aërometrie oder Pneumatik abgehandelt (s. d.). Die Anwendung der mechanischen Lehren wird auch, besonders wenn die Hülfsmittel in Betracht kommen, durch welche Kräfte und Wirkungen erhöht werden können (vgl. Maschinen), technische Mechanik, Maschinenlehre genannt. — Unstreitig hat sich der menschliche Verstand nirgends in so erstaunlicher Schärfe gezeigt, als eben in der Anwendung der höhern mathematischen Lehren und Calculs auf die bewegenden Kräfte. Geschah aber gleich die wissenschaftliche Ausbildung erst in spätern Zeiten, so finden wir doch schon sehr früh die Kenntniß der einfachen mechanischen Werkzeuge, wie Hebel, Winde, Flaschenzug, Keil u. dgl., und den Gebrauch von Maschinen beim Bau- und Kriegswesen der Alten, durch welche oft die größten Erfolge hervorgebracht wurden. In den Schriften des Aristoteles trifft man bereits Spuren, wenngleich dunkel, von mechanischen Lehren. Archimedes erklärt die Eigenschaften des Hebels und hat die Lehre vom Schwerpunkt, von der Schraube, vom Flaschenzuge begründet. Doch scheint man bis zum 16. Jahrh. nicht weiter darüber gedacht zu haben. Um 1577 versuchte erst wieder der Marquis Guido Ubaldi die Mechanik wissenschaftlich zu betrachten und alle Maschinen auf den Hebel zurückzuführen; weiter ging der Italiener Benedetti. Stevinus, ein Niederländer, stellte 1586 Systeme der Statik und Hydrostatik auf, und der Römer Valerius bildete die Lehre vom Schwerpunkt weiter aus. Galilei legte den Grund zu der Lehre von der Schwerkraft, welche Torricelli erläuterte. Den wichtigsten Fortschritt veranlaßte Newton (s. d.), nächst ihm Leibnitz, Joh. und Dav. Bernoulli. Die Gesetze der Bewegung des Pendels, durch Galilei aufgestellt, erklärte besonders Huyghens, der auch die Mechanik dnrch wichtige Entdeckungen bereicherte. Er löste das Problem des Centrums der Oscillation zuerst und stellte mit Wallis und Wren die Gesetze der Collision auf. Borelli erklärte die Lehren von der Percussion, Varignon die vom Gleichgewicht. Mariotte bearbeitete die Mechanik

wissenschaftlich für die Franzosen, d'Alembert, Euler, d'Arcy die Dynamik. Lagrange's „Mécanique analytique" ist das wichtigste Werk über die Mechanik, besonders durch systematische Darstellung; Lambert, Kästner, Karsten und neuerdings Langsdorf in s. „Grundlehre der mechan. Wissenschaften" (Erlang. 1802) und in s. „Handb. der gemeinen und höhern Mechanik" (Heidelb. 1807) und in s. übrigen Schriften; Eytelwein in s. „Handb. der Mechanik", und v. Baader durch sein neu aufgestelltes „System der fortschaffenden Mechanik" (Münch. 1817) haben Preiswürdiges geleistet. Doch dürfen fremde Hauptwerke nicht übersehen werden, z. B. Bezout's „Principes généraux de la mécanique" (neue Ausg., 2 Bde.), Prony's „Mécanique philosophique" und „Leçons de mécanique analytique"; Francoeur, Carnot, Robison, Gregory, Playfair u. A. — Poppe schrieb eine „Encykl. des gesammten Maschinenwesens" (Leipzig 1808, 2. A., 8 Thle., 1826 fg., mit Kpf.). 5.

Mechanisch nennt man, was zur Mechanik gehört, oder was durch Druck, äußern Anstoß, ohne innere Bewegung bewirkt wird. (S. Maschine.) Man setzt daher das Mechanische auch dem Dynamischen und dem Organischen entgegen. Mechanische Künste sind, den ästhetischen entgegengesetzt, solche, deren Erzeugnisse nicht auf freier Thätigkeit der Phantasie beruhen (s. Kunst, Künste), sondern hauptsächlich dem Verstand und der äußern Fertigkeit ihren Ursprung verdanken und die Hervorbringung äußerer Dinge, welche dem physischen Bedürfnisse dienen, insbesondere die Hervorbringung mechanischer Werkzeuge bezwecken. Letztere sind solche Kunsterzeugnisse, welche nach mathemat. und physikal. Gesetzen verfertigt und angewendet werden, z. B. Cirkel, Reißfedern, Maßstäbe, Luftpumpen, musikal. Instrumente u. s. w.; insbesondere aber Maschinen im eigentlichen Sinne, d. i. künstlich zusammengesetzte Werkzeuge. Mechanismus heißt daher der Bau, die innere Einrichtung einer Maschine, als solcher.

Mecheln (Malines), eine schöne Stadt von 20,000 Einw. mit breiten Gassen und ansehnlichen Gebäuden in dem ehemal. östr. Brabant an der Dyle, zwischen Löwen, Brüssel und Antwerpen, gehört jetzt zu der Provinz Antwerpen des Königreichs der Niederlande und ist der Hauptort eines Bezirkes. M. ist der Sitz eines Erzbischofs, der sonst den Titel als Primas der Niederlande führte. Sehenswürdigkeiten sind: das Zeughaus mit der Stückgießerei, das Rathhaus, die Hauptkirche mit ihrem 348 Fuß hohen Thurme, das Beguinenhaus, worin gegen 800 Frauen unterhalten werden, das Leihhaus, der erzbischöfl. Palast u. s. w. M. hat ein kathol. Seminarium, eine Malerakademie, 10 wichtige Spitzenmanufacturen, 20 große und kleine Hutfabriken, 19 Wolldeckenfabriken, 10 Tuchfabriken und bedeutende Bierbrauereien. Bei hoher Flut können schwer beladene Schiffe aus der Schelde bis vor die Stadt kommen. Das umliegende Gebiet hieß sonst die Grafschaft Mecheln.

Mecheln oder Meckenen (Israel von), zwei Künstler, Vater und Sohn; der Erstere soll Maler, der Letztere Goldschmied und einer der ältesten und vorzüglichsten Kupferstecher gewesen sein. Beide lebten zwischen 1450 — 1503. Letzterer wurde zu Mecheln bei Bocholt geboren. Aus seiner Zeichnung läßt sich vermuthen, daß er ein Schüler des van Eyk gewesen sei. Von seinen Lebensumständen weiß man bloß, daß er späterhin zu Bocholt lebte, wo er um 1503 verstorben ist. Seine Kupferstiche sind sehr selten und gesucht; sie tragen noch das Gepräge des steifen und unbeholfenen Geschmacks, sowie des Mangels an richtiger Zeichnung, Haltung und Kenntniß der Perspective u. s. w., wodurch sich die damalige Kunstperiode charakterisirt. In Hinsicht der Gemüthlichkeit und der frommen Einfalt aber, welche die Arbeiten der Zeitgenossen dieses Meisters, besonders des Martin Schön, so anziehend machen, stehen dieses Künstlers Arbeiten weit zurück und

sind mehr wegen des ungemeinen Fleißes in der Behandlung und für die Geschichte der Kunst schätzbar. Der ältere Israel aber war wahrscheinlich der Maler, von welchem die deutschen Kunstsammlungen, besonders die der Gebr. Boisserée, ausgezeichnete Bilder besitzen. B. C.

Mecheln (Christian v.), geb. zu Basel 1737, erlernte die Kupferstecherkunst in Nürnberg bei Heimann und Preißler und in der Folge bei Pinz in Augsburg, ging 1757 nach Paris, wo er mehre Jahre lang unter unsers Landsmanns Wille Anleitung arbeitete und bis 1764 daselbst verweilte. Während dieser Zeit erwarb er sich durch einen auf das Jubiläum der Universität seiner Vaterstadt gefertigten Kupferstich nicht allein den Beifall der Kenner, sondern auch die Würde eines Kupferstechers der Stadt und Universität Basel, und ward sogar, nach seiner Rückkehr, Mitglied des Raths. Auf seiner Reise nach Italien 1765 nahm ihn die Akademie zu Florenz zum Mitgliede auf, und bei seinem spätern Aufenthalte in Rom gewann er durch seine Verdienste die Freundschaft Winckelmann's. Nach seiner Rückkehr errichtete er in Basel die erste Kunsthandlung in der Schweiz und eine Zeichnen- und Kupferstecherschule. Mit Hülfe seiner Schüler gab er vorzügliche Werke heraus, worunter sich ein Katalog der düsseldorfer Galerie mit Kupf., eine Sammlung von Kupferstichen nach den besten Werken Holbein's, eine ähnliche nach Zeichnungen von Israel v. Mecheln und andern Meistern auszeichnen. Er ward zum kurpfälz. Hofkupferstecher ernannt und 1778 als Rath der Akademie nach Wien berufen, wo man ihm die Anordnung der Galerie des Belvedere übertrug. Nach vollendeter Arbeit kehrte er 1783 nach Basel zurück, gab hier seinen Katalog jener Galerie heraus und setzte sein Geschäft als Kupferstecher und Verleger eifrig fort. Durch den Ausbruch der Revolution darin gestört, wandte er sich 1803 nach Berlin, wo er 1806 als Mitgl. der Akademie aufgenommen wurde, auch dort sich mit Herausgabe einzelner Blätter beschäftigte und vor einigen Jahren gestorben ist.

Meckel (Johann Friedrich), Doctor und Professor in Halle, der dritte d. N. aus einer um Anatomie und Medicin hochverdienten Familie, ist 1781 zu Halle geboren. Sein Großvater, Joh. Friedrich, 1774 gest., erwarb sich durch mehre in den Schriften der berliner Akademie befindl. Abhandlungen, namentlich durch seine Dissertation „De quinto pare nervorum cerebri" (Göttingen 1748) den Ruhm eines der ersten Anatomen, die je gelebt haben. Sein Vater, Philipp Friedrich, 1803 gest., war Professor der Chirurgie und Entbindungskunst zu Halle und verband den Ruhm eines wissenschaftlichen Lehrers mit dem eines vielbeschäftigten und glücklichen Praktikers. Solche Vorbilder leuchteten dem Sohne, welchen die Natur mit den herrlichsten Geistesgaben ausgestattet hatte, in die Bahn der Wissenschaft. Nachdem er durch seine Inauguraldissertat. „De conditionibus cordis abnormibus" sich als ein seiner Familie würdiger Sprößling bekanntgemacht hatte, trat er eine wissenschaftl. Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich an. Vorzüglich betrieb er das Studium der comparativen Anatomie, für welche er in Deutschland unstreitig das Meiste geleistet hat. Schon in seiner Übers. von Cuvier's „Vergleichender Anatomie" (Lpz. 1809—10, 4 Bde.) legte er in Noten und Anmerk. einen Schatz der seltensten Kenntnisse nieder, der die Übers. weit über das Original stellt. Bald folgten s. „Beiträge zur vergleich. Anatomie" (Leipzig 1809—13, 2 Bde.), reich an eigenthümlichen und scharfsinnigen Ansichten, nach welchen Vorarbeiten er ein „System der vergleich. Anatomie" zu bearbeiten anfing, dessen erster Theil (Halle 1821) große Erwartungen für die folgenden erregt hat. Auch die normale und pathologische Anatomie bearbeitete er mit Glück, wie dies sein „Handb. der patholog. Anatomie" (Lpz. 1812—18, 3 Thle.), s. „Handb. der menschl. Anatomie" (Halle 1815—20, 4 Bde.), die „Tabulae anatomico-pathologicae" (Lpz. 1817—26, 4 Bde., Fol.), die

„Descriptio monstrorum" etc. (Lpz. 1826, m. Kpf., 4.) u. a. Schriften beweisen. Alle zeugen von dem treuesten Fleiße bei den mühsamsten Untersuchungen, von seltenem Scharfsinn in Aufstellung von Gleichungen und Combinationen und tiefer Einsicht in die Bildungsgesetze des Lebens, welche er meisterhaft zu entwickeln versteht. Eine von ihm vorzüglich aufgefaßte und mit Glück empirisch nachgewiesene Idee ist die, daß der menschliche Organismus bei seiner Bildung stufenweise sich entwickle und diese Stufen bleibenden Bildungen der Thierclassen entsprechen, wie er auch in den sogen. Mißgeburten nur Hemmungsbildungen oder ein Stehenbleiben auf niedern Bildungsstufen erkennt. — Als Prof. der Anatomie und Physiologie zu Halle, gehört M. zu den ersten Zierden dieser Universität. Einzig in seiner Art in Deutschland, als Privatbesitz, ist sein anatomisches Museum, welches sein Großvater gestiftet, sein Vater erweitert, er selbst aber mit unschätzbaren Beiträgen, namentlich für vergleich. Anatomie, durch kostspielige Ankäufe und seltene Präparate fortwährend bereichert hat. Sein Eifer für die Wissenschaft veranlaßte ihn in den letzten Jahren zu großen Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich und England, sowie 1824 zu einer Reise durch Neapel und Sicilien, welche für seine Wissenschaft und seine Sammlungen reiche Ausbeute geliefert haben.

Mecklenburg, Herzogthum, jetzt Großherzogthum, im ehemal. niedersächs. Kreise, das ostwärts an Pommern, südwärts an die Mark Brandenburg, westwärts an Lüneburg, Lauenburg und Lübeck, und nordwärts an die Ostsee grenzt. Das Land enthält auf 260 □M. über 490,000 Einw., hat keine Berge, aber viele Seen und Wälder, in einigen Gegenden auch Sandstriche; im Ganzen ist es fruchtbar und besonders für Getreidebau und Viehzucht sehr ergiebig. Vor der Völkerwanderung bewohnten die Küsten der Ostsee im heutigen Mecklenburg Heruler und Vandalen, denen, als sie dem allgemeinen Zuge der Völker nach Süden folgten, slawische (wendische) Stämme von Osten her folgten. Zwei der mächtigsten von diesen Stämmen, die Obotriten und Wilzen, standen in verjährter Feindschaft. Erstere, welche zur Zeit Karls des Gr. aus den eigentlichen Obotriten (im westl. Mecklenburg), den Polaben (in Ratzeburg und Lauenburg) und den Wagriern (in Holstein) bestanden, überwanden um 782 die Wilzen (im östl. Mecklenburg zwischen der Warnow und Peene) und brachten einen Theil des Landes unter ihre Herrschaft. Seitdem hatte der obotritische König eine Art von Obergewalt über die wilzischen Fürsten der Redarier, Kessiner, Circipaner und Tollenser. Die Bekehrung und Unterwerfung der Slawen verursachte langwierige und verheerende Kriege. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern, eroberte endlich das Land und verwüstete es dergestalt, daß die wenigen noch übrigen Einw. keine neuen Versuche, die Religion ihrer Väter und die angestammte Freiheit zu behaupten, wagen durften. Nachher versöhnte sich Heinrich mit dem wendischen Fürsten Pribislaus, nachdem dieser ein Christ geworden, vermählte s. Tochter Mathilde mit Heinrich Burewin, dem Sohne Pribislaus's, und räumte dem Vater 1167 seine Erbländer (mit Ausschluß der Grafschaften Schwerin und Danneberg und der Bisthümer Schwerin und Ratzeburg) u. d. Namen eines Fürstenthums wieder ein. 1170 wurde Pribislaus zum deutschen Reichsfürsten erklärt. Dieser Pribislaus ist der obotritische Stamm der nachfolgenden mecklenburg. Fürsten, die unter allen europ. Regenten die einzigen von unstreitig slawischer Abkunft sind. Den Namen Mecklenburg nahmen sie von dem alten obotritischen Hauptorte Meklinborg an, jetzt ein Dorf zwischen Wismar und Brüel. Unter den Nachfolgern Heinrich Burewin's wurde das Land getheilt 1226, woraus vielfältige Familienzwiste entsprangen. So entstanden nach dem Tode Heinrich Burewin's II. durch die Theilung seiner Söhne die 4 Linien von Mecklenburg, Güstrow (oder Wenden), Rostock und Parchim, wovon die beiden letztern bald

erloschen. Johann, Theologus genannt (gest. 1264), welcher Mecklenburg erhielt, wurde von der pariser Universität zum Dr. der Theologie creirt. Sein Enkel Heinrich der Löwe (regierte von 1302—29) brachte durch seine Gemahlin, Markgrafen Albrechts zu Brandenburg Tochter, die Herrschaft Stargard als ein Heirathsgut an sein Haus. Heinrichs Söhne, Albrecht und Johann, stifteten die Linien zu Stargard und zu Schwerin und wurden 1340 vom Kaiser Karl IV. zu Herzogen erhoben. 1436 erlosch die wendische Linie und 1471 starb Ulrich II., der Herzog zu Stargard. Heinrich der Fette, ein Urenkel Albrechts, wurde nun Herr von ganz Mecklenburg. Kurbrandenburg aber bestritt die Erbfolge, und zu Wittstock wurde ein Vergleich geschlossen, nach welchem Heinrich die ganze Erbschaft behielt, Brandenburg dagegen nach dem Erlöschen der mecklenburg. Herzoge das ganze Land erben sollte. Heinrichs des Fetten Enkel, Adolf Friedrich I. und Johann Albert II., stifteten die Linien Schwerin und Güstrow. Beide Herzoge wurden 1627 vom Kaiser Ferdinand II., wegen ihres Bündnisses mit Dänemark, entsetzt und Wallenstein zum Herzog von Mecklenburg ernannt; allein schon 1632 setzte Gustav Adolf die rechtmäßigen Fürsten wieder ein. In der schwerinischen Linie stifteten nach dem Tode Adolf Friedrichs I. seine nachgeborenen Söhne die Nebenlinien Grabow und Strelitz; der erstgeb. Sohn, Christian Ludwig, folgte in Schwerin. Im westf. Frieden wurden von der schwerinischen Linie der Krone Schweden die Stadt Wismar und die Ämter Pöhl und Neukloster abgetreten; als Entschädigung erhielten die Herzoge die secularisirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg und die Johanniter-Commenthureien Mirow und Nemerow. 1692 starb Herzog Christian Ludwig ohne Kinder, worauf über die Nachfolge unter den Nebenlinien Grabow und Strelitz zwischen Friedrich Wilhelm und Adolf Friedrich II. ein Streit entstand, der dadurch noch vermehrt wurde, daß 1695 auch die güstrowsche Linie ausstarb. In dem Vergleich zu Hamburg wurde endlich 1701 beschlossen, daß die ältere Linie von Grabow, Schwerin und Güstrow, Herzog Adolf Friedrich zu Strelitz aber das Fürstenthum Ratzeburg, die Herrschaft Stargard nebst Mirow und Nemerow, ingleichen eine jährl. Pension von 9000 Speciesthalern erhalten sollte. Auch wurde das Recht der Erstgeburt und die Linealsuccession eingeführt. Auf Friedrich Wilhelm (den Stifter der neuen schweriner Linie) folgte 1713 sein Bruder, Karl Leopold, der wegen Beeinträchtigung der Stände durch eine kaiserl. Commission 1728 der Regierung entsetzt wurde. Statt seiner wurde sein Bruder, Christian Ludwig, Administrator des Landes. Der Versuch Karl Leopolds, sich der Regierung gewaltsam wieder zu bemächtigen, schlug fehl. Nach seinem 1747 erfolgten Tode wurde Christian Ludwig II. regierender Herzog. Ihm folgte 1756 sein Sohn Friedrich, und diesem 1785 sein Bruderssohn, der jetzige Großherzog Franz Friedrich (geb. d. 10. Sept. 1756, verm. mit Louise, Prinzessin von Sachsen-Gotha, gest. 1808), der 1803 durch den Vertrag mit Schweden die im westfäl. Frieden abgetretenen Ämter und die Stadt Wismar für 1,200,000 Thlr. erkaufte und wieder mit Schwerin vereinigte. Im Reichsdeputationsschlusse von 1803 wurden 7 lübeckische, im Mecklenburg. eingeschlossene Dörfer dem Herzoge als Entschädigung für 2 evangel. Kanonicate im Dom zu Strasburg, auf welche er im osnabrücker Frieden eine Anwartschaft erhalten hatte, zuerkannt. In der strelitzischen Linie folgte dem Herzog Adolf Friedrich II. sein Sohn Adolf Friedrich III., und diesem seines Bruders Sohn, Adolf Friedrich IV. Diesem folgte 1794 sein Bruder, Herzog Karl Ludwig Friedrich. Er war zwei Mal vermählt, mit 2 Schwestern aus dem hessendarmstädtischen Hause; aus der ersten Ehe überlebten ihn 4 Kinder: der jetzige Großherzog (seit 1816), Georg Friedrich Karl, geb. den 22. Aug. 1779; die Gemahlin des Herzogs von Hildburghausen; die Fürstin v. Thurn und Taxis; und die Herzogin von Cumberland. Aus der zweiten Ehe stammt der Herzog

Karl Friedrich August, geb. d. 30. Nov. 1785, königl. preuß. General und Präsident des Staatsraths. — Schwerin und Strelitz traten 1807 zum Rheinbunde und veränderten die ständische ältere Verfassung wenig. Am 25. März 1813 entsagten beide demselben. Der Herzog von M.-Schwerin besitzt 228 □M. mit 430,927 Einw. (darunter 3058 Juden, in 40 Städten, 8 Mfl., 468 Ritterg. und 621 Dörfern, auf 1 □M. 1890 Seelen). Die Staatseink. über 2,200,000 Gld., die Staatsschuld zwischen 8—10 Mill. Hauptst. Schwerin (11,230 Einw.), die Resid. Ludwigslust mit 3400 Einw. M.-Schwerin hat im Plenum der Bundesversammlung 2 Stimmen; das Bundescontingent betr. 3580 M. Der Großherzog von M.-Strelitz hat im Plenum nur eine Stimme; der Flächeninhalt seiner Lande ist 37 □M., mit 75,500 Einw., Eink. gegen 500,000 Gld. Das stehende Militair 800, das Bundescontingent 717 M. Hauptst. und Resid. Neustrelitz mit 5400 Einw. Beide Fürsten erhielten 1815 die großherzogl. Würde und nehmen zusammen in der Bundesversammlung die 14. Stelle ein. Sie führen ein gemeinschaftl. Wappen und den Titel Großherzog zu Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr; ihre Lande stehen durch Hausverträge von 1701 und 1755 in genauer Verbindung, deren Landstände einen Körper, die alte Landesunion, bilden. Auch besetzen beide Großherzoge und die Landstände das Oberappellationsgericht zu Parchim. Im Übrigen regieren beide Häuser unabhängig von einander. Die herrschende Kirche ist die evangelisch-lutherische. Zu Rostock, welche Stadt große Freiheiten besitzt, ist eine dem Großherzoge und Rath gemeinschaftliche Universität. In M. gab es viele Leibeigene; seit 1820 wurde die Leibeigenschaft und Gutsunterthänigkeit aufgehoben, „jedoch unbeschadet anderweitigen wechselseitigen Übereinkommens".

Medaille (von metallum), eine in irgend einem Metall gearbeitete Schau- oder Denkmünze, welche das Andenken an irgend einen besondern Vorfall oder an eine ausgezeichnete Person auf die Nachwelt bringen, oder auch nur als Geschenk bei feierlichen Gelegenheiten dienen soll. Durch diesen Zweck unterscheidet sie sich hauptsächlich von der Münze. (S. d. u. Münzkunde.) Auch werden sie in der Regel nicht von Münzern, sondern von eignen Stempelschneidern, die sich Medailleurs nennen und oft zugleich Erfinder ihres Gegenstandes sind, verfertigt. Die Medaillen zeichnen sich gewöhnlich vor den Münzen auch durch ihre Größe aus, durch welche die Figuren einen größern Raum gewinnen und auf den ersten Blick verständlich werden. Man theilt sie in alte und neue, und begreift unter jenen alle Medaillen des Alterthums, namentlich die griechischen und römischen goldenen, silbernen und kupfernen Münzen bis auf die Zeit des Heraklius; unter den neuern alle von dieser Zeit an auf Geburten, Vermählungen, Standeserhöhungen, Todesfälle ausgezeichneter Personen, auf Kriegsereignisse, Friedensschlüsse und öffentliche Bündnisse überhaupt, Stiftungen, große Zeitabschnitte ꝛc. geprägte Medaillen. Die ältern Medaillen waren auch Probemünzen. Unter den römischen Goldmünzen betrachtet man gewöhnlich diejenigen als Medaillen, welche größer und dicker sind als der goldene Denarius, unter den silbernen diejenigen, welche größer sind als der Denarius, unter denen von Erz diejenigen, welche den Sestertius an Umfang übertreffen. Diese letztern zeigen die größte Mannigfaltigkeit in ihren Aufschriften und sind gewöhnlich in einem vortrefflichen Styl gearbeitet. Griechische Denkmünzen dieser Art, welche vor der Römer Zeit geschlagen worden, sind äußerst selten, aber griech. Denkmünzen auf römische Kaiser sind noch zahlreicher als die römischen. Diejenigen, welche nach der Regierung des Hadrian geschlagen worden, stehen in Hinsicht der Arbeit den frühern weit nach, indessen werden sie wegen ihrer Seltenheit und der Mannigfaltigkeit ihrer Inschriften sehr geschätzt. Seit dem 3. Jahr. n. Chr. ging die

Kunst, große Denkmünzen zu schlagen, nach und nach ganz verloren und blieb es beinahe 1000 Jahre. Ob Denkmünzen auf Karl d. Gr. (800) nicht später geschlagen worden sind, ist ungewiß. Im 14. Jahrh. findet man die ersten sichern Spuren von medaillenförmigen Bildnissen. Victor Pisani, oder Pisanello, ein Maler aus St.-Vigilio im Veronesischen, der in der ersten Hälfte des 15. Jahr. lebte, wird, ungeachtet früherer Versuche von A., wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit für den Wiedererfinder der Kunst, Schaumünzen zu gießen, gehalten. Victor Gambello, auf den Münzen Victor Camelio genannt, zu Vicenza im Venetianischen gebürtig, der vor und unter der Regierung des Papstes Sixtus IV. (1431—84) arbeitete, ist der Erste, der die Medaillen in Eisen oder Stahl schnitt. In Frankreich zeichnete sich unter der Regierung Ludwigs XIII. Jean Varin (1604—72) aus Lüttich als Medailleur aus. Die erste engl. Denkmünze ließ 1480 ein engl. Privatmann in Italien auf die Belagerung von Rhodus durch die Türken schlagen. Ob diejenige Denkmünze, welche man für die älteste in Deutschland seit der Wiederherstellung der Wissenschaften hält und welche auf den 1415 zu Konstanz verbrannten Huß geschlagen worden, nicht später geprägt sei, scheint noch zweifelhaft. Besonders reich ist Holland an historischen Denkmünzen aller Art aus dem 16. u. 17. Jahrh. Die neuern Medaillen sind gewöhnlich mit einem Rande eingefaßt, der aus einigen Reifen besteht. Sie werden zuerst gegossen und dann zwischen den Stempeln nachgeprägt, wodurch die Feinheit der Umrisse in den Figuren hervorgebracht wird. Die großen thalerförmigen Schaumünzen nennt man Medaillen im eigentlichen Sinne, die kleinen Jettons. Wenn eine Medaille von außerordentlicher Größe ist, so nennt man sie Medaillon. (Der Sprachgebrauch hat auch zuweilen mit dem Worte Medaillon jedes kleine Miniaturgemälde unter Glas bezeichnet, welches die Damen zu tragen pflegen.) Unter den lebenden deutschen Medailleurs und Graveurs nennen wir Abrahamson und Loos in Berlin. Über des Letztern Medaillenanstalt s. „Kunstblatt", 1821, Nr. 3. In Frankreich und Italien ward die Kunst Medaillen zu schneiden besonders unter Napoleon zu einer hohen Vollkommenheit gebracht. Die von Denon entworfenen und von Simon, Süsse, Andrieu, Jeuffroy, Tiolier ꝛc. ausgeführten Denkmünzen auf die Siege der großen Armee werden sehr geschätzt. Zum Kauf und Verkauf der Medaillen, deren Werth größtentheils die Seltenheit der Exemplare bestimmt, gehören gründliche, geschichtliche und diplomatische Kenntnisse. Man studire in dieser Absicht die Schriften über Numismatik: T. E. Mionnet's „Description des médailles antiques, grecques et romaines" (Paris 1813, 6 Bde.); Köhler's „Münzbelustigung ꝛc."; Lochner's „Medaillensammlung", Joachim's „Neu eröffnetes Münzcabinet ꝛc." Ma.

Medea, Tochter des Königs Aëtes von Kolchis. Als Mutter wird von Einigen Idyia, des Okeanos Tochter, von A. Hekate genannt. Die Fabelgeschichte legt ihr eine tiefe Kenntniß der geheimen Kräfte der Kräuter bei, durch welche sie Zauberei übte. Sie rettete durch ihre Bitten und ihren Beistand vielen Fremden das Leben, zog sich aber dadurch den Verdacht ihres Vaters zu und wurde von ihm in ein Gefängniß geworfen, aus dem sie in den Tempel der Sonne flüchtete. Merkwürdig ist ihre Verbindung mit dem Anführer der Argonauten, Jason (s. d.). Mit ihm lebte sie, nachdem sie ihn in allen Gefahren unterstützt hatte, 10 J. in glücklicher Ehe, bis die Reize der Tochter des Königs Kreon, Glauke oder Kreusa, eine neue Leidenschaft in ihm entzündeten und er die Unglückliche verstieß. Nach A. trennte sich Jason von ihr, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er eine ausländische Giftmischerin zur Gattin habe. Unter dem Scheine duldender Ergebung sann sie auf Rache. Sie sandte der Braut ein Kleid zum Hochzeitgeschenk, welches, als diese es anlegte, sie mit einer verzehrenden Flamme umgab, sodaß sie des qualvollsten Todes starb. Nach A. ließ sie der

Nebenbuhlerin eine vergiftete goldene Krone von ihren Stiefsöhnen zum Geschenk bringen. Kreon's Palast legte sie durch einen Feuerregen in Asche, ihre beiden mit Jason erzeugten Kinder ermordete sie, bestieg dann ihren Drachenwagen und entfloh. Nach Einigen begab sie sich zum Hercules, nach A. zum König Ägeus nach Athen, mit dem sie den Medos zeugte. Aber auch von hier ward sie als Zauberin verbannt. Endlich kehrte sie in ihre Heimath zurück, wo sie ihren Vater, den sein Bruder Perses entthront hatte, wieder in sein Reich einsetzte, und starb. Nach spätern Erzählungen söhnte sie sich mit Jason aus und ward von den Kolchiern göttlich verehrt. Medos soll das Reich seines Großvaters in Besitz genommen und es nach sich Medien genannt haben. Medea ist oft ein Gegenstand der Dichtkunst gewesen, besonders der tragischen. Des Äschylus und Ovid Tragödien d. Namens sind verloren, so auch des Sophokles „Kolchides". Nur des Euripides und des Seneca Medeen sind noch vorhanden. Neuerdings hat sie Grillparzer wieder auf die tragische Bühne gebracht. Auch führt ein Melodram von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini d. Namen.

Mediateur, Vermittler, im Völkerrechte eine Macht, welche durch gütliche Unterhandlung den bevorstehenden oder schon ausgebrochenen Krieg zwischen andern Mächten, mit deren Einwilligung, friedlich zu schlichten bemüht ist. Die Mediation oder Vermittelung ist wesentlich verschieden von der schiedsrichterlichen Entscheidung, wenn sich beide feindliche Mächte dem Ausspruche einer neutralen Macht im voraus unterwerfen. Dies war im Mittelalter sehr gewöhnlich, und in Deutschland eine verfassungsmäßige Art der Entscheidung von Streitigkeiten unter Fürsten, und ist in der neuesten Zeit wieder üblich geworden. (Vgl. Austrägalinstanz.) Bei der Mediation hingegen, wo beide feindliche Mächte einverstanden sind, die Vergleichsvorschläge einer dritten oder mehrer vermittelnden Mächte anzuhören, sind sie darum nicht verbunden, dieselben auch anzunehmen. Gewöhnlich wird die Vermittelung nachgesucht, wie z. B. von Spanien geschah, als es die Dazwischenkunft der in Aachen 1818 versammelten europ. Hauptmächte in seinem Kampfe mit seinen amerikan. Colonien für sich erbat, was aber von jenen abgelehnt ward, weil hier weniger von einer Vermittelung, als von einer bedingten Hülfsleistung zu Gunsten Spaniens die Rede sein konnte. Oft aber auch bieten benachbarte oder bei dem Kriege fremder Staaten sonst betheiligte Mächte ihre Vermittelung an, damit der Krieg zwischen jenen sie nicht zuletzt selbst in den Kampf verwickele. Dies kann z. B. bei verbündeten Höfen der Fall sein; auch thut es wol der neutrale Staat, wenn er glaubt, der schwächere möchte überwunden werden und der siegende Theil dadurch seine Macht, zum Nachtheile des politischen Gleichgewichts, vergrößern. Aus dieser Rücksicht ist Frankreich sehr oft, in den Kriegen der Pforte mit Rußland und Östreich, für die Pforte als Vermittlerin aufgetreten. Nach dem gegenwärtigen, völkerrechtlich — wie die öffentlichen Kundmachungen lauten — geordneten Zustande von Europa sind die 5 in Aachen 1818 unter sich durch dieselben politischen Grundsätze verbundenen Hauptmächte Europas — Östreich, Frankreich, Großbritannien, Rußland und Preußen — die Vermittler bei allen zwischen den übrigen Staaten entstehenden Streitigkeiten. Für diesen Zweck sind ihre Minister in Paris, Frankfurt und Wien mit den nöthigen Vollmachten und Aufträgen versehen, sowie die Monarchen selbst alle 3 Jahre deßhalb persönlich haben zusammenkommen wollen. Auf den Congressen zu Laibach und Verona hat die Vermittelung von Streitigkeiten zwischen Volk und Thron die Form einer bewaffneten Dazwischenkunft (vgl. Intervention) angenommen; die mildeste Form dieser Art von Vermittelung zeigt das von Canning zu Stande gebrachte londner Bündniß vom 6. Juli 1827, „zur Pacification Griechenlands". K.

Mediatisirte deutsche Fürsten, s. Standesherren.

Mediatisirung. Als 1806 das deutsche Reich, dessen Einheit und Kraft schon längst gebrochen war, auch dem Namen nach auseinanderging, wäre es in der That unmöglich gewesen, eine solche Zahl kleiner Souverainetäten, als in Schwaben, Franken, Baiern und am Rheine auch nach den Säcularisationen von 1803 noch übrig waren, neben einander bestehen zu lassen. Es war ein Werk der Nothwendigkeit und der Pflicht gegen die Unterthanen, sie in größere Massen zusammenzuziehen, und man fand in der ältern Geschichte des Reichs gute Muster, wie kleinere Stände aus unmittelbaren Angehörigen des Reichs zu mittelbaren, d. h. landsässigen Gutsherren geworden waren. Damals nannte man dies: Eximiren, d. h. aus der Steuerrolle des Reichs herausnehmen und entweder den bisherigen Beitrag an ihrer Stelle bezahlen (exemtio cum onere) oder nicht, weil er schon in dem eignen Matricularanschlage des Eximirenden enthalten war (exemtio sine onere). Das Verzeichniß der auf diese Weise schon früher eximirten Reichsstände ist besonders in den östreich. Landen sehr ansehnlich. Was die Sache 1806 verhaßt machte, war theils der Mangel eines Princips, indem größere Besitzungen, die Fürstenbergischen mit 74,000 Einw., die Leiningischen mit 83,000 E., mediatisirt wurden, während viel kleinere ihre Souverainetät behielten, theils aber auch die Art und Weise, wie die rechtlichen Verhältnisse der bisherigen Souverains gegen ihre neuen Landesherrn bestimmt wurden. Wie unvermeidlich aber die Sache an sich war, zeigte sich 1815, als man es nicht nur unmöglich fand, die bisherigen Mediatisirungen wieder zurückzunehmen, sondern noch neue (Salm, Isenburg, von der Leyen) hinzuthat. Doch hat man durch den 14. Art. der deutschen Bundesacte für einen festen Rechtszustand der Mediatisirten gesorgt. (Vgl. **Standesherren.**) 37.

Mediceer. Nicht selten sind Geschlechter aus dem Bürgerstande durch Gewerbfleiß und Glück zu großem Reichthum gelangt. Reichthum aber gewährt Einfluß, und dieser Rang und Ansehen. So ist es denn in demokratischen Freistaaten kein Wunder, Familien von früher unbedeutendem Namen nach einigen Menschenaltern unter den Regierern des Staats, ja wol allein an der Spitze desselben zu finden. Die Geschichten der griech. und italien. Republiken sind voll von Beispielen dieser Art. Aber gewöhnlich sehen wir, wegen der Wandelbarkeit ihrer Stützen, des beweglichen Reichthums und der Volksgunst, solche Häuser ebenso schnell als sie gestiegen auch wieder fallen. Wenn daher ein solches Bürgerhaus sich Jahrhunderte unter stetem Wechsel einander verschlingender Parteien im Flor erhält, wenn sein Einfluß in dieser Zeit allmälig zur Alleinherrschaft wird und in solcher sich Jahrhunderte behauptet, dann dürfen wir mit Zuversicht schließen, daß nur eine ununterbrochene Reihe durch Klugheit und Glück ausgezeichneter Familienhäupter ein solches Haus so zu schmücken und zu befestigen vermochte. Dies ist der Fall bei dem Hause der Mediceer. Die Mediceer erscheinen da, wo sie in der florentinischen Geschichte zuerst auftreten, zu Anfange des 14. Jahrh., schon als reich und bedeutend, doch als unlängst nur durch Handel zum Wohlstande gelangt. Corso Donato, das Haupt der Partei der Schwarzen, hatte die Weißen aus Florenz vertrieben, sah sich aber von seinen frühern Freunden, den Häuptern des Adels, vernachlässigt; er schloß sich daher, um sich eine neue Partei zu bilden, an einige reiche Familien aus dem Volke an. Unter diesen werden die **Medici** zuerst genannt, wiewol sie nach A. die Absichten des Cardinals von Prato, die verwiesenen Weißen zurückzuberufen, unterstützt haben sollen. Wie dem auch sei, sie wußten sich so klug zu benehmen, daß sie bald zu den Familien gehörten, aus welchen die Bürgeroligarchie von Florenz bestand. Sie hauptsächlich trugen zur Berufung Walthers v. Brienne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber seiner Gewalt zur Demüthigung jener herrschenden Geschlechter bediente und u. a. Johann v. Medici, der Lucca gegen die Pisaner nicht standhaft genug vertheidigt hatte,

1342 enthaupten ließ. Die Medici ließen sich daher mit einigen andern Geschlechtern in eine Verschwörung gegen ihn ein, welche ihm von Matteo di Marozzo entdeckt wurde; aber das gute Glück der Medici wollte, daß der grausame Herzog in einer Laune, großmüthig zu erscheinen, diese Sache nicht untersuchte. Zu seinem Verderben; denn als endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach, waren die Medici unter den Hauptanführern desselben. Fortan sehen wir sie stets in öffentlichen Angelegenheiten thätig. Als nach Vertreibung des Herzogs die Altadeligen wieder zur Theilnahme an der Staatsverwaltung gelassen wurden, von welcher sie seit 50 Jahren ausgeschlossen waren, und, dieser neuen Freiheit sich übernehmend, Anmaßungen und Frevel sich erlaubten, war es Alamanno dei Medici, der Älteste s. Geschlechts, hauptsächlich, welcher das Volk zu den Waffen rief und den Adel verjagte. In den nächsten Jahrzehenden, wo Florenz von neuem durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und durch die Ammonizionen (wie man die Entfernung gewisser Männer und ganzer Geschlechter von öffentl. Ehrenstellen unter dem Vorwande des Gibellinismus nannte) zerrüttet wurde, hielten die Medici es mit den schwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Bartolomeo, ließ sich sogar 1360 in eine Verschwörung gegen die Albizzi'sche Partei ein, entging aber bei deren Entdeckung dem Schicksal, das seine Mitverschworenen traf, dadurch, daß er sich in Zeiten seinem Bruder Salvestro, welcher Magistratsperson war, vertraute. Eben dieser Salvestro setzte, 1378 zum Gonfaloniere di Giustizia ernannt, ein Gesetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonizionen gemäßigt wurden. Als in der Folge die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salvestro das große Ansehen, das zu dem seitdem immer gestiegenen Einflusse seines Hauses den Grund legte. Seine und seiner Verwandten Mäßigung rettete sie vom Untergange, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Übermuth sich selbst den Sturz bereitete. So sahen die Medici, ungestört in ihrem Ansehen und Wohlstand, die Häuser Albizzi, Strozzi, Scali, Alberti um sich fallen, denn sie strebten nie wie diese nach der Herrschaft der Republik. Dennoch wurden auch sie, wenigstens auf eine Zeitlang, Opfer des republikanischen Parteigeistes. In einem Aufstande des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, 1393, drang der ungestüme Haufe in Veri dei Medici, Salvestro's Sohn und damaliges Haupt der Familie, sein Anführer zu werden und die Signoria zur Gewährung ihrer Foderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Veri Herr von Florenz werden können; aber er bediente sich seines Einflusses beim Volke nur zur Vermittelung und stillte den Aufruhr. Als jedoch die Signori dem Volke schlecht erfüllten, was sie unter Veri's Vermittelung versprochen, äußerten er und die Seinigen laut ihr Mißvergnügen. Da benutzte die argwöhnische Regierung einige Drohungen, welche sich ein Freund der Medici erlaubt hatte, um alle Medici der von Salvestro abstammenden Linie nebst ihren Freunden zu verbannen. Einige von diesen Verwiesenen, unter ihnen Antonio dei Medici, machten, im Einverständniß mit Freunden zu Florenz, 1397 den Versuch zurückzukehren und das Regiment ansichzureißen. Aber eingedrungen in die Stadt, fanden sie keinen Beistand und mußten sich in die Kirche S.-Reparata flüchten, wo sie theils getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verschwörung, die der Herzog von Mailand 1400 unter den florentinischen Verbannten in der Lombardei angezettelt und woran Einwohner von Florenz Theil haben sollten, wurde wieder das Haus Medici bis auf Wenige verbannt. Aber diese Wenigen, welche fortfuhren sich durch glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, wußten den Flor ihres Hauses von neuem dauernder zu begründen. Giovanni dei M. war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn und endlich, als die herrschenden

Aristokraten von seiner Mäßigung und Parteilosigkeit sich ganz überzeugt hatten, im Sept. und Oct. 1421 auch Gonfaloniere di Giustizia. Vergeblich hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Opposition, welches die Klugheit ihm verbot; vielmehr zeigte er sich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er starb 1429. Von s. Söhnen Cosimo (Cosmus) und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe der gefeierten Mediceer; dieser war der Stammvater der Großherzoge von Toscana. Cosimo hatte schon 1416 in der Signoria gesessen. So wenig er auch gegen die herrschende Partei etwas unternahm, so bildete er doch bald durch die große Freigebigkeit, welche sein ungeheurer Reichthum verstattete, selbst eine neue zahlreiche Partei um sich, die, auf die Albizzi eifersüchtig, nichts verabsäumte, sie zu schwächen. Obgleich dies, wie es schien, nicht auf Cosimos Antrieb geschah, und selbst seine Partei sich nicht nach ihm, sondern nach einem gewissen Puccio Pucci nannte, der nebst Averardo dei Medici am eifrigsten war, ihm Anhänger zu werben, so erschien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichster Feind. Endlich ward er, ohne daß man ihm, außer seiner herzengewinnenden Leutseligkeit, ein Verbrechen Schuld geben konnte, verhaftet und vermochte nur durch Bestechung des Gonfaloniere Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch waren s. Freunde so zahlreich, daß ein Jahr nachher eine Signoria, die allein aus ihnen bestand, Cosimo zurückrief und Rinaldo und dessen Anhänger verbannte. Durch diesen Sieg ward die Partei der Medici die herrschende. Gleichwol verschmähte Cosimo, Gewalt gegen seine Feinde zu brauchen; doch wurden 1442 einige Verdächtige verbannt. Auch suchte der verdiente Neri Capponi sich der Politik des Cosimo, der ein Freund des Franz Sforza war, entgegenzusetzen. Allein Cosimo begnügte sich, durch die Menge seiner Freunde vor Feinden sicher zu sein, und wußte den Übermuth Jener, den er mehr fürchtete als den Haß Dieser, durch die Furcht vor diesen klug im Zaume zu halten. Die herrschende Partei pflegte in Florenz Einigen aus ihrer Mitte vom Volke auf einige Jahre Vollmacht (balia) zu Ernennung der Magistratspersonen geben zu lassen. Cosimo selbst bewirkte, daß Neri unter diesen Machthabern war, und versöhnte ihn so seiner Partei, die die schwächere des Neri in sich aufzunehmen nicht fürchten durfte. Als nach Neri's Tode die Frist der balia abgelaufen war, bediente er sich nicht, wie wol früher weniger kluge Parteihäupter gethan, der Gewalt, ihre Verlängerung zu bewirken, sondern wartete ruhig ab, bis die große Menge Derer, die vom Volke, das die Ehrenstellen nur vergab, keine erhielten, von ihm aber dieselben hoffen konnten, darüber ungeduldig (1458), die Erneuerung jener Oligarchie auf 8 Jahre durchsetzte. So liebte er immer, in anscheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, Andre zu seinem Vortheil handeln zu lassen. Wie früher Pucci Puccio das Haupt seiner Partei geheißen, so regierte Cosimo seit 1458 die Republik durch Luca Pitti, selbst im Hintergrunde bleibend. Aus diesem beobachtete er seine Freunde und s. Feinde und suchte jene in den Schranken der Mäßigung zu halten, ohne welche selbst eine constitutionnelle Aristokratie, geschweige eine so unsichere Oligarchie, sich nie behaupten kann. Doch gelang ihm dies in s. spätern Jahren, besonders wegen des herrischen Charakters des Luca Pitti, weniger. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Neid erregende Pracht auszuzeichnen; seinen Überfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen s. Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte, unter denen Argyropulos, Marsilius Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maße genossen; denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann oder minder wachsamer Staatsmann zu sein. Es wäre ihm, der in Europa als Fürst von

Florenz galt, leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern; aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florentinischer Bürger. Mit gleicher Klugheit leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermeßlicher Credit ihn kräftig unterstützten. (Der gelehrte Pignotti beurtheilt jedoch den Cosimo strenger und unparteiischer als Roscoe.) Nachdem Cosmus Alles gethan, was seines Hauses Macht auf dem unsichern Boden der Volksgunst befestigen konnte, starb er nichtsdestoweniger (1464) mit kummervollen Aussichten in die Zukunft; denn sein Vetter, der kluge Bernardo dei M., der sich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel so viel Verdienst erworben hatte, und sein Sohn Giovanni waren vor ihm gestorben; sein andrer Sohn Piero schien wegen s. Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupt geeignet, und dessen Söhne Giuliano und Lorenzo waren fast unmündig. Wirklich verscherzte Piero gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von s. angebeteten Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath eines falschen Freundes, Diotisalvi Neroni, um seine Finanzen, die durch s. Vaters Freigebigkeit etwas gelitten, wieder zu ordnen, eine Menge Summen, die dieser an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung s. Sohnes Lorenzo mit Clarice (aus dem edeln Hause der Orsini) beim Volke erwachsene Ungunst beschlossen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit den wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem persönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciajuoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Sie eröffneten eine Liste, in welche die Feinde der Medici sich einschrieben; Piero, dem dies verrathen ward, ließ dagegen die ihm Wohlwollenden sich ebenfalls unterschreiben, welches auch viele schon in die Liste seiner Widersacher Eingetragene aus Furcht thaten. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maßregeln zu Veränderung der Regierung beschlossen die Unzufriedenen, den Piero auf seinem Landhause zu Carreggi zu tödten und sich mit Hülfe des Marchese von Ferrara des Regiments zu bemächtigen. Aber der Anschlag ward dem Piero entdeckt, worauf er im Aug. 1466 mit einer zahlreichen Schar Bewaffneter nach Florenz zog. Von diesen bewacht, hielt er sich ruhig in s. Hause. Seine Gegner bewaffneten sich zwar auch, verloren aber den Muth, als Luca Pitti von ihnen abfiel; und als Piero einer Botschaft angesehener Bürger in einer wohlgesetzten Rede seine Mäßigung, und wie er die Erneuerung der abgelaufenen balia keineswegs verlange, dargelegt hatte, das Volk aber schlechterdings nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerstreuten sich seine Feinde, und ihre Häupter flohen aus Florenz. Darauf ward der mediceischen Partei die Balia erneuert, und die Medici wurden von nun an allmächtig. Allein die übrigen Mitglieder der Balia mißbrauchten diese Macht zu Willkürlichkeiten aller Art, die Piero, fast immer bettlägerig, nicht hindern konnte; er ging daher damit um, seine verbannten Feinde zurückzurufen, um durch sie die eignen Freunde zu bändigen, als (1469) der Tod ihn übereilte. Die geheimen Feinde der Medici glaubten durch die Jugend und Unerfahrenheit seiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, einen neuen Versuch zum Sturz des mächtigen Hauses begünstigt. Im Einverständniß mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erste Geschlecht nach den Medici, einen Anschlag auf Lorenzos und Giulianos Leben, der nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen endlich, am 26. April 1478, in der Kirche S.-Reparata ausgeführt ward. Aber die Ermordung des Lorenzo schlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Verschworene, da das Volk alsbald zu Gunsten der geliebten Medici sich bewaffnete, mit dem Tode, und das Haus Pazzi (s. d.) mit seinem Sturze büßen. Lorenzo, nun alleiniges Haupt s. Hauses und in dem Vorsteheramte der Republik mehr als je befestigt,

führte solches würdig seiner großen Väter, die er an Klugheit und Mäßigung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften übertraf. Durch Bündnisse mit Venedig und Mailand wußte er Florenz gegen die feindlichen Absichten des Papstes und des Königs von Neapel zu decken; dann gewann er, als er nach Neapel reiste, diesen König, seinen und seiner Stadt bittersten Feind, sich zum herzlichsten Freunde und zum Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Papstes und der treulosen Venetianer. Überhaupt brachte er durch seine so redliche als kluge Politik die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu s. Tode allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohlstandes gewährte. Große Unglücksfälle bewogen ihn, den Handel, den die Medici, aber freilich durch oft ungetreue oder ungeschickte Bediente, immer noch fortgeführt, aufzugeben. Diese Unglücksfälle hatten ihn in solche Geldverlegenheiten gebracht, daß er beim öffentlichen Schatze oft große Summen borgen mußte; dennoch blieb er, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, reich genug, um fürstliche Herrschaften anzukaufen und nicht nur diese mit Palästen von königl. Pracht, sondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu schmücken. In dem langen Frieden, den s. Klugheit der Republik sicherte, ergötzte er die Florentiner durch geschmackvolle und glänzende Volksfeste, sich selbst durch den Umgang mit den geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalkondylas, Agnolo da Montepulciano, Christoforo Landini, und vor Allen den großen Joh. Pico von Mirandola, sein Ruhm und s. Einladung nach Florenz zogen und s. königl. Freigebigkeit belohnte. Er vermehrte die von Cosimo (1471) gestiftete, an Handschriften reiche mediceische Bibliothek. Auch eröffnete er eine Schule der zeichnenden Künste in einem mit alten Statuen und trefflichen Gemälden ausgeschmückten Palast. Alle, die sich in diesem Zeitalter in Florenz den Ruhm großer Talente erworben haben, wurden unter seiner Gönnerschaft erzogen. Daher erhielt Lorenzo den Beinamen des Prächtigen. Geehrt von allen Königen Europas, geliebt von s. Mitbürgern, starb L. 1492, und mit ihm das Glück seines Vaterlandes. Vgl. Fabroni's „Vita Laur. Medicis" (Pisa 1784, 2 Bde., 4.) und Will. Roscoe's „Leben Lorenzos &c.", aus d. Engl. v. Sprengel (Berl. 1797), wozu noch histor.-kritische Erläuterungen (aus d. Engl. ins Ital. übersetzt, Florenz 1823) gehören, in welchen Roscoe sich zu rechtfertigen sucht gegen Thurot's, Ginguéné's und Sismondi's Behauptung, daß er für Lorenzo von Medici und dessen Familie zu viel Vorliebe gehabt habe. Die „Opere di Lorenzo di Medici, detto il Magnifico" sind zu Florenz 1826 auf Kosten des Großherzogs Leop. II. in einer Prachtausgabe erschienen und enthalten die erste vollständige Samml. der Gedichte dieses berühmten Fürsten (4 Bde., 4.).

Lorenzo hinterließ 3 Söhne, Piero, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, seit dem 14. Jahre Cardinal und nachher Papst Leo X. (s. d.), und Giuliano, Herzog v. Nemours. Piero, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigsten dazu. In 2 Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet und durch s. Unklugheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden von Serezna, sich den Florentinern, die so gern den großen Vater in ihm ehren wollten, verhaßt und verächtlich gemacht. Das Selbstgefühl dieser Republikaner erhob sich noch einmal; er ward der Regierung beraubt und mit s. ganzen Geschlechte verbannt. Nach mehren Versuchen, durch List und Gewalt zurückzukehren, fand Piero in der Schlacht am Garigliano, wo er beim franz. Heere war, in diesem Flusse den Tod 1504. Erst 1513 erlangte sein Bruder, der Cardinal Giovanni, durch einen Aufstand, den der Volksprediger Hieronymus Savonarola erregte, die Wiederaufnahme in s. Vaterstadt, und als er 1514 Papst wurde, erhob er s. Familie bald wieder zu dem alten Glanze. Pieros Sohn, Lorenzo, vom Papst zum Herzog von Urbino gemacht, ward Haupt

des Staats, doch immer noch ohne fürstl. Titel und mit Beibehaltung der republikanischen Form. Als aber nach s. Tode (1519), unter Alessandros, s. Vetters (nach Einigen s. Bastards) Verwaltung, 1523 abermals ein Mediceer, Julius, des 1478 ermordeten Giuliano Bastard (ja nach Einigen Alessandros Vater) den päpstl. Stuhl bestieg (er nannte sich Clemens VII.), als 1533 Katharina, Lorenzos Tochter, Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward, da konnte man das baldige Ende auch dieser Scheinfreiheit von Florenz voraussehen. Zwar schienen die Florentiner sogar ihre alte Freiheit wiedergewinnen zu wollen, denn sie verjagten (1527) den lasterhaften Alessandro; aber dies war das letzte Aufflammen des republikanischen Geistes. Auf Clemens VII. Veranlassung belagerte Kaiser Karl V. Florenz (1531), setzte nach der Einnahme den Alessandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz und vermählte ihn mit seiner natürlichen Tochter Margaretha. Anfangs liebte ihn die Nation wegen s. Leutseligkeit; aber zuletzt ergab er sich einer zügellosen Lebensweise. Er war der erste unabhängige Herzog von Florenz. Als Alexander, der letzte Abkömmling des großen Cosimo, von Lorenzo dei Medici (aus der von Cosimo's Bruder Lorenzo stammenden Linie) ermordet worden war (1537), machten die Florentiner zwar noch einen schwachen Versuch, die Republik herzustellen; aber von neuem griff Karl V. ein, und sein Machtwort beförderte Cosimo I. (aus einem andern Zweige ders. Hauptlinie) zum Herzogthum Florenz. Cosimo I. besaß, wie seine Nachfolger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er s. Größe verdankte. Diese Größe zu sichern, ließ er sich vor Allem angelegen sein, die Strozzi, Erbfeinde s. Hauses, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beschützung des levantischen Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistl. Orden, den von St.-Stephan. Er war ein großer Liebhaber und Sammler von Alterthümern und Gemälden, auch stiftete er die große Sammlung von Bildnissen berühmter Männer und vermehrte fortdauernd die Statuensammlung, die sich im Garten Lorenzos des Prächtigen befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentinischen und der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er sich mit Hülfe der Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557) und durch mehre andre Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er sich vom Papst Pius V. den Titel Großherzog von Toscana geben (1569), aber erst sein Sohn und Nachfolger Franz erlangte vom Kaiser Maximilian II., dessen Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Bestätigung dieses Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello (s. d.), von dem Senat ihrer Vaterstadt, um sie dieser Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der Republik erklärt. Seine T. Maria ward die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieser nun regierende Zweig der Medici hatte nicht, wie der mit Alessandro ausgestorbene, den Handel aufgegeben; selbst als Fürsten trieben Cosimo I., Franz und dessen Bruder, der gewesene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ebenfalls ein großer Liebhaber der Künste, sowie des Letztern Sohn Cosimo II. (folgte 1609) ihn fort, Franz sogar die kleine Krämerei, die Ferdinand jedoch aufgab. Unter diesen Großherzogen standen zu Florenz Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüthe, und daran sowol als an der feinen Politik (besonders bei dem bedenklichen Stande zwischen Spanien und Frankreich) erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des 15. Jahrh. Ganz anders aber ward es unter Ferdinand II., Cosimos II. Sohn, der 1621 in einem Alter von 11 J. zur Regierung kam. Während seiner Minderjährigkeit gewann die Geistlichkeit, und durch sie der päpstl. Hof, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung und bestimmte ihn, mit Verlassung der Politik seiner Väter, sich Spanien und Östreich in die Arme zu werfen: eine Freundschaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Sum-

men baaren Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten mediceischen Schatze zu ziehen. Er regierte 49, und sein mönchisch erzogener, von allen Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, **Cosimo III.**, 53 J., von 1670—1723: ein Jahrhundert, in welchem Toscana durch ungeheure Staatsschulden und durch Versiegen aller Quellen des Nationalwohlstandes in die traurigste Lage gerieth. Zum Glück für das Land war **Johann Gasto**, Cosimos III. Sohn, der Letzte seines ehedem so glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er starb 1737 nach einer thatenlosen Regierung und hinterließ, der Vorherbestimmung des wiener Friedens (1735) zufolge, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. **Franz Stephan**, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana (nachher Kaiser Franz I.) traf mit der Schwester Johann Gasto's, der verwitw. Kurfürstin von der Pfalz, der Letzten des mediceischen Namens, einen Vergleich, wodurch er sämmtliche Allodialgüter ihres Hauses, also auch die berühmten Kunstschätze und Alterthümer, die ihre kunstliebenden und kunstfördernden Ahnen gesammelt, ansichbrachte. Unter der 26jährigen Regierung s. Sohnes, des weisen und guten Leopold, vergaß Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall. HC.

Medici (Luigi, Don, gewöhnlich Ritter), Staatsminister (der auswärt. Angeleg., Finanzen und hohen Polizei) des Königs von beiden Sicilien, ausgezeichnet durch Talente und Thätigkeit, sowie durch eine Menge großer und glänzender Entwürfe, deren Ausführung jedoch innere und äußere Hindernisse bald erschwert, bald vereitelt haben. Er stammt aus dem Hause der Fürsten von Ottojano, ist Herzog von Sarto, Großkreuz mehrer Orden, Obersthofmeister des Königs und für jetzt auch Präsident des Ministerialraths. Schon als **Acton's** (s. d.) Nachfolger machte er sich 1805 fg. durch Verbesserung der Finanzverwaltung verdient. Während Josephs und Murat's Herrschaft begab er sich nach England, von wo er erst 1815, nach Ferdinands IV. Wiederherstellung, in sein Vaterland zurückkehrte. Hier war er Polizeiminister, als Murat, verleitet durch falsche Nachrichten, die man ihm aus dem Neapolitanischen, wie es hieß, absichtlich zukommen ließ, um ihn in die Falle zu locken, sich von Corsica aus nach Neapels Küste einschiffte. M. war von den Planen **Murat's** (s. d.) unterrichtet und ließ die Küsten bewachen. Der Bericht des Ministers M. über dieses Ereigniß steht in der „Allg. Zeit.", 1815, Beil. 143. — 1818 ward M. beauftragt, die Irrungen mit dem apostol. Stuhle durch ein Concordat beizulegen. Er begab sich daher nach Terracina, wo er mit dem päpstl. Bevollmächtigten, Card. Consalvi, in einem so festen Tone unterhandelte, daß Consalvi nachgab, worauf am 16. Febr. 1818 das Concordat unterzeichnet wurde. Nun trat M. auch an die Spitze der Finanzverwaltung, um sein schon 1805 entworfenes neues Münzsystem und andre Maßregeln einzuführen. Dies geschah durch das Münzgesetz vom 20. April 1818, welches die Silbermünze als Preismittel annahm. Seitdem stieg auch der Werth der Staatspapiere. Jedoch konnten viele Verbesserungen nur langsam vorbereitet werden, zumal in Sicilien, wo die Vorrechte der Barone und des Klerus große Hindernisse in den Weg legten. Insbesondere betrieb M. mit mehr Eifer als Erfolg die Umbildung der Rechtspflege, sowie die Abfassung eines neuen Gesetzbuchs, und der König erließ 1819 auf seinen Rath die wichtige Verordnung: „Alle Richter sollten in Streitsachen nach dem buchstäblichen Sinne des Gesetzes, und wo dieser nicht klar sei, nach vernünftigen Auslegungen, nicht aber nach den Commentarien der Rechtslehrer sprechen; worauf dann die Gründe des Urtheils durch den Druck bekanntzumachen wären". Bei der Menge von Räuberbanden waren die Gefängnisse mit Verbrechern überfüllt. M. schloß daher mit dem Hofe zu Rio-Janeiro einen Vertrag, wodurch der Regierung in Brasilien 2000 neapolitanische Galeerensklaven zum beliebigen Gebrauch überlassen

wurden. Indeß fand die Verwaltung des Ministers in Neapel, besonders die Wiederherstellung vieler Klöster 1819 manchen Tadel. (Vgl. des Grafen Orloff „Mém. hist. polit. et lit. sur le roy. de Naples", Paris 1819, 5 Bde.) Das Volk war über die von dem Minister eingeführte neue Grundsteuer (Fundaria) sehr unzufrieden. Doch wurde die Militairrevolution zu Nola (2. Jul. 1820), zunächst veranlaßt durch die neuen Militaireinrichtungen des Generals Nugent und durch die Maßregeln des Polizeiministers Prinzen von Canosa, der von M.'s Grundsätzen, welcher die Secten der Carbonari und Calderari mit Geringschätzung behandelte oder die überspanntesten Köpfe in das Narrenspital schickte, ganz abwich und mit den Calderari zur Verfolgung der Carbonari sich verband, dadurch aber alle Parteien bewaffnete, sodaß selbst Canosa's Absetzung den Ausbruch nicht mehr verhindern konnte. Nugent und M. riethen nun zwar dem Könige, auf der Stelle mit seiner Familie nach dem adriatischen Meere abzusegeln, mit einer östr. Hülfsarmee zurückzukommen und mit Gewalt die alte Ordnung der Dinge herzustellen; allein der König blieb auf Bitten des Kronprinzen in Neapel. M. nahm darauf seine Entlassung und zog sich nach Rom zurück, wo er auch nach der Wiederherstellung des Königs in seine volle Gewalt noch eine Zeitlang blieb. Als aber das terroristische Verfahren des wieder zum Minister der allgemeinen Polizei ernannten Fürsten von Canosa nicht geeignet schien, die Ruhe und Ordnung zu befestigen, und auch das Finanzwesen in der größten Zerrüttung war, so entschloß sich der König, auf Östreichs Rath, im Juni 1822, ein neues Ministerium zu ernennen, an dessen Spitze Fürst Alvaro Ruffo, bisher Botschafter in Wien, trat. Canosa ward entlassen. Der Ritter M. erhielt wieder die Finanzverwaltung; sein ehemal. Freund und Amtgenosse aber, der Marchese Don Donato Tommasi, das Ministerium der Gnade und Gerechtigkeit. Seitdem hörte in Neapel das bisherige Verfolgungssystem auf. Zur Deckung des Deficits hatte man bereits eine Anleihe mit dem Hause Rothschild abgeschlossen. Als hierauf der König Ferdinand sich mit dem Fürsten Ruffo nach Verona und von hier nach Wien begab, erhielt M. den Vorsitz im Ministerrathe. Um den Finanzen aufzuhelfen, was bei der gänzlichen Stockung des Handels große Schwierigkeiten hat, mußte M. im Febr. 1824 für eine neue Anleihe beim Hause Rothschild von britthalb Mill. Pf. St. die Zölle und andre indirecte Auflagen des Reichs verpfänden. Unter der Regierung des Königs Franz I. behielt M. seinen hohen Posten und bewirkte den Abzug des östreichischen Schutzheeres aus dem Königreich. 20.

Medicin, Arzneigelahrtheit, die Wissenschaft von der Idee des Lebens und dessen Äußerungen an einem Individuum, und die Kunst, dasselbe in seinem vollkommensten Lebenszustande (der Gesundheit) zu erhalten oder in denselben zurückzuführen. Es ist nothwendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß sie nämlich Wissenschaft und Kunst sei, als welche neben einander und mit wechselseitigem Einflusse auf einander bestehen, von denen aber keine eine unbedingte Herrschaft über die andre ausüben darf. Nur insofern überhaupt der Verstand vor der praktischen Seite sich den Vorrang zueignet, insofern irgend einige Vorstellungen den Handlungen vorausgehen müssen, kann gesagt werden, daß die Kunst von der Wissenschaft abhänge. Vielfältig sind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wissenschaft und Kunst sei, und man hat diese Bezeichnung zu anmaßend gefunden, ja es haben Einige daran gezweifelt, daß sie je derselben würdig werden könne. Und wer könnte es leugnen, daß die Idee der Wissenschaft in der Medicin noch nicht ganz erreicht sei? Wie vielfältig sind noch die Widersprüche über irgend einen Grundsatz derselben! Wie viel fehlt uns auch in den einzelnen Theilen noch! Wie oft wird etwas als Ursache angesehen, wovon die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in

Frage stehenden Erscheinung vorherging! und es werden ja fort und fort neue Erscheinungen entdeckt, die alle schon bekannt sein müßten, wenn das Ideal der Wissenschaft erreicht wäre. Ähnlich verhält es sich auch mit den Kunstübungen; oft sinkt das Handeln, selbst des besten Arztes, zu einem bloß empirischen Nachahmen herab; häufiger noch ist die Kunst in ihren Wirkungen beschränkt, nicht alle Kranke sind zu retten, viele sterben noch oder bleiben ungeheilt, die an Übeln leiden, deren absolute Unheilbarkeit nicht angenommen werden kann; und ungewiß ist die Erreichung des Kunstzwecks beinahe in jedem einzelnen Falle. Aber auch Das, was wir bis jetzt in der Medicin erkannt haben, ist des Namens einer Wissenschaft wol schon werth; nicht minder würde der Arzt, der, daß die Medicin eine Kunst sei, nicht anerkennen will, sich selbst zum Handwerker erniedrigen. Wird der Begriff des Wortes Medicin (obgleich willkürlich) über die einzelnen Zweige derselben gesetzt, so muß er auch alle diese einzelnen Zweige derselben in sich enthalten. Daher sind Gesundheit, Krankheit und Heilung die Gegenstände derselben, aber keiner ist aus sich selbst zu erkennen, auch sind sie nicht von einander abzuleiten; sie bestehen neben einander und müssen demnach von etwas Höherm, Allgemeinerm abgeleitet werden; dies aber ist die Idee des Lebens. Sind wir nun bis zu dieser Idee vorgedrungen, die alle Eigenschaften eines wissenschaftlichen Princips hat, so wird dieselbe, um ganz erkannt zu werden, nothwendig auch nach allen Richtungen hin verfolgt werden müssen, und es erweitert sich dadurch das Feld der Medicin um ein Bedeutendes. Jedoch sind nicht alle Äußerungen des Lebens gleich bedeutend für die Medicin; sie verfolgt vorzugsweise nur die Lebensrichtung, die sich auf irgend ein besonderes Individuum oder eine Classe von Individuen bezieht, auf die nämlich, auf welche die Medicin als Kunst wirken will. Was aber für die Wissenschaft als Idee erscheint, das wird für die Kunst Ideal, und sie bemüht sich, selbiges zu verwirklichen; ihr Zweck ist es, das Leben in seinem vollkommensten Zustande zu erhalten oder in denselben zurückzuführen. Soll diese Zusammensetzung von Wissenschaft und Kunst, die wir in der Medicin wahrnehmen, in einiger Vollkommenheit auch beim Einzelnen ausgebildet werden, so müssen alle Geisteskräfte, welche auf Erkenntniß wirken, in Thätigkeit gesetzt werden. Zuerst aber tritt die sinnliche Thätigkeit auf und bemerkt eine zahllose Menge bunt sich durchkreuzender Gegenstände der mannigfaltigsten Art. Sie sollen indeß nicht bei einer bloßen Wahrnehmung stehen bleiben, sie sollen die Beobachtung begründen, welche dann entsteht, wenn der Verstand die Aufmerksamkeit der Sinne fesselt und ihr eine bestimmte Richtung gibt. Hier tritt Freiheit und Willkür schon in den Sinnen hervor, die bei der Wahrnehmung nicht bemerkt wird. Wer beobachtet, der sucht Erscheinungen, vermuthet in denselben schon etwas Höheres, und strebt die Verbindungen von Erscheinungen nachzuweisen. Die Beobachtung ist auch als die wahre Grundlage der Medicin anzusehen, die fort und fort die Kunst und Wissenschaft bereichert, wenn sie von der rechten Art, d. h. wenn sie vernünftig ist, wenn nicht irgend eine vorgefaßte Meinung den Blick trübt oder seine Richtung allzufest bestimmt. Sind eine Menge von Beobachtungen gesammelt und angehäuft, dann sucht der Verstand Ordnung in diese Mannigfaltigkeit zu bringen, bildet allgemeine Begriffe und wendet sie auf die beobachteten Erscheinungen wieder an. Abstraction und Reflexion erheben ihr Haupt und sind auch in der Medicin willkommen, erzeugen Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung, und wirken wohlthätig auf die Beobachtung ein, die von ihnen immer aufs neue erregt wird. Aber auch die Vernunft macht ihre Rechte geltend. Aus der Vernunft entspringen die Ideen, die das Leben erleuchten und alles Einzelne so begründen, daß etwas sie weiter Begründendes nicht gedacht werden kann; jede von ihnen erscheint als ein Ganzes, weil sie in sich selbst begründet sind und aus sich selbst entstehen; die äußern Dinge kön-

nen sie erwecken und zum Bewußtsein bringen, sie mußten aber schon da sein, um erweckt werden zu können. Arm ist das Leben, das nicht von Ideen erhellt wird, todt die Wissenschaft, die nicht auf einer Idee beruht, in der nicht irgend eine Idee durchgeführt wird. Sie wird aber dadurch zum Princip einer Wissenschaft, daß der Verstand sie beachtet, sie von den übrigen absondert und sie darstellt. Daß für die medicinische Wissenschaft die Idee des Lebens die durchzuführende sei, ist schon gesagt worden; und eben indem der Verstand diese beachtet und sie mittelst seiner Abstraction auf die einzelnen Erscheinungen überträgt, entsteht die Wissenschaft der Medicin, und indem Das, was wir praktische Vernunft nennen, die Idee zu verwirklichen bemüht ist, entsteht die Kunst derselben. Bei dieser Verschiedenartigkeit der Quellen der Medicin war es leicht möglich, daß die Medicin auf mannigfaltige Weise bearbeitet wurde; und ein Jeder ist auch jetzt noch geneigt, in der Hauptansicht derselben sich nach seiner Individualität zu richten. Bald wird der sinnlichen Beobachtung (Empirismus), bald den abstracten Begriffen des Verstandes (Dogmatismus, Eklektismus, Skepticismus), bald endlich der Vernunft (Rationalismus) die Oberherrschaft eingeräumt. a) Der Empirismus bleibt in seinem rohesten Zustande bloß bei der Erscheinung stehen, und behauptet wol gar, man könne nicht weiter, man solle nichts Andres als sehen, und nach dem Gesehenen handeln. Der rohe Empiriker gibt Mittel in einer Krankheit, weil er gehört oder selbst beobachtet hat, daß sie in ähnlichen Fällen genützt haben; er gibt sie, ohne weitere Betrachtungen anzustellen und ohne andre Gründe zu haben. Sieht sich der Empirismus als untergeordnet unter den Verstand an, dann wird er der geläuterte genannt; dieser stützt sich in seinem bessern Zustande auf den Begriff der Causalität, als welcher zur Unterscheidung der Erscheinungen gebraucht wird: so werden die Heilungsversuche schon mehr begründet und individualisirt, die Gründe, dieses oder jenes Mittel anzuwenden, schon näher bestimmt. Aber des menschlichen Geistes vollkommen würdig wird erst dann der Empirismus, wenn er sich auch der Vernunft unterwirft (der rationelle Empirismus); denn so erst wird die Beobachtung wahrhaft geadelt, vor Abwegen bewahrt, zu welchen der Verstand unfehlbar Veranlassung gibt, und so wird sie in ihrer Reinheit erhalten, die durch Einfluß des Verstandes immer getrübt und gestört wird. Der rationelle Empiriker nur schätzt die Beobachtungen, aber überschätzt sie nicht; er sieht in den Erscheinungen etwas Höheres; ihm wird die Erscheinung erst Erscheinung, da sie von dem rohen Empiriker für die Sache selbst gehalten wurde. (S. Erfahrung in der Medicin.) b) Ebensowie der Empirismus, erscheint auch die Verstandesansicht der Medicin unter drei Gestalten, am reinsten jedoch in dem Dogmatismus. Irgend ein abstracter Begriff, er mag nun durch wirkliche Beobachtung und Abstraction von derselben gewonnen sein, oder er mag bloß hypothetisch vorausgesetzt werden, irgend ein Abstractum wird als Grundsatz hingestellt, damit von demselben die einzelnen Erscheinungen abgeleitet und aus demselben, wie man sagt, erklärt werden. So entstanden die Systeme der Medicin, die sich vervielfältigten, weil verschiedene Begriffe so gehandhabt werden können, und von denen doch eins das andre auszuschließen und zu verdrängen bestrebt ist, weil der Verstand es nicht begreifen kann, wie sie neben einander bestehen können, und die endlich in ihrer Trennung dadurch möglich wurden, weil die eigenthümliche Natur des Organismus die Verwechselung der Ursache mit der Wirkung so leicht zuläßt. Sowie aber die Erscheinungen auf die drei Classen der mechanischen, chemischen und dynamischen zurückgeführt werden, so zerfallen auch die ärztlichen Systeme in mechanische, chemische und dynamische. Die mechanische Ansicht des Organismus bildet sich am reinsten, aber auch am einseitigsten in dem Systeme der Jatromathematiker (von ἰατρικη, die Heilung) aus, welches durch Harvey's große Entdeckung und durch Descartes's Philosophie

veranlaßt und von Keil, Sauvages, Bernoulli, Hamberger u. A. bearbeitet wurde. Diese suchten durch mathematische Berechnungen und durch die äußere Gestalt der Organe die gesunden und kranken Functionen zu erklären. Auch in der Solidartheorie, als welche alle Lebenserscheinungen in die festen Theile verweist und die Säfte für den Organismus nur als etwas Äußeres hinstellt, herrscht die mechanische Ansicht noch vor, wenn auch noch von Solidartheoretikern zum Theil andre Grundsätze zu Hülfe genommen wurden. Unter den festen Theilen sollten es endlich die Nerven vorzüglich sein, die alle Lebenserscheinungen bewirken, doch schließt sich die daraus hervorgehende Nerventheorie schon an die dynamische Ansicht des Organismus an. Dieser zufolge sind es Kräfte, zu denen man nicht selten die Eigenschaften der Materie erhob, und unter welchen man diese oder jene Äußerung des Lebens, als Ursache gedacht, verstand; Kräfte sind es, die alle Lebenserscheinungen hervorbringen. Galen, noch mehr aber die Galeniker, nahmen beinahe so viel Kräfte an als es Functionen gibt, und diese wurden endlich von einer Lebenskraft abgeleitet, die alle Veränderungen bedingen sollte. Bald ward es auch die Seele, die Alles im Körper hervorbringe, bald ein räthselhaftes Wesen, Archeus genannt, das die Stelle der später aufgestellten Lebenskraft einnahm. In der größten Reinheit und Strenge, aber auch in der unbefriedigendsten Einseitigkeit wurde von J. Brown diese dynamische Ansicht des Organismus durchgeführt. In allen auf solchen Grund gebauten Systemen aber blieb das Körperliche des Organismus unberührt. Nachdem in den neuern Zeiten die Chemie große Fortschritte gemacht hatte, suchte man diese zu benutzen, um die Mischung des Körpers zu erklären. Doch auch schon früher hatte die Beobachtung gezeigt, daß der Organismus aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt sei, und manche von ihnen waren auch als hypothetische Ursachen aller Erscheinungen von ihm aufgestellt worden. Da nun aber alle Mischung in dem flüssigen Zustande vorsichgeht, so räumten die Jatrochemiker den Säften des Körpers den Vorzug vor den festen Theilen ein, und es entstand so die Humoralpathologie, die unter den mannigfaltigsten Formen von Hippokrates bis auf unsere Zeiten aufgestellt worden ist. Der Eklekticismus, der auf dem Standpunkte der Empirie die dogmatischen, durch den Verstand geschaffenen Systeme betrachtet und benutzt, sucht von jeder Theorie das Gute zu benutzen. Höher aufstrebend erblicken wir den Skepticismus, aber auch noch befangen in der Region des Verstandes. Das Unbefriedigende jeder Wissenschaft, die in dem Verstande allein wurzelt, erkennt er, und wagt es nicht, sich über dieselbe zu erheben, zweifelt daher lieber an der Wissenschaft überhaupt und ihrer Möglichkeit. Auch er hat sich unter den philosophischen Ärzten bisweilen, obwol seltener als jede andre Betrachtungsweise, gezeigt. c) Wol hat sich in manchem Kopfe schon eine Vernunftansicht (Rationalismus) der Naturwissenschaft und Medicin geregt; wol öfter sind Ideen aus dem Schoße der Vernunft genommen, unter verschiedenen Namen ausgesprochen, mit mannigfaltigen Bildern ausgeschmückt und verglichen worden. Aber die Nachfolger blieben beim Wort und Bilde stehen, und erhoben sich nicht zu der Idee, zu Dem, was bezeichnet werden sollte; oder man trug die Vernunftidee unmittelbar und nicht durch die Deduction und Abstraction auf die Erfahrung, die sich wol fügen mußte, über, und stellte so religiöse und mystische Systeme auf, oder man begnügte sich wol gar mit der erreichten Höhe und war stolz genug, nicht wieder herabzusteigen in das Gebiet der Empirie, und es wurde die gepriesene Allseitigkeit eine wahre Indifferenz gegen alle Mannigfaltigkeit. So ist denn Wissenschaft und Kunst der Medicin seit mehr als 2000 J. bearbeitet worden, und hat endlich eine solche Ausdehnung erhalten, daß es nothwendig wurde, sie in mehre Zweige (Doctrinen) zu theilen. Zunächst ist es die Aufgabe 1) der allgemeinen philosophischen Naturwissenschaft, die auch wol Meta-

physik der Natur, Naturphilosophie genannt wurde, die Idee des Lebens selbst aufzufassen. Gott und die Natur, Thätigkeit und Sein, Zeit und Raum, Kraft und Materie müssen hier ihre Betrachtung finden. In dieser Betrachtung werden die einzelnen Erscheinungen, die sich eben als Äußerungen des Lebens zeigen, begründet; diese selbst lassen sich auf mechanische, chemische und dynamische zurückbringen. Die beiden ersten Classen beziehen sich vorzugsweise auf den Raum (und zwar die mechanischen auf den äußern, die chemischen auf den innern Raum), die letztere auf die Zeit. Und es ist 2) die Physik, die die Betrachtung der mechanischen (Größe, Form, Gestalt, Dichtigkeit, Ausdehnung, Theilbarkeit, Undurchdringlichkeit) und der dynamischen (Bewegung, Cohäsion, Adhäsion, Schwere, Magnetismus, Elektricität, Galvanismus, Schall, Wärme, Licht) bestimmt; dahingegen 3) die Chemie die Mischung, oder die sogenannten chemischen Erscheinungen betrachtet. Beide aber können nur durch Beobachtung und das Mittel derselben, durch Versuche, die Erscheinung selbst kennen lernen, beide sind daher als bloß empirische Doctrinen der philosophischen Naturwissenschaft gewissermaßen entgegengesetzt, oder sie erscheinen vielmehr als die empirischen Theile derselben, die in ihr ihre Begründung und Erklärung finden müssen. Es äußert sich aber das Urleben in verschiedenen größern oder kleinern Kreisen, die zur Begründung verschiedener Doctrinen führen. Insofern seine Äußerungen im großen Weltganzen betrachtet werden, so erhalten wir 4) die Kosmologie (gewöhnlich Astronomie genannt) und Kosmogenie; von denen uns jene freilich nur zur Kenntniß der Gestirne, ihres Standes gegen einander und ihrer Bewegung führt; diese aber besteht in bloßen Hypothesen und Ahnungen. Mannigfaltigere Kenntnisse gewährt uns dagegen 5) die Geologie und Geogenie, weil der Kreis kleiner ist und unserer Individualität näher liegt. Als Theile der erstern sind die Atmosphärologie, Hygrologie und Mineralogie aufgestellt worden; denn unter der dreifachen Form des Luftigen, Tropfbarflüssigen und Starren erscheinen uns die Theile der Erde. Aber auf derselben und zwar auf der äußern Rinde derselben (Humus genannt, den man als ein in sich geschlossenes Ganze gar wol betrachten kann und muß) erblicken wir eine unzählige Menge Individuen, welchen ein eigenthümliches Leben zukommt. Sie sind in zwei große Classen, in die der Pflanzen und Thiere, getrennt; und 6) die Phytologie (Botanik) betrachtet das individuelle Leben der Pflanzen und dessen Erscheinungen, die sich sämmtlich auf die Materie, auf die Hervorbringung und Erhaltung derselben beziehen. Höher steigert sich das Leben in den Thieren, in denen außer den vegetativen Lebensäußerungen (Functionen) die eigentlich thierischen, irritable nämlich und sensible, beobachtet werden. Die Doctrin, die von ihnen handelt, 7) die Zoologie, faßt die anatomia und physiologia comparata und die Naturgeschichte oder äußere Beschreibung der Thiere als Theile in sich. Alle diese Wissenschaften sind zwar für den Arzt nöthig und nützlich, haben auf die eigentlich medicin. Doctrinen einen großen Einfluß, gehören jedoch, streng genommen, nicht zu der Medicin; sie mußten aber hier erwähnt werden, um alle Zweige kennen zu lernen, welche die Uridee der Medicin, die Idee des Lebens, treibt. Ist nun aber der Mensch das Individuum, an welchem die Medicin die Äußerungen der Idee des Lebens erkennen will, ist er es, den sie, als Kunst, im willkommensten Zustande erhalten will, so werden natürlich alle die Wissenschaften, die den Menschen betrachten, in einer nähern Beziehung zu ihr stehen. So namentlich 8) Anthropologie, die am besten wol so bestimmt wird, daß sie die Eigenthümlichkeiten des Menschen und seine Verschiedenheit von den Thieren betrachte; 9) die Naturgeschichte des Menschen und seiner Species, die über das Vorkommen und über die Verbreitung des Menschen auf der Erde und die daher rührende Verschiedenheit der Raçen handelt; 10) die Psychologie, die die

geistigen Lebenserscheinungen am Menschen kennen lehrt; 11) die Anatomie, welche die Gestalt und Lage der Organe durch ein künstliches Öffnen des Leichnams entdeckt, und in ihren einzelnen Theilen, als Osteologie die Knochen, als Syndesmologie die Bänder, als Myologie die Muskeln, als Splanchnologie die Eingeweide, als Angiologie die Gefäße, als Nevrologie die Nerven, als Adenologie die Drüsen beschreibt; 12) die organische Physik, in welcher die mechanischen Erscheinungen des menschlichen Körpers (Schwere, Druck, Flächen, Größe, Gestalt u. s. w.); 13) die Anthropochemie, in welcher die Mischung der einzelnen Theile gelehrt wird; und 14) die Physiologie, welche alle die genannten Erscheinungen in Vereinigung mit einander und mit den dynamischen, die ihr Eigenthum sind, betrachtet, und sie zugleich als Äußerungen des Lebens erkennt und dieses eben in ihnen allen nachzuweisen hat. In dieser erkennen wir die Grundlage aller der Wissenschaften, die im strengsten Sinne zur Medicin gerechnet werden und die wir jetzt aufstellen wollen. Sie stützen sich aber auf den dreifachen Zustand, in welchem uns das Leben erscheint: auf die Gesundheit, Krankheit und Heilung. Die Wissenschaft nämlich von der Gesundheit, ihrem Wesen, ihren ursächlichen Momenten oder Bedingungen und ihren Zeichen wird 15) Hygienie genannt, oder 16) Diätetik, wenn aus jener Sätze hergeleitet und als Regeln des Verhaltens hingestellt werden, sodaß jene eine reinere Wissenschaft ist, diese aber auch einen Kunstzweck fördert. Besondere Formen der letztern sind: Makrobiotik (s. d.), Eubiotik, Polybiotik, Prophylaktik; 17) Pathologie dagegen wird die Lehre von der Krankheit, ihrem Wesen, ihrer Entstehungsart und ihren Erscheinungen genannt. (S. d.) Aber es erscheint die Krankheit, obwol sie ihrem Wesen nach nur eine ist, unter sehr mannigfaltigen Gestalten und Formen, die gewöhnlich Krankheitsformen oder auch einzelne Krankheiten genannt werden; 18) die Nosologie handelt von diesen, ihren Ursachen und Symptomen, und ist insbesondere bemüht, durch Eintheilung aus diesem Mannigfaltigen ein Ganzes zu bilden, ein sogenanntes nosologisches System aufzustellen. 19) Die pathologische Anatomie gibt Kunde von den mechanischen und Structurveränderungen; 20) die pathologische Chemie, wenn sie einst existiren wird, von den Mischungsabweichungen der Theile in dem krankhaften Zustande; 21) die Anamnestik oder die Kunst, aus den vorhergegangenen Ursachen auf den gegenwärtigen Zustand zu schließen; 22) die Semiotik, die Kunst, aus den Symptomen auf den Krankheitszustand und die Diagnostik, die Kunst, bei ähnlichen Symptomen auf eine verschiedene Krankheit zu schließen; und die Prognostik, die Kunst, aus der Vergangenheit und Gegenwart einen zukünftigen Zustand, den Ausgang der Krankheit zu errathen. 23) Therapie ist die Lehre von der Heilung der Krankheit, d. h. von dem Wesen, den Zeichen und den Ursachen der Heilung, und sie erhält, indem sie dies leistet, gewöhnlich noch das Beiwort der allgemeinen Therapie; 24) die specielle Therapie handelt von den einzelnen Krankheiten und ihrer Heilung. Dieser aber zur Seite stehend und mannigfaltig in sie eingreifend, erblicken wir 25) die psychische Heilkunde, die sich mit den Geistesstörungen und der Art und Weise, durch Einwirkung auf den Geist zur Heilung der Krankheiten überhaupt beizutragen, befaßt; 26) die Chirurgie, welche die mechanischen Krankheiten und die Art und Weise, durch mechanische Mittel Krankheiten zu heilen, betrachtet, und endlich 27) die **ars obstetricia**, Entbindungskunst, die die Erleichterung und Beförderung des Geburtsgeschäfts zum Zwecke hat. Gehen wir aber im Gegentheil von den äußern Mitteln zur Heilung aus, so erhalten wir 28) die **materia medica**, die den Begriff eines Arzneimittels vorausschickend, die einzelnen nach irgend einer Anordnung betrachtet, von einem jeden aber die äußern Eigenschaften und die Wirkungsart auf den Organismus angibt; an diese

schließt sich 29) die Pharmacie, welche die einfachen Mittel aufzubewahren und die zusammengesetzten, die immer in der Officin vorräthig (officinell) sein sollen, zuzubereiten lehrt; und 30) das Formulare an, als die Anweisung, in welcher Form die Arzneimittel am zweckmäßigsten verordnet werden; 31) die Klinik oder medicinische Praxis benutzt die Ergebnisse aller dieser Doctrinen und macht Anwendung, verliert aber dabei die wissenschaftliche Form und stellt vielmehr Kunstregeln auf. Endlich aber wird die Medicin auf sich selbst bezogen und die Art und Weise ihrer Ausbildung erforscht 32) in der Geschichte und Literaturgeschichte derselben; oder sie wird auf den Staat und das Wohl der Bürger im Ganzen bezogen, und wird dann 33) Staatsarzneikunde genannt, die in die medicinische Polizei und gerichtliche Medicin zerfällt; oder 34) man sucht auch Laien dieses und jenes aus der Medicin mitzutheilen und stellt dann eine populaire Medicin auf, von der wol die Hebammenlehre den wichtigsten Theil ausmacht. Schon die historische Kenntniß dieser so zahlreichen Doctrinen setzt mancherlei Talente und Vorkenntnisse voraus; aber die praktische Anwendung der hier erhaltenen Lehren oder die Ausübung der medicinischen Kunst erfodert noch mehr. Was die Vorkenntnisse angeht, so bestehen sie vorzüglich in der Kenntniß der beiden alten gelehrten und einiger andern Sprachen, in der Bekanntschaft mit der Geschichte, Ökonomie, Mathematik und Philosophie. Es tragen diese Wissenschaften theils dazu bei, den Geist des Menschen auszubilden, ihn auf die Stufe der Bildung zu erheben, die schon dem angehenden Arzt Noth thut, theils ist auch ihr Inhalt selbst für den Arzt von Wichtigkeit, und bald Mittel zur ärztlichen Bildung selbst, bald selbst ein Stützpunkt derselben. Auf Akademien wird gewöhnlich der medicinische Unterricht ertheilt; jedoch wird Niemand sich hier dem mündlichen Unterichte allein anvertrauen, sondern es muß zu diesem fleißiges und gewähltes Lesen, sowie eigne Übung, Beobachtung &c. hinzukommen. Die Zeit des akademischen Cursus ist auf 4 — 5 Jahre zu bestimmen, und auch um ihn in dieser Zeit zu vollenden, muß man die einzelnen Wissenschaften recht ängstlich eintheilen. Folgender Studienplan scheint der zweckmäßigste: Im ersten Halbjahre, welches am besten zu Ostern anfängt und vorzugsweise vorbereitend sein soll, ist fortzusetzen: a) das Sprachstudium und ein kritisches Collegium über einen lat. und griech. Classiker zu hören; b) das Studium der schönen Künste und Ästhetik; c) Studium der Philosophie, nach der gewöhnlichen Einrichtung über Logik und Metaphysik zu hören; an diese aber muß sich das Studium der philosophischen Systeme, vorzüglich der neuesten Zeit anschließen; d) die Mathematik; e) Botanik, die keine großen Vorkenntnisse voraussetzt; f) Osteologie und Syndesmologie; g) medicinische Encyklopädie und Methodologie, von Einigen auch Propädeutik genannt. Das zweite Halbjahr sei vorzugsweise der Betrachtung der leblosen Natur gewidmet: a) die Anatomie und das Studium des menschlichen Körpers in seinem todten Zustande ist hier die Hauptwissenschaft, daneben muß aber auch b) Physik, c) Chemie, d) allgemeine Naturgeschichte und e) allgemeine philosophische Naturwissenschaft (als Vorbereitung zur Physiologie) studirt werden. Überdies kann über die Logik und Metaphysik noch einmal oder über eine andre philosophische Doctrin (Moralphilosophie, Ästhetik) oder über Geschichte noch ein Collegium gehört werden. Die Beschäftigung des dritten Halbjahrs sind: a) Physiologie als Hauptwissenschaft, b) Psychologie, c) Anthropologie, d) Naturgeschichte des Menschen und seiner Species, e) Hygienie, f) Mineralogie, g) Wiederholung der Anatomie in einem Examinatorium, h) Wiederholung oder Fortsetzung der Botanik. Im vierten Halbjahre, welches der Kenntniß des Lebens im kranken Zustande und der Mittel gegen diesen Zustand bestimmt ist, machen a) die Pathologie und b) die Heilmittellehre die Hauptwissenschaften aus. Dabei aber muß sich der Schüler c) im

anatomischen Präpariren üben und sich dadurch die Anatomie vollends aneignen; überdies kann auch d) die psychische Heilkunde jetzt schon studirt und darüber gehört werden; e) die Physiologie aber ist und zwar am besten in disputatorischer Form zu wiederholen. Auch ein philosophisches oder historisches Collegium zu besuchen wird noch Zeit übrig sein. Im fünften und sechsten Halbjahre, die beide mit einander in der Betrachtung verbunden werden (weil die mehresten jetzt zu hörenden Collegia ein ganzes Jahr hindurch dauern und weil es von andern gleichgültig ist ob sie im fünften, sechsten oder siebenten Halbjahre gehört werden), und die der Betrachtung des Lebens im Zustande der Heilung vorzüglich gewidmet sind, machen a) die allgemeine und specielle Therapie, b) die Chirurgie, c) die Lehre von der Entbindungskunst die Hauptwissenschaften aus. Damit ist aber auch d) das Studium der Pharmacie, e) die Lehre vom Formulare, Receptirkunst, f) die Staatsarzneikunde, gerichtliche Medicin und medicin. Polizei, g) die Geschichte und Literatur der Medicin zu verbinden und h) das Disputatorium, das sich jetzt auch auf pathologische Gegenstände ausdehnt, fortzusetzen; i) die Nosologie und nosologischen Systeme; k) Semiotik und l) pathologische Anatomie können wol dem Privatstudium überlassen bleiben. Das siebente, achte und, wenn es möglich ist, die Studienzeit so lange auszudehnen, auch das neunte und zehnte Halbjahr sind nun endlich der praktischen Übung selbst bestimmt und es ist diese zu erhalten a) in einem Spitalklinicum; b) in einem Polyklinicum (clinic. ambulator.); c) in einem chirurgischen Klinico und d) im Gebärhause. Überdies wird jetzt auch noch ein oder das andre Collegium, das früher nicht gehört werden konnte, nachgeholt, die Übungen im Schreiben und Disputiren werden fortgesetzt und die Specimina ausgearbeitet. Wer so die Zeit des akademischen Lebens zweckmäßig eintheilt und gewissenhaft benutzt, wird aus derselben gehörig vorbereitet in das bürgerliche Leben eintreten. (Vgl. Arzt.)

Die Geschichte der Medicin ist für den Arzt selbst nicht weniger lehrreich als für den philosophischen Forscher der Menschengeschichte überhaupt, weil so allgemein über den Erdkreis verbreitet zu sein und so tief in das Körperliche und Geistige des Menschen einzugreifen, sich kein andrer Zweig menschlichen Wissens und Könnens rühmen darf, als die Medicin. Es theilt sich die Geschichte der Medicin in die pragmatische und in die Literargeschichte derselben, worüber noch die Geschichte der Entwickelung der Krankheiten des Menschengeschlechts einen besondern, wenig bearbeiteten Theil ausmacht. Hier nur die allgemeinsten Züge der pragmatischen Geschichte der Medicin. Durch die Nothwendigkeit und den natürlichen Antrieb an mehren Orten zugleich erzeugt, kennt die Medicin kein bestimmtes Vaterland und wir sehen die Anfänge ihrer wissenschaftlichen Ausbildung auch vorzugsweise bei jenen Völkern, welche am früheſten die Wissenschaften überhaupt gepflegt haben; so erscheint sie als Geheimniß der ägyptischen Priester, so in Griechenland ebenfalls geheimnißvoll in Tempeln gepflegt und als erbliches Familiengeheimniß des Priesterordens der Asklepiaden. Aus diesem Orden entstand Hippokrates (s. d.) aus Kos, der, gestützt auf diese Familienüberlieferungen und auf die Annalen der priesterlichen Heilanstalten, die Medicin in eine freie Wissenschaft und Kunst umschuf und den Grund zu ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung legte. Seine Lehre verschmolz unter seinen nächsten Nachfolgern mit der Platonischen Philosophie zur sogenannten ältern dogmatischen Schule. In Alexandria (seit etwa 300 v. Chr. Sitz der Gelehrsamkeit) ward auch Medicin bearbeitet, die aber hier bald in bloße Dialektik und Büchergelehrsamkeit ausartete, daher sehen wir bald darauf die empirische Schule (286 v. Chr.), die methodische Schule (100 v. Chr.), die pneumatische Schule (68 nach Chr.) und endlich die Alles verschmelzende eklektische Schule (81 nach Chr.) entstehen. Ein schöpferischer Geist voll umfassender Gelehrsamkeit war nöthig, um diesem verwirrten Zustande

der medicinischen Wissenschaft ein Ende zu machen, und ein solcher Mann erschien wirklich in Galen (s. d.) von Pergamos; sein System erhielt eine fast ungetheilte Herrschaft, die sich das ganze Mittelalter hindurch bis in das 16. Jahrh. herein erhielt. Wir sehen aber inzwischen (im 7. Jahrh. n. Chr.) ein geistreiches Volk, die Araber als damalige Welteroberer auch in die Wissenschaft der Medicin eingreifen, dieselbe, auf Galen fußend, nach ihren Begriffen gestalten und wenigstens in praktischen und pharmakologischer Hinsicht nicht ohne Vermehrung und Verbesserung lassen; ihren Glanz erreichte die arabische Medicin unter Avicenna (geb. 980), der für einige Zeit selbst mehr galt als Galen, aber dennoch früher wieder diesem in der allgemeinen Meinung weichen mußte. Die abendländische Medicin beginnt mit der vielleicht schon im 9. Jahrh. bestehenden, später erst (1143 u. 1238) bestätigten Schule zu Salerno, wo nach Grundsätzen griechischer Ärzte Medicin gelehrt wurde. Das übrige Mittelalter hindurch bestand eine Galenisch-Arabische, größtentheils von unwissenden Mönchen gepflegte Medicin, die nur nach und nach sich lichter gestaltete. Im 14. Jahrh. hob sich die Anatomie durch Mondini, die Arzneimittellehre durch die Entdeckung neuer Welttheile und Handelswege, die praktische Medicin durch die Erscheinung neuer Krankheiten, namentlich der Lustseuche. Auch wurde durch die (1453) aus Konstantinopel vertriebenen Griechen Liebe zum griechischen Studium im Abendlande wieder verbreitet und man las die griechischen Ärzte, namentlich Hippokrates, wieder in der Ursprache, womit denn die bisherige Barbarei und das sklavische Nachbeten nicht mehr bestehen konnte. So bereitete sich der Sturz der Galenischen Autorität vor, der im 16. Jahrh. vollständig erfolgte und das Wesentliche der Reformation des Theophrastus Paracelsus (1526) ausmacht. Das chemisch-theosophische System dieses Schwärmers verfeinerte und ordnete J. B. von Helmont (gest. 1644), bis es, der theosophischen Hülle entkleidet, in das materiell-chemische System des Franz Sylvius (gest. 1672) und endlich in das psychiatrische System G. E. Stahl's (gest. 1734) überging. Aber bald nach Harvey's großer Entdeckung des wahren Blutlaufes (1619) hatte sich die iatromathematische Schule unter Alphons Borelli (gest. 1679) ausgebildet, die endlich in das dynamische System des Fr. Hoffmann (gest. 1742) sich umwandelte, aus welchem die dynamischen Schulen der neuern Zeit hervorgingen, die einer speciellern Betrachtung überlassen bleiben müssen. S. Kurt Sprengel's „Geschichte der Arzneikunde" (3. Aufl., Halle 1821, 5. Thl. 1827) und Ludwig Choulant's „Tafeln zur Geschichte der Medicin" (Leipzig 1822, Fol.); J. F. K. Hecker's „Gesch. der Heilkunde rc." (Berlin 1822, 1. Bd.); „Encyklop. Wörterbuch der medicin. Wissenschaften", herausgegeben von den Prof. der medicin. Facultät zu Berlin: Gräfe, Hufeland, Link, Rudolphi, v. Siebold (Berlin 1827, 1. Bd.). B. P.

Medicin, gerichtliche, **medicina forensis** (s. d. v. A.). Sie unterscheidet sich von der medicin. Polizei dadurch, daß sie der Inbegriff aller Kenntnisse, aus den sämmtlichen Zweigen der Arzneiwissenschaft gesammelt, ist, welche den Arzt in den Stand setzen, den Gerichten über Rechtsfälle, deren Gegenstand durch medicinische Grundsätze klar gemacht werden muß, den nöthigen Aufschluß mitzutheilen. Der dazu bestellte Arzt ist der gerichtliche Arzt, und nur Der sollte dazu ernannt werden, der nicht nur in seiner Wissenschaft die gründlichsten Kenntnisse besitzt, sondern auch sich täglich mit den Fortschritten derselben bekanntmacht. Gegenstände der gerichtl. Medicin sind folgende: Untersuchung aller Verletzungen an Menschen, Bestimmung der Tödtlichkeit derselben nach ihren Gattungen, als Wunden, Quetschungen, Erschütterungen, Verrenkungen und Knochenbrüche, Verbrennungen, Entzündungen u. s. w.; oder nach der Menge der Beschädigungen, oder nach der Beschaffenheit des verletzten Theils, des Kopfes, Halses, der Brust, des Unterleibes, innerer Theile u. s. w.; ferner Untersuchung über Fälle

von Erstickung, Vergiftung, Selbstmord; über verdächtige Geburten, Mißgeburten, todte oder noch lebende Kinder, Untersuchung über das Absterben eines Kindes vor oder nach der Geburt (s. Lungenprobe); Untersuchung über vorgegebene oder verhehlte Krankheiten; Bestimmung der Tauglichkeit des Körpers für Militairdienst; Bestimmung bei Zweifel über das Alter eines Menschen; Untersuchungen bei Fällen von gesetzwidrigen Beischlaf und zweifelhaftem Zeugungsvermögen, endlich auch über Zurechnungsfähigkeit und zweifelhaften Seelenzustand. S. D. Mende's „Handbuch der gerichtl. Medicin für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Ärzte und Wundärzte" (Lpz. 1819—26, 1—4. Thl.). H.

Medicinalverfassung, derjenige Theil der Staatsverfassung, der sich auf die Medicinalpflege, auf die Sorge für Medicinalpersonen und Medicinalanstalten bezieht. Mit Unrecht wird dieser Theil der Staatsverfassung den übrigen Theilen nachgesetzt; denn der Staat ist seinen Bürgern schon um deßwillen Sorge für ihre Gesundheit schuldig, weil der civilisirte Zustand, durch welchen der Staat möglich geworden ist und besteht, das physische Wohl der Bürger beeinträchtigt und Krankheiten herbeiführt. Seine besondere Einrichtung muß sich theils nach der Größe des Staats, theils nach besondern Örtlichkeiten, und nach der Staatsverfassung selbst richten. Im Allgemeinen ist eine oberste Medicinalbehörde nöthig, welche die höchste Instanz in allen Angelegenheiten, die sich auf das Gesundheitswesen der Bürger, oder auf das Medicinalwesen beziehen, und eine nicht bloß berathende oder gesetzgebende, sondern auch ausübende Gewalt haben muß. (S. Polizei, medicinische.) Ist das Land für ein solches Collegium (Medicinalcollegium) zu groß, so müssen demselben mehre andre untergeben sein, welche am füglichsten mit den Universitäten zu verbinden sind, wenn jenes nothwendig in die Residenz gehört und unter den Augen des Fürsten arbeiten muß. Diesen Ober- und Untercollegien wird Alles, a) was sich unmittelbar auf das Gesundheitswohl der Bürger bezieht und Gegenstand der medicinischen Polizei ist, b) die Aufsicht über den Unterricht in allen einzelnen Theilen der Medicin und die zweckmäßige Leitung desselben, sowie die Prüfung der Ärzte, Chirurgen, Apotheker, Hebammen und wol auch der Krankenwärter zu übertragen sein. c) Sollen sie die Aufsicht über alle die Anstalten führen, die der Staat zum Unterricht der jungen Ärzte, Chirurgen &c., oder zur Heilung der Kranken (Apotheken, Brunnen- und Badeanstalten, Krankenhäuser) eingerichtet haben muß. d) Endlich ertheilen sie auch Gutachten, im Fall eine gerichtliche Entscheidung sich auf medicinische Kenntnisse stützt; sie verwalten also die gerichtliche Medicin (s. d.). In Hinsicht auf gerichtlich-medicinische und medicinisch-polizeiliche Gegenstände sind die sogenannten Physici die Repräsentanten und Organe dieser Collegien, und sollten wol besser besoldet werden als gewöhnlich der Fall ist; auch wäre es zweckmäßig, sie von den Collegien nicht bloß prüfen, sondern auch wählen zu lassen. Die übrigen Ärzte und Wundärzte leben im Staate als freie Künstler, auf ihre Arbeit wird von ihm wenig geachtet, ihre Besoldung hängt von der Willkür der Einzelnen ab. Die Apotheker jedoch werden mit Recht unter strengere Aufsicht genommen, sie müssen nach Vorschriften (Dispensatorien) arbeiten; ihre Officinen werden von Zeit zu Zeit geprüft; die Zahl derselben an einem Orte ist bestimmt. Endlich machen zweckmäßige Anstalten zur Heilung der Krankheiten (Brunnen- und Badeanstalten, Krankenhäuser) und zur Bildung neuer Ärzte, Wundärzte u. s. w. wichtige Zweige der Medicinalverfassung aus. B. P.

Medicinische Geographie, d. h. die Erdkunde angewendet auf die Medicin, umfaßt alle Gegenstände der Geographie, welche einen Einfluß auf die Gesundheit, die Körperbeschaffenheit, die Geistesthätigkeit und die Krankheiten der Menschen haben. Obgleich der Mensch sich weiter über die Erde verbreitet als irgend ein andres organisches Wesen, und in der heißen Zone wie in der

Nähe der Pole leben und gesund sein kann, da er bald auf dem Meere Jahre lang, bald auf den Gebirgen oder in tiefen Thälern und Schachten, oder in Sümpfen ausdauern kann, so haben doch die verschiedenen Umstände und äußern Verhältnisse, unter denen er lebt, auf sein ganzes Sein einen großen Einfluß. Auch bemerken wir in der That die größten Verschiedenheiten des (körperlichen und geistigen) Menschen, welche von den äußern Umgebungen abhängen. Man vergleiche den kräftigen, leidenschaftlichen Sohn der arabischen Steppen mit dem kalten, blassen, schlecht genährten Nordländer, den lebhaften, cholerischen Italiener mit dem bedächtigen Holländer u. s. w. Wo aber die Beschaffenheit des Menschen im gesunden Zustande schon verschieden ist, da wird sich dies in Krankheiten noch auf eine viel ausgezeichnetere Weise äußern. Manche Krankheiten bilden sich bloß in gewissen Gegenden aus und erhalten sich hier (wie z. B. der Weichselzopf in Polen u. a.), oder verbreiten sich vorzüglich durch Ansteckung dann nach und nach weiter. Die Übel, welche nur durch Ansteckungen entstehen, wie die Blattern, Masern, Lustseuche u. a., haben sich höchstwahrscheinlich zu einer ziemlich entfernten Zeit an gewissen Orten und unter Umständen, die von den mehrsten sehr ungewiß, von vielen ganz unbekannt sind, einmal gebildet und sich dann durch Übertragung von Einem auf den Andern erhalten. Jene berührten äußern Umstände müssen ferner auf den Verlauf der gewöhnlichen Krankheiten, vorzüglich der fieberhaften, einen großen Einfluß haben, daher auch für die Arzneimittel in den verschiedenen Ländern bei einer und derselben Krankheit eine sehr verschiedene Empfänglichkeit vorhanden ist. Im Allgemeinen muß man hierbei 1) das Verhältniß der Erde zur Sonne und dem Monde, wahrscheinlich auch zu andern Himmelskörpern berücksichtigen. (Vgl. Tag- und Nachtleben.) Die regelmäßige Abwechselung von Schlaf und Wachen, die Regelmäßigkeit in den Ausleerungen und in der Aufnahme neuen Stoffes, und in der Wiederkehr mancher Krankheitszustände zu gewissen Stunden (z. B. der Paroxysmen in den Wechselfiebern, der Abendverschlimmerungen in andern Krankheiten) gehört hierher. Den Einfluß des Mondes auf den Verlauf der Krankheiten erkennt man in den Äquatorialgegenden am deutlichsten, aber auch anderwärts, z. B. durch die an dem 7., 14. und 21. Tage so oft erscheinende Krisis, die alle Monate wiederkehrende Reinigung der Weiber, oder die in gleichen Perioden erscheinende Hämorrhoidalblutung, die größere Heftigkeit, mit welcher die Anfälle mancher Krankheiten, z. B. die Epilepsie, in manchen Mondsphasen erscheinen. Ferner weiß man, welch einen großen Einfluß Wärme und Licht auf alle organische Wesen haben. Die heiße Zone, ein potenzirter Sommer, der nur durch Feuchtigkeit gemäßigt wird, erzeugt gallige, nervöse und faulige Krankheiten, in ihr befinden sich höchst wahrscheinlich die Quellen der contagiösen Krankheiten und der scheußlichsten Hautübel. Die kalte Zone, ein wenig unterbrochener Winter erzeugt eine kümmerliche, dürftige, kleine und schwache Organisation, die Krankheiten sind mehr lymphatisch und kachektisch. In den gemäßigten Zonen entwickelt sich der Mensch zu der höchsten Blüthe des Daseins in körperlicher und geistiger Hinsicht, die Krankheiten der heißen und kalten Zone wechseln mit den Jahreszeiten, und durch den Wechsel selbst wird eine Gelegenheit zu vielen andern (z. B. zu Katarrhen, Rheumatismen, Entzündungen rc.) gegeben. 2) Muß man die Atmosphäre, ihre Wärme oder Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, ihre Bewegung und elektrischen Verhältnisse berücksichtigen. Bald athmet man eine reine Luft, bald ist sie mit Ausdünstungsstoffen angefüllt, die Ausdünstung wird bald vermindert, bald vermehrt, das Blut mehr oder weniger oxygenisirt; alles Dieses, sowie die Schwere der Luft in den Thälern, die größere Leichtigkeit und dünnere Beschaffenheit auf hohen Gebirgen, müssen die Constitution merkbar verändern. Beispiele dieses Einflusses sind die Kretinen (s. d.); die lebhaften, schnellfüßigen Bergbewohner; der trockene und biliöse

Beduine in Vergleich zu dem fetten und lymphatisch-venösen Muselmann an den feuchten Ufern den Nils. Ebenso unterdrücken die feuchten und warmen Mittagswinde die Lebenskräfte, die trockenen und kalten Nord- und Morgenwinde erhöhen die Beweglichkeit und regen die Lebensthätigkeit überhaupt auf. 3) Die Gegend, welche der Mensch bewohnt, das Meer, die Gebirge und Felsen, welche die Erdtheile trennen, veranlassen selbst in einem und demselben Klima große Verschiedenheit der Wohnörter, der Sitten und Gewohnheiten, der Lebensarten und des Gesundheitszustandes. Außerdem hängt auch die Temperatur der Atmosphäre, die meteorische Veränderung derselben und die Beschaffenheit des Wassers zum großen Theil von diesen Umständen ab, deren Einfluß auf die Entstehung mancher (besonders endemischer) Krankheiten bekannt genug ist. Die Nähe oder Entfernung des Meeres, die vulkanische Beschaffenheit des Bodens erzeugen anderweit Veränderungen in der Constitution des Menschen. Die Meeresküsten und Inseln sind feucht, und deßhalb erreicht weder die Kälte noch die Hitze hier den hohen Grad, wie in den Binnenländern derselben Breite. Die vulkanischen Länder sind zwar oft ziemlich fruchtbar, immer reich an Mineralwässern, Schwefel- und Wasserstoffgas werden ausgehaucht; in solchen Gegenden kommen auch Erdbeben öfters vor und erzeugen theils durch den Schreck, den sie verbreiten, theils durch atmosphärische Veränderungen mancherlei Krankheiten. 4) Hat nicht nur die Lebensart, sondern auch die Staatsverfassung selbst einen großen Einfluß auf die Sitten und Gewohnheiten, auf die Constitution und die Krankheiten der Menschen. Selbst Revolutionen einzelner Länder verändern die Beschaffenheit der Krankheiten. 5) Ist bekannt, daß die Pflanzen in ihrer Ausbreitung und leichtern und gedeihlichen Cultur sich nach den einzelnen Ländern, ja oft nach kleinen Districten richten, und die eine hier, die andre dort besser gedeiht. Da diese nun theils zur Nahrung, theils zur Bekleidung benutzt werden, so wird auch dieser Umstand auf die Constitution und die Krankheiten der Bewohner verschiedener Länder Einfluß gewinnen, so die Gewürze der Tropenländer, die verschiedenen Weine in einzelnen Gegenden, die Getreidearten rc. 6) Endlich wird auch von den einzelnen Thierarten und ihrer Verbreitung über den Erdboden dasselbe gelten. Der häufigere Genuß der einen oder der andern muß einen wichtigen Einfluß auf die Beschaffenheit der Menschen haben. S. Finke's „Versuch einer allgemeinen praktischen Geographie" (Leipzig 1792—95) und Schnurrer's „Geograph. Nosologie" (Stuttgart 1813).

Medicinische Topographie, die Beschreibung der einzelnen Orte, Städte, Dörfer, und Angabe der zahlreichen und mannigfaltigen Umstände, welche einen Einfluß auf die Entstehung, Veränderung und die Behandlung der Krankheiten haben. Die Kenntniß dieser Umstände ist für den praktischen Arzt ein unentbehrliches Bedürfniß; daher hat man von den mehrsten größern und vielen kleinen Städten besondere Beschreibungen. Man bestimmt zuerst die geographische Lage des Orts, dann die Lage, Form und Höhe der etwa vorhandenen Berge, die Beschaffenheit der Thäler mit Berücksichtigung der Himmelsgegend; die Wälder in der Nähe, ihre Ausbreitung, Dichtigkeit und die Baumart, welche sie bildet. Hierdurch ergibt sich die Richtung der vorherrschenden Winde, welche so einflußreich auf die Entstehung der Krankheiten sind. Flüsse und Canäle sowol als das Quellwasser, die chemischen Bestandtheile desselben erfodern Aufmerksamkeit; ebenso die Beschaffenheit des Bodens, die Temperatur und Witterung und alle Details, welche die Bauart der Häuser, ihre Höhe und Einrichtung, die Richtung und Form der Straßen, die Gewohnheiten, Sitten, Lebensart, Beschäftigung und Vergnügen der Einwohner betreffen. Daraus ergibt sich dann der Schluß auf die vorherrschenden Krankheiten und ihre zweckmäßige Behandlung von selbst. S. Metzler's „Leitfaden zur Abfassung medicinischer Topographien".

Medien, die größte und wichtigste Provinz des persischen Reichs, deren Grenzen gegen Morgen Hyrkanien und Parthien, gegen Mittag Persis und Susiana, gegen Abend Assyrien und Armenien, gegen Mitternacht das kaspische Meer waren; sodaß es das heutige Iran, Aderbidshan, Gilan und die Westhälfte von Mazanderan umfaßte. Es gehörte nach Hammer zu Aria oder Eriene des Send, dem Mederlande im weitesten Sinne. An dieses Aria grenzt das alte Baktria, der Sitz des Völkerverkehrs, der Religion der Magier und der altpersischen Cultur. (Vgl. Zoroaster.) M. war vermöge seiner Gebirge von Natur fest, von streitbaren Männern bewohnt und zum Theil wohl angebaut. Schon vor der persischen Periode war M. ein unabhängiges Reich. Seine Geschichte beginnt mit Dejoces, der, nach Herodot, die Meder in Dörfern und Städten vereinigt und an Gesetze gewöhnt hat. Er soll Ekbatana erbaut haben. Ninus, der Stifter der assyrischen Monarchie, eroberte es. Nach der Zertrümmerung der assyrischen Herrschaft gelang es einem Statthalter der Provinz, M. aufs neue unabhängig zu machen. Es war nun bald das mächtigste unter den Reichen, welche aus der assyrischen Monarchie entsprungen waren. Nach den Sagen des Herodot hebt mit (einem jüngern) Dejoces eine bis auf Cyrus ununterbrochen fortgehende Reihe von medischen Königen zu Ekbatana an; von 700 bis 560 v. Chr. Die letzten waren Phraortes, Cyaxares und Astyages. Über die damalige Verbindung M.'s mit Baktrien und Indien ist nichts Gewisses bekannt. Durch Cyrus (s. d.) wurden die Meder den Persern unterworfen, welche jene bisher wegen ihrer Armuth für ein unbedeutendes Nebenvolk gehalten hatten; bald aber wurden die Besiegten die Lehrer der Sieger, nicht nur in den Sitten und Gebräuchen des Privatlebens, sondern auch in ihren öffentlichen Einrichtungen. Nach Cyrus blieb M. in unzertrennter Verbindung mit den übrigen Theilen des persischen Reichs; nur die nordwestlichen Striche, welche vor Cyrus zu Assyrien gehört zu haben scheinen, rissen sich auf einige Zeit von den übrigen los. Nachdem Alexander die persische Monarchie erobert hatte, gab er M. einem inländischen Statthalter, Namens Atropates. Dieser behauptete sich in den nördlichen Gebirgsgegenden, auch als nach Alexanders Tode M. seinen eignen macedonischen Statthalter erhielt. Er vererbte seine Würde auf die Nachkommen, welche ungeachtet ihrer gefährlichen Nachbaren, der Parther, Armenier und Römer, theils durch Nachgiebigkeit, theils mit bewaffneter Hand, sich unabhängig zu erhalten wußten. Zur Zeit der ersten römischen Kaiser war das Land noch unabhängig, nachher kam es unter die Herrschaft der Parther. M. bestand aus dem südlichen eigentlichen Medien, auch Großmedien genannt, mit der Hauptst. Ekbatana; aus dem Lande des Atropates, Atropatene, und aus den nördl. Strichen längs der Küste des kaspischen Meers, Nordmedien.

Medinah, al Nabi oder die Prophetenstadt (von 1200 Familien bewohnt), in der arabischen Provinz Hedschas, berühmt durch Mohammed's Flucht (15. Juli 622), von welcher die Mohammedaner ihre Zeitrechnung beginnen, und durch Mohammed's Grab in einer von ihm selbst erbauten Moschee. Der angeblich noch unversehrte Leichnam befindet sich in einem Sarge von weißem Marmor, welcher zwischen den Särgen der Khalifen Abubekr und Omar auf der Erde steht und mit kostbaren Teppichen bedeckt ist. Das Grab wird von 40 schwarzen Verschnittenen bewacht. In dem höhern Stockwerke des Gebäudes sollen große Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen befindlich sein, lauter Geschenke frommer Seelen; sie sind zum Gebrauch des Sultans im Falle eines Religionskriegs bestimmt. M. steht unter dem Sherif von Mekka, der einen Statthalter und eine Besatzung dahin schickt.

Medusa, eine von den drei Gorgonen (s. d.). Neptun verliebte sich in ihre Schönheit und umarmte sie in dem Tempel der Minerva. Die Göttin,

darüber erzürnt, raubte der Frevlerin ihre Schönheit und bildete sie in ein abschreckendes Scheusal mit Schlangenhaaren um; ihren Augen legte sie die Kraft bei, Jeden, der sie ansah, in Stein zu verwandeln. Perseus (s. d.) tödtete sie. Die griechische Kunst verwandelte das häßliche Medusenhaupt in ein Ideal rührender Schönheit. Diese spätern Medusenköpfe, sagt Mayer, sind ein wunderbar gemischtes Ideal von Anmuth und Schreckniß, von lieblicher Form und wildem Charakter. Auf dem Titelblatte von Böttiger's „Furienmaske" finden sich 3 Abbildungen von Medusenköpfen nach den Vorstellungen des Alterthums.

Meer, im Allgemeinen, die gesammte Masse salzigen Wassers, die über zwei Drittheile der Erdoberfläche, ungefähr 6½ Mill. geogr. □M. bedeckt. Einen gewissen Theil dieser Masse bezeichnet man durch einen Beinamen, z. B. atlantisches, indisches, mittelländisches Meer, Eismeer, Südmeer u. s. w. Das Übermaß des Wassers auf der Erde scheint nöthig zu sein zur Unterhaltung der Quellen und Flüsse, sowie des chemischen Processes in der Atmosphäre. Denn unaufhörlich erheben sich Dünste aus dem Meere, welche die Atmosphäre erfüllen, als Wolken über die ganze Erdfläche getrieben werden und in Regen herabfallen, und unaufhörlich saugt das Meer eine Menge mephitischer Gasarten dafür aus der Luft ein, die sich ohne diesen Proceß anhäufen und dem Leben nachtheilig sein würden. Daß ehemals das Meer einen viel größern Theil der Erdoberfläche bedeckte, beweisen unwiderlegliche Thatsachen. Das Becken, worin das Meer enthalten ist, läßt sich in Rücksicht seines Grundes und in Rücksicht seines Randes (der Ufer, Küsten, Gestade) betrachten. Der Meeresgrund ist eine Fortsetzung des festen Landes. Man findet auf ihm abwechselnd Moräste, Triebsand, lehmigen, thonigen, steinigen und kalkigen Grund. Bei Marseille enthält der Meeresboden den schönsten Marmor. Anderwärts gibt es Lager von Muscheln und andern Schalwürmern oder Wälder von Korallen; ferner finden sich Thäler, Klüfte, Abgründe, Höhlen und sogar süße Quellen in der Meerestiefe. Daß es nicht an Bergen fehlt, beweisen die Inseln, welche nichts Andres als über die Meeresfläche emporragende Berggipfel sind; da, wo die Berge sich nicht bis über die Meeresfläche erheben, bilden sich Untiefen; die Inselgruppen oder Archipelage aber machen die Gebirge des Meergrundes aus. Hieraus erhellt, daß die Tiefe des Beckens sehr verschieden sein müsse. Die Abwechselung und der Übergang von Untiefe zu ungeheuern Tiefen, zu deren Ausmessung uns die Mittel fehlen, ist oft sehr groß. Büsching muthmaßt, daß die größte Tiefe sich auf eine deutsche Meile belaufen möchte. Die Ränder oder Ufer des Meers pflegt man, wenn sie hoch sind, Küsten, wenn sie aber flach sind, Gestade oder Strand zu nennen. Das höchste bekannte Ufer findet man an der Westseite von Kilda, einer der westlichen schottischen Inseln. Es ragt 600 Faden senkrecht über dem Meere empor, das hier ungewöhnlich tief ist. Die Ufer von Norwegen sind fast durchgängig steil und das Meer daselbst sehr tief; die holländischen Ufer dagegen sind sehr niedrig und flach. Die Temperatur ist nach der Tiefe verschieden. Die Gegenden innerhalb der Polarkreise etwa ausgenommen, wo das oben schwimmende Eis das Wasser erkältet, nimmt die Kälte des Meerwassers um so mehr zu, je tiefer man kommt, und nach der Versicherung der Taucher ist sie in der Tiefe von 100 Fuß fast unerträglich. An und für sich scheint das Meer farblos; im Ganzen aber und in einiger Entfernung stellt es sich dem Auge in einer blaulich-grünen Farbe dar, welche man deßhalb auch meergrün nennt. Forster und A. leiten diese Farbe aus dem Wiederscheine des blauen Himmels her, welches dadurch wahrscheinlich wird, daß bei trübem Himmel das Meer graulich erscheint. In manchen Gegenden zeigt das Meer andre Farben, die von der Beschaffenheit des Bodens, beigemischten Substanzen u. dgl. herrühren. Die tiefsten Stellen des Weltmeers sind dunkelblau; flächere sind heller. Gegen den Nordpol sieht das Meer schwärzli-

cher, in der heißen Zone brauner aus. Woher die Namen: rothes, schwarzes und weißes Meer rühren mögen, läßt sich jetzt nicht mehr auffinden. Der Geschmack des Seewassers ist nicht nur salzig, sondern zugleich ölig, bitterlich und so ekelhaft, daß es durchaus nicht genossen werden kann und augenblicklich Erbrechen erregt. Dabei ist es auch ungesund, weil unaufhörlich eine Menge thierischer und vegetabilischer Substanzen darin verfaulen. Selbst zum Waschen ist es unbrauchbar; auf den Schiffen reinigt man nur das gröbste Zeuch darin. Durch Destillation kann es jedoch trinkbar gemacht werden; man hat dazu eigne Maschinen, deren man sich beim Mangel an süßem Wasser bedient. Der brit. Arzt Steph. Hales reinigte das Seewasser durch die Fäulniß. Später bediente man sich (z. B. Cook 1772) einer von Dr. Irving erfundenen Destillirmaschine, für welche das Parlament dem Erfinder eine Belohnung von 4000 Pf. St. gegeben hatte. Nach chemischer Zerlegung enthält das Seewasser süßes Wasser, Küchensalz, ein aus Salzsäure und Bittersalz bestehendes Mittelsalz, etwas Gyps und Kalkerde, welche Bestandtheile durch kohlensaures Gas in Auflösung erhalten werden. Der Grad der Salzigkeit des Seewassers ist nicht nur an verschiedenen Stellen, sondern auch an einerlei Orten nicht gleich. Man hat in einem Pfunde Seewasser 1 — 4 Loth Salz gefunden. Das Salz verhindert die Fäulniß des Seewassers keineswegs; die Erfahrung lehrt im Gegentheil, daß es leicht fault, wenn es z. B. im Schiffsraume stehen bleibt. Es stinkt alsdann unerträglich und verursacht gefährliche Krankheiten. Auch fault im Seewasser Alles leichter und schneller als in reinem Wasser. Durch das Verdünsten kann man das Salz aus dem Seewasser scheiden, und man bedient sich dieses Mittels, um Salz zu gewinnen, häufig in heißen Ländern. Die specifische Schwere des Seewassers ist verschieden, je nachdem es mehr oder weniger Salztheile enthält. Die untern Schichten sind salziger als die obern und haben daher eine größere specifische Schwere. Boyle fand das Seewasser 45 Mal schwerer als das süße Wasser. Daraus erklärt sich, daß Seeschiffe ungleich größere Lasten führen können als Flußschiffe. Eine merkwürdige Erscheinung ist das oft beobachtete Leuchten des Meeres, welches einen herrlichen Anblick gewährt. Forster erklärt sie aus drei verschiedenen Ursachen. Zuweilen leuchtet bloß die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Wasserfläche zurückläßt, was Forster von der aus Reibung des Schiffs am Wasser, bei der schnellen Bewegung, erregten Elektricität herleitet und Buffon's Versuche bestätigen; öfters leuchten aber alle Wellen, die an feste Gegenstände anschlagen, was besonders zur Zeit der Windstillen, phosphorischen, durch Fäulniß und Verwesung erzeugten Stoffen zuzuschreiben ist, wie Erfahrungen bewiesen; und wieder zu andern Malen scheint das ganze Meer mit funkelnden Sternen übersäet zu sein, wobei nicht nur die Oberfläche, soweit das Auge reicht, sondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt, und die Fische, welche man schwimmen sieht, aus Feuer gebildet scheinen, was, wie mehre Versuche dargethan haben, von leuchtenden Seewürmern herrühren dürfte. (Vgl. Mollusken.) Das Meerwasser muß zwar, vermöge seiner Natur, als Flüssigkeit fast allenthalben einerlei Höhe haben, indeß leidet dies doch durch die Schwerkraft oder Anziehungskraft der Erde, die unter und bei den Polen stärker wirkt als unter dem Äquator und in der Nähe desselben, Abänderungen. Dieselbe Ursache, welche die Abplattung an den Polen bewirkte, muß auch ein beständiges Andringen des schwerern oder stärker angezogenen Wassers der Pole gegen den Äquator hin zuwege bringen, unter welchem es leichter ist, mithin das Wasser unter dem Äquator höher stehen als unter den Polen und selbst einen Wasserberg bilden, gegen den die höchsten Berge des festen Landes in nichts verschwinden, der aber das feste Land aus dem Grunde nicht überschwemmt, weil dieses unter dem Äquator auch höher ist. Ein andrer Umstand, welcher von einem ungleichen Stande des Wassers zeugt, ist der, daß unter den vom Lande einge-

schlossenen Meerbusen einige niedriger sind als andre. So ist die Nordsee tiefer als die Ostsee, das deutsche Meer höher als das harlemer und die Südersee, das rothe Meer höher als das mittelländische. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Verschiedenheit der Wassermassen, welche den Meeren durch die Ströme zugeführt werden. Noch beträchtlicher wird die Gleichheit der Meeresoberfläche durch die Bewegung aufgehoben, welche das Meer aus mehr als einer Ursache erleidet. Auch wenn es von keinen Winden bewegt wird, befindet es sich in Thätigkeit durch den Umschwung der Erde und die anziehende Kraft des Mondes und der Sonne. Aus diesen drei Ursachen entsteht eine dreifache Bewegung: die Wellenbewegung, die Strombewegung und die Ebbe und Flut. Die Wellenbewegung entsteht durch Winde. Verliert die Luft ihr Gleichgewicht, so geräth sie in wellenförmige Bewegung, stößt auf die Wasserfläche und stört dadurch auch auf ihr das Gleichgewicht oder den wagerechten Stand. Dadurch erhebt sich der gestoßene Theil über den nächstliegenden, dieser wird niedergedrückt, es entsteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Wassers sogleich wieder niedersinkt, den nächstfolgenden Theil niederdrückt und zum Steigen zwingt. Demnach ist die Wellenbewegung ein abwechselndes Steigen und Fallen zweier Wasserberge, wobei jedoch das Wasser nicht fortfließt. Mit der Stärke der Bewegung in der Luft nimmt auch die Bewegung des Wassers zu; die Wasserberge wachsen und üben einen großen Druck aus, daher die Wellen immer stärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, sodaß sie erst ihre größte Höhe erreichen, wenn der Sturm sich plötzlich legt. Dieser Zustand, welchen die Seefahrer hohle See nennen, ist schrecklicher und gefahrvoller als der Sturm selbst. Die Strombewegung besteht darin, daß das Meer in gewissen Gegenden, auch ohne Wind, nach einer bestimmten Gegend hintreibt. Die allgemeine Bewegung des freiliegenden Meeres auf der ganzen Erde ist die beständige Strömung von Osten nach Westen. An mehren Orten, wo sich Widerstand findet, nimmt sie eine andre Richtung. So läuft an den peruanischen Küsten das Wasser von S. nach N., am Vorgebirge der guten Hoffnung sogar von W. nach O., also gerade in entgegengesetzter Richtung. Die Hauptursache dieser Strömung ist der Umschwung der Erde um ihre Axe. Außer dieser allgemeinen Strömung trifft man im Meere noch andre an, welche durch die erwähnte Verschiedenheit des Wasserstandes in den einzelnen Meeren veranlaßt werden, indem das höher stehende Wasser nach dem niedrigen zu abfließt. In gewissen Gegenden gibt es auch periodische Ströme im Meer, d. h. solche, die zu gewissen Zeiten östlich, zu andern westlich laufen. Sie bekommen ihre Richtung durch Winde, wenn sie auch nicht immer einerlei Strich mit ihnen halten. Ihre Länge, Breite, Geschwindigkeit, Abweichung von dem Striche des Windes hängt von der örtlichen Beschaffenheit der Gegend ab. Noch gehören zu den Bewegungen des Meeres die Strudel oder Wirbel, welche entstehen, wenn das Wasser in entgegengesetzten Richtungen gegen einander getrieben wird. Der berühmteste dieser Strudel ist der Mahlstrom an den norwegischen Küsten. Die Scylla und Charybdis, welche die Alten so furchtbar schildern, sind für die jetzige Schifffahrtskunde unbedeutend. Eine gewisse Bewegung des Meeres wird endlich durch die hineinstürzenden Ströme vom Lande her verursacht, deren Wirkungen oft noch weit vom Lande entfernt merkbar sind. Über die Ebbe und Flut s. d. — **Meerbusen** (sinus, ital. golfo), ein schmaler Theil des Meers, welcher sich tief in das feste Land hineinkrümmt. Er unterscheidet sich von den Buchten und Baien bloß dadurch, daß er größer ist als diese. — **Meerenge** (Bosporus, fretum), ein schmaler Durchgang des Meers zwischen zwei Ländern, oder zwischen dem festen Lande und einer Insel, oder zwischen zwei Inseln. Man nennt ihn auch Straße, Canal, Sund.

Meergötter. Die Phantasie der Griechen, welche Alles belebte, sah auch in dem Meere göttliche Wesen und bildete dieselben nach den verschiedenen Erscheinungen, welche das Meer darbietet, individuell aus. Alle sind untergeordnet dem Poseidon (Neptun). Die wichtigsten sind Okeanos, der Beherrscher des äußern Meeres, und dessen weibliche Nachkommen (Okeaniden), die unter dem allgemeinen Namen der Nymphen, d. i. weibliche Genien der Gewässer, bekannt sind, und Tethis, seine Schwester und Gattin; ferner Pontus, der Beherrscher des innern Meeres, und dessen Gattin, die Okeanide Doris, nebst ihren 50 Töchtern, den weissagenden Nereiden, unter welchen Galatea und Thetis (Mutter des Achill) hervorragen, und vorzüglich Amphitrite, des Neptun Gemahlin; ferner der Sohn Neptuns, Triton, und die Tritonen; und endlich die einzelnen Meerdämonen Proteus, Glaukos, Palämon, Leukothea und Melicertes (oder Palämon, bei den Römern Portumnus), das Klippenungeheuer Scylla, die täuschenden Sirenen (Töchter des Stromgottes Achelous) und die Stromgötter (männliche Nachkommen des Okeanos). Man bildete die Meeresgottheiten mit mannigfaltigen, von den Erscheinungen des Wassers hergenommenen Abzeichen, z. B. die Tritonen auf Seemuscheln blasend, mit Fischleibern rc., und gab den Untergottheiten der Gewässer meergraue Haare, Schilfkränze rc.

Meereslänge, s. Länge.

Meermann (Johann), Herr von Dalem und Buren, ein als Mensch, Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichneter Niederländer, geb. im Haag den 1. Nov. 1753, aus einem alten, angesehenen Geschlechte, der einzige Sohn des durch die Herausg. eines „Thesaurus juris civilis et canonici" und der „Origenes typographicae" rühmlich bekannten und in den deutschen Reichsfreiherrnstand erhobenen Gerhard M. Der Sohn erhielt in seiner Geburtsstadt und in Rotterdam den ersten Unterricht. Hier, kaum 10 J. alt, übersetzte er Molière's „Mariage forcé" und ließ diese Arbeit ohne des Vaters Wissen drucken. In Leyden begann er s. Studien und setzte sie unter Ernesti in Leipzig und dann zu Göttingen unter Heyne fort, welcher sein ausgezeichneter Freund blieb. Dann begab er sich auf eine lange Reise durch England, Italien, Frankreich und den größten Theil von Deutschland. Zur Erlangung der Doctorwürde in den Rechten schrieb und vertheidigte er zu Leyden 1774 eine Abhandl. „De solutione vinculi, quod olim fuit inter S. R. imperium et foederati Belgii respublicas", welche noch reifere Früchte erwarten ließ. Die Anzahl s. Schriften über Gegenstände sehr verschiedener Art beweist s. ausgebreiteten Kenntnisse und s. Eifer für Tugend und Religiosität um so mehr, da er sie unter vielen Amtsgeschäften herausgab. 1787 vermählte er sich und begab sich mit s. Gattin auf Reisen nach England, Schottland und Irland, Deutschland, Italien und den nordischen Reichen, von welchen großen Reisen M. ausführliche und genaue Berichte in 11 Bdn. drucken ließ. Auch verwandte er s. Zeit auf wichtige Arbeiten und Berufsgeschäfte zum Wohl des Staats, der Kirche, und zur Beförderung gelehrter Gesellschaften, deren Mitglied er war. Einige Jahre vor s. Tode ward er nach Paris gerufen, wo er 3 J. das Amt und den Titel eines franz. Senators bekleidete, jedoch von Zeit zu Zeit sein Vaterland besuchte. Nach der Restauration kehrte er in s. Vaterland zurück und starb den 19. Aug. 1816 als der Letzte seines Geschlechts. Außer s. zahlreichen Schriften, besonders histor. und staatsrechtl. Inhalts, hatte er als Director der Künste und Wissenschaften auch ein großes Verdienst bei der Bearbeitung der „Jaarboeken van Wetenschappen en Kunsten in het Konigryk Holland over de Jaren 1806—7" (gedr. 1809—10). Zuletzt beschäftigte ihn die Herausg. einer anziehenden „Histoire des voyages faits par l'empereur Charles V depuis l'an 1514 jusqu'à sa mort, par Jean Vandenesse", welches Buch er mit Anmerk. begleitete. Auch hatte er Klopstock's „Messias" ins Holländ. übersetzt

(Haag 1803—15, 4 Bde., 4.). Seine Witwe, selbst eine geschätzte Dichterin, hat sein Leben beschrieben. M.'s auserlesene Bibliothek, deren Katalog eine literarische Merkwürdigkeit ist, wurde 1824 im Haag verauctionirt und 171,000 holl. Guld. daraus gelöst, darunter 32,000 für die Handschr. Das Verz. der Preise ist im Druck erschienen.

Meerschaum, eine Gattung von Talkerde, welche man erst in neuern Zeiten näher kennen gelernt hat. Dieses weißgelbliche oder blaß-isabellfarbene, fettige, seifenartig anzufühlende und zähe Mineral, das einen feinerdigen, matten Bruch hat, sehr weich und leicht ist und sich zerschneiden läßt, ist aus gleichen Theilen Kieselerde und Bittersalzerde zusammengesetzt. Den Namen hat es von seiner schwammigen Beschaffenheit, wodurch man ehemals verleitet wurde, es für einen verhärteten Schaum des Meerwassers zu halten. Es wird in Griechenland in der Gegend von Thiva oder Stives (sonst Theben) gegraben; nach Niebuhr auch in Kleinasien, nicht weit von Cognie oder Coni (Ikonium), und bricht daselbst in einer grauschieferigen, 6 Schuh mächtigen Kalkkluft in nicht starken Adern. Auch in Spanien bei Madrid, dann in Frankreich am Montmartre und a. a. O. wird Meerschaum gefunden. Die frisch gegrabene Erde ist weiß, zähe, fast wie Wachs, verhärtet sich aber in der Luft bald zu solcher Masse, die zum Verfertigen der Tabackspfeifenköpfe tauglich ist. Man bohrt und schneidet dann die Masse. Es werden jedoch aus der noch frischen Erde Pfeifenköpfe gebildet, indem man diese in Formen (in welche mancherlei Figuren geschnitten sind) preßt, die Löcher hineinbohrt und die Masse dann trocknen läßt. Nach einigen Tagen, wenn ihre Oberfläche mit einer verhärteten gelblichen Haut umzogen ist, bringt man sie in einen ausgewärmten Backofen, wo sie bis zum völligen Erkalten liegen bleiben. Dann werden sie eine Stunde lang in Milch gekocht, hernach mit Schachtelhalm oder Kannenkraut und zuletzt noch mit weicher Erde abgerieben und polirt. Hierauf verkauft man sie nach Konstantinopel, wo sie zum Theil noch verschiedentlich gefärbt werden. In Ansehung der Farbe und specifischen Schwere sind die echten Pfeifenköpfe verschieden; die weichen sind die besten. Da man die Meerschaumpfeifenköpfe in der Türkei nicht sonderlich schätzt und ihnen die kleinen rothen thönernen Pfeifenköpfe vorzieht, so werden sie durch griech. Kaufleute nach der Moldau und Walachei, nach Siebenbürgen, Ungarn, Brody und Ternopol, und nach Deutschland versandt. Die Hauptniederlage der zur See eingeführten türkischen Pfeifenköpfe ist zu Triest, wo sie unmittelbar aus der Türkei in grob geflochtenen Körben anlangen. Auch in Wien befinden sich Niederlagen von Meerschaumköpfen, welche zu Lande über Semlin eingeführt werden. Zur leipziger Messe kommen sie in mit Baumwolle ausgefütterten Kisten zu ungefähr 1000 Stück von allerlei Größe zum Verkauf. Der größte Theil dieser Köpfe kann nicht geschnitten, sondern nur gereinigt, ausgebessert, polirt und gesotten werden. Nur die großen und unvollkommenen Stücke und der ungeformte Meerschaum erfodern den Schnitt. Die Fabriken, welche sich in Deutschland mit dem Schneiden abgeben, sind zu Nürnberg, Fürth, Lemgo, Schmalkalden, Leipzig, Hamburg und Lübeck. Die Waare wird auf der Drehbank an der Hohldocke durch ein verkröpftes Dreheisen abgedreht. Die geschnittenen Köpfe sind von viel gleicherer, mehr gelber Masse als die, welche man gewöhnlich über Brody und aus der Moldau und Walachei erhält. Man bringt auch rohen Meerschaum über Triest und Semlin zum Handel, aus welchem in deutschen Fabriken ebenfalls Köpfe geformt werden. Die Meerschaumköpfe werden sehr täuschend nachgemacht. Christoph Dreiß zu Suhl fing vor mehren Jahren an, den Abgang des Meerschaums zu Pfeifenköpfen zu benutzen, welche aber den echten an Dauerhaftigkeit nicht gleichkommen. Andre, z. B. Wagner in Suhl, ahmten dies nach; Einige verfertigten sogar Pfeifenköpfe von lauter Gyps. Ein echter Meerschaumkopf nimmt, wenn man ihn mit einer Sil-

bermünze streicht, den bleistiftähnlichen Streif nicht an, wie der unechte Meerschaum.

Megara, Hptst. von **Megaris**, dem kleinsten Staat in Griechenland, der an Attika, Korinth und das Meer grenzte, jetzt in **Livadien** (s. d.). Im persischen und im peloponnesischen Kriege war Megara reich und mächtig. Hier stiftete **Euklides** (s. d.) die megarische Schule, auch die dialektische genannt. S. D. Herm. Reinganum, „Das alte Megaris" (Berl. 1825, mit 2 Kpf.).

Megära, eine der Furien, s. **Eumeniden**.

Mehemed Ali Pascha, s. **Mohammed** (Vicekönig v. Ägypten).

Mehl wird von allerhand Sorten Getreidekörnern durch Mahlen und Sieben auf der Mühle erhalten. Sein Hauptbestandtheil ist Satzmehl; außerdem enthält es noch Kleber, Zucker, Schleim und wenig Salze. Ihrer nährenden Eigenschaften wegen verbraucht man die Mehlsorten zu Nahrungsmitteln. Vorzüglich eignen sich zu Brot Weizen, Spelz, Roggen und Mais. Archangel, Petersburg, Danzig, Amsterdam, Hamburg, Bremen, Triest, Fiume, Bordeaux, Nantes, Livorno, Barcelona und verschiedene engl. Häfen treiben einen großen Mehlhandel. Rußland schickt viel Roggen- und Weizenmehl nach Lübeck, Bergen, ganz Dänemark, Rostock, Drontheim ꝛc. Auch Nordamerika, besonders Pennsylvanien und Neuyork, führen viel Mehl aus. Das gute Mehl muß schön weiß, trocken und rein von Geruch sein, sich lange halten und im Brote gehörig aufgehen. Es muß trocken gehalten und gut verwahrt werden, daß es sich weder erhitze noch dumpfig oder vom Ungeziefer beschädigt werde. Sommerroggenmehl ist weißer als das vom Winterroggen. Spelzmehl ist magerer als Weizenmehl und gibt kein so trockenes Brot. Kraftmehl (Ammelmehl, weiße Stärke) ist das aus aufgequelltem, zerquetschtem und im Wasser ausgedrückten Weizen und andern mehlartigen Früchten gewonnene Satzmehl, welches man nach ausgepreßtem Wasser in Stücke schneidet und auf luftigen Böden trocknet. Zermahlen oder zerdrückt wird die Stärke in Biscuitmehl verwandelt.

Mehlthau, eine schleimige, verschieden gefärbte, mehr oder weniger flüssige Substanz, die sich auf den Blättern der Pflanzen zeigt und das Verwelken derselben gewöhnlich zur Folge hat. Er wird für kleine Schimmelpilze angesehen, die parasitisch auf den Pflanzen wuchern und sie aussaugen, oder er wird von Blattläusen darauf abgesetzt, welche vorher unter der Oberhaut der Blätter genistet haben. Eine besondere Art des Mehlthaus ist der Honigthau. (S. **Honig**.)

Méhul (Etienne Henri), ein berühmter Componist, 1763 in Givet geb. Den ersten Unterricht erhielt er von dem blinden Organisten dieser Stadt. Im 10. J. ward er Organist und dann Adjunct in der Abtei Valledieu, wo er bei einem geschickten deutschen Contrapunktisten Hanser die Composition studirte. Im 16. J. kam M. nach Paris und wurde von einem damals berühmten Meister, Edelmann, im Clavierspiel unterrichtet. Zwei Jahr später verschaffte ihm der Zufall die Freundschaft des Ritters Gluck, der nach Paris gekommen war, um s. „Iphigenie in Tauris" auf die Bühne zu bringen. Gluck nahm an M.'s Ausbildung selbst Theil, der gern gestand, daß Gluck ihn in den philosophischen und poetischen Theil der Tonkunst eingeweiht habe. Aber bald verließ Gluck Paris, und M. war nun auf sich selbst verwiesen. Er debutirte bei der komischen Oper 1791 mit „Euphrosine und Corradin", die den vollständigsten Erfolg hatte. Noch jetzt wird das Duo des 2. Acts u. d. N. Duo de la jalousie zu den affectvollsten der franz. Opernmusik gezählt. Dann gab M. „Stratonice" für dieselbe Bühne. Er wurde jetzt zu den größten Componisten Frankreichs gerechnet, und die Mehrzahl s. Opern kam auch auf die deutsche Bühne. Wir führen davon an: „Une folie"; „Hélène"; „L'irato"; „Les aveugles de Tolède"; „Joseph" und „Valentine von Mailand", die erst nach seinem Tode zur Aufführung gekommen und von

s. Neffen Daussoigne beendigt worden ist. M. huldigte den Grundsätzen der Revolution, und s. Compositionen mehrer Volksgesänge, wie die des „Chant du départ", des „Chant de victoire" und des „Chant de retour", gehören zu den ausgezeichnetsten in ihrer Art und sind von dem größten Effect. Auch schrieb er Symphonien und Ouverturen, z. B. die beliebte Jagdouverture zu „Le jeune Henri". Seit 1795 war er Prof. der Musik am Nationalinstitut, später einer der drei Inspectoren des Unterrichts und Prof. am Conservatorium der Musik und Mitgl. der Ehrenlegion. Er starb in Paris 1818. Streben nach Wahrheit und Charakteristik ist in allen Werken des besonnenen Tonsetzers unverkennbar.

Meibom. Vier Gelehrte d. N. verdienen Erwähnung. **Heinrich**, der Ältere, geb. 1555 zu Lemgo, gest. 1625 als Prof. der Poesie und Geschichte zu Helmstädt, Verf. mehrer Arbeiten zur vaterländ. Geschichte und einiger latein. Gedichte. Dessen Sohn, **Johann Heinrich**, ein gelehrter Arzt, geb. 1590 in Helmstädt, gest. 1655 zu Lübeck, gab außer mehren medicin. Schriften eine „Vita Maecenatis" heraus. Mehr Berühmtheit hat sein Sohn **Heinrich** erlangt. Dieser wurde 1638 in Lübeck geb., studirte in Helmstädt und auf einigen holländ. Universitäten, durchreiste Deutschland, England, Frankreich und Italien, ward 1661 Prof. der Medicin in Helmstädt, 1678 Prof. der Geschichte und Dichtkunst daselbst und starb 1700. In der Anatomie erhält er sein Andenken durch die meibomischen Drüsen, s. vortrefflichen Beleuchtungen der Mutterschlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs und des Thränenganges, und durch die Entdeckung des blinden Lochs in der Zunge und der benachbarten Warzen. Seine zahlreichen Schriften sind sehr geschätzt, vorzüglich die historischen, welche meistentheils Deutschland betreffen. Man hat von ihm: „Rerum Germanicarum scriptores" (3 Bde., 1688, Fol.). — **Meibom** (Markus), ein Verwandter der Obengenannten, ein guter Philolog, 1630 in Tönningen geb., beschäftigte sich vorzüglich mit der Musik der Alten und gab 1652 zu Amsterdam eine latein. Übersetzung der alten Schriftsteller über die Musik („Antiquae musicae scriptores septem gr. et lat.", 1652, 2 Bde., 4.) mit Noten und e. allgem. Vorrede heraus, welche er der Königin Christine von Schweden zueignete. Diese berief ihn an ihren Hof. Sie fand so viel Vergnügen an s. Beschreibungen der alten Musik, daß sie, um einen anschaulichen Begriff davon zu erhalten, Instrumente nach Beschreibung der griechischen machen ließ und M. bewog, in dem damit veranstalteten Concert eine griech. Arie zu singen, wozu der Prof. Naudäus einen griech. Tanz tanzen sollte. Die ganze Versammlung brach darüber in ein helles Gelächter aus. Wüthend sprang M. auf und gab Bourdelot, Leibarzt und Liebling der Königin, den er für den Anstifter hielt, eine Ohrfeige. Gleich darauf verließ er Stockholm und ging nach Kopenhagen, wo er gut aufgenommen und zum k. Rath und Prof. am Gymnasium zu Soroe ernannt wurde. Hernach kam er als Präsident des Zollamts nach Helsingör. Seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn aber in so viele Zwistigkeiten, daß er diese Stelle niederlegte und sich nach Amsterdam als Prof. der Geschichte bei der dortigen Schule begab. Hier veruneinigte er sich mit einem Bürgermeister, ward entlassen, reiste nach Frankreich und England, bot s. Beschreibung der alten Triremen, d. i. Schiffe mit 3 Ruderbänken, aus, kehrte endlich nach Amsterdam zurück und starb daselbst 1711. Man hat noch mehre Werke von ihm, darunter eine Verbesserung des hebr. Textes der Bibel, der nach seiner Behauptung voll Fehler sei, auch Ausgaben des Vitruv, Diogenes Laërtius u. A. m.

Meier, von dem veralteten meh, mehr, groß, ist überhaupt eine Person, welche mehr als eine andre ist und andern Personen oder auch einer Sache vorgesetzt ist. So hießen im Mittelalter die obersten Pfalzgrafen **Meier**, **Hausmeier**. In frühern Zeiten nannte man auch so die vornehmen Hofbeamten, welche den

latein. Namen **Major domus** führten, besonders am fränkischen Hofe. In den Städten war der Meier eine vornehme obrigkeitliche Person, welche die hohe Gerichtsbarkeit oder auch nur die bürgerliche Gerichtsbarkeit, mit Ausschluß der peinlichen, ausübte. Noch führen geringere Vorgesetzte und Aufseher den Namen **Meier**, dergl. die Vorgesetzten der Landwirthschaft sowol einer ganzen Gegend als eines einzelnen Gutes sind, besonders aber der Vorgesetzte eines jeden Landguts, der gegen einen Jahreslohn die Aufsicht über den Feldbau und die Arbeiter und Knechte führt, auch Hofmeister genannt.

Meil (Johann Wilhelm), Zeichner und Kupferstecher, einer der gelehrtesten Künstler seiner Zeit, geb. zu Altenburg 1733, wo s. Vater Hofbildhauer war, widmete sich zu Baireuth und Leipzig den Wissenschaften, bis 1752 zu Berlin der Anblick der dortigen Kunstwerke sein Talent für die bildenden Künste weckte, das er von nun an, ohne einem Meister oder einer Schule zu folgen, selbst auszubilden suchte. Unablässig übte er sich im Zeichnen und Radiren und schuf sich so eine eigne Manier in letzterm, welche ihm unter den berühmten Kupferätzern der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle erwarb, da er alle s. Ideen mit der vollkommensten Richtigkeit entwarf und mit bis dahin noch nicht gesehener Sauberkeit in kleinen lieblichen Gestalten ausführte. Anfangs zeichnete er für Decorateurs, Juweliere u. dgl., legte sich dann aber fast ausschließlich auf das Antike. Die ganze Sammlung s. reizenden Vignetten, welche die vorzüglichsten deutschen Schriften zieren, beträgt über ein halbes Tausend. Zu den gelungensten gehören s. meisterhaften Blätter zu Engel's „Mimik" und zu der neuesten Ausg. von „Sebaldus Nothanker", welche beweisen, wie vortrefflich er physiognomische Charaktere darzustellen wußte. Dabei besaß er eine genaue Kenntniß der Costume der alten und mittlern Zeit und hatte sich daher durch Angabe richtiger und geschmackvoller Zeichnungen auch um das Theater zu Berlin großes Verdienst erworben. Er starb zu Berlin 1805 als Vicedirector der Akademie der Künste.

Meile, ein Längenmaß weiter Entfernungen. (Vgl. Maß.) Es hat seinen Namen von mille (tausend), weil die römische Meile 1000 geometrische Schritte, jeden zu 5 römischen Fußen, ausmachte. Die Länge der Meilen ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. Geographischer Meilen, deren jede 23,642 (nach A. 23,661) rheinländ. Fuß oder $1\frac{1}{2}$ Stunde, rechnet man 15 auf einen Äquatorgrad; der geographischen wird die deutsche Meile gleichgeachtet, wiewol sie eigentlich etwas größer ist und gewöhnlich auf 2 Stunden Wegs oder 12,000 Schritte berechnet wird. Die preuß. Postmeile beträgt 24,000 F. rhnl. Eine sächs. Meile von 2 Stunden Länge hat 8000 dresdner Ellen. Eine geograph. **Quadratmeile** ist eine Fläche von anderthalb Stunden in der Länge und anderthalb Stunden in der Breite, oder 9926 sächs. Äcker. Außerdem rechnet man auf einen Äquatorgrad 10 norwegische, $10\frac{2}{5}$ dänische und schwedische, $13\frac{1}{2}$ ungarische, $19\frac{2}{3}$ niederländische (Stunden), 20 gemeine spanische, $26\frac{2}{3}$ castilianische, 22 polnische, 25 gemeine französ., 60 ital. wie auch geograph. englische, $66\frac{2}{3}$ türkische (Berri), $69\frac{1}{2}$ englische, $104\frac{1}{2}$ russische (Werste) und 250 chinesische (Li) Meilen. Eine engl. Meile hat 5135 rhein. Schuhe; eine geogr. Meile hat $4\frac{3}{5}$ engl. Meilen.; 102,3 sind $= 22\frac{1}{5}$ geogr. M. Die **Seemeilen** sind etwas verschieden, indem $17\frac{1}{2}$ spanische und 20 französ., engl. und niederländ. (Leagues) so viel als 15 deutsche Meilen betragen.

Meiler, s. Verkohlung.

Meiners (Christoph), Literator, geb. den 31. Jul. 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln, bildete sich seit 1767 auf der Universität Göttingen, zu deren nützlichsten Lehrern er nachher gehörte. Er hat sich durch viele Schriften aus verschiedenen Zweigen der Wissenschaften und von sehr verschiedenem Werthe bekannt gemacht. Als akademischer Lehrer war er rastlos thätig für die Ordnung und den

Flor der Georgia Augusta; er bearbeitete eine Geschichte derselben, deren Nichtvollendung zu bedauern ist. Seine Lieblingsbeschäftigung war das Studium der Geschichte der menschlichen Cultur und insbesondere der Religion, wozu er schon in s. frühesten Schriften, besonders in s. „**Historia doctrinae de deo vero**" den Grund gelegt hatte. Indeß entbehrt gerade sein letztes Werk über diesen Gegenstand: „Allgemeine kritische Geschichte der Religion" (Hanover 1806, 2 Bde.), mehr als s. übrigen der Kritik und lichtvollen Anordnung. Einige frühere Abhandlungen dagegen tragen das unverkennbare Gepräge eines ruhigen und besonnenen Selbstdenkers. Aus s. Schriften über das Mittelalter und besonders aus den fleißig gearbeiteten Biographien der großen Restauratoren der Wissenschaften im 15. und 16. Jahrh. wird ein neuer Bayle einst trefflichen Stoff zur Bestätigung und Widerlegung hernehmen können. Sein Verdienst wurde auch im Auslande anerkannt. Eine franz. Übersetzung der „Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom" (Lemgo 1781, 2 Bde.), s. bestes Werk, verschaffte ihm die Mitgliedschaft des Nationalinstituts; auf seine Entscheidung beriefen sich ital. Akademien; Deutschland aber wird ihn stets unter s. fleißigsten Literatoren zählen. Die Kunst zu excerpiren und s. Excerpte in Bücher umzustempeln, besaß er in hohem Grade. Sein letztes, sehr anziehendes Werk war: „Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschennatur in Asien und den Südländern" (Tüb. 1813, 2 Thle.). Er starb den 1. Mai 1810 in s. 64. Lebensjahre. Vgl. „**Heynii memoria ejus commendata**" (Göttingen 1810, 4.).

Meinhard (Johann Nikolaus), eigentlich **Gemeinhard**, welchen Namen er aber in Italien in Meinhard veränderte, war den 11. Sept. 1727 zu Erlangen geb. Der Theologie bestimmt, ging er 1746 nach Helmstädt, entsagte ihr aber aus natürlicher Abneigung gegen Zwang und aus Begierde die Welt zu sehen. Mosheim verschaffte ihm 1748 eine Hauslehrerstelle in Liefland, wo er nicht nur seinen Zöglingen sehr nützlich war, sondern auch die alten und neuen Classiker mit dem größten Eifer studirte. Aus Liebe zur Veränderung beschloß er 1751, über Kopenhagen nach Holland zu reisen. Seine Sprachstudien fortzusetzen, ging er 1752 nach Göttingen und 1755 abermals nach Liefland, dessen Klima seiner Gesundheit am besten zusagte. Er wurde Hauslehrer bei dem Baron von Budberg und reiste im folgenden Jahre mit s. Zöglinge durch Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien. Nach s. Rückkehr 1759 promovirte er zu Helmstädt und wollte Vorlesungen über die schönen Wissenschaften halten. Aber sein unsteter Geist trieb ihn bald von dort weg nach Hamburg, um Zachariä kennen zu lernen. Sie wurden Freunde, und M. kehrte mit ihm nach Braunschweig zurück, wo er s. „Versuche über die ital. Dichter" drucken ließ, die noch jetzt als ein Hauptwerk über diesen Gegenstand in unserer Sprache zu betrachten sind. Täglich im Umgange mit Zachariä, Ebert, Gärtner, Schmidt u. A., vergaß er eine Zeitlang seine Hypochondrie; aber nach einem Jahre kehrte das Übel verstärkt zurück. Dies bewog ihn, nach Leipzig zu gehen, wo er Gellert's und Weiße's Umgang genoß. Auf den Rath s. Freunde begleitete er 1763 einen Grafen Moltke als Hofmeister auf s. Reisen durch Frankreich, Italien und England, wurde 1765 in Berlin mit Ramler, Lessing, Nicolai, Mendelssohn u. A. bekannt, kehrte, nachdem er s. Grafen dem Vater zu Kopenhagen glücklich übergeben hatte, nach Braunschweig zurück und ging sodann nach Erfurt, als dem, wie er glaubte, für seine Gesundheit zuträglichsten Orte, wo er beinahe 2 Jahre fast ohne alle Bekanntschaft in einem Gasthause lebte. Ganze Wochen brachte er in der Einsamkeit zu im Genusse seiner auserlesenen Büchersammlung. 1767 ging er wieder nach Berlin, wo er am 15. Juni starb. M. besaß bei einer großen Bescheidenheit, die gegen Fremde bis zur Blödigkeit ging, eine ungemeine Belesenheit, besonders im Fache der schönen Wissenschaften. Er

verstand Griechisch, Lateinisch und die meisten lebenden Sprachen in weitem Umfange. Außer s. obengen. „Versuchen" (deren 3. Bd. Jagemann lieferte) hat er Home's „Grundsätze der Kritik", den Heliodor und einiges Andre übersetzt.

Meiningen (Sachsen=), welches einem Zweige des sächsischen Hauses ernestinischer Linie gehört, ist ein Theil der ehemal. Grafschaft Henneberg, welche 1583 nach dem Erlöschen des Mannsstammes der gefürsteten Grafen von Henneberg größtentheils an das Haus Sachsen kam, mit welchem jene 1554 eine Erbverbrüderung errichtet hatten. Die Herzoge von Meiningen besitzen, außer ihrem Erbtheil von Henneberg, einen Theil des Fürstenthums oder der Pflege Koburg, welche ehedem die neue Herrschaft Henneberg genannt wurde und 1347 durch die Vermählung des Markgrafen zu Meißen, Friedrichs des Strengen, mit der Gräfin Katharina v. Henneberg an das Haus Sachsen gekommen war. Die gegenwärtigen Besitzungen der Herzoge von Meiningen kamen zuerst an die altkoburgische Linie, nachher an Altenburg, und als die altenburgische Linie ausstarb, an Ernst den Frommen von Gotha, dessen dritter Sohn **Bernhard** der Stifter der meiningischen Linie wurde. Bernhard besaß anfänglich (1681) nur Meiningen, Maßfeld, Wasungen, Sand, Frauenbreitungen und Salzungen. Als aber s. Bruder Albrecht, der in der Theilung Koburg erhalten hatte, 1699 ohne Nachkommen starb, erbte Bernhard einen Theil der Verlassenschaft. Unter s. 3 Söhnen, welche gemeinschaftlich regierten, und von denen nur der jüngste, Anton Ulrich, das Geschlecht fortpflanzte, wurden die Besitzungen noch vergrößert, als 1710 die römhildische Linie mit ihrem Stifter Heinrich, dem vierten Sohne Ernst des Frommen, ausstarb und dessen Landesantheil unter Meiningen, Gotha, Saalfeld und Hildburghausen vertheilt wurde. Zwei Söhne Anton Ulrichs, Karl und Georg, folgten ihm unter mütterlicher Vormundschaft. Karl starb 1782, und Georg, der bisher gemeinschaftlich mit ihm regiert hatte, wurde nun alleiniger Regent. Er führte d. 9. Dec. 1800 das Recht der Erstgeburt ein. Bei s. Tode, 1803, succedirte ihm s. Sohn **Bernhard Erich Freund**, geb. den 17. Dec. 1800, über welchen die Herzogin Mutter, Louise Eleonore, die Vormundschaft führte. Er trat die Regierung an den 17. Dec. 1821 und vermählte sich den 13. März 1825 mit Marie, Prinzessin von Kurhessen. Die meiningischen Länder (11 Ämter, wovon 8 auf das Unterland und 3 auf das Oberland kommen) enthielten bisher 18¼ □M., mit 56,100 sehr betriebsamen, evangelisch-lutherischen Bew. Die Eink. wurden auf 380,000 Guld. geschätzt. Die Haupt= und Residenzstadt ist **Meiningen**, in einem Thale der Werra, mit ungefähr 4500 Einw. In dem herzogl. Residenzschlosse sind verschiedene wissenschaftliche und Kunstsammlungen und das Gesammtarchiv der gefürst. Grafschaft Henneberg. In der Stadt gibt es mehre Bildungsanstalten und eine bedeutende Anzahl Barchentweber. Das Städtchen Sonneberg treibt mit Holzwaaren, Spiegeln und Rechentafeln einen Handel, der dem Lande jährl. gegen 126,000 Guld. einträgt. Die herzogl. sachsen=meiningischen Länder haben mit den Fürsten der ernestinischen Linie gemeinschaftlich die 12. Stelle in der Bundesversammlung; im Plenum führt der Herzog eine Stimme. Das Land behielt bis 1824 seine alten Stände, bestehend aus sämmtlichen Rittergutsbesitzern und den Städten. Durch eine Verordnung vom 5. Sept. 1824 wurde die Verfassung umgestaltet, die Bauern zur Landstandschaft berufen und jedem der 3 Stände 7 Abgeordnete gegeben. Einen aus jeder der 3 Classen erwählt der Herzog. Der erste Landtag ward am 17. Dec. 1824 eröffnet. Das Haus Meiningen setzt, seiner mütterl. Abstammung wegen, dem gemeinschaftlichen sächs. Titel noch hinzu: Graf v. Sayn und Wittgenstein. Das Wappen ist das herzogl. sächs.; das Bundescontingent 544 M. — Durch den Theilungsvertrag über die Länder der s. gothaischen Speciallinie, vom 15. Nov. 1826, erhielt S.=Meiningen 1) das Herzogth. Hildburghausen, mit Ausnahme der Ämter Königs=

berg und Sonnenfeld; 2) das Fürstenthum Saalfeld; 3) einige koburgische Ortschaften auf dem linken Ufer der Steinach; 4) das Amt Themar; 5) das gothaische Dritttheil des Amts Römhild; 6) das Amt Kamburg mit der Saline Neusulza und mit Vierzehnheiligen; 7) das Amt Kranichfeld, sowie einige Ort- und Lehnschaften. Es trat dagegen von seinen bisherigen Besitzungen die Kammergüter Kahlenberg und Gauerstadt an Koburg ab. Gegenwärtig hat Sachsen-M. ein zusammenhängendes Gebiet von 43 □M., mit 127,000 Einw. und 730,000 Guld. Eink.

Meinung, öffentliche, s. Öffentliche Meinung.

Meißen, die älteste Stadt des Königr. Sachsen, die Wiege des Markgrafthums Meißen, ward von K. Heinrich I. als Schutzwehr seiner deutschen Ansiedelungen gegen die umwohnenden Slawen seit 922 erbaut. Sein Sohn Otto I. vollendete die Anlage durch die Erbauung des Domes und die Stiftung eines Bisthums, dessen Sitz die Stadt von 968 bis zur Reformation war. Von den alten, durch Heinrich I. erbauten Befestigungen sind nur noch wenige Überreste zu sehen. Die Markgrafen von M., die Landesherrn, nahmen ihren Sitz schon im 13. Jahrh. zu Dresden. Sie erlangten 1436 das Burggrafthum M. und 1581 auch die Besitzungen des Bisthums M. Die Stadt liegt auf und zwischen Hügeln am linken Ufer der Elbe, über welche die älteste Elbbrücke des Landes führt, die wahrscheinlich schon im 11. Jahrh. erbaut, aber 3 Mal, 1547, 1757 und 1813, aus Rücksichten kriegerischer Vertheidigung, verbrannt wurde. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört die Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit einem wahrscheinlich aus der nicht ganz genau zu bestimmenden Zeit der ersten Erbauung herstammenden Thurme, der in einer 60 Fuß hohen Spitzsäule von durchbrochener Arbeit sich endigt. An die Kirche stieß die um 1425 von dem ersten Kurfürsten von Sachsen aus dem meißnischen Hause, Friedrich dem Streitbaren, zum Erbbegräbniß seines Stammes erbaute Fürstencapelle mit dem ehernen Grabmale des Stifters. Das an die Domkirche grenzende Schloß, die Albrechtsburg, vor Zeiten der gemeinschaftliche Wohnsitz des Markgrafen, des Burggrafen und des Bischofs, wurde 1471 fast ganz neu erbaut. Seit 1710 ist hier eine Porzellanfabrik, die älteste in Europa. Die vom Kurfürst Moritz 1543 gestiftete Fürstenschule ist in den Gebäuden des ehemal. Afraklosters, auf einem Berge, den eine im 13. Jahrh. erbaute kühne Brücke mit dem Schloßberge verbindet. Die Stadt, die der Sitz eines Kreisamtes ist und über 5000 Einw. hat, nährt sich von der Porzellanfabrik und von dem Weinbau, zu dessen Beförderung seit 1799 hier eine Weinbaugesellschaft besteht. In dem anmuthigen, wegen des Vorkommens von Pechstein geognostisch merkwürdigen Triebischthal, liegt das Buschbad, eine gegen Ende des vorigen Jahrh. gefaßte Heilquelle. S. Lindau's „Gedrängte Beschreibung der Stadt Meißen".

Meißner (August Gottlieb), geb. den 4. Nov. 1753 zu Bautzen in der Oberlausitz, studirte von 1773—76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und schönen Wissenschaften. Die Bekanntschaft mit Engel entschied seine Vorliebe fürs Theater; er schrieb für die Seiler'sche Schauspielergesellschaft mehre Operetten nach dem Französischen. M. wurde Kanzellist beim Geh. Concilium, später Geh. Archivsregistrator zu Dresden und gewann die Gunst des Ministers von Wurmb. Eine Reise durch einen Theil der östr. und deutschen Staaten verschaffte ihm einen Ruf nach Prag, wo er seit 1785 als Prof. der Ästhetik und classischen Literatur lebte. 1805 ward er nassau-oranischer Consistorialrath und Director der hohen Lehranstalten zu Fulda, wo er den 20. Febr. 1807 starb. Die Werke dieses fruchtbaren Schriftstellers gehörten eine Zeitlang zu den gelesensten in Deutschland. Blühende Einbildungskraft, leichte Sprache, Anmuth und Witz und eine glänzende Manier mit einem feinen Anstrich von Galanterie empfahlen seine

Schriften, obgleich man ihnen auf der andern Seite auch gezierten Ausdruck, spielenden Witz und leere Declamation, ja sogar Verstöße wider die Grammatik vorwarf. Die bekanntesten sind „Skizzen" (14 Samml., Leipzig 1778—96), sie enthalten prosaische Aufsätze verschiedenen Inhalts, Anekdoten, Erzählungen, Fabeln u. s. w.; „Alcibiades" (Leipzig 1781—88, 4 Thle.); „Bianca Capello" (1785, 2 Thle.); „Epaminondas's Biographie" (Prag 1798); „Leben des Julius Cäsar" (1799 u. 1801, 2 Thle., fortgesetzt und vollendet von Haken, 1812, ebend. 2 Thle.). Alle, das letzte ausgenommen, gehören zu den historischen Romanen. Ferner „Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's" (Prag 1803—8, 2 Thle.). Unter seinen Arbeiten für die Bühne ist sein „Johann von Schwaben" (Leipzig 1780) die vorzüglichste. Er war mit Kanzler 1783—85 Herausgeber der Quartalschrift „Für ältere Literatur und neuere Lecture", und gab 1793 rc. die Monatsschrift „Apollo" 1793—95 heraus.

Meister (Leonhard), geb. 1741 zu Neftenbach bei Zürich, kam nach dem Tode seines Vaters, welcher dort Pfarrer war, nach Zürich. Breitinger, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer wurden seine Lehrer. Nebst der classischen Literatur zogen Geschichte und schöne Wissenschaften ihn an. Er arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit; aber diese Leichtigkeit, verbunden mit dem Beifall, den seine Schriften eine Reihe von Jahren hindurch bei der Lesewelt fanden, wurde Ursache, die Gründlichkeit zu vernachlässigen. Doch sind auch in der flüchtigsten seiner Arbeiten eignes Urtheil, freies Denken und ein reicher Schatz von Kenntnissen sichtbar. Die Schrift über die Mode und die romantischen Briefe eröffnen, und die „Meisteriana" beschließen den Kreis, in welchem seine Arbeiten über die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur und seine Beiträge zur helvetischen Geschichte die bedeutendsten sind. Die 1773 angetretene Professur der Geschichte an der züricher Kunstschule vertauschte er 1791 mit der Pfarrei St.-Jakob bei Zürich. 1799 verschlugen ihn die politischen Stürme von der Kanzel in die Archive des helvetischen Vollziehungsdirectoriums. Bald sehnte er sich nach den stillern Musen zurück, und schon 1800 war er wieder Pfarrer zu Lagnau am Fuße des Albis; einige J. später legte er die Stelle nieder, um ausschließlich den Wissenschaften und dem Privatunterrichte von Jünglingen, die man ihm anvertrauen würde, zu leben; neues Bedürfniß führte ihn nochmals zum Pastoralberufe zurück. Er starb den 19. October 1811 als Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich.

Meistersänger. Der deutsche Adel, der im 13. Jahrh. in sorgsamer Ausbildung und eifriger Förderung deutscher Dichtkunst gewetteifert hatte, hörte mit Anfang des 14. fast ganz auf, an dieser edeln friedlichen Beschäftigung Geschmack zu finden, und ergab sich von neuem dem kriegerischen Leben in den mannigfachen Fehden, die damals allenthalten in den deutschen Landen entbrannten. Nur hinter den Mauern der Städte konnten damals friedliche Künste und Gewerbe blühen, die bis auf die neuesten Zeiten ihr Eigenthum geblieben sind. In jenen Zeiten allgemeiner Regellosigkeit und Ungebundenheit hatten die Freunde der Ordnung sich eine desto festere und strengere Regel erwählt. So hatten sich überall die Leute Eines Gewerbes in eine Zunft vereinigt, gewisse unverbrüchliche und mit ängstlicher Pünktlichkeit ausgedachte Gesetze gegeben, damit selbst der Schein der überall herrschenden und von ihnen so gehaßten Gesetzlosigkeit unter ihnen nicht aufkommen könnte. Einem solchen Zwange mußten sich nicht nur die eigentlichen Handwerke, sondern auch die freien, schönen Künste in den Städten fügen. So erging es auch der Dichtkunst. Die ehrsamen, stillen Bürger und Handwerker, besonders der Reichsstädte, fanden Vergnügen daran, in langen Winterabenden die Lieder und poetischen Erzählungen der Minnesänger zu lesen; bald fielen diejenigen unter ihnen, die in sich einiges Talent fühlten darauf, sie nachzuahmen

und neben dem Schuhmachen, Leinwandweben und Zinngießen auch fleißig zu dichten. Kaum hatten mehre dieser Versmacher einander gefunden und sich mitgetheilt, so konnte es nicht fehlen, daß sie in eine ordentliche Zunft, gleich andern Handwerkern, zusammentraten. Die alten Minnesänger waren, ihrer Meinung nach, ihre Vorgänger und Zunftgenossen. Sie nannten in spätern Zeiten gewöhnlich 12 größtentheils ältere Dichter des Wartburgkrieges, die sogenannten 12 Meister, als die Stifter ihres Vereins und führten denselben bis in die Zeit Kaiser Otto d. Gr. hinauf. Geschichtlich ist es dagegen, daß Kaiser Karl IV. ihnen einen Freiheitsbrief und Wappen gab. Doch dienten ihnen jene Dichter aus der goldenen Zeit weniger im Inhalt als in der Form zu Vorbildern, wie sie denn überhaupt diese für das eigentliche Wesen der Poesie hielten und von dem Unterschied zwischen einem poetischen oder prosaischen Gedanken und Ausdruck kaum eine Ahnung hatten. Der untergeordnete Vorzug der Reinheit von äußern Fehlern war ihnen das Höchste der Dichtkunst. Ihrem stillen frommen Bürgersinn sagten weder die Minnelieder, noch die großen romantischen Gedichte der vorhergehenden Jahrh. zu; es beschränkten sich ihre Versuche im Lyrischen auf geistliche Lieder und im Epischen auf gereimte Erzählungen biblischer Geschichten, woneben sie mit deutschem Ernste das eigentliche Lehrgedicht besonders liebten und übten. In der Form aber, in den Versmaßen und der Prosodie suchten sie sich streng an die Weise der alten Dichter zu halten. Die aus ihren Gedichten abgeleiteten Regeln, die zu unverbrüchlichen Innungsartikeln erhoben wurden, jedoch später durch erfinderische Zunftglieder manche Bereicherung erhielten, nannte man die Tabulatur. Nach dieser bestand jedes Lied (Bar) aus mehren Abtheilungen von beliebiger Anzahl (Gesätze), jedes Gesätz aber aus zwei Stollen (Strophe und Antistrophe), die nach derselben Melodie zu singen waren; nach jedem Gesätze folgte ein Abgesang von anderm Versmaß und neuer Melodie; den Beschluß machte jedes Mal wieder ein einzelner Stoll, nach der Melodie des letzten Gesätzes. Es wurde in diesen Liedern ferner auf gehörige Abwechselung der weiblichen (klingenden) und männlichen (stumpfen) Reime gesehen, doch war auch der Gebrauch einzelner reimlosen Zeilen (Waisen), zumal am Ende, verstattet, und eine Schönheit. Zu strenger Bewahrung der Reinigkeit in Sprache und Prosodie hatte die Zunft ein langes Verzeichniß von hart verpönten Hauptfehlern, deren gewöhnlich 32 genannt werden und die alle ihre Namen haben. Jedes Lied der Meistersänger war übrigens auf Singen berechnet; wer ein neues Versmaß erfand, erdachte auch zugleich eine neue Melodie, und Beides wird u. d. N. der Weise oder des Tons begriffen. Solcher Weisen gab es eine große Menge, bis zu Strophen von 30 und mehr Versen. Sie waren durch die sonderbarsten Namen bezeichnet, als die Beerweis, die Brundelweis, der Blutton, die spitzige Pfeilweis, die Blasii Luftweis, die verschlossene Helmweis, die gelbe Lilienweis, die englische Zinnweis, die Schrotweis, die blutglänzende Drahtweis und dgl. scheinbar sinnlose, wol zufälligen Veranlassungen zuzuschreibende Benennungen mehr. Die Zunft hatte gewisse Vorsteher, welche Merker genannt wurden, weil sie auf die Fehler in Dichtung und Gesang zu merken und sie mit Geld zu bestrafen hatten. Die Meistersänger hielten wie andre Zünfte ihre Zusammenkünfte auf ihrer Herberge oder Zeche; pflegten aber auch öffentliche Singübungen (Singschulen) in Kirchen, gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen Nachmittags, zu halten Zu Nürnberg luden sie zu einer solchen Übung durch öffentlich ausgehängte, mit schönen Sinnbildern verzierte Tafeln ein. Die Singschule wurde dort in der Katharinenkirche gehalten. Der Anfang wurde mit dem Freisingen gemacht, wo Jeder, der auch nicht Meistersänger war, auftreten durfte, auch in der Wahl der Gegenstände mehr Freiheit gelassen, aber weder Lob noch Tadel, weder Preise noch Strafen ausgetheilt wurden. Sodann begann das Hauptsingen, welches die

Meistersänger allein bloß von Gegenständen aus der heil. Schrift hielten und der Beurtheilung der Merker unterwerfen mußten. Diese saßen auf einem Gerüste am Altar an einem Tische, der durch einen Vorhang verdeckt war. Dieser Platz hieß das Gemerke. Der erste der vier Merker gab acht, ob das Gesungene der aufgeschlagen vor ihm liegenden Bibel gemäß sei, der zweite auf die Prosodie, der dritte auf die Reime, der vierte auf die Melodie. Alle zeichneten die bemerkten Fehler fleißig auf, und Dem, der am fehlerfreiesten (glattesten) gesungen, ertheilten sie den Preis. Er erhielt zur Zierde das Gehänge, eine Schnur oder Kette, woran Münzen hingen, auf deren einer (einem Geschenk Hans Sachs's) der König David abgebildet war. Daher hieß der Sieger seit Hans Sachs der König⸗Davidgewinner. Er hatte das Recht, das nächste Mal mit im Gemerke zu sitzen und auf Befragen seine Stimme zu geben. Der es nach ihm am besten gemacht, wurde mit einem Kranz von künstlichen Blumen geziert. Er stand in der nächsten Versammlung an der Kirchthür und nahm von den Zuhörern Geld ein. Wer einmal das Kleinod gewonnen, hatte das Recht, Lehrlinge der Meistersingekunst zu ziehen. Dafür ward aber nie Lehrgeld genommen, sondern bloß die Fortpflanzung der Kunst ward dabei beabsichtigt, und die Ehre, viele Schüler zu haben, sehr gesucht. Nach ausgestandener, unbestimmter Lehrzeit wurde der Lehrling auf der Zeche in die Zunft aufgenommen und sodann, wenn er einige Zeit in den Schulen mit Beifall gesungen, auf Verlangen gefreit, d. i. zum Meister gemacht. Die Zünfte der Meistersänger, oder, wie sie sich aus Bescheidenheit lieber nannten, der Liebhaber des deutschen Meistergesangs, bildeten sich am Ende des 14. Jahrh. zuerst in Mainz, Strasburg, Augsburg und haben in mehren Reichsstädten bis weit ins 17., in Nürnberg bis ins 18. Jahrh. bestanden. Dort erhielt sie wol der Stolz auf den Ruhm Hans Sachs's, des größten dichterischen Geistes unter diesen Zünftlern. Sein Bild war auf eins der oben erwähnten Aushängeschilder gemalt, zum ewigen Preis der Zunft, zum ewigen Vorbild aller Zunftgenossen. Zu den berühmtesten Meistersängern gehören Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, Dr. der Theologie zu Mainz; Meister Regenbogen, ein Schmied; Meister Hadlaub und Muscablut. (S. Deutsche Poesie.) HL.

Mekka liegt in der arabischen Provinz Hedschas, zwei Tagereisen von dem arabischen Meerbusen, in einer unfruchtbaren, von Bergen umgebenen Ebene. Die Hauptstraßen sind ziemlich regelmäßig, und die Häuser, sämmtlich von Stein, nähern sich dem indischen und persischen Style. Die Stadt ist offen, hat aber zu ihrer Beschützung 3 Kastelle. Sonst hatte M. 100,000 Einw., jetzt aber nur 18,000; denn es gibt ganze Quartiere, welche gänzlich verlassen sind. Sie ist eine Niederlage der Kaufmannsgüter für Syrien, Ägypten und Italien, und wird jährlich von vielen Caravanen von Pilgern und Kaufleuten besucht. Alle Producte Indiens und Persiens sind hier zum Kaufe ausgeboten. Sie ist ferner der Geburtsort Mohammed's (im J. 571), der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens ein Mal in ihrem Leben M. zu besuchen. Sonst brachten zahlreiche Caravanen aus allen Theilen des Morgenlandes reichliche Gaben nach der heiligen Stadt. Diese frommen Abgaben haben fast aufgehört; jährlich vermindert sich die Zahl der Pilger theils wegen Abnahme des religiös. Eifers, theils wegen der Streifereien der Wahabiten. Zu M. befindet sich die heilige Kaaba, ein altes 34 Fuß hohes arabisches Gebäude, von welchem Mohammed vorgab, daß es von Adam angelegt, durch die Sündflut zerstört und durch Abraham und Ismael wiederhergestellt worden, in der Absicht, damit der einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. In diesem Gebäude ist ein schwarzer, mit Silber eingefaßter Stein eingemauert, welcher ehemals ein Gegenstand der Abgötterei der heidnischen Araber war. Dieser Stein soll, nach der Meinung der Mohammedaner, dem Abraham durch den Engel Gabriel bei dem

Bau dieses Tempels überbracht worden und anfangs schneeweiß gewesen, durch die vielen Thränen aber, die er über die Sünden der Menschen vergossen, schwarz geworden sein. Der Prophet machte ihn zur Kebla, d. h. zum Gegenstande der Richtung des Gesichts während des Gebets, und die Pilgrime berühren und küssen diesen Stein mit großer Ehrfurcht, wodurch er ganz ungleich geworden ist. Bei der Kaaba ist auch ein Brunnen, welcher für die Quelle ausgegeben wird, die Gott der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verschmachten wollte. Die Kaaba hat eine silberne Thür von mehr als Mannshöhe, zu der man, da keine Stufen vorhanden sind, hinaufklettern muß. Sie wird jährlich nur drei Mal geöffnet, ein Mal für die Männer, das andre Mal für die Weiber und das dritte Mal, um das Haus Gottes zu waschen und zu reinigen. Von Außen wird sie alle Jahre mit einem neuen schwarzen Seidenzeuche umhängt, in welchem Sprüche aus dem Koran mit Gold eingenäht sind. Dieser Umhang kommt jährlich als ein Geschenk des Großsultans aus Cairo. Die Einkünfte der Kaaba sind beträchtlich, indem ihr in vielen Städten und Ländern Häuser, Ländereien, Grundzinsen u. s. w. gewidmet sind. Zum Dienste bei der Kaaba sind 40 schwarze Verschnittene als Wächter und Aufwärter angestellt. Nichtmohammedaner dürfen sich M. nur auf 9 Meilen nähern. Die Stadt mit ihrem Gebiet steht unter einem Fürsten, welcher ein Abkömmling Mohammed's ist und der Sherif von M. heißt. 1803 eroberten die Wahabiten diese Stadt; sie wurde aber bald von ihnen befreit. Der Sultan führt den Titel eines Schutzherrn der heiligen Städte Mekka und Medina, setzt den Sherif ein und ab (doch muß er ihn aus des Propheten Geschlecht erwählen), schickt Kadis oder Richter und Soldaten hinein, welche letztere mit den Arabern die Besatzung bilden, hat aber auf die Landesregierung wenig Einfluß.

Mela (Pomponius), ein geborener Spanier, von Einigen für einen Sohn des M. Seneca gehalten, lebte um die Mitte des 1. Jahrh. und schrieb unter dem Kaiser Claudius ein geographisches Compendium in 3 Büchern „De situ orbis", nach Eratosthenes's System gearbeitet, kurz, reichhaltig und in körniger, selten gezierter Sprache. Nach A. Gronov's u. a. ältern Herausgebern hat Tzschukke eine reichhaltige Edition in 7 Bdn. (Lpz. 1807) davon geliefert; eine neuere compendiösere Weichert (Lpz. 1816).

Melampus, des Amythaon und der Idomenea Sohn, Bruder des Bias. Von seiner Heil- und Wahrsagerkunst erzählt die Fabel viel Wunderdinge. Als ein Paar Schlangen, welche er jung in seinen Schutz genommen und aufgezogen hatte, einst, während er schlief, seine Ohren geleckt hatten, bemerkte er, daß sie dadurch geöffnet worden, sodaß er nun die Stimmen der Vögel und Holzwürmer verstand, und Alles, was diese den Menschen über die Zukunft andeuteten, ihnen entdecken konnte. Bias liebte die schöne Pero, aber deren Vater, Neleus, König von Pyles, und der Brüder Oheim, verlangte als Brautgabe die Rinderheerde des Iphykles, eines thessalischen Fürsten. M. versuchte die Heerde zu rauben, ward aber gefangen, und nur durch seine Seherkünste gelang es ihm, den Iphikles zu gewinnen, der ihm die Freiheit und auch, für Bias, die Rinder schenkte. M. heirathete Iphianasse, die Tochter des Prötus, Königs von Argos, und erhielt mit ihr den dritten Theil des Königreichs. Die Zeit, wann er gelebt, ist unbekannt; allgemein wurde er für einen weisen Mann gehalten, der die ganze Mythologie innegehabt, auch mehrer Götter Dienst, sowie die eleusinischen Geheimnisse nach Griechenland gebracht habe; weßhalb er nach seinem Tode göttlich verehrt wurde.

Melancholie, unterschieden von melancholischem Temperament, eine Seelenkrankheit (psychische Krankheit), welche in die Classe der Gemüthskrankheiten gehört und auf Depression des Gemüths beruht. Sie besteht darin, daß eine traurige Idee sich des Gemüths eines Menschen so ausschließlich bemächtigt, daß

ihm allmälig die richtige Ansicht der ganzen übrigen Welt entschwindet und die andern Vermögen der Seele in ihren Verrichtungen gestört werden. Das Gemüth vornehmlich als das Vermögen der Seele, ihren eignen angenehmen oder unangenehmen Zustand zu fühlen, wird durch besondere Stärke der innern Empfindung in seiner Ruhe und in seinem gesetzmäßigen Verhältnisse gegen die andern Seelenkräfte gestört. Das bis zum Affect gesteigerte Gefühl ist entweder angenehm oder unangenehm. Die traurigen Affecte bringen eine schwächende, ja gleichsam lähmende Wirkung in der Seele hervor. Steigen sie bis zu dem Grade, daß die Vernunft sie nicht mehr beherrschen kann, so wird dieser Zustand Trübsinn, Schwermuth. Noch besteht aber hierbei die Freiheit des Bewußtseins; der Mensch weiß es und kennt seinen Zustand. Geht aber auch die Freiheit des Bewußtseins verloren, wird der Zustand anhaltend, so ist es Melancholie. Der Melancholische hat die Welt außer sich verloren, er lebt nur in sich; in dem Cirkel einer fixirten Vorstellung dreht er sich herum; wie bezaubert vermag er diesem engen Kreise nicht zu entfliehen; außerhalb desselben ist für ihn Alles dunkel und öde; nur Ein Gedanke, der eines ewigen, grenzenlosen Unglücks, das ihn treffe, lebt in ihm und nagt an seinem Innersten. Da die Melancholie ursprünglich vom Gemüth ausgeht, so können die übrigen Thätigkeiten der Seele dabei vonstattengehen, nur nicht mit Freiheit und Bewußtsein. In den Handlungen des Kranken kann Überlegung und Thatkraft sein, nur geschieht die Überlegung unter falschen Voraussetzungen und die Lust zu handeln fehlt. Man unterscheidet mehre Arten der Melancholie, deren Unterschied meistens in der Entstehung derselben gegründet ist. Eine sehr gewöhnliche Ursache ist unglückliche Liebe. Der Liebende z. B., welcher seine Geliebte ohne Hoffnung, sie zu besitzen, liebt, ja noch weit mehr Derjenige, dem ein Andrer sie raubte, ist in der unglücklichsten Gemüthsstimmung. Dieses Gefühl ist nicht bloß Eifersucht, sondern Vernichtung des Innersten des Menschen, Zertrümmerung seines Heiligsten, und so manches Gemüth mußte schon über dieser Erschütterung zu Grunde gehen! Eine andre Art der Melancholie ist die religiöse, in welcher die Kranken irrige Ideen von Religion, von Gott, von der Ewigkeit u. s. w. fixiren. Manche verzweifeln an Gottes Gnade und ihrer Seligkeit, fürchten seine Strafe und können in dieser Verzweiflung sogar den Selbstmord ergreifen. Man bemerkt auch eine sogenannte unstete Melancholie, wobei die Kranken die Menschen fliehen, einsame, meistens traurige Orte besuchen, des Nachts unter Gräbern umherschwärmen, ohne sich eines bestimmten Zwecks bewußt zu sein. Der Verlauf der Melancholie ist verschieden; manchmal dauert sie eine Reihe von Jahren. Zuweilen vergeht sie von selbst, oder wird durch die Kunst geheilt, öfter geht sie entweder in andre Arten von Wahnsinn oder in körperliche Krankheiten, Brustwassersucht, Lungensucht, Hirnwassersucht, Schlagfluß u. a. m. über. Selten sollen Melancholische an der Gicht leiden, oder von epidemischen Krankheiten befallen werden. Unter die erregenden Ursachen der Melancholie hat man sonst mehre körperliche Übel gezählt, besonders auch den Überfluß an schwarzer Galle im Magen und deren Übergang in das Blut, woher auch von den alten Ärzten ihr der Name Schwarzgallsucht (von μελας, schwarz, und χολη die Galle) beigelegt wurde. Es können mehre körperliche Übel durch Schwächung des Nervensystems, Andrang des Blutes nach dem Herzen, Überfluß an dickem Blute überhaupt, als entfernte Ursachen dazu wirken. In Hinsicht auf das rechtliche Verhältniß kann dem Melancholischen keine Folge seiner Handlungen zugerechnet, er also auch keinem Strafgesetze unterworfen werden. Zuweilen ist es außerordentlich schwer, den richtigen Gesichtspunkt, aus welchem seine Handlungen betrachtet werden müssen, zu fassen, indem ein Melancholischer oft dem Anschein nach vernünftig spricht, selbst mit Überlegung handelt und doch in Rücksicht seiner fixen Idee die Herrschaft der Vernunft und Freiheit seines

Bewußtseins verloren hat, auch die Übergänge in diesen Zustand so mannigfaltig sind. H.

Melanchthon (Philipp), Luther's Mitarbeiter an der Reformation, geb. den 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rheine. Von seinem Vater, George Schwarzerd, der ein Rüstmeister des Pfalzgrafen war und 1507 starb, und von seiner Mutter, Barbara, einer nahen Verwandtin des großen Humanisten Reuchlin, ging der Geist einer strengen Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit auf ihn über. Seltene Geistesfähigkeiten zeichneten ihn frühzeitig aus, und die schnellen Fortschritte in den alten Sprachen, durch die er sich als Knabe auf der Schule zu Pforzheim hervorthat, gewannen ihm Reuchlin's besondere Neigung. Auf dessen Anrathen verwandelte er, nach der Sitte der Gelehrten jener Zeit, seinen Namen Schwarzerd in den griechischen Melanchthon und ging schon 1510 auf die Universität zu Heidelberg. Hier eilte er in den philologischen und philosophischen Studien allen Andern so voran, daß er schon das Jahr darauf Baccalaureus der Philosophie und Instructor einiger jungen Grafen werden konnte. Doch da ihm diese Universität wegen seiner Jugend die Magisterwürde versagte, ging er 1512 nach Tübingen, wo er sich, neben seinen bisherigen Studien, besonders der Theologie ergab und 1514, nach erlangter Magisterwürde, Vorlesungen über griech. und lat. Schriftsteller hielt. Die Gründlichkeit seiner Kenntnisse bewies eine griechische Grammatik, die er um diese Zeit herausgab. Sein geistvoller Vortrag als akademischer Lehrer erwarb ihm aber bald allgemeine Achtung, und der große Erasmus selbst gab ihm 1518 das Lob einer ungemeinen Belesenheit, genauen Kenntniß des classischen Alterthums und beredten geschmackvollen Schreibart. Tübingen betrauerte daher den Verlust seiner vorzüglichsten Zierde, als M., auf Reuchlin's Empfehlung, nach Wittenberg berufen, auf dieser Universität in seinem 22. Jahre die Professur der griech. Sprache und Literatur 1518 antrat. Wittenberg wurde durch ihn nicht weniger als durch Luther's Ruhm die Schule der Nation. Sein aufgeklärter Geist entschied sich bald für die Sache der wiedererweckten evangelischen Wahrheit, und sein durch classische Bildung gereiftes Urtheil, sein Scharfsinn als Philosoph und Exeget, die ungemeine Bestimmtheit und Ordnung in seinen Begriffen, die über Alles, was er behandelte, Licht und Anmuth zu verbreiten wußte, die Behutsamkeit, mit der sein durchdringender Verstand vom Zweifel zur Wahrheit fortschritt, und der standhafte Eifer, mit dem er die gefundene Wahrheit festhielt und vertheidigte: dieser zu allen Zeiten seltene Verein großer Eigenschaften und Verdienste, hat unstreitig ebenso viel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luther's Thatkraft, Feuer und Unternehmungsgeist im Anregen, Treiben und Verfechten dieses Werkes leisteten. M.'s Überlegenheit als Gelehrter, sein sanfter, freundlicher Charakter, die Mäßigung und Gerechtigkeit, mit der er auch die Gegenpartei behandelte, machten ihn vorzüglich zum Vermittler geschickt; Niemand wußte besser als er Luther's Härten zu mildern und die neue Lehre mit der unbefangensten Wahrheitsliebe und verständlichsten Klarheit auch der Überzeugung Derer zu empfehlen, die dagegen eingenommen waren. Dieses Verdienst erwarb er sich besonders durch seine 1521 zuerst erschienenen „**Locos theologicos**", ein Werk, das zu einer zugleich wissenschaftlichen und faßlichen Darstellung der christlichen Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller protestantischen Bearbeiter der Dogmatik wurde. Unmittelbar griffen in die Kirchenverfassung Sachsens seine 1527 auf Befehl des Kurfürsten abgefaßten Visitationsartikel ein, in denen er den Visitatoren der sächs. Kirchen eine Instruction über die Lehre, die dem Volke vorgetragen, und über die Veränderung der kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen, die nun angeordnet werden sollten, an die Hand gab. So sanft er übrigens in dieser Schrift manchen streitigen Punkt berührte, so entschlossen drang er doch 1529 auf

die Protestation gegen den Schluß des Reichstags zu Speier, der seiner Partei den Namen gab, und bewundernswürdig ist die Sicherheit der religiösen Überzeugung, die er neben einer jeder Rücksicht Gnüge leistenden Klugheit 1530 bei der Abfassung der augsburgischen Confession bewies. Dieses Meisterwerk, das die Protestanten als ihr erstes symbolisches Buch verehren, und die bald darauf entworfene Apologie der augsburgischen Confession trugen den Ruhm seines Namens durch ganz Europa, und wenn auch Franz I. es nicht ganz ernstlich meinen mochte, da er ihn 1535 zur Beilegung der Religionsunruhen nach Frankreich berief, so war doch sowol diese als auch die bald darauf erfolgte Einladung M.'s nach England ein Zeichen der allgemeinen Anerkennung seiner großen Verdienste. Er folgte indeß, durch politische Gründe zurückgehalten, keiner von beiden Einladungen; dagegen fanden sich andre Veranlassungen für ihn, theils zu seiner Erholung, theils in Geschäften seiner Partei Reisen zu machen. Auf einer derselben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, ward er zu Weimar tödtlich krank, und nur der kräftige Zuspruch Luther's, der ihm in freundschaftlicher Besorgniß nacheilte, brachte ihn wieder zu Kräften. Da indeß das beschlossene Religionsgespräch zu Hagenau nicht zu Stande kam, ging M. 1541 nach Worms und bald nachher nach Regensburg, um bei den daselbst angestellten Vergleichsverhandlungen mit den Katholiken die Sache der Protestanten zu führen. Leider aber konnte die Weisheit und Mäßigung, die er hier bewies, wegen der Gegenwirkung des päpstl. Legaten, den Frieden, den er so sehnlich wünschte, nicht herbeiführen, und während die Billigen unter den Katholiken ihn bei dieser Gelegenheit aufs neue hochschätzen lernten, mußte er von seiner eignen Partei bittere Vorwürfe über die von ihm mit reiflicher Überlegung und Vorsicht gewagten Schritte zur Vereinigung hören. Ebenso ging es ihm, da er, vom Kurfürsten Hermann von Köln 1543 nach Bonn berufen, dessen Reformationsplan mit schonender Rücksicht auf die kathol. Behörden einzuleiten suchte. Indeß hat weder Luther, noch sonst einer seiner Freunde, die sein edles Herz und seine aufrichtige Frömmigkeit kannten, an der Reinheit seiner Absichten, an seiner Treue gegen das Evangelium je gezweifelt. Wie viel M. auch bisweilen von Luther's Heftigkeit leiden mußte, die Freundschaft dieser beiden großdenkenden, in einem Sinne und Glauben einigen Männer hielt ununterbrochen bis zu Luther's Tode aus, den M. kindlich betrauerte und durch ein biographisches Denkmal, aus dem die Wärme der Liebe und Ehrfurcht ebenso sehr als die Wahrheitsliebe spricht, noch im Grabe ehrte. Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genossen hatte, fiel nun ihm zu. Deutschland nannte ihn schon vorher seinen Lehrer, und Wittenberg ehrte in ihm seine einzige Stütze und den Wiederhersteller der Universität nach dem schmalkaldischen Kriege, in welchem er hierhin und dahin flüchtete und sich einige Zeit in Weimar aufhielt; auch der neue Kurfürst Moritz zeichnete ihn aus und that in Religionssachen nichts ohne seinen Rath. Doch eben daß die Liebe zu Wittenberg ihn bewog, sich diesem der ganzen lutherischen Kirche verdächtig gewordenen Fürsten zu unterwerfen, und daß die protestantischen Völker dennoch fortfuhren, ihn als einen Stifter ihres Glaubens zu achten, konnten ihm einige Theologen, die gern allein die Erben von Luther's Glorie geworden wären, nicht vergeben. Sie griffen seine Lehrsätze an und machten seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Allerdings hatte M. schon bei jenen Verhandlungen mit den Katholiken gezeigt, daß ihm mancher alte Gebrauch und selbst eine bedingte Anerkennung des päpstl. Ansehens nicht so gefährlich schien als Luther'n; auch war die allmälige Annäherung seiner Ansicht von der Gegenwart Christi im Abendmahle an die schweizerische Wenigen entgangen, und die Veränderung, die der offene, keiner Verstellung fähige Mann deßhalb in dem Artikel der augsburgischen Confession vom Abendmahle gemacht hatte, von Feinden und Freunden gerügt worden; und daß er sowol in den spätern Ausgaben seiner

„Locorum theolog." als auch in andern öffentlichen Schriften die Lehre von der Rechtfertigung bestimmter und nach seiner wohlbegründeten Überzeugung schriftmäßiger erklärte, und durch die Behauptung, der freie Wille des Menschen müsse und könne bei seiner Besserung mitwirken, seine Abweichung von dem augustinischen System unumwunden gestand, konnten Alle wissen, die seine Schriften mit Aufmerksamkeit lasen. Unstreitig hatte seine Gewohnheit, immer weiter zu forschen und seine Überzeugung immer mehr zu berichtigen, einen noch größern Antheil an dieser Veränderung als die ihm natürliche Schüchternheit und Liebe zum Frieden; wenn er auch aus letzterm Grunde seine Worte oft milder stellte, als die steifen Lutheraner wünschten. Daß er aber aus Menschenfurcht oder Gefälligkeit in irgend einem wesentlichen Punkte der evangel. Wahrheit etwas vergeben hätte, ist nicht zu erweisen. Und wer mag sein Bestreben, ein Werk, das doch erst im Werden war, zu verbessern und zu vervollkommnen, tadeln? Stehen nicht die Theologen unserer Zeit in jenen Ansichten, um deren willen er damals verketzert ward, völlig auf seiner Seite? Doch zu einer so billigen Beurtheilung waren jene Zeitgenossen M.'s keineswegs geneigt. Die Einführung des augsburger Interims in Sachsen, welche M. nach langer Berathung endlich 1549 unter Bedingungen zugab, die die Gefahr eines Rückfalls in die alten Mißbräuche hinlänglich abwehrten, schien den Eiferern die beste Veranlassung, ihn anzufechten. Die ärgerliche adiaphoristische Fehde über die mehre oder mindere Wichtigkeit der gleichgültigen und nachzulassenden Nebendinge in der Religionsübung, worein Flacius ihn nun alsbald verwickelte, die Beschwerden, welche Osiander 1557 wegen der Rechtfertigungslehre wider ihn erhob, und endlich die synergistischen Streitigkeiten über jene Mitwirkung des freien Willens bei der Besserung, die ihm Flacius noch kurz vor seinem Tode anhing, häuften eine so große Menge von Kränkungen über den abgearbeiteten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er seines Ruhms und selbst der schönen Hoffnung, für die er gelebt hatte, in seinen letzten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er wol nicht Ursache zu bedauern, daß der Krieg des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser seine Theilnahme am Concilium zu Trident, wohin er im Jan. 1552 schon bis Augsburg gereist war, vereitelte; auch schlug die 1554 zu Naumburg veranstaltete Untersuchung über seine Rechtgläubigkeit zu seiner vollkommenen Rechtfertigung aus; doch war die hier gestiftete Versöhnung mit seinen Feinden nur scheinbar, und er mußte ihre Gegenwirkung auch in der Fruchtlosigkeit des letzten Versuchs, den er 1557 auf dem Convent zu Worms im Namen seiner Partei zum Vergleich mit den Katholiken machte, erkennen. Die Einigkeit der Kirche war daher M.'s letzter Wunsch, als er den 19. April 1560, in einem Alter von 63 J., zu Wittenberg starb. Ihn überlebte ein Sohn, der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiste seines Vaters geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. Seine ihm am meisten ähnliche und theuere erstgeb. Tochter Anna starb schon 1547, seine Gattin 1557. Das schwache, ängstliche Gemüth dieser sonst guten, liebevollen Frau hatte seine häusliche Zufriedenheit oft getrübt, und doch war er nirgends lieber als unter den Seinigen. In den ersten Jahren seiner Ehe sah man ihn seine Kinder wiegen und in ihrem Kreise arbeiten. Bescheidenheit und Demuth verrieth schon seine körperliche Erscheinung. Niemand, der ihn zum ersten Male sah, hätte in der beinahe kleinen Gestalt, die bei seiner strengen Mäßigkeit und Arbeitsamkeit immer mager blieb, den großen Reformator gesucht. Doch die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, schönen Augen kündigten bald den kraftvollen, lebhaften Geist an, den diese zarte Hülle umschloß, und erheiterten, wenn er sprach, sein ganzes Angesicht. So hat ihn Lukas Kranach in seinen Gemälden aufgefaßt. Frohe Scherze wechselten in seiner Unterhaltung mit den scharfsinnigsten Bemerkungen und Niemand ging ohne Belehrung und Erquickung von ihm. Gern sah er Gesellschaft

an seinem Tische, und Dürftige fanden bei ihm so reichliche Unterstützung, daß er bisweilen selbst in Verlegenheit kam. Mit einem zuvorkommenden Wohlwollen, welches der Grundzug seines Charakters war, umfaßte er Alles, was sich ihm näherte; offen und arglos ließ er überall sein Herz sprechen; Frömmigkeit, edle Einfalt und Unschuld der Sitten, Großmuth und Redlichkeit waren ihm so natürlich, daß es ihm schwer wurde, irgend einem Menschen etwas Andres zuzutrauen; vielfältig getäuscht und gemißbraucht, lernte er erst spät die Ränke und unedeln Leidenschaften kennen, die sich seinen besten Absichten so oft in den Weg stellten. Aber eben dieser arglose, milde Charakter machte ihn zum Gegenstande der innigsten Liebe und Ergebenheit seiner Zuhörer. Aus allen Gegenden Europas strömten Studirende nach Wittenberg, um sich zu seinen Füßen zu versammeln, und der Geist der Gründlichkeit und unbefangenen Forschung, den er hier verbreitete, wirkte noch lange nach seinem Tode wohlthätig fort, sowie überhaupt seine Verdienste um die Erziehung unvergeßlich sind. Wenn daher gewaltigere Kräfte und größere Thaten ihm die erste Stelle unter den berühmten Männern seines Jahrh. streitig machen, der liebenswürdigste, reinste und gelehrteste wird er in den Augen der gerechten Nachwelt immer bleiben. E.

Melchisedek (Melchi-zedek, hebr., König der Gerechtigkeit), König von Salem (Jerusalem, der Stadt des Friedens), das er zuerst gegründet haben soll, zugleich ein Priester Gottes, ist nur aus einem Auftritte in der Geschichte Abraham's bekannt. Als dieser Freund Gottes aus einer Fehde siegreich zurückkehrt, kommt M. ihm mit Brot und Wein entgegen, segnet ihn und dankt dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besitzt, für seinen Sieg (1. Mos. 14, 18). Nicht mehr sagt die Geschichte von diesem ältesten Priesterkönige. Ein ähnlicher, Anius, König von Delos und Priester seines Vaters Apollo, bewirthet den Äneas (Virgil's „Aen.", III, 80 fg.). Aus diesen Beispielen, in denen das Historische sich schwer von dem Mythischen scheiden läßt, ist nicht ohne gegründeten Widerspruch auf eine in der vorhistorischen Zeit übliche Verbindung der priesterlichen Würde mit der königl. geschlossen worden. Der fromme Glaube, der in M. ein Vorbild Jesu sieht, hat das Ansehen des Briefes an die Hebräer für sich. Ganz grundlos aber war die Annahme der Hierakiten, M. sei der heilige Geist. Diese von Hierax, einem christlichen Gelehrten in Ägypten, gegen Ende des 3. Jahrh. gestiftete ketzerische Secte, die durch ihre allegorischen Auslegungen der Bibel, durch das Gebot der Enthaltung von der ehelichen Beiwohnung, durch den Glauben, das Amt Christi habe nur in der Verkündigung einer strengern Sittenlehre bestanden, wie überhaupt durch eine gewagte Auflösung christlicher Lehrsätze in sinnbildliche Redensarten, von der orthodoxen Kirche abwich, führte auch den Namen der Melchisedekiten und erlosch bald. Ihre strenge Askese ging in das Leben christlicher Einsiedler und Mönche über. E.

Melchiten (syrisch, Königliche) hießen ursprünglich im 6. und 7. Jahrh. diejenigen orientalischen Christen, die sich, dem Willen des Kaisers gemäß, den Beschlüssen der chalcedonischen Kirchenversammlungen unterwarfen, daher Kaiserlichgesinnte. Später erscheint dieser Name schwankend, wie die Orthodoxie selbst. Neuerdings wird er von Reisebeschreibern den Jakobiten in Mesopotamien und den mit der römischen Kirche unirten Kopten in Ägypten beigelegt. E.

Melchthal (Arnold von), von seinem Wohnort im Canton Unterwalden so genannt, einer der Gründer der schweizerischen Freiheit. Der Landvogt Alberts von Östreich hatte Arnolds Vater, einem reichen Gutsbesitzer, ein Paar Ochsen vom Pfluge wegnehmen lassen, und der Knecht des Zwingherrn dabei geäußert: „Die Bauern mögen selber den Pflug ziehen, wenn sie Brot haben wollen". Aufgereizt von diesen Worten, schlug und verwundete Arnold den Knecht, und um der Vergeltung zu entgehen, rettete er sich durch Flucht. Dafür ließ aus Rache der

Landvogt dem Vater die Augen ausstechen. Nun verband sich Arnold mit seinen Freunden Fürst und Stauffacher, und alle Drei beschworen in der Novembernacht (1307) den Bund zur Rettung des Vaterlandes auf dem Rütli am Waldstädtersee. Jeder verpflichtete sich, in seinem Canton die Sache des Volks zu vertheidigen und es mit dem Beirath der Gemeinen um jeden Preis in den Genuß seiner Freiheit zu setzen. Dabei aber ward ausdrücklich verabredet, den Grafen von Habsburg in seinen Gütern und Rechten nicht zu schädigen, sich nicht vom deutschen Reiche zu trennen, noch auch den Äbten und Edeln zu verweigern, was ihnen gebührte. Es sollte so viel als möglich vermieden werden, das Blut der Landvögte zu vergießen, da die Verbündeten nur das Verlangen hegten, sich selber und ihren Nachkommen die von den Altvordern ererbte Freiheit zu sichern.

Meleager, 1) Sohn des kalydonischen Königs Öneus, nach A. des Mars und der Althäa. Nach der Geburt des Knaben kamen die Parzen zur Althäa und bestimmten sein Schicksal. Klotho sagte, er werde großmüthig, Lachesis, er werde tapfer sein, und Atropos, er werde nicht eher sterben, als bis der eben auf dem Heerde liegende Brand verzehrt sein werde. Althäa nahm sogleich den Brand aus dem Feuer und hob ihn sorgfältig auf. M. zeigte sich bald als Held. Er wohnte dem Argonautenzuge bei, gewann in den vom Akastus angestellten Leichenspielen den Preis mit dem Wurfspiele, zeichnete sich aber vorzüglich bei der kalydonischen Jagd (s. Kalydon) aus. Der Eber ward erlegt, und M. schenkte die Haut desselben, als den vornehmsten Preis, seiner geliebten Atalanta, welche dem Eber die erste Wunde beigebracht hatte. Dadurch fanden sich die Brüder seiner Mutter, Idrus, Plerippus und Lynceus, beleidigt und raubten der nach Arkadien heimkehrenden Atalanta gewaltsam die Haut. M., der sie durch Güte nicht bewegen konnte, die Haut zurückzugeben, tödtete alle Drei. Im wüthenden Schmerz über die Ermordung ihrer Brüder ergriff Althäa den verhängnißvollen Brand und warf ihn ins Feuer, worauf M. unter fürchterlichen Schmerzen starb. Von A. wird die Geschichte anders erzählt. Wir besitzen aus dem Alterthume noch zwei treffliche Bildsäulen des M. 2) Meleager aus Syrien, s. Anthologie.

Meleda oder Milit, Insel im dalmatischen Kreise Ragusa, durch den Canal von Stagno von der Halbinsel Sebioncello getrennt, gebirgig, aber reich an Wein, Öl, Fischen, von ungefähr 896 Einw. und 1¼ deutschen □M. Sie ist besonders merkwürdig durch das von Partsch untersuchte Detonationsphänomen. S. Partsch's „Bericht ꝛc." (Wien 1826).

Meletianer, Anhänger des Bischofs Meletius zu Lykon in Ägypten, der unter Diocletian's Verfolgung 306 über die Wiederaufnahme der abgefallenen Christen, die er verweigerte, und wegen willkürlich von ihm verrichteter Ordinationen mit dem Bischof Peter von Alexandrien zerfiel. Er nannte seine Partei die Kirche der Märtyrer und erkannte die Metropolitanrechte der alexandrinischen Kirche über ganz Ägypten nicht an. Die dadurch unter der ägyptischen Geistlichkeit verursachte Spaltung dauerte noch nach dem Concilium von Nicäa, welches dem Meletius die Verwaltung des bischöfl. Amtes untersagte, bis gegen Ende des 4. Jahrh. fort. Gegen die Partei des orthodoxen Bischofs Athanasius (s. d.) von Alexandrien machten die Meletianer mit den Arianern gemeine Sache, ohne jedoch die Irrlehren derselben anzunehmen. Schismatiker desselben Namens entstanden zu Antiochien, als Meletius von Melitene in Armenien zum Bischof daselbst 360 von den Arianern gewählt und wegen seiner Orthodoxie wieder verjagt wurde. Die ihn für den rechten Bischof hielten und, da er unter Julian zurückkehrte, ihm allein anhingen, hießen Meletianer. Mit seinem Tode (381) erlosch dieser Name, doch später erst die Spaltung der antiochenischen Kirche. Die römische und griech. Kirche rechnen diesen Meletius unter ihre Heiligen. E.

Melicertes, Sohn der Ino oder Leukothea, welcher mit seiner von der Juno verfolgten und ins Meer gesprungenen Mutter in eine Meergottheit verwandelt wurde und als solche den Namen Palämon erhielt. (S. **Athamas** und **Ino**.) Die Seefahrenden verehrten ihn als einen schützenden Meergott, der die bedrängten Schiffe glücklich in den Hafen führe, weßhalb er auch von den Römern **Portumnus** (s. d.) oder Hafengott genannt wurde. Als Meergott wird er gewöhnlich mit einem großen blauen Bart, einen Schlüssel in der Hand oder von den Schultern hängend, und nicht, wie sonst bei größern Meergöttern geschieht, auf einen Wagen fahrend, sondern schwimmend vorgestellt. In vielen Hafenstädten waren ihm Tempel errichtet und auf der Insel Tenedos wurden ihm sogar Kinder geopfert.

Melismatisch wird diejenige Art des Gesanges genannt, bei welcher auf eine Sylbe des Textes mehre Töne gesungen werden, entgegengesetzt dem sogenannten syllabischen Gesange, bei welchem jede Sylbe des Textes nur eine einzige Note bekommt. Hierdurch wird ein umfassenderer Rhythmus in den Gesang eingeführt, als der Sprachrhythmus ist. (Eine aus mehren Noten zusammengesetzte, nur auf eine Sylbe gesungene Figur heißt **Melisma**, Sylbendehnung.) Der syllabische Gesang wird im Recitative und im Chorale unvermischt gebraucht, der melismatische hingegen, welcher in den übrigen für den Gesang bestimmten Tonstücken vorkommt, erscheint jedes Mal mit dem syllabischen Gesange vermischt. Dann heißt auch melismatischer Gesang ein verzierter Gesang, und melismatisch, was zur Verzierung des Gesanges gehört; melismatisch heißen endlich auch leichte, einfache Gesangmelodien, welche leicht in das Ohr fallen und zu behalten sind.

Melissus, des Ithagenes Sohn, aus Samos gebürtig, lebte um 444 v. Chr. In der Geschichte seines Vaterlandes ist er als Staatsmann und Feldherr zur See merkwürdig. Als Philosoph wird er zur eleatischen Schule gerechnet, weil er den Idealismus derselben ebenfalls vortrug. Von dem Parmenides wich er in manchen Punkten ab, indem er das eleatische System noch schärfer entwickelte. Dieser dachte sich das eine Sein als intelligibel und begrenzt, und gab die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, wie sie uns die Sinne darstellen, zu; M. aber stellte das Seiende als ewig und grenzenlos, aber materiell vor und verwarf die Gültigkeit der Erfahrungen durch die Sinne geradezu als leeren Schein. Um dem Vorwurfe zu entgehen, daß seine metaphysischen Grundsätze mit der gemeinen Erfahrung in Widerstreit lögen, machte M. die relative Wahrheit zum Merkmal der objectiven Gültigkeit der Erkenntniß. Er schloß, weil die Meinung, daß alles Vorhandene ewig, unendlich, Eins, unveränderlich und sich überall gleich sei, der Vernunft nothwendig als wahrer einleuchten müsse, als die Meinung vom Gegentheile, worauf uns die Sinne führen: so müsse man sich an jene halten und diese für falsch erklären, oder wenigstens jene vorziehen und diese dahingestellt sein lassen. Auch behauptete er, daß sich von den Göttern nichts wissen lasse.

Melodie, im Allgemeinen, die successive Tonverbindung — im Besondern, eine Reihe von Tönen, die dem Ohre durch ihre Folge und Abwechselung nach bestimmter Höhe und Tiefe angenehm erscheint; im eingeschränkten Sinne des Worts auch der Gesang irgend eines bestimmten Musik- oder Singstücks, auf welche man hindeuten will (wenn man sagt eine Melodie). Durch die Melodie, im Allgemeinen genommen, will vorzüglich der Componist die Gemüthsstimmung, welche er zu malen sich vorgenommen hat, ausdrücken. Dies geschieht in unsern mehrstimmigen Kunstwerken vorzüglich durch die Hauptmelodie oder Hauptstimme, welcher die übrigen Stimmen mit ihrer Melodie untergeordnet sind. Schon hieraus folgt, daß die Melodie das Wesentlichste jedes Tonstücks, die Seele der Musik sei, und daß ihr die Harmonie als Ausdrucksmittel der Gefühle untergeord=

net sein müsse. Die Musik hat den Gesang, als ihr eigentliches Werk, als ihre vornehmste Aufgabe, zum steten Ziele; daher ist es für den Tonsetzer von der größten Wichtigkeit, die wesentlichen Eigenschaften einer guten Melodie und die Mittel, wodurch diese zu erreichen steht, zu kennen. Die Elemente, wodurch der Componist in den Stand gesetzt wird, mittelst melodischer Verbindung der Töne ein schönes Spiel der Empfindungen auszudrücken, sind die Verschiedenheiten der Töne an sich und die Verschiedenheit des Fortschreitens von einem Ton zum andern. Hierzu gesellt sich noch die Verschiedenheit der Bewegung (das Rhythmische). In allen diesen Beziehungen muß die Melodie den Äußerungen der zu schildernden Empfindungen angemessen sein und wiederum auf unsere Empfindungen wirken können. Melodie und Rhythmus sind die wahren Mittel, das Gemüth in Empfindung zu versetzen, und wo jene fehlen, da ist die höchste Reinheit der Harmonie unwirksam. Das eigentliche Wesen der Melodie besteht einzig und allein in dem Ausdruck. Sie muß alle Mal irgend eine innere Empfindung schildern, und Jeder, der sie hört, muß sich einbilden, er höre die Sprache eines Menschen, der, von einer gewissen Empfindung durchdrungen, diese an den Tag zu legen strebt. Insofern nun aber diese Melodie in den Händen des Tonsetzers ein Werk der Kunst und des Geschmacks ist, muß sie auch, wie jedes andre Werk der Kunst, ein Ganzes ausmachen, in welchem die mannigfaltigen Mittel zu einer vollkommenen Einheit verbunden sind. Dieses Ganze muß eine gefällige Form haben und sowol überhaupt als in seinen einzelnen Theilen so beschaffen sein, daß das Ohr des Zuhörers zur fortdauernden beständigen Aufmerksamkeit gereizt werde und sich ohne Anstoß und Zerstreuung den Eindrücken, die es empfängt, mit Lust überlassen und hingeben könne. Jeder Gesang, der diese Eigenschaften hat, ist gut. Die verschiedenen besondern Eigenschaften aber, welche einer guten Melodie eigen sein müssen, sind folgende. Zuerst ist schlechterdings nothwendig, daß ein Haupt- oder Grundton darin herrsche, der durch eine gute, dem Ausdrucke angemessene Abwechselung verschiedene Abstufungen bekomme. Dies kann nur dadurch geschehen, daß die auf einander folgenden Töne aus einer bestimmten Tonleiter (s. Ton) genommen werden. Geschähe dies nicht, so würde unter den einzelnen Theilen kein Zusammenhang sein. Denn die in jeder Tonleiter liegende Harmonie gibt den aus derselben genommenen Tönen den nöthigen Zusammenhang. Der Haupt- oder Grundton muß aber dem Charakter des Stücks angemessen gewählt werden. Denn jede Tonart hat einen ihr eignen Charakter, wie umgekehrt jede Empfindung einen ihr eigenthümlichen Ton. Je feiner nun das Ohr des Tonsetzers ist, diesen Charakter in jeder Tonart aufzufinden, desto glücklicher wird er in besondern Fällen in der Wahl des Haupttons sein, welche zum richtigen Ausdruck beiträgt. In ganz kurzen Melodien, die bloß aus ein Paar Hauptsätzen bestehen, kann man durchaus bei dem Hauptone bleiben, oder auch allenfalls in seine Dominante (s. d.) übergehen; längere Stücke hingegen erfodern Abwechselung des Tons, damit der leidenschaftliche Ausdruck auch in Absicht auf das Harmonische seine Schattirung und Mannigfaltigkeit bekomme. Zweitens ist bei der Melodie nach dem Obigen die Verschiedenheit der Tonfortschritte von großer Bedeutung. Sowie die Empfindung nicht auf gleicher Höhe ununterbrochen bleibt, so fodert auch die Melodie in Hinsicht auf Ausdruck der Empfindung sowol als wie auch um des Wohlgefallens willen ein nicht willkürliches Auf- und Absteigen durch größere oder kleinere, consonirende oder dissonirende Intervalle, wie die Empfindung selbst abwechselnd steigt oder fällt, sich leicht oder mühsam in Freude oder Schmerz bewegt. Drittens ist zu einer guten Melodie der Rhythmus (s. d.) nothwendig. Jeder Gesang erweckt durch die einzelnen Töne, welche der Zeit nach auf einander folgen, den Begriff der Bewegung. Jeder Ton ist als eine kleine Rückung, deren eine bestimmte Anzahl einen Schritt ausmachen, anzusehen. Es scheint überhaupt

eine so natürliche Ähnlichkeit zwischen dem Gang und der Bewegung der Melodie zu sein, daß überall, auch bei den rohesten Völkern, die ersten Gesänge, die unter ihnen entstanden, unzertrennlich mit dem Gange oder Tanze verbunden waren. Jede Bewegung, in welcher gar keine Ordnung und Regelmäßigkeit herrscht, wo kein Schritt dem andern gleicht, ist selbst beim bloßen Anschauen schon ermüdend. Daher würde eine Folge von Tönen, so harmonisch richtig man auch deren Fortschritte fände, wenn unter denselben nicht irgend eine abgemessene Ordnung in der Abwechselung vorhanden wäre, unsere Aufmerksamkeit keinen Augenblick unterhalten, sondern uns vielmehr verwirren. Darum muß in der Bewegung eine gewisse Gleichförmigkeit vorhanden sein, und die Folge der Töne muß in gleiche Zeiten oder Schritte, die in der Musik Takte genannt werden, eingetheilt sein. Diese Schritte müssen, wenn sie aus mehren kleinen Rückungen bestehen, dadurch fühlbar gemacht werden, daß jeder Schritt auf der ersten Rückung stärker als auf den übrigen angegeben wird, oder einen Accent bekommt. Alsdann fühlt das Gehör die Eintheilung der Töne in Takte. Darum müssen die gleich langen Schritte oder Takte in gefälliger Abwechselung auf einander folgen, und es ist deßwegen nöthig, daß die Dauer des Taktes in kleinere Zeiten, nach gerader und ungerader Zahl, eingetheilt werde; daß die verschiedenen Zeiten durch Accente, durch vereinten Nachdruck, oder auch noch bewirkte Rückungen einzelner Töne sich von einander unterscheiden. Hieraus entstehen nun wieder neue Arten von Gleichförmigkeit und Mannigfaltigkeit, die den Gesang angenehm machen. Der gefühlvolle Ausdruck wird demgemäß auch durch schnelle oder langsame Bewegung, durch den geraden oder ungeraden Takt und die daraus entstehenden verschiedenen Accente, durch die besondere Art oder Anzahl der einzelnen Theile des Takts, durch die Austheilung der Töne in dem Takte nach ihrer Länge und Kürze, und endlich durch das Verhältniß der Einschnitte und Abschnitte gegen einander bestimmt. Jeder dieser Punkte trägt das Seinige zum Ausdruck bei. Ferner muß eine gute Melodie singbar oder spielbar und, nach Beschaffenheit ihrer Art, leicht von dem Gehör aufzufassen sein. Wo diese Eigenschaft fehlt, da werden alle übrige Verdienste einer Composition verdunkelt und unwirksam gemacht. Doch lassen sich diese Eigenschaften nur mit Beziehung auf die fortschreitende Musikbildung einestheils, anderntheils auf die zu schildernden Empfindungen bestimmen. Um leicht und faßlich zu werden, muß der Tonsetzer sowol den ausübenden Gesang als die Natur derjenigen Instrumente, für welche er setzen will, studirt haben. Die Leichtigkeit, das Gefällige und Fließende des Gesanges kommt oft von der Art der Fortschreitung her, und bei dieser ist zu merken, daß man, so lange der Ausdruck der darzustellenden Empfindung keine Ausweichung fodert, bei der Tonleiter des angenommenen Tons bleibe. Denn die diatonische Tonleiter ist in jedem Intervalle dem Ohre die faßlichste. Kühne, schroffe Gegenstände erfodern aber andre Mittel. Die Eigenschaft einer guten Gesangsmelodie insbesondere besteht in der Nothwendigkeit, den Ausdruck eines Textes so viel als möglich wiederzugeben. Der Tonsetzer muß sich bestreben, die eigentliche Art und den Grad der Empfindung, welche in dem Texte liegt, zu fühlen und sich überhaupt in dieselbe zu versetzen. Dabei ist es wichtig, genau die Stellen zu beobachten, wo die Empfindung so eindringend wird, daß das Gemüth dabei zu verweilen wünscht. Hier nun ist die Gelegenheit vorhanden, die ausdrucksvollsten Wendungen anzubringen. Hat er Gefühl und Übung, so werden ihm Bewegung und Takt, wie sie der Empfindung des Textes angemessen sind, schon von selbst einfallen. Aber den schicklichsten Rhythmus und die besten Einschnitte zu treffen, wird ihm, wo der Dichter nicht vollkommen musikalisch gewesen ist, oft sehr schwer werden. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die Einschnitte und Perioden mit denen, die im Texte sind, übereinkommen müssen. Streiten nun aber diese, wie es nicht selten der

Fall ist, gegen das Ebenmaß der Musik, so muß sich der Setzer mit Wiederholungen und Versetzungen einzelner Worte zu helfen suchen. Höchst zweckwidrig sind die Schilderungen körperlicher Dinge, welche der Dichter nur dem Verstande und nicht der Empfindung vorlegt. Noch unstatthafter sind Schilderungen einzelner Worte, welche dem Ausdrucke des ganzen Textes widersprechen. Wie, wenn der Dichter sagte: Weinet nicht, und der Tonsetzer wollte nun auf dem ersten Worte Töne setzen, die etwa das Weinen nachahmen sollten? Und doch trifft man dergl. Verstöße gegen eine vernünftige Behandlung des Textes nur zu häufig an. Endlich ist noch anzumerken, daß gewisse Fehler gegen die Natur des Taktes die Melodien höchst unangenehm und widrig machen, z. B. wenn man Dissonanzen auf Takttheile anbringt, welche dieselben nicht vertragen. Im Dreivierteltakt können z. B. die Vorhalte oder zufällige Dissonanzen, wenn die Rückungen durch Viertel geschehen sollen, in der Regel nur auf dem ersten Viertel angebracht werden. Geschehen aber in diesem Takte die Rückungen durch Achtel, so können die Dissonanzen auf dem ersten, dritten und fünften Achtel stehen. Hingegen fallen die Dissonanzen im Sechsachteltakte auf das erste und vierte Achtel und werden mit dem zweiten oder dritten, fünften oder sechsten vorbereitet. Ausnahme macht die Gegenbewegung. Beim Vortrag der Melodie ist auf Stärke und Schwäche, Schweifung und Abstoßen der Töne sowie auf alle vorhin berührte Punkte zusammengenommen zu sehen. Nicht sehr wahrscheinlich ist, daß der Mensch durch Nachahmung der Vögel auf die Melodie oder den Gesang gekommen sei; es ist wahrscheinlicher, daß der Gesang auch allmäliges Erzeugniß des Menschen sei, denn die einzelnen Töne, woraus der Gesang gebildet wird, sind Äußerungen lebhafter Gefühle, die dem Menschen, indem er Vergnügen, Schmerz oder Traurigkeit durch Töne äußert, oft auch die Natur wider seinen Willen auspreßt. Der Mensch ist geneigt, sowol den fröhlichen als den traurigen Empfindungen nachzuhängen und sich in denselben gleichsam einzuwiegen. Wir sehen, daß Kinder, die noch nichts von Gesang wissen, wenn sie in vergnügter oder trauriger Stimmung sind, sich durch dazu passende Töne darin zu unterhalten suchen. Durch diese Töne bekommt das Gefühl gleichsam etwas Körperliches, woran es sich festhalten und wodurch es sich eine Fortdauer verschaffen kann. Diese allein aber machen den Gesang noch nicht aus. Denn erst wenn abgemessene Bewegung und Rhythmus hinzukommen, entsteht der eigentliche Gesang, und eine Wiederholung solcher Töne ohne bestimmte Wiederkehr und Abwechselung mit Länge und Kürze scheint die Fortdauer der Empfindung und das Beharren in derselben nicht bewirken zu können. Es ist daher keine seltene Erscheinung, daß das Kind, sowie auch der rohe erwachsene Mensch, mit der Wiederholung leidenschaftlicher Töne eine gewisse gleichförmige Bewegung des Körpers, ein regelmäßiges und in gleichen Zeiten wiederkehrendes Hin- und Herwanken desselben verbindet, worin der Ursprung des Takts (s. d.) zu suchen ist. Nichts ist bequemer, uns eine Zeitlang in einer und ebenderselben Empfindung zu unterhalten, als eine gleichförmige, in gleiche Zeiten abgetheilte Bewegung, wodurch die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand gefesselt wird. Und so läßt sich einigermaßen der Ursprung der Melodie erklären, den man als eine in bestimmter gleichförmiger Bewegung fortfließende Folge gefühlvoller Töne bestimmen kann. Gesang oder Melodie kann übrigens nicht allein durch die menschliche Stimme, sondern auch auf den Instrumenten hervorgebracht werden. Aber der Gesang der menschlichen Stimme ist freilich der ursprünglichste und vollkommenste, weil er, als lebendiges Erzeugniß des menschlichen Geistes, jedem Ton auf das genaueste die besondere Abstufung, die der Affect erfodert, geben kann. Da nun in der Melodie die mit unwiderstehlicher Kraft belebten Töne liegen, die man als Äußerungen einer empfindenden Seele erkennt, so hat der Gesang vor allen andern Werken der Kunst den Vorzug, daß er Gefühle

zu erwecken im Stande ist. Dies legt dem Tonsetzer die unerlaßliche Pflicht auf, dem Studium des Gesanges oder der Melodie die größte Aufmerksamkeit zu widmen, was vorzüglich den neuern Tonsetzern, wegen der herrschenden harmonischen Überladungen, anzuempfehlen ist. Pq.

Melodrama, ein kleines halbmusikalisches Drama oder diejenige Art des Dramatischen, wo der declamatorische Vortrag einzelner gesprochener Sätze durch Instrumentalmusik unterbrochen wird, und wo diese Anwendung der Musik nur theilweise in einem Drama vorkommt, da redet man vom Melodramatischen. Es heißt Monodrama, wenn es nur eine Person hat, Duodrama, wenn es zwei oder mehre hat. Die Erfindung wird Rousseau zugeschrieben, durch dessen „Pygmalion" veranlaßt, Brandes die Gerstenberg'sche Cantate „Ariadne", sowie nachher Gotter die „Medea" bearbeiteten, welche beide Benda mit einer vortrefflichen Musik beschenkt hat. Wenn wir einen Blick auf den Beifall werfen, welchen diese beiden Melodramen zur Zeit ihrer Erscheinung in einem so hohen Maße erhielten, so scheint es fast befremdend, daß diese Gattung späterhin so wenig Nachahmer gefunden, und sich der Geschmack daran bald verloren hat. Wenn wir aber zuvörderst den mechanischen Bau der vorhandenen Melodramen in poetischer Hinsicht betrachten, so werden wir finden, daß eine einzige Person außer Stande ist, eine dramatische Handlung zu beginnen, an das zu gewährende Interesse nothwendig geknüpfte Verwickelungen durchzuführen und endlich zur vollkommenen Befriedigung der Zuschauer in sich harmonisch zu beenden. Um einem solchen harmonischen Übelstande in etwas zu begegnen, hat man den Melodramen eine durchaus lyrische Haltung zu geben gesucht. Hieraus entsteht aber der grelle Widerspruch, daß wir stets Empfindungen und Gefühle vor Augen haben, ohne daß die Handlungen, durch welche sie erzeugt werden, zu unserer anschaulichen Kenntniß gelangen. Wir sehen Wirkungen, ohne die Ursachen davon zu erfahren. Es bedarf keines Beweises, daß ein solches Werk, dem statt der dramatischen Handlung stets Gefühle und Empfindungen untergeschoben werden, seines Mangels an innerer Haltung wegen auf keine fortdauernde Theilnahme Anspruch machen könne. Etwas besser verhält es sich zwar mit den Duodramen, weil bei zwei handelnden Personen die Möglichkeit, eine dramatische Handlung gehörig zu beginnen, zu verwickeln und zu vollenden, schon größer ist. Aber auch dazu wird ein ausgezeichnetes Talent erfodert, da die mechanischen Hülfsmittel immer noch sehr beschränkt sind. Hierzu kommt noch eine andre Schwierigkeit. Man hat nämlich geglaubt, diesen Melodramen einen ernsten Charakter geben zu müssen, um dem Componisten hinlängliche Veranlassung zur Schilderung der Gefühle und Leidenschaften zu geben. Da aber der ernste Charakter einer solchen lyrischen Handlung durch Mangel an äußerer Bewegung nothwendig sehr beengt sein muß, und dieser Mangel an Bewegung durch die ebenso nothwendig beschränkte Handlung einer oder zweier Personen nicht gehoben werden kann, so scheint sich daraus zu ergeben, daß ein ernster Inhalt für diese Art dramatischer Arbeiten unstatthaft sei. Betrachten wir nun die Verbindung selbst, welche im Melodram zwischen Poesie und Musik stattfindet. Eine solche Anwendung der Musik soll, wie man meint, den Zweck haben, den Ausdruck des Sprechenden zu verstärken. Allein da läßt sich fragen, wenn diese Verstärkung wesentlich und durch die Natur der Empfindungen gefodert ist, warum geht diese Verstärkung nicht unmittelbar von Demjenigen aus, welcher diese Empfindungen äußert, oder mit andern Worten, warum wird die Rede nicht überhaupt Gesang? Die begleitende Instrumentalmusik kann ja hier nur der Reflex der Empfindungen des Sprechenden sein; wie kann aber dieser Reflex stärker werden als die Empfindung selbst? Nur Ein Fall möchte denkbar sein, in welchem Musik mit gesprochener Rede sich verbinden kann, nämlich der, wo die Instrumentalmusik die Eindrücke der Natur und Umgebung auf den Sprechenden und Handelnden

darstellt. Allein die Musik hat in der Schilderung der Naturgegenstände ein beschränktes Gebiet (s. Musikalische Malerei), und da der Mensch an sich über den Naturerscheinungen steht, so würde das Melodramatische nur da vollkommen gerechtfertigt sein, wo die Natur als ein Übermächtiges, zauberisch Überwältigendes erscheint, oder Geistererscheinungen in die poetische Wirklichkeit treten, wie dies z. B. in der Scene der Wolfsschlucht im „Freischütz" der Fall ist. Was nun aber das Abwechseln zwischen Instrumentalmusik und Declamation anlangt, so wird durch dasselbe die Ausbildung beider und ein befriedigender Totaleindruck immerfort verhindert. Wer vermöchte auch an jenen stets gewaltsam abgerissenen, im Charakter sich fast immer widersprechenden musikalischen Sätzen, selbst wenn sie an und für sich die vortrefflichsten Gedanken enthielten, Gefallen zu finden? Der Melodramendichter glaubt meistens, dem Componisten nicht genugsame Gelegenheit zur Entwickelung seiner Kunst zu geben, wenn er nicht fleißig die Empfindungen sich unter einander selbst bestreiten läßt. Dadurch entsteht natürlich ein solcher Mangel an Einheit in der musikalischen Darstellung, daß fast jede musikalische Periode, welche die Declamation unterbricht, einen verschiedenen und sich oft vernichtenden Charakter zur Erscheinung bringt. Aus allen diesen Gründen geht hervor, daß das sogen. Melodrama, in welchem, wie Bouterwek sich ausdrückt, zwei Künste, die dasselbe Ziel verfolgen, mit besonderer Höflichkeit einander abwechselnd Platz machen, wenn die eine der andern in den Weg tritt, insbesondere seines musikalischen Theils wegen für eine gänzlich unnatürliche und deßhalb unstatthafte Gattung dramatischer Erzeugnisse zu erklären ist, über deren Unwerth auch der Erfolg hinlänglich entschieden hat. Unter Melodrama, sagt Schlegel in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur", verstehen die Franzosen nicht wie wir ein Schauspiel, worin Monologe mit Instrumentalmusik in den Pausen abwechseln, sondern wo in emphatischer Prosa irgend etwas Wunderbares, Abenteuerliches oder auch sinnliche Handlungen nebst den dazu gehörigen Decorationen und Aufzügen zur Schau gebracht werden. Auf die Neigung hierzu ließe sich etwas Besseres bauen, denn leider sind die meisten Melodramen bis zur Abgeschmacktheit roh und gleichsam Fehlgeburten des Romantischen. Die neuern, von den Boulevards in Paris ausgehenden Melodramen (z. B. „Die Waise und der Mörder", „Der Galeerensklave") sind rohe Schauspiele, in welchen nur zuweilen das Melodramatische eingemischt ist, um den Effect zu steigern.

Melone, **Cucurbita Melo**, eine kürbisartige Garten- und Feldfrucht von angenehmem, süßgewürzhaftem Geschmack. Sie ist in Asien zu Hause und kann in Deutschland kaum unter freiem Himmel gezogen werden. In der Gegend um Astrachan erbaut man sehr große, wohlschmeckende Melonen. Die deutschen Gärtner ziehen besonders zwei Arten, die Kantalupen mit plattrunden, warzigen, unförmlichen Früchten von schwarzgrüner, gelber oder weißer Farbe, die zwar dicke Schalen haben, deren Fleisch aber für das feinste gehalten wird, und die Netzmelone, die mit netzförmigen Erhöhungen überzogen, dünnschaliger ist und früher reift als jene. Außerdem rechnet man hierher die Wassermelone, **C. citrullus**, welche besonders bei Hatwan in Ungarn von vorzüglicher Größe und Güte gebaut wird, und deren Saft man mit Wein vermischt genießt.

Meloplast, eine in Frankreich erfundene Methode des Unterrichts in der Musik, welche Galin und dessen Nachfolger, Ph. de Geslin, in dem „**Cours analytique de musique**" (Paris 1824) beschrieben haben.

Melos (griech.), der Gesang, Gesangspoesie, daher melisch so viel als lyrisch, reinlyrisch. (S. Lyrik.)

Melos, jetzt Milo, eine der Cykladen im griech. Archipel, das Vaterland des Philosophen Diagoras, hat auf 3 □M. etwa 5000 theils griech., theils kathol. Bewohner. Der vulkanische Boden ist reich an eisen- und schwefelhaltigen

Quellen und unterirdischem Feuer. Die sanfte Wärme, die hierdurch über den Boden der ganzen Insel verbreitet wird, gibt ihren Weinen, Feigen, Melonen (die von der Insel den Namen haben) und andern Früchten einen vorzüglichen Geschmack; aber dieselben Ursachen, die für die Vegetation so günstig sind, wirken nachtheilig auf die Gesundheit der Menschen. Die Ausfuhr besteht in Alaun, Schwefel, Wolle, Ziegenkäse, Weizen, Melonen, Wein u. s. w. Die Hauptstadt Milo, der Sitz eines griech. und eines kathol. Bischofs, wird von 5000 Griechen bewohnt und hat den geräumigsten Hafen im Archipel. Diese Insulaner traten unter die Fahne des Kreuzes, als eine Abtheilung der griech. Flotte im Mai 1821 eine türkische Corvette von 32 Kanonen und eine Kriegsbrigg in dem Hafen von Melos überfiel, die Mannschaft niederhieb und die Insel frei machte. — Baron v. Haller aus Nürnberg entdeckte hier 1814 die Lage der alten Stadt Melos südlich von Castro, wo er ein Amphitheater von Marmor und eine Menge Bruchstücke von marmornen Säulen und Statuen fand. Auf s. Rath kaufte der Kronprinz von Baiern (jetzige König) das Amphitheater, um die dortigen Antiken für seine Sammlung zu erhalten. In der Nähe derselben fand 1820 ein griech. Landmann unter dem Boden einer Nische ein herrliches Rundbild, die Statue der Venus von Melos, nebst 3 Hermen (3 Fuß hoch), welche der franz. Gesandte in Konstantinopel, Marquis de la Rivière, kaufte und dem Könige von Frankreich schenkte. Sie steht jetzt im pariser Musée royal im Louvre und wird von ihren pariser Bewunderern gewöhnlich la femme du Torse genannt. Die Statue ist vom schönsten feinkörnigen parischen Marmor (Grechetto genannt), dem man die Farbe des Elfenbeins gegeben hat. Sie war zwar zerbrochen und sehr beschädigt; doch war der Kopf nie vom Leibe getrennt gewesen. Am besten erhalten sind die mittlern Theile, Brust und Leib. Ein faltenreiches Gewand verhüllt die untern Theile, sodaß nur ein Fuß sichtbar wird. Diese merkwürdige Statue, welche etwas nach der linken Seite geneigt ist, hat 6 Fuß 3 Zoll Höhe und hat 8,55 Kopflängen, wie der Apollo von Belvedere, folglich ist sie ½ Kopflänge größer als die mediceische Venus. Die Venus von Melos wird, weil sie den Apfel hält, für eine Venus victrix gehalten; sie scheint nach der nackten Venus des Praxiteles (der Knidischen) gebildet zu sein. Bei keiner andern Statue der Venus kommt der Apfel vor. Graf Clarac, Oberaufseher des franz. k. Museums der Antiken, und Quatremère de Quincy haben Beschreibungen dieser Bildsäule der Venus victrix herausgegeben (Paris 1821). Nach des Letztern jedoch unwahrscheinlicher Meinung gehören die Hand mit dem Apfel und die Hermen nicht zur Statue. Von dieser Statue, die der Schönheit ihrer Formen und des Adels des Styls wegen allgemein bewundert wird, steht ein Abguß in der berliner Antikengalerie zu Montbijou. Auch besitzt Hr. v. Quandt in Dresden einen Abguß. Böttiger erklärte sich in der „Abendzeitung" (1821, Nr. 287) für die Gruppirung dieses halbnackten Venusbildes mit einem Mars. Hofr. Hase in Dresden hält diese Venus für eine Elektra, die mit dem Pylades zusammen gruppirt wurde. 20.

Melpomene, die Muse des Trauerspiels. Sie wird abgebildet mit einer ernsthaften Maske, wol auch mit einem Cypressenzweig in der einen und einem Dolch in der andern Hand. (S. Musen.)

Melusine. Die durch ein artiges Märchen bekannte schöne Melusine war nach Einigen ein weiblicher Meerdämon, nach Andern stammte sie durch ihren Vater von einem König von Albanien und einer Fee ab. Paracelsus macht sie zu einer Nymphe; die Meisten bezeichnen sie als eine mächtige Fee, die sich mit einem Fürsten aus dem Hause Lusignan vermählte. Sie war, wie die meisten Feen jener Zeit, gezwungen, gewisse Tage des Monats Fischgestalt anzunehmen; alsdann wandte sie alle Sorgfalt an, sich weder vor ihrem Gemahl noch vor ihren Hausleuten sehen zu lassen. Aber eines Tages trat ihr Gemahl, der zu neugierig war

und gern wissen wollte, was Melusine so eingeschlossen vornehme, unvermuthet ins Zimmer und erblickte sie in einem Wassergefäß in einer Gestalt, worin er sie noch nicht kannte. Sie ließ ihm keine Zeit, sein Erstaunen auszudrücken; sobald sie sich entdeckt sah, stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand. So oft seitdem ein Glied des Hauses Lusignan von einem Unfall bedroht war, oder ein König von Frankreich auf außerordentliche Weise sterben sollte, erschien sie in Trauerkleidern auf dem großen Thurme des Schlosses Lusignan, das sie hatte bauen lassen, und ließ dort Seufzer und Wehklagen hören.

Melville-Insel, s. Nordpolexpedition.

Memel, im Königreich Preußen, im Regierungsbezirk Königsberg, an der Mündung der Dange in das kurische Haff, die nördlichste Stadt in Preußen (55° 42′ 15″ Br., 38° 45′ L.), liegt 122 Meilen von Berlin, nicht weit von der russischen Grenze, und hat 729 H. mit 8400 Einw., die vom Schiffbau, Fabriken und Handel (besonders mit England) leben. Der Hafen ist gut, sicher und wird durch die Festung vertheidigt. Ein 73 Fuß hoher Leuchtthurm liegt vor demselben auf einem Sandhügel. Es laufen jährl. über 600 Schiffe ein und aus. Außer Getreide, Hanf und Häuten wird besonders guter Leinsamen und Holz aus Lithauen ausgeführt. 1807 wählte der k. preuß. Hof diese Stadt zu seinem einstweiligen Aufenthalte. Memel ist auch der deutsche Name des Flusses Niemen (s. d.).

Memnon, nach dem Mythus, Sohn des Tithon und der Aurora und Bruder des Emathon. Nach Einigen war er König der Äthiopier, nach A. der Assyrer. Zu Abydos in Ägypten erbaute er einen prächtigen Palast und ein Labyrinth, einen andern Palast zu Susa in Persien, welche Stadt von ihm auch den Beinamen Memnonia führte. Priamus, König von Troja, wußte ihn durch das Geschenk eines goldenen Weinstocks zu bewegen, ihm gegen die Griechen zu Hülfe zu kommen; er verrichtete dabei mehre tapfere Thaten und verwundete selbst den Achilles, wurde aber endlich von demselben erlegt. Auf Bitten der Aurora, ihren Sohn auf eine ausgezeichnete Weise zu ehren, ließ Jupiter aus seiner Asche eine unzählige Menge Vögel entstehen (Memnonsvögel), welche jährlich zu s. Grabe zurückkehrten, hier mit einander kämpften und so gleichsam Leichenspiele zu s. Andenken feierten. Nach s. Tode ward er als Heros verehrt. Bei Theben, am linken Nilufer, in den Ruinen des **Memnonium** (Palast des Memnon) sieht man noch die Trümmer von Memnonsbildsäulen in kolossaler Größe. Ein solches Riesenbild des Memnon gab, wenn die Sonne aufging und die Statue beschien, einen fröhlichen Klang von sich; ging sie unter, einen traurigen. Man erzählt sogar, daß es Thränen vergossen und Orakelsprüche in 7 Versen ausgesprochen habe. Man hörte den Klang noch bis ins 4. Jahrh. n. Chr. Beschreibungen dieser tönenden Memnonssäule und Nachrichten von dem gehörten Klange findet man bei Pausanias und Strabo, und unter den Neuern bei Pococke und Norden. Über ihre Beschaffenheit und über die Erzählung vom Memnon hat man mehre Hypothesen. Bis zur Evidenz erweist Böttiger in s. „Amalthea", 2. Bd., S. 174 fg., daß Memnon und Phamenophis Eins sind, und daß die Memnonssäule einen die Sonne anbetenden Heros, eine Königs- oder Priesterfigur darstellt, die den Sonnengott begrüßt. In dem brit. Museum befindet sich seit 1818 (durch Belzoni) der Kopf einer solchen Memnonsstatue, die man den jungen Memnon zu nennen pflegt. Nach Jacobs sind alle von Meroe an bis zum Äsepus hinauf und durch ganz Asien gehende Königs- und Todtenpaläste als **Memnonien** anzusehen.

Memoire, im Allgemeinen, was zum Andenken einer Sache dient; dann eine schriftliche Vorstellung, ein Aufsatz zur Anregung eines Gegenstandes, Eingabe; insbesondere: I. **Staatsschriften**, denen die gewöhnlichen Förmlichkeiten alle oder größtentheils, besonders die Besiegelung, fehlen. Sie kommen bei

Unterhandlungen der Minister häufig, bisweilen auch bei Antworten und Resolutionen der Herrscher vor, weil man durch diese Gattung von Schriften allen Rang- und Ceremonialstreitigkeiten auf eine feine Art ausweichen kann. Man unterscheidet 3 Arten: 1) die mit Anreden, Datum und Unterschrift versehenen, in denen der Abfasser von sich in der ersten, von Dem, an den er sich wendet, in der zweiten Person spricht (Memoiren in Briefform); 2) solche, die zwar Anrede, Datum und Unterschrift enthalten, in denen aber der Schreibende von sich in der dritten Person spricht (Memoire schlechthin); und 3) solche, die ohne Anrede, oft auch ohne Unterschrift sind, und worin vom Abfasser und Empfänger in der dritten Person geschrieben wird (Noten). Dergleichen Schreiben werden theils von den Höfen selbst, theils von deren Gesandten abgefaßt und übergeben. Es gehören zu den erstern a) Circularnoten an das diplomatische Corps, d. h. die an einem Hofe residirenden fremden Gesandten, um sie von etwas zu benachrichtigen oder um etwas zu ersuchen, gemeiniglich mit Unterschrift des Staatssecretairs oder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten; ferner b) die Antworten eines Hofs an einen Gesandten auf dessen Eingabe; c) die Noten an ein auswärtiges Staatsministerium oder den auswärtigen Gesandten, um solche nebst einem Memoire zu übergeben. Die Denkschriften der Gesandten an den Höfen, wo sie residiren, sind meist eigentlich sogen. Memoires, bisweilen auch bloß Noten; in Briefform werden sie jetzt nicht mehr ausgefertigt. II. Unter historischen Memoiren versteht man solche Schriften, in denen Jemand selbst erlebte Geschichten zur Erinnerung für sich selbst aufgezeichnet hat: Denkschriften. Sie unterscheiden sich von einer vollständigen Geschichte oder Chronik dadurch, daß sie 1) nur Eine Begebenheit oder nur Eine Person zum Gegenstande haben; 2) daß deren Verf. entweder selbst an der beschriebenen Begebenheit Theil genommen hat oder doch der handelnden Person nahe genug war, um aus der reinsten Quelle schöpfen zu können, und 3) daß sie im bloßen Tone der Erzählung, aber einer zusammenhängenden Erzählung, und von Einem Verf. geschrieben sind. Aus dem letztern Grunde macht man an sie keine große Anfoderungen der Form und des Styls, wie an ein wirklich historisches Kunstwerk und gesteht ihnen zu, daß sie minder zusammenhängend und sorgloser im Ausdruck sein können, obschon ihr Werth um so größer ist, je weniger sie von dieser Erlaubniß Gebrauch machen und mit Leichtigkeit, ohne störende Nachlässigkeit erzählen. Sie liefern dem Forscher anziehende Einzelnheiten, entdecken oft die geheimsten Triebfedern, dringen in einzelne, oft für kleinlich erachtete und in allgemeinern Geschichtsbüchern vernachlässigte oder kaum mit furchtsamer Vorsicht durch Winke angedeutete Umstände ein, entwickeln geheime Anschläge und Entwürfe, von denen bloß das letzte Ergebniß in die Geschichte aufgenommen zu werden pflegt, und dürfen unter gewissen Beschränkungen auf einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Nicht weniger sind sie angenehm durch die rein sich aussprechende Individualität des Schreibenden, durch seine Art, die Begebenheiten zu betrachten (gesetzt auch, daß sie einseitig, beschränkt, ja selbst parteiisch sein sollte, was einmal in der Natur solcher Schriften liegt), durch Eigenthümlichkeit, Freimüthigkeit und Unbefangenheit des Urtheils und durch Lebendigkeit und Anmuth der Darstellung. Durch diese Eigenschaften erhalten sie vor andern Gattungen historischer Schriften den Vorzug, daß sie den bloßen Liebhaber wie den Kenner befriedigen, jenen durch die reizende Nachlässigkeit ihrer Form, diesen durch den Werth ihres Inhalts, wenngleich es nicht zu verkennen ist, daß in letzterer Rücksicht die historische Kritik bei denselben ein schweres Geschäft hat. Als die ältesten Memoiren betrachtet man gewöhnlich Cäsars Berichte von seinen Feldzügen; aus dem Mittelalter kann man u. a. des Bischofs Ditmar Chronik (den neuern Ansichten über dieselbe zufolge) hierher rechnen; ihr eigentliches Vaterland aber ist Frankreich, in dessen historischer Literatur sie eine wahre Nationaleigen-

thümlichkeit sind, und wo sie vom Ende des 15. Jahrh. an immer häufiger werden. Besondere Erwähnung verdienen die Memoiren Phil. de Comines's, Brantôme's, Sully's, Joinville's, des Cardinals Retz. (S. d. und Französische Literatur.) Martin du Bellay's durch ihre kraftvolle Darstellung und den in ihnen ausgesprochenen Nationalsinn merkwürdige Memoiren gehen von 1513—16 (Paris 1569, Fol., modernisirt herausgeg. von Lambert, Paris 1753, 7 Bde.). Blaise de Montluc ist in s. Memoiren (von 1521—69, von Heinrich IV. die Soldatenbibel genannt, Paris 1746, 4 Bde., 12.) ebenso offenherzig in seinem Selbsttadel als in s. Selbstlobe; lebhafter und anschaulicher Vortrag ist verbunden mit dem einem alten Krieger eigenthümlichen Wortreichthum. Durch politische Redlichkeit in höchster Vollendung, Richtigkeit, Reife und Klarheit des Urtheils, sowie durch Würde und ruhevollen Vortrag zeichnet sich Michel de Castelnau („Mem. von 1559—70", Brüssel 1731, 3 Bde., Fol.) aus. Margarethe v. Valois, Gemahlin Heinrichs IV., erzählt die Geschichte ihrer Jugendjahre (1561—81) mit bezaubernder, wenn auch etwas gekünstelter Eleganz, weiblicher Feinheit und Gewandtheit, zugleich aber auch mit unverkennbarer Gutmüthigkeit (Haag 1715, 2 Bde.; deutsch von Friedr. Schlegel, Leipz. 1803). Aubigné (1550—1600, Amsterd. 1623, 3 Bde., Fol.) ist bei aller Befangenheit, kecker, an Schmähsucht grenzender Freimüthigkeit, und bei einem gesuchten, oft unverständlichen Ausdrucke ein für die Geschichte seiner Zeit höchst wichtiger, wenn auch mit kritischer Prüfung zu brauchender Schriftsteller. Rochefoucault, ein Großer von der feinsten Bildung und tiefer Menschenkenner, beschrieb die Unruhen der Fronde (1648—52) mit Meisterhand, hat bei unverschleierter Parteilichkeit eine scharfsinnige und klare Darstellung und Entwickelung der Begebenheiten, treffende Charakteristik der Hauptpersonen, sprechende Lebendigkeit und naturgemäßes Colorit. Die Darstellung (in welcher er sehr unpassend oft mit Tacitus verglichen worden) ist schmucklos, männlich und gedankenreich, die Sprache rein, abgemessen und gedrungen (Trevoux 1754, 2 Bde., 12., Paris 1804, 18.). Aus der großen Menge der übrigen franz. Memoiren führen wir noch an: die von d'Etrées, de Brienne, de Torcy und Montyon, für Diplomaten von besonderm Interesse; die von St.-Simon, Duclos, der Madame d'Epinay; hierher zu zählen sind auch die Werke des Abbé Soulavie; die „Bekenntnisse" von J. J. Rousseau; die Correspondenzen von Grimm, von Laharpe; das „Tagebuch" von Bachaumont; die „Considérations sur la révolution" der Frau v. Staël; das Werk von Suard über das 18. Jahrhundert; die Denkwürdigkeiten der Madame Laroche-Jacquelin u. a. In Paris sind seit einigen Jahren 4 große Sammlungen von Memoiren begonnen worden, die für Bibliotheken und Sammler von großem Interesse sind; die erste ist: „**Collection complète des mémoires relatifs à l'histoire de France depuis le règne de Philippe Auguste jusqu'au commencement du 17ième siècle; avec des notes sur chaque auteur et des observations sur chaque ouvrage par M. Petitot**". Diese Sammlung besteht aus 42 Bdn. und ist vollendet. Die zweite ist eine Folge und Fortsetzung der vorhergehenden u. d. T.: „**Collection etc. depuis l'avènement de Henri IV. jusqu'à la paix de Paris, conclue en 1763**", und ist, wie die erste, von Petitot geordnet und besorgt. Im April 1823 erschien von dieser zweiten Folge der 23. Band. Beide Sammlungen hat der Buchhändler Foucault mit der größten typographischen Sorgfalt ausgestattet. Die dritte ist eine Sammlung von bereits gedruckten und noch nicht gedruckten Memoiren über die franz. Revolution. Diese von Berville und Barrière herausgeg. Samml. kann in ihrer Art für musterhaft gelten. Jedes einzelne Werk ist mit einer einleit. Biographie des Verf. oder der Verfasserin versehen; der sehr correcte Text mit bericht., erläut. und ergänzenden Noten begleitet, und am Schlusse sind in der Regel größere Beweisstücke (pièces

justificatives) mit großer Einsicht und Sorgfalt zusammengebracht und gewählt. Diese Sammlung soll aus den Memoiren der Madame Roland, des Marquis de Ferrières, von Linguet, Dusault, vom Marq. de Bouillé, Baron Besenval, von Bailly, Rabaud de St.-Etienne, Mounier, vom Marq. von Lally-Tolendal, Marquis v. Rochambeau, von Riouffe, Rivarol, Louvet, vom General Puisaye, Marq. v. Montesquiou, Camille Desmoulins, St.-Just, Necker, Clery, Mallet du Pan, von Barbaroux, Fréron, Garat, vom General Doppe, Beaumarchais, Ramel, Aymé, Marmontel, Phelippeau, Antonelle, Courtois, Dumouriez, von Madame Campan, Morellet u. A. m. bestehen, von welchen die thätigen Unternehmer, die Gebrüder Baudouin in Paris, sich noch in Besitz setzen werden. Die vierte Sammlung betrifft Memoiren über die engl. Revolution, übers. und herausgeg. von Guizot. Auch diese Sammlung ist mit großer Verständigkeit angelegt, mit Einleitungen, Noten, Beweisstücken begleitet, und verdient eine Stelle in jeder größern Bibliothek. Man hat im Ganzen 24—30 Bde. zu erwarten. Erschienen sind bis jetzt die Memoiren von Thomas May, oder Geschichte des langen Parlaments; die von Philipp Warwick über die Regierung Karls I.; die von John Berklay, Thomas Herbert und Price; erwartet werden noch die von Sollis, Fairfax, Huntington, der Frau Hutchinson, Ludlow, Clarendon, Burnet, Temple, Rokesby u. A. In der deutschen Literatur sind Denkwürdigkeiten dieser Art eine Seltenheit. Zu den anziehendsten sind zu rechnen die der Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs d. Gr., ursprünglich ebenfalls in franz. Sprache geschrieben, und zu den wichtigsten die von Friedrich d. Gr. selbst („Histoire de mon temps") u. a. Nach dem unglücklichen Kriege von 1806 gab der Oberst v. Massenbach im Verlage des Herausgeb. des Conv.-Lex. folgende 3 Werke heraus, die hier eine Erwähnung verdienen: „Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preuß. Staats seit 1794, nebst seinem Tagebuch über den Feldzug 1806" (2 Thle., mit Charten und Planen, 1809); „Rückerinnerungen an große Männer" (1809); „Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelms II. und III." (3 Thle., mit Charten und Planen, 1809—10). Der 4. Theil des letztern Werks, schon gedruckt, wurde auf den Wunsch der preuß. Regierung unterdrückt, und die ganze Auflage eingestampft. Dohm's übrigens höchst schätzbare „Denkwürdigkeiten" können nicht hierher gerechnet werden, da sie nur aus zusammengereihten historischen Aufsätzen über Begebenheiten unserer Zeit bestehen, an welchen Dohm entweder geringern oder größern Theil genommen oder über solche Forschungen angestellt hat. Von Gagern hat dagegen kürzlich angefangen, u. d. T. „Mein Antheil an der Politik", Memoiren herauszugeben, die über manche Begebenheiten unserer Zeit interessante Aufschlüsse geben. Napoleons Verbannung nach St.-Helena und sein Tod hat die Bekanntmachung vieler Schriften dieser Art veranlaßt, durch welche wir über die wichtigsten Begebenheiten der neuern Zeit und die hervorstechendsten Charaktere in derselben die belehrendsten Aufschlüsse erhalten haben. (S. Napoleon, Schriften von und über ihn.) III. Auch kurze gelehrte Abhandlungen, besonders die in gelehrten Gesellschaften vorgelesenen Denkschriften, werden Memoiren genannt. Die „Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles lettres" und andre Sammlungen dieser Art sind allbekannt. A—s.

Memphis, ehemals Hauptstadt von Mittelägypten, nach Theben die Hauptstadt Ägyptens und die zweite Residenz der ältern Könige, auf der Westseite des Nils gelegen. Sie wird als eine Colonie von Theben angesehen, und war ein mächtiger, eine Zeitlang der herrschende Priesterstaat in Ägypten. Als Erbauer wird Menes genannt. Die Stadt war groß, reich und prächtig. Mehre Tempel, z. B. des Phtha, und Paläste zierten sie. Nach und nach aber sank sie von ihrer Höhe herab, und im 7. Jahrhundert eroberten und zerstörten sie die Sa-

razenen. Jetzt soll das Dorf Moniet Rahinet unter den Trümmern von Memphis liegen.

Menage (Ägid od. Gilles), von Bayle der Varro des 17. Jahrh. genannt, geb. zu Angers 1613. Nach Vollendung seiner sehr früh begonnenen Studien wurde er königl. Sachwalter an seines Vaters Stelle, gab aber bald, aus Abneigung gegen die juristische Laufbahn, seinem Vater diesen Posten zurück. Er trat in den geistlichen Stand, bekam einige Pfründen, widmete sich ganz dem Studium der schönen Künste und bezog das Kloster Notre-Dame, wo er eine Gesellschaft von Gelehrten eröffnete, welche alle Mittwoche zusammenkam, daher er sie die Mercuriales, d. i. Mittwochsversammlungen, nannte. Sie bestand gegen 40 Jahre. M. besaß viele Kenntnisse und ein ungeheures Gedächtniß. Seine Gedichte in ital. Sprache verschafften ihm die Aufnahme in die Akademie della Crusca. Er würde in der franz. Akademie eine Stelle erhalten haben, wenn er nicht in s. „Requête des dictionnaires" (einer satyrischen Bittschrift der Wörterbücher gegen das Ausmerzen vieler Wörter) das Dictionnaire derselben spöttisch angegriffen hätte; überhaupt hatte er die Laune eines bittern und anmaßenden Pedanten, und s. Leben war ein beständiger Krieg. M. hat mehre gelehrte Werke hinterlassen. Seine Ausg. des Diogenes Laertius (1663) ist mit sehr geschätzten Anmerk. begleitet. Sein „Dictionnaire étymologique ou origines de la langue française" (1650) und s. „Origini della lingua italiana" (1669) enthalten viel Nützliches, aber auch e. Menge falscher und gezwungener Etymologien. Seine lat., ital., griech. und französischen Poesien sind ziemlich werthlos. Er starb 1692. Nach seinem Tode erschienen „Menagiana", erst in einem, dann in vier Bdn., eine Sammlung von einzelnen Zügen aus seinen Gesprächen, deren Werth sehr ungleich ist.

Menander, der berühmteste unter den griech. Dichtern der sogen. neuen Komödie, 342 vor Chr. zu Athen geb. Er soll sich in e. Alter von 52 J., aus Verdruß über den größern Beifall, den s. Nebenbuhler Philemon erhielt, ersäuft haben. Die Vortrefflichkeit s. Komödien, deren Anzahl sich auf mehr als 100 belief, erwarb ihm bei den Griechen den Beinamen eines Fürsten des neuern Lustspiels; und es ist sehr zu bedauern, daß wir außer einigen Bruchstücken („Menandri et Philem. reliquiae ed. Clericus", Amsterd. 1709, und in Brunck's „Poetis gnomicis") nichts von ihm übrig haben. Terenz hat ihn häufig nachgebildet, u. aus dessen Lustspielen müssen wir uns einen Begriff von Dem zu machen suchen, was die Alten in dem Menander, dem Repräsentanten der feinen und mäßigen Grazie, bewunderten.

Mendelssohn, s. **Moses Mendelssohn**.

Mendoza (Don Diego Hurtado de), nach Juan Boscan Almogaver und Garcilaso de la Vega, der Zeit nach, der dritte unter den spanischen Classikern, zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr in dem glänzenden Zeitalter Karls V. Er stammte aus dem alten Hause Mendoza, das mehre ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmänner zählte, war geb. zu Granada 1503 oder 1504 und starb zu Valladolid 1575. Als Dichter und Geschichtschreiber half er den Ruhm der castilianischen Literatur gründen, aber sein öffentliches Leben hat die rein menschlichen Gefühle des Dichters, den redlichen Wahrheitssinn des denkenden Kopfs und den hellen Blick des erfahrnen Weltmanns nicht beurkundet. Er handelte im Geiste seiner Nation, hart, grausam und unterdrückend, stolz gegen Fremde, ein furchtbares Werkzeug der Machtpolitik s. Hofs. Der geistvolle, gelehrte, witzige Don Diego hatte kaum die Universität Salamanca verlassen, als ihn Karl V. als Gesandten nach Venedig schickte, hierauf als kaiserl. Bevollmächtigten auf die tridentinische Kirchenversammlung, dann 1547 als Botschafter an den päpstl. Hof, wo er in ganz Italien alle Diejenigen verfolgte und unterdrückte, welche noch einige Liebe zu der alten Freiheit ihres Vaterlands zu erkennen gaben. Als Generalcapi-

tain und Statthalter von Siena, unterwarf er diese Republik der Herrschaft von Cosmus I. Medici, unter spanischer Lehnhoheit. Mit dem eisernen Scepter der Gewalt erdrückte Mendoza den Sinn der Toscaner für Volksrecht und Freiheit. Verhaßt den Liberalen, verabscheut von Paul III., den er in Rom selbst zu demüthigen den Auftrag hatte, herrschte er nur durch Todesstrafen, und obgleich unaufhörlich von den Dolchen der Mörder bedroht, die er sowol durch Gewaltmißbrauch, als durch seine Liebesabenteuer in Rom gegen sich aufgereizt hatte, behauptete er sich dennoch bis 1554, wo Karl V., ermüdet von den wiederholten Klagen seiner ital. Unterthanen, deren Haß zuletzt von dem Minister auf den Monarchen selbst überging, ihn zurückberief. Mitten unter den Entwürfen einer tyrannischen Gewalt war M. fortwährend in Italien mit literarischen Nachforschungen, besonders mit dem Sammeln griech. Manuscripte und Alterthümer, eifrig beschäftigt. Er sandte deßhalb auf den Berg Athos Gelehrte, die in dem dasigen Kloster alte Handschriften auffuchten; auch benutzte er zu diesem Zwecke das Ansehen, in welchem er am Hofe Soliman's stand. Nach Karls V. Abdankung lebte er an Philipps II. Hofe. Hier gerieth er einst wegen eines Liebeshandels mit einem s. Nebenbuhler in Streit. Dieser zog gegen den alten Staatsrath den Dolch, aber Don Diego umfaßte s. Gegner und warf ihn von dem Erker des Schlosses auf die Straße. Dies brachte ihn ins Gefängniß, wo er Liebeselegien dichtete. Darauf ward er nach Granada verwiesen, wo er mit Aufmerksamkeit den Gang des Aufstandes der Mauren in dem Alpujarra-Gebirge beobachtete und die Geschichte desselben schrieb: ein Werk, das noch jetzt als eins der ersten Geschichtswerke in Spanien geachtet wird. Noch beschäftigte er sich bis zu s. Tode mit der Uebers. und Erklärung eines Werks von Aristoteles. Seine Bibliothek vermachte er dem Könige; sie ist eine der Zierden des Escurials. Über s. Werth als Schriftsteller vergleiche man Bouterwek und Sismondi. In s. poetischen Episteln gab er seinen Sprachgenossen das erste gute Muster für dieses Fach. Die meisten sind dem Horaz nachgebildet, in einem kräftigen Geiste leicht gedichtet, und verrathen den welt- und menschenkundigen Mann; andre schildern das häusliche Glück und die sanftern Empfindungen mit so viel Gefühl und Zartheit, daß man in ihnen den Tyrannen von Siena nicht wieder erkennt. Seinen Sonetten fehlt, bei reinem, edlem Ausdruck, Anmuth und Wohllaut. Seine Canzonen sind oft dunkel und gesucht. In den Formen der spanischen Poesie, in den **redondillas**, **quintillas** und **villancicos**, hat er frühere Dichter an Feinheit des Ausdrucks übertroffen. Seinen Satyren, oder **burlescas**, wurde von der Inquisition der Druck versagt. Als Prosaiker hat Mendoza Epoche gemacht. Man nennt ihn den Vater der spanischen Prosa. Sein komischer Roman „Lazarillo de Tormes", den er als Student schrieb und den ein gewisser Luna mit einem zweiten Theile vermehrte, ist in die Sprachen des Auslandes übersetzt. („**Vida de Lazarillo de Tormes**", Tarag. 1536, 12., fortges. von Henr. de Luna, Sarag. 1652, 12.) Der Held des Romans ist ein Bettler, von der Classe der verschmitzten Landstreicher, die in Spanien ein Gegenstand des Volkswitzes geworden sind. Der Dichter hat das Volksleben der Spanier in s. verschiedenen Abstufung mit Fielding's Geist in der frischesten Lebendigkeit dargestellt. Die vielen Nachahmungen des Lazarillo de Tormes brachten in der spanischen Literatur eine eigne Gattung hervor, die man **el gusto picarresco** (den Geschmack am Schelmischen) nannte. Auch war dieser echtkomische Roman das letzte spanische Buch, in welchem die Inquisition angegriffen wird. Das zweite Meisterwerk Mendoza's, die Geschichte des Krieges von Granada, ist nicht unähnlich den Geschichtswerken des Sallust und Tacitus. Die Erzählung ist einfach, der Ausdruck bisweilen fast zu gewählt. Man erkennt überall den großen Staatsmann. Mendoza urtheilt nicht selbst, aber man sieht es aus dem Ganzen, daß Philipps Härte und Willkür die Mauren zur Verzweiflung getrieben hat. Daher

erlaubte die spanische Regierung den Druck dieses Werks nicht eher als 1610, mit großen Weglassungen. Die erste unverstümmelte und vollständige Ausg. erschien 1776 („Guerra de Granada“, Valencia 1776, 4.). Graf Pontalegre hat Mendoza's sämmtl. Werke zu Valencia 1776 herausgegeben. K.

Menedemus, aus Eretria auf Euböa, Stifter der eretrischen Philosophenschule, welche einen Zweig der Sokratischen Schule bildete. Er war ein Schüler des Plato und Stilpo und schrieb nur den identischen Sätzen Wahrheit zu.

Menelaus, Sohn oder Enkel des Atreus und Bruder des Agamemnon. Von s. Schwiegervater Tyndareus, mit dessen T. Helena er sich vermählt hatte, bekam er das Königreich Sparta. Er befand sich auf Kreta, um s. mütterlichen Großvaters Kretus Verlassenschaft zu theilen, als Paris ihm s. reizende Gemahlin Helena mit einem Theil s. Schatzes und einigen Sklavinnen entführte und nach Troja brachte. Auf die Nachricht davon begab sich M. mit dem Palamedes nach Troja, um Genugthuung zu fodern, und da diese verweigert wurde, foderte er die griechischen Fürsten auf, ihrem Versprechen gemäß die Beleidigung zu rächen. Er selbst führte 60 Schiffe nach Troja und zeigte sich als einen tapfern Streiter. Homer gibt ihm einen Beinamen wegen s. lauten Rufs in der Schlacht (βοην ἀγαθος) u. schildert ihn als sanft, tapfer u. weise. Nach der Eroberung Trojas nahm M. die Helena wieder zu sich, um mit ihr die Rückkehr in s. Vaterland anzutreten. Acht Jahre irrte er umher, ehe er s. Heimath erreichte. Er kam zunächst nach Tenedos, dann nach Lesbos und Euböa; aber von Stürmen und Ungewittern umhergetrieben, mußte er in Cypern, Phönicien, Ägypten und Libyen landen und oft verweilen. Endlich belehrte ihn auf der Insel Pharus an der ägyptischen Küste der alte Proteus, den er mit Hülfe der Eidothea, s. Tochter, im Schlafe überfiel, auf welchem Wege er heim gelangen müsse. Dieser prophezeihte ihm zugleich, daß er nicht sterben, sondern als ein Götterheld und Helenens Gemahl lebendig ins Elysium werde versetzt werden.

Menestrels, Menetriers, s. **Provenzalen** und **Troubadour**.

Mengs (Anton Rafael), einer der ersten Künstler des 18. Jahrh., geb. zu Aussig in Böhmen 12. März 1728, ist ein seltenes Beispiel, daß ein Künstler auch bei einer strengen und geisttödtenden Erziehung zu einer hohen Vollkommenheit gelangen kann. Sein Vater, Ismael, ein mittelmäßiger Künstler, war in Dänemark geb. und von August III. nach Dresden als Maler berufen worden. Er hatte mehre Kinder, die er tyrannisch behandelte. Den jungen Rafael wollte er schlechterdings zum Künstler bilden; schon vom sechsten J. an mußte das Kind sich täglich und stündlich im Zeichnen üben; einige J. später unterrichtete ihn sein Vater schon im Öl-, Miniatur- und Emailmalen. Fast kein Augenblick war ihm zur Erholung vergönnt; der Vater gab ihm gewisse, in der festgesetzten Zeit kaum zu vollendende Arbeiten auf, und züchtigte ihn hart, wenn sie nicht fertig waren. So war Rafael im Besitz der ersten Regeln der Kunst, als sein Vater ihn 1741 mit nach Rom nahm. Von den Meisterwerken der alten Skulptur ließ er ihn zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo in der sixtinischen Capelle übergehen, und hierdurch vorbereitet endlich den göttlichen Rafael in s. unerreichten Werken im Vatican studiren. Früh Morgens führte ihn der Vater dorthin, ließ ihn bei Wasser und Brot zurück und holte ihn erst Abends wieder ab. Zu Hause wurden noch die schärfsten Prüfungen der Studien des verflossenen Tages vorgenommen. Bei einer so strengen Erziehung war es natürlich, daß Mengs für die äußere Welt schüchtern u. völlig ungebildet blieb, was auch in der Folge für ihn und s. Familie auf manche Weise verderblich wurde. 1744 kehrte s. Vater mit ihm nach Dresden zurück. Der König August III., der das durch mehre Pastellarbeiten schon bewährte Talent des jungen Künstlers anerkannte, ernannte ihn bald darauf zum Hofmaler. Der junge M. bedung sich aus, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn

auch s. Vater zum zweiten Mal begleitete. Dort erneuerte er s. frühern Studien, besuchte die Akademie, die anatomischen Stunden im Hospital Spirito santo u. s. w. 1748 trat er zuerst mit eignen größern Compositionen auf, die ungetheilten Beifall erhielten. Besonders vortrefflich war eine heilige Familie, die er dort aufstellte. Ein schönes Bauermädchen, das im Beisein der Mutter ihm zum Modell diente, gewann durch ihr Betragen s. Liebe so, daß er zur kathol. Kirche übertrat und sich mit ihr vermählte. 1749 kehrte er nochmals nach Dresden zurück. Sein Vater blieb zwar in Rom, behielt aber des Sohns ganze Baarschaft, Haushalt u. s. w. In Dresden ernannte ihn der König an Sylvester's Stelle zum ersten Hofmaler mit erhöhtem Gehalt. Als 1751 die kathol. Capelle eingeweiht werden sollte, erhielt der junge M. Auftrag zur Fertigung des Gemäldes auf dem Hochaltar, und auf s. Verlangen auch die Erlaubniß, nach Rom zurückkehren zu dürfen, um es daselbst zu arbeiten. Nach s. Ankunft in Rom übernahm er indessen für den Lord Percy die Verfertigung einer Copie von Rafael's Schule von Athen. Darauf verzögerte das Ausbleiben s. Gehalts im siebenjährigen Kriege die Vollendung des Altarblattes (welches erst in Spanien fertig wurde), und M. nahm 1754 die Direction der neuerrichteten Malerakademie auf dem Capitol an. Dann übertrugen ihm die Cölestinermönche, 1757, die Decke in S.-Eusebio zu malen. Diese s. erste Frescoarbeit fand wegen ihrer dem Zeitgeist zuwiderlaufenden Einfachheit in der Composition nicht allgemeinen Beifall. Späterhin malte er für den Cardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemälde, den Apollo und die Musen darstellend, welche Arbeit neben den Meisterwerken der ital. Künstler ihren Ruhm stets behaupten wird; ferner für Privatpersonen verschiedene Ölgemälde, eine Kleopatra, e. heil. Familie, e. Magdalene u. s. w. Um diese Zeit kam ein junger Engländer, Webb, nach Rom, dem Mengs s. Ideen über die Kunst mittheilte, die Webb in s. „Untersuchungen über die Schönheit" für die seinigen ausgegeben und mittelst dieses Plagiats sich berühmt gemacht hat. 1761 folgte M. einem Rufe des Königs Karl III. nach Spanien. Er unternahm mehre Arbeiten für den König, und trug bald über s. heftigsten Nebenbuhler, Giaquinto von Neapel und Tiepolo, einen Venetianer, den Sieg davon. Unter s. dort ausgeführten Werken haben besonders eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme s. Ruhm erhöht. Auch bei der dortigen Akademie suchte er Verbesserungen einzuführen, bis die Ränke s. Gegner ihn nöthigten, sich 1770 einen Urlaub zu erbitten, um in Italien s. Gesundheit zu stärken. Nach einem achtmonatl. Aufenthalt in Florenz kam er in Rom an und malte u. a. daselbst für den Papst ein großes allegorisches Deckengemälde in der Camera de' papiri, oder dem Zimmer der venetianischen Bibliothek, worin die Handschriften aufbewahrt werden. Nach 3 J. kehrte er nach Madrid zurück. Sein nach dieser Zeit gefertigter Plafond im Speisesaal des Königs, worin er die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms darstellte, wird immer s. Hauptwerk bleiben. Nach einem Aufenthalte von 2 J. begab er sich s. Gesundheit wegen wieder nach Rom, erhielt aber vom König von Spanien fortwährend seinen Gehalt. In Rom verlor er 1778 s. Gattin, mit der er in der glücklichsten Ehe gelebt hatte. Seine Gesundheit wurde nach der Zeit immer schwächer, da er auch während s. Krankheit unermüdet fortarbeitete; er beschleunigte s. 29. Juni 1779 erfolgten Tod noch dadurch, daß er in einem Anfall von Ängstlichkeit s. Zuflucht heimlich zu einem Quacksalber genommen hatte. Unter Begleitung einer großen Menge Künstler wurde Mengs in S.-Michele Grande an s. geliebten Margaretha Seite beigesetzt. Acht Tage später kam ein königl. Diplom an, worin er zu Errichtung einer Akademie nach Neapel berufen wurde. Mengs war von mittler Größe, hager, in s. Jugend von schöner Gesichtsbildung; s. Temperament war lebhaft, sogar heftig, dessenungeachtet besaß er eine ausgezeichnete Gutmüthigkeit und Lenksamkeit. Er war

sehr wohlthätig und unterstützte viele junge Künstler. Von s. 20 Kindern lebten zur Zeit seines Todes nur 7; auf ihre Erziehung hatte er von jeher die größte Sorgfalt und bedeutende Summen verwendet. Dieses sowol als s. Liebe für die Kunst, die ihn verleitete, Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen, Gypsabgüsse (eine Sammlung schenkte er der königl. Akademie in Madrid; das vorher in Rom befindliche Exemplar ist nach Dresden gekommen), Kupferstiche u. s. w. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner s. immerwährenden Reisen, s. vornehme Lebensart u. s. w. hatten die großen Summen, die er verdiente (in den letztrn 18 J. über 180,000 Scudi), aufgezehrt. Seiner Familie nahmen sich jedoch s. vornehmen Freunde und Verehrer an. Wie sehr M. geschätzt wurde, beweist das prächtige Denkmal, welches ihm vom Ritter Azara an Rafael's Seite, und ein andres in der Peterskirche von der Kaiserin von Rußland, gesetzt wurde. Seine Composition und Gruppirung ist höchst einfach, edel und studirt (vielleicht auch zuweilen gesucht). Seine Zeichnung ist immer richtig, gewählt und ideal; ja, es besteht in der Schönheit der Form, auf welche sein Bestreben vorzüglich gerichtet war, nach Göthe's Ausspruch (in „Winckelmann u. s. Jahrh.") sein größtes Verdienst. Im Ausdrucke hatte er stets den hierin unübertrefflichen Rafael zum Vorbild genommen und darin eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, wie denn auch s. Geschmack in den Gewändern und Nebensachen von dem tiefsten Studium der Natur und s. großen Vorgänger zeugt. Sein Colorit, besonders in den Frescogemälden, ist in aller Art vortrefflich, auch in s. besten Ölgemälden kräftig, klar und oft in Tizian's Geschmack. Er impastirte stark und malte mit einem leichten fertigen Pinsel; dennoch sind s. Farben wieder so in einander verschmolzen, daß man die Art und Weise, wie er die Farben behandelt hat, oft gar nicht ergründen kann. Seine meisten Werke sind mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterricht war er streng, machte aber s. Schüler mehr auf die begangenen Fehler aufmerksam, als daß er sie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies; ließ also jeden seiner Schüler auf dem Wege, den er sich selbst gewählt hatte, gehen. Ein Hauptwort von ihm war: „Beim Zeichnen soll man immer ans Malen, beim Malen ans Zeichnen denken". Obgleich s. vortrefflichsten Arbeiten, die Fresken, sich in Spanien und in Rom befinden, so besitzt doch auch Deutschland, vornehmlich an dem Altarblatt in der königl. Capelle in Dresden, die Himmelfahrt Christi vorstellend, und an kleinern Bildern in ders. Kirche, die **Madonna col bambino** und Jakobs Traum, ferner in dem weltbekannten Amor, der in Pastell ausgeführt ist, einige der Hauptwerke des großen Künstlers. Höchst belehrend sind auch s. Schriften in ital., span., franz. und deutscher Sprache (ital. herausg. vom Ritter d'Azara, Bassano 1783), besonders s. Beurtheilungen der Schönheiten in Rafael's, Correggio's und Tizian's Werken. Sein Freund, der berühmte Winckelmann, soll ihm bei der Ausarbeitung derselben gute Dienste geleistet haben. M. hatte noch 2 Schwestern, welche unter der strengen Anleitung ihres Vaters sich zu geschickten Miniaturmalerinnen bildeten. Die eine derselben, Therese Concordia, heirathete den Maler Antonio de Maron, aus Wien geb., einen braven Schüler ihres Vaters, und starb zu Rom 1806 im 81. J. BC.

Meninski (Franz a Mesgnien), Ritter von Jerusalem, erster kaiserl. Dolmetscher der oriental. Sprachen zu Wien, war 1623 in Lothringen geb. und starb 1698. Er studirte zu Rom und begleitete in einem Alter von 30 J. aus Neigung den polnischen Gesandten nach Konstantinopel. Hier erwarb er sich eine so vollkommene Kenntniß der Sprache, daß er zum ersten Dolmetscher bei der Gesandtschaft, endlich zum Gesandten ernannt wurde. Er erhielt das polnische Indigenat und verwandelte jetzt s. Familiennamen Menin in Meninski. 1661 trat er als Dolmetscher in die Dienste des Kaisers; 1669 machte er die Reise nach Jerusalem, um das heil. Grab zu besuchen, und trat in den Orden der Ritter v. N.

Sein „Thesaurus linguarum orientalium sive Lexicon arabico-persico-turcicum" machte ihn berühmt. Dieses Werk erschien 1680 und 1687 zu Wien in 4 Bdn., Fol., deren letzten das Onomasticon einnimmt. Gewöhnlich kommen nur die 3 ersten Bde. vor. Sie werden jetzt von den Gelehrten weniger gesucht, seitdem eine 2., von Jenisch bearbeitete und um mehr als das Doppelte verm. Aufl. in 4 Bdn. Fol. (Wien, 1780—1802) erschienen ist. Außerdem hat M. eine arab., e. pers. u. e. türk. Grammatik und einige Streitschriften verfaßt.

Mennige (Bleizinnober, minium), rother Bleikalk, der als Farbe, Glasur und Arzneiwaare benutzt und besonders zu Rollhofen in der Pfalz, zu Chesterfield und Wirklesworth in Derbyshire und zu Zschopau in Sachsen gebrannt wird. Man schlemmt das durch 16stündiges Glühen des Bleies in dem Mennigofen erhaltene Massikot oder Bleigelb, trocknet und erhitzt es darauf 48 Stunden lang, ohne zu glühen, in irdenen Töpfen. Die erhaltene Mennige ist hochgelbroth und schuppigpulverig, aber gleich dem Bleie ein schleichendes Gift. Die Apotheker haben sich bei dem Ankauf der Mennige sehr vor der Verfälschung derselben mit Ziegelmehl zu hüten. F.

Menologium ist ungefähr in der griech. Kirche Das, was Martyrologium (s. d.) in der kathol. ist. Von diesem sind die Mänea unterschieden, abgetheilt in 12 Monate. Jeder Tag enthält die Namen, Lebensbeschreibungen und Todesart der Märtyrer und Meldung der bei den Kirchenfesten gebräuchlichen Gesänge und Ceremonien (officia).

Menno (Simonis), geb. 1505 zu Witmarsen in Friesland, trat aus dem kathol. Priesterstande 1536 zu den Wiedertäufern, sammelte die nach Beilegung der münsterschen Unruhen zerstreuten Haufen derselben in wohlgeordnete Gemeinden, die er durch Milderung ihrer Schwärmerei der öffentlichen Duldung zu empfehlen und mit den Einrichtungen der weltlichen Obrigkeit auszusöhnen wußte. Seine vieljährigen Wanderungen durch ganz Holland und Norddeutschland bis Liefland brachten s. Lehre in Umlauf und Viele, denen die protestantischen Kirchen in der Verbesserung des Glaubens und der Sitten nicht weit genug zu gehen schienen, zu s. Partei. Außer einigen Grübeleien über die Menschwerdung des Sohnes Gottes, die er, wahrscheinlich durch den Streit über die leibhafte Gegenwart Christi im Abendmahl veranlaßt, als eine ohne körperliche Mitwirkung Mariens in ihrem Mutterleibe erfolgte unmittelbare Schöpfung darzustellen versuchte, und der den Taufgesinnten eigenthümlichen Meinung, daß nur unterrichtete Christen getauft werden dürften, stimmt Menno's Glaubenslehre mit der reformirten überein; in Rücksicht der Pflichtenlehre hat er, ohne das Charakteristische s. Partei — die strengere Kirchenzucht und die Verweigerung des Eides und der Theilnahme an Kriegsdiensten und obrigkeitl. Ämtern — zu verleugnen, doch ihren Dünkel von besonderer sittlicher Vollkommenheit und ihre theokratischen Begriffe so weit gemäßigt, daß sie durch ihn der bürgerlichen Gesellschaft wiedergegeben und zur Verträglichkeit mit Andersdenkenden geneigter geworden sind. Menno starb 1561 zu Oldeslohe im Holsteinschen; die deutschen und holländ. Taufgesinnten nannten sich nach ihm Mennoniten, jedoch blieb der Name Taufgesinnte der allgemeinere, daher s. d. Art. E.

Menou (Jacques François, Baron v.), franz. General, geb. 1750 zu Boussay in Touraine, stammte aus e. alten Geschlechte. Er trat früh in Kriegsdienste, war beim Ausbruche der Revolution Marechal de Camp und wurde 1789 von dem Adel s. Provinz zum Abgeordneten bei den Reichsständen gewählt. Er war hier einer der heftigsten Gegner der Parlemente, und eifrig bemüht, die Auflösung des alten Heeres und die Bildung eines neuen zu befördern; als der Ausbruch des Kriegs drohte, trug er viel zur Bewaffnung der Nationalgarde bei. Nach der verunglückten Flucht des Königs nach Varennes suchte er mit einigen Freunden den Thron wie-

der zu erheben und war einer von den Stiftern des unnützen Clubbs der Feuillans. Er focht 1793 gegen die Vendée, und ungeachtet Henri de Laroche-Jacquelin ihn entscheidend schlug, so zeigte er doch so viel Tapferkeit, daß die gegen ihn von Robespierre erhobene Anklage ohne Folgen blieb. Bei dem Aufstande der Vorstadt St.-Antoine gegen den Convent (im Mai 1795) befehligte er die Linientruppen und bezwang die Empörer. Er weigerte sich jedoch, gegen den Willen der Commissarien des Convents, die Vorstadt anzuzünden. Bei dem Aufstande im Oct. dess. J., als die Section Lepelletier sich gegen den Convent erhob und die Nationalgarde sich weigerte, nach der ergangenen Auffoderung die Waffen zu strecken, sondern sich in Vertheidigung setzte, wollte M., der die Linientruppen anführte, es ebenfalls nicht zugeben, die Nationalgarden anzugreifen. M. lebte seitdem zurückgezogen, bis Bonaparte bei Eröffnung des Feldzugs gegen Ägypten ihn zum Divisionschef ernannte. Er zeigte während des ganzen Kriegs viel Tapferkeit. In Rosette heirathete er die reiche T. eines Badebesitzers und nahm mit dem mohammed. Glauben den Namen Abdallah Jacob Menou. Nach Kleber's Tode (1800) erhielt er den Oberbefehl, erwarb sich aber, entweder durch s. Anhänglichkeit an den Islam oder durch s. Verwaltung, viele Feinde. Bei der Landung der Engländer unter Abercrombie (1801) ward er geschlagen und die Trümmer des Heeres zogen sich nach Alexandrien zurück, wo sie den heftigsten Widerstand leisteten. Menou's Zwistigkeiten mit mehren Officieren, besonders mit dem Gen. Regnier, wurden so heftig, daß er diese nach Frankreich schickte, wo Regnier eine Denkschrift gegen ihn herausgab. In Folge der Capitulation mußte er Ägypten räumen und ging 1802 nach Frankreich. Napoleon ernannte ihn später zum Gouverneur von Piemont, wo er sich allgemeine Achtung erwarb. In der Folge kam er in gleicher Eigenschaft nach Venedig, wo er d. 13. Aug. 1810 starb.

Mensch. Unter den organisirten Wesen unserer Erde gebührt dem Menschen der erste Rang. Durch seinen Körper, in welchem wir ein Bild der Schönheit und Vollkommenheit erblicken, noch mehr aber durch seine geistigen Kräfte ragt er weit über alle seine Mitgeschöpfe hervor. Der Mensch gehört in die Classe der Säugethiere, deren erste Ordnung er einnimmt. Viele Merkmale im Körperbau unterscheiden ihn von den übrigen Säugethieren, selbst von den menschenähnlichen Affen. Dahin gehört der aufrechte Gang, der dem Affen nur möglich, nicht natürlich ist. Daß er hingegen dem Menschen natürlich sei, beweist der ganze Bau seines Körpers. Die Beine sind viel länger als die Arme; das Gelenk am Ellbogen biegt sich nach dem Leibe zu, welches nur bei aufrechter Stellung und einem andern Gebrauch der Hände und Arme nützlich sein kann. Ferner sind die ähnlichen und gleichliegenden Knochen, Bänder und Muskeln der Beine dicker und stärker als die ähnlichen und gleichliegenden der Arme. Die festen zusammengewölbten Knochen des Fußes und das daran hinten hervorragende Fersenbein zeigen die Bestimmung desselben zum Tragen des ganzen Körpers offenbar; dagegen die kleinere, biegsamere und weniger feste Handwurzel augenscheinlich zu ganz andern Zwecken eingerichtet ist. Insonderheit aber schickt sich der Bau des Rückgraths nur für eine aufrechte Stellung. Die untern Wirbelbeine desselben sind breiter als die obern, weil sie bei der aufrechten Stellung eine größere Last zu tragen haben als jene, und das Band, welches im Nacken den Kopf mit dem Rückgrathe verbindet, ist viel schwächer als bei Thieren. Ein auffallendes Unterscheidungsmerkmal des Menschen ist das stark hervorragende Kinn. Die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne ist ebenfalls nur dem Menschen eigen. Mehr als alles Dies aber zeigt die Sprache oder das Vermögen, seine Gedanken durch articulirte Töne zu bezeichnen und mitzutheilen, daß dem Menschen vor den übrigen Geschöpfen der Vorrang gebühre. Die Organe zum Sprechen fehlen, wie

Camper gezeigt hat, dem Orang Outang gänzlich, sodaß an die Möglichkeit, diesem Thiere Sprache beizubringen, nicht gedacht werden darf. Außerdem lassen sich noch mehre Unterschiede zwischen dem Menschen und den Thieren auffinden. Dahin gehört seine natürliche Blöße und Wehrlosigkeit, seine späte Reife und Mannbarkeit. Ob das Lachen und Weinen dem Menschen allein angehöre, ist zweifelhaft. Was die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Menschen unter einander selbst betrifft, so ist es bekannt, das es beträchtliche Verschiedenheiten unter ihnen in den verschiedenen Himmelsstrichen gibt, welche die verschiedenen Raçen des Menschengeschlechts begründen, während dieses selbst nur eine einzige Gattung ausmacht. Die Bestimmung der Menschenraçen hat jedoch wegen der unmerklichen Übergänge der einen in die andre manche Schwierigkeiten. Lawrence und Blumenbach erklären sich gegen eine ursprüngliche Verschiedenheit der Menschen. Cuvier, Schlosser u. A. nehmen 3 Menschenstämme an: 1) den kaukasischen, richtiger den indo-germanischen; 2) den mongolischen; 3) den äthiopischen. Blumenbach unterscheidet nach den Schädelformen 5 Hauptraçen: 1) Die kaukasische Raçe, welche er für den Urstamm hält. Hierher rechnet man alle Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die westlichen Asiaten diesseits des Oby, des kaspischen Sees, des Ganges und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieser Raçe soll sein: eine weißere Hautfarbe mit einem Gemisch von Roth auf den Wangen, und der wohlgebildete Schädel nebst der schönsten Gesichtsform nach unsern europäischen Begriffen und die Abwesenheit der Kennzeichen andrer Raçen. 2) Die mongolische Raçe. Sie begreift die übrigen Asiaten mit Ausnahme der Malaien, die finnischen Völker in Europa, die Eskimos im nördl. Amerika von der Beringsstraße bis Labrador. Die Menschen dieser Raçe sehen meist weizengelb aus, haben weniges, straffes, schwarzes Haar, ein plattes Gesicht, enggeschlitzte Augenlider und seitwärts hervorragende Backenknochen. 3) Die äthiopische Raçe mit hervorragenden Kiefern. Hierzu rechnet man die übrigen Afrikaner, besonders die Neger. 4) Die amerikanische Raçe, welche den Übergang von der kaukasischen zur mongolischen machen soll. Zu ihr gehören, die Eskimos ausgenommen, alle ursprüngliche Bewohner des übrigen Amerika. Hauptunterscheidungszeichen derselben sind: die Kupferfarbe, ein schlichtes, straffes, schwarzes Haar, ein breites, aber nicht plattes Gesicht mit starken Zügen. Den Übergang von der kaukasischen zur äthiopischen macht 5) die malaiische Raçe. Sie umfaßt die Bewohner der meisten ostindischen Inseln und des ganzen fünften Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten schwarzlockigen Haarwuchs, eine breite Nase und einen großen Mund. Demnach wäre die weiße Farbe die ursprüngliche des Menschen, und die braungelbe, braune und schwarze in ihren mannigfaltigen Abstufungen erst nach und nach durch den Einfluß des Klimas entstanden. (S. Meiners's „Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschennaturen", Tüb. 1815.) Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die weißen Menschen in der Regel ein verschieden gefärbtes, aber glattes und hängendes, die schwarzen hingegen immer ein schwarzes wollartiges Haar haben. Wenn sich weiße Menschen mit Negern vermischen, so entsteht daraus eine halbschlächtige Raçe. Die Farbe der braunen und schwarzen Menschen hat nicht in dem Oberhäutchen, sondern in der darunterliegenden schleimartigen Netzhaut ihren Grund. Die wirkende Ursache dieser dunklern Farbe ist unstreitig die Sonnenhitze; aber wie diese eine solche Wirkung hervorbringe, ist noch unentschieden. Möglich ist, daß die Weißen unter dem brennenden Himmelsstrich in der Nähe des Äquators nach mehren Generationen die schwarze Farbe, und die Neger wiederum nach und nach, wenn sie ihr Geschlecht in kältern Ländern fortpflanzen, die weiße Haut der Europäer erhalten. Noch weniger als die Farbe kann die verschiedene Größe der Menschen für einen Grund ihrer Gattungsver-

schiedenheit gelten. Daß die Menschen unter den Polen kleiner sind, stimmt ganz mit der allgemeinen Wahrnehmung überein, daß die Kälte dem Wachsthum ungünstig ist. Was den Sexual- oder Geschlechtsunterschied der Menschengattungen betrifft, so zeigt er sich in der Organisation noch auffallender als bei den übrigen Thieren. Das weibliche Geschlecht ist in der Regel kleiner, schwächer und zarter. Die festen Theile des weiblichen Körpers sind weniger hart und stark. Das Blut in demselben ist wässeriger und milder, die Muskeln sind kleiner und lockerer, die Nerven empfindlicher. Das Zellgewebe des weiblichen Körpers ist nach Verhältniß schlaffer und mit mehrem Fette versehen; aus diesem Grunde erscheint nun aber auch die Haut des weiblichen Körpers glatter. In dem weiblichen Beingerüste zeigt sich der auffallendste Unterschied in dem Bau des Beckens, welches beträchtlich weiter ist. Auch sind die weiblichen Schlüsselbeine gerader, die Rippen dünner und die ganze Brusthöhle runder. Der weibliche Körper reift früher als der männliche, verblüht aber auch eher. Auch in den geistigen Fähigkeiten findet zwischen Mann und Weib der größte Unterschied statt. (S. Geschlecht.) Daß der menschliche Körper nach den vollkommensten Regeln des Ebenmaßes gebaut sei, fällt in die Augen. Die verhältnißmäßige Größe der einzelnen Theile gegen einander pflegt man nach Kopf- oder Gesichtslängen zu bestimmen. Zehn Gesichtslängen betragen gerade die ganze Höhe des wohlproportionirten Menschenkörpers. Wenn man die Arme horizontal ausstreckt, so pflegen die Spitzen der Mittelfinger so weit von einander abzustehen, als der Körper hoch ist. Übrigens rechnet man nach Gesichtslängen: vom Kinn bis in die Halsgrube $\frac{1}{2}$; Länge des Nackens 1; von der Halsgrube bis zur Herzgrube 1; von der Herzgrube bis zum Nabel $1\frac{1}{2}$; vom Nabel bis zu den Geschlechtstheilen 1; die Länge des Arms vom Achselgelenk bis in die Beugung des Ellbogens 2; von da bis zum Anfang der Hand $1\frac{1}{2}$; Länge der Hand bis zur Spaltung der Finger $\frac{1}{2}$; Länge des Mittelfingers $\frac{1}{2}$; also Länge der ganzen Hand 1; von der Hüfte bis zur Mitte der Kniekehle 3; von da bis zur Ferse $2\frac{1}{3}$; Länge des Plattfußes (der 6. Theil des ganzen Körpers) $1\frac{2}{3}$; beim Weibe sind diese Verhältnisse etwas verschieden. Hier ist der Kopf verhältnißmäßig kürzer und der Hals länger. Die verhältnißmäßige Breite der einzelnen Theile ist wegen des mehren oder mindern Fleisches unbestimmter als die Länge, die mehr auf dem Knochenbau beruht. Bei den Kindern ist der Kopf größer als bei Erwachsenen, und alle Glieder sind gegen ihre Länge breiter. Ein gesunder Mensch von mittlerer Constitution wiegt zwischen 150—180, ein neugeborenes Kind von gewöhnlicher Größe zwischen 6—8 Pf. Die Geschichte des menschlichen Lebens zerfällt nach gewissen natürlichen Veränderungen, die in demselben erfolgen, in vier Perioden. (S. Alter.) Die Natur hat den Menschen nicht, wie die meisten Thiere, auf ein gewisses Klima beschränkt. Die ganze bewohnbare Erde wurde ihm zum Wohnplatz angewiesen. Der heißeste Erdstrich unter dem Äquator kann so gut wie der beeiste Pol sein Vaterland sein. Zwar verändert sich der Mensch in mancher Hinsicht, im Ganzen aber behält er seine edle Form und das Vermögen, an Einsichten zu wachsen. Indeß scheint doch ein gemäßigtes Klima der Veredlung und Ausbildung des Menschen am günstigsten zu sein. Ein brennendes Klima erschlafft ihn mehr und hemmt seine Thätigkeit; ebenso bleibt unter einem kalten unwirthbaren Himmel, wo kein zu hoffender Gewinn ihn zur Thätigkeit aufmuntert, seine Ausbildung zurück. Als Nahrungsmittel ist dem Menschen Alles angewiesen, was das Thier- und Pflanzenreich Genießbares erzeugt. (S. Nahrungsmittel.) — Als ein mit Geisteskräften ausgerüstetes Wesen besitzt er nicht bloß einige Anlagen des Thieres in einem vorzüglichern, der Natur des Thieres nicht eigenthümlichen Grade, sondern auch Vernunft und Dichtungsvermögen ausschließlich, und mit ihnen die Gabe der Sprache. Wenn jene in ihm Bedürfnisse höherer Art erzeu-

gen, so dient diese, durch welche der Geist sich dem Geiste, das Herz dem Herzen mittheilt, zu deren immer gesteigerter Vollendung. Er ist ein fühlendes, begehrendes und vorstellendes Wesen. Hat sein Gefühl das Begehrungsvermögen angeregt, so ruft dieses das Denkvermögen auf, die besten Mittel zu Befriedigung des Verlangens anzuzeigen, und er ist ein verständiges Wesen, insofern er diese anerkennt; ein vernünftiges, wenn er die Zwecke der Vernunft erkennt und durch sein Handeln verwirklicht. In letzterer Hinsicht und insofern er unter mehren zu wählen hat, erscheint er auch als ein wollendes Wesen. Ob er dem Triebe der Sinnlichkeit oder dem Gesetze der Vernunft folge, ist seiner Freiheit überlassen; allein es ist ein Etwas in ihm, welches ihm sagt, daß er dem Gesetze der Vernunft folgen solle, und dieses Etwas kennen wir unter d. Namen des Gewissens, durch welches der Mensch als ein sittliches, moralisches Wesen erscheint, das Begriffe von Recht und Pflicht, Gutem und Bösem, Tugend und Laster hat. So steht er als Bürger zweier Welten da, der sinnlichen um ihn und der übersinnlichen in ihm, die ihn auf eine höhere Bestimmung hinweist, als er in diesem Leben erreichen kann. Denn sollte er, für dessen Fortschreiten im Wahren und Guten keine Grenzen abzusehen sind, mit dem Tode aufhören? Der Tod erstreckt sich bloß auf seinen Organismus, der seiner Natur nach den chemischen und mechanischen Gesetzen der Sinnenwelt unterworfen ist; auf die einer unendlichen Vervollkommnung fähige, übersinnliche, geistige Kraft in ihm, die wir im Gegensatz des Körpers Seele nennen, gründet sich der Glaube an Unsterblichkeit des Menschen, seines eigentlichen Ichs, das nicht, wie der Körper, den ewig zerstörenden und ewig neu bildenden Elementen anheimfällt. Demnach ist der Mensch ein Mittelwesen zwischen der Thier- und Geisterwelt; jener gehört er durch den sinnlichen Trieb, dieser durch das übersinnliche Gesetz der Vernunft an; jener durch Begierden, dieser durch Willen. Je nachdem er mit Freiheit das Sittengesetz der Vernunft in seinen Willen aufnimmt, oder es daraus verdrängt, kann er schon in diesem Leben ein Engel oder Teufel werden. Auf beiderlei Eigenschaften beruht auch sein geselliges Verhältniß. Der Mensch tritt unter Menschen, wird erst Glied einer Familie, und mit ihr Glied eines größern Ganzen, Staatsbürger. Endlich steht der Mensch aber auch in einem Verhältniß zu dem höchsten Wesen, an welches Dankbarkeit, Liebe, Glaube und Hoffnung ihn fesseln; er ist auch ein religiöses Wesen. (S. Bestimmung des Menschen, Menschenbildung, Menschenkenntniß, Menschheit, Organe, Organismus, Anthropologie, Physiologie, Psychologie u. s. w.) Vgl. Dr. Seiler's „Naturlehre des Menschen, mit Bemerk. a. d. vergleich. Anatomie, für Künstler &c." (Dresden 1826, m. Kpf., Fol.) und Dr. K. E. v. Baer's „Vorlesungen über Anthropologie für den Selbstunterricht" (Königsberg 1824, 1. Thl., m. Kpf., Querfol.).

Menschenbildung, die höchste Aufgabe der Erziehung, welcher die Theorie alle besondere Foderungen, die der Staat, das Gewerbe, die Kunst und Wissenschaft an den Pädagogen machen mögen, billig unterordnet, ohne befürchten zu dürfen, daß irgend eins dieser Gebiete des wirklichen Lebens und der menschlichen Thätigkeit etwas dabei verliere, denn für jeden Stand und Beruf wird Derjenige der tauglichste sein, der zum Menschen gebildet ist. Schon die Alten beabsichtigten eine Bildung zur Humanität, und die Idee derselben ist nie untergegangen (vgl. Bildung und Human), wenngleich die Völker im Aufstreben zur Bildung den Menschen oft über dem Bürger aus den Augen verloren haben und der hergebrachte Unterschied der Stände die Ausführung dieser Idee auf die Erziehung der Freien und Edeln einzuschränken pflegte. Dem 18. Jahrh. war es vorbehalten, das Recht der Bildung zur Humanität für Menschen aus allen Volksclassen in Anspruch zu nehmen, und von Rousseau bis auf Pestalozzi

haben die liberalern Erziehungstheorien darauf gedrungen, daß jedem Kinde vor Allem zu Entwickelung seiner gesammten Menschenkraft und zur moralischen Reife (Selbstbestimmungsfähigkeit) geholfen werde, ehe es in einen besondern Stand und Beruf eintritt. Wie schön und herzerhebend aber auch diese philanthropische Idee sich in der Theorie darstellen läßt, so darf man doch nur in das Einzelne der Praxis eingehen und ihre Anwendung in einem bestimmten Falle versuchen, um einzusehen, wie vielen fast vernichtenden Beschränkungen sie in der Ausführung unterliegt. Schon durch seine Geburt gehört das Kind nicht bloß der Gattung (der Menschheit), sondern auch zugleich einer bestimmten Classe, einem gewissen Stande an. Unter dem Einflusse der besondern Lebensart und Ansichten des Standes seiner Ältern wächst es heran, und wer weiß nicht, wie sehr durch diesen die Richtung des kindlichen Gemüths meist für das ganze Leben entscheidenden Umstand das Reinmenschliche in ihm verkümmert wird. Mögen die Ältern noch so sehr von der Idee einer absoluten Menschenbildung durchdrungen und noch so sorgfältig auf ihre Ausführung bedacht sein, es wird selbst ihnen, wenn sie einmal in der Gesellschaft eine bestimmte Stelle einnehmen, nicht gelingen, den Einfluß unvermeidlicher Umgebungen, die in die Sphäre dieser besondern Lebensart und Ansicht hineinziehen, von ihrem Kinde gänzlich abzuwehren. Noch viel weniger wird der Lehrer und Erzieher, dem das Kind als ein von Natur eigen geartetes, durch besondere Verhältnisse bestimmtes und dadurch der reinen Menschheit schon in Etwas entfremdetes Subject zugeführt wird, in der kurzen Bildungsperiode, die es unter seiner Leitung durchschreiten darf, im Stande sein, alle jene frühern Eindrücke zu verwischen und die Idee der Erziehung zum reinen Menschen an ihm auszuführen. Dabei fahren jene äußern Umgebungen, die nur sehr selten nach der Idee des Erziehers geregelt werden können, immerwährend fort, verwirrend auf das Kind zu wirken, und ihre Gewalt ist viel eindringender als die geistige Macht der Schule. Auch von der Schule selbst wird mehr als Menschenbildung gefodert; sie soll nach dem Willen der Ältern und den Zwecken des Staats gemäß ihre Zöglinge für bestimmte bürgerliche Verhältnisse bilden und frühzeitig an die herkömmlichen Formen der Gesellschaft gewöhnen. Alle bestehende öffentliche Bildungsanstalten sind nach dieser Foderung eingerichtet und auf besondere Verhältnisse und Stände berechnet. Wir haben Gelehrtenschulen, Ritterakademien, Handlungsschulen, Bürgerschulen, Armenschulen, Landschulen u. s. w.; aber Anstalten für die Bildung zum Menschen schlechthin sind noch von keinem Staate gegründet worden; denn jeder glaubt der Idee der Menschenbildung, so weit sie ihn angeht, Genüge zu leisten, wenn er Das, was jedem Menschen zu wissen und zu können nöthig ist, in den Elementarschulen lehren läßt und zur Grundlage der Bildung für alle Stände macht. Mehr kann man auch billigerweise von der öffentlichen Erziehung nicht verlangen und selbst die häusliche oder Institutserziehung, die sich in der Regel noch leichter nach einer Theorie ordnen läßt, wird sich begnügen müssen, durch eine planmäßige Aufeinanderfolge von Übungen die Kräfte des Kindes im Gleichgewichte zu entwickeln und durch die Anwendung passender, zur Selbstthätigkeit anregender Methoden den Lehrstoff, dessen Auswahl von der künftigen Bestimmung des Kindes abhängt, zu seinem Eigenthume zu machen. Die Bildung zum Menschen aber, die zur Reife und sittlichen Vollkommenheit im Denken und Handeln führt, kann nie das Werk einer absichtlichen Erziehung sein. Der Zeitpunkt, in dem der Mensch gewöhnlich zum freien Gebrauche aller seiner Kräfte und zum vollen Besitze der Würde seines Geschlechts gelangt, liegt außer dem Bereich pädagogischer Einwirkungen. Das vielgestaltige Leben, die Noth, der Drang der Pflicht und Ehre, die Reibung mit Andern, sowie die Kraft der sittlichen Gefühle und Grundsätze des Individuums selbst vollenden früher oder später, was die Erziehungskunst nur zu wecken und in Gang zu setzen vermag. Eben

daher soll diese Kunst, mit Kindern, welches Standes und welcher künftigen Bestimmung sie es auch zu thun habe, durch Zucht, Gewöhnung und Unterricht, wie durch lebendiges Beispiel auf Entwickelung des Reinmenschlichen hinarbeiten, und was Dem widerstrebt, so viel sie vermag, abwehren und unschädlich machen, um, indem sie dem Staate Bürger und den mannigfaltigen Verhältnissen des thätigen Lebens treue Arbeiter erzieht, der Menschheit die hülfreichen Brüder, deren sie bedarf, und dem Himmel gottähnliche Seelen nicht zu entziehen. E.

Menschendarstellung, im weitern Sinne die Kunst des Historikers und des Dichters (s. **Geschichte** und **Charakter**); im engern bezeichnet zuerst Iffland damit die Kunst des Schauspielers, weil er damit zugleich einer zu wenig geachteten Kunst neue Würde zu ertheilen hoffte. „Die Vorstellung des Menschen", sagt dieser denkende Künstler, und versteht darunter die gewöhnliche Repräsentation der Schauspieler, „betrifft mehr dessen Äußeres, ist beinahe Manier, kann durch conventionnelle Regeln erlernt und fertig geübt werden; mithin ist sie dem Handwerk zuzugesellen, und Die es treiben, möchten Schauspieler sein und heißen. Die Darstellung des Menschen betrifft das Innere desselben, den Gang der Leidenschaften, die hohe, einfache, starke Wahrheit im Ausdruck, die lebendige Erzeugung der Übergänge, welche in der Seele wechseln und allmälig zum Ziele führen. Das ist Kunst, eine Sache, kein Spiel, und muß also auch nicht so genannt werden". Da nun eine solche Veräußerung des Innern sich zeigt durch Sprache in der **Declamation**, durch Ausdruck des Gesichts in der **Mimik** und durch entsprechendes Halten und Tragen des Körpers in der **Action** und **Gesticulation**, so sehe man darüber diese Artikel. dd.

Menschenkenntniß. Sobald wir zum deutlichen Bewußtsein unsers Daseins und Wirkens erwachen, gibt es keine Fragen von höherer Wichtigkeit für uns als die: Was bin ich? Wozu bin ich da? Was wird aus mir? Wer sich nie diese Fragen mit Sorgsamkeit zu beantworten versucht hat, der hat noch nicht in der Welt als Mensch gelebt, und kann sich nicht rühmen, je der Weisheit Stimme vernommen zu haben; denn er ermangelt gänzlich jenes reinen Interesse, das den forschenden Geist in die Arme der Weisheit führt, die man mit Recht als das Licht und die Führerin des Lebens preist. Wer also ihrer entbehrt, wandelt im Dunkeln und muß die Zügel des Lebens der blindwaltenden Neigung anvertrauen. Als ein Fremdling verläßt er endlich eine Welt, in der er selbst sich fremd geblieben ist. Der Mensch lebt aber hier auch unter Menschen und mit Menschen; er soll wirken auf sie und sie wirken auf ihn; beide machen Ansprüche auf einander, ihre Ansprüche durchkreuzen sich und es entsteht Gegenwirkung: wie soll er sich verhalten? Von der richtigen Beantwortung dieser Frage hängt nur allzu oft Glück, Ruhe und Zufriedenheit unsers Lebens, Gelingen oder Mißlingen unserer Plane, Erreichung oder Verfehlung unserer Zwecke ab. Der Zauberstab, durch den die großen Männer jedes Zeitalters die Herzen von Tausenden lenkten, sie auf ihren Wink zur Freude oder zum Kummer, zu rascher That oder Unterlassung stimmten, heißt — Menschenkenntniß. Wo man diese erlerne, ist demnach eine sehr angelegentliche Frage. Nicht mit Unrecht weiset man Den, der sich für das Leben bilden und von den Vorschriften der Philosophie einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen lernen will, an die Geschichte. Muß man aber dann nicht nothwendig einen Maßstab haben, an welchen man die Personen der Geschichte und ihre Handlungen und alle die einzelnen Fälle, die hier vorkommen, halte? Diesen Maßstab, den die Geschichte nicht selbst geben kann, erhält man durch die **Anthropologie** (s. d. und **Psychologie**). Sie gibt uns 1) die Charakteristik der Menschennatur im Allgemeinen, und 2) nach ihren besondern Richtungen in einzelnen Menschenclassen. In jener erlangt man also Kenntniß **des** Menschen; diese führt zur Kenntniß **der** Menschen, d. i. der Richtung und Beschaffenheit, wie die allge-

meine Menschennatur sich in einzelnen Wesen dieser Gattung zeigt. Dieses ist es aber, was man eigentlich unter Menschenkenntniß versteht. Aus Dem, was hierüber unter d. Art. Charakter gesagt worden ist, geht hervor, daß man, um die Verschiedenheiten unter den Menschen genau zu erkennen und richtig zu beurtheilen, stets Rücksicht nehmen müsse auf Naturell, Temperament, Geist, Herz, Gemüth, Gesinnung und Charakter. In allen diesen zeigen sich die größten Mannigfaltigkeiten, hervorgebracht durch Verschiedenheit des Alters, des Geschlechts, des Standes, der Lebensart und des Klimas. Die Schriften über Anthropologie und Psychologie lehren aber nur theoretische Menschenkenntniß, die man jedoch nicht für überflüssig halten darf; denn sie gibt Bestimmtheit, Sicherheit, Richtigkeit, Genauigkeit. Will man nachher den Blick fürs Praktische schärfen, so gehe man zu den Dichtern, vornehmlich den dramatischen, zu den Geschichtschreibern, den Biographen und guten Charakteristikern in die Schule. Durch sie wird unsere Kenntniß lebendiger, anschaulicher und zur Anwendung vorbereitet. Indeß können auch sie die eigne Beobachtung nicht entbehrlich machen, ohne welche selbst Knigge's „Umgang mit Menschen" kaum einigen Nutzen verheißt. Wo es aber darauf ankommt, zu wissen, was man von Diesem oder Jenem zu erwarten, und wie man ihn zu behandeln habe, da bleibt des Beobachters Hauptrücksicht stets die Neigung des Menschen. Hier ist die meiste Schwierigkeit; den Mann von Charakter erkennt man jedoch bald, wenn nicht etwa Umstände seine Klugheit nöthigen, einen andern als den geraden Weg einzuschlagen. Wer durch anhaltende, vielgeübte, scharfe Beobachtung sich eine Fertigkeit erworben hat, Menschen in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und zu beurtheilen, fast möchte man sagen, sie zu errathen, der ist der echte, praktische Menschenkenner; solche Menschenkenntniß ist aber nur die Frucht der Erfahrung, die oft schweres Lehrgeld kostet. Vgl. Dr. Salat's „Lehrb. der höhern Seelenkunde, oder psychische Anthropologie" (2. Aufl., München 1826).

Menschheit. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man 1) das menschliche Geschlecht, oder die menschliche Gattung in ihrer Gesammtheit, und 2) die menschliche Natur in ihrer Eigenthümlichkeit, und alles Das, was man in dem vieldeutigen, wenig bestimmten Worte Humanität zu befassen suchte. Für dieses letzte hat man Menschenthum, Menschenthümlichkeit vorgeschlagen (wie Christenthum, Königthum, Volksthum u. a.), um damit die der menschlichen Natur durch die höhern Anlagen ihres Geistes, die sittliche Freiheit und verfeinerte Empfindungsfähigkeit verliehene Würde, Rechte und Pflichten, kurz, die Eigenschaften, welche den Vorzug des Menschen ausmachen, und die aus seiner Natur hervorgehende Bestimmung, oder das Ideal der Menschheit zu bezeichnen. Da indeß der Ausdruck Menschheit auch für diese Bedeutung gebräuchlicher ist, so muß man jederzeit auf Inhalt oder Zusammenhang sehen, um zu erfahren, in welchem Sinne die Ausdrücke Menschheit und Humanität gebraucht worden sind. Nirgend ist diese Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit auffallender, als wenn von Geschichte der Menschheit geredet wird, von welcher es fast so viele verschiedene Vorstellungen gibt, als Verschiedene dieselbe behandelt haben. Meiners suchte zuerst Begriff, Inhalt und Grenzen derselben zu bestimmen, und erklärte sie für eine Wissenschaft, in welcher, nach einleitenden Betrachtungen über den gegenwärtigen und vormaligen Zustand der Erde und über die ältesten Wohnsitze der Menschen, die allmälige Verbreitung derselben über alle Theile der Erde, sammt den ursprünglichen Verschiedenheiten der Völker in der Bildung des Körpers, der Anlagen des Geistes und Herzens auseinandergesetzt, und dann die verschiedenen Grade der Bildung, die Nahrungsmittel und Getränke, Wohnungen und Kleidungen, Putz und merkwürdige Gewohnheiten, Erziehung der Kinder und Behandlung der Weiber, Regierungsformen und Gesetze, Sitten und Begriffe von Wohlstand

und Anstand, Ehre und Schande, endlich die Meinungen und Kenntnisse aller Völker, besonders der unaufgeklärten und halbgebildeten, beschrieben und mit einander verglichen werden. Diese Geschichte der Menschheit würde aber nichts Andres sein, als eine Naturgeschichte der Menschenspecies, mit Culturgeschichte und Ethnographie vermischt. Nach A. ist die Geschichte der Menschheit nichts Andres, als was man sonst Culturgeschichte des menschlichen Geschlechts genannt hat, zu welcher sich die Geschichten der Wissenschaften und Künste, der Erfindungen, Verfassungen, Religionen u. s. w., wie Theile zum Ganzen verhalten. Noch A. behaupten, die Geschichte der Menschheit verhalte sich zur Culturgeschichte, wie die Universal= zur Specialgeschichte. In der Culturgeschichte, sagen sie, wird untersucht, was die Menschen durch Ausbildung der einzelnen Arten der Cultur geworden sind; in der Geschichte der Menschheit wird dargestellt, was das menschliche Geschlecht als Gattung, und wie sie es geworden ist. Das menschliche Geschlecht wird hierbei betrachtet als ein sich fortbildendes Ganze, welches bestimmt ist, nach einem Vernunftideal zu streben, von dessen Erreichung seine Würde und seine menschliche Glückseligkeit abhängig gemacht ist. Die Bedingungen hierzu liegen in der Natur des Menschen, in seinen körperlichen, geistigen, moralischen und ästhetischen Bedürfnissen, und somit ist die Geschichte der Menschheit im Grunde nichts Andres, als eine Entwickelungsgeschichte der Anlagen der menschlichen Natur in ihrem Fortschreiten zu einem Vernunftideal des menschlichen Zustandes. Auf diesem Wege bemerken wir mehre Epochen der menschlichen Entwickelungsgeschichte; denn der Mensch beginnt mit dem instinktmäßigen Leben, geht von diesem zur Vermenschlichung über, schreitet fort zur Verfeinerung und soll den Punkt der Versittlichung erreichen. Hier allein ist Menschheit; vorher gab es nur Thierheit oder Menschlichkeiten. Geschichte der Menschheit in diesem Sinne wäre eigentlich Geschichte des Menschenthums, welche zeigt, wie weit, wann, wo und auf welchen Stufen das menschliche Geschlecht als eine perfectible Gattung sinnlicher Vernunftwesen sich dem der Würde und dem Charakter seiner höhern Natur angemessenen Vernunftideal seines Zustandes genähert habe oder von ihm entfernt sei. Noch besitzen wir eine vollständige Geschichte dieser Art nicht; allein schätzbare Vorarbeiten und Beiträge haben uns Iselin, Home, Falconer, Ferguson, Millar, Goguet, Montesquieu, Meiners, Woltmann, Pestalozzi, Eggers u. A. geliefert und Herder's „Ideen über die Philosophie der Geschichte der Menschheit" werden vielleicht noch geraume Zeit das Hauptwerk in dieser Art bleiben. Eine solche Geschichte, gleichsam als Ergebniß und Blüthe der Weltgeschichte, zweckmäßig dargestellt, ist auf jeden Fall ein für Verbreitung der Wahrheit, Sittlichkeit und des Rechtes höchst ersprießliches Werk, indem es für jede Gegenwart den Maßstab liefert, den Grad ihrer echtmenschlichen Bildung, zu welcher sich unsere Gesellschaftscultur verhält, wie Tanzmeistermanier zu schönem Anstand, zu messen. Es ist das Lebensgeschäft aller Guten und Edeln, wenn sie selbst den höhern Charakter der Menschennatur erworben, das Ganze zu sich hinaufzuziehen, und wohl der Nachwelt, welche dereinst die Menschheit auf dem Punkte der Versittlichung in der Geschichte darstellen kann! Jetzt hält noch Mancher die Verwirklichung einer solchen Idee für den bloßen Traum eines Schwärmers; haben nicht aber zu jeder Zeit solche Träume solcher Schwärmer unser Geschlecht seinem Ziele näher geführt? Wir empfehlen die Schrift von Dr. C. F. v. Schmidt=Phiseldeck, „Das Menschengeschlecht auf s. gegenwärt. Standpunkte" (Kopenh. 1827).

Mensur, Maß, bedeutet in der Musik häufig so viel als Zeitmaß, aber auch das mathematische Verhältniß der musikalischen Töne. Die Instrumentmacher aber nennen Mensur diejenige mathematische Eintheilung, nach welcher sie die Länge oder Kürze der Saiten, den Umfang des Steges, überhaupt die Ver=

hältnisse der wesentlichen Theile des Instruments bestimmen, oder diese Verhältnisse selbst; beim Orgelbau dasjenige Maß, nach welchem die Länge und Weite der Orgelpfeifen ausgemittelt wird, oder die Proportion der Pfeifen in Ansehung der Länge und Weite bei einem gegebenen Tone. Man sagt daher, eine Orgelstimme habe enge Mensur, wenn die Pfeifen enge, aber desto länger sind; man redet bei dem Clavier, der Geige ꝛc. von einer guten oder schlechten, langen oder kurzen Mensur. Die kleine Mensur der Instrumente in der neuesten Zeit hängt mit der erhöhten Stimmung des Orchesters zusammen. In der Fechtkunst ist Mensur die gehörige Entfernung der Fechtenden; in der Bildhauerkunst das Maß, nach welchem die Theile des Modells auf dem Blocke mit Cirkel und Bleiloth aufgetragen werden.

Mensuralgesang. Vor Zeiten unterschied man durch dieses Wort diejenige Musik, bei welcher alle Noten nach einem genau bestimmten Zeitmaße vorgetragen wurden, von der Choralmusik, die in keiner strengen Taktbewegung vorgetragen wird. Man pflegt den Mensuralgesang in den alten und neuen einzutheilen. Der alte, der schon von den Griechen ausgeübt wurde und sich bis gegen das 13. oder 14. Jahrh. unserer Zeitrechnung erhielt, hatte nur zwei verschiedene Arten der Zeitdauer der Töne, nämlich eine lange und eine kurze, sodaß jede lange Sylbe des Textes einen Ton bekam, der gerade noch einmal so viel Zeitraum einnahm als der Ton einer kurzen Sylbe. Der neue Mensuralgesang, zu dessen Erfinder man gewöhnlich Franco von Köln im 11. Jahrh. macht, welcher die Zeichen für das Zeitmaß genauer bestimmte und anwendete, ist nichts Andres als unser jetziger Figuralgesang, in welchem die Länge und Kürze der Töne nach Noten von ganzen Takten bis zu Vierundsechzigtheil-Noten verändert werden kann.

Mentor, des Alcimus Sohn, ein vertrauter Freund des Ulysses, der ihm bei seiner Abreise nach Troja die Sorge für sein Hauswesen anvertraute. Bei des Ulysses Sohne, Telemachus, vertrat er die Stelle eines Lehrers, der ihn zur Tugend und Weisheit anleitete; daher ist sein Name bei uns zum Appellativum geworden, welches einen Lehrer und Führer der Jünglinge bezeichnet.

Menuet: 1) ein kleines, zum Tanzen eingerichtetes Tonstück im $\frac{3}{4}$ Takt, bestehend aus zwei Theilen, deren jeder wieder aus 8 Takten bestehend. Öfters ist auch ein Trio (auch Menuetto secondo genannt), ebenfalls aus zwei Theilen bestehend, dabei, welches dieselbe Bewegung und denselben Rhythmus behält, und nach dessen Beendigung die Menuet wiederholt wird. Der musikalische Charakter der oder richtiger des Menuet ist reizender Anstand, mit edler Einfachheit verbunden; daher die abgemessene, langsamere Bewegung; auch verträgt sie nicht harte Ausweichungen. Schubart sagt von ihr: „Sie ist ein zierliches, in Kunst gekleidetes Compliment nach dem Geiste der Franzosen". 2) Der sie begleitende Tanz, der wegen seines sanften Charakters für feinere Cirkel sich eignet und für die Bildung des Körpers sehr vortheilhaft ist. „Er gibt", sagt Martinet, „den Gliedern einen sanften Umriß, Kraft, Ebenmaß in den Stellungen, eine gerade Richtung, um den Körper im Gleichgewicht zu erhalten u. s. w." Nach Brossard ist der Menuet ein franz. Nationaltanz, soll aus der Provinz Poitou stammen und ursprünglich eine schnellere Bewegung gehabt haben, ungefähr wie sie dieselbe in den nicht zum Tanz bestimmten Menuetten der Symphonien noch hat. Nach Schubart soll Lully (1603—87) der Erfinder des Menuet sein, und Ludwig XIV. 1660 die erste zu Versailles getanzt haben. Leicht möglich, daß er am Hofe erst seinen graciosen Charakter annahm und früher eine schnellere Bewegung hatte. Der Name kommt her von menu, klein, zierlich, weil der Menuet mit kleinen, zierlich abgemessenen Schritten getanzt wird. In den Symphonien und Quartetten erscheint er in verschiedenen Charakteren.

Menzel (Friedrich Wilhelm), Kanzlist, mit d. Titel Geheimer Secretair in dem königl. Cabinet zu Dresden, trug durch Verrath viel zu dem beschleunigten Ausbruch des siebenjährigen Krieges bei. Friedrich II. hatte nämlich Grund zu vermuthen, daß zwischen den Höfen von Petersburg, Wien und Dresden Unterhandlungen gegen ihn gepflogen wurden, und gab deßwegen seinem Minister am sächs. Hofe den Auftrag, ihm darüber Licht zu verschaffen. Ein Zufall machte den Gesandten mit M. bekannt, den Sucht zu glänzen und Hang zu einem verschwenderischen Leben in Verlegenheiten gestürzt und sogar eine Casse anzugreifen verführt hatten. Durch ein größeres Verbrechen hoffte sich der Unglückliche zu retten und lieferte für große Summen dem preuß. Gesandten Abschriften von der geheimen Correspondenz, welche zwischen Sachsen, Rußland und Östreich in Bezug auf Preußen geführt wurde. Zwar erwachte sein Gewissen; allein er war um so unglücklicher, da er nicht mehr umkehren konnte, indem er sich dadurch des ihm vom Gesandten im Entdeckungsfall zugesicherten Schutzes verlustig gemacht haben würde. Während einer Reise im Gefolge seines Königs nach Warschau kam man endlich seinem Vergehen auf die Spur. M. selbst überraschte die Nachricht von der Entdeckung seiner Verrätherei in einer fröhlichen Gesellschaft; er wollte sich durch die Flucht retten, kam aber nur bis Prag, wo er auf Requisition des sächs. Hofes fest genommen und erst nach Brünn, hierauf aber nach Abschluß des hubertsburger Friedens nach der Bergfeste Königstein gebracht wurde. Hier lebte er 33 J. lang, namentlich die erste Zeit, in sehr strenger Haft. Während seiner Gefangenschaft zu Brünn hegte er die Hoffnung, Preußen werde seine Befreiung vielleicht im Friedensschlusse bedingen. Durch die Gnade des Königs Friedr. August I. wurde dem Unglücklichen sein Geschick in der letzten Zeit seines Lebens etwas erleichtert; er erhielt bessere Nahrung und die Erlaubniß, sich dann und wann an freier Luft bewegen zu dürfen; auch nahm man ihm die schweren Ketten und Sperreisen ab, welche er viele Jahre lang hatte tragen müssen. Er starb im Mai 1796 in einem Alter von 70 Jahren.

Menzel (Karl Adolf), Schulmann und Geschichtschreiber in Breslau, geb. 1784 zu Grünberg in Niederschlesien, wo s. Vater einem königl. Posten vorstand, kam 1798 auf das Elisabethanische Gymnasium zu Breslau. 1802 ging M. nach Halle, wo er sich allgemeinern Studien fast ganz auf dem autodidaktischen Wege ergab, da ihn die Theologie, für die er sich bestimmt hatte, oder vielmehr der damals in ihr waltende Geist nicht anzog. Nach s. Rückkehr lebte er kurze Zeit auf der niederschles. Herrschaft Wartenberg als Erzieher, dann übernahm er in Breslau den Unterricht einer höhern Geschichtsclasse in einem Privatinstitute und trat mit dem 1818 verst. Buchdrucker J. A. Barth (s. d.) in Verbindung. Mit geringer Vorbereitung und mancher vorhandenen Quellen entbehrend, schrieb er von 1805—7 in Form einer Wochenschrift, ohne Mitarbeiter, ein historisch-topographisches Werk, die „Topographische Chronik von Breslau" (2 Bde., 4.), nebst einem die Geschichte der Belagerung von 18$\frac{06}{07}$ enthaltenden Anhange, das, trotz des unharmonischen Äußern und der Unzulänglichkeit kritischer Forschung und Beglaubigung, durch das Anziehende des Stoffes und die Wärme der Darstellung in Breslau und Schlesien Beifall gewann. Dasselbe gilt von der „Geschichte Schlesiens", welche in Heften (zus. 3 Quartbde.) von 1808—10 in Breslau erschienen. M. schrieb dieselbe in Liegnitz, wohin er sich 1807 zur Führung eines Privatinstituts begeben hatte. Auch dieses Werk erfüllt, besonders in Hinsicht auf die ältern Zeiten vor 1335, die höhern Foderungen nicht, welche jetzt an eine Provinzialgeschichte gestellt werden, aber es ist sehr lesbar und gewährt über die schlesischen Staats-, Religions- und Culturverhältnisse des 16. und 17. Jahrh. gute Aufschlüsse. 1809 wurde M. durch den breslauischen Magistrat zur vierten Lehrstelle am Elisabethanum berufen und 1814, nach Schummel's Tode, zur

zweiten mit der Amtsbezeichnung: Prorector und Professor, deßgl. zum Rhediger'schen Bibliothekariat befördert. Seine Thätigkeit ist seitdem vornehmlich der deutschen Geschichte gewidmet gewesen. In s. „Geschichte der Deutschen" (Breslau 1815—23, 8 Bde., 4., bis z. Tode Max. I.) strebte er nach Volksmäßigkeit im höhern Sinne, in dem der Alten, welchem die deutsche Geschichte durch die frühere publicistische Richtung entfremdet worden war. Als Fortsetzung und Schluß der Becker'schen Weltgeschichte hat M. geschrieben: „Geschichte der neuern Zeit seit dem Tode Friedrichs II." (Berl. 1824, 2 Thle.). Sein neuestes Werk: „Neuere Gesch. der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte" (1. Bd. bis 1532, Bresl. 1826) schließt sich an s. „Geschichte der Deutschen" an. — In ein andres Feld gerieth M. 1818 durch s. Streit gegen das Turnwesen, den s. Schulrede: „Über die Undeutschheit des neuen Deutschthums" (Breslau 1818) veranlaßte. — Als Historiker behauptet M. in unserer Literatur eine ausgezeichnete Stelle. Mit fleißiger Forschung verbindet er ein selbständiges Urtheil; er dringt tief in den innern Zusammenhang der Begebenheiten ein und stellt das Bild der Zeit geistvoll und lebendig dar. Seine „Geschichte der Deutschen" ist die erste, welche, die Werke von Schmidt und Heinrich nach Form und Inhalt übertreffend, von der Nation gelesen und wiedergelesen zu werden verdient. Steht auch der Verf. in seinen Betrachtungen bisweilen auf einem einseitig bedingten Standpunkte, so ist es doch nie ein der Geschichte unwürdiger.

Menzikoff (Alexander), richtiger Menschikoff, der Sohn eines Bauern aus der Gegend von Moskau, geb. 1674, ward zu einem Bäcker in die Lehre gegeben und mußte dessen Backwerk in den Straßen von Moskau ausrufen. Man erzählt, er habe als Piroggenverkäufer Kunde von einer Verschwörung der Strelitzen, die ihn nicht beachteten, erlangt und dem Czaar davon Anzeige gemacht. Nach A. machte ihn Lefort (s. d.), dessen Aufmerksamkeit er als ein munterer und gescheidter Bursche aufsichzog, zu seinem Bedienten. Da Lefort den durchdringenden Verstand des jungen Menschen bemerkte, beschloß er, ihn für den Dienst des Staats zu bilden. Zu dem Ende nahm er ihn auf der großen Gesandtschaft 1697 mit, machte ihn selbst auf alles Wichtige aufmerksam, gab ihm Unterricht in Militairgeschäften und suchte besonders seine politischen und staatswirthschaftlichen Grundsätze ihm so einzuimpfen, daß der gelehrige M. bald ganz damit vertraut wurde. Nach Lefort's Tode räumte ihm Peter die Stelle dieses Günstlings ein. So groß aber auch das Vertrauen war, das der Czaar ihm bewies, indem er nichts ohne seinen Rath unternahm, so fehlte es doch auch nicht an Stoff zum Mißfallen. Gewinnsucht verleitete M. zu manchen Veruntreuungen, die s. Feinde dem Kaiser hinterbrachten. Drei Mal unterlag er der strengsten Untersuchung; auch ward er zu Geldbußen verurtheilt und für kleinere Vergehen von Peter auf der Stelle gezüchtigt. Dennoch blieb mancher Zug des Eigennutzes und der Treulosigkeit dem Monarchen unbekannt. Daß M. stets über seine Ankläger siegte, war großentheils Katharinas Werk. Indem er auf den Nutzen dieser Fürstin sah, sorgte er für seinen eignen Vortheil. Einem so mächtigen Günstlinge wie er konnte es nicht an Auszeichnungen fehlen. Er stieg bis zum ersten Staatsminister und zum Generalfeldmarschall. Der wiener Hof ernannte ihn zum Reichsgrafen und bald nachher zum Reichsfürsten; die Höfe von Kopenhagen, Dresden und Berlin schickten ihm ihre Orden. Peter selbst ertheilte ihm den Titel eines Herzogs von Ingermannland. Nach Peters Tode war es besonders Menzikoff, welcher Katharina auf den Thron hob und durch sie herrschte. (S. Katharina I.) Nach Katharinas Tode bestieg Peter II. den russischen Thron, und M. ergriff mit kühner und sicherer Hand die Zügel der Regierung. Jetzt (1727) stieg s. Macht aufs höchste, als er plötzlich von dieser Höhe herabstürzte. Sein Geiz verleitete ihn, eine Summe Geldes, die der Kaiser für seine Schwester bestimmt hatte, unterzuschlagen.

der Kaiser, durch die Einflüsterungen der Dolgorucki ihm schon gehässig, verurtheilte ihn zu ewiger Verbannung nach Sibirien, und sein Vermögen, das außer ansehnlichen Gütern mit 100,000 Bauern aus 3 Mill. an Juwelen, Kostbarkeiten und baarem Gelde bestand, wurde eingezogen. Im Sept. 1727 reiste der noch vor kurzem allgemein gefürchtete M., der auf dem Punkte stand, durch Verheirathung s. Tochter Maria Schwiegervater des Kaisers zu werden, mit s. Gemahlin, s. Sohne und s. beiden Töchtern nach Beresow ab, wo er ein kummervolles Leben führte. Er richtete sich so sparsam ein, daß er von den 10 Rubeln, die er täglich erhielt, so viel erübrigte, um eine kleine hölzerne Kirche erbauen zu können, an welcher er selbst als Zimmermann arbeitete. Sein Geist versank in tiefe Schwermuth; er sprach nicht und genoß in den letzten Tagen nichts als kaltes Wasser. Er starb im Nov. 1729. M. vereinigte große Fehler mit großen Vorzügen. Er war eigennützig und habsüchtig, ehrgeizig und herrschsüchtig, unversöhnlich und grausam, aber auch gütig, tapfer, reich an Kenntnissen, großer Ansichten und Plane fähig und in ihrer Ausführung ausdauernd. Bleibend sind s. Verdienste um die Bildung s. Volks, um die Aufnahme des Handels, der Künste und Wissenschaften, des Bergbaues, um die Vervollkommnung der Kriegszucht und um die Gründung des Ansehens der russischen Monarchie im Auslande.

Mephitisch wird jede Luftart genannt, in welcher kein Licht und Feuer brennt, und welche von Menschen und Thieren nicht geathmet werden kann, ohne tödtlich zu wirken. Die Benennung kommt von dem lat. Mephitis her (Schwefelgeruch), unter welchem Namen auch zu Rom eine Göttin als die Schützerin wider böse und schädliche Ausdünstungen verehrt wurde. Die Luftarten, welche hierher gehören, haben entweder gar keinen Antheil von Sauerstoffgas oder doch zu wenig, als daß er sich wirksam zeigen könnte. Man nennt daher mephitisch das kohlensaure Gas in Kellern, wo Bier oder Wein in Gährung liegt; das Schwefel- und Wasserstoffgas, z. B. in manchen unterirdischen Höhlen, bei Schwefelbädern; die Luft in lange verschlossen gewesenen Gewölben, Kellern, Gefängnissen, auch in Orten, wo viele Menschen in einem engen verschlossenen Raume sich befinden, der Antheil von Sauerstoffgas in der Luft verzehrt, und diese dagegen mit kohlensaurem Gas und andern Ausdünstungen angefüllt wird u. s. w.

Mercantilsystem, kaufmännisches System, Handelssystem, ist ein zuerst in Frankreich von Colbert auf die Bahn gebrachtes und seitdem fast in allen andern Ländern nachgeahmtes System der Staatswirthschaft, welches von dem Grundsatze ausgeht, in den edeln Metallen allein bestehe der Nationalreichthum, und es komme, um ein Volk reich und wohlhabend zu machen, lediglich darauf an, die Mittel zu entdecken, wodurch der Vorrath von edelm Metall bei demselben möglichst vermehrt werden könne. Als vorzüglichstes Mittel zur Erreichung dieses Zwecks empfiehlt das System die Sorgfalt für eine vortheilhafte **Handelsbilanz** (s. d.), welche darin besteht, daß die Nation an die andern, mit welchen sie im Verkehr steht, einen größern Waarenwerth absetzt als sie ihnen abnimmt, weil alsdann, dieser Theorie zufolge, der Überfluß in edelm Metall vergütet werden muß. Um aber zu einer möglichst vortheilhaften Handelsbilanz zu gelangen, schlägt das Mercantilsystem vor: 1) Hemmung der Einfuhr a) solcher fremden Waaren zum einheimischen Verbrauch, die sich im Lande selbst erzeugen und verfertigen lassen, und b) fast aller Arten von Waaren aus solchen Ländern, mit welchen der Handel uns eine nachtheilige Bilanz zuzuziehen droht; 2) Begünstigung der Einfuhr solcher rohen Stoffe, welche das Land gar nicht oder wenigstens nicht in hinlänglicher Menge liefern kann, und die, durch einheimischen Fleiß veredelt, theils den Eingang fremder Waaren gleicher Art zum einheimischen Verbrauch hindern, mithin einen größern Abfluß von Metallmünze ersparen, theils auswärts verkauft werden und sonach mehr Metallmünze als sie dem Lande ge-

kostet haben wieder hineinbringen können; 3) Begünstigung der Ausfuhr aller Waaren, fremder sowol, deren Einfuhr zu erlauben man für rathsam erachtet, als vornehmlich einheimischer; 4) Hemmung der Ausfuhr solcher rohen Stoffe, die sich zu Fabricaten für den einheimischen Bedarf oder für den auswärtigen Absatz benutzen lassen; 5) Begünstigung des activen Handels vor dem passiven, des directen vor dem indirecten und des Eigenhandels vor dem Speditionsverkehr. Was die Hemmungen betrifft, deren sich das System zur Erlangung einer vortheilhaften Handelsbilanz bedient, so bestehen dieselben entweder in gänzlichen Verboten oder in verbotähnlichen Auflagen, nämlich solchen, welche die Verminderung der Einfuhr oder Ausfuhr, worauf sie gelegt sind, zur Absicht haben. Die Begünstigungen aber sind: 1) Vergütungen a) an Accise, die auf einheimische oder fremde Waaren bei deren inländischem Verbrauche gelegt ist, und die ganz oder zum Theil erstattet wird, wenn die Waaren außer Landes gehen; b) an Zöllen, die von eingeführten fremden Waaren entrichtet und bei der Wiederausfuhr derselben zum Theil oder ganz zurückgegeben werden. 2) Prämien, d. i. Geschenke, womit man solchen Handelszweigen oder solchen Arten von Fabriken, die man begünstigen will, aufzuhelfen sucht. 3) Vorrechte; diese sind zweifacher Art, sofern nämlich für die Nation a) durch einen Handelsvertrag in einem fremden Gebiete mäßigere Zollsätze und überhaupt größere Vortheile, sowol beim Ankaufe der dortigen als beim Absatze ihrer eignen Waaren, ausgewirkt werden, als andern Nationen bewilligt worden sind; oder b) insofern der Nation durch Stiftung von Colonien und durch Erwerbung von Besitzthümern in andern Welttheilen für den Handelsverkehr mit diesen Nebenländern ein Monopol zugesichert wird. Die Unhaltbarkeit des Mercantilsystems geht aus der Falschheit seines Grundsatzes hervor; es ist nämlich nicht das edle Metall allein, was den Nationalreichthum bildet, und nicht derjenige Handel allein ist einer Nation vortheilhaft, welcher derselben edles Metall zuführt. Der Reichthum besteht vielmehr in allen Dingen, welche Werth haben, welche fähig sind, Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen; nicht darum sind Länder arm, weil sie wenig edles Metall besitzen, sondern eben weil sie arm sind, fehlt es ihnen an edlem Metalle. Die falsche Würdigung der edlen Metalle und des Handels, welche aus diesem staatswirthschaftlichen Systeme hervorgegangen, hat so unglückliche Wirkungen gehabt, daß man das System selbst mit Recht als die schrecklichste Geißel des 18. Jahrh. betrachten kann. Zu den vorzüglichsten Wirkungen dieser Art gehören: 1) die Erschwerung des Verkehrs der eignen Nation mit Fremden; 2) die Begünstigung des städtischen Gewerbfleißes auf Kosten des ländlichen; 3) die Beförderung des auswärtigen Handels auf Kosten des innern; 4) die Nationaleifersucht der Völker; 5) die Unterdrückung der Colonien; 6) das Streben nach Begünstigung im auswärtigen Verkehr durch Ausschließung und Einschränkung andrer Völker, deßgleichen die Eingehung darauf abzielender Handelsverträge. Und als mittelbare Folge von dem Allen müssen wir 7) die Empörung der unterdrückten Colonien oder Provinzen im letzten Jahrh., sowie die Befeindungen der Staaten und fast alle Kriege der neuern Zeit betrachten. Den Bemühungen der Physiokraten und späterhin des großen Briten Adam Smith und seiner Anhänger ist es zwar geglückt, die Theorie der Staatswirthschaft von den vielen Irrthümern wieder zu reinigen, welche das Mercantilsystem in dieselbe gebracht hatte; aber diese Irrthümer waren bereits so allgemein verbreitet und hatten in der Verwaltung der meisten Länder so tiefe Wurzel geschlagen, daß man noch gegenwärtig fast überall die Vorschriften jenes verderblichen Systems befolgen sieht. Insbesondere haben Friedrich der Gr. durch dessen Einführung in s. Staaten, sowie Lord Chatam und sein berühmter Sohn Pitt durch Begünstigung desselben in Großbritannien viel zur Verbreitung und Begründung des Systems beigetragen, und es kann vielleicht noch sehr lange dauern, ehe dessen Spuren in den

Verwaltungsmaßregeln gänzlich verschwunden sein werden. Sowie jedoch dieses System zuerst in England seine Ausbildung erhalten hat, so scheint es, daß ihm auch zuerst daselbst der Untergang bereitet werde. Da nämlich die engl. Minister (besonders Huskisson, Robinson, Canning) eingesehen haben, daß das Mercantilsystem die erwarteten Vortheile nicht gewähre, so haben sie schon jetzt viele Verbote aufgehoben. Die Einfuhr mehrer fremden Waaren ist gestattet und die hohen Einfuhrzölle sind sehr ermäßigt worden. Insbesondere arbeitete Liverpool's und Canning's Ministerium daran, einen Hauptbestandtheil jenes Mercantilsystems, welcher in der engl. Kornbill besteht, abzuändern und nach und nach dem fremden Getreide den freien Zugang auf dem engl. Markte zu gestatten. Die Regierung hatte sich nämlich überzeugt, daß die Nation im Allgemeinen von der künstlichen Steigerung der Kornpreise weit mehr Schaden als Vortheil habe. Es ist aber begreiflich, daß dergleichen lange bestandene Verordnungen, wenn auch ihre Fehlerhaftigkeit eingesehen wird, doch nicht ohne augenblickliche Nachtheile plötzlich aufgehoben werden können, da Diejenigen, welche ihre Capitale, im Vertrauen auf das Bestehen der Staatsverordnungen, auf den Ackerbau gewandt haben, weil er ihnen hohe Getreidepreise versprach, sehr gefährdet werden würden, wenn nach der plötzlichen Aufhebung jener Verordnungen ein schnelles Sinken der Preise und eine starke Verminderung der Nachfrage nach inländischem Getreide eintreten sollte.

Mercator (Gerhard), Mathematiker und Geograph, geb. zu Ruremont 1512, studirte zu Löwen besonders Mathematik und machte, obgleich ganz sein eigner Lehrer, große Fortschritte. Später trat er als Kosmograph in die Dienste des Herzogs von Jülich, beschäftigte sich zuletzt mit dem Studium der Theologie und starb 1594 zu Duisburg. Seine theologischen Schriften sind vergessen; aber s. Verdienste um die Geographie, deren Ansichten er zuerst durch Graphik und Mechanik versinnlichte, sowie er sie durch genauere Bestimmungen der Lage und Beschaffenheit der Länder erweiterte, machen sein Andenken unsterblich. Er hatte die Kupferstecherkunst erlernt, stach und illuminirte selbst seine Charten, sowie er auch seine mathematischen Instrumente selbst verfertigte. Kaiser Karl V. schätzte ihn sehr, und Herzog Karl III. von Lothringen trug ihm auf, eine Charte seiner Staaten zu entwerfen, die jedoch unvollendet blieb. Man schätzt noch jetzt als frühen Kunstversuch die von ihm gestochenen Globen und Landcharten („Mercatoris tabulae geographicae", 1584, und Duisburg 1595). Bei den Seecharten ist die von ihm (1550) erfundene und nach ihm benannte Mercator'sche Projection, nach welcher die Charten mit wachsenden Meridians-, aber unveränderlichen Parallelgraden gezeichnet werden, noch jetzt im Gebrauch, jedoch mit den von Eduard Wright schon 1599 vorgeschlagenen, aber erst 1630 angewandten Verbesserungen. Auch in der Chronologie brach M. mittelst seiner mathematischen und astronomischen Kenntnisse die Bahn. Wir haben von ihm eine Chronologie von Erschaffung der Welt bis 1568. Nach s. Tode erschien s. Ausg. der 7 Bücher der Geographie des Ptolemäus mit Charten (Amsterdam 1605, Fol.).

Mercier (Louis Sebastian), Verf. des „Gemäldes von Paris" und andrer Schriften, die ihm in der franz. Literatur einen ehrenvollen Rang verschafft haben. Er war den 6. Juni 1740 zu Paris geb. und vor der Revolution Advocat beim pariser Parlament. Sich zu den Grundsätzen der Revolution mit Interesse hinneigend, wurde er in den Convent und in den Rath der Fünfhundert gewählt. Dort wurde er zu der gemäßigten, hier zu der republikanischen Partei gezählt. Auch war er zum Mitglied des Nationalinstituts (bei dessen erster Zusammensetzung) ernannt worden. Er starb zu Paris den 25. April 1814 in einem Alter von 74 Jahren. Von s. Schriften verdient das erwähnte „Gemälde von Paris" (1781—89, 12 Bde., sowol vollständig als auszugsweise ins Deutsche übersetzt) vorzüglich genannt zu werden. Es ist mit vielem Geiste, feinem und echtem Humor

und oft schlagendem Witze geschrieben. Die Sitten und der Charakter der Franzosen, insbesondere der Pariser, wie Beides vor der Revolution war, sind nirgends mit schärferer Beobachtungsgabe als hier geschehen aufgefaßt, und es verdient in dieser Rücksicht noch immer studirt zu werden. Eine neue Folge dieses Werks, die wol zunächst auf K. Fr. Cramer's Veranlassung (da Cramer mit s. gewöhnlichen Enthusiasmus M. anhing und stets beschäftigt war, mit ihm allerhand literarische Plane auszubrüten) und auf Vieweg's in Braunschweig Kosten erschien, und die Pariser, wie sie durch die Revolution geworden, darstellen sollte, machte weniger Glück und ist in jeder Hinsicht dem ersten Werke unterzuordnen, obgleich es einige meisterhaft entworfene Capitel enthält. Nicht minderes Aufsehen als das erste „**Tableau de Paris**" machte M.'s „**L'an 2440**" (es erschien zuerst 1772), worin er einen Pariser nach einem 700jährigen Schlafe erwachen und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen läßt. Von s. zahlreichen Theaterstücken, welche sämmtlich eine moralische Tendenz haben, hat sich bloß „Der Schubkarren des Essighändlers" in Deutschland durch Iffland's Bearbeitung und Darstellung auf dem Repertoire erhalten. In den letzten Jahren s. Lebens hatte er die Grille, Newton und Kopernicus widerlegen und eine andre Theorie des Planetensystems in Gang bringen zu wollen. Man findet in den Cramer'schen Tagebüchern, in Poel's „Frankreich" und anderwärts viel Interessantes über diesen liebenswürdigen und geistreichen Sonderling.

Mercur, bei den Griechen Hermes, ein Sohn des Zeus und der Maja, einer Tochter des Atlas. Arkadien war nach der Sage sein Vaterland. Schon in der vierten Stunde nach seiner Geburt verließ er die Wiege und erfand die Lyra, indem er eine Schildkröte tödtete, die Schale mit 7 Saiten bezog und sie harmonisch stimmte. Er besang zu ihren Tönen seine Geburt. Die Lyra in der Wiege verborgen, suchte er sich Speise, wozu er listigen Trug ersann. Mit Einbruch der Nacht ging er nach Pierien und raubte dort von den heiligen Heerden der Götter 50 Rinder, die er hin und her trieb, damit die Spuren sich verwirren möchten, dann, selbst rücklings gehend, rücklings hinwegführte, und nachdem er am Alpheosstrom zwei derselben geschlachtet, an dem durch Reibung zweier Zweige entzündeten Feuer gebraten und einen Theil den Göttern geopfert hatte, in einer Grotte verbarg. Alle Spuren wußte er sorgfältig zu verbergen. Am andern Morgen vermißte Apollo seine Rinder und ging aus sie zu suchen. Aber nirgends konnte er eine Spur entdecken, bis ihm ein Greis aus Pylos sagte, daß er einen Knaben, eine Heerde Rinder wundersam forttreibend, gesehen habe. Durch seine Wahrsagerkunst erkannte jetzt Apollo, daß Mercur der Räuber sei. Er eilte zu Maja und redete scheltend den Knaben an, der sich stellte als ob er schliefe und selbst durch die Drohung des Gottes, daß er ihn in den Tartarus hinabschleudern wolle, sich nicht schrecken ließ, sondern seine Unschuld standhaft betheuerte. Apollo ließ sich aber von dem Listigen nicht täuschen und brachte seine Klage vor den Gott der Götter. Auch hier leugnete Mercur. Aber Jupiter durchschaute die Schalkheit des Knaben und erkannte ihn als den Thäter; doch zürnte er ihm nicht, sondern lächelte freundlich seiner Klugheit, befahl ihm aber, den Ort anzuzeigen, wo die Rinder verborgen wären. Um sich vor neuen Ränken zu sichern, band ihm Apollo die Hände, doch die Fesseln fielen ab, und statt dessen standen die Rinder Paarweise an einander gebunden. Als aber jetzt Mercur die neuerfundene Lyra zu spielen anfing, ward Apollo so entzückt, daß er den Erfinder um sein Instrument bat, die Kunst des Gebrauchs von ihm lernte und ihm dafür eine Geißel gab, die fortan gemeinschaftlichen Heerden zu weiden. Mit noch mehr Erstaunen blickte Apollo auf den erfinderischen Gott, als dieser auch den Flöten ihre Stimme gab. Beide schlossen einen Vertrag. Mercur versprach, dem Apollo nie seine Lyra oder seinen Bogen zu entwenden und nie seiner Wohnung zu nahen; dieser gab ihm dagegen den goldenen

Friedensstab, Caduceus (s. d.). Die Alten stellen uns den Mercur als Herold und Gesandten der Götter dar. Er führt die Seelen der Abgeschiedenen zur Unterwelt (daher Psychopompos genannt) und ist also auch der Herold des Pluto und Vollstrecker seiner Befehle. Sein magischer Stab hatte die Kraft, der Sterblichen Augen zu schließen, Träume zu führen und die Schlummernden wieder zu erwecken. Die zu einem Herold erfoderlichen Eigenschaften besaß er in höchster Vollkommenheit und verlieh sie: Anstand, Würde und Gefälligkeit. Ferner war er auch das Symbol der Klugheit, List, des ränkevollen Betruges und sogar des Meineides. Man muß sich dabei wohl erinnern, daß das rohe Alterthum nicht das Entehrende und Niederträchtige mit diesen Begriffen verband wie wir. Wer sich in Listen und Ränken auszeichnete, wie z. B. Ulysses, war ein Liebling Mercur's und erfreute sich seines Beistandes. Auch als der Gott der Diebe und des Stehlens wurde Mercur angesehen, besonders wenn List und Klugheit dabei angewendet wurde. Eine solche symbolische Bedeutung hatten schon die Unternehmungen seiner Kindheit. Aus s. männlichen Alter gehören hierher noch folgende, die von s. Klugheit zeugen. Er begleitete den Hercules, als dieser den Cerberus entführte; rettete mit dem Ägipan den Jupiter aus der Höhle, wohin ihn Typhon gelegt hatte; stahl den Mars aus dem Gefängniß, in welches ihn die Aloiden, Otus und Ephialtes, eingeschlossen hatten; tödtete den Argus, den Wächter der unglücklichen Jo; stand dem Perseus bei, als er die Medusa zu tödten ausging, und lieh ihm den unsichtbarmachenden Helm des Pluto und die Flügelschuhe; der Nephele, der Mutter des Phrixus und der Helle, gab er den Widder mit goldenem Felle, auf dem sie ihre Kinder entführte, da sie auf Anstiften ihrer Stiefmutter Ino den Göttern geopfert werden sollten. Im Gigantenkriege trug er den unsichtbarmachenden Helm des Pluto und erlegte den Hippolytus. Als Typhon die Götter zwang, sich vor ihm zu flüchten und in Ägypten zu verbergen, verwandelte er sich in einen Ibis. Auch als Redekünstler erscheint er schon bei Homer, noch deutlicher aber bei Hesiod. Von s. Erfindungen findet sich bei Homer noch nichts. Spätere schreiben ihm die Erfindung der Würfel, der Musik, der Erdmeßkunst, der Auslegung der Träume, des Maßes und Gewichts, der Fechtkunst, der Buchstaben u. s. w. zu. Auch wird er als Beschützer der öffentlichen Verträge, als Vorsteher der Straßen und Schützer der Reisenden angesehen. (Vgl. Hermen.) Liebschaften von ihm erzählt die Fabel mehre; u. a. war er Vater des Pan und des Hermaphrodit. Mercur ward in allen griech. Städten verehrt; der Hauptsitz seiner Verehrung aber war Arkadien. Seine Feste hießen Hermäa und wurden auf verschiedene Weise gefeiert. In Rom hatte er mehre Tempel, und sein Fest wurde den 15. Mai (welcher Monat von seiner Mutter Maja den Namen führen soll) gefeiert. An diesem Feste brachten ihm vorzüglich die Kaufleute Opfer, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen beglücken möchte. Die Kunst stellt den Mercur verschieden dar, zuerst in den rohen Hermen. In den Denkmalen des alten Styls erscheint er noch bärtig; späterhin ward von ihm die Idee eines gewandten Herolds und Athleten herrschend, und nun bekam er eine überaus jugendliche Bildung. Doch auch bei diesem letztern Ideal behielt sich die Kunst einen Spielraum vor: sie bildete ihn als Knaben, im anhebenden Jünglingsalter, und dann in der vollen Kraft männlicher Jugend. Bei dem Knaben bemerkt man zwischen den lockigen Haaren zwei vortretende Flügelchen; das Kleid besteht in einer kurzen ledernen Tunica; in der Linken hält er den Beutel, und den rechten Zeigefinger gegen das Kinn haltend, lächelt er schalkhaft über eine ersonnene List. Als Jüngling findet man ihn in mehren Stellungen, bald mit dem Beutel in der Hand, bald mit dem Caduceus, bald mit dem Reisehute, stehend, sitzend und im Fortschreiten begriffen. Die Meister der spätern gereiftern Kunst gesellten ihn den jugendlichen unbärtigen Göttern zu. Das Vorstechende in seinem Charakter ist das Kraftvolle

und Gewandte. Gekräuselt liegen ihm die kurzen Haare um den Kopf und die Stirn; die Ohren und der Mund sind klein; seine Stellungen, er mag stehen oder sitzen, sind immer einfach und bequem; der Kopf vorgesenkt, der Blick bedächtig. In s. schönen kräftigen Körperbau sieht man den Erfinder der Gymnastik, in dem Stande, in der Geberdung und Miene den Besonnenen, Schlauen, Freundlichen, dem es leicht wird, Alles zu unterhandeln, Jeden zu gewinnen, Alles mit Behendigkeit zu vollführen. In dem Ideal des Mercur ist das Gleichgewicht körperlicher Schönheit und geistiger Gewandtheit wundersam vereinigt. Er ist entweder ganz nackt oder nur mit der Chlamys dargestellt. Selten hat er diese ordentlich umgenommen, sondern bloß über die Schulter geworfen oder um den Arm gewickelt. Den Kopf trägt er bald bloß, bald hat er daran ein Paar über den Schläfen befestigte Flügel, bald ist ihm der Hut aufgesetzt, an welchem zuweilen die Flügel angebracht sind (petasus). Der Hut, welcher hauptsächlich den Wanderer bezeichnet, hat in den Bildwerken einen flachen Kopf und eine schmale Krämpe; auf Vasenzeichnungen kommt er aber auch mit breiter hängender Krämpe und spitzem Kopfe vor. Sind die Flügel nicht an einer Schnur um den Kopf oder Hut befestigt, so sieht man sie entweder an den Knöcheln oder an den Sohlen angebracht, oder auch bloß am Caduceus. Als Symbole gab ihm die bildende Kunst den Hahn, um Wachsamkeit oder Streitlust (wegen der Gymnastik); die Schildkröte, um seine Erfindung der Lyra; den Beutel, um den Gott des Handels; Widder und Patera, um den Anordner der religiösen Gebräuche und Opfer; den Stumpf des Palmbaums, an den sich seine Statuen lehnen, um den Erfinder der Schreib- und Rechnenkunst (auf Palmblättern); die Harpe oder das sichelförmige Messer, um den Argostödter; den Hund (bloß auf alexandrinischen Münzen), um Scharfsinn und Wachsamkeit anzudeuten. — Über den Planeten dies. Namens s. **Planeten**.

Mercuriale. Am ersten Mittwoch nach den großen Ferien der franzöf. Parlemente hielten sie eine volle Rathssitzung, um die Mängel in der Rechtspflege und besonders im Geschäftsgange des Gerichts selbst zu besprechen und über die Verbesserung zu beschließen. Den Vortrag hatte, von Sitzung zu Sitzung wechselnd, der erste Präsident und der Generalkronanwald. Vom Tage hießen die Reden **Mercurialen**, davon Rügen, Verweise.

Mercurialmittel, Mercurialsalze, Mercuria, s. **Quecksilber und Quecksilbermittel**.

Mercy (Franz de), einer der größten Generale im dreißigjähr. Kriege, geb. zu Longwy in Lothringen. Im Dienste des Kurfürsten von Baiern schwang er sich von Grad zu Grad empor. 1643 schlug er den General Ranzau bei Tuttlingen, worauf er als kurbairischer Generallieut. und kaiserl. Feldmarschall ein vereinigtes Heer befehligte, Rotweil und Überlingen wegnahm, das Jahr darauf das wichtige Freiburg eroberte und in dessen Nähe ein festes Lager bezog; hier ward er von dem berühmten Condé angegriffen und nach einem 3tägigen Kampfe zum Rückzuge gezwungen, auf welchem ihn der Marschall Turenne beunruhigte, dennoch aber keine Vortheile über ihn erhalten konnte. Den 5. Mai (25. Apr.) 1645 schlug er Turenne bei Mergentheim, fand aber am 3. Aug. (24. Juli) dess. J. in dem Treffen bei Allersheim unweit Nördlingen seinen Tod. Er wurde auf dem Schlachtfelde beerdigt, und der Stein, welcher sein Grab deckte, erhielt die Inschrift: „Sta viator, heroem calcas!" (Weile, Wanderer, du stehst auf dem Grab eines Helden.) J. J. Rousseau bemerkt in s. „Emil", daß die einfache Nennung eines seiner Siege das Denkmal des Feldherrn besser geziert haben würde wie diese pomphafte, dem Alterthum abgeborgte Inschrift. — **Mercy** (Florimond Claude de), ein Enkel des Vorhergehenden, geb. in Lothringen 1666, trat 1682 in die Dienste des Kaisers Leopold I. und zeichnete sich als Freiwilliger bei

der Vertheidigung von Wien gegen die Türken aus. Seine Tapferkeit, namentlich in der Schlacht von Zenta (1697), erwarb ihm die Stelle eines Majors. Mit gleicher Auszeichnung diente er in Italien, u. a. schlug er 1701 bei Borgoforte mit 300 Reitern 6 Escadrons feindl. Cavalerie in die Flucht. Auch am Rhein machte er sich als kühner Anführer der Reiterei berühmt, u. a. in der Schlacht von Friedlingen. 1705 stürmte er die Linien von Pfaffenhofen und zwang die Franzosen, sich unter die Kanonen von Strasburg zurückzuziehen; 1706 deckte er durch geschickte Manoeuvres Landau, welches er mit neuen Mundvorräthen und Truppen versah. 1707 am 24. Sept. schlug er den franz. General Vivans bei Offenburg; als er aber 1709 zu tief ins Elsaß eingedrungen war, ward er von dem bei Rumersheim verschanzten franz. General du Bourg gänzlich geschlagen (26. Aug.). Zum Feldmarschall ernannt, erhielt er 1716 das Commando eines Theils der Armee gegen die Türken. Hier hatte er Antheil an den Siegen von Peterwardein und Belgrad. Ebenso ruhmvoll führte er 1719 das Obercommando in Sicilien gegen die Spanier. Während des Friedens machte er sich um die Cultur des Banats verdient. 1734 ging er als Oberfeldherr nach Italien und besetzte das Herzogthum Parma, ward aber am 29. Juni, als er den Angriff bei Croisetta in Person leiten und eben den Befehl zur Schlacht geben wollte, erschossen. Seine Leiche wurde in Reggio beerdigt. Da M. keine Kinder hatte und das mit dem Grafentitel belegte Lehen Mercy in Lothringen seiner Familie erhalten wollte, so vererbte er s. Namen an einen Verwandten, den Grafen Antoine v. Argenteau, der gleichfalls in östr. Dienste trat und sich in den Feldzügen in Ungarn, Baiern und im Elsaß, sowie 1746—48 in den Niederlanden auszeichnete und 1767 als Generalgouverneur in Esseck starb.

Mergel, s. Kalk.

Merian, der Name e. Künstlerfamilie. Der berühmte Matthäus M. der Ältere, geb. zu Basel 1593, lernte bei Dietrich Meyer in Zürich und bei Theodor de Bry zu Oppenheim, ließ sich in Frankfurt a. M. nieder, trieb einen starken Kunsthandel und starb zu Schwalbach 1651. Er arbeitete sehr sauber u. fleißig mit der Radirnadel. Seine vornehmsten Werke bestehen in Vorstellungen der wichtigsten Städte in Europa, besonders in Deutschland, die er mit ihren Beschreibungen in vielen Foliobänden herausgab. Die von ihm nach der Natur gezeichneten Ansichten von Städten, insonderheit die perspectivischen, sind meisterhaft. Er hat auch Geschichten, Landschaften, Schlachten, Jagden und a. Vorstellungen geätzt; aber hier erhob er sich nicht über die prosaische Auffassung. Sein jüngerer Sohn Kaspar übte die Ätzkunst, wiewol nicht mit der Geschicklichkeit des Vaters; der ältere, Matthäus M. der Jüngere, geb. zu Basel 1621, war ein guter Maler in wohlgetroffenen, stark und lieblich gefärbten Bildnissen. Er hatte bei Joseph Plepp, Joachim v. Sandrart und Anton van Dyk gelernt, um 1644 zu Rom studirt, und nachher England, die Niederlande, Frankreich u. s. w. bereist. Sein Sohn, Joh. Matthäus, ein geschickter Bildnißmaler, starb zu Frankfurt 1716. Des ältern Matthäus M. Tochter war die berühmte Künstlerin Maria Sibylla Merian, verehelichte Graf, geb. zu Frankfurt a. M. 1647. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jakob Morefels und bei Abraham Mignon, und erlangte einen großen Ruhm durch den guten Geschmack, die Geschicklichkeit und Genauigkeit, mit welcher sie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken, kriechende und fliegende Insekten aller Art in Wasserfarben malte. Aus Liebe zu diesem Fache machte sie eine Reise nach Surinam, um die Verwandlungen der dortigen Insekten zu beobachten. Sie verweilte hier zwei Jahre und zeichnete eine Menge von Gewürmen, Pflanzen und Früchten auf Pergament, die nichts zu wünschen übrig lassen. Wir haben von ihr einige Kupferwerke: „Über die Entstehung, Nahrung und die Verwandlungen der Raupen" (Nürnberg,

2 Bde., 4.); e. „Geschichte der Insekten Europas" und e. „Abhandl. über die Erzeugung und die Verwandlungen der Insekten von Surinam", mit 60 prächtigen Kpf. Sie starb zu Amsterdam 1717.

Merian (Andreas) von Falkach, geb. zu Basel 1772, kais. russ. Staatsrath, gegenwärtig in Paris. Sein Geschlecht, eins der vorzüglichsten jenes Freistaates, zählt, sowie das Haus s. Mutter Iselin, ausgezeichnete Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Sein Vater, 1806 regier. Landamman der Schweizerischen Eidgenossenschaft, wurde als einer der entschiedensten Gegner der Revolution 1798 nach Frankreich deportirt. Der Sohn ging nach England zu seinem Oheim Iselin, von da nach Wien, wo er durch die Zuneigung Joh. Müller's einflußreiche Freunde in der Staatskanzlei fand. 1802 kam er als Legationssecretair des Freih. v. Hügel auf den regensburger Indemnisationscongreß, 1805 ins Hauptquartier des Erzherz. Ferdinand und als Geschäftsträger am fränkischen Kreise nach Nürnberg. Der münchner Hof verlangte nach der Mediatisirung der Stadt s. Abberufung, und s. Zusammenhang mit den Freunden der alten Ordnung in Deutschland wurde in Paris so bedeutend geschildert, daß der Minister Champagny sämmtl. Höfen des Rheinbundes durch ein Circular untersagte, Merian in irgend einer diplomatischen Eigenschaft bei sich anzunehmen. So konnte er denn auch nicht nach Karlsruhe abgehen, wohin er ernannt war, sondern lebte 1807—8 zu Wien, im Hause seines Freundes, des Freiherrn v. Hormayr, den Wissenschaften, vorzüglich der griechischen und römischen Literatur, in welchen seine große Gelehrsamkeit selbst in England hochgeschätzt und bei classischen Ausg. zu Rathe gezogen wurde, und den Vorbereitungen zum unvergeßlichen Kampfe von 1809. Als dieser ausbrach und Hormayr nach Tirol ging, wurde Merian beim obersten Armeeintendanten, Grafen Fr. Stadion, angestellt, verlebte nach dem Frieden einige Zeit in Prag und ging dann als Legationsrath mit dem Fürsten Paul Esterhazy nach Dresden. Als endlich 1812 Östreich und Preußen sich mit Napoleon gegen Rußland alliirten, trat er als Staatsrath in den russischen Dienst, war auf dem merkwürdigen Tage zu Kalisch und dann bei der Centralverwaltung unter dem Minister Freih. v. Stein, bei dem Generalgouvernement in Dresden angestellt. Seitdem ward er immer in besondern Unterhandlungen für Paris verwendet. Auch dort ist er noch mit der alten Begeisterung den Wissenschaften ergeben, und rühmlich bekannt als einer der vorzüglichsten Beförderer der Forschungen der frankfurter Gesellschaft für das Quellenstudium des deutschen Mittelalters. Er hat Einiges anonym geschrieben.

Meridian, s. **Mittagskreis**.

Merinos (**Ovejas merinas**, Schafe mit feiner Wolle, denn **Merina** bedeutet feine ausgesuchte Wolle), eine in Spanien einheimisch gewordene und von da aus in mehre europäische Länder verpflanzte Schafrace, die sich von andern Schafen theils durch einen gedrungenen, mehr kleinen als großen Körperbau, theils vorzüglich durch Feinheit und Weichheit ihrer Wolle auszeichnet. Diese Schafe stammen aus der Berberei, woher sie Peter IV., König von Aragonien, gegen die Mitte d. 14. Jahrh., und später der Cardinal Ximenes, nach Spanien kommen ließen. Man berechnete vor dem letzten Kriege die Anzahl der Merinos daselbst gegen 5 Mill., die im Durchschnitt jährl. 125—130,000 Ctnr. Wolle lieferten. Weil diese Schafe auf den Gebirgen fast ganz Spaniens weiden, nennt man sie auch wandernde Schafe, **tras humantes**, während die andern, ursprünglich spanischen, deren Anzahl man auf 3 Mill. schätzt und die größtentheils eine gröbere Wolle haben, stehende oder Stallschafe heißen. (Vgl. **Schafzucht, spanische**.) Die Schafe selbst bezeigen, aus Gewohnheit oder Naturtrieb, eine sichtbare Unruhe, wenn die Zeit ihrer Wanderungen eintritt. Anfangs waren diese Heerden ein Eigenthum der Könige. Nach und nach wurden sie verkauft, und

die letzte Heerde von 40,000 verkaufte Philipp I. an den Marquis Iturbiata. Jetzt gehören sie dem Adel und den Klöstern. Das Weidegeld, das für die Huthungen der Schafe bezahlt wird, ist sehr mäßig. So lange die Schafe auf dem Marsche sich befinden, sind sie berechtigt, auf allen Huthungen zu weiden, und es muß ihnen überall eine ungefähr 40 Ruthen breite Straße zu ihrem Wege eingeräumt werden, was für die Unterthanen drückend ist. Schon in der ersten Hälfte d. 18. Jahrh. wurden die Merinos nach Frankreich und nach Schweden, später nach Sachsen, Preußen und Östreich verpflanzt. (Vgl. Schafzucht.) Vor einigen Jahren ist die veredelte Raçe aus Sachsen auch nach Rußland, vorzüglich in die Gegend von Odessa, verpflanzt worden. Über die spanischen Schafe und die Wolle ders. s. m. Bourgoing's „Reisen durch Spanien" (1789), Theil 1 und 3. In neuern Zeiten ist ein glatter, geköperter Serge von vorzüglichem, gezwirntem Gespinnst, Merino genannt, als Handelswaare sehr beliebt worden. F.

Merlin m. d. Beinamen Ambrosius der Zauberer, Sohn eines Dämon und der T. eines Königs von England, welche in e. Kloster von Vaer-Merlin Nonne war. Er soll der Sage nach im 6. Jahrh. in Nordbritannien oder Caledonien gelebt haben und zu Carmarthe geboren sein. Merlin ward von s. Vater in allen Wissenschalten unterrichtet, und lernte von ihm die Wunder verrichten welche die Fabelgeschichte Englands ihm zuschreibt. Er war der größte Weise und Mathematiker s. Zeit; der Rathgeber und Freund von 4 engl. Königen, Vortigern, Ambrosius, Uther-Pendragon und Arthur, dem Stifter der Tafelrunde. (S. Arthus u. Ritterwesen.) Vortigern beschloß auf den Rath seiner Magiker einen uneinnehmbaren Thurm zu erbauen, um sich gegen die Sachsen zu sichern; aber kaum war der Grund dazu gelegt worden, als in einer Nacht die Erde ihn verschlang. Die Magiker sagten dem König, er müsse die Grundsteine, um ihnen Festigkeit zu geben, mit dem Blute eines Kindes benetzen, das ohne Vater geboren sei. Nach vielen Nachforschungen brachte man den jungen Merlin zum König. Als Merlin den Ausspruch der Magiker vernommen, stritt er mit ihnen und zeigte ihnen an, daß unter dem Grunde des Thurms ein großer See und unter dem See zwei große wüthende Drachen seien, ein rother, der die Engländer, und ein weißer, der die Sachsen vorstelle. Man grub nach, und die beiden Drachen waren nicht sobald gefunden, als sie einen schrecklichen Kampf begannen, worüber Merlin zu weinen und s. Weissagungen hinsichtlich Englands kundzuthun begann. Zu den Zauberwerken, welche von M. erzählt werden, gehört, daß er, als Uther Pendragon sich in die schöne Ingerne verliebte, dem Könige die Gestalt ihres Mannes verliehen und so den Genuß der Geliebten verschafft; ferner daß M. Felsen von Irland nach England versetzt habe, welche die Gestalt von Riesen angenommen und tanzend eine Trophäe für den König Ambrosius gebildet hätten. Endlich daß er auf einem Schiffe von Glas den Sachsen entronnen sei. Er starb auf der Insel Bardsey. S. „Histoire de Merlin et de ses prophéties", und die „Vita di Merlino" (Venedig). Auch hat Gottfr. v. Monmouth s. Leben beschrieben.

Meroë, Stadt und Staat im alten Äthiopien im nordöstl. Afrika, auf einer fruchtbaren, von Sandwüsten umgebenen Halbinsel, welche der Astapus (Bahr el Abiad), weiße Strom, eigentlich Nil, westwärts, und der Astaboras (jetzt Tacazze) ostwärts einschließen, bis zu der heutigen Provinz Gojam hin — jetzt die Landschaft Atbar zwischen 13 und 18° N. Br. mit einer Stadt gl. N. — liegt im Königreiche Sennaar, das einen Theil von Nubien ausmacht. Der uralte Priesterstaat von Meroë war, nach Herodot, ein Negerstaat, und er ist der einzige Staat dieses Stammvolkes, von dem wir Nachrichten besitzen, daß er bedeutende Fortschritte zur geistigen Ausbildung gemacht habe. Er hatte nämlich eine feste Verfassung, Regierung, Gesetze und Religion. Die Regierung war in den Händen eines Priesterstammes, welcher aus s. Mitte den König wählte, der durchaus

nach der bestimmten Vorschrift der Gesetze leben und handeln mußte. Die Priester zu Meroë konnten dem Könige im Namen der Götter den Tod anbefehlen, und er mußte gehorchen. Es war Sitte, daß die Freunde (Minister) des Königs mit ihm alle Schicksale, auch den Tod theilten. Erst Ergamenes, König zu Meroë, machte sich im 3. Jahrh. vor Chr., als Ptolemäus II. in Ägypten regierte, von dieser drückenden Priesterherrschaft durch Ermordung der damaligen Priester am goldenen Tempel frei. In Meroë befand sich der Hauptsitz des großen Karavanenhandels zwischen Äthiopien, Ägypten, Arabien, dem nördl. Afrika und Indien. Von Meroë gingen mehre Colonien aus, und es soll von dort aus der erste gebildete Staat in Ägypten, der zu Theben, angelegt worden sein, welcher als Karavanenplatz in steter Verbindung mit Meroë blieb und auch von einer Priesterkaste regiert wurde. Diese Kaste, die von hellerer Farbe war als die übrigen, stammte wahrscheinlich aus Indien ab, von wo überhaupt Meroë und die äthiopischen Küsten ihre ersten Bewohner erhalten haben sollen. Auch Ammonium (s. Ammon u. Oase) war ein kleiner Priesterstaat mit einem Könige, den Ägypter und Äthiopier von Meroë aus gestiftet hatten. Meroë und Axum (in Habesch), das ebenfalls eine Colonie von Meroë gewesen zu sein scheint, blieben die Hauptsitze des südl. Völkerverkehrs bis zu den Zeiten der Araber. Von ihrer frühen religiösen und bürgerlichen Cultur zeugen die noch vorhandenen Denkmäler der Baukunst und a. Spuren mehr. — Die neuesten Nachrichten über diese Urkunden der indisch-äthiopischen Urwelt gibt uns Fréd. Cailliaud aus Nantes, in s. „Voyage à Meroë, au fleuve blanc etc. en 1819—22" (Paris 1824, 3 Thle., m. Kpf. u. Charten, 2 Bde. Fol.). Cailliaud benutzte den nubischen Feldzug Ismails, Sohns des Pascha von Ägypten 1821, um auf dem Nil weiter als s. Vorgänger vorzudringen. Gau (s. d.) kam nur bis zum zweiten Katarakt; Browne 1793 nur bis Kôbbé in Darfur (16° N. B.); Bruce von Sennaar aus nach der Küste des rothen Meeres, bis $13\frac{1}{2}$°; Cailliaud aber drang in das südl. Äthiopien, längs dem Hauptstrome des Nils, bis zum 10°, also 130 Stunden über Sennaar hinaus, und von Ägyptens Südgrenze 400 Stunden weiter als Gau, in neue, dem Geographen bisher unbekannte Gegenden. Er beobachtete und sammelte für die physische Geogr. und die Naturkunde, sowie zu einer zuverlässigen Charte der bereisten Gegend; die meiste Aufmerksamkeit aber widmete er den Denkmalen und Trümmern der ältesten Baukunst. Dadurch reiht sich sein von Jomard in Paris herausg. Werk an das von Gau an, indem Cailliaud da beginnt, wo dieser stehen geblieben war. Cailliaud hatte sich auf diese zweite Reise gut vorbereitet und hielt ein sehr genaues Tagebuch. Nebst s. Gefährten Letorzec nahm er mehr als 50 Punkte astronomisch auf, sammelte Pflanzen, Thiere und Steine; vorzüglich zeichnete er die Überreste der Tempel, Pyramiden, Kolosse, Basreliefs, griech. und hieroglyph. Inschriften. Er hat ungefähr 100 alte Denkmäler beschrieben und abgezeichnet und auf s. Wege nach Meroë an 80 Grabpyramiden entdeckt. Die merkwürdigsten darunter sind die Tempel von Naga und Soleb, die Ruinen zu Subah (15° N. B.), die Pyramiden zu Parkal und Shendy (Chandy), wo wahrscheinlich das alte Meroë gelegen hat. Hier fand er auch den von den Ägyptern verehrten Käfer Scarabaeus oder Atenchus sacer, einen Goldkäfer, woraus sich ebenfalls schließen läßt, daß die Ägypter ihren Cultus aus Äthiopien erhalten haben. Noch jetzt tragen die Äthiopier das Bild jenes Scarabaeus am Halse. Außerdem fand Cailliaud in der Gegend des alten Meroë den gebuckelten Ochsen und den wahren Ibis, wie er auf ägyptischen Denkmälern abgebildet ist. — Unter den neuern Reisenden nach Nubien haben die preuß. Naturforscher, D. Ehrenberg und D. Hemprich, 1823 fg. mit königl. Unterstützung an den Küsten der rothen Meeres bis nach Nubien und Sennaar Forschungen angestellt. Hemprich starb zu Massowah, dem Haupthafen von Habesch, am 30. Juni 1825; Ehrenberg kehrte 1827 nach Vier-

lin zurück. — Eduard Rüppel, geb. zu Frankfurt a. M., war 1823 nach Dongola in den obern Theil von Nubien vorgedrungen und 1825 von Kordustan in Nigritien nach Kairo zurückgekehrt. Dann untersuchte er die Küsten des rothen Meeres, ging nach Habesch und traf im Juni 1827 wieder in Kairo ein. Ein Russe Ssenskowskej, der 1820 fg. einige Gegenden des Orients und Afrikas bereist hatte, kam 1822 nach Petersburg zurück und gibt daselbst die Beschreib. s. Reise, welche u. a. gute Nachrichten von Nubien enthalten soll, in russischer Sprache heraus. 20.

Merope, T. des arkadischen Königs Cypselus, Gemahlin des Kresphontes, Königs von Messene. Sie zeugte mit ihm viele Kinder, von denen der jüngste Äpytus (nach A. Telephontes) hieß. Da Kresphontes zum Besten des gemeinen Volks viele Neuerungen machte, empörten sich die Großen und tödteten ihn nebst allen s. Söhnen, den Äpytus ausgenommen, welchen Merope verbarg und nachher ihrem Vater zuschickte, bei welchem er insgeheim erzogen wurde. Polyphontes, welcher die Regierung in Messene übernahm, ließ ihn vergebens allenthalben aufsuchen, und verhieß Belohnungen Dem, der ihn tödten würde. Sobald der Jüngling erwachsen war, ging er, mit dem Entschluß, s. Vater zu rächen, heimlich nach Messene, wo er von Polyphontes den auf s. Kopf gesetzten Preis foderte, indem er vorgab, den Äpytus getödtet zu haben. Schon früher hatte Merope, weil sie eine Veränderung in der Regierung erwartete, einen Boten abgeschickt, um ihren Sohn zurückzuholen; dieser kam mit der Nachricht zurück, Äpytus sei verschwunden. Daher zweifelte sie nicht, daß der Fremdling wirklich ihres Sohnes Mörder sei, und beschloß, ihn im Schlafe zu ermorden. Sie war im Begriff, diesen Entschluß auszuführen, als sie ihren Sohn erkannte, und nun mit ihm die Maßregeln verabredete, sich an Polyphontes zu rächen. Sie bot diesem zum Schein Versöhnung und versprach ihm seine Liebe zu erwiedern. Polyphontes ordnete ein Dankopfer an; aber am Altar raubte ihm Äpytus das Leben und bestieg den väterlichen Thron. Dieser Stoff ist von mehren dramatischen Dichtern bearbeitet worden, als von Voltaire, Maffei u. s. w.

Merovinger, s. Frankreich.

Mersch (Van der), Anführer der brabantischen Patrioten 1789, ward zu Menin geb. Zuerst in franz. Diensten, stand er unter Chevret und erwarb sich den Beinamen des tapfern Flamländers; hierauf trat er in östr. Dienste, die er als Oberstlieutenant verließ, um sich in s. Vaterstadt zurückzuziehen. Hier lebte er, geehrt von s. Mitbürgern, in ruhiger Muße, bis die mit Östreichs Verwaltung Mißvergnügten sich in Breda versammelten (1789). V. d. Mersch schloß sich sogleich an, und man übertrug ihm das Commando eines schnell zusammengerafften Haufens, mit welchem man sich der Macht des Kaiserhauses entgegenstellen wollte. V. d. M. sah das Gefährliche des Unternehmens ein, denn theils waren s. Streitkräfte denen des Gegners nicht gewachsen, theils wurde auch durch die Unentschlossenheit und das Auswandern der reichsten und angesehensten Belgier dem Volke der Muth genommen. Es konnte daher nur ein rasches und energisches Handeln Erfolg gewähren. Schnell rückte v. d. M. mit völlig undisciplinirten Truppen aus Holland nach Brabant vor und lieferte den Östreichern bei Hoogstraaten unweit Antwerpen ein glückliches Treffen, wodurch der Muth s. Partei ungemein gehoben wurde. Ein wichtigeres fand zwischen ihm und dem kaiserl. General Schröder in und um Turnhout statt, wohin sich Schröder hatte locken lassen, und woselbst den Patrioten die Artillerie und Bagage der Feinde in die Hände fiel. Darauf nahm v. d. M. auch Gent und Brüssel ein, worauf er von s. Landsleuten einstimmig zum General en chef der sämmtlichen belgischen Truppen ernannt wurde. Als aber van der Noot und van Eupen auf die Versammlung der Volksrepräsentanten Einfluß erlangten, fing man an, die Gelder, welche zur Bezahlung

der Truppen und zur Bestreitung andrer öffentlicher Ausgaben zusammengebracht worden waren, zu vergeuden. Mißtrauen und Zänkereien traten an die Stelle bisheriger Einigkeit und die Vorstellungen, welche v. d. Mersch bei der Regierung dagegen eingab, dienten nur dazu ihn verhaßt und verdächtig zu machen. Bei der Spannung, welche zwischen ihm und den Behörden herrschte, dachte man darauf, ihn vom Commando zu entfernen, was jedoch wegen der Liebe der Truppen zu ihm kein leichtes Unternehmen war; man fing daher damit an, einen Preußen, den General Schönfeld, an die Spitze eines andern Corps zu stellen, sodaß nunmehr zwei Armeen sogen. Vaterlandsvertheidiger in Brabant waren, die sich einander selbst zu bekriegen drohten. Endlich wurde v. d. M. verhaftet, vor Gericht gestellt, und obwol ihm s. Feinde nichts anhaben konnten, dennoch in die Citadelle von Antwerpen gebracht. Hier blieb er, bis die Östreicher das Land wieder besetzten, und starb d. 14. Sept. 1792 auf s. Gute bei Menin, geachtet und bedauert von den Bessern.

Merseburg an der Saale, über welche eine steinerne Brücke führt, sonst eine Stiftsstadt des Königreichs Sachsen, jetzt Sitz der Regierung des Bezirkes gl. N. im preuß. Herzogthume Sachsen, enthält 900 H. mit 8800 Einw. Die Stadt ist alt und schlecht gebaut, hat ein gutes Gymnasium, ein Hebammeninstitut, mehre fromme Anstalten und einige Fabriken. Das merseburger Bier wird weit verführt. In der Vorstadt Altenburg ist eine kön. Stuterei. Die Domkirche hat 4 schöne Thürme und eine der größten Orgeln; in ihr liegt der Bischof Ditmar (st. 1018), einer der trefflichsten Geschichtschreiber des Mittelalters, begraben. Das Domcapitel wurde vom K. Otto I. gestiftet und, nachdem die Reformation eingeführt worden war, von dem Kurfürsten von Sachsen administrirt. Die Herzoge von Sachsen-Merseburg starben aus 1738.

Mesmer (Anton), geb. am 23. Mai 1733 zu Weil bei Stein am Rheine, studirte zu Wien die Arzneiwissenschaften, gab 1766 bei Erlangung der Doctorwürde die Dissertation „De planetarum influxu in corpus humanum" heraus, in welcher die Newton'schen Lehren von Anziehung der Weltkörper mit astrologischen Grillen verschmolzen sind, und daraus dann die Einwirkung derselben auf den Menschen erklärt wird. 1772 versuchte M. Curen mit dem Mineralmagnete, unterstützt von dem Pater Hell, der ihm künstliche Magnete dazu bereitete, erklärte aber bald, daß nicht diese Magnete das Wirksame dabei seien, sondern die aus seiner Hand ausströmende Heilkraft. 1775 erschien ein „Sendschreiben (Mesmer's) an einen auswärtigen Arzt üb. die Magnetcur" und er schickte Theses an die berühmtesten Akademien Europas, die ihn aber sämmtlich keiner Antwort würdigten. In Wien versuchte er durch vorgebliche Curen sich Vertrauen zu verschaffen; als aber ein Betrug mit einem angeblich sehend gemachten Mädchen entdeckt und stadtkundig wurde, begab er sich 1778 nach Paris. Hier wendete er sich zuvörderst an die Akademie der Wissenschaften mit einer Darlegung seines Systems, die aber freilich das unwissenschaftliche Gemengsel von wahren und falschverstandenen und astrologischen und magischen Sätzen einer freundlichen Aufnahme nicht würdigen konnte. Er fand indessen einen gläubigen Schüler an dem Arzte d'Eslon, der sich auch zu seinem Vertheidiger, jedoch ohne Erfolg, aufwarf. Nun versuchte M. sein Glück bei dem großen Haufen und nahm den zuversichtlichen Ton eines begeisterten Sehers an. Da er sein Verfahren bei Heilung von Krankheiten immer noch geheim hielt, so bot ihm die franz. Regierung für die Entdeckung 20,000 Livres, die er aber ausschlug. Dafür eröffnete Bergasse, einer seiner eifrigsten Anhänger, eine Subscription von 100 Actien, jede zu 100 Louisd'or, für welche Summe M. nach seiner Zurückkunft aus Spaa das Geheimniß entdecken sollte. Dieser fand es aber gerathener, sein Verfahren immer noch in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen und eine große und glänzende Anzahl von Bewunderern um

sein Baquet zu versammeln. Die Größe dieser Versammlungen, die dabei, namentlich in den Krisenzimmern, vorgefallenen Unordnungen und das allgemeine Aufsehen, das sie machten, bewog endlich die Regierung, eine Commission der gelehrtesten und unbefangensten Männer niederzusetzen, welche mit großer Sorgfalt in d'Eslon's und Franklin's Behausungen die Untersuchungen gemeinschaftlich vornahmen. Die Commission bestand aus Majault, Sallin, Darcet, Guillotin, Franklin, Leroi, Bailly, Bory und Lavoisier. Nach oft wiederholten und mannigfach veränderten Versuchen überzeugte sich die Commission, daß das Ganze bloß auf den Wirkungen der Phantasie und auf Täuschung beruhe, und der Bericht darüber wurde im Namen der Commission von Bailly abgefaßt; einen ähnlichen Bericht gab auch die Société de médecine bei der Regierung ein und beide Berichte wurden öffentlich bekanntgemacht. Diese Öffentlichkeit, die mächtigste Feindin aller Charlatanerie, versetzte auch M.'s Ansehen in Paris den letzten Stoß, er verließ Frankreich, ging nach England, von da nach Deutschland und in die Schweiz zurück, wo er zu Mörsburg am Bodensee am 5. März 1815 in völliger Abgeschiedenheit starb. Vor seinem Tode hatte er noch die Freude, daß sein wunderliches System von einem seiner Verehrer in Deutschland herausgegeben und angepriesen wurde, nachdem sich schon längst Niemand mehr um den verlegenen Kram bekümmert hatte. Es erschien unt. d. N. „Mesmerismus" (Berl. 1814) und enthält ein Raisonnement über das ganze Weltsystem; eine vorzügliche Rolle spielt dabei die Bewegung im Vollen, die bekanntlich schon Epikur und sein herrlicher Schüler Lucrez als ein Unding erkannt hatten. 16.

Mesopotamien oder das Land zwischen den Flüssen (El-Dschesira oder die Insel bei den Arabern genannt) nannten die Griechen die große vom Euphrat und Tigris eingeschlossene Landschaft, die im N. der Taurus und Masius begrenzte. Die Nordhälfte war gebirgig und an Getreide, Wein und Viehweiden fruchtbar; die südliche aber eben, dürr und unfruchtbar. Von den Städten nennen wir Charran oder Charrá, Edessa, Zoba (Nesibin), Antiochia, Mygdoniá, Singara. Von jeher lebten hier Ansässige oder Ackersleute und Herumziehende oder Hirtenvölker. Die Mesopotamier erwuchsen aus den Chaldäern, dem Urvolke, aus Kuschiten, die unter Nimrod die Städte Edessa und Nesibin erbauten, und aus semitischen Abkömmlingen des Stammes Thara. Diese bewohnten anfangs die Gegend um Ur Chasdim, dann in und um Haran oder Charrá; aber mit der Zeit breiteten sie sich im ganzen Lande, ja auch in Chaldäa und Syrien aus, sodaß die Kuschiten ihnen entweder weichen oder sich unterwerfen mußten. Anfangs war es ein Theil von Nimrod's Reiche. Nach einem Zwischenraume von mehr als 700 J. (2000 J. v. Chr.) kommt Kusan Rischataim als König von Mesopotamien vor, der seine Herrschaft über den Euphrat ausbreitete. Die Israeliten, die schon in Palästina saßen, mußten ihm 8 J. lang Tribut bezahlen. Im goldenen Zeitalter der assyrischen Macht, 790 vor Chr., ward Mesopotamien diesem Reiche unterthan und erlitt die Schicksale seiner nachmaligen Bezwinger. Trajan unterwarf es zwar 106 nach Chr. den Römern; aber die Perser ließen sie nicht lange im ungestörten Besitze. Als endlich die Araber 651 auf den Trümmern des sassanidischen Reichs ein neues bildeten, mußte auch Mesopotamien diesen Stürmen gehorchen. 1040 fiel es den Seldschuken in die Hände. Seit dieser Zeit hatte es schnell auf einander folgende Beherrscher. Dschingischan machte sich 1218 davon Meister. Allein es ging 1360 an den Tur-Ali-Beg verloren. 40 J. darauf ward Mesopotamien von Tamerlan erobert und 1514 von Ismael Sophi dem persischen Reiche einverleibt. Aber 1554 mußten die Perser mehr als die Hälfte davon den Türken abtreten, und obgleich sie 1613 den verlorenen Theil wieder an sich brachten, so konnten sie doch zuletzt Amurad's IV. übermächtigen Andrang nicht aushalten, welcher nebst mehren Provinzen auch diese 1637 mit seinem Reiche vereinigte. Der jetzige Flächen-

inhalt dieses Landes wird auf 1700 □M. mit 800,000 Bew. angegeben. Die Hauptst., Diarbekr, am Tigris (38,000 Einw.), eine ansehnliche Fabrik- und Handelsstadt ist der Sitz eines Sandschaks. S. J. S. Buckingham's „Travels in Mesopotamia" (Aleppo, Diarbekr, Mosul, Bagdad, die Ruinen v. Babylon rc., London 1827, 4.).

Messa di voce, im Gesang, das allmälige Anschwellen und Abnehmen der Töne; es findet statt bei Noten von längerer Dauer, insbesondere auf Fermaten und bei Vorbereitung einer Cadenz. Nach der Länge der Noten richtet sich die Gradation im piano, crescendo, forte und decrescendo. Bei kürzern Tönen findet geringere Gradation statt. Diese Figur verlangt, daß der Sänger den Athem in der Gewalt habe, und ist von der falschen Angewohnheit zu unterscheiden, alle Töne schwach anzufangen und dann erst wachsen zu lassen. Auch darf sie nicht zu häufig vorkommen.

Messalianer (a. d. Syrischen), oder Eucheten (a. d. Griech.), d. h. Beter, Betbrüder, auch Enthusiasten und Pneumatiker (Geistliche, wie sie sich selbst nannten), hießen die Glieder einer ketzerischen Secte, die um 360 zuerst in Mesopotamien entstand und unter Adelphius, einem ihrer Lehrer, noch im 4. Jahrh. nach Syrien kam. Sie war eine Ausgeburt römischer Schwärmerei und pietistischen Dunkels. Die Messalianer hielten das Gebet für eine unablässig fortzusetzende Übung, der sie alle die Wirkungen zuschrieben, welche die von ihnen geringgeschätzten Sacramente und gottesdienstlichen Handlungen für gläubige Christen haben sollen. Sie arbeiteten nicht, nährten sich durch Betteln und ergaben sich am liebsten einer träumerischen Beschaulichkeit, die sowol die dem Manichäismus nicht unähnliche Verworrenheit ihrer auf orientalische Mystik gebauten Ansicht der christlichen Lehren, als auch ihren Wahn, eine Vollkommenheit, bei der alle Sünden aufhören müßten, betend erreichen zu können, erklärt. Damit hängen die ascetischen, zum Theil auch unzüchtigen Ausschweifungen und wunderlichen Verzuckungen, deren sie beschuldigt wurden, die göttlichen Offenbarungen und Erscheinungen, deren sie sich rühmten, und ihre Verachtung des herrschenden Kirchenthums zusammen. Ungeachtet der Gegenanstalten und Verbannungsbefehle der Concilien, Kaiser und Bischöfe erhielten sich Messalianer beiderlei Geschlechts, obwol nicht zahlreich, unter den orientalischen Christen bis zum Ende des 7. Jahrh. Die ohne Grund mit ihnen verwechselten neuen Messalianer oder Bogomilen sind den Paulicianern (s. d.) näher verwandt. E.

Messalina. 1) Valeria. Diese berüchtigte römische Kaiserin, T. des Messala Barbatus und Gemahlin des Kaisers Claudius, hat den Ruf hinterlassen, an Frechheit die schamlosesten Weiber aller Zeitalter übertroffen zu haben. Alle zum Hause des Kaisers gehörige Männer hatte sie zu Geliebten, Officiere, Soldaten, Sklaven, Schauspieler, nichts war ihr zu niedrig. Nicht zufrieden, sich selbst der Schande preiszugeben, zwang sie die edelsten Römerinnen, in ihrer Gegenwart ähnliche Ausschweifungen zu begehen. Wer ihr nicht willfahren wollte, den bestrafte sie mit dem Tode. Endlich wagte sie sogar, sich bei Lebzeiten ihres Gemahls mit dem Cajus Silius, einem Senator, öffentlich zu vermählen. Narcissus, ein Freigelassener und Günstling des Kaisers, ehedem selbst ein Liebhaber der Messalina, entdeckte dem Claudius, der eben von Rom abwesend war, diese neue Schandthat seiner Gemahlin. Da aber dieser mit ihrer Bestrafung zögerte und Narcissus einsah, daß sein eignes Leben auf dem Spiel stehe, wenn es der Kaiserin gelingen sollte, sich bei ihrem schwachen Gemahl wieder in Gunst zu setzen, so gab er selbst einigen Vertrauten Befehl, sie heimlich zu ermorden, 46 n. Chr. 2) Statilia M., die dritte Gemahlin des Nero, dessen Tod sie in den Privatstand zurückversetzte. Sie widmete darauf ihre Zeit dem Studium der Beredtsamkeit und der schönen Künste und erwarb sich einigen Ruf darin.

Messe (lat. missa) hieß zuerst in der lat. Kirche die ganze Abendmahlshandlung. Diese Benennung rührte daher, daß man die Feier des Abendmahls in den öffentlichen Versammlungshäusern oder Kirchen auf den allgemeinen Gottesdienst folgen ließ, und die Beendigung des letztern Jedem, der nicht an der Abendmahlsfeier Theil nehmen wollte, dadurch ankündigte, daß ein Kirchendiener die Worte rief: Ite, missa est, sc. concio (geht, die Versammlung ist entlassen). Durch ein Mißverständniß ward nun die folgende Handlung selbst missa und nachher durch Verstümmelung Messe genannt. Späterhin erhielt der Ausdruck in der römisch-kath. Kirche noch die engere Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium oder Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck: Messe lesen), oder auch die Einsegnung (Consecration) des Brots und Weins versteht, wodurch diese in den Leib und das Blut Christi verwandelt und so als ein Versöhnungsopfer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden sollen. Letzteres ist der eigentliche Sinn der Messe in weiterer Bedeutung. Gregor I. oder der Große (starb um 604) bildete die Meßgebräuche aus. Da die Messe zugleich eine sinnbildliche Vorstellung des Leidens Jesu sein sollte, so mußten die Handlungen des Priesters und jeder Theil seines Dienstes auf die besondern Umstände der Passion anspielen, wobei auch die verschiedenen Stellungen und Bewegungen ihre eigenthümliche Bedeutung haben. Die Feierlichkeit der Messe, wie sie in der römisch-kath. Kirche stattfindet, wird in 3 Theile getheilt: 1) das Offertorium (s. d.); 2) die Wandlung oder die Einsegnung der Hostie und des Weins, welche der Geistliche genießen soll; 3) die Sumtion, oder der Genuß des geweihten Brots und Weins. Ist Musik mit dieser Feierlichkeit verbunden, so wird sie gewöhnlich Hochamt genannt. Auch die Musik selbst, welche in einer Composition der Worte des Kyrie, Gloria, des apostolischen Glaubensbekenntnisses, des Sanctus, Benedictus und Agnus dei besteht, wird von den Musikern eine Messe oder missa genannt. Nach den Graden der Feierlichkeit und der Zahl der dabei ministrirenden Personen wird sie in hohe oder große und niedrige Messe (zu welcher auch die stille, bei welcher die Gebete nicht laut abgesungen, sondern still gelesen werden, und die Handmessen, welche täglich gelesen werden, und wofür der Priester das Geld auf die Hand empfängt, gehören) eingetheilt. Erstere wird von den Chorsängern gesungen und unter dem Beistande eines Diakoni und Subdiakoni gehalten; sie ist noch feierlicher, wenn sie vom Bischof gehalten wird. Die feierlichste ist die päpstliche. Auch sind die Messen nach den Festen verschieden, an welchen sie gehalten werden, z. B. die Messen der Heiligen, sowie nach den Veranlassungen und Gelegenheiten, bei welchen sie angestellt werden. So wird die Heiligegeistmesse bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen gehalten und bei derselben der Gesang Veni creator spiritus angestimmt, als Flehen um Erleuchtung. Eine besondere Art sind die Seelenmessen und Todtenmessen; sie sollen die Seelen der Gestorbenen dem Fegefeuer entreißen, oder dasselbe lindern. Sie werden oft von den Sterbenden oder ihren Verwandten bestellt und mit Erbschaften oder Vermächtnissen, welche man an Kirchen und Geistliche spendet, reichlich belohnt; sie gehören daher vorzüglich zu den Bereicherungsmitteln der Letztern. Die Todtenmessen (missa pro defunctis) haben ihre besondern Feierlichkeiten. (S. Exequien u. Requiem.) Die sog. trockene Messe wird auf der See gelesen, weil man bei derselben den Kelch wegläßt, damit nicht durch die Bewegung des Schiffes etwas von dem consecrirten Weine verschüttet werde. Die Einrichtung der Messe in der griech. Kirche weicht von der römischen ab. Endlich ist auch die Zeit der Messe verschieden; zu den außerordentlichen Messen gehören die, welche in der röm. Kirche um Mitternacht gehalten werden, z. B. in der heil. Christnacht.

Messen (Handels-). Da bei feierlichen Kirchenmessen gewöhnlich viele

Menschen zusammenkamen, so gab dies Gelegenheit zu Verkehr und Handel, woraus Jahrmärkte entstanden, die man Messen nennt, wenn sie sich theils durch größern Umfang der Geschäfte, theils durch längere Dauer, theils endlich durch gewisse Vorrechte, die hier zugestanden werden, unterscheiden. Sie werden, besonders an den 3 Hauptmeßorten Deutschlands, zu Leipzig, Frankfurt a. M. und Braunschweig, feierlich ein- und ausgeläutet und theilen sich in die Vor-, Meß- und Zahlwoche. Bei kleinern Messen, wie Frankfurt a. d. O., Breslau, Kassel, Naumburg, schränkt sich diese Abtheilung auf wenige Tage ein. Die Meßfreiheiten bestehen außer den gewöhnl. Marktfreiheiten hauptsächlich in der Befreiung von aller Verkümmerung in Schuldsachen, ausgenommen der Schuldner wäre der Entweichung verdächtig, oder hätte ein Verbrechen begangen, oder hätte die Schuld erst auf der Messe contrahirt, oder wollte sich ungeachtet des Verbots ohne Zahlung heimlich wegbegeben, oder hätte endlich auf die Meßfreiheit Verzicht geleistet. Auch darf zur Meßzeit jeder Bürger und Einw. in seinem Hause das Gastrecht ausüben und speisen. Die Messen sind nebst den Jahrmärkten ein wichtiges Mittel zur Belebung des Geldumlaufs und des Handels. Auch in Mexiko, Portobello und Havanna, ferner zu Alessandria und Sinigaglia in Italien, zu Lyon und Beaucaire in Frankreich, zu Botzen in Tirol, zu Zurzach in der Schweiz, zu Nischnei-Nowgorod in Rußland, zu Warschau u. a. a. O. gibt es Messen. Die leipziger und braunschweiger Messen sind besonders wichtig für die nördl. Länder Europas, die frankfurter mehr für die südlichen. In Leipzig beginnt die Neujahrsmesse d. 1. Jan., die Jubilatemesse (Ostermesse) den Nachmittag des Sonntags Jubilate, und die Michaelismesse den Sonntag nach d. 29. Sept. Jede dauert 3 Wochen; aber nur die 2 letztern sind bedeutend. Hier findet man alle Waaren, ein vorzügliches Geschäft in sächs. Wolle, in sächs. Tüchern und Rauchwaaren. Auch sind die Wechselgeschäfte sehr bedeutend. Besonders zeichnet sich die leipziger Ostermesse dadurch aus, daß sie die einzige ist, auf welcher im Buchhandel bedeutende Zahlungen gemacht werden. Frankfurt a. M. hat die Oster- und Herbstmesse, und Braunschweig die Licht- und Laurentiimesse. (Vgl. Welthandel.)

Messenia, Messenien, die fruchtbarste Landschaft im Peloponnes, welche jährlich 2 reiche Weizenernten gibt. Messene (jetzt Mawra Matia) mit der Bergfestung Ithome war seit 369 v. Chr. die Hauptst.; Mothone, Korone (jetzt Modon und Koron) und Pylos (das jetzige Navarino) mit der Festung Pherä, jetzt Kalamata, waren seine Hafenstädte. Der messenische Meerbusen heißt jetzt Golf von Koron. Ein Zweig des Gebirges Taygetes trennte Messene von Sparta. Berühmt sind die Kriege der Messenier mit den Spartanern, welche die wohlhabenden Messenier um ihres fruchtbaren Landes willen beneideten. In dem ersten (743—724 vor Chr.) fielen die Lacedämonier, verbunden mit den Athenern, in Messenien ein, ohne den Vorschlag des Königs der Messenier, ihre Streitigkeiten durch die Amphiktyonen oder den Areopag schlichten zu lassen, anzunehmen. 20 J. vertheidigten die Messenier sich tapfer unter ihrem König Aristodemus, aus dem Hause der Äpytiden, der, um den delphischen Orakelspruch zu erfüllen, welcher den Messeniern Sieg versprach, wenn eine Jungfrau aus dem Hause der Äpytiden als freiwilliges Opfer fiele, seine Tochter zum Opfer bot, und als deren Geliebter dieselbe für schwanger erklärte, zürnend erstach, öffnen und opfern ließ. Die Messenier siegten darauf einige Zeit, wurden aber nach Eroberung ihrer Feste Ithome bezwungen. Nach fast 40 J. erhoben sich die Messenier wieder, um sich unabhängig zu machen, und es begann 685 vor Chr. der zweite messenische Krieg, welcher mit ihrer Unterjochung endigte. (Vgl. Aristomenes.) Ein Theil der ausgewanderten Messenier soll damals um 668 vor Chr. die Colonie Messana (jetzt Messina) in dem alten Zankle gegründet haben. Nach 200jähr. Knechtschaft griffen

die Heloten und Messenier, als ein Erdbeben Sparta verwüstet hatte, zu den Waffen. Dieser 3. messenische Krieg dauerte 10 J. (465 b. 455), worauf die besiegten Messenier den Peloponnes räumen mußten. Epaminondas rief sie zurück; sie bauten Messene 369 wieder auf und behaupteten ihre Unabhängigkeit, bis sie unter die Herrschaft der Römer kamen. Die Messenier hatten auch in der Unterdrückung ihre alten Sitten, Gebräuche und Sprache treu bewahrt. (Vgl. Delavigne.)

Messerschmid (Franz Xaver), Bildhauer, geb. d. 20. Aug. 1732 zu Wiesensteig, e. damals bairischen, jetzt würtemberg. Städtchen bei Geißlingen in Schwaben, der Sohn eines Weißgerbers, kam 9 J. alt zu seiner Mutter Bruder, dem Bildhauer Joh. Straub, nach München; 18 J. alt, ging er nach Wien, um in der k. k. Kunstakademie sich auszubilden. Sein erstes Werk, die 7 Fuß hohe Bildsäule der Kaiserin Maria Theresia, in ungarischer Kleidung, steht im Belvedere. Im 32. J. seines Alters ging er nach Rom, wo er das Crucifix des Angelo in Alabaster täuschend nachbildete und ein Pferd ohne Haut ausarbeitete, wovon ein Metallguß im Kunstcabinet zu Stockholm sich befindet. Er schlug einen Ruf nach Paris aus und wurde in Wien als Prof. in der k. k. Kunstakademie angestellt. Hier verfertigte er die Statue Franz I., 7 Fuß hoch (im Belvedere), ferner Johannes und Maria am Kreuze, 7 Fuß hoch, zu St.-Stephan in Wien, legte dann die Professur nieder und erhielt eine jährl. Pension, die er nicht annehmen wollte, weil er noch durch Arbeiten seinen Bedarf verdienen zu können glaubte. Er begab sich nach Wiesensteig, wo er 18 seiner Charakterbüsten ausarbeitete, wurde hierauf in München als Hofbildhauer angestellt, blieb aber daselbst nur ein halbes Jahr, lehnte einen Ruf nach Berlin ab und ging wieder nach Wien, da er nirgends, wie er äußerte, als in den Staaten Josephs II. sich behaglich fühle. Endlich wählte er Presburg zum Aufenthalt, lebte daselbst gemeinschaftlich mit einem seiner Brüder und verfertigte außer den Charakterbüsten, 49 an der Zahl, noch die Büste des Herz. Albert von Sachsen-Teschen aus genueser Marmor, und die Gräfin Philippine Bathyani aus cararischem Marmor. Er starb 1784. Seine vortreffliche Sammlung von Charakterbüsten kaufte der jüdische Großhändler Baruch, der sie an einen polnischen Juden versetzte; dieser verpfändete sie einem Privatmanne, welcher sie im Prater öffentlich sehen ließ. Endlich kam die Sammlung in die Hände des gegenwärt. Besitzers, Namens Bauer (im rothen Hause bei der Alstercaserne in Wien). Messerschmid hatte im Leben manche Laune; er liebte die Einsamkeit und entzog sich den Menschen, die er wol kannte, denn wenig Künstler haben mit solcher Wahrheit und Kraft die mannigfaltigsten menschlichen Empfindungen, Gefühle und Leidenschaften auszudrücken gewußt. In jener Sammlung befindet sich auch sein Bildniß, unfreundlich, höhnisch lächelnd. Vgl. André's „Hesperus", 1812, 1813, 1824.

Meßgewand ist die beim Messelesen vor dem Altar gebräuchliche priesterliche Kleidung. Diese besteht nach der verschiedenen Zeit aus fünferlei Farben: 1) weiß vom Christabend bis zur Octava epiphaniae inclusive, wie auch in den Messen de Spiritu S., de Maria Virgine, de confessoribus, de Virginibus und in Paschate; 2) roth vom Pfingstheiligabend bis auf den folg. Sonnabend, wie auch in den Festtagen der Apostel und Märtyrer, das Johannisfest ausgenommen; 3) grün von der Octava epiphaniae bis zu Septuagesimae; 4) violett vom 1. Advent bis zum Christabend, auch in der Fastenzeit; 5) schwarz am 6. Wochentage, am Charfreitage und bei den Seelenmessen.

Messias. Dieses hebr. Wort bezeichnet einen Gesalbten, einen König; vornehmlich ward derjenige König von den Juden Messias genannt, von welchem sie erwarteten, daß er sie von der Herrschaft der Fremden befreien, zu dem herrschenden Volke erheben und ein goldenes Zeitalter herbeiführen werde. An die un-

ter seinem Volke herrschenden messianischen Erwartungen knüpfte der Stifter des Christenthums seine Lehre an, und sie wurden der Grund, auf welchem die Kirche erstand. Allein Jesus Christus erklärte, daß sein Reich nicht von dieser Welt, sondern ein moralisches Reich, ein Reich der Wahrheit und der Tugend sei, und veredelte auf diese Weise die messianischen Ideen seiner Zeitgenossen, und wenn er sich selbst den Messias nannte, so wollte er damit nichts Andres sagen, als daß er der von Gott gesandte, den Völkern verheißene Stifter eines moralischen Reichs, d. h. der Kirche sei. Viele der frühern Christen aber konnten sich von den messianischen Erwartungen des Judenthums nicht trennen, und es entstand aus der Vermischung derselben mit christlichen Ideen der weit in der alten Kirche verbreitete Chiliasmus (s. d.). N.

Messier (Charles), Astronom, geb. zu Badauville in Lothringen den 26. Juni 1730, kam, 20 J. alt, nach Paris, wo der Astronom Delille ihn zum Abschreiben und zum Zeichnen von Charten brauchte. Auf Delille's Empfehlung erhielt der junge Mann, der sich mit rastlosem Fleiße dem Studium der Sternkunde hingab und davon manche Proben seiner Kenntnisse darin abgelegt hatte, nach einigen J. die Stelle eines Commis beim Chartendepot, und schon 1758 übertrug man ihm die Beobachtung eines Kometen, welcher die Astronomen beschäftigte. So war er auch Einer der Ersten, welcher den von Halley für 1759 angekündigten Kometen auffand und den neuentdeckten Planeten Uranus sorgfältig verfolgte. Überhaupt entdeckte er eine Menge Irrsterne. In seinem Privatleben war M. einfach, gutmüthig und heiter bei fast stets beschränkten Umständen. Wegen seiner Vorliebe, die Bahnen der Kometen zu beobachten, nannten ihn seine Freunde scherzweise: le furet de comète. M.'s Leistungen erregen Erstaunen, wenn man bedenkt, daß, bei der Beschränkung seiner Mittel, ein Teleskop, ein Quadrant und ein Pendel die einzigen Instrumente waren, welche ihm zu Diensten standen. Durch sein ungemein scharfes Auge entdeckte er gewöhnlich früher als andre Astronomen die aufgesuchten Gegenstände. In Berechnungen war er weniger geübt als im Beobachten; auch widmete er sich letzterm ausschließend. Vor dem Ausbruch der Revolution hatte er durch einen Fall einen Arm und einen Schenkel zerbrochen, daher mußte er über ein Jahr alle Arbeiten einstellen. Kaum hergestellt und im Begriff sein Observatorium wieder zu besuchen, das ihm, als Marineastronom, anvertraut worden war, verlor er in Folge der Staatserschütterungen sowol seinen Gehalt als die ihm von der Akademie auf die Verordnung vom Präsident Saron u. A. bewilligte Gratification und kam dadurch in die bedrängteste Lage. Dessenungeachtet setzte er aber doch selbst während der Schreckenszeit seine Beobachtungen fort, während andre Astronomen der Hauptstadt gleichsam nach allen Winden hin zerstreut wurden. In fast alle europäische Akademien schon aufgenommen, kam M., nach wiederhergestellter Ordnung in Frankreich, mit gutem Gehalt als Mitglied ins Institut und in das Längenbureau und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Erst im 82. J. verließ ihn sein Gesicht; er konnte nur noch durch Hülfe sehr scharfer Gläser lesen und schreiben. Dies hinderte ihn seine Papiere zu ordnen, was um so mehr zu bedauern ist, da er alle seine, fast immer höchst genauen Beobachtungen niederzuschreiben pflegte. Er starb, 86 J. alt, d. 12. April 1817. Was von ihm im Druck erschienen ist, findet sich meist in den Jahrbüchern der Akad. und in der „Connaissance des temps". Eine Abhandl. von ihm über seine Beobachtung der Sonnenflecken und die von ihm darüber aufgestellte Theorie hat die pariser Akademie bekanntmachen wollen.

Messina, eine sehr alte von messenischen Colonisten neugegründete Stadt, dem Range nach die zweite in Sicilien, im Val Demona, Hauptst. der Intendanz Messina, hat eine reizende Lage am Faro di Messina, eine starke Citadelle und 6 Forts. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, hat 4 Vorstädte, eine Domkirche mit

einem schönen Platze vor derselben, viele Kirchen, 2 große Hospitäler, einen zum Freihafen erklärten, geräumigen und sichern Hafen, 9000 H. und 45,000 Einw., welche einen bedeutenden Handel mit sicilischen Erzeugnissen und Seidenweberei auf 4000 Stühlen treiben. Jährlich wird im Aug. eine stark besuchte Messe gehalten. Auch ist Messina der Sitz eines Erzbischofs. 1743 war die Pest in Messina und 1783 ward ein großer Theil der Stadt durch Erdbeben gänzlich zerstört. Seitdem ist sie größtentheils nach einem regelmäßigen Plane wiederaufgebaut worden.

Messing. Diese bekannte Metalllegirung ward in früherer Zeit gänzlich und wird auch jetzt noch zum großen Theil durch den Zusatz von calcinirtem, gemahlenem und mit Kohle beschicktem Galmei zum regulinischen Kupfer, durch Schmelzen in Tiegeln dargestellt. Die Öfen zum Messingschmelzen sind runde Tiegelöfen, auf deren Rost gewöhnlich 7 Tiegel (auf ihren Unterlagen ruhend) im Kreise umherstehen und ein achter größerer in der Mitte, um die in den 7 Tiegeln geschmolzene Beschickung in sich aufzunehmen und den Guß aus einem einzigen Tiegel erfolgen lassen zu können. Der ganze Ofen wird mit Kohlen angefüllt, welche brennend die Tiegel umgeben. Das durch das erste Schmelzen erhaltene Messing ist noch unrein, mit Kohlen, Zinkasche und Galmei gemengt; man nennt es Arço und schmelzt es mit Messingabfällen und mit einem Zusatz von etwas Kupfer und Galmei von neuem ein, gießt die geschmolzene Masse dann aber in eine Form, welche durch große und schwere Steine gebildet wird, in Gestalt von 80—100 Pfund Schwere. Dieses Tafelmessing wird entweder unter Walzwerken zu Blech ausgewalzt, oder unter den Tiefhämmern zu Kesseln und andern Küchengeräthen ausgeschmiedet, es wird in Streifen zerschnitten und auf den Drahtzügen zu Draht verarbeitet. Mit allen diesen Vorrichtungen muß ein gut eingerichtetes Messingwerk versehen sein. Viel leichter geschieht jetzt die Anfertigung des Messings durch unmittelbares Zusammenschmelzen des Kupfers mit dem Zink.

Meßkatalog (Leipziger). Nach Erfindung der Buchdruckerkunst besorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher selbst und machten ihren Verlag durch einzelne Kataloge bekannt, von welchen der älteste bis jetzt entdeckte der des augsburger Druckers Johann Bämler um 1473 ist. Als der Buchhandel in der Folge sich von der Buchdruckerkunst trennte, und die Büchermessen zu Frankfurt a. M. der Hauptsitz desselben wurden, kam Georg Willer, ein augsburger Buchhändler, 1564 (nicht aber schon 1554) zuerst auf den Gedanken, jede Messe ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt wurden, drucken zu lassen. Die gute Aufnahme desselben bewog auch andre Buchhändler, sowol zu Frankfurt als zu Leipzig, dergl. Verzeichnisse zu liefern, obgleich neben denselben das Willer'sche, welches man noch 1610 findet, regelmäßig fortgesetzt wurde. Eine Überarbeitung der sämmtlichen von 1564—92 gedruckten einzelnen Kataloge erschien zu Frankfurt 1592, 4., und eine ähnliche Sammlung von 1593—1600 zu Leipzig 1600, 4. Von 1600—16 erschienen diese Verzeichnisse, obgleich die frankfurter noch eine Zeitlang unter kaiserl. Privilegium herauskamen (das letzte bekannte ist von 1616), mit sächs. Privilegium bei Albr. Lamberg zu Leipzig, worauf der Verlag derselben an den dasigen Buchhändler Henning Große, dann an dessen Nachkommen und endlich auf die Weidmann'sche Buchhandlung überging, die ihn auch noch bis jetzt fortsetzt. Die frühere systematische Einrichtung desselben ist späterhin mit der alphabetischen vertauscht und statt des Quartformats seit 1795 Octav gewählt worden. Zur Verbesserung dieser Verzeichnisse ist zwar Vieles erinnert (u. a. lieferte Friedrich Roch im „Allgem. lit. Anz.", 1797, eine neue Bearbeitung des Ostermeßkatalogs d. J. als Muster) und allerdings auch Einiges gethan worden; allein noch immer entsprechen sie den Anfoderungen nicht, welche der Literator und Bibliograph, und selbst auch der ein-

sichtsvollere Buchhändler, an sie zu machen berechtigt ist. Fehler in den Namen, Ungleichheiten in der alphabetischen Anordnung, Aufführung von Büchern, welche, weil sie für den vorhergehenden Katalog zu spät kamen, entweder schon früher oder gar noch nicht wirklich erschienen sind, und vorzüglich die Unterlassung der Preisangaben sind Mängel, welche vielleicht bei der jetzigen Einrichtung derselben zum Theil unvermeidlich sind, aber eben deßhalb den Wunsch rechtfertigen, daß neben diesen zwei Mal im Jahr erscheinenden alphabet. Verzeichnissen, oder wol noch besser statt derselben, ein fortlaufendes chronologisches Journal errichtet werden möge, wie es die Franzosen in der trefflichen „Bibliographie de la France" besitzen. A—s.

Messungen werden angestellt, um beträchtliche Raumgrößen auszumitteln. (Vgl. Maß.) Hierher gehören vornehmlich die astronomischen Messungen der Größen, Entfernungen und Bahnen der Weltkörper; die geographischen **Gradmessungen** (s. d.) zur richtigern Bestimmung der Gestalt und Größe der Erde; die **Höhenmessungen** (s. d.) zur genauern Kenntniß der Unebenheiten der Erdoberfläche; das geographische und topographische Vermessen der Länder und Provinzen; das **Feldmessen** (s. d.). Das Vermessungsgeschäft macht einen sehr wichtigen Theil der angewandten Mathematik aus, den man auch die **Meßkunst**, die praktische Geometrie, die **Geodäsie** zu nennen pflegt. Es erfodert eine tüchtige Kenntniß der reinmathematischen Lehren, besonders der Geometrie und Trigonometrie, eine Fertigkeit im Gebrauch der Hülfsmittel, d. h. der **Meßinstrumente**, und in Anwendung der höhern mathematischen Formeln und Sätze, um die Ergebnisse der Messung mit den Instrumenten durch Berechnung zu prüfen, zu vergleichen oder überhaupt schärfer und kürzer zu entwickeln. — Das Ausmessen eines Feldes oder einer Fläche von geringerm Umfange ist einfach und geschieht nach geometrischen Sätzen mit Hülfe einer **Meßkette** oder der **Meßstäbe**, auf denen eine gewisse Anzahl in Fuße abgetheilte Ruthen bezeichnet sind. Hat das zu vermessende Stück mehr als 3 Seiten, so lehrt die Geometrie es in Dreiecke zu zerlegen, diese auszumessen und ihren Inhalt zu berechnen. Auch bedient man sich beim Feldmessen gewöhnlich der sogenannten Boussole, um die Winkel zu bestimmen. Da, wo es nicht auf Schärfe, sondern nur auf ungefähre Größe und Gestalt abgesehen ist, schreitet man die Linien gleichförmig aus und schätzt die Entfernungen und Winkel nach dem Augenmaße, was bei mehrer Übung oft schon ganz gute Resultate gibt. Allein das übliche Verfahren beim Feldmessen würde bei größern Fluren oder Districten für das Ganze keine Genauigkeit ergeben, wenn es in den einzelnen Theilen auch noch so richtig ausfällt. Hier muß in der zu vermessenden Gegend eine möglichst lange, gerade Linie (**Standlinie**) äußerst genau gemessen und als Basis für ein System von Dreiecken angenommen werden, deren Scheitelpunkte ausgezeichnete, leicht erkennbare Gegenstände, wie Thurmspitzen, Schornsteine, Bäume u. dgl., und in deren Ermangelung besonders aufgerichtete Signalstangen (Jalons) abgeben, und deren Lagen sodann entweder durch Winkelmeßinstrumente und trigonometrische Berechnungen bestimmt oder durch Operationen auf dem Prätorianischen Meßtischchen (der sogen. Mensel) gefunden werden. Alle diese Punkte oder Dreiecke bilden gewissermaßen ein Netz, und zwar ist das durch Construction erhaltene dem in der Natur im mathematischen Sinne ähnlich, aber verjüngt, d. h. die gleichliegenden Winkel der Dreiecke sind in der Construction und in der Gegend einander gleich, die gleichliegenden Seiten hingegen stehen im Verhältniß, welches ein angenommener verjüngter Maßstab jedesmal bestimmt. Es springt ins Auge, daß sich durch dieses Verfahren, und indem man die Fächer des erwähnten Netzes gleichmäßig mit Vermessung der Gegenstände in der Natur, welche darin liegen, ausfüllt, nicht allein ein vollkommen ähnliches Bild der Gegend im Grundriß erhalten, sondern auch der

Flächeninhalt derselben auf das genaueste berechnen läßt. Man nennt dieses Geschäft auch das Aufnehmen einer Gegend, und wenn es, wie bei dem Militair häufig vorkommt, ohne Beihülfe der Instrumente, nur nach dem Augenmaße geschieht, weniger um die Größe als hauptsächlich um ein ungefähres Bild zu erhalten, das Aufnehmen à coup d'oeil. Je weiter und umfassender aber der zu vermessende Raum wird, desto verwickelter und zusammengesetzter wird auch das Dreiecksystem oder das Netz. (Vgl. Trianguliren.) Deßhalb werden bei Landesvermessungen, wo schon die sphäroidische Gestalt der Erde in Betracht gezogen werden muß, auch astronomische Vorarbeiten, genauere Winkelmeßinstrumente, z. B. Astrolabien, Theodolite, Spiegelsextanten und Theilungskreise, der Reflector und ähnliche, von denen wir in besondern Art. gehandelt haben, endlich mancherlei Anstalten nöthig, besonders die Errichtung von Signalstangen. Es müssen Orte, wenigstens 30 Meilen von einander entfernt, astronomisch nach ihrer Länge und Breite genau bestimmt, ihre Mittagslinien müssen auf dem Boden bemerkt werden. Diese Punkte bilden sodann das Hauptnetz, welches sich auf eine große Basis stützt, die sowol durch genaue Messung als auch aus trigonometrischen Berechnungen oder durch sorgfältiges Trianguliren entstanden, wo möglich in einem Meridian gelegen und astronomisch orientirt und geprüft ist. In jedes große Dreieck des Hauptnetzes wird nun ein System von kleinern Dreiecken gelegt, das Ganze dann in Quadratsectionen getheilt, sodaß in jede etliche der trigonometrischen Netzpunkte fallen, um der Special- oder Detailvermessung als Richt-, Anhalt- oder Prüfungspunkte zu dienen. Zur Specialvermessung bedient man sich des vorhin schon gedachten Meßtisches mit dem dazu gehörigen Apparate noch immer am häufigsten, da er große Vortheile und Bequemlichkeiten gewährt und das Geschäft um Vieles abkürzt. Auf ihm wird für jedes Stück der Gegend aber noch immer ein besonderes Netz entworfen, dann die Aufnahme, wie vorhin angedeutet wurde, vollzogen. Jeder Überzug eines Meßtisches enthält nun einen Theil einer Quadratsection, die Theile werden dann zusammengetragen und zu einem Ganzen verbunden, wobei das große trigonometrische Hauptnetz zur Richtschnur dient. Auf diese Weise können Ländervermessungen einen hohen Grad von Zuverlässigkeit erhalten. (S. auch Kataster.) — Nähere Anleitung zur Kenntniß des Vermessungsgeschäfts und der gebräuchlichsten Meßinstrumente gibt Mayer's „Praktische Geometrie" (1814—15, 5 Thle.), ferner die Geodäsien von Benzenberg, Grüson, Späth; die „Praktische Anweisung zum topographischen Vermessen eines ganzen Landes", von Hogreve (1806); Schulz-Montanus's „Systemat. Handb. der gesammten Land- und Erdmessung rc." (1819, 2 Bde.); Puissant's „Traité de topographie" und „Traité de géodésie" (übers. v. Schuhmacher) sind sehr vollständig. Für Aufnehmer werden des k. sächs. Maj. Lehmann (s. d.) Schriften darum immer wichtig bleiben, weil ihr Verf. an Fertigkeit wie an Schärfe im Aufnehmen schwerlich übertroffen werden dürfte und einen großen Schatz der einfachsten Hülfsmittel und praktischen Vortheile sich angeeignet hatte. S. Maj. Becker, „Das Aufnehmen mit dem Meßtische, im Sinne der Lehmann'schen Lehrart" (mit Planen, Dresden 1827). 5.

Mestizen (span. **Mestizos**, von dem lat. **mixtus**, was von vermischter Raçe ist) nennt man in Südamerika und Westindien Diejenigen, welche von einem europäischen Vater und einer Amerikanerin, oder auch umgekehrt, abstammen. Sie haben gewöhnlich eine röthere Gesichtsfarbe als die Europäer und wenig Barthaare, wurden bisher von den Spaniern sehr zurückgesetzt und machten die 3. Classe der Bewohner des span. Amerika aus.

Metalle sind bis jetzt unzerlegte, mithin einfache Naturkörper. Sie sind undurchsichtig, besitzen einen eignen spiegelnden Glanz, nehmen eine lebhafte Politur an, leiten die Wärme und das elektrische Fluidum, sind im Wasser unauf-

löslich, haben in der Regel ein großes specifisches Gewicht, sind mehr oder weniger dehnbar, schmelzen in der Hitze mit convexer Oberfläche, absorbiren dabei in der Regel den Sauerstoff der Luft und verwandeln sich in pulverige Massen, d. i. Oxyde, und bilden, auf irgend eine Weise mit Sauerstoff verbunden, mit den Säuren Salze, aus deren Auflösungen Schwefelalkalien und blausaure Verbindungen meist farbige, seltener weiße Niederschläge bewirken. Sie finden sich in der Natur entweder gediegen, d. i. ohne Beimischung, oder verlarvt, d. h. mit andern Metallen verbunden, oder vererzt, d. h. mit Schwefel, oft auch zugleich mit andern Metallen vereinigt, oder oxydirt, d. h. mit Sauerstoff verbunden, oder endlich mit Säuren neutralisirt, d. h. im Zustande der Salze. Wir kennen gegenwärtig 26 eigentliche Metalle und 13 Metalloide. Die Eintheilung in Ganz- und Halbmetalle hat man wegen ihrer Unbestimmtheit verworfen. Dagegen bringt John die metallischen Körper unter folgende Classen: I. Metalloide. A. Alkalische Metalle, welche sich durch Oxydation in Alkalien verwandeln: 1. Kalium oder Potassium; 2. Natronium oder Sodium; 3. Ammonium; 4. Baryum; 5. Strontium; 6. Calcium; 7. Talcium oder Magnium. B. Erdige Metalle, welche durch Oxydation Erden werden: 8. Silicium; 9. Zirconium; 10. Yttrium oder Gadolinum; 11. Glycynum oder Beryllium; 12. Tantalum oder Columbium; 13. Aluminium oder Argillium. II. Eigentliche Metalle. A. Edle Metalle, welche weder in niedriger noch in der höchsten Temperatur merklich oxydirt werden, das Wasser nicht zersetzen, und deren Oxyde für sich reducirbar sind: 1. Platin; 2. Gold; 3. Silber; 4. Palladium; 5. Rhodium; 6. Iridium. B. Übergangsmetalle. Sie unterscheiden sich dadurch von den vorhergehenden, daß sie bei hoher Temperatur, obgleich höchst unmerklich und langsam, oxydirt werden: 7. Nickel; 8. Osmium; 9. Quecksilber. C. Gemeine Metalle, welche bei irgend einer Temperatur an der Luft leicht oxydirbar, aber ohne Reducirmittel nicht wiederherzustellen sind. α. Metalle, welche durch Oxydation nicht Säuren bilden. a) Höchst strengflüssige und nur in dem höchsten und anhaltendsten Grade der Weißglühhitze schmelzbare Metalle: 10. Titan; 11. Cerer (welche beide jedoch noch nicht wirklich geschmolzen sind); 12. Wolfram oder Scheel; 13. Uran; 14. Mangan. b. Etwas weniger strengflüssige oder in der Weißglühhitze leicht schmelzende Metalle: 15. Kobalt; 16. Eisen; 17. Kupfer. c. Leichtflüssige, und zwar nicht flüchtige: 18. Zinn; 19. Blei; oder flüchtige: 20. Tellur; 21. Antimonium; 22. Wismuth; 23. Zink. β. Metalle, welche durch Oxydation Säuren bilden, und zwar flüchtige: 24. Arsenik; oder sehr strengflüssige: 25. Chromium; 26. Molybdän. — Unter allen Körpern in der Natur werfen die Metalle das Licht am vollkommensten zurück, weßhalb man auch den ihnen eigenthümlichen Glanz Metallglanz genannt hat. In sehr verschiedenem Grade besitzen sie die Eigenschaft der Dehnbarkeit und Streckbarkeit, wodurch sie besonders in den Künsten in hohem Grade brauchbar werden. Eigentlich ist diese Eigenschaft bis jetzt nur an 16 Metallen bemerkt worden, indeß ist zu erwarten, daß man sie auch bei den übrigen, sich spröde erweisenden Metallen, wenigstens in einem geringern Grade, auffinden werde. Kein Metall ist bis jetzt zerlegt werden; indeß liegt es keineswegs außer den Grenzen der Möglichkeit, vielmehr ist die Zerlegung des Ammoniums der erste Schritt dazu. Mit der Zerlegung der Metalle würde auch ihre Zusammensetzung oder Verfertigung (das Problem der Alchymisten) gegeben sein. Die Härte kommt den Metallen nur in geringem Grade zu, doch kann dieselbe durch gewisse Behandlung, Legirung und Verbindung mit andern Stoffen sehr vermehrt werden. Je größer die Biegsamkeit oder Elasticität der Metalle zugleich mit der Härte ist, desto heller und stärker ist der Klang, den sie beim Anschlagen verursachen. Einige erregen beim Reiben einen eigenthümlichen Geruch, andre wirken auf das Geschmacksorgan; aber Beides geschieht auf eine den Metallen

ganz eigenthümliche Art. Durch die Wärme sind die Metalle in hohem Grade ausdehnbar, und diese Dehnbarkeit findet bis zum Schmelzen gleichförmig bei ihnen statt. Der Schmelzpunkt der Metalle ist sehr abweichend, doch kann er nur bei den leichtflüssigen genau bestimmt werden. Einige sind bis jetzt noch unschmelzbar geblieben. Durch Legirung kann die Schmelzbarkeit einiger Metalle vermehrt werden. Nur 3 Metalle: Eisen, Nickel und Kobalt, sind des Magnetismus fähig. Sie sind die besten Wärme- und Elektricitätsleiter und erregen, zu zwei in Berührung gebracht, in ungleich höherm Grade die entgegengesetzten Elektricitäten als andre ungleichartige Stoffe. Die Metalle haben eine große Verwandtschaft zum Sauerstoff; einige absorbiren ihn schon in gewöhnlicher, andre in erhöhter Temperatur; einige am begierigsten, wenn das Sauerstoffgas in Wasser aufgelöst ist, und sie zersetzen zugleich das Wasser in der gewöhnlichen Temperatur; andre erst in der Rothglühhitze. Die edeln Metalle zersetzen weder das Wasser noch absorbiren sie den Sauerstoff der Luft. Alle Metalle oxydiren sich bei Behandlung mit Säuren, wobei entweder das Wasser oder die Säure zersetzt wird. Durch diese Aufnahme von Sauerstoff verwandeln sich die Metalle in Metallkalke oder Oxyde. (S. Calciniren.)

Metalliques, östreichische Staatsobligationen, welche auf Conventionsmünze ausgestellt und darin verzinset wurden, im Gegensatz derjenigen, welche in Papiergeld verzinset und realisirt wurden. In der Folge machte man auch bei den Staatspapieren andrer Länder diesen Unterschied und nannte z. B. die russischen Staatspapiere, welche auf Silberrubel lauten und in Silbermünze verzinset werden, Metalliques, im Gegensatz der Papiere, die auf Banco-Assignationen lauten und in solchen verzinst werden.

Metallkalk, s. Metalle und Calciniren.

Metallmohr, moire métallique, oder bei den Engländern verkrystallisirtes Zinn genannt, wird statt des lackirten Blechs zu zierlichen Geräthen genommen. Wenn man verzinntes Eisenblech der Einwirkung einer Säure oder eines Salzes (Ätzlauge, Salpetersäure und Salpetersalzsäure) aussetzt, welche auf das Zinn eine auflösende Kraft zu äußern vermögen, so verliert sich die gleichförmig glänzende Oberfläche, und es tritt an deren Stelle eine krystallinische Zeichnung, welche mattere und glänzendere Stellen zeigt. Schmelzt man den Zinnüberzug von neuem über einem Kohlfeuer, oder nur stellenweise mittelst eines glühenden Löthkolbens, so ist man durch die Wahl der Umstände des Erkaltens (mit Wasser, Öl und andern kalten Körpern) im Stande, die Krystallisation kleiner und mannigfaltiger zu machen. Ein Franzose in Brüssel machte zuerst auf diese längst bekannte Erscheinung aufmerksam, benutzte die so gezeichneten Bleche und nannte sie moire métallique Die Erfindung ward dann in London und von Allard in Paris 1818 verbessert. Nach allen Erfahrungen entsteht der Metallmohr aus der natürlichen Fügung des Zinns beim Erkalten (Krystallisation). Denn wenn man ein Stück Blech von neuem verzinnt oder die Oberfläche eines verzinnten Bleches schmelzt, so wird sich der Mohr auf verschiedene Weise zeigen, je nachdem die Abkühlung langsamer oder schneller vorsichgegangen ist; im erstern Falle werden die Figuren größer, gleichförmiger und öfters regelmäßig krystallinisch erscheinen, im letztern werden mehr kleine, gemischte Figuren ohne bestimmte Form entstehen. Das schillernde Licht oder die verschiedene Brechung des Lichts entsteht durch die beim Beizen von den Auflösungsmitteln ungleich angegriffenen, daher ungleich rauhen, frei liegenden Flächen der Krystalle. Übrigens wird der Metallmohr anders erscheinen, je nachdem das Zinn rein oder mit andern Metallen vermischt ist. Wird z. B. gutes weiches Eisenblech mit Bancazinn, das keine fremde Beimischung hat, verzinnt, so bildet letzteres, bei mäßig langsamem Erkalten, große unregelmäßige, meistens krummlinig begrenzte Figuren, mit großen Dendriten untermischt.

Wird ein wenig Silber, Kupfer, Antimonium oder Wißmuth dem Zinne beigemischt, so wird durch jedes der genannten Metalle die dendritische Form durch das Silber mehr, durch die übrigen minder ins Längliche gezogen und feiner verzweigt, und um so feiner (wie das Gefüge von kleinen Nadeln), je größer der Zusatz war. Dagegen bringt die Beimischung von Arsenik oder von Zink kleine unregelmäßige Polygone hervor. Von jenen Metallen hängt auch die Dichtigkeit und der Glanz des Zinnes ab. Antimonium und Wißmuth insbesondere, in sehr kleinen Verhältnissen dem Zinne beigemischt, vermehren dessen Dichtigkeit und Glanz und vermindern dessen Auflösbarkeit in Säuren. Es ist daher interessant, das Verhalten der Krystallform zur Härte und Geschmeidigkeit, besonders bei Metallmischungen, zu untersuchen. Ebenso verschieden erscheint die krystallinische Zeichnung, je nachdem zur Unterlage der Verzinnung Eisenbleche von gröberm und sprödern Gefüge oder Silber- und Kupferbleche genommen werden. Auffallend ist es, daß Silber- und Kupferbleche das Zinn, es sei vermischt mit welchem Metall es wolle, stets in eine polygonische Form treiben, da hingegen Silber oder Kupfer, dem Zinne selbst beigemischt, dessen Neigung zur strahligen Krystallisation vorzugsweise befördern. Mehr über diese Beobachtungen, wie über das technische Verfahren enthält Wagenmann's Aufsatz über den Metallmohr im 6. Hefte der „Verhandl. des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen" (1822, Berl. b. Duncker u. Humblot). Nach s. Erfahrungen ist die beste Zinnmischung auf 100 Theile Bancazinn 1 bis 1½ Th. Kupfer und ein halber Theil Arsenik. — Das sogenannte **Moirépapier**, worauf ein Engländer das Patent erhalten hat, ist feine Zinnfolie, auf Papier geklebt.

Metallnadeln, s. **Perkinismus**.

Metallreiz, s. **Galvanismus**.

Metallspiegel, s. **Brennspiegel**.

Metallurgie, metallurgische Chemie, heißt derjenige Theil der Chemie, welcher die Lehre von den Verbindungen und Scheidungen der Metalle vorträgt. — **Metallurgische Probirkunde** oder **metallurgische Hüttenkunde** ist die Anwendung der metallurgischen Grundsätze auf die Ausscheidung der Metalle aus ihren natürlichen Verbindungen.

Metapher (Übertragung), derjenige figürliche oder bildliche Ausdruck in der Sprache, vermöge dessen man einen Gegenstand durch Vorstellungen, von einem ihm ähnlichen hergenommen, anschaulicher und kräftiger zu schildern sucht. Man unterscheidet metaphorische Prädicate von der Metapher im engern Sinne. Bei jener bleibt der Hauptbegriff unverändert, und nur die zu beschreibenden Eigenschaften werden mit ähnlichen Vorstellungen vertauscht, welche vergrößernd und verstärkend für die Einbildungskraft wirken und das Gefühl lebhafter aussprechen sollen, sodaß dadurch ein Gegenstand nach dem Zwecke des Sprechenden oder Schreibenden erhoben oder erniedrigt wird, z. B. „beschwingte Eile", „frostige Warnungen", und die ganz alltäglich gewordenen Metaphern „der Lenz des Lebens", „das Ruder des Staats", „Feuer der Rede". Bei der Metapher im engern Sinne aber werden ähnliche Vorstellungen völlig vertauscht, und das Ähnliche statt des Gegenstandes gesetzt. In Hinsicht auf die Vergleichungspunkte überhaupt kann es eine dreifache Metapher geben: 1) eine solche, welche das Sinnliche vergeistigt, z. B. „der zürnende Sturm"; 2) die, welche das Geistige verkörpert, z. B. „aus der Nacht des Grabes leuchten die Sterne seines Verdienstes"; 3) welche das Ähnliche derselben Sphäre auf einen gewissen Gegenstand überträgt, z. B. „der silberne Mond", „das Licht des Leibes". Die erste Art geht in die Personification über. Vorzugsweise wird die zweite Art Metapher genannt und als eine abgekürzte **Allegorie** (s. d.) angesehen. Die letztere Art ist ein abgekürztes Gleichniß. Übrigens ist Kürze und Kraft des Ausdrucks ein Hauptvorzug

der Metapher. Die Neuheit derselben zeigt den originellen Witz. Jean Paul, der überhaupt in s. „Vorschule der Ästhetik" (2. Aufl., IX. und XIV. Programm) viel Treffliches über den bildlichen Styl mitgetheilt hat, sagt von ihr richtig: „Sie ist der Beweis der Einheit beider Welten. Die Metaphern aller Völker gleichen sich, und keine nennt Irrthum Licht und Wahrheit Finsterniß". Die Metapher ist endlich ein Erzeugniß des Witzes und der Einbildungskraft, welche durch ihre Kürze und Lebendigkeit dem rhetorischen, dramatischen und lyrischen Style mehr als das Gleichniß angehört; aber auch das Maß in Anwendung derselben zeigt den geschmackvollen Redner und Dichter. (S. Tropen und Figuren, zu welchen beiden die Metapher in verschiedener Hinsicht gerechnet werden kann.) Metaphorisch nennt man oft den bildlichen Ausdruck überhaupt, insbesondere aber den, welcher eine Metapher enthält. T.

Metaphrase, die Übersetzung eines Gedichts in Prosa.

Metaphysik, die Hauptwissenschaft der theoretischen Philosophie, deren Gegenstand die übersinnliche (metaphysische) Erkenntniß sein soll; auch Transscendentalphilosophie, rein speculative Philosophie. Den griech. Namen soll diese Wissenschaft zufällig erhalten haben; gewiß ist es aber, daß Aristoteles in den Büchern, welche späterhin die Überschrift erhielten, aus welcher durch Zusammenziehung dieser Name entstanden ist, auch diejenigen Gegenstände behandelt, welche von jeher den Hauptinhalt dieses theoretischen Theils der Philosophie ausmachten, und der nicht von der Form der Erkenntniß, sondern von dem Wesen und den höchsten Gegenständen derselben (oder von den materialen Principien der Erkenntniß selbst) handelt und deßhalb auch vorzüglich im Gegensatze der Logik (als einer formellen Wissenschaft) Materialphilosophie, im Gegensatze der empirischen Naturlehre insbesondere Metaphysik genannt worden ist. Dieser ist auch in dem Maße Haupttheil der Philosophie, daß alle Verschiedenheit der philosophischen Ansichten hauptsächlich von der Verschiedenheit der Metaphysik abhängig ist und in derselben zum Vorschein kommt. Daher nannte man sie auch sonst die erste und vornehmste Philosophie, und der Name Metaphysiker, metaphysisch, Metaphysik, wird oft mit der Benennung Philosoph, philosophisch, Philosophie, gleichbedeutend gebraucht. Denn hauptsächlich kommt es bei allem Philosophiren darauf an, was man für das Grundwesen der Dinge, und wie man eine Erkenntniß desselben für möglich hält; auch sind hiernach die Systeme der Metaphysik und überhaupt der Philosophie selbst verschieden. Seit Wolf, der ihr die wissenschaftliche Form gab, theilte man sie in metaphysische Ontologie, Kosmologie (diese wiederum in metaphysische Körperlehre und Geisterlehre [Pneumatologie], wozu auch die metaphysische Psychologie gehörte) und metaphysische Theologie; in jener ging man von den abstractesten Begriffen des Seins aus (metaphysischen Begriffen), um aus denselben nachher das Wesen der Welt und der Gottheit zu erklären. Kant (s. d.) aber zeigte vorzüglich, daß wir durch diese Verstandesbegriffe nicht fähig sind, die Dinge selbst zu erkennen, setzte jedoch an die Stelle der Metaphysik nur eine Kritik derselben, worin ihm seine Anhänger folgten, obgleich er von einer Metaphysik der Natur und der Sitten redet. Eine Wissenschaft übersinnlicher Gegenstände, meinen sie, sei nicht möglich, weil die übersinnlichen Gegenstände und die Dinge an sich in keiner Anschauung gegeben werden oder weil dieselben kein Gegenstand einer möglichen Erfahrung sein können. Die Ideen aber seien Erkenntnisse, deren Gegenstände sich nicht bestimmen und erkennen lassen, bloße Regulative der Erfahrung, alle Erkenntniß sei aber bloß subjectiv. Indessen konnte sich das Bedürfniß des Geistes, eine höhere, philosophische Weltansicht zu gewinnen, mit einem Resultate doch nicht beruhigen, welches die Erfahrungserkenntniß für das Gewisseste hält, und es traten daher bald nach Kant viele metaphysische Systeme auf, welche den Platz der durch Kant mit Recht verdrängten alten Meta-

physik durch tiefere Untersuchungen einzunehmen trachteten, indem sie mehr oder weniger die objective Gültigkeit des Erkennens und die Übereinstimmung des Bewußtseins mit sich selbst im Wissen als die Grundfoderungen des Philosophirens betrachteten. So verschieden und wechselnd nun auch diese metaphysischen Ansichten und Systeme sein mögen, und so mißtrauisch man daher gegen eine solche Wissenschaft geworden ist, so beweist dies doch nichts gegen die Metaphysik selbst, sondern bezeugt nur eine Freiheit des Geistes und eine Regsamkeit desselben, ohne welche wir leicht in trägen Materialismus versinken würden. Übrigens ist zwar in keiner Ansicht die Wahrheit erschöpft, aber auch keine Ansicht durchaus ohne Wahrheit, und überall gehört Selbstthätigkeit dazu, sich derselben zu nähern. Jene edle Freiheit des Geistes aber ist dem engherzigen Despoten, der alle, selbst die innerste Regung der Freiheit vertilgen möchte, diese Selbstthätigkeit ist dem flachen Weltmann, dem trägen Empiriker und dem Mystiker verhaßt, weßhalb Jener die Metaphysik als dem Staate und der bürgerlichen Ordnung gefährlich anklagt, wie in Frankreich unter dem Namen der Ideologie geschehen, Letztere sie oft als eine unnütze Grübelei verschreien, ohne sie zu kennen. Weil aber die Metaphysik die schwersten philosophischen Untersuchungen enthält, zu welchen ein ungemeiner philosophischer Scharfsinn und Ausbildung des Verstandes erfodert werden, so hat auch hierdurch der Ausdruck metaphysisch die Nebenbedeutung des schwer zu Durchdringenden, Tiefsinnigen und über die gemeine Ansicht Erhabenen mit Recht erhalten, worüber sich der gemeine Verstand eines Urtheils enthalten soll. T.

Metastase, in der Arzneikunde die Versetzung des Krankheitsstoffs aus einem Theile des Körpers in den andern.

Metastasio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), geb. zu Assisi 1698, hieß eigentlich Trapassi und war der Sohn eines gemeinen Soldaten. Seine Liebe für die Poesie entwickelte sich früh, besonders durch das Lesen des Tasso. Schon als Knabe verrieth er sein poetisches Talent durch Reimen und Improvisiren; allein er mußte letzteres, seines angegriffenen Nervensystems wegen, bald aufgeben. Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, der sein Talent zufällig entdeckte, nahm ihn zu sich, nannte ihn, ins Griech. übersetzt, Metastasio und trug nicht nur die größte Sorgfalt für seine Erziehung, sondern hinterließ ihm auch, als er 1717 starb, sein ganzes Vermögen. M., der sich in einem Alter von 19 J. in einer gemächlichen Lage befand, überließ sich jetzt seiner Neigung für die Poesie, und unter der Leitung der damals berühmten Sängerin Maria Romanina, nachherigen Bulgarelli, ward er der Schöpfer des neuern ital. Singspiels. Schon in s. 14. J. hatte er eine Oper: „Il giustino", geschrieben. Mit der „Didone abbandonata", welche 1724 zu Neapel mit Sarti's Musik aufgeführt wurde, und in welcher er sein eignes Verhältniß mit der genannten Sängerin geschildert haben soll, wie Lessing in s. „Collectaneen" erzählt, betrat er s. Laufbahn als lyrisch-dramatischer Dichter und machte sich bald so berühmt, daß ihn 1729 Kaiser Karl VI. nach Wien berief, zu s. Hofdichter ernannte und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Gulden bewilligte. Seitdem fand am Hofe kein Fest statt, das er nicht durch s. Verse verschönerte. Selbst König Ferdinand VI. von Spanien, der seine Opern durch Farinelli's Gesang liebgewann, sandte dem Dichter ein schmeichelhaftes Geschenk. Aber die äußern Auszeichnungen, die Karl VI. und Maria Theresia ihm ertheilen wollten, lehnte M. ab. Er starb den 12. April 1782. Pius VI., der damals in Wien war, besuchte ihn selbst und sandte ihm seinen apostolischen Segen in articulo mortis. Die wichtigsten Werke M.'s sind s. Opern und musikalischen Cantaten, die in mehren Ausg. erschienen sind. 1748 kamen die „Opere drammatiche" in Venedig zum neunten Male heraus; besser zu Turin 1757 in 14 Bdn., 1778 in 12 Bdn. zu Paris, sämmtl. „Opere", 16 Bde., Venedig 1781

—83 (der 15. enthält das Leben M.'s), auch „Opere postume", Wien 1795, 3 Bde. Die Vorzüge, wodurch M. bei den Italienern classisch geworden ist, sind die vollkommenste Reinheit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache; insbesondere der sanfteste Wohllaut, die größte Leichtigkeit und der ausdrucksvollste Rhythmus seiner Arien, Canzonetten und Lieder. Vielleicht hat nie ein Dichter größere Fertigkeit gehabt als er in der Kunst, die wesentlichen Züge einer poetischen Situation in der Kürze zusammenzufassen; seine Lieder, womit die Personen abgehen, sind fast immer der gediegenste musikalische Auszug einer Gemüthsstimmung, der sich geben läßt. Aber er schildert die Leidenschaft nur nach ganz allgemeinen Bestimmungen: sein Pathos ist geläutert sowol von allem charakteristischen als contemplativen Gehalt, und so kann die poetische Darstellung unermüdlich mit leichter Bewegung forteilen, um alsdann dem Musiker die Sorge einer weitern Entfaltung zu überlassen. M. ist durchgehends musikalisch, aber ganz und gar nicht malerisch. Seine Melodien sind leicht und gefällig, allein sie wiederholen sich mit weniger Abwechselung; wenn man einige seiner Stücke gelesen hat, so kennt man sie alle, und die Composition im Ganzen ist immer ohne Bedeutung. Die Galanterie s. Helden, die Zärtlichkeit s. Heldinnen möchte weniger tadelnswerth sein als die Wahl solcher Stoffe, deren strenger Ernst sich nicht ohne einen auffallenden Übelstand mit solchen Tändeleien vermengen ließ. Durch die tragischen Ansprüche hat er sich selbst geschadet; seine Kraft war ihnen nicht gewachsen. Zu dem erstaunlichen Glücke, das M. in ganz Europa und besonders an den Höfen gemacht, hat es besonders beigetragen, daß er nicht bloß vermöge seines Amts, sondern auch durch s. Manier ein Hofdichter war. Glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe; prosaische Gesinnungen und Gedanken, mit einer gewählten poetischen Sprache ausgestattet; eine höfliche Schonung in Allem, in der Behandlung der Leidenschaften wie des Unglücks und der Verbrechen; Beobachtung der Schicklichkeiten und scheinbare Sittsamkeit: alle diese Eigenschaften mußten diese tragischen Miniaturen der feinern Welt empfehlen. Auf der Bühne haben sich nur wenige Opern des Metastasio erhalten, da der veränderte Geschmack in der Musik häufiger Duos, Trios und große Finales verlangt, welche man hier nicht findet.

Metellus. 1. **Quintus Cäcilius**, erhielt den Beinamen **Macedonicus** wegen der Besiegung der macedonischen Kronbewerber und der gänzlichen Unterjochung Macedoniens, das fortan römische Provinz blieb. Er wurde dann zum Consul erwählt und führte ebenso glücklich den Krieg in Spanien gegen Viriatus, worauf er 132 v. Chr. das Amt eines Censors verwaltete. Er starb in hohem Alter und hinterließ 4 Söhne, die sämmtlich die höchsten Staatswürden bekleidet hatten oder noch bekleideten. — 2. **Quintus Cäcilius M.**, genannt **Numidicus**, wegen seiner glücklichen Führung des Kriegs gegen den numidischen Fürsten Jugurtha. Sallust schildert ihn als einen ungemein thätigen, verständigen und tapfern Heerführer und als einen unbescholtenen und edeln, wenn auch auf seinen alten Adel etwas stolzen Mann. Dem Marius, der sich von ihm beleidigt glaubte und der ihn mit unversöhnlichem Hasse verfolgte, gelang es endlich, ihn zu nöthigen, daß er Rom verließ und nach Smyrna ging. Er wurde aber auf die ehrenvollste Weise zurückgerufen, und sein Einzug in Rom glich einem Triumph. — Sein Sohn gl. N., der sich im Bundesgenossenkriege und gegen Sertorius in Lusitanien auszeichnete, erhielt den Beinamen **Pius** wegen der kindlichen Liebe, die er durch die flehentlichsten Bitten um die Zurückberufung seines Vaters an den Tag legte.

Metempsychosis, Metempsychose und **Metensomatosis**, s. **Seelenwanderung**.

Meteore, Lufterscheinungen, welche in der Atmosphäre ihren Ursprung haben. Diese ist durch die ungeheure Menge wässeriger und brennbarer Dün-

ste u. dgl., welche von der Erde aufsteigen, und bei den verschiedenen Verhältnissen der Stoffe zu einander gleichsam das große chemische Laboratorium, worin die Natur ihre verschiedenen Meteore ausarbeitet. (S. Meteorologie.) Die Dichtigkeit und Temperatur der Luft ist durch mancherlei regelmäßig eintretende und abwechselnde, aber auch durch außerordentliche Ursachen einer Veränderlichkeit unterworfen, bei welcher das Gleichgewicht aufgehoben und eine Bewegung, ein mäßiges oder auch wol heftiges Durcheinanderströmen der verschiedenen Schichten der Luft selbst entsteht, welche Wind (s. d.) genannt wird. Durch das von der Erde in die Luft durch Verdünstung aufsteigende Wasser werden die wässerigen Meteore veranlaßt. Wenn zur Nachtzeit die Luft kühler wird, verdichten sich die am Tage aufgestiegenen Dünste und werden in tropfbarer Gestalt als Thau (s. d.) abgeschieden, der, wenn die Luft bis zum Gefrierpunkte erkaltet, gefriert und zum Reif (s. d.) wird. Nebel (s. d.) ist das Wasser, das durch Vermehrung des Drucks der Atmosphäre oder Verminderung ihrer Temperatur aus dem Dunste niedergeschlagen und wegen seiner höchst feinen Zertheilung in der Luft schwimmend erhalten wird. Wolken (s. d.) sind nichts Andres als in den höhern Gegenden der Luft schwimmende Nebel, deren scheinbare Dichtigkeit von ihrer großen Entfernung herrührt. Wenn die Zersetzung der wässerigen Dünste in den obern Regionen der Luft schnell genug und in hinreichender Menge geschieht, sodaß das niedergeschlagene Wasser zu Tropfen zusammentreten muß, welche wegen ihres ungleich größern specifischen Gewichts von der Luft nicht mehr getragen werden können, so entsteht Regen (s. d.), der bei kalter Lufttemperatur zum Schnee (s. d.) wird, wenn aber bei seinem Herabfallen dem Wassertropfen durch irgend eine Ursache die Wärme plötzlich entzogen wird, Hagel (s. d.) bildet. Hierher gehören noch die Wasserhosen (s. d.). Unter den feurigen Lufterscheinungen bemerken wir zuerst das Gewitter (s. d.), das allein in der Elektricität seinen Grund hat, wie schon 1746 Winkler zuerst behauptete und 1747 Franklin überzeugend darthat. Der Blitz (s. d.) ist bloß ein starker elektrischer Funken und seine Erscheinungen lassen sich alle im Kleinen mit der Elektrisirmaschine nachmachen. Der Donner (s. d.) entsteht aus der durch den Blitz bewirkten Erschütterung der Luft, und das Wetterleuchten ist ein Blitz, bei welchem wir den Donner wegen der großen Entfernung nicht hören. Das Nordlicht (s. d.), die glänzendste und schönste Lufterscheinung, ist wahrscheinlich auch ein elektrisches Meteor. Der Regenbogen (s. d.) entsteht bekanntlich durch Brechung der Sonnenstrahlen in den Regentropfen, und kann daher mathematisch erklärt werden. Ebenso entsteht durch Brechung des Lichts in den Dünsten der Atmosphäre die Abend- und Morgenröthe (s. letztere), sowie die Höfe (s. Hof), größere und kleinere helle Ringe um Sonne oder Mond, und wahrscheinlich haben auch die sogenannten Nebensonnen und Nebenmonde darin ihren Grund. Die Irrlichter und Irrwische sind Entzündungen oder ein Leuchten von phosphorischen Luftarten und Dünsten, die aus morastigem Boden aufsteigen, und Sternschnuppen und Feuerkugeln (vgl. diese und Meteorsteine) sind Entzündungen brennbarer Stoffe in den höhern Gegenden der Atmosphäre.

Meteoreisen (vgl. Meteorsteine). Als der schweizerische Obristlieut. Joh. Konr. Fischer in Schaffhausen das Meteoreisen künstlich nachmachen wollte, erlangte er durch die Verbindung des Nickels mit Stahl die echte Damascenerklinge. S. dessen „Tageb. einer zweiten Reise über Paris nach London ꝛc.“ (Aarau 1826).

Meteorologie, die Lehre von den Meteoren, dann Witterungskunde (s. d.), welche besonders den Zweck hat, durch Beobachtungen aus der gegebenen oder vorgängigen Witterung die zukünftige zu erkennen. Über Meteorologie und Witterungskunde belehren Saussure's „Essais sur l'hygrométrie“

(Neufchatel 1783); de Luc's „Idées sur la météorologie (London 1786, 2 Bde.); K. Cotta's „Traité de météorologie" (Paris 1774, 4.); Tobias Mayer's „Lehrb. der phys. Astron., Theorie der Erde und Meteorologie" (Gött. 1805, mit Kpf.); Lampadius's „Grundriß der Atmosphärologie" (Freib. 1806) und Nachtrag dazu (1817).

Meteorsteine, auch **Meteorolithen**, **Aerolithen**, **Uranolithen**, von den Alten Bätylien genannt, sind vom Himmel herabfallende, aus metallischem Eisen, Nickel, Kieselerde, Magnesia, Schwefel und Chrom bestehende Massen, welche durch Feuerkugeln oder Boliden zu uns herabgeführt werden. Letztere erscheinen plötzlich in der Atmosphäre, bewegen sich mit einer reißenden Geschwindigkeit (bisweilen gleich der der Erde in ihrer Bahn) und zerplatzen nach einem kurzen Glanze mit einem starken Knalle oft in einer sehr großen Höhe in mehre (zuweilen in mehre tausend) Stücke, welche, noch heiß, mit einer schwarzen Kruste überzogen, mit einer solchen Gewalt herabfallen, daß sie häufig mehre Fuß in die Erde eindringen. Dieser so lange für eine Fabel gehaltene Steinregen der Alten ist in unsern Zeiten durch eine große Menge von Beobachtungen außer allen Zweifel gesetzt. Einige Physiker halten jene Massen für Erzeugnisse unserer Atmosphäre, durch große chemische Processe bewirkt, wobei es übrigens fast unbegreiflich bleibt, wie bei der höchst verdünnten Luft an der äußersten Grenze unserer Atmosphäre, von wo die Feuerkugeln zu uns herabkommen, solche feste Körper aus Stoffen, über deren Dasein in der Luft wir gar nichts wissen, gebildet werden können. Wahrscheinlicher möchte daher die Behauptung sein, daß sie aus den Mondvulkanen zu uns herabgeschleuderte Massen wären (Mondsteine), wenn dabei nur nicht ihre Entzündung und Zerplatzung, die man aus der starken Compression und Reibung in der Luft hat herleiten wollen, ziemlich unerklärlich blieben. Übrigens ist es mathematisch erwiesen, daß bei günstiger Lage des Mondes gegen die Erde eine schwere Masse, die aus ersterm mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von 8,293 Fuß in einer Secunde, oder ungefähr der fünffachen Geschwindigkeit einer 24pfündigen Kanonenkugel, ausgeschleudert würde, in einem Zeitraum von etwa 70 Stunden auf unsere Erde gelangen könnte, und da eine Fallgeschwindigkeit von ungefähr 34,000 Fuß in der Secunde haben würde. Chladni (s. d.) in s. Schrift „Über Feuermeteore und über die mit denselben herabgefallenen Massen" (Wien 1819) hat zuerst ihren kosmischen Ursprung beweisen wollen und die Möglichkeit gezeigt, daß sie auch Stücke kleiner, sich um unsere Erde bewegender Planeten sein könnten. Nach Jos. Weber („Von den Meteorsteinen", Landshut 1820) sollen sie einen verschiedenen Ursprung haben, einige Abkömmlinge des Mondes, andre kosmischen Ursprungs, andre tellurischer Herkunft sein. Hierher gehören auch die großen Massen von Gediegeneisen, das sogen. Meteoreisen, namentlich die 71 Pfund schwere Masse, die 1751 am 26. Mai zu Hraschina unweit Agram in Kroatien herabgefallen ist, und sehr wahrscheinlich auch die durch Pallas 1772 in Sibirien am Jenisei aufgefundene, auf 1600 Pfund geschätzte Eisenmasse, worin sich Ölstein eingesprengt findet; die auf 30,000 Pf. geschätzte, in der südamerikanischen Provinz Chaca Gualamba aufgefundene, von Rubin de Celis 1782 untersuchte Masse; sowie das mehre tausend Pf. schwere Stück Gediegeneisens, welches sich in der Provinz Durango in Mexico gefunden hat. Eine schöne Sammlung hat Chladni der Universitätssammlung in Berlin vermacht. Eine Aufzählung aller bis jetzt gefallenen Meteorsteine, nebst allen dahin gehörigen Beobachtungen und Untersuchungen findet man in Gilbert's „Annalen der Physik" und in Chladni's angef. Werke.

Meth oder **Meht** wird aus Honig und Wasser durch Kochen und Gährung bewirkt und ist ein weinartiges Getränk, welches hauptsächlich in Polen und Rußland beliebt ist. Oft gibt man ihm durch Zusatz von allerhand Obst (Johan-

nisbeeren, Kirschen, Himbeeren), Gewürz und Kräutern größere Annehmlichkeit. Je bessern Honig man dazu nimmt, desto vorzüglicher wird er. Man braut ihn am vortheilhaftesten in den Hundstagen, und er nimmt, wenn er alt geworden ist, die Stärke und Lieblichkeit eines Mittelweins an. Für Ungarn ist er als Handelswaare von Bedeutung.

Methode (griech.), ein planmäßiges, regelmäßiges Verfahren, welches angewendet wird, um zu einem gewissen Ziele zu gelangen; daher in der Logik diejenige Art, Erkenntnisse zu behandeln oder abzuhandeln, welche auf deutlich gedachten Regeln des Verstandes beruht, Methode genannt wird. Die Methode gehört im strengsten Sinne der Wissenschaft an und gibt der Behandlung der Erkenntnisse den wissenschaftlichen Charakter. Gleichwol ist die strenge (systematische) Methode bei der großen Lesewelt wenig beliebt, und Schriftsteller, die dieselbe über speculative Wissenschaften belehren wollten, haben, um angenehm zu bleiben, der systematischen Darstellung die fragmentarische vorgezogen, die aber nur dann den wissenschaftlichen Charakter behaupten kann, wenn ein methodisches Denken aus ihr hervorleuchtet, wie z. B. in Platner's „Aphorismen"; denn aphoristisch ist derjenige fragmentarische Vortrag der Wissenschaft, dessen Gang durch ein methodisches Denken geregelt wird. Die wissenschaftlichen Schriftsteller bedienen sich, nach Maßgabe ihres Zweckes und der Wissenschaft, die sie behandeln, verschiedener Methoden. Die scheinbar strengste ist die mathematische, die den vorzutragenden Lehren durch eine nothwendige Aufeinanderfolge von Erklärungen, Schlüssen und Beweisen die größte Anschaulichkeit zu geben vermag. Sie ist aber nur für eine Wissenschaft, die es, wie die Mathematik, bloß mit formalen Größen zu thun hat und gewisse Begriffe als ausgemacht voraussetzen darf, anwendbar. In der Philosophie haben vorzüglich die Methoden Epoche gemacht, die aus dem Geiste der Systeme, bei denen sie angewendet wurden, hervorgingen: die skeptische (s. Skepticismus), die kritische (s. Kriticismus) und die dogmatische (s. Dogmatismus), wiewol sie bei genauer Betrachtung sich sämmtlich als einseitig erweisen. Die wahre philos. Methode wird durch kein Resultat bestimmt, sondern geht aus der Natur ihrer Wissenschaft selbst hervor. Übrigens ist die Methode in Rücksicht des Fortschreitens der Sätze einer Wissenschaft entweder analytisch (zergliedernd), d. h. sie geht von dem Besondern aus und sucht die Gründe, oder synthetisch, d. h. sie folgert aus den Gründen die Ergebnisse: alle Mal aber muß sie, auf unbestrittene Elementarsätze und allgemein gültige Begriffe bauend, mit logischer Strenge verfahren, um wissenschaftlich zu bleiben. Durch jene erhebt man sich zu Principien, durch diese entwickelt man die gewonnenen. Jene dient daher mehr der Erwerbung, diese mehr der Ausbildung und Aufstellung der Wissenschaft. Populair (volksgemäß, gemeinverständlich) ist eine Methode, wenn sie nur vom Bekannten und Individuellen ausgeht, was Redner und Volkslehrer, um Theilnahme zu erwecken, zu thun pflegen, und so wird sie vorzüglich analytisch sein. Populair muß überhaupt diejenige Methode sein, deren man sich beim Unterrichte der Jugend bedient, denn der Vortrag des Jugendlehrers zweckt nicht bloß darauf ab, der Wissenschaft, die er behandelt, Genüge zu leisten, sondern vorzüglich, sie dem Schüler mitzutheilen und lieb zu machen. Was daher die äußere Form des Vortrags anbetrifft, so ist die akroamatische Methode, d. h. diejenige Lehrart, bei der der Lehrer ununterbrochen allein spricht, nur für schon gebildete Zuhörer und für den akademischen Unterricht geeignet; beim Unterrichte der unmündigen Jugend aber, deren Aufmerksamkeit erst gewonnen und festgehalten werden soll, hat die erotematische Methode, d. h. die abfragende, welche die Abhandlung des Lehrstoffes vermittelst eines Gesprächs zwischen Lehrer und Schüler theilt, den Vorzug. Bei ihr kann auch die Selbstthätigkeit des Schülers mehr oder minder angeregt werden. Historische Lehrstoffe

lassen freilich nur solche Fragen zu, durch die der Lehrer dem Schüler Rechenschaft abfodert, ob er die gehörte oder gelesene Erzählung gefaßt und gemerkt habe; in denjenigen Wissenschaften aber, deren Gründe in der menschlichen Vernunft liegen, wie in der Mathematik, Religion und Moral, ist die katechetische Methode an ihrem Orte. Diese Methode nämlich nimmt durch anregende Fragen die Vernunft des Schülers unmittelbar in Anspruch, damit der abzuhandelnde Lehrstoff aus seinen Antworten selbst erzeugt und gebaut werde. Beim Rechnen und der Geometrie geschieht dies durch eine Fortsetzung nothwendig aus einander folgender Urtheile und Schlüsse und kann an eine vorgeschriebene Reihefolge formaler Übungen, wie es Pestalozzi in seiner Anschauungslehre (s. d.) thut, gebunden werden. Der Unterricht in der Moral und Religion hingegen erfodert eine freiere Bewegung der katechetischen Methode, bei der das Positive dem Kinde direct mitgetheilt, und nur da ein Selbsterzeugen des Lehrstoffs von ihm verlangt werden darf, wo es denselben durch eignes Nachdenken zu finden vermag, und schon Worte genug hat, um sich darüber auszudrücken. Auch verdient das Katechisiren dann erst den Namen der sokratischen Methode, wenn der Lehrstoff im Gespräch mit den Schülern wirklich gebildet und von ihnen selbst gefunden wird, der Lehrer aber durch seine Fragen nur den Gang ihres Nachdenkens leitet und es in bestimmter Richtung auf den abzuhandelnden Gegenstand erhält. Überhaupt erfodert jede Kunst und Wissenschaft beim Unterrichte eine eigne, auf ihre Natur und ihr Verhältniß zum menschlichen Geiste gegründete Methode, oder Art und Weise, wie sie den Schülern mitgetheilt, eingeübt und angeeignet werden soll, und unter den vielen Lehrmethoden, die es für einen Unterrichtsgegenstand gibt, wird alle Mal diejenige, bei der sich die Schüler denselben am gründlichsten und ehesten aneignen und zugleich ihre Kraft daran für etwas Höheres üben und stärken können, den Vorzug haben. Denn darin müssen die Methoden für Unterrichtsgegenstände aller Art mit einander übereinstimmen, daß sie den Lehrling in Stand setzen, sich die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er lernen soll, durch eigne Thätigkeit zu erwerben, da nur das Selbsterworbene ganz unser wird. Es kommt dabei weniger auf die Kürze als auf die Sicherheit des Weges an, den die Methode anweiset; auch darf es ihr nicht bloß darum zu thun sein, ihrem Zöglinge eine Menge von Kenntnissen und Fertigkeiten beizubringen, wie die Lehrmethoden Bell's und Lancaster's (s. d.) thun, sondern sie soll ihn zugleich durch die Art, wie er lernt, zum besonnenen, seiner selbst mächtigen, geistig gesunden und kraftvollen Menschen bilden. Dies beabsichtigt insonderheit die Pestalozzi'sche Methode, deren eigenthümliches Wesen Sachverständige in dem pädagogischen Grundsatze finden, bei dem Unterricht der Jugend überhaupt von den Elementarpunkten aller menschlichen Erkenntniß auszugehen, die Lehrstoffe, so weit es ihre Natur gestattet, durch die eigne, zum Fortschreiten nach festen Regeln anzuhaltende Thätigkeit des Zöglings bilden zu lassen, und dadurch die innere Stärkung und Erhöhung seiner Geisteskräfte bis zu dem möglich höchsten Grade zu bringen. Über diesen Grundsatz selbst und den Mechanismus stufenweis geordneter Übungen, dessen sich die Pestalozzi'sche Methode zur Erreichung ihres Zweckes bedient, sind die Stimmen in der pädagogischen Welt sehr getheilt. (S. Pestalozzi.) In einer Geschichte der Erziehungsmethoden wird die schöne Idee dieses Mannes immer eine ehrenvollere Stelle einnehmen als der Philanthropismus, dessen Methoden das Lernen häufig in Spiel und Tändelei verkehrten und die Zöglinge weniger unterrichteten als zerstreuten. Der Ernst der Pestalozzi'schen Methode hat viel dazu beigetragen, diesem Unwesen Einhalt zu thun und den der neuern Unterrichtsweise fremd gewordenen Geist der Gründlichkeit wieder in Kraft zu setzen, jene geistlosen Erzieher aber, die sich nur im Gleise eines Schlendergangs, der den Namen der Methode nicht verdient, bewegen mögen, aufs neue recht nachdrücklich

zu erinnern, daß nicht das Einlernen dieses oder jenes gangbaren Lehrgegenstandes, sondern die Übung der Kraft überhaupt und die Bildung des Kindes zum Menschen der höchste Zweck alles Unterrichts sei. Die Aufgabe aber, eine untrügliche Methode, die unter allen Umständen für jeden Lehrer und Lehrstoff die beste sein müsse, zu erfinden, hat die Pestalozzi'sche Schule in den Augen der Unbefangenen nicht gelöst, auch scheint sie überhaupt nicht gelöst werden zu können, da wol die Theorie unbedingte Grundsätze aufstellen, die Praxis aber nur so viel davon gebrauchen kann, als den Umständen und Personen, von denen sie abhängt, angemessen ist. Der Privatunterricht erfodert andre Methoden als der öffentliche, und eine und dieselbe Methode, die an verschiedenen Orten in Anwendung kommt, wird sich immer nach der Persönlichkeit der Lehrer und nach den geistigen Bedürfnissen und Fähigkeiten ihrer Schüler verschieden arten. Am wenigsten scheint es gerathen, die Einführung einer Methode in den Schulen durch Befehl erzwingen zu wollen, da das Gelingen auch der besten Methode hauptsächlich von dem Grade der Geschicklichkeit, Überzeugung und Willigkeit der Lehrer abhängt, die sie anwenden sollen, und für Solche, denen Lust und Fähigkeit abgeht, neue Formen anzunehmen, diejenige Methode die zweckmäßigste ist, welche sie schon innehaben. Die Methoden müssen sich den Dingen und Individuen, nicht diese jenen anpassen. E.

Methodisten, diejenigen Schriftsteller der kathol. Kirche, welche im 17. Jahrh. den Streit mit den Protestanten durch neuersonnene dialektische Methoden abzukürzen und ihre Gegner in den Nachtheil zu stellen wußten. Jetzt nennt man Methodisten die Mitglieder einer Religionsgesellschaft, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. im Schooße der engl. Kirche entstanden ist. Wie die Pietisten in Deutschland vereinigten sich 1720 einige junge Theologen zu Oxford zu frommen Übungen und strengern Sitten; besonders beabsichtigten sie eine genauere Beobachtung der Vorschriften des Neuen Test., als damals in der engl. Kirche gebräuchlich war, und widmeten sich Werken der Liebe, z. B. dem geistlichen Zuspruch und Besuch der Gefangenen und Missethäter, dem Unterrichte armer Kinder u. s. w. Ihre anders gesinnten akademischen Mitbürger sagten daher, sie hätten eine neue Methode des christlichen Lebens erfunden, und nannten sie scherzweise Methodisten: ein Name, der bald zur Bezeichnung dieser neuen Gesellschaft allgemein gebräuchlich und von ihr selbst angenommen wurde. Unter ihren Mitgliedern zeichneten sich John Wesley, der Stifter dieses frommen Bundes, und der 1732 beigetretene Georg Whitefield durch Talent, Eifer und Ansehen aus. Der Erstere ging mit 3 andern Brüdern 1735 nach Georgien in Nordamerika, wo er, als Heidenbekehrer, 2 Jahre mit glücklichem Erfolge arbeitete und, durch die Verbindung mit den Herrnhutern angeregt, bei seiner Rückkehr nach England beschloß, jene kleine Gesellschaft nach Art der Brüdergemeinde zu erweitern und einzurichten. Whitefield's Predigten hatten das Volk an mehren Orten auf ein solches Unternehmen vorbereitet. Bald sammelte Wesley zu London eine kleine Gemeinde, mit der er in einem Privathause Erbauungsstunden hielt, ohne an eine Trennung von der hohen bischöfl. Kirche zu denken. Da aber die Geistlichkeit dieser Kirche den methodistischen Predigern, welche ohne bestimmte Anstellung das Volk durch Predigten für ihre Lehre und Verbindung zu gewinnen suchten, die Kanzel verbot, und der Zulauf bei ihren Vorträgen so groß wurde, daß jede Kirche ihnen zu klein schien, fingen sie an, im Freien zu predigen und eine besondere Kirche nach dem Muster der apostolischen zu bilden. Der eigne Charakter dieser Feldpredigten, die sich von den trocknen moralischen Abhandlungen, welche man von den Kanzeln der bischöfl. Kirche zu hören gewohnt war, durch Gemeinverständlichkeit, Nachdruck und religiöse Begeisterung auszeichneten, und das durch die Lauigkeit und den Skepticismus der engl. Geistlichkeit von den Kanzeln fast

verdrängte Thema vom natürlichen Verderben des Menschen, von der Versöhnung durch Jesum den Gekreuzigten, von der Buße und Wiedergeburt, mit aller Gewalt der Beredtsamkeit und reicher Beziehung auf die Bibel wieder zur Sprache brachten, mußte den Anhang der Methodisten zusehends vermehren. Whitefield, der feurigste und kühnste von allen, sah oft auf Wiesen, Kirchhöfen, ja selbst auf den Tummelplätzen des öffentlichen Vergnügens, wo er des Abstichs wegen am liebsten auftrat und die Laster für Zeitgenossen strafte, bei 12,000 Zuhörer um sich versammelt, die der Donner seiner Rede in Erstaunen setzte und so gewaltig erschütterte, daß viele in Verzuckungen fielen und auf der Stelle zum Glauben und zur Heiligung wiedergeboren wurden. Denn diese plötzliche Bekehrung, die sie mit den Pietisten den Durchbruch der Gnade nennen, wollen die Prediger der Methodisten durch ihre Vorträge bewirken. Das Feldpredigen stellten sie jedoch bald ein und bauten sich, um vor dem schlechten Wetter und vor dem Unfuge des Pöbels geschützt zu sein, eigne Bethäuser, die sie Tabernakel nennen. Da die Regierung in ihrem Unternehmen nichts für den Staat Gefährliches sah, schritten sie nun ungestört zur Einrichtung einer Kirchenverfassung, die, obgleich das gute Vernehmen mit den Herrnhutern schon 1739 aufgehört hatte, doch nach dem Muster der Brüdergemeinde, und selbst als innerer Streit über die Gnadenwahl 1741 eine völlige Trennung der Whitefieldianer (die sich zu dem calvinistischen Particularismus bekennen) von den Wesleyanern (die, wie die Arminianer oder Remonstranten, eine allgemeine Vorherbestimmung zur Seligkeit annehmen) verursachte, in beiden Parteien ziemlich gleichmäßig zu Stande kam. Ihre Liturgie ist ganz das Rituale der hohen bischöfl. Kirche, nur beobachten sie es mit mehr Wärme und Innigkeit, wenden auf einen sanften und angenehmen Vortrag der Kirchengesänge, in denen beide Geschlechter abwechseln, mehr Sorgfalt und geben überhaupt der Andacht öftere Nahrung als diese. An den Wochentagen versammeln sie sich früh vor und Abends nach 6 Uhr zum Gottesdienste im Tabernakel, und beobachten die Sonntagsfeier sehr genau. Monatlich ein Mal hält jede Gemeinde eine Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen zugebracht wird, und am Neujahrstage kommen alle Wesleyaner im Tabernakel zu Moorfields bei London zur Feier des Stiftungsfestes und zur Erneuerung ihrer Verbindung zusammen. Zur Erhaltung der Kirchenzucht sind die Gemeinden in Classen, und diese wieder nach den Geschlechtern in kleinere Gesellschaften (bands) getheilt, deren jede unter ihrem eignen, mit der Seelsorge beauftragten Vorsteher wöchentlich zusammenkommt und sich über den Herzenszustand ihrer Glieder bespricht. Alle Bands und Classen einer Gemeinde feiern vierteljährlich ein gemeinschaftliches Liebesmahl. Außerdem theilen sich die Methodisten noch in Stehende, deren Glaube und Wiedergeburt schon durch Ausdauer bewährt ist, und Gefallene, die nach ihrer Wiedergeburt wieder umgeschlagen sind und in eignen Betstunden aufs neue bearbeitet werden. Die Bewährten erhalten Zettel zur Bescheinigung ihrer von den Vorstehern anerkannten Frömmigkeit, welche zugleich als Zulassungsbillet zu den Privatzusammenkünften der Stehenden gelten, aber in jedem Vierteljahre erneuert werden müssen. Neu eintretende Mitglieder erhalten eine gedruckte Sittenordnung zur Nachachtung, worin grobe und vorsätzliche Sünden namentlich verpönt sind. Die Übertretung dieser Regeln zieht, wie bei der Brüdergemeinde, Verweisung, Bann und endlich Ausschließung aus der Gemeinde nach sich. Geleitet werden die Gemeinden von den Bischöfen, Predigern und Gehülfen oder Laienpredigern, die, weil selten gelehrte Theologen zu ihnen übergehen, oft aus andern Ständen gewählt werden, und ungeachtet der Besoldung, die sie von der Gemeinde erhalten, auch ihr Gewerbe fortsetzen dürfen. Man sieht daher in den Tabernakeln der Methodisten Ärzte, Militairpersonen, Kaufleute oder Handwerker in alltäglicher Kleidung als Prediger auftreten; denn

sie haben keine besondere geistliche Tracht. Den Predigern stehen in jeder Gemeinde 7 Älteste zur Besorgung der bürgerlichen und ökonomischen Angelegenheiten, die Vorsteher der Classen und Bands und die Krankenbesucher zur Seite.*) Außerdem haben die Gemeinden eigne Schullehrer, und zu Kingswood bei Bristol besteht eine von Wesley gegründete Bildungsanstalt, die seiner Partei als Predigerseminar dient. Alle diese Diener der Gesellschaft wurden ehedem von den Predigern allein durch das Loos gewählt, und Wesley, der das Ansehen eines Patriarchen und Oberhauptes seiner Partei genoß, hatte darauf bis an seinen Tod 1791 den entschiedensten Einfluß. Als aber zu dieser Zeit unter seinen Anhängern die Frage entstand, ob man nicht das Abendmahl, das sie bisher nach Wesley's Willen in den Versammlungen der bischöfl. Kirche genossen hatten, in den eignen Tabernakeln halten und sich gänzlich von dieser Kirche lossagen wolle, und die Prediger hierüber zwar bejahend, aber nicht durch Abstimmung, sondern wieder durchs Loos entschieden, bildete sich unter d. Namen der neuen Methodisten eine besondere Partei unter den Wesleyanern, die das Joch der Prediger abwarf und 1796 ein aus Predigern und Laien zusammengesetztes Kirchendirectorium bildete. Diese den Laien erworbene Theilnahme am Patronatrechte verschaffte den neuen Methodisten einen ansehnlichen Zuwachs und sie sind jetzt zahlreicher als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. 1808 hatten die Methodisten aller 3 Gattungen in Großbritannien 940 Tabernakel, 417 Prediger und 109,961 Mitglieder, unter denen die meisten zu der Volksclasse der Matrosen, Soldaten, Kohlenführer und Tagelöhner gehörten. Männer, wie Wilberforce, der berühmte Gegner des Sklavenhandels, der zu den Methodisten getreten ist und ihre Grundsätze vertheidigt hat, sind selten bei dieser Partei, die überhaupt auf gesellige und gelehrte Bildung nicht Anspruch macht und wegen der Strenge ihrer Sitten wenig Beifall unter den höhern Ständen finden kann. An ihrer einfachen Lebensart, frommen Sprache und andächtigen Haltung sind die Methodisten ebenso leicht wie die Herrnhuter zu erkennen; doch ist ihre Meinung schwärmerischer und ihr Thun und Treiben weniger weltklug. Das Eigenthümliche ihres Glaubens besteht nur darin, daß sie auf die positiven Lehren des Christenthums einen größern Werth legen, als die engl. Kirche pflegt, und die Bekehrung des Menschen für das Werk augenblicklicher starker Gemüthsbewegung halten. Auch stehen sie in der Meinung, durch diese geistliche Wiedergeburt oder den Durchbruch eine größere sittliche Vollkommenheit erlangen zu können, als den Menschen möglich scheint, und es fehlt unter ihnen nicht an düstern Selbstquälern und Heuchlern. Das große Verdienst, die niedern Volksclassen zur Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Gottesfurcht gewöhnt zu haben, macht sie jedoch bei allen ihren Mängeln zum Gegenstande der allgemeinen Achtung, und sie werden unter die ruhigsten, nützlichsten und wohlthätigsten Bürger gerechnet. Weniger gebührt dieses Lob den Methodisten in Nordamerika, wo die Bemühungen Wesley's, Whitefield's und andrer Missionaire zwar einen großen, aber eben nicht sehr erfreulichen Erfolg hatten. Um 1750 kam daselbst durch die Predigten Shady-Islands, eines Irländers, eine neue Gattung des Methodismus u. d. Namen des neuen Lichtes auf, welche die seltsamsten Begriffe von göttlichen Eingebungen, Erleuchtungen und Wiedergeburten in Umlauf brachte und die Entzückungen der Andacht in Wahnsinn verkehrte. In den Versammlungen dieser Erleuchteten, welche häufig des Nachts im freien Felde gehalten werden, haben glaubwürdige Reisende, wie Perrin du Lac 1805 und Michaud 1808, die tollsten Aus-

*) Ein solcher methodistischer Krankenbesucher, D. Peckwell, stiftete die u. d. N. der Krankenfreunde berühmte Gesellschaft zu London, deren Zweck die Aufsuchung und Pflege hülfloser Kranker von allen Religionen ist und der schon mancher erkrankte Ausländer seine Rettung verdankt.

schweifungen der religiösen Schwärmerei gesehe. Die Versammelten begleiten die Exclamationen ihres Predigers und die darauf folgenden Gebete erst mit Seufzern, dann mit Schluchzen und endlich mit greulichem Geheul und heftigen Verzuckungen, welche sie das Werk (the work, nennen. Jonathan Crowther's „Portraiture of methodisme, or the history of the Wesleyan methodists" (London 1816) gibt von ihrer Ausbreitung und Verfassung genauere Nachrichten; so auch Robert Southey's „Life of John Wesley" (2. Aufl., London 1820). Im britischen Reiche befinden sich in ihren Schulen 100,000 Kinder. Die Anzahl aller Methodisten in Europa und Amerika soll jetzt über eine halbe Mill. betragen. E.

Methodologie, Methodenlehre, ist die Anweisung zur planmäßigen (methodischen) Erlernung oder zum Vortrage einer bestimmten Wissenschaft. Man pflegt sie gewöhnlich mit der Encyklopädie dieser Wissenschaft, von deren Methode sie handelt, zu verbinden. Es gibt sonach keine allgemeine Methodologie (Methodik), man müßte denn die logische Lehre von der Methode so nennen wollen, weil in der Anwendung der Denkgesetze alle Wissenschaften zusammentreffen. In der Kant'schen Schule nennt man Methodenlehre, im Gegensatz der Elementarlehre, den Theil einer Wissenschaft, welcher es mit Behandlung der durch die Elementarlehre aufgefundenen Elemente derselben zu thun hat. In der Logik insbesondere hat man seit Kant denjenigen Theil dieser Wissenschaft logische Methodenlehre genannt, der von dem planmäßigen Verfahren handelt, das Denken zur wissenschaftlichen Vollkommenheit zu erheben.

Metis oder **Mäetes**, Mutter der Athene, Tochter des Oceanus und der Tethys, die Kundigste unter den Göttern und Menschen. Ritter leitet von ihr den Namen des mäotischen Sees ab, und setzt ihr Heiligthum an die Mündung des Borysthenes, wo sie als Mutter verehrt wurde.

Metonymie, Namenverwechselung, in der Rhetorik diejenige Redefigur, vermöge deren Verhältnißbegriffe vertauscht und folglich Vorstellungen durch den Namen andrer, die mit ihnen im Verhältnisse stehen, bezeichnet werden. Solche Verhältnißbegriffe sind nun aber Sache und Eigenschaft, Ursache und Wirkung, Vorhergehendes und Nachfolgendes, Stoff und Product, Zeichen und Bezeichnetes, Raum und darin Enthaltenes. So wird in dem Ausdruck: die Thräne der Freude, die Eigenschaft statt der Sache (hier des Subjects, des Freudigen) gesetzt. So sind die Ausdrücke: Ehrfurcht haben vor grauen Haaren, sich empfehlen, statt weggehen, Ölzweig statt Frieden, Scepter statt Regierung, die Flasche statt Wein, das Theater statt das Schauspielwesen, Tropen, in welchen die obengenannten Verhältnisse vertauscht werden.

Metopen (griech.), Zwischentiefen, oder diejenigen Vertiefungen, welche in der dorischen Säulenordnung zwischen den Köpfen der Deckenbalken oder den an ihrer Stelle angebrachten Triglyphen übrigbleiben und wahrscheinlich in den ältesten Zeiten offen gelassen, nachmals aber ausgemauert, früher glatt gelassen, aber öfters mit erhobener Bildhauerarbeit verziert wurden. Die Schwierigkeit der Eintheilung der Triglyphen und Metopen dürfte leicht die Hauptursache gewesen sein, warum man sie bei der ionischen und korinthischen Säulenart wegließ. Indem man hier die Balkenköpfe nicht über die Mauer vorspringen ließ, erhielt man einen ganz glatten Fries, welcher ein leichteres und zierlicheres Ansehen hatte.

Metre, s. **Französisches Decimalsystem**.

Metrik ist nach Apel die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus, als Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der gebräuchlichen Versarten, sofern dieselben durch jene allgemeinen Gesetze bedingt sind. Gewöhnlich versteht man darunter nur die Theorie der Verskunst. (S. **Rhythmus** und **Vers**.) Die Werke der Alten über die Rhythmik, nament-

lich des Aristoxenus und Heliodor, sind verloren gegangen, und was die Scholiasten und Grammatiker darüber mittheilen, geschieht nur in gelegentlichen untergeordneten Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Alten. Später suchte man zwar das Getrennte in wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen, aber die Versuche scheiterten an der Unmöglichkeit, aus bloßen Erfahrungen ein System zu bilden. Dies war der neuern Zeit aufbehalten. Der große Bentley ahnete zuerst das Rechte, wie seine Abhandlung über die Versmaße der Terenz beweist. Nach ihm stellten Brunck und Reiz gute Forschungen über die Metrik an, aber erst der gelehrte Hermann entwickelte seit 1796 auf dem Wege, den die kritische Philosophie ihm vorzeichnete, aus dem Begriffe des Rhythmus selbst die allgemeinen Grundsätze der neuen Wissenschaft und mit besonderer Beziehung auf die griech. und röm. Versification. Allein schon Bernhardi hatte an Hermann's Theorie den Mangel einer musikalischen Grundlage gerügt, welchen zuerst Apel (s. d.) in seiner „Metrik" mit ebenso viel Scharfsinn als Sachkenntniß gehoben hat.

Metrologie, die Maß- und Gewichtkunde.

Metrometer, **Metronom**, s. Taktmesser.

Metropolit oder **Metropolitan** ist der griech. Name eines Erzbischofs. Die Hauptstadt einer Provinz heißt im Griech. Metropolis, und da die Bischöfe der Hauptstadt ausgezeichnet wurden, so erhielten sie auch einen besondern Titel. Der Metropolit steht über dem Bischofe, aber unter dem Patriarchen. Nur in der griech. Kirche ist dieser Titel noch gebräuchlich. — **Metropolitankirche** heißt die erzbischöfliche Mutter- oder Hauptkirche.

Metrum, im allgemeinen Sinne so viel als Maß, Takt, in der Dichtkunst das Versmaß. — **Metromanie**, die Sucht, Verse zu machen. (S. **Rhythmus**.)

Mette (aus dem lat. matutina), der Frühgottesdienst, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, besonders der einem großen Feste in der kathol. Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. Christmette.

Mettenleitner (Johann Michael), geb. 1765 zu Großkuchen bei Nernsheim, einem D. des Oberdonaukreises im Königreich Baiern, lernte bei s. ältern Bruder Jakob (geb. 1750, jetzt in Petersburg, wohin er 1786 von Augsburg aus ging) die Malerkunst und begab sich dann nach Italien. Von dort kehrte er nach München zurück, wo der Schatz der Galerie seine Neigung für Schlachtengemälde bestärkte. Aber die wenigen Liebhaber, die Gegenstände dieser Art finden, zwangen auf einträglichere zu denken und bestimmten ihn, sich der Radirnadel und dem Grabstichel zu widmen, die er bald als Meister gebrauchte. Richtigkeit der Zeichnung, das Fundament jedes Vorzüglichen in s. Fache, geben s. radirten Blättern einen anerkannten Werth, und das Geistreiche der Composition, sowie die Sorgfalt der Ausführung machen, daß sie wie Handzeichnungen geschätzt werden. M. hat s. Aufenthalt in Italien und s. Reisen benutzt, um das Costum der verschiedenen Zeitalter bis auf die kleinsten Einzelnheiten zu studiren. Dies bemerkt man in mehren Darstellungen zu deutschen geschichtlichen Werken, z. B. zu Westenrieder's „Historischem Calender", zu Lipowsky's „Schilderung der Agnes Bernauer" (München 1800), zur „Allgemeinen deutschen Geschichte" (Leipz., bei Crusius). Aber man muß bedauern, daß er sein schönes Talent nur auf so kleine Ausführungen wendete und es vorzog, der bairische Chodowiecki zu sein, da es ihn doch zu Höherm zu berufen schien. 1790 ward M. Hofkupferstecher zu München, und auch die dort einheimische Steinzeichnung blieb von ihm nicht unversucht. Die Cabinets-Jagdzeichnungen, die er 1793 für den Kurfürsten Karl Theodor verfertigte, sind nicht öffentlich bekannt geworden, fanden aber zu ihrer Zeit bei Allen, die sie sahen, Beifall und Anerkennung. 19.

Metternich. Kaiser Heinrich II. hatte einen treuen Diener, Namens

Metter, der hoch in seiner Gunst stand. Aus Neid ahmte Jemand Metter's Handschrift nach und schob ihm einen hochverrätherischen Brief unter, den er dem Kaiser anzeigte. Dieser aber sprach: „Nein, solche schwarze That hat Metter nicht gethan"; daher soll der Name kommen. Dieses alte rheinländische Dynastengeschlecht gab dem deutschen Reiche im 16. und 17. Jahrh. 3 Kurfürsten, zwei von Mainz und einen von Trier (Lothar, der 1623 starb und die kathol. Ligue mit befördert hatte), und übte schon im Freiherrnstande, vor der Erhebung zur reichsgräfl. Würde, das Sitz- und Stimmrecht auf den deutschen Reichstagen aus. Von den 12 Linien dieser Familie ist nur noch die jüngere, oder die Linie zu Winneburg und Beilstein, vorhanden, welche seit 1679 die reichsgräfliche und seit dem 30. Juni 1803 die reichsfürstl. Würde führte. Winneburg und Beilstein, im ehemal. Kurfürstenthum Trier, zwischen der Mosel und dem Hundsrück gelegen, erwarb die Familie Metternich, nachdem das Haus Winneburg und Beilstein ausgestorben war, im Anf. des 17. Jahrh. durch die Begünstigung des Kurf. von Trier, Lothar, aus dem Hause Metternich. Die Reichsgrafschaften Winneburg und Beilstein blieben, nebst andern unmittelbaren reichsritterschaftl. Herrschaften und Gütern jenseits des Rheins, im Besitze des Hauses Metternich, bis solche 1801 an Frankreich kamen. Das gräfl. Metternich'sche Haus wurde für diesen Verlust durch die Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben, die außer dem Kloster und dem Marktfl. aus den Ämtern Umendorf, Horn-Fischbach, Tannheim, Ober-Sulmentingen und Unter-Sulmentingen besteht, in dem Maße entschädigt, daß es diese Abtei, jedoch mit Ausnahme des Amts Tannheim und des D. Unterrieden, und mit der Verbindlichkeit, eine jährl. Rente von 850 Guld. an den Grafen Aspremont, von 11,000 an den Grafen v. Quadt und 8150 Guld. an den Grafen v. Wartenberg zu zahlen, erhielt. Im März 1803 trat es in den Besitz dieser Entschädigung, doch verlor es durch die Bildung des rheinischen Bundes im Juli 1806 s. Souverainetätsrechte, welche Würtemberg zu Theil wurden. Die nunmehrige Standesherrsch. Ochsenhausen erhielt den Namen Fürstenthum Winneburg von dem schönen Schlosse d. N. Sie besteht aus dem Fl. Ochsenhausen, 22 D. und 14 Meiereien mit 6300 Einw. und 70,000 Gld. Eink. Im J. 1825 verkaufte der Fürst v. Metternich diese Herrsch. an den König von Würtemberg, zu dessen unmittelbaren Domainen sie seitdem gehört. Der Fürst besitzt in Böhmen die Herrschaft Königswartha u. a., in Mähren die Herrsch. Kogetein, am Rheine mehre Güter, sowie die Kaunitz'sche Allodialherrschaft. Sein Vater

Georg, Fürst von M., geb. zu Koblenz 1746, war seit 1773 k. k. außerordentl. Gesandter und bevollmächt. Minister an den Kurhöfen von Mainz, Trier und Köln und am westfäl. Kreise; 1790 Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung Leopolds II.; 1791 dirigirender Minister in den Niederlanden, unter dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen und der Erzherzogin Christine, hierauf 1793 und 1794, nach der Wiedereroberung Belgiens, unter dem Erzherzog Karl, bis nach der Schlacht von Fleurus die Niederlande zum zweiten Male verloren gingen. Bei dem rastädter Congresse war er östreich. Principalcommissarius, und 1810 verwaltete er, in Abwesenheit s. Sohnes, provisorisch das Ministerium der auswärt. Angelegenh. Er war vermählt mit Beatrix Aloisia, Gräfin v. Kagenegg, und starb den 11. Aug. 1818. 2) Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharius, Graf, seit 1813 Fürst von Metternich, seit 1816 Herzog v. Portella in Sicilien, ist Ritter des O. vom goldenen Vließe, k. k. Kämmerer, wirkl. Geh.-Rath, Staats- und Conferenzminister, auch Minister der auswärt. Angelegenh., seit 1821 mit d. Titel eines k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlers, geb. den 15. Mai 1773 zu Koblenz. Er studirte zu Strasburg seit 1788. Bei der Krönung des Kaisers Leopold II. versah er das Amt eines Ceremonienmeisters. Dann studirte er bis 1794 die Rechte zu Mainz, machte eine Reise nach England, ging

nach Wien, wurde Gesandter im Haag und vermählte sich 1795 mit der Gräfin Eleonore v. Kaunitz, Enkelin des berühmten Ministers und Allodialerbin der Herrschaft Austerlitz (gest. 19. März 1825 zu Paris). Dieser berühmte Staatsmann eröffnete seine diplomatische Laufbahn auf dem rastadter Friedenscongresse als Gesandter des westfälischen Grafencollegiums, 1801 ernannte ihn der östreich. Hof zum Gesandten in Dresden. Im Winter 1803—4 kam er nach Berlin, in dem Augenblicke, als der Wiederausbruch des Kriegs mit England, die Besetzung Hanovers, die Gewaltstreiche gegen die englischen Gesandten, die Verwandlung des Consulats Bonaparte's in die erbliche Kaiserwürde, der Mord des Herzogs von Enghien, Bonaparte's Machtvergrößerung in Italien, den dritten Coalitionskrieg herbeiführten. Dem Grafen Metternich gebührt der Ruhm, nach der Verletzung des preuß. Gebiets im Ansbachischen, nach dem Unglück von Ulm, bei der Anwesenheit des Kaisers Alexander und des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog Anton in Berlin, Östreich, Rußland und Preußen durch einen Tractat (Potsdam, den 3. Nov. 1805) gegen Napoleons universalmonarchische Plane bewaffnet zu haben. Er erhielt dafür das Großkreuz des Stephansordens. Die Schlacht bei Austerlitz und der von Haugwitz in Wien unterzeichnete Vertrag vereitelten die Früchte jenes Tractats. 1806 ging Graf M. statt des Grafen Philipp Cobenzl als Botschafter nach Paris, wo er sehr wirksam für Östreich und selbst von den franz. Machthabeen geehrt war. Am 10. Oct. 1807 schloß er zu Fontainebleau die Übereinkunft, welche die Irrungen wegen der Besetzung der Bocche di Cattaro durch russische Truppen endigte und den Isonzo zur Grenze gegen das Königreich Italien machte. Was er 1805 in Berlin mit Glück begonnen hatte, setzte er 1808 mit Scharfblick und seltener Beharrlichkeit fort. Spanien erhob sich gegen Napoleon, die franz. Adler verloren den Ruf der Unüberwindlichkeit. Am 15. Aug. 1808 war die öffentliche Audienz, wo M. den heftigen Erklärungen Napoleons eine Stunde lang die Spitze bot. Darauf folgte das in Östreichs Annalen unvergeßliche Heldenjahr 1809, welches das J. 1813 möglich gemacht hat, wiewol das Ergebniß so rühmlicher Anstrengungen den Erwartungen damals nicht entsprach. Erst kurz vor der Schlacht von Wagram kam Graf Metternich, dem man bis dahin die Pässe zur Abreise verweigert hatte, aus Paris in Wien an und fand sich späterhin in des Kaisers Hoflager zu Komorn ein. Als Graf v. Stadion am 9. Jul. s. Stelle als Minister der ausw. Angel. niederlegte, ward M. zum Staatsminister und am 8. Oct. zum Minister der ausw. Angel. ernannt. Er leitete die Friedensverhandlungen zu Ungarisch-Altenburg mit dem franz. Minister Champagny. Unterzeichnet wurde der Friede zu Wien 1809 durch den Fürsten Liechtenstein. Napoleons Vermählung mit Marie Louise von Östreich (die Bewerbung geschah am 7. Febr. 1810) war ein Opfer, durch welches das schwer bedrohte Östreich Zeit und Ruhe gewann. Graf Metternich begleitete die neue Kaiserin nach Paris. Seine Bemühungen, den Ausbruch eines neuen Kriegs im Norden zu verhindern, scheiterten an Napoleons stolzen Entwürfen. M. sah damals den franz. Kaiser in Dresden (Mai 1812). Die große Aufgabe war nun, unter Schonung aller Verträge und Verpflichtungen, sowie der Rücksichten, welche die Familienverbindung erfoderte, in dem rechten Augenblicke und mit der gehörigen Macht dazustehen, wo Europa Östreich erwartete und zur Entscheidung seines bessern Schicksals nicht entbehren konnte. Das „Manuscript von St.-Helena" enthält das glänzendste Geständniß, mit welcher Geistesübermacht Metternich in den großen Angelegenheiten Europas gewirkt habe. Aber der rechtliche und moralische Anstand, mit dem er eine der verwickeltsten diplomatischen Aufgaben gelöst, wird noch ein höheres Zeugniß bei der Nachwelt finden, wenn die Archive jener Zeit vollständig eröffnet sein werden, um die Angaben des Baron Fain („Manuscrit de 1813") über Östreichs Rolle als vermittelnde Macht, über die Verhandlungen

in Dresden und den Congreß in Prag zu widerlegen. Diese bewaffnete Vermittlung wurde nach einer Zusammenkunft des Ministers M. mit dem Kaiser Alexander zu Opotschna an der böhm.-schles. Grenze im Juni 1813 von Rußland und Preußen anerkannt. Von Napoleon nach Dresden eingeladen, wo M. am 25. Juni eintraf, unterzeichnete er daselbst am 30. einen Vertrag, demzufolge auch Frankreich die Vermittlung anerkannte. In Prag führte M. das Geschäft der Mediation. Als aber mit dem peremtorischen Termin (10. Aug.) das Friedensgeschäft noch nicht begonnen hatte, so verfaßte M. in der Nacht vom 10. zum 11. Aug. die Kriegserklärung Östreichs gegen Frankreich, und am Morgen des 11. überschritten die russisch-preußischen Heere die böhmisch-schlesische Grenze. M. brachte in Reichenbach und in Teplitz, wo er am 9. Sept. 1813 die Quadrupelallianz unterzeichnete, jene feste Verbindung mit den Alliirten zu Stande, durch welche Östreich in dem großen Kampfe den Ausschlag gab. Am Abend der Völkerschlacht von Leipzig ertheilte Kaiser Franz ihm die östr. Fürstenwürde für sich und s. Nachkommen. Frankfurt, Freiburg, Basel, Langres und Chaumont waren nun Zeugen der diplomat. Thätigkeit des Fürsten von M. Während des Congresses zu Chatillon leitete er die Verhandlungen im Hauptquartiere des Kaisers, und von Dijon aus die mit Monsieur (Karl X.), der in Nancy eingetroffen war. Dann begab er sich nach Paris, unterzeichnete die mit Napoleon bereits geschlossene Übereinkunft von Fontainebleau, hierauf den Frieden vom 30. Mai, und ward von s. Kaiser nach London geschickt. Bei einem Besuche der Universität Oxford verlieh ihm diese die Doctorwürde. Bei Eröffnung des Congresses zu Wien (8. Oct. 1814) übertrugen die versammelten Minister einstimmig dem Fürsten den Vorsitz bei den Verhandlungen. Er begab sich mit Talleyrand und Wellington nach Preßburg zum Könige von Sachsen, um den Frieden zwischen Sachsen und Preußen durch Gebietsabtretungen zu bewirken. Dann unterhandelte er als östr. Bevollmächtigter den zweiten pariser Frieden am 20. Nov. 1815, hierauf zu Mailand 1816 den Vertrag mit Baiern, der am 14. Apr. zu München unterzeichnet wurde. 1817 begleitete er die dem Kronprinzen von Portugal vermählte östr. Prinzessin nach Livorno als kais. Übergabe-Commissair und verhandelte hierauf mit dem röm. Stuhle. 1818 war der Fürst östr. Bevollmächtigter auf dem Congr. zu Aachen; 1819 führte er den Vorsitz bei dem Congr. zu Karlsbad, dann leitete er zu Wien im Jan. 1820 die Ministerialverhandlungen zur Vervollständigung der deutschen Bundesacte, hierauf die zu Troppau und Laibach. Nachher ging der nunmehrige Haus- Hof- und Staatskanzler Fürst von M. auf eine Einladung des Königs von Großbritannien nach Hanover, leitete dann die Verhandlungen in Wien und auf dem Congresse zu Verona. Als Franz I. mit Alexander im Sept. 1823 die Zusammenkunft zu Czernowitz hatte, mußte der Fürst krank in Lemberg zurückbleiben, verhandelte aber nachher mit dem russ. Staatssecretair, Grafen von Nesselrode. So glänzt M.'s Name in allen Staatsverhandlungen, welche die neue Gestaltung Europas und die Herstellung der alten Ordnung betrafen, und M.'s Ministerium ist die Epoche der glänzendsten Machtbegründung Östreichs. Der Fürst ist Ritter aller ersten europ. Orden, mit Ausnahme des engl. Kniebandordens. Der König von Spanien verlieh ihm die Grandezza 1. Cl. mit dem herzogl. Titel. In Paris erhielten er und der Fürst Karl Schwarzenberg das östr. Wappen in das Herzschild des ihrigen, und nur sie beide allein, dieser das Großkreuz des aus den eroberten Kanonen gegossenen Ehrenzeichens, jener das goldene Großkreuz des zur Belohnung ausgezeichneter, in dem großen Kampfe erworbener Civilverdienste gestifteten goldenen und silbernen Ehrenkreuzes. Im Febr. 1816 ernannte ihn der König beider Sicilien zum Herzog v. Portella, mit 60,000 Ducati Eink. Auch besitzt er seit dem Juni 1816 den Johannisberg als ein Geschenk des Kaisers Franz I. Mitten unter den großen Ansprüchen der Gegenwart nahm Fürst M.,

der Zukunft stets eingedenk, an den innern Angelegenheiten, der Herstellung der Finanzen, sowie der Verbesserung in allen Zweigen der Verwaltung den wirksamsten Antheil; er stand umfassenden Unternehmungen zu Gunsten der Nothleidenden thätig vor und beförderte unter den großen Elementen des Staats und Kriegs auch vaterländische Wissenschaft und Kunst. Wie Kaunitz der Stifter, so war Metternich der Wiederhersteller der Akademie der bildenden Künste in Wien. Das östr. Alterthum, die Geschichte und die Diplomatik waren stets vorzügliche Gegenstände s. Sorgfalt. Nach dem Tode des Staats- und Conferenzministers, Grafen Karl Zichy, gab der Kaiser im Oct. 1826 dem Fürsten das Präsidium der Ministerialconferenzen für die innern Angelegenheiten. S. die Lebensgesch. des Fürsten in des Freih. v. Hormayr und v. Mednyansky „Taschenb. für die vaterländische Geschichte", 1827.

Metz, Festung am Einflusse der Seille in die Mosel und Hauptst. des franz. Moseldepart. Sonst war sie eine freie Reichsstadt, ward aber 1552 von franz. Truppen besetzt und 1648 völlig an Frankreich abgetreten. Sie hat 3 Citadellen. Man zählt hier 5800 H. und 42,000 Einw. Es fehlt nicht an geraden und gut gepflasterten Straßen, schönen Häusern und mehren öffentlichen Plätzen; doch ist im Ganzen die Stadt altmodisch gebaut. Sehenswerth sind der Dom, das Schauspielhaus und die Intendantur. Metz ist der Sitz eines Präfecten, des Stabes der 3. Militairdivision, eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Besançon steht, eines Lyceums und einer vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule. Außer wichtigen Gewerken in Cattun, Zitz, Barchent und Wollenzeuchen findet man 34 Gerbereien und Färbereien. Ferner treiben die Einw. einen beträchtlichen Handel mit Landeserzeugnissen und bauen viel Obst. Jährlich wird im Mai eine Messe gehalten. Eine Stunde von der Stadt, auf beiden Ufern der Mosel, befinden sich die Trümmer einer großen römischen Wasserleitung, von dem Volke die Teufelsbrücke genannt. Die im J. 1822 in der alten Citadelle gefundenen Alterthümer dieser im hohen Alterthum und unter den Merovingern berühmten Stadt hat Devilly (Metz 1823) beschrieben. Die Gesellsch. der Wissensch. und Künste in Metz gibt eine Samml. ihrer Arbeiten heraus und macht Preisfragen bekannt; auch finden in Metz Kunstausstellungen der Fabricanten statt.

Metzu (Gabriel), Maler, geb. 1615 in Leyden, lebte in Amsterdam. Seine Muster waren Douw, Terburg und Mieris. Sein Styl ward aber bald noch edler. Er malte Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, Frauenzimmer mit Früchten, Chemiker in ihren Laboratorien, Ärzte bei ihren Kranken u. s. w. Seine Manier ist frei und gefällig, und er ist ein vorzüglich treuer Nachbildner der Natur. Er wußte die Harmonie der Farben so gut zu behandeln, daß man z. B. ein rothes Kleid und hinter demselben einen rothen Vorhang in Ansehung der Stoffe leicht unterscheiden kann, ohne in den Farben einen großen Absatz wahrzunehmen. Eine Dame, die ihre Laute stimmt, und eine andre, welche die Hände in einem silbernen Becken wäscht, das ihr von der Kammerjungfer vorgehalten wird, gehören zu s. vorzüglichsten Stücken. Seine Werke sind selten, weil er langsam arbeitete, aber sehr geschätzt. Seine Lebensart war regelmäßig, und dem zu anhaltenden Arbeiten schreibt man seinen frühen Tod, 1658 in Amsterdam, zu.

Meudon, Schloß und Flecken bei Paris, im Depart. der Seine und Oise, gehört zum Arrondissement von Versailles und dem Canton Severs. M. soll schon zu Cäsar's Zeiten existirt haben; Andre verneinen dies jedoch. Das alte Schloß reicht in weit entfernte Zeiten hinauf. Im 17. Jahrh. gehörte dasselbe dem Minister Louvois, der den schon von der Herzogin v. Etampes, Anna de Pisselu (der Geliebten Franz I.), fast anderthalb Jahrh. früher angelegten Park bedeutend erweitern ließ und der damals ihre Sessionen noch nicht im Louvre haltenden Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften das Schloß von Meudon zu ih-

ren Sitzungen einräumte. Nach Louvois's Tode kaufte Ludwig XIV. das Schloß und schenkte es dem Dauphin (Ludwig XV.), welcher neben dem alten von Philibert de Lorme erbauten Gebäude einen neuen prachtvollen Palast aufführen und durch den berühmten Lenotre (s. d.) den Garten ungemein verschönern ließ. Unter Ludwig XVI. bewohnten Marie Antoinette und der Dauphin, sowie nach dessen Tode sein Bruder, der junge Herzog von der Normandie und nachherige Dauphin (Ludwig XVII.), Meudon, das indeß mit dem Fall des Königshauses aufhörte ein Vergnügungsort zu sein und vom Wohlfahrtsausschusse (20. Oct. 1793) die Bestimmung erhielt, dem Nationalinstitut zur Vorbereitung nützlicher Erfindungen zu dienen. Um aber die Arbeiten, welche hier betrieben wurden, und deren Zweck mehrentheils Vervollkommnung der zum Kriege nöthigen Dinge war, desto sicherer ausführen zu können, umgab man das Schloß und einen Theil des Parks festungsartig mit tiefen und breiten Gräben und Erdwällen. Unter andern wurden hier, in den einst dem Luxus geweihten Sälen, die zu Recognoscirungen vorgeschlagenen und bei der Schlacht von Fleurus 1794 angewendeten Luftballons verfertigt. Im März 1795 brannte das alte Schloß ganz ab, und nur mit vieler Mühe konnte das neue, von Ludwig XV. aufgeführte Gebäude gerettet werden. Unter Napoleons Herrschaft wurde das Schloß von Meudon seiner ersten Bestimmung zurückgegeben, aufs prachtvollste eingerichtet und von dem Kaiser hernach seinem Sohne so lange zum Aufenthaltsort angewiesen, als derselbe noch die Brust erhielt. Während Napoleons Feldzug nach Rußland bewohnte die Kaiserin mit ihrem Sohne das Schloß, das nun wieder eine Domaine der königl. Krone von Frankreich geworden ist. Für die Bewohner des Fl. Meudon ist theils der Weinbau, theils die Arbeit in den reichhaltigen Kreidebrüchen Haupterwerb. Diese Kreide wird im Handel gewöhnlich blanc de Meudon genannt. Die Brüche selbst ziehen sich von Meudon aus längs der Seine (oft hart an deren Ufer) über Moulineaux (woselbst der Haupteingang dazu ist) bis nahe an Severs (den Sitz der Porzellanfabrik) hin. Die Höhlen, welche hier in den ungemein tief liegenden Kreidelagern theils von der Natur, theils durch die Hand der Menschen gebildet worden sind, geben beim Scheine der Fackeln einen pittoresken Anblick, und die Ausbeute an oft sehr schönen Versteinerungen und andern Formationen vermehrt das Interesse dieser Gegend auch noch in mineralogischer Hinsicht.

Meulen (Anton Franz van der), Schlachtenmaler, geb. zu Brüssel 1634 von reichen Ältern. Peter Snayers, ein Maler von Ruf, war sein Lehrer; bald übertraf aber der Schüler den Meister. Einige von ihm nach Frankreich gekommene Arbeiten machten Lebrun auf den Künstler aufmerksam, worauf Colbert v. d. M. mit einem Gehalt von 2000 Livres und freier Wohnung zu der Gobelinmanufactur berief. Sein Talent als Schlachtenmaler empfahl ihn Ludwig XIV, der ihn stets in sein Gefolge nahm, wenn er ins Feld zog, und nicht selten ihm selbst die Gegenstände anwies, die er durch den Pinsel verewigt wünschte. So fand der Maler Gelegenheit, sich immer mehr in seinem Fache zu vervollkommnen, und er wird mit Recht wegen der Wahrheit und des Ausdrucks, welchen er seinen Arbeiten zu geben wußte, als einer der ersten Schlachtenmaler anerkannt. Aber auch in der Genre- und Landschaftmalerei zeichnete er sich aus. Unter die ausgezeichnetsten seiner Arbeiten gehören der Einzug Ludwig XIV. in eine eroberte Stadt; der Einzug dieses Königs in Arras; die Belagerung von Mastricht; ein Reiter, welcher, ein Glas in der Hand, mit einem jungen Frauenzimmer spricht, die eben ihre Guitarre stimmt; ein Jäger, gleichfalls das Glas in der Hand, und eine Federviehhändlerin inmitten ihres Krams. Außerdem hat man von ihm viele trefflich gearbeitete Ansichten der königl. Schlösser in Frankreich und mehre Arbeiten, die er zum Behuf der Gobelinmanufactur lieferte, und die seitdem auf diese kunstreiche Art nachgewebt worden sind. Besonders glücklich war er in dem Ausdruck,

den er seinen Pferden zu geben wußte. Dies bewog denn auch seinen Freund und Schwiegervater Lebrun, ihm die Ausführung der Pferde in dessen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertragen. Durch die berühmtesten Kupferstecher seiner Zeit ist eine Reihe von 152 Platten nach v. d. M.'s Gemälden gestochen worden, unter denen sich die von seinem Schüler Baudoin auszeichnen, welche jetzt den 16., 17. und 18. Bd. der großen unt. d. N. „Cabinet du Roi" bekannten Kupfersammlung bilden. 1673 wurde v. d. M. Mitglied der Akademie. Er starb 1690 im 56. J. seines Alters.

Meursius (Johannes der Ältere und der Jüng.), Philologen und Alterthumsforscher, deren Name ohne Latinisirung de Meurs ist. Der ältere, geb. 1579 zu Losdun beim Haag, entwickelte sich wunderbar früh und schnell. Er studirte zu Leyden, wo er schon im 12. Jahre lat. Reden, im 13. griech. Verse schrieb. Sein Geschmack trieb ihn zur Philologie und die erste Aufgabe, die er sich in diesem Studium stellte, war die Erklärung des dunkelsten griech. Dichters, des Lykophron. Nach Vollendung seines akademischen Cursus bereiste er als Führer der Söhne des Groß-Pensionnairs Barneveld einen großen Theil von Europa, und erhielt bei seiner Rückkehr die Professur der Geschichte in Leyden, 1610. Im folg. J. bestieg er den Lehrstuhl der griech. Sprache und empfing mehre glänzende Ehrenbezeugungen von den Generalstaaten. Aber Barneveld's Hinrichtung stellte auch den stillen und ränkelosen M. den Verfolgungen der Parteisucht bloß. Er ging, berufen von dem Könige, nach Dänemark, wo er an der Akademie von Soroe lehrte und 1639 starb. M. gehört zu den fleißigsten Arbeitern, besonders in dem Felde der griech. und röm. Alterthümer, die er, obgleich nur in Monographien, fast in ihrem ganzen Umfange behandelte. Die meisten derselben finden sich in dem „Thesaurus" des Gronov und dem des Gräv gesammelt. Außerdem hat er geliefert ein „Glossarium graeco-barbarum", und 2 größere Werke über die belgische und über die dänische Geschichte, beide in lat. Sprache, seiner vielen Anmerk. zu alten Autoren nicht zu gedenken. Eine Sammlung von M.'s Schriften hat Lami zu Florenz 1741—1763 in 12 Fol. besorgt. — Sein Sohn, geb. zu Leyden 1613, folgte seinem Vater nach Dänemark und studirte unter dessen Leitung mit fast ebenso glänzenden Fortschritten wie jener. Ein früher Tod entriß ihn 1653 den Wissenschaften, die er durch mehre gründliche antiquarische Abhandlungen bereichert hat. Fälschlich laufen unter seinem Namen die skandalösen „Elegantiae latini sermonis", deren Verf. wahrscheinlich der Franzose Corier ist.

Meusel (Johann Georg), geb. 1743 zu Eyrichshof im fränkischen Rittercanton Baunach, wo sein Vater Cantor war, besuchte die Rathsschule und das akademische Gymnasium zu Koburg, bezog 1764 die Universität Göttingen, wo er Mitglied des historischen Instituts und des philolog. Seminariums wurde, erhielt wegen einer in Göttingen herausgeg. Schrift von der philosophischen Facultät in Wittenberg die Magisterwürde, wandte sich darauf 1766 nach Halle, wo er mit Beifall Vorlesungen hielt, bis er 1769 als Prof. der Geschichte nach Erfurt berufen und in dems. J. zum quedlinburgischen Hofrath ernannt wurde. Seit 1780 lebte er als Hofrath, Prof. der Geschichte und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften zu Erlangen, und machte sich bis in sein hohes Alter durch Vorlesungen und nützliche Schriften verdient. Kurz vorher zum geh. Hofrath ernannt, starb er zu Erlangen d. 19. Sept. 1820, in seinem 78. J. Sein Schriftenverz. ist ein Beweis des ernsten Fleißes und der Vielseitigkeit seiner gelehrten Thätigkeit. Mit gleichem Glück hat er sich in der Statistik, allgemeinen Geschichtskunde, Kunst- und Literargeschichte versucht, vorzügliche Verdienste sich aber in den beiden letzten Fächern erworben. Sein „Gelehrtes Deutschland" (5. Ausg., Lemgo 1796 fg.; der 21. Bd., bearbeitet v. Lindner, herausgeg. v. Ersch, Lemgo 1827, beschloß das Werk, dem noch ein Supplementband mit Verbesserungen und Register

folgen soll), sein „Lexikon der von 1750—1800 verstorb. deutschen Schriftsteller" (Lpz. 1802 fg.), seine Bearbeitung von B. G. Struv's „Bibliotheca historica" (Thl. 1—9, Lpz. 1782—1802, 21 Bde. unbeendigt) sind in Rücksicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit, der Vollständigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunstgeschichte trug er dadurch viel bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland kaum einzelne Punkte derselben bearbeitet hatte, größere Sammlungen unternahm. („Deutsches Künstlerlexikon", Lemgo 1778, 1789, 2 Bde. „Miscellaneen artist. Inhalts", 1—30. Heft, Erfurt 1779 fg. „Museum für Künstler und Kunstliebhaber", 1—18. Stück, Manheim 1787 fg. „Neues Museum u. s. w.", 1—4. St., Lpz. 1794 fg. „Neue Miscellaneen artist. Inhalts", 1—14. St., Lpz. 1795 fg. „Archiv für Künstler und Kunstliebhaber", Dresden 1803 fg.) Um die Statistik, über welche er in Erlangen zuerst Vorlesungen hielt, hat er sich durch seine „Anleit. zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie" (5. Aufl., Lpz. 1816), „Literatur der Statistik" (Lpz. 1806, 1807, 2 Bde.), und durch sein „Lehrbuch der Statistik" (3. Aufl., Lpz. 1805), sowie um die allgemeine Geschichte durch mehre Journale und Sammlungen verdient gemacht. Weniger glücklich trat er in seiner „Geschichte von Frankreich" (als 35—39. Theil der „Allgemeinen Welthistorie") und in seinem „Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit" (1—3. Abthl., Lpz. 1799 fg.) auch als Geschichtschreiber auf, indem besonders in dem letzten Werke der zu große Reichthum an Materialien ihn nicht hat Meister seines Stoffes werden lassen.

Mexico (sprich Mejico), oder die Republik der 21 Verein. mexicanischen Staaten, 76,297 □M. mit 7,200,000 Einw. (wovon auf die Indianerländer im N. der Union 28,500 □M. mit 300,000 Einw. kommen), ist das ehemalige Vicekönigreich Neuspanien und grenzt gegen N. an die Verein. Staaten; gegen S. an die Republik von Mittelamerika; gegen O. an die Verein. Staaten und an den mexicanischen Meerbusen; gegen W. an das Süd- oder stille Meer. Neuspanien überhaupt begriff die Länder Alt- und Neumexico und Californien. Die spanischen Seefahrer Solis und Pinzon entdeckten zuerst 1508 Yucatan, während Grijalva 1518 die Ostküste von Neuspanien auffand. 1519 landete Cortez da, wo jetzt Veracruz steht, und eroberte Mexico und bald darauf das ganze Reich 1521. 1534 entdeckte der kühne Held Neucalifornien. M. wurde seit 1540 von Vicekönigen regiert, die in der Regel alle 5 Jahre wechselten. 1810 fingen die Unruhen an. (S. Südamerik. Revolut.) Während dieser 16jährigen Zerrüttung ist Mexico mit Europa in vielfachere Verbindung getreten und uns genauer bekannt geworden, als dies vorher der Fall war, da noch das altspanische Monopol- und Bannalsystem den Ausländern den Eingang erschwerte. Nur dem unternehmenden Alex. v. Humboldt (s. d.) war es vor 25 Jahren gelungen, den Schleier zu lüften, der auf diesem Wunderlande lag. Er zuerst lehrte uns die Natur, die Menschen und den bürgerlichen Zustand von Mexico kennen. Wie die Verschiedenheit des Bodens nach Lage und Beschaffenheit die Erzeugnisse aller Erdstriche dort vereinigt, so haben alle Zeitalter der Menschengeschichte vom ersten Stande der Kindheit an bis zu der höchsten Stufe neu europäischer Verfeinerung, mitten unter den Denkmalen einer untergegangenen Cultur, sich neben einander erhalten. De Pauw, Meiners, Raynal und Robertson hatten den physischen und geistigen Charakter der kindlichen Urvölker dieser weit ausgedehnten Landstriche herabgewürdigt. Aber bald ließen zwei Italiener, der Abbate Clavigero (in seiner vortrefflichen „Storia antica del Messico", Cesena 1780, 4.) und Graf Carli (in seinen „Lettere americane"), insbesondere aber unser Alex. v. H., den fleißigen, tapfern und frommen Mexicanern, die wie die Peruaner durch die moralischen Barbaren Europas vernichtet oder in den Zustand halber Wildheit zurückgestoßen wurden, historische Gerechtigkeit wiederfahren. — Die Geschichte

Mexicos beginnt mit der Einwanderung der Azteken und der Tolteken im 7. Jahrh. der christl. Zeitrechnung. Von dem alten Mexico sieht man nur noch die merkwürdigen Überreste einer räthselhaft kunstreichen Vorzeit, deren Gebilde auf die Priestercultur des alten Ägyptens und auf die Seezüge der alten Phönizier und Carthager hinweisen. (S. Huehuetlapallan.) Andre Denkmäler scheinen der Zeit vom 7. — 12. Jahrh. nach Chr. anzugehören. Man hat alte Statuen gefunden, die ohne Stahl im härtasten Basalt mit großer Feinheit der einzelnen Theile ausgehauen sind. Die Pyramide von Cholula, das größte, älteste und berühmteste Monument von Anahuac (der alte Name Mexicos), und ähnliche Götterwohnungen oder Begräbnisse der Vornehmen richten ihre Seiten genau nach der Mittags- und Parallellinie des Orts. In dem Monument von Xochicalov, d. i. Haus der Blumen, wahrscheinlich eine Felsenfestung, befinden sich Überreste von Pyramiden, die mit Reliefs bedeckt sind. Die hieroglyphischen Gemälde auf Papier, das dem aus Schilffasern verfertigten altägyptischen ähnlich ist, sollen jünger als Cortez's Zeit sein. *) Die Sternkunde der alten Mexicaner scheint Überlieferung gewesen zu sein. Bekanntlich zählten sie im Jahre 18 Monate, jeden zu 20 Tagen, und noch 5 Ergänzungstage. So hatten sie, wie die alten Ägypter, ein Jahr von 365 Tagen. Nach 52 solcher Jahre schalteten sie 13 Tage ein; dadurch erhielten sie ein richtiges Julianisches Jahr. Die Zeit, die dieses hervorbrachte, ist untergegangen. Betrachten wir also zuerst die Natur des Landes, die unveränderliche, welche die Grundkeime des Volkslebens bedingt, und dann dieses Volksleben selbst in seiner neuesten bürgerlichen Wiederherstellung.

Schon durch die Sicherheit seiner Lage ist das Land, welches durch zwei Meere, im S. und W., durch breite Ströme und Wildnisse im O. und N. feindlichen Einbruch abwehrt, und an einen hohen Bergwall sich anlehnt, der Südamerika und das verbündete Colombia durch die schmale Landzunge Darien mit Guatemala (Mittelamerika) und Mexico verbindet, zur Unabhängigkeit von fremder Herrschaft berufen. Es fehlt an Landungsplätzen, Häfen und sichern Rheden für Kriegsschiffe gewöhnlicher Größe, sowol an der Küste der Südsee als am mexicanischen Golf, in welchem die Passatwinde fast beständig wehen. Die wenigen Häfen, dort San-Blas, Acapulco und Huatulco, hier die Insel S.-Juan de Ulloa, der Hafen, oder vielmehr nur ein den Nordstürmen offener Ankerplatz für die Stadt Vera-Cruz (der einzige Ort, der bisher mit Europa verkehrte), werden durch starke Festungswerke vertheidigt. Die Ufer sind seicht, das dürre Küstenland wenig bevölkert und angebaut, die Strommündungen aber durch Sanddämme (Barren) gesperrt. Weder der Fluß Alvarado noch die Häfen von Tampico oder Soto-Marina können Schiffe aufnehmen, die mehr als 10 Fuß im Wasser gehen. Mexico kann daher östlich keine Kriegshäfen anlegen, noch von hier aus je mit seinen Flotten die europäischen Meere bedrohen. Dagegen sind die beiden erstgenannten Häfen des stillen Meeres für Kriegsflotten groß und sicher. Der einzige Punkt, welcher bei einem Eroberungsplane von Europa her als der Schlüssel zu den ausgebreiteten Gebieten, welche den Golf von Mexico einschließen, anerkannt wird, ist die nahe, bei dem stets günstigen Winde für Truppensendungen kaum einige Tage entfernte Havana, die wegen ihrer Lage an dem westlichen Ende von Cuba den Zugang von Mexico zwischen Cap Catoche und C. Antonio, sowie den Ausgang zwischen diesem und C. Florida beherrscht. Spanien hat daher diesen Punkt stark befestigt, und so lange es nicht Cuba verliert, hat es auch Mexico nicht ganz verloren. — Mexico selbst erhebt sich in 3 Stufen über das Meer. Den obern Raum nimmt die ungeheure, trockene und kahle Hochebene der

*) Die mexicanische Schriftmalerei in der königl. Bibliothek zu Dresden ist nicht auf Baumwollenzeuch, sondern auf Aloepapier (Agave americana) oder auf Magueypapier aufgetragen.

Anden ein, die im S. 6 — 8500 Fuß hoch über dem Meere, also zum Theil oft über den Wolken sich lagert, aus welcher Gruppen vulkanischer Berge und einzelne Gipfel mit ewigem Schnee bis zu einer Höhe von 17,000 Fuß emporsteigen und von welcher niedrige Strecken Landes nach beiden Meeren abfallen. Gegen N. hin nimmt diese Bergfläche an Breite zu und an Höhe ab, bis sie, etwa 650 geogr. Meilen von ihrer südl. Grenze, nur noch eine Höhe von etlichen 100 Fuß über den See behält, wo sie aber von mehren hohen Bergketten durchschnitten ist, die sich bis in den tiefsten N. hinaufziehen. Diese Bergfläche ist bei kalter, rauher Luft meistens unfruchtbar und in manchen Bezirken mit salzigen Stoffen bedeckt, wie die Salzsteppen in Mittelasien; nur nach S. zu wird sie fruchtbarer und gesunder, obwol sie hier der Wolkenregion nahe und daher, wie die Stadt Xalapa, beinahe stets in Nebel eingehüllt ist. Desto fruchtbarer an Getreide (Wein) und Früchten sind die niedrigen, hügelreichen, noch immer 4 — 5000 Fuß über dem Meere sich ausbreitenden Landstriche der mittlern Abdachung, wo die Luft gemäßigt und sehr gesund ist. Hier liegen, von stark bevölkerten Dörfern umgeben, die großen Städte Mexico (s. d.), Guadalaxara, Guanaxuato, Valladolid, S.-Luis Potosi, Pueblo de los Angelos (mit 90,000 Einw., das alte Tlascala, auf einer 7000 Fuß hohen Bergfläche), Queretaro und Guaxaca. In diesen Landstrichen gibt es große Ebenen, wo der Ertrag des nicht gedüngten Weizenbodens selten geringer als 50fach und häufig 80fach ist. Mais gewährt manchmal 100, wol auch 300 Körner für 1. Die Ernte eines Jahres reicht für den Bedarf von 2 Jahren hin. In den Niederungen ist die Fruchtbarkeit so groß, daß bei Familien, welche sich von Mais nähren, die Bedürfnisse einer Familie für ein ganzes Jahr dadurch gedeckt werden können, daß ein Mann einen einzigen Tag lang arbeitet. Ebenso fruchtreich als leicht ist der Anbau des Pisangbaums, der Maniok, der indischen Feige u. s. w. Über die niedrigste Abdachung des Landes in der Küstennähe hat die Tropennatur das ganze Füllhorn ihres Reichthums ausgeschüttet; aber diese Küstenstriche sind heiß und feucht, daher ungesund und, zumal bei der Untheilbarkeit der großen Besitzungen, weniger angebaut und bevölkert. Wo Zucker-, Caffee- und Baumwollpflanzungen halb Europa versorgen könnten, da weiden zahlreiche Heerden Hornvieh. Um Vera-Cruz ist der Sandboden ohne Bäume und Gras, die Luft so ungesund wie bei Batavia, daher die Volkszahl dieser Stadt (nach Humboldt 16,000) jetzt kaum noch 7000 beträgt. Unter vielen naturhistorischen Merkwürdigkeiten Mexicos nennen wir nur den sogen. Händebaum, dessen Früchte einer menschlichen Hand ähneln. Die Kraft der Vegetation zeigt sich in den riesenartigen Palmen, in den Bananen, Paupas, Avocatas, Annonas u. a. m. Dagegen ist der wilde Hund von Mexico kaum so groß als eine Ratte.

Die Bevölkerung des mexicanischen Staatenvereins ist 30 Mal schwächer als die von England. Vor der Revolution war der Mexicaner um so edler oder vornehmer, je mehr europäisches Blut in seinen Adern floß. Man unterschied daher: 1) Die weißen Europäer, die sich 1821 zu der ganzen Zahl der Einw. kaum noch wie 1 zu 100 verhielten. Sie bekleideten meistens die höchsten Ämter im Staat und in der Kirche. Da sie selten aus Europa Weiber mitbrachten und nur Creolinnen heiratheten, welche keine Mischung indianischen oder negerischen Blutes hatten, so bildeten sie eine Art von Aristokratie. Gleichen Rang mit ihnen behaupteten aus Stolz auf ihre europäische Abkunft: 2) Die weißen Creolen, die etwa den 6. Theil der Bevölkerung ausmachen und zu denen nicht nur die reichsten, sondern auch die gebildetsten Bürger Mexicos gehören, welche jedoch größtentheils in Europa und durch Reisen diese Bildung erlangt haben. Aus ihrer Mitte sind die meisten Mitglieder der Universität, der mineralogischen und chemischen Schule, der größere Theil der Officiere, Weltgeistlichen und Advocaten. Allein zu den höhern Ämtern oder zu Bisthümern, die wie Puebla, Valladolid, Guadalaxara über

100,000 Piaster Eink. haben, zu Stiftsstellen von 7—8000 Piastern, und zu den einträglichsten Dorfpfarren konnten sie nie gelangen! Die adeligen Familien lebten vor der Revolution mit fürstenmäßigem Aufwand; der Gutsherr indianischer Dörfer hielt auf s. Landsitze, wie unsere Burgherren im Mittelalter, Handwerker und Waarenlager. Die Städter trieben ihre Gewerbe mit ungeheuerm Gewinn und hatten reichen Antheil an dem Ertrag der Bergwerke. Überall herrschte spanische Prunksucht mit abenteuerlicher Überladung. Dabei waren die Creolen der Spielsucht ergeben. 3) Die gemischten Classen stammen von der Verbindung der Weißen mit Indianern und Negern her. Jeder Grad hatte bisher, nach seiner hellern oder dunklern Farbe, seine eigne Benennung und bestimmte Rangstufe, wie die Zambo, Mulatto, Quaderon u. s. w. Sie bilden die Masse der Dienstboten, Handwerker, Soldaten, Fuhrleute rc. und machen etwa 2 Sechstheile der Bevölkerung aus. 4) Die eingeborenen Indianer, fast 3 Siebentheile der ganzen Nation, sprechen fast alle spanisch, haben aber in ihren alten Dörfern und Städten ihre ursprüngliche Absonderung in verschiedene Stämme und Sprachen erhalten. Nach Humboldt gibt es 20 verschiedene mexicanische Sprachen (nicht etwa bloße Mundarten), von denen 14 eigne Grammatiken und Wörterbücher haben. Nach Clavigero soll keine Sprache für metaphysische Gegenstände so geeignet sein als die altmexicanische, so groß sei ihr Reichthum an abstracten Ausdrücken; daher habe man die christl. Glaubenslehren, bibl. Schriften und Erbauungsbücher, wie Thomas a Kempis, leicht in dieselbe übersetzen können. Die Indianer sind durch den sinnlich-feierlichen Kirchendienst eifrige kath. Christen geworden und überlassen sich ganz der Leitung ihrer Priester, welche nebst den Kaziken (den eingeborenen Obrigkeiten) die Gemeindeverwaltung haben. Sie leben vom Feldbau, sind unwissend und theilweise träge und schmuzig, genießen wenig und schlechte Pflanzenspeisen, gehen ärmlich gekleidet und wohnen eng beisammen in kleinen Rohrhütten, ohne Wände. Alle sind frei, haben Eigenthum, und können weder zur Arbeit gezwungen, noch verkauft, noch in andre Gegenden versetzt werden. Ihrer Gesundheit schadet der häufige Genuß eines berauschenden Getränks, Pulque genannt. *) Durch lange Tyrannei unterdrückt und von den Creolen, gegen die sie nur Furcht und Haß haben, verachtet, sind sie anscheinend dumm und gleichgültig, aber tief verschlagen und in plötzlich erregter Leidenschaft schrecklich. Sie nennen die Spanier Gatzopin, d. i. Doppelköpfe oder Spitzbuben. Ein Nachkomme der Kaziken hält sich durch europäische Verwandtschaft für entadelt. Als diese Indianer auf den Ruf eines Priesters 1810 sich empörten, hatten sie keine andre Waffe als den Bogen und die Wurfschlinge, einen Strick, welchen sie so zu werfen verstehen, daß er sich fest umschlingt und dann, von dem Reiter hin und her gezogen, den stärksten Ochsen zu Boden reißt. An Zucht und Ordnung war bei diesem Haufen nicht zu denken. Er verlief sich aus Furcht vor dem Bannfluche, welchen der Erzbischof von Mexico mit feierlichem Gepränge über die Empörer aussprach. Bullock fand 1823 die Indianer in Mexico nicht mehr so faul und dem Trunk ergeben, sondern fleißig, fröhlich, gutmüthig; in der Nähe der großen Städte waren sie reinlich und lebten im Wohlstande. In den Umgebungen des Sees von Mexico sind die ursprünglich schwimmenden Gärten (Chinampas) kleine Inseln geworden, Me-

*) Die Bereitung dieses Getränks aus einer Art Opuntia oder Cactus ist ein wichtiger Gewerbszweig; fast 2000 solcher Pflanzen können auf einem engl. Acker Land gezogen werden, und jede gibt jährlich 30—40 Gallonen Saft. Wenn nämlich die Pflanze (freilich erst nach 14—15 Jahren) reif wird, schneidet man die Spitze, welche aus einem Büschel Blätter besteht, ab, macht eine Höhle in den Stamm und bedeckt sie mit den Blättern. In diese Höhle setzt die Pflanze ihren Saft ab, eine wahre vegetabilische Quelle, die 2 oder 3 Monate im Jahre fließt und täglich 2 bis 3 Mal geleert werden kann. Nach der Gährung wird der Saft als Pulque getrunken oder zu Branntwein destillirt.

xicos Blumen-, Frucht- und Küchengärten. Auch Capitain Hall fand an der Westküste Fleiß und Wohlstand. Afrikanische Negersklaven gibt es in Mexico wenig, höchstens 10,000, die meistens mit Indianerinnen verheirathet sind. So war und ist die mexicanische Nation in Sitten, Sprache und Bildung vierfach unter sich getrennt. Was sie vereinigt, ist die römisch-kathol. Religion, insbesondere die Verehrung der heil. Jungfrau von Guadeloupe, der Schutzheiligen von Mexico, und — der Haß gegen Altspanien.

Der leichte Anbau fruchtreicher Pflanzen und der gänzliche Mangel an Schulen erhielt bisher die Mexicaner in dem Zustande der Rohheit; daher die geringe Betriebsamkeit überhaupt. Es fehlte an Capitalien; gewisse Zweige, wie der Wein- und der Olivenbau, waren zu Gunsten des Monopols des Mutterlandes verboten, und der Taback, ebenfalls königl. Monopol, auf einen kleinen Landstrich beschränkt. Cacao wird auch jetzt noch nicht gebaut, sondern aus Guayaquil gezogen; zwei Drittel des Indigo, den Vera-Cruz ausführt, kommen aus Guatemala. Flachs- und Hanfbau, Maulbeerbaumpflanzungen und Seidenzucht sind noch nicht eingeführt. Auch fehlt es an Kräften für den Zuckerbau, weil es bei dem Mangel an Landstraßen, Canälen und schiffbaren Flüssen zu viel kostet, ihn zu Markte zu schaffen. Hat doch sogar der einträglichste und Mexico eigenthümliche Zweig des Feldbaus, der der Cochenille, welche die Indianer in der Provinz Oaxaca ziehen, sonst an 500,000 Pf. jährl., jetzt sehr abgenommen! Die mexicanischen Bergwerke sollen zwar nach Humboldt nicht so ergiebig sein, als die in Sachsen, wo der Centner Erz ungefähr 10 Unzen reines Silber, dort aber nur 3—4 enthält; allein es finden sich in Mexico reiche Gänge von einer Mächtigkeit und Länge, wie man in keinem andern Theile der Welt kennt, die zu Anfange des 19. Jahrh. jährl. 7000 Mark Gold und 2,338,000 Mark Silber, 23 Mill. Piaster an Werth, lieferten. Der Bergmaschinenbau ist noch sehr unvollkommen, jedoch mit weniger Kosten verbunden. In Hinsicht der Ausbeute waltete hier mancher Glückswechsel; daher so viele Vereine und Abenteurer im mexicanischen Bergbau Reichthümer suchen. Feldbau ist, nach H., die Hauptquelle des Reichthums von Mexico. Allein bei der schlechten Verwaltung haben Land und Volk, ungeachtet des 300jähr. innern und äußern Friedens, dessen Mexico, einige kurze Volkstumulte ausgenommen, bisher sich erfreute, zu keinem Wohlstande gelangen können. Es fehlte an Verkehr und Geldumlauf. Schon durch den Bergwerkszehnten waren mehre 100 Mill. Piaster, ohne Nutzen für das Land, nach Spanien gegangen; überhaupt hatte Spanien von 1690 — 1807 an Capitalien aus Mexico 1,052,579,000 Pesos fuertes bezogen. Außerdem gewann der Vicekönig durch den Verkauf des Quecksilbers (ein Monopol der Krone) ungeheure Summen. Allein der Bürgerkrieg, welcher 1810 zuerst in den Bergwerksdistricten ausbrach, hat das Land verwüstet und die Industrie gestört. Reiche Familien sind dadurch verarmt, andre sind ausgewandert. Viele Bergwerke mußten liegen bleiben; die großen Anlagen der Gruben zu Valenciana wurden 1817 von den Insurgenten verbrannt. Die berühmte Grube von Guanaxuato, deren Ertrag vor 1810 sich auf 600,000 Mark Silber und 2000 Mark Gold belief, gab im J. 1818 nur 150,000 Mark Silber und 400 Mark Gold. Der verabgabte Ertrag der Bergwerke an Silber, welcher bis 1810 stets zugenommen und 1809 bis auf 28 Mill. Dollars an Werth gestiegen war, sank während der Bürgerkriege auf 4 — 5 Mill. herab, stieg jedoch wieder, nachdem die Abgabe auf Silber von 17 auf 3 Procent herabgesetzt worden war, im J. 1822 bis auf 7 Mill. In der Münze von Mexico, wo vor 1810 jährl. 25 — 28 Mill. Piaster geprägt worden waren, prägte man 1821 kaum 6 Mill. Ist jedoch die Sicherheit des Eigenthums wiederhergestellt, so kann, da jetzt die Einfuhr des Quecksilbers frei ist und die überhandgenommenen Grubenwasser mit Hülfe britischer Capitalien und Maschi-

nen gewältigt werden, der Ertrag des Grubenbaus, besonders durch den Kunstfleiß deutscher Bergleute, bald höher steigen. Mit diesem aber hängt die Erweiterung des Feldbaus und der Gewerbe genau zusammen. Seit 1824 sind die reichen Gruben von Valenciana und Themascaltepec britisches Eigenthum.

Industrie und Handel waren bisher, bei der gänzlichen Abhängigkeit der spanischen Colonien von dem Mercantilinteresse des Mutterlandes, sehr gelähmt. Der Sitz des mexicanischen durch Zölle äußerst erschwerten Handels ist nicht in Mexico, sondern durch Naturnothwendigkeit an Cuba gefesselt. Hier sammeln sich die Waaren, welche aus dem innern Mexico mit großer Beschwerde an die dürre, wenig bevölkerte Küste geschafft werden, wo sich kein Hafen zu ihrer Vereinigung anbietet; hier macht man die Verladungen für das Küstenland, wenn dort die rechte Zeit zur Weiterversendung ist; denn fünfmonatlicher Regen wechselt mit siebenmonatlicher Hitze ab, in welcher sich nur des Nachts reisen läßt. Die Häuser in Cadix aber sorgten bisher, daß der Markt nicht überladen wurde und die Waaren sich zu den höchsten Preisen verkauften. Seit 1810 haben sich zwar die Engländer den Markt in Mexico geöffnet; allein der spanische Geschmack begünstigte noch vor kurzem den Absatz der Waaren von Cadix. Auch die Rosenkränze, die Heiligenbilder, die Gebetbücher, den Kirchenschmuck und die geistlichen Gewänder kann nur Spanien liefern; die Handelsverbindung zwischen Mexico und Cuba hatte daher während der Revolution nie ganz aufgehört. Bullock fand jedoch 1823, daß in den Städten schon die englischen Moden anfingen, die spanische Tracht zu verdrängen. Jetzt muß die 1824 erfolgte Abbrechung jeder Art von Verbindung mit Spanien den Handel mit Cuba auf Schleichhandel beschränkt haben.

So fühlbar aber auch der Mangel an freier Bewegung in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, und so drückend die Last war von Mißbräuchen aller Art bei der höhern Regierung wie bei der untern Verwaltung, so brach dennoch der Aufstand zuerst nicht unter den Creolen aus. Vielmehr zeugt es für den ruhigen und rechtlichen Sinn der Mehrzahl unter ihnen, daß Hidalgo 1810 bloß Indianer fand, die seinem Rufe folgten, und daß bis 1820 immerfort Geistliche durch ihren Anhang unter den Indianern die Anführer wurden und blieben. Indeß mußte wol die Furcht vor dem Ketzergericht und vor der Willkür hochmüthiger Staatsbeamten und Richter jeden geistigen Aufschwung und das Gefühl selbständiger Tüchtigkeit in den meisten Creolen unterdrücken. Sie hatten nur die Wahl, entweder das Unwesen in dem Taumel der Sinnenlust und der Vergnügungen zu vergessen, oder daran als spanische Helfershelfer Theil zu nehmen. Bei dieser fast allgemeinen Erschlaffung der vornehmen und reichen Creolen hätte es in Mexico gar nicht zu Unruhen kommen können, wenn nicht die dortigen Spanier größtentheils verächtliche Geschöpfe des Friedensfürsten gewesen wären, und wenn nicht mit der spanischen Junta zu Sevilla und Cadix die nachfolgende königliche und die Cortesregierung in Zwangsbefehlen gegen die Colonien gewetteifert hätten. Die Grausamkeit des Kampfes reizte die Eingeborenen noch mehr auf. Endlich mußten die Spanier in Mexico, weil sie von dem Mutterlande nicht ergänzt, dadurch aber immer schwächer wurden, den Creolen die Selbstbewaffnung gestatten. Jede Gemeinde, Stadt und Provinz sorgte nun selbst für ihren Schutz. Es entstanden aus den Provinzialmilizen, die von der Provinz bewaffnet und unterhalten wurden, Provinzialverwaltungen, aus diesen aber Provinzialregierungen und Provinzialcongresse, was nothwendig zu dem Föderativsystem hinführt. Dies Alles, sowie der freiere Verkehr mit Briten und Nordamerikanern, hat den mexicanischen Gutsherren und Bürgern eine Selbständigkeit wie im Mittelalter gegeben, und das Wort Independencia war seit 1820 die allgemeine Losung. Allein erst nach Iturbide's (s. d.) Sturz vollendete der Congreß das Werk der Constitution vom 16. Dec. 1823, welche den 4. Oct. 1824 in Wirksamkeit trat. Nachdem

er schon im Sept. 1824 den General Vittoria zum Präsidenten erwählt und den Sklavenhandel durch ein Gesetz (vom 13. Jan. 1825 an) abgeschafft hatte, erklärte er am 29. Dec. 1824 seine Sitzung für geschlossen. Mit diesem Tage begann die neue verfassungsmäßige Regierung des mexicanischen Bundesstaates, der damals aus 15 freien souverainen Staaten bestand. Die Unabhängigkeit derselben wurde zuerst von den Verein. Staaten und am 1. Jan. 1825 von Großbritannien förmlich anerkannt. Seitdem erkannten Portugal und Brasilien, das Königr. der Niederlande, Schweden, Dänemark und Preußen Mexico an. Später trat Frankreich in Handelsverbindungen mit Mexico und ernannte Handelscommissarien. Auch der Papst erließ am 29. Juni 1825 ein Schreiben an das „Erlauchte Haupt der Regierung" dieses Freistaates, an den Präsidenten Vittoria, worin er, ohne sich in die politischen Angelegenheiten zu mischen (Leo XII. hatte früher das mexicanische Volk vergebens aufgefodert, sich dem Scepter Ferdinands wieder zu unterwerfen), nur die kirchlichen des neuern Bundesstaates unter seine Obhut nahm. Spanien allein widerstand bisher den Vorstellungen Englands (s. Canning's kräftige Note vom 25. März 1825) und dem Rathe Frankreichs, die Unabhängigkeit Mexicos unter vortheilhaften Bedingungen anzuerkennen. Seitdem hat es den letzten Punkt, den es noch in diesem Reiche besaß, die Feste S.-Juan de Ulloa, verloren, deren tapferer Vertheidiger, Coppinger, ein Irländer, wegen Mangel an Allem, den 18. Nov. 1825 capituliren mußte. Dadurch wurde der Handelsverkehr mit dem Hafen von Vera-Cruz wieder frei. Die Union von Mexico hat sich eine Föderativverfassung wie die von Nordamerika gegeben. Ein Congreß von Repräsentanten der einzelnen 21 Staaten, der sich in eine Deputirtenkammer und einen Senat theilt, steht an der Spitze der Legislation, ein Präsident (alle 4 Jahre neu gewählt) an der Spitze der vollziehenden Gewalt. Die richterliche Gewalt ist unabhängig. Die Regierung kann keinen Krieg erklären ohne die Einwilligung des Generalcongresses. In einer außerordentlichen Sitzung des Congresses (1825) wurden die Gerichtshöfe, die Preßfreiheit, das Zoll- und Schuldenwesen bestimmt. Auch ward ein Bundesvertrag mit der Republik Colombia (20. Sept. 1825) in Mexico bekanntgemacht, durch den sich beide Republiken verpflichteten, Spanien keine Entschädigung wegen seiner verlorenen Hoheit zuzugestehen. Der Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Großbritannien kam aber erst 1827 völlig zu Stande. — Jeder einzelne Staat der Union hat seinen Congreß, seinen politischen Chef, seine Localsteuern, seine Militairmacht. Die apostol.-röm.-kathol. Religion ist die Landesreligion. Die Duldung andrer Religionsbekenntnisse wird vorbereitet. Der gesammte Säcularklerus besteht nur aus 3500 Personen. Mönche gibt es kaum 2300 in 152 Klöstern. Die Staatseinkünfte waren im Jahr 1826 bis auf 35,400,000 Gulden gestiegen; die Ausgaben betrugen in dems. Jahr 2 Mill. Gldn. weniger als die Einnahme. Die gesammte Staatsschuld belief sich 1824 auf 200,551,000 Gld. Die Landmacht bestand 1826 aus 22,750 M. stehende Truppen und 42,117 M. active Milizen; die Marine aus 1 Linienschiff, 4 Fregatten und 29 andern Fahrzeugen. Der innere Wohlstand wird durch die Beförderung des Verkehrs, weßhalb auch Landstraßen von Mexico nach den Verein. Staaten angelegt werden, und durch die mit den meisten europ. Staaten geordneten Handelsverhältnisse immer mehr zunehmen. Vom März 1824 an ist die Einfuhr von Producten des spanischen Bodens unter keiner Flagge mehr gestattet, und es haben seitdem alle Handelsbeziehungen wie die politischen mit Spanien ganz aufgehört. Desto enger ist die Verbindung mit England. Die mit dem londner Hause Goldsmith abgeschlossene Anleihe von 8 Mill. Pf. St. setzte die Regierung in den Stand, ihr Finanzsystem zu ordnen und alle Rückstände zu bezahlen. Die Schulden, welche die verschiedenen Regierungen von Mexico seit

dem 17. Sept. 1810 gemacht hatten und die sich auf 40,725,000 Piaster belaufen, wurden von dem Generalcongresse anerkannt und fundirt. Vor Allem aber suchte die Regierung den Bergbau wieder zu beleben. Mehre engl. Handelshäuser ließen sich in der Republik nieder. Huatulco ward zum Nationalhafen am stillen Meere und zum Freihafen auf 10 Jahre erklärt. In England ward eine mexicanische Bergwerksgesellschaft gestiftet, welche mit den Eigenthümern von 6 Bergwerken, unter Bestätigung des Congresses, einen Vertrag abschloß und 1824 ein Schiff mit Bergleuten und Maschinen nach Mexico absandte, wo sie den Bau mehrer Gruben, unter dem Schutze der Geistlichkeit, begonnen hat. Auch die rheinisch-westindische Compagnie unterhält in Mexico eine Handelsagentschaft; außerdem hatte sich im Sommer 1824 in Elberfeld ein Actienverein (400 zu 500 Thlr.) zu Betreibung des mexicanischen Bergbaus gebildet, der Bergbaukundige nach Mexico schickte. Zu gleicher Zeit entstand ein Verein von Amerikanern, um eine Straße von Vera-Cruz nach Mexico anzulegen, wovon das Wiederaufleben des Handels und Bergbaus abhängt. Bis 1827 war jedoch der Ertrag des Bergbaues nicht sehr lohnend ausgefallen. Zugleich richtet die Regierung ihr Augenmerk auf die geistige Bildung, und es ward 1824 in Mexico, wo während der bürgerlichen Unruhen die Akademie der bildenden Künste eingegangen war, eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften neu errichtet, sowie im April 1826 ein neues Institut der Wissenschaften und schönen Künste eröffnet. So scheint Mexico einer glücklichern Zukunft entgegenzugehen. Möge nur der innere Friede mit dem äußern zugleich um Mexicos Adler — das Wappen der Union — seinen Ölzweig schlingen! Die alte Geschichte von Mexico hat Ant. de Solis geschrieben (n. A., Madrid 1825, 4 Bde., mit geogr., hist. und lit. Noten). Über die Revolution vgl. m. Robinson's, Will. Davis's (Bürgers der Verein. St.) „Geschichte der Expedit. des Gen. Xav. Mina nach Mexico im J. 1816" (enthält eine Schilderung der damal. span. Colonien; aus dem Engl., Hanover 1824). Die „Memoirs of the mexican revolution etc." (London 1821, 2 Bde.) enthalten Bemerk. über die Verbindung der Südsee mit dem atlant. Meere durch den mexican. Isthmus in der Provinz Oaxaca mittelst des Nicaraguasees. Das Neueste erzählt W. Bullock's „Six months residence and travels in Mexico etc. 1823" (London 1824, m. Kpf.); der Verfasser brachte seltene Pflanzen und Thiere, insbesondere sorgfältige Abzeichnungen der Alterthümer aus Mexico mit. Capitain Hall schildert in s. „Extracts from a journal written on the coasts of Chile, Peru and Mexico in the years 1820—22" (Edinb. 1824, 2 Bde.) das Verhältniß der Altspanier zu den Creolen, die Ereignisse des Planes von Iguala und das Land von San-Blas bis Acapulco. Vorzüglich lehrreich ist Alex. von Humboldt's „Essai politique sur le royaume de la Nouv. Espagne" (2. Aufl., Paris 1827, 4 Bde.). — Außer Robinson haben noch die Mexicaner D. Jos. Guerra, an der Universität zu Mexico, D. Juan Lopez Cancelada und Villaurrautia, Mitglied der span. Cortes, historische Denkwürdigkeiten über die mexican. Revolut. in span. Sprache geschrieben. Aus diesen Werken und aus der mexican. Zeitschrift „Aguila Mexicana" hat das „Quart. rev." (LXIX, 1824) das Wichtigste bekanntgemacht. (S. „Hermes", XX.) 20.

Mexico, Staat und Stadt (1486 □M., 990,400 Einw.). Die Hauptst., die prächtigste Stadt Amerikas (19° 25′ 45″ N. B.), der Sitz der Regierung, des Congresses, des Erzbischofs, hat nach Bullock 137,000 Einw. und liegt an 2 Seen, die gegen 30 Stunden im Umkreise und schwimmende Gärten haben, in einem von schneebedeckten Vulkanen umgebenen Thale, wo ein ewiger Frühling herrscht, 7240 Fuß über dem Meere. Sie bildet ein Viereck und hat schnurgerade Straßen, aber weder Thore noch Wälle. Wegen der häufigen Erdbeben sind die Häuser nicht hoch. Sie leidet häufig an Überschwemmungen.

Zwei große Wasserleitungen führen ihr gesundes Wasser zu. Die Universität, die Akademie der schönen Künste, die Bergwerksschule, der botanische Garten und andre Anstalten erwarten jetzt ihre Wiederbelebung. Die 500 Fuß lange Domkirche ist auf den Trümmern eines alten Tempels erbaut. Als der Mittelpunkt des Handels zwischen Amerika, Europa und Ostindien zählt M. sehr reiche Kaufleute. Die Münze hat im J. 1824 über 7 Mill. Piaster ausgeprägt; im J. 1818 über 11 Mill. Gold- und Silberschmiede sind die vorzüglichsten Handwerker. In der Nähe von M. sieht man die Überreste mehrer, nicht hohlen Pyramiden (Götterwohnungen genannt), deren größte (das Sonnenhaus) noch jetzt eine Base von 643 F. Länge und eine Höhe von 171 F. hat, und deren Seiten bis auf eine Abweichung von 52 Minuten genau nach den 4 Weltgegenden gerichtet sind.

Mey (.....). Dieser durch seine Korkarbeiten bekannte Künstler stand zu Aschaffenburg als Conditor in Diensten des vormal. Großherzogs von Frankfurt. Einige 20 J. früher war er in Diensten des Reichsgrafen von Ostein. Schon damals fing er seine Korkarbeiten an, und sein Herr begünstigte seine Vorliebe so sehr, daß er selbst mit Hand anlegte. Aber lange blieb ihm die Elasticität des Korks ein mächtiges Hinderniß, sodaß er an der Möglichkeit verzweifelte, ein großes Kunstwerk in dieser Masse jemals zu Stande zu bringen. Da er nirgends eine Anlage dazu fand, da er die nöthigen Instrumente nicht einmal kannte und weder Gelegenheit noch Kenntniß besaß, sie verfertigen zu lassen, so würde er vielleicht seinen Vorsatz haben aufgeben müssen, wenn nicht der Anblick römischer Korkmodelle und Dalberg's Rath ihn zur Beharrlichkeit angefeuert hätten. Es gelang ihm ein Hinderniß nach dem andern zu besiegen. In kurzer Zeit hatte er nicht nur die nöthigen Instrumente selbst verfertigt, sondern sich auch mit den Handgriffen vertraut gemacht, die seine Arbeit erleichterten. Seitdem hat er eine Menge architektonischer Denkmäler, als: Theater, Tempel, Thore, Triumphbogen, Schlösser, mit ebenso viel Zierlichkeit als Genauigkeit und Richtigkeit in den Verhältnissen im Kleinen in Kork nachgebildet. (Vgl. Phelloplastik.)

Meyer (Friedrich Johann Lorenz), Dr. der Rechte, Präses des Domcapitels in Hamburg, geb. zu Hamburg 1760, studirte in Göttingen, machte 1782 fg. Reisen in der Schweiz, Italien und Frankreich, war Mitglied der Deputation von Lübeck und Hamburg 1796 an das franz. Directorium und 1801 an den Oberconsul. Seiner Vaterstadt hat er seit 35 J. als Mitglied der hamburg. patriot. Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe vielfach genützt. Deutschland achtet ihn als Schriftsteller im Fache der Länder- und Völkerkunde, Kunstgeschichte rc. Noch sind s. „Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg" (1800—4), s. „Blick auf die Domkirche in Hamburg" (1804), s. „Darstellungen aus Italien" (1792), s. „Fragmente aus Paris" (2. Aufl., 1793) in gutem Andenken. Seine „Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs" (2. Aufl. 1803) enthalten interessante Blätter aus der Geschichte von Bonaparte's ersten Regentenjahren. Hier und in s. „Darstellungen aus Norddeutschland" (1816, ins Holländ. übers. 1819), sowie in den „Brieffragmenten vom Taunus, Rhein, Neckar und Main" (1822), erkennt man ebenfalls den Welt- und Menschenkenner, den geistreichen Beobachter und geübten Darsteller.

Meyer (Jonas Daniel), Dr. der Rechte, geb zu Arnheim in Geldern den 15. Sept. 1780, studirte in Amsterdam und Leyden, ist Mitglied des königl. niederländ. Instituts und mehrer gelehrten Gesellsch., Ritter des belgischen Löwens u. s. w. Er war anfangs Advocat in Amsterdam, seit 1811 bekleidete er wichtige Stellen in der Rechtspflege und bei der neuen Staatseinrichtung 1813 fg. — 1817 nahm er seine Entlassung und lebt wieder als Advocat in Amsterdam,

wo er die Sache des Exkönigs Ludwig, jetzt Grafen von St.-Leu, gegen den König der Niederlande geführt hat. In der Literatur der Politik, der Gesetzgebung und Rechtspflege behauptet Dr. M. eine ausgezeichnete Stelle, besonders durch gelehrte Abhandlungen in den Denkschriften des Instituts, und durch sein schätzbares Werk „Esprit, origine et progrès des institut. judiciaires etc." (Haag 1819—23, 6 Bde.; vgl. „Hermes", XIII u. XX.) Auch war er Mitglied des israelit. Consistoriums in Amsterdam.

Meyer (Johann Friedrich von), Dr., Stadtsyndicus, Mitglied des Senats ꝛc., besonders durch seine gemüthvollen religiösen Schriften bekannt, zu Frankfurt a. M., geb. daselbst den 12. Sept 1772, der Sohn eines Großhändlers, dessen Familie Joseph II. in den Adelstand erhob, studirte auf dem Gymnasium zu Frankfurt, dann 1790 fg. in Göttingen die Rechte, Philologie und Geschichte, erwarb durch eine Abhandl. den ersten Preis in der jurist. Classe, besuchte Leipzig und ging 1794 nach Wetzlar, um hier den Reichsproceß zu studiren. 1795 wurde er fürstl. salm-kyrburgscher Kammerdirector. Die Veränderungen in Deutschland, 1802, bewogen ihn, sich nach Frankfurt zu begeben, wo er in diplomatischen und andern Geschäften sehr thätig und von 1807 an Rath und Beisitzer des Stadtgerichts war. 1816 ward er zum Senator gewählt und zum evangel. luther. Consistorium, sowie zu andern Stadtämtern deputirt, bis er 1821 auf die Schöffenbank rückte und zum Syndicus und Appellationsrath ernannt wurde. Fortwährend neben seinem Beruf mit Wissenschaft und Kunst beschäftigt, schrieb er das epische Gedicht „Tobias" u. A. m., wandte sich aber seit 1801 zu theologischen Studien. Er übersetzte einige philos.-religiöse Bücher des Cicero und Xenophon's „Cyropädie" (2. Aufl. 1824), schrieb den „Lichtboten", den „Hades" (zur Vertheidigung Jung-Stilling's), die „Bibeldeutungen" u. s. w., weßhalb er jetzt Hebräisch für sich lernte und das A. und N. Test. im Grundtexte durchlas. In den „Heidelb. Jahrb." 1811—18 sind seine Recensionen mit JMO. bezeichnet. Auch als Theilnehmer und Präsident der zu Frankfurt 1816 gestift. Bibelgesellschaft wirkte er mit zur Beförderung des geoffenbarten christlichen Glaubens. 1819 erschien sein Bibelwerk, das den nach seinen Ansichten berichtigten Text Luther's mit Einleit. und Anmerk. enthält (2. Aufl. 1823, außerdem eine Ausg. ohne Anmerk.). Noch gibt er, seit 1818, die „Blätter für höhere Wahrheit" heraus (6. Samml. 1824). In einem gedruckten Sendschreiben an Dr. Marheinecke in Berlin hat er die Gesch. seiner Bildung und seines Bibelstudiums erzählt. Die theolog. Facultät zu Erlangen beehrte ihn 1821 mit dem Diplom eines Dr. der Theologie. Nach dem Tode des Stadtschultheißen Freih. von Günderode wurde Dr. v. M. 1824 Präsident der gesetzgeb. Versammlung.

Meyerbeer, ein talentvoller deutscher Theatercomponist, welcher durch seinen langen Aufenthalt in Italien, wo er sich ganz der italienischen Musik anschloß und auf mehren Theatern seine Siege feierte, einen Ruf erworben hat. Er ist der Sohn des kürzlich verstorb. jüdischen Banquiers Beer in Berlin, Bruder des durch mehre poetische Arbeiten bekannten Michael Beer, und 1791 zu Berlin geboren. Schon in seinem 9. J. trat er in Berlin als Pianofortespieler auf, er wurde an mehren Orten, an welchen er sich hören ließ, wegen seiner geistvollen Fertigkeit und der Eigenthümlichkeit seiner Compositionen, ausgezeichnet. In der Composition wurde er 1810—11 des Abts Vogler Schüler und K. M. von Weber's Mitschüler. Unter dessen Leitung arbeitete er sein erstes größeres Werk, die Cantate „Gott und die Natur" und die Oper „Jephtha" (die Texte beider waren von Chr. Schreiber); die erstere erwarb sich in Berlin großen Beifall, die letztere mißfiel auf dem münchner Theater. Dasselbe Schicksal hatte die komische Oper „Die beiden Khalifen" 1814 in Stuttgart und in Wien, wo M. in Privatcirkeln, in welchen er auftrat, sich als einen der größten Clavierspieler zeigte. Übri-

gens empfahl K. M. v. Weber diese Oper, die auch in Prag u. d. Namen „Abimelek, oder Wirth und Gast" gegeben wurde, mit großer Theilnahme. 1815 reiste M. nach Frankreich und von da nach Italien. Hier suchte er sich die seinen Compositionen bisher fehlende Kenntniß des Gesangs zu eigen zu machen. Er trat zuerst in Padua mit der Oper „Romilda e Costanza" (1817) auf; noch größern Beifall erhielt seine „Margaritta d'Anjou" und s. „Emma di Resburgo". Alle diese übertraf s. „Crociato in Egitto", der auch in Paris und Deutschland einen großen Ruf erhielt. 1825 reiste er in sein Vaterland, welches von seinem großen Talente neue Werke von deutschem Sinn und Charakter erwartet.

Mézerai (François Eudes de), Historiograph von Frankreich, geb. 1610 zu Ry bei Falaise in der Normandie. Sein Vater, ein Chirurg, hieß Eudes. Er nahm den Namen: de Mézerai, von einem bei Ry gelegenen Dorfe dieses Namens an, als er in Paris anfing, von der Schriftstellerei zu leben. Zuerst widmete er sich der Dichtkunst, die er aber bald mit dem Studium der Geschichte und Politik vertauschte. Er erhielt die Stelle eines Richtofficiers (Officier Pointeur) bei der Artillerie, die er während zweier Feldzüge in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abschied nahm und sich in das College Sainte-Barbe in Paris unter Bücher und Manuscripte vergrub. Der Herzog von Richelieu, der sich gern Gelehrte, besonders Historiker, verbindlich machte und von seinen unbemittelten Umständen und seinem Vorsatz, eine Geschichte von Frankreich zu schreiben, gehört hatte, schickte ihm 900 Livres und ward sein Gönner. 1643 erschien der 1. Theil seiner „Geschichte von Frankreich" (in Fol.), und M. erhielt den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres. Der 2. und 3. Th. erschienen 1646 u. 1651. Seit 1649 war M. Mitglied der Akad. der Wissenschaften und wurde 1675 deren beständiger Secretair. Auch war er Mitarbeiter am „Dictionnaire de l'Académie". Ein Auszug seiner großen Geschichte erschien 1668 unter dem Titel „Abrégé chronologique de l'histoire de France" (3 Bde., 4., Amsterd. 1673, 6 Bde., 12.); er ist viel besser als das Hauptwerk, und seine Freunde halfen ihm dabei. Er gab darin eine Geschichte des Ursprungs aller franz. Abgaben mit freimüthigen Bemerkungen. Der Minister Colbert stellte ihn darüber zur Rede. M. versprach Abänderungen in der nächsten Ausgabe, welche aber nur schwache Milderungen waren und den Zusatz hatten, daß er sie gezwungen mache. Colbert entzog ihm deßhalb die eine Hälfte seiner Pension, und als er darüber murrte, auch die andre. M. erklärte darauf, er werde seine Geschichte Frankreichs nicht weiter fortführen, und damit man wisse warum, verschloß er das von dieser Pension letztbezogene Geld in ein Kästchen und schrieb darauf: „Dies ist das letzte Geld, das ich vom Könige erhalten. Er hat aufgehört, mich zu bezahlen, und ich habe aufgehört, von ihm zu reden". Freie, oft derbe Äußerungen Dessen, was er für Wahrheit hielt, war überhaupt einer der vornehmsten Züge seines durch mancherlei Sonderbarkeiten nicht uninteressanten Charakters. Seine Lebensbeschreibung von Laroque steht vor der amsterdamer Ausgabe seines „Abrégé chronologique". Seine Schriften tragen seinen Charakter, ihr Styl ist gemein, unrichtig, aber was er sagt, steht bestimmt, klar und frei da. Ja, in gewissen Augenblicken erhebt er sich zur Höhe eines Tacitus und schildert mit einem starken Zuge einen ganzen Charakter. Dagegen nahm er sich Ungenauigkeit gar nicht übel; seine große Geschichte ist voll davon, weniger der Auszug. Unter seinen übrigen Schriften zeichnet sich sein „Traité sur l'origine des Français" durch außerordentliche Gelehrsamkeit aus. Auch schreibt man ihm einige Satyren auf die Regierung, unter d. Namen Sandricourt, zu, welche ein Gemisch von Laune, niedrigen Possen, Quodlibets, zuweilen auch Witz und Gelehrsamkeit sind. Von Ausschweifungen war sein Leben nicht frei. Er starb zu Paris 1683.

Mezzotinto (ital.) nennt man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Übergange zweier Farben in einander entstehen. Statt Mezzotinten sagt man oft auch Mittelfarben und bisweilen halbe Farben, gebrochene Farben (im Verhältniß gegen diejenigen, aus denen sie gemischt sind), oder Tinten schlechthin. In der Kupferstecherkunst ist die Mezzotinto-Manier gleichbedeutend mit derjenigen, welche wir gewöhnlich schwarze Kunst nennen.

Miasma (μιασμα, Schmuz, Verunreinigung). Dieser Ausdruck wird in der Lehre von den ansteckenden und epidemischen Krankheiten in verschiedener Bedeutung gebraucht. Bei einigen Schriftstellern ist er mit Contagium gleichbedeutend, bei andern bezeichnet er den Ansteckungsstoff der chronischen Krankheiten, in andern den Ansteckungsstoff, der sich in die Atmosphäre verbreitet und da durch dieselbe einwirkt (sonst auch flüchtiges Contagium genannt); wieder Andre verstehen darunter das Vehikel des Ansteckungsstoffes, z. B. den Eiter der Blattern, welcher den eigentlichen Ansteckungsstoff in sich enthält; endlich werden von Andern die eigenthümlichen Stoffe, welche sich in der Atmosphäre befinden, ihren Ursprung theils der Fäulniß thierischer und vegetabilischer Körper, theils der Ausdünstung der erstern verdanken und specifische Krankheiten erzeugen, darunter verstanden. Richtig setzt man Miasma dem Contagium entgegen und nennt Miasma alle Krankheitsgifte, die nicht in lebenden organischen Körpern erzeugt worden sind, sondern auf andre Weise in die atmosphärische Luft gelangten.

Micha, einer der 12 kleinen Propheten des Alt. Test. Er war gebürtig aus der Stadt Maresa im Stamme Juda und lebte unter den Königen Jotham, Ahas und Hiskias. Das von ihm vorhandene Buch enthält 3 Strafreden, an Israel und Juda gerichtet, worin er in einer kräftigen und bilderreichen Sprache wider die herrschende Abgötterei eifert. An die Worte des frommen Zornes schließen sich, nach prophetischer Weise, Worte des Trostes und Hinweisungen auf eine glücklichere Zukunft. Über seine Darstellung urtheilt Eichhorn, daß er in Feinheit des Umrisses und in Erhabenheit mit seinem Zeitgenossen Jesaias um den Rang streite.

Michaelis (Johann Benjamin). Dieser zu früh verst. Dichter war geb. 1746 zu Zittau; sein Vater war ein völlig verarmter Handelsmann. Ein Lehrer am Gymnasium, Namens Schneider, nahm sich des armen Jünglings liebevoll an, entflammte ihn für die griech. und röm. Dichter und machte ihn auch mit den Schriften der damals ästhetisch-gebietenden Franzosen bekannt. Der Ruhm, welchen zu jener Zeit Klotz mit lat. Gedichten einerntete, reizte M. zu gleichen Versuchen, nachdem er schon früher deutsche Verse gemacht hatte, um sie den Predigten einzuschieben, welche er sonntäglich den Seinigen vortrug. Ein Buchhändler gab ihm eine Sammlung Gelegenheitsgedichte für den Druck zu ordnen; es glückte ihm einige eigne Gedichte denselben einzuschwärzen, und die Freude, sie gedruckt zu sehen, war überschwänglich. 1763 reiste er mit seinem Vater nach Dresden, wo er der regierenden Kurfürstin eine poetische Supplik um ein Stipendium überreichen ließ; dies veranlaßte seine Bekanntschaft mit einer geistreichen Dame, welche sich seiner annahm und ihn bewog, dem mächtigen Gottsched ein Geburtstagscarmen zu schicken. Das Gedicht verschaffte ihm von Gottsched das Versprechen freier Wohnung und freien Tisches, und M. ging nun 1764, ohne Geld und weitere Aussicht, nach Leipzig, um auf Anrathen, nicht aus Neigung, Medicin zu studiren. Seine Dürftigkeit und sein Widerwille gegen das erwählte Studium führten ihn aufs neue zur Dichtkunst. Indeß gerieth er bei der größten Sparsamkeit doch in Schulden, die bis auf 30 Thlr. anwuchsen. Man rieth ihm, einen Roman zu schreiben; allein die Gläubiger wurden täglich ungestümer und der Roman täglich schlechter. Endlich griff er zu seinen Gedichten und trug eine Sammlung Fabeln, Lieder und Satyren zum Buchhändler Heinsius,

welcher ihm dafür 2 Louisd'or gab. Durch diese Sammlung würde er mit Öser und Weiße bekannt, welche sich nun seiner annahmen. Eine Baurede, welche er für den Zimmermeister des neuen Theaters machte, fand allgemeinen Beifall. Ihm wurden häufig einträgliche Aufträge von Gelegenheitsgedichten; zugleich erhielt er das große Silverstein'sche Stipendium, nur war es schlimm, daß die Annahme dieser Wohlthat ihn zum medicinischen Studium verpflichtete. In dieser Zeit lernte er Gleim, Gellert, Garve rc. kennen. Er konnte endlich dem Ekel des ihm aufgelegten Studiums nicht länger widerstehen, und sah sich genöthigt, dem Stipendium zu entsagen. Der Dürftigkeit wiederum preisgegeben, gab er die Sammlung „Einzelne Gedichte" (Leipzig 1769) heraus. 1770 erhielt er durch Ebeling den Ruf nach Hamburg, zur Redaction des „Correspondenten". Er übernahm aber nur den literarischen Artikel jener Zeitung. Ärger aller Art verleidete ihm bald das Geschäft; er gab es auf, um bei der Seiler'schen Gesellschaft für die Bühne zu arbeiten. Goldene Berge wurden ihm verheißen, aber nur Trübsal und allerlei Noth ihm gewährt. Endlich fesselten ihn Gleim's und Georg Jacobi's Freundschaft an Halberstadt bis an seinen Tod, am 30. Sept. 1772. Alle Urtheile über diesen Dichterjüngling stimmen darin überein, daß seine Satyren Juvenal's Feuer und Persius's finstere Laune athmen, daß er zur Horazischen Epistel in Deutschland glücklich die Bahn gebrochen, daß in seinen Operetten, poetischen Briefen, Fabeln und Epigrammen der Ausdruck kräftig, kühn, der Vers leicht und voll Wohlklang, der Witz treffend und die Erzählung voll glücklicher Laune und Wendung sei. Seine sämmtl. Handschriften, zum Theil noch ungedruckt, werden in Gleim's Archive zu Halberstadt aufbewahrt und eine genügende Ausgabe von M.'s Werken kann nur von dorther erwartet werden. Die vollständigste Sammlung ist bis jetzt die gießener: „Poetische Werke" (1. Bd., 1780); als 2. Band schließen sich die „Einzelnen Gedichte" an. Die Schrämbl'sche (Wien 1791) hat 4 Bdchn.

Michaelis (Johann David), Professor zu Göttingen, berühmt als Theolog und Orientalist, geb. den 27. Febr. 1717 zu Halle, wo sein Vater, Christian Benedict, als Professor sich in denselben Wissenschaften, wie der Sohn, auszeichnete. Anfänglich von seinem Vater unterrichtet, besuchte er später zugleich mit Reiske und Alex. Theoph. Baumgarten die Schule des hallischen Waisenhauses. Nachdem er promovirt hatte, unternahm er eine Reise nach England, wo er mit mehren Gelehrten in London und Oxford, sowie auch, bei seiner Durchreise durch Holland, in Leyden, Verbindungen schloß. Zurückgekehrt ins Vaterland, setzte er nicht allein seine Studien eifrig fort, sondern übernahm auch nach dem Tode des Prof. Ludwig die Anfertigung eines wissenschaftlich geordneten Katalogs der Universitätsbibliothek (in Halle): eine Arbeit, die für die Erweiterung seiner bibliographischen Kenntnisse von großem Nutzen war. Durch den Freih. v. Münchhausen erhielt M. endlich 1745 einen Ruf als Professor der Philosophie nach Göttingen und wurde von nun an eine Zierde dieser Universität. 1751 übernahm er hier mit Haller die Ausarbeitung der Grundgesetze der damals eben errichteten königl. Societät der Wissenschaften, deren Secretair und nachheriger Director er eine Zeitlang war, bis er die Stelle wegen Mißhelligkeiten mit einem seiner Collegen niederlegte und aus der Gesellschaft trat. Von 1753—70 versah er die Direction und Mitredactur der „Göttinger gelehrten Anzeigen", sowie auch von 1761—63 die Function eines Bibliothekars bei der Universität, und unterzog sich zugleich von 1761 an, da Geßner starb, freiwillig und ohne Vergütigung der Führung des philologischen Seminariums, aus welchem schon so viele in der Wissenschaft ausgezeichnete Männer hervorgegangen sind. Dieser letztere Umstand widerlegt den oft gemachten Vorwurf, als sei M. geizig gewesen. Obschon seit der Zeit, wo Mißverständnisse und Verwickelungen ihn bewogen, sich von der göt-

tinger Societät zurückzuziehen, die handverische Regierung ihn etwas kalt zu betrachten schien, so wankte er doch nicht in seiner Anhänglichkeit an die Universität, zu deren Ruhm er so viel beitrug, und lehnte verschiedene Anerbietungen ab, welche ihm von Seiten Friedrichs d. Gr. gemacht wurden, der ihn gern für sein Land gewinnen wollte. Während der Unruhen des siebenjähr. Krieges beschäftigte sich M. mit den Vorarbeiten zu einer Entdeckungsreise in Arabien, die nachher von Niebuhr (s. d.) unternommen wurde und manche wichtige Aufhellung zur Erläuterung einzelner, bis dahin dunkler Stellen in der heil. Schrift gab. Übrigens sah man M. in der letzten Zeit seines Lebens fast nur auf dem Katheder oder am Schreibtisch. Er starb, ununterbrochen thätig, den 22. Aug. 1791, 74 Jahr alt, und hinterließ den Ruhm eines ebenso rechtschaffenen als gelehrten Mannes. Sein Wirken für biblische Grammatik, Geschichte und Exegese war groß, und mehre seiner Schriften, von denen wir hier nur sein Werk über die mosaische Gesetzgebung, seine „Introductionen in das Studium des Neuen und Alten Test.", s. „Spicilegium geographiae Hebraeorum" und s. „Paraphrasen über verschiedene einzelne Episteln in der heil. Schrift" nennen wollen, sichern ihm eine bleibende Stelle unter den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit. Die Akademien von London und Paris ernannten M. zu ihrem Mitgliede und der deutsche Kaiser verlieh ihm den Titel eines kaiserl. Rathes; auch ward er 1787 noch zum Geheimenrath ernannt. Heyne und Eichhorn widmeten ihm Gedächtnißschriften, die seinen Werth in jeder Beziehung zeigen. Seine „Selbstbiographie" ist mit seinem sehr ähnlichen Brustbilde geziert. — Sein Sohn, Christian Friedrich M., zeichnete sich als gelehrter Arzt aus. Er starb 1814 zu Marburg, als Professor, in der treuen Befolgung seiner Pflicht, indem er sich der Kranken in den Militairhospitälern aufs sorgfältigste annahm, wodurch er sich selbst eine Krankheit und den Tod zuzog. Mehre von ihm herausgegeg. medicinische und chirurgische Schriften zeugen von seinem Geist und seinen Kenntnissen.

Michaux (André), Reisender und Botaniker, geb. 1746 auf dem Pachthof Sartory bei Versailles, wo sein Vater Landwirthschaft trieb. Neigung zu derselben Beschäftigung und zu wissenschaftlicher Ausbildung zugleich theilten die Zeit des jungen Mannes, der sich früh verheirathete und den Stand seines Vaters ergriff. Der Tod seiner Gattin riß ihn indeß bald aus diesem glücklichen Dasein heraus. Er wendete sich nach Paris, wo ihm der berühmte Lemonier zuerst Geschmack an botanischen Forschungen mittheilte. Von jetzt an besuchte M. täglich den königl. Pflanzengarten und wohnte den Vorlesungen des Naturforschers B. de Jussieu bei, wodurch er sich bald soweit vervollkommnete, daß er mit den Botanikern Delamarck und Thouin eine wissenschaftliche Reise, erst nach Auvergne, dann in die Pyrenäen und nach Spanien unternehmen konnte. Durch Lemonier's Verwendung erhielt er hierauf die Erlaubniß, den 1782 an den persischen Hof gesandten Consul Rousseau begleiten zu dürfen. M. verweilte 2 J. in jenen Gegenden und kehrte 1785 nach vielen Gefahren, bereichert mit schätzbaren Sammlungen von Pflanzen und Samen, nach Frankreich zurück. Man bestimmte ihn nun nach Nordamerika, um in der Nähe von Neuyork eine Art von Entrepot zur Cultur junger Bäume anzulegen, die dann nach Frankreich in die Baumschule von Rambouillet verpflanzt werden sollten. M. reiste im Herbste 1785 dahin ab, untersuchte Neujersey, Pennsylvanien, Maryland ꝛc. und gründete zu Charlestown eine ähnliche Anlage wie die ihm zu Neuyork anbefohlene; auch die Floridas und die Ufer des St.-Georg- und St.-Johannesflusses wurden von ihm durchforscht, und als endlich die Revolution in seinem Vaterlande ihn aller Unterstützung beraubte, negocirte er bei ihm gewogen gewordenen amerikanischen Handelshäusern die nöthigen Fonds, um seine Untersuchungen wo möglich bis an die Gestade der Hudsonsbai ausdehnen zu können. Dies gelang ihm jedoch nur zum Theil,

indem er durch die Widerspenstigkeit seiner Führer in jenen rauhen Gegenden gezwungen wurde, unweit dem Ziele umzukehren. Später ertheilte ihm der Minister des republikanischen Frankreichs den Auftrag, Louisiana zu untersuchen. So wurden von ihm die Alleghanygebirge und die Ufer des Ohio bis Louisville, und später auch Virginien, die Gestade des Missisippi und das Land Illinois besucht. 1796 kehrte er nach Europa zurück, verlor aber an den holländischen Küsten durch Schiffbruch einen großen Theil seiner kostbaren Sammlungen. Zur Vermehrung seines Schmerzes fand er nun auch durch die revolutionaire Zerstörungswuth seine aus Amerika herübergesandten Baumstämme vernichtet und in Rambouillet von 60,000 Stämmen nur noch wenige übrig. Auch sein rückständiger Gehalt ward ihm nicht ausgezahlt; er sah sein eignes Vermögen fast ganz verloren und mußte den Tod seines innigsten Freundes, Lemonier, betrauern, der in seinen Armen verschied. Dennoch fuhr M. fort, mit Eifer seinem Fache zu leben und die fast ganz zerstörten Anlagen von Rambouillet möglichst wiederherzustellen. Als endlich 1800 die bekannte Expedition unter Baudin nach Neuholland ausgerüstet wurde, schiffte er sich auf Antrag der Regierung ein, untersuchte die Pflanzenwelt auf Teneriffa und Isle-de-France, an welchem letztern Orte er Baumschulen anlegte, trennte sich von Baudin, und ging nach Madagascar, welches er schon längst zu durchforschen wünschte. Hier unterlag er aber dem Einfluß des Klimas und starb an den dort herrschenden Fiebern im Nov. 1802. Seine „Histoire des arbres forestiers de l'Amérique septentrionale" und s. „Flora boreali-americana" sind Werke von ausgezeichnetem Werth. Man kann von ihm sagen: er lebte und starb für die Wissenschaft, die an ihm einen ihrer treuesten und einsichtsvollsten Verehrer verlor, der ebenso schätzbar durch seinen Charakter als Mensch wie als Gelehrter war.

Michel Angelo, s. Angelo.

Midas, des Gordius und der Cybele Sohn, ein alter König in Phrygien, von dem die Fabel mancherlei erzählt. Als er noch in der Wiege lag, kamen Ameisen und trugen ihm Körner in den Mund, woraus die Wahrsager prophezeihten, daß er einst große Reichthümer erlangen werde. Als er König geworden war und Bacchus Phrygien durchzog, verirrte sich Silen zu ihm; Midas bewirthete ihn gut und führte ihn wieder zum Bacchus, welcher dem Midas zur Belohnung erlaubte, einen Wunsch zu thun. M. wünschte, daß Alles, was er berührte, zu Gold werden möchte, und der Gott gewährte den Wunsch. Als aber auch Speise und Trank bei seiner Berührung sich in Gold verwandelten, bat er den Bacchus, sein schreckliches Geschenk zurückzunehmen. Darauf befahl ihm der Gott, den Fluß Pactolus stromaufwärts zu gehen, den Kopf in die Quelle desselben zu tauchen und sich darin zu baden. Dadurch ging die Alles in Gold verwandelnde Eigenschaft auf den Pactolus über. In der Folge wählten Apollo und Pan bei ihrem musikalischen Wettstreit ihn und den Tmolus zu Schiedsrichtern; Midas gab der Syrinx des Pan vor der Leier des Apollo den Vorzug und wurde dafür von Apollo mit einem Paar Eselsohren bestraft. Daher die **Midasohren**, welche man unwissenden Kritikern beilegt. M. bemühte sich zwar, diesen Hauptschmuck durch seine königl. Mütze zu verbergen, doch mußte er seinem Barbier das Haupt entblößen, und obgleich ihm der König unter den härtesten Drohungen Stillschweigen anempfahl, so drückte diesen doch das Geheimniß so sehr, daß er, um seinem Herzen Luft zu machen, ein Loch in die Erde grub und in dasselbe die Worte hineinrief: „König Midas hat Eselsohren!" worauf er das Loch zuscharrte. Bald nachher aber wuchs hier ein Büschel Schilfrohr empor, welches, so oft der Wind es bewegte, die Worte flüsterte, welche der Barbier in die Erde gerufen hatte. So wurde das Geheimniß bekannt.

Middelburg, Hauptst. der niederländischen Provinz Zeeland (13,200

Einw.), liegt fast in der Mitte der Insel Walcheren und ist befestigt und gut gebaut. Durch einen Canal hat sie Gemeinschaft mit Westerschelde. Er trägt die schwersten Kauffahrteischiffe und endet bei der Schanze Rammekens auf der Ostseite der Insel, wo der eigentliche Hafen der Stadt liegt. Auch steht diese Stadt durch einen Canal mit Vliessingen in Verbindung. M. hat eine Gesellsch. der Wissensch., eine Gesellsch. zur Beförderung der Maler-, Bildhauer- und Baukunst und eine naturforschende Gesellschaft. Die Einw. treiben außer einiger Lein- und Tuchweberei vorzüglich Handel mit Korn, Krapp, Garn und Butter.

Middleton (Conyers), geb. 1683 zu Richmond in Yorkshire, wurde von s. Vater mit vieler Sorgfalt erzogen. Im 17. Jahre s. Alters ging er nach Cambridge, wo er 1707 Magister und 1717 D. der Theologie und erster Universitätsbibliothekar ward. 1724 reiste er, theils um s. Gesundheit zu stärken, theils um s. Hang nach antiquarischen Kenntnissen zu befriedigen, nach Italien, kehrte aber schon 1725 nach England zurück, weil der große Aufwand, den er zur Ehre seiner Nation in Rom machen zu müssen glaubte, s. Vermögensumstände zerrüttet hatte. Sein Leben war eine Kette literarischer Fehden; auch hat nicht leicht ein Gelehrter mehr Flugschriften geschrieben und veranlaßt als er. Er starb 1760 zu Cambridge. Sein Hauptwerk: „The history of the life of M. T. Cicero", erschien zuerst in London 1741, 2 Bde., 4. Unstreitig nimmt M. eine der ersten Stellen unter den Biographen ein, obgleich man ihn nicht ohne Grund beschuldigt, daß er in der Übersetzung der Ciceronianischen Briefe unglücklich gewesen sei, auch daß seinem Style Reinheit und Bestimmtheit fehle. Die vorzüglichsten s. übrigen, größtentheils theolog. und antiquar. Schriften sind zusammengedruckt u. d. T.: „Miscellaneous works u. s. w." (4 Bde., 4.). Seine Streitigkeiten mit Bentley, der ihn, wegen s. Liebe zur Musik, den Fiedler nannte, veranlaßten eine Broschüre: „Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately publish'd by Richard Bentley, for a new edition of the greek Testament and latin version" (London 1721), wodurch sein gelehrter Gegner, zum Bedauern aller Freunde echter Bibelkritik, bewogen wurde, sein Vorhaben, eine kritische Ausg. des Neuen Test. zu liefern, aufzugeben.

Miene, s. Geberde.

Mienenspiel, s. Mimik.

Mieris (Franz), ein Maler der niederländ. Schule, geb. zu Leyden 1635, wo s. Vater Goldschmied und Juwelier war, studirte unter Vliet und Van den Tempel; besonders aber nahm er den Styl und die Manier Gerard Douw's an, als dessen vorzüglichster Schüler er anzusehen ist. Seine Arbeiten sind Portraits, Familienstücke und Scenen des gemeinen Lebens; in allen ahmte er die Natur mit bewunderungswürdiger Vollkommenheit nach. Bei aller zarten Vollendung Gerard Douw's wußte M. die Gegenstände besser zu wählen und war correcter in der Zeichnung. Sein Colorit ist auch reiner, und s. Pinsel kräftiger und geistvoller. Die verschiedenen Stoffe der Kleider ahmt er mit unerreichbarer Wahrheit nach. Seine Gemälde haben den Werth, der der nachahmenden Kunst in ihrer höchsten Vollkommenheit gebührt; sie wurden schon bei ihrer Erscheinung theuer bezahlt, sodaß M. s. stündlichen Verdienst auf einen Dukaten anschlagen konnte; der Preis mehrer seiner Stücke stieg jedoch ungleich höher. Dennoch war er, wegen s. Nachlässigkeit und Unenthaltsamkeit, stets in einer gedrückten Lage und von s. Gläubigern verfolgt. Eine s. schönsten Arbeiten war das Gemälde einer ohnmächtigen jungen Frau, um die ein Arzt beschäftigt ist, und neben der eine Alte steht. M. starb in s. Vaterstadt 1681 und hinterließ 2 Söhne, Johann und Wilhelm, ebenfalls geschickte Maler. Des Letztern Sohn, Franz M. der Jüngere, ist von geringerer Bedeutung.

Miethe, Miethvertrag, im Allgemeinen, das Verhältniß und der

Vertrag, durch welchen man Jemandem den Gebrauch einer nicht verzehrbaren Sache oder gewisse Dienste gegen Entrichtung eines gewissen Preises verspricht. Im erstern Falle heißt der Miethvertrag **locatio conductio rerum** und schließt auch den Pacht oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge dessen Jemand Gebrauch und Nutzung eines Landguts oder einer gewissen Art Wirthschaft für einen bestimmten Zins erhält. Der Miethmann oder Abmiether (**conductor**) ist berechtigt, die ihm übergebene Sache auf die bestimmte Art zu gebrauchen, darf aber ohne Übereinkunft mit dem Vermiether deren Gebrauch nicht Andern überlassen, wodurch Aftermiethe (**sublocatio**) entsteht. Vermiether oder Verpachter kann nur sein, wer über eine Sache als Eigenthümer oder im Namen des Eigenthümers verfügen kann; er kann vor beendigter Miethzeit dem Miethmann die Sache, weder weil er sie selbst braucht noch weil er sie verkauft hat, entziehen. Der Kauf bricht die Miethe unbedingt nicht. Der Miethmann ist zu Entrichtung des Miethzinses (**locarium**) verpflichtet, wenn er auch durch persönliche Verhältnisse verhindert worden ist die Sache zu gebrauchen. Ein Nachlaß ist Sache der Billigkeit. Der Miethvertrag über Dienste (**locatio conductio operarum**) heißt auch Lohnvertrag; Verdingungsvertrag (**locatio conductio operis**), wenn man sich zur Verfertigung eines Werkes, einer Arbeit Jemandem (dem Unternehmer, Besteller) verbindlich macht; Dienstvertrag, wenn Dienste bestimmter Art (z. B. häusliche Dienste) auf gewisse Zeit gegen einen Lohn (**merces**) versprochen werden. Der Dingende oder Miether kann die versprochenen Dienste in Person fodern, der Gedungene dagegen den Lohn, auch wenn der Dingende seiner Dienste nicht mehr bedarf. Dies sind die allgemeinen Grundsätze des Rechts über dieses Verhältniß. Die positiven Rechte bestimmen dieselben theils näher, theils weichen sie auch zuweilen von denselben ab, wie z. B. in dem Grundsatze: „Kauf bricht Miethe". S. Aug. Mackensen's „Anleit. zur Verfert. und Prüfung der Pachtanschläge von Landgütern ꝛc." (Hanover 1823; ist nach Meyer's „Grundſ. zur Verfertigung und Beurtheilung richtiger Pachtanschläge über alle Zweige der Landwirthschaft" entworfen).

Mignard (Pierre), Maler, geb. 1610 zu Troyes. Sein Familienname war Mores; allein s. Vater, welcher aus England stammte, änderte denselben in den Namen Mignard. Er sollte anfangs Medicin studiren, zeigte aber schon im 11. Jahre so großes Talent zur Kunst, daß ihn s. Vater in die Schule des Jean Boucher in Bourges brachte. Hierauf studirte er in Fontainebleau die Werke des Primaticcio, Rosso und Niccolo dell' Abbate. In s. 15. Jahre malte er schon die Schloßcapelle zu Coubert en Brie aus und besuchte dann die Schule des berühmten Vouet. 1636 ging er nach Rom und bildete sich nach Rafael's und Tizian's Meisterwerken. Bald zeichnete er sich durch mehre historische Gemälde und Portraits, worunter sich die Bildnisse der Päpste Urbans VIII. und Alexanders VII. befinden, aufs vortheilhafteste aus. Auch malte er späterhin in Venedig eine Menge Portraits. 1658 berief ihn Colbert in die Dienste Ludwigs XIV., wo er zum Haupte der Akademie St.-Lukas und nach dem Tode des ehrgeizigen Lebrun, mit dem er in immerwährender Feindschaft gestanden hatte, an dessen Stelle zum ersten k. Hofmaler ernannt wurde. Während dieser Zeit führte M. eine der größten Arbeiten **al fresco**, welche Frankreich besitzt, nämlich die Kuppel von Val de Grace, aus. Es stellt dieselbe den Sitz der Seligen vor; in der Mitte einer unzähligen Menge von Heiligen, Märtyrern, Propheten u. s. w. sieht man die Königin Anna, welche Gott das Modell der neuerbauten Kirche darreicht. Auch schmückte er den großen Saal zu St.-Cloud mit verschiedenen Vorstellungen aus der Mythologie, unternahm mehre Arbeiten in Versailles, malte viele Portraits, besonders das des Königs u. s. w. Daher wurden ihm auch, außer den obgedachten Stellen, noch die Direction der k. Kunstsammlungen, der Malerakademie und der Manufactur

der Gobelins anvertraut. Er blieb thätig in s. Kunst bis an s. Tod 1695. Wenn auch M. in Hinsicht auf Erfindung und Zusammensetzung nicht zu den tiefen und originellen Genies gehört, so lassen doch die Anmuth und Lieblichkeit, welche in s. Gemälden, besonders in s. Madonnen herrschen, das Glänzende und Harmonische s. Colorits und die Leichtigkeit s. Pinsels viele Mängel übersehen, die man in s. Bildern in Hinsicht auf Zeichnung, Tiefe des Gefühls rc. findet. Merkwürdig war s. Talent, andre Meister zu copiren und nachzuahmen. Er täuschte selbst die größten Kenner, u. A. seinen Widersacher Lebrun, durch eine in Guido's Geschmack gemalte Magdalene.

Migräne (franz. Migraine), von **Hemicrania** (a. d. Griech. **hemi**, halb, **cranion**, der Schädel), ein empfindlicher Kopfschmerz, der nur eine Seite des Kopfs befällt und meistens rheumatischen und gichtischen Ursprungs ist, oft aber auch von Unverdaulichkeiten im Magen herrühren kann, welche nervenschwachen Personen einen heftigen und unangenehmen Reiz auf die Magennerven erregen, der sich bis in den Kopf (s. d.) fortpflanzt.

Mikrokosmus, die kleine Welt. So nennt man oft den Menschen, insofern er die Elemente des Weltalls in sich trägt, und dieselben Gegensätze und Erscheinungen in ihm wahrgenommen werden, wie in dem Universum. (S. Mensch.)

Mikrometer, ein Werkzeug zur Abmessung kleiner Größen, welches insgemein bei Fernröhren und Vergrößerungsgläsern angebracht wird. Gascoigne fiel um 1640 zuerst darauf, solche bei astronomischen Fernröhren zur Messung der scheinbaren Planetendurchmesser u. dgl. m. anzuwenden. Viele Physiker haben dazu manche sehr von einander abweichende Vorschläge gemacht. Kirch zu Berlin erfand 1679 den Schraubenmikrometer, bei welchem der zu messende Gegenstand zwischen die Enden zweier Schrauben gebracht wird, die man alsdann zusammenschraubt und die dazu nöthigen Umdrehungen (Schraubengänge) zählt; Cassini empfahl das astronom. Netz, welches aus unbeweglichen, im Brennpunkte des Objectivs gitterförmig ausgespannten Fäden von bekannter Entfernung besteht u. s. w. Dechales und Zahn empfahlen Mikrometer aus Gittern von Pferdehaaren oder Linien auf Glas, die ein Diamant in ebenes Glas schneidet, in solcher Feinheit, daß sie kaum $\frac{1}{200}$ einer Linie breit wurden, und daß ihre Abstände $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{20}$ einer Linie betrugen, sodaß ein bloßes Auge solche nicht zu erkennen vermag. Anweisung zum Gebrauche und zur Verification der Mikrometer ertheilt Biot im 1. Bde. s. „Astronomie physique" (2. Aufl., Paris 1810).

Mikroskop, Vergrößerungsglas, ist ein optisches Werkzeug, welches dazu dient, Gegenstände, die wegen ihrer Kleinheit einem gewöhnlichen Auge ganz verschwinden oder undeutlich erscheinen, sichtbar oder deutlich zu machen. Man hat mehrerlei Werkzeuge zu diesem Zwecke: das einfache, das zusammengesetzte, das reflectirende oder Spiegelmikroskop u. s. w. Die einfachen Mikroskope sind einzelne Glaslinsen (s. Linsengläser) mit einer Einfassung von Horn, Knochen oder Metall und einem bequemen Handgriffe. Sie sind u. d. N. Loupen bekannt genug. Die Wirkung eines einfachen Mikroskops oder einer erhabenen Linse überhaupt beruht darauf, daß man den Gegenstand, um ihn größer zu erblicken, dem Auge näher bringen, aber zugleich deutlich genug sehen kann. Je kürzer nun die Brennweite eines einfachen Mikroskops ist, desto mehr muß es den Gegenstand vergrößern. Eine Linse von $\frac{1}{20}$ Zoll Brennweite vergrößert um 160 Mal, weil sie den Gegenstand dem Auge gleichsam um 160 Mal näher bringt, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun. Da aber die Sehweite nicht für jedes Auge einerlei ist, so muß auch der Abstand des Glases sowol vom Auge als vom Gegenstande selbst verschieden sein. Kurzsichtige rücken daher das Glas dem Gegenstande näher als Weitsichtige. Merkwürdig ist das von Stephan Gray erfundene Wassermikroskop,

wo man einen Wassertropfen, der die Glaslinse vertritt, mit einer Nadel aufnimmt und in das kleine Loch einer dünnen Metallplatte bringt; nur erfodert der Gebrauch viel Geschicklichkeit und Übung. Die zusammengesetzten Mikroskope mit 2 Gläsern sind den Fernröhren ähnlich und bestehen aus 2 Convergläsern, wovon das eine die Objectivlinse, das andre das Augenglas heißt. Man gibt einem solchen Mikroskop 2 Röhren, an deren beiden Enden die Gläser angebracht sind, und die man nach Willkür ineinanderschieben kann. Hierdurch kann man mit einerlei Instrumenten verschiedene Grade der Vergrößerung hervorbringen; indeß finden auch hier Grenzen statt, über welche hinaus die Vergrößerung nicht getrieben werden kann, weil sonst wegen der Farbenzerstreuung und der Abweichung, welche die Gestalt der Gläser verursacht, Undeutlichkeit entsteht. Man glaubte, die Wirkung dieser Abweichung durch einen metallenen Hohlspiegel zu vermeiden, dessen hohle Fläche man dem Augenglase entgegenkehrte. Der zu betrachtende Gegenstand ist vor dem Spiegel in einer solchen Entfernung befindlich, daß sein vergrößertes Bild aus dem Spiegel in den Brennpunkt des Augenglases fällt. Der Gegenstand, den man mit Erfolg durch ein solches Spiegelmikroskop betrachten will, muß sehr klein und zugleich völlig durchsichtig sein, weil er sonst das Licht auffängt und Undeutlichkeit veranlaßt; doch gibt es verbesserte Spiegelmikroskope, mit mehr als einem Spiegel, und die den Vortheil gewähren, daß man auch undurchsichtige Körper dadurch sehr genau sehen kann. Der Naturkunde hat das Mikroskop Dinge enthüllt, von denen wir keine Ahnung hatten. Die ersten Mikroskope waren einfach und bestanden aus großen Linsen. Ihre Erfindung fällt in die Zeit, wo die Brillen aufkamen. Später erfand man die zusammengesetzten. Die Erfindung des Mikroskops legen Einige Zacharias Jansen in Middelburg, Andre dem Neapolitaner Franz Fontana bei. Das zusammengesetzte Mikroskop soll Drebbel erfunden haben; das verbesserte Spiegelmikroskop verdanken wir dem berühmten Lieberkühn. (S. Sonnenmikroskop.) Ausführlicher handelt über die Theorie und Anwendung der Mikroskope Brander's „Beschreibung zweier zusammengesetzten Mikroskope (Augsb. 1769). Dr. N.

Milch wird von den Weibchen aller Säugthiere in besondern Organen abgesondert und dient zur ersten Nahrung für ihre Jungen. Die für den Menschen wichtigste Milch ist die der Kuh; deßhalb haben die Chemiker sich mit Untersuchung derselben auch am meisten beschäftigt. Die Milch läßt sich in Rahm, käsigen Bestandtheil und Molken zerlegen. Der Rahm sammelt sich als eine dicke Flüssigkeit auf der Oberfläche, wenn die Milch eine Zeitlang ruhig steht, und kann davon abgeschöpft werden. Die käsigen Theile sondern sich ab, wenn die entrahmte Milch gerinnt, und der Molken bleibt zurück. Der Rahm ist ein inniges Gemenge von Butter, Käse und Molken. Die erstere wird durch mechanisches Schlagen des Rahms abgesondert, und die zurückbleibende Flüssigkeit (Buttermilch) enthält noch Käse und Molken. Die Molken sind eine dünne, durchsichtige Flüssigkeit von gelbgrüner Farbe und angenehm süßlichem Geschmacke. Werden sie allmälig verdampft, so krystallisirt sich Milchzucker (s. d.). Die Milch ist beinahe die einzige thierische Flüssigkeit, welche in die weinige Gährung übergeht. Die Tataren wissen deßhalb aus der Pferdemilch nicht bloß ein angenehm säuerliches Getränk (Kumüß genannt), sondern auch eine geistige und berauschende Flüssigkeit zu bereiten. Die Kalmücken brennen sogar Branntwein aus der Milch, der in vieler Hinsicht dem Kornbranntwein vorgezogen werden kann. Die Milch ein und derselben Thierart bietet, unter verschiedenen Umständen, bei denselben Individuen und noch mehr bei verschiedenen mancherlei Modificationen dar. Sie ist verschieden nach den Zeitperioden von der Geburt des Jungen an, vorzüglich aber nach dem Genusse der Nahrungsmittel: ein Umstand, der vorzüglich in ökonomischer Hinsicht sehr wichtig ist. Die Milch der übrigen Thiere kommt in ihren Bestandthei-

len mehr oder weniger mit der Kuhmilch überein. Die Frauenmilch enthält weniger Käse, aber mehr Milchzucker als Kuhmilch, und ihr butteriger Bestandtheil ist mit dem käsigen so verbunden, daß sie keine Butter liefert. Der Säuregehalt nimmt zu bei vieler vegetabilischer Nahrung, dagegen das Kali bei vieler animalischer Kost. Einige Pflanzen wirken auf den Geruch, Geschmack und auf die Färbung der Milch. Mit dem Alter der Jungen nimmt der Käse- und Butterreichthum der Milch zu. Das elektrische Fluidum befördert das Gerinnen der Milch. Alkalien verhindern in der frischen Milch als Zusatz ihr Gerinnen, ja sie lösen den gefällten käsigen Niederschlag wieder auf. Die Eselsmilch hat mehr Rahm, weniger käsige Bestandtheile und mehr Milchzucker als Kuhmilch; Ziegen- und vorzüglich Schafmilch kommen dieser jedoch am nächsten. Auch in der Medicin und selbst in den Künsten findet die Milch vortheilhafte Anwendung. BC.

Milchsaft, s. Chylus.

Milchsäure, eine freie Säure. Sie besteht aus verschiedenen thierischen Flüssigkeiten und aus dem Muskelfleische, nach Berzelius, und ist auch in einigen Pilzen enthalten, übrigens der Essigsäure verwandt

Milchstein, s. Galaktit.

Milchstraße, auch Jakobsstraße, wird der lichtweiße Streifen genannt, der sich fast in der Lage eines größten Kreises um die ganze Himmelskugel erstreckt. Sie geht durch mehre Sternbilder, z. B. die Kassiopeja, den Perseus, den südl. Theil des Fuhrmanns u. a. und ist in dem Schiffe am hellsten. Schon Demokrit soll behauptet haben, daß sie der vereinte Glanz einer unermeßlichen Menge von Fixsternen sei, die, ihrer großen Entfernung wegen, nicht einzeln gesehen werden können. Was die Alten vermutheten, fanden die spätern Astronomen, welche sich der Fernröhre bedienen konnten, bestätigt. Warum sind aber an diesen Stellen des Himmels die Fixsterne so gehäuft, daß der übrige Himmel dagegen fast öde aussieht? Darauf antwortet die Astronomie, freilich nur vermuthungsweise, also: Die Sterne der Lichtzone sind im Vergleich mit den übrigen wahrscheinlich nicht näher zusammengedrängt, sondern stehen daselbst in den unergründlichen Tiefen des Himmels in unzählbaren Reihen ebenso über einander wie an den übrigen Stellen des Himmels; sie erscheinen uns aber hier deßwegen gehäufter als an den übrigen Stellen, weil wir dort die Stellungen der Sterne gegen einander mehr der Fläche nach sehen, ungefähr sowie wir diejenigen Bäume, die wir in langen Alleen hintereinandergepflanzt sehen, enger beisammen erblicken, als sich die neben uns stehenden zeigen. Hiernach schiene es, als ob die Fixsterne mit ihren Planetensystemen nicht kugelförmig, sondern in einer linsenförmigen Gestalt aufgestellt wären, und ist dies, so müßte man aus der Lage der Lichtzone annehmen, daß sich unser Sonnensystem nicht in der größten Fläche dieser unermeßlichen Linsengestalt, sondern etwas außerhalb derselben befände. Sehr vorzüglich führt diese Ideen aus Bode in s. „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels" (9. Aufl., Berlin 1823, mit Kpf.).

Milchzucker, ein süßlich-erdiger, krystallischer, weißer Stoff, den man durch Verdampfen der abgeklärten Molken erhält (s. Milch) und von der Schweiz und andern Milchländern aus in den Handel bringt. Er diente als Arzneiwaare; da er aber selten verlangt wird, so gibt man sich weniger als vormals die Mühe, ihn zu produciren. Er hat mehr Kohlen- und weniger Sauerstoff als der Rohrzucker.

Mileagh, Mile, Mileadh, auch **Milegs-Espain** (*Milesius Hispanus*), der Name eines Helden und Eroberers, an welchen die Bewohner Irlands ihre Sagen und Urgeschichte knüpfen, dessen halb wahre, halb fabelhafte Geschichte man aber kennen muß, um die alten Traditionen Irlands verstehen zu können, auf welche ein großer Theil der Benennungen, Einrichtungen und Ge-

bräuche dieses Landes gegründet waren, als die Briten im 12. Jahrh. die Insel in Besitz nahmen, ja zum Theil noch gegründet sind. Der Cyklus der Mileagh'schen Sagen reicht in so entlegene Zeiten zurück, daß schon der Historiker Campden bemerkt: das Alterthum andrer europäischer Völker sei, gegen das der Ibernier oder Irländer gehalten, beinahe für nichts zu rechnen. Nach den Chronikenschreibern soll Mileagh oder Mileas-Espain der Beiname des Stammvaters aller irländischen Dynastien gewesen sein und so viel bedeutet haben als spanischer Krieger, oder der aus Spanien gekommene Held. Sein eigentlicher Name, heißt es, war Gollamh, Sohn von Bile, Sohn von Breogan; die Druiden und Barden lassen ihn von einem scythisch-phönicischen König, Phönius-Farsa abstammen, dessen Nachkommen nach vielen Abenteuern und Kriegszügen, mit einem Theil ihres Volks (Gadelas genannt) in Spanien landeten, wo Breogan, der Großvater von Gollamh oder Mileagh, das Land Gallegos, oder das heutige Gallicien eroberte und eine Stadt baute, die er Brigan (Brigantium, das heutige Coruña) nannte, welche in der Folge von Julius Cäsar erobert und zerstört wurde. Nach Breogan herrschte Bile, dessen Sohn Gollamh gewaltige Heldenthaten verübte, das Gebiet seines Vaters über Asturien und Biscaya ausdehnte, hierauf ins Morgenland zog, sich mit der Tochter des scythisch-phönicischen Königs Risloïs, seines Verwandten, verband, in Ägypten dem Pharao Nactonebus gegen die Äthiopier beistand, hierauf nach Spanien zurückkehrte, den Thron seines Vaters einnahm und, nach den Barden, in 54 offenen Feldschlachten die Feinde seines Volks schlug, wofür ihm der Name Mileagh-Espain, der spanische Held, beigelegt wurde. Da indeß die Gadelas oder Gallicier durch diese vielen Kriege doch zu sehr geschwächt worden waren, um ferner mit Glück ihren Gegnern widerstehen zu können, so versammelte Gollamh die Ältesten der Stämme, und man beschloß, auf den Rath des Druiden Armegyn, eines Sohns von Gollamh, ein andres Vaterland im Westen aufzusuchen. Unter Anführung von Mileagh's Onkel, Ith, segelte hierauf eine Abtheilung von Gadelassen ab, und als sie an den Küsten von Irland landete, da pflanzte Ith daselbst seine Paniere auf, gerieth jedoch bald mit einem Theil der Bewohner, die sich Danaans nannten und vermuthlich dänischen Stammes waren, in Händel, in denen er, obschon ihm der andre Theil der Einw., die Fir-Bolgs (Viri Belgae vielleicht), beistanden, sein Leben verlor. Sein Sohn, Lugadh, kehrte nun mit dem Rest der Mannschaft und der Leiche des Vaters nach Spanien zurück, wo das Volk Blutrache für die Erschlagenen zu nehmen beschloß. 75 Segel, nach dem Gabhail clana mile, oder dem Buche von der Eroberung Irlands durch die Mileaghisier, 150 aber nach Angabe der Sammlung von alten irischen Denkmälern und Sagen, unter Anführung der 8 Söhne Gollamh's, denen wieder 8 Enkel und 7 Vettern, nebst dem schon genannten Lugadh folgten, stachen in See. Allein an den Küsten der westlichen Inseln gingen im Sturme so viele Schiffe unter, daß mehr als die Hälfte Volks und 5 Söhne des alten Gollamh umkamen und nur 3, der Druide Armegyn, Heber und Heremon, mit ihren Verwandten, Leuten und Schiffen entrannen, die, nun mit den Fir-Bolgs, den alten Feinden der Danaans, verbunden, letztere bekriegten, die 3 Söhne des einstigen Königs Kearmada erschlugen und die westliche Insel, fortan Hibernien, Berne, Ivernien, Erin, auch Irin genannt, sich unterwarfen und also theilten, daß Heber den nördlichen, Heremon den südlichen Theil derselben empfing (Argemyn, als Geweihter der Gottheit, nahm kein Land). Unter den mileaghsischen Brüdern regierten aber die danaansischen und fir-bolgischen kleinen Häuptlinge in lehnsmannlichen Verhältnissen zu den Herrschern über ihre Hintersassen fort; wer jedoch den eingedrungenen Eroberern nicht gehorchen wollte, ward außer Land, nach Britannien, gebracht, oder niedergehauen. Bald darauf entspann sich zwischen den Brüdern ein Krieg, der erst mit dem Tode Heber's endigte, worauf Heremon als erster König von ganz Irland

und Stifter der Mileaghischen Dynastie auftrat, die von ihm bis auf den König Turlogh = O = Connor, welcher 1166 nach Chr. Geb. starb, das Land beherrschte und die in einer Menge verwandtschaftlicher Nebenzweige so zahlreich wurde, daß sie alle andre Häuptlingsfamilien verdrängte und so zum Besitz aller Allodial= und Lehnländereien kam. Die Zeit des ersten Einfalls der Mileaghsier setzt die Sage bis auf 2173 Jahre, eine andre aber bis ungefähr 1262 J. vor Chr. hinauf. Die theilweise historische Wahrheit der erzählten Vorgänge wird durch mehre übereinstimmende, sowol spanische als irländische Chronikangaben, sowie durch viele noch in Irland gebräuchliche Benennungen von Orten u. dgl. (wie z. B. Moy = Ith, die Ebene von Ith rc.) verbürgt. Ein 1327 von Donald = o=Neill, der sich selbst König von Ultonien und, durch Erbrecht seit undenklichen Zeiten, Herrscher von ganz Ibernien nennt, an den Papst Johann XXII. geschriebener Brief gibt sogar unt. a. in Bezug auf den Mileaghsischen Einfall in Irland an, daß von da bis auf die Zeit des heil. Patrik (des Apostels der Irländer, der um 435 lebte) 3500 J. verflossen wären.

Milesische Märchen, s. Roman und Märchen.

Milet, am Mäander, das ionische Athen und, nach Ephesus und Smyrna, die berühmteste und wichtigste Handelsstadt Joniens in Kleinasien. Sie gewann schnell Reichthum und Macht, gründete eine bedeutende Anzahl Colonien und führte lange und kostspielige Kriege mit den lydischen Königen. Nach Lydiens Eroberung durch Cyrus ward auch Milet, wie ganz Jonien, unterworfen. Die Stadt wurde mit vieler Gnade behandelt und blieb unter der persischen Oberherrschaft, obgleich innere Unruhen sie öfters zerrütteten, in ihrem Wohlstande bis zu dem unglücklichen ionischen Kriege, in welchem sie (494 v. C.) von Grund aus zerstört wurde. Die Einw. bauten sie zwar wieder auf, aber ihr altes Ansehen konnte sie nicht wieder erlangen. Milet war das Vaterland des Thales, des Anaximander, des Redners Äschines und der berühmten Aspasia. Berühmt waren im Alterthum die milesischen Wollenwaaren.

Militaircolonien Rußlands. Verschieden von den Militaircolonien Alexanders von Macedonien und der alten Römer, sowie von dem Grenzinstitute des östreich. Kaiserthums und von den eingetheilten Truppen in Schweden, hat die russische Staatskunst in ihren Militaircolonien den Anfang gemacht, mittelst Ansiedelung ganzer Regimenter in bestimmten Bezirken, unter einer besondern militairisch = bürgerlich = polizeilichen Verwaltung, den Stand der Kronbauern mit dem Stande der besoldeten Krieger so zu verschmelzen, daß der Beruf beider Stände an Grund und Boden durch Fleiß und Zucht gefesselt, dadurch aber, zugleich mit Gewinn für Anbau, Bevölkerung und Cultur, die stehende Macht des Reichs vermehrt, und ohne das Einkommen des Staats zu vermindern, durch Wegfall des Soldes, ein Beträchtliches in den Staatsausgaben erspart wird. Graf Araktschejeff, der von unten auf diente, bis er durch Talent und Verdienst General der Artillerie wurde, ist der Urheber, Vollzieher und Vorsteher dieses Systems. Als der Kaiser nach Beendigung des letzten Kriegs Vorschläge verlangte, wie die großen Kosten des stehenden Heeres vermindert werden könnten, rieth Araktschejeff, die Soldaten bei den Kronbauern einzuquartieren, militairische Dörfer nach einem bestimmten Plane zu erbauen, jedem Hause eine gewisse Zahl Morgen Landes anzuweisen und ein Gesetzbuch für diese Anstalt zu entwerfen. Der Soldat sollte als Kronbauer, und der Kronbauer sollte als Soldat durch Feldbau zu seinem Unterhalt beitragen, die ganze männliche Bevölkerung der Colonistendörfer aber in den Waffen geübt und als Reserve zum Felddienst genommen werden. Bei der großen Ausdehnung des Reichs wurden bisher die ausgehobenen Recruten oft auf immer von ihrer Heimath getrennt; sie kamen spät bei ihren Regimentern an, und vergaßen endlich im 25jähr. Dienst, an den Grenzen der Türkei, Per=

siens, Polens, Norwegens, Chinas, daß sie Familie und Vaterland hatten. Man wollte daher die ganzen Streitkräfte Rußlands längs den Grenzen von Polen, der Türkei und nicht weit vom Kaukasus in Militaircolonien zusammendrängen, durch welche nicht nur die Landescultur und Bevölkerung befördert und die Familien der ins Feld ziehenden Soldaten versorgt würden, sondern auch der Krieger selbst in Friedenszeiten, im Umgange mit Weib und Kind und in der Bekanntschaft mit dem eignen Herd, jene Anhänglichkeit an das Vaterland gewänne, welche die Spartaner in der Geschichte Griechenlands unsterblich gemacht hat. Zuerst wurden in dem Gouvernement Nowogorod solche Colonien gegründet, indem man Soldaten in die Wirthschaften gewisser Dörfer legte, die Kroneigenthum waren, und die Bauern selbst allmälig dem militairischen Zwange unterwarf, daß man ihnen das Kopfhaar abschnitt und den Bart abschor, den Reservemann aber so in den Waffen übte, daß er an die Stelle des einquartierten Soldaten, wenn dieser starb, im Felde blieb oder invalid wurde, eintreten konnte. Unruhige Auftritte, die Folge davon, wurden bald unterdrückt und das System bildete sich immer mehr aus. Ein Ukas bezeichnet die Krondörfer, in welche eine Militaircolonie kommen soll. Namen, Alter, Vermögen, Familie jedes Insassen wird aufgezeichnet; die ältern Bauern werden als Obercolonisten ausgehoben; dann baut man für sie Häuser, die, durch Hofräume getrennt, Straßen bilden. Jeder Obercolonist wird uniformirt, im Waffendienst geübt, und erhält ein Haus mit 15 Desätinen Landes (40 Acker) unter der Bedingung, einen Soldaten und dessen Pferd, wenn Cavalerie colonisirt wird, zu versorgen. Dieser bei ihm einquartierte Mann heißt ackerbautreibender Soldat und steht ihm in Bebauung des Feldes und in häuslichen Arbeiten bei. Außerdem wählt er sich in seiner Familie einen Gehülfen; gewöhnlich den ältesten Sohn, der nach dem Tode des Obercolonisten, mit Zustimmung des Regimentsobersten, das Grundstück erbt. Der zweite Sohn, oder ein andrer Verwandter, kommt in die Reserve und wohnt im Hause daneben; auch der dritte wird zum ackerbautreibenden Soldaten ausgehoben; die übrigen bleiben Cantonisten u. s. w. Das heranwachsende Geschlecht ist in 3 Classen getheilt. Bis zum 8. Jahre bleiben die Knaben bei den Ältern; dann kommen sie in die Militairschulen, wo man sie an strenge Zucht gewöhnt; 13 J. alt, werden sie Cantonisten und zugleich zu Bauern und Soldaten gebildet; 17 J. alt, machen sie einen Theil der Militaircolonie aus, welche nach einem eignen Rechtscodex verwaltet wird. Jede Colonie hat ihren eignen Gerichtshof, dessen Vorstand der oberste Officier ist; die übrigen folgen nach dem Range. Kein Mädchen kann einen Andern heirathen, der nicht Soldat ist. Niemand darf ohne besondern, von der Militairbehörde ausgefertigten Paß die Militaircoloniebezirke betreten. Sogar der Postdienst wird hier von Soldaten versehen. Nach 20—25 J. kann der ackerbautreibende Soldat seinem doppelten Dienste, als Soldat und als Feldbauer, entsagen oder sich für invalid erklären lassen. Dann wird sein Platz durch den Reservemann ausgefüllt. So hatte Rußland 1824 bereits vom baltischen Meere bis zum schwarzen längs den westlichen Grenzen des Reichs, in den Gouvernements Nowogorod, Cherson, Charkow, Ekaterinoslaw, eine Art von Militairstamm und gleichsam eine Militairzone gegründet, die das eigentliche Vaterland des stehenden Heeres sein wird. In diesen Landstrichen sind alle männliche Kinder geborene Soldaten; sie werden im 17. J. ihres Alters unter die Fahnen gestellt, fortwährend in den Waffen geübt und bleiben bis ins 60. J. Soldaten. Als Soldaten hören sie auf Leibeigne zu sein. Sie sind in Regimenter, Compagnien u. s. w. eingetheilt, zu deren Unterhalt ein Theil der Krongüter bestimmt ist. Von dem Ertrage der ihnen gegebenen Ländereien müssen sich die Coloniesoldaten selbst erhalten und ihre Pferde, so lange sie nicht ins Feld rücken; dann erst erhalten sie Sold. Man berechnet die Zahl dieser Ackerbausoldaten, wenn das System ganz ausgeführt sein wird, auf 3 Mill.,

wovon die Hälfte in den Krieg ziehen kann. 1824 zählten die bereits gestift. Militaircolonien 400,000 männliche Bewohner, darunter 40,000 Reiter. Im Juli d. J. besichtigte der Kaiser mehre Bezirke der colonisirten Truppen und erklärte öffentlich seine Zufriedenheit mit dem Zustande derselben. Sowie nun dieser Plan immer weiter vorrückt, hört die bisherige Conscription oder Recrutirung allmälig auf. Dadurch bleibt das Reich auf seiner einzig angreifbaren Seite in einem immerwährenden Vertheidigungsstande; auch ersetzt diese lebendige Militairmauer den Mangel an Festungen, von denen Rußland keine von ausgezeichneter Wichtigkeit besitzt. Oberbefehlshaber aller Militaircolonien im Reiche war bis zum Tode Alexanders der General Graf Araktschejeff; Chef des Generalstabs der Militaircolonien ist Generalmajor Kleinmichel. Im Jan. 1824 wurden dem Oberbefehlshaber der Militaircolonie auch alle Militaircantonisten bei den Militairwaisenschulen (in welchen nach Lancaster's Methode Lesen, Schreiben, Rechnen gelehrt und ein Soldatenkatechismus erklärt werden soll) untergeordnet. Von diesen Militaircantonisten tritt jedes Jahr eine bedeutende Zahl in den Waffendienst der an die Stelle der ackerbautreibenden Soldaten gerückten Reservemänner ein. In die Stellen dieser Cantonisten rücken dann die Knaben nach u. s. w. Die militairische Erziehung ist die eigentliche Stütze dieses Systems, das dem Bauer seine bisherige Freiheit nimmt und ihn der Militairpolizei unterwirft. Zur Erziehung und Unterhaltung der Knaben und Cantonisten wird die Einnahme für die Recrutenquittanzen mit verwandt. Es hat nämlich der Ukas vom 29. Dec. 1823 den Gutsbesitzern in volksarmen Gouvernements erlaubt, sich bei Recrutenaushebungen von dieser Verpflichtung durch Geld loszukaufen, weßhalb 3500 Recrutenquittanzen, jede zu 2000 Rubel Papier, ausgefertigt werden, die dem Staate ein Eink. von 7 Mill. Rubel gewähren. Die Ausgaben für die Militaircolonien beliefen sich, nach dem Berichte des Oberbefehlshabers, im J. 1822 auf 4,962,475 Rubel, und die Ausgaben seit ihrer Organisation bis 1824 überhaupt auf 15,780,115 Rubel. Von den 6 Mill. Kronbauern sind 4 Mill. hinreichend, um die ganze Armee anzusiedeln. Dann würde Rußland neben seinem gegenwärtigen Heere von 8 — 900,000 M. (nach den Listen, nicht wirklich vorhanden) ein gleich starkes in seinen Colonisten haben, das aus der Reserve und den Cantonisten ununterbrochen und auf das Beste recrutirt werden kann. Es würde aber auch eine stets gespannte Herrscherkraft dazu gehören, um in einem Reiche, dessen Volksmenge gegenwärtig (mit Polen und Finnland) auf 53,768,000 Seelen sich beläuft, eine Masse von 2 Mill. Kriegern, die Herd und Familie haben, in der Zucht und Ordnung des militairischen Gehorsams zu erhalten. Seit dem Tode des Kaisers Alexander ist dieses System nicht weiter ausgedehnt, das Bestehende aber, unter der Leitung des Generals Diebitsch, erhalten worden. 1822 sah der Engländer Lyall die russ. Militaircolonien, und gab davon einen Bericht (a. d. Engl. übers., Lpz. 1824) in seiner „Reise durch Rußland" (London 1824).

Militairgrenze, ein Landstrich der östreich. Monarchie, von 860 □M. mit 990,000 Einw., welcher sich 227 Meilen längs der ungarischen und siebenbürgischen Grenzen, so weit sie das türkische Gebiet berühren, erstreckt und seine eigne militairische Verfassung hat, indem die Bewohner desselben stehende Soldaten und Bauern zugleich sind. Sie haben von dem Staate das erbliche Nutzeigenthum der Ländereien gegen die Bedingung gewisser Leistungen erhalten, worunter der Kriegsdienst obenan steht, und bilden einen ununterbrochen bewachten Grenzcordon gegen die Türken. Der Staat hat in dieser Einrichtung ein stets bereites Kriegsheer, das demselben in Friedenszeiten nichts kostet. Der wirkliche Stand des dienenden Grenzmilitairs beträgt in Friedenszeiten 45,000 M. In dem Kriegsjahre von 1815 belief es sich auf mehr als 62,000 M. Dieses geübte, disciplinirte Militair beschützt (ohne Sold zu empfangen) sein eignes Grenzland

sowol gegen feindliche Angriffe als auch gegen das Eindringen der Pest, und dient, gegen gewöhnlichen Sold, seinem Staate als Krieger gegen andre Länder. Stark von Körperkraft, ausdauernd in Beschwerden und Noth, voll Liebe zum Vaterlande und Fürsten, von Ehrgeiz beseelt, von frühester Jugend an die kriegerische Lebensart seiner Voraltern gewöhnt, lebhaft, feurig und talentvoll, mit dem Boden, den er betritt, bald vertraut, ein geschickter, gewandter Schütze, vereinigt der **Grenzer** alle Erfodernisse eines trefflichen Soldaten in sich. Im dreißigjähr., im östreich. Erbfolgekriege und im siebenjähr. Kriege wurden ihre Dienste wichtig; aber noch mehr leisteten die Grenzer in allen Türkenkriegen. Gleich im Anfange des franz. Revolutionskriegs erschienen 100,000 M. aus denselben im Felde. Nie ließen sie sich durch irgend eine Verführung zur Untreue gegen ihre Regenten bewegen. Die Militairgrenze hat auch eine ihrem Zweck gemäße militairische Einrichtung in Hinsicht auf ihre Verwaltung. Die höchste Provinzstelle ist das Generalcommando. Unter demselben stehen im Lande selbst die Regimentscommandos, welche die Districtsbehörden vorstellen und nicht nur alle rein militairische Verrichtungen leiten, sondern auch alle politische, ökonomische und Justizgeschäfte besorgen. Eingetheilt wird das östreich. Militairgrenzland in 5 Generalate, nämlich: 1) in das der beiden vereinigten Grenzprovinzen Karlstadt und Warasdin; 2) in das der kroatischen und der Banalgrenze; 3) in das peterwardeiner oder slavonische; 4) in das banater oder ungarische, und 5) in das siebenbürger Generalat. Die Größe der 4 ersten Generalate beträgt 610 □M.; die der siebenbürger Militairgrenze läßt sich, weil sie nur in einigen Gegenden reines Militairland, in den meisten übrigen aber völlig mit dem Provinziale vermischt ist, nicht wohl ausmitteln und wird auf 253 □M. geschätzt. An bewohnten Ortschaften wurden 1815 in allen 5 Generalaten 3 Festungen, 11 Städte oder sogen. Militaircommunitäten, die ihre eignen Magistrate haben, 24 Märkte und Stabsquartierorte, dann 1995 Dörfer gezählt. Unter dieser Zahl waren aber in Siebenbürgen allein 223 gemischte Märkte und Dörfer begriffen, welche zugleich von Provinzialisten bewohnt waren. In dem karlstädter und warasdiner Generalate sind die vorzüglichsten Orte: Karlobago, Zengh und Bellowar; in dem Banal-Generalate: Petrinia und Kostainicza; in dem peterwardeiner oder slavonischen Generalate: Alt- und Neugradiska, Peterwardein, Karlowitz und Semlin, wohin auch der District der **Tschaikisten** (s. d.) gehört; in dem ungarisch-banalischen Generalate: Pancsowa, Weißkirchen und Karansebes. In dem siebenbürger Generalate sind keine bemerkenswerthen Orte. Nächst dem Ackerbau und der Viehzucht ist der Wein- und Obstbau sehr ausgebreitet. Auch Flachs, Hanf und Taback werden gebaut. Der Färbersumach, die Färberscharte und der Bohnenbaum sind hier einheimisch und wachsen im Freien. Krapp, Waid, Saflor und Süßholz werden in einigen Districten häufig gezogen. An geschätzten Mineralien hat das Grenzland einen nicht minder großen Reichthum als an andern Naturerzeugnissen, und schon zu der Römer Zeiten war der Bergbau in verschiedenen Gegenden, vorzüglich im Banate und in der siebenbürger Grenze blühend; aber bis jetzt werden diese verborgenen Schätze wenig benutzt. Der Gewerbfleiß ist auf einer niedern Stufe; am stärksten werden die Flachsbereitung, die Spinnerei, Weberei, besonders die Färberei und die Verfertigung mannigfaltiger Holzwaaren betrieben. Die meisten Handwerker sind in den sogenannten Communitäten ansässig, wo auch fast durchgehends die Handelsleute wohnen, welche sich sowol auf den Waarenverkauf im Kleinen als auf den Großhandel legen. Außer 4 Hauptnationen, welche das Grenzland bewohnen, sind wenigstens noch ebenso viele Nationalverschiedenheiten unter den Einw. wahrnehmbar. Am zahlreichsten sind die Slawen. Diesen folgen die Walachen; dann kommen die Ungarn und Szekler und die Deutschen. Die Mehrzahl sind Anhänger der nicht unirten griech. Kirche. Fast ebenso stark

ist die Zahl der Katholiken. Auch finden sich Bekenner der griechisch-katholischen, der reformirten und lutherischen Kirche und Unitarier. Was die Geschichte der Länder der Militairgrenze betrifft, so gehörten sie in der Römerzeit theils zu Illyrien und Pannonia Savia, theils zu dem dacischen Reiche, und theilten die spätern Schicksale jener Gegenden. Sigmund von Ungarn machte durch die Errichtung des zengher Capitanats den Anfang der Militairgrenze. Noch mehr wurde diese Einrichtung fortgesetzt, als der ungarische König Ludwig II. seinem Schwager, dem Erzherzoge Ferdinand von Östreich, die festesten Plätze Kroatiens, um sie auf eigne Kosten gegen die Türken zu vertheidigen, übergeben hatte. Damals (in der Mitte d. 16. Jahrh.) scheint auch bereits die Grenze in 2 Hauptdistricte getheilt gewesen zu sein. Die kroatische Grenzprovinz war also die erste, welche entstand. Die übrigen Grenzländer in Slavonien, Ungarn und Siebenbürgen sind viel später entstanden; denn erst die Befreiung dieser bei der Wiedereroberung durchaus entvölkerten Provinzen von türkischer Gewalt, was durch den karlowitzer Frieden geschah, gab Gelegenheit zur weitern Ausdehnung einer Anstalt, die sich in Kroatien sehr nützlich bewiesen hatte. In keinem andern Districte Ungarns wächst wegen der großen Vertheilung des Grundeigenthums die Bevölkerung schneller, und doch stellt die Militairgrenze Östreichs Heeren in allen Kriegen sehr viele Recruten und wandern im Frieden viele junge Leute, die keinen Landsitz zur Ernährung einer Familie erlangen können, aus. Am spätesten entstand die siebenbürgische Militairgrenze. S. „Statistik der Militairgrenze des östreich. Kaiserthums", von Hietzinger (Wien 1822).

Militairische Schriftsteller. Für Kriegswesen und Kriegskunst hob seit der franz. Revolution eine neue Periode an. Sie läßt sich dadurch bezeichnen, daß nun ein höheres geistiges Leben die vorher meist nur mechanisch wirkende Kraft der Heere beseelt, und daß die Glieder derselben nicht mehr so, wie sonst, gedankenlos ihren Beruf verfolgen, sondern sich ihres Zwecks mehr bewußt sind. Dieses hat eine andre Methode ihrer kunstmäßigen Ausbildung nach sich gezogen. Hierzu kommen die mit dem Fortschreiten der Aufklärung verbundenen veränderten oder neuen Ansichten, Formen, Systeme und Maximen der Kriegführung, welche sämmtlich mehr das Denkvermögen in Anspruch nehmen. Eine sorgfältigere wissenschaftliche Ausbildung ist aber nicht nur für den Officier zur unerlaßlichen Bedingung seiner Brauchbarkeit geworden, auch von dem bloß gehorchenden Kriegsmann verlangt man einen höhern Grad geistiger Regsamkeit. Daher der lebendigere Verkehr, welcher sich unverkennbar in der Militairliteratur zeigt. Talentvolle, kriegserfahrene und denkende Köpfe aller Truppengattungen, besonders in den deutschen, französischen und britischen Heeren, wetteifern, helleres Licht über den Krieg und über Kriegskunst zu verbreiten. Sie unterwerfen den erlernbaren Theil einer strengern Durchsicht, um das Veraltete, Unzweckmäßige und Irrige zu entfernen, das Schwankende zu befestigen und vornehmlich die Theorien in bessern Einklang mit der Erfahrung zu bringen. Die Bildung unserer Zeit erfoderte nächstdem eine lichtvollere Darstellung der Ideen, eine vielseitigere Prüfung derselben, wodurch einestheils die Kriegssprache von dem Wuste fremder, unverständlicher und steifer Ausdrücke und Wendungen gesichtet, anderntheils eine angemessene, gründlichere Kritik gebildet wurde. Unter den neuesten Erscheinungen in der Militairliteratur begegnen wir zwar nicht vielen mustergültigen Schriften, jedoch vielem Guten und Brauchbaren. So hat uns 1) im Fache der Taktik und zwar für die Waffenlehre, der sächs. Oberst v. Rouvroy durch Fleiß und Vollständigkeit schätzbare „Vorlesungen über die Artillerie", und der preuß. Major Plümike eine gleiche verdienstvolle Arbeit, jedoch mit besonderer Beziehung auf das Geschützwesen des preuß. Heeres, geliefert. Des preuß. Majors v. Decker „Lehrbuch der gesammten Artilleriewissenschaft" erhielt, wie alle Schriften dieses

Verfassers, durch eine faßliche, gedrängte und lebhafte Darstellung, Beifall. Der würtemb. Artilleriemajor Breithaupt versuchte (in s. „Technischen Handbuch") ein noch nicht genugsam bestelltes Feld anzubauen und den angehenden Artilleristen gründlicher mit dem Material seiner Waffe bekanntzumachen. Bei der Wichtigkeit, welche die reitende Artillerie in unsern Tagen erlangt hat, ist es zu verwundern, daß darüber noch kein allgemein brauchbares Werk vorhanden ist, denn Element (den der preuß. Generalmajor v. Hoyer übersetzte) scheint den Gegenstand aus zu beschränkten Gesichtspunkten erfaßt zu haben. Der preuß. Generalmajor v. Rödlich lieferte (durch seine Übersetzung Vetturi's) einen willkommenen Beitrag zur kritischen Geschichte des Geschützwesens, und der Generalmajor v. Hoyer erwarb sich Dank für seine Übersetzung des noch immer als vorzüglich beachteten „Lehrbuchs der Artillerie" von Morla. Benzenberg machte neuerdings auf die wichtigen Versuche Hutton's über Artillerie (die Villantroy übersetzte) aufmerksam. Über das Minenwesen und den sogenannten unterirdischen Krieg hat der östr. Ingenieurhauptmann Hauser eins der gehaltreichsten Werke geschrieben. Endlich hat der preuß. Artillerielieutenant Burg (durch seine ungemein elegant ausgestattete „Geometrische Zeichnenkunst") allen Denen, welche artilleristische Gegenstände entwerfen oder darstellen wollen, ihr Geschäft auf das vortheilhafteste zu erleichtern gesucht. — 2) Für die eigentliche Truppenlehre, namentlich für die Reiterei, wurde die Militairliteratur durch die mustergültigen Schriften des Generals Gr. v. Bismark (s. d.) bereichert, was jener Truppe um so erwünschter sein muß, je schwankender die Ansichten über deren Verwendung u. s. w. wurden, seit ihr ein Seydlitz ermangelte und man der Artillerie und Infanterie eine überwiegende Aufmerksamkeit widmete. Ungewöhnliche Sachkenntniß, große Ansichten, Würde, Kraft und Eleganz der Darstellung zeichnen die Werke des Generals v. Bismark aus. Den Gebrauch und die Wechselwirkung aller drei Waffengattungen im kleinen Kriege hat der Major v. Decker lichtvoll, bündig und in echtem kriegerischen Geiste auf eine so glückliche Weise gezeigt, daß seine von Meistern empfohlene Arbeit mit entschiedenem Beifall aufgenommen wurde. Daß die sogenannten Reglements, wie sie in jedem Heere bestehen, über die reine Taktik, Stellungs- und Bewegungslehre der Truppen, zumal bei der großen Liebe zur Veränderung in Kleinigkeiten, nicht geeignet sind, gesunde und klare Grundsätze festzustellen, fühlten längst alle Taktiker, und daß allgemeine Grundsätze ebendarum täglich wünschenswerther sein, fühlt jeder Kriegsmann. Eine Unzahl Versuche wurden gemacht; unter die gelungenern dürfte Xylander's „Lehrbuch" gehören. Fast noch zahlreicher sind die Bemühungen, den Felddienst, den Mechanismus des kleinen Kriegs und die Taktik der leichten Truppen in Schriften anschaulich darzustellen. Insoweit dies nun möglich sein möchte, ohne dem kriegerischen Genie vorgreifen zu wollen, haben der Major v. Decker in gewohnter geistvoller Art, der würtemberg. Hauptmann v. Hügel kurz, faßlich, lehrreich und in einem edeln, einfachen Style (in seinem „Taschenbuche für Infanterieofficiere"), der dänische Hauptmann Krohn, der bairische Oberst Reichlin v. Meldegg und vorzüglich der preuß. General v. Valentini (in einer trefflichen Abhandlung) dargethan. — Will man 3) eine höhere Taktik annehmen und zugeben, daß sich der Geist der Kriegführung zum Theil aus einer Reihe Maximen erfassen lasse, so stehen hier unbedingt die Schriften des Erzherzogs Karl (dessen „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung der Feldzüge von 1796" und in der Fortsetzung durch die Feldzüge von 1799) oben an und sind vornehmlich durch die Verbindung mit mustergültigen kriegsgeschichtlichen Beziehungen ausgezeichnet. Hiernächst hat der preuß. General v. Valentini die jetzige Kriegführung in seinen „Abhandlungen über den Krieg, in Beziehung auf große Operationen ꝛc." (1821—24, 3 Bde.) mit sicherm umsichtigen Urtheil und reichem Geiste belehrend

entwickelt und mit interessanten historischen Betrachtungen begleitet. Ohne einer Meinung, selbst der eignen nicht, einseitig nachzuhängen, finden wir vielmehr hier die gangbaren, z. B. eines Jomini, Bülow, gehörig beleuchtet und gründlich widerlegt. Mit besonderer, oft zu weit getriebener Vorliebe für das römische Kriegswesen hat der franz. Generallieutenant Rogniat die Kriegskunst betrachtet, und wenn seine Meinungen in vielem Betreff der Anwendbarkeit gänzlich ermangeln, so enthalten wieder andre, trotz der häufig gefundenen Widersprüche, viel Beherzigenswerthes. (Sie sind von dem Major v. Decker auf deutschen Boden verpflanzt; damit sind zu vergl. H. v. Brand's „Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit rc. mit besonderer Hinsicht auf Napoleons Memoiren", Berlin 1824; auch ist Rogniat von einem bairischen Officier übersetzt und mit einem tüchtigen Gegner zusammengestellt worden.) Endlich beschäftigt der General v. Theobald (in s. „Kunst der großen Kriegsoperationen") den Denker durch manche treffliche Idee. — 4) Das Fach der Terrainlehre ist verhältnißmäßig noch am wenigsten mit Glück ausgefüllt worden. Wol finden sich hier und da zerstreut brauchbare Materialien; aber ein besonderes, das Ganze richtig und genügend erschöpfendes Werk wird noch immer gewünscht. Die Sache hat freilich große Schwierigkeiten, denn einmal ist man über die Hauptgrundlage der Terrainlehre, über die Idee einer Militairgeographie, nicht ganz einig. Die sogenannte allgemeine (physikalische) Geographie entspricht ihr bei weitem noch nicht, und genauere örtliche Beschreibungen für Kriegszwecke bleiben auf einer Seite unvollständig, wenn sie nicht mit genialem, scharfem und kundigem Blick aufgenommen würden, oder sie führen zu weit und würden unabsehbar. Hahnzog hat wenigstens versucht in s. „Lehrbuche", mit lobenswerthem Fleiß dies Gebiet zu betreten; allein die Terrainbeschreibungen in den Werken Lloyd's und des Erzherz. Karl stehen, wenngleich als Bruchstücke, unerreicht da. Auch ist des östr. Majors Greipel Werk brauchbar, und meisterhaft ist des Erzherz. Johann Beschreibung des schwierigen östr. Alpenzuges in dem Werk „Das Heer von Inneröstreich". Dann bleibt der Mangel einer allgemein anwendbaren, bequemen und leichten Bezeichnungsmanier, welche der Terrainlehre zu Hülfe kommen muß, ein zweites Hinderniß. Wol haben Lehmann das Aufnehmen zu militairischem Gebrauch und der Major v. Decker, durch Einführung des Reflectors, zu vereinfachen gesucht, zwar bleibt Lehmann's Bezeichnungsmanier in ihrer Grundidee noch immer unübertroffen; allein, anstatt ihre Anwendbarkeit zu erleichtern, verlor man durch zweckstörende Streitigkeiten darüber die Zeit und schadete der Sache. Ein ernstlicher Anfang in obiger Hinsicht ist zwar durch den preuß. Generallieutenant v. Müffling neuerdings gemacht worden; allein es steht noch dahin, ob sich der alte Schlendrian daran gewöhnen wird. — 5) Um die Befestigungslehre, um den Angriffs- und Vertheidigungskrieg der Plätze, haben sich der preuß. Major Blesson und der sächs. Artilleriemajor Aster durch sein vortreffliches „Lehrbuch" ein Verdienst erworben. Faßlichkeit und eine wohlgeordnete Darstellung ertheilen diesen Werken vor den meisten den Vorzug. So viel auch in dieser Wissenschaft geleistet wurde, ist im Ganzen wenig auffallend Neues erschienen; bedächtig suchte man zu verbessern. Der britische Obrist Douglas prüfte Carnot's System, dem ein berühmter Name etwas vorschnell eine Aufmerksamkeit erweckte, die ebenso schnell vorüberging. Für den Selbstunterricht wurde des kenntnißvollen General von Hoyer „Lehrbuch der Kriegsbaukunst" vorzüglich brauchbar gefunden. Der preuß. Oberst Seydel verbreitete, in seiner bekannten gemeinnützigen Weise, Nachrichten über vaterländische (preuß.) Festungen und Festungskriege, und der Major v. Bousmard mehre neue Ideen in seinem „Allgemeinen Versuch über Angriff und Vertheidigung fester Plätze". Pertuisier wagte den bisher betretenen Weg mehr zu verlassen und wollte sich dem Geiste der gegenwärtigen Kriegführung

näher anschließen. Xylander hat (durch eine Übersetzung der vom schwedischen General Virgins etwas weitläufig abgefaßten „Vertheidigung der Festungen im Gleichgewicht mit dem Angriff derselben") eine Menge origineller Ideen in Anregung gebracht. Der franz General Eickemeyer hat seinen „Neuen Grundsätzen der Kriegsbaukunst" durch beigefügte schätzbare geschichtliche Notizen besondern Werth gegeben. John May's „Betrachtungen über den beschleunigten Festungsangriff" (übers. vom sächs. Artillerielieutenant Bormann) geben Gelegenheit, einen in der neuesten Zeit vielfältig zur Sprache gekommenen Gegenstand mehr zu überdenken. Sehr klar und meist praktisch sind des franz. Ingenieurobristlieutenant Dufour's „Mémoires pour les travaux de guerre". Die preuß. Majors v. Ciriacy und Blesson bereicherten rühmlich die Geschichte des neuesten Belagerungskrieges. — 6) Überhaupt versuchten sich eine große Anzahl Militairs im Gebiete der **Kriegsgeschichte**. Wir müssen jedoch bemerken, daß kaum eine Feder mit der Klarheit und Gediegenheit, mit der Sicherheit und Schönheit schrieb, die wir an der Bearbeitung der Feldzüge von 1796 und 1799 (vom Erzherzog Karl) bewundern. Der Herr v. Plotho hat sich durch seine fleißige Sammlung der Kriegsereignisse während der Feldzüge der Verbündeten in Deutschland und Frankreich 1813 und 1815 den Namen eines Archivarius dieser Kriege erworben. Ungemein interessant und aus den sichersten Quellen geschöpft sind die Aufschlüsse, welche der preuß. Generalmajor v. Seydlitz in seinem „Tagebuche", vorzüglich über den Wendepunkt des russischen Kriegs 1812 und 1813 gibt. Große Aufmerksamkeit, wegen des Antheils Preußens an dem Befreiungskriege überhaupt, erregten des Generals v. Müffling (C. v. W.) Schriften; Herrn v. Jomini hat man Einseitigkeit bei seinen kriegsgeschichtlichen Arbeiten vorgeworfen. Der General Vaudoncourt, einer der fruchtbarsten franz. Militairschriftsteller, ist einseitig, urtheilt bisweilen ins Schiefe und Breite, und schadet durch beißigen Ton dem kriegskünstlerischen Werthe seiner Leistungen; vorzüglicher ist des Marquis de Chambray Werk über den russischen Krieg 1812, welches der Hauptmann Blesson übersetzte. Die Feldzüge des Kaisers Napoleon in Deutschland, Italien und Polen im J. 1809 hat General Pellet 1824 darzustellen angefangen, deutsch vom General v. Theobald. Zur Kriegsgeschichte der J. 1813 u. 1814 gab der kundige C. v. W. einen Beitrag, der vorzüglich den Feldzugsplan überhaupt und die Operationen der schlesischen Armee betrifft (Berlin 1824, 2 Thle.) und widerlegt durch s. „Napoleons Strategie im Jahr 1813" Pellet's Ansicht. Des Bataillonschefs Koch „Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814" (Paris 1819 fg.) sind das beste Werk in Frankreich über diesen Feldzug. General Gourgaud's Feldzug von 1815 ist zur Vergleichung unentbehrlich. Jones's „Geschichte des spanischen Kriegs von 1808—14" blieb bis jetzt ein Hauptwerk über denselben, wiewol in einzelnen Partien Gouvion St.-Cyr's „Tagebuch der Operationen in Catalonien" und Lapène's „Feldzug von 1814" (vorzüglich wegen der Ereignisse von Toulouse) recht lehrreich sind. Vignolle's „Historischer Abriß der Feldzüge von 1813 und 1814 in Italien" ist bei dem Wenigen, was darüber erschien, nicht zu übersehen. Der würtemb. Hauptmann Kausler, der viel und mit guter Auswahl übersetzt, übertrug auch Math. Dumas's (mehr politisch-militairische) Schriften. Der preuß. Hauptmann Bennike widmet sich mit großem Erfolge dem kriegshistorischen Studium der Alten. Was die Geschichte einzelner Armeen betrifft, so nennen wir vorzüglich die „Denkwürdigkeiten zur Charakteristik der preuß. Armee unter Friedrich II." (Glog. 1826). — Namhaft ist die Zahl der **Bildungsschriften** für den angehenden Krieger. Ihm zeitgemäßere Ansichten über den wahren Geist seines Standes und Berufs zu geben, ihn auf einen höhern Standpunkt der Sittlichkeit und Aufklärung zu heben, ihn aber auch vor allen Ideen zu warnen, die Wahn und Un-

verstand herausfaseln und welche zu nichts führen, als ihn über seine Pflichten unsicher zu machen, das bleibt ein rühmliches Bemühen, es erscheine, wo und mit welchem Erfolge es wolle. Trafen also auch nur Wenige so glücklich den rechten Ton, wie der Major v. Decker (in seinem „Lehrbuche für Unterofficiere und Soldaten"), und sprachen sich gleich nicht Viele so vortrefflich über Kriegerbildung im Allgemeinen aus wie Oberst Reichlin v. Melbegg, oder wie der Verf. des Buchs: „Der Krieg für wahre Krieger", oder der königl. sächs. Generallieutenant v. Gersdorff in s. „Vorlesungen über militair. Gegenstände" (Dresden 1826), so wurde guter Wille dennoch nicht verkannt. Auch über den Kriegshaushalt gab der preuß. Generalintendant Ribbentrop mit großer Sachkenntniß in seinem „Archive", willkommenen Aufschluß, nur bedauert man die fragmentarische Form; der russ. Generallieutenant und Finanzminister v. Cancrin aber gab uns ein Hauptwerk: „Über Militairökonomie im Frieden und Krieg und ihr Wechselverhältniß zu den Operationen" (Petersburg, 3 Bde.). Auch ist des königl. bair. Oberfeldstabsarztes Dr. G. F. Eichheimer „Umfassende Darstellung des Militairmedicinalwesens" (Augsburg 1824, 1. Bd.) auszuzeichnen. — Zur Verbreitung und Berichtigung neuer Ideen tragen wesentlich einige gute militairische Zeitschriften bei. Der östreichischen gesteht man den Vorzug zu, doch wetteifert mit ihr die preuß. „Militairliteraturzeitung". Möchten sich beide auch fernerhin in ihren Beurtheilungen auf der wagerechten Linie, die gleich weit entfernt von beißiger Tadelsucht wie von seichter Lobewuth liegt, erhalten und den Ton beibehalten, welcher der Würde des Gegenstandes allein angemessen ist. Gehaltvolle Aufsätze liefern die Kriegsschriften der bairischen Officiere, die „Denkwürdigkeiten für Kriegskunst und Kriegsgeschichte" einiger preuß. Officiere des Generalstabs, das „Militairische Taschenbuch", Mauvillon's „Militairische Blätter" u. a. m. Die „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs", vom Major v. Decker, Ciriacy und Blesson gegründet, verspricht Vorzügliches. Endlich erwähnen wir, daß der Bataillonschef Doisy in s. „Essai de bibliologie militaire" (Paris 1824) die Herausgabe einer systemat. Militairbibliothek angekündigt, und daß Carrion-Nisas durch s. „Essai sur l'histoire générale de l'art militaire etc." und des königl. preuß. Lieut. J. F. v. Rumpf „Allgemeine Literatur der Kriegswissenschaft" (Berlin 1825, 2 Bde.) dieses Feld der Literatur angebaut haben. Doch befriedigt die glänzende Darstellung in jenem Essai nicht ganz und bleibt an Gründlichkeit hinter Hoyer's „Gesch. der Kriegskunst" zurück. 5.

Militairökonomie. Da die politische Sicherstellung eines Staates gegen andre Staaten hauptsächlich auf seiner Streitkraft beruht, und da wieder von der Quantität und Qualität derselben ihre Wirksamkeit abhängt, wobei eine genaue Wechselwirkung stattfindet, so muß es eine der wichtigsten Sorgen des Staates sein, jene Kraft sowol in der vollständigsten und tüchtigsten Verfassung, als auch in kunstmäßiger Fertigkeit und Übung zu erhalten, damit sie jeden Augenblick ihren Zweck erfüllen könne. — Das Fach der Staatsverwaltung, welches insbesondere die Aufbringung und den Unterhalt der Streitkräfte umschließt, oder das der Militairökonomie, zerfällt in zwei Theile. Zur Aufbringung gehört: Recrutirung, Remontirung, Ausrüstung, Flotten- und Festungsbau u. dgl.; zum Unterhalt gehört: Verpflegung, Besoldung, Unterbringung, Ausbesserung des Schadhaften, Versorgung der Kranken und Verwundeten oder Kriegshospitalwesen u. s. w. Der erste Theil hat weniger Schwierigkeiten, sobald nur Geld genug vorhanden ist, und wird seit Sully's Zeiten bedeutend durch Mitwirkung von Lieferanten oder Unternehmern, wie auch da besonders erleichtert, wo an die Stelle der Anwerbung allgemeine Dienstpflichtigkeit, Aufgebot des ganzen streitbaren Theils der Nation, Conscription, Landwehr, oder ein ähnliches Institut aus ältern Zeiten, getreten ist, und die Mannschaft etwa noch nebenbei veranlaßt wird,

sich selbst auszurüsten. Weit schwieriger ist dagegen der zweite Theil seit der Aufstellung immer zahlreicherer Streitmassen, seit Einführung der stehenden Heere und der Vermehrung des Geschützes, geworden; er erfodert für sich ein eignes wohlgeordnetes Maschinenwerk, dessen Getriebe und Räder in der ununterbrochensten Thätigkeit erhalten werden müssen, wenn nicht das Heer beim geringsten Stocken in seiner Wirksamkeit gehemmt und bald ganz aufgelöst werden soll. — Mit den veränderten Systemen der Kriegführung mußten sich nothwendig auch die Systeme und Formen der Militairökonomie verändern, aber durch alle Zeiten hindurch treten im Kriege zwei Hauptsysteme, das Requisitions- und Magazinsystem, hervor. Das erstere besteht darin, daß man den jedesmaligen Bedarf des Unterhalts der Truppen aus der Gegend entnimmt, wo man sich eben befindet. So verfuhr man in den ältesten Zeiten; schon Gideon requirirte, Achilles fouragirte. Ersterer wußte seinen Foderungen sogar durch Geißelung und Erwürgen der Municipalitäten von Suhot und Pnuel Nachdruck zu geben. Später kommt dies System unter mancherlei Modificationen vor, aber die Ausbildung desselben war unsern Tagen durch die Franzosen vorbehalten. Die Bequemlichkeit der Sache für den Kriegführer, das Ansprechende der Idee für den Kriegskünstler, scheinen ihm Vorzüge zu geben; allein man hoffe ja nicht, sie so in der Wirklichkeit wiederzufinden. Einmal findet das Heer nicht allenthalben, was und wieviel es bedarf, bleibt mithin dem Mangel gar oft ausgesetzt; dann werden ganze Gegenden, zum großen Verderben des Kriegsführers selbst, vor der Zeit rein ausgesogen. Auch kann die Ablieferung der Bedürfnisse nicht immer in der erfoderlichen Zeit erfolgen, und die willkürliche Entnahme derselben gleicht einer Plünderung, ist mit Verwüstung verbunden. Die Form des Systems ist weit gehässiger, ist mit unerträglichen Bedrückungen verknüpft und erbittert die Einwohner, was stets höchst nachtheilig auf die Krieger zurückwirkt u. s. w. — Als durch die Unzulänglichkeit des damals üblichen Requisitionssystems Karl V. sein Heer, welches Frundsberg in Italien führte, um Philipp in Mailand gegen den Papst beizustehen, beinahe verlor und etwas Ähnliches eintrat wie jüngst auf dem Feldzuge der Franzosen in Rußland, legte der Kaiser 1546 in Regensburg die ersten Magazine von Getreide und Fütterung an, führte Proviantmeister ein, verbesserte die Feldbäckereien u. dgl., um in dem bevorstehenden schmalkaldischen Kriege nicht wieder in solche Verlegenheit zu kommen. Seit dieser Zeit entstand das Magazinsystem, ein besonderer Proviantrain und eine ganz andre Einrichtung, den Unterhalt der Truppen zu sichern. Man wählte zweckmäßig gelegene Orte auf dem Kriegsschauplatze aus, kaufte Vorräthe aller Art auf oder ließ sie zusammenbringen und versah von hier aus mittelst des Proviantfuhrwesens die Truppenabtheilungen. Hierdurch schien bei gehörigem Überschlage dem möglichen Mangel und seinen Folgen vorgebeugt und der Soldat nicht mehr in die traurige Nothwendigkeit versetzt zu sein, von den Einwohnern allein zu zehren. Die Sorge für den Unterhalt der Heere ward nun die erste für den Kriegführer; man glaubte nach und nach gar keinen Krieg mehr ohne Magazine führen zu können, und auch die kleinere, innere Ökonomie in den seit Einführung der Miethtruppen und Söldner regelmäßiger abgetheilten Regimentern und Compagnien bildete sich sorgfältiger aus. Die Hauptleute, welchen im Frieden die Versorgung ihrer Soldaten mit den ersten, dringendsten Bedürfnissen, ja sogar die Werbung anvertraut war, bewirthschafteten ihre Compagnien mit dem Eifer, welchen Landwirthe auf ihre Güter verwenden, und man befand sich besonders im Frieden ziemlich wohl dabei. — Es liegt aber am Tage, daß dieses System seine Anwendbarkeit verlieren mußte, sobald die Kriege nach raschern, strategischen Formen, nach kühnern Entwürfen geführt wurden. Durch das Magazinsystem werden die Bewegungen des Heeres an dessen Vorräthe gebunden und es hängt sich ihm ein unermeßlicher Troß wie Blei an die Füße. Die-

ser Troß ist tausend Hindernissen und Zufälligkeiten, besonders bei übler Jahreszeit und schlechten Wegen unterworfen; er ist bald im Wege, bald nicht zur rechten Zeit da, wenn man seiner bedarf. Bei Rückzügen fallen die Magazine dem Feinde in die Hände, oder sie müssen zerstört werden; auch vermehrt ihre Anlage die ersten Kosten des Kriegs bedeutend. Man ging daher seit dem Revolutionskriege nach und nach ganz von diesem Systeme ab und zu dem Requisitionssysteme wieder über, hat aber auch einsehen lernen, daß keins von beiden ausschließlich anwendbar ist, daß letzteres auch einer wandelnden Magazineinrichtung bedarf und daß beide mit einander verbunden werden müssen, je nachdem es die Beschaffenheit und der Reichthum oder die Unwirthbarkeit der Länder, in denen man Krieg führen will, erfodern. In Deutschland reichte das Requisitionssystem länger aus, in Spanien und Rußland verhungerte man dabei. Ebenso wenig konnte die innere Ökonomie der Compagnien den Hauptleuten überlassen bleiben, welche sie bei fortwährenden Kriegen und immer mehren Auslagen nicht mehr zu bestreiten vermochten. Der Staat übernahm sie daher ebenfalls, ordnete sie den Bedürfnissen der Zeit und den Foderungen der Kriegskunst angemessener und suchte Zweckmäßigkeit mit Ersparniß zu verbinden. Dahin wirkt das jetzige Kriegsverwaltungswesen bald unter der Leitung von General- und Unterintendanten, bald besonderer Commissionen und trifft auch noch die wesentliche Verbesserung, daß bei ausbrechendem Kriege die sogenannte Mobilmachung weniger Zeit und Umstände erfodert, als sonst. Östreich hat eins der ausgebildetsten Militairökonomiesysteme aufgestellt. Man kann sich über alle sonst und neuerdings angenommene Grundsätze der Militairökonomie näher unterrichten aus des russ. Generallieutenant v. Cankrin Werk „Über Militairökonomie im Frieden und Krieg und ihr Wechselverhältniß zu den Operationen" (Petersburg 1820, 3 Bde., 4.), unstreitig das Hauptwerk, und aus Ribbentrop's „Archiv für die Verwaltung des Haushalts bei den europ. Heeren zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen über diesen Gegenstand" (Berlin 1818 und 1819), sowie P. A. Odier's (ehemal. Revueinspector) „Cours d'études sur l'administration milit." (gehalten vor den Officieren des Generalstabes in Paris) (Paris 1824, 7 Bde.). Über die Literatur der Militairökonomie &c. erschien von einem Ungenannten ein Werk, Leipz. 1826. 5.

Militairschulen. Man muß Militairakademien von Cadettenhäusern und Militairspecialschulen unterscheiden. Die Militairakademie ist eine höhere Lehranstalt für die wissenschaftliche Bildung angehender Officiere. Der Unterricht wird von Professoren und Officieren in akademischer Form ertheilt; denn man setzt die nöthigen Vorkenntnisse in Sprachen, Geschichte, Mathematik, Erdbeschreibung und mechanischen Grundfertigkeiten, sowie ein schon entwickeltes Fassungsvermögen voraus. Außer den eigentlichen Militairwissenschaften, mit besonderer Rücksicht auf den Dienst im Felde, werden aber auch insbesondere Kriegsgeschichte, militairische Geographie und neuere Sprachen gelehrt. Gewöhnlich befinden sich Militairakademien in Residenz- oder Hauptstädten, wo es weder an Lehrmitteln, noch an Gelegenheiten zur praktischen Heer- und Waffenkenntniß fehlt; auch haben die Anstalten eine militairisch-disciplinarische Einrichtung. Wäre dies nicht der Fall, so würde es unstreitig zweckmäßiger sein, den Vortrag der Militairwissenschaften einer besondern Facultät bei den Universitäten zu übertragen, wodurch die allgemeine wissenschaftliche Bildung in eine innigere Verbindung mit der besondern käme. Zu den Militairspecialschulen gehören die Artillerie- und Ingenieurakademien, welche gewöhnlich in Einer Anstalt vereinigt sind. Der Unterrichtsplan derselben ergibt sich aus dem Begriffe des Artillerie- und des Geniewesens. (S. Artillerie- und Ingenieurwissenschaften.) Cadettenhäuser sind militairische Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, in welchen Officiersöhne und gewöhnlich adelige Jünglinge, auf Kosten

des Staats, unter militairischen Formen, in den gewöhnlichen Schulkenntnissen überhaupt, in den obern Classen aber insbesondere für den Dienst im Felde unterrichtet und in dem Gebrauche der Waffen geübt werden. Sie vereinigen mehre Zwecke: 1) als Freischulen für die Söhne des ärmern Adels, insbesondere der Officiere; 2) als Elementarschulen, indem die Knaben die ersten Anfangsgründe der Sprachen, der Realkenntnisse und der mechanischen Fertigkeiten darin erlernen; 3) als Kriegsschulen, indem die Zöglinge, gewöhnlich schon vom 10., 12. Jahre an, als Soldaten reglementsmäßig verpflegt, gekleidet und an militairische Ordnung gewöhnt, dann aber auch bis zum 17., 18. J. in Allem, was der Subalternofficier, vorzüglich bei der Infanterie, nothwendig wissen muß, unterrichtet werden. Dieser dreifache Zweck erschwert ihre Einrichtung: denn pädagogische Grundsätze und militairische Formen lassen sich nur unter einer sehr einsichtsvollen Leitung zweckmäßig verbinden, sodaß jene nicht im Zwange eines nothwendigen Mechanismus ersticken, diese nicht für die Jugend einen Maßstab aufstellen, der nur für Erwachsene berechnet ist, oder, im entgegengesetzten Falle, selbst in bloßes Formenspiel ausarten, wo der Jüngling leicht die Außenseite als Hauptsache ansieht und den Ernst seiner Bestimmung über das Soldatenwesen im Kleinen vergißt. Eine zweite Schwierigkeit betrifft die geistige Bildung. Jünglinge, die 6—7 Jahr in Einem Hause, unter denselben Verhältnissen, von den Elementen der allgemeinen Schulbildung an bis zu den wissenschaftlichen Grundsätzen ihres männlichen Berufs, nach einem Mechanismus unterwiesen werden, fühlen gewöhnlich in den obern Classen Ermüdung, und blicken nicht mit frischem Geiste in die Begriffswelt, welche dort vor ihnen sich öffnen soll; sie bringen in dieselben mehr die Sehnsucht nach baldigem Verlassen des Hauses und nach der Officiersuniform mit, als den lebendigen Sinn für neue, tiefer begründete Erkenntniß. Auch wird in diesen Classen entweder Alles auf eigentlichen militairischen Unterricht, der oft nur Gedächtnißwerk ist, beschränkt, oder der ungeduldige Jüngling macht ihn zu seiner Hauptsache, weil der höhere Sprach- und Sachunterricht ihm als zu schwer, d. i. die Denkkraft zu sehr in Anspruch nehmend, oder als unnütz zu seinem Officieravancement erscheint. Die dritte Schwierigkeit ist moralischer Art. Die Mehrzahl der Jünglinge in diesen Freischulen besteht aus armen Knaben, oft aus Waisen, deren erste Erziehung nicht selten vernachlässigt war. Unter ihnen regen sich daher wenig Vorstellungen von geistig-edler Bildung, die ihnen früheres Beispiel oder Unterricht eingeflößt haben könnten. Haben auch Einige solche Vorstellungen empfangen, so verlieren sie sich unter der Menge, oder stehen zu einzeln, um auf den Geist der übrigen einzuwirken; noch weniger können sie selbst durch vielseitig edlere Anreizung von Andern erregt und erhoben werden. Mit einem Worte: in solchen Schulen herrscht nicht selten ein beschränkter Blick und ein gemeiner Ton; in jedem Falle aber ist einseitige Bildung, welche Standesvorurtheile oder Kastengeist zur Folge hat und den Krieger der bürgerlichen Welt entfremdet, nicht zu verkennen. Daher war sonst der Officier, wenn er nicht nach dem Cadettenhause eine höhere Lehranstalt besuchte, oder sonst in günstigen Verhältnissen lebte, in der formalen geistigen Bildung gewöhnlich hinter dem gebildeten bürgerlichen Mittelstande zurückgeblieben. Der vieljährige, von früher Jugend an und im lange dauernden Subalterndienste erlernte Mechanismus lähmt nämlich bei mittelmäßigen Anlagen die geistige Selbstthätigkeit, auf welcher die edlere Bildung mit beruht. Aber eben jene Entfremdung ist anderntheils dem neuern Heerwesen günstig gewesen, insofern dieses, von dem Volksleben, dem Zeitgeiste und der öffentlichen Meinung geschieden, eine todte Kraft vorstellen sollte, die nur durch den Geist und Willen des Feldherrn belebt wurde. Soll dagegen das Heer ein Nationalheer sein, so darf die Officiersbildung nicht einseitig, sondern sie muß national sein. Sie wird dies, wenn Bürger und Officier Eine

Grundbildung erhalten, wo bei jenem die gymnastische Bildung den kriegerischen, bei diesem die geistige Bildung den zeitgemäßen Charakter annimmt. Daß übrigens Cadettenhäuser nicht ausschließend Feldherren oder tapfere Krieger bilden, lehrt die Geschichte aller Völker. Rom und Griechenland kannten sie nicht. Frankreich hat sie eingeführt, daher ihr Name. Man hatte bereits in mehren Residenzen Cadettencompagnien, als Ludwig XV. zuerst 1751 eine **école royale militaire** für 500 junge Edelleute vom 8. — 11. Jahre an gründete. Die Grundeinrichtung derselben ist im Wesentlichen bei allen ähnlichen Anstalten dieselbe geblieben. (S. „**Recueil d'édits, déclarations, réglemens et ordonnances du roi, concernant l'hôtel de l'école roy. milit.**", Paris 1762.) Als wesentliche Verbesserungen der Militairschulen überhaupt sehen wir folgende an: 1) wenn Vorbereitungsschulen und Specialschulen getrennt werden; 2) wenn jene eine rein pädagogische, diese eine akademische Einrichtung erhalten, wobei der Mechanismus des Hauswesens, aber bloß dieser, militairische Form haben kann; 3) wenn beide in ihrem Unterrichtsplane erweitert werden, sodaß in den Cadettenschulen der Jüngling bis zum 16. und 17. Jahre auf 4 oder 5 Unterrichtsstufen Alles lernt, was man Gymnasial= oder encyklopädische Grundbildung nennt, mithin Sprachen und Sprachfertigkeiten; Geschichte, Erdbeschreibung und Literatur; Arithmetik und Geometrie; Kunstfertigkeiten, wie Aufnehmen, Zeichnen, Reiten, Fechten, Tanzen, Schwimmen, Rudern rc., kriegerische Gymnastik insbesondere. Die militairischen Specialschulen aber sollten in wahre polytechnische Schulen umgebildet werden, wie die pariser war seit 1796 (s. d. Journal „Frankreich" vom J. 1797, St. 1.), und aus verschiedenen Abtheilungen bestehen, nach den verschiedenen Zweigen des auf mathematischen Grundkenntnissen beruhenden Staatsdienstes, als: des Infanterieofficierdienstes; des Artillerie= und Ingenieurwesens; des Bergbaues; des Straßen=, Wasser= und Brückenbaues; der bürgerlichen Baukunst; der Cameralwissenschaft. Hieraus würde sich 4) folgende Verbesserung ergeben, daß in beide Anstalten Jünglinge aus allen Ständen, die für den höhern Staatsdienst sich bilden sollen, aufgenommen werden könnten, wo der Staat für die ärmern und fähigen Söhne verdienter Ältern Freistellen, für alle übrige aber Koststellen errichtete, und wenn unter jenen nicht gehörig zur Aufnahme Vorbereitete sich befänden, diesen in irgend einer Volkselementarschule, oder auch abgesondert, den nöthigen Unterricht, bis sie zur Aufnahme in die Cadettenschule reif wären, angedeihen ließe. Zu den vorzüglichsten Militairschulen in Deutschland gehören die östreichischen, preußischen, sächsischen und bairischen Cadettenhäuser und Militairakademien. (S. u. a. des Grafen von Kinsky „Allgem. Principien zur öffentlichen und besonderen Militairerziehung", Wiener. Neustadt 1787.) Die russischen Militairerziehungsanstalten haben unter der Leitung des berühmten Generalmajors v. Klinger wichtige Verbesserungen erhalten.

Militairverfassung nennt man die Einrichtung, die ein Staat seinen Heeren hauptsächlich in folgenden drei Hinsichten gibt: 1) Verhältniß der Stärke des Heers zu den Kräften des Staats; 2) Grundsätze der Ergänzung; 3) allgemeine Form der Streitmittel, Zucht rc. Leider hat die Masse von Soldaten, welche Frankreich seit 1792 ins Feld stellte, bisher fast alle europäische Herrscher genöthigt, die erstgedachte Rücksicht ganz außer Augen zu setzen, und erst späterhin hat man an den Militairetat denken können, um die Überspannung der ungeheuern Armeen — deren erhöhten Kriegsetat man überall beibehält — möglichst mit dem Zustande der erschöpften Länder zu vereinigen. Es hat daher die zur augenblicklichen Verstärkung der Heere bestimmte leichte Landwehr so großen Beifall gefunden, daß sie an vielen Orten als bleibend in den Staatsorganismus aufgenommen worden ist. Unter welchen Formen man nun auch die

Streitkräfte aufstellen möge, so gilt doch dafür der allgemeine Grundsatz, daß jede Militairverfassung wesentlich nur darauf gerichtet sein könne, die Aufstellung einer hinlänglichen Macht gegen äußere Gefahr mit der möglichsten Schonung der innern Verhältnisse zu vereinigen: eine Aufgabe, die bei dem jetzigen Stande der Heere immer schwierig bleibt, übrigens aber der verschiedensten Modificationen fähig ist. Da natürlich der verschiedene Stand der Bildung, der häuslichen und öffentlichen Einrichtungen, selbst die Landes- und Volksart verschiedene Maßnehmungen erheischen, so haben wol z. B. Diejenigen, die als einziges Heil allgemeine, unbedingte Verpflichtung zum Kriegsdienst anpreisen und dabei Sparta und Rom fortwährend im Munde führen, wahrscheinlich vergessen, daß die Spartaner ihre Heloten, die Römer Sklaven hatten, die in des Hausherrn Abwesenheit, eingeschüchtert wie sie waren, auch unter dem Regimente einer Frau ihre Pflicht thaten und den Boden bebauten, sodaß die Arme der Bürger und ihre Aufsicht zur Noth entbehrt werden konnten. Je weiter der wahre oder eingebildete Bedarf an Streitmitteln das Maß Dessen überschreitet, was der Staat eigentlich leisten kann, desto schwieriger wird auch die Feststellung der Ergänzung sein, und der Sache nach wird, wie die Dinge jetzt stehen, die Conscription doch beibehalten werden, wenn auch unter andern Benennungen, da die Werbung, bei der gegenwärtigen Stärke der Heere, viel zu kostspielig und in keinem Falle hinreichend sein würde. Was endlich die Formen der Militaireinrichtungen, die Kriegszucht 2c. betrifft, so versteht es sich auch bei ihnen von selbst, daß nur da etwas Ersprießliches zu hoffen sei, wo das Naturell des Volkes und seine Eigenthümlichkeiten berücksichtigt werden; denn ein russisches Heer bedarf andrer Einrichtungen und Zuchtgesetze als ein preußisches, und Kroaten und Tyroler mögen nicht in Linienregimenter gesteckt sein, wie dies bei jenen Joseph, bei diesen Baiern, zu ihrem Nachtheil erfuhren.

Militairwissenschaften umfassen alle Kenntnisse, die zur Führung des Kriegs erfodert werden. Es gibt davon schon mehre encyklopädische Übersichten von Cancrin, Auracher, Krug u. A. m., die theils sehr gelehrt, theils überladen sind. Das Wesentliche folgt aus dem Begriffe der Sache selbst. Krieg ist der durch Waffengewalt zu entscheidende Streit zweier oder mehrer Völker. Da jede Partei ihre Foderungen von der andern anerkannt wissen will, so hat der Krieg keinen andern Zweck als Vernichtung des Feindes in der Art, daß dem Sieger noch ein Rest von Kräften bleibt, um seinen Vortheil zu benutzen. Jeder Staat muß sich immer in der Lage befinden, einen Krieg mit Nachdruck führen, ja sich gegen die Übermacht behaupten zu können, wozu Vorbereitungen nöthig sind, die, in ihrer Allgemeinheit aber zur Staatsverwaltung überhaupt gehörend, gewöhnlich unter dem Namen Kriegsverwaltungskunst begriffen werden, obwol dieses Wort keinen deutlichen Begriff der Sache gibt. Wir übergehen sie daher, wie auch die sonst dahin gerechnete Heerversorgung (vgl. **Militairökonomie**), da beide jetzt nicht eigentlich Gegenstand des wissenschaftlichen Studiums zu sein pflegen. Vor Aufzählung der Kriegswissenschaften im engern Sinne mag noch des in unsern Tagen oft zur Sprache gebrachten Unterschiedes zwischen Taktik und Strategie gedacht werden, obwol selbst die genaueste theoretische Feststellung desselben niemals praktischen Nutzen gewähren wird. Wenn man unter Strategie, dem Sinne des Wortes nach, überhaupt die Kunst des Feldherrn, d. i. die Kriegführung begreift, so ist dies ganz richtig; aber ebenso gewiß ist es, daß sie in diesem Sinne nie ein Theil der erlernbaren Kriegswissenschaften sein könne. Will man sie aber, wie häufig geschehen, zur Theorie einer gewissen Art von Bewegungen machen und auf diese Weise von der Taktik unterscheiden, so ist dies ein vollendeter Irrthum, und der geistreiche Verf. des „Kriegs für wahre Krieger" hat sehr Recht, wenn er sagt: „Wer mit Bülow meint, daß Strategie außerhalb, Tak-

tik innerhalb der Schußweite liege, der weiß nicht viel". Sowie der Zweck der Schlacht Sieg, der Zweck des Sieges Vernichtung des Feindes ist, so wird auch durch die Taktik der Sieg, durch die Strategie der allgemeine Kriegszweck erreicht, und jene verhält sich zu dieser wie das Besondere zum Allgemeinen, das Niedere zum Höhern. In Gemäßheit dieses Unterschiedes bekommt denn auch das beliebte, oft gemißbrauchte Beiwort: strategisch, Bedeutung. Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen wird die folgende Aufzählung der eigentlichen Kriegswissenschaften (mit Ausschluß der Vorbereitungswissenschaften) vollkommen deutlich sein. 1) Taktik, d. i. die Lehre von der Ausbildung, Aufstellung und Benutzung der Truppen zum Gefechte. Sie zerfällt a) in die Waffenlehre. Hierher gehört die Lehre vom Geschütz, Artillerie, von dem kleinen Feuer und von den blanken Waffen. Wer sich dem Artilleriedienste widmet, muß natürlich die erstere vorzugsweise in allen ihren Theilen studiren; für den Officier der übrigen Waffen reichen die Kenntnisse von der Einrichtung und dem Gebrauche der Geschütze hin; b) in die niedere oder Elementar-Taktik. Sie handelt von der Ausbildung des Soldaten und den Heerbewegungen und wird durch die bei jeder Armee vorhandenen Reglements bestimmt; c) in die eigentliche Taktik, d. i. die Lehre von der Aufstellung und Anwendung der Truppen im Gefechte, vom Gebrauche der verschiedenen Waffengattungen. Es läßt sich damit bequem die Lehre von der Auswahl und Anordnung der Läger, Castrametation, verbinden, obwol sie seit Einführung des Requisitionssystems fast ganz außer Anwendung gekommen; auch schließt sich die Pontonierwissenschaft gewissermaßen hier an, insofern sie nicht Hauptstudium für Den ist, der diesen Dienst wählt. Zu bemerken ist noch, daß Einige auch eine höhere Taktik angenommen haben, die aber mit der Kriegführung fast gleich ist. 2) Terrainlehre: Lehre von der richtigen Erkenntniß und zweckmäßigen Benutzung der Erdoberfläche im Kriege. Die jetzige Taktik weiß zwar ehedem gefürchtete Terrainhindernisse kühn und leichter zu überwinden, aber darum nun die Terrainkenntniß weniger berücksichtigen wollen, würde völlige Unkunde der Kriegführung verrathen. Das Recognosciren von Gegenden ist darauf begründet, das Aufnehmen und Planzeichnen innig damit verbunden. 3) Kriegsbaukunst oder Fortification, worin gelehrt wird, irgend einen Punkt durch künstliche Hülfsmittel so zu befestigen, daß sich darin Wenige mit Vortheil gegen Viele vertheidigen können. Sie zerfällt: a) in die Lehre vom Baue eigentlicher Festungen (fortification permanente oder royale). Hier wird ebenso der Entwurf des Grundrisses (tracé), als die Construction der Werke (Profil), die Anwendung der besten Baumaterialien und die Einrichtung der in den Festungen nöthigen Militairgebäude gelehrt; b) die Lehre vom Angriffe und von der Vertheidigung fester Plätze; c) die Feldbefestigungskunst (fortification passagère), die Lehre von der Erbauung, dem Angriffe und der Vertheidigung der Feldschanzen, welche, nur zu vorübergehendem Gebrauche bestimmt, nicht so dauerhaft gebaut sind, als die eigentlichen Festungen. Wir nennen sie zuletzt, weil wir überzeugt sind, daß Der, welcher sie studiren will, nothwendig hinlängliche Kenntnisse, wenn auch nur von den allgemeinen Grundsätzen der permanenten Befestigung haben müsse. Unter den Hülfswissenschaften, wohin man jetzt auch die in unsrer Zeit wissenschaftlich behandelten körperlichen Übungen rechnen muß, nennen wir als unentbehrlich die Mathematik; nicht minder nöthig ist die Statistik und sogen. Militairgeographie, insofern sie sich auf die Kenntniß der Straßen u. s. w. beschränkt; sonst ist damit auch viel Spielerei getrieben worden. Vor Allem aber kann das Studium der Kriegsgeschichte nicht genug empfohlen werden; denn nicht allein daß man durch sie, bei richtiger Methode des Studiums, die verschiedenen Kriegstheater, das Eigenthümliche der Heere und die Ursachen kennen lernt, aus welchen diese Unternehmung scheiterte, jene gelang: so nährt sie auch, wie Frie-

drich der Große so wahr sagt, die Einbildungskraft und gewährt einen Vorrath von Ideen, nicht zu gedenken, welchen Eindruck sie auf empfängliche, ehrliebende Gemüther machen muß. (Unsre Literatur ist an guten kriegsgeschichtlichen Werken für das Studium noch arm.) So weit Das, was der Soldat lernen kann; wenn aber der Feldherr auch alle diese Kenntnisse nicht füglich entbehren kann, so wird er doch durch sie noch lange nicht, was er sein soll; denn sein Beruf, die eigentliche Kriegführung, die weder gelehrt noch gelernt werden kann, sondern ihre Grundlage in der Gemüthskraft und dem schnellen Urtheile hat, steht als Kunst so hoch über jenen Wissenschaften, als der Geist in Rafael's Werken über der Lehre von der Perspective; aber sie unterscheidet sich dadurch so wesentlich von allen übrigen Künsten, daß sie aufs äußerste durch die Zeit bedingt ist, daß bei ihr für das Gelingen nur Ein günstiger Augenblick besteht, in welchem sich Gedanke und Ausführung vereinigen müssen, während allen übrigen Muße zu Versuchen bleibt, deren Mißlingen den Künstler nicht vernichtet. Uns scheint, als ob diese Kunst nur wenige ganz einfache Grundsätze anerkennen könne, deren richtige Beurtheilung und Anwendung auf die verwickeltsten Fälle dann von der Geisteskraft des Feldherrn, sowie das Gelingen seiner Plane immer mit vom Glücke abhängt. Hätte Friedrich der Gr. in der Nacht vor der Schlacht bei Liegnitz nicht aus der Fülle seines eignen großen Geistes schöpfen können, ihn hätten ganze Folianten voll Regeln nicht vom Untergange gerettet. Die neuern Strategen, diese Nachtreter Bülow's, welche den Krieg auf dem Papiere nach Winkeln und Linien führen und die Thatkraft des Genies mit dem Winkelmesser erschwingen wollen, zeigen daher nur, daß sie das Wesen des Kriegs niemals begriffen haben. Daß eine Lehre vom Entwerfen der Operationsplane, die sogenannte Kriegsdialektik, nicht existiren könne, geht wol aus dem Gesagten deutlich hervor.

Miller (Johann Martin), geb. zu Ulm d. 3. Dec. 1750, ging, von seinem Vater, der Prediger am Münster und Prof. der orientalischen Sprachen am Gymnasium war, gut vorbereitet, 1770 nach Göttingen, um sich der Theologie zu widmen. Hier gehörte er zu dem Dichterbunde, den mit ihm Bürger, Voß, Hölty, Leisewitz, die Brüder Stolberg u. A. m. bildeten. Nachdem er kurze Zeit Leipzig besucht hatte, kehrte er 1775 nach Ulm zurück, ward Candidat und Vicar der obern Classe des Gymnasiums, 1780 Pfarrer zu Jungingen bei Ulm und im folg. J. Professor am Gymnasium zu Ulm. 1797 erhielt er die Professur der katechetischen Theologie, nachdem er schon 1783 Prediger am Münster geworden war. 1804 ward er Consistorialrath in Ulm und 1809 Stadt- und Districtsdecan und erster Frühprediger an der Dreifaltigkeitskirche mit Beibehaltung jenes Titels, bis er 1810, da Ulm an Würtemberg fiel, wieder als Prediger ins Münster kam. Der König von Würtemberg übertrug ihm 1810 das Decanat Ulm und ertheilte ihm den Charakter eines geistlichen Raths. Als solcher starb er zu Ulm d. 21. Juni 1814. Miller hat zugleich als Romanenschriftsteller, als Liederdichter und als Kanzelredner gewirkt. Seine Romane: „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit", „Briefwechsel dreier akademischen Freunde", und vor allen „Siegwart", zuerst gedr. 1776, haben ihn selbst im Auslande bekanntgemacht. Der unterscheidende Charakter seiner Romane ist tugendhafte Liebe, oft mit einem religiösen Anstrich, die lauterste Moral, einfache Darstellung und ein leichter, natürlicher Styl. Die Vorwürfe, die man ihnen macht, sind eine ungehörige Wortfülle, einseitige Welterfahrung, flache Charakterschilderung, Einförmigkeit in den Beschreibungen, besonders aber schwärmerische, weichliche, weinerliche, zuweilen andächtelnde Empfindsamkeit bei einer gewissen matten Traurigkeit. Indessen sind diese Fehler nicht hinderlich gewesen, ihnen zu ihrer Zeit bei der Lesewelt Eingang und Bewunderung zu verschaffen. „Siegwart" insonderheit hat in der Denk- und Empfindungsweise eines großen Theils unsrer Nation, am meisten

des weiblichen, ganz eigentlich Epoche gemacht und viele Nachahmungen veranlaßt, auch ist er in mehre Sprachen übersetzt worden. In dieser Rücksicht kann er mit „Werther's Leiden" verglichen werden, ohne beide Werke deßwegen, in Ansehung des poetischen Werthes, gleichstellen zu wollen. Die sogen. siegwart'sche Periode ist zwar längst vorübergegangen, aber ihre Wirkungen waren noch lange nachher, sowol in der literarischen als in der gewöhnlichen Welt bemerkbar. Die Ausdrücke: siegwart'sche Liebe, siegwartisiren, sind noch jetzt verständlich. Ausgezeichneter ist Miller als lyrischer Dichter. Seine Elegien und Lieder haben sich durch sanfte Frömmigkeit und zarte Liebe, dann durch Natürlichkeit, Leichtigkeit, Wärme und durch Gefälligkeit der Versification und Sprache empfohlen. Mehre derselben sind Volkslieder geworden. Dahin gehören namentlich: „Bei Nektar und Ambrosia u. s. w."; „Das ganze Dorf versammelt sich u. s. w."; „Es leben die Alten u. s. w."; „Traurig sehen wir uns an u. s. w." („Gedichte", Ulm 1783). Miller's Predigten athmen den Geist und das Gefühl echter Religiosität und Sittlichkeit; sie unterscheiden sich durch eine gemeinfaßliche Beredtsamkeit und durch eine einfache, würdige Sprache. Miller war ein edler, liebenswürdiger, anspruchsloser Mann, der bei einem großen Hange zur Gemächlichkeit doch immer gemeinnützig zu werden strebte. Vgl. die Biographie und Charakteristik Miller's in den „Zeitgenossen", XIII. DH.

Millin (Aubin Louis), Professor der Alterthümer zu Paris, Mitgl. der Akad. der Inschriften und der Ehrenlegion, wurde nach dem Tode des berühmten Abbé Barthélemy Aufseher (conservateur) des reichen Antiken- und Medaillencabinets der kaiserl., nachher königl. Bibliothek. Er stammte aus einer angesehenen Familie, Millin de Grand Maison. Anfangs studirte er Naturgeschichte, dann Philologie, endlich Archäologie. Als Jüngling war er Anhänger republik. Grundsätze und schrieb damals seinen „**Almanac republicain**" und andre Schriften, die er später nicht in das Verzeichniß seiner Schriften eintrug. Später huldigte er in seinen Schriften Bonaparte. Unter Napoleon's Regierung machte er zwei archäologische Reisen in Frankreich und Italien, wo er Manches entdeckte, was die Italiener übersehen hatten. M. war einer der gelehrtesten und geschmackvollsten Archäologen Frankreichs. Um uns hat er das Verdienst, unsere Gründlichkeit seinen Landsleuten bekannter gemacht zu haben, theils durch sein: „**Magazin encyclopédique**", welches er beinahe 20 J. ohne den geringsten Ertrag herausgegeben, theils durch sein „**Dictionnaire des beaux arts**", durch die verbess. Ausg. des „**Dictionnaire de la fable**" von Chompré und durch seine „**Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués**". Neue Verdienste um die Archäologie erwarb er sich durch seine „**Peintures des vases antiques**", seine „**Galérie mythologique**" (2 Bde., 1811) und seine Beschreibung mehrer Münzen und Medaillen. Durch diese Schriften sowol als durch seine Vorlesungen, deren Besuch zum guten Ton gehörte, hat er den Geschmack an der schönen Kunst des Alterthums in Paris gar sehr befördert. Um die Kunstgeschichte seines Vaterlandes hat er sich durch seine „**Voyage dans les départemens du midi de la France**", durch seine „**Histoire métallique de la révolution française**" und „**Histoire métallique de l'empereur Napoléon**" Verdienste erworben. Kleine Lehrbücher über das Studium der Antike, Münzkunde, Gemmenkunde, Mythologie bieten eine leichte und angenehme Übersicht dieser Zweige der Kunst und Wissenschaft dar. Zwar dürften wir Deutsche in den meisten dieser Werke wenig Neues finden, allein man liest auch das Bekannte gern bei ihm wieder. Interessanter ist die prachtvoll gedruckte „Beschreibung der zu Canosa ausgegrabenen alten Vasen". Seine „Abbildung und Beschreibung einer schönen Mosaik", worauf die römischen Theatercostume vorgestellt sind, war in der Herausgabe schon weit vorgerückt, als er starb. Als Aufseher des Antikencabinets hat er eine zweckmäßige Anordnung der Münzen

nach den Ländern, Städten und Regenten gemacht, wobei ihm Eckhel's „**Doctrina nummorum veterum**" zum Führer diente. Seiner Gefälligkeit, womit er stets bereit war, auch Fremden die seiner Aufsicht anvertrauten Schätze zu zeigen, gedenken alle Reisende mit Ruhm. Auch war er einer der angenehmsten Gesellschafter. In Frankreich tadelte man seinen etwas nachlässigen Styl, da er schnell arbeitete. In seinen letzten Jahren ließ M. seine Werke auf eigne Kosten drucken und besorgte selbst den Absatz derselben. Da sie größtentheils mit illum. Kupf. versehen waren, so ließ er Alles in seinem Zimmer, wie in einer Werkstatt, betreiben. Durch Bosheit oder Zufall verbrannten ihm fast alle seine Sammlungen, als er auf einer Reise nach Italien begriffen war. Die Beschreibung dieser Reise ist sein letztes, unvollendet gebliebenes Werk. Er starb 1818 zu Paris im 60. J. seines Alters. Er war nicht verheirathet. Da er Ursache hatte, mit seinen Verwandten unzufrieden zu sein, so vermachte er sein Vermögen seiner Freundin, der Gräfin de Lassolais. Sein letzter Wille (Paris 1817) enthält sein sittlich-religiöses Glaubensbekenntniß. Mehr über ihn s. im 15. Hefte der „Zeitgenossen".

Millot (Claude François Xavier), ein ausgezeichneter Schriftsteller im historischen Fache, Mitgl. der Akad. und Lehrer des 1804 zu Vincennes erschossenen Herzogs v. Enghien (s. d.), ward 1726 zu Ornans, einer Stadt in der Franche-Comté, geb. Nach geendetem Studium trat er in den Orden der Jesuiten und wurde Prof. der Rhetorik am Collegium dieser Congregation zu Lyon. Eine Rede zu Ehren Montesquieu's, die den Preis von der Akademie von Dijon erhielt (1757), zog ihm den Haß seiner Obern zu, was ihn veranlaßte in die Welt zurückzutreten, wo ihn der Hr. v. Montazet, damals Erzbischof von Lyon, zu seinem Vicar ernannte. Da M. jedoch einsah, daß ihm die Beredtsamkeit für die Kanzel abgehe, so begab er sich dieser Art öffentlicher Vorträge für immer und wandte seinen ganzen Fleiß auf die Geschichte. Die von ihm zum Unterricht der Jugend verfaßten Grundrisse der Geschichte von England und Frankreich erwarben ihm großen Ruhm, und bald ward er dem Minister Marquis de Felino in Parma empfohlen, welcher damals ein Collegium für den jungen Adel in Parma errichtete. M. erhielt 1768 an dieser neuen Lehranstalt das Professorat der Geschichte, welches er auch so lange bekleidete, bis Felino, verfolgt von Gegnern, die den fanatischen Pöbel gegen ihn aufhetzten, sich zurückzog, worauf M. nach Frankreich zurückkehrte. Zum Lohn für sein edles Benehmen bei dieser Gelegenheit setzte ihm der Hof eine Pension von 4000 Livres aus und übertrug ihm später die Erziehung des jungen Herzogs v. Enghien, der er bis an sein Ende mit Treue vorstand. M. starb d. 21. März 1785. — 1777 kam M. an Gresset's Stelle in die Akademie, obschon das Haus Noailles und mehre Philosophen sich seiner Aufnahme unter allerlei Vorwänden widersetzten, die d'Alembert jedoch mit dem Witzwort beseitigte: „Millot habe nichts vom Priester an sich als das Kleid". In Betreff seines Charakters äußerte derselbe Philosoph später über ihn: „er sei unter allen seinen Bekannten derjenige, welcher die wenigsten Ansprüche mache und am freiesten von Vorurtheilen sei". M. war von großer Bescheidenheit, still und einfach in seinem Benehmen und dabei in seinem Fach ein ausgezeichneter Gelehrter. Unter seinen in einem reinen und fließenden Styl geschriebenen Werken sind die vorzüglichsten: 1) „**Elémens de l'histoire de France, depuis Clovis jusqu'à Louis XV.**" (3 Bde.); 2) „**Elémens de l'histoire d'Angleterre depuis son origine sous les Romains jusqu'à George II.**" (3 Bde.); 3) „**Elémens de l'histoire universelle**" (9 Bde.; deutsch: „Des Abbé Millot's Universalhistorie, aus d. Franz. mit Zusätzen und Berichtigungen von W. E. Christiani", 11 Thle., 1777—89, fortges. von Brorson, a. d. Dänischen von Jensen, 12. u. 13. Thl., Lpz. 1807); 4) „**L'histoire des Troubadours**" (3 Bde., nach St.-Palaye's Handschriften bearbeitet, ist eine der besten Quellen zur Geschichte der Trouba-

bourg; 5) „Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV."; 6) „Histoire philosophique de l'homme". Als nachgelassenes Werk ist von ihm 1816 ein „Leben des Herzogs von Bourgogne" (Vater Ludw. XV.) erschienen und „Gespräche zwischen dem jungen Herzog und s. Lehrer Fenelon". Die 1807 erschienenen „Elémens de l'histoire de l'Allemagne" sind ihm untergeschoben.

Milo von Krotona in Italien, ein Schüler des Pythagoras und einer der berühmtesten griech. Athleten, welcher sechs Mal in den olympischen Spielen den Sieg davon trug. Von seiner Stärke werden mehre Beispiele angeführt. Einst wollte der Tempel, in welchem Pythagoras lehrte, einstürzen. Milo ergriff die Hauptsäule und verhinderte dadurch den Einsturz so lange, bis alle Anwesende sich gerettet hatten. Einen Stier trug er auf seinen Schultern zum Opfer und tödtete ihn mit einem Faustschlage. Aber seine Stärke ward auch die Ursache seines Todes. Er sah in einem Walde einen starken Baumstamm, den man mit Keilen vergebens zu spalten versucht hatte. Er wollte ihn auseinanderbrechen, allein seine Kräfte versagten ihm; die Keile, welche den Spalt auseinanderhielten, waren herausgefallen, und so blieb er mit den Händen eingeklemmt. Da ihm Niemand zu Hülfe kam, so wurde er von wilden Thieren zerrissen. Nach der Sage der Pythagorier wurde M. in seinem Hause zu Kroton von Cylo verfolgt, eingeschlossen und verbrannt.

Miltiades, ein atheniensischer Feldherr, welcher um 500 vor Chr. lebte. Er hatte bereits eine athenienssische Colonie glücklich nach dem Chersonnes geführt und verschiedne Inseln im Archipelagus seinem Vaterlande unterworfen, als Darius an der Spitze eines furchtbaren Heers zur Unterjochung Griechenlands heranzog. M., Aristides und Themistokles feuerten die vor der Übermacht des Feindes zagenden Athenienser zur Gegenwehr an. Jeder der zehn Stämme stellte 1000 M. unter einen Anführer. Dieses kleine Heer rückte in die Ebene von Marathon (490 v. Chr.), wo 1000 M. Fußvolk, welche Platää als Bundesgenossin abgeschickt hatte, dazu stießen. M. rieth zum Angriff. Aristides und einige andre Anführer unterstützten ihn; andre dagegen wollten die Hülfstruppen der Lacedämonier erwarten. Der Oberfeldherr (Polemarch) Kallimachus trat des Miltiades Gründen bei, und so ward der Angriff beschlossen. Der Oberbefehl, welcher unter den Feldherren wechselte, wurde von allen dem M. überlassen, der jedoch keinen Gebrauch davon machte, sondern den Tag abwartete, der ihn gesetzmäßig an die Spitze des Heers rief. Sobald dieser erschien, stellte er an dem Fuß eines Berges in einem mit Bäumen besetzten Felde seine Truppen, welche die Reiterei aufhalten sollten, in Schlachtordnung. Die Platäer standen auf dem linken Flügel, Kallimachus befehligte den rechten, Aristides und Themistokles das Mitteltreffen. M. befand sich allenthalben, wo seine Gegenwart nöthig war. In vollem Laufe griffen die Griechen an; die Perser widerstanden mit Ruhe, aber hartnäckig, bis nach einem mehrstündigen Kampfe ihre beiden Flügel wichen. Im Mittelpunkte aber befand sich Datis, der persische Feldherr, mit seinen besten Truppen und bedrängte Aristides und Themistokles hart, als er, von den Griechen auch im Rücken angegriffen, seine Vortheile aufzugeben gezwungen wurde. Jetzt ward die Niederlage allgemein. Was dem Schwerte entrann, mußte sich auf die Flotte flüchten, welche den Griechen zum Theil auch in die Hände fiel. Die Perser verloren 6400, die Athenienser 192 M.; M. selbst war verwundet. So glorreich dieser Sieg war, so hätte er doch ohne die Thätigkeit des M. Athen in Unglück bringen können. Datis wollte auf seinem Rückzuge Athen selbst überfallen, und schon umsegelte seine Flotte das Vorgebirge Sunium, als M. Nachricht davon erhielt, mit dem Heere sogleich aufbrach und zur rechten Zeit unter den Mauern der Stadt ankam, um den Feind zur Rückkehr nach den Küsten Asiens zu zwin-

gen. M. ward zwar von den Atheniensern hoch geehrt, bald aber auch beneidet und verfolgt. Seine Feinde stellten vor, er könne leicht in Versuchung kommen, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Eine unglückliche Unternehmung deren Urheber er war, erleichterte ihren Sieg. Er hatte nämlich verlangt, ihm eine Flotte von 70 Schiffen anzuvertrauen und versprochen, mit selbiger die Athenienser in den Besitz großer Reichthümer und Vortheile zu setzen. Vermuthlich war seine Absicht, die persischen Küstenstädte zu plündern und die Inseln des ägäischen Meers, die es mit den Persern gehalten hatten, zu bestrafen. Allein sein Angriff auf Paros mißlang; er ward zum Ersatz der Kosten verurtheilt und starb an seinen Wunden im Gefängniß.

Milton (John), der große englische Dichter, war d. 9. Dec. (nach Walker) 1608 in London geb. und der Sohn eines Notars. Theils vor Privatlehrern, theils auf der St.-Paulsschule vorbereitet, bezog er 1624 das Christ-College zu Cambridge, wo er 1628 und 1632 die Grade eines Baccalaureus und Magisters annahm und sich durch seine großen Fortschritte in den Wissenschaften, sowie durch poetische Versuche in lat. Sprache auszeichnete. Er lebte darauf mehre Jahre bei seinem Vater auf dessen Landgute Horton bei Colebrook in Buckinghamshire. 1634 schrieb er „Comus", ein Theaterstück von derjenigen Art, welche die Engländer Maske (s. d.) nennen, und welches noch jetzt zuweilen auf den londoner Theatern aufgeführt wird. Sein nächstes Werk war: „Lycidas", eine Monodie auf den Tod seines Freundes E. King. 1638 erhielt er von seinem Vater Erlaubniß, auf Reisen zu gehn. Er begab sich nach einem kurzen Aufenthalte zu Paris, wo er den berühmten Grotius besuchte, nach Italien, dessen Literatur er mit großem Fleiße studirt hatte, wie verschiedene seiner Jugendgedichte in italien. Sprache beweisen. Er ward überall mit Achtung aufgenommen und machte mit den größten Männern damaliger Zeit, z. B. mit Galilei, den er im Inquisitionsgefängnisse zu Rom besuchte, Bekanntschaft. Die Nachricht von den in seinem Vaterlande ausgebrochenen Unruhen veranlaßte ihn, nach London zurückzukehren, wo er seine übrige Lebenszeit zubrachte. Nachdem er seine Schwestersöhne erzogen hatte, nahm er an den ausgebrochenen Religionsstreitigkeiten Theil und gab 1641 fünf Abhandlungen über das Kirchenregiment heraus. 1644 schrieb er „Areopagitica, a speech for the liberty of unlicensed printing". Im folg. J. wurden seine Jugendgedichte zu London gedruckt, worin man die schönen Stücke „L'allegro" und „Il penseroso" findet, in denen er die verschiedenen Gesichtspunkte, woraus der Fröhliche und der Schwermüthige die Dinge in der Welt ansehen, treffend angibt. Nach der Hinrichtung des Königs erschienen seine „Remarks on the articles of peace between Ormond and the Irish rebels", und sein „*Εικονοκλαστης*". Durch diese und andre, in gleichem Geiste geschriebene Werke machte er sich bei den Republikanern so beliebt, daß er von Cromwell zum lat. Secretair des Staatsraths ernannt wurde. 1651 schrieb er seine berüchtigte „Defensio pro populo Anglicano" gegen die 1649 von Salmasius herausgegeb. „Defensio regis", wofür er vom Parlamente eine Belohnung von 1000 Pfund erhielt. Durch sein unablässiges Studiren, verbunden mit dem Kopfweh, woran er von Jugend auf gelitten hatte, ward er um diese Zeit völlig seines Gesichts beraubt, wodurch er sich indessen weder an der Verwaltung seines Amtes noch an seinen literarischen Beschäftigungen hindern ließ. 1654 gab er seine „Defensio secunda" und im folg. J. seine „Defensio pro se" heraus, 1659 eine Abhandlung von der bürgerl. Gewalt in Kirchensachen, und „Considerations touching the likeliest means of removing hirelings out of the church" wie auch, da schon Richard Cromwell sein Protectorat niedergelegt hatte, einen Brief „Upon the model of commonwealth", und wenige Monate vor der Restauration seinen „Ready and easy way to establish a free commonwealth". Bei Karls II.

Rückkehr verbarg er sich, bis die Vergessenheitsacte, in die er wider Vermuthen begriffen wurde, ungeachtet seine „Defensio pro populo Anglicano" von Henkershand verbrannt worden war, ihm erlaubte, sich wieder öffentlich zu zeigen. 1665 vollendete er seine berühmte und erhabene Epopee: „The Paradise lost" (das verlorne Paradies, deutsch von Bodmer, Zürich 1780, Zachariä, 1760, Bürde, Berlin 1793, 2 Thle., und Pries, Rostock 1813, franz. von Delille). In der ersten Ausgabe von 1667 erschienen nur zehn, in der zweiten von 1674 zwölf Bücher. Das Honorar des Verf. betrug 10 Pfund. Überhaupt erregte dies Meisterstück der engl. Poesie bei seiner ersten Erscheinung wenig Aufmerksamkeit. Erst nachdem Addison die Schönheiten desselben in seinem „Zuschauer" zergliedert hatte, fing die Nation an sich näher damit bekanntzumachen. Die Hauptrolle darin spielt der Satan; weßhalb Voltaire sagte: „Die Alten geboten den Grazien zu opfern, Milton hat seine Opfer dem Satan gebracht". 1670 gab der Dichter eine „Geschichte von England" heraus, die jedoch nur bis auf die normannische Invasion reicht. 1671 erschien sein zweites Epos: „Paradise regained" (das wiedergefundene Paradies), welches dem erstern nachsteht, und sein „Samson Agonistes", ein im Geschmack der Alten geschriebenes Trauerspiel. 1672 ließ er eine „Logik" und 1673 f. „Discourses of true religion" drucken, worauf er den 10. Nov. 1674 zu London starb. In neuern Zeiten ist ihm in der Westminsterabtei ein Denkmal errichtet worden. M. lebte sehr mäßig und hatte einen natürlichen Abscheu gegen starke Getränke. Seine Vergnügungen bestanden in der Unterhaltung mit Freunden und in der Beschäftigung mit Musik. Er verstand die hebräische, griech., lat., franz., ital. und spanische Sprache. Von den Dichtern seiner Nation schätzte er am meisten Spenser, Shakspeare und Cowley. Nachdem er blind geworden war, unterrichtete er seine Töchter in den drei ersten der genannten Sprachen, damit sie ihm bei seinen gelehrten Beschäftigungen hülfreiche Hand leisten möchten. Übrigens war er ein offener, redlicher Mann, von schneller Fassungskraft, mit treffendem Witze und scharfem Urtheil. M. hatte sich drei Mal verheirathet. M.'s sämmtl. poetische Werke haben am besten und vollständigsten herausgegeben Hawkins (Orf. 1824, 4 Bde.) und Todd (3. Aufl., London 1826, 6 Bde.). Commentirt haben ihn Bentley, Newton, Pearce, die beiden Richardson und Th. Warton. 1826 ist von ihm eine lat. Schrift über die christl. Religion aufgefunden und herausgegeben worden.

Milz, ein an der linken Seite des Magens, in dem Raume, welchen die falschen Rippen der linken Seite umschließen, liegendes Eingeweide, welches ungefähr um fünf Theile kleiner als die Leber, von länglich runder Form ist, und dessen Gewicht, nach Verhältniß des Alters des Menschen, von 6 — 15 Unzen beträgt. Ihre äußere Fläche ist gewölbt und dem Zwerchfell (Zwerchmuskel) zugekehrt, die innere Fläche flach ausgehöhlt und dem Magen zugewandt. Sie ist mit der Bauchhaut gänzlich umgeben, die durch verschiedene Verdoppelungen Bänder bildet, mit denen das obere Ende der Milz an den Zwerchmuskel und die innere Fläche an den Magen befestigt ist. Das Innere der Milz besteht aus einem so blutreichen Gewebe, daß es blauroth durch die sehr zarten Häute durchschimmert. Zwischen dem zelligen Gewebe der Milz laufen die Zweige der Blutgefäße, deren Ästchen sich selbst in die Zellen zu öffnen scheinen. In die Milz geht eine nach Verhältniß andrer Eingeweide sehr starke Schlagader, die noch vor ihrem Eingang sich in mehre Äste abtheilt, welche an der innern Fläche in die Substanz der Milz eindringen und sich hier auf das vielfachste verästeln. Die das Blut zurückführende Milzvene ist viel stärker als die Arterie, im Verhältniß wie 1 zu 5; sie setzt durch ihre Verbindung mit der Gekrösader den Stamm der Pfortader zusammen, welche sich in die Leber zur Bereitung der Galle begibt. Von der Milzarterie gehen auch mehre Äste zu dem Magen (s. d.), die sogen. kurzen Blutgefäße

(vasa brevia), und versorgen diesen mit Blut. Außer der Zeit der Verdauung ist die Milz schlaff und weniger mit Blut angefüllt; wahrscheinlich geht alsdann durch die kurzen Gefäße mehr Blut zu dem Magen, um häufigern Magensaft zum Vorrath abzusondern. Ist der Magen mit Speisen angefüllt, so strömt das Blut in größerer Menge nach der Milz und dehnt sie so aus, daß sie gespannt, glatt und glänzend erscheint. In dieser Zeit ist ihre Thätigkeit vorzüglich erhöht. Das Blut erleidet vermöge der eigenthümlichen Lebensthätigkeit der Milz eine eigne Verwandlung zum Behuf der Gallebereitung in der Leber, indem es viel dünner und wässeriger ist als andres Venenblut, insbesondere als das dickere, schwärzere und fettigere Pfortaderblut. — Die Milzkrankheiten können von verschiedener Art sein, je nachdem ihre Lebensthätigkeit verändert, erhöht oder geschwächt ist. Da sie ein so außerordentlich blutreiches Organ ist, so kann krankhafte Anhäufung des Blutes stattfinden, welche zunächst übermäßig vermehrte Thätigkeit zur Folge hat, wodurch die Galle zu sehr verdünnt, der Magensaft zu sehr gesäuert wird und zu beständiger Magensäure, zu Magenkrämpfen und schlechter Verdauung Veranlassung gibt. Sie kann sogar in entzündlichen Zustand übergehen, welcher seines langsamen und weniger lebhaften Ganges wegen oft verkannt wird. Beide Zustände geben Veranlassung zu Stockung des Blutes in der Milz und Auftreibung derselben, wodurch endlich das Blut rückwärts in den Magen übergeht und Blutbrechen veranlaßt, welches oft die größte Höhe der Milzentzündung, oft auch die Entscheidung derselben anzeigt und jederzeit ein sehr gefährlicher Zustand ist. Die Milz kann aber auch in einen Zustand von zu geringer Thätigkeit verfallen, wodurch alsdann die Galle zu dick und zur Verdauung untauglich wird, daher Magenbeschwerden, schlechte Verdauung, Mangel an Appetit, Blähungen, Angst, Druck in der Herzgrube, Stockung der Galle in den Lebergängen, Stockungen in der Milz selbst, Verhärtungen und dergleichen entstehen. Die ältern Ärzte nannten diesen Zustand Milzsucht. H.

Mimen nannten die Griechen kleine Dramen oder dramatische Spiele, welche nicht kunstmäßig ausgebildet waren, aber den Zweck hatten, eine poetische Schilderung der Wirklichkeit zu geben. Sie bestanden oft nur aus einzelnen, besonders komischen Scenen, zuweilen mit improvisirtem Dialog, und wurden besonders bei Gastmählern vorgestellt; einige indessen scheinen auch auf die Bühne gekommen zu sein. Davon verschieden waren die verloren gegangenen possenhaften Gebärdenspiele, die Mimen des Sophron aus Syrakus (um 420 v. Chr.), dialogisirte Lebensgemälde in rhythmisch-dorischer Prosa. Theokrit ahmte sie in s. „Idyllen" nach. Bei den Römern waren die Mimen ursprünglich planlose Possenspiele, welche durch ausgelassenen Scherz das Volk belustigten; nach und nach wurden sie kunstgerecht bearbeitet und durch Monologe und Dialoge ergänzt. Auch hießen die Künstler, welche dieselben darstellten, Mimen; sie waren von den Pantomimen, die Alles durch Gebärden darstellten, verschieden. Decimus Laberius (50 v. Chr.) und Publius Syrus, sein Zeitgenosse, sind als Mimographen (Dichter solcher Mimen) bekannt. S. Ziegler „De mimis Romanorum" (Göttingen 1789). — Wir nennen Mimen jeden mimischen d. i. solchen Künstler, der durch Gebärden darstellt, mithin auch den Schauspieler. (Vgl. Pantomime.)

Mimik, die Kunst, durch Gebärden (s. d.) im weitern Sinne die Zustände des Gemüths zusammenhängend und mannigfaltig auszudrücken. Sie beschränkt sich auf die Darstellung des Menschlichen, d. h. menschlicher Vorstellungen, Gefühle und Handlungen, weil ihr Darstellungsmittel der menschliche Körper selbst in seinen durch Willkür hervorzubringenden und unmittelbar erscheinenden Zuständen ist. Sie dient der lebendigen Mittheilung überhaupt und ist daher in gewissem Umfange schon dem Redner wichtig und unentbehrlich. Sie ist aber

schöne Kunst, indem sie von Poesie abhängig ist und entweder 1) den Vortrag eines Gedichts begleitet oder 2) einen poetischen Gedanken überhaupt ohne Rede ausführt. Von der zweiten selbständigen, aber natürlich in Hinsicht ihres Inhalts beschränktern Art der Mimik handelt insbesondere d. Art. Pantomime. Die erstere Art der Mimik aber schließt sich den verschiedenen Dichtungsarten, nach deren besonderm Charakter, an und ist daher mit der Declamation (s. d.) genau verbunden. Sie ist insofern bei dem Vortrag didaktischer und erzählender Gedichte im Ganzen ruhiger; bewegter im lyrischen Gebiete; aber ihren größten Wirkungskreis erhält sie bei der Darstellung der dramatischen Poesie. Hier macht sie einen Hauptbestandtheil der Schauspielkunst im engern Sinne aus, sowie sie im weitern Sinne oft auch Schauspielkunst deßhalb genannt worden ist, weil sie das Auge zunächst beschäftigt und sich größtentheils auf der Schaubühne zeigt. Hier nämlich soll die Objectivität der Darstellung über die Subjectivität des Darstellers herrschen, und der Darstellende soll als ein Andrer erscheinen. Hierauf beruht der genaue Begriff der Action. — Daß eine solche Kunst von der Nachahmung anfange, von der sie auch den Namen führt, ist natürlich; aber es hängt von der Art der Nachahmung ab, ob sie schöne Kunst bleiben soll. Fürs Erste kann die Nachahmung eines Andern, besonders zum Behuf des Spottes und der Lust, zu dieser Kunst zwar die Veranlassung sein und das Talent des Darstellenden in vielen Fällen entwickeln, allein die Kunst soll nicht sowol das Einzelne als vielmehr das Ideale, nicht mechanisch, sondern frei und mit Bewußtsein darstellen. Mithin muß die Darstellung aus der Phantasie des Darstellenden hervorgehen und jeder einzelne Theil derselben sich aus ihr in einem nothwendigen Zusammenhange mit den vorhergehenden und nachfolgenden Äußerungen entwickeln. In dieser Beziehung gibt es auch, analog der ebenfalls successiv darstellenden Tonkunst, einen mimischen Rhythmus und mimischen Accent. Um ferner wahr zu sein, muß die Gebärdendarstellung zwar dem natürlichen und nothwendigen Ausdrucke des Innern gleichen, allein derselbe muß zu einem freien künstlerischen Zwecke, zu einem poetischen Ganzen verbunden und so aufgefaßt werden, wie er sich in dem zur Gattung entwickelten Individuum in derselben Lage zusammenhängend gezeigt haben würde. Hierin besteht diejenige Natürlichkeit des mimischen Spiels, welche sich mit der Kunst verträgt, und hieraus ist begreiflich, inwiefern der Mime die Natur, d. h. den mannigfaltigen Ausdruck der verschiedenen Gemüthszustände in der Wirklichkeit studiren muß. — Wenn wir die Mittel, welche dem Mimen zu Gebote stehen, genauer in Erwägung ziehen, so sind es die Gestalt selbst und ihre Haltung, Stellung und Gang, und vorzüglich Bewegung der Hände und Mienen, sowie im Äußern die Drapirung, welche verbunden angewendet werden müssen, um jene Zustände der Ruhe und Bewegung (des Affects) und deren Übergänge bestimmt auszudrücken. In letzterer wird sich der Mime die Antike zum Muster nehmen, deren Triumph darin besteht, die Ruhe in der Bewegung darzustellen und den Ausdruck des Affects, der den bloß nach Natürlichkeit strebenden Künstler leicht zum Häßlichen und Manierirten verleitet, durch das Maß der Schönheit zu beherrschen. Doch darf er nicht vergessen, daß er es mit einer auf Bewegung beruhenden Kunst zu thun hat, welche das Plastische in Leben und Bewegung übertragen muß. Das erste unerlaßliche Erfoderniß des Mimen ist nun ein von häßlichen oder bedeutungslosen Angewöhnungen freier Gebrauch eines wohlgestalteten und beweglichen Körpers, wozu eine regelmäßige, mechanische Übung und gebildeter Umgang verhelfen kann; das zweite und höhere die Kenntniß der mannigfaltigen Gemüthszustände und ihrer eigenthümlichen Ausdrücke, das dritte das Talent, diese Mittel zur Ausführung einer Situation oder eines Charakters und einer Handlung nach einem poetischen Ideale anzuwenden, worin die eigentliche Darstellungsgabe des Mimen beruht.

Was die Geschichte der Mimik anlangt, so wollen wir nur Folgendes bemerken. Die Mimik der Griechen war im eigentlichen Sinne, wie alle ihre Kunst, plastisch, dagegen die der Neuern mehr malerisch ist. Die Mimik der Griechen und Römer nämlich diente zur Veranschaulichung der abgeschlossenen, selbständigen Gestalt, wobei die Individualität des Darstellers, selbst durch den Gebrauch der Masken, möglichst unterdrückt wurde. Richtig charakterisirt daher ein Kenner die antike Mimik durch die Worte: „Bestimmte Gestalten kunstreich bewegt, Vertilgung aller Persönlichkeit, Verschmähung gemeiner Täuschung und darum Entfernung von bloßer Repräsentation, wie sie heutzutage stattfindet". Übrigens war die Mimik bei den Griechen mit Declamation und Musik auf der einen und mit Tanzkunst auf der andern Seite eng verbunden. (S. Pantomime.) Letzteres beweisen die mimischen Tänze (s. Tanz), von welcher Art Xenophon in s. „Gastmahl" und in der „Anabasis", VI, 1, §. 3, 8, uns einige lebendige Schilderungen liefert. Sie waren meist Darstellungen von Mythen, oder kriegerischen Inhalts. Die Römer hatten die ausgezeichnetsten Mimen. Unter ihnen ist Roscius vor Allen berühmt, dessen Unterricht die Redner benutzten. Auch wurde bei den Römern die Pantomime ausgebildet. Die Italiener haben ein ausgezeichnetes mimisches Talent bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, welches sich z. B. in der Buffonerie ihrer theatralischen Komiker zeigt. In der neuern Zeit war überhaupt das Ziel der Mimik, die sich als Kunst größtentheils auf die Bühne beschränkte, die möglichst ausgeführte subjective Charakteristik, welche einige Zeitlang durch die bürgerlichen Familiengemälde auch sehr unterstützt wurde. Auf der neuern Bühne lassen sich aus dem großen Haufen der Naturalisten und schwachen Nachahmer nur selten ein Garrick, Iffland, Devrient, Eßlair, Talma, eine Bethmann, Hendel, Schröder, Müller rc. herausheben. (S. Schauspielkunst, und in Hinsicht besonderer Arten der mimischen Darstellung die Art. Attituden, Tableaux u. Pantomime.) Zu der von den Künstlern jetzt sehr vernachlässigten Theorie der Mimik haben uns schätzbare Beiträge geliefert: Engel in s. „Ideen zu einer Mimik" (Berl. 1785, 2 Thle., oder 7. und 8. Bd. seiner Schriften); ferner v. Seckendorf (genannt Patrik Peale) in mehren Schriften, z. B. in s. „Grundform der Toga" (Gött. 1812) und in s. „Kritik der Kunst" (ebendas.); ferner in s. „Vorlesungen über die bildende Kunst des Alterthums und der neuern Zeit" (Aarau 1814) und vornehmlich in den „Vorlesungen über Declamation und Mimik" (Braunschw. 1816), denen man noch hinzufügen kann Klingemann's „Vorlesungen für Schauspieler" und das viel umfassende Werk des Engländers Gilb. Austin: „Chironomia etc.", welches eine besondere Notenschrift für die Gebärden liefert und in einem deutschen Auszuge (Lpz., bei Baumgärtner, 1818) erschienen ist. Über die Mimik des Redners (s. Beredtsamkeit) gibt es mehre Schriften, z. B. Cludius's „Grundriß der körperlichen Beredtsamkeit" (Hamburg 1792). T.

Mimische Darstellungen nennt man insbesondere die mimischen Stellungen (s. Attituden), Handlungen und die tableaux vivans, welche in neuer Zeit sich Beifall erworben haben.

Mimnermus, ein berühmter griechischer Musiker und lyrischer Dichter aus Kolophon, blühte um 600 vor Chr. und wird für den Erfinder der elegischen Gattung gehalten. Seine erotischen Elegien, von denen sich nur Bruchstücke erhalten haben, die Brunck in s. „Analecta" gesammelt hat, zeichnen sich durch einschmeichelnde Milde und üppige Weichheit aus.

Mimosa Sensitiva (Mimosa pudica L.), eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Leguminosen, deren Stämme in Äste sich verbreiten, welche mit Härchen besetzt sind; 15—20 Paar längliche Blättchen stehen federförmig an einem Stiele. Die Blumen sind hellroth und sehr klein. Die Pflanze ist in Bra-

silien und andern Äquatorialländern von Amerika zu Hause, wird aber seit längerer Zeit ihrer merkwürdigen Eigenschaften wegen bei uns in Gärten gezogen. Bei der geringsten Berührung der Blätter nämlich ziehen sich dieselben zusammen und kehren einige Zeit nachher in ihre frühere Stellung zurück. Die Hitze und Kälte, der Wind, der Dampf des kochenden Wassers, des brennenden Schwefels, flüchtiger Dinge (z. B. der Naphthen) veranlassen dieselbe Erscheinung, welche in der Pflanzenwelt einzig und allein an der Sensitiva (daher ihr Name) vorkommt. Den nächsten Grund dieser Contractilität und die Theile der Pflanzen, in welchen sie ihren Sitz hat, kennt man nicht.

Mind (Gottfried) — in der Schweiz der „Berner Friedli" genannt, in der Kunst der „Katzenrafael", weil seine Katzenblätter die gepriesensten von Cornel. Vischer und von Wenzel Hollar übertreffen —, geb. 1768 zu Bern, wo s. Vater, ein Formschneider aus Lipisch in Oberungarn, in einer Papiermanufactur Arbeiter war, starb nach einem jammervoll beengten Leben zu Bern 1814. Der arme, vernachlässigte Friedli fand bei einem deutschen Landschaftzeichner Legel Theilnahme und zeichnete nach dessen Vorlegeblättern Löwen, dann nach der Natur Ziegen, Schafe und Katzen, auch schnitzte er sie in Holz. Acht Jahr alt kam er in Pestalozzi's Anstalt für arme Knaben, wo Zeichnen seine einzige Beschäftigung war. Dann lernte er bei dem Landschaftmaler Sigm. Freudenberger in Bern coloriren und arbeitete in der Folge bei dessen Witwe. In Allem unwissend, außer im Zeichnen, lebte der häßlich gebildete Friedli nur im Umgange mit Katzen und mit den Bären (im Bärengarten zu Bern). Außer s. Katzen zeichnete er auch Betteljungen und Gruppen spielender Knaben. S. „Zehn (lithogr.) Blätter Katzengruppen von Gottfried Mind, nebst einer Nachricht von dessen Leben" (Leipz., b. Gerh. Fleischer, 1827, Querfol.).

Minden, vormaliges Bisthum im westfälischen Kreise, welches im westfäl. Frieden 1648 säcularisirt wurde und als ein Fürstenthum an Kurbrandenburg kam, gehörte seit 1807 zu dem Königr. Westfalen und seit 1810 zum franz. Depart. Oberems. 1814 wurde es von Preußen wieder in Besitz genommen und bildet jetzt nebst Paderborn, Corvey, Ravensberg, Rietberg, dem osnabrückschen Amte Reckeberg, Rheda und Gütersloh einen von den 3 Regierungsbezirken der Prov. Westfalen, welcher von der Hauptst. Minden den Namen führt, 95 □M. mit 356,800 Einw. enthält und in 12 Kreise getheilt ist. Die Hptst. **Minden** (932 größtentheils massive, altmodische Häuser, mit 9000 Einw.), der Sitz der Regierung, ist jetzt wieder befestigt und liegt in einer angenehmen Gegend an der Weser, theils auf einer Ebene, theils am Abhange einer Bergkette, welche hier durch die Weser getrennt, und wodurch die Porta Westphalica (westfäl. Pforte) gebildet wird. Über die Weser führt eine 600 Fuß lange und 24 Fuß breite steinerne Brücke. Die Straßen sind größtentheils enge und unregelmäßig; ein schöner Platz ist der mit Bäumen bepflanzte Domhof. Die Domkirche zeichnet sich unter den 6 Kirchen durch ihre Größe und solide Bauart aus. Das Domcapitel hat kathol. und luther. Mitglieder. Außer dem Gymnasium und einem Schullehrerseminarium gibt es noch wohlthätige Stiftungen und Vereine. Die Einw. unterhalten mehre Fabriken, worunter besonders die Zuckersiederei beträchtlich ist, viele Branntweinbrennereien und einen beträchtlichen Handel auf der Weser. Am 1. Aug. 1759 erfocht bei dieser Stadt Prinz Ferdinand von Braunschweig über die Franzosen unter Contades einen entscheidenden Sieg; die Franzosen würden noch mehr verloren haben, wenn Lord Sackville die Befehle des Prinzen gehörig vollzogen hätte. Er wurde deßhalb von einem Kriegsgerichte für dienstunfähig erklärt.

Mine (μνα) betrug als Münze bei den Griechen 100 Drachmen, gegen 22 Thlr. 12 Gr., als Gewicht 28 Loth 2 Quentchen 69⅓ As.

Mine: 1) ein in die Erde gegrabener und mit Pulver gefüllter Kasten, um die darüber befindliche Erde und Alles, was darauf ist, durch die Gewalt des entzündeten Pulvers in die Luft sprengen zu können; 2) der Gang oder Keller, in welchen dieser Kasten eingesetzt wird. Sobald der Kasten nicht tiefer als ungefähr 10—12 Fuß in die Erde eingegraben ist, heißen solche Minen Flatterminen. Die Minen einer Festung heißen Contre- oder Gegenminen, die gemeiniglich in einem Minengange (Galerie) bestehen, welche unter dem bedeckten Wege am äußersten Rande des Grabens fortläuft (Galerie-Magistrale). Von dieser gehen nach dem Felde zu kleinere Minengänge (Minenäste oder Rameaux) unter das Glacis, von denen noch rechts und links die Horchgänge ausgehen, um darin die Anstalten des Feindes in seinen Angriffsminen zu behorchen. Das Loch, durch welches der Pulverkasten unter die Erde gebracht wird, heißt der Brunnen, und der Ort, wohin er zu stehen kommt, der Minenofen oder die Minenkammer. Die Linie, welche aus dem Mittelpunkte des Pulverkastens senkrecht gegen die nächste Oberfläche, gegen die das Pulver seine Wirkung äußern soll, gezogen wird, heißt die kürzeste Widerstandslinie. Um die Mine anzünden zu können, muß von dem Pulverkasten aus eine Pulverleitung in einem Schlauch von Leinwand, Leder u. s. w. (Zündwurst) oder in einer hölzernen Rinne (Leitkasten) bis zu einem sichern Orte zum Minengange hingeführt werden, wo man vom Feinde ungesehen das Pulver anzünden kann. Wenn die Mine springt oder spielt, so entsteht durch den büschelförmigen Auswurf aus der Erde die Erdgarbe oder Minengarbe, ein Loch (der Trichter), dessen oberer Durchmesser von der Stärke der Minenladung abhängt. Wenn das Pulver so tief eingegraben wird, daß sich die Wirkung desselben beim Entzünden nicht auf der Oberfläche der Erde zeigen kann, so erschüttert es gleichwol in der Erde, und zwar in einer kugelförmigen Wirkungssphäre, alle Erdtheile und verschüttet die in der Nähe liegenden feindlichen Minen. Dies ist der von Belidor erfundene **Globe de compression.** L.

Mineralien, die, oder **Fossilien** (ersterer Ausdruck ist richtiger), sind Erzeugnisse — denen ähnliche man mitunter auch auf künstlichem Wege hervorzubringen vermag — ohne Lebenskraft, ohne innere Bewegung; ihr Entstehen und ihr Wachsthum werden nicht durch Erzeugung und Entwickelung aus dem Innern bedingt, sondern dadurch, daß von außen gleichartige Theile an- und übereinander gefügt werden. Die Mineralien würden ewig dauern, wenn nicht der Einfluß äußerlicher Kräfte (Luft, Wasser rc.) eine allmälige Zersetzung und Zerstörung derselben herbeiführte. Ihre gegenseitige wesentliche Verschiedenheit beruht auf der Verschiedenheit ihrer chemischen Bestandtheile. So weit man durch bergmännische Arbeiten in das Innere der Erdrinde eingedrungen ist, hat sich dasselbe als aus Mineralien zusammengesetzt gefunden. Die **Mineralogie** lehrt diese Mineralien nach ihren mannigfachen Eigenschaften und Verhältnissen kennen. Bei weitem die meisten Mineralien sind fest und vermögen ihr starres Wesen nur unter gewissen äußerlichen Verhältnissen in ein tropfbar flüssiges oder in ein luftähnliches umzuändern. So werden Metalle durch Einwirkung der Hitze flüssig; manche Salze nehmen Feuchtigkeit aus der Luft an und verfließen u. s. w. Nur wenige Mineralien, wie Quecksilber und Erdöl, zeigen stets einen flüssigen Zustand. — Man theilt die Mineralien in **einfache** und **gemengte**. Bei jenen kann das Auge weder auf ihrer Außenfläche, noch in ihrem Innern irgend einen Zusammenhang wahrnehmen, wie z. B. beim Granat, Glimmer, Quarz u. s. w.; diese erscheinen als Verbindungen verschiedenartiger Mineralien zu einem Ganzen (Granit aus Feldspath, Quarz und Glimmer). — Die verschiedenen Luftarten unserer Atmosphäre, welche sich zum Theil auch aus unterirdischen Höhlen und Spalten entwickeln, ferner die große Masse der **Wasser**, werden von den meisten Mineralogen auch unter die Mineralien gerechnet, von vielen jedoch auch

nicht; und es ist eigentlich in der Atmosphärologie von ihnen die Rede. — Die Körper, welche die Mineralogie untersucht, können aus zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden, welche die Mineralogie im eigentlichen Sinne und die Geognosie bilden. Erstere lehrt jede Species für sich, in ihrem vollkommenen Zustande, in ihren Veränderungen und Umwandlungen kennen, ihre charakteristischen Kennzeichen, welche zu ihrer Wiedererkennung dienen, bestimmen und sie auf eine möglichst conforme Art mit der aus der Kenntniß ihrer Eigenschaften hervorgehenden Analogie classificiren. Allein um die Geschichte jeder Mineralspecies zu vollenden, ist es auch erfoderlich, die Art ihres Vorhandenseins in der Erdrinde und ihr Zusammenvorkommen kennen zu lernen; endlich ist es auch von Wichtigkeit, den Nutzen der Mineralien zu kennen. Mit dem andern Theil der Mineralogie, im weitern Sinne, oder mit der Geognosie (s. d.) steht die geographische und topographische Mineralogie in genauem Zusammenhange, welche die jedesmalige Heimath der verschiedenen Mineralien kennen lehrt und auf welche Weise sie daselbst gefunden werden. — Die ökonomische oder technische Mineralogie endlich beschäftigt sich mit der Anwendung der Mineralien in den Künsten und Gewerben.

Schon in frühester Zeit machten die Mineralkörper die menschliche Aufmerksamkeit rege. Heilige und profane Urkunden bezeugen, daß die Ägypter die Kunst verstanden, Steine zu schleifen, Metalle zu schmelzen. Allein die Kenntnisse, welche man damals von den Mineralien besaß, sind nicht der Rede werth, und für die ältere Geschichte der Mineralogie gebricht es überhaupt an zureichenden Thatsachen. Aristoteles versuchte zuerst eine Abtheilung der Mineralien in zwei große Classen. Was Theophrast, Plinius, Dioskorides und Galen von Mineralien anführen, ist dem Arzte und dem Alterthumsforscher wichtiger als dem Naturkundigen. Avicenna schied am frühesten die Erzeugnisse des unorganischen Reiches in Steine, Metalle, schwefelige Substanzen und Salze. — Das erste wissenschaftliche Lehrgebäude schuf Georg Agricola (s. d.), (geb. 1490, starb 1555). Er erforschte die äußerlichen Merkmale, wendete sie zur Unterscheidung der Mineralien an, und das von ihm entworfene System verdiente allerdings Beobachtung. Seit Magnus von Bromel's Zeit, dem Anfange des 18. Jahrh., wurden die Mineralien als Naturerzeugnisse mehr gekannt. Ziemlich gleichzeitig traten Linné (s. d.) und Wallerius (starb als Prof. der Chemie zu Upsala 1785) auf, und Letzterer erwarb sich um das Erkennen der Mineralien durch Beschreibung, wie um die Kunstsprache, großes Verdienst. Später unterwarf er die Grundsätze, nach welchen man bis dahin im Ordnen der Mineralien vorgeschritten, strengerer Prüfung, und das letzte von ihm aufgestellte System, die chemische Beschaffenheit und das Äußerliche berücksichtigend, unterscheidet sich sehr vortheilhaft von allen frühern durch Vollständigkeit und Bestimmtheit. Eine neue Periode des Wissens begann mit Cronstedt (schwedischer Bergrath, geb. 1722, gest. 1765), dessen chemisches System durch mehr berücksichtigte Einheit des Classificationsgrundes sich bedeutend machte. Ihm sind die meisten Mineralogen in der Abtheilung der Mineralien in Erdarten, Salze, Harze und Metalle gefolgt. — Als gänzlicher Umbildner und als Begründer einer eigenthümlichen Methode trat Werner auf. Seine Oryktognosie (Fossilienkunde) lehrt uns die Mineralien durch die äußern Kennzeichen erkennen. Zu diesen Kennzeichen gehören auch unter den physikalischen diejenigen, welche unmittelbar mit den Sinnen ohne höhere Bedingungen und Apparate gefaßt werden können. (Über sein Verdienst vgl. d. A. Werner.) — Als Begründer der krystallo-mineralogischen Methode ist Hauy (s. d.) zu betrachten. Indem er die Krystallographie, nächst der Chemie die wichtigste Hülfswissenschaft der Mineralogie, auf den Calcul gründete, wurde der philosophische Werth der Mineralogie gegen jeden Meinungswechsel sicher ge-

stellt. Haüy muß auch als Erfinder von Dem, was Gattung oder Species (Art) heißt, gelten. Von ihm wurde die Unterscheidung der Gattungen zu ihrem wahrhaften Gesichtspunkte zurückgeführt, begründet auf das Gesetz, daß alles ihnen fest und unwandelbar Zustehende einzig in den Verhältnissen der Gestalt und des chemischen Bestandes zu suchen sei. Ihm gebührt auch das Verdienst scharfer Bestimmung der geometrischen Bildungsnormen regelmäßiger Gestalten. — Die Zurückführung der Primairformen auf wenig geschlossene haben zuerst Bernhardi (Medicinalrath und Prof. zu Erfurt, geb. das. 1774) und Weiß (Prof. der Mineralogie zu Berlin, geb. zu Leipzig 1780) versucht; die Feststellung gewisser Krystallsysteme, sowie die Entwickelung der Krystallgestalten aus der Lage hat Letzterer wenigstens zuerst öffentlich bekanntgemacht. Mohs (s. d.) endlich ist als der Begründer einer ganz neuen Methode in der Mineralogie anzusehen, gestützt vorzüglich auf den mathematischen Theil der Wissenschaft, und ihm verdanken wir zugleich das vollkommenste naturhistorische Mineralsystem. (S. Mohs's Naturhistorische Methode.) — Die chemische Methode endlich war früher die vorherrschende, ist später, sowie die vorigen ausgebildet worden, zurückgedrängt, in ganz neuern Zeiten aber wieder die herrschende geworden, sodaß sie und die naturhistorische diejenigen sind, welche jetzt allein berücksichtigt und bearbeitet werden dürfen. Sie ist zunächst auf die Beobachtung der chemischen Eigenschaften der Mineralien gerichtet und bearbeitet einen selbständigen Zweig der gesammten Naturkenntniß der Mineralien. Das vorzüglichste chemische Mineralsystem, das von Berzelius (s. d.), ist begründet auf die bestimmten Verhältnisse in Mineralgemischen, sowie auf die elektro-chemische Theorie. In neuester Zeit endlich ist auch Beudant (Prof. der Naturwissenschaften zu Paris) mit einem chemischen Mineralsysteme aufgetreten, welches vor vielen andern Versuchen dieser Art erwähnt zu werden verdient.

Die Erkennung, Bestimmung und Untersuchung der Mineralien geschieht mittelst der ihnen zustehenden Kennzeichen oder Eigenschaften und Verhältnisse. Die eine Hälfte dieser Kennzeichen läßt sich unmittelbar wahrnehmen; bei der andern Hälfte sind gewisse Versuche nothwendig, ehe man über die Eigenschaften der Mineralien urtheilen kann. Es zerfallen die sämmtlichen Kennzeichen: 1) in die äußern, 2) in die physikalischen und 3) in die chemischen. — Unter den äußern Kennzeichen sind die, welche uns die regelmäßigen Gestalten oder die Krystalle darbieten, die wichtigsten. Es sind dies Polyeder, welche durch glatte, ebene und regelmäßige Flächen, die eine gegenseitige symmetrische Lage haben und deren Neigungen zu einander unabänderlichen Gesetzen unterworfen sind, begrenzt werden. Diese eigentlichen Gestalten der unorganischen Natur strebt die Materie stets anzunehmen, und nimmt sie wirklich immer dann an, wenn die auf selbige wirkenden Gesetze durch keine frembartige Ursache gestört worden sind. Obwol diese Gestalten sehr zahlreich sind, so lassen sie sich doch auf eine geringe Anzahl von Krystallsystemen, welches die aus einer Grundgestalt, ohne Rücksicht auf ihre Abmessungen, abgeleiteten einfachen Gestalten, oder der Inbegriff von Gestaltungen sind, denen eine gemeinschaftliche Einheit zum Grunde liegt, zurückführen. Diese Krystallsysteme sind folgende: I. Das tessularische oder sphäroedrische hat, wenn man als die Grundlage eines jeden Krystalls der ersten drei dieser Systeme drei Linien oder Dimensionen annimmt, dieselben gleich und rechtwinklig unter sich. Die Hauptkörper dieses Systems sind: das regulaire Oktaeder, der Würfel, das Rhomben- oder Granat-Dodekaeder und der Leuzitkörper oder das Leuzitoeder; alle übrige Körper sind aus diesen abgeleitet. Das Oktaeder besteht aus 8 Flächen, welche gleichseitige Dreiecke sind, 12 Kanten und 6 Ecken. Der Würfel hat 6 Flächen, welche Quadrate sind, 12 Kanten und 8 Ecken; das

Granatdodekaeder wird von 12 gleichen und ähnlichen Rhomben begrenzt, hat 24 Kanten gleichen Werthes, 6 scharfe und 6 stumpfe Ecken. Der Leuzitkörper besteht aus 24 gleichen und ähnlichen symmetrischen Trapezoiden; er hat 6 vierflächige scharfe, 12 stumpfere und 8 dreiflächige Ecken. Der Würfel entsteht aus dem Oktaeder durch gerade Abstumpfung der Ecken, und ebenso umgekehrt das Oktaeder aus dem Würfel. Das Granatdodekaeder entsteht aus Würfel und Oktaeder durch gerade Abstumpfung ihrer Kanten, das Leuzitoeder endlich aus dem Granatdodekaeder ebenfalls durch gerade Abstumpfung der Kanten. Leuzitoide sind Körper, die ebenfalls von 24 unter sich gleichen und symmetrischen, aber andern Trapezoiden als der Leuzitkörper begrenzt werden; man unterscheidet stumpfe und scharfe Leuzitoide. Pyramidenwürfel sind durch Zuschärfung der Würfelkanten entstehende Körper oder Würfel, welche auf ihren Flächen mehr oder minder niedrige, von gleichen Flächen gebildete vierseitige Pyramiden tragen. Ihre Flächen sind 24 gleichschenklige und unter sich gleiche und ähnliche Dreiecke. Pyramidenoktaeder sind Oktaeder, welche auf ihren Flächen mehr oder minder niedrige von 24 gleichschenkligen, unter sich gleichen und ähnlichen Dreiecken gebildete Pyramiden tragen. Die Pyramidengranatoeder sind Granatdodekaeder, welche auf ihren Flächen mehr oder minder niedrige, von 48 gleichen und ähnlichen, ungleichseitigen Dreiecken gebildete Pyramiden tragen. — Bei allen den bisher aufgezählten Körpern sind die Flächen gleicher Art vollzählig vorhanden, und eine wie die andre nimmt gleichen Antheil an der Begrenzung der Körper. An einer andern Abtheilung von Körpern desselben Systems erscheinen die Flächen unvollzählig, und nur die Hälfte derselben werden wirkliche Begrenzungsflächen, die andre Hälfte aber wird gänzlich verdrängt. Das Tetraeder ist ein auf die Hälfte der Flächen reducirtes Oktaeder, bestehend aus 4 gleichseitigen Dreiecken, indem von 2 benachbarten Flächen des Oktaeders immer eine verschwunden und die andre zur herrschenden geworden ist. Das Pentagon- oder Schwefelkiesdodekaeder besteht aus 12 symmetrischen Fünfecken und ist ein auf die Hälfte der Flächen reducirter Pyramidenwürfel, indem von 2 benachbarten eine wegfällt, die andre herrschend wird. Die Pyramidentetraeder sind Hälftflächner des Leuzitkörpers und der Leuzitoide und bestehen in Tetraedern, welche auf ihren Flächen niedrige dreiseitige Pyramiden tragen. Beispiele von der vollzähligen Abtheilung dieses Systems geben: der Diamant, der Granat, der Magneteisenstein, der Alaun, das Steinsalz &c.; von der unvollzähligen: der Schwefelkies, die Blende &c. — II. Das zwei- und einaxige, pyramidale oder viergliedrige System, bei welchem zwei Dimensionen gleich unter sich, aber ungleich der dritten sind, hat zum Hauptkörper ein Oktaeder, dessen Basis ein Quadrat ist, oder eine doppelt vierseitige Pyramide, bei welcher eine Axe verschieden von den beiden andern ist. Die Flächen sind gleichen Werthes unter sich, gleich gegen die Axe geneigt, gleiche und ähnliche gleichschenklige Dreiecke; man nennt sie Quadratoktaeder. Die Endkanten sind alle gleichen Werthes und verschieden von den Kanten an der Grundfläche. Abgeleitete Gestalten in diesem Systeme sind: spitzere oder stumpfere, vierseitige und doppeltachtseitige Pyramiden mit abwechselnd stumpfern oder schärfern Endkanten und rechtwinklich vierseitige Prismen, welche entweder die Kanten oder die Ecken an der Basis abstumpfen, und achtseitige Prismen, mit abwechselnd stumpfern und schärfern Seitenkanten. Auch bei diesem Systeme erscheinen Gestalten, an welchen nur die Hälfte der Flächen vorkommen. Beispiele geben: der Zirkon, der Zinnstein, das Glaubersalz &c. — III. Das ein- und einaxige System. 1) Zwei- und zweigliedriges oder prismatisches System hat drei unter sich rechtwinklige Dimensionen, alle drei von verschiedenem Werthe, zur Grundlage. Die Grundgestalt ist ein Oktaeder, dessen drei Axen, durch je zwei entgegengesetzte sei-

ner Ecken gelegt, mit den Grunddimensionen zusammenfallen. Es hat dreierlei Axen und dreierlei Ecken, in welche sich jene endigen, dreierlei Kanten, je vier sich gleich, aber einerlei Flächen. Diese sind unter sich gleiche und ähnliche ungleichseitige Dreiecke, alle gleich gegen die nämliche Axe geneigt, verschieden gegen die verschiedenen und an den verschiedenerlei Kanten auch verschieden unter sich. Man nennt diese Körper Rhombenoktaeder, deren es in dem Systeme sehr viele abgeleitete geben kann. Außerdem erscheinen in dem Systeme an abgeleiteten Gestalten: rechtwinklige Parallelepipeden von dreifachem Werthe seiner Flächen; Oblongoktaeder, doppelt vierseitige Pyramiden, deren Flächen je zwei und zwei (nämlich die gegenüberliegenden von einer und derselben Endspitze) gleich gegen die Axe geneigt, die beiden andern zwischenliegenden aber unter einem andern Winkel, jedoch gleichfalls gleich unter sich geneigt sind. Die Flächen selbst sind zweierlei, beides aber gleichschenklige Dreiecke, die Endkanten sind gleich unter sich, aber verschieden von den Kanten an der Grundfläche. Gewöhnlich herrscht ein Flächenpaar vor und wird zum rhombischen Prisma, während das andre dessen Zuschärfung bildet. Die Prismen verändern sich durch symmetrische Zuschärfungen oder gerade Abstümpfungen ihrer zweierlei Seitenkanten. Man sieht hieraus die große Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, in welche sich das allgemeine Ansehen dieses Systems verzweigen kann. Beispiele von diesem Systeme zeigen: der Chrysoberyll und Chrysolith, der Topas, der Schwerspath u. s. w.; es ist das am häufigsten erscheinende Krystallsystem. 2) Zwei- und eingliedriges oder hemiprismatisches System verhält sich zu dem vorhergehenden hälftflächig, indem von dem gerade rhombischen Prisma mit der Zuschärfung des Endes, durch Hinwegfallen der einen Zuschärfungsfläche an jedem Ende, ein schiefes rhombisches Prisma oder Hendyoeder entsteht. Die Seitenflächen dieser Grundgestalt haben gleichen Werth unter sich, die Endflächen sind auf ein Seitenkantenpaar gerade aufgesetzt. Die Veränderungen des Prismas hat dies System mit dem vorigen gleich, in der Endigung erscheinen, außer verschiedenen Schiefendflächen, die gerad angesetzte Endfläche und Zuschärfungsflächenpaare mit schieflaufenden Endkanten. Die vordere und die hintere Seite der Krystalle muß unterschieden werden. Beispiele geben uns der Feldspath, die Hornblende, der Gyps u. s. w. 3) Ein- und eingliedriges oder tetartoprismatisches System; bei diesem findet ein zweites Veränderungsverhältniß auch zwischen den Gliedern desjenigen Flächenpaares statt, welche beim vorhergehenden Systeme noch vollzählig vorhanden waren; alle Glieder stehen daher einzeln. Der Hauptkörper ist ein unregelmäßiges Parallelepiped, dessen dreierlei Flächen verschiedenen Werthes sind. Die Abänderungsflächen kommen auch einzeln vor. Beispiele geben uns der Axinit und der Kupfervitriol. — IV. Drei- und einaxiges, rhomboedrisches, sechs- und dreigliedriges System gründet sich auf das Verhältniß einer Hauptaxe gegen drei andre, unter sich gleiche und auf der ersten gemeinschaftlich senkrecht stehende Dimensionen, welche daher unter sich jederzeit den Winkel von 60° machen. Dies System hat wieder eine vollzählige und eine unvollzählige Abtheilung. Der Hauptkörper der vollzähligen Abtheilung ist die doppelt sechsseitige Pyramide, deren Flächen gleiche und ähnliche gleichschenklige Dreiecke mit gleicher Neigung gegen die Axe sind. Die Endkanten und die Grundkanten sind verschieden. Durch gerade Abstumpfung der letztern und durch gerade Abstümpfung der Ecken an der Grundfläche entstehen regulaire sechsseitige Prismen; alle übrige abgeleitete Flächen sind doppelt sechsseitige oder doppelt zwölfseitige Pyramiden, letztere mit abwechselnd stumpfern und schärfern Endkanten, und zwölfseitige Prismen mit abwechselnd stumpferen und schärferen Seitenkanten. Der Hauptkörper der unvollzähligen Abtheilung dieses Systems ist das Rhomboeder, welches

aus der Hälfte der Flächen der doppelt sechsseitigen Pyramide besteht und 6 gleiche und ähnliche Rhomben zu Flächen hat. Unter den abgeleiteten Gestalten finden sich die regelmäßigen sechs- und zwölfseitigen Prismen, sehr viele Rhomboeder und doppelt sechsseitige Pyramiden mit abwechselnd stumpfern und schärfern Endkanten und mit im Zickzack liegenden Grundkanten. — Es muß hier auch noch bemerkt werden, daß die Krystalle nicht immer einzeln, sondern auch zu zweien, dreien und vieren verbunden, als Zwillinge, Drillinge und Vierlinge erscheinen. Es sind Verbindungen gleichartiger Individuen, welche verschiedene Richtungen ihrer Structur gemein und einander parallel und andre umgekehrt liegen haben. Gewöhnlich sind die Individuen an-, seltener durcheinander gewachsen. — Viele Krystalle finden sich nicht bloß nach Außen mit Ebenen begrenzt, sondern sie lassen auch in ihrem Innern deutlich ein regelmäßiges Gefüge oder eine Theilbarkeit wahrnehmen, d. h. man sieht natürliche Fügungsklüfte, Blätter, Durchgänge, der einen oder der andern Art ihrer äußern Flächen parallel, und in diesen Richtungen lassen sich solche Krystalle mitunter bis zu den dünnsten Blättchen theilen, während sie nach allen andern Richtungen der trennenden Kraft mehr Widerstand entgegensetzen, sodaß, wenn sie gebrochen werden, man keine ebene Flächen enthält. Bei manchen Krystallen ist gar keine mechanische Theilung möglich, auch ist bei andern die Theilbarkeit nicht einmal sichtbar. — Erleiden Krystalle bei ihrem Entstehen Störungen, so erscheinen sie weniger regelmäßig ausgebildet, sowol hinsichtlich ihrer äußern Umrisse, als auch hinsichtlich ihres innern Gefüges. Das Geradblättrige geht in Krummblättriges über, das Großblättrige ins Kleinblättrige und Körnige, in das Schuppige und Schaumige. Dehnen sich Krystalle in einer Richtung überwiegend aus, so entstehen nadel- und haarförmige Gestalten, und aus der Zusammenhäufung oder Aneinanderfügung solcher Gebilde werden strahlige und faserige Massen. — Die nichtkrystallisirten Mineralien, an welchen weder Geregeltes der Gestalt, noch Ebenen oder gerade Linien wahrgenommen werden, lassen sich abtheilen: a) in solche, welche in ihrem Äußern eine gewisse Ähnlichkeit mit andern Erzeugnissen der Natur oder der Kunst haben; dahin gehören: 1) das Kugel-, Nieren- und Traubenförmige; 2) das Zahn-, Draht-, Baum- und Staudenförmige, das Ästige, Röhren- und Tropfsteinartige; 3) die Platten und die Bleche; 4) das Durchlöcherte, Zerfressene, Zellige, Blasige, Zerhackte, das mit Eindrücken Versehene ꝛc. b) In solche, die mit andern Natur- oder Kunstproducten nicht verglichen werden können, sondern Formen ganz eigenthümlicher Art haben; dahin gehört das Derbe, Eingesprengte, die eckigen oder rundlichen Stücke, die Körner und Geschiebe oder Rollsteine. — Oft zeigen die Mineralien neben den geregelten Fügungsklüften noch andre Zerklüftungen, Absonderungsklüfte, Absonderungen, die bald mehr, bald weniger deutlich sind. Man unterscheidet: 1) stängliche Absonderungen, bei welchen die Ausdehnung nach einer Richtung vorwaltet; sie sind dick oder dünn, gerade oder gebogen, keilförmig u. s. w. Beispiele geben der Kalkspath, Amethyst ꝛc.; 2) schalige Absonderungen, zwei Dimensionen sind vorwaltend, die dritte, die Dicke, ist bei weitem weniger bedeutend; man hat dick- oder dünnschalige, gerade- oder krummschalige Absonderungen ꝛc. wie beim Schwerspath, Arsenik ꝛc.; 3) körnige Absonderungen, bei welchen alle drei Dimensionen ziemlich gleich gefunden werden; das Körnige ist grob oder fein, rund oder eckig ꝛc., wie beim körnigen Kalk (carrarischen Marmor). — Dem krystallinischen Gefüge oder der Theilbarkeit steht der Bruch entgegen, d. h. die Beschaffenheit, welche ein Mineral zeigt, wenn es gewaltsam durch einen Schlag getrennt wird, ohne daß man auf die Fügungsklüfte Rücksicht nimmt. Die Bruchfläche erscheint: 1) eben, d. h. ohne Erhabenheiten oder Vertiefungen; 2) un-

eben, kleine Erhabenheiten wechseln, jedoch durchaus ohne Regel, mit kleinen Vertiefungen, und das Ansehen des Ganzen ist dadurch bald mehr fein-, bald mehr grobkörnig; 3) muschlig, rundliche, kugel- oder kegelartige Erhabenheiten und Vertiefungen wechseln mit einander, und nach der Größe des Umfangs, nach der Tiefe und Vollkommenheit hat man einen groß- oder kleinmuschligen, einen tief- oder flachmuschligen, einen vollkommen oder unvollkommen muschligen Bruch; 4) splittrig, wo die Bruchfläche kleine keilförmige Splitter zeigt, welche an ihrem dickern Ende mit der Masse des Ganzen verwachsen sind; 5) erdig, wie z. B. die Kreide. Die Bruchfläche geschmeidiger Substanzen (Gediegenkupfer) ist oft hakig, d. h. sie trägt kleine spitzige und gebogene Erhöhungen, welche nur durch Gefühl und Loupe wahrnehmbar sind. — Die Oberfläche krystallisirter und nichtkrystallisirter Mineralien ist: 1) glatt, wohin auch das sogenannte Spiegelige gehört; 2) gestreift mit linienähnlichen, stärkern oder schwächern Vertiefungen, die bald einen, bald mehren Richtungen folgen, theils der Axe von Krystallen parallel, theils diese unter einem rechten Winkel schneidend rc., wie z. B. am Beryll und Bergkrystall; 3) drusig, mit sehr kleinen krystallinischen Erhabenheiten; 4) uneben, rauh, körnig, mit kleinern oder größern Erhabenheiten und Vertiefungen besetzt. — Die glatte Oberfläche der Krystalle deutet den höchsten Grad der Vollkommenheit in der Ausbildung an. — Manche Mineralien von äußerlich regelrechter Gestalt können nicht als wahre Krystalle betrachtet werden, sondern sie müssen gelten als Umbildungen aus andern Krystallen, als Erfüllungen leerer geregelter Räume, oder als Umhüllungen von Krystallen. Diese, durch Ausfüllungen oder Umhüllungen entstandenen regelmäßigen Gestalten nennt man Afterkrystalle oder Pseudomorphosen. Von den wahren Krystallen sind sie unterschieden durch den Mangel an Theilbarkeit, durch einen häufig erdigen Bruch, durch das Abgerundete ihrer Ecken und Kanten, durch das nicht Übereinstimmende ihrer Gestalt mit den, der Substanz außerdem zugehörigen, regelrechten Formen rc.

Zu den physikalischen Kennzeichen der Mineralien gehören: die Cohärenz, Eigenschwere, Lichterscheinungen, Färbung, Strich, Elektricität, Magnetismus, Geschmack, Anhängen an der Zunge, Geruch, Anfühlen und Klang. — Der Cohärenz nach, oder in Absicht auf den Zusammenhang ihrer Theile sind die Mineralien feste oder flüssige. Die festen sind wieder verschieden nach ihrer Härte, Geschmeidigkeit und Zersprengbarkeit. Durch die Härte widerstehen die Mineralien jedem Eindrucke von Außen mit mehr oder weniger Kraft. Die Grade der Härte, oder, wenn sie nicht beständig sind, die Grenzen derselben, werden am besten durch Zahlen ausgedrückt und nach folgender Scala bestimmt. Die Zahl 1. bezeichnet den Härtegrad des Talkes, 2. des Gypses, 3. des Kalkspaths, 4. des Flußspaths, 5. des Apatits, 6. des Feldspaths, 7. des Quarzes, 8. des Topases, 9. des Saphirs, 10. des Diamants. — Geschmeidig sind die Mineralien, welche sich unter dem Hammer strecken lassen, und die man mit einem Messer späneln kann (gediegen Kupfer). Spröde Substanzen büßen beim Schlagen oder Schneiden jeden Zusammenhang ein (Quarz, Flußspath). Milde Mineralien lassen sich schneiden und zerreiben und werden dadurch meist zu kleinen Blättchen (Talk, Graphit). Die Zersprengbarkeit, der Zusammenhang, welchen die Mineralien beim Zerschlagen zeigen, steht mit ihrer Härte und Geschwindigkeit nicht immer in geradem Verhältniß; manche härtere Mineralien sind sehr leicht zersprengbar. Biegsam sind nur wenige Mineralien; am seltensten findet man sie elastisch (Asbest). — Zur Bestimmung der Eigenschwere oder des specifischen Gewichts (s. Maß und Gewicht), d. h. des Verhältnisses zwischen den Gewichten verschiedener Mineralien,

bei Gleichheit ihres Volumens bedient man sich der hydrostatischen Wage oder des von Nicholson erfundenen Aräometers. Das reine (destillirte) Wasser dient bei diesen Versuchen als Einheit, und die Vergleichung seines absoluten Gewichtes mit dem des zu wiegenden Minerals, in Beziehung auf einen beiden gemeinsamen Umfang, gibt die gesuchte Eigenschwere. — Zu den Lichterscheinungen rechnet man: Durchsichtigkeit, Strahlenbrechung, Glanz, Farbenwechsel, Farbenspiel und Phosphorescenz. Unter durchsichtigen Mineralien versteht man solche, welche die Gegenstände auch in größeren Entfernungen deutlich erkennen lassen (Glimmer, Bergkrystall, Kalkspath). Beim Halbdurchsichtigen (Chalcedon) ist das Bild unklar, und nur dünne Stücken eignen sich zu genauer Wahrnehmung. Durchscheinende Mineralien (Flußspath, Quarz) lassen keine Erkennung des Gegenstandes zu; bei den an den Kanten durchscheinenden Mineralien (Obsidian) hat dies nur an den dünnsten Stellen statt, und undurchsichtige endlich versagen, selbst in den dünnsten Stückchen, den Lichtstrahlen jeden Durchgang (Bleiglanz, Schwefelkies). — Strahlenbrechung entsteht durch die Abweichung eines in schräger Richtung auf durchsichtige Mineralien fallenden Lichtstrahls von seinem geraden Wege. Sie ist doppelt, wenn der durch ein Mineral betrachtete Gegenstand sich zweifach darstellt. Beim Doppelspath (Kalkspath) ist die Erscheinung durch zwei parallele Flächen leicht beobachtbar; bei klaren Bergkrystallen durch zwei gegeneinander geneigte Flächen. Der Mineralienglanz ist Folge der Zurückwerfung der auf ihre äußere, oder durch mechanische Trennung entblößte innere Oberfläche fallenden Lichtstrahlen. Man theilt den Glanz, nach seinem Verschiedenartigen, in Metallglanz (Bleiglanz), Diamantglanz (Diamant), Glasglanz (Bergkrystall), Perlmutterglanz (Feldspath), Wachsglanz (gem. Opal), Fettglanz (Pechstein). Hinsichtlich der Stärke des Glanzes unterscheidet man: starkglänzend (Bergkrystall), glänzend (Kalkspath), wenigglänzend (Malachit). Beim Schimmernden hat eine ungleichmäßige Vertheilung des Glanzes über die Mineralienoberfläche statt (carrarischer Marmor). Matt nennt man die durchaus glanzlosen Mineralien (Kreide). — Vermöge des Farbenwechsels zeigen gewisse Mineralien beim Hindurchsehen in bestimmten Richtungen eine andre Farbe als in den übrigen (Flußspath). Beim Farbenspiel nimmt man, je nachdem man in verschiedenen Richtungen auf Mineralien sieht, vielartige Farbennuancen wahr, welche in größern und kleinern Flecken mit einander wechseln (edler Opal, Labrador-Feldspath). Beim Irisiren erscheinen die Farben des Regenbogens (mancher Kalkspath und manches Marienglas). Phosphorescenz ist die Eigenthümlichkeit gewisser Mineralkörper, einen leuchtenden Schein zu verbreiten, wenn sie der Sonnenwärme ausgesetzt werden (strahliger Schwerspath), wenn man sie glüht (gepulverter Flußspath auf rothglühendem Eisenblech), ritzt (Dolomit, Blende) oder aneinander reibt (zwei Stücke Quarz). — Im Zustande höchster Reinheit sollten, nach dem Wesentlichen ihrer chemischen Zusammensetzung, viele Mineralien wasserhell (farblos) sein, so z. B. Kalkspath, Bergkrystall ꝛc., und dennoch findet man sie nicht selten auf die mannigfachste Weise gefärbt, je nach den mehr zufälligen Bestandtheilen, welche dieselben in größerer oder geringerer Menge enthalten. Darum ist in allen Fällen der Art die Färbung nur als ein unsicheres Merkmal zu betrachten; für Metalle und brennbare Mineralien aber ist die Farbe oft sehr bezeichnend. Man nimmt in der Mineralogie 8 Stammfarben an, nämlich: weiß, grau, schwarz, blau, grün, gelb, roth und braun, welche alle sehr vielfache Abänderungen zeigen. Die reinsten unter den einer Stammsorte zustehenden Arten gelten als Charakterfarben; dahin: schneeweiß (Tropfstein), aschgrau (Töpferton), sammetschwarz (Obsidian), berlinerblau (Saphir), smaragd-

grün (Smaragd), citronengelb (Auripigment), carminroth (Rothgültigerz) und kastanienbraun (ägyptischer Jaspis). Die Mineralien sind bald ein- bald mehrfarbig, und im letzten Falle nicht selten auf verschiedene Weise gezeichnet, gestreift, punktirt, baum- oder ruinenförmig u. s. w. Einwirkung von Luft, Licht, Wärme u. s. w. bringt häufig Änderungen in der Oberflächenfärbung der Mineralien hervor; sie verbleichen, laufen an rc. Den Strich untersucht man mit scharfen Werkzeugen, am besten mit einer englischen Feile; die mehr oder minder große Änderung auf der Oberfläche der Mineralien, was Farbe oder Glanz betrifft, sowie die Farbe des Pulvers, welches man beim Ritzen erhält, sind nicht selten werthvolle Kennzeichen. — Elektricität ist in manchen Mineralien erregbar durch Wärme (Turmalin, Topas), in vielen durch Reibung mit der Hand oder mit einem Stücke Tuch. Einige Mineralien werden durch Reibung positiv elektrisch, andre negativ. — Magnetismus ist das Verhalten der Mineralien gegen die Magnetnadel, oder gegen den Magnetstab. Manche Mineralien sind bloß dem Magnete folgsam; andre ziehen mit gewissen Punkten (Polen) das eine Ende der Magnetnadel an und stoßen das andre ab; einige ziehen das Eisen. — Der Geschmack ist nur für salzige Substanzen charakteristisch. Ein Anhängen an der feuchten Lippe, oder an der Zunge, steht manchen erdigen oder weichen Mineralien, besonders den thonhaltigen, zu. Geruch ist nur wenigen Mineralien eigen (Schwefel, Erdpech). Manche Mineralien fühlen sich kalt an, oder fett u. s. w.; wenige geben beim Schlagen mit harten Körpern einen Klang.

Die chemischen Kennzeichen dienen ebenfalls zur scharfen Bestimmung der Mineralkörper. Bei ihrer großen Mannigfaltigkeit lassen sich jene Kennzeichen auf vielartige Weise prüfen; gewöhnlich wählt man die Schmelzung, das Einwirken von Säuren und von einigen andern Reagentien. Ein Kennzeichen von vorzüglichem Werthe ist die relative Schmelzbarkeit der Mineralien. Man untersucht dieselbe vermittelst des Blase- oder Löthrohrs, indem man kleine Bruchstücke des zu prüfenden Mineralkörpers auf einer Kohle, oder im Silber- oder Platinlöffel, oder in einer kleinen Zange mit Spitzen von Platin oder von Silber, für sich allein, oder mit verschiedenen die Schmelzung befördernden Mitteln (Borax, Salpeter, Natron rc.) der Einwirkung eines möglichst starken Hitzgrades aussetzt. Die Einwirkung von Wasser und von Säuren auf Mineralien, je nach dem Verschiedenartigen ihrer Natur, ist leicht beobachtbar; unter den Säuren wählt man vorzüglich Schwefel-, Salz- und Salpetersäure. Die eigentliche Analyse ist Sache des Chemikers; er strebt die einzelnen Bestandtheile der Mineralien möglichst genau und vollständig abzuscheiden und ihr gegenseitiges Mengeverhältniß zu bestimmen. Bei Beschreibung der Mineralkörper werden die Resultate der Analyse, sowie gewöhnlich auch die von H. v. Berzelius aufgestellten chemischen Formeln für die Mischung angegeben.

Als geschichtliche Kennzeichen kann man die Angabe der Fundorte eines Minerals, die Art seines Vorkommens und der beibrechenden Mineralien anführen. Die Beachtung dieser Verhältnisse ist überaus wichtig; denn neben dem unverkennbaren Einflusse, welchen die begleitenden Substanzen auf das von ihnen Umgebene ausüben, wird selbst die Entstehung gewisser Mineralien gar oft durch das Vorhandensein andrer bedingt.

Die Classification der Mineralien ist ihre Aufzählung nach gewissen Verhältnissen und Eigenschaften, sodaß beim Neben- und Untereinandergeordnetsein der verschiedenen Substanzen diese Beziehungen möglichst klar hervortreten. Durch Annahme bestimmter Classificationsstufen gewinnt man ein höheres Anhalten, und zugleich wird die Übersicht des Ganzen und seiner Theile sehr erleichtert. Das Wichtigste bei der Classification der Mineralien oder in einem Mi-

neralsystem ist die Bestimmung der Species, Gattungen oder Arten; ihre Zusammenstellung zu höhern Classificationsstufen ist zwar nöthig, aber bei weitem nicht so wichtig. Eine Species ist eine natürliche Einheit, welche durch strengen innern Zusammenhang in sich und durch bestimmte Ausgeschiedenheit von allem Übrigen sich als selbständig ausspricht. Je strenger der Begriff geschieden ist, um so mehr springt das Eigenthümliche einer Species ins Auge. Nicht Alles aber, was in der Mineralogie vorkommt, besteht in strengen Gattungen, sondern es finden Abstufungen statt und gattirte und ungattirte Massen. Das, was einer Species den großen Zusammenhang in sich und die große Ausgeschiedenheit gegen das Übrige gibt, ist Übereinstimmung ihres chemischen Gehalts oder Gleichartigkeit der Krystallgestalten. Ungleiche Krystallisationssysteme verlangen die Annahme verschiedener Species, selbst wenn die chemische Differenz noch nicht erwiesen ist. Nicht alle Species kommen gleich häufig in der Natur vor. Bei jenen, die vorzüglich verbreitet sind und die unter den verschiedenartigsten Verhältnissen und Beziehungen auftreten, findet sich in der Regel eine größere Vielzahl von Abweichungen und Modificationen. Dies macht die Abtheilung solcher Gattungen in Arten, Abänderungen rc. nothwendig. — Unter den Mineralsystemen verdienen besonders das chemische des Prof. v. Berzelius und das naturhistorische des Prof. Mohs (s. beide A.) erwähnt zu werden. Ersterer stellt die Mineralien nach ihren elektro-negativen Bestandtheilen zusammen und unterscheidet zuvörderst zwei Classen: a) Mineralien, die nach dem Principe für die Zusammensetzung der unorganischen Natur zusammengesetzt sind, und b) Mineralien, zusammengesetzt nach dem Principe für die Zusammensetzung der organischen Natur. Die erste Classe umfaßt 18 Familien, welche von der elektro-positivsten zu der elektro-negativsten aufeinanderfolgen, nämlich: die des Eisens, Kupfers, Wismuths, Silbers, Quecksilbers, Palladiums, Platins, Osmiums, Goldes, Tellurs, Antimons, Arseniks, Kohlenstoffes, Stickstoffes, Selens, Schwefels, Sauerstoffes und Chlors. Von diesen enthalten die 8 ersten nur eine oder einige Species, deren Anzahl sich bei den folgenden vermehrt und Sauerstoff alle oxydirten Mineralien in sich begreift. Die zweite Classe enthält die Harze, Bitumen, Kohlen, Torf und Honigstein. — Mohs unterscheidet zuvörderst 3 Classen. Die 1. Classe enthält 4 Ordnungen: Gase, Wasser, Säuren, Salze; die 2. Classe 13: Haloide, Baryte, Kerate, Malachite, Glimmer, Spathe, Gemmen, Erze, Metalle, Kiese, Glanze, Blenden, Schwefel; die 3. Classe 2 Ordnungen: Harze und Kohlen. Die Ordnungen zerfallen wiederum in Geschlechter, und jedes Geschlecht enthält eine oder (dies ist am häufigsten der Fall) mehre Species. Mehr hierüber s. d. bes. Art. Vgl. Hoffmann's „Handbuch der Mineralogie", fortges. von Breithaupt (Freiberg 1811—18, 4 Bde.); Haüy's „Traité de minéralogie" (2. Aufl., Paris 1822, 5. Bde); Mohs's „Grundriß der Mineralogie" (Dresden 1822—24, 2 Bde.; ins Engl. übers. von Haidinger, Edinburg 1825); Jameson's „System of Mineralogy" (4. Aufl., Edinburg 1828, 3 Bde.); v. Leonhard's „Handb. der Oryktognosie" (2. Aufl., Heidelb. 1826); Brewster's „Treatise on Mineralogy" (Edinb. 1827); Hartmann's „Wörterbuch der Mineralogie und Geognosie" (Leipzig 1828). H.

Mineralwässer, Quellen, in deren Wasser Gasarten oder mineralische Theile aufgelöst sind. Unter den Gasarten, welche solche Mineralwässer enthalten, sind die vorzüglichsten: das Kohlenstoffgas oder die sogen. Luftsäure, fixe Luft, und das geschwefelte Wasserstoffgas oder Hydrothionsäure (s. Gasarten). Unter den Mineralien, die man in diesen Wässern aufgelöst findet, sind die vorzüglichsten: Kalkerde, Bittersalzerde (Magnesie), Thonerde, schwefelsaurer Kalk (Gyps), salzsaurer Kalk, kohlensaurer Kalk (gewöhnlicher Kalkstein), schwefelsaure Magnesie (Bittersalz), salzsaures Mineralalkali (Kochsalz), schwefelsaures

Mineralalkali (Glaubersalz), salpetersaures vegetabilisches Laugensalz (Salpeter), Eisen, meistens in Kohlensäure aufgelöst, auch schwefelsaures Eisen (Eisenvitriol). Da das Wasser schon bloß für sich auflösende Eigenschaft hat, so findet man selten ein Quellwasser, das nicht irgend einige von den genannten Dingen in sich aufgelöst enthielte. Deßwegen macht man schon im gemeinen Leben einen Unterschied zwischen hartem und weichem Wasser. In dem erstern ist eine ansehnliche Menge erdiger Stoffe, meistens Kalkerde, in Kohlensäure aufgelöst, vorhanden, wovon das Wasser einen salzigen, erdigen Geschmack erhält, und wodurch es zum Brauen, Branntweinbrennen, Bleichen unwirksamer ist, zum Waschen untauglich wird, da es die Seife schwer auflöst, zum Theil zersetzt, sodaß die Fettflocken sich absondern. Hülsenfrüchte kochen darin nicht weich, weil während des Kochens das flüchtige Auflösungsmittel (die Luftsäure) verfliegt, und die niederfallenden erdigen Theile die Zwischenräumchen der darin gekochten Erbsen u. s. w. verstopfen. An den Wänden der Geschirre setzen sie sich an und machen den sogen. Wasserstein. Durch das Kochen selbst wird also hartes Wasser schon reiner, aber man kann es auch durch Zusatz von Alkali oder Lauge verbessern und zum Kochen tauglicher machen. Weiches Wasser nennt man solches, das wenige oder gar keine solcher erdigen Theile enthält, z. B. das Regenwasser, Flußwasser. Wenn von den oben genannten Bestandtheilen einige in so beträchtlicher Menge sich in dem Wasser aufgelöst befinden, daß es davon einen sehr merklichen Geschmack erhält, dann erst belegt man es mit dem Namen Mineralwasser, und wenn es bei dem innern Gebrauche heilsame Wirkungen auf den menschlichen Körper zeigt, Gesundbrunnen (s. d.). H.

Mineralwässer (künstliche). Seitdem die neue Chemie den Weg zur gründlichen Untersuchung der Mineralkörper gebahnt hatte und die Bestandtheile der Mineralwässer mehr oder weniger genau ausgemittelt worden waren, hat man sich mannigfaltig an der Nachbildung der letztern versucht. Die Resultate dieser Bemühungen sind jedoch wenig befriedigend ausgefallen, betrachte man sie von Seiten der Ähnlichkeit der äußern Kennzeichen, welche die Nachbildungen mit den Originalen haben sollten, oder von Seiten der Heilkräfte auf den kranken Körper, welche die natürlichen Quellen auszeichneten. Diese unvollkommenen Erfolge haben allmälig eine ungünstige Meinung über künstliche Mineralwässer verbreitet und häufig den Glauben veranlaßt, daß das Wirkende in den Mineralwässern etwas Andres und höherer Art sei, als was bei dem dermaligen Standpunkte der Chemie und der Physik sich auffassen und wägbar darstellen lasse. Die Wichtigkeit des Gegenstandes hätte es jedoch verdient, die Gründe einer solchen Annahme vorher ernster zu prüfen und vor Allem zu untersuchen, ob Das, was man künstliche Mineralwässer nannte, auch wirklich verdiene, mit den Erzeugnissen der Natur verglichen zu werden. Wie wenig jedoch diese Kunsterzeugnisse geeignet waren, sich mit der Natur zu messen, wird selbst aus einer flüchtigen Darstellung der Ansichten hervorgehen, die der Verfertigung künstlicher Mineralwässer zum Grunde lagen. Die höchste Aufgabe dabei konnte sein: die Bestandtheile der Wässer in dem Mengenverhältnisse und in derselben Verbindung darzustellen, wie sie die chemische Analyse ausgemittelt hatte. Die Resultate derselben hielt man für in dem umgesetzten Wasser befindlich gewesene Educte; von ihnen nahm man den Maßstab her zur Beurtheilung der Heilkräfte eines Wassers. Darum hielt man fast durchgängig die kohlensaure Kalk- und Talkerde für Zugaben, die in ihrem Einflusse auf den Körper wenig zu beachten seien; die Kieselerde galt für etwas ganz Indifferentes; das nämliche Schicksal hatten Metalloxydule, wenn ihre Mengen höchst gering waren, und die Wasserfabrikanten fanden sich um so geneigter, diese Ansicht geltend zu erhalten, je schwieriger es war, ja bei vielen Wässern unmöglich, bei den bisherigen Verfahrungsarten und Hülfsmitteln die erwähnten schwer

löslichen Körper in denselben Gewichtsverhältnissen den Wässern einzuverleiben, welche die Untersuchung als vorhanden bestätigt hatte. Diejenigen, die von Kalk und Talk ihren Producten ein willkürliches Maß zugegeben hatten, glaubten schon überflüssige Beweise ihrer Sorgsamkeit gegeben zu haben. Das höchste Streben war, den kalten Mineralwässern ein tüchtiges Maß Kohlensäure zuzutheilen, denn an eine volle Nachbildung der warmen Wässer hatte man sich theils gar nicht gewagt, oder die Verfahrungsarten waren so roh, daß es kaum nöthig ist, sie zu erwähnen. Übrigens war man unbekümmert, ob die mit einem Wasser verbundenen Gasarten mit demselben in inniger oder sehr lockerer Verbindung waren, und die Beobachtungen der Ärzte über die Verschiedenheit der Mineralquellen in diesem Bezuge gingen für die Nachbildung verloren. Die Mängel dieser Methode und der Ansichten, auf welche sie sich stützte, waren zu auffallend, um nicht von einer Verbesserung derselben auch mehr Gleichheit der Wirkungen der Kunstproducte auf den organischen Körper mit denen der Natur hoffen zu können. Es war klar, daß die Verbindungen, welche die Analyse als in dem Wasser vorhanden angab, nur Producte der Art der chemischen Behandlung waren. Eine andre Methode der Untersuchung gab sehr häufig auch andre Verbindungen der Kalien und Erdarten, und der Streit über Salze, die gleichzeitig in den Wässern bestehen könnten oder nicht, war in den mehrsten Fällen zwecklos. Die Bestandtheile konnten in den Wässern entweder zu einzelnen Verbindungen zusammengegangen, also nur neben einander gelagert gedacht werden, oder sie waren zu einer Gesammtverbindung oder zu mehren dergleichen vereinigt. Genauere Untersuchungen haben die erste Annahme als unstatthaft in den mehrsten Mineralwässern gezeigt, besonders wenn die Zahl ihrer einzelnen Bestandtheile vielfacher und das Mengenverhältniß derselben größer als gewöhnlich war. Directe Beweise gibt der von den natürlichen Wässern so sehr abweichende Geschmack mancher künstlichen, die auf dem einfachen Wege der Mischung, ohne Zuziehung andrer Hülfsmittel, bereitet werden. Für das Zusammentreten der Bestandtheile zu componirten Verbindungen sprechen die Niederschläge, die sich aus manchen natürlichen und den ihnen treu nachgebildeten künstlichen Wässern bald schneller, bald nach Jahren allmälig bilden, ungeachtet die Summe der Lösungsmittel für ihre Erhaltung in flüssigem Zustande mehr als hingereicht hätte. Eine Analogie für diese Annahme geben die Mineralkörper, deren einzelne Bestandtheile zur homogenen Gesammtverbindung sich verschmolzen haben. Da sich jedoch diese flüssigen Verbindungen direct nicht darstellen lassen, und ihr Bestehen nur aus einer Menge andrer Erscheinungen gefolgert werden kann, so kam es darauf an, die Bedingungen, unter denen sie sich bilden, möglichst aufzusuchen. Diese sind das Zusammentreten der Bestandtheile unter bestimmten und gemessenen Druckgrößen, die Ausschließung des Einflusses der Atmosphäre und eine bestimmte Reihenfolge, in welcher den Bestandtheilen die Einwirkung auf einander gestattet wird. Von ihnen hängt zugleich die Innigkeit der Verbindung der Gasarten, die Art, wie sie aus dem Wasser sich losreißen, und die Dauer der durch dieselben bewirkten Verbindungen, die Erdarten und Metalle ab. Zur Erreichung jener Bedingungen sind seit einigen Jahren durch Dr. Struve in Dresden mannigfaltige Apparate geschaffen und verbessert worden. So hat sich allmälig eine Anstalt gebildet, die in zwei wesentlich verschiedene Abtheilungen zerfällt. Die Aufgabe der einen ist, mit einer gegebenen Menge reinem Wasser alle die Bestandtheile, keinen ausgeschlossen, und in der Menge und Eigenthümlichkeit zu verbinden, wie sie die Prüfung auf chemischem Wege und die Vergleichung der natürlichen Wässer mit den künstlichen an die Hand gegeben hat. Als Kennzeichen gelungener Erfolge genügt hierbei nicht bloß die Darstellung der nämlichen Producte in Quantität und Qualität, welche die chemische Untersuchung in den natürlichen Wässern findet; Geschmack und Geruch

müssen auf gleiche Weise übereinstimmen; die Art, wie die Gasarten sich entfernen, ob langsam oder schnell, in großen Blasen und stürmisch oder in kleinen Bläschen und längere Zeit hindurch dauernd, die Zeit- und Reihenverhältnisse, in welchen sich Eisen, Kalk, Talk in Verbindung mit Kieselerde oder ohne dieselbe allmälig aus der Verbindung trennen, müssen die gleichen sein. Da jedoch ein Mineralwasser in der geöffneten Flasche sich um so mehr von seiner Eigenthümlichkeit entfernt, je reicher an Bestandtheilen, Gas und Erdarten, und jemehr die Flasche geleert ist, so bedurfte es noch einer zweiten Anstalt, Das, was in der Bereitungsanstalt gewonnen worden, bis zu dem Augenblicke zu sichern und zu erhalten, wo der Patient sich den Becher füllen läßt. Diese Aufgabe löst die zweite Abtheilung, die Erhaltungs- und Schenkanstalt. Sie vertritt Das, was in der Natur durch die ununterbrochene Erneuerung der Quellen, durch stetes Zuströmen neuer Massen bewirkt wird; durch sie ist es namentlich gelungen, den so leicht zerstörbaren Charakter der warmen und heißen Wässer bis zum Augenblicke ihres Genusses in seiner Vollkommenheit zu erhalten. Die Wirkung der in der Struve'schen Anstalt bereiteten künstlichen Mineralwässer ist oft überraschend wohlthätig und im Ganzen der der natürlichen gleich. Darum hat auch die Struve'sche Anstalt nicht nur in ihrem Geburtsorte (Dresden) sehr viel Theilnahme gefunden, sondern es sind auch seit 1822 fg. in Leipzig, Berlin, Warschau, Brighton, Moskau rc. unter der Leitung des ersten Unternehmers ähnliche Anstalten errichtet. S. Struve und Dr. Kreyßig: „Über den Gebrauch der natürl. und künstl. Mineralwässer von Karlsbad, Ems, Eger, Marienbad, Pyrmont und Spaa" (Lpz. 1825).

Minerva, bei den Griechen Pallas Athene, Athenäa, unter den Gottheiten des Olymps eine der vorzüglichsten, deren Verehrung nach Ansicht vieler Mythologen aus Ägypten stammt. Die Fabel erzählt: Als Jupiter nach dem Siege über die Titanen zur Oberherrschaft gelangt war, erkor er sich zur ersten Genossin die Metis, eine Tochter des Okeanos. Ein Orakelspruch der Gäa und des Uranus aber hatte ihm geweissagt, daß Metis zuerst eine Tochter, dann aber einen Sohn gebären würde, welcher ihm die Herrschaft zu entreißen bestimmt sei. Diesem Schicksale zu entgehen, suchte er sich ihrer mit List und Schmeichelei zu bemächtigen, und verschlang sie mit der noch ungebornen Minerva. Als nun die Zeit ihrer Geburt herankam, empfand Jupiter einen gewaltigen Schmerz im Kopfe, daher er sich vom Vulkan den Kopf spalten ließ, worauf die Göttin fröhlich und in voller Rüstung heraussprang. Sie tanzte mit kriegerischem Muthe daher, schwang ihren Speer und schlug damit auf den tönenden Schild, als ob sie sich zum Angriff eines Feindes bereite. Als weise Kriegerin, im Gegensatz des wilden, blutdürstigen, rohen Mars, tritt sie zuerst in den Götterkämpfen auf; in den Gigantenschlachten besiegte sie den Pallas und Enceladus. In den Kriegen der Sterblichen ist sie die stete Lenkerin und Schützerin der Heldenkraft. Sie leitet Hercules zu dem Olymp empor, lehrt Bellerophon den Pegasus zähmen und die Chimära besiegen, begleitet Perseus auf seinem Zuge gegen die Gorgonen, schenkt dem Tydeus Unsterblichkeit, hält den Achilles werth, begleitet den Ulyß, schützt dessen Gattin und geleitet seinen Sohn in der Gestalt Mentor's. Ebenso begünstigt sie die Erfinder von Kriegswerkzeugen: sie baute die Argo und lehrte den Epeus das hölzerne Roß zimmern, wodurch Troja erobert ward. Nun erscheint sie aber auch als Beschützerin der Künste des Friedens und zeigt sich da zuerst als Jungfrau in allen Geschäften einer Fürstentochter des heroischen Zeitalters. Den Webestuhl, die Spindel, die malerische Nadel finden wir in ihrer Hand, und sowie die Heldenfrauen die Gewänder für ihr Haus selbst bereiten, so arbeitet sie die Gewänder der Göttinnen, daher ihr Beiname Ergane. Daher steht auch eine geschickte Weberin unter ihrem Schutz, nur darf sie sich nicht stolz erheben, wie Arachne (s. d.). Von den bloß weiblichen Kunstfertigkeiten trug man ihren Schutz auf alle friedliche

Beschäftigungen der Menschen über, bei welchen der thätige und erfinderische Geist sich zeigte. Jeder Künstler, der mechanische und der bildende, stand unter ihrer Obhut, und ihres Schutzes erfreute sich der Denker wie der Redner und Dichter. Da zu dem vollkommenen Glücke, welches die erfinderische Thätigkeit des Geistes gewähren soll, auch die Gesundheit gehört, so erscheint sie auch unter den heilenden Göttern und wird als solche Päonia genannt. In allen diesen Hinsichten ist sie das Symbol des aus dem Haupte entspringenden Gedankens, die Göttin der Weisheit selbst, der Wissenschaft und Kunst, letzterer jedoch nur, insofern Erfindung und Denkkraft dabei in Anspruch genommen werden. Athen, diese Stadt der Wissenschaft und Kunst, war ihr Lieblingsaufenthalt. Sie wird als die Erfinderin der Flöte genannt. Als sie aber in einer Quelle wahrnahm, wie sehr das Spiel auf derselben ihr Gesicht entstellte, warf sie sie von sich und belegte den mit dem härtesten Fluch, der sie aufnehmen würde. Dieser Fluch ging an Marsyas (s. d.) in Erfüllung. Die Liebe verschmähend, weihte sie sich einer ewigen Jungfrauschaft, und wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache. Tiresias, der sie im Bade belauschte, erblindete. — Mit diesem Charakter des reinen, besonnenen Verstandes erscheint die Göttin auch in den Darstellungen der Kunst. Ernst des tiefen Nachdenkens, der männliche Geist untheilnehmender Überlegung spricht aus den Zügen einer schönen Weiblichkeit. Als Kriegerin erscheint sie völlig gerüstet, das Haupt mit einem goldenen Helm bedeckt, von welchem ein stolzer Mähnenbusch herabwallt, gepanzert mit dem Harnisch des Vaters und in der Hand die Lanze; als Vorsteherin der friedlichen Kunstfertigkeit aber erscheint sie in der Tracht griechischer Matronen. Zu den Kennzeichen der Göttin gehören noch die Ägis, das Gorgonenhaupt und der argolische Schild von runder Form. Zu ihrem symbolischen Beiwerk gehört die Eule (auf Münzen auch der Hahn), um die Wachsamkeit anzudeuten. Als Erhalterin der Gesundheit füttert sie aus der Schale den Drachen, und der Ölzweig ist das Symbol des friedlichen Verkehrs, der durch sie gedeiht. Ein besonderer athenischer Mythus sagt, daß, als einst Neptun und Minerva (Athene) über die Benennung der Stadt Athen stritten, die Götter den Streit dahin entschieden, sie solle nach dessen Namen genannt werden, der den Menschen das nützlichste Geschenk hervorbringen würde. Neptun schlug mit seinem Dreizack in die Erde und es sprang das kriegerische Roß hervor; Minerva warf ihren Speer, und, wo er fiel, sproßte der friedliche Ölbaum. Ihr Geschenk ward für das heilsamste erkannt, und die Stadt erhielt ihren Namen. Ganz Attika, besonders aber Athen, ward ihr geheiligt, und sie hatte hier viele Tempel. (S. Parthenon.) Ihre glänzendsten Feste zu Athen waren die Panathenäen. Ein andres Fest war die feierliche Abwaschung ihrer Bildsäule zu Athen, hauptsächlich zu Argos, welche alle Jahre in fließendem Wasser von den Händen keuscher Jungfrauen geschah. Die Römer verehrten sie anfangs bloß als Kriegsgöttin (Bellona), später ward sie eine Hauptschutzgöttin Roms. Ihr war nebst Jupiter und Juno der Haupttempel auf dem Capitol geweiht, und ihr Fest wurde jährlich u. d. N. Quinquatrus fünf Tage lang gefeiert.

Mingotti (Katharina), eine der größten Sängerinnen, geb. 1728 zu Neapel von deutschen Ältern. Ihr Vater stand in östreich. Militairdiensten. Nach seinem Tode kam sie zu den Ursulinerinnen. Die Musik machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie die Äbtissin mit Thränen bat, ihr musikalischen Unterricht geben zu lassen, damit sie auch im Chor mitsingen könnte. Die Äbtissin willfahrte ihr, und sie erhielt täglich eine halbe Stunde Unterricht. Sie war 14 J. alt, als sie zu ihrer Mutter zurückkehrte. Einige Jahre darauf verheirathete sie sich gegen ihre Neigung, um sich einer noch verhaßtern Lage zu entreißen, mit dem schon bejahrten Venetianer Mingotti, welcher Unternehmer der Oper zu Dresden war. Bei ihrem Auftreten in Dresden erregte sie das allgemeinste Aufsehen. Porpora,

der damals in des Königs Diensten war, verschaffte ihr eine Stelle am Theater. Die berühmte Faustina und Hasse entfernten sich von Dresden, nachdem Mad. Mingotti sich das erste Mal am Hofe hatte hören lassen, und gingen nach Italien, wie man behauptete, aus Eifersucht auf die neue Sängerin. Der Ruf der Mingotti verbreitete sich bald durch Europa, sodaß sie nach Neapel eingeladen wurde, um daselbst auf dem großen Operntheater zu singen. Sie fand hier den ungetheiltesten Beifall. Bei ihrer Rückkehr 1748 nach Dresden fand sie Hasse an der Spitze der Capelle, welcher ihrem Gesange Schwierigkeiten in den Weg zu legen wußte, welche sie jedoch so vollkommen löste, daß ihre Feinde und selbst Faustina verstummten. 1751 ging sie unter der Direction des berühmten Farinelli nach Spanien, wo sie der größten Auszeichnung am Hofe genoß, besuchte dann Paris und London; endlich reiste sie wieder nach Italien. Doch betrachtete sie, so lange der König August lebte, Dresden als ihre Heimath. Nach seinem Tode 1763 aber ließ sie sich in München nieder, woselbst sie als Hofsängerin eine Pension genoß. Sie starb 1807 bei ihrem Sohne, dem Forstinspector Samuel v. Buckingham, zu Neuburg an der Donau. Sie war im Umgange lebhaft und unterhaltend, sprach mehre neuere Sprachen, verstand viel Musik und riß bis in ihr Alter durch den Ausdruck ihres Gesangs hin.

Miniaturmalerei, diejenige Art der Wassermalerei, bei welcher man die Gummifarben mit der bloßen Pinselspitze aufträgt, welches punktiren (pointiller) heißt. Sie unterscheidet sich von den andern Arten der Malerei dadurch, daß sie weit feiner ist und mithin in der Nähe gesehen werden muß, und daß sie daher im Kleinen, meistentheils auf Pergament und Elfenbein, angewendet wird. Daher hat der Ausdruck Miniaturbild, oder ein Bild en miniature, auch die Bedeutung eines kleinen Bildes. Man spart den Grund des Pergaments oder Papiers oft zu den höchsten Lichtern auf, einige brauchen aus diesem Grunde sogar kein Weiß. Die besten Farben dazu sind die, welche am wenigsten Körper haben, als der Carmin, der Ultramarin, die Lacke ɪc., welche man, um sie sehr fein zu haben, in vielem Wasser auflöst, dann abgießt und trocknen läßt. Diese Art der Malerei erfodert wegen der feinen Punkte, aus denen sie besteht, und welche so reinlich neben einander gesetzt werden müssen, daß sie vertrieben und gleichsam mit einander vereinigt scheinen, die meiste Zeit. Miniaturmalereien kommen schon aus dem 9. und 10. Jahrh. als Verzierungen der Handschriften in Italien, Frankreich und Deutschland vor. (S. Rive's „Essai sur l'art de vérifier l'âge des miniatures peintes dans les manuscrits", Paris 1782.) Überhaupt war diese Malerei eine Beschäftigung der Mönche, und wie man jene illuminare nannte, so erhielten diese den Namen illuminatores oder miniatores, weil man sich gewöhnlich der rothen Farbe (minium) bediente. Sie blühte in dieser Art vorzüglich im 14. Jahrh. unter Karl V. in Frankreich und erreichte noch unter Karl VIII. und Ludwig XII. eine größere Vollkommenheit, kam aber nach Erfindung der Buchdruckerkunst und des Lumpenpapiers und durch das Emporkommen der Kupferstecherkunst in Verfall. In der neuern Zeit hat man sie vorzüglich zum Portrait angewendet. Ausgezeichnete Miniaturmaler der neuern Zeit waren Mengs, Chodowiecki, Füger, Westermann, Nixon und Shelly. Zu den theoretischen Schriften gehören Violet's „Anweisung zur Miniaturmalerei" (aus d. Franz., Hof 1793) und d'Arotais de Montany's „Abhandlung von den Farben zum Porzellan- und Miniaturmalen" (aus d. Franz., Strasburg 1769).

Minimen oder mindeste Brüder des heil. Franciscus a Paula (daher auch Pauliner oder Paulaner), ein in der Mitte des 15. Jahrh. gestift. Mönchsorden, der sich seit 1493 in allen Ländern ansiedelte und späterhin, namentlich in Frankreich, auch einige Frauenklöster hatte. Den Ruf einer vorzüglichen Heiligkeit verdankten die Minimen ihrem strengen Fasten, da sie nichts als Brot, Früchte

und Wasser genießen dürfen. Ihre Kleidung ist schwarz und, wie bei den Franciscanern, mit Leibriemen und Geißeln versehen; ihr Leben ist ganz der stillen Andacht gewidmet. Sie gehörten zu den Bettelorden und besaßen im 18. Jahrh. 450 Klöster in 30 Provinzen. 1815 wurde ihnen ihr im Neapolitanischen (wo sie Paolotti heißen) gelegenes Stammkloster von Ferdinand IV. wieder geschenkt. (Vgl. Franz von Paula.) E.

Minister, die höchsten Staatsbeamten, die unmittelbar mit dem Fürsten arbeiten und in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung die höchsten Behörden bilden, indem sie entweder einzeln jeder an der Spitze eines besondern Departements stehen und über die dasselbe betreffenden Angelegenheiten einzeln und ohne vorhergegangene Rücksprache mit ihren Collegen dem Fürsten Vorträge thun, oder gemeinschaftlich alle wichtigern, die verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung betreffenden Angelegenheiten berathen und dem Regenten das Ergebniß ihrer Berathschlagungen vorlegen. So gibt es in den verschiedenen Staaten eine mehr oder weniger starke Zahl von Ministern, je nachdem die Ausdehnung und die besondern Verhältnisse des Landes eine größere oder geringere Vereinigung verschiedener Geschäfte möglich machen. In den mehrsten Staaten gibt es daher einen Justizminister, einen Finanzminister, neben dem sich noch zuweilen ein eigner Minister für den öffentlichen Schatz findet, einen Minister der auswärt. Angeleg., einen Kriegs- und, nach Beschaffenheit der Umstände, einen Seeminister, einen Minister des Innern, zuweilen auch noch einen besondern Minister des Handels, ingleichen einen besondern Minister des Cultus und einen besondern für den öffentlichen Unterricht oder die Volksaufklärung. Verschieden von dem **Ministerium** ist noch in einigen Staaten das Cabinet, worunter man entweder die Behörde versteht, welche die Privatangelegenheiten des Regenten besorgt, wie z. B. in Rußland, oder diejenige, welche hauptsächlich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu thun hat. Dem zufolge zerfallen die Minister in Staats- und Cabinetsminister, unter welchen letztern hauptsächlich die Minister der auswärt. Angeleg. verstanden werden; außerdem in Departements- oder Provinzialminister, welche letztern in besondern Provinzen an der Spitze der Verwaltung stehen, jedoch in einem untergeordneten Verhältnisse zu dem Ministerium als einer Gesammtbehörde. In Frankreich stehen neben den Departementsministern noch sogen. Staatsminister, welches aber dort nur ein Ehrentitel ist, der mit keinem ministeriellen Geschäft nothwendig verbunden ist. Auch bilden die Minister in diesem Reiche, sowie in manchem neuern Staate, kein ministerielles Collegium, sondern jeder besorgt für sich die in sein Departement einschlagenden Geschäfte und communicirt höchstens, eintretenden Falls, mit einzelnen seiner Collegen, ohne daß jedoch collegialische Berathschlagungen stattfänden: eine Methode, der man den Vorzug schnellerer Besorgung der Geschäfte nicht absprechen kann, die aber in andrer Rücksicht nicht ohne Nachtheil ist, indem das allgemeine Wohl der Gesammtverwaltung darunter nicht selten vernachlässigt wird. Auch ist es eine nicht zu übersehende Verschiedenheit, ob die Minister in ihren Departements nur an der Spitze besonderer Collegien als Präsidenten stehen, oder ob sie unmittelbar und unumschränkt im Bureau regieren. Endlich gibt es noch in einigen Staaten sogen. Principal- oder **Premierminister** unter verschiedenen Namen, die in der Abwesenheit des Regenten oder in minder wichtigen Angelegenheiten dessen Stelle versehen, nach Gutbefinden bei allen ministeriellen Departements den Vorsitz führen können und dieselben controliren. — Den Namen **Ministerium** führt auch das geistliche Consistorium, sowie die Gesammtheit der Geistlichkeit in einzelnen Städten. Cx.

Ministerialen, s. Lehnswesen.

Ministerialpartei heißt in England und in andern Ländern, welche sich repräsentativer Verfassungen erfreuen, die politische Partei, welche im Parla-

ment oder in den Kammern die Maßregeln der Minister vorzüglich begünstigt und solche bei den Verhandlungen selbst sowol aus dem besten Gesichtspunkte darzustellen sucht als beim Abstimmen über Alles, was dem Ministerium angenehm ist und von diesem gewünscht wird, sich für dasselbe erklärt. Da ohne Stimmenmehrheit im Parlament oder in den Kammern sich in einem constitutionnellen Staate kein Ministerium erhalten kann, so ist natürlich, daß das jedesmalige Ministerium sich diese Stimmenmehrheit auf alle Weise zu erwerben und zu sichern sucht. An Mitteln dazu kann es einem gewandten und geschickten Ministerium nicht fehlen, besonders da nicht, wo die Besetzung aller öffentlichen Stellen, die im weitesten Umfange zum Staatsdienst erfoderlich sind, von der Regierung abhängt, und diese das Recht hat, darin nach Willkür Veränderungen, Ab- und Versetzungen vornehmen zu können. In England wird nicht minder wirksam das System der Verleihung von Sinecuren und der Aristokratismus der der Regierung einmal ergebenen Familien zu demselben Zwecke angewandt; die Art der Wahlen der Repräsentanten ist in Frankreich wie in England zur Bildung einer Ministerialpartei ebenfalls gleich günstig. Dort dient dazu das System des doppelten Wahlrechts, das einer Anzahl der reichsten Gutsbesitzer in jedem Departement zusteht, hier das System der sogen. Rotten boroughs. (S. d. und Oppositionspartei.) Unter dem jetzigen Ministerium hört man übrigens davon wenig. Es gewinnt sich seinen Anhang durch die Gerechtigkeit, Redlichkeit und Mäßigung seines Thuns.

Minne. Das alte deutsche Wort Minne und Minnen ward erst überhaupt von Liebe und Freundschaft, auch von göttlicher Liebe gebraucht. Dann bekam es bei den deutschen Dichtern des Mittelalters eine emphatische Bedeutung, nämlich die der edeln, treuen und glücklichen Geschlechtsliebe (die auch einmal vom Minnesinger Walther v. d. Vogelweide hohe Minne genannt und von der niedern unterschieden wird). Eine Erklärung des Wortes Minne aus jener Zeit ist zu schön, als daß sie hier übergangen werden sollte. W. v. d. Vogelweide sagt: „Minne ist zweier Herzen Wonne, theilen sie gleich (d. i. theilen sie einander gleichmäßig diese Wonne über ihre Herzen mit), so ist die Minne da". Der Begriff der Minne wurde im Ritterthume, besonders der Deutschen, sehr edel gefaßt, und schon damals hat sich die Liebe bei den deutschen Dichtern viel reiner, inniger und idealischer ausgesprochen als etwa bei den Franzosen. Mit Recht sang Walther v. d. Vogelweide: „Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land! da ist Wonne viel. Deutsche Zucht geht vor in Allem". F.

Minnegerichte, s. Gerichtshöfe der Liebe.

Minnesinger heißen die deutschen Dichter des Mittelalters von dem Hauptinhalt ihrer Lieder, auch schwäbische Dichter, weil diese Mundart in ihren Gedichten vorherrscht. Denn als zu Anfange des 12. Jahrh. die Kunst des Gesanges über das südliche Frankreich nach Deutschland zog, fand sie in der fügsamen und wohllautenden schwäbischen Mundart ein willkommenes Mittel des Ausdrucks und an den kunstliebenden Hohenstaufen eine fördernde Pflege. Im engern Sinne verstehen wir jedoch darunter nur die lyrischen Dichter, die Sänger der Minnelieder. Die Minnesinger waren Ritter oder doch Edelleute, die das poetische, zwischen Krieg, Andacht und Liebe getheilte Leben der Ritterschaft zum Singen begeisterte. Sie lebten und sangen besonders an den Höfen kunstliebender deutscher Fürsten, wie Kaiser Friedrichs II., Herzog Leopolds IV. von Östreich, König Wenzels von Böhmen, Herzog Heinrichs von Breslau, Heinrichs von Anhalt, Markgr. Heinrichs des Erlauchten, Landgraf Hermanns von Thüringen, und das ritterliche Leben, die fröhliche Festlichkeit und die feine Sitte jener Hoflager gab ihren Gedichten die Zartheit und die Pracht, die Beredtheit und die Zierlichkeit, die wir an ihnen bewundern. An jenen Höfen wurden zur Ergötzung der

Fürsten und der Frauen Wettstreite, nach dem Beispiel der provençalischen Troubadours, gehalten, welche aber in Deutschland öfters ziemlich ernstlich gemeint waren (wie der bekannte Krieg auf der Wartburg 1207) und von der Eifersucht der Dichter, die um die Gunst und die Gaben der Fürsten wetteifernd buhlten, befeuert wurden. Denn es gab unter ihnen auch Arme, die ein Gewerbe daraus machten, an den Höfen umherzuziehen und ihre Lieder hören zu lassen. Aber die meisten waren reiche und kriegerische Ritter, die das Leben zwischen ritterlichen und dichterischen Beschäftigungen theilten und mit beiden abwechselnd den schönen Frauen zu gefallen suchten, wovon Ulrichs v. Lichtenstein in s. „Frauendienst" geschildertes Leben (herausgeg. von Tieck, Tüb. 1812) statt aller Beispiele ist. Ja nicht wenig Könige und Fürsten und viele Grafen und Herren liebten es, die Frauen ihrer Minne selbst zärtlich zu besingen und sich, wenn sie vom Waffendienste feierten, mit Dichten und Gesang zu erfreuen. Da jene Poesie, den Dichtern und dem Geiste nach, wahre Ritterpoesie war, so befremdet es nicht, in den weltlichen Liedern jener Zeit vor Allem die Minne, den zweiten Gegenstand ritterlicher Verehrung, und neben und in ihr den Frühling, diese Liebe der Natur, welche liebende Herzen so wunderbar sympathetisch anspricht, in unerschöpflichen Variationen besungen zu finden; wie dagegen die episch-romantischen Dichtungen jener Zeit, der Natur des Epos zufolge, das ganze Leben und Wesen der Ritterschaft, die Lebenslust und die Andacht, die Tapferkeit und die Liebesschwärmerei, die unruhige Leidenschaftlichkeit, den kecken Stolz und wieder die züchtige Ehrbarkeit, die liebenswürdige Bescheidenheit der Ritter, ihre Kriegs- und Liebesabenteuer, ihre Turniere und Wallfahrten, ihre Trauer und ihren Jubel mit den lebhaftesten Farben uns vorführen. So eigenthümlich und so echter, inniger Begeisterung Kinder die Werke jener Dichter sind, so haben sie doch, die Lyriker der Form, die Epiker auch dem Stoffe nach, viel von wälschen (franz.) Dichtern (Troubadouren und Trouveren) gelernt und entlehnt. Der äußere Charakter der Lieder ist eine höchst kunstreiche und dabei kindlich spielende Verschlingung, Verschränkung, Vervielfachung der Reime und Assonanzen, die wie Echos aus der Tiefe der Seele durch diese Gedichte tönen, und in denen die Gedanken sich unaufhörlich herausfodern und antworten. Dabei sind diese Lieder so mannigfaltig in Versmaß und Eintheilung, daß wir auf große Abwechselung in ihren Melodien schließen und die Unerschöpflichkeit jener Sänger in Erfindung neuer Weisen zum Aussprechen ihrer Herzensempfindungen gar nicht genug bewundern können. Sie waren fast alle Dichter, Tonsetzer und Sänger ihrer Lieder zugleich, wie denn die wahre Lyrik, der reine Natursinn, von der Trennung dieser Künste keinen Begriff hat. Daher heißen sie in der Sprache jener Zeit oft auch Fiedler und Spielleute. Die bedeutendste Sammlung dieser kleinern Gedichte des Mittelalters, die wir besitzen, und die zwischen 14—1500 Lieder von 140 Dichtern enthält, hat der züricher Rathsherr Rüdger v. Manesse im Anfange des 14. Jahrh., also zu Ende der Blüthezeit der Minnesinger, zusammengetragen. Sie befindet sich urschriftlich zu Paris, und Bodmer hat sie sehr verstümmelt (Zürich 1758, 1759, 2 Thle., 4.) in Druck gegeben. Aus dieser Manessischen Sammlung hat Tieck 220 Lieder bearbeitet und unter d. Titel: „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" (Berl. 1803) herausgegeben. Eine kritisch bearbeitete Ausg. liefert jetzt von der Hagen. Der älteste bekannte dieser Liederdichter, um 1180, ist Heinrich von Veldeck. Nicht minder trefflich und beliebt als Liederdichter waren Walther von der Vogelweide (dessen Gedichte K. Lachmann, Berl. 1827, herausgeg. hat), Reimar der Alte, Reimar v. Zweter, Ulrich v. Lichtenstein, Wolfram v. Eschenbach, Hartmann von der Aue, Heinrich v. Morungen, Gottfr. v. Strasburg u. A., die alle zu Ende des 12. und zu Anfange des 13. Jahrh. lebten und sangen; zu den letzten vorzüglichen Dichtern aus dem Ende des 13. Jahrh., nach dessen Ablauf sie nach

und nach verstummten, gehören Konrad von Würzburg und Johann Hadloub. (Über die epischen Gedichte jener Epoche vgl. Nibelungen, Heldenbuch u. Deutsche Poesie.) Den Verfall der Ritterschaft, das Aufhören der Kreuzzüge, welche die Christenheit in eine romantische Begeisterung, den fruchtbarsten Boden der Poesie, hingerissen, das Erkalten aller Gemüther am Ende des Mittelalters und die Vertauschung der süßen Schwärmerei der ältern Zeit mit der trockenen Überlegung der neuern überlebte der deutsche Minnegesang nicht; im Anfang des 14. Jahrh. hören wir nur noch wenige der ältern Minnesinger würdige Stimmen, die bald ganz verhallen. Dichtkunst und Gesang fielen in diesem Jahrh., von dem Adel, der aufs neue verwilderte, verlassen, den Bürgern der Städte anheim, die sie nicht anders als handwerksmäßig zu treiben wußten, und in deren Händen sie zum wahren Handwerk wurden. (S. Meistersänger.) HL.

Minorat, das (hier und da gebräuchliche) Vorrecht des Jüngsten in der Erbfolge; bei Bauergütern namentlich das Vorrecht, vermöge dessen der jüngste Sohn das väterliche Gut annehmen und seine Geschwister mit Geld abfinden kann.

Minorca (15 □M., 31,000 Einw.), die kleinere von den balearischen Inseln. (S. Balearen.) Sie gehört zu dem spanischen Königreiche Mallorca (Majorca). Die Einw. beschäftigen sich mit Acker-, Wein- und Ölbau und mit dem Handel, der, als die Insel noch unter engl. Herrschaft war, lebhaft betrieben wurde. Fische, Wein, Salz, Wolle, Honig, Kapern, Käse, Obst gibt es im Überfluß; dagegen reicht das Getreide nicht für das Bedürfniß hin. Die Hauptst. Puerto-Mahon (6000 E.), auf der Südwestseite, hat einen guten und durch das Fort St.-Philipp vertheidigten Hafen. Der Besitz von Minorca ist wegen des Handels im mittelländischen Meere wichtig. Daher nahmen die Engländer im spanischen Erbfolgekriege (1708) sie, angeblich für Karl III., in Besitz. Sie verblieb ihnen im utrechter Frieden. 1756 eroberten sie die Franzosen unter Richelieu. Der engl. Admiral Byng (s. d.), der sie nicht entsetzt hatte, wurde deßwegen zum Tode verurtheilt. Im Frieden 1763 kam sie wieder an England. 1782 ward sie von den vereinigten französisch-spanischen Truppen erobert, 1783 förmlich an Spanien abgetreten, 1798 wieder von den Engländern besetzt, im Frieden von Amiens, 1802, aber zurückgegeben.

Minorennität (Minderjährigkeit) ist dasjenige Alter, in welchem man die Volljährigkeit (Majorennität) noch nicht erreicht hat. Diese beginnt nach römischen Rechten sowol bei männlichen als weiblichen Personen mit zurückgelegtem 25., nach manchen Rechten, z. B. in Sachsen, aber schon mit zurückgelegtem 21. Lebensjahre. In Preußen endigt sich die Minderjährigkeit mit dem 24. Jahre. Nach der goldenen Bulle werden die kurfürstl. Prinzen mit dem 18. J. volljährig, welches in mehre neuere deutsche Verfassungen übergegangen ist. Die Minderjährigkeit hat verschiedene Abstufungen. Bis zum 7. J. dauert die Kindheit, bis zum 12. bei Mädchen und bis zum 14. bei Knaben die Unmündigkeit. Von da an beginnt die Mündigkeit. Da jedoch die Gesetze ausnahmweise in einigen Fällen die letztere bei dem männlichen Geschlecht erst mit dem 18., bei dem weiblichen erst mit dem 14. J. eintreten lassen, so gibt diese Unterscheidung die Begriffe einer vollkommenen und unvollkommenen Mündigkeit. Die Wirkungen der Minorennität sind im Allgemeinen, daß erstlich minorenne Personen, sobald sie aufgehört haben unter der väterlichen Gewalt zu stehen, in der gesetzlich angenommenen Voraussetzung, daß sie noch nicht hinlängliche Reife und Besonnenheit des Urtheils haben, um ihren Angelegenheiten mit der gehörigen Sorgfalt vorzustehen, der Leitung eines Vormundes untergeben werden, dergestalt, daß sie ohne dessen Einwilligung wol Andre sich, aber keineswegs sich Andern rechtskräftig verbindlich machen können. Hiervon sind jedoch diejenigen Fälle ausgenommen, wo man, unmittelbar nach Vorschrift der Gesetze, aus einer Sache selbst verbindlich wird, ohne daß zu

Begründung der Verbindlichkeit irgend eine Einwilligung nöthig wird, wie z. B. wenn Jemand irgend ein Geschäft zu unserm wahren Vortheil ausgeführt hat; hier ist auch der Unmündige ohne Unterschied verbunden, alle getragene Schäden und Auslagen und gehabte Bemühungen Demjenigen zu vergüten, welcher irgend ein Geschäft zu seinem Vortheil beendigte. Sodann ist aber auch zu bemerken, daß nur diejenigen Minorennen, welche noch nicht einmal mündig sind, in allen rechtlichen Angelegenheiten von des Vormundes Einwilligung abhängen. Sind sie hingegen mündig, so sind sie an diese nur insofern gebunden, als sie sich in Hinsicht ihres Vermögens, nicht bloß in Hinsicht ihrer Person, verbindlich machen wollen, wie dieses z. B. beim Abschluß eines Eheverlöbnisses der Fall ist. Hinwieder kann selbst mit des Vormundes Einwilligung kein liegendes Grundstück eines Unmündigen ohne hinzukommendes obervormundschaftliches Decret veräußert werden. Sodann ist noch besonders merkwürdig, daß Minderjährige in der Regel bei allen zu ihrem Nachtheil übernommenen Verbindlichkeiten, der Vormund mag eingewilligt haben oder nicht, gegen Denjenigen, der sie verletzt hat, und gegen dessen Erben Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand suchen und erlangen können, und zwar auch, wenn sie deßhalb erst nach erlangter Volljährigkeit klagbar werden; sie müßten denn während dieser das Geschäft genehmigt, oder dasselbe gleich anfangs eidlich bekräftigt, oder endlich bei dessen Abschließung sich böslicherweise für volljährig ausgegeben haben. Ebenfalls können sie gegen die Ehe keine Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand verlangen. Ausnahmweise ertheilt die höchste Staatsgewalt auf Berichterstattung der Obrigkeit bisweilen noch Minderjährigen die Rechte der Großjährigkeit. Man nennt dies die **veniam aetatis**. Mit dem 25. Jahre fängt erst die Wechselmündigkeit an und die Fähigkeit, selbst Vormundschaften zu übernehmen. In den regierenden Häusern beginnt die zu dem Regierungsantritt erfoderliche Volljährigkeit keineswegs durchgängig, sondern in der Regel vielmehr früher als mit dem 21., deßhalb für die bürgerlichen Verhältnisse vorgeschriebenen Jahre. Überhaupt gibt es auch hierüber, wie man leicht von selbst voraussetzen kann, keine für alle oder nur die meisten regierenden Häuser allgemein gültige Vorschrift oder Satzung. Dm.

Minoriten, s. Franciscaner.

Minos I., ein König auf der Insel Kreta, der um 1406 vor Chr. lebte und mit seinem Enkel gl. N. nicht verwechselt werden darf. Er wird als weiser Gesetzgeber und als ein Mann von strenger Gerechtigkeitsliebe gepriesen. Um die Kretenser durch Einigkeit und kriegerische Gesinnungen mächtig und furchtbar zu machen, ließ er sie oft gemeinschaftliche Mahlzeiten halten und sich anhaltend in den Waffen üben. Die Fabel hat die Geschichte dieses Königs mit Zusätzen ausgeschmückt. Nach ihr war er ein Sohn der Europa und des Jupiter, von welchem er alle 9 Jahre seine Gesetze in einer Höhle des Berges Ida empfing. Nach seinem Tode wurde Minos zugleich mit Äakus und Rhadamanthus Richter der Unterwelt. Alle Drei saßen am Eingange des Schattenreichs am Throne des Pluto; Minos sprach als der oberste Richter die Endurtheile. II. Sein Enkel, welcher ebenfalls über Kreta herrschte, hatte zur Gemahlin die Pasiphae, welche aus einer unnatürlichen Vermischung den Minotaurus (s. d.) gebar.

Minotaurus. Die Fabel macht ihn zu einem Sohne der Pasiphae und eines Stiers und gibt ihm Menschengestalt mit einem Stierkopfe. Er nährte sich von Menschenfleisch, weßhalb Minos ihn in das vom Dädalus erbaute Labyrinth sperrte und ihm anfangs Verbrecher, nachher die von Athen jährlich als Tribut zu liefernden Jünglinge und Mädchen zur Speise vorwarf, bis endlich Theseus (s. d.), der sich unter diese Jünglinge gemischt hatte, durch Ariadne, des Minos Tochter, belehrt und ausgerüstet, ihn tödtete und die Athenienser von diesem Tribut befreite.

Minstrels, s. Troubadour.

Minute, überhaupt der 60. Theil eines Grades oder einer Stunde. In der Malerei und Zeichnenkunst nennt man die kleinern Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt, auch Minuten, deren 48 auf eine Kopflänge gehen. In der Baukunst ist die Minute der 30. Theil eines Modells. — Minutenglas ist eine kleine Sanduhr, welche nur eine Minute läuft und besonders auf den Schiffen beim Lootsen gebraucht wird.

Minutoli (Heinrich Freiherr Menu von), aus einer savoyischen Familie, geb. zu Genf den 12. Mai 1772, trat in preuß. Kriegsdienste, ward in den Rheinfeldzügen bei Bitsch im Arme schwer verwundet und hierauf zu dem Cadettencorps in Berlin versetzt, wo seine Thätigkeit und seine Kenntnisse die Beachtung des Königs so sehr gewannen, daß er zum Gouverneur des Prinzen Karl, des Sohnes des Königs, erhoben ward. Seine vielseitige Empfänglichkeit umfaßte auch das Fach der Alterthumswissenschaften, worin er sich durch s. „Beitrag zur deutschen Vaterlandskunde" (in den „Jahrbüchern der preuß. Monarchie", 1801), durch s. Aufsatz über Fußangeln und ihren Gebrauch bei Alten und Neuen, 1809, zu denen er Belege aus s. Sammlungen gab, und durch s. verdienstlichen „Untersuchungen über antike Glasmosaik", die er in Verbindung mit Klaproth (Berlin 1815, Fol.) herausgab, bekanntgemacht hat. Seine eigne an Gemälden und Alterthümern reiche Sammlung, die sogar punisches Glas enthält, bot dazu die erwünschtesten Proben. Vieles dahin Einschlagende findet man in s. „Abhandlungen vermischten Inhalts" (Berlin 1816). So eignete sich H. v. M. ganz zur Leitung einer wissenschaftlichen Reise, die zur Erweiterung unserer Kenntniß der Alterthümer Ägyptens mit königl. Freigebigkeit ausgerüstet ward. Was er geleistet hat, liegt jetzt in seinem Werke (herausgeg. von Tölken, Berl. 1824, 4., mit Kupf.) und in des H. v. M. „Nachtrag zu meiner Reise zu dem Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten, 1820 fg." (Berlin 1827, m. Kpf.) vor Aller Augen. M. verließ Triest am 17. Aug. 1820, nachdem er kurz vorher sich mit einer geb. Gräfin von Schulenburg verheirathet hatte. Am 7. Sept. kam er in Alexandrien an. Während Frau v. M. nach Kairo ging (s. „Mes souvenirs d'Egypte, par Mad. la Baronne de Minutoli", von Raoul-Rochette herausgeg., 2 Bde., mit Kpf., Paris 1826), sollte der Zug nach Westen, über Derna und Bengasi nach den prächtigen, seit anderthalb Jahrtausenden unberührt gebliebenen Ruinen von Cyrene (s. d.), dem Lande der hesperischen Gärten, unternommen werden; aber durch ein Versehen war auf dem Firman das Tripolitanische nicht erwähnt, und durch Zusammensetzung der Karavane aus Arabern aller Stämme war der Zug durch die Wüste einer der gestörtesten, die je unternommen wurden. Die Karavane bestand aus Hrn. Gruoc, welcher Prof. Lyman ersetzen sollte, der, später aus Livorno abgereist, erst bei Abusir zu ihnen kam, dann aus den Naturforschern Hemprich und Ehrenberg und endlich aus dem Orientalisten D. Scholz, einem Schüler de Sacy's, gegenwärtig in Bonn, der jedoch in entfernter Verbindung zu dem Ganzen stand. Der Pascha Mohammed Ali versah den General und dessen Begleiter mit Empfehlungen und Pässen und einer Bedeckung von 30 Beduinen unter einem Scheikh. Schon auf dem Zuge nach Parätonium zeigte sich der Araber Treulosigkeit, und des mitgegebenen Scheikhs Benehmen zwang den General, nach 7wöchentlichem Aufenthalte in der Wüste bei Bir-El-Kor umzukehren. Er wandte sich, mit Zurücklassung s. Gefährten, über Siwah, das er genauer sah als alle seine Vorgänger, nach Kairo. Seine Untersuchungen setzten außer Zweifel, daß Siwah Kebir (29° 12′ N. Br. und 44° 54′ östl. von Ferro) das alte Orakel des Jupiter Ammon enthielt. Die Erklärung der Bildwerke von Umebeda macht einen interessanten Theil seiner Reise aus. Am 12. Nov. verließ M. Siwah, das seine bald zum Umkehren gezwungenen Begleiter nicht untersuchen

durften, und am 28. Nov. kam er nach Kairo. Dort starb H. Gruoc. Auch H. Söltner und der Architekt Prof. Lyman bezahlten den Zug nach Cyrene mit ihrem Leben. Von Kairo ging der General nach Theben; durch H. Segato erhielt er genauere Zeichnungen von den Obelisken von Luxor, als bisher bekannt waren. Sie machen einen Hauptschmuck s. Reisewerks aus. Theben verließ er den 21. Jan. 1821, um bis Assuan seine Fahrt fortzusetzen; von dort begann er die Rückfahrt nach Kairo. Nicht sehr bedeutend war die Ausbeute der Eröffnung der großen Pyramide von Sakkara; man traf auf Spuren früherer Besucher. Über Damiette nahm der General s. Weg nach Alexandrien, wo er sich nach Triest einschiffte und über Italien im August 1822 nach Berlin zurückkehrte. Leider ging ein großer Theil seiner Sammlungen an den Küsten des deutschen Meeres im Schiffbruch verloren; einige Kisten mit Kunstschätzen von leichterm Gewicht, sowie einige Mumien, die dazu gehörten, wurden im Bremischen von den Strandbauern (25. März 1822) geborgen. Sie wollten die Mumien als Leichname von Mohren beerdigen, was jedoch die Obrigkeit verhinderte; darauf wurden die Mumien in Hamburg von den Versicherern des Schiffs versteigert. Ein andrer noch immer sehr bedeutender Theil kam von Triest zu Lande nach Berlin und macht nebst M.'s andern Sammlungen, welche der König für 22,000 Thlr. ankaufte, den Schmuck der königl. Kunstkammer aus. Hofrath Hirt hat in einem Vortrage an die Akad. der Wissenschaften über ihren Werth das Genauere berichtet. Es befinden sich darunter Mumien von Menschen und Thieren, ägyptische Hausgötter aus Granit, Skarabäen und eine bedeutende Anzahl von Papyrusrollen mit Abbildungen und Hieroglyphen. Nach Beendigung der Reise hatte die Akad. der Wissenschaften zu Berlin den General zu ihrem Ehrenmitgliede erhoben, und der König ihm beim nachgesuchten Abschiede den Charakter als Generallieutenant gegeben. 19.

Miquelets, die Bergbewohner der südlichen Pyrenäen, in Catalonien und in den franz. Departements der obern und der Ostpyrenäen, auf den Höhen des Gebirgskammes, der die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Sie sind meistens Hirten, Jäger, Köhler u. s. w., dabei kriegerisch und räuberisch. Auch geleiten sie die Reisenden auf den Gebirgswegen und lassen sich ihren Schutz theuer bezahlen. Im Kriege sind sie gefährliche Parteigänger, die oft rottenweise in Frankreich einfallen. In Catalonien haben sie sich den franz. Truppen durch ihre Überfälle im letzten Kriege furchtbar gemacht.

Mirabeau (Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf v.). Dieser kühne Redner des dritten Standes in der ersten Nationalversammlung wurde durch die hinreißende Kraft seines Wortes der Hebel der franz. Revolution. Necker's Entwürfe waren die Unterlage dieses Hebels, dessen Ruhepunkt das Deficit und dessen Gewichte die herrschenden Ideen genannt werden können. Der Bewegung der revolutionnairen Masse gab aber nicht M., sondern Siéyes die demokratische Richtung. M. wollte endlich die gefährliche Richtung hemmen; aber es war zu spät. Da rief er das prophetische Wort aus: „**La révolution de France fera le tour de l'Europe**". M. (geb. d. 9. März 1749 auf dem Schlosse Bignon in der Provence, gest. zu Paris d. 2. April 1791) stammte aus einer berühmten Familie. Die Natur gab ihm heftige Leidenschaften zu dem Körperbau eines Athleten. Die Erziehung hätte aus ihm einen großen Mann machen können; aber man hemmte den Aufschwung seines Geistes und verschrob die Entwickelung seiner Kraft; daher wurde er nur berühmt. In ihm gohr sein ganzes Leben hindurch diese Mischung von verunglückter Größe und eitler Berühmtheit, gespornt von sinnlicher Genußgier. 14 Jahr alt kam er in eine Pension, wo er Mathematik studirte, einige Fortschritte in Musik und Zeichnen machte und mit Lust und Leichtigkeit körperliche Übungen trieb. Aber da man seine sittliche Bildung ganz vernachlässigte, so wuchsen mit ihm die heftigsten Leidenschaften auf. Spiel und

Frauenliebe machten ihn späterhin zum Sklaven sinnlicher Lust, die sich an seiner glühenden Einbildungskraft entzündete. Noch jung nach Ruhm dürstend, gab er ein Lobgedicht auf den großen Condé und einige andre Gedichte heraus. Jetzt wurde Locke sein Führer, der seinen Geschmack regelte und seinen ungestümen Genius zügelte. M. bekannte oft, daß er dessen Schriften Alles verdankte. In ihnen fand er jene klare, unwiderstehliche Logik, die seine Werke auszeichnet, und ohne welche es keine echte Beredtsamkeit gibt. Aus der Schule trat er in Kriegsdienste; aber im Umgange mit jungen und ungebändigten Officieren ward er mit allen von diesen Wüstlingen als Ehrenpunkte gefeierten Lastern vertraut. Hier durchbrach er zuerst die Fesseln seiner harten Erziehung, welche seine heftige Gemüthsart bis jetzt mit größter Ungeduld ertragen hatte. Endlich ergriff ihn die Liebe, und dieser erste Sturm seiner aufgeregten Leidenschaft trug alle Kennzeichen der Eigenheiten seines Charakters. Er achtete nicht den Zorn des Vaters, der diese Neigung unerbittlich verfolgte. Daher ward er, auf des Vaters Veranstaltung, in die Festung auf der Insel Ré eingesperrt und sollte sich nach den holländischen Colonien einschiffen. Doch die Freunde des Marquis v. M. wußten es zu hintertreiben. Dieser Mißbrauch der väterlichen Gewalt bestimmte zuerst des Sohnes Ansicht von Despotismus. Der Zwang erhöhte nur die Kraft seines Charakters. Nach seiner Befreiung ward er als Freiwilliger nach Corsica geschickt. Er zeichnete sich aus und bekam das Patent als Dragonerhauptmann; da ihm aber sein Vater keine Compagnie kaufen wollte, so gab er, wiewol ungern, den Militairstand auf. Nach seinem eignen Geständniß war er ganz für denselben geschaffen, und es gab kein Buch über die Kriegskunst, das er nicht gelesen zu haben versicherte. Während des Kriegs in Corsica schrieb er eine Denkschrift über denselben mit Bemerkungen über die Mißbräuche der genuesischen Aristokratie, und übergab sie seinem Vater, der sie aber vernichtete. Nach dem Verlangen seines Vaters vertauschte er jetzt das Schwert mit dem Pfluge. Aber ein Rechtshandel verbitterte ihm die an sich schon lästige Lage. Dazu kamen unglückliche häusliche Verhältnisse. 1771 hatte er, nach langer Bewerbung, in Aix die Hand des Fräuleins von Marginane, einer jungen liebenswürdigen Dame, erhalten, mit der Aussicht auf ein großes Erbtheil. Dessenungeachtet gerieth er, bei seinem Hange zur Verschwendung, in eine Schuldenlast von 160,000 Livres. Dies wurde der Grund seines unglücklichen Schicksals. Sein rauher, streitsüchtiger, unbiegsamer Vater benutzte die Verlegenheit seines Sohnes und wirkte beim Chatelêt in Paris ein Interdict aus, durch das er seinen Sohn sehr beschränkte. Indeß lebte dieser mit seiner Gattin recht glücklich, bis er im Mai 1774 einen strafbaren Briefwechsel derselben entdeckte. Doch es ziemte ihm nicht, streng zu sein, er brachte sie zu ihrer Pflicht zurück und verzieh. Bald darauf verließ er den ihm von seinem Vater gesetzlich angewiesenen Ort seines Aufenthalts, und ein neuer Verhaftbrief sperrte ihn 1774 in das Schloß If ein. Ein Liebeshandel mit der hübschen Gefängnißwärterin zog ihm strenge Aufsicht zu. Sein Vater machte ihm Vorwürfe über seine Unthätigkeit. Er verantwortete sich durch die Bekanntmachung seines schon im 21. J. angefangenen Versuchs über den Despotismus. Dieses Epigramm erzürnte den Vater noch mehr, der ihm jedoch 1775 nach Joux bei Pontarlier zu gehen gestattete. Hier sah M. zuerst seine Sophie, die Gemahlin des 79jähr. Präsidenten Lemonnier. Sie war zärtlich; M.'s Leidenschaft für sie wurde bald äußerst heftig. Aber unglücklicherweise war St.-Maurice, der Commandant der Festung, sein Nebenbuhler. Um sich daher den Verfolgungen dieses Mannes und seines Vaters zu entziehen, flüchtete er nach Dijon, wohin seine Geliebte, die ihrem Mann das Geld dazu entwandt hatte, folgte; aber ihre Mutter gab ihn an, er wurde ergriffen und sein Vater wirkte einen neuen Verhaftbrief aus. Indeß hatte Herr von Malesherbes, der damals

Minister war, für den jungen M. viel Wohlwollen und ließ ihm den Wink geben, ins Ausland zu fliehen. Schon befand er sich auf der Flucht, als ihm seine Sophie schrieb, daß ihr Mann sie in ein Kloster sperren wolle; und daß ihr Nichts übrig sei als die Flucht oder der Tod. M. entfloh also mit ihr. Der beleidigte Ehemann klagte auf Entführung und Raub; M. wurde zum Tode verurtheilt, und diesem Urtheil zufolge ward sein Bildniß an den Galgen gehangen. Er verbarg sich damals in Holland, wo er unter d. Namen St.-Matthieu unbemerkt mit seiner Sophie, seinen Büchern und einigen Freunden lebte. Während 1776 und 1777 erhielt er sich und seine Freundin nur durch literarische Arbeiten. Der Buchhändler Changuyon gab ihm vollauf zu thun. M. übersetzte u. a. eine Geschichte Englands und schickte Denkschriften gegen seinen Vater in das Ausland. Dieser bewirkte dagegen, daß man das Völkerrecht verletzte und einen Polizeidiener mit einem von Amelot und Vergennes unterzeichneten Verhaftbriefe nach Holland schickte. M. wurde gewarnt, aber die wenigen Augenblicke, die er verlor, für die Sicherheit seiner Sophie zu sorgen, beraubten Beide ihrer Freiheit; sie wurden 1778 ohne Einspruch der holländischen Regierung verhaftet. M. ward in den Donjon zu Vincennes gebracht, die hochschwangere Sophie aber der Polizeiaufsicht übergeben. Nach ihrer Entbindung von einer Tochter brachte man sie in das St.-Clarenkloster nach Gien. In jener beinahe 3jährigen Gefangenschaft schrieb M. die berühmten „Lettres à Sophie". („Lettres originales de Mirabeau", 1792, 4 Bde. Von diesen „Lettres écrites du Donjon de Vincennes", 1777—80, 3 Bde., erschien 1820 eine neue Ausgabe.) Mit der Begeisterung der Leidenschaft, in tiefer Einsamkeit geschrieben, athmen sie nur Gefühl, Schwärmerei und Zärtlichkeit. M.'s Proceß ging unterdessen fort, und seine mit Mäßigung abgefaßte Vertheidigungsschrift gegen seinen Vater war ein Meisterstück der Beredtsamkeit und Logik. Unter vielen körperlichen Leiden schrieb M. damals s. „Erotica biblion", ein originelles Werk, zu dem Calmet's Commentare über die Bibel ihm den Stoff lieferten. Zugleich entwarf er eine Grammatik und eine Abhandlung über Mythologie, übersetzte den Johannes Secundus und bezeichnete die Schranken einer willkürlichen Gewalt in seinem männlich kräftigen Werk über die lettres de cachet. Weil man ihm Papier versagte, so riß er aus den ihm verstatteten Büchern die weißen Anfangs- und Endblätter. Seine Schriften bekamen dadurch einen noch gedrungenern und kühnern Styl. Er verbarg die Blätter in dem Futter seiner Kleider, und verließ das Gefängniß mit dem so eingenähten Manuscript seiner „Lettres de cachet". Die lange Einkerkerung hatte endlich die Verfolgung ermüdet. Auch die Richter sahen ein, daß M.'s Vater, der selbst sehr unsittlich lebte, nur von Rache und Haß sich leiten ließ. So wurden 1780 des Sohnes Fesseln gelöst, und es scheint, als ob er sich mit seinem Vater versöhnt habe, denn er lebte jetzt bei ihm und verließ nur das väterliche Haus, um die Aufhebung des früher in Pontarlier gegen ihn gesprochenen Todesurtheils zu betreiben, welches ihm 1782 gelang. Zugleich erhielt Sophie ihr Heirathsgut und ihre Freiheit wieder. Hierauf kehrte M. in die Provence zurück und versuchte sich mit seiner Gemahlin auszusöhnen. Allein Nichts konnte die Hartnäckigkeit der Verwandten seiner Frau besiegen. M. wendete sich daher an die Gesetze, und es entspann sich ein Proceß, der für keine Partei ehrenvoll war und den seine Frau gewann. Nun begab sich M. nach London. Seine Briefe beweisen, daß er, einige gute Einrichtungen ausgenommen, eben nicht günstig über England urtheilte. Auch schrieb er daselbst die „Considérations sur l'ordre de Cincinnatus", einen Orden, den er als den Anfang einer militairischen Aristokratie für das freie Nordamerika mißbilligte. Sein Urtheil blieb von der Republik nicht unbeachtet. Noch schrieb er gegen Josephs II. Plan, die Schelde frei zu machen, und gegen Linguet's bekannte Schrift s. „Doutes sur la liberté l'Es-

caut". Auch war er Mitarbeiter an der in London erschienenen franz. Zeitschrift „Le courier de l'Europe". In seinen darauf folgenden Schriften über die caisse d'escompte, die banque de St.-Charles, die actions des eaux, verbreitete er sich über die Ursachen des öffentlichen Credits und des Wuchers mit Staatspapieren, nach Ad. Smith's Grundsätzen, mit vieler Beredtsamkeit. Dies und die satyrischen Schilderungen berühmter Personen brachten seine Schriften in Ruf. Gleichwol hielt er vergebens bei dem Finanzminister Calonne um die Consulstelle in Danzig oder Hamburg an. M. lebte jetzt einige Monate 1786 in Berlin und ging dann nach Braunschweig, kehrte aber in dems. J., wahrscheinlich mit geheimen Aufträgen seines Hofes, nach Berlin zurück. Dort sammelte er Notizen und entwarf den Plan zu dem geistvollen, aber nichts weniger als fehlerfreien Werke „De la monarchie Prussienne", das sein Freund Mauvillon ausarbeitete. Er zeigte darin die nähern Umstände jenes innern Mangels, auf welchem blendende Größe gegründet war, und die feinen Lenkseile, welche jenes Räderwerk von Staat mit Erstaunen Aller bewegten. Vorzüglich bewundert man seine Schilderung Friedrichs II. 1787 kehrte M. nach Frankreich zurück. Unterwegs verweilte er in Nancy und verliebte sich in eine Schauspielerin. Endlich kam er zu Fuße, ohne einen Sol baares Geld, nach Paris. Hier schrieb er eine Fortsetzung s. „Dénonciation de l'agiotage". Aber die Kühnheit, mit welcher er diese privilegirte Geißel angriff, zog ihm einen Verhaftbrief zu. Er entging ihm jedoch glücklich. Hierauf schrieb er s. „Avis au Bataves". Damals erschienen auch (nach v. Dohm's Behauptung, V, 409, ohne M.'s Theilnahme) die von ihm im Vertrauen an Calonne geschriebenen Briefe über den preuß. Hof, u. d. Titel „Histoire secrète de la cour de Berlin, ou correspond. d'un voyageur français, depuis le 5 juill. 1786 jusqu'au 19. Janv. 1787" (1789, 2 Thle.). M. sagt darin u. A.: „Der Tag war der glücklichste meines Lebens, an dem ich die Berufung der Notabeln erfuhr. Sie wird ohne Zweifel die Reichsversammlung zur Folge haben. Ich sehe darin eine neue Ordnung, die Umbildung der Monarchie; und ich würde mich überaus glücklich schätzen, die unterste Stelle eines Secretairs in dieser Versammlung, von der ich die erste Idee gehabt, zu bekleiden". Als nun die Reichsstände wirklich berufen wurden, ging M. in die Provence, um gewählt zu werden. Unterdessen hatte man jener „Correspondance secrète" wegen einen Proceß gegen ihn eingeleitet; allein auch vor gesprochenem Urtheil fand man für gut, den gefährlichen Mann durch einen Verhaftbrief auf die Seite zu bringen. Eine Fregatte lag schon in Toulon bereit, um ihn nach Indien zu führen. Bei Zeiten gewarnt, eilte er nach Paris. Hier verwandten sich der Abbé Perigord (Talleyrand) und der Herzog v. Lauzun so lebhaft für ihn, daß der Befehl zurückgenommen wurde. Nun begab sich M. wieder in die Provence, sah sich aber von der Wahl für den Adelsstand durch die Besitzer großer Lehnsgüter ausgeschlossen. Da schwang er die Fahne des dritten Standes und trat als ein zweiter Marius auf. Er hatte nämlich einen Tuchladen gekauft, um als Tuchkrämer gewählt zu werden. Kaum hatte M. in dem Rathe der Reichsstände gesprochen, so beherrschte er die Menge durch seine stürmische aber lichtvolle Beredtsamkeit. Die wichtigsten Beschlüsse, welche die constituirende Versammlung faßte, gingen auf seinen Antrag durch. Sein kühnes Wort zeigte zuerst der Reichsversammlung das Geheimniß ihrer Kraft und die Schwäche des Hofes. „Sagen Sie Ihrem Herrn", erklärte M. den 23. Jun. 1789 dem Oberceremonienmeister Brezé, welchen der König abgeschickt hatte, um die Sitzung der Versammlung aufzuheben: „daß wir hier versammelt sind im Namen des Volks, und daß uns Nichts von dieser Stelle vertreiben kann als das Bajonnet". Schon damals hatte der Herzog v. Orleans eine Partei; aber M. konnte sich nicht an diesen rechtlosen Mann von kleinem Herzen und ungemessener

Ehrsucht anschließen, der Nichts mit Catilina gemein hatte als Sittenlosigkeit. M. wollte anfangs keiner Partei angehören, sondern allein die Versammlung lenken und den Hof bekämpfen. Doch bald bewog ihn sein zerrütteter Vermögenszustand, sich dem Hofe und den Ministern wieder zu nähern. Als ihm dies nicht gelang, wollte er sich beim Volke geltend und dadurch dem Hofe nothwendig machen. Endlich entschloß sich der König, M. zu sehen. Ein Erzbischof führte M. in die Zimmer der Königin, wo bald darauf auch der König eintrat. M. bat sogleich den König, ihm zu sagen, ob er hoffe, seine vorige Gewalt wiederhergestellt zu sehen; in diesem Falle könne er ihm keinen Dienst erzeigen. Der Monarch gestand ihm, er halte dies für unmöglich. Nun schilderte ihm M. die Lage der Dinge und entwickelte die Art, wie er dem König dienen könne. Die Königin äußerte nachher, daß sie beim Eintritt M.'s einen Schauder gefühlt, daß aber seine Beredtsamkeit, sein Antheil an der Sache und sein Mitgefühl den ersten Eindruck bald vernichtet hätten. Der Hof soll damals M.'s Schulden, die sich auf 207,000 Livres beliefen, bezahlt und ihm eine monatliche Pension von 6000 Liv. zugesichert haben. Die Königin verließ sich so ganz auf M., daß sie sagte: „Ich bin überzeugt, daß ich nicht umkomme, so lange M. lebt". Aber schon argwohnte man seine Verbindung mit dem Hofe, als er, 42 Jahr alt, an einem Entzündungsfieber starb, das er wahrscheinlich durch Unmäßigkeit sich zugezogen hatte. Nach des Herzogs v. Levis Urtheil liebte M. die Monarchie und selbst den Adel, wiewol er die Neigung für den letztern geschickt verbarg. Seine Freiheitsliebe war mehr gegen den Mißbrauch der königl. Gewalt gerichtet als gegen diese selbst. Er war Royalist aus Grundsatz. Wenn er daher Geld vom Hofe annahm, so zeigte er zwar nicht das Ehrgefühl eines Biedermanns, handelte aber doch nicht gegen seine Überzeugung. Nur verlangte der Hof von ihm durchaus unmögliche Dinge, und zwang ihn dadurch selbst, sich von der Hofpartei zu entfernen. Als Redner war M. groß, doch oft incorrect. Viele seiner Reden sind nicht von ihm; aber überarbeitet hat er sie gewiß. Durch sein Genie machte er Alles zu seinem Eigenthum. Mitten in der Parteiwuth erkannte er die Gefahren der Anarchie, und mehr als einmal sagte er: „Es ist nur ein Schritt vom Capitol zum tarpejischen Felsen". Er war vielleicht der Einzige, der, hätte ihn Ludwig zum ersten Minister gemacht, der Revolution durch eine heilsame Gegenrevolution Einhalt gethan haben würde. Übrigens ist die Abschaffung des Adels in Frankreich so wenig durch M. bewirkt worden, daß er vielmehr das Gegentheil behauptete, und zu derselben Zeit seinen Bedienten Livrée gab und sich Herr Graf nennen ließ, als er in der Nationalversammlung nur Riquetti heißen durfte. Um Republikaner zu sein, war er nicht genug streng sittlich. Indeß hat er, wenn er auch, selbst im reifern Alter noch von gefährlichen und erniedrigenden Leidenschaften beherrscht, die Tugend nicht übte, sie dennoch, wie seine Freunde glauben, geliebt. Es war ein Unglück für Frankreich, daß der erste Held in der Rennbahn der Revolution, der beharrlich die kühnsten Entwürfe durchsetzte, nicht mit dem reinen Muthe der Tugend, sondern, getrieben von Noth, Schuld und Habsucht, nur mit der Kühnheit unedler Leidenschaft zu dem Bilde der Freiheit seinen Blick erhob. M.'s Tod verbreitete in ganz Paris Schrecken und Bestürzung. Als aber die Schreckensmänner den Convent beherrschten, ward (im Sept. 1794) Marat's Leichnam ins Pantheon gebracht und M.'s Asche herausgenommen. 1800 befahl der erste Consul, seine Bildsäule unter denen der großen Männer aus allen Nationen in der Galerie der Tuilerien aufzustellen. Im Besondern zeigt M., wie die franz. Revolution überhaupt, was die vom Witze auf den höchsten Grad gespannte Leidenschaftlichkeit zugleich Schlechtes und Gutes hervorbringen kann; darum haben wir so lange bei seiner Schilderung verweilt. Seine Reden sind gesammelt in der Schrift: „Mirabeau peint par lui-même" (1791, 4 Bde.) und „Collect.

compl. des travaux de Mirab. à l'assemblée nationale, par Mejean" (1791fg., 5 Bde.); „Esprit de Mirabeau" (1804) und „Lettres inédites de Mirabeau, publ. par Vitry" (Paris 1806, 2 Bde.) und s. „Oeuvres oratoires" (vollständig zu Paris 1819, 2 Bde.) und „Oeuvres choisies de Mirabeau" (Paris 1820). Über seine Verbindungen mit dem Hofe findet man in den „Memoiren der Mad. Campan" (Paris 1823, 3 Bde.) viele menschlich und geschichtlich merkwürdige Aufschlüsse. Die 5. Lieferung der „Mémoires des contemporains" (Paris 1824) besteht aus 4 Thln. „Mém. sur Mirabeau et son époque, sa vie littéraire et privée etc." Vgl. „Zeitgenossen", Neue Reihe, XVIII. K.

Miranda (Don Francisco), der erste Gründer der Freiheit im spanischen Amerika, ward geboren in Caracas und stammte aus einer alten spanischen Familie. Sein Großvater war Gouverneur der Provinz Caracas. 20 Jahr alt, durchwanderte M. Amerika zu Fuß, um es kennen zu lernen; hierauf erhielt er im spanischen Heere den Grad eines Obersten und wurde von dem Gouverneur von Guatemala zu besondern Aufträgen gebraucht. Dann diente er als Freiwilliger im nordamerikanischen Kriege, durchwanderte nachher England, Frankreich und Italien zu Fuß, auch Altspanien, das er glühend haßte, und bereiste aufs neue, in militairischer Hinsicht, Süd- und Nordamerika. 1789 befand er sich in Petersburg, wo ihn Katharina vergebens in ihre Dienste zu ziehen suchte. Der Ausbruch der franz. Revolution bewog ihn, sich nach Paris zu begeben. Hier erhielt er eine Sendung an den Minister Pitt, ward auf Petion's Verwendung zum Generalmajor ernannt, und befehligte als zweiter Befehlshaber unter Dumouriez in Champagne 1792 und in Belgien. Da er als Ingenieur und Taktiker ausgezeichnete Kenntnisse mit seltenen Talenten vereinigte, so wurde er von dem Heere ebenso sehr geachtet, als er in Paris die Gunst der Republikaner besaß. Als Dumouriez gegen Holland vordrang, erhielt er den Auftrag, Mastricht zu belagern, mußte aber, von dem General Valence zu wenig unterstützt, die Belagerung aufheben. In der Schlacht bei Neerwinden befehligte er den linken Flügel. Dumouriez legte ihm den Verlust der Schlacht zur Last, allein er rechtfertigte sich durch eine ebenso gründliche als nachdrückliche Vertheidigungsschrift. Er hatte sich damals, gleich Dumouriez, gegen die Partei der Jakobiner erklärt. Jetzt erschien ihm Dumouriez selbst verdächtig, und er theilte seinem Freunde Petion, der Mitglied des Wohlfahrtsausschusses war, seine Besorgnisse mit. Dies schützte ihn vor der Anklage, und man gab ihm den Auftrag, den Oberbefehlshaber zu verhaften. (S. Dumouriez.) Als aber darauf der Berg die Girondisten vernichtet hatte, ward auch M. vor das Revolutionstribunal gestellt; jedoch rettete ihm noch Thomas Payne's Beredtsamkeit das Leben. Robespierre's Sturz öffnete auch ihm das Gefängniß. In der Folge ward er abermals verdächtig und auf Befehl des Directoriums (30. Vendemiaire 1795) verhaftet. Als Ausländer sollte er verbannt werden; allein er machte sein Recht als franz. Bürger geltend, und lebte eine Zeitlang im Verborgenen, bis das Directorium ihn nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797) aufs neue zur Deportation verurtheilte, und da er nach England entflohen war, 1799 auf die Emigrantenliste setzen ließ. 1803 kehrte er nach Paris zurück, ward aber von neuem, weil er sich in Verbindungen gegen den ersten Consul eingelassen haben sollte, verbannt. Jetzt beschloß er mit der vollen Kraft seines Charakters die Ausführung des längst gefaßten Gedankens, die spanische Herrschaft auf dem festen Lande von Amerika zu stürzen. In dieser Absicht begab er sich Jamaika und Trinidad, hierauf nach Neuyork, wo er 1806, im Geheimen von England unterstützt, mit einer Summe von 60,000 Pf. 3 Schiffe ausrüstete und 900 entschlossene Männer zur Befreiung seines Vaterlandes Caracas vereinigte. Allein die Spanier eroberten den 28. Apr. 1806

2 seiner Schiffe; mit dem dritten entfloh er. Von seinen geheimen Freunden unterstützt, bewerkstelligte er zwar am 1. Aug. d. J. eine neue Landung in Venezuela; sein Aufruf zur Freiheit machte aber so wenig Eindruck auf das Volk, daß er sich schon den 13. mit Verlust wieder einschiffen mußte. Erst am Ende 1810 gelang es ihm, die Fahne der Freiheit in Caracas aufzupflanzen. (S. Südamerikan. Revol.) Nach mehren Triumphen und noch größern Unfällen, verfolgt vom Hasse der Priester und gedrängt durch Finanznoth, Abfall und Verrätherei, sah er sich zuletzt genöthigt, mit dem span. General Monteverde die Capitulation vom 26. Aug. 1812 abzuschließen, gegen deren Inhalt ihn der spanische General treuloserweise als einen Gefangenen behandelte. Man brachte ihn nach Spanien in das Gefängniß La Caraca, den furchtbarsten Kerker der Inquisition bei Cadix, in welchem er nach einer 4jähr. harten Einsperrung gestorben ist. Die Mönche ließen seinen Körper unbeerdigt hinwerfen und übergaben sein Geräth den Flammen. M. war ein wohlgebildeter Mann, voll Kraft und Feuer, nach Thaten dürstend, im Wollen fest, im Handeln kühn; dabei von ausgebreiteten Kenntnissen. Er schätzte Wissenschaften und Künste, hatte einen scharfen Blick und viel Geschmack, schrieb bündig und leicht, und war mit der Verfassung, den Gesetzen, der Literatur und den Sitten jeder Nation, vorzüglich mit ihrer militairischen Verfassung genau bekannt; Plutarch und Livius waren seine Lieblingsschriftsteller; Timoleon, Thrasybul und Epaminondas seine Helden. Obwol er in seinem politischen Verhalten in Venezuela jakobinische Formen nachahmte, so hat er doch ohne Selbstsucht, aus reinem Eifer für die Sache, einem großen Ziele mit ebenso viel Beharrlichkeit als Geist und Muth, Vermögen, Kraft, Glück und selbst das Leben geweiht. K.

Mirandola (Johann Pico, Herr von, Graf und Fürst von Concordia), mit dem Beinamen der Phönix, eine der schönsten Zierden der Wissenschaften zur Zeit ihres Wiederaufblühens, geb. 1463, war der jüngste Sohn von Joh. Franz v. M. und Julia, aus dem edeln Geschlechte Bojardo. Früh gab er die außerordentlichsten Proben von Fassungskraft und Gedächtniß. Dem geistlichen Stande bestimmt, begab er sich in einem Alter von 14 J. nach Bologna, um das kanonische Recht zu studiren. Nach 2 J. fühlte er einen Widerwillen gegen diese Studien; dagegen zog ihn seine Neigung zur Philosophie und zu den Geheimnissen der Natur. Seine Wißbegierde zu befriedigen, bereiste er Italien und Frankreich, besuchte die berühmtesten Schulen und hörte die ausgezeichnetsten Lehrer. Nach 7 J. des anhaltendsten Fleißes ging er nach Rom und machte im J. 1486 900 verschiedene Thesen aus allen Wissenschaften und gelehrten Sprachen bekannt, die er nach damaliger Sitte öffentlich vertheidigen wollte. Er foderte alle Gelehrte aus allen Ländern auf, sich mit ihm zu messen, und erbot sich sogar, den Fremden die Reisekosten zu ersetzen. Aber Niemand wagte zu erscheinen. Dagegen suchte man seine Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen. M. schlug diese Angriffe durch s. „Apologia" zurück, ein Werk voll gründlicher und wohl geordneter Gelehrsamkeit. Um seinen Feinden, die mit Anklagen nicht abließen, so viel als möglich jeden Anlaß zu rauben, entschloß er sich, obgleich er für die Liebe und ihre Genüsse nicht unempfindlich war, die strengste Lebensweise zu befolgen und sich ausschließlich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. In Folge dieses Beschlusses warf er 5 Bücher ital. Liebesgedichte ins Feuer, deren Verlust allerdings zu bedauern ist. Es hat sich in dieser Gattung Nichts von ihm erhalten als ein Commentar über eine Canzone des Girolamo Benivieni, worin er die Liebe nach den Begriffen der Neuplatoniker darstellt. M. widmete sich nun dem Studium der biblischen Literatur; die erste Frucht derselben war der „Heptaplus", eine mystische oder kabbalistische Auslegung der Schöpfungsgeschichte, in welcher er auch Plato's Lehre auf Moses zurückführte. Zwei J. darauf gab er eine Abhandlung in 10

Capiteln „De Ente et Uno" heraus, worin er die Lehren des Plato und Aristoteles zu vereinigen suchte. Er lebte jetzt abwechselnd zu Ferrara im Umgange mit den gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, namentlich des Lorenz v. Medici und Polizian, und war mit großen literarischen Arbeiten beschäftigt, zu denen sein Werk gegen die Astrologie als eine Vorarbeit anzusehen ist, als ein Fieber ihn befiel, an welchem er 1494 zu Florenz in seinem 31. Lebensjahre starb. Durch ihn pflanzte sich die Anhänglichkeit an platonische, kabbalistische Philosophie auf Viele (z. B. seinen Neffen Franz Pico v. M., der aber seinen Geist nicht erreichte) fort. M. wird von seinen Zeitgenossen als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Genie gepriesen. Paulus Jovius sagt von ihm, daß die unsterblichen Götter alle seltene Gaben des Körpers und Geistes in ihm vereinigt hätten. Wir werden bei dem Anblick seiner Schriften nicht ebenso urtheilen, wenn wir uns nicht zugleich an den damaligen Zustand der Wissenschaften erinnern.

Mire (Noel le), ein guter Kupferstecher aus Rouen, der auch die Ausgaben von Rousseau's, Voltaire's, Boccaccio's und Lafontaine's Werken durch seinen trefflichen Grabstichel zierte. Seine letzten Arbeiten machen einen Theil der schönen „Galerie de Florence" aus. Er starb 1801.

Mirevelt (Michael Janson), ein berühmter Portraitmaler, geb. zu Delft 1568, und Sohn eines Goldschmieds. Er widmete sich erst der Kupferstecherei unter Wierinx, vertauschte aber diese nachher mit der Malerei unter Anleitung eines Malers Blocklandt. Er soll gegen 10,000 Portraits gemalt haben und sich dieselben sehr theuer haben bezahlen lassen. M. war Mennonit und von sehr liebenswürdigem Charakter. Er starb zu Delft 1641. Sein älterer Sohn, Peter M., ist auch als Maler geschätzt.

Mirkhond oder Mirchond, s. Persische Literatur.

Mischna, Mischnah, s. Talmud.

Miserere, Erbarme dich, wird ein berühmter Kirchengesang, eigentlich der 57. Psalm, welcher in der Vulgata anfängt: Miserere mei domine, genannt. Besonders berühmt ist davon die Composition des Allegri (s. d.). Miserere nennt man auch das Bild des gekreuzigten sterbenden Heilandes. So heißt endlich eine schreckliche Krankheit, welche durch Verstopfung der Eingeweide hervorgebracht wird.

Misericordia nennt man in den Klöstern Das, was wider die Ordensregeln den Mönchen gegeben wurde; auch der Ort, wo sie diese Bewilligungen genossen. — Misericordiá, die Stühle, worauf alte und schwache Geistliche beim Gottesdienst saßen, indeß die rüstigern stehend fungirten. — Misericordias domini ist der zweite Sonntag nach Ostern, an dem der Gottesdienst mit den Worten: Misericordias domini cantabo in aeternum, anfing.

Missalen, Missalbuchstaben, nennt man die größten Buchstaben, weil ehemals die Missalen (missalia) oder Meßbücher, welche die Gesänge und Feierlichkeiten der kathol. Messe enthalten, damit geschrieben und gedruckt wurden. — Missalia, das für eine Seelenmesse an den Priester bei einem Begräbnisse bezahlte Geld.

Misse, die musikalische Composition der während des kathol. Hochamts oder während der kirchlichen Messe zu singenden Worte. Dieser Text besteht 1) aus dem Kyrie eleison; Christe eleison; 2) aus dem Gloria in excelsis deo, wozu noch einige Anrufungen kommen, z. B. Laudamus te etc.; Gratias agimus tibi etc.; Domine deus rex coelestis etc.; Qui tollis peccata etc.; Cum sancto spiritu; 3) das Credo oder das apostolische Glaubensbekenntniß; 4) das Sanctus und Osianna; 5) das Benedictus und 6) das Agnus dei etc. Man sieht daraus, daß die Bestandtheile dieses Textes durch den Gang, welchen der Cultus der Messe nimmt, bestimmt sind und daß der Inhalt aus Anrufungen

und Zwischengesängen der Gemeinde besteht. Die Aufgabe daher, diesen Text zu einer zusammenhängenden musikalischen Composition zu bilden, ist nicht gering, und selten gelöst worden, wie oft auch dieser Text componirt worden ist; denn viele haben bloß den musikalischen Effect im Auge gehabt und die kirchliche Bedeutung wenig berücksichtigt. Unter den alten ist die **Missa papae Marcelli** berühmt. Als neuere Componisten der Missen sind berühmt: Jos. und Mich. Haydn, Mozart, Naumann, Schuster, Vogler, Winter, unter den noch lebenden Cherubini, Hummel, Seyfried (beide nach Jos. Haydn's und selbst Mozart's Vorgange sehr weltlich), Eybler, Tomaschek, Fr. Schneider.

Mißheirath (**mésalliance, disparagium**). Schon im alten Rom gab es einen solchen Unterschied der Stände, daß Heirathen zwischen ihnen gesetzwidrig waren. In den germanischen Völkern aber, von welchen die neuen europäischen Staaten gegründet wurden, findet sich zwar schon frühe eine edle regierende Familie, sonst aber sind alle Freie einander gleich, bis auf die erworbenen Verschiedenheiten der Würde, und nur Unfreie stehen ihnen mit mehr oder weniger scharfer Absonderung gegenüber. Zwischen Freien und Unfreien findet keine Ehe statt, besonders verbieten die ältern Gesetze den Töchtern der Freien, Frau eines Leibeignen zu werden. Späterhin entstand auch unter den Freien ein erblicher Standesunterschied zwischen Adel und Gemeinen, der aber doch nur reichsgesetzlich bis in die neueste Zeit eine Unterabtheilung des Standes der Freien bildet, während aus den alten regierenden Geschlechtern der hohe Adel hervorgegangen ist und sich durch eine große Zahl emporgestiegener Familien vermehrt hat. Sonderbar ist es, daß der niedere Adel sich zum größten Theil aus dem Stande unfreier Dienstleute (der hof- und kriegsdienstpflichtigen Ministerialen) über die gemeinen Freien emporgehoben hat, so weit, daß auch die Grenzlinie zwischen ihnen und dem hohen (regierenden) Adel unsicher geworden ist. Auf der andern Seite ist auch nach und nach das Gebiet der Unfreiheit immer mehr verengert worden und beinahe verschwunden. Keines der andern neueuropäischen Völker hat diese Unterschiede so scharf und lange festgehalten als die deutschen, und wie sie durch den Rechtssatz das Kind folgt der ärgern Hand, die Rechte des angeborenen Standes auch von der Mutter abhängig gemacht. Man verweigerte den Kindern eines Mannes vom hohen Adel Rang und Erbfolge, wenn sie von einer Mutter aus geringerm Stande geboren waren. Die Theilungen der Länder, wodurch die Zahl der erbberechtigten Agnaten so sehr vermehrt worden war, hatten die Folge, daß jeder Fehler der Geburt mit Eifersucht bewacht und benutzt wurde. Der niedere Adel konnte sich zwar nie ganz von dem Stande der gemeinen Freien losmachen, welchem er wesentlich angehört und welcher sich durch Amt und Würde (die Doctorwürde) leicht über ihn erhob; er konnte die Kinder eines adeligen Vaters mit der unadeligen Mutter nicht vom Stande, Lehn und Erbe des Vaters ausschließen; aber er brachte es doch in einigen Verhältnissen endlich, d. i. mit dem 16. Jahrh. dahin, daß eine auch von der Mutter Seite adelige Abkunft erfodert wurde (in den Stiftern, Orden, Hofämtern, einigen landständischen Corporationen), ohne daß doch jemals die Ehe zwischen Adeligen und Gemeinfreien für eine ungleiche oder Mißheirath hätte gehalten werden können. Aber auch bei dem hohen Adel wurde der Begriff dadurch sehr schwierig, daß die Grenzen desselben zwischen den Classen der wirklich regierenden Fürsten und Grafen als den einzigen dazu gehörigen; dann zwischen den bloßen Titularfürsten und Grafen und zwischen den Grafen und Freiherrn und dem alten Adel unsicher geworden waren. Daher die nie endenden Streitigkeiten über den eigentlichen Begriff der Mißheirathen, dessen gesetzliche Bestimmung selbst in der kaiserl. Wahlcapitulation vergeblich versprochen wurde. Liebe und Sinnlichkeit haben oft diese Schranken durchbrochen, und Pütter führt in einem eignen Werke („Über Mißheirathen deutscher Fürsten und Grafen",

Gött. 1796) eine lange Reihe mitunter sonderbarer und merkwürdiger Fälle theils unstreitiger theils bestrittener Mißheirathen auf, welche oft die fürstlichen Familien Deutschlands, ja selbst den kaiserl. Hof, die Reichsgerichte und den Reichstag in große Bewegung gesetzt haben. Den Familienverträgen, wodurch der Begriff standesmäßiger Ehen enger, als herkömmlich war, gezogen werden sollte, indem man z. B. Ehen der neufürstl. und reichsgräfl. Familien mit freiherrlichen für ungleich erklärte, versagte der Kaiser regelmäßig die Bestätigung. Durch die Auflösung des deutschen Reichs ist diese Angelegenheit bloß Landessache geworden, und nur den ehemals reichsständischen Häusern kann nach der deutschen Bundesacte, Art. 14, die Ebenbürtigkeit mit den souverainen Familien nicht mehr entzogen werden. Ebenbürtigkeit der Ehe wird in der bairischen, würtembergischen und hessischen Verfassungsurkunde als Bedingung der Successionsfähigkeit anerkannt. Andre Verfassungen übergehen diesen Punkt mit Stillschweigen oder berufen sich auf die vorhandenen Familienverträge und Observanzen. 37.

Missionen wurden vorzugsweise die zur Verpflanzung des Christenthums unter nichtchristliche Völker unternommenen Sendungen christlicher Lehrer genannt. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums gingen oft Christen, entweder aus eignem Antriebe oder im Auftrage ihrer Gemeinden, in nahe und ferne Länder, das Evangelium zu predigen, und, abgesehen von wenigen einzelnen Fällen, ist das Christenthum stets nicht durch die Waffen, sondern durch die sanfte Gewalt der Rede ausgebreitet worden. Auch die deutsche Kirche ward durch solche Glaubensboten, welche man später Missionnaire nannte, namentlich durch Bonifacius, im 8. Jahrh. gegründet. In den letzten Jahrhunderten geschah von Seiten der **kathol.** Kirche (welche jedoch auch die Unternehmungen, die den Zweck hatten, Mitglieder der von ihr getrennten christlichen Parteien zu ihrer Gemeinschaft zurückzuführen, Missionen nannte) mehr als von der protestantischen für das Missionswerk, weil sich hier mit dem religiösen Vortheil der hierarchische verband; weil, ehe England auf dem Meere herrschte, das kathol. Europa mit den übrigen Welttheilen in öftere Berührung kam als das protestantische; weil die kathol. Kirche Mönche hatte, welche der Papst aussenden konnte, wohin er wollte; und weil sie endlich weit größere Reichthümer als die protestantische Kirche besaß (s. **Propaganda** und **Jesuiten**); nicht zu gedenken, daß eifrige Katholiken schon in dem Gedanken, daß ihr Glaube der alleinseligmachende sei, einen weit stärkern Antrieb zu dem schwierigen Bekehrungsgeschäft hatten, als die Protestanten. Die merkwürdigsten Missionen der kathol. Kirche sind die nach China, Ostindien und Japan, in welchem zuletzt genannten Reiche jedoch das Christenthum, nachdem es vormals viel Eingang gefunden hatte, gänzlich verdrängt worden ist. In China aber und auf der Küste von Koromandel dauern die zur Ausbreitung des Christenthums gegründeten Niederlassungen fort. Durch die Ereignisse, welche der franz. Revolution folgten, wurden die Fonds der Missionsanstalten geschwächt und diese Stiftungen in ihrer Wirksamkeit gehemmt. Doch gibt es nach den „Nouvelles lettres édifiantes des missions de la Chine et des Indes orientales" (Paris 1818—20, 5 Bde.) in China 3 von der Krone Portugal dotirte Bisthümer: Makao, Peking und Nanking. Der Bischof von Peking lebt aber zu Makao, weil in Peking selbst, außer den in Hofdiensten stehenden Mathematikern, Ärzten und Künstlern, keine Missionnaire geduldet werden. Außerhalb der 7 Provinzen, die zu den 3 Bisth. gehören, gibt es noch für die übrigen Provinzen des chines. Reichs die Mission der évêques vicaires apostoliques. Über das kathol. Missionswesen in Ostindien hat ein franz. Missionnair, Abbé Dubois, in seinen „Letters on the state of christianity in India etc." (a. dem Engl. v. Hoffmann, nebst einer Vorr. v. Röhr, Neust. a. d. Orla 1824) wenig erfreuliche Nachrichten bekanntgemacht. Mehr Fortschritte scheint das kathol. Christenthum

in Osttunkin gemacht zu haben. Man zählt daselbst 780 Kirchen und 87 Klöster, sowie in China und Tunkin zusammen gegen 380,000 Christen. Nach den Missionsberichten bis zum 24. Sept. 1824 gab es in China allein 46,287 Christen, sie hatten 26 chines., 3 europ. Priester, 29 Knaben- und 45 Mädchenschulen; auch kam 1824 eine Art von Seminar zu Stande, in welchem 12 Zöglinge Latein lernen. (Die in China seit 1727 befindliche „russische geistliche Mission" hat nicht Bekehrung der Chinesen, sondern die Bildung junger russischer Geistlichen in der chines. Sprache zum Zweck.) In Tibet entstand 1822 eine neue kathol. Mission. Eine Fürstin oder Statthalterin daselbst, welche ein Italiener, den sie zu ihrem ersten Minister erhoben, zum Christenthum bekehrt hatte, verlangte vom Collegium de Propaganda Fide 80 Missionnaire, um ihre Unterthanen zu bekehren; 5 Capuciner waren deßhalb dahin abgegangen. Die unwissenden und gutmüthigen Naturvölker Brasiliens, Mexicos, der Andenländer und Paraguays (s. d.) hat die Sinnenpracht des kathol. Cultus mächtig angezogen und größtentheils bekehrt, daher mehre Missionen daselbst eingegangen sind. Die neuen Freistaaten denken jedoch daran, sie als Schulen wiederherzustellen. Den größten Eifer zeigt jetzt die kathol. Kirche in dem durch Revolutionen verwilderten Italien und Frankreich, um die Gemüther zu gewinnen und das gesunkene Ansehen der Kirche aufs neue zu erheben. Mit diesem Missionseifer hängt die sogen. theokratische Faction genau zusammen, welche Staat und Kirche in die Berechnung ihrer Entwürfe aufgenommen hat. In Rom wurden zu dem Jubeljahre 1825 Vorbereitungsmissionen im Aug. 1824 gehalten, welche in geistlichen Übungen bestanden und Ablaß verkündigten. In Frankreich aber ward, nach dem „Almanac du clergé de France pour l'an 1824", schon 1816 eine bloß für Frankreich bestimmte Missionscongregation gestiftet, die, verschieden von dem schon längst vorhandenen franz. Seminarium für auswärtige Missionen (in China, Cochinchina, Tunkin, Siam und Pondichery), den gesunkenen römisch-kathol. Kirchendienst wieder zur Nationalangelegenheit machen will. Außer ihr gibt es noch eine Congregation du St.-Esprit, welche die Bedienung der Hospitäler und Missionen bildet. Für die Missionen in Frankreich selbst ist eine sogen. Hauptanstalt (maison principale) mit einem Noviciat errichtet, die zugleich in einigen Diöcesen die Hülfspriester für die Pfarreien ohne Pfarrer hergibt. Es waren nämlich im Gefolge der Bourbons, um die religiöse Restauration zugleich mit der politischen zu vollenden, eine Menge Jesuiten nach Frankreich gekommen, die sich pères de la foi nennen und eine große Anzahl Schüler unterrichten, sowol in der Theologie als auch in andern Wissenschaften, und bei denselben eine religiöse Schwärmerei erregen, die hier und da schon bis zum Fanatismus gesteigert worden ist. In dem Seminar von St.-Sulpice, im Dorfe Issy bei Paris, werden solche exaltirte Jünglinge zu Missionnairen erzogen, die streng leben und eifrig studiren. Da die Glaubensväter sich von dem größten Theile der Bischöfe keine thätige Mithülfe versprechen konnten, so haben sie eine gewissermaßen getrennte Kirche gebildet und sich an die Aumonerie angeschlossen, welche ganz auf den Fuß hergestellt ist, auf dem sie sich unter Ludwig XVI. befand. Die Freunde dieser religiösen Verbindung sind zum Theil von jenem Hange zum Mysticismus ergriffen, der jetzt in Europa und selbst in Frankreich herrscht und den man hauptsächlich bei den Weibern bemerkt: eine Folge der Revolution, welche manches schwache Gehirn erschüttert hat. Auch machten die von der Congregation ausgesandten Missionnaire, welche oft nur fanatische Bußprediger waren, auf das weibliche Geschlecht den meisten Eindruck. Die von ihnen in den Kirchen zu Paris u. a. O. gehaltenen geistlichen Übungen veranlaßten mehrmals große Störungen der öffentlichen Ruhe. 1824 war die Zahl der bei ihren 372 Capellen angestellten Missionnaire bis auf 379 gestiegen. Diese Glaubensboten sind Gegner der Charte, weil sie Religionsfreiheit aufgestellt hat, daher

auch Gegner der repräsentativen Regierung, selbst der gallicanischen Kirche. Der in Paris befindliche Provinzial der Jesuiten, die in dem Dorfe Mont Rouge bei Paris ein Collegium haben, führt eine Art geheimer geistlicher Regierung, die sich über mehre Provinzen des Königreichs, vorzüglich die mittäglichen und westlichen, erstreckt und die auch mit der spanischen apostolischen Junta in Verbindung steht. Die ausgesandten Missionnaire melden ihm Alles, was sie durch die Beichte erfahren, und halten Register über die Käufer von Nationalgütern. Indeß scheinen seit kurzem sowol einzelne Bischöfe als auch die über solche Umtriebe entrüstete Regierung dem zu weit getriebenen Eifer Einhalt zu thun. Möge dieser Eifer sich zu der Anlegung und Verbesserung von Schulen hinwenden, damit die einzig wahre Grundlage der Verbreitung des Christenthums, die religiöse Erziehung und Bildung, in dem Herzen der Jugend, ohne Zwang und Formelwesen, immer mehr befestigt werde. Über das kathol. Missionswesen s. m. die „**Choix des lettres édifiantes, écrites des missions étrangères**" (2. Ausg. der oben angef. „**Lettres édif. etc.**", Paris 1824). Sie enthalten zugleich geograph., histor. polit. und liter. Nachr. von den Missionsländern China, Indien, der Levante und Amerika.

Unter den protestantischen Völkern haben sich zuerst die Briten, dann die Dänen und die Deutschen um das Missionswerk verdient gemacht. In England bestätigte schon 1647 eine Parlamentsacte die Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums in fremden Ländern. Ihr folgte 1698 die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß. Dann entstand 1704 die von Friedrich IV., König v. Dänemark, reich ausgestattete dänisch-hallische Missionsgesellschaft, die zu Trankebar auf der Küste von Koromandel noch thätig ist und bei der sich Ziegenbalg, Franke, Knapp und A. fromme Verdienste erwarben. A. Herrm. Franke legte in Halle den ersten Grund zur Bildung von Missionarien. Ziegenbalg gründete die erste Gemeinde 1707 und die ersten Berichte erschienen zu Halle 1718. Zu den seit frühern Zeiten in England vorhandenen Missionsanstalten gesellte sich 1794 eine große Missionsgesellschaft, unter deren Unternehmungen besonders die Sendungen christl. Prediger nach Südafrika und Australien bemerkenswerth sind. Auch die Brüdergemeinde begann 1732 ihr Missionswesen und sandte bald in alle Weltgegenden Missionnaire. Wer nur einige Kenntniß von dem verderblichen Aberglauben und der sittlichen Verwilderung der meisten heidnischen Völker hat, muß diesen Unternehmungen einen glücklichen Fortgang wünschen. Daher hat in der neuern Zeit das Wort des Herrn: „Gehet hin und lehret", mehr als je den frommen Muth begeisterter Missionnaire und den freigebigen Unterstützungseifer christlicher Gemeinden erweckt. Beide haben sich aber nicht bloß an die Heiden gewandt, sondern auch an Israeliten und an unwissende oder irregeleitete Mitchristen. Das heilige Werk der Bekehrung zu dem Lichte des Evangeliums ist dadurch vielfach gefördert worden, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß dabei sowol in der Wahl der Personen und der Lehrmittel als auch selbst in der Bestimmung des Zwecks und in der Gründung der Missionsanstalten mancher durch einseitige Ansichten oder schwärmerischen Eifer veranlaßte Mißgriff stattgefunden haben kann. Da die Engländer in dem Christenthum das wirksamste Mittel der Civilisation, vorzüglich in den Colonien, sehen, so kommt die britische Staatskunst in der Erreichung dieses Zwecks dem Eifer der Missionsgesellschaften entgegen. Unter den 55 religiösen Gesellschaften Englands, die zusammen jährlich über 400,000 Pf. St. an freiwilligen Beiträgen erhalten, gab es 1824, nach dem „**London charity almanack for the year 1825**": 1) Eine Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums, oder die große engl., 1794 gegründete Missionsgesellschaft, die 253 Filiale in allen Welttheilen hat. 2) Eine Kirchenmissionsgesellschaft für Afrika und Ostindien, die 80 Missionnaire an 45 Orten

unterhält. 3) Eine Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern, die sich bisher vorzüglich auf Nordamerika beschränkte und 1823 über 80 Missionnaire im Dienste hatte. 4) Eine Gesellschaft zu Verbreitung des Christenthums in den schottischen Hochländern seit 1709. 5) Die inländische Missionnairgesellschaft seit 1819; 25 Missionnaire predigen in 206 Dörfern. Sie besitzen 50 Sonntagsschulen mit 2868 Kindern. Sie bilden Dorfbibliotheken. (Diese Gesellschaft war um so nöthiger, da man in England 314 Dörfer mit 110,344 Seelen rechnet, wo kein religiöser Unterricht ertheilt wird.) 6) Die londner Herrnhuter Verbrüderung (London association in aid of the Moravian missions), die 161 Missionnaire zählt. 7) Wesley's Missionnairgesellschaft. Sie hat mehr als 50 regelmäßige Missionnaire und mehr als 25,100 Proselyten, vorzüglich unter den Sklaven in den Colonien. Ihre Schulen zählen über 8000 Kinder. Sie haben auch Missionnaire zu Paris und im südlichen Frankreich. 8) Die Baptisten-Missionnairgesellschaft, seit 1792; sie hat mehr als 10,000 Kinder in Ostindien unter ihrer Aufsicht. 9) Missions- und Betbüchergesellschaft der neuen Jerusalemkirche (s. Swedenborg), seit 1721. 10) Missionsgesellschaft für das feste Land, seit 1818. Sie hat 11 Missionsplätze. 11) Londner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden, die Missionnaire nach Polen und Holland sendet; — und die Damengesellschaft in der bischöfl. Judencapelle, die 12 Missionnaire hat, worunter 5 getaufte Juden. Die erst genannte Gesellschaft hat jetzt in ihrem Dienst einen Deutschen, Joseph Wolf, aus Halle, der von jüdischen Ältern abstammte, dann zur kathol. Kirche übertrat, in Tübingen und zu Rom im Seminario Romano gebildet, daselbst aber, weil er an der Infallibilität des Papstes zweifelte, eingekerkert wurde, hierauf die römische Kirche wieder verließ, und ohne sich zu einer bestimmten Kirche zu bekennen, als „biblischer Christ" in die Dienste jener Gesellschaft trat, die ihn nach Asien sandte, wo er 1824 zu Bassora mit den Zabiern oder Johannesjüngern Verhandlungen hatte, die im „Jewish expositor" abgedruckt sind. 12) Der Missionnair-Predigerverein, seit 1823 aus Edinburg nach London verpflanzt. — Überhaupt wurden seit 1701—1817 von 11 protest. Missionsgesellschaften (5 in England, 1 in Schottland, 1 in Dänemark, 1 in Deutschland, die der Brüdergemeinde, 3 in den Verein. Staaten) 11 verschiedene Missionen gegründet, die 1819 zusammen 439 Missionnaire zählten, wovon die meisten zur Brüdergemeinde gehörten; 303 dieser Missionnaire wurden von den britischen, 85 von den deutschen und 37 von den nordamerikanischen Gesellschaften unterhalten; außerdem versorgten sie noch eine große Zahl Ärzte, Pachter, Arbeitsleute und die Familien derselben. Über 150 Missionnaire arbeiteten in Asien, über 70 in Afrika und über 200 in Amerika. 1824 stieg die Zahl sämmtlicher Missionnaire über 500, darunter wurden 370 von den Briten unterhalten. — Auch in Paris hat die protestantische Kirche, Reformirte und Lutheraner gemeinschaftlich, eine Missionsgesellschaft gegründet, deren Präsident der Viceadmiral Verhuel, Pair von Frankreich, ist. Ihr Zweck ist aber nicht sowol Heidenbekehrung als vielmehr Unterweisung armer Kinder, und sie hat bereits viele Schulen für mehre tausend Kinder eröffnet. — In Deutschland, wo die Brüdergemeinde die meisten Glaubensboten für ihre und andre Missionen erzieht, bestehen noch besondere Vereine zur Bildung von Missionnairen in Berlin, Basel u. a. a. O., welche durch Sammlung freiwilliger Beiträge die Kosten der Unterweisung bestreiten. Der vom König von Preußen im Nov. 1823 bestätigte berliner Missionsverein zählte damals über 300 beitragende Mitglieder. Auch die britischen Gesellschaften unterhalten eine Anstalt, in welcher Missionnaire gebildet werden, auf Sierra-Leone. — Unter den Mitteln, deren sich die Missionsgesellschaften und ähnliche Vereine zur Erreichung ihres Zwecks bedienen, ist eins der wichtigsten die Übersetzung der Bibel und deren Verbreitung. (S. Bi-

belgesellschaften.) Aber in der Art, wie die Missionen thätig sind, besonders in Ostindien, gibt es noch manches Zweckwidrige, worüber Röhr's „Kritische Predigerbibliothek" (Bd. IV, H. 4, Bd. V, H. 1) mehr sagt. Dessenungeachtet hat die still wirkende Kraft des Christenthums sich in vielen Landstrichen auf eine außerordentliche Art bewiesen. Es ist bekannt, daß sich die Bewohner der Gesellschaftsinseln, namentlich die von Otaheiti (s. d.), zum Christenthum bekennen. Auch auf den Sandwichinseln macht es durch die engl. Missionarien immer mehr Fortschritte, und es wurden bereits 1823 Bücher in der Landessprache gedruckt. Ähnliches soll jetzt in Ostindien der Fall sein, wo die Wesley'schen Methodisten viele Heiden bekehrt haben, z. B. zu Trincomale und Colombo auf Ceylon. Hier ward von ihnen eine Schule zur unentgeltlichen Bildung armer Kinder der Cingalesen errichtet. Am thätigsten für die christliche Civilisation des britisch-ostindischen Reichs durch Missions- und Schulanstalten, ist Dr. Middleton, Lordbischof von Calcutta (er starb 1822), gewesen. Verschiedene evangel. Missionsvereine unterhalten an dens. Orten, z. B. in Madras, in Calcutta und in Bombay, Missionarien, ohne daß unter diesen verschiedenen Glaubensboten und den von ihnen gestift. Gemeinden Irrungen und Spaltungen entstanden wären. Vielmehr reichen sie sich bei vorkommenden Gelegenheiten einander die Hand. Daher ist es auch gekommen, daß, zur bessern Förderung des gemeinschaftlichen Zwecks, die dänisch-ostindische Mission 11 um Trankebar befindliche christliche Landgemeinden, um welche der treffliche dänische Missionnair Schwarz in Trankebar sich fortwährend verdient macht, an die engl. Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß abgetreten hat. Am thätigsten ist in Ostindien die englisch-bengalische Missionsgesellschaft. Nach dem 5. Berichte derselben von 1823 hat sie 4 verschiedene Capellen und Schulen errichtet. Bei der einen Schule befindet sich eine Druckerei, in welcher bereits auf Kosten der Gesellschaft 117,000 Exemplare religiöser Schriften in der englischen und in den Landessprachen gedruckt worden sind. Insbesondere wird der Zustand der uralten dänischen Haupt-Missionsanstalt zu Serampore (oder Friedrichsnagor) in Bengalen am Hugly, die sich besonders der Erziehung der heidnischen und muselmännischen Knaben widmet, erfreulich geschildert. Aus der dortigen Buchdruckerei ist die heilige Schrift in 27 Sprachen des mittlern Indiens ganz oder theilweise übers. hervorgegangen. Unter den engl. Missionarien zu Serampore hat sich vorzüglich Marsham, der berühmte Verf. der „Clavis sinica", zugleich um die indische Literatur verdient gemacht. Obgleich nun die Menge der Landessprachen, besonders in Malabar, das Geschäft der evangel. Missionen, welche durch Lehre wie durch Beispiel wirken sollen, sehr erschwert, so trägt dennoch die Einfachheit des Wandels der evangel. Missionslehrer und ihrer Schüler viel zur Erbauung Aller bei und unterstützt ihr Bestreben, eine apostolische Sittenreinheit in dem verdorbenen Indien herzustellen. Nur treten viele örtliche Hindernisse, die Macht der Braminen, der Kastenunterschied u. s. w., der Ausbreitung des Christenthums entgegen. Über Südafrika, wo die Hauptcolonie seit 1802 Berthelsdorf ist und wo die Brüdergemeinde jetzt an 3 Orten Missionen unterhält (vgl. Latrobe), gab ein Reisender der britischen Missionsgesellschaft, J. Campbell, einen geograph.-ethnographischen Missionsbericht (London 1815) heraus. Überhaupt ist es dankenswerth, wenn tüchtige Missionnaire mit dem wichtigsten Zwecke ihrer weiten Reisen auch den Nebenzweck, die Länder- und Völkerkunde zu bereichern, wie Loskiel über Nordamerika, und wie der dänische Prediger Monrad, der von 1805—9 in Afrika Missionnair war und „Beiträge zu einer Schilderung der Küste von Guinea" (Kopenh. 1822) herausgab, geschickt zu verbinden wissen. Insbesondere hat die Thätigkeit der Missionnaire der Glottik vielfachen Gewinn gebracht, wie z. B. M. Gottl. Blumhardt's (Inspectors der Missionsschule in Basel) „Vergleich. Bemerkungen über die Familien-

verwandtschaft der indischen Sprachen", die fast alle mit dem Sanskrit verwandt sind (Basel 1819), beweisen. Außerordentlich wichtig ist die Bekehrung der Südseevölker zu dem evangel. Glauben durch engl. Glaubensboten. Der geistliche Oberhirte des ganzen christl. Australiens, Marsden, ist einer der verständigsten Missionnaire. Er übereilt sich keineswegs, wie die meisten Apostel der brit. Propaganda, die noch rohen Menschen zu sogen. Christen ohne Christenthum umzuschaffen, sondern er sorgt für den Unterricht derselben und strebt vor Allem darnach, die Wilden vor neuen Lastern aus der beginnenden Civilisation zu bewahren. (S. Neusüdwales und Neuseeland.) — Unter den neuesten Missionen der Brüdergemeinde (s. d. und Grönland) ist die bei den Kalmückenstämmen versuchte zu erwähnen. Sie sandte von Sarepta aus, 1823, mit Bewilligung des Cultministers, 2 Missionnaire, Namens Zwick und Schill, zu den Kalmücken, unter denen sie die durch die Thätigkeit der russischen Bibelgesellschaft in das Kalmückische übers. Bücher der heil. Schrift verbreitete. Ihr Bericht ist in dem „Biblischen Journale", das 1824 zu Petersburg erschien, abgedruckt. Allein der große Widerstand von Seiten der Priester bewog die Khans, mit Auswanderung zu drohen, worauf die Mission aus politischen Rücksichten aufgehoben werden mußte. Dagegen setzt der Missionnair Corruthers in der Krim die Bekehrung der Tataren zum Christenthum eifrig fort, und eine neue Station wird am Kaukasus gegründet werden. Sämmtliche Missionen der Brüdergemeinde kosteten ihr 1823 über 48,800 Thlr. (ohne den Unterhalt für 55 ausruhende, d. i. pensionirte Missionnaire und für 53 Kinder zu rechnen). Die meisten Beiträge erhält die Gemeinde aus Holland, Dänemark und Schweden. — Über die Bekehrung der Juden zum Christenthume, welche in London, Berlin, Petersburg, Dresden, Breslau, Minden, Königsberg, Posen u. a. a. O. durch Unterricht betrieben wird, ist erst von der berliner, am 1. Febr. 1822 gestift. Gesellschaft ein Bericht 1824 öffentlich erschienen. Sie hat eine stereotypische Ausgabe des N. Test. in hebr. Sprache veranstaltet und einen Missionnair zu den polnischen Juden gesandt, der in mehr als einer Synagoge Aufmerksamkeit erregt hat. — Gegenwärtig gibt es in Deutschland über 30 Missionsgesellschaften und Hülfs-Missionsvereine, die mit dem basler evangel. Missionsvereine in Verbindung stehen. Der basler Verein gibt lithograph. Correspondenzblätter; andre Vereine, z. B. Hamburg, Leipzig, Berlin, geben Jahresberichte, noch andre, z. B. Stuttgart, Königsberg in Preußen, geben Missionsblätter heraus. In St.-Gallen befindet sich ein besonderer Frauen-Missionsverein. Die 1816 zu Basel gestift. größere Missionsschule bildet ihre Zöglinge (deren sie 1824 in 4 Jahresclassen 33 enthielt, die in der Encyklopädie der theolog. Wissensch., in der Erklär. bibl. Stellen aus dem Hebr. und Griech., in der latein., engl. und arab. Sprache, in Vergleichung des Korans mit der Bibellehre, in Geographie, Arithm., Geometrie und Astronomie, im Styl, im Predigen, im Singen und Zeichnen unterrichtet wurden) nicht nur für die engl. und niederländ. Missionsanstalten, sondern der dortige Verein unterhält auch seit 1822 auf eigne Kosten Glaubensboten in der von ihm gegründeten Missionsstation am kaspischen und schwarzen Meere. Einer dieser Missionnaire, Aug. Dietrich, hat mit Hrn. Macpherson die Durchsicht der persischen Übers. des N. Test. übernommen; außerdem besorgt er noch die Herausgabe mehrer bibl. Abschnitte und Lehren in persischer Sprache, und übersetzt Grotius's Schrift über die Wahrheit der christl. Religion ins Arabische. Die 1800 in Berlin unter der Leitung des Predigers Jänicke entstandene Missionsschule hat bereits über 20 Zöglinge nach Ostindien, Sierra-Leone und dem Cap geschickt. Die russische Regierung hat in der seit 25 Jahren entstandenen Linie deutscher Colonien von Odessa bis Gandscha (an der türkisch-persischen Grenze in Georgien) und bis Astrachan basler Missionnaire als Colonieprediger angestellt, welche nicht nur die

Seelsorge der deutschen Colonisten führen, sondern auch auf die Anhänger der altmorgenländischen christlichen Kirchen, namentlich auf die Armenier, einzuwirken und sich den Eingang in die Mitte mohammedanischer Völker zu bahnen suchen. Unter den Persern wird bereits die von dem trefflichen Missionnair Heinr. Martyn verf. und von ihm in Persien verbreitete neupersische Übers. des N. Test. eifrig, jedoch im Geheimen gelesen. In jener Absicht hat der russische Kaiser nicht nur die schottische Missionscolonie zu Karaß, sondern auch die evangel. Missionscolonie, welche in der kleinen, meist von Armeniern bewohnten kaukasischen Stadt Schuschi, an der persisch-türkischen Grenze, seit 1822 errichtet wird, mit Privilegien beschenkt. Die mährische Brüdergemeinde wirkt jetzt am kräftigsten durch 171 Verkündiger des Evangeliums, auf 33 von ihr unterhaltenen Missionsposten, in Westindien, Nordamerika und im südl. Afrika. Nach dem 72. Stück der seit 1770 erschienenen „Neuern Gesch. d. evang. Missionsanstalten in Ostindien" (von Dr. Knapp, Halle 1824) bestehen jetzt auf dem festen Lande diesseits und jenseits des Ganges 49, auf Ceylon 12 und auf den Inseln 3 Missionsplätze. In Ceylon befanden sich 75 Missionsschulen mit mehr als 4000 Schülern. Vgl. auch die schätzbaren „Nachr. von der Ausbreit. des Reiches Jesu Christi überhaupt und durch Missionarien unter den Heiden insbes." (Elberfeld 1815 fg.); ferner das „Magazin für die Gesch. der neuesten protest. Missions- und Bibelgesellsch." von Blumhardt (Basel 1816 fg.), sowie das „Archiv für Kirchengesch." v. Stäudlin und Tzschirner, und Wirthner's „Monatsschrift für Bibelverbreitung und Missionen", 6. Jahrg. (Itzehoe 1827). In dem 4. Jahresberichte des evangelischen Missionsvereins zu Leipzig, vom. J. 1824, hat Prof. Lindner eine „Übersicht der Geschichte der neuen Missionsanstalten und ihrer Wirksamkeit" mitgetheilt. 20.

Missisippi, der längste Strom in Nordamerika. Er gehört ganz den Verein. Staaten, deren Westgrenze er zum Theil bildet. Dieser Strom entspringt aus verschiedenen Seen, wird in der Mitte seines Laufes beträchtlich, ist dann, einen einzigen Wasserfall, St.-Antonius, ausgenommen, völlig schiffbar, nimmt, nebst vielen andern Flüssen, auch die großen Flüsse Missuri, Ohio und den rothen Fluß, auf und ergießt sich, nach einem Laufe von 820 Meilen, in den mexicanischen Meerbusen. Seine Ufer sind fast überall fruchtbar und durch den Handel und die Dampfschifffahrt belebt. Die angebauten Ländereien, welche zwischen den Mündungen der vorerwähnten 3 Flüsse in diesem Strom liegen, bilden den 1817 in die Union aufgenommenen Staat Missisippi, der auf 4186 □M. über 104,000 Einw. zählt. Die Hauptst. ist Natchez. Am Missisippi liegt die seit 1803 an die Verein. Staaten abgetretene Landschaft Luisiana (s. d.), wohin im Anfange d. 18. Jahrh. die von Law (s. d.) in Frankreich auf Actien gegründete Missisippi-Gesellschaft Handel treiben wollte. Neuorleans liegt 35 Stunden von der Mündung des Missisippi. S. Heinr. Schoolkraft, „Journ. of travels etc. to the sources of Missisippi, 1820" (Albany 1821, m. K.). Eine frühere Beschreibung des Missisippi haben wir von Maj. Long und eine spätere v. Will. H. Kemting.

Missolunghi (Missolonghi), Stadt und bis 1826 der Hauptwaffenplatz der Hellenen in Westhellas (im alten Ätolien), wo die Heldengräber des Mainotten Cyriako Jatrani, der im Jul. 1822 bei der Vertheidigung des Forts Phanari fiel, — des deutschen Grafen Normann (s. d.), der hier am 23. Nov. 1822 starb, — und des Sulioten Mark Botsaris, der bei Karpinitzi fiel, 19. Aug. 1823, sowie das Mausoleum, welches Lord Byron's Herz einschließt, an Griechenlands jüngste glorreiche Geschichte erinnern. (S. Griechenaufstand.) Missolunghi liegt, von Morästen umgeben, auf einer durch Anschwemmungen gebildeten Landzunge, in einer Meerebene, an einer seichten Bai, westlich vom Eingange in den Golf von Patras und vom Ausflusse des Evenus (jetzt Fidaris),

östlich von der Mündung des Achelous *) (jetzt Aspro Potamo), und ist wichtig als Bollwerk des westl. Griechenlands, bei dem Kampfe mit Epirus (den Paschas von Janina und Skodra), zum Schutze des Peloponnes, so lange die Türken Patras, Lepanto und die kleinen Dardanellen besitzen. Die durch Anschwemmung gebildeten Dämme sichern die niedrige Lage des Platzes gegen die Meerflut, sowie die Lagunen und Untiefen vor einem Angriff von der Seeseite. Missolunghi, von den Griechen auch Klein-Venedig genannt, ist aus einer Ansiedelung von Fischern entstanden, deren es etwa 300 zählt; an dem Eingange der Fischereien liegt die ebenfalls befestigte Insel Anatoliko. Beiden Plätzen kann man sich nur mit Fischerkähnen nähern; die Ankerplätze für größere Fahrzeuge sind 4—5 Meilen davon entfernt. Vor 1804 zählte M., das durch einen jeden Nachmittag wehenden Nordostwind vor der verpestenden Luft der Lagunen und Moräste geschützt wird, an 4000 Einw., darunter reiche Kaufleute und Schiffsherren, von denen die meisten des Kriegs wegen ausgewandert sind. Damals regierte es sich selbst nach eignen Gesetzen und entrichtete dem Pascha von Negroponte nur den gewöhnlichen Kopfzins. 1804 fiel es in die Gewalt des Ali Pascha. Missolunghi und Anatoliko erhoben die Fahne des Kreuzes am 7. Jun. 1821, als die hydriotische Flotte in jenen Gewässern erschien. Nach dem blutigen Feldzuge 1822 in Akarnanien warf sich der Oberbefehlshaber, Fürst Maurokordatos, als die Türken schon den Peloponnes bedrohten, d. 5. Nov. mit 380 Mann und 22 Sulioten, unter Mark Botsaris, in das damals unhaltbare, fast entvölkerte Missolunghi, das er, nebst Anatoliko, mit wenig Geschütz und Munition, gegen Omer Briones, Pascha von Janina, und Rutschuk Pascha, tapfer und klug vertheidigte, bis am 23. Nov. (Normann's Sterbetage) griechische Schiffe den Platz von der Seeseite entsetzten und ihn mit Truppen verstärkten, worauf Maurokordatos mehre Stürme abschlug und die Türken zwang, am 6. Jan. 1823 die Belagerung aufzuheben. Seitdem wurde M. nebst Anatoliko, zuletzt unter Leitung engl. Officiere, zum Theil auf des Briten Murray Kosten, besser befestigt, sodaß es zu den festesten Plätzen des freien Griechenlands gehört. Eine zweite Belagerung von 59 Tagen bestand M. im Sept., Oct. und Dec. 1823, als Mustaï Pascha von Skodra, nebst Omer Briones, zu Lande, und algierische Schiffe zur See, den Platz einschlossen, welchen Konstantin Botsaris, Bruder des Helden von Karpinitzi, vertheidigte. Maurokordatos eilte mit hydriotischen Schiffen herbei, und die Pest verheerte das Lager der Barbaren. Mustaï verlor auf dem eiligen Rückzuge Geschütz und Heer. Nun blieb Maurokordatos (s. d.) Befehlshaber des Platzes und leitete die Angelegenheiten in Westhellas. Auch traf er bei den Rüstungen des Omer Briones und des Mustaï Pascha von Skodra zweckmäßige Gegenanstalten. Er gründete in M. eine Lancaster'sche Schule, und seit 1824 erschien daselbst in neugriech. Sprache die „Hellenische Chronik", welche Mayer, ein Schweizer, herausgab. Auch bestand in M. eine Schule für altgriech. und franz. Literatur. Damals war M. der letzte Aufenthalt des berühmtesten Philhellenen, des Dichters Lord Byron (s. d.), der am Ende des Jan. 1824 hier mit Waffen und Munition, von Ingenieurs und Handwerkern begleitet, ankam, die Sache Griechenlands mit der höchsten Begeisterung und mit großen Geldopfern beförderte, ein Laboratorium für Kriegsbedürfnisse gründete, die Befestigung des Platzes betrieb und in Gemeinschaft mit dem londner Griechenvereine eine Buchdruckerei mit Pressen und Schriften ausstattete. Er starb in M. den 19. April 1824. An seine Stelle trat Oberst Stanhope, welcher bei M. ein Militairhospital stiftete, bald aber nach England zurückkehren mußte. Maurokordatos ward nach Nauplia berufen und 1825 durch Kolokotronis's Partei außer Thätigkeit gesetzt. Hierauf zog der Seraskier Reschid

*) Die Ufer dieses Flusses sind die einzige Gegend von Griechenland und Europa, die ehemals Löwen zur Wohnung diente.

Pascha mit 35,000 M. vor M. Der tapfere Noto Botsaris (Oheim des Mark) leitete aber die Vertheidigung so glücklich, daß alle Angriffe vergeblich waren, und auch der am 2. Aug. fg. 1825 von der Flotte des Kapudan Pascha unterstützte Sturm des Seraskier auf die durch ein 40tägiges Bombardement sehr beschädigten Wälle des Platzes abgeschlagen wurde. Nunmehr nahm auch Ibrahim Pascha mit dem ägypt.-europ. Heere an der Belagerung Theil. Alle Stürme waren jedoch fruchtlos. Endlich fiel M. in Schutt und Trümmern, nachdem die heldenmüthige Besatzung, vom äußersten Mangel an Lebens- und Kriegsbedarf gezwungen, am 22. April 1826 Abends nach 8 Uhr sich durch die Belagerer durchgeschlagen, der in die offene Stadt zurückgedrängte Theil aber die Minen angezündet und sich nebst den eingedrungenen Ägyptern und Türken in die Luft gesprengt hatte. Gegen 1800 Krieger unter den beiden Befehlshabern M.'s, Noto Botsaris und Kitzos Tzavellas, erreichten Salona und kämpften später bei Athen für die heilige Sache des Vaterlandes. S. Aug. Fabre, „Hist. du siège de Missolunghi" (Paris 1826). 20.

Mistel, s. Druiden.

Mitau, Hauptstadt des ehemal. Herzogthums, jetzt russischen Gouvernements Kurland oder Mitau, erbaut 1272 von Konr. v. Medem, mit 12,400 Einw., unter denen 5100 Deutsche, die übrigen sind Letten, Russen und Juden. Den nicht unbedeutenden Handel begünstigt die aus Deutschland nach Petersburg führende Hauptstraße. Das hiesige 1775 gestift. akademische Gymnasium hat eine Bibliothek und eine Sternwarte. Außerhalb der Stadt liegt das schöne Residenzschloß der ehemal. Herzoge von Kurland.

Mitbelehnschaft, s. Gesammte Hand.

Mithra, die Sonne oder der Genius der Sonne bei den Persern, welcher als Gottheit späterhin auch in Rom und Griechenland verehrt wurde. Er steht als Mittler zwischen Ormuzd und der Welt. Sein Symbol sind die Sonne (der Wahrheit und Gerechtigkeit) auf dem Haupte; die Keule (der Macht) in der Hand, oder der opfernde Dolch, und der Weltstier, auf dessen Rücken er liegt. Er ist mit der Mitra, oder Anahid, der persischen Aphrodite, nicht zu verwechseln. Auch in Deutschland findet man Denkmale seiner Verehrung in den ehedem von den Römern beherrschten Ländern.

Mithridates, der Name mehrer Könige in Pontus, unter denen Mithridates d. Gr. oder der VI. der berühmteste war. Herrschsucht, Grausamkeit und ein durch nichts zu beugender Sinn waren bei großen Anlagen die Eigenschaften, welche sich früh in ihm entwickelten. Sein Vater ward ermordet 124 v. Chr. M. bestieg 13 J. alt den Thron. Die Mutter und sein Erzieher machten gegen sein Leben Plane; allein er ließ die Mutter, welche ihm zur Mitregentin verordnet war, ins Gefängniß werfen, wo sie nach Einigen an den erlittenen Mißhandlungen, nach A. an Gift starb. Seinen gegen alle Beschwerden abgehärteten Körper soll er durch Gewöhnung sogar gegen die Wirkungen der Gifte unempfindlich gemacht haben (daher der Name des vorgeblichen Gegengifts Mithridat). Als er mündig geworden, unternahm er eine Reise durch Asien, theils um die Gebräuche, Gesetze, Sitten und Sprachen der Einwohner kennen zu lernen (wie man denn von ihm anführt, daß er 22 Sprachen gesprochen habe), theils um die Länder seiner Nachbarn, die er sich zu unterwerfen strebte, auszukundschaften. Nach 3 Jahren kehrte er zurück und bestrafte seine ihm indessen untreu gewordene Gemahlin, die ihn zu vergiften gesucht hatte, mit dem Tode. Hierauf überfiel er Paphlagonien und theilte es mit seinem Bundesgenossen, dem Könige von Bithynien. Vergebens drohten ihm die Römer, welche das Land für frei erklärt hatten, mit einem Kriege. M. ließ sich dadurch so wenig schrecken, daß er sich auch des unter römischem Schutze stehenden Galatiens bemächtigte. Dann richtete er sein Augen-

merk auf Kappadocien. Da er aber die Macht des Ariarathes, welcher dieses Land besaß, und dessen genaue Verbindung mit den Römern fürchtete, zog er Verrath vor und ließ ihn meuchelmörderisch umbringen. Zu gleicher Zeit fiel Nikomedes, König von Bithynien, in Kappadocien ein, vertrieb den Sohn des ermordeten Königs und vermählte sich mit Laodice, der hinterlassenen Witwe, einer Schwester des M. Dieser nahm hiervon Gelegenheit, in Kappadocien einzufallen, eroberte es und setzte, gegen seinen anfänglichen Plan, seinen Neffen wieder auf den Thron. Bald aber nöthigte er den jungen Fürsten durch entehrende Foderungen zu einer Kriegserklärung. Beide zogen ungefähr mit gleichen Heeresmassen gegen einander aus. M. bot den Frieden an, lud den jungen Fürsten zu einer Unterredung ein und tödtete ihn mit einem Dolche, im Angesicht beider Heere. Die Kappadocier, die ihren Herrn fallen sahen, befiel ein panischer Schrecken und M. bemächtigte sich des Landes fast ohne Gegenwehr. Nikomedes verabredete jetzt mit seiner Gemahlin, einen Jüngling für den dritten Sohn des Ariarathes auszugeben und diesen die Römer um Hülfe anflehen zu lassen. Laodice reiste selbst nach Rom, um die Aussage zu bestätigen. Nun bediente sich M., von Allem unterrichtet, desselben Betrugs, indem er den Römern zu beweisen suchte, daß der junge Fürst, dem er Kappadocien übergab (welches sein eigner Sohn war, dem er den Namen Ariarathes gegeben), der rechtmäßige Sohn des Ariarathes sei. Die Römer, welche den doppelten Betrug entdeckten, nahmen dem M. Kappadocien und dem Nikomedes Paphlagonien, und die Kappadocier wählten Ariobarzanes zum Könige. Kaum aber hatte Sylla, dessen Waffen ihn auf den Thron gehoben, Asien verlassen, als M. mit Beistand des Königs von Armenien, Tigranes, seinen Sohn in Kappadocien wiedereinsetzte. Zugleich nahm er Bithynien weg und gab das Land seinem Bruder Sokrates Christos. Bald setzten jedoch die Römer Alles wieder in den vorigen Stand. M. rüstete sich daher gegen Rom selbst und brach, da die Römer seine Foderungen nicht befriedigen wollten, plötzlich gegen Kappadocien und Bithynien zugleich los. Seine Kriegsmacht bestand aus 250,000 M. Fußvolk, 50,000 Reitern, 130 Sichelwagen und 400 Schiffen. Die Streitkräfte der Römer mit den bithynischen Hülfsvölkern waren nicht viel geringer und wurden von Cassius Aquilius und Oppius angeführt. M. eröffnete den Krieg mit Glück. Er schlug nicht nur den Nikomedes, sondern auch den Aquilius, eroberte Bithynien und nahm einen großen Theil der römischen Flotte weg. Phrygien, Karien, Mysien, Lycien, Pamphylien, Paphlagonien und alle Länder bis an Jonien fielen in seine Gewalt und begrüßten ihn als den Schutzgott Asiens. Die römischen Feldherren Oppius und Aquilius wurden ihm sogar von den Einw. von Laodicea und Lesbos als Gefangene ausgeliefert, und er ließ Letzterm zu Pergamus geschmolzenes Gold in den Hals gießen, die Habsucht der Römer damit verspottend. Die asiatischen Freistaaten Magnesia, Mitylene, Ephesus u. s. w. öffneten dem Sieger die Thore, der so große Schätze zusammenbrachte, daß er seine Heere 5 Jahre lang damit unterhalten konnte. Die römischen Bürger, welche in Kleinasien wohnten, ließ M. sammt ihren Weibern und Kindern umbringen. Dionysius gibt die Zahl der Ermordeten auf 150,000, Appian auf 80,000 an. Hierauf eroberte M. die Inseln des ägäischen Meeres; Rhodus widerstand jedoch so kräftig, daß er nach Pergamus zurückkehrte. Von hier schickte er seinen Oberfeldherrn Archelaus mit 120,000 M. nach Griechenland; Athen fiel durch Verrath und verschiedene andre Plätze wurden erobert, während ein andrer seiner Feldherren, Metrophanes, Euböa verwüstete. Auf die Nachricht, daß derselbe einen bedeutenden Verlust erlitten, ließ M. seinen Sohn Ariarathes mit einem mächtigen Heere in Macedonien einfallen, welches nebst Thrazien in kurzem bezwungen wurde. Allenthalben waren seine Waffen siegreich, bis endlich die Nachricht, daß Italien selbst bedroht werde, die Römer zu kräftigen

Maßregeln aufschreckte. Sylla begab sich als Oberfeldherr nach Griechenland, zwang Athen durch Hunger, rieb des Archelaus Heer in einer blutigen Schlacht bei Chäronea au und befreite durch 2 Siege in Böotien ganz Griechenland vom Feinde. Mit nicht minderm Glück unterwarf Fimbria Kleinasien und belagerte in der Festung Pitane den M. selbst, der sich nur zu Schiffe rettete. Auch die pontische Flotte ward 2 Mal vom Lucullus geschlagen. So von allen Seiten bedrängt, trug M. dem Archelaus auf, Frieden zu schließen. Sylla bewilligte ihn unter harten Bedingungen 89 v. Chr. M. wurde auf sein väterliches Reich Pontus beschränkt, mußte den Römern 80 bemannte Kriegsschiffe überliefern und 2000 Talente zahlen. Kaum aber hatte Sylla Asien verlassen, als M. die Kolchier angriff und sich weigerte, alle Bedingungen des Friedens zu erfüllen. Der römische Feldherr Muräna, der verwüstend in Pontus eingefallen war, wurde geschlagen, und schon hatten sich viele Städte Asiens für den Sieger erklärt, als, vom Dictator Sylla gesandt, Aulus Gabinius in Asien erschien. Kappadocien wurde von M. geräumt. Dagegen unterwarf er 82 v. Chr. die Bosporer; und kaum hatte er Sylla's Tod (78 v. Chr.) erfahren, als er die Wiedereroberung der abgetretenen Provinzen beschloß und, um Rom zu beschäftigen, mit Sertorius, dem Haupte der marianischen Partei in Spanien, sich verband Auf seinen Antrieb fiel sein Schwiegersohn Tigranes, König von Armenien, in Kappadocien ein, während er selbst, nach Paphlagoniens Unterwerfung, Bithynien und die Provinz Asien eroberte. Ein neuer Krieg mit Rom war jetzt unvermeidlich. Die Consuln Lucullus und Cotta zogen gegen M., dieser als Befehlshaber der Flotte, jener als Oberfeldher der Landmacht. Cotta war nicht glücklich; Lucullus hingegen vermied vorsichtig eine Hauptschlacht gegen den überlegenen Feind, erfocht aber mehre so bedeutende Vortheile zur See und zu Lande, daß er bald als Sieger in Pontus stand. Während er aber Amisus belagerte, sammelte M. ein Heer und erfocht damit einen ansehnlichen Sieg; doch wußte Lucullus das Verlorene wieder zu gewinnen, und bald sah M. sich genöthigt, als sein eignes Heer sich wider ihn empörte, nach Armenien zum Tigranes zu flüchten, der ihn zwar aufnahm, aber keine Gemeinschaft mit ihm hatte. Lucullus, der inzwischen ganz Pontus in eine römische Provinz verwandelt hatte, foderte die Auslieferung des M., welche Tigranes ablehnte, „weil er, obgleich des M. Betragen mißbilligend, es doch für niederträchtig halte, einen so nahen Verwandten seinen Feinden zu übergeben". Da er aber voraus sah, daß man sich mit dieser Antwort nicht beruhigen werde, verabredete er mit M., daß dieser mit 10,000 M. nach Pontus gehen, dort ein Heer versammeln und mit demselben zurückkehren solle, ehe noch Lucull, der Sinope belagerte, in Armenien einrücken könne. Sinope fiel aber unerwartet schnell und Lucullus schlug den Tigranes vor seiner Vereinigung mit dem M. Tigranes sammelte jedoch ein neues Heer, welches M. nach Pontus führte. Lucullus hemmte zwar seine Fortschritte durch einen Sieg, allein während des Winters verstärkte M. seine Macht, und bald schlug er die Unterfeldherren des Lucullus aufs Haupt, worauf er sich nach Kleinarmenien wandte, um sich mit Tigranes zu vereinigen. Unterdessen hatte an Lucullus's Stelle der Consul Manius Acilius Glabrio den Oberbefehl erhalten. Die mit diesem Wechsel verbundene Verwirrung benutzten die verbündeten Könige, um sich den größten Theil von Pontus, Bithynien, Kappadocien und Kleinarmenien zu unterwerfen. Da trat Pompejus an die Spitze der Römer. Nachdem er vergebens den Frieden angeboten und eine Hauptschlacht gesucht hatte, schloß er M. in seinem Lager, nicht weit vom Euphrat, ein. Dieser schlug sich zwar durch, ward aber verfolgt, in einem engen Thale angegriffen und bei Nikopolis (66 v. Chr.) gänzlich geschlagen. Nur mit 800 Reitern entkam er selbst. Da Tigranes ihn nicht aufnehmen wollte, ging er nach Kolchis; aber Pompejus folgte ihm, und M. flüchtete sich in das Gebiet ei-

nes scythischen Fürsten. Man hielt ihn für todt, als er plötzlich wieder in Pontus erschien, Truppen sammelte, zugleich aber dem Pompejus Friedensvorschläge machte. Da sie sich nicht vereinigen konnten, begann der Krieg aufs neue. Die Macht der Römer in Pontus war gering und M. machte Fortschritte. Bald aber empörten sich die Einwohner; seine Nachbarn versagten ihm ihren Beistand. Dennoch schlug sein unbeugsamer Sinn die von Pompejus angebotenen Friedensbedingungen aus. Er tödtete seinen Sohn Machares, machte sich zum Könige des Bosporus und entwarf den kühnen Plan, an der Spitze seines Heeres zu den Galliern, an die er Gesandte abgeschickt hatte, vorzubringen und vereint mit ihnen in Italien einzubrechen. Als er sich aber am Bosporus Cimmericus gelagert hatte, brach eine Empörung im Heere aus, an deren Spitze sein eigner Sohn Pharnazes stand. Da Nichts die Aufrührer zur Pflicht zurückführen konnte, stürzte sich M., weil genommenes Gift wirkungslos blieb, in sein Schwert, um nicht den Römern lebendig überliefert zu werden (64 v. Chr.). Dieser berühmte König hatte 59 J. über Pontus regiert.

Mitlauter, s. Consonanten.

Mitra ist, nach von Hammer, der kugelförmige Wulst des Kopfschmuckes der persischen Könige. Die Mitra stellte ursprünglich den Sonnenball vor, welchen die persischen Könige auf der Krone trugen, wie die ägyptischen auf dem Haupte. Sie unterscheidet sich daher auch von der Tiara oder Bischofsmütze. Mitra hieß aber auch die persische Venus. (S. Mithra.)

Mittag, diejenige von den 4 Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Gestirne, von unserer nördl. Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer scheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben. — Mittag oder Mittagszeit, der Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Mittagskreis eines Orts tritt. Die Astronomen fangen den Tag von Mittag an und zählen nach einander 24 Stunden bis zum nächsten Mittag fort. Die bürgerliche Zeitrechnung hingegen in Deutschland und den mehrsten europäischen Ländern fängt in dem Augenblicke der Mitternacht den Tag an. Von dem wahren ist der mittlere Mittag verschieden; jener erfolgt bald früher, bald später als dieser, und ist nur 4 Mal im Jahre mit dem mittlern Mittage gleich. Die Zeitgleichung (s. d.) gibt den Unterschied an. — Mittagsfläche, die Ebene, welche durch die Scheitellinie und Weltaxe gedacht wird und auf der Ebene sowol des Horizonts als Äquators senkrecht steht. Der Schatten eines senkrecht stehenden Stabes befindet sich im Augenblicke des wahren Mittags in der Mittagsfläche. — Mittagshöhe, die Höhe eines Sterns, wenn er bei seiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen ist. — Mittagskreis oder Meridian, ein angenommener größter Kreis der Himmelskugel, welcher durch die Pole und den Scheitelpunkt geht, oder der Durchschnitt der Mittagsfläche mit der Himmelskugel. Dieser Kreis theilt die Himmelskugel in 2 Halbkugeln, in die östliche und westliche. Es ist für einen Ort Mittag, wenn der Mittelpunkt der Sonne in denselben tritt. Unter Mittagskreise der Erdkugel versteht man alle größten, durch die beiden Pole derselben gehenden Kreise; mit Beziehung auf einen bestimmten Ort aber meistens nur die durch den Scheitelpunkt dieses Ortes und die beiden Pole gehenden Hälften eines solchen Kreises. Die Örter, welche in einer solchen nämlichen Hälfte liegen, haben einerlei Mittag oder überhaupt Zeit. Die Zeitangaben der entgegengesetzten Hälfte sind von jenen erstern um 12 Stunden verschieden. Jeder Mittagskreis wird, wie überhaupt jeder Kreis, in 360 Grade getheilt, und diese dienen zur Bestimmung der geographischen Breite (s. d.). Da die Erfahrung lehrt, daß die Erde keine vollkommene Kugel, sondern an den Polen abgeplattet ist, so folgt daraus, daß die Grade der Meridiane nach den Polen hin größer sein müssen als gegen und unter dem Äquator. Alle Örter, welche

einerlei Meridian haben, haben auch einerlei Länge. Derjenige Meridian, von welchem man die übrigen zu zählen anfängt, heißt der erste Meridian. Er ist willkürlich. (S. Länge.) — Mittagslinie, die Durchschnittslinie der Mittagsfläche mit dem Horizonte. Sie wird zu astronomischen Beobachtungen und im bürgerlichen Leben sehr häufig gebraucht. Ohne sie kann man die Zeit nicht richtig bestimmen, keine Sonnenuhr richtig zeichnen, die gewöhnlichen Uhren nicht stellen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmessen u. s. w. Man hat zu astronomischem und geographischem Gebrauche die Mittagslinie gewisser Örter durch ganze Länder fortgezogen. Eine solche Verlängerung der Mittagslinie der pariser Sternwarte unternahm zuerst Picard; J. D. Cassini setzte sie bis Collioure, und J. Cassini, Miraldi und de la Hire bis Dünkirchen fort, folglich durch einen Bogen von 8° 31′ 6½″ des Mittagskreises der Erde. Auch hat man Mittagslinien mit einem Gnomon, d. h. mit einer Veranstaltung versehen, durch welche gerade zur Zeit des wahren Mittags ein Bild der Sonne auf die Mittagslinie fällt. Schon zu Augusts Zeiten wurde zu Rom ein Gnomon errichtet, später zu Florenz, Bologna, Paris. — Mittagspunkt oder Südpunkt ist der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin. Von ihm wird die ganze umliegende Gegend des Himmels Mittag oder Mittagsgegend genannt, und er ist einer von den 4 Cardinalpunkten. In der Schiffersprache heißt er Südpunkt. Vgl. Mathem. Geographie und Walch's „Einleitung in die math. Geographie" (3. Aufl., Götting. 1807).

Mittelalter. Wenn das Alterthum, die Zeit vorherrschender sinnlicher Empfänglichkeit, mit der Kindheit des Menschen treffend verglichen, dagegen die neuere Zeit, wegen ihrer sittlichen Richtung und überwiegenden Neigung zur Überlegung, mit Recht das Mannesalter der Menschheit genannt worden ist, so darf uns mit gleichem Grunde das Mittelalter den Jünglingsjahren des Menschen gleich gelten; nicht nur wegen seiner Stellung zwischen der alten und neuen Zeit (man gibt diesen Namen den Jahrhunderten vom Untergange des weströmischen Reichs, oder enger von Karl d. Gr. an bis zur Reformation), sondern ganz eigentlich zufolge seines Wesens; denn was dem Jüngling eigen ist, stolzes Gefühl der persönlichen Kraft und trotziges Vertrauen darauf auf der einen, hohe Reizbarkeit des Gemüths und leicht bis zur Begeisterung gesteigerte Empfänglichkeit für hohe Ideen auf der andern Seite, eben Das zeichnete auch ganz eigenthümlich das Mittelalter aus. Nachdem die Selbstsucht des Alterthums in der römischen Universaldespotie und die Sinnlichkeit desselben in der Üppigkeit der Welthauptstadt ihre äußerste, sich selbst vernichtende Höhe erreicht hatten, da schleppte das Menschengeschlecht durch mehre Jahrhunderte hindurch ein charakterloses Halbleben, bis die Söhne der Kraft, aus Norden über das ganze Abendland sich ausbreitend, eine Epoche eröffneten, die man, doch nur einseitig, dem Heldenalter einzelner Völker des Alterthums vergleichen könnte; denn zu dem muthigen Trotz auf eigne Kraft und der frischen Leidenschaftlichkeit, die jene allein charakterisirten, besaßen diese noch jenen Feuereifer für das Hohe und Heilige, der die Geschichte des Mittelalters so anziehend macht. Jene beiden Hauptzüge der damaligen Menschheit geben die Erklärung der vielen hervorstechenden, so ganz ausschließend eigenthümlichen Erscheinungen jener Zeit; sie geben diese Erklärung besser als die gewöhnlich zu hoch angeschlagene Verschmelzung des barbarischen Charakters mit dem der Römer; denn die neuen Bedürfnisse, welche die Deutschen durch die Römer kennen gelernt, haben nur die Äußerungen ihres Wesens, nicht dieses selbst, bestimmt. Dies gilt selbst von der einflußreichsten Gabe, welche die Nordländer von Rom empfingen, dem Christenthum. Trotz auf eigne Kraft, eifersüchtige Überschätzung persönlicher Freiheit waren die Quellen des Lehnswesens und des Faustrechts, wie des städtischen Lebens und der Gilden und Zünfte; die Begeisterung jener Zeit, die

Quelle der lieblichen und hohen Poesie, die damals geblüht, sowie sie auf der andern Seite das Mönchswesen und die Ausbildung des Priesterregiments möglich machte. Beide Hauptmomente in ihrer innigen Vermählung erzeugten die wunderbare Erscheinung der Ritterschaft. Wie der Deutsche von jeher als ein heiliges Recht betrachtet, sich überall durch eigne Kraft selbst zu helfen, wie er deßwegen gegen richterlichen Zwang die hartnäckigste Abneigung bewahrt und darum in den Abendländern spät, in einigen nie, eine ordentliche bürgerliche Verfassung sich ausbilden können; wie vielmehr im Mittelalter jeder Gewaltige, der Obrigkeit zum Trotz, der Vortheile seiner Übermacht nach Gutdünken sich bedient und was seine Faust vermocht, für Recht geachtet, das haben wir in d. A. Landfrieden gezeigt, in d. A. Lehnswesen aber dargestellt, wie in jenen Zeiten Jeder, der seine Sicherheit bewahren wollte, eines Schutzherrn, Jeder, der eine gewisse Macht zu behaupten dachte, einer Menge Anhänger und Helfer bedurfte, wie daher die Lehensverhältnisse bald über die Völker sich ausbreiteten und an die Stelle der Staatsgewalt traten, welche in jener Zeit nur dem Namen nach bestand; wie endlich während des Mittelalters der Kampf der königl. (oberlehnsherrlichen) Macht gegen die Anmaßungen und Rechte der Vasallen nach und nach die heutigen Formen unserer Staaten erzeugte. Die Neigung zum freiwilligen Hingeben an eine geliebte Person oder Idee, die wir dort als dem Lehnswesen förderlich vorstellten, steht keineswegs im Widerspruch mit der Hauptveranlassung desselben, der Sucht nach Ungebundenheit. Diese machte das Lehnswesen nothwendig, jene möglich und wirklich. Es erfüllte die europäischen Staaten mit einer unabsehbaren Menge reicher und durch Heere von Vasallen mächtiger, oder durch gewaltige Lehnsherren gedeckter Länderbesitzer, die, zugleich stets gerüstete Krieger, in ihrem Stolze kein Gesetz kannten als das selbstgeschaffene der Ehre, und alle Nichtbegüterte, alle Nichtkrieger, als eine unedle, zum Dulden und Gehorchen geschaffene Menschenclasse verachteten. Sollte diese Classe unter solchen wohnen können, ohne ihnen leibeigen zu werden, so mußte Vereinigung der Kräfte das Gegengewicht herstellen, welches der Einzelne nicht zu halten vermochte, und unter deren Schutz Gewerbfleiß und beweglicher Reichthum dem Länderbesitz sich gegenüberstellen. Diese Nothwendigkeit brachte die Städte hervor. Kleine Anbaue, anfangs unter dem Schutz und der vogteilichen Regierung derselben Grafen, Bischöfe und Äbte, denen sie später so furchtbar wurden, entstanden und erhoben sich besonders im 11. Jahrh. durch Betriebsamkeit und Kunstfleiß zu einem Wohlstand, der sie in den Stand setzte, die Freiheit zu erkaufen, bald zu erzwingen. Sie blieben dabei nicht stehen, sondern begannen kleine Staaten im großen Staate zu bilden; ja, die meisten durften es wagen, Niemand als Kaiser und Reich über sich anzuerkennen. Starke hohe Mauern, der damaligen Kriegskunst undurchdringliche Bollwerke, bewahrten, nebst der Tapferkeit der Bürger, der Städte Freiheit und schieden sie von den Tyrannen des Landes; wohlgeordnete bürgerliche Verfassung sicherte Ruhe und Wohlfahrt im Innern, während Handel und Gewerbe diese Anstalten durch Anhäufung gediegenen Reichthums begründeten. Selbst viele vom Adel lockte der Wohlstand der Städte und die Bequemlichkeit, die sie darboten, sich darin niederzulassen, ja sie geizten darnach, in diesem Gemeinwesen obrigkeitliche Ämter zu bekleiden, und bald rissen sie, des Befehlens gewohnt, diese in vielen Städten allein an sich. So rief der Geist der Vereinzelung und des stolzen Selbstvertrauens seinen Gegensatz hervor, das System der Verbindungen und Gemeinwesen, die monarchische Richtung der neuern Zeit veranlaßte selbst das kräftige Aufleben des alten Republikanismus, mit dem es lange gekämpft hat, ehe es ihn überwältigen konnte. Je loser in einem Lande die Staatsverbindung war, und je unerträglicher folglich der Übermuth der Großen, zu desto größerm Flor, zu desto ansehnlicherer Macht sehen wir dessen Städte emporgedeihen, wie

denn in Deutschland und Italien diese Republiken selbst dem Kaiser furchtbar wurden. In Aragonien war der dritte Stand schon im 12. Jahrh. völlig ausgebildet, in England erzwangen die Städte, mit den Baronen verbunden, schon 1215 die Magna Charta, und in Frankreich hoben sie sich dadurch, daß Ludwig der Dicke und seine Nachfolger, besonders, 200 J. nach ihm, Philipp der Schöne, ihrer Politik gemäß fanden, sie gegen die Großen in Schutz zu nehmen und sich durch sie gegen diese zu stärken. Aber nie gelangten die Städte dieser Länder zu der Macht der deutschen und italienischen. Was einzelne Städte nicht vermochten, ward durch Verbindungen mehrer bewirkt, dergleichen in Italien der lombardische Bund, in Deutschland der hanseatische, rheinische und schwäbische (s. Italien, Hanse und Landfrieden) als große furchtbare Mächte auftraten. Unter dem Schutze solcher Macht und hinter der Friedigung städtischer Mauern hatten alle Künste und Gewerbe und jede Art der Bildung des Geistes ein fröhliches Gedeihen, sodaß zu jedwedem Schatze der Cultur, den die neuere Zeit den ihrigen nennt, das städtische Wesen den Grund gelegt hat. Die wichtigsten Erfindungen, die wir jetzt so hoch schätzen, rühren am meisten von Bürgern jener kleinen Freistaaten her, oder sind doch durch den Gewerbs- und Handelsgeist derselben veranlaßt. Mit Verfassungen, denen des Alterthums ähnlich, schien auch dessen Geist wieder aufgelebt; alle Tugenden und alle Laster Athens und Spartas und Roms findet man besonders in den Freistaaten Italiens wieder, wo auch das Klima dem der anderthalbtausend Jahre früher untergegangenen gleich war; dieselbe Vaterlandsliebe, Strenge der Sitten und Tapferkeit, die nämlichen, nur noch heftigern Parteikämpfe, Regierungsveränderungen und ehrgeizigen Ränke, eben die, nur anders gestaltete Liebe zu Künsten und Wissenschaften. Aber auch die Gemeinheiten blieben selbst im Innern von dem Einflusse des trotzigen Zeitgeistes, dem sie entgegenstrebten, nicht frei. Die überwiegende Macht Einzelner, allen Freistaaten so gefährlich, wurde durch diesen Geist doppelt furchtbar und nöthigte die schwächern Bürger in derselben Noth, die ihrer Vaterstadt die Entstehung gegeben, zu demselben Auskunftsmittel: sie verbanden sich zusammen zu Bewahrung ihrer Rechte. Dergleichen Gesellschaften, die gewöhnlich von Leuten eines Gewerbes eingegangen wurden und neben der Sicherheit nach Außen auch Erhaltung der innern Ordnung in jener regellosen unbändigen Zeit zum zweiten Hauptzweck hatten, nannte man Gilden oder Zünfte (arti), und sie wurden durch Zunftmeister vertreten. Die strengste Verfassung schien damals zu Erreichung jener Zwecke nothwendig. Nur durch Aushalten gewisser Lehrjahre und Fortrücken durch gewisse Grade konnte man Zunftglied werden; doch erkauften später für Geld auch Andre die Aufnahme in eine Zunft, deren Handierung sie weder kannten noch ausübten. Denn die Zünfte wurden im 14. Jahrh. so stark und mächtig, daß sie die Stadtregierungen, die bis dahin eingewanderte Adelige fast allein in Händen gehabt, fast überall ausschließlich ansichrissen und den Adel lehrten, wie es ihm, der zum Flor der Städte durch Gewerbfleiß keineswegs beitrug, auch nicht zieme, sie zu beherrschen. Der Adel, soweit er nach diesen Umwälzungen in den Städten blieb, wahrte sich ebenfalls durch Zusammentreten in nähere Verbindung (Geschlechtergesellschaften), und der Landadel bildete große Bündnisse gegen die Macht der Städte. (S. Landfrieden.) Überhaupt wurde das Gildenwesen, das den Bessern das einzige Gegenmittel gegen die Unordnung der Zeit schien, so allgemein, daß man fast nirgends Menschen von gleicher Bestimmung und Lebensart antraf, die nicht auch sich enger verbunden und gewisse Gesetze und Ordnungen unter sich beliebt hätten. Selbst die Wissenschaften mußten in der Universitätsverfassung, in dem Durchlaufen akademischer Grade, diesem Geiste huldigen, und selbst die freien Künste legten sich im spätern Mittelalter den Zunftzwang an (s. Meistersänger), wodurch denn freilich Wissenschaften wie

Künste hinter der Vollkommenheit, die das freie Leben der Städte ihnen zu verbürgen schien, weit zurückblieben; denn Nichts ist ihnen hinderlicher als jene Pedanterie, jene Bann- und Zwangsrechte, jene abgöttische Verehrung des Herkommens, die der Gildenzwang mitsichführt. Ebenso hatte auch die merkwürdigste Anstalt jenes Zeitalters, die charakteristische Blüthe seines ganzen Wesens, die Ritterschaft, alle Eigenheiten zünftiger Verfassung. Der Krieg war das Gewerbe des Adels. Wer aus ihm nicht Ritter war, durfte nicht eine Lanze führen und Reiterei befehligen, und nur jahrelanger Kriegsdienst als Knecht oder Knappe gab auch dem Höchstgeborenen auf den Ritterschlag Anspruch. Aber Knecht, Ritter und Bannherr waren erfüllt von demselben Geiste der Ehre, des Stolzes, der Liebe und der Andacht. Wie sehr die Ehre dem kraftstolzen Germanen das Höchste war, so waren jene feurigen Menschen doch auch nicht weniger durchdrungen von liebevoller Hingebung an die Religion und von gleichsam religiöser Liebe und Ehrfurcht für die Frauen. Jene ergreift, besonders in der Gestalt, die sie damals, dem Zeitalter sich anschmiegend, gewann, mächtig jedes schwärmerische Gemüth, und die Frauen hochzuachten war uralte germanische Sitte. Wie konnte also jene Kriegerkaste der Edeln anders als Arm und Schwert Gott, der Ehre und den Frauen widmen und in den Zeiten der Waffenruhe, neben herzlicher Frömmigkeit und kriegerischen Übungen, jene edle Sitte üben, die man, als von der Tapferkeit unzertrennlich, mit gleichbedeutendem Namen Chevalerie genannt hat? (S. Ritterwesen.) Die Begeisterung des Mittelalters für die Religion zeigte in ihren Wirkungen Dinge, deren Möglichkeit unsere Kühle kaum begreifen kann. Hier sehen wir Hunderte von Jünglinge und Jungfrauen in der kräftigsten Lebensblüthe in finstere Mauern sich einschließen, oder in wilde Einöden sich zurückziehen, um ihre Lebenszeit mit Beten und Kasteiungen zuzubringen; wir sehen jährlich Tausende barfuß und fastend viele hundert Meilen weit über Land und Meer pilgern, um an dem Grabe des Herrn ihm betend zu dienen; wir sehen von Menschenalter zu Menschenalter Hunderttausende mit Kreuz und Schwert ebendahin wallen, um mit Todesgefahr jene heilige Stätte von den sie verunreinigenden Ungläubigen zu befreien. Ausnehmend geeignet war diese schwärmerische Hingebung der Gemüther, die rohe Kraft jener Zeit zu mildern; aber eigennützige Menschen wußten sie auch zu selbstsüchtigen Zwecken trefflich zu benutzen. Der Gewissenszwang und die Ketzer- und Judenmordungen, der üppige Glanz des päpstl. Hofes und die ganze weltumklammernde Maschine der Hierarchie wurden die traurigen Früchte dieses Mißbrauches. Dem weltlichen Arm gegenüber, dem das Lehnswesen, das Heer der Vasallen, allein Festigkeit und Beweglichkeit verlieh, bildete der Papst aus Erzbischöfen, Bischöfen und Pfarrern, noch mehr aber aus Ordensgeneralen, Provinzialen, Äbten und Mönchen ein ungeheures Heer, unüberwindlich durch seine Macht über die Gewissen und durch die geistlichen Waffen, die ihm und seinem Haupte zu Gebote standen. Nach Aller Glauben im Besitz der Gewalt, für diese und jene Welt glücklich und unglücklich zu machen, auf Ewigkeit zu binden und zu lösen, beherrschte der Papst unumschränkt die Gemüther der Christen. Alle Könige der Abendländer erkannten ihn für den lebendigen Statthalter Christi; viele waren ihm lehnspflichtig, viele zinsbar, fast alle gehorsam und unterthänig, oder in kurzer Frist unglückliche Opfer des nichtigen Kampfs gegen die Überlegenheit. In einer Zeit, wo man in den wenigsten Ländern daran dachte, die Fürsten durch Staatsgrundgesetze zu binden, wo sie, nach dem Geiste der Zeit, Alles wagten, was sie vermochten, war es unschätzbarer Gewinn, daß der Papst Jahrhunderte lang allein mit den Völkern gegen ihre Anmaßungen stand; aber die Üppigkeit, Grausamkeit, Herrschgier und Verfinsterungssucht der Geistlichkeit, vom Papste hinab bis zum untersten Bettelmönch, blieb ein Fluch und Schandfleck des sonst an herrlichen Erscheinungen so reichen Mittelalters. Vergeblich strebten

durch Erinnerung an die Einfachheit und Reinigkeit der alten Kirche Begeisterte, wie Arnold von Brescia und die Waldenser, Wikleff und Huß und seine Anhänger, die Hierarchie zu stürzen; sie fanden bei Zeitgenossen, der Übermacht der Kirche zu gewohnt und zur Geistesfreiheit noch nicht reif, wenig Gehör und größtentheils in ihrem edeln Streben schmählichen Untergang. Neuen Feinden wußte die Hierarchie neue Bollwerke entgegenzusetzen; Bettelorden und Inquisition mußten das aufdämmernde Licht des 13. Jahrh. verhindern, in ihr Reich der Finsterniß zu dringen; Bannstrahlen und Interdicte erhielten die Christenheit in Furcht und Zittern; bis endlich, als die Zeichen der Zeit allgemeine Verbreitung freien Nachdenkens in den Wissenschaften, eine verständigere Ordnung in den Monarchien und Abkühlung der religiösen Schwärmerei schon verkündeten, daß das Mittelalter zum Ende sich neige, Luther die Mündigsprechung Europas feierlich vollzog. Jene Zeit voll Kämpfe und Thaten, Stolz und Freiheit, Hingebung und Liebe, Begeisterung und Andacht mußte eine poetische Zeit sein; jene Menschen, die Alles, was sie begannen, mit so ganzer Kraft, mit so kindlicher Unbefangenheit trieben, mußten der Dichtkunst fähiger sein als irgend welche vor oder nach ihnen. Namentlich wurden die Ritter durch ihr zwischen Krieg und Liebe, festlicher Pracht und religiösen Übungen getheiltes Leben auf poetische Lebensansichten geleitet. Daher sehen wir vom 12. Jahrh. an zuerst unter den Rittern Dichter auftreten. Im südlichen Frankreich, wo das Ritterwesen sich zuerst ausbildete, zeigten sich die ersten Funken der neuern Poesie; die provençalischen Troubadours, die meist an dem Hofe der Berengare zu Toulouse sangen, sind ihre Väter. Bald sangen ihnen die franz. Trouvères (ménétriers) und die deutschen Minnesinger (s. d.) in ihren Muttersprachen nach, die Italiener anfangs, aus Mißtrauen gegen ihre lingua volgare, in der provençalischen, und die Engländer, aus gleichem Grunde, in der franz. Sprache. Aber bald bildeten auch bei diesen die Minstrels eine Nationalpoesie, und die Italiener gewannen etwas später, seit der große Dante die toscanische Mundart zu Ehren gebracht, durch weitere Ausbildung derselben einen hohen poetischen Ruhm. In Spanien war die catalonische Poesie eins mit der provençalischen, die castilische aber und die portugiesische mehr von den Arabern entlehnt. Neben der lyrischen Poesie bildete sich auch die epische schön und groß in Kraft und Umfang aus. Das Ahnungsvolle, das Geheimnißvolle, wovon sie durchdrungen ist, berechtigt uns, diese Epik unter dem Namen der Romantik (s. Romantisch) von der alten zu unterscheiden. Die episch romantischen Dichtungen des Mittelalters bewegen sich hauptsächlich in 3 Fabelkreisen. Nur Italien blieb ihnen fremd; denn diesem galt für Alles sein großer Dante, der hoch über und weit außer allem Diesen steht, so sehr auch seine Richtung auf Liebe und Andacht dem Charakter jener Zeit entspricht. Der erste und echt deutsche unter jenen Fabelkreisen ist der der Nibelungen, und was von Siegfried, Etzel, Dietrich von Bern, Otnit, Hug- und Wolfdietrich und andern Helden aus den Zeiten der Völkerwanderung dazu gehört. Diesem zunächst stehen die gleich alten Fabeln vom britischen König Artus, seiner Tafelrunde und dem heiligen Graal, die nach alten britischen oder kymrischen Sagen in Frankreich besungen und von deutschen Dichtern nachgesungen wurden, und wohin Titurel, Parzival, Tristan, Iwain, Lohengrin, Gawain, Daniel von Blumenthal, der Zauberer Merlin u. A. gehören. Zu diesen beiden kam noch der dritte, ursprünglich franz. Fabelkreis von Karl d. Gr. und seinen Pairs, von Roland, dem Zauberer Malegys, den 4 Haymonskindern. Den Spaniern eigenthümlich und zu keinem dieser 3 Kreise gehörig ist der Roman von Amadis von Gallien. (Vgl. Ritterwesen.) Außer diesen Stoffen verarbeitete die poetische Lust des Mittelalters auch historische Begebenheiten der ältern und neuern Zeit, besonders Alexanders d. Gr. Thaten und die Kreuzzüge, auch biblische Geschichten und so-

gar die Stoffe der ältern Epopöen Homer's und Virgil's zu neuen Dichterwerken von freilich nicht gleichem Werth. Aber, mochte es an politischen Ursachen, oder, wie wir glauben, an dem Verfall der Ritterschaft, der Pflegerin dieser Poesie, und überhaupt an dem zunehmenden Schwinden der Kindheit vor dem herannahenden Mannesalter liegen, die letzten Jahrhunderte des Mittelalters waren der Poesie im höchsten Grade ungünstig. Die Gesänge verstummten in Deutschland, Frankreich und Spanien schon vom 14. Jahrh. an fast ganz; nur Italien hatte nun erst seinen Petrarca und Boccaccio, England seinen Chaucer. Wenn in jenen 3 unendlich reichhaltigen Kreisen keine Fabel gewesen war, die im 13. Jahrh. nicht von Mehren um die Wette bearbeitet worden wäre; wenn die Manesse'sche Sammlung allein von 136 Dichtern dieses Jahrh. über 1400 Minnelieder enthält, so stand dagegen seit dem 14. unter den Rittern fast gar kein einziger Dichter mehr auf; die epischen Dichtungen der Alten wurden über prosaische Romane, in denen man ihre Fabeln verwässert hatte, vergessen, und die Lyrik fiel in Frankreich und Deutschland in die plumpen Hände der **Meistersänger** (s. d.), die durch Regelzwang und zünftige Strenge ein Scheinleben derselben zu erhalten sich bemühten. So blieb es auch im 15. Jahrh., das gleichsam nur den großen Weltbegebenheiten, die sich vorbereiteten, aufhorchend und den Kämpfen, die ihnen vorhergingen, sowie der kalten Überlegung, die sie erzeugte, hingegeben, fern war von der fröhlich unbefangenen Selbstbetrachtung und Umschauung poetischer Zeiten. Erst am Ende des Mittelalters, als der frühere Dichtergeist nur noch in der Erinnerung lebte, rief Ariosto die Fabeln von den Pairs des großen Karl aus der Sphäre der Kindermärchen wieder in die Dichtkunst, und Spanien und England erhielten jetzt erst in Cervantes und Shakspeare neue Nationalpoesie. Welcher Unterschied aber zwischen diesen schöpferischen, ihre Stoffe beherrschenden Geistern, welche die ganze Seele in ihre Dichtungen ausströmten, sodaß man nicht weiß, ob man mehr das Gemüth, in dem sie gefühlt, die Phantasie, in der sie gebildet, oder den Verstand, in dem sie geordnet sind, bewundern soll, und deren humoristische, oft ironische Nebentendenz die Söhne der neuern Zeit sogleich verkündet und zwischen jenen kindlichen Sängern des Mittelalters, welche die Welt nahmen, wie sie war und, mehr Organe der Volkspoesie als selbständige Dichter, treuherzig aus voller Brust ertönen ließen, was der Verstand dem Gemüthe unwillkürlich folgsam nachsprach! Unter den bildenden Künsten des Mittelalters zeichnet sich besonders die Baukunst aus durch völlige Eigenthümlichkeit. Wenn in den herrlichsten Bauwerken des Alterthums die Form des ersten rohen Wohnhauses und somit die Entstehung aus dem Bedürfniß unverkennbar ist, wenn sie nur als eine Befriedigung des letztern unter schöner gefälliger Form erscheinen und Nichts sein wollen als eben schöne Gebäude: so liegt dagegen das Wesen der gothischen oder mittelalterlichen Baukunst (s. **Baukunst**) in einer tiefen großen Idee, die sie wahrhaft darstellt und symbolisirt. Die tiefere Idee, die in der architektonischen Vereinigung der Erhabenheit großer Massen und der sorgsamsten Zierlichkeit im Einzelnen sich deutlich ausspricht, war die Darstellung des Weltalls selbst. Die andern Künste, die erst im 14. und 15. Jahrh. aus Griechenland ins Abendland kamen, sah das Mittelalter in ihrem schönen Aufblühen am Niederrhein und in Italien. (S. **Deutsche Malerei** und **Italienische Kunst**.) Die schwächste Seite des Mittelalters ist die wissenschaftliche. So wollte es aber der jugendliche Geist jener Zeit; denn jene einzig auf Thaten gerichtete Menschen taugten schlecht zum sitzenden Leben, zum anhaltenden Studium. Die Bemühungen, die Karl d. Gr. der Beförderung wissenschaftlichen Strebens und der Volksbildung widmete, wirkten kaum seine Lebenszeit hindurch; denn sie waren nicht an der Zeit. Mehre Jahrhunderte lang nach ihm fiel es dem germanischen Mann nicht ein, daß über die Kunde, seine Lanze zu führen und sein Roß zu leiten, ir-

gend eine Kenntniß ihm noch frommen könne. Diese Barbarei ging soweit, daß die meisten Laien, die Vornehmsten nicht ausgenommen, kaum lesen oder schreiben konnten. Wer dieses gelernt, galt für einen bedeutenden Gelehrten, und wer, zu seltener Ausnahme, mehre Kenntnisse, besonders etwa in der Mathematik und Naturkunde, sich erworben, der lief Gefahr als Zauberer und Hexenmeister verbrannt zu werden. Die Mönche allein wurden durch Einsamkeit und Langweile, sowie durch das Bedürfniß einiger Kunde der lat. Sprache, welches der römische Ritus mitsichbrachte, zu einer Art von wissenschaftlicher Beschäftigung getrieben, zu der sie in Dom- und Klosterschulen angeleitet wurden. Aber ihre literarischen Arbeiten beschränkten sich auf das Abschreiben alter Schriftsteller, doch mehr noch der Kirchenväter, und ihre Hervorbringungen auf meist magere gedankenlose Chroniken damaliger Ereignisse. Gleichwol sind wir ihnen Dank schuldig. Durch ihren Fleiß sind die kostbaren Überreste des Alterthums, Materialien und Anregungen zu neuer Bildung, wenigstens größtentheils uns erhalten worden, und aus ihren Jahrbüchern schöpfen wir die einzige Kunde von den Begebenheiten und Sitten damaliger Zeit. Übrigens brachte die allen Völkern des Abendlandes gemeinsame lateinische Literatur nicht bloß in der Kirche, sondern auch in der Gelehrsamkeit, im wissenschaftlichen Unterrichte und in den Staatsgeschäften eine gewisse Übereinstimmung des öffentlichen Lebens hervor, welche auf Verkehr und Bildung vielfach einwirkte. Das Morgenland hat in dem Sinne wie Europa kein Mittelalter; doch machte daselbst der Islam und die arabische Literatur (s. d.) Epoche. Ebenso kennt das griech. Kaiserthum, die schwache langweilige Fortsetzung des römischen, kein Mittelalter; denn matte Greise können sich nicht verjüngern. Daher ist die todte Wissenschaft der dortigen Gelehrten der gegenwärtigen Betrachtung so lange fremd, bis sie, auf den edeln Stamm des Abendlandes gepfropft, neue herrliche Früchte trägt. Wie aber der Gang des Weltgeistes keine entschiedene Einseitigkeit lange erträgt, so ward im 11. Jahrh. auch in Europa das Bedürfniß zu denken wieder gefühlt, der Geschmack an den Wissenschaften hier und da, zum Theil von den Klöstern aus, meist aber später durch den Gewerbfleiß des Bürgerstandes wieder erweckt, und die Studien erhielten in der Folge durch Heinrich II. von England, die Hohenstaufen, Ludwig den Heiligen, die Alfonsos und andre geistreiche Fürsten Aufmunterung. Von dieser Zeit, von Lanfrank, Abälard, Johann von Salisbury u. A. m., fehlte es das ganze Mittelalter hindurch nicht an einzelnen ausgezeichneten Männern, in denen die Kälte ihrer Zeitgenossen gegen die Wissenschaften den Feuereifer für dieselben nur verstärkte. Indeß fühlte man das Bedürfniß, die Glaubens- und Kirchenlehre gegen Ungläubige und Ketzer zu vertheidigen und zu beweisen. Dies führte auf die Schärfung des Geistes durch Dialektik; hierdurch bildete sich kirchliche Dogmatik oder Theologie, aus welcher sich nachher die Philosophie entwickelte. Wie in der scholastischen Theologie die Kirchenlehre als Autorität früherhin angesehen wurde, so gewann das römische Gesetzbuch im Gebiete des Rechts bald eine ähnliche Autorität, sodaß die Rechtsgelehrten damaliger Zeit nicht müde wurden, es zu studiren, auswendig zu lernen und es mit Glossen und Erläuterungen zu versehen. Ebenso machten es die Philosophen mit dem scharfsinnigen Aristoteles, für den das Mittelalter, obgleich es ihn nur aus arabischen Übertragungen oder vielmehr Umschmelzungen kannte, eine unbegrenzte Verehrung hatte. Das Schlimmste aber und das eigentliche Hinderniß weiterer Fortschritte war, daß man über jene Commentare, Glossen und Compendien die Quellen selbst vernachlässigte. Als aus den Vereinigungen der Gelehrten an einem Orte sich die Universitäten bildeten, trugen sie, wie in der erwähnten, dem Flor der Wissenschaften so hinderlichen, zünftigen Form, auch in dieser ausschließend dialektischen Richtung ganz das Gepräge ihrer Zeit. Nur Jurisprudenz, Theologie und was man Phi-

losophie nannte, oder besser, die Kunst, über alles Dieses spitzfindig zu disputiren, wurde gelehrt und besonders seit der Mitte des 12. Jahrh. verhallten diese, im vorigen durch ernstliches Quellenstudium auf bessere Wege gebrachten Wissenschaften ganz in das leere Schellengeläute scholastischer Sophisterei. Die Arzneikunde wurde in jener Zeit nur von einigen relativ verdienstvollen Arabern und den Salernitanern, die von ihnen gelernt, auf eine etwas bedeutende Weise getrieben; sonst war sie eine Sklavin der Astrologie und ein Gegenstand der Speculation so scham= als kenntnißloser Betrüger, größtentheils jüdischer Nation. Die Philologie hatte zu Lanfrank's und Abälard's Zeiten eine glückliche Periode, ward aber im 11. und 12. Jahrh. wieder ganz vergessen. Ungeachtet dieser unfruchtbaren Behandlung der Wissenschaften standen die Gelehrten damals in hoher Achtung, und der höchste akademische Grad ward der Ritterwürde gleichgeschätzt. Die Universitäten ihrerseits zeigten sich solcher Ehre würdig durch Stolz und Unabhängigkeitsgeist gegen Päpste und Fürsten. Bei aller Werthlosigkeit hatte die Disputirsucht jener Zeit doch das Verdienst, unter dem Vorwand der Kathederfreiheit, den Vortrag und das Behaupten von Wahrheiten, welche die wachsame Hierarchie scheuen mußte, möglich zu machen, und sie ist durch Luther's in Wittenberg angeschlagene Sätze eine unbedeutende Veranlassung und Bedingung der Kirchenverbesserung und somit des neuern Lichts in der Gelehrsamkeit geworden. Doch hat nicht, wie Manche zu glauben geneigt sind, die Reformation allein zu einem höhern wissenschaftlichen Streben und zur Freiheit im Denken das Zeichen gegeben; sie selbst ward vielmehr aus diesem Streben und dieser Freiheit erzeugt, die schon einige Menschenalter früher aufgewacht, durch die aus Konstantinopel geflüchteten Griechen und die Buchdruckerkunst, durch die guten Köpfe und wissenschaftliebenden Großen Italiens meist ausgebildet, und selbst in Deutschland in der Brüderschaft von Deventer, in Weßel, Erasmus, Celtes, Reuchlin u. A. herrlich erschienen waren. Aber mit dieser Männer Erscheinung, mit dem Aufgang der glänzenden Sonne neuer Aufklärung ging das romantische Zwielicht des Mittelalters zu Ende. Dies die Hauptcharakterzüge jener Zeit, die ein neuerer Geschichtschreiber treffend genug die Zeit verkannter Verdienste genannt hat. Wir geben kürzlich noch die Hauptepochen der Geschichte des Mittelalters, das Ausführlichere den einzelnen Staaten gewidmeten Artikeln überlassend. Auf die Bildung der einzelnen germanischen Staaten, zunächst nach der Völkerwanderung, folgt nach einigen Jahrhunderten die Universalmonarchie Karl des Großen. Sie hatte kurzen Bestand, aber es blieb von ihr übrig die Idee der Einheit der ganzen Christenheit unter einem geistlichen Oberhaupt und unter der weltlichen Schutzherrschaft des neu erweckten römischen Kaiserthums: eine Idee, die das ganze Mittelalter hindurch mächtig gewirkt hat. Neue Gestaltungen der europäischen Staaten nach dem Fall der Carolinger, Verheerungszüge neuer Barbaren, der Sarazenen im Süden, der Normänner im Norden und Westen, der Ungarn im Osten, deren aller die germanische Kraft endlich Meister wird. Colonien der Normänner in Frankreich, Italien und England. Von diesen romantischen Abenteurern vornehmlich geht der Rittergeist aus, der ganz Europa durchdringt. Das Christenthum dringt in die slavischen Länder. Kämpfe zwischen dem geistlichen und weltlichen Arm zerrütten die Christenheit. Die Idee ihrer Einheit, sowie des Ritterthums wird verherrlicht in den Kreuzzügen, deren Gelingen jene Zwietracht vereitelt. Entstehung der Städte, des dritten Standes. Orientalischer Handel über Italien in den Abend und durch die Hanse in den Norden. Verderbniß der Geistlichkeit in 2 Epochen, nach Karl dem Gr. und nach Gregor VII. (nicht durch beide). Bettelorden und Inquisition. Verfall des kaiserl. Ansehens in Deutschland und Italien; Zerrüttung dieser Länder durch das Faustrecht; desto mehr Festigkeit gewinnen andre Reiche; Aufblühen neuer Kunst und Wissen-

schaft; Universitäten. Die Päpste durch ihre Abhängigkeit von Frankreich und das große Schisma erniedrigt. Concilien zu Konstanz und Basel. Untergang des griech. Kaiserthums, daher einerseits Bedrohung des Abendlandes durch die Türken, andrerseits Verbreitung byzantinischer Gelehrsamkeit. Buchdruckerkunst, Entdeckung der neuen Welt und des Seewegs nach Ostindien, Reformation. Außer Rühs's „Handb. der Geschichte des Mittelalters" (Berlin 1818) vgl. Rehm's „Handb. der Gesch. des Mittelalters" (Marb. 1821fg, 2 Bde.) und ferner Henry Hallam's „Geschichtl. Darstellung des Zustandes von Europa im Mittelalter", aus d. Engl. von Halem (Lpz. 1820, 2 Bde.), und Berington's „Literary history of the middle ages etc." (London 1814). Über das Mittelalter Italiens s. Sismondi's „Hist. des républiques italiennes etc." (3. Aufl., Paris 1825, 16 Bde.). HL.

Mittelamerika. Die Republik der Vereinigten Staaten von Mittelamerika entstand ohne Blutvergießen, als sich die Conföderation von Guatemala, San-Salvador u. s. w. den 21. Sept. 1821 für unabhängig von Spanien erklärte und am 10. Jul. 1823 von dem mexicanischen Bundesstaate (s. Mexico) trennte, worauf sie sich als unabhängiger Bundesstaat eine der nordamerikanischen ähnliche Verfassung gab. Schon am 15. Sept. 1821 errichtete Guatemala eine provisorische Regierung. Die Unabhängigkeitserklärung der Republik ist vom 1. Jul. 1823 datirt. Ihr politisches und Handelsinteresse ist gänzlich verschieden von den Interessen der Republiken Mexico und Colombia, zwischen welchen beiden in der Mitte sie auf den hohen Tropenländern der Anden (8° 46′ — 17° 51′ N. B.) an dem atlantischen und an dem Australocean liegt. In jenen fallen 12, in diesen 11 schiffbare Flüsse. Sie begreift 5 Provinzen: Guatemala, welche den Hauptbestandtheil bildet, Nicaragua, Honduras, San-Salvador und Costarica, zusammen 9600 □M., mit 1,100,000 Bew. in 12 Städten, 21 Villas und über 700 Dörf., ohne die Orte der freien Volksstämme. Die Regierung besteht aus einem Präsidenten, einem Senate und der Kammer der Repräsentanten. Die kathol. Religion ist die herrschende, und jeder andre Cultus verboten. Die Sklaverei ist aufgehoben. Die Republik von Mittelamerika ist bereits anerkannt von den Verein. Staaten Nordamerikas und von Mexico. In Rücksicht des Handels befolgt man in Guatemala weit liberalere Grundsätze als in den übrigen jungen Freistaaten. Die europäischen Spanier und alle Ausländer haben gleiche Rechte mit den Eingeborenen. Engländer und Nordamerikaner durchstreifen diese reiche Republik, wo große Gold- und Silberschätze in den Händen der Handwerksbesitzer sind, und machen wichtige Anlagen. Am stillen Weltmeere wird eine neue Stadt, Puerto-Libertad, gebaut, welche der Seehafen von Guatemala werden soll. Die Flagge der Union von Mittelamerika besteht aus 3 verschiedenfarbigen Streifen mit 3 Vulkanen (welche die 3 größten Provinzen, Guatemala, Nicaragua und Comayagua, bezeichnen) unter einem Regenbogen und der Aufschrift: Gott, Einigkeit, Freiheit. Die Eink. betragen 1½ Mill. Gulden. — Die Hauptst. Guatemala und das Land, welches Cortez durch Christoval de Olid 1523 und durch Alvarado 1524 in Besitz nehmen ließ, haben den Namen von dem Aztekenworte Guanhtemali, faules Holz, der inländischen Bezeichnung des Campecheholzes. Cortez legte die Städte Guatemala und San-Salvador an. Keine Colonie hat Spanien weniger Blut gekostet als das Vicekönigreich Guatemala; aber in keiner hatte es auch einen so edeln Missionnair, als Las-Casas war. Der Boden ist vulkanisch und üppig fruchtbar. Er erzeugt den besten Indigo, jährl. 5 Mill. Guld. Ausfuhr. Für den künftigen Welthandel kann der See Nicaragua, der 160 □M. im Spiegel hat, wichtig werden, weil er durch den schiffbaren S.-Juan mit dem atlantischen Ocean zusammenhängt, und der beschlossene Canal zur Verbindung dieses Meeres mit dem Australocean durch ihn sein Wasser

erhalten soll. An seinen Ufern liegen mehre Vulkane. Die alte Bevölkerung des Landes hat sehr abgenommen. Merkwürdig sind die Ruinen von Huehuetlapallan (s. d.). Die bekehrten Indianer heißen Ladiños, die übrigen Barbaros oder Bravos. Zwei Landstriche (Taguzgalpa und Tolagalpa), die zu der Union gehören und von den Europäern nie unterworfen waren, sind von den unabhängigen Moscos oder Mosquitos und a. Stämmen bewohnt. Die nach ihnen benannte Mosquitoküste bis zum Vorgebirge Gracias a Dios hat der Congreß von Colombia 1824 für einen Bestandtheil des Gebiets von Colombia erklärt. Ein Theil jener Küste, die Landschaft Poyais (s. d.), mit der Hauptst. gl. N., hatte der schottische Abenteurer Mac-Gregor zu einem besondern Staate erhoben. Guatemala hat ein Eingeborener, Domingo Juarros, genau beschrieben, ins Engl. übers. („Statistical and commercial history of Guatem.") von Baily (Lond. 1823). Vgl. D. Francia de Fuente's „Gesch. von Guatemala vor und nach der spanischen Eroberung". 20.

Mittelländisches Meer, so genannt von seiner Lage zwischen Europa, Asien und Afrika. Es ist ein Theil des atlantischen Oceans und hängt gegen Westen durch die 7 Meilen lange und 2 M. breite Meerenge von Gibraltar mit demselben zusammen. In der Mitte dieser Meerenge bemerkt man einen starken Strom aus dem Ocean in das mittelländ. Meer, und an jeder Seite einen andern, auch einen in der Tiefe, welche längs der Küste in entgegengesetzter Richtung aus dem mittelländ. Meere in den Ocean fließen. Da aber diese Seitenströme weit schwächer sind als der mittlere Strom und kaum das durch diesen empfangene Wasser wieder zurückschicken können, da das mittelländ. Meer noch außerdem eine ungeheure Menge Wasser durch die vielen großen (Ebro, Rhone, Po, Donau, Dnister, Dnieper, Don, Kuban und Nil) und kleinen Flüsse empfängt, die sich in dasselbe ergießen, so macht es große Schwierigkeit zu erklären, wo diese Menge Wasser bleibe, da das Meer keine Zunahme leidet, auch, wenn es merklich höher würde, sich mit Macht in den Ocean ergießen müßte, um das Gleichgewicht herzustellen. Die wahrscheinlichste Meinung ist, daß es sich seines Überflusses durch eine ungewöhnlich starke Ausdünstung entledige, die, wie man glaubt, durch einen unter dem Boden dieses Meeres befindlichen großen Feuerherd verursacht wird; und daß ein solcher vorhanden sei, scheinen die vielen vulkanischen Ausbrüche in demselben und um dasselbe hinlänglich zu beweisen. Theile des mittelländ. Meeres sind: das etrurische Meer, das adriatische Meer, der syrtische Busen, das ägeische oder griech. Meer (Archipelagus), die Meerenge der Dardanellen oder der Hellespont, das Meer von Marmora oder die Propontis, die Straße von Konstantinopel oder der Bosporus, das schwarze Meer, das asowsche oder das faule Meer. Die Größe des mittelländ. Meeres schätzt man auf 40,000 □M. Es hat vermöge seiner natürlichen Lage veränderliche Winde und eine schwache Ebbe und Flut. S. Steel's „Chart of the Mediterranean" (London 1823; auch lithogr. in Hamburg von W. Bevers in Tonnies's „Gesch. der Barbaresken", der auch die Hindernisse des norddeutschen Handels im mittelländ. Meere von Seiten der Barbaresken zeigt).

Mittelsalze, s. **Neutralsalze**.

Mittelstimmen, in der Tonkunst diejenigen **Stimmen** (s. d.), welche zwischen dem Grundbaß und der melodieführenden Stimme liegen und so die Harmonie gleichsam ausfüllen; beim mehrstimmigen Gesange sind es gewöhnlich der Alt oder zweite Sopran und der Tenor; in der Instrumentalmusik gewöhnlich die zweite Violine und die Viola 2c.

Mitteltinten oder **Mittelfarben**, s. **Mezzotinto** u. **Schatten**.

Mitternacht oder Mitternachtsgegend, in der Schiffersprache **Norden**. Nach dieser Gegend hin erblicken wir auf unserer Halbkugel die Gegend des Him-

mels, wo der Welt= oder Himmelspol, d. h. der Punkt ist, um welchen sich der ganze Himmel täglich zu drehen scheint. Mehre Sterne in dieser Gegend gehen daher gar nicht unter, z. B. die zum großen Bären gehörenden Sterne. — **Mitternacht** oder Mitternachtzeit ist der dem Mittage, von dem sie um 12 Stunden verschieden ist, gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe den tiefsten Stand unter dem Horizont eines Orts erreicht. Von diesem Augenblick an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung seinen Anfang. — **Mitternachtspunkt** ist der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin. Die Seefahrer nennen ihn Nordpunkt. Er ist einer von den 4 Cardinalpunkten.

Mitylene, s. Lesbos.

Mnemonik, Gedächtnißkunst, nennt man gewöhnlich die Kunst, der Kraft des Gedächtnisses durch besondere Methoden zu Hülfe zu kommen. So gibt es z. B. künstliche Methoden, sich der Orte, und andre, um sich der Zahlen leichter zu erinnern. Diese Methoden sind ferner nach der Wahl der Mittel, die man dabei anwendet, verschieden. So bedienen sich Einige der äußern Gegenstände (Topologie), welche am meisten in die Augen fallen, oder willkürlich entworfener Bilder (Symbolik), welchen sie die Gegenstände in einer gewissen Ordnung anknüpfen, Andre hingegen der Zahlen. Was das erstere dieser Mittel betrifft, so ist es z. B. für einen Redner, um alle Theile seiner Rede genau im Gedächtnisse zu behalten, allerdings zweckmäßig, wenn er vorher den Ort genau anschaut, wo er diese Rede halten soll, hier die auffallendsten physischen Gegenstände bemerkt und an den Anblick eines jeden derselben im Geiste einen Theil seiner Rede knüpft. Wollte er z. B. in seiner Rede im Vorbeigehen von der Wachsamkeit des Turenne sprechen, so nimmt er sich vor, daß einer der ihm gegenüberstehenden Pfeiler die Tugend dieses Feldherrn bedeuten soll; so wird ihm, wenn er die Rede hält, beim Anblick jenes Pfeilers, sowie jedes andern Gegenstandes, an welchen er einen Theil seiner Rede geknüpft hat, nach dem Gesetze der Ideenassociation jeder Gegenstand seiner Rede gegenwärtig sein. Was die Methoden betrifft, gewisse Zahlen im Gedächtnisse zu behalten, so gibt es deren mehre. Unter Andern hat man vorgeschlagen, gewisse Worte so zu bilden, daß sie, nach einer vorausbestimmten Bedeutung der Buchstaben als Zahlen, zugleich auch eine Zahl anzeigen. Die Umbildung der Worte geschieht gewöhnlich an ihren Endigungen, und der Nutzen dieser Methode ist vorzüglich bei der Geschichte sichtbar. Man entwirft z. B. folgendes Schema:

a	e	i	o	u	au	oi	ei	ou	y
1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
b	d	t	f	l	s	p	k	n	z

Will man nun z. B. seinem Gedächtniß einprägen, daß Julius Cäsar 46 Jahr v. Chr. die Oberherrschaft über Rom erlangt, so verändere man den Namen Julius in Julios. Da nun dies os der Endsylbe, nach vorstehendem Schema, die Zahl 46 gibt, so wird man sich bei dem Namen Julios zugleich auch immer an diese Hauptzahl erinnern. Will man nicht vergessen, daß Alexander d. Gr. seine Herrschaft im J. 331 v. Chr. stiftete, so sage man statt Alexander Alexita, indem dieses **ita** nach vorliegendem Schema die Zahl 331 gibt. So gibt Cyrus, verwandelt in Cyruts, auf dieselbe Weise das Stiftungsjahr seiner großen Monarchie. Alles dieses sind jedoch nur Specialmethoden, um das Gedächtniß für gewisse Gegenstände und in gewissen Fällen zu unterstützen. Andre haben versucht, eine Mnemonik von umfassenderer Art nach allgemeinen Grundsätzen zu bilden. Indessen hat noch kein Versuch dieser Art etwas Vorzügliches geleistet, und bis jetzt

haben alle Diejenigen, welche sich durch ein außerordentliches Gedächtniß ausgezeichnet haben, dieses bloß der Natur und Übung, nicht einer künstlichen Methode zu verdanken gehabt. Die wahre Methode ist individuell; ein Jeder entwirft sich dieselbe nach seinem Bedürfniß, und sie ist natürlich, insofern sie auf einer richtigen Ansicht von der Bestimmung und den Gesetzen der Gedächtnißthätigkeit beruht, Die Alten kannten die Mnemonik; sie soll, wie Einige behaupten, aus dem Orient zu den Griechen gekommen sein; Andre geben den griech. Dichter Simonides (s. d.) als ihren Erfinder an. Zu den Zeiten des Cicero war sie unter den Römern bekannt (vergl. Cic. „De orat.", II, 86 fg.; „Auct. ad Herenn.", III, 16 fg.; Quinctil. X, 1, 11 fg.); nach Quinctilian's Zeiten kam sie wieder in Verfall. An ihrer Statt kam unter den Scholastikern die tabellarische Methode auf. Konrad Celtes im 15. und Schenkel im 16. Jahrh. stellten die Mnemonik wieder her und bildeten sie aus. In den neuesten Zeiten haben sich verschiedene Gelehrte mit derselben beschäftigt. Die vorzüglichsten Werke darüber sind: „Mnemonik, oder die Gedächtnißkunst der Alten", von Kästner (Lpz. 1805); „Systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik", vom Freih. v. Aretin (Sulzbach 1810); „Mnemonik, oder prakt. Gedächtnißkunst rc. nach Feinaigle" (Frankf. a. M. 1811).

Mnemosyne, Tochter des Uranus und der Erde, eine Titanide. Sie ist, wie die Mythe erzählt, die Bildnerin des menschlichen Verstandes und besonders des Gedächtnisses (daher ihr Name), welche Geisteskraft vor Verbreitung der Schreibekunst vorzüglich wichtig war. Sie zeugte mit dem Jupiter in Pierien die 9 Musen (s. d.), indem sie 9 Nächte in seinen Armen ruhte.

Mnioch (Johann Jakob), geb. zu Elbing in Preußen 1765, starb als erster Directionsrath bei der k. preuß. Lotteriedirection zu Warschau den 22. Febr. 1804. Seine Originalität im Denken, Dichten und Handeln verdiente von einem seiner Jugendfreunde geschildert zu werden. Als Knabe hatte er den treuherzigen Einfall, da er s. Vater gedrückt und zurückgesetzt sah, ohne alle Kenntniß des Ceremoniels, sich an den König Friedrich mit der Anrede in Du zu wenden. Der König nahm die Bittschrift gnädig auf und gewährte Hülfe. Als Student in Jena ließ er s. Hymne auf Friedrich drucken und schickte sie dem König, frankirte aber das Paquet nicht. Friedrich dankte ihm schriftlich, setzte aber hinzu: „Wenn Ihr wieder an mich schreibt, so frankirt Eure Briefe". M. fragte auf der Post, was das Paquet gekostet habe, nahm dann ein Achtgroschenstück und schickte es dem König mit den Worten: „Sire, hier ist das Porto". M.'s frühere Gedichte tragen fast alle das Gepräge der Originalität. Wieland und Herder unterstützten ihn. Schlichtegroll, Faber u. A. waren seine Freunde. In Halle, wo er die Stelle eines Hofmeisters bei dem General v. Hagen und v. Thadden annahm, lebte er mit Fischer, Fülleborn, Gräter und Lafontaine. Da ward manch hochherziges Lied von ihm gesungen. Die glückliche Idee, mitten in dem Liede der Freude, durch einen heiligen Sprecher, wie vom Altare, auch ein Wort des Ernstes an das menschliche Herz reden zu lassen, ist wahrscheinlich von ihm. Sein Lied vom Grabe („Wir werden Alle Platz und Raum rc"), auf solche Art mit großsinnigen Sprüchen unterbrochen, ist in ganz Deutschland bekannt; ebenso vielleicht sein Maurerlied am Johannisfeste 1798. Als Declamator gelangen ihm am besten Bürger's „Lenore" und Schiller's „Schlacht". 1790 wurde er Rector zu Neufahrwasser bei Danzig, allein nach einigen Jahren fand er sich genöthigt sich wegen einer genialen Pasquinade zu entfernen und erhielt 1796 die Anstellung in Warschau. — Das vorherrschende und am meisten entwickelte Element s. Individualität war das Gefühl. In s. moralischen Charakter war Excentricität mit Schwäche vereinigt. Sein persönlicher Umgang war, wie Herder, Fichte u. A. bekannt haben, in hohem Grade anziehend. Viele Gewandtheit im Ausdruck und die große Regsamkeit seines Geistes und Gefühls machten ihn zu einem trefflichen Improvisator

— Seine Gattin, Maria Mnioch, geb. zu Neufahrwasser 1777, ward von ihm, der eine treffliche Lehrgabe besaß, geistig so ausgebildet, daß er, als diese vortreffliche, anspruchlose Frau 1796 zu Warschau gestorben war, ihre geistvollen Aufsätze, ein wahres Kleinod weiblichen Zartgefühls, u. d. T.: „Zerstreute Blätter von Maria Mnioch, für Frauen und Jungfrauen eines edeln und weiblichen häuslichen Sinnes" (Görlitz 1800, 2. A., 1821) herausgab.

Moallakat, d. i. die Aufgehangenen; so heißen die 7 arabischen Gedichte aus der Zeit zunächst vor Mohammed, welche ihrer Vortrefflichkeit wegen zu Mekka öffentlich aufgehangen sind. Eins der ältesten derselben, das von Hareth, gab Knatchbull zu Orford 1820 mit Zuzeni's Scholien und e. lat. Übers. heraus, und Jon. Vullers (Bonn 1827) mit e. lat. Übers. und e. Commentar, nebst 2 Gedichten eines blinden arab. Dichters Abulola (gest. 1057 n. Chr.). (Vgl. Antar.)

Mobilien. Die körperlichen Dinge werden zum Behuf rechtlicher Bestimmungen in unbewegliche (Immobilien) und bewegliche Güter getheilt. Letztere, welche man sonst auch Fahrniß oder fahrende Habe nannte, sind solche, welche unbeschadet ihrer Substanz von einem Orte zum andern gebracht werden können. Ob die Bewegung oder Fortschaffung schwer oder leicht sei, macht, wenn die Gesetze nicht etwas Besonderes dabei bestimmen (wie z. B. wegen der **cautio pro expensis**), keinen Unterschied. Zu den beweglichen Sachen im juristischen Sinne rechnet man gewöhnlich: 1) Mobilien im engern Sinne, d. i. diejenigen beweglichen Sachen, welche nicht Zubehör einer unbeweglichen sind, und der Inbegriff derselben macht das bewegliche oder Mobiliarvermögen aus; 2) Waaren der Kaufleute und Apotheker (welche jedoch, insofern sie ein Ganzes, ein Waarenlager bilden, den unbeweglichen Sachen gleichgeachtet werden); 3) Schuldfoderungen, wenn auch das Darlehn eine Hypothek betrifft, jährliche Renten, deren Zahlungsfrist verflossen ist, nicht aber das Capital; 4) die aus dem Verkaufe unbeweglicher Dinge gelösten und einige andre Gelder, z. B. die Ausbeute aus den Bergkuxen, nicht diese selbst; auch Klagen, welche bewegliche Sachen betreffen. Zu dem Mobiliarvermögen rechnet man gewöhnlich alle Arten Hausrath, d. h. solche bewegliche Sachen, die in einer Haushaltung zum täglichen und gemeinsamen Gebrauch bestimmt sind; Meubeln oder solche bewegliche Sachen, welche zu bequemem Gebrauch und zur Verzierung der Zimmer bestimmt sind; Geräthschaften, die zum Betrieb eines gewissen Geschäfts oder Gewerbes bestimmt sind; Moventien, d. i. Sachen, die sich selbst bewegen, worunter man nutzbare lebendige Geschöpfe versteht; Capitalien oder Capitalvermögen, edle, aber noch nicht geprägte Metalle, Juwelen, Schmuck, Putz, Kleidungsstücke, alles leinene Geräthe, Equipage. Zu den unbeweglichen Gütern (Immobilien) gehören: 1) alle liegende Gründe oder Grundstücke, d. h. solche unbewegliche Dinge, welche a) unmittelbare Theile der Oberfläche des Erdbodens ausmachen (**res soli, praedia rustica**); b) alle Arten Gebäude (**praedia urbana**); 2) Sachen, die ihrer Natur nach nicht unbeweglich sind, aber in der Bedeutung des Rechts dafür gehalten werden, insbesondere a) wenn sie durch einen künstlichen oder natürlichen Zusammenhang mit einer unbeweglichen Sache, oder wenigstens durch die Eigenschaft einer Zubehörung (**accessorium**) derselben diesen Charakter annehmen (z. B. Fenster, Thüren, Dachziegel, Thürschlösser); b) alle Foderungen und Ansprüche, Gerechtigkeiten und Klagen, welche sich auf unbewegliche Sachen oder deren Zubehörungen beziehen, z. B. Hutungsrecht, Jagdrecht u. s. w.; c) oft auch Sachen, die um eines gewissen Zwecks willen ein Ganzes ausmachen und als solche schwer fortzuschaffen sind, z. B. Bibliotheken, große Waarenlager. Bei den Römern hatte die Eintheilung in bewegliche und unbewegliche Güter fast nur bei der Verjährung Einfluß; im heutigen Recht aber auch bei der Veräußerung, Erbfolge,

wo es sich fragt, ob unbewegliche Güter zur Erbmasse gehören, und wo bewegliche und unbewegliche Güter getheilt werden. In manchen Statuten werden auch verzinslich ausgeliehene Capitalien zu den Immobilien gerechnet. — **Mobiliarerbe** heißt der Erbe des beweglichen Nachlasses (Mobiliarvermögens). X.

Modalität. Die logische Modalität ist nach Kant diejenige Kategorie, welche das Verhältniß der Vorstellungen eines ganzen Urtheils zum Verstande bestimmt. Es ist also die logische Modalität der Urtheile die Art und Weise des Fürwahrhaltens, mit welcher der Verstand die Verbindung der Begriffe in einem Urtheile denkt, ob er nämlich das Fürwahrhalten unbestimmt läßt, wie in problematischen Urtheilen, oder ob er es als bestimmt gibt, wie in assertorischen Urtheilen, oder ob er die Verbindung der Begriffe nothwendig für wahr halten muß und das Gegentheil gar nicht denken kann, wie in apodiktischen Urtheilen. Im Allgemeinen lassen sich die Modalitäten so ausdrücken: Es kann sein, daß A das Prädicat B hat (problematisch); alle A sind B (assertorisch), alle A sind nothwendig B (apodiktisch). Eigentlich aber läßt sich durch das bloß logische Verfahren, d. h. nach dem Gesetze der Identität und des Widerspruchs die Wirklichkeit oder das Assertorische nicht erkennen. Das allgemeine Princip, welches jenen Formen zum Grunde liegt, ist dieses: Alles, was von uns erkannt werden soll, muß mit unserm Erkenntnißvermögen auf irgend eine Art verknüpft sein. Daraus folgt: was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinstimmt, oder was denkbar ist (d. h. dessen Begriff keinen Widerspruch enthält), ist möglich; was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung zusammenhängt, ist wirklich, und Dasjenige, dessen Zusammenhang aus dem Wirklichen durch allgemeine Bedingungen der Erfahrung (durch das Mögliche) bestimmt ist, oder was ohne Widerspruch nicht geleugnet werden kann, ist nothwendig.

Mode. Diese Tyrannin des Menschengeschlechts, die in der alten Welt so gut herrschte wie in der neuen, ist bereits vielfach der Vorwurf gelehrter Definitionen und ungelehrter Philippiken gewesen; auch die Sprachforscher haben nicht verfehlt in dem großen Redeschatz aller Nationen nach der Wurzel des Wortes „Mode" zu graben, und da sind denn zum Theil sehr durchdachte, zum Theil sehr wunderliche Auseinandersetzungen erschienen, die immer wieder, oft sammt ihren tiefsinnigen Urhebern aus der Mode kamen, während die Mode selbst stets Mode blieb. Wir bemerken bloß, daß das auch bei uns Deutschen eingebürgerte, aus dem Lat. stammende Wort „Mode" im Allgemeinen den Begriff von Dem bezeichnet, was gerade eben an einem Orte Sitte und Gewohnheit, sowol im Handeln als Benehmen, in der Art sich zu kleiden und zu wohnen, kurz, zu leben ist. In einem engern Sinn genommen, bezeichnet es aber die gerade herrschende Art sich zu tragen (zu kleiden). Daß übrigens jedes Volk, auch das roheste, seine eignen Moden dem weitern Begriffe nach hat, ist ebenso bekannt als daß die Mode, in dem beschränktern Sinn der Art sich zu kleiden und zu schmücken genommen, auch bei ihm herrscht, ihr Wechsel, ihre Ausdehnung u. d. m. aber freilich von dem mehr oder mindern Grade der Bildung, der Industrie und des Reichthums eines Volks abhängt, ebensowie von der geographischen Lage und der politischen Einrichtung eines Landes. Je ärmer, uncultivirter, unbevölkerter oder auch abgeschnittener von dem Weltverkehr ein Volk ist, je weniger wird natürlich bei ihm das Kind der Industrie, die Mode, dem Wechsel unterworfen sein. Derselbe Fall wird auch eintreten, wo ein despotisches Joch seine freie Beweglichkeit, also die der Mode hemmt (wie z. B. in den mehrsten asiatischen Ländern), oder starres Festhalten an alten Gewohnheiten und Einrichtungen und feindliches Abschließen gegen alles Fremde (wie z. B. in China) den Geist wie in Allem so auch hierin einseitig macht und festbannt. Wo hingegen mildere Regierungsformen und Gesetzgebungen herrschen, wo der häufige und immerwährende Verkehr mit andern

nahen und entfernten Nationen den Blick erweitert, wo endlich in Folge einheimischer Industrie der nationale Wohlstand blüht, da muß natürlich und folgerecht Art und Weise der Einzelnen zu leben, sich einzurichten, zu kleiden, zu schmücken rc. den vielfachsten Wechsel haben, und es gehört daher die ganze Befangenheit und Schwerfälligkeit mancher sogenannten Philosophen dazu, um unbedingt das Anathema über das wechselnde Kind des Augenblicks, die freilich oft in ihren Erscheinungen unbequem genug auftretende Mode, zu sprechen. Daß sie eine Beleberin der Industrie ist, die ohne sie sich lange nicht in dem blühenden Zustande befinden würde, in welchem sie in manchen Ländern sich befindet, ist gewiß, und ebenso gewiß ist es, daß nur dann das Bestreben, die Äußerlichkeit um und an sich möglichst zu verschönen und ihr durch Wechsel einen Reiz zu geben, Tadel verdient, wenn dies bis zur stutzerhaften Narrheit und so weit getrieben wird, daß darüber Wichtigeres versäumt, der Ruin des häuslichen Wohlbefindens herbeigeführt und die Nebensache zur Hauptsache im Leben gemacht wird. Welche Spielereien die Sucht eitler Personen sich auszuzeichnen, verbunden mit dem Speculationsgeist der Handelsleute, schon im Reiche der Mode hervorgerufen haben, weiß übrigens Jeder und die oft seltsamen Formen und Schnitte der Kopfputze und Kleider, sowol bei Männern als bei Frauen, sowie die manchmal höchst lächerlichen Benennungen derselben und der gerade getragen werdenden Farben (man denke nur an die Hüte à la Ypsilantis und à la Quiroga, an die Stiefeln à la Suwaroff, an die Uhrketten à la Nelson, an die Bänder und Schnallen à la Sontag rc.), beweisen dies genugsam. Als Geburtsland der Moden wurde bisher immer Frankreich betrachtet; doch macht England dermalen nicht weniger Anspruch auf diese Ehre, und man muß gestehen, daß in der Bizarrerie und Verschrobenheit der Art zu kleiden, die britischen Elegants und Petitmaitres es den französischen in unserer Zeit meist zuvorthun. Die jetzt unter uns so verbreiteten, der Mode ganz oder zum Theil gewidmeten Zeitschriften sind deutschen Ursprungs (angefangen in der Absicht, um die Erfindungen der pariser und londner Schneider und Putzmacherinnen möglichst allgemein bekannt im Vaterlande zu machen); andre Länder haben diese Mode nachgemacht. Die erste Zeitschrift dieser Art: „Mode- und Galanteriezeitung, oder unentbehrliches Handbuch" erschien in Erfurt 1758. Jetzt behaupten die wiener „Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater und Mode", das frankfurter „Journal des dames" und die leipziger „Modenzeitung" darunter den ersten Platz.

Modell, Vorbild, Musterbild, nennt man in der Malerei a) eine männliche oder weibliche Person, welche der Künstler nackend vor sich hinstellt, um sie zum Gegenstande seines Studiums zu machen. Ein Gemälde nach solch einem lebenden Modell heißt auch Act oder eine Akademie. b) Eine Gliederpuppe (mannequin), s. Gliedermann. In der Bildhauer- und Baukunst heißt das Modell ein künstlicher aus Thon, Gyps oder Wachs geformter Körper, der zum Vorbild für denjenigen dient, welchen der Künstler aus einem härtern Stoffe zu bilden vorhat, besonders wenn er im vorgegebenen Maßstabe (wie das architektonische Modell) zur Ausführung des größern dient. Hier ist also das Modell eigne Erfindung und Vorarbeit des Künstlers. Das Studium des Malers nach besondern Modellen kann und soll keinen andern Zweck haben, als die verschiedenen Formen und Bewegungen der lebenden Natur an beiden Geschlechtern nach Verschiedenheit des Alters, der Lage und Handlungen kennen zu lernen, das Auge dadurch zu schärfen und die Hand zu üben, das richtig Wahrgenommene mit Sicherheit, Wahrheit und Leichtigkeit darzustellen. Soll der Künstler diesen Zweck erreichen, so darf er sich nicht an ein einziges oder nur wenige Modelle halten, sondern muß die Natur in ihren mancherlei Vorbildern für Geschlecht, Alter und Charakter studiren. Hat der Künstler die Idee irgend einer Gestalt oder eines Charakters deut-

lich gedacht, so wird er dieselbe bei der Ausführung überall vorwalten lassen. Bildete er aber von mehren Modellen verschiedene Theile mit sklavischer Beobachtung der Individualität nach, so müßte ein unharmonisches Ganze entstehen, wie es kein denkender Künstler, sondern bloß ein geistloser mechanischer Copist liefern kann. Modelliren heißt ein Modell machen, auch eine Gestalt abformen; ein Modellmacher (modeleur) ist derjenige mechanische Künstler, der Körper nach verjüngtem Maßstabe als Vor= oder Abbild verfertigt, z. B. Modelltischler. Modellschneider ist derjenige Künstler, der die Formen zu Abdrücken oder Abgüssen ꝛc. in Holz schneidet. dd.

Modena und das Haus Östreich=Este. Das souveraine Herzogthum Modena liegt in der Lombardei, in der fruchtbaren Ebene, die der Panaro bewässert. Es grenzt an Toscana, Lucca, Bologna, Mantua und Parma. Mit Modena sind durch den wiener Congreß aufs neue zu einem Ganzen verbunden Reggio (mit der Stadt gl. N. an den reizenden Ufern des Tessone, Ariosto's Geburtsort), Mirandola, Correggio (wo der Maler dieses N., oder Ant. Allegri, geboren ist), Carpi und Rivoli, zusammen 91 □M., mit 348,000 Einw.; ferner Massa und Carrara (Stadt, 8500 Einw., mit einer Bildhauerakademie und berühmten Marmorbrüchen), nebst den vormaligen kaiserl. Reichslehen in der Landschaft, zusammen 5 □M. mit 27,000 Einw.; das Ganze also 96 □M. mit 375,000 Einw. in 10 St., 63 Marktfl. und über 400 D. Die Haupt= und Residenzst. Modena (20,000 Einw.) ist schön gebaut (Strada Maestra und das an Gemälden reiche Schloß), sehr reinlich und besitzt mehre Kunstsachen, eine Bibliothek, eine Universität, eine Kunstschule, eine Ritterakademie, ein Bisthum ꝛc. Die modenesische Bildergalerie kam 1746 durch Kauf nach Dresden. Modena ist die Geburtsstadt des Philologen und Archäologen Sigonius, des durch seine Forschungen in der ital. Geschichte berühmten Muratori und des Dichters Tassoni, der die erste komische Epopöe in Italien schrieb: „La secchia rapita", ein Gedicht, zu dem ein Eimer Anlaß gegeben hat, welchen die Modeneser 1249 bei einem Brunnen vor Bologna erbeutet und als Trophäe nach Modena gebracht hatten, wo er noch jetzt im Thurm der Domkirche aufbewahrt wird. Das Land erzeugt vorzüglich Oliven, Wein und Seide; daher Seidenfabriken und Seidenhandel, besonders in Reggio. Der Staat hat gegen 1½ Mill. Fl. Eink. und wird monarchisch von einer Seitenlinie des Hauses Östreich, von dem Herzog von Östreich=Este, regiert. Das Haus Este, eins der ältesten in Europa, stammt aus der Lombardei. Es besaß ehemals Güter im Toscanischen. Des Markgrafen Albert (um 960) Urenkel Albert Azzo II. († 1097), Herr von Mailand, Genua u. s. w., wurde der Stammvater der Häuser Braunschweig und Este. Der mit seiner ersten Gemahlin, Kunigunde, Welfs II., Herzogs von Baiern, T., erzeugte Sohn, Welf IV., beerbte nämlich seinen mütterlichen Oheim Welf III. in Deutschland, und von Welfs IV. zweitem Sohne, Heinrich dem Schwarzen, Herzog von Baiern, stammt das Haus Braunschweig ab. Der von Albert Azzo II. mit seiner zweiten Gemahlin, Garsende oder Irmgard, Gräfin v. Maine in Frankreich, erzeugte Sohn Fulko aber wurde Herr von Este (Ateste, Stadt im Paduanischen) und Stifter des Hauses Este. Die Nachkommen dieses Fulko verwalteten in Ferrara, Modena und Parma das Amt eines Podesta u. a. Stellen. Dadurch stieg ihr Ansehen, und bei den Unruhen, welche damals das republikanische Oberitalien zerrütteten, wählten die Gebiete Ferrara 1288, Modena 1290, und Reggio den bisherigen Markgrafen Obizzo III. von Este zu ihrem Herrn. Ein Nachkomme dieses Obizzo, Borso v. Este, wurde vom Kaiser Friedrich III. 1452 zum Herzoge von Modena und Reggio erhoben. (Vgl. Este.) Der letzte ebenbürtige Herzog dieses Geschlechts, Alfons II., erhielt vom Kaiser Rudolf II. die Erlaubniß, einen in morganatischer Ehe erzeugten Sohn seines Oheims, Cäsar v. Este, zu seinem

Nachfolger zu ernennen, der aber nur mit Modena, Reggio und Carpi beliehen wurde, indem der Papst Clemens VIII., nach Alfons II. Tode 1598, das Herzogthum Ferrara als ein erledigtes Lehen der päpstl. Kammer einzog. Von diesem Cäsar stammten die neuern Herzoge von Modena ab. Sie erwarben durch Belehnung vom Kaiser 1653 Correggio, 1710 Mirandola, 1737 Novellara. Der letzte Herzog, Hercules III. Reynald, verm. 1741 mit der Erbin des Herzogthums Massa und Carrara, Maria Theresia v. Cibo-Malaspina, hatte nur eine Tochter, Beatrix, Herzogin v. Este, verm. mit dem Erzherzog Ferdinand von Östreich (Bruder Josephs II. und Leopolds II.). 1796 nahmen ihm die Franzosen seine Länder. Der luneviller Frieden gab ihm als Ersatz den Breisgau; allein er überließ die Provinz seinem Schwiegersohne und starb 1803 zu Treviso. Sein Eidam, der Erzherzog Ferdinand (Herzog von Modena-Breisgau) verlor den Breisgau durch den presburger Frieden 1805 und starb 1806. Ihm folgte sein Sohn, der jetzt regierende Herzog Franz IV., königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Östreich, geb. 1779 und verm. 1812 mit einer T. des Königs von Sardinien. Er gelangte 1814 zum Besitze der großväterlichen Staaten, vermöge der seinem Vater vom Kaiser ertheilten eventuellen Belehnung, und ward durch den wiener Congreß darin bestätigt. Er nahm den Namen Este an und ward dadurch der Stifter eines neuen Stammes dieses Hauses. Seine Mutter trat ebenfalls die Regierung ihres schon 1790 von ihrer Mutter ererbten Herzogthums Massa und Carrara wieder an, wozu der Congreß noch die Lehne in der Lunigiana fügte. Alle drei fallen nach ihrem Tode an ihren Sohn. Überdies hat die Congreßacte (Art. 102), wenn Lucca an Toscana fällt, gewisse Striche davon an Modena gewiesen, ohne daß die Lage noch sonst ein Grund diese Losreißung rechtfertigt (m. s. die Kritik dieses Art. in Schöll's „Traités de paix", XI, S. 383). Der Herzog rief 1814 die Jesuiten in seine Staaten zurück. Er hat einen Erbprinzen, geb. 1819, und 2 noch lebende Brüder, die Erzherzoge Ferdinand v. Este und Maximilian v. Este. Das Haus Modena-Este besitzt noch in der Provinz Treviso die reichen Fideicommißgüter des Hauses Obizzi, das mit dem Hause Este eines Stammes war, die 200,000 Fl. jährl. einbringen. Solche erbte der Herzog Hercules III., dessen Erbtochter Beatrix sie an das jetzige Haus Modena-Este brachte. Nach dem Aussterben dieses Hauses fallen diese Staaten an Östreich. Über die Gesch. von Modena hat man Tiraboschi's „Memorie storiche Modenesi" und „Biblioth. Moden.". K.

Modern nennt man zwar im gewöhnlichen Leben, was der Mode (s. d.), dem Geschmacke und dem Charakter der heutigen, gegenwärtigen Zeit gemäß ist, in einer höhern Bedeutung aber, vorzüglich im Gebiete der Kunst und Ästhetik, was dem eigenthümlichen Charakter der neuern, d. i. christlichen Zeit angehört, im Gegensatz des antiken. (S. Antik.) Im Allgemeinen ist es die Herrschaft des geistigen Princips, das Aufstreben zu innerer Freiheit und geistiger Anschauung, was sich im Erkennen und Handeln mächtiger regte und in der Ausbreitung des Monotheismus, vorzüglich durch die christliche Religion, in dem Streben der Staaten nach der monarchischen Verfassung, in dem veränderten und ethisch ausgebildeten Geschlechtsverhältniß, welches zur gefühlvollen, empfindsamen, ja schwärmerischen Liebe wurde, und in der Herrschaft der Monogamie kundthat. Daß diese Züge sich erst allmälig zu einem Ganzen entfalteten, ist natürlich und dem Gesetze aller Bildung gemäß. „Die neuere Bildung", sagt A. W. Schlegel, „ist aus den fremdartigen Bestandtheilen der nordischen Stammesart und den Bruchstücken des Alterthums zusammengeschmolzen". Vorzüglich aber finden wir jene Züge bei dem germanischen Völkerstamm, dessen Ursprung auf Osten, das Mutterland der Cultur, zurückdeutet, und welcher in der neuern Cultur der herrschende ward. Auch scheint das Christenthum nicht, wie Einige glauben, die ein-

zige Quelle jener hervortretenden Züge des Geistes der neuern Zeit zu sein; Vieles scheint in dem germanischen Charakter begründet; ja selbst das germanische Heidenthum war strenger und ernster als das griechische, seine Mythologie zwar nicht in Beziehung auf die Schönheit der äußern, sinnlichen Gestaltung und Form mit dieser zu vergleichen, aber über dieses durch die geistigere, d. i. weniger materialistische Naturverehrung vielleicht erhaben. Hier schlug die christliche Ansicht leichter Wurzel. Am lebendigsten aber offenbaren sich jene Züge in der romantischen Ritterzeit und der ihr nachfolgenden Kunst (vom 12. Jahrh. an), denn die Kunst ist es, welche zuerst den unsterblichen Geist einer Zeit in sich aufnimmt, und man hat daher das Romantische als den Geist der modernen Kunst, im Gegensatz des Antiken, angesehen. (Vgl. Romantisch.) In der christlichen Kunst aber äußerte sich der Charakter einer von dem classischen Alterthume verschiedenen Zeit hauptsächlich dadurch, daß, wie überhaupt die Objectivität und Naivetät der Darstellung in der vollendeten Ausbildung der Gestalt mehr verschwand und die Kunstdarstellung subjectiver und sentimentaler ward, indem sie der Schilderung des Gegenstandes mehr den Zusatz von dem Gefühle des Schildernden, gleichsam die Farbe seiner Ansicht gab, das Körperliche überall zu vergeistigen, das Endliche dem Unendlichen zu nähern strebte, so auch insbesondere die Poesie, sogar im Epischen, lyrischer und musikalischer, die Malerei unter den bildenden Künsten (s. Malerei) die herrschende und die Tonkunst zu noch nie gesehener Vollendung erhoben ward. Die Poesie suchte auch die Wunder der Geisterwelt und der Religion mit dem Drange des mächtigen Gefühls und der Sehnsucht nach dem Unendlichen fragmentarisch, aber bedeutsam darzustellen; der abenteuerliche Wunderglaube, durch Phantasie erzeugt, sollte die Mythologie ersetzen. Die Kunst erschuf dämmernde Gestalten, wo sich die Phantasie frei ergoß; wo sie sich aber an die Natur hielt, irrte sie häufiger von der Form des Schönen in die gemeine Charakteristik ab, welche die rohe Wirklichkeit statt der Wahrheit ergreift. Aber die Malerei erschuf auch das liebliche Helldunkel, und in den kunstvoll verbundenen Tönen wogte und brauste die Macht des Gefühls. Dagegen schloß sich die Plastik mehr der Malerei an (s. Pittoresk) und strebte mit derselben zu jener Bedeutsamkeit des Individuellen hin, welche nur letztere zu erreichen vermag. Die Baukunst nicht minder zeigte das Bestreben, durch symbolische Bedeutung das Gefühl zu wecken in den räthselhaften und kolossalen Gebäuden der christl. Tempel. Diese in Allem herrschende Sentimentalität der Darstellung, d. i. die stärkere Empfindsamkeit, verbunden mit der Sehnsucht nach dem Unendlichen, äußerte sich mit phantastischem Schwunge in dem Mittelalter; die Kirche, die Liebe, die Ehre und das Ritterthum waren der reichhaltige frische Stoff der romantischen Gesänge und künstlich bedeutsamen Werke. Jede Nation gestaltete diesen Geist eigenthümlich; der antiken Darstellung verwandter der Italiener, wie überhaupt der Südländer heiterer und sinnlicher, melodischer und wohllautender; gigantischer, ernster und düsterer der Nordländer. Ja selbst im Komischen trat der Charakter des vorwaltenden Gefühls als Humor und Laune hervor. Von der Zeit der Reformation an beginnt eine neue Epoche, in welcher der romantische, dämmerungsvolle Charakter dem hellern Lichte des Verstandes und der Wissenschaft weicht. Hier wird der Einfluß der Religion auf die Kunst geringer; daher sehen wir auch hier die Kunst die verschiedensten Richtungen, z. B. die moralische oder intellectuelle, historische oder bürgerliche, annehmen und die Stoffe der verschiedensten Zeiten behandeln, jedoch so, daß auch die Behandlung der Gegenstände des Alterthums den Charakter der neuern Zeit nicht verleugnen kann, welche oft zu sehr auf Rührung und Wirkung hingeht und einen elegischen Grundton hat (moderne oder sentimentale Behandlung); ja, es möchte selbst das Hinneigen der Poesie zur Philosophie, namentlich zu dem in derselben vorherrschenden Idealismus, zu den weniger hervortretenden

Zügen dieser Kunstepoche gehören, die man oft, im Gegensatze der romantischen, vorzugsweise modern nennt. Aus jenen Zügen, sowie aus dem Vorwalten des Privat- und bürgerlichen Lebens, erklärt sich auch die Verbreitung des Romans, gleichsam eines Schattens der romantischen Poesie, welcher an die Stelle des höhern Epos getreten, und jenes modernen Dichtertalents, das, wie Göthe sagt, „durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zustände des menschlichen Lebens sich die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt zu verschaffen gewußt hat", indem es zugleich die wirkliche Gegenwart zur Poesie zu erheben strebt; ferner die Ausbildung und Verbreitung des bürgerlichen Schauspiels und der Familiengemälde, die Herrschaft der didaktischen und elegischen Poesie, sowie der Landschaft, der Prospecte und des Portraits in der Malerei. Überhaupt herrschen in dem Leben der Modernen die (mehr systematische) Wissenschaft und die Gewerbe noch über der Kunst, weßhalb die Kunst mehr ein Interesse der feiner gebildeten Stände und das Erzeugniß einzelner zerstreuter Genien geworden ist. T.

Modulation, im weitern Sinne die mannigfaltige und schickliche Abwechselung der Töne in dem Verfolge der Melodie, oder die Tonführung überhaupt und die Folge von Accorden. Im engern Sinne bezeichnet Modulation eine solche Tonführung, bei welcher ein musikalisches Stück sich aus einer Tonart in die andere bewegt (übergeht in dieselbe), oder dasjenige Verfahren, welches man eine Ausweichung nennt. Im letztern Falle wird also dadurch die Kunst bezeichnet, den Gesang und die Harmonie aus dem Haupttone durch andre Tonarten, vermittelst schicklicher Ausweichungen, durchzuführen und dann wieder in den ersten, oder Hauptton, zurückzuleiten. In ganz kurzen Tonstücken, die nur aus einem Satze bestehen, oder auch in langen Stücken, wo man eine Zeitlang in dem Haupttone bleibt, ehe man in einen andern ausweicht, besteht die gute Modulation nur darin, daß man mit gehöriger Abwechselung und Mannigfaltigkeit Melodie und Harmonie eine Zeitlang in dem angenommenen Tone fortsetzt und am Ende darin schließt. Hierzu wird erfodert, daß gleich im Anfange der Accord durch den Klang seiner wesentlichen Töne, der Octave, Quinte und Terzie, dem Ohre deutlich gemacht werde; hernach, daß der Gesang, sowie die Harmonie, durch Töne der angenommenen Tonleiter durchgeführt, hingegen keine derselben fremde Töne, weder im Gesange noch in der Harmonie, gehört werden. Dabei ist aber dennoch eine Mannigfaltigkeit von Accorden nothwendig, damit das Gehör die nöthige Abwechselung empfinde. Man muß nicht, wie wol beschränkte Harmonisten zu thun pflegen, nur immer bei zwei oder drei Accorden verweilen, oder sich in solchen Versetzungen wiederholen, viel weniger, ehe das Stück oder dessen erster Abschnitt beendigt worden, wieder in den Hauptton, von welchem man ausgegangen ist, zurückkommen und in demselben schließen. Die Regel, daß man nur solche Töne hören lasse, die der angenommenen Tonleiter zugehören, ist so zu verstehen, daß die Berührung eines der Tonleiter fremden Tones nur gleichsam im Vorbeigehen stattfinde und dieser selbst sogleich auch wieder verlassen werde. So könnte man z. B. in der Tonleiter C-dur allerdings durch gis in A-moll und durch fis nach der Dominante und von dieser wieder zurück in den Hauptton gehen, ohne daß durch diese zwei, dem Grundtone von C-dur fremden Töne, die hier gehört werden, das Gefühl dieser Tonleiter selbst verletzt oder vernichtet würde. Nur müssen nicht solche fremde Töne genommen werden, die der Tonleiter von C-dur gänzlich widersprechend sind, wie, wenn man in dieser Tonart cis oder dis hören lassen wollte. Die zweite Art der Modulation, oder Das, was man im engern Sinn unter Modulation versteht, erfodert schon mehr Kenntniß der Harmonie und ist größern Schwierigkeiten unterworfen. Sie besteht nämlich in der Kunst, längern Stücken durch öftere Abwechselung des Tones eine nothwendige Mannigfaltigkeit zu geben, und setzt voraus Kenntniß der Verwandtschaft der Tonarten und der sie verbin-

benden Leittöne. Da es nothwendig ist, in längern Stücken Gesang und Harmonie durch mehre Töne hindurchzuführen, zuletzt aber wieder in den Hauptton zurückzukehren, so ist hier nur noch zu bemerken, daß in Betreff einer solchen Modulation die Natur des Stücks in Betracht gezogen, überhaupt aber reiflich erwogen werden müsse, ob die Modulation bloß eine gefällige Mannigfaltigkeit oder Abwechselung zur Absicht habe, oder ob sie zur Unterstützung eines großen und kühnen Ausdrucks dienen solle. Dergleichen Betrachtungen geben dem Tonsetzer in besondern Fällen die Regeln seines Verhaltens an und zeigen ihm, wo er entweder von dem Haupttone sich weit entfernen, oder wo er in dessen Nähe verweilen könne, ob er schnell und allenfalls mit einiger Härte in entfernte Töne gehen dürfe, oder wo seine Ausweichungen sanfter und allmälig sein sollen. Denn Ausweichungen sind die wichtigsten Hülfsmittel des musikalischen Ausdrucks. In Stücken von sanftem und ruhigem Affecte ist es nicht erlaubt so oft auszuweichen als in denen, welche ungestüme und heftige Leidenschaften auszudrücken haben. Wo Alles, was zum Ausdruck gehört, beobachtet wird, da muß auch die Modulation so durch den Ausdruck bestimmt werden, daß jeder einzelne melodische Gedanke in dem Tone vorkommt, der sich am besten für ihn schickt. Zärtliche und schmerzhafte Melodien sollten nur in Molltönen verweilen und die muntern Durtöne, die in der Modulation des Zusammenhanges wegen nothwendig zu berühren sind, sollten gleich wieder verlassen werden. Es ist einer der schwersten Theile der Kunst, in der Modulation stets untadelhaft zu sein. Daher ist es zu bedauern, daß Diejenigen, welche über die Theorie der Kunst schreiben, sich über diesen wichtigen Gegenstand so wenig verbreiten und genug gethan zu haben glauben, wenn sie zeigen, wie man mit guter Art von dem Haupttone durch den ganzen Cirkel der 24 Töne herumwandeln und am Ende wieder in den ersten Ton einlenken soll. Das Beste hat Piccini über das Moduliren gesagt. „Moduliren", sagt er, „heißt einen Weg zurücklegen. Das Ohr will uns zwar folgen, ja es wünscht sogar von uns herumgeführt zu werden; aber unter der Bedingung, daß es, so oft ihr es an einen Ort gebracht habt, Etwas finde, was ihm seinen Weg belohnt und wo es auf einige Zeit wieder ruhen kann. Achtet Ihr aber nicht auf diese Foderungen, und muthet ihm dennoch zu, daß es mit Euch unaufhaltsam fortkommen soll, so läßt es Euch endlich laufen und alle Eure Anstrengungen, es wieder an Euch zu ziehen, sind nur verlorene Mühe". Außerdem kann das Moduliren, wie Alles, was zum Metier gehört, durch eine gewisse Routine zu eigen gemacht werden. Den Beweis hiervon geben die enharmonischen Modulationen, welche selbst für Schüler im Contrapunkt ein bloßes Spiel sind. Einen Gesang hingegen nach einer gegebenen Modulation zu ordnen, von dieser nie anders als zur rechten Zeit weichen, zu ihr auf eine gute Art und ohne Härte wieder zurückkehren, Veränderungen in der Modulation nur als Mittel zum Ausdruck und allenfalls zur nöthigen Abwechselung zu gebrauchen: darin steckt die eigentliche Schwierigkeit und Kunst. Hingegen eine Tonart, die man kaum hat hören lassen, sogleich wieder zu verlassen, ohne Grund und Ende herumzuschweifen, hin- und herzuspringen, um den Ort zu verändern, weil man sich da nicht zu halten weiß, wo man sich befindet; mit einem Worte: zu moduliren bloß um zu moduliren, — dies heißt den Zweck der Kunst verfehlen und einen Reichthum an Erfindung affectiren, um dessen Mängel zu verbergen. Pp.

Mögelin, s. Thaer.

Mogul, s. Mongolen.

Mohácz (Mohatsch), Marktflecken in Niederungarn, in der baranyer Gespannschaft, nicht weit von der Donau, mit einem festen Schlosse und 4000 Einw. (Ungarn, Deutschen und Raitzen). Hier erlitten die Ungarn 1526 von den Türken eine völlige Niederlage, und der König von Ungarn und Böhmen, Lud-

wig II., erstickte auf der Flucht bei dem Dorfe Ezelse in einem Sumpfe. Am 12. Aug. 1687 schlug der Herzog von Lothringen den Großvezier bei Mohácz, worauf Ungarn ganz von den Osmanen befreit und ein Erbreich wurde, Siebenbürgen aber die Hoheit von Östreich anerkannte.

Mohammed, der Stifter einer Religion, die sich über einen großen Theil des Orients verbreitet hat, war ein Sprößling des arabischen Stammes Koreish und der Familie Haschem, berühmt in ihrem Vaterlande als die Fürsten der heil. Stadt Mekka und die Wächter der Kaaba. Seine Geburt wird am wahrscheinlichsten in das J. 569 n. Chr. gesetzt; Mekka war sein Geburtsort. Sein Großvater, Abdul Motalleb, war ein reicher und edler Bürger, Vater von 13 Söhnen. Einer derselben, Abdallah, heirathete Amira und starb, als sein Sohn Mohammed noch ein Kind war. Da er ein geringes Vermögen hinterließ, ward M. erst von seinem Großvater und nach dessen Tode von seinem ältesten Oheim, Abu Taleb, erzogen. Dieser, ein Kaufmann, bestimmte ihn für denselben Stand und nahm ihn auf einer Handelsreise nach Syrien mit sich. Bei dieser Gelegenheit besuchte er ein nestorianisches Kloster, wo er besonders von einem der Mönche bemerkt wurde und Eindrücke empfing, die für seine spätere Entwickelung vielleicht wichtig waren. Die mohammedanischen Schriftsteller sind sehr weitläufig in ihren Beschreibungen von den bewundernswürdigen Geistes- und Körpereigenschaften, die ihren Propheten schon von Jugend auf auszeichneten; indeß theilte er die allgemeine Unwissenheit seiner Landsleute. Sein Oheim hatte ihm einer reichen Witwe, Namens Khadijah, zum Factor empfohlen, und er erwarb sich ihre Zufriedenheit so sehr, daß sie ihn heirathete und dadurch in eine gemächliche Lage versetzte. Sie war 15 Jahr älter als er, dennoch lebte er, aus Dankbarkeit oder Klugheit, in glücklicher und treuer Ehe mit ihr und enthielt sich bis an ihren Tod der sinnlichen Neigungen, denen er später folgte. Er war noch Kaufmann und machte eine zweite Reise nach Syrien, wo er wieder mit nestorianischen Mönchen Umgang hatte. Indeß scheint er von Jugend auf eine Neigung zu religiöser Beschaulichkeit gehabt zu haben; denn er pflegte alljährlich, während des Monats Ramadan, sich in eine Höhle bei Mekka zu begeben und dort einsam zu verweilen. Wann der Gedanke zu einer neuen Religion ihm in den Sinn gekommen, woher er, mitten unter einem götzendienerischen Volke, die Überzeugung von der Einheit Gottes genommen, und inwieweit er mit dem Ehrgeiz des prophetischen Charakters das Streben nach persönlicher Größe verband: dies sind Punkte, die wir nur durch Vermuthung aufklären können. Daß ein ungelehrter Araber eine hohe Ansicht von dem damaligen Zustande der Menschen gefaßt und weite Entwürfe darauf gegründet habe, ist nicht wohl glaublich; wahrscheinlich beschränkten seine ersten Plane sich auf seine Landsleute. Daß er aufrichtig in seinem Eifer, den Götzendienst abzuschaffen und eine reinere Lehre zu verbreiten, verfuhr, obgleich er diese Absicht durch Täuschung und Betrug zu erreichen suchte, wird man leicht glauben, wenn man sich an die vielen Beispiele einer ähnlichen Verbindung bei Gesetzgebern und Religionsverbesserern erinnert. M. begann seine vorgebliche Sendung im J. 609 in seinem 40. Lebensjahre. Er bekehrte zuerst seine Gattin Khadijah, der er eine Unterredung mit dem Engel Gabriel, von dem er für einen Apostel Gottes erklärt worden, mittheilte. Durch sie ward ihr Oheim oder Vetter, Waraka, gewonnen, der ein Christ und mit dem A. und N. Testamente genau bekannt gewesen sein soll. Auf diese folgten M.'s Diener Zeid, dem er die Freiheit schenkte, und sein junger Neffe, der feurige Ali. Sehr wichtig war der Beitritt Abubekr's, eines Mannes von achtungswerthem Charakter, der in großem Ansehen stand und 10 der vornehmsten Bürger von Mekka nachzog. Sie alle wurden von M. in den Lehren des Islam (wie die neue Religion vorzugsweise genannt ward) unterrichtet, die für allmälige Mittheilungen

des göttlichen Willens, mittelst des Engels Gabriel, ausgegeben und in den Koran (s. d.) gesammelt wurden. Drei Jahre waren unter stillen Fortschritten verflossen. Im 4. J. versammelte M. seine Verwandten vom Geschlecht Haschem zu einem Gastmahl, verkündigte ihnen offen seine prophetische Sendung und fragte, wer von ihnen das Amt seines Veziers oder ersten Ministers übernehmen wolle. Alles verstummte, bis der jugendliche Ali mit dem ganzen Feuer der Begeisterung seine Bereitwilligkeit dazu und zugleich seinen Entschluß erklärte, Jeden, der seinem Meister sich zu widersetzen wage, niederzuschlagen. Umsonst mahnte sie Abu Taleb, der Vater Ali's, von ihrem Beginnen ab. Aber wiewol dieser selbst unbekehrt blieb, so war er doch der neuen Lehre dadurch sehr förderlich, daß er M. gegen seine Feinde schützte und ihm in Zeiten der Gefahr eine Zuflucht gewährte. Mehrmals ward M. von den Anhängern des Götzendienstes mit offener Gewalt angegriffen und gezwungen, seine Wohnung zu verändern; aber oft hatte er auch die Genugthuung, seine erbittertsten Feinde zu bekehren. Einen großen Verlust erlitt er im 10. J. seines Prophetenamts durch den Tod Abu Taleb's und der treuen Khadijah. Ihres Beistandes beraubt, war er genöthigt, sich auf einige Zeit nach der Stadt Tayef zu begeben. Dagegen fand er bei den Pilgrimen, welche die Kaaba besuchten, vielen Eingang und gewann unter den benachbarten Stämmen zahlreiche Anhänger. In diese Zeit fällt M.'s berühmte nächtliche Reise in den Himmel auf dem Thiere Borak, unter Gabriels Leitung, worüber der Koran dunkle Winke enthält. Im 12. J. breitete sich der Islam auch unter den Einw. von Medina (Yathreb) aus, deren mehre dem Propheten Treue schworen und ihren Beistand anboten. M. faßte jetzt den Entschluß, seinen Feinden Gewalt entgegenzusetzen. Diese, dadurch nur noch mehr erbittert, schlossen ein Bündniß, ihn zu ermorden; von der drohenden Gefahr unterrichtet, verließ er, allein von Abubekr begleitet, Mekka und verbarg sich nicht weit davon in einer Höhle. Drei Tage verweilte er hier unentdeckt und gelangte dann glücklich, wiewol nicht ohne Gefahr, nach Medina. Diese Begebenheit, von welcher die Mohammedaner ihre Zeitrechnung anfangen, ist unter d. Namen der Hegira (s. d.) bekannt. In Medina fand M. die ehrenvollste Aufnahme; viele seiner Anhänger folgten ihm dahin. M. nahm jetzt die fürstliche und priesterliche Würde an, vermählte sich mit Abubekr's Tochter, Ayessha, und erklärte, da die Zahl der Gläubigen immer mehr zunahm, seinen Entschluß, mit dem Schwert seine Lehre zu verbreiten. Die Hoffnung auf Beute erhöhte noch den religiösen Eifer seiner Anhänger. Die erste große Kriegsthat, welche sie ausführten, war das Auffangen einer reichen Karavane, geführt von Abu Sophian, dem Oberhaupt der Koreischiten, mit einer starken Bedeckung. M. überfiel sie mit geringer Mannschaft im Thale Beder und schlug sie gänzlich nieder. Er machte große Beute und eine Menge Gefangener. Andre günstige Unternehmungen folgten, aber im 3. J. der Hegira griff Abu Sophian mit 3000 Streitern M. mit 950 am Berge Ohud, unfern Medina, an. Ein erbitterter Kampf erfolgte, in welchem die moslemitischen Waffen völlig unterlagen und der verwundete Prophet kaum das Leben rettete. Dieser Unfall erschütterte natürlich das Ansehen Desjenigen, dessen vorgeblich von Gott ihm gegebener Auftrag ihm den Sieg hätte sichern sollen. Dadurch indeß, daß er die Schuld den Sünden der Moslemim beimaß, den Gebliebenen ein mit allen sinnlichen Freuden und Genüssen ausgestattetes Paradies versprach, und eine unbedingte Vorherbestimmung lehrte, gelang es ihm, das wankende Vertrauen wiederherzustellen. Er bedurfte desselben im folgenden J., 625, wo Abu Sophian mit 10,000 M. vor Medina erschien. M. beschränkte sich klüglich auf die Vertheidigung; aber als nach 20tägiger Belagerung die unter sich uneins gewordenen Feinde abgezogen waren, führte er unter dem Vorgeben eines göttlichen Befehls die Seinen gegen den jüdischen Stamm von Koreidha, der mit sei-

nen Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Nach 25 Tagen mußten die Juden ihre Hauptfestung des Siegers Willkür übergeben, der die blutigste Rache nahm, 6—700 Männer niedermachen und die Weiber und Kinder in die Gefangenschaft führen ließ. Einige Jahre später nahm er auch Khaibar, den Hauptsitz der jüdischen Macht in Arabien, ein, wodurch er seinen Sieg über dies unglückliche Volk vollständig machte. Es ist wahrscheinlich, daß die vielen an seinen Feinden verübten Mordthaten und Grausamkeiten mit seiner göttlichen Sendung von seinen Anhängern für hinlänglich gerechtfertigt gehalten wurden; aber höchst anstößig mußte ihnen die Verletzung alles Rechts und Anstandes sein, die er sich bei seiner Leidenschaft für Zeinab, der Gattin seines freigelassenen Dieners und Adoptivsohns Zeid, zu Schulden kommen ließ, indem er, durch ein eignes, ihm offenbartes Capitel im Koran dazu bevollmächtigt, sie öffentlich zum Weibe nahm, mit Nichtachtung eines Verwandtschaftgrades, den bisher die Araber als unverletzlich angesehen. Diese Schwäche in Beziehung auf das weibliche Geschlecht nahm bei M. mit den Jahren und dem Ansehen, das er gewann, zu. Außer den zahlreichen Weibern, die er nach und nach nahm, erlaubte er sich mehre vorübergehende Liebschaften, wie sein eignes Gesetz sie verbietet, und beschönigte stets seine Untreue durch neue Capitel des Koran. Daß so unverschämte Vorwände wirken konnten, beweiset mehr die Gläubigkeit und den Fanatismus des Volks als sein Talent zu täuschen. Zu derselben Zeit breitete sich seine Lehre und sein Ansehen unter den benachbarten Stämmen aus. Die Raubzüge seiner Officiere verfehlten selten eine ansehnliche Beute. Er selbst war von seinen Anhängern mit einer fast göttlichen Verehrung angesehen. Immer mehr erweiterten sich seine Ansichten, und im 7. J. der Flucht sandte er eine Einladung zur Annahme der neuen, durch ihn geschehenen Offenbarung des göttlichen Gesetzes an die vornehmsten, ihn umgebenden Fürsten, namentlich an Chosru Parviz, König von Persien, Heraklius, Kaiser von Konstantinopel, Mokawkas, Beherrscher von Ägypten, den König von Äthiopien und die Fürsten verschiedener Landschaften Arabiens. Die Aufnahme dieser Botschaft war verschieden nach der Macht und dem Stolz Derer, an die sie gerichtet war. Die entferntern und mächtigern achteten nicht darauf, dagegen hatten die nähern und schwächern, die von seiner wachsenden Macht hörten, seine Waffen zu fürchten. Vorzüglich wichtig war es ihm, nicht länger ein Verbannter von Mekka zu sein, der heil. Stadt, auf welche die Verehrung der Araber ganz besonders gerichtet war. Er erschien daher an der Spitze von 1400 M. in der angeblichen Absicht, den Tempel von Mekka friedlich zu besuchen. Die Koreischiten widersetzten sich seinem Einzug und nöthigten ihn zu einem Vertrag (im 7. J. der Flucht). Nur 3 Tage durfte er und seine Anhänger, unbewaffnet, in der Kaaba ihre Andacht verrichten, am 4. Tage mußte er wieder abziehen. Dennoch gelang es ihm bei dieser Gelegenheit, 3 Personen von großem Ansehen unter den Koreischiten und von noch größerm Ruhm unter den Moslemim, den Kaleb, Amru und Othman, zu bekehren. Im 8. J. der Hegira rückte ein Heerhaufen M.'s unter Zeid's Anführung gegen die Stadt Muta in Palästina vor, wo der Statthalter des Kaisers Heraklius einen der moslemitischen Abgesandten ermordet hatte. Zeid blieb, und nur der Muth Kaled's, der bei dieser Gelegenheit den Beinamen Schwert Gottes erhielt, hinderte die Niederlage. Ein unbesonnener Treubruch der Koreischiten gab M. erwünschte Gelegenheit, 10,000 wohlbewaffnete, von frommem Eifer begeisterte Krieger gegen Mekka zu führen. Die erschrockenen Koreischiten leisteten geringen Widerstand und erhielten nur unter der Bedingung, den Islam anzunehmen, Leben und Freiheit. Die Götzenbilder der Kaaba wurden zerstört, aber der schwarze Stein ward durch des Propheten andächtige Berührung aufs neue Gegenstand der tiefsten Verehrung. Der Tempel ward das größte Heiligthum der Religion M.'s, und nur den Bekennern

derselben ward der Eintritt in die heil. Stadt Mekka verstattet. Dies wichtige Ereigniß fand im 8. J. der Hegira statt. Die Zerstörung einiger berühmten Götzenbilder und die Unterwerfung verschiedener arabischer Stämme beschäftigten zunächst die moslemitischen Waffen. Im Thale Honain unweit Mekka, wo M. persönlich in große Gefahr kam, errang er nur nach den äußersten Anstrengungen den Sieg. Das folgende J. nennen die Mohammedaner das Jahr der Gesandtschaften, weil eine Menge arabischer Stämme durch Abgeordnete ihre Unterwerfung und Bekehrung ankündigten. Jetzt beschloß M., an der Spitze von 30,000 M., worunter 10,000 Reiter waren, den feindlichen Planen des Kaisers Heraklius zuvorzukommen. Er rückte in Syrien bis Tabuk, auf dem halben Wege nach Damask, vor, kehrte jedoch nach Medina zurück und begnügte sich, den Kaiser schriftlich zur Annahme seiner Lehre aufzufodern. Nach seiner Rückkehr machte er ein neues Capitel des Koran bekannt, widerrief alle Verfügungen zu Gunsten der Götzendiener und vernichtete alle mit ihnen geschlossene Verträge. Er konnte jetzt als Herr von ganz Arabien angesehen werden, obgleich nicht alle Bewohner seine Religion angenommen hatten; vielmehr verstattete er den Christen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes gegen einen Tribut. Im 10. J. der Hegira unternahm M. die Abschiedswallfahrt nach Mekka; er war dabei mit dem höchsten Glanz umgeben und von 90,000, nach A. von 150,000 Anhängern begleitet. Dies war aber zugleich die letzte glänzende Handlung seines Lebens. Er starb bald nach seiner Rückkehr nach Medina, in den Armen seiner Gemahlin Ayessha, im 11. J. der Hegira, in seinem 63. Lebensjahre. Von allen seinen Weibern hatte ihm nur die erste Kinder geboren, und von diesen überlebte ihn nur seine Tochter Fatima, die Gemahlin Ali's. Die mohammedanischen Schriftsteller erheben ohne Zweifel mit Übertreibung die körperlichen und geistigen Eigenschaften ihres Propheten; indeß ist es sehr glaublich, daß er von einnehmender Majestät in der Erscheinung war und viel natürliche Beredtsamkeit mit einem entschlossenen und unternehmenden Geiste verband. Durch diese Gaben gelang es ihm, sich über seines Gleichen zu erheben und Vertrauen und Zuneigung zu gewinnen. Unter seinen Landsleuten ragt er als ausgezeichnet hervor; im Vergleich mit andern Gesetzgebern und Völkerbeherrschern nimmt er nur einen niedrigen Platz ein. Ob er selbst ehrlich geglaubt, was er vortrug als göttliche Offenbarung, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Am wahrscheinlichsten hält man ihn für einen religiösen Schwärmer, der sich wirklich für begeistert durch die Gottheit hielt, dadurch aber doch nicht so ganz verblendet wurde, daß er die Mittel übersah, wodurch er seine Lehre dem Volke annehmbar machen und seine Herrschaft über die Gemüther sichern könnte. Daher die Dichtung von seiner Unterredung mit dem Erzengel Gabriel; daher seine erträumte Reise durch die sieben Himmel des Paradieses; daher seine Nachsicht gegen die sinnlichen Begierden eines sinnlichen Volks. Der erste Grundsatz seines Lehrsystems war: Nur Einer (Allah) ist Gott und Mohammed sein Prophet. Dabei galten ihm Moses und Christus als gottbegeisterte Lehrer der Vorwelt, und er tastete keineswegs die Glaubwürdigkeit der heil. Geschichten und Offenbarungen des alten Judaismus und Christianismus an, die er nur für verfälscht hielt. Das Paradies, welches er seinen treuen Anhängern verhieß, war ein sinnlicher Freudenhimmel; er selbst ahnete vielleicht keinen andern. Seine Moral war aus der altjüdischen und christlichen zusammengesetzt. Treue Verehrung Allah's, als des einigen Gottes, unverbrüchlicher Gehorsam gegen des Propheten Gebote, Nothwendigkeit des Gebets, Wohlthätigkeit gegen Arme, Reinlichkeit, Enthaltsamkeit von verbotenen Genüssen (besonders starker Getränke — dies Verbot ward von ihm bei entstandenen Zänkereien unter seinen Anhängern gegeben), Tapferkeit und ausharrender Muth für Gottes Sache bis zum Tode und völlige, glaubensvolle Ergebung in

das unabwendbare Schicksal sind die Hauptcapitel seiner Sittenlehre. An Feierlichkeit, Fasten und Gebräuchen durfte es einer solchen Religion für ein sinnliches Volk nicht fehlen; das Gebot der Wallfahrt nach Mekka und Medina war aber unstreitig eine politische Maßregel, um den Stammsitz des Islam für immer zu heiligen und Arabiens politisch-religiöse Bedeutenheit dauernd zu sichern. Diese Lehre ist in dem Koran enthalten, dem man bald eine zweite Sammlung: Sunna (zweites Gesetz von Lebensregeln, die sich auf M.'s Beispiel gründen), an die Seite setzte. Nicht alle Mohammedaner nehmen jedoch die letztere an; diejenigen, welche sie annehmen, heißen daher Sunniten. (Vgl. „Über die mohammedanische Religion", Elberfeld 1800. Ältere Schriften sind von Adr. Reland „De rel. Mohammedica", Utrecht 1717, Hackspan, H. Hottinger rc.) Eine der Hauptursachen der schnellen und gewaltsamen Verbreitung seiner Lehre und Herrschaft lag in der Waffengewalt, indem Alle, welche sich nicht gutwillig ihr unterwerfen wollten, mit der Schärfe des Schwerts dazu gezwungen wurden. Seltsam genug findet man in seiner Geschichte keine Spur, daß er zur Ausführung seiner Plane sich der Weiber bediente, obgleich er die Vielweiberei mit einiger Einschränkung und die Kebsweiberei ohne alle Grenzen zuließ. Daß er seiner ersten Frau vorspiegelte, die Anfälle von Fallsucht, welche er hatte, seien Entzückungen ins Paradies, und daß sie zur Verbreitung dieser Fabel ihm zuerst Anhänger verschafft habe, scheint von christlichen Gegnern ersonnen zu sein, um Verachtung gegen den Lügenpropheten zu bewirken. Gewiß ist es, daß er selbst erklärte, er thue keine Wunder. Gleichwol schrieben ihm seine Jünger die allerunsinnigsten Wunderwerke zu, z. B. daß ein Theil des Mondes in seinen Ärmel gefallen und er ihn wieder an den Himmel geworfen habe; daß Wasser aus seinen Fingern geträufelt; daß Steine, Bäume und Thiere ihn für Gottes wahren Propheten laut anerkannt u. s. f. — Tugendhaft im christlichen Sinne war M. keineswegs; denn er predigte nur Duldung, wo man sich ihm unterwarf, Mord und Zerstörung aber, wo man die Waffen gegen ihn ergriff. Er war dabei unleugbar ein Wollüstling. Nie kann er, in moralischer Hinsicht, mit dem göttlichen Stifter des Christenthums verglichen werden. Doch hat sein politisch-religiöses System, besonders in Asien und Afrika, eine sehr weite Ausdehnung gewonnen. Auch ist die Ehrfurcht, welche die rechtgläubigen Moslemim dem Propheten und Allem, was ihm aufs entfernteste angeht, beweisen, ebenso groß, als nur irgend in der Christenheit die Verehrung der Reliquien gewesen sein mag. So z. B. sind die Decke in der Moschee zu Mekka, welche alle Jahr erneuert wird, das Kameel, welches den Koran zur Kaaba trägt, und in dem Gebiet von Mekka eine unzählige Menge Tauben, die nicht einmal von den Früchten verscheucht, noch weniger getödtet werden dürfen, weil sie von derjenigen Taube abstammen sollen, die sich des Propheten Ohr näherte, Gegenstände der heiligsten Verehrung. Nur der blinde, wundersüchtige Pöbel glaubt indessen das Märchen: M.'s Grab hänge in der Luft. M. liegt vielmehr zu Medina begraben, wo er starb, und eine in der heiligen Capelle verschlossene Urne stellt sein Grabmal vor, das mit eisernem Gitterwerk umgeben und für Niemand zugänglich ist. So ist auch das sogen. Testament M.'s ein untergeschobenes Machwerk späterer Zeiten, und es ging mit M.'s Lehre wie mit der des Christenthums: sie war die fruchtbare Mutter vieler Secten, unter welchen die Sunniten und Shiiten, als die vorzüglichsten, noch jetzt unter Persern und Türken den heftigsten Religionshaß nähren. S. K. E. Ölsner's „Mahomet rc." (Frankfurt a. M. 1810), „Hist. du Mahométisme etc.", von Ch. Mills, aus d. Engl. nach der 2. Aufl. übers. von M. P. (Paris 1825).

Mohammed II., türkischer Kaiser, mit dem Beinamen Bujuk, der Große, geb. zu Adrianopel 1430, folgte 1451 seinem Vater Amurat II. Er erneuerte zwar den von seinem Vorfahren mit dem griech. Kaiser geschlossenen Frie-

den, faßte aber den Plan, die Eroberung des schon sehr geschwächten griech. Kaiserthums durch die Einnahme von Konstantinopel zu vollenden. Die christlichen Mächte in Europa blieben müßige Zuschauer. Am 6. April 1453 erschien M. vor Konstantinopel, das er zu Lande mit einem Heere von 300,000 kühnen Streitern und zu Wasser mit 300 Galeeren und 200 kleinen Fahrzeugen zu belagern anfing. Die Belagerten hatten starke eiserne Ketten vor den Hafen gezogen und vertheidigten sich tapfer, ungeachtet sie der so sehr überlegenen Macht des Feindes nur etwa 10,000 M. entgegenzustellen hatten. Als aber M. einen Theil seiner Flotte über Land in den Hafen schaffen, eine Schiffbrücke schlagen und mit Kanonen besetzen ließ, unterlag die Tapferkeit der Griechen nach einer 53tägigen Vertheidigung, und das morgenländische Reich hatte ein Ende. Die Stadt ward am 29. Mai mit Sturm eingenommen und der Plünderung preisgegeben. Der Kaiser Konstantinus Drageses fiel gleich anfangs mit den Waffen in der Hand. In wenigen Stunden war die Eroberung der Stadt vollendet. Die zügellosen Sieger überließen sich allen Greueln und Ausschweifungen. Während der Plünderung ward eine junge Fürstin, Namens Irene, vor M. gebracht. Ohne die Thränen und die Unschuld der Unglücklichen zu achten, überließ er sich 3 Tage lang in ihren Armen den Ausschweifungen der rohesten Sinnlichkeit. Einige Janitscharen murrten, und ein Vezier wagte sogar, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Sogleich ließ M. die Gefangene holen, ergriff sie bei den Haaren und ermordete sie vor den Augen der Unzufriedenen mit den Worten: „Also behandelt Mohammed die Liebe". — Als er in die Stadt einzog, fand er sie verödet. Da er sie aber zum Hauptsitz seines Reichs bestimmte, so sicherte er den Griechen, um neue Einwohner hinzuziehen, völlige Religionsfreiheit zu und erlaubte ihnen, sich einen neuen Patriarchen zu wählen, dessen Würde er selbst noch mehr auszeichnete. Konstantinopel wurde unter ihm bald wieder blühend. Er stellte die Festungswerke wieder her und ließ, zu mehrer Sicherheit, am Eingange des Hellesponts, die Dardanellen (s. d.) anlegen. M. setzte seine Eroberungen fort. Eine Zeitlang hemmte sie, mit einem nicht sehr zahlreichen Heer und durch die bergige Beschaffenheit seines Landes begünstigt, der Fürst von Albanien, Skanderbeg. M. schloß endlich Frieden mit ihm, aber nach Skanderbeg's Tode (1467) unterwarf er sich Albanien bald. Sein weiteres Vordringen in Ungarn hielt der berühmte Johann Hunyad auf, der ihn (1456) nöthigte, die Belagerung von Belgrad aufzuheben, bei welcher er 25,000 M. verloren hatte und selbst schwer verwundet worden war. Auch der Sohn des großen Hunyad, König Mathias Corvinus, hielt die Türken von Ungarn ab und entriß ihnen selbst Bosnien wieder. Dagegen eroberte M. in kurzer Zeit Servien, Griechenland und den ganzen Peloponnes, die meisten Inseln im Archipel und das im Anfange des 13. Jahrh. an der Küste von Kleinasien zu Trapezunt errichtete griech. Kaiserthum der Komnenen. Die christlichen Mächte fingen an, wegen der Fortschritte dieser Eroberungen besorgt zu werden, und es wurde auf Veranlassung des Papstes Pius II. 1459 zu Mantua ein Kreuzzug gegen die Türken beschlossen, der aber wegen der schlechten Verfassung der meisten europäischen Staaten unterblieb. Der Republik Venedig entriß M., außer mehren andern Besitzungen, auch (1470) Negropont und den Genuesern (1474) Kaffa. Die öftern Kriege mit den Persern hinderten ihn, sein Kriegsglück gegen die christlichen Mächte weiter zu verfolgen. 1480 griff er die Insel Rhodus an, ward aber von den Rittern mit großem Verluste zurückgetrieben. Er wandte hierauf seine Waffen gegen Italien, nahm Otranto ein und würde wahrscheinlich seine Eroberungen in diesem Lande weiter fortgesetzt haben, wenn nicht der Tod seinen Unternehmungen ein Ende gemacht hätte. Er starb 1481 auf einem Zuge gegen Persien. M. hatte, während seiner 29jährigen Regierung, 12 Reiche und mehr als 200 Städte erobert. Auf sein

Grab befahl er die Worte zu setzen: „Ich wollte Rhodus einnehmen und Italien erobern"; wahrscheinlich um damit seinen Nachfolgern ihre Pflicht einzuschärfen. Wenn glänzende Eigenschaften und umfassender Ehrgeiz, besonnener Muth und glückliche Erfolge einen großen Fürsten, unmenschliche Grausamkeit, schändliche Treulosigkeit, niedrige Ausschweifungen, stetes Hohnsprechen aller Gesetze dagegen einen Bösewicht machen: so muß man gestehen, daß M. II. beides gewesen. Er sprach Griechisch, Arabisch und Persisch, verstand Lateinisch, zeichnete und malte, hatte Kenntniß in der Geographie und Mathematik und kannte die Geschichte der größten Männer des Alterthums. Kurz, er würde mit dem erhabensten Helden zu vergleichen sein, wenn seine Grausamkeiten nicht seinen Ruhm befleckt hätten. Die Politik hemmte zuweilen den Ungestüm seines Charakters, aber nur zu oft wurde er von ihm hingerissen; doch sind nicht alle Thatsachen, die man von seiner Unmenschlichkeit anführt, beglaubigt.

Mohammed IV., geb. 1642, wurde, nachdem sein Vater Ibrahim in einem Aufstande der Janitscharen erdrosselt worden war, als Knabe von 7 J. auf den Thron erhoben. Seine Großmutter, ein herrschsüchtiges Weib, führte die Regierung, ward aber in einer Serailrevolution umgebracht. Der berühmte Großvezier Mohammed Kuperli (oder Kuprili) ward nun an die Spitze der Regierung gestellt. Diesem großen Minister und s. ebenso großen Sohne und Nachfolger hatte das türkische Reich das Ansehen zu danken, in welchem es sich noch bis gegen das Ende d. 17. Jahrh. erhielt. M. IV. selbst war ein unbedeutender Regent, dessen vorzüglichste Leidenschaft die Jagd war. — Kuperli wendete seine meiste Sorge auf die Herstellung der innern Ruhe des Reichs, welcher er eine große Anzahl Menschen opferte. Daher ward auch der schon 1645 angefangene Krieg gegen die Venetianer, besonders wegen der Insel Kandia, nur schwach fortgesetzt. Aber 1667 unternahm Achmet Kuperli, einer der größten türkischen Feldherren, die in der Kriegsgeschichte berühmt gewordene Belagerung von **Kandia** (s. d.), welche 2 Jahr 4 Monate dauerte. Die Capitulation ward am 5. Sept. 1669, zugleich mit den Friedensbedingungen zwischen Venedig und den Türken, unterzeichnet. Früher (1660) war wegen Siebenbürgen ein Krieg mit dem Kaiser Leopold entstanden. Die Türken hatten bereits beträchtliche Fortschritte in Ungarn gemacht, als sie am 3. Aug. 1664 von Montecuculi bei St.=Gotthard völlig geschlagen wurden. Dessenungeachtet nahm der Kaiser, zum Erstaunen Aller, den von den Türken angebotenen 20jährigen, ihm unvortheilhaften Waffenstillstand zu Temeswar an. Noch nie hatten die Türken sich den Grenzen Deutschlands so sehr genähert als jetzt. Die Anarchie, welche unter dem König Michael in Polen herrschte, und die Unruhen der Kosacken veranlaßten 1672 einen Krieg der Türken gegen Polen, welches den Frieden unter schimpflichen Bedingungen erkaufen mußte. Aber der große polnische Feldherr Johann Sobieski rächte die Schmach seiner Nation durch einen entscheidenden Sieg bei Choczim (1673) und erzwang (1676) von den Türken einen ehrenvollen Frieden. Auch trug Sobieski das Meiste zu dem Entsatze von Wien bei, das in dem (1683) durch die Mißvergnügten in Ungarn veranlaßten Kriege von dem Großvezier Kara Mustapha mit 200,000 M., wider den Rath der Verständigen, länger als 6 Wochen belagert wurde. Die Türken wurden in ihrem Lager, am 2. Sept., von dem verbündeten christl. Heere angegriffen und mit außerordentlichem Verlust geschlagen. Der Großvezier mußte seinen großen Fehler mit dem Kopfe büßen. Der Kaiser, Polen, Rußland und Venedig schlossen nun ein Bündniß wider die Türken, die fast überall Verlust erlitten und u. a. am 12. Aug. 1687 bei Mohacz von dem Herzog Karl von Lothringen gänzlich geschlagen wurden. Da man alle diese Unfälle der Weichlichkeit und Trägheit des Sultans M. IV. zuschrieb, so ward er 1687 abgesetzt und starb im Gefängniß 1691.

Mohammed-Ali (auch Mehemmed-Ali) Pascha, Vicekönig von Ägypten, nach Salt's u. A. Urtheil gegenwärtig der größte Mann s. Nation, ein 1769 zu Kavala in Macedonien geb. Türke, der durch Kühnheit, List und Tapferkeit sich aus dem Staube zu einem Herrscher emporgeschwungen hat, vor dem Arabien, Nubien und Kreta zittern, dem sein stolzer Gebieter, die Pforte, schmeichelt, und dem — gelehrte Gesellschaften ihre Diplome senden. Er herrscht über Ägypten seit 1806 mit dem Blicke europäischer Staatskunst. Von Jugend auf zeigte M. außerordentlichen Scharfblick, ungewöhnliche Gewandtheit in allen körperlichen Übungen und einen brennenden Ehrgeiz. Der türkische Statthalter in Kavala gab dem armen, früh verwaisten Knaben die gewöhnliche Erziehung, dann eine Stelle und eine reiche Frau. Lesen und Schreiben lernte er erst als Pascha. Ein Kaufmann aus Marseille, Namens Lion, der in Kavala wohnte und sein Gönner war, flößte ihm Zuneigung zu der franz. Nation und religiöse Duldung ein, welche jetzt in Ägypten den Aufenthalt der Fremden sehr begünstigen. Noch 1820 gab der Vicekönig der Familie Lion Beweise seiner Dankbarkeit. Sein erstes Hauptgeschäft war Handel mit Taback, und noch jetzt beschäftigen ihn große Handelsunternehmungen, selbst nach Indien. Sein erster Feldzug war in Ägypten gegen die Franzosen 1800, als Befehlshaber (Bimbaschi) des Contingents von Kavala. Der Kapudan Pascha, Zeuge seiner Tapferkeit in dem Gefecht bei Rahmanieh gegen den General Lagrange, gab ihm einen höhern Posten, in welchem er sich die Zuneigung der albanesischen Truppen erwarb. Dadurch gründete er, nachdem die Franzosen 1802 Ägypten geräumt hatten, in dem vieljährigen Kampfe der Paschas mit den Mameluken seinen militairischen Ruf; aber bald wurde der Statthalter auf den ehrgeizigen M. eifersüchtig und bewirkte, um ihn zu entfernen, seine Ernennung zum Pascha von Salonichi. M.'s Ansehen war jedoch so groß, daß die Bewohner von Kairo für ihn zu den Waffen griffen, und daß die Ulemas und Scheiks durch Abgeordnete dem Divan in Konstantinopel vorstellten, M. sei allein im Stande, die Ordnung und Ruhe in Ägypten, das der Statthalter Khurschid Pascha beraube und unterdrücke, wiederherzustellen. Zugleich übertrugen sie ihm die Macht eines Statthalters; allein der kluge M. lehnte die äußere Würde ab, während er im Geheimen die Sache leitete. Endlich bestätigte ihn die Pforte, 1. April 1806, als Statthalter von Ägypten und erhob ihn zum Pascha von 3 Roßschweifen. Er behauptete sich in diesem Posten durch die Ergebenheit seiner Albanesen und durch Frankreichs Einfluß, als die Pforte, durch England gewonnen, den Mameluken Elfy-Bei zum Statthalter von Ägypten bestimmt hatte. M. brachte nun in kurzer Zeit das verwilderte Land in Ordnung, gewöhnte die zuchtlosen Truppen an Gehorsam, nöthigte die Engländer, welche im März 1807 Alexandrien besetzt hatten, nach mehren für sie unglücklichen Gefechten, Ägypten im Sept. zu verlassen, zwang hierauf die Mameluken-Beis zur Unterwerfung und ließ sie treulos (im März 1811) bei einer feierlichen Veranlassung, 470 an der Zahl, ermorden. Die übrigen wurden enthauptet. Man gab ihnen geheime Ränke Schuld. Die franz. Mameluken blieben allein verschont. Von dieser Zeit an herrschte Ruhe in Ägypten. Glorreich war der Feldzug gegen die Wahabis 1816 unter des Vicekönigs zweitem Sohne Ibrahim Pascha (der älteste war im Felde gestorben); man entriß den Sectirern Mekka und Medina, eroberte ihre Hauptstadt Derayeh 1818 und schickte ihren Anführer gefangen nach Konstantinopel. Der Zug nach Nubien und Sennaar 1821, dem der franz. Reisende Cailliaud (s. Meroë) folgte, weil er Goldminen entdecken sollte, endigte mit der Ermordung des Anführers Ismael Pascha, des jüngsten Sohnes des Vicekönigs. Zu gleicher Zeit leitete M. die innere Verwaltung. Armee und Flotte, Festungsbau und Verpflegung der Truppen wurden auf europäischen Fuß eingerichtet, Telegraphen und Congreve'sche Raketen verfertigt; der Stand der Ulemas ward in

besoldete Beamte verwandelt, der Ackerbau erweitert, die Schaf- und Pferdezucht verbessert; Gewerbe und Handel blühten auf; Europäer fanden Schutz und Belohnung; gelehrte Reisende erhielten Unterstützung; Ismael Gibraltar u. A. wurden 1818 nach Europa gesandt, um Verbindungen anzuknüpfen; der Mahmudcanal ward gebaut, um Alexandrien mit Kairo zu verbinden; Oliven- und Maulbeerbäume, die Ägypten bisher nicht hatte, wurden angepflanzt, Zucker- und Salpetersiedereien und Stückgießereien angelegt, Quarantaineanstalten errichtet, die Vaccine eingeführt, Schulen angelegt u. s. w. — Briten, Franzosen und a. Nationen bewerben sich um M.'s Freundschaft. Die Pforte fürchtet den Übermächtigen, welcher in dem Kampfe mit den Hellenen auf Kreta festen Fuß gefaßt hat. Sie ernannte ihn 1824 zum Oberanführer gegen die Griechen; allein er schickte s. Sohn Ibrahim an der Spitze eines Landungsheeres von 16,000 M. mit einer Flotte unter Ismael Gibraltar, der Morea erobern und eine Negercolonie daselbst gründen sollte. Dieser ward zwar in mehren Seetreffen, zugleich mit der Flotte des Kapudan Pascha, im Sept. 1824 von dem griech. Admiral Miaulis und dem Branderführer Kanaris geschlagen; allein im März 1825 gelang es einer zweiten ägypt. Expedition, in Modon zu landen und Navarin, Tripolizza und a. O. zu erobern. Seitdem hat Ibrahim Morea verheert und die Einwohner als Sklaven nach Ägypten geschickt. Erst im Oct. 1827 ward eine dritte Expedition des Vicekönigs in dem Hafen von Navarin von dem engl. Admiral Codrington und dem franz. Admiral de Rigny, in Folge des Pacificationsvertrags vom 6. Juli 1827, blokirt, der Vicekönig selbst aber von den verbündeten Mächten aufgefodert, sich jeder Feindseligkeit gegen die Griechen zu enthalten. — M. selbst ist Souverain von Ägypten, ohne die äußere Achtung gegen den Großherrn zu vergessen. Er ist Despot, weil er es sein muß, aber mit Staatsklugheit, oft sogar mit Edelmuth. Er ist unumschränkter Herr des Bodens und aller Erzeugnisse desselben. Er treibt mit den Producten Ägyptens und selbst mit den über Ägypten kommenden ostindischen Waaren das Monopol, an welchem nur wenige von ihm bestimmte Handlungshäuser Theil nehmen. Allein der Ankauf von Kriegsschiffen in Frankreich und die Ausrüstungen gegen Morea haben seinen Schatz erschöpft und drückende Auflagen zur Folge gehabt. In Ägypten beschützt er die Griechen wie die Franken; er läßt junge Türken in Paris europäisch bilden; Christen besitzen sein Vertrauen: aber Nichts verbürgt seinen Entwürfen Fortdauer und Bestand. Selbst Ibrahim scheint nicht den Colonisations- und Culturplan s. Vaters zu billigen. Hätte Mohammed-Ali sich nicht mit Verrath und Mord befleckt, so würde er vielleicht verdienen, Ägyptens zweiter Saladin zu heißen. (Vgl. Ägypten.) S. Felix Mengin's „Hist. de l'Egypte sous le gouvernement de Mohammed-Aly etc." (Paris 1823, 2 Bde., mit e. Atlas u. lithogr. Kpf., Fol.). Auch Minutoli entwirft vom Pascha ein vortheilhaftes Bild. M. hat einen Enkel, den er sorgfältig erziehen läßt, und 2 verheirathete Töchter. 20.

Mohn, Mohnsamen, auch **Magsamen**, ein kleiner, weißer, sonst aber auch fleischfarbiger, schwarzer, aschgrauer, rothbrauner oder weißgelblicher Samen aus den Fruchtbehältnissen des zahmen Garten- und Feldmohns, wovon der weiße oder graue die gewöhnlichsten sind. Man findet den zahmen Mohn als eine wuchernde Pflanze mit einem bittern, unangenehmen Milchsafte in Kohl- und Küchengärten, Feldern und fetten Ländereien. Der großköpfige hohe Mohn mit großen ganz weißen Blumen und weißem Samen wird für den besten gehalten. Den großen purpurrothen mit dunklern Blumen und einem bald weißen oder etwas fleischfarbenen, bald rothbraunen, blaugrauen oder aschgrauen Samen nennt man eigentlich Feld- oder Gartenmohn, er wird aber auch wild gefunden. Man braucht von dem Mohn die Blumen, die reifen und unreifen Köpfe, das aus dem Samen gepreßte treffliche Speiseöl (welches unter allen Ölen zum Malen das vorzüglichste

ist, gut trocknet und den Farben nicht schadet, und dadurch verbessert wird, daß man es mit weißem Sande durchschwenken läßt, worauf es nach einigen Tagen weiß, obwol etwas trübe, aber völlig flüssig und brauchbar wird), den Samen, der einen angenehmen, süßen Geschmack hat, dabei fett, ölig und nahrhaft ist (man braucht ihn in Suppen und zu Kuchenwerk, auch bei heftigen Brustbeschwerden als Arznei) und das Opium (s. d.). In Deutschland liefert Thüringen und insbesondere die Gegend von Erfurt den meisten Mohn.

Mohn (Sigismund), Glasmaler, geb. zu Weißenfels 1760, erlernte in seiner Jugend das Tischlerhandwerk und kam später unter die Soldaten. Nach erhaltenem Abschiede reiste er als Silhouetteur. 1809 stellte er zum ersten Male seine Versuche in der Glasmalerei öffentlich im Saale des Klassig'schen Caffeehauses in Leipzig auf, nachdem er sich viele Jahre damit beschäftigt hatte, auf starkes und feuerfestes Krystallglas mit eingebrannten Metallfarben zu malen. Er benutzte dies zur Verzierung von Trinkgläsern, Flaschen, Bechern u. s. w. und gab seinen Farben eine solche Dauer, daß das Gemälde nur mit dem Glase selbst zerstört werden kann. Er lieferte so Arabesken, Silhouetten, Portraits, Landschaften und Prospecte von mehren Städten, auch Nachbildungen größerer Gemälde, und leistete in Zeichnung, Perspective und Colorit das Mögliche. Bald darauf begab er sich nach Dresden, wo er 1815 starb. — Sein ältester Sohn, Gottlob Samuel, besuchte 1812 die Akademie in Wien, wo er sich ausschließend mit der Glasmalerei beschäftigte und u. a. auch eine kaiserl. Capelle im Schlosse Laxenburg mit Malereien dieser Art ausstattete. Die wiener Krystallglasfabrik hat Malereien von ihm von einer Nettigkeit und Eleganz, sowie von einer Kraft und Schönheit der Farben, die jeder gerechten Foderung Genüge leisten. Er starb zu Laxenburg den 2. Nov. 1825. Unter mehren trefflichen Glasarbeiten hinterließ er ein Turnier mit den Wappen von 16 fürstl. und gräfl. Häusern.

Mohs (Friedrich), Prof. der Mineralogie, seit 1826 in Wien, vorher an der Bergakademie zu Freiberg, Ritter des k. sächs. Civilverdienstordens, geb. um 1774 in einer kleinen Stadt im Herzogthum Anhalt-Bernburg, verlor s. Vater, der Kaufmann war, sehr früh und sollte die Geschäfte desselben fortführen. Aber sein Hang zu den Wissenschaften, besonders den mathematischen, hielt ihn davon zurück. Er ging wöchentlich 3 Mal eine starke Meile weit, um nur eine Stunde Unterricht in der Mathematik zu erhalten. Seit 1796 studirte er in Halle unter Klügel und Gren die Naturwissenschaften und zugleich Philosophie; 2 J. darauf ging er nach Freiberg. Hier zogen ihn besonders die Werner'schen Vorträge über die Geognosie an, weil sie auf Beobachtungen beruhten und verlangten, daß man den Gegenstand zuvor kennen lerne, ehe man ihn erklärt. M. beschäftigte sich mit dem praktischen Bergbau und fand bald eine Anstellung in seinem Vaterlande, welche er aber verließ, um Antheil an der Gründung einer wissenschaftlichen Anstalt in Dublin zu nehmen, die sich jedoch durch den Tod der wichtigsten darauf Einfluß habenden Personen zerschlug. M. kehrte nach Freiberg zurück, wo er den daselbst studirenden D. Jameson (s. d.), jetzigen Prof. der Naturgeschichte in Edinburg, kennen lernte und eine Beschreibung der Grube Himmelsfürst bei Freiberg verfaßte. 1802 ging er nach Wien, wo er die Beschreibung der Mineraliensammlung des Banquiers Van der Null übernahm. In diesem Buche (Wien 1804) liegen die ersten Keime seiner naturhistorischen Ansichten, welche er nachher entwickelt hat. In ders. Zeit schrieb er einzelne Aufsätze über mineralogische Gegenstände für die „Ephemeriden" des Baron v. Moll. Sein Eifer für Geognosie und Bergbau veranlaßte ihn zu häufigen Reisen in Steiermark, Salzburg, Kärnthen, Krain, Ungarn, Siebenbürgen u. s. w.; 1810 trug ihm die östreich. Regierung auf, die Gegenden im Passauischen, in Östreich und in Böhmen zu untersuchen, in welchen Porzellanerde gegraben wird. Einige Resultate dieser

Untersuchungen sind in den Schriften des polytechnischen Instituts in Wien bekanntgemacht worden und haben in Böhmen die Entstehung einiger neuen Fabriken veranlaßt. Er selbst wurde durch sie dem Erzherzoge Johann bekannt, der das Johanneum in Grätz zu gründen im Begriff war. Der Erzherzog veranlaßte ihn 1811 zu einer neuen Reise in Steiermark, nach welcher ihn die Stände von Steiermark als Prof. der Mineralogie am Johanneum zu Grätz anstellten. Hier fand er in der Mineraliensammlung des Instituts, die, wie die sämmtlichen Sammlungen und Apparate desselben, ein Geschenk seines Stifters ist, Veranlassung, seine Grundsätze und Ansichten von der Mineralogie zu prüfen und anzuwenden; 1812 fing er s. Vorlesungen über die Mineralogie an, die er als die Naturgeschichte des Mineralreichs betrachtete, indem er zugleich seinen „Versuch einer Elementarmethode zur naturhistorischen Bestimmung der Mineralien" herausgab. In diesen Vorlesungen hat er stets mit Achtung von s. berühmten Lehrer Werner geredet, ohne jedoch im Allgemeinen den Ansichten desselben zu folgen. Die Anordnung und Aufstellung der Mineraliensammlung nach naturhistorischen Grundsätzen fand vielen Beifall, selbst bei dem Kaiser von Östreich, und Prof. Mohs erklärt sie in s. spätern Schriften als eins der vorzüglichsten Mittel, welches seine Schüler in den Stand gesetzt habe, in kurzer Zeit große Fortschritte zu machen. Die Versuche, eine Charakteristik der Abtheilungen s. naturhistorischen Systems zu Stande zu bringen, nöthigten ihn zu zahllosen Untersuchungen über die Härte und das eigenthümliche Gewicht der Mineralien, die er in den mineralogischen Schriften entweder gar nicht oder häufig unrichtig angegeben fand, und veranlaßten ihn zur Entwerfung seiner Stufenleiter für die Härte und einer Methode der Krystallographie, welche gründlicher als die damals in Deutschland allgemein übliche, und leichter, auch der Natur angemessener sein sollte als die des franz. Mineralogen Hauy (s. d.). 1816 schrieb M. einen Aufsatz, welcher die Absicht hatte, dem Prof. Jameson in Edinburg eine Vorstellung von der naturhistorischen Methode der Mineralogie zu geben, und welchen dieser später in dem „Edinb. phil. journ." drucken ließ. Durch s. Vorlesungen hatte M. mehre junge Leute aus den kaiserl. Staaten nach Grätz gezogen. Unter diesen befand sich der Graf v. Breuner aus Wien, der den Prof. M. einlud, ihn auf einer Reise nach England und Frankreich zu begleiten, wozu der Erzherzog Johann und die Stände von Steiermark ihre Einwilligung gaben. Die Reisenden langten im Anfange des Jan. 1818 in London an, gingen nach Cornwall und dann von London nach Edinburg. Hier fand M. s. Freund, den Prof. Jameson, mit Ideen über die Naturgeschichte des Mineralreichs beschäftigt, die den seinigen ähnlich waren. Beide wurden bald über die wichtigsten Gegenstände derselben einig, und Jameson, der eben damals die 3. Aufl. s. „Systems der Mineralogie" besorgte, nahm einen Theil der Ansichten des Prof. Mohs darin auf, aber auf eine solche Weise, daß dieser sich bewogen fand, seine „Charakteristik" als Fragment zugleich in deutscher und in engl. Sprache 1820 herauszugeben. Von Jameson erschien in dem nächsten Jahre das „Manual of mineralogy", in welchem der Verf. die naturhistorische Methode, mit wenigen Veränderungen in der Nomenclatur, annahm und sie dadurch in England einführte. Bei s. Zurückkunft nach Edinburg von einer Reise in die Hochlande fand M. den Ruf an die Stelle s. verewigten Lehrers in Freiberg, welchen er mit Genehmigung des Erzherzogs Johann annahm. Er trat dieses Lehramt im Herbst 1818 an. Die oben erwähnte „Charakteristik" erhielt 1821 eine neue Aufl. mit einer erklärenden Einleitung. Darauf gab M. s. „Grundriß der Mineralogie" (Dresden 1822 und 1824, 2 Thle., mit Kpf.) heraus. 6.

Mohs's naturhistorische Methode der Mineralogie. Die Methode des Prof. Mohs ist nicht an sich neu, sondern nur ihre Anwendung auf die Mineralien. Mohs betrachtet die Mineralogie als die Naturgeschichte des

Mineralreichs und bestimmt den Begriff der Naturgeschichte, wie Linné ihn bestimmt, und wie auch Werner in seiner berühmten Schrift „Über die äußerlichen Kennzeichen der Fossilien" ihn angenommen hat. Er erklärt sich gegen die Bestimmung des Charakters einer Wissenschaft nach dem Gegenstande, und gegen die Verbindung verschiedenartiger Kenntnisse in einer Wissenschaft. Wenn man von Dem, was gemeiniglich Mineralogie genannt wird, Alles abzieht, was zu andern Wissenschaften, zur Chemie, zur Geognosie u. s. w. gehört, so kann Nichts übrig bleiben, wenn die Mineralogie ein bloßes Compositum aus den Kenntnissen dieser Wissenschaften ist. Es bleibt aber allerdings Etwas übrig, Dasjenige nämlich, was erfodert wird, die Mineralien zu bestimmen, wie man Pflanzen und Thiere bestimmt, also Kenntnisse, welche zu keiner jener Wissenschaften, wol aber zur Naturgeschichte gehören und in ihrer wissenschaftlichen Ausführung und Form die Naturgeschichte des Mineralreiches selbst ausmachen. Alle jene Kenntnisse müssen daher von der Naturgeschichte abgesondert und, wie diese selbst, für sich bearbeitet werden; die Naturgeschichte aber muß allen den genannten Wissenschaften, insofern sie es mit Naturgegenständen zu thun haben, zum Grunde liegen, weil sie das Object bestimmt, auf welches jene sich beziehen oder mit dessen Untersuchung sie sich beschäftigen. Dies ist in allen Wissenschaften, selbst in denjenigen Theilen der Naturgeschichte befolgt worden, welche die organischen Naturreiche zum Gegenstande haben, nur nicht in der Mineralogie. Davon gibt Mohs als Grund an, daß die Mineralogie ihre Hülfsmittel (das sind die naturhistorischen Eigenschaften, wie er sie, wir wollen nicht entscheiden, ob ganz schicklich, nennt) nicht gehörig untersucht und gebraucht, und wenn sie bei einem solchen Gebrauche nicht ausreichen wollten, weil sie nicht ausreichen konnten, zu fremden gegriffen habe. Er bestimmt nun den gesammten Inhalt der Naturgeschichte und stellt ihn, als ein der Form nach vollständiges Ganzes, in 5 Hauptstücken dar, deren Verbindung unter einander in der Einleitung zu seinem im vor. Art. erwähnten „Grundrisse" gezeigt, die 4 ersten aber, sofern sie das Mineralreich betreffen, im 1., das fünfte im 2. Theile desselben, ausführlich abgehandelt sind. In der Terminologie, dem 1. Hauptstücke, werden die naturhistorischen Eigenschaften betrachtet. Mohs gibt zuerst einen genauen Begriff vom Individuum und sagt, daß auf dieses die ganze Wissenschaft gerichtet sein müsse. Er unterscheidet dann einfache, zusammengesetzte und gemengte Mineralien und theilt demzufolge die naturhistorischen Eigenschaften ein. Die Unterscheidung der einfachen und zusammengesetzten Mineralien dürfte selbst bei der chemischen Untersuchung dieser Körper nützlich werden, weil man der vollkommenen Reinheit nur bei den ersten versichert sein kann. Der Hauptgegenstand der Terminologie ist aber die Krystallographie, die durchaus mathematisch behandelt wird. Denn nur so weit reicht die wahre Wissenschaft, als Mathematik in ihr in Anwendung gebracht werden kann. Diese Krystallographie ist anschaulich, sehr einfach, frei von allen Hypothesen und in ihrer Anwendung leicht. Sie unterscheidet einfache und zusammengesetzte Krystallgestalten, welche man mit einfachen und zusammengesetzten Mineralien nicht verwechseln muß, und sieht die letztern, welche sie Combinationen nennt, als Verbindungen aus den erstern an. Die Verhältnisse der einfachen Gestalten gegen einander werden dadurch gefunden, daß diese Gestalten von einander abgeleitet werden. Aus diesen Ableitungen entsteht die Vorstellung der Reihen, auf welche sich eine sehr einfache Methode der krystallographischen Bezeichnung gründet, und der Begriff der Krystallsysteme. Auf die Reihen, die überhaupt die Grundlage dieser Krystallographie sind, gründet sich auch die Betrachtung und Erklärung der Combinationen und der ganze krystallographische Calcul, der aus diesem Grunde ebenfalls sehr einfach ist. Man hat es längst verstanden, den Calcul auf die regelmäßigen Gestalten des Mineralreiches anzuwenden; aber den Gedan-

ken, das Ganze, soweit es die Combinationen betrifft, gleichsam in ein einziges Problem zusammenfassen, hat Mohs zuerst in den „Gleichungen zur Entwickelung und Berechnung zusammengesetzter Krystallgestalten u. s. w." ausgeführt (Gilbert's „Annal.", Bd. 68). Die Unentbehrlichkeit einer wissenschaftlichen Krystallographie, von der Hauy das erste Beispiel gegeben, ist in der Mineralogie allgemein anerkannt. Auch die Chemiker sollten sich ihrer mehr befleißigen, und zwar nicht bloß in Beziehung auf die Untersuchung der Mineralien, sondern auch andrer krystallisirter Körper, weil ihnen wahrscheinlich mancher wesentliche Unterschied derselben entgeht, indem sie die Gestalten nicht hinreichend unterscheiden. Die Bezeichnung, welche Mohs für die Krystalle gebraucht, wendet er auch auf die Gestalten an, die durch das Zerspalten oder Theilen der Mineralien, wie er es nennt, entstehen. Denn diese Bezeichnung ist einmal vorhanden; und kein wörtlicher Ausdruck kann an Schärfe und Bestimmtheit sie erreichen, da sie selbst dem Calcul genügt. Außer den Krystallisationen und was mit denselben unmittelbar verbunden ist, sind in der Mineralogie von Mohs eigenthümliches Gewicht und Härte der Mineralien die wichtigsten der Eigenschaften, welche in Betrachtung gezogen werden, weil sie am genauesten und mit der größten Übereinstimmung von Jedermann bestimmt und durch Zahlen ausgedrückt werden können. Indeß gründet sich diese Mineralogie nicht lediglich auf die genannten 3 Eigenschaften oder Kennzeichen; denn auch die übrigen kommen, doch nur da, wohin sie gehören und wo sie brauchbar sind, in Anwendung. — Das 2. Hauptstück, welches die Begriffe entwickelt, die nicht aus unmittelbarer Wahrnehmung entstehen, nennt Mohs die Systematik. Er zeigt nämlich, daß in der Natur bloß Individuen und ihre Zusammensetzungen und Gemenge, nicht aber Species, Genera, Ordnungen u. s. w. existiren, oder daß wir die Vorstellungen von diesen nicht unmittelbar aus der Natur erhalten. Deßwegen leugnet er ein System der Natur. Man muß ihn hier jedoch recht verstehen und sich mit ihm genau auf dem Standpunkte der Naturgeschichte halten, wo es nicht die Frage sein kann, ob andre Wissenschaften einem solchen Begriffe Realität zu verschaffen vermögen oder nicht. Das Wichtigste in diesem Abschnitte ist die Bestimmung der Species. M. erklärt, daß das Bestehen oder Fallen der Naturgeschichte des Mineralreiches davon abhänge, ob dieser Begriff lediglich nach naturhistorischen Eigenschaften zu Stande gebracht werden könne oder nicht. Er legt den Begriff der Einerleiheit zum Grunde und nennt Mineralien einerlei, wenn sie in allen ihren naturhistorischen Eigenschaften schlechthin mit einander übereinstimmen. So urtheilt Jedermann; und die Anwendung aller übrigen Wissenschaften, z. B. der Chemie auf die Mineralien, gründet sich auf dieses Urtheil. Er sucht nun gewisse andre Mineralien, die zwar nicht schlechthin einerlei, also in ihren naturhistorischen Eigenschaften wirklich verschieden sind, durch ein eignes Verfahren unter den Begriff der Einerleiheit zu bringen, und nennt solche, die dies gestatten, gleichartig. Dieses Verfahren besteht darin, daß die Verschiedenheiten, welche verursachen, daß Mineralien, an denen sie sich finden, nicht schlechthin einerlei sind, durch den Begriff der Kennzeichenreihen, oder der Reihen der Abstufungen, in den naturhistorischen Eigenschaften aufgehoben werden. Denn wenn Dasjenige, worin 2 oder mehre Dinge sich unterscheiden, unter einem höhern Begriffe steht oder enthalten ist, so sind die Dinge in Hinsicht auf diesen höhern Begriff nicht mehr verschieden. Der höhere Begriff ist hier die Kennzeichenreihe; die niedrigern, welche die Verschiedenheiten hervorbringen, insofern sie unter dem höhern stehen, sind Glieder dieser Reihe. Läßt auf 2 oder mehre Mineralien dieses Verfahren sich nicht anwenden, d. h. lassen ihre Verschiedenheiten durch die Begriffe der Kennzeichenreihen nicht sich aufheben, so sind sie nicht gleichartig. Die Vorstellung der Kennzeichenreihen wird durch die Entwickelung der Reihen der Krystallgestalten vollkommen klar und ihr

Gebrauch erhält durch diese seine Sicherheit. Die Reihen der Krystallgestalten erhalten daher, und mit ihnen die Methode der Krystallographie, welche sich auf sie gründet, eine besondere Wichtigkeit für die Naturgeschichte des Mineralreiches, weil durch sie es möglich wird, den Begriff der Gleichartigkeit zu construiren, welches M. zwar schon früher in der 2. Aufl. seiner „Charakteristik", am ausführlichsten jedoch in seinem „Grundrisse" gezeigt hat. Der Begriff der Gleichartigkeit und der Begriff der Species sind Wechselbegriffe. Was gleichartig ist, gehört zu einer Species, und umgekehrt. Aus den Kennzeichenreihen erklären sich die Übergänge und es folgen aus ihnen auch die Regeln für die Eintheilung der Species, welche jedoch, sowie auch die Bestimmung der Species nach einzelnen Merkmalen, man möge sie wählen und verbinden wie man wolle, verworfen wird, indem man dabei den Begriff der Species und den Charakter der Species, 2 gänzlich verschiedene Dinge, mit einander verwechselt. Die Schlüsse, welche von Mineralien, die einerlei sind, gelten, werden nun auch für die gleichartigen als gültig anerkannt. Wenn der Chemiker einen Flußspath, der in Würfeln krystallisirt, zerlegt hat, so behauptet er, daß er auch die Mischung eines andern kenne, der in Oktaedern krystallisirt. Die Verschiedenheiten, welche man in den Bestandtheilen mancher Mineralien, die zu einer Species gehören, gefunden hat, zeigen wol, daß man hier nicht eine absolute Übereinstimmung der Qualität und Quantität nach erwarten dürfe, so wenig als die naturhistorische Gleichartigkeit schlechthin Einerleiheit voraussetzt; vielleicht selbst dann nicht, wenn die zerlegten Mineralien Individuen und vollkommen rein waren. Es kommt also darauf an, den wahren und eigentlichen Charakter der Mischung gleichartiger Mineralien, oder den chemischen Charakter der Species auszumitteln, von welchem M. behauptet, daß er mit der richtig bestimmten naturhistorischen Species übereinstimmen, und welche zu finden, die naturhistorische Species die Anleitung geben müsse. Die naturhistorische Species wird also die Grundlage in allen denjenigen Wissenschaften, welche sich auf die Mineralien beziehen, wie sie es im Thier- und im Pflanzenreiche ebenfalls ist; und welches System, oder in welcher Wissenschaft man ein System von den Mineralien zu Stande zu bringen denkt: die Species muß überall dieselbe, nur in einem chemischen chemisch, in einem zur Naturgeschichte gehörigen naturhistorisch bestimmt sein. In einem chemischen Systeme wird man nun auch den nächstallgemeinen Begriff, den Begriff des Geschlechtes, nach chemischen Gründen bestimmen; denn man würde widrigenfalls eine grobe Inconsequenz begehen. Wenn man dagegen in der Mineralogie, welche die Naturgeschichte des Mineralreiches ist, mit Hauy und andern berühmten Mineralogen, das Geschlecht chemisch bestimmt, so ist die Inconsequenz, welche man begeht, nicht minder groß. Es ist wol natürlich, wenn man in einem Theile der Naturgeschichte, der noch nicht als Wissenschaft ausgeführt ist, auf eine schwierige Stelle stößt, nachzusehen, welches Verfahren, oder welchen Grundsatz man in den ausgeführten Theilen derselben befolgt und angewendet habe. Die Bestimmung des Geschlechts in der Mineralogie muß Schwierigkeiten gehabt haben, denn die Mineralogen sind darin nicht nur durchaus uneinig, sondern sie greifen fast ohne Ausnahme zur Chemie und bekennen damit, daß sie in ihrer eignen Wissenschaft kein Mittel zu finden wissen, diese Bestimmung zu bewerkstelligen. Es ist hier nicht von einer bloßen Eintheilung die Rede; denn bei dieser fallen alle Schwierigkeiten hinweg. In der Zoologie und Botanik werden alle diejenigen Arten oder Species in ein Geschlecht vereinigt, welche einander in einem gewissen Grade ähnlich sind. Es ist also die naturhistorische Ähnlichkeit der Grundsatz, nach welchem die Geschlechter, aber auch die Ordnungen u. s. w., gebildet werden. Man ist gewohnt, den Begriff der naturhistorischen Ähnlichkeit unbestimmt und schwankend zu finden. Man will wissen, an welchen (einzelnen) Merkmalen man erkennt, daß eine gegebene Species in ein ge-

wisses Geschlecht gehöre, und läßt sich dadurch verleiten, aus einzelnen Merkmalen den Begriff des Geschlechts zu bilden, Linné's Grundsatz zuwider, daß „nicht der Charakter (denn das sind die einzelnen Merkmale) das Geschlecht (dessen Begriff), sondern das Geschlecht den Charakter bestimme". Wenn man sich hiervon überzeugt hat und nun einsieht, daß die naturhistorische Ähnlichkeit nicht auf einzelnen Eigenschaften beruht, sondern daß sie der Ausdruck der Gesammtheit derselben ist, und wenn man sich gewöhnt hat, die Species als Ganze, nicht die einzelnen Individuen oder Varietäten, welche sie enthält, zu betrachten (was freilich in der Zoologie und der Botanik leichter ist als in der Mineralogie): so findet der Begriff der naturhistorischen Ähnlichkeit im Mineralreiche genau dieselbe Anwendung wie in den übrigen Naturreichen; und M. hat diesen Begriff daher nicht nur als den Grundsatz zur Bestimmung der Geschlechter, sondern als das allgemeine Princip der Classification angewendet, indem dieser die Bestimmung der Species, welche classificirt werden sollen, vorausgegangen sein muß, mit deren Begriffe, in Absicht auf dessen Erzeugung, die Classification also nichts weiter zu thun hat. Auf ähnliche Weise werden die Ordnungen hervorgebracht, die mit den natürlichen Familien in der Botanik übereinstimmen, und selbst die Classen. Denn „die Ordnung ist das Geschlecht der Geschlechter; der Ordnungen Geschlecht aber ist die Classe". M. erklärt die Begriffe der Ordnungen und der Classen für solche, die man nicht nöthig habe, um zu einer ausführlichen Vorstellung von dem Mineralreiche zu gelangen, weil diese entsteht, indem man sich eine Reihe naturhistorischer Geschlechter denkt, die man aber nicht entbehren könne, wenn es darauf ankommt, die Gegenstände der Natur unter die Begriffe des Systems zu subsumiren; und nennt das auf dem bisherigen Wege entstandene System das natürliche, im Gegensatze der künstlichen, welche auf bloßen Eintheilungen, nach einzelnen Eigenschaften oder Merkmalen, beruhen. Er behauptet, daß es nur ein natürliches System geben könne, zu welchem sein Versuch eine bloße Annäherung sei, was aber wegen der Beschränktheit der Erfahrung nie erreicht werden werde: denn die Natur äußere sich in Allem, also auch in Hinsicht auf die naturhistorische Ähnlichkeit, stets auf gleiche Weise, oder sie sei einstimmig mit sich selbst. Verschiedene natürliche Systeme würden verschiedene Arten der naturhistorischen Ähnlichkeit (hier ist nicht von verschiedenen Graden die Rede) voraussetzen, welche man sich nicht vorstellen kann. Natürliches System und System der Natur dürfen nicht verwechselt werden; deßwegen würde das erste besser ein synthetisches System heißen. Übrigens nimmt M. die Atmosphärilien aus guten Gründen in sein System auf, worin er mit einigen andern Mineralogen übereinstimmt.

Das Mineralsystem ist, sowie jedes andre Natursystem (in der Zoologie oder der Botanik, die künstlichen ausgenommen) eine Darstellung der Natur, wie sie unter dem Principe der naturhistorischen Ähnlichkeit erscheint, und gibt demnach eine zusammenhängende und geordnete, d. i. eine systematische, Übersicht der Wesen, welche das Mineralreich begreift. Die Nomenclatur ist der wörtliche Ausdruck Dessen, was das System vorstellt, und muß daher nicht nur die Gegenstände (Species) benennen, sondern auch den Zusammenhang andeuten, welcher unter ihnen, in Hinsicht auf die naturhistorische Ähnlichkeit, herrscht, oder mit einem Worte, sie muß systematisch sein. Eine Nomenclatur, welche die Gegenstände bloß nennt, ohne die Verbindung derselben unter einander anzugeben, ist eine trivielle Nomenclatur. M. nennt die Nomenclatur einen Spiegel, in welchem die ganze Wissenschaft sich abbildet. Er rechtfertigt den Versuch einer systematischen Nomenclatur, von welcher es sich, insofern man Naturgeschichte beabsichtigt, von selbst versteht, daß sie nicht wie der Theil der Haüy'schen Nomenclatur, welcher systematisch ist, chemisch sein dürfe, damit: daß die Nothwendigkeit derselben schon in dem Begriffe der Naturgeschichte selbst liege, daß sie die allgemeine Regel

für die Benennung neu entdeckter Arten enthalte, wobei außerdem bloße Willkür obwaltet, daß sie eins der wirksamsten Mittel sich Kenntnisse, und zwar geordnete, zu erwerben, für den Anfänger sei, und daß sie der unnützen Vervielfältigung der Namen vorbeuge; und gibt als besondern Veranlassungsgrund ihrer Einführung an, daß, da die bisherige Nomenclatur wegen der Berichtigung der Bestimmung vieler Arten einmal geändert werden mußte, weil keiner der ältern Namen der in diesen berichtigten Arten enthaltenen Varietäten auf sie angewendet werden konnte, ohne die schon bestehende Verwirrung zu vergrößern, er es für unverzeihlich angesehen haben würde, wenn die Nomenclatur nicht eine systematische Einrichtung erhalten hätte. Die systematische Nomenclatur ist bloß zu wissenschaftlichem Gebrauche bestimmt, für diesen aber auch unentbehrlich. Bei nicht wissenschaftlicher Beschäftigung mit den Mineralien ist auch die Nomenclatur eine gänzlich gleichgültige Sache. Die systematische Nomenclatur hat, wie die trivielle, ihre Regeln, die dadurch, daß sie bisher nicht beobachtet worden sind, keineswegs aufgehoben werden. Bei der Entwerfung der systematischen Nomenclatur hat M. sich aller unnöthigen Neuerungen enthalten und für das ganze Mineralreich, sowie sein System es enthält, nur 2 neue Namen gebraucht, dabei aber die Bedeutung einiger andern geändert, oder eigentlich ihnen durch den davon gemachten Gebrauch erst eine wirkliche Bedeutung gegeben, wodurch seine Nomenclatur, selbst für Anfänger, leicht verständlich wird. Dem Einwurfe, daß seine Benennungen lang sind und aus 2 Wörtern, von denen das eine selbst noch zusammengesetzt ist, bestehen, begegnet er dadurch, daß es besser sei, durch 2 Wörter Etwas, und gerade Das, worauf es in der Naturgeschichte ankommt, als durch ein einziges Nichts, oder etwas nicht hierher Gehöriges zu sagen. — Diese 3 Hauptstücke, die Terminologie, die Systematik und die Nomenclatur, sind in der Methode des Prof. M. als diejenigen anzusehen, welche die Vorbereitung zur Anwendung der Mineralogie auf die Natur, die beiden übrigen, die Charakteristik und die Physiographie als diejenigen, welche diese Anwendung selbst enthaten. Man will nämlich vermittelst der Naturgeschichte aus den Eigenschaften eines Naturgegenstandes, dessen systematische Benennung, oder aus dieser Benennung, eine Vorstellung von den Eigenschaften des Gegenstandes, d. i. ein Bild desselben, erhalten. Zu den ersten dient die Charakteristik, zu den andern die Physiographie; und aus diesem Gesichtspunkte, d. h. genau ihren Begriffen gemäß, müssen beide, insbesondere die Charakteristik des Prof. M. beurtheilt werden, der zuerst den Gedanken faßte, sie in die Mineralogie einzuführen und durch sie die Wissenschaft zu ergänzen und zu vervollständigen. Das Studium der Mineralogie wird dadurch dem Studium der Botanik gänzlich gleich; es hört auf empirisch zu sein, es wird wissenschaftlich und sicher, und was vorzüglich erwogen zu werden verdient, es leitet zur naturhistorischen Untersuchung der Mineralien und zur Beobachtung ihrer Eigenschaften, wodurch den sämmtlichen Wissenschaften, welche diese Körper zum Gegenstande haben, in kurzer Zeit große Vortheile zuwachsen werden. Wenn einem Anfänger ein Mineral vorkommt, welches er nicht kennt, oder nicht vorher schon so oft gesehen hat, daß er es von andern zu unterscheiden vermag, so nützen ihm alle vorhandene Lehrbücher nichts, es kennen zu lernen, weil keins zu diesem Zwecke eingerichtet ist. Es ist aber doch das Erste, den Gegenstand von andern gehörig zu unterscheidn, wenn man sich Kenntnisse, zumal solche, welche über das Gebiet der Naturgeschichte hinaus liegen, von ihm erwerben will; denn um dies zu können, muß man den Namen oder die Benennung desselben wissen. Darum ist die Charakteristik, welche dies zu leisten bestimmt ist, ein sehr wichtiger Theil der Mineralogie, obwol nicht der wichtigste, denn die übrigen Hauptstücke sind ihr an Wichtigkeit vollkommen gleich, und keins derselben darf fehlen, wenn die Mineralogie als wissenschaftliches Ganze bestehen soll. Da man die Charakteristik

von der Physiographie nicht gehörig unterschieden und diese überhaupt für das Wesentlichste der Mineralogie gehalten hat, worauf alle gemachte Zurüstungen abzwecken: so hat man vermittelst der Physiographie die Mineralien erkennen wollen, was dem Begriffe der Physiographie nicht entspricht, indem sie nicht Unterscheidungsmerkmale, sondern anschauliche Vorstellungen, nicht von einzelnen Individuen oder Varietäten, welche jederzeit der Gegenstand der Erkennung oder Bestimmung sind, sondern von der ganzen Species gibt und daher eine Menge von Eigenschaften anführt, welche wol in der Species, nicht aber an jedem Individuum derselben anzutreffen sind. Daß dieses nicht taugt, am wenigsten für einen Anfänger, ein vorkommendes Mineral zu erkennen, sieht man leicht ein und die Erfahrung hat es auch bestätigt. Denn Diejenigen, welche eine ausführliche Kenntniß der Mineralien besitzen, haben sie nicht jenen Büchern, sondern ihren eignen Untersuchungen dieser Körper und ihren anderweitigen Beschäftigungen mit denselben zu danken. Wenn man, auf welchem Wege läßt sich nicht angeben, weil kein methodischer Weg vorhanden ist, die Beschreibung einer Species gefunden hat, zu welcher ein vorkommendes Mineral gehören kann, so läßt sich daraus wol beurtheilen, ob es wirklich zu ihr gehört oder nicht, wenn anders die angegebenen Eigenschaften die dazu erfoderliche Schärfe besitzen, was nicht immer der Fall ist; aber welcher Anfänger erschrickt nicht vor einem solchen Verfahren und wählt nicht lieber den Weg der Empirie? Darum arbeiten diese Bücher der Empirie nicht entgegen, sondern befördern sie, indem sie zu ihr nöthigen, obwol Alles, was Empirie heißt, mit wirklicher Wissenschaft schlechterdings unverträglich ist. Man hat an der Charakteristik von M. Manches getadelt. Sie hat ihre Mängel, das gesteht M. selbst. Diese rühren jedoch von der noch unvollständigen und unvollkommenen, zum Theil vielleicht unrichtigen, naturhistorischen Kenntniß der Mineralien her und werden verschwinden, sobald diese vervollkommnet ist, wozu wahrscheinlich die Charakteristik selbst beitragen wird. Die meisten Einwürfe gegen sie beruhen aber darauf, daß man sie als das Ganze angesehen und insbesondere mit der Physiographie verwechselt, also von ihr gefodert hat, was sie zu leisten nicht bestimmt ist; und daß viele Mineralogen die Grundsätze der Naturgeschichte so gänzlich aus den Augen verloren haben, daß sie Das, was, diesen gemäß, mit ihren eignen Ansichten streitet, für unrichtig und inconsequent halten. Diese Einwürfe werden sich von selbst heben durch die Berichtigung der Begriffe, welche sie veranlaßt haben; und man wird sich dann durch die Entwickelung des Ganzen überzeugen, daß die Mineralogie, indem sie durch M. auf das ihr eigenthümliche Feld (der Naturgeschichte) beschränkt und dieser Beschränkung gemäß ausgeführt worden, nicht nur Nichts verloren hat, sondern zu einer wirklichen Wissenschaft geworden ist. 6.

Moira, s. **Hastings** (Francis).

Moitte, der Name einer franz. Künstlerfamilie. **Pierre Etienne**, Kupferstecher des Königs, geb. zu Paris 1722, ein Schüler von Beaumont, wurde mit der Nadel und dem Grabstichel gleich berühmt im Portrait wie in geschichtlichen Darstellungen. Seine Arbeiten für das dresdner Galeriewerk und mehre nach Greuze haben seinen Ruf begründet. Das Portrait von Restout verschaffte ihm die Mitgliedschaft der Akad. zu Paris 1770. Er starb 1780. Seine 6 Kinder widmeten sich alle der Kunst. — **François Auguste M.**, geb. 1748, machte durch Reinheit des Stichs und Feinheit der Ausführung der Schule seines Vaters Ehre. Sein Hauptwerk ist die Erholung bei Tische nach Jordaens; doch sind seine Arbeiten nach Greuze, besonders 4 Hefte „**Divers habillemens, suivant le costume d'Italie dessinés par J. B. Greuze**", wegen der Mannigfaltigkeit und der gefälligen Formen sehr gesuchte Blätter. Das Jahr seines Todes ist unbekannt. — **Jean Baptiste Philibert M.**, des Vor. Bruder, ward Baumeister und starb 1808 als Prof. an der Schule zu Dijon. Er hat mehr durch Pläne als durch

ausgeführte Bauten sein Andenken erhalten. — Der bekannteste von allen Söhnen des Pierre Etienne war der Bildhauer Jean Guillaume M., geb. zu Paris 1747. Er entwickelte eine so frühe Anlage zum Zeichnen, daß Pigal, damals der beste Bildhauer, sich ihn zum Schüler erbat. Das Studium der Natur und des lebenden Modells befestigte ihn in seinen Fortschritten. Aus Lemoyne's Schule ging er 1768, als sein David mit dem Haupte des Goliath den höchsten Preis erhalten hatte, nach Italien. Hier wählte er die Werke der alten Kunst zu seinen Vorbildern, versäumte aber doch die Natur nicht und erwarb sich dadurch jene Richtigkeit der Zeichnung, den Sinn für großartige Formen, die Gefälligkeit der Verhältnisse und die Paßlichkeit der Gewänder, welche seine Arbeiten auszeichnen. Seine zerstörte Gesundheit zwang ihn, 1773 Rom zu verlassen. In Frankreich kam ihm die günstigste Meinung entgegen. Wie Benvenuto Cellini, wirkte er sehr glücklich auf Werke des Luxus ein, indem er dem Goldschmied des Königs, Auguste, Zeichnungen zu den Arbeiten entwarf, die durch ihre Zierlichkeit bald einen europäischen Beifall erhielten. Seine Statue eines Opfernden verschaffte ihm 1783 die Mitgliedschaft der Akademie. Noch sieht man mehre Basreliefs von ihm an den Barrieren von Paris. Eine von Ludwig XVI. ihm aufgetragene Statue Cassini's, die man im Modell wegen der Bekleidung anfocht, hat er später vortrefflich ausgeführt. In der Revolution erhielt er den Auftrag, das Pantheon mit einem Relief in dem Fronton zu schmücken. Diese kolossale Arbeit: das Vaterland, das die Bürger= und Kriegertugenden ehrt, hat in der neuern Zeit, da jenes Gebäude wieder S. Genovefenkirche ward, abgenommen werden müssen. Damals wurde M. bei der Errichtung des Nationalinstituts Mitglied desselben. Das Basrelief zum Denkmal des General Desaix für die Kirche des Hospizes auf dem St.=Bernhard ist nicht von ihm, wie man behauptet hat, sondern von Boizot. Ein Relief zur Ausschmückung des Louvre, dessen äußere Verzierung ihm und Chaudet (1805) übergeben war, die Muse der Geschichte mit Moses und Numa zur Seite, fand großen Beifall wegen der Übereinstimmung mit den Werken Joh. Goujon's, der nicht ohne Einfluß auf seine künstlerischen Leistungen war. Eine kleinere Reiterstatue Bonaparte's in Bronze verschaffte ihm, der früher zu den franz. Kunstcommissairen in Italien gehörte, das Kreuz der Ehrenlegion. Der Tod einer geistreichen, selbst als Künstlerin ausgezeichneten Gattin, Marie Adelaide Castillas, wirkte nachtheilig auf seine Gesundheit und selbst auf sein Talent. Er starb am 2. Mai 1810. M. hat auch zu der Ausg. von Racine's Werken bei Didot die Zeichnungen selbst verfertigt. In der Pairskammer befindet sich eins seiner geachtetsten Reliefs: Krieger, die sich fürs Vaterland opfern. 19.

Mokka, auch **Mocha**, Stadt am arabischen Meerbusen in der Provinz Jemen, mit einem geräumigen Hafen und 6000 Einw., darunter 1500 Juden. Dieser wichtige Handelsplatz, welchen Kaufleute aus der Barbarei, aus Ägypten, der Türkei und von fast allen andern Nationen besuchen, war ehedem ein bloßes Dorf, aber im 16. Jahrh. zog der Beherrscher von Jemen den Handel von Aden, welchen die Portugiesen störten, nach Mokka. Die Europäer bringen vornehmlich indische Waaren und Eisen dahin, und handeln dagegen Caffee (welcher daher Mokkacaffee genannt wird, obgleich zu Aden und Beith el Fakih fast noch größere Geschäfte mit diesem Artikel gemacht werden), Aloe, Balsam, Gummi u. s. w. ein. Vom Mai bis zum Aug. ist der Handel am lebhaftesten; während dieser Zeit kommen gewöhnlich 90—100 Schiffe aus allen Gegenden daselbst an. Die größten Geschäfte machen die Engländer. Die Regierung zu Mokka führt ein Statthalter (Dola) des Imans oder Beherrscher des Jemen.

Mola, italienische Maler. 1) **Pietro Francesco M.**, geb. zu Coldre im Mailändischen 1621. Aus Albani's Schule kam er nach Venedig. Hier bildete er sich aus des Albani und Guercino Manier einen eignen Styl, vervollkommnete sich

im Colorit, und sah sich durch des Letztern Neid genöthigt, nach Rom zu gehen, wo ihn Alexander VII. die Geschichte Josephs in der Galerie von Monte Cavallo malen ließ und ihn sehr ehrte. Ludwig XIV. lud ihn an seinen Hof ein, aber er starb aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamfili zu Rom 1666, wo man noch jetzt viele Frescobilder von ihm sieht. Auch in dem kön. Palaste zu Paris sah man mehre treffliche Bilder von ihm, z. B. den heil. Johannes in der Wüste predigend, den heil. Bruno in einer schönen Landschaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Cirkel und dem Soldaten, der ihn verwundet, eine ägyptische Flucht, Tancred. Er arbeitete viel, zeichnete richtig und übertraf seinen Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich seine Schatten ein wenig schwarz sind, und in der Mannigfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. Er bildete mehre Schüler. 2) Giovanni Battista M., um 1620 geb.

Molay (Jakob Bernhard v.), der letzte Großmeister der Templer, stammte von dem Geschlechte derer von Longeric und Raon aus Burgund. Sehr jung wurde er um 1265 in den Orden der Tempelherren aufgenommen und nach Palästina geschickt, wo er sich im Kampf gegen die Ungläubigen hervorthat. Als der Großmeister Wilhelm v. Beaujou starb, ward M., obschon er sich zu der Zeit nicht im Orient befand, seiner Tapferkeit, Rechtschaffenheit und Klugheit wegen, einstimmig zum Oberhaupt des Ordens erwählt. Nach dem Falle von Ptolemais aber, 1291, mußte sich der Tempelorden nach Cypern zurückziehen, wo M. eben beschäftigt war, eine neue Ausrüstung gegen die Sarazenen zu betreiben. Diese hatte keinen Fortgang, und M. begab sich, auf die Einladung des Papstes und des Königs, 1306 nach Frankreich. Hier erwartete ihn ein schreckliches Schicksal. König Philipp und Papst Clemens V., beide begierig nach den Schätzen des Ordens und beide darin einverstanden, ihn durch jedes Mittel zu unterdrücken, verhingen über die Templer ein so furchtbares Gericht, daß in wenig Jahren der so reiche und mächtige Orden vernichtet und viele von dessen Gliedern theils verbrannt, theils enthauptet wurden. Auch M. entging diesem Schicksal nicht. Anfänglich von Philipp mit der größten Freundschaft aufgenommen und sogar von ihm zur Übernahme der Pathenstelle bei einem Prinzen vom Geblüte eingeladen, ward er mit allen in Frankreich auf ihren Comthureien und Balleien zerstreut lebenden Rittern, am 13. Oct. 1307 plötzlich verhaftet, vor ein gedungenes Gericht gestellt und nach jahrelangem Leiden im Kerker und nach den grausamsten Mißhandlungen durch Tortur, am 18. März 1314, in Paris auf einer kleinen Insel in der Seine, auf derselben Stelle, wo später die Bildsäule Heinrichs IV. stand, nebst dem Großprior Guido von der Normandie, einem 80jähr. Greise, bei langsamen Feuer verbrannt. (Vgl. Tempelherren.) Die schändlichen und nie erwiesenen Beschuldigungen, welche damals und noch später sowol dem Orden als dem unglücklichen M. gemacht wurden und die nichts Andres als muthwillige Verdrehungen und Unwahrheiten waren, welche sich die Tyrannei eines habsüchtigen Königs im Verbande mit der feilen Dienstfertigkeit von Clemens V. auszustreuen erlaubte, sind in neuerer Zeit durch den rühmlichen Forschungseifer einiger Gelehrten (z. B. Raynouard's in Paris, vgl. das Trauersp. „Die Templer") in ihrer Nichtigkeit dargethan und dadurch ein neuer Beweis geliefert worden, welcher Greuelthaten unbeschränkte Willkür und Fanatismus fähig sind.

Moldau, eine mittelbare Provinz der europ. Türkei (803 □M., 360,000 Einw., darunter Zigeuner an 150,000), die unter einem der Pforte als Vasall unterworfenen Fürsten oder Hospodar (ein slawisches Wort, das Herr bedeutet) steht. Sie grenzt an das russische Reich, die Buckowina, Siebenbürgen und die Walachei, wird in die obere und untere Moldau eingetheilt. Die Moldau hat mit der benachbarten Walachei fast stets gleiche Schicksale gehabt. Als die Römer Dacien erobert hatten, erhielten diese beiden Provinzen den Namen Dacia

transalpina (das jenseits der Karpathen gelegene Dacien). Im 11. u. 12. Jahrh. wohnten hier die Kumanen, und das Land hieß nach ihnen Kumanien. Als diese 1239 nach Ungarn gingen, setzten sich die aus Thracien angekommenen Walachen hier fest, und nun kamen die Benennungen Walachei und Moldau (von dem Flusse Moldova) auf. Obgleich die Moldauer und Walachen einerlei Ursprung und, einige Abweichungen in der Aussprache abgerechnet, einerlei Sprache haben, so herrscht doch zwischen beiden Völkern eine starke Abneigung. Die Moldau hat ihre eignen Fürsten, die aber mit ihren Nachbarn öfter in Kriege verwickelt wurden. Von 1310 an fielen die Türken wiederholt in die Moldau ein, aber erst 1503 übertrug Fürst Bogdan III. ihnen sein Land zu Lehn. Später fingen die Türken an, die moldauischen Fürsten ganz willkürlich zu behandeln, sie nach Gefallen ein- und abzusetzen, und ertheilten endlich diese Würde einem Griechen. Allein nach dem Aufstande der Griechen 1821 wurden die Griechen von allen Regierungsstellen entfernt und die Pforte ernannte 1822 einen Bojar Stóurza zum Hospodar, der aber das Land erst nach arger türkischer Verwüstung und Verjagung der griech. Hetäristen in Besitz nahm. Die Moldau ist von den Russen mehre Male erobert, aber immer zurückgegeben worden. Doch bei dem letzten Friedensschlusse zu Bukarest 1812 mußte die Pforte einen Theil der Moldau von ungefähr 450 □M., in welchem die Festung Choczym liegt, bis an den Pruth, der nun die Grenze macht, abtreten. Schon 1777 war ein beträchtlicher Theil der obern Moldau, 173 □M., der seitdem den Namen Buckowina (s. Galizien und Östreich) erhalten hat, an Östreich abgetreten worden. Ein Theil der untern Moldau, der 400 □M. enthält, an das schwarze Meer grenzt und unter d. Namen Bessarabien bekannt ist, war schon seit langer Zeit den Moldauern von den Türken entrissen worden, wurde aber von diesen in dem Friedensschlusse 1812 ebenfalls an Rußland abgetreten. — Die Moldau ist ein äußerst fruchtbares Land, doch in Folge des Krieges und des Druckes zum Theil noch unangebaut. Ganz vorzüglich sind die Viehweiden dieses Landes, und die Viehzucht jeder Art ist außerordentlich stark. Sonst wurden jährlich 10,000 Pferde und 40,000 fette Ochsen ausgeführt, die letztern nach Siebenbürgen oder durch Polen nach Danzig, wo sie als polnische Ochsen verkauft wurden. Außer den fetten Weiden liegt noch eine Ursache des Überflusses an Hornvieh darin, daß man hier kein junges Vieh schlachtet, sondern alles groß zieht. Schweine werden ebenfalls in Menge ausgeführt. Auch die Schafzucht ist bedeutend, noch weit mehr aber die Bienenzucht, wegen der vielen Lindenwälder. Es wird von hier viel Honig nach Konstantinopel, das Wachs aber meistens nach Venedig verkauft. Eine Landplage sind die Heuschrecken, welche durch anderwärts bekannte Mittel zu verhindern der Aberglaube den Einwohnern nicht gestattet. Die Moldau ist reich an Mineralien und edeln Metallen, aber man vernachlässigt die Aufsuchung derselben. Doch werden Salzgruben, besonders in der Gegend bei Okna, bearbeitet, und die Ausfuhr des Steinsalzes ist beträchtlich. Die Einwohner sind der griech. Religion zugethan. Die Bauern sind nicht leibeigen, stehen aber unter dem harten Drucke ihrer Fürsten, die nur Reichthümer zu sammeln suchen, und der Edelleute (Bojaren); sie sind daher träge und im Ganzen von schlechtem Charakter. Es halten sich viele Türken, Armenier, Griechen, Juden und Russen, in deren Händen der Handel ausschließlich ist, im Lande auf. Die Einkünfte des Fürsten betrugen 400,000 Thlr. Haupt- und Residenzstadt ist Jassy oder Jaschy (s. d.). Okna, an der Grenze von Siebenbürgen, ist wegen seiner Salzgruben bekannt. Galacz ist eine offene aber ansehnliche Handelsstadt mit einem Hafen an der Donau, da wo der Pruth in dieselbe fällt. Der Hafen ist mit türkischen Schiffen angefüllt, die von hier auf dem schwarzen Meere moldauische Producte nach Konstantinopel führen. S. „Tableau hist., géogr. et polit. de la Mol-

davie et de la Walachie", a. d. Engl. des ehem. Consuls zu Bukarest, W. Wilkinson, übers. von de la Roquette, 1821 (2te, mit des Grafen d'Hauterive handschriftl. Memoiren vermehrte Aufl., Paris 1824).

Moldau- und Donauverbindung. Die Moldau, der schiffbare Hauptfluß Böhmens, welcher Fahrzeuge von 2—300 Ctrn. Ladung trägt und sich bei Melnik in die Elbe ergießt, hat durch den Abschluß der Elbschifffahrtsconvention (s. Elbschifffahrt) besondere Wichtigkeit erhalten. Sie führt der Elbe böhmische Producte und Fabricate zu, die zum Theil dann über das Nordmeer in fremde Reiche gehen. Jetzt, wo nicht mehr Stapelzwang und häufige Zollstätten die Ausfuhr auf der Elbe erschweren, kann Böhmen mittelst der Moldauwasserstraße seinen Activhandel mit Getreide, Hopfen, Potasche, Hanf, Safran, feiner Wolle, Leinwand, Eisen, Zinn, Glas u. s. w. zu einer bedeutenden Größe emporheben; er wird noch höher steigen durch die schon früher vorgeschlagene und 1827 ausgeführte Vereinigung der Moldau mit der Donau. Ein Canal, der im östl. Deutschland die ganze östreich. Monarchie von S. gegen N., nämlich von Triest bis nach Prag durchströmte, sollte mittelst des zirknitzer Sees von Triest an das adriatische Meer mit dem Saufluß verbinden, die Donau in Kärnthen, sowie die Murr und Ens in Steiermark durchschneiden, und sodann auf dem der Ausmündung der Ens gegenüber liegenden Ufer die Moldau mit der Donau mittelst des Naamflusses und der Malscha vereinigen. Da aber die Durchschneidung des Gebirgs zu große Schwierigkeit hatte, so ward da, wo der Canalbau nicht ausführbar ist, die Erbauung einer Holz- und Eisenbahn zwischen der Moldau und Donau dem Ritter von Gerstner übertragen. (S. Östreich, seit 1815.) Vielleicht wird nun auch eine Verbindung der böhmischen Länder mit Ungarn mittelst der Donau zu Stande kommen. Unberechenbar wären die wohlthätigen Folgen einer durch die Moldau- und Donauverbindung entstehenden ununterbrochenen großen Wasserstraße von der Nordsee bis zum adriatischen Meer. Nicht die östreich. Monarchie allein, sondern auch alle nördliche Staaten Deutschlands, vorzüglich die Städte Hamburg und Altona würden nach Ausführung dieses Plans bedeutend gewinnen. Dann müßte selbst in den Niederlanden ein die Transithandelsfreiheit mehr begünstigendes System angenommen werden, wenn sie nicht einen großen Theil ihrer mercantilischen Vortheile auf der Rheinwasserstraße aufopfern wollten. 73.

Molé (Fr. René), s. Pariser Theater, Franz. Lit., dramatische Poesie und Schauspielkunst. Vgl. „Mémoires de Molé, précédés d'une notice sur cet auteur", von M. Etienne (Paris 1825).

Molé (Mathieu), Präsident des Parlaments von Paris, ein ausgezeichneter Staatsmann, wurde 1584 geboren. Sein Vater, gleichfalls Parlamentspräsident, hatte während den Kämpfen der Ligue dies Amt rühmlich verwaltet; der Sohn stand ihm während den Streitigkeiten der Fronde mit gleichem Ruhme vor. Seine Rechtschaffenheit, Geradheit und Unerschrockenheit widerstand oft der Willkür, selbst unter dem despotischen Richelieu. Auch unter dem nicht weniger herrschsüchtigen aber minder kraftvollen Mazarin erhielt er sich die Achtung aller streitenden Parteien. Schon 1614 folgte M., damals erst 30 Jahr alt, dem Herrn v. Bellievre, in der Stelle eines Generalprocureurs und 1641 ward er durch Richelieu selbst, dem er sich eben erst in einer Streitsache mit dem Marschall v. Marillac widersetzt hatte, zum ersten Präsidenten des Parlaments ernannt. Bald darauf brachen die Händel der Fronde aus (s. d.). In diesem Parteikampfe wußte er mit ebenso viel Klugheit als Geschick die Interessen des Rechts und der Freiheit mit denen des von allen Seiten bedrohten Hofes zu vertreten, und sein Benehmen, als endlich Paris der Schauplatz der tumultuarischen Bewegungen wurde, war so fest, würdevoll und muthig, daß ihm selbst die erbittert-

sten Gegner ihren Beifall nicht versagen konnten, und daß Condé und der Cardinal v. Retz gezwungen waren ihn zu schätzen, obschon M.'s unerschütterliche Rechtsliebe und Anhänglichkeit an das Beste des Throns und Volks ihren Absichten oft hemmend in den Weg trat. Eine Zeitlang hatte M., müde der Ränke jener Ehrsüchtigen, welche nur dahin trachteten ihr Bestes zu wahren, und ohne Schutz von Seiten des hin und herschwankenden Hofes, freiwillig das Siegel abgegeben und die Schadloshaltung, welche Anna von Östreich ihm durch Verschaffung des Cardinalshutes, seinem Sohne durch Ertheilung einer Staatssecretairstelle gewähren wollte, abgelehnt; bald aber mußte er von neuem das schwere Amt übernehmen und abermals mehr als ein Mal den Wüthenden die feste Brust entgegenstellen. Diese unglücklichen Streitigkeiten zwischen dem Parlament, dem Hofe und den Anführern der Fronde endigten nicht eher als bis Ludwig XIV. selbst das Ruder des Staats ergriff, und unter der klugen und glanzvollen Despotie dieses Fürsten die letzten Reste der Freiheiten des Parlaments und des Volks dahinschwanden. Diesen Zeitpunkt erlebte M. nicht. Er starb den 3. Jan. 1656, mehre Kinder hinterlassend. Sein Enkel (Mathieu-François) bekleidete 100 Jahre später die einst von ihm so rühmlich verwaltete Stelle als Präsident des pariser Parlaments und endete während der Revolution auf dem Blutgerüste. In den „Memoiren" des Cardinals v. Retz, sowie in allen andern Geschichtswerken jener merkwürdigen Zeit der Regentschaft Annas von Östreich und Mazarin's ist überall M.'s großer Wirksamkeit in den verwickelten Angelegenheiten des Staats gedacht, und alle stimmen darin überein, daß kein Würdigerer in so unruhigen Tagen an der Spitze der Geschäfte hätte stehen können.

Molière (Jean Baptiste Pocquelin de), der berühmte Lustspieldichter, geb. den 15. Jan. 1622 zu Paris, wurde von s. Vater, Kammerdiener und Tapezierer in des Königs Diensten, denselben Geschäften bestimmt. Er genoß in s. 14. Jahre den Unterricht der Jesuiten und machte schnelle Fortschritte. Gassendi, Chapelle, Bernier waren seine Lehrer. Als sein Vater schwach geworden war, mußte M. das Amt desselben bei Ludwig XIII. versehen. Er begleitete den König 1641 nach Narbonne. Das franz. Theater begann damals durch die Talente des großen Corneille aufzublühen. Molière (denn mit diesem Namen verwechselte er jetzt s. Namen Pocquelin, entweder aus Achtung für seine Ältern oder nach dem Beispiel andrer Schauspieler) gab die Stelle s. Vaters auf und verband sich mit andern jungen Leuten, die wie er das Theater leidenschaftlich liebten. Gleiche Neigung führte ihn mit der Schauspielerin Bejart zusammen; Beide bildeten eine Truppe, welche 1662 zu Lyon den „Etourdi" aufführte. Dies ist die erste von M. in Versen geschriebene Komödie. Die Wahrheit des Dialogs, die unerschöpfliche Gewandtheit eines Kammerdieners, der die Sottisen seines Herrn unaufhörlich wieder gut zu machen beschäftigt ist, das Anziehende der hieraus entspringenden Situationen haben dieses Stück ungeachtet des Unzusammenhangs der Scenen, der Kälte der Personen und des unreinen Styls auf dem Theater erhalten. M. erntete als Dichter und Schauspieler gleichen Beifall und entzog einer andern Schauspielergesellschaft in Lyon fast alle Zuschauer. Man hatte damals nur Stücke voll unwahrscheinlicher Intriguen. Die Kunst, Charaktere und Sitten auf der komischen Bühne darzustellen, war M. aufbehalten. Diese Kunst, deren Keim sich schon im „Etourdi" zeigt, verbunden mit der Abwechselung der Ereignisse, erhielt den Zuschauer gespannt und verdeckte die Fehler des Stücks. Mit gleichem Beifall wurde dies Lustspiel in Beziêres gegeben. Hier hatte der Prinz Conti, der M. auf der Schule gekannt, eben die Stände von Languedoc versammelt. Er nahm den Dichter als Freund auf und übertrug ihm die Leitung der Feste, die er gab. „Le dépit amoureux" und „Les précieuses ridicules"

erschienen auf dem Theater von Bezières und wurden bewundert. Die Ereignisse sind in dem „Dépit amoureux" besser geordnet als in dem „Etourdi". Man nimmt in dem Spiele der Personen eine echtkomische Ader und in ihren Reden Geist und Laune wahr; aber der Knoten ist zu verwickelt, und die Auflösung nicht wahrscheinlich genug. Einfacher ist die Verknüpfung in den „Précieuses ridicules". Eine feine Kritik der ansteckenden Krankheit der Schöngeisterei, des schwülstigen Romanenstyls, des Pedantismus der gelehrten Frauen, der Ziererei in Sprache, Gedanken, Putz, sind der Gegenstand dieser Komödie. Sie bewirkte eine allgemeine Reform, als man sie in Paris gab. Man lachte, man erkannte sich und klatschte. Ludwig XIV. war so zufrieden mit den Vorstellungen der Gesellschaft M.'s, daß er sie zu seiner Hofschauspielergesellschaft machte und ihrem Director eine Pension von 1000 Fr. bewilligte. Der „Cocu imaginaire" erschien 1660. Auch in diesem Stück ist eine Masse von fröhlichem Scherz und ein Interesse, wodurch der Zuschauer, besonders die lachlustige Menge, belustigt und angezogen wird. Es fehlte zwar nicht an Tadel, aber man hörte nicht darauf. Mit mehr Grund ward er gegen „Don Garcie de Navarre", nach dem Spanischen, laut. Die „Ecole des maris", wozu die Idee aus den „Brüdern" des Terenz geschöpft ist, enthält eine einfache und anziehende Verknüpfung und eine natürliche Auflösung. Das Theater hallte noch von dem Beifall wieder, der diesem Stück zu Theil wurde, als „Les fâcheux", binnen 14 Tagen entworfen, ausgeführt und einstudirt, zu Vaux, bei dem Finanzintendanten Fouquet, in Gegenwart des Königs und des Hofs aufgeführt wurden. Dieses Lustspiel ist fast ohne Verknüpfung, aber die Absicht war, durch die Mannigfaltigkeit der Charaktere, die Wahrheit der Portraits und die Eleganz der Sprache den Zuschauer anzuziehen. Man erzählt, daß der König, als er beim Weggehen aus der ersten Vorstellung den Grafen Soyecourt, einen langweiligen Jagdliebhaber, ansichtig wurde, zu M. gesagt habe: „Da ist ein Original, das Du noch nicht copirt hast". In 24 Stunden war die Scene des Jägers eingeschaltet, und da M. die Jagdausdrücke nicht kannte, bat er Soyecourt selbst, sie ihm anzugeben. In der „Ecole des femmes" (1662) schien Alles Erzählung und ist doch Alles Handlung. Bei diesem Stück erhoben sich die Tadler, welche, ohne auf die Kunst zu sehen, die in dem Spiel der untergeordneten Personen und in dem natürlichen und schnellen Übergang von einer Überraschung zur andern herrscht, einige Nachlässigkeiten im Styl rügten. M. antwortete ihnen, indem er selbst eine geistreiche Kritik seines Stücks gab. Der König, welcher M. als den Gesetzgeber der guten Sitten und den heilsamsten Beurtheiler der Lächerlichkeiten ansah, setzte ihn unter diejenigen Gelehrten, die an seiner Freigebigkeit Theil haben sollten. M., von der Güte des Königs durchdrungen, glaubte in dem „Impromptu de Versailles" die Eindrücke vernichten zu müssen, welche das Portrait des Malers Boursault hatte machen können. Dieser hatte boshafterweise einen Schlüssel zu der „Ecole des femmes" angegeben, der die nach der Natur copirten Originale anzeigte. Dem Hofe gefiel sehr 1664 „La princesse d'Elide", ein komisches Ballet, für ein Fest verfertigt, das der König gab. Paris, das dieses Ballet ohne die Pracht sah, die es in Versailles verschönert hatte, nahm es weniger günstig auf. Gleiches Schicksal hatte ein andres komisches Ballet: „Le mariage forcé". Ein dem Grafen Grammont (s. Hamilton) zugestoßenes Ereigniß hatte den Stoff dazu gegeben. „Don Juan, ou le festin de pierre" machte wenig Wirkung. Der Verf. strich bei der zweiten Vorstellung einige Lästerungen, die er einem Gottlosen in den Mund gelegt hatte. „L'amour médecin" schien auch eins von den übereilten Werken, die man nicht streng beurtheilen darf. M. führt zuerst in diesem Stücke die Ärzte auf, wozu, wie man sagt, ein unwissender und geiziger Arzt ihm Veranlassung gab, der ihn übertheuert hatte. Großen und wahren Ruhm erwarb sich der Dichter durch s.

„Misanthrope", ein Stück, das anfangs nur mäßigen Beifall fand, in der Folge aber mit Recht als eins der schönsten Werke der neuern Komödie betrachtet worden ist. Dennoch muß man gestehen, daß es mehr im Zimmer bewundert worden ist als auf dem Theater gefallen hat. Voltaire findet den Grund davon darin, daß die Verknüpfung mehr fein und sinnreich als lebhaft und anziehend ist, daß die Unterredungen bei aller Schönheit nicht immer nothwendig erscheinen und dadurch die Handlung aufhalten, und endlich daß die obgleich sehr geschickt herbeigeführte Auflösung den Zuschauer doch kalt läßt. Er setzt hinzu, daß der „Misanthrope" eine feinere und schönere Satyre sei als die Satyren des Horaz und Boileau, und wenigstens ebenso gut geschrieben; daß es aber anziehendere Komödien gebe, und daß z. B. der „Tartufe" dieselben Schönheiten des Styls mit einem viel hervorstechendern Interesse vereinige. 1665 erschien „Le malade malgré lui", eine lustige Farce. „Le Sicilien, ou l'amour peintre" ist ein kleines Stück, das durch Anmuth und Galanterie gefällt. Aber die Bewunderung stieg aufs höchste, als der „Tartufe" (deutsch von Unger: „Der Betbruder", Berlin 1787) erschien. Umsonst erhoben sich die Orgone, die Schwachköpfe und die Scheinheiligen gegen den Verf., das Stück wurde gespielt und beklatscht. Die Heuchelei ist darin vollkommen enthüllt; die Charaktere sind ebenso mannigfaltig als wahr, der Dialog ist fein und natürlich; nur die Auflösung genügt nicht. Anfangs wurde „Tartufe" verboten. Acht Tage darauf gab man am Hofe eine höchst freie Posse, betitelt „Scaramouche". Beim Weggehen sagte der König zu dem großen Condé: „Ich möchte wissen, warum die Leute so gewaltigen Anstoß an Molière's Stück nehmen und Nichts über Scaramouche sagen?" „Die italienischen Schauspieler", antwortete der Prinz, „haben nur Gott, die französischen aber die Frommen beleidigt". 1668 gab M. den „Amphitryon", eine freie Nachahmung des Plautus. Mit Ausnahme einer langweiligen Scene zwischen Jupiter und Alkmene gibt es nichts Lustigeres. „L'avare" (der Geizige), eine Nachahmung des Plautus'schen „Euclio", ist im Hauptcharakter ein wenig übertrieben; aber die Menge wird nur durch starke Züge getroffen. Rousseau tadelte daran, daß das väterliche Ansehen in diesem Stücke herabgewürdigt werde. „George Dandin, ou le mari confondu", „Monsieur de Pourceaugnac", „Les fourberies de Scapin" sind mehr belustigender als belehrender Art. „Le bourgeois gentilhomme", obgleich auch mit einigen Possen gemischt, ist ungleich komischer und voll Kraft. Mit mehr Sorgfalt arbeitete M. s. „Femmes savantes", eine sinnreiche Satyre der falschen Schöngeisterei und der pedantischen Gelehrsamkeit, welche damals im Hotel de Rambouillet herrschten. Die Ereignisse sind nicht immer gut verbunden; aber der Gegenstand selbst, so trocken er auch an sich sein mag, ist in einer echt komischen Gestalt dargestellt. Die Entwickelung ist bewundernswerth und hundert Mal nachgeahmt worden. Gleiches gilt von dem „Malade imaginaire", worin die Marktschreierei und Schulfüchserei der damaligen Ärzte vollkommen geschildert wird. Mit diesem Stücke beschloß der Verf. seine Laufbahn. Er war unpäßlich, als man es aufführte. Seine Gemahlin und Baron drangen in ihn, nicht zu spielen. „Was würden", antwortete er ihnen, „so viele arme Handwerker anfangen? Ich würde es mir zum Vorwurfe machen, es einen einzigen Tag verabsäumt zu haben, ihnen Brot zu geben". Die Anstrengung, womit er spielte, verursachte ihm Convulsionen, denen ein Blutsturz folgte. Er starb wenige Stunden darauf, den 17. Febr. 1673. Die Akademie ehrte sich und Molière noch 1778 dadurch, daß sie seine Büste mit dem Verse von Saurin aufstellte:

Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre.

M. ist der wahre Schöpfer des franz. Lustspiels geworden. Der Erzbischof von Paris wollte ihm das Begräbniß verweigern, aber der König selbst schlug sich ins Mittel, und so wurde er in St.-Joseph still beerdigt. In neuern Zeiten wurde

seine Asche in das nach der Restauration wieder aufgehobene Museum der franz. Denkmäler gebracht, wo sie sich in einer antik geformten Urne mit der Inschrift befand: „Molière est dans ce tombeau". 1799 wurde das Haus, worin er geboren worden, mit s. Büste und mit der Inschrift geziert: „Jean-Baptiste Pocquelin de Molière est né dans cette maison". Man kann M.'s Werke als eine Geschichte der Sitten, Moden und des Geschmacks seiner Zeit und als das treueste Gemälde des menschlichen Lebens betrachten. Geboren mit einem beobachtenden Geiste, geschickt, die äußern Zeichen der Leidenschaften und ihre Bewegungen in den verschiedenen Zuständen aufzufassen, nahm er die Menschen wie sie sind und zeigte als ein geschickter Maler die geheimsten Falten ihres Herzens und den Ton, die Gebärden, die Sprache ihrer mancherlei Gefühle. „Seine Lustspiele, gehörig gelesen", sagt Laharpe, „könnten die Erfahrung ergänzen, nicht weil er vorübergehende Lächerlichkeiten, sondern weil er den Menschen, der sich nicht verändert, gemalt hat. M. ist von Allen, die je geschrieben haben, Derjenige, der den Menschen am besten beobachtet hat, ohne sich den Schein davon zu geben. Er scheint seine Menschenkenntniß mehr gefunden als studirt zu haben. Die Crispine Regnard's, die Bauern Dancourt's erwecken auf dem Theater Lachen. Dufresny zeigt Verstand in seiner originellen Wendung. Der Spieler und der Legatar sind schöne Werke. Aber Nichts von Allem reicht an Molière; er hat einen physiognomischen Zug, den man nirgends anders findet. Man erkennt ihn in seinen geringsten Possen wieder, denen immer Munterkeit und Moral zum Grunde liegt. Er gefällt ebenso sehr beim Lesen als bei der Darstellung. Man hat wol gemeint, daß er zu stark auftrage und überlade. Ich habe den so oft wiederholten pauvre homme im „Tartufe" tadeln hören; ich habe nachher dieselbe Scene und noch stärker gesehen, und es hat mir eingeleuchtet, daß Lächerlichkeiten und Leidenschaften nicht überladen werden können. Molière ist ein Schriftsteller für gereifte Männer und Greise. Ihre Erfahrung begegnet sich mit seinen Beobachtungen, und ihr Gedächtniß mit seinem Genie". — In seinen häuslichen Verhältnissen war M. nicht ganz glücklich; er, der sich auf der Bühne über die menschlichen Schwächen lustig machte, konnte sich vor seiner eignen Schwäche nicht bewahren. Eine heftige Liebe bewog ihn, sich mit der Tochter der Schauspielerin Bejart zu verheirathen, und dadurch zog er den Spott, den er so oft auf hintergangene Ehemänner geworfen hatte, auf sich selbst. Glücklicher war er in dem Umgange mit seinen Freunden und mit den Großen. Der Marschall Vivonne, der große Condé, Ludwig XIV. selbst lebten mit ihm in jener Vertraulichkeit, die ebenso sehr das Verdienst als die Geburt ehrt. Mit Racine, dessen Wohlthäter er gewesen, veruneinigte er sich zwar später, aber Beide achteten sich gegenseitig darum nicht weniger. — Als Schauspieler war M. in den hochkomischen Rollen, wie Arnolphe, Orgon, Harpagon u. s. w., unübertrefflich. Bret hat 1773 s. Werke zu Paris in 6 Bdn. mit anziehenden Commentaren herausgegeben. („Molière's Lustspiele und Possen für die deutsche Bühne", von Zschokke, Zürich 1805 u. 1806, 6 Bde., mit M.'s Biographie.) S. Pachereau's „Hist. de la vie et des ouvrages de Molière" (Paris 1825).

Molina (Ludwig de), **Molinisten**, s. **Gnade** und **Jansen**.

Molinos, s. **Quietismus**.

Moll, weich, bezeichnet theils die Tonarten, die von ihren Grundtönen durch die kleine oder weiche Terz aufwärts steigen und daher Molltonarten genannt werden, theils auch die Dreiklänge mit der kleinen Terz, die man weiche Dreiklänge, zuweilen auch Mollaccorde nennt. (S. **Ton**, **Tonarten**.)

Molla, eine geistlich-richterliche Würde bei den Türken. Der Molla hat die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit in den Städten und ganzen Districten zu verwalten und ist Oberrichter, im Gegensatze des Kadi oder Unterrich-

ters. Über den Mollas sind noch die Kabileskier oder die obersten Rechtsbeamten im Reiche, welche auch im Divan sitzen.

Möllendorf (Wichard Joachim Heinrich von), k. preuß. Generalfeldmarschall, geb. 1724 zu Lindenberg in der Priegnitz, einem Gute s. Vaters, der die Stelle eines königl. Deichhauptmanns in dieser Provinz bekleidete. Er besuchte die Ritterakademie zu Brandenburg bis 1739. 1740 ward er von Friedrich II. als Page angenommen und begleitete den Monarchen im ersten schlesischen Feldzuge, in welchem er den Schlachten bei Molwitz und Chotusitz beiwohnte. 1743 ward er Fähnrich beim ersten Bataillon Leibgarde; 1744 Flügeladjutant des Königs, der auch im 2. Th. der „Geschichte seiner Zeit" M.'s Tapferkeit rühmlichst gedenkt. M. befand sich im 2. schlesischen Kriege bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr, in welcher letztern er stark verwundet wurde. 1746 wurde er Hauptmann in dem Regim. Garde, wohnte 1757 der Belagerung von Prag und der Schlacht bei Roßbach bei. Durch einen muthigen Angriff des Dorfes Leuthen hatte er Einfluß auf das Schicksal des Tags und erwarb sich dadurch den Verdienstorden. Er war bei der Belagerung von Breslau, wurde 1758 Major und Commandeur des 3. Bat. Garde, war bei dem Überfalle von Hochkirch gegenwärtig und wurde 1760 Commandeur des Garderegiments. Er focht mit demselben in der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Oberstlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau am 3. Nov. d. J. rieth er zu einem Manoeuvre, welches den Sieg entschied. Doch wurde er dabei gefangen, aber im Anfange 1761 ausgewechselt und darauf zum Obersten ernannt. 1762, kurz nach der Belagerung von Schweidnitz, eroberte er mit s. Brigade den wichtigen verschanzten Posten bei Burkersdorf, avancirte zum Generalmajor und 1774 zum Generallieutenant. Im bairischen Erbfolgekriege befehligte er unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen ein Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter eine glückliche Unternehmung bei Bautzen ausführte und zur Belohnung den schwarzen Adlerorden erhielt. 1783 wurde er Gouverneur von Berlin und wirkte sehr auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten, die damals im Preußischen noch gar nicht berücksichtigt wurde. In den letzten Lebensjahren des großen Friedrich war er oft dessen alleiniger Gesellschafter. 1787 ward er General der Infanterie. Er war nicht für den Krieg mit Frankreich und stand deßhalb 1791 gewissermaßen bei dem Hofe in Ungnade. Dennoch übertrug man, nachdem der Herzog v. Braunschweig 1794 den Oberbefehl der preuß. Heere am Rhein niedergelegt hatte, dem nunmehrigen Feldmarschall Möllendorf dasselbe, welcher zwar (23. Mai) die franz. Verschanzungen bei Kaiserslautern eroberte, aber doch im Ganzen der republikan. Übermacht nicht zu widerstehen vermochte und wegen der östreich. Verluste ebenfalls über den Rhein zurückging. Obwol über 80 Jahr alt, folgte M. dennoch in dem Kriege von 1806 der Stimme des Vaterlandes und dem Rufe s. Königs gegen seine Ansicht, und gerieth nach der Schlacht von Jena zu Erfurt in franz. Gefangenschaft; doch wurde er mit der Achtung, die s. Verdiensten und Jahren gebührte, behandelt und erhielt die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Er starb zu Havelberg, wo er Domprobst war, 1816. TH.

Mollusken (mollusca), eine merkwürdige Gattung von Würmern, deren Naturgeschichte noch im Dunkeln liegt. Sie bilden, nach dem Linné'schen Systeme, die 2. Classe der Gewürme (vermes) und unterscheiden sich von den in den Eingeweiden der Menschen und Thiere lebenden Würmern vorzüglich dadurch, daß sie Glieder besitzen, welche diesen fehlen. Fast alle Arten der Mollusken sind gänzlich ohne Bedeckung und mit Gliedern versehen, die ihnen zu Sinneswerkzeugen dienen und ihre Bewegung und Ernährung zu fördern scheinen. Mit Ausnahme der Gartenschnecken halten sie sich meist im Wasser und vorzüglich im

Meere (vgl. d.) auf, welches sie durch eine phosphorische Materie, die von ihrem Körper ausgeht, des Nachts erleuchten. Von denjenigen, bei denen der Mund oberwärts ist, kennt man 7 Gattungen; von denjenigen, bei denen der Mund sich vorn befindet, 2; von denen, die den Mund vorn und an den Seiten des Leibes Öffnungen haben, 4; von denen, die den Mund vorn und an der vordern Seite des Leibes Fühlhörner haben, 2; von denen, welche den Mund vorn haben und mit Gliedmaßen, welche Armen gleichen, versehen sind, 7; von denjenigen, welche den Mund vorn und Füße haben, 5; von denen, welche den Mund unten und im Allgemeinen in der Mitte haben, 5.

Molo, ein in einem Hafen und zwar in das Wasser hinein von großen Quadersteinen aufgeführter Damm, in welchem ein Eingang für die Schiffe befindlich ist, der mit einer Kette geschlossen werden kann. Ein solcher Molo hält nicht nur Sand und Schlamm vom Hafen ab, sondern sichert auch die Schiffe vor den Wellen und vor feindlichen Angriffen.

Moloch, ein von Moses (3. B., 18. Cap., V. 21) erwähntes Götzenbild mehrer morgenländischen Völker, unter welchem sie die Sonne verehrten und dem sie Menschenopfer darbrachten. Es war das metallene Bildniß eines Menschen mit einem Ochsenkopfe. Nachdem es mittelst eines starken Feuers, das in einer unten befindlichen Öffnung unterhalten wurde, glühend gemacht worden, legte man die zum Opfer bestimmten Kinder in die Arme des Götzen, wobei die Priester mit geräuschvollen Tonwerkzeugen das Angstgeschrei derselben übertäubten.

Molossus, s. Rhythmus.

Moltke, eine berühmte Familie, aus welcher mehre Staatsmänner und Mäcenaten der Wissenschaften hervorgegangen sind, besonders Adam Glob. Graf von M., geb. 1709, gest. 1792, Minister und Freund des Königs von Dänemark, Friedrichs V., und Klopstock's Freund; ferner der noch lebende F. L. Graf v. M., kön. dänischer Conferenzminister und Großkreuz des Danebrogordens, ein gründlicher Kenner des Alterthums. Auch glänzte als Staatsmann und Beschützer der Wissenschaften der dänische Graf Joachim Godske M. Bloß an Legaten für die Wissenschaften und Schulen hinterließ er 300,000 Reichsbankthaler. 1766 verließ er den Militairdienst und widmete sich der Rechtswissenschaft in Kopenhagen. In Regensburg studirte er als Gesandtschaftssecretair das Staatsrecht. In Leipzig war er während seiner Studien Gellert's Hausgenosse und Ernesti's Liebling, machte hernach Reisen in Deutschland und Frankreich, und stieg im Dienste seines Vaterlandes 1775 bis zum geh. Staatsminister. In diesem Verhältnisse wirkte er viel für die königl. Bibliothek. Seit 1784 lebte er auf seinen Gütern ganz der Landwirthschaft. In den letzten 5 Lebensjahren kehrte er auf den Ruf seines Königs in den Staatsdienst zurück, in einer Zeit, die schlimmer für Dänemark war als je eine vorhergehende. Er fand Mittel, den Credit des Staats und seines Papiergeldes herzustellen, that viel für arme Gelehrte und Jünglinge, die ohne Mittel studirten, und meistens im Stillen. Selbst Vater, opferte er 150,000 Thlr. seines Vermögens zur Unterstützung der Staatsdiener, die bei der Verschlechterung des Geldwesens schnelle Hülfe bedurften und die der Staat ihnen nicht geben konnte. M. starb 1818, und die kopenhagener Universität schilderte in einem Programm, was der verst. Minister für den Staat, für die Wissenschaften und für die Menschheit geleistet habe.

Molucken, s. Gewürzinseln.

Molwitz, Dorf im Regierungsbezirk Breslau unweit Brieg, bei welchem am 10. April 1741 die Schlacht zwischen den Preußen und Östreichern, nachdem der Ausgang lange geschwankt hatte, durch die Anstrengung Schwerin's zum Vortheil der Preußen entschieden wurde. Friedrich II. wohnte ihr persönlich bei. Der König sagte selbst, daß er den Krieg noch nicht verstanden und bedeutende Fehler

gemacht habe, daß aber diese Schlacht für ihn und seine Truppen eine Schule gewesen sei.

Molybdän, s. Wasserblei.

Molyn (Peter), s. Tempesta.

Molza (Francesco Maria), geb. zu Modena 1489, ausgezeichnet unter den italien. Dichtern vom zweiten Range, stammte aus einer angesehenen Familie, lebte meistens zu Rom und stand mit den größten Gelehrten in freundschaftlicher Verbindung. Seine Talente würden ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet haben, wenn nicht seine Ausschweifungen ihm geschadet hätten. Unter seinen Poesien werden besonders die Stanzen auf das Portrait der Giulia Gonzaga und die „Ninfa Tiberina", ein poetisches Gemälde in Ottave rime, geschätzt. Sein „Capitolo in lode dei fichi" ist schmutzig; Annibal Caro hat es commentirt. Auch als lat. Dichter hat sich M. vortheilhaft bekanntgemacht. Er starb 1544. Erst 1747 ist eine vollst. Samml. seiner Werke erschienen, vom Abt Serassi zu Bergamo, nebst einer weitläufigen Biographie des Dichters; der 2. Bd. des Werks enthält die Gedichte Porrino's, eines Zeitgenossen von M. Ein Enkel M.'s, Tarquinio M., war großer Gelehrter und wurde von Tasso, Guarini und A. zu Rathe gezogen; er hat ebenfalls ital. und lat. Poesien hinterlassen.

Moment in der bildenden Kunst. Wenn im Allgemeinen Moment mit Augenblick oder mit Zeitpunkt gleichbedeutend ist, sofern von Etwas die Rede ist, was sich geschichtlich darstellt: so versteht man in der bildenden Kunst den Augenblick der Handlung oder Begebenheit, welchen diejenigen Künste, die nur Das, was gleichzeitig geschieht, darstellen, das Vorher und Nachher aber, oder Ursachen und Wirkungen, nur andeuten können, hervorheben müssen. Von dem Moment in der bildenden Kunst wird daher erfodert, daß er der bedeutendste und für die Anschauung angemessenste Punkt der Handlung sei; er ist Jenes, wenn er den Geist der Handlung am meisten darstellt, und er ist Dieses, wenn in ihm die Handlung in die sichtbare Erscheinung tritt. Noch besondere Anfoderungen macht die Malerei an den Moment als die Plastik; jene fodert einen durch Licht und Farbe ausgezeichneten, diese einen mehr in der Form und Gestaltung bedeutenden Moment. Anders wird auch der Moment von der Kupferstecherkunst gefodert. Die gewöhnlichen Zeichner und Kupferstecher, welche zu Dichtungen bildliche Darstellungen zu liefern haben, wählen sehr ungeschickt, wenn sie eine unwesentliche, für die dargestellte Begebenheit oder Handlung ganz unbedeutende Situation wählen, noch mehr aber, wenn sie eine solche wählen, worin sich nicht für die sinnliche Anschauung ein entschiedener Zustand des Handelnden ausspricht und auf den Grund desselben hindeutet. So sagt Böttiger in dem Taschenbuche „Minerva" mit Recht, daß W. Tell nicht im Momente des Zielens, aus welchem seine Handlung nicht klar werden würde, sondern in dem Moment, wo er ruft: „Platz, öffnet die Gasse!" dargestellt werden mußte.

Momiers, eine Secte Separatisten in Genf, Waadt und and. Cantonen der Schweiz. Sie entstand 1813 aus den Conventikeln des Studenten Empeytaz. Sein Nachfolger Malan trat mit den engl. Methodisten in Verbindung und erbaute 1823 mit engl. Fonds ein Bethaus in Genf, worauf er sich von der genfer Kirche trennte und eine besondere „Orthodoxen-Kirche" daselbst gründete. Der Name Momiers ward diesen Separatisten 1818 spottweise gegeben, wird aber jetzt in Schriften und öffentl. Verordnungen gebraucht. Die „Hist. véritable des Momiers de Génève" (Paris 1824) ist geprüft in der „Geschichte der sogen. Momiers" (Basel 1825).

Momus, bei den Griechen und Römern der Gott der Tadelsucht und Satyre, war ein Sohn der Nacht. Spätere geben ihm den Traum zum Vater. Mit schonungslosem Witze tadelt er selbst die Götter. Lucian hat ihn zu Ehren gebracht.

Einige bildeten ihn als hagern Jüngling mit einem Satyrgesichte und der Narrenkappe oder dem Narrenstocke.

Monaco (franz. Mourges), ein italien. Fürstenthum, von der Grafsch. Nizza umgeben, an der Meeresküste. Dieses fruchtbare Ländchen von 2½ □M. mit 5000 Einw. in den 3 Gemeinden Monaco, Meuton und Roque Brune, ist reich an edeln Südfrüchten, Obst und besonders Olivenöl. Monaco, ein befestigtes Städtchen mit 1200 Einw., hat einen Hafen. Die Familie Grimaldi besaß das Ländchen seit Ottos I. Zeiten. 1731 starb der Mannsstamm aus. Die Erbin des letzten Fürsten, Anton Grimaldi, der zugleich Herzog v. Valentinois war, vermählte sich 1716 mit Franz de Matignon, der die Namen Fürst von Monaco und Herzog v. Valentinois nebst der mit letzterm verbundenen Pairwürde erhielt. Seit 1641 hatte Frankreich das Besatzungsrecht in der Festung Monaco; 1815 ging das Recht an Sardinien über. Der jetzige Fürst, Honorius V. (seit 1819), hat 80,000 Fr. Eink. und residirt zu Monaco, hält sich aber meist zu Paris auf.

Monaden nannte **Leibnitz** (s. d.) die einfachen Substanzen, aus welchen die zusammengesetzten, auf welche die Erfahrung uns hinwiese, entständen; die Lehre von diesen einfachen Substanzen aber **Monadologie**, welche der Mittelpunkt der Leibnitz'schen Metaphysik ist. Das Dasein der Monaden bewies er folgendermaßen: Eine Theilung der Körper ins Unendliche läßt sich nicht denken, weil sonst ein endlicher Körper aus unendlich vielen Theilen bestehen müßte, welches nicht denkbar ist. Man muß also zuletzt bei solchen Theilen stehen bleiben, die sich nicht mehr theilen lassen, Monaden. Da nun der Begriff der Monade den Begriff des Körpers negirte, so konnten seine Monaden auch nicht die Eigenschaften der Körper haben. Aus dem Mangel der Theile schloß er, daß die Monaden keine Länge, Breite und Tiefe haben, keiner Auflösung fähig, nicht aus zusammengesetzten Dingen entstehen und nicht durch Trennung der Theile untergehen könnten. Sollten sie also entstehen, so müßten sie aus Nichts entstehen, und sollten sie untergehen, so könnte dies nur durch Vernichtung geschehen. Indem er so den Monaden alle diese Eigenschaften absprach, blieb nichts Positives bei ihnen zu denken übrig, als daß sie Kräfte und zwar Vorstellkräfte wären, weil es nur diese innern Eigenschaften gibt. Weil es aber in der Natur nicht zwei einander völlig gleiche Dinge gebe, und weil sonst kein Mittel vorhanden sei, wodurch man in den Dingen einige Veränderungen wahrnehmen könnte, indem Dasjenige, was in einem Körper vorgehe, seinen Grund in den einfachen Theilen desselben haben müßte, so nehme er an, daß diese geistigen Kräfte ihren Zustand stets zu verändern streben. Gott nannte er nun die Monade der Monaden, die übrigen sind abgeleitete, beschränkte, Fulgurationen aus ihm und zugleich ein Spiegel des Universums, nämlich jede ist umgeben von einer Masse andrer, die den Körper dieser Centralmonade bilden. Das deutliche Vorstellen ist ihre Thätigkeit; das verworrene das Leiden derselben. Leibnitz's Monaden entstanden, indem er das Innere der Körper suchte, und nachdem er dies in dem Einfachen, als der Grundlage alles Innern, gefunden zu haben glaubte, dieses Innere bloß im Verhältniß auf den Verstand vorstellte. Das Innere dieses Zustandes konnte nun nicht in Ort, Gestalt, Berührung oder Bewegung bestehen, weil dies äußerliche Verhältnisse sind. Folglich blieb diesen Substanzen nur der Zustand der Vorstellungen übrig, und sie waren nichts Andres als Vorstellungskräfte, wodurch sie eigentlich nur in sich selbst wirksam sind und den Grundstoff des ganzen Universums ausmachen mußten. Sie waren bloße intelligible Gegenstände, dagegen die zusammengesetzten, die Materie, Erscheinungen waren. Leibnitz fehlte, indem er das bloß Intelligible, bloß für den reinen Verstand Gehörige als Erscheinung behandelte. Das Intelligible aber wird nicht durch ein sinnliches, sondern durch ein intellectuelles Anschauungsvermögen erkannt, in dessen Ermangelung wir von dergl. Gegenständen gar nichts wissen können.

Monaldeschi, s. **Christine**, Königin von Schweden.

Monarchie. Herrschaft eines Einzigen, entgegengesetzt der Aristokratie und der Demokratie, wo die oberste Gewalt, das handelnde Princip des Staats, sich in den Händen einer Auswahl oder aller Bürger befindet. Da auch die Monarchie nicht persönliche Zwecke und Genüsse des Monarchen, sondern die Herrschaft der Pflicht und des Gesetzes (hierin allein liegt das wahre Wohl des Volkes) zum höchsten Ziel hat, so kann Monarchie und Republik einander nicht entgegengesetzt werden; auch die Monarchie muß ein Gemeinwesen sein, d. h. ein jeder Einzelne muß sich in derselben seiner Würde als Mensch und integrirendes Glied der Staatsgesellschaft bewußt werden. Die Monarchie ruhet auf dem Gesetz, wenn auch keine Formen in derselben vorhanden sind, durch welche das Gesetz von dem Willen des Herrschers unabhängig ist. Da aber in der unbeschränkten Monarchie keine andre Garantie für die Regierung nach Gesetzen gegeben ist als der zufällige Wille eines Einzelnen, so artet sie leicht in Despotie aus, und alle Völker haben von jeher bis auf die neueste Zeit ihr Heil nur darin gefunden, daß gewisse gesetzliche Grundsätze und Einrichtungen von dem individuellen Willen des Regenten ausgenommen und zugleich Anstalten getroffen wurden, sie im regelmäßigen Gange zu erhalten. Dies gibt den Begriff der gesetzlich geordneten, beschränkten oder constitutionnellen Monarchie, sowie auch die Aristokratie und Demokratie constitutionnell geregelt sein müssen, wenn sie nicht gleichfalls zur Despotie oder Anarchie ausarten sollen. Zu einer solchen gesetzlichen Ordnung der Herrschaft gehört vornehmlich Trennung der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt von der regierenden, nicht so, daß Gesetzgebung und Gerichte ganz selbständig würden, wol aber so, daß die Regierung zu einem neuen Gesetz die Zustimmung einer bedeutenden Zahl verständiger und redlicher Männer einholen muß, und das Urtheil über Recht und Unrecht nur nach der Idee der Gerechtigkeit, nicht nach zufälligen Zwecken gefällt wird und auch gegen die Regierung gefällt werden kann. So ist das monarchische Princip ganz richtig in der Schlußacte der wiener Ministerialconferenzen vom 15. Mai 1820, Art. 57, beschrieben worden: „Die gesammte Staatsgewalt soll in der Hand des Staatsoberhaupts vereinigt bleiben, und er nur in der Ausübung einzelner Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden". Dadurch wird auch nicht ausgeschlossen, daß die Staatsgewalt selbst unter gewissen allgemeinen Regeln steht und gewisse Dinge bestimmt werden, in welche sie, wie in innere Angelegenheiten der Kirche, Privatrechte der Bürger, grundgesetzliche Freiheiten und Anstalten, gar nicht oder nur unter besondern Bedingungen und Formen eingreifen kann. Alles Dieses verträgt sich nicht allein mit dem Wesen der Monarchie, sondern es ist ihr nothwendig, um sie vor innern Stürmen zu bewahren, vor Empörungen der Prätorianer, Janitscharen, Garden, vor Intriguen und gewaltsamen Kämpfen der Hofparteien, und ihr eine Festigkeit des Bestehens, eine Regelmäßigkeit der Verwaltung zu geben, welche, indem sie über das Leben des einzelnen Monarchen hinausreicht, auch den Factionen die Veranlassung nimmt, sich an der Person des gegenwärtigen Herrschers zu vergreifen. Erblichkeit scheint zum Wesen der Monarchie zu gehören, wenigstens haben die Wahlmonarchien des neuern Europa sämmtlich bewiesen, daß bei dieser Wahl die Kraft der Regierung vernichtet und alle gesetzliche Ordnung, welche die Herrschaft zum Staat erhebt, unmöglich gemacht wird. Man hat oft gesagt, daß der Monarch in der constitutionnellen Monarchie nur erblicher Präsident der Gesetzgebung und obersten Verwaltung bleibe. Allein zwischen beiden findet immer noch ein wesentlicher und sehr großer Unterschied statt, indem der Präsident, wenn er nicht unter diesem Namen wirklicher Monarch ist, weder die Fülle der Gewalt noch die äußere Majestät besitzt, welche den Monarchen umgibt. Von der Monarchie, als Alleinherrschaft, welche insofern der Vielherrschaft entgegengesetzt ist, unterscheiden einige Neuere die

Monokratie, Alleinregierung (s. d.), und beziehen den Gegensatz zwischen ihr und der getheilten Ausübung der Gewalt, Synkratie (s. d.), alsdann auf die Art, wie die Gewalt, womit der Souverain bekleidet ist, entweder von ihm allein oder mit nothwendiger Theilnahme Andrer (z. B. Contrasignatur der Minister, Staatsräthe, Stände u. s. w.) in Thätigkeit tritt. Die Monarchie wird auch als Autokratie bezeichnet, Selbstherrschaft, wenn der Monarch nicht nur als einziger Inhaber, welches er immer ist, sondern auch in seiner Individualität als einzige Quelle aller Gewalt und alles Rechts betrachtet ist, welches letztere er in der Wirklichkeit, so lang er selbst Mensch bleibt, nie sein kann. 37.

Monasterium, s. Münster.

Monat, im Allgemeinen, die Umlaufszeit des Mondes um die Erde. Da der Umlauf des Mondes aus mehren Gesichtspunkten betrachtet werden kann, so unterscheidet man auch mehre Arten von Monaten. Betrachtet man nämlich die Zeit, binnen welcher der Mond seinen Umlauf um den Fixsternhimmel zu vollenden oder wieder zu dem vorigen Fixstern zu gelangen scheint, so ist dies sein siderischer Umlauf, und die Periode desselben wird der siderische Monat genannt. Die Umlaufszeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte gibt den periodischen Monat. Die Zeit, binnen welcher der ganze Mondwechsel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, ist der synodische Monat. Der Umlauf von dem aufsteigenden Knoten bis wieder zu demselben heißt der Knotenmonat; endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin der anomalistische Monat. Kein einziger dieser verschiedenen Monate bleibt sich gleich, sondern dauert bald länger, bald kürzer. Die Länge einer jeden Art läßt sich daher nur in einer mittlern, d. h. in einer Zeitdauer angeben, welche zwischen der größten und kürzesten eines jeden Monats das Mittel hält. Und zwar bestimmt auf diese Weise Lalande

den siderischen	Monat	auf	27	Tage	7	Stunden	43	Min.	12	Sec.
den periodischen	—	—	27	—	7	—	43	—	5	—
den synodischen	—	—	29	—	12	—	44	—	3	—
den Knotenmonat	—	—	27	—	5	—	6	—	56	—
den anomalistischen	—	—	27	—	13	—	18	—	35	—

Da 12 Mondenwechsel fast ein Sonnenjahr ausmachen, so nennt man auch wol den 12. Theil eines solchen (= 30 Tage, 10 St., 29 Min., 4 Sec.) einen Sonnenmonat. Endlich bedienen sich einige (morgenländische) Völker, aus Unbekanntschaft mit der wahren Dauer des synodischen Monates, noch des sogenannten Erleuchtungsmonats, welchen sie von dem ersten Wiedersichtbarwerden nach dem Neumond, bis wieder dahin, rechnen. Da nächst Tag und Nacht der Mondwechsel die auffallendste Himmelserscheinung ist und die regelmäßige Wiederkehr derselben sich sehr bald bemerklich macht, so gab er schon in den ältesten Zeiten eine leichte und natürliche Zeitbestimmung ab. Die noch üblichen Namen der Monate rühren von den Römern her. (Vgl. Calender.) Karl der Gr. soll statt dieser Namen die jetzt weniger üblichen deutschen, z. B. Christmonat, Hornung 2c. erfunden haben. Vgl. Kästner's „Anfangsgründe der Astron. und Chronologie".

Monboddo (Lord, James Burnett), geb. 1714 zu Monboddo, dem Stammsitze seiner Familie, in der Grafsch. Kinkardine, stammte aus einem alten Herrengeschlechte Schottlands und widmete sich der Rechtswissenschaft. 1767 wurde er schottischer Tribunalsrichter der höchsten Instanz. Neben seinen Amtsgeschäften übte er mit besonderm Eifer die alten Sprachen und erhob die Literatur der Griechen und Römer zu einem Gegenstande seiner Abgötterei. Die allgemeine Sprachforschung verdankt ihm viel. Jedoch überschätzte er die Weisheit und Beredtsamkeit der Alten in seinem Hauptwerke: „On the origine and progress of

language", welches C. A. Schmidt ins Deutsche übertrug. Man bewunderte darin die Originalität und Genialität des Verf., bedauerte aber auch seine Verirrungen. Aber der Zurechtgewiesene beharrte bei seinen Träumen in 5 andern Bdn., die u. d. T.: „Ancient metaphysic or the science of the Universals" erschienen, worin er das Sonderbare seiner Ansichten noch weiter trieb. So sollte der Orang Utan zur Gattung Mensch gehören und der Mangel an Sprache nur zufällig sein. In den Gerichtsferien lebte er auf seinen Gütern ganz der Landwirthschaft und wie er seine Bauern und Pächter glücklicher und arbeitsamer machen könne. Oft reiste er nach London, aber immer zu Pferde, denn die Wagenfuhre schien ihm weibisch, weil solche die Griechen und die Römer nicht gekannt hatten. Dies thätige Leben setzte er bis zum 79. J. fort. Er lebte sehr mäßig, bewegte sich viel zu Fuße oder zu Pferde, nahm viele Luft- und Wasserbäder und starb 88 J. alt, als Gegenstand allgemeiner Verehrung zu Edinburg 1799. Seine Denkungsart war religiös. Beim Frühstück las er seiner Familie ein Capitel des griech. Test. vor; sein Haus und seine kleine Casse war keinem Unglücklichen zu irgend einer Stunde verschlossen.

Mönchslatein, s. Philologie.

Mönchsschrift, die deutsche, im gemeinen Leben übliche Benennung derjenigen Schriftgattung, mit welcher die Urkunden und Handschriften des Mittelalters vom 13. — 16. Jahrh. geschrieben sind und welche man in der diplomatischen Kunstsprache eckige Minuskel, gothische oder neugothische Schrift nennt. Sie ist der früher üblichen römischen oder runden Schrift entgegengesetzt, und wurde nach der Erfindung der Buchdruckerkunst über anderthalbhundert Jahre häufig im Druck gebraucht (wo sie am reinsten und schönsten in der sogen. Missaltype erscheint), bis sie in ausländischen Sprachen durch die römische und in der deutschen durch die noch jetzt übliche Druck- und Schreibschrift, welche sich im Laufe d. 16. Jahrh. aus ihr bildete, verdrängt wurde. In neuerer Zeit fingen die Engländer wieder an, sich ihrer (unt. d. N. black letter) bei Verzierungen und Prachtdrucken zu bedienen; sie haben in andern Ländern Nachahmung gefunden.

Mönchswesen findet man schon in der vorchristlichen Zeit. Die Neigung zum einsamen Leben entstand mit den Verderbnissen des gesellschaftlichen. Bessergesinnte, die sich dem Kampfe gegen diese Verderbnisse nicht gewachsen fühlten, suchten in der Einsamkeit einen Schutz gegen das andringende Böse. Ob Henoch, weil er ein göttlich Leben führte, der erste Einsiedler gewesen sei, konnten nur Mönche fragen; aber gewiß lag in dem stillen, zur Unthätigkeit und stillen Anschauung geneigten Sinne, den man noch jetzt bei den Hindus bemerkt, schon unter den frühesten Bewohnern des südlichen Asiens der Keim jener ältesten orientalischen Philosophie, deren Richtung zum beschaulichen, aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufstrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer besondern Weihe und Heiligkeit gab. Dazu kam die Meinung, daß man für frühere Vergehungen am besten durch Entbehrung aller Lebensfreuden und alles Umgangs mit Menschen büßen und, nach einer alten, im ganzen Orient verbreiteten Idee, die Gottheit versöhnen könne. Anachoreten, Eremiten, büßende Heilige und Mönche zeigen sich daher schon im vorchristlichen asiatischen Alterthume (vgl. Gymnosophisten), und jetzt sind die Länder, die sich zu den Religionen des Brama, Fo, Lama und Mohammed bekennen, voll Fakirs und Santons, Tanirs oder Songessen, Talapoinen, Bonzen und Derwische, deren Schwärmereien und unsinnige Büßungen mehr heilige Schauspiele und Mittel des Betrugs als Früchte der Frömmigkeit sind. Auch das alte hebräische Volk hatte solche Gottgeweihte in seinen Nazaräern, denen Moses besondere Rechte zugestand, und das Leben der Essäer und Therapeuten, die um die Zeiten Jesu in Palästina und Ägypten blühten, war ganz nach der Idee von Absonderung aus der

Welt und von klösterlicher Zucht und Frömmigkeit geformt, die man später in der bessern Periode des christlichen Mönchswesens obwalten sieht. Denn unter den Christen, deren Religion an sich schon die Gegensätze des Körperlichen und Geistigen scharf bestimmt und überdies seit dem 3. Jahrh. mit gnostischen und neuplatonischen Ideen von Entkörperung und Erhebung über die Sinnenwelt geschwängert wurde (vgl. Heilige), fing das einsame Leben schon im 4. Jahrh. an, Beifall zu finden. (Vgl. Chrysostomus.) Seit d. 5. Jahrh. tritt das Mönchswesen als ein kirchliches Institut hervor, das sich in mannigfaltigen Verzweigungen ausbildete und bis ins 17. Jahrh. an Einfluß auf Bildung und Sitten und an politischer Geltung gewachsen ist. Über die Entstehung, Ausbreitung, Ökonomie und welthistorische Bedeutung des christlichen Mönchswesens s. Klöster und geistliche Orden. Anziehend und mit Sachkenntniß, nur nicht ernst genug geschrieben ist die Geschichte des Mönchswesens unt. d. T.: „Die Möncherei, oder geschichtl. Darstellung der Klosterwelt" (Stuttg. 1820, 3 Bde.). Eine gleich wichtige Abhandlung über das Mönchswesen findet sich auf Veranlassung vorstehenden Werkes im „Hermes", Nr. XV. E.

Moncrif (François Augustin Paradis de), geb. zu Paris 1687, gest. daselbst den 13. Nov. 1770, der Sohn des Rechtsgelehrten Paradis, erhielt den Zunamen de Moncrif von seinem Ältervater mütterlicher Seite, der ein Engländer war. Der junge M. zeichnete sich durch Geist und liebenswürdigen Charakter aus, und erwarb sich durch Beides die Gunst der Großen des Hofes. Durch Herrn v. Maurepas und den Großprior von Orleans in die ersten Cirkel eingeführt, machte er sich bald durch seine vielfachen Talente in der Poesie, Musik und selbst in der mimischen Kunst zur Seele der geselligen Unterhaltung. Die Freundschaft des Hauses Argenson vollendete sein Glück. Er wurde erst geh. Secretair bei dem Grafen d'Argenson, als dieser ins Ministerium trat, hierauf bei dem Grafen v. Clermont (einem Prinzen von Geblüte) und dann von Ludwig XV. erwählt, der Vertheiler der Geschenke zu sein, welche dieser König machte. Später erhielt er, als Lector der Königin Maria Leszczynska, Zutritt bei Hofe. Als Argenson Kriegsminister wurde, beförderte derselbe seinen Günstling Moncrif zum Generalsecretair bei diesem Bureau, und bereits 1733 ward dieser an Caumartin's Stelle zum Mitglied der Akademie ernannt. Ebenso vielfach wie seine Verbindungen mit Hof- und Staatsmännern, waren auch die mit den Gelehrten seiner Zeit; Marmontel, Grimm und besonders Voltaire schätzten ihn. Dankbare Anhänglichkeit zeigte M. gegen den Gründer seines Glücks, den Grafen d'Argenson, als dieser in Ungnade fiel und aus der Hauptst. verwiesen wurde. Er begleitete ihn nicht allein auf seinen Landsitz d'Ormes, sondern besuchte ihn auch alle Jahre mehre Wochen lang, auf die Gefahr hin dem Monarchen und der damals allmächtigen Pompadour zu mißfallen. Von seinem bedeutenden Einkommen unterstützte er nicht allein seine Verwandten aufs großmüthigste, sondern erwies auch vielen Unglücklichen bedeutende Wohlthaten. Unter seinen Schriften ist sein: „**Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire**" (in welchem er die Kunst zu entwickeln sucht, die ihm angeboren war und sein Glück machte) das bekannteste; seinem kleinen Romane „**Les ames rivales**" hat er den indischen Mythos der Metempsychose als Grundidee eingewebt. Unter seinen „**Poésies diverses**" zeichnet man die Romanzen und eine Erzählung „**Rejeunissement inutile**" aus. Auch hat er Verschiedenes für das Theater, unt. a. „**Les Abderites**", ein mittelmäßiges Lustspiel, geschrieben. M. war auch eine Zeitlang Lector bei der Dauphine und Mitglied der Akademien in Berlin und Nancy.

Mond nennen wir vorzugsweise den die Erde begleitenden Trabanten. Gleich den übrigen Planeten verändert er täglich seinen Stand unter den Fixsternen am Himmel, und binnen einem Monat (s. d.) scheint er seinen Umlauf um den

ganzen Himmel von Abend gegen Morgen zurückzulegen, während er zugleich mit den übrigen Gestirnen der täglichen scheinbaren Bewegung von Morgen gegen Abend folgt. Von seinen verschiedenen Gestalten ist unter Mondphasen die Rede. Der Mond ist unter allen Himmelsplaneten der uns bei weitem nächste; man bestimmt seine mittlere Entfernung auf ungefähr 60 Erdhalbmesser, oder 51,570 geograph. Meilen. Bei jedem seiner Umläufe um die Erde kommt er einmal in die Erdnähe (Perigäum) und einmal in die Erdferne (Apogäum). Je nachdem er der Erde näher oder entfernter ist, erscheint auch sein Durchmesser, durch Ferngläser betrachtet, größer oder kleiner. In der mittlern Entfernung beträgt derselbe 31 Minuten und 9 Sec. Der wahre Durchmesser des Mondes wird nach astronomischen Berechnungen auf 3⅔ Mal kleiner als der Erddurchmesser bestimmt; also hat der Mond 14 Mal weniger Oberfläche und 50 Mal geringern körperlichen Inhalt als die Erde. Setzt man den Durchmesser der letztern auf 1719 geogr. Meilen, so beträgt der Durchmesser des Mondes etwas über 463 solcher Meilen. In Ansehung seines Umlaufs bemerkt man große Ungleichheiten. Diese rühren meist von der starken Einwirkung, d. h. Anziehung der Sonne in seinen verschiedenen Stellungen gegen die Erde her. Erst nach Newton's Entdeckung des Gesetzes von der allgemeinen Schwere klärte sich dies mehr auf. Tobias Mayer lieferte die ersten genauen Mondstafeln. Da der Mond seinen periodischen Umlauf (Monat) in 27 Tagen 8 St., oder, genau gerechnet, in 27 Tagen 7 St. 43 Min. und 5 Sec. zurücklegt, so durchläuft er, nach einer mittlern Bewegung gerechnet, täglich 13° 10′ 35″ seiner Bahn, welches in jeder Zeitsecunde 3132 pariser Fuß beträgt. Außer der doppelten Bewegung, mit welcher der Mond sich um unsere Erde und nebst dieser um die Sonne dreht, hat er noch eine dritte, nämlich um seine Axe. Er vollendet dieselbe während der Umlaufszeit um die Erde einmal, wie daraus erhellt, daß der Mond uns immer einerlei Seite zukehrt. Die Ursache dieser Gleichheit der Zeit zwischen Umlauf und Umdrehung findet Newton darin, daß die der Erde zugekehrte Seite des Mondes wegen der größern Nähe von der Erde stärker angezogen werde als die abgewendete, und daher nach dieser Richtung eine länglichere Gestalt annehme. Indeß hat man doch wahrgenommen, daß sich die der Erde zugekehrte Mondfläche periodisch etwas verrückt, weil die in ihrer Mitte sichtbaren dunklern Flecken bald mehr nordwärts, bald mehr südwärts, auch öfters bald mehr ostwärts, bald mehr westwärts treten. Diese Erscheinung hat man das Wanken des Mondes (s. d.) in der Breite und Länge genannt. Von Beidem sind die Ursachen durch die Astronomen untersucht und entdeckt worden. Unter allen Himmelskörpern kennen wir den Mond wegen seiner großen Nähe am genauesten. Daß er ein dunkler Körper sei und sein Licht von der Sonne empfange, sieht man aus den Sonnen- und Mondfinsternissen, besonders aber aus den verschiedenen Lichtgestalten. (S. Mondphasen.) Schon das bloße Auge entdeckt auf der erleuchteten Fläche des Mondes mehre Flecken (Mondflecken), die sich durch eine geringere Helligkeit merklich auszeichnen, und jedes gute Fernrohr läßt uns in den hellern Theilen an der Grenzlinie der Erleuchtung Höcker und beträchtliche Unebenheiten erblicken, welche man für Berge und Thäler halten muß. Die mehrjährigen Beobachtungen Schröter's (dessen unvergleichliche „Selenographische Fragmente zur genauern Kenntniß der Mondfläche", Lilienthal 1791, 4., als eine wahre Mondstopographie betrachtet werden können) haben das Dasein derselben außer allen Zweifel gesetzt, und ihm ist es gelungen, sogar die Höhen der Mondberge zu bestimmen. Die Methode, welcher sich dieser Forscher dazu bediente, ist so sicher und genau, als man nur wünschen kann. Er maß die südliche Randhöhe, die er Leibnitz und Dörfel nennt, nach der Sonnenhöhe über dieser Gegend und nach dem Schatten, den sie wirft, und fand sie 25,000 pariser Fuß hoch, mithin fast so hoch, als die Spitzen des Himalaya. Die großen dunkeln Flecken des Mondes

stellen sich, wenn sie von der Grenzlinie der Erleuchtung durchschnitten werden, allezeit glatt, d. h. ohne Hervorragungen, dar. Hieraus zieht man den wahrscheinlichen Schluß, daß es Ebenen sind, deren Oberfläche aus einer Materie besteht, welche das Sonnenlicht weniger zurückwirft. Ob sie aber Meere sind, ist sehr ungewiß und wird dadurch sehr unwahrscheinlich, daß Huygens große Einsenkungen, und Schröter in mehren dieser Einsenkungen deutliche Spuren von verschiedenen über einander liegenden horizontalen Schichten bemerkte, welche um die Einsenkungen einen gebirgigen Wall bilden. Schröter, der mehre dieser Einsenkungen maß, fand ihre Durchmesser von 30 Fuß bis zu einer halben Viertelmeile; ja, eine hat $3\frac{1}{2}$ geogr. Meilen im Durchmesser und über 30,000 Klaftern Tiefe. Sonst kannte man nur 244 dunklere Mondflecken. Schröter hat ihre Anzahl auf 6000 vermehrt und viele davon genau untersucht und beschrieben. Einen zusammenhängenden Ocean wie auf der Erde findet man auf dem Monde nicht; auch zeigt das Teleskop keine Spur von Flüssen. Die zusammenhängenden Bergketten sind nach Schröter's wahrscheinlichen Vermuthungen Anschwellungen der Mondsrinde; die Einsenkungen aber mit ihren Wall- und Randgebirgen betrachtet er als Krater, die durch wirkliche Ausbrüche jener Anschwellungen veranlaßt wurden. Die großen grauen Flecken scheinen ihm minder zerstörte Gegenden zu sein, wo vielleicht einige Vegetation stattfindet. Auch nahm er noch andre Veränderungen auf der Mondoberfläche wahr, welche vulkanischen Ursprungs zu sein scheinen. Aus Allem scheint zu erhellen, daß die Oberfläche des Mondes noch großen Revolutionen unterworfen sei, die ihre allmälige Ausbildung herbeiführen. Vielleicht daß des Mondes Oberfläche noch von heftig brennenden Vulkanen und von Erschütterungen des Innern aufgerissen und angeschwellt wird, wie dies ehedem mit unserer Erde ebenfalls geschehen sein mag. Man hat die wahrscheinlichen Revolutionen auf dem Monde in unsern Tagen zur Erklärung des seit einigen Jahren so viel Aufsehen erregenden Steinregens benutzt und dafür gehalten, daß die aus der Luft gefallenen mineralischen Massen bei heftigen Ausbrüchen der Mondvulkane auf unsere Erde geworfen worden wären. (Vgl. Meteorsteine.) Der Hirt Endymion soll, nach Plinius, unter allen Sterblichen zuerst den Lauf des Mondes und dessen Veränderungen beobachtet haben. Schon die Chaldäer hielten den Mond für den kleinsten unter allen Planeten und für den nächsten bei der Erde; sie wußten, daß er ein erborgtes Licht habe, bestimmten die periodische Wiederkehr der Mondphasen mit vieler Richtigkeit und leiteten die Mondfinsternisse vom Schatten der Erde her. Daß der Mond bewohnt sei, soll bereits Orpheus, oder vielmehr der Verf. des unter seinem Namen vorhandenen Gedichts vermuthet, und Pherecydes von Scyros, ein Zeitgenosse des Servius Tullius, die Umlaufszeit desselben bestimmt haben. Die Pythagoräer behaupteten, daß der Mond Berge, Städte, Pflanzen, Thiere und Menschen enthalte. Anaximander kannte die Größe des Mondes, dessen Entfernung von der Erde, und wußte, daß er sein Licht von der Sonne bekomme. Die dem Auge sichtbaren Mondflecken hielt Klearchus für Meere. In der neuesten Zeit hat dieser Himmelskörper die Astronomen viel beschäftigt. Die oft verneinte Frage: ob der Mond eine Atmosphäre habe? hat Schröter (s. d.) endlich bejahend entschieden. Siehe d. Art. Atmosphäre des Mondes im 1. Bde. der neuen Aufl. von Gehler's „Physikal. Wörterb." (Leipz. 1825). Eine beinahe noch größere Aufmerksamkeit als Schröter verwendet aber gegenwärtig auf den Mond der Prof. der Astronomie zu München, Dr. Franz von Paula Gruithuisen, und seine Entdeckungen und daraus hergeleitete Schlüsse, wenngleich ein großer Theil derselben noch sehr der Bestätigung bedarf, haben bereits die Neugier von ganz Europa rege gemacht. S. das Kastner'sche „Archiv f. d. ges. Naturkunde" (Bd. 1, Hft. 2, und Bd. 2, H. 3) und „Über einige neu entdeckte regulaire Bildungen auf der Mondsoberfläche" im 53. Bd. von Bode's

„Astronom. Jahrb." Wir wiederholen hier noch, daß Gruithuisen durch sein scharfes, außerdem aber auch noch mit einem vortrefflichen fünffüßigen Fraunhofer (s. d.) bewaffnetes Auge die allerbestimmtesten Spuren von Cultur auf dem Mond wahrgenommen haben will. Nach seiner Meinung sind mehre auf der Oberfläche dieses Trabanten gesehene gerade Linien, oft von beträchtlicher Länge, auch paralleler Richtung, von Gegenständen, die der Gestalt nach einem Sterne, einem umgekehrten latein. Z u. s. w. glichen, Kunststraßen, große Städte, Tempel, Sommer- und Winterwohnungen u. dgl. m. Doch kann hier leicht Selbsttäuschung zu vorgefaßten Meinungen verführen. Vgl. Nr. 61 d. „Ergänz.-Bl. d. Allg. Lit.-Zeit.", 1826. Die „Topographie der sichtbaren Mondoberfläche", v. W. G. Lohrmann (Lpz. 1824, 4.) stellt die Mondberge und die Mondfarbe treu dar, indem der Verf. die Oberfläche des Mondes so chartirt hat, daß die Darstellung weder von der Libration noch von der verschiedenen Beleuchtung abhängig ist. Auch belehrt Drobisch „**De vera lunae figura**" und dessen „**Symbolae ad Selenographiam mathematicam**" (Lpz. 1826).

Mondcirkel, Mondcyklus, s. Cyklus.

Mondenjahr, s. Jahr.

Mondfinsterniß. Der Mond verfinstert sich, wenn die Erde dergestalt zwischen ihn und die Sonne tritt, daß sie ihm das Licht der letztern entzieht. Es scheint eine dunkle Scheibe von O. nach W. her, also in entgegengesetzter Richtung seiner für uns unmerklichen wahren Bewegung, über den Mond hinzugehen. Diese dunkle Scheibe ist nichts Andres als der kegelförmige Schatten der Erdkugel, dessen Länge ungefähr 215 Erdhalbmesser beträgt, und dessen Größe da, wo er den Mond trifft, die Größe des Mondes ungefähr 3 Mal übersteigt, woher es dann kommt, daß derselbe nicht nur gänzlich davon verfinstert werden, sondern auch eine Zeitlang darin unsichtbar bleiben kann. Man unterscheidet partielle Mondfinsternisse, wo nur ein Theil des Mondes verfinstert erscheint; totale, wo die Mondscheibe einen Augenblick ganz verfinstert ist; totale mit Dauer, wo diese gänzliche Verfinsterung eine Zeitlang dauert, und centrale Mondfinsternisse, wo der Mittelpunkt des Durchschnitts des Erdschattenkegels mit dem Mittelpunkte des Mondes zusammenfällt. Eine Finsterniß der letzten Art kann $1\frac{1}{4}$ Stunden dauern. Aus den angegebenen Bedingungen der Mondverfinsterung ergibt sich, daß sie nur zur Zeit des Vollmondes statthaben kann. Man bestimmt die Größe einer Mondfinsterniß nach Zollen u. s. w., indem man die Mondscheibe in 12, Zolle genannte Theile, den Zoll aber wieder in 60 Minuten eintheilt. Eine totale Mondfinsterniß beträgt gerade 12 Zoll; ist sie zugleich von Dauer, so rechnet man noch die Zolle hinzu, um welche sich der Mond weiter in den Erdschatten hineintaucht, und so kann es Finsternisse von 20 und mehr Zollen geben. Die Berechnung einer Mondfinsterniß ist mehr mühsam als schwer. Anleitung dazu ertheilen die Lehrbücher der Astronomie, besonders deutlich Bode's „Erläuterung der Sternkunde" (3. Aufl., Berl. 1808, 2 Bde.).

Mondflecken, s. Mond.

Mondgöttin, bei den Indiern Maja (s. d.), bei den Assyrern Mylitta, bei den Phöniciern Astarte, oder in der Mehrzahl Astaroth. Sie ist die Himmelskönigin, die Urania, auch die syrische Mutter oder Göttin genannt, und man bezeichnete durch sie das weibliche oder gebärende Princip der Natur, sowie durch die Sonne das zeugende und männliche. Ihre Eigenschaften trugen die Ägypter auf die Isis über, Griechen und Römer auf die Artemis (Diana) und Aphrodite oder Venus. Da mit dem Monde vorzüglich die Magie von jeher in Verbindung getreten ist, so sind auch die Mondgöttinnen als dämonische, zauberische Wesen angesehen worden. Man erinnere sich an Hekate, Leukothea ꝛc.

Mondkalb, die falsche Frucht, die nicht zum selbständigen Leben gelangt

und daher auch nicht gehörig ausgebildet, nur selten Spuren von menschlicher Gestalt zeigt. Sie verursacht Zufälle, welche bisweilen eine so große Ähnlichkeit mit der wahren Schwangerschaft haben, daß sie nicht davon unterschieden werden können; nur nimmt der Leib schneller an Umfang zu, und die Ernährung des Körpers wird gestört; öfters kommen auch Blutflüsse, krampfhafte Beschwerden von dieser Ursache her. Nach längerer oder kürzerer Zeit treten wehenartige Zusammenziehungen des Uterus ein, und diese schaffen, nicht selten unter manchen Beschwerden und Gefahren, vorzüglich unter Blutstürzen, die falsche Frucht fort. Eine lange dauernde Schwäche und Neigung zu abzehrenden Krankheiten bleiben oft zurück.

Mondphasen (Mondsgestalten), die abwechselnden Gestalten der erleuchteten Mondscheibe, rühren von der Stellung her, welche der an sich dunkle Mondkörper gegen die Sonne und Erde hat. Bekanntlich sehen wir den Mond zu gewissen Zeiten gar nicht, zu andern Zeiten sichelförmig, bald als halbe Scheibe, und endlich ganz erleuchtet. Wenn sich der Mond zwischen der Sonne und Erde befindet (mit der Sonne in Conjunction steht), so wendet er seine unerleuchtete Fläche gegen uns, und wir können nichts von ihm sehen. Diese Mondgestalt heißt **Neumond**. Bald darnach entfernt sich der Mond wieder von der Sonne, und ein kleiner Theil seiner erleuchteten Fläche wird am Abendhorizonte sichtbar. Am 4. Tage nach dem Neumonde ist er bereits 45° von der Sonne entfernt, und nun erscheint ein Theil seiner erleuchteten Fläche in Sichelgestalt mit der erhabenen Seite gegen die Sonne gekehrt. Von nun an entfernt sich der Mond mit jedem Tage mehr von der Sonne, nimmt seinen Weg immer mehr von W. nach O., erscheint daher Abends immer weiter gegen den östlichen Horizont, und der erleuchtete sichelförmige Theil wird immer breiter. Nach ungefähr 8 Tagen, vom Neumonde an gerechnet, ist er schon 90° von der Sonne entfernt, und nun stellt er sich als eine erleuchtete halbe Scheibe dar. In diesem Zustande wird er in den Calendern das **erste Viertel** oder die erste Quadratur genannt. Sowie der Mond sich fortwährend von der Sonne entfernt, nimmt er immer mehr zu, d. h. sein erleuchteter Theil nähert sich immer mehr der Gestalt einer kreisrunden Scheibe, bis ungefähr 15 Tage nach dem Neumonde, wo er der Sonne gerade gegenüber steht und in vollem Lichte, als völlig kreisrunde Scheibe erscheint. In dieser Gestalt kehrt er seine erleuchtete Fläche uns zu, und wir nennen ihn **Vollmond**. Zu dieser Zeit geht der Mond auf, wenn die Sonne untergeht, und scheint die ganze Nacht hindurch. Von dem Neumonde an bis zum Vollmonde wächst der uns zugekehrte erleuchtete Theil immer mehr und heißt daher **zunehmender Mond**. Von dem Tage des Vollmondes aber nimmt er mit jedem folgenden Tage wieder ab, und zwar auf der entgegengesetzten, d. h. von der Sonne abgekehrten Seite; zugleich nähert er sich der Sonne in eben dem Maße, wie er sich beim Zunehmen von ihr entfernte. 7 bis 8 Tage nach dem Vollmonde ist er der Sonne bereits wieder auf 90° nahe gekommen, und jetzt erscheint er auf der linken Seite halb erleuchtet, welches in der Calendersprache das **letzte Viertel** oder die letzte Quadratur genannt wird. In dieser Gestalt geht er gerade um Mitternacht auf. Von nun an nähert er sich mit jedem Tage der Sonne noch mehr und zugleich der sichelförmigen Gestalt, die jedoch jetzt immer mit ihren Hörnern nach der entgegengesetzten Seite gekrümmt erscheint, geht immer später auf, bis er endlich ungefähr nach 29 Tagen, von dem Neumonde an gerechnet, abermals der Sonne so nahe gekommen ist, daß er mit ihr in Conjunction tritt, und also der Neumond von neuem beginnt. Von der Zeit des Vollmondes bis zum Neumonde heißt er der **abnehmende Mond**; der Neumond und der Vollmond werden auch Syzygien, und die ganze Erscheinung der **Mondwechsel** genannt. Sowol vor als nach dem Neumonde sehen wir auch mit bloßen Augen den dunkeln Theil der Mondscheibe durch ein blasses

Licht erleuchtet. Dieses rührt von der Erleuchtung der Erde her, denn gerade wenn es am deutlichsten in die Augen fällt, ist bei uns die Sonne Nachmittags noch nicht unter- und des Vormittags längst aufgegangen; daher den Mondbewohnern dann unsere Erde als erleuchtete, 14 Mal größere Scheibe am Himmel erscheint, als der Mond sich uns darstellt.

Mondsteine, s. Meteorsteine.

Mondsüchtig nennt man Personen, die, gewöhnlich mit eintretendem Mondwechsel, im Schlafe aufstehen, gleichsam in einem lebhaften Traume umherwandeln und verschiedene Verrichtungen vornehmen, als wenn sie wirklich wachten. Ihre Augen sind dabei meistens geschlossen; wo diese aber offen sind, sehen sie dessenungeachtet nicht, wie man durch mancherlei Versuche bestimmt weiß. Man hat Beispiele, daß ein solcher Mondsüchtiger oder Nachtwandler des Nachts aufgestanden, in die Schenke gegangen ist, dort getrunken und ordentlich bezahlt hat, dann wieder nach Hause gegangen ist und sich zu Bette gelegt hat: Alles mit verschlossenen Augen. Andre sind auf gefährliche Höhen, z. B. zum Fenster hinaus auf das Dach, gestiegen und sind glücklich wieder zurückgekommen. Wenn Nachtwandler auf gefährlichen Wegen wandern, soll man sie nicht mit Gewalt oder durch Anrufen ihres Namens wecken, weil sie dann leicht in der ersten Bestürzung unglücklich sein können. Doch soll man ihnen, wenn sie sich schlafen gelegt haben, ein mit Wasser benetztes Tuch vor das Bett legen, um ihnen das Nachtwandeln abzugewöhnen, indem sie, sobald sie beim Heraussteigen auf das Tuch treten, durch das Gefühl der Kälte an den Füßen zur Besinnung kommen und ins Bett zurückgehen. Die Mondsucht hat ihren Grund in einer krankhaften Beschaffenheit des Nervensystems, vermöge welcher ein natürliches, wahrscheinlich vom Einflusse des Mondes entwickeltes Schlafwachen eintritt. (S. Somnambulismus.) H.

Mondsviertel, s. Mondphasen.

Mondtafeln sind Tafeln, in welchen der jedesmalige Stand des Mondes am Himmel im voraus berechnet ist. (S. Länge, geogr., und Mayer, Tobias.)

Mondwechsel, s. Mondphasen.

Monge (Gaspard), Graf v. Pelouse, geb. 1746, Sohn eines Gastwirths zu Beaune in Frankreich, hatte sich durch bedeutende wissenschaftliche Leistungen bekanntgemacht, als die Revolution ausbrach. Durch Condorcet wurde er 1792 den Häuptern der republikanischen Partei bekannt. Nach dem Sturze des Throns, 10. Aug. 1792, erhielt er die wichtige Stelle des Marineministers und sogar, bei Servan's, des Kriegsministers, Abwesenheit, das Portefeuille des Kriegs. Bei dem Processe Ludwigs XVI. hatte er den traurigen Auftrag, das Decret des Convents in Vollziehung setzen zu müssen. Er zog sich jetzt bei den Revolutionsgräueln nach und nach von den Geschäften zurück, um mit desto mehr Eifer sich den Wissenschaften zu widmen, die er besonders in dieser schrecklichen Zeit, wo Frankreich nur einem Lager glich und mehr als eine Million Krieger hatte, auf die schnelle Fabrication aller Arten von Vertheidigungsmitteln anwendete. Nur dadurch entging er dem furchtbaren Fallbeile. Auch ward durch ihn die Normal- und dann die treffliche polytechnische Schule eingerichtet, nachdem er 1795 Mitglied des Nationalinstituts geworden war. In dem ersten ital. Feldzuge Bonaparte's war er Mitglied der Commission, welche in Italien die Kunstwerke zu bestimmen hatte, die nach Paris ins Nationalmuseum gebracht werden sollten. Er schloß sich hier an Bonaparte an, der ihm u. A. den Auftrag gab, mit Berthier den Frieden von Campo-Formio dem Directorium zu überbringen. Bei dem Zuge nach Ägypten begleitete M. ebenfalls Bonaparte und ward eins der wirksamsten Mitglieder des ägyptischen Instituts. Auch war er einer der wenigen Erkorenen, welche Bonaparte auf seinem Zuge nach Frankreich begleiteten. Dieser überhäufte ihn seitdem

mit Vertrauen und Ehre. Nach der Restauration wurde M. deßhalb vom König aus allen öffentlichen Verhältnissen und sogar aus dem Nationalinstitut entfernt, worauf er den 28. Juli 1818 starb. Von M.'s vielen Schriften nennen wir nur: „**Traité élémentaire de statique**" (1788—99); „**Description de l'art de fabriquer le canon**" (1794); „**Géométrie descriptive**" (1812). Sein trefflicher Schüler Dupin hat einen „**Essai histor. sur les services et les travaux scientifiques de Gaspard Monge**" herausgegeben. Auch s. über ihn Napoleons „**Mémoires etc.**", 4. Bd., S. 270.

Mongolen, ein großer Völkerstamm im nordöstlichen Asien, der im Mittelalter in 2 verschiedenen Zeiten erobernd aufgetreten, aber seit 3 Jahrh. in Unthätigkeit versunken, jetzt fast nur noch dem Namen nach in Europa gekannt ist. Die Mongolen sind häufig mit den südwestlich in Asien wohnenden Tataren verwechselt worden, mit denen sie jedoch nur die nomadische Lebensart und die regellos wilde, bloß auf Verwüstung gerichtete Weise Krieg zu führen gemein haben, übrigens aber von ihnen durch eine schmuzige Gesichtsfarbe, kleine Augen, sowie durch den ganzen Körperbau, Sprache und Sitten, wesentlich verschieden sind. Ihre frühere Geschichte ist dunkel. Im 13. Jahrh. verbreiteten sie ihre Eroberungen und Verheerungen, tief aus dem nördl. Asien her, über Rußland und einen Theil des übrigen Europa. Sie kamen aus der Gegend, welche sie noch bis jetzt zum Theil bewohnen, der Mongolei, nördlich von der großen chinesischen Mauer, zwischen der jetzigen Osttatarei und der Bucharei. Ihre Macht und ihr Ansehen verdankten sie dem Genie eines einzigen außerordentlichen Mannes, des **Dschingis-Khan** (s. d.), der, anfangs bloß Oberhaupt einer einzelnen mongolischen Horde, die übrigen Horden nöthigte, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen, und dann 1206 den kühnen Plan entwarf, die ganze Erde zu erobern. In kurzer Zeit unterjochte er 2 große tatarische Reiche im O. und W. Asiens, vernichtete in 6 Feldzügen die mächtige Monarchie der Sultane von Chowaresmien, welche Turkestan und ganz Persien bis nach Indien hin beherrschten, und ließ während dieser Zeit durch einen Theil seiner Völker, unter der Anführung seines ältesten Sohnes (1223), einen verwüstenden Einfall in Rußland ausführen. Nach Dschingis-Khan's Tode (1227) setzten seine Söhne die Eroberungen fort, unterwarfen sich ganz China, stürzten das Khalifat zu Bagdad und machten sich die seldschuckischen Sultane von Ikonium zinsbar. Ein mongolisches Heer drang 1237 aufs neue in Rußland ein, eroberte Moskau und verwüstete einen großen Theil des Landes. Nachdem sich die Mongolen Rußland unterworfen hatten, drangen sie (1240) auch in Polen ein, verbrannten Krakau und gingen nach Schlesien bis Liegnitz, wo sie auf der **Wahlstatt** den 9. April 1241 den Herzog Heinrich v. Breslau in einer blutigen Schlacht besiegten. Allein aus Mangel an Unterhalt verließen sie bald wieder die Länder, die sie durch Rauben, Morden und Brennen verwüstet hatten. In Deutschland und selbst in Frankreich war, in Erinnerung der ehemaligen Einfälle der Hunnen, die Furcht vor ihnen so groß, daß man Fasten und Gebete anordnete. Ein zweiter Grund, daß sie das Schrecken der Völker nicht benutzten, um ihre Eroberungen weiter auszudehnen, lag in den Streitigkeiten, welche nach dem Tode des Khans Oktai, Dschingis-Khan's unmittelbaren Nachfolgers, über die Thronfolge entstanden. Doch blieb das Reich der Mongolen noch immer beisammen und stand am Ende des 13. Jahrh. auf dem höchsten Gipfel der Macht. Es erstreckte sich damals vom chinesischen Meere und von Indien bis tief in Sibirien und bis an die Grenze von Polen. Der Hauptsitz des großen oder Oberkhans war China; die andern Länder wurden von Unterkhans, die alle von Dschingis abstammten und mehr oder weniger von dem großen Khan abhängig waren, beherrscht. Die mächtigsten derselben waren die von Kaptschak, die an der Wolga wohnten und die Geißel Rußlands waren, und die von Dschagatai, welche von dem Orus bis

in die Tatarei wohnten. Aber eben diese Vertheilung des Reichs unter mehre Fürsten wurde die Veranlassung, daß das Ansehen und die Macht der Mongolen im 14. Jahrh. nach und nach sank. Im 15. Jahrh. wurden verschiedene Horden dieser Nation von den Russen, deren Besieger sie früher gewesen waren, unterjocht oder vernichtet. In China war das Reich der Mongolen schon 1368 durch eine Revolution zerstört worden. Es trat aber (ungefähr 1360) aus dem Stamme der Dschagatai ein zweiter furchtbarer Eroberer auf, Timurlenk (Tamerlan, s. d.), auch Timur Begh genannt. Von dunkler Herkunft schwang Timur, als die Dynastie der Mongolen von Dschagatai in Verfall gerathen war, sich durch Talent und Kühnheit zum Oberherrn der ganzen Nation auf. 1369 wählte er die Stadt Samarkand zum Sitze seiner neuen Herrschaft. Die übrigen mongolischen Stämme, Persien, Mittelasien und Hindostan, wurden nach einander von ihm unterjocht. 1400 griff er auch den bis dahin gegen die Christen in Europa siegreichen osmanischen Sultan Bajazet I., vor dem Konstantinopel zitterte, in seinen Staaten in Natolien an. Die Schlacht bei Ancyra (Anguri), 1402, entschied gegen Bajazet; er erlitt eine gänzliche Niederlage und wurde selbst Timur's Gefangener. Der Erzählung von der harten Behandlung, welche der Sieger gegen s. Gefangenen ausgeübt haben soll, mangelt es jedoch an gehörigen Beweisen. Die christl. Mächte wurden dadurch auf einige Zeit von einem furchtbaren Feinde befreit. Nachdem Timur ganz Natolien erobert und verwüstet hatte, starb er auf dem Zuge nach China den 19. März 1405, 69 J. alt. Nach s. Tode zerfiel die Monarchie der Mongolen in mehre Staaten. Ein Nachkomme Timur's, Baber (Babur), gründete 1519 in Indien eine neue mächtige Monarchie, die als das Reich des Großmoguls bis gegen das Ende des 18. Jahrh. bestand. (S. Hindostan.) Die noch jetzt vorhandenen mongolischen Völkerschaften leben theils unter russischer, theils unter chinesischer Herrschaft. Jene, die von dem Stamme der Kaptschaken übriggeblieben sind, wohnen, mit Kalmücken vermischt, in der Statthalterschaft Irkutzk; ihre Volksmenge wird mit den Kalmücken zu 300,000 Seelen angegeben. Die andern, welche unter chinesischer Oberherrschaft stehen, aber von 4 verschiedenen Khanen regiert werden, leben in der Mongolei (53,000 □M.), welche von Tungusien, China, der kleinen Tatarei und Sibirien begrenzt wird. Sie bekennen sich alle zur Lehre des Fo (s. d.), führen ein nomadisches Leben, treiben aber doch durch Karavanen einigen Handel nach Rußland mit selbstverfertigten wollenen und baumwollenen Zeuchen. S. die „**Hist. des Mongols, depuis Tschinguiz-Khan jusqu'à Timour-Lane**" (Paris 1824) und Isaak Jak. Schmidt's treffl. „Forschungen im Gebiete der ältern, religiösen, politischen und literar. Bildungsgesch. der Mongolen und Tibeter" (St.-Petersb. 1824). Klaproth's sogen. „Beleuchtung und Widerlegung" dieser Forschungen hat Schmidt gründlich abgefertigt (Leipz. 1826). Jetzt wird Schmidt's deutsche Übersetz. nebst Commentar von Ssanang Ssätsän's „Gesch. der Ostmongolen" nebst dem mongol. Originale auf kaiserl. Kosten in Petersburg gedruckt. Babur's sehr anziehende „**Mémoires etc.**", von ihm selbst verfaßt, haben Leyden und Erskine aus d. Dschagatai-Türkischen ins Engl. übers. (London 1826) und eine für die Gesch. der Mongolen wichtige Einleit. dazu geschrieben.

Moniteur. Mit dem 24. Nov. 1789 entstand zu Paris eine Zeitung, die „**Gazette nationale, ou le Moniteur universel**", die sowol über die äußern Begebenheiten als auch vorzüglich über die Verhandlungen der Nationalversammlung Rechenschaft abzulegen bestimmt war und am 7. Nivose des J. VIII für ein officielles Blatt erklärt ward. Seit dieser Zeit ist sie das wichtigste und das einzige officielle Blatt der franz. Regierung geblieben. Seit dem 1. Jan. 1811 hat sie den Titel „**Gazette nationale**" weggelassen und nur den des „**Moniteur universel**" beibehalten. Die Begebenheiten von 1787 bis zur Eröffnung der Na-

tionalversammlung sind nachmals in einer im J. IV (Paris, 1. Bd., Fol.) erschienenen „Introduction" nachgetragen; auch erschien über das gesammte Blatt im J. IX (Paris, 2 Bde., Fol.) die „Révolution française, ou analyse complète et impartiale du Moniteur, par ordre chronologique", und im folg. J. ebendas., gleichfalls in 2 Bdn., Fol.: „Table alphabétique du Moniteur"; aber leider gehen beide nur bis zu Ende des J. VII. Nach dem Muster des franz. Moniteur entstanden nachmals auch in den verwandten Staaten officielle Zeitungen unter demselben Titel, wie z. B. zu Neapel und an a. O.; in Deutschland erschien der „Westfälische Moniteur". Der pariser „Moniteur", von dem jeden Tag eine Nummer, einen großen Foliobogen stark, oft noch mit Beilagen versehen, erscheint, enthält in 2 Abtheilungen für das Innere und für das Ausland nicht nur alle officielle Verfügungen und Verordnungen der Regierung, Ernennungen, Absetzungen, Standeserhöhungen u. s. w., ferner artistische, literarische und dramaturgische Artikel, sondern auch diejenigen politischen Nachrichten, von denen die Regierung will, daß sie in Frankreich als officielle Nachrichten angesehen werden sollen. Der „Moniteur" hatte nicht nur in Frankreich und Europa überhaupt, sondern auch nach Amerika einen solchen Absatz, daß 1793 eine Druckerei für denselben angelegt werden mußte. Vollständige Exemplare des „Moniteur" sind so selten, daß schon 1809 ein solches zu Paris mit 600 Thlrn. bezahlt wurde. Vorzüglich oft fehlen die J. VII und VIII (1798—1800), von denen eine geringere Aufl. gemacht wurde. Unter den Tagesblättern der neuern Zeit behauptet der „Moniteur" eine traurige Berühmtheit. Denn in dem Zeitraume von etwa 25 Jahren stellt er uns unter einer und derselben Nation das Gemälde der unbeständigsten Volkswuth und des ärgsten monarchischen Despotismus dar und enthält zugleich die Geschichte des Untergangs des europäischen Gemeinwesens, der schamlosesten Verhöhnung des Völkerrechts und aller Grundsätze, auf welche ein Staatensystem gebildeter Völker gebaut sein muß. In jeder Rücksicht bleibt er eine der wichtigsten Sammlungen von Actenstücken für den Geschichtschreiber der großen Katastrophe, welche Europa im Innern und Äußern seit dem Anfange der franz. Revolution erlitten, namentlich aber als Archiv der neuern franz. Geschichte unentbehrlich. Cz.

Monk (George, später Herzog v. Albemarle), berühmt in der Geschichte Cromwell's und der Stuarte, geb. 6. Dec. 1608 zu Pothandge bei Torrington, stammte aus einer altadeligen aber unbegüterten Familie. Ungefähr 16 J. alt vertheidigte er einst seinen Vater, der Schulden halber verhaftet werden sollte, gegen den Sherif, verjagte letztern mit Stockschlägen und mußte hierauf aus dem väterlichen Hause fliehen. Im Regimente seines Verwandten, des Sir Richard Grenville, machte er einen Seezug gegen die Spanier, ward hierauf bei der Expedition gegen die Inseln Rhe und Oleron gebraucht, und erwarb sich während des darauf folgenden Kriegs in Flandern gute militairische Kenntnisse. Als die Unruhen in Schottland ausbrachen, kehrte er in sein Vaterland zurück und wurde in der von Karl I. gegen die Insurgenten geführten Armee als Oberstlieutenant angestellt. Hierauf half er als Oberster des Reg. Leicester in Irland die Rebellen bekämpfen, bis der Vicekönig, Marquis v. Ormond, 1643 eine Art von Frieden mit den Aufrührern schloß, um dem unterdeß mit dem Parlament in offenen Hader gerathenen Karl I. beistehen zu können. Ein Verdacht, als neige er sich auf die Seite des Parlaments, machte, daß M. einige Zeit außer Activität kam; bald ward er aber von neuem als General bei der irländischen Brigade angestellt, mit welcher er indeß gleich darauf von Fairfax gefangen wurde (1644). Er blieb als Staatsgefangner im Tower bis 1646 und schrieb zum Zeitvertreib „Bemerkungen über militairische und politische Gegenstände", welche aber erst 1671 nach seinem Tode von dem Lord Lisle herausgegeben wurden, übrigens aber ohne Werth sind. Durch denselben Lord Lisle, der in Gunst bei dem Parlamente stand, erhielt M., unter

der Bedingung, sich der Sache der Covenants zu ergeben, seine Freiheit und ging nun mit seinem Beschützer abermals nach Irland, wo er nicht ohne Auszeichnung gegen die Königlichen focht, dennoch aber, da manche Unfälle die republikanische Partei in jenem Lande trafen, nur mit Mühe einer Verantwortlichkeit gegen das Parlament entging. Nach England zurückgekommen, ward er von Cromwell als Generallieutenant und Commandeur der Artillerie angestellt. Er zeichnete sich jetzt besonders in der Schlacht bei Dunbar aus. Als hierauf Cromwell in England Karl II. bekämpfte, übernahm M. einstweilen den Oberbefehl in Schottland, eroberte Dundee und ließ die Besatzung niedermachen. 1652 kehrte er seiner Gesundheit wegen nach England zurück, wurde Mitglied der Commissionen, welche die Vereinigung der beiden Reiche Schottland und England besorgten, und focht unter Blake zur See gegen die Holländer. Mit der unter seinem Befehl stehenden Flottenabtheilung siegte er über den holländ. Admiral Tromp (Mai 1653), und 2 Monate darauf nochmals in einer offenen Seeschlacht, in welcher Tromp seinen Tod fand und der Feind 30 Schiffe verlor. Für diesen Sieg von Cromwell mit einer goldenen Kette belohnt, kehrte M., nach geschlossenem Seefrieden, nach Schottland zurück, wo er den Protector in Edinburg proclamiren ließ und die unruhigen Hochländer zügelte. Er bewies sich als den eifrigsten Anhänger Cromwell's und erklärte sich auch für dessen Sohn und Nachfolger, Richard Cromwell. Erst 1660, nachdem Richard Cromwell das Ruder niedergelegt hatte, dachte M. an seinen, wie Einige behaupten, stets gehegten Plan, die Stuarts auf den Thron zurückzuführen; doch handelte er hierbei mit so vieler Berücksichtigung aller den Augenblick gerade obwaltenden Umstände und zeigte sich überhaupt mehrmals bei der ganzen Unterhandlung so zweideutig, daß man viel eher mit Wahrscheinlichkeit schließen darf, es sei ihm hauptsächlich nur darum zu thun gewesen, sich selbst bei dem Umschwung der Dinge (den er zum Theil durch gewaltsame Auflösung der ihm feindlich gesinnten Sicherheitscommission herbeigeführt hatte) sicherzustellen. Als endlich Karl II. am 8. Mai 1660 feierlich in London als König proclamirt wurde, war M. der Erste, welcher sich dem in Dover landenden Monarchen vorstellte, und Karl war auch so überzeugt, daß er seinen Thron dem Einflusse dieses Mannes verdankte, daß er ihn sogleich zum Ritter des Hosenbandes, zum Mitglied des Geh. Rathes, zum Oberstallmeister, Kammerherrn, Schatzmeister und endlich zum Herzog v. Albemarle und Gouverneur der Grafschaften Devonshire und Middlesex ernannte. 1666 commandirte M., unter dem Oberbefehl des Herzogs v. York, die Flotte gegen die vereinigten Holländer und Franzosen. Er starb am 3. Jan. 1670. Sein unermeßliches Vermögen kam auf seinen einzigen Sohn, den die Geschichte nur insofern kennt, als er Schuld an der Niederlage mit war, welche die vereinigte englisch-holländ. Armee durch den Marschall Villars bei Denain 1712 erlitt. Auf König Karls Befehl ward M. nebst seinem Bruder Nicolas, Bischof von Hereford, aufs prachtvollste in der Westminsterabtei beerdigt; das ihm von der Dankbarkeit des Königs zuerkannte Denkmal wurde indeß erst ein halbes Jahrh. später errichtet. Im Ganzen war M. keineswegs ein großer Charakter; er kann nur als ein die Umstände mit ziemlicher Weltklugheit benutzender Mann betrachtet werden, der, nicht ohne Feldherrntalent, in seinen Unternehmungen vom Glück begünstigt wurde.

Monk (Jakob Heinrich), Philolog und Prof. der griech. Sprache auf der Universität Cambridge, geb. 1782, legte den Grund zu seinen Kenntnissen auf der Stadtschule in Norwich und auf der berühmten Carthause in London. 1800 bezog er das Dreifaltigkeitsstift in Cambridge als Pensionnair; wurde aber bald Scholar dieses Collegiums. 1805 wählte ihn Trinity college zum Fellow und 1807 zum Assistant tutor. Als der berühmte Porson 1808 im Oct. starb, ernannte ihn die Universität zum Nachfolger desselben in der Professur der griech.

Sprache. 1809 ließ er sich ordiniren, und 1815 wurde er einer der Haupttutors des Dreifaltigkeitsstifts. Er gab einige Trauersp. des Euripides heraus und ordnete gemeinschaftlich mit C. J. Blomfield (s. d.) den kritischen Nachlaß seines Vorgängers unt. d. T.: „**Ricardi Porsoni Adversaria**" (Cambridge 1812). M. besorgt auch mit Hülfe desselben und A. das geschätzte „**Museum criticum, or Cambridge classical researches**".

Monnier (Pierre Charles Le), Astronom, Mitglied der Akademien zu Paris, London und Berlin, war 1715 in Paris geb., zeigte früh einen entschiedenen Hang zur Astronomie, machte schon im 16. J. Beobachtungen über den Saturn, und übergab im 20. der pariser Akademie der Wissensch. seine „**Nouvelle figure de la lune, avec la description de ses taches**", worauf ihn diese zu ihrem Mitgliede ernannte. 1735 begleitete er Maupertuis nach Lappland. Mit Lord Macclesfield beobachtete er am 25. Juli 1748 in Schottland die ringförmige Sonnenfinsterniß und vermaß dort zuerst den Durchmesser des Mondes auf der Sonnenscheibe. 1750 zog er, auf Befehl Ludwigs XV., einen Meridian durch das Lustschloß Bellevue. Le M. war Lalande's Lehrer, mit dem er aber zuletzt in Feindschaft lebte. Doch hat Lalande stets mit der höchsten Achtung und Dankbarkeit von ihm gesprochen. Übrigens war er heftigen Gemüths und eigensinnig. So hat man erst nach seinem Tode mehre anziehende Werke von ihm gefunden, die er, trotz aller Auffoderungen, im Leben stets hartnäckig verweigert und sogar zu verbrennen gedroht hatte. Darunter befindet sich sein Sternenverzeichniß, dessen Plan er schon 1741 der Akademie vorgelegt hatte. Unverdrossen in der Arbeit, lebte er ganz für seine Wissenschaft, welche ihm bedeutende Fortschritte verdankt. Er hat zuerst die Verschiedenheit der Strahlenbrechung im Sommer und im Winter bestimmt, die Sonnentafeln und das Sternenverzeichniß verbessert, die Neigung der Ekliptik genauer bestimmt und die Polhöhe von Paris festgestellt. Er führte das von Graham verfertigte Instrument zur Beobachtung der Durchgänge in Frankreich ein und bewies die durch die Anziehung des Jupiter erzeugten Ungleichheiten des Saturn. Auch für die Seefahrer und andre mit der Astronomie in Verbindung stehende Wissenschaften hat er nützliche Entdeckungen gemacht und treffliche Werke geschrieben. Er starb d. 5. Jan. 1799. Von seinen vielen Schriften möchten seine „**Histoire céleste**" (Paris 1741, 4.) und seine „**Théorie des comètes**" (ebend. 1743, 4.) die meiste Aufmerksamkeit verdienen.

Monochord, ein mit einer Saite (wovon auch der Name herrührt) bezogenes, hohles Instrument, ungefähr 1½ Elle lang und ¼ Elle breit, worauf vermittelst des Cirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe des Tons nach Verhältniß der ab- und zunehmenden Länge gefunden und ausgemessen werden kann. Diese Saite nannten die Alten den Kanon, und man pflegt ein solches Monochord auch mit 3 oder 4 Saiten zu beziehen, um nach genau abgemessener Länge jeder Saite den Grundton mit seiner vollen Harmonie zu haben, sowie man auch dasselbe, um des bessern Klangs willen, mit einem Resonanzboden und mit Tasten zum Anschlagen versieht. Der Gebrauch dieses Instruments, dessen Erfindung dem Pythagoras zugeschrieben wird, dient besonders zur Berichtigung der Intervalle, deren Abstand weniger als einen halben Ton beträgt, wiewol die durch Verrückung obgedachter Stege hervorgebrachte Eintheilung der Saiten und die daraus entstehende Berechnung mehr dem Verstande einzuleuchten als durch ihren merklichen Abstand von Höhe und Tiefe dem Gehör fühlbar zu werden scheint. Daher auch sein theoretischer Gebrauch in der mathematischen Klanglehre.

Monochromen, monochromatische Bilder, sind einfarbige Malereien. Sie sind die einfachste und älteste Art der Malerei; man bediente sich zuerst besonders der rothen Farbe, als der auffallendsten. So finden wir sie auf den ältesten Vasengemälden, entweder roth auf schwarzem Grund, oder umgekehrt. (S. Malerei.)

Monodrama, s. Melodrama.

Monogamie, s. Ehe.

Monogramm (signum, manus propria, chiffre, Namenszug, Handzeichen) ist, im diplomatischen Sinne genommen, eine Figur oder ein Schriftzug, welcher alle (oder auch nur einige) einzelne Buchstaben eines oder mehrer, den Namen, Titel ꝛc. bezeichnender Worte, in verschiedener Ordnung gestellt, ausdrückt. Sie wurden auf Münzen, Fahnen, Wänden und Tapeten, Siegeln und in Urkunden angebracht, von welchen verschiedenen Arten des Gebrauchs der auf Münzen der älteste, und der in Urkunden, in welchen sich nicht nur geistliche und weltliche Fürsten, sondern auch Magistratspersonen und Notare ihrer bedienten, der jüngste war. Das erste bis jetzt bekannte Monogramm ist vom ostgothischen König Theodorich (493 — 526); der beständige Gebrauch der Monogramme aber wurde erst durch Karls d. Gr. Beispiel, der sich ihrer stets bediente und ihnen eine bessere Gestalt gab, eingeführt und erhielt sich in allen den Ländern, welche zu dem ehemaligen großen Frankenreich gehört hatten, mehre Jahrhunderte, bis er vom 12. Jahrh. an, wegen des veränderten Geschäftsganges, abkam. Am längsten erhielt er sich in Deutschland, wo er 1495 auf dem Reichstage zu Worms förmlich abgeschafft wurde. Die Lehre von den Monogrammen dieser Art ist für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden des Mittelalters von der größten Wichtigkeit und bildet daher einen besondern Theil der Diplomatik. Späterhin hat man dieses Wort auch auf alle und jede Namenschiffren, Züge und sonstige Zeichen, mit welchen Künstler, vorzüglich Maler und Kupferstecher, ihre Arbeiten als die ihrigen bezeichnet haben, übertragen. Diese sind aber oft trügerisch nachgeahmt worden. Eine sehr schätzbare Sammlung, Abbildung und Erklärung der Künstlermonogramme findet sich schon in Joh. Fr. Christ's „Anzeige und Auslegung der Monogrammatum ꝛc." (Lpz. 1747) und in Brouillot's berühmten „Dict. des monogrammes", ergänzt und berichtigt durch dessen „Table générale des monogr., chiffres etc." (München 1820). Endlich verdient bemerkt zu werden, daß die Alten jeden Umriß, jede einfache Zeichnung **Monogramm** nannten. (S. Malerei.) A — s.

Monographie (von μονος und γραφειν), eine Schrift, welche einen einzelnen Gegenstand einer Wissenschaft besonders abhandelt. Man setzt voraus, daß ein solcher Gegenstand in einer vollständigen Monographie nach allen Richtungen und Beziehungen und ganz im Detail betrachtet werde; doch darf dies nicht geschehen, ohne auch die allgemeinen Beziehungen zu berühren, in welchen derselbe mit der Wissenschaft steht, aus welcher er entlehnt ist. Die Monographien in strengerm Sinne sind ein Erzeugniß der neuern Zeit, und es ist nicht zu leugnen, daß sie der Wissenschaft sehr förderlich gewesen. Jetzt aber werden sie so häufig, daß es Noth thut, daran zu erinnern, daß man über dem Besondern das Allgemeine der Wissenschaft nicht gar zu sehr aus den Augen verlieren möge.

Monokratie wird zuweilen für Monarchie gesagt, ist aber davon verschieden. Die Endungen Archie und Kratie bedeuten nämlich die äußere und die innere Staatsform oder die Darstellungsart und die Ausübungsart der höchsten Gewalt. Der Monarchie steht also die **Polyarchie** entgegen. In jener wird die höchste Gewalt durch Einen, in dieser aber durch Mehre oder Viele dargestellt. Wie sie aber von dem Einen oder von Vielen verfassungsmäßig ausgeübt werde, bleibt dabei unbestimmt. Wird sie von dem Einen oder den Vielen ungetheilt und ganz allein ausgeübt, sodaß das Volk oder die übrigen Bürger als Unterthanen keine an der Ausübung theilnehmenden Stellvertreter haben, so ist der Staat eine Autokratie, und zwar entweder eine monarchische oder eine polyarchische. Sind aber dergleichen an der Ausübung der höchsten Gewalt theilnehmende Stellvertreter des Volks vorhanden, so ist der Staat eine **Synkratie** (s. d.), die ebenfalls

entweder monarchisch oder polyarchisch sein kann. So war Frankreich unter dem Directorium von 5 Männern eine polyarchische Synkratie, jetzt aber ist es eine monarchische Synkratie. Diese heißt nun auch eine beschränkte oder constitutionnelle Monarchie. Eine unbeschränkte aber, wo gleichsam der Monarch selbst die Stelle der Constitution vertritt, heißt eine absolute Monarchie oder eine monarchische Autokratie, kürzer aber und zusammengezogen eine Monokratie.

Monolog, Selbstgespräch, heißt im Schauspiel diejenige Rede, in welcher eine einzelne der als handelnd eingeführten Personen für sich selbst spricht. Er ist somit dem Dialoge (s. d.) entgegengesetzt. Um das Innere der handelnden Hauptpersonen genauer zu schildern und sowol die Triebfedern ihrer Handlungen, als auch die Veränderungen, welche durch wichtige Ereignisse in ihnen hervorgebracht werden, darzustellen und so den Zusammenhang der Handlung zu erhalten, haben die dramatischen Dichter die Monologe erfunden. Als in der Kritik noch das Gesetz der äußern Wahrscheinlichkeit als Hauptnorm galt, war man geneigt, die Monologe überhaupt zu verdammen, obgleich man nicht umhin konnte, diesem oder jenem berühmten Monolog, wie z. B. dem im „Hamlet", aus andern Rücksichten Beifall zu schenken. Man führte nämlich an, daß Niemand im wirklichen Leben leicht eine lange und zusammenhängende Unterredung mit sich halte, und daß nur der höchste Grad von Affect oder Zerstreuung dazu gehöre, um mit sich selbst zu sprechen, oder auch nur ein paar Worte herauszustoßen. Obgleich aber die Monologe, streng genommen, in der Wirklichkeit nicht vorkommen, so muß die dramatische Kunst sich ihrer doch als Mittel bedienen, um ihre höhern Zwecke vollkommen zu erreichen. Zufolge des obigen Zweckes dürfen Monologe nur da eintreten, wo der Dramatiker durch den Dialog seinen Zweck nicht, oder doch nicht vollkommen erreichen würde. Der Monolog darf daher nicht bloßer Lückenbüßer, Ausfüllung der Zwischenräume in der eigentlichen Handlung sein, welches nur einen schlechten Plan voraussetzen würde; sondern er muß eben sowol die dialogischen Scenen verbinden als auch eine bedeutende Veränderung in dem innern Zustande der Person bezeichnen, welche als Ursache auf das Folgende einfließt, sowie sie als Wirkung des Vorhergehenden angesehen werden kann. Ferner muß auch ein solches Selbstgespräch in der Lage der sprechenden Person möglich sein. Nur unter diesen Bedingungen ist der Monolog seinem Inhalte nach ebensowol dramatisch als lyrisch zu nennen. Im übrigen aber sind die Monologe darin verschieden, daß sie bald mehr Raisonnement enthalten, bald mehr pathetischen Inhalts sind. Was die Wirklichkeit anlangt, so treiben die dramatischen Schriftsteller, besonders die jüngern, welche mehr lyrische als dramatische Natur haben, mit den Monologen den größten Mißbrauch, indem sie in denselben den Lesern oder Zuhörern gern ihre Gefühle unter fremden Namen mittheilen, oder aus Ungeschicklichkeit und Geistesarmuth Das, was sie als dramatisch darstellen sollten, durch lange Erzählungen schildern und zu beiden Behufen oft die Monologe häufen. Daß dadurch das Fortschreiten der Handlung aufgehalten, die Theilnahme durch Einförmigkeit geschwächt und der Leser oder Zuschauer oft gelangweilt wird, ist natürlich. Die bessern Dramatiker suchen daher die episodischen Monologe zu vermeiden und den Monolog in innige und nothwendige Verbindung mit dem Ganzen der geschilderten Handlung zu setzen.

Monomanie (von μονος und μανια). So nennen einige franz. Ärzte die Form des Wahnsinns, welche vorzugsweise auf einen einzelnen Gegenstand gerichtet ist, wo z. B. der Kranke glaubt, er sei Gott, Jesus oder der heil. Geist, Kaiser, König, Fürst, der Ärmste oder der Reichste, ein großes Genie u. s. w. Man sieht, daß bei dieser Form das Bewußtsein der Persönlichkeit gestört ist.

Monophysiten heißen die Anhänger derjenigen christl. Partei, die nach dem im 5. Jahrh. aufgekommenen und besonders in Ägypten geltenden Sprachge-

brauche nur Eine (Mensch gewordene göttliche) Natur in der Person Christi annahm und die Orthodoxie dieses Sprachgebrauchs auf der sogen. Räubersynode zu Ephesus 440 zu behaupten wußte. Ihr Anführer Eutyches, ein einfältiger Archimandrit zu Konstantinopel, und Alle, die ihm nachbeteten, wurden dagegen auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon 451 als Ketzer verurtheilt. Doch konnte durch die noch jetzt im Occident geltende Bestimmung dieses Conciliums, daß in Christo 2 Naturen ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu einer Person und Substanz vereinigt seien, der Streit nicht ausgemacht werden. Die asiatische und ägyptische Geistlichkeit war meist monophysitisch gesinnt, dagegen die occidentalische den chalcedonischen Beschluß verfocht. Des Kaisers Zeno 482 erlassene Anordnung, Henotikon genannt, war nicht fähig, sie zu versöhnen, und nach langen, oft blutigen Kämpfen über diese verschiedenen Ansichten verschuldete die orthodoxe Kirche durch ihre Bannflüche, daß die Monophysiten sich förmlich von ihr absonderten. Diese Trennung erfolgte in der ersten Hälfte d. 6. Jahrh., als der Schutz, den die Monophysiten bisher von Zeit zu Zeit noch am Hofe von Konstantinopel gefunden hatten, seit der festen Vereinigung des Kaisers Justinian mit der römischen Kirche aufhören mußte. Auch unter sich selbst blieben sie nicht einig. Schon 483 hatten sich die Akephalen (s. d.) abgesondert und bildeten den eigentlichen Kern des Monophysitismus. Neue Streitigkeiten erhoben sich unter ihnen 519 über die Frage: ob der Leib Christi verweslich sei oder nicht? Die Severiten, Anhänger eines abgesetzten Patriarchen von Antiochien, Severus, der sich zu den Akephalen hielt, bejaheten sie; die Julianisten oder Gajaniten, Anhänger der Bischöfe Julianus und Gajanus, verneinten sie. Jene wurden daher Phthartolatrer (Corrupticolä, Verweslichkeitsdiener), diese Aphthartodoketen (Unverweslichkeitslehrer), auch Phantasiasten, genannt, welche wieder über die Frage: ob der Leib Christi erschaffen gewesen, in Aktisteten, die ihn für unerschaffen, und Ktistolatrer, die ihn für erschaffen hielten, zerfielen. Die Severiten, nach einem ihrer Bischöfe auch Theodosianer genannt, behielten die Oberhand und belegten auch die unter ihnen entstandenen Agnoeten (so genannt, weil sie Christo, als Menschen, die Allwissenheit absprachen) mit dem Banne. Um 560 kam gar ein Monophysit Askusnages, und nach ihm Philoponus, der größte christl. Philosoph dieses Jahrh., auf den Einfall, die 3 Personen in der Gottheit 3 Götter zu nennen. Diese Tritheiten und ihre Anhänger waren selbst in den Augen ihrer Partei die ärgsten Ketzer und brachten ihr den Nachtheil, daß damals viele Monophysiten sich zu den Katholischen wandten. In Ägypten, Syrien und Mesopotamien blieben jedoch die monophysitischen Gemeinden die stärksten, erhielten durch ihre, ununterbrochen neben den kaiserl. oder orthodoxen bestehenden, Patriarchen zu Alexandrien und zu Antiochien ihre kirchliche Ordnung und bildeten, nachdem der Syrer Jakob Baradai (starb 558) ihre Religionsverfassung befestigt hatte, die selbständigen Kirchen der Jakobiten und Armenier (s. d.), die, von der griech. Kirche ebensowol als von der römischen getrennt, sich eben darum seit dem 7. Jahrh. auch unter der Herrschaft der Mohammedaner zu behaupten wußten. Außer ihrer eigenthümlichen Lehre von Einer Natur in Christo stimmten sie in den Hauptpunkten des Glaubens mit der griech. Kirche überein; auch ihr Gottesdienst ist dem griechischen ähnlicher als dem römischen, hat aber durch Nationalität und Aberglauben Abweichungen erhalten, welche sich am auffallendsten in der Religionsverfassung der Jakobiten in Ägypten zeigen. Diese heißen Kopten, stehen mit den syrischen Jakobiten noch in Glaubensgemeinschaft, haben aber ihren eignen Patriarchen zu Kairo, der den Titel des alexandrinischen führt und 10 Bisthümer unter sich hat. Die Bibel und liturgischen Bücher besitzen sie noch in der alten koptischen Sprache, welche die zur Zeit der Herrschaft der Griechen unter den Ptolemäern gangbare ägyptische und daher der griechischen verwandt ist, aber jetzt un-

ter die todten Sprachen gehört. Die Kinder werden bei ihnen nur in der Kirche und nie vor dem 40. Tage nach der Geburt, oft erst im 7. Jahre getauft, erhalten aber gleich nach der Taufe den Abendmahlswein. Das Abendmahl halten sie nur in den großen Fasten, brauchen dabei gesäuertes Brot, welches gebrochen wird, und genießen den Wein mit Löffeln. Ihren Gottesdienst begehen sie, nach einer in Zeiten der Verfolgung entstandenen Gewohnheit, in der Nacht vom Sonnabende zum Sonntage. Er besteht nur aus dem Altardienste, Gesang, Gebet und Vorlesungen der Priester, welche übrigens sehr unwissend sind und nicht predigen können. Der Patriarch thut es nur ein Mal im Jahre. Die Beiwerke des Aberglaubens, Reliquien, schlechte Bilder in ihren Kirchen, Heiligendienst u. s. w., haben sie mit den Griechen gemein. Die Beschneidung ist nur noch bei den Kopten in Oberägypten gebräuchlich. In ihren schwachbesetzten Klöstern wohnen Mönche mit Weibern und Kindern. Eine vierte monophysit. Kirche ist die abyssinische, welche von den Kopten ihr geistliches Oberhaupt erhält. (S. Habesch.) Verwandt mit dem monophysitischen Streite war die im Anfange d. 7. Jahrh. angeregte Frage: ob die in Christo vereinigte Gottheit und Menschheit nur einen oder zwei Willen habe. Auch hierüber entstand ein Zank, den der Kaiser Constans durch seine Anordnung, Typus genannt, vergeblich beizulegen suchte. Die Bestimmung der trullanischen Kirchenversammlung zu Konstantinopel 680, daß 2 Willen in Christo wirksam wären, weil er 2 Naturen habe, machte die Monotheleten (Anhänger der Lehre von Einem Willen) zwar zu Ketzern, konnte aber doch nicht hindern, daß aus ihren Überresten die Secte der Maroniten (s. d.) sich bildete.

Monopol (Alleinhandel, Alleinverkauf), die Jemanden vom Staate ertheilte Befugniß, irgend einen Handel oder Gewerbe ausschließend und allein zu treiben. Dergleichen Monopole wurden sonst öfter als jetzt ertheilt, theils im Handel, theils bei Manufacturen und Fabriken. Sie können auf gewisse, bestimmte, oder, wie man sagt, auf ewige Zeiten gelten. Erstere lassen sich in gewissen Fällen vertheidigen. So kann ein Monopol, auf einige Jahre ertheilt, zur Eröffnung eines neuen, vorher nicht gekannten Handelsweges sehr wohlthätig wirken, ebensowie neu anzulegende Fabriken oder neue wichtige Erfindungen durch dergleichen Monopole am leichtesten in Gang gebracht werden können. Doch muß auch hierin von Seiten der Regierung bei der Ertheilung die größte Vorsicht gebraucht werden. Letztere sind immer höchst ungerecht, nicht nur gegen die andern Gewerbtreibenden, die sie ausschließen, sondern gegen alle übrige Staatsbürger, und wirken verderblich auf den Nationalreichthum.

Monotheismus, die Annahme und Verehrung eines einzigen Gottes, entgegengesetzt der Vielgötterei (Polytheismus). Die ältesten Urkunden der Schrift (die Bibel) und die Überlieferungen der ältesten Völker lassen uns diese Religion, wenn auch nicht in vollkommener Entwickelung, als die älteste und ursprüngliche betrachten. Die Mosaische Urkunde nämlich redet von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde; und die alte Lehre der Braminen von einem einzigen göttlichen Wesen über den 3 andern Hauptgöttern, welche gleichsam nur als die 3 Hauptkräfte des einen höchsten Gottes angesehen werden, nämlich des Parabrama, den sie durch alle Prädicate der Gottheit sehr rein und vollkommen schildert. Auch die Chaldäer glaubten außer dem Lichte, welches sie der Finsterniß gegenüberstellten, noch an ein höheres, unentstandenes Licht, das ewig, allmächtig, weise und gütig ist, und aus welchem erst das körperliche Licht hervorging. Die Perser stellten über ihren Orimuzd und Ahriman noch Zeruanon Akherme und das ewige Wort. Selbst die Ägypter hatten an ihrem Eiktou ein höchstes Grundwesen wenigstens für ihre geheime Religion. Alle diese verschiedenen Mythologien führen unter dem Heere von Göttern, womit sie Himmel und Erde bevölkern, immer ir-

gend einen höchsten, mehr oder weniger bestimmt, stets aber vor allen übrigen ausgezeichnet, auf. Und überall sehen wir in diesen Mythologien die Götter sich erst allmälig vermehren, sowie der Mensch sich immer weiter von der einfachen und ursprünglichen Offenbarung in die Vielheit der sinnlichen Anschauung verlor. Aber auch abgesehen von diesen historischen Andeutungen, so ist der Mensch zur Wahrheit bestimmt, und die Wahrheit, nicht der Irrthum, der die Wahrheit schon voraussetzt, ist in seinen Überzeugungen das Ursprüngliche und Erste, weil jene einfach ist und ihre Strahlen überall verbreitet, wie das Licht, das die Welt durchströmt. Nur in der Auffassung der Wahrheit verirrten sich die Menschen, wenn sie die Gottheit entweder in Bildern oder in Begriffen zu denken versuchten. Ersteres war die frühere, die in der alten Welt verbreitete Verirrung, weil sich Sinn und Phantasie früher zur Herrschaft erheben, und daraus entsprang der in der alten Welt herrschende Polytheismus, Abgötterei und Götzendienst, der in der Vergötterung des Körperlichen, als dem durchgreifenden Charakter des Heidenthums, sich äußerte, wobei nicht durch das heilige Wort der Allmacht, sondern durch Zeugungen Alles entstand. Doch konnte auch in diesen Verirrungen die Wahrheit nicht ganz verschwinden. Spuren derselben erblicken wir in den oben angeführten Thatsachen, in der Aufrichtung der Altäre für unbekannte Götter, in den von dem Volksglauben abweichenden Lehren der heidnischen Philosophen, eines Parmenides, Sokrates, Plato und vieler spätern Platoniker, des ägyptischen Philosophen Psammon, der, nach Plutarch (Leben Alexanders), die mit dem Christenthum ganz übereinstimmende Lehre vortrug, daß Gott der allgemeine Vater aller Menschen sei, der sich die bessern derselben zu seinen Kindern wähle. Aber noch leuchtendere Spuren finden wir bei den Hebräern, welche trotz mannigfaltiger Verirrungen, zu welchen sie hauptsächlich durch das umgebende Heidenthum veranlaßt wurden, die Überlieferung von dem einzigen Gotte, dem Schöpfer Himmels und der Erde, aufbewahrten, bis sich aus ihrer noch etwas engherzigen Ansicht von dem Jehovah, den sie doch größtentheils nur als Stammgott des erkorenen Volks betrachteten und verehrten, der reinere und umfassendere Monotheismus des Christenthums entwickelte. T.

Monotheleten, s. **Maroniten**.

Monotonie, Eintönigkeit, der Mangel an Modulation in der menschl. Stimme beim Sprechen oder Singen. Es ist dies ein Fehler, weil die Beugungen und Wendungen der Stimme nach Verschiedenheit der Empfindungen und Vorstellungen verschieden sein müssen. Dieser Fehler (z. B. ein singender, schneidender, gezogener oder gerader Ton im Reden) findet sich bei einzelnen Menschen wie bei ganzen Völkern, und ist gewöhnlich eine Folge der Unbiegsamkeit der Sprachwerkzeuge, oder eines Mangels an lebhaftem Gefühl. Wenn diese Monotonie schon in der gewöhnlichen Rede unangenehm ist, so ist sie ein noch auffallenderer Fehler in der mündlichen Beredtsamkeit. Unter den politischen, gerichtlichen, geistlichen Rednern, Schauspielern und Declamatoren fallen die Kanzelredner bekanntlich am häufigsten in den Fehler der Monotonie, welcher am meisten auffällt, wenn er sich in der Einförmigkeit der Stimme beim Schlußfall der Perioden zeigt. Eine eigne Erscheinung ist es, daß alle Kinder in ihren ersten Leseübungen sich zur Monotonie hinneigen. In einer andern Bedeutung bezeichnet man durch Monotonie in den schönen Künsten eine gewisse Einförmigkeit der Manier, die sich in der Behandlung und Darstellung der Gegenstände offenbart. Doch darf man Monotonie nicht überhaupt mit Einförmigkeit verwechseln; die erstere ist die fehlerhafte Einförmigkeit, d. i. diejenige, welche den Reiz der Mannigfaltigkeit überhaupt aufhebt und gewisse Wendungen, Bilder, Gedanken allzu oft willkürlich wiederkehren läßt. Im Grunde gibt es äußerst wenige Schriftsteller und Künstler, welche jene Vielseitigkeit des Genies besitzen, mit der man allein eine gewisse Monotonie ver-

meiden kann. Man hat auch ganzen Nationen und einzelnen Gattungen ihrer schönen Literatur Monotonie vorgeworfen, z. B. der franz. Tragödie. Endlich wird dieser Ausdruck auch auf Gegenstände der Natur, z. B. Gegenden, angewendet.

Monroe (James), von 1817—25 Präsident der Verein. Staaten von Nordamerika, geb. 1757 in Virginien, studirte die Rechte, arbeitete als Sachwalter unter der Leitung seines Freundes **Jefferson** (s. d.), wurde, 21 J. alt, zum Deputirten beim Congresse ernannt, zog aber vor, seinem Vaterlande in dem Unabhängigkeitskriege zu dienen, und stieg bis zum Obersten. Nach dem Frieden arbeitete er wieder als Rechtsgelehrter und blieb 10 Jahre hindurch, stets wieder erwählt, Mitglied des Congresses. 1794 sandte ihn der Congreß als Botschafter nach Paris. 1797 abberufen, rechtfertigte M. sein Verhalten durch den Druck seines diplomatischen Briefwechsels. Das Vertrauen seiner Mitbürger wählte ihn 1803 zum Statthalter in Virginien; 1806 ging er wieder als Botschafter nach Paris und Madrid, um die Angelegenheit wegen Luisiana und der Missisippischifffahrt in Ordnung zu bringen. Hierauf unterhandelte er in London vergebens über einen Vergleich, ließ sich abrufen und wurde 1811 Staatssecretair. Als die Engländer 1814 Washington erobert hatten, erhielt M. den Oberbefehl über alle Streitkräfte und das Kriegsministerium; nach dem Frieden aber verwaltete er die auswärt. Angeleg., bis er 1817 zum Präsidenten gewählt wurde. Dies geschah 1821 zum zweiten Male. Seine Berichte über die Entfaltung der Kräfte dieser jungen Republik, auf deren inneres und äußeres Wohl er mit dem Blicke eines Philosophen und mit der Weisheit eines Staatsmannes hinwirkte, sind Meisterwerke consularischer Würde und Offenheit. Als Präsident und als Bürger schlicht, einfach und sparsam in s. ganzen Haushalte, Jedem zugänglich, im Denken sicher, im Handeln redlich, der Partei der Föderalisten abgeneigt, steht M. in hoher Achtung bei s. Mitbürgern. 1825 ward J. Quincy **Adams** (s. d.) s. Nachfolger.

Mons oder **Bergen**, befestigte Hauptst. der niederländischen Grafschaft Hennegau, liegt auf einer Anhöhe und am Flusse Trouille. Sie hat 4600 H. (darunter 6 Pfarrkirchen, einen Regierungspalast und ein ansehnliches Rathhaus) und 20,000 Einw. Wichtig sind die Baumwollenspinnerei, die Baumwollenfabrication und der Handel, besonders mit Getreide und Steinkohlen, auch ist hier eine Börse, ein Handelsgericht und eine Handelskammer. In der Nähe sind Steinkohlenbergwerke und ein Flintensteinbruch.

Monsieur, mein Herr, ein Titel, welcher ohne Zusatz dem ältesten oder einzigen Bruder des Königs von Frankreich gegeben wird.

Monsigny (Pierre Alexandre), geb. 1729 im Artois, war ein beliebter Tonsetzer, den man als den Stifter der komischen Oper der Franzosen ansieht. Jung wurde er zu Paris in dem Rechnungsbureau der Geistlichkeit angestellt; aber s. Talent für die Musik erwachte plötzlich, als er einer Vorstellung der „**Serva padrona**" von Pergolesi beiwohnte. Er beschloß sich der Musik ausschließlich zu widmen und studirte die Composition unter Giannotti. Nach 5 Monaten entließ ihn sein Lehrer als einen Schüler der ausgelernt habe. Aber wie erstaunte Giannotti, als der Jüngling ihm beim Abschiede s. Oper „**Les aveux indiscrets**" zeigte, die er componirt hatte. Drei Jahre nachher (1759) brachte er diese Oper gänzlich umgearbeitet aufs Theater. Durch Beifall aufgemuntert, gab er 1760 „**Le maitre en droit**" und „**Le Cadi dupé**". Die niedliche Oper: „**On ne s'avise jamais de tout**", welche 1761 erschien, vollendete die musikalische Revolution auf dem Théatre de la foire, welches damals den Namen der ital. Oper annahm. M. setzte hierauf: „**Le roi et le fermier**"; „**Rose et Colas**"; „**Aline, reine de Golconde**"; „**L'isle sonnante**", „**Le déserteur**"; „**Le faucon**"; „**Félix, ou l'enfant trouvé**"; „**La belle Arsène**", welche großen Beifall fanden. Nach Grétry's Tode erhielt er dessen Stelle im Institut. Am 22. Sept. 1798, dem Neujahrs-

tage der franz. Republik, ward er nebst Cherubini, Lesueur und Martini auf dem Marsfelde als ausgezeichneter Tonkünstler erst vom Directorium und dann von Herolden ausgerufen und erhielt zugleich eine Pension auf Lebenszeit. Nach Piccini's Tode, 1800, wurde er dessen Nachfolger als Director am Conservatorium zu Paris. Er starb den 14. Jan. 1817.

Monsoons (engl.) oder **Moussons** (franz.), die in Indien herrschenden Passatwinde. (S. Wind.)

Monstranz, bei den Katholiken das in dem Tabernakel des großen Altars verschlossene Gefäß von Gold, Silber oder anderm Metall, wol auch mit Edelsteinen besetzt, in welchem die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. Nur ein geweihter Priester darf sie anrühren, und jeder Katholik muß sie mit Kniebeugen verehren. (S. Messe.)

Monstrum ist jeder Organismus oder Theil desselben, dessen Bildung von der seiner Art eigenthümlichen Form abweicht, also Mißgeburt. Monströsen Thieren legt man höchstens anatomischen oder physiologischen Werth bei; gewöhnlich sind sie ein Gegenstand des Ekels. Monströse Pflanzen (gefüllte Blumen) sind dagegen beliebte Seltenheiten, deren Erzeugung zu erzwingen die Blumisten alle Mühe anwenden. Was die monströsen Thiere betrifft, so kann man sie in 3 Abtheilungen bringen: in solche, denen irgend ein Theil fehlt, in solche, welche sich durch überflüssige Bildung auszeichnen, und in solche, deren Organe falsche Form und Lage haben. Zu den erstern gehören vorzüglich diejenigen menschlichen Früchte, die man Acephali oder Kopflose nennt, und welche das Gehirn in einem häutigen Sacke, der statt des Schädels dient, tragen. Oft fehlt ihnen das Gehirn ganz, meistens aber der obere und vordere Theil desselben. In die andre Abtheilung sind diejenigen zu stellen, welche als Zwillinge empfangen wurden, sich aber während ihrer weitern Ausbildung im Leibe der Mutter ineinanderschoben, sodaß die eine Frucht, welche sich ziemlich ungestört ausbildet, die zweite in ihre Bauchhöhle aufnahm und ihren Wachsthum verhinderte. Der zweite Fötus bleibt nach der Geburt mehre Jahre im Leibe des erstern verborgen, wird aber als etwas Fremdes durch ein Geschwür theilweis als Haare, Knochen, Zähne ausgestoßen. Hierher gehören die Fälle von Knaben, die menschliche Früchte bei sich getragen haben. Die dritte Abtheilung ist die reichste. F.

Montague (Marie Worthley), Tochter des Herzogs Evelyn v. Kingston, geb. um 1690 zu Thorosby in Nottingshamshire, zeigte ganz besondere Anlagen und wurde daher zu allem Unterricht, den ihr Bruder in alten und neuen Sprachen erhielt, mit zugelassen. So ward sie eine wirkliche Gelehrte, wovon sie in ihrem 20. J. einen Beweis durch ihre Übers. von Epiktet's „Enchiridion" lieferte. 1712 heirathete sie den Esq. Eduard Worthley Montague und begleitete ihn 1716 auf s. Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel. Während einer Abwesenheit ihres Gemahls hatte sie die Neugier, den Serail zu sehen. Sie ward in das Innere desselben gelassen, doch, wie man sagt, gegen Erfüllung einer gewissen, von dem Großherrn gemachten Bedingung. Nach 2 Jahren kehrte sie mit ihrem Gemahl über Genua, Turin, Lyon, Paris nach London zurück und erlangte hier durch ihren Geist, ihre Kenntnisse und die Erfahrungen ihrer Reisen viel Einfluß auf den Ton des Hofes und der Gesellschaft. Die schönen Geister huldigten ihr; unter ihren Verehrern zeichneten sich Addisson, Congreve und Pope aus. Letzterer ward aber, wahrscheinlich aus gereizter Eitelkeit und wegen Verschiedenheit ihrer politischen Meinungen, ihr bitterster Feind. Seine grobe Satyre der „Sappho" sollte gegen sie gerichtet sein; allein sie bezog sich auf eine Mistriß Thomas. Über Pope's Verhältniß zur M. sagt die Nr. 46 des „Quart. rev." viel Interessantes. Ein bleibendes Verdienst hat sie sich durch die bei den Türken ersehene und an ihrem Sohne zuerst erprobte Einimpfung der Blattern erworben, welche sie, trotz allem

Widerstande des Vorurtheils, in England einzuführen wußte. (Vgl. Blattern.) 1739 verließ sie England und ihren Gemahl, von welchem sie 5000 Pf. Sterl. als Jahrgehalt empfing, und hielt sich größtentheils in Italien auf, bis sie nach seinem Tode, 1751, wieder nach England kam, wo sie 1762 starb. Außer mittelmäßigen Gedichten hat sie sich durch ihre, während der Reisen von 1716—18 geschriebenen „Briefe" berühmt gemacht (1763, 3 Bde., wozu 1768 noch ein 4. Bd. kam). Anziehend durch den Inhalt (Konstantinopel und die Türkei), sind sie zugleich Muster eines schönen Styls. Sie wurden in die meisten gebildeten lebenden Sprachen übersetzt. Die Glaubwürdigkeit ihres Inhalts ist jedoch von Einigen in Zweifel gezogen worden, namentlich von dem Ritter Tott (s. dessen „Nachrichten über die Türken rc.", 1. Th.). Eine sehr vermehrte Sammlung der Briefe und übrigen Werke der Lady M. gab ihr Enkel, der Marquis Bute, heraus: „**The letters and other works of the R. H. Lady Mary Worthley Montague, now first published from her original manuscripts, under the direction of the Marquis of Bute** u. s. w." (5 Bde.). Die alten Briefe nehmen darin kaum den dritten Theil ein. Die neuern, jetzt zuerst bekanntgemachten, sind von 1739—60 geschrieben. Überall verräth sich die Frau von gebildetem und man kann sagen männlichem Geiste; überall fällt sie scharfe und bestimmte Urtheile. Indeß versichert die verwitw. Markgräfin von Ansbach (Lady Craven) in ihren „Memoiren", es aus dem Munde der Lady Bute, der T. der M., selbst gehört zu haben, daß die bekannten Briefe größtentheils von Walpole und ein paar schönen Geistern verfertigt worden wären, um das Publicum irrezuführen. — Nicht minder berühmt ist ihr Sohn, der Sonderling Eduard Worthley M., um 1714 in Warncliffe-Lodge, bei Sheffield, seines Vaters Landgut, geboren. Einige haben ihn, wahrscheinlich mit Unrecht, für eine Frucht des oben erwähnten Besuchs des Serails ausgegeben. Nach ihnen war er 1718 in Konstantinopel geboren und die Veranlassung, daß s. Vater, der ihn nicht anerkennen wollte, sich von seiner Gattin scheiden ließ. Der junge M. war der Liebling s. Mutter, die ihm allen Willen ließ. Von der Westminsterschule entlief er 3 Mal und wurde 3 Mal zurückgebracht: zuerst zu einem Schornsteinfeger, bei dem er auch die Essen kehrte; dann zu einem Fischer, mit dem er Plattfische durch die Straßen ausrief; endlich auf ein Schiff, das ihn als Schiffsjungen nach Spanien trug, wo er sich bei einem Maulthiertreiber verdingte. Nachdem der engl. Consul ihn entdeckt und seinen Ältern zurückgesandt hatte, gaben ihm diese einen Hofmeister und sandten ihn mit demselben auf Reisen, namentlich nach Westindien. Einige Jahre war er ein geschätztes Mitglied des Parlaments und mehrer gelehrten Cirkel in London. Aber die Unruhe trieb ihn fort, und er durchstreifte die Welt bis an seinen Tod. „Ich bin", sagt er in einem seiner Briefe, „mit dem deutschen Adel umgegangen und habe auf seinen Landsitzen mein Lehrgeld in der edeln Reitkunst gegeben. Ich bin in der Schweiz und in Holland ein Ackersmann gewesen und habe die bescheidenen Dienste eines Postillons und eines Pflügers nicht verschmäht. Ich habe mich in Paris in das läppische Gewand eines Stutzers gehüllt. Ich bin in Rom ein Abbé gewesen. Ich habe in Hamburg mit der lutherischen Predigerkrause, dreigefaltetem Kinn und solcher Kanzelsalbung das Wort Gottes ausgespendet, daß die Geistlichkeit neidisch geworden". Er besuchte den ganzen Orient und nahm in der Türkei den Turban, wie es scheint, aus reiner Überzeugung, denn er befolgte überall auf seinen Reisen die Religions- und alle übrigen Gebräuche der Mohammedaner mit der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit. Graf Lamberg und D. Moore sahen ihn in Venedig und geben, Ersterer im „**Mémorial d'un Mondain**" und Letzterer im „**View of society and manners of Italy**" anziehende und übereinstimmende Nachrichten über ihn. Er kleidete sich, saß, aß, trank rc. auf orientalische Weise, trug einen langen Bart, ließ sich jederzeit beim Ausgehen, selbst am Tage, 2 brennende

Fackeln vor=, und durch einen kleinen Neger, der sein Diener und Pflegekind war, den Mantel nachtragen. Sein Lager war auf der Erde, s. Nahrung Reis, s. Getränk Wasser, s. Vergnügen Caffee und Taback. Die vorgeschriebenen Reinigungen und Gebete versäumte er nie. Auch unterhielt er neben seiner gesetzmäßigen Frau noch einen Harem. Er war ein guter Gesellschafter und wußte auf eine eigne anziehende Weise heitere Laune, franz. Lebhaftigkeit und türkischen Ernst in der Unterhaltung zu vereinen. Er starb 1776 auf dem Wege von Venedig nach England. Die Wissenschaft, besonders die Archäologie, verdankt ihm einige schätzbare Bereicherungen. Er hat in Palästina mehre kostbare Alterthümer aufgefunden und beschrieben, viele wichtige Medaillen an die londner Akademie (Royal society) geschickt, deren Verhandlungen von 1766 einen anziehenden Brief von ihm über Kairo, die Wüste Sinai, das rothe Meer rc. enthalten. Außer verschiedenen, besonders den Orient betreffenden Abhandlungen hat man von ihm noch „Reflexions on the rise and the fall of the ancient republics" (1759); Bemerkungen über die Erdbeben und über eine vorgeblich antike Büste in der kön. sardin. Sammlung.

Montaigne (Michel de), einer der geistreichsten franz. Schriftsteller, war den 28. Febr. 1533 auf dem s. Familie gehörigen Schlosse gl. N. in Perigord geboren. Sein Vater, Pierre Eyquem, Herr von Montaigne, ein Engländer von Geburt und tapferer Krieger, der zum Maire von Bordeaux erwählt wurde, wandte auf die Ausbildung der glücklichen Anlagen des jungen M. die größte Sorgfalt, schlug aber hierzu einen eignen Weg ein. Um nämlich seinem Sohne das ihm selbst schwer gewordene Lateinlernen zu erleichtern, nahm er, ehe der Knabe noch den Händen der Amme entschlüpfte, einen deutschen Hofmeister an, der keine Sylbe französisch, desto besser aber Latein verstand, und indem nun Alles im Hause, so gut es gehen konnte, sich in dieser Sprache ausdrücken mußte, hatte er die Freude, den Knaben so völlig in der Sprache des alten Roms erwachsen zu sehen, daß er später seine Muttersprache gleich einer fremden lernen mußte. M. sagt hierüber selbst: „Wir lateinisirten uns Alle dermaßen im Schlosse, daß dies auch auf die dazu gehörigen Dörfer Einfluß hatte, und in die Sprache des Volks der Umgegend mancher lat. Ausdruck überging und wurzelte". Das Griechische lernte der Knabe dagegen schulmäßig. Auch in andern Dingen befolgte der Vater eine eigenthümliche Erziehungsmethode. So ließ er z. B. den Knaben des Morgens durch musikalische Instrumente wecken, in der Meinung, daß das plötzliche Wecken dem Geiste der Kinder nachtheilig sei, gestattete ihm in s. Spielen die größte Freiheit und suchte ihn nur durch Erweckung des Rechtgefühls zur Erfüllung der Pflichten zu führen. M. bewies dagegen überall die zärtlichste Verehrung für das Andenken s. Vaters. In einem Alter von 13 J. hatte er s. Studien auf dem Collegium zu Bordeaux unter Crouchy, Buchanan und Muret beendigt. Sein Vater bestimmte ihn hierauf für den richterlichen Stand und verheirathete ihn später mit Françoise de la Chassaigne, T. eines Parlamentsraths von Bordeaux. M. bekleidete ein ähnliches Amt, gab es aber aus Abneigung auf. Kenntniß des Menschen war das Studium, das ihn vor Allem anzog. Um es zu erweitern, theils aber auch um seine durch ein in s. Familie erbliches Übel (den Stein) erschütterte Gesundheit wo möglich herzustellen, ging er auf Reisen. Er besuchte Deutschland, die Schweiz, Italien, und wurde allenthalben mit Auszeichnung aufgenommen. In Rom, wo er 1581 war, beehrte man ihn mit dem Titel eines römischen Bürgers. 1582 wurde er zum Maire von Bordeaux gewählt, und die Bewohner dieser Stadt waren mit seiner Verwaltung so zufrieden, daß sie ihn 1584 an den Hof sandten, um dort ihre Angelegenheiten zu verhandeln. Ohne Zweifel wurde er bei dieser Gelegenheit von Karl IX. mit dem Bande des St.=Michaelsordens, ohne daß er, wie man sagt, darum angehalten hatte, geschmückt. Nach verschiedenen Geschäftsreisen

kehrte er auf sein Schloß zurück, um sich dort ganz der Philosophie zu widmen. Indeß wurde hier seine Ruhe durch den Parteikampf gestört, welcher Frankreich in Folge des grausamen Verfahrens gegen die Hugenotten zerriß. Sein Schloß wurde von den Liguisten geplündert, er selbst von den Gegnern derselben verfolgt. Da nun zu diesen Übeln sich noch die Pest gesellte, welche 1586 in Guyenne ausbrach, so war er gezwungen sein Erbe zu verlassen und eine Zeitlang mit den Seinen in dem durch Gräuel aller Art heimgesuchten Lande herumzuziehen; er lebte seit 1588 abermals in Paris und begab sich endlich wieder in seine Heimath, wo er den 13. Sept. 1592, nach vielen körperlichen Leiden, mit der Ruhe eines Weisen starb. *) M. hat sich in s. berühmten „Essais" selbst geschildert; aber er gesteht darin nur einige leichtere Gebrechen ein, welche Mancher sich zum Vorzuge anrechnet. Er gibt zum Beispiel zu, daß er indolent und träge sei, daß er ein sehr untreues Gedächtniß habe, daß er allen Zwang hasse. Gewöhnliche Freunde mochte er nicht haben, aber an auserwählten hing er mit Leidenschaft. Er suchte die Vertraulichkeit mit unterrichteten Männern, deren Unterhaltungen, wie er sich ausdrückt, „sont teints d'un jugement mûr et constant, et mêlés de bonté, de franchise, de gaieté et d'amitié". Auch liebte er den Umgang mit schönen und sittsamen Frauen, wiewol man dabei, wie er sagt, ein wenig auf seiner Hut sein müsse. Die Phantasie betrachtet er als eine reiche Quelle von Übeln. Über die Erziehung hat er Ideen, die man wie manche andre in unsern Tagen, ohne ihn zu nennen, wieder in Anregung gebracht hat. Er wollte, daß sich die Freiheit der Kinder auf das Moralische und Physische erstreckte. Das Einwindeln und Einbündeln sah er als schädlich an und meinte selbst, daß wir durch Gewöhnung aller Kleider entbehren könnten. So tadelte er ferner eine zu ängstliche Lebensweise, wodurch der Körper unfähig werde Beschwerden zu ertragen. Seine Ansichten über Gesetzgebung und Rechtsverwaltung haben seine Zeit aufgeklärt und der unserigen vielfach genützt. Sein Streben ging auf die Vereinfachung der Gesetze und Formen, und er bemerkte sehr richtig, daß die Gesetze oft durch ihre Strenge unnütz und schädlich werden. „Wie viel Verurtheilungen", ruft er aus, „habe ich gesehen, die verbrecherischer waren als das Verbrechen!" Seine fast immer nachsichtige Moral war dennoch in einzelnen Punkten sehr streng. Die speculative Philosophie verwarf er. Erfahrung, vorurtheilsfreie Ansicht über dieselbe, mit vorzüglicher Neigung seines Temperaments zum Epikurismus, war sein Gebiet. Ein besonderes Vergnügen fand er darin, den Menschen in Kindern und unverdorbenen Landleuten zu beobachten und zu studiren. Ebenso weit entfernt von Denen, die Alles für ungewiß, wie von Denen, die Alles für gewiß halten, gefiel er sich, Möglichkeiten statt Behauptungen aufzustellen und seinen Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten. Seine Devise war nach dem damaligen Gebrauche: „Que sais-je?" Das Hauptwerk M.'s, s. „Essais" (1580 zuerst und nachher oft, besonders von Pierre Coste, London 1724, 3 Bde., 4., deutsch von Bode, Berlin 1793 fg., 6 Bde., herausg.) enthalten einen Schatz von Lebensweisheit. Die Schreibart ist zwar nicht immer rein und correct, genau und edel, aber sie ist originell, einfach, lebhaft, keck und energisch. Große Gedanken werden naiv ausgedrückt, und diese altnationale, joviale Naivetät gefällt. Man gewinnt den Charakter des Verf. lieb, unterhält sich gern mit ihm und folgt seinen Meinungen. Ein geistreicher Dichter hat ihn in folgenden Versen geschildert:

Plus ingénu, moins orgueilleux,
Montaigne sans art, sans système,
Cherchant l'homme dans l'homme même,
Le connait et le peint bien mieux.

*) Sein Widerwille gegen die Ärzte und ihre Kunst war übrigens so groß, daß er sich nie ihres Rathes bediente und selbst in den letzten Tagen seines Lebens lieber die furchtbarsten Schmerzen s. alten Stein- und Nierenübels trug als Hülfe bei ihnen suchte.

M. ist vielleicht der ungezwungenste Schriftsteller, den man finden kann; er hat einige Einfälle über einen Gegenstand und schreibt sie nieder, aber wird er dadurch auf irgend einen andern Gedanken geführt, der mit jenen nur in der leisesten Berührung steht, so verfolgt er diesen, kehrt zu seinem Gegenstande zurück und verläßt ihn aufs neue, oft ohne dann wieder darauf zurückzukommen. Er gleicht, nach Balzac, einem Führer, der in der Irre geht, der uns aber in anmuthigere Gegenden führt als er versprochen hat. Da nur ein freier Sinn M. richtig zu würdigen vermag, so hat es ihm nicht an Tadlern gefehlt; aber die gültigsten Zeugen haben sein hohes Verdienst anerkannt. „Als Schriftsteller", sagt Laharpe, „hat Montaigne der franz. Sprache eine Energie aufgedrückt, die sie vor ihm nicht besaß, und die nicht gealtert ist, weil sie in den Gefühlen und Gedanken beruht und dem Geiste der Sprache angemessen ist. Als Philosoph hat er den Menschen geschildert wie er ist. Er lobt ohne Schmeichelei und tadelt ohne Haß. Er hat einen Charakter von Redlichkeit, den man nirgends sonst findet. Man glaubt nicht ein Buch zu lesen, sondern einer Unterhaltung beizuwohnen; er überzeugt, weil er nicht lehrt. Er spricht oft von sich, aber auf eine Weise, um uns mit uns selbst zu beschäftigen. Er ist weder eitel, noch heuchlerisch, noch langweilig: drei schwer zu vermeidende Dinge, wenn man von sich selbst spricht. Er ist nie trocken; allenthalben ist er mit seinem Herzen, mit seiner Gesinnung, und welche Masse von Gedanken über alle Gegenstände! welcher Schatz von Verstand! welche vertraute Mittheilungen, wo seine Geschichte auch die unserige ist! Glücklich, wer seine eigne in dem Capitel von der Freundschaft findet, das den Namen von M.'s Freund (Etienne la Boëtie) unsterblich gemacht hat". — Außer den „Essais" verdienen noch s. „Voyages" Erwähnung, in denen viel Anziehendes und Belehrendes ist, obschon das Ganze die Spuren großer Flüchtigkeit ansichträgt.

Montalembert (Marce René, Marquis de), geb. zu Angoulême den 15. Juli 1714, trat mit s. 18. Jahre in die Armee, machte den Feldzug von 1736 mit und zeichnete sich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus. Dafür gab man ihm die Compagnie der Garden des Prinzen von Conti. Nach dem Frieden widmete er seine Muse den Wissenschaften und trat 1747 in die Akademie. Er hat die „Mémoires" dieser Gesellschaft mit Aufsätzen bereichert, die sich ebenso sehr durch neue Ideen als durch einen reinen und zierlichen Styl auszeichnen. Während des siebenjähr. Kriegs war er von Frankreich bei den russischen und schwed. Heeren angestellt. Nachher wurde er nach Bretagne und der Insel Oleron geschickt, welche letztere er nach s. System befestigte. 1779 ließ er auf der Insel Aix ein hölzernes Fort erbauen, das durch Festigkeit und Vollkommenheit in Erstaunen setzte. Durch Aufwand hatte er sein Vermögen zerrüttet und mußte 1790 sein Gut in Angoumois verkaufen. Es ward ihm in Assignaten bezahlt, und so verlebte er den Rest s. Tage in Dürftigkeit. Als ein Anhänger der Revolution hatte er 1789 der Nationalversammlung die Pension überlassen, die ihm für den Verlust eines Auges war bewilligt worden. Er bot mehre Male den verschiedenen Gesetzgebungskörpern seine Arbeiten an; erschreckt jedoch durch die Fortschritte der Revolution ging er mit s. Gattin nach England. Gleich darauf verließ er dieselbe, kam in dem stürmischsten Zeitpunkte nach Paris zurück und wurde verhaftet. Nachdem er s. Freiheit wiedererlangt hatte, ließ er seine Scheidung aussprechen und verheirathete sich wieder. 1795 erwähnte der Convent s. „Art défensif supérieur à l'art offensif" auf ehrenvolle Weise und bewilligte ihm Unterstützungen. 1796 geschah ein Gleiches von Seiten des Raths der Fünfhundert in Ansehung s. Werke. Er starb den 26. März 1800, nachdem er noch kurz vorher ein „Mémoire sur les affûts de la marine" im Institut vorgelesen hatte. Er hat auch „Réflexions sur le siége de Saint-Jean d'Acre" geschrieben. Außer den verschiedenen „Mémoires" oder „Correspondance avec les généraux et les

ministres depuis 1761 jusqu'en 1791", einem großen Werke über die perpendiculaire Befestigung und dem „Art défensif" hat M. auch einige kleine Komödien, Erzählungen und Chansons hinterlassen.

Montanus, um die Mitte des 2. Jahrh. Bischof zu Pepuza in Phrygien, ein eben nicht gelehrter Mann, gab sich für den von Jesu verheißenen Parakleten (Tröster) aus, welcher das vollkommene Mannesalter des Christenthums oder die Reife der christlichen Tugend herbeiführen werde. In der Lehre wich er nur durch die Behauptung, daß alle wahre Christen Eingebungen des heil. Geistes empfingen und Erscheinungen hätten, von der herrschenden Meinung ab; die chiliastischen Hoffnungen und die Neigung zum steifen Buchstabenglauben hatte er mit den judaisirenden Christen gemein, und auch die moralische Eigenthümlichkeit der nach diesen Grundsätzen von ihm gestifteten Secte beschränkte sich auf größere Strenge in der äußerlichen Zucht, die sie in häufigen Fasten, in der Verachtung heidnischer Gelehrsamkeit und weltlicher Vergnügungen, in der Enthaltung von jeder zweiten Heirath und in der Willigkeit zum ehelosen Leben und zum Märtyrertode suchte. Seine Anhänger, die Montanisten, nannten im Dünkel ihrer höhern sittlichen Vollkommenheiten sich selbst Pneumatici (Geistiggesinnte); sonst hießen sie auch Pepuzianer oder Phrygier, weil Phrygien und überhaupt Kleinasien der Schauplatz ihrer schnellen Ausbreitung war. Tertullian, selbst Montanist, hat ihre mönchische Strenge vertheidigt. Die mehr zur Gnosis geneigte Alexandrinische Schule bestritt dagegen ihre Schwärmereien bis in das 4. Jahrh., in dessen Mitte sie erloschen und nur in Gallien durch phrygische Colonisten noch einige Zeit erhalten worden zu sein scheinen. E.

Montblanc, der höchste europäische Berg, indem er sich nach Saussure 14,676, nach Tralles 14,793 Fuß, und nach dem „Itinéraire de Génève à Chamouny" zu 2450 Toisen oder 14,700' über die Oberfläche des mittelländ. Meeres erhebt, gehört zu den grajischen Alpen, einer Kette der penninischen, und liegt mit seinen 3 von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln in Savoyen zwischen den Thälern Chamouny und Entreves. Seit 1760, wo Saussure einen Preis darauf gesetzt hatte, einen Weg auf den Montblanc zu finden, waren viele Versuche gemacht worden. Die erste Besteigung (8. Aug. 1786) gelang dem D. Pacard von Chamouny und seinem Führer Jacques Balmat; im folg. Jahre den 3. Aug. bestieg ihn Saussure aus Genf selbst und stellte Beobachtungen an. Den 12. Juli 1819 erreichten den Gipfel Howard und van Rensselaer aus Neuyork. Dagegen verunglückte die Reise des russ. D. Hamel und A. im Aug. 1820, wo 3 Führer durch eine Lawine verunglückten. Unter 13 gelungenen Besteigungen des Montblanc sind 8 von Engländern unternommen worden. Die 12. am 26. Aug. 1825 gelang den Engländern D. Edm. Clark und Cap. Sherwill. (S. „A visit to the summit of Montblanc", vom Cap. Sherwill, London 1827.) Die 13. unternahmen am 23. Juli 1827 die Engländer Ch. Fellows und M. Harves; eine neu entstandene Eiskluft hatte ihre Führer genöthigt einen neuen Weg zu suchen, den man weniger gefährlich und mühsam fand. Der höchste, mit einem festen Schneelager bedeckte Gipfel des Montblanc ist ein schmaler Rücken, ungefähr 6 Fuß breit, nach N. steil abgeschnitten, nach S. aber weniger, und wird in Savoyen Dos de Dromedare genannt. Die sonst so gefahrvolle Reise wird jetzt mit verhältnißmäßiger Gemächlichkeit binnen 50—60 Stunden zurückgelegt. Die Kosten einer Besteigung belaufen sich auf 40—50 Louisdor. — Der Chimborasso ist ungefähr 800 Toisen höher, der höchste Pic der Pyrenäen aber 1000 Toisen niedriger als der Montblanc, welchem der Monte Rosa am nächsten steht.

Monte Casino, eine im Königreiche Neapel, in Terra di Lavora an den Apenninen, neben dem Städtchen S.-Germano, auf einem steilen Berge gelegene,

uralte Benedictinerabtei, in einer reizenden Gegend, vom heil. Benedict von Nursia 529 gestiftet. Nach mancherlei ungünstigen Schicksalen erwarb sie viele Freiheiten und große Reichthümer, und der Abt, gleichsam Patriarch des Ordens, nannte sich Abt der Äbte, Patriarch der heil. Religion, Kanzler beider Sicilien, Graf von Campanien ꝛc. Im 11. und 12. Jahrh. blühten hier die Wissenschaften, namentlich die Arzneikunde, und die im Mittelalter so berühmte salernitanische Schule wurde von Monte Casino aus gestiftet. Höchst prächtig, wenngleich überladen und geschmacklos verziert ist die Kirche, mit dem Grabmal des Heiligen; sehr reich (war wenigstens ehemals) die Sacristei und Bibliothek; mit Gemälden überhäuft das Zimmer und der Thurm, welche der heil. Benedict bewohnt haben soll. Sonst wurden alle Reisende und Pilger hier gastfrei beherbergt und bewirthet, ja sogar in S.-Germano wurde ein Hospiz mit 4 Mönchen unterhalten, die Fremden zu empfangen und mit Maulthieren hinauf in die Abtei zu befördern. Jetzt wird die Straße, an welcher Monte Casino liegt, nur wenig von Reisenden befahren, und die alte Abtei, deren Reichthümer die Zeit größtentheils zerstreut hat, erfreut sich nur seltener Besuche. XX.

Montecuculi (Raimund v.), geb. im Modenesischen 1628, trug anfänglich die Waffen als gemeiner Soldat unter seinem Oheim, Ernst M., welcher die kaiserl. Artillerie befehligte, und ging alle Militairgrade durch. Die erste glänzende Waffenthat verrichtete der junge M. 1644. Er überfiel an der Spitze von 2000 Pferden durch einen Eilmarsch 10,000 Schweden und nahm ihnen ihr Gepäck und Geschütz ab. Allein Baner eilte herbei, griff den Sieger an und nahm ihn gefangen. M. benutzte die Muße seiner zweijährigen Gefangenschaft, durch beharrliches Studium seine militairischen Kenntnisse zu bereichern. Kaum hatte er seine Freiheit wieder erlangt, als er sich 1646 durch die Niederlage des Generals Wrangel bei Triebel rächte. Nach dem westfäl. Frieden ging M. nach Schweden, und von da nach Modena, wo er der Vermählung des Herzogs beiwohnte und das Unglück hatte, in einem Carrousel seinen Freund, den Grafen Manzani zu tödten. Der Kaiser stellte ihn 1657 als Generaladjutanten an und sandte ihn dem König Johann Kasimir von Polen gegen Ragotzy und die Schweden zu Hülfe. M. schlug die Siebenbürgen und entriß den Schweden Krakau. Als König Karl Gustav v. Schweden darauf Dänemark angriff, entriß ihm M. mehre Plätze und befreite Kopenhagen von der Landseite, ehe die Holländer zur See Verstärkungen herbeigeführt hatten. Der Friede, der auf seine Siege folgte, ließ M. nicht lange müßig. Der Besieger Ragotzy's wurde dessen Beschützer gegen die Türken. Er zwang sie Siebenbürgen zu verlassen und vereitelte durch eine weise Langsamkeit alle Unternehmungen eines furchtbaren Heeres bis zur Ankunft der Franzosen, die ihm den großen Sieg bei St.-Gotthard 1664 erfechten halfen. Dieser Sieg führte zum Frieden, und M. wurde Präsident des kaiserl. Kriegsraths. Als der Krieg zwischen Frankreich und dem Reiche wieder ausgebrochen war, trat 1673 M. an die Spitze der kaiserl. Truppen und hemmte durch die Einnahme von Bonn und die Vereinigung seines Heeres mit dem Heere des Prinzen v. Oranien, trotz Turenne und Condé, Ludwigs XIV. Fortschritte. Im folg. J. nahm man ihm den Oberbefehl, aber 1675 erhielt er ihn wieder, um am Rhein Turenne die Spitze zu bieten. M. war allein ein würdiger Gegner jenes großen Feldherrn. Vier Monate wandten sie an, um einander zu folgen und zu beobachten. Jeder urtheilte über Das, was sein Gegner thun werde, nach Dem, was er an seiner Stelle thun würde: und sie täuschten sich nie. Sie waren eben im Begriff, eine Schlacht zu wagen, als eine Kanonenkugel den franz. Feldherrn tödtete. In dem Briefe an den Kaiser, worin M. von dem Tode seines großen Nebenbuhlers spricht, setzt er hinzu, daß er nicht umhinkönne, den Verlust eines Mannes zu beklagen, welcher der Menschheit so sehr zur Ehre gereichte. Diese Worte hatte er bei der Nachricht von

dem Tode Turenne's mehre Male wiederholt. Nur der Prinz Condé konnte M. die Überlegenheit streitig machen, die ihm der Tod von Turenne gab. Anfangs zwar erlitt dieser Fürst am Rhein einige Verluste, bald aber hielt er den kaiserl. Feldherrn auf, welcher diesen letzten Feldzug als den glorreichsten seines Lebens betrachtete, nicht weil er Sieger gewesen, sondern weil er nicht besiegt worden. M. verlebte den Rest seiner Tage am kaiserl. Hofe im Umgange mit Gelehrten, beschützte die Wissenschaften und trug dazu bei, daß eine Akademie für die Naturforschung gestiftet wurde. M. starb zu Linz 1680 an einer Wunde, die er von einem herabstürzenden Balken empfangen hatte. Er verstand nicht nur Krieg zu führen, sondern auch sehr gut darüber zu schreiben. Seine „Memoiren", die er italienisch schrieb, sind gelehrt und gründlich, kurz und deutlich. Nachdem sie früher nur in einer franz. Übers. bekannt waren, hat Ugone Foscolo auch das italien. Original herausgeg. (Mailand 1807—8, 2 Bde., Fol.). Auch hat M. Sonette gedichtet. M.'s Umsicht bezeichnet das Anagramm seines Namens: **Centum oculi.**

Montemayor (Jorge de), ein berühmter Dichter, geb. um 1520 in dem Städtchen Monte-Mayor in Portugal, woher er den Namen annahm. Er verdankte dem Studium nichts, aber er wurde dafür durch sein Talent entschädigt. Er verstand vollkommen mehre lebende Sprachen und übersetzte aus ihnen mit ebenso viel Leichtigkeit als Vollkommenheit. In seiner Jugend betrat er die militairische Laufbahn, obgleich seine Neigung ihn zur Musik und Poesie hinzog. Darauf begab er sich nach Castilien und ließ sich, von andern Erwerbsmitteln entblößt, als Sänger in die Capelle aufnehmen, die Philipp II. auf seiner Reise nach Deutschland, Italien und den Niederlanden begleitete. Nach seiner Rückkehr scheint er in Leon gelebt zu haben; hier dichtete er seine berühmte „Diana", durch welche er Erfinder des spanischen Schäferromans wurde. Die Königin Katharina, Schwester Karls V. und Regentin dieses Reichs, berief den Dichter zu sich und ertheilte ihm einen ehrenvollen Posten an ihrem Hofe. Aus einer Elegie von Francisco Marcos Dorantes, die sich in allen Ausg. der „Diana" findet, ersieht man, daß er schon 1562 seine Laufbahn endigte. Obgleich von Geburt ein Portugiese, wird M. doch in der spanischen Literatur genannt, da er in der castilischen Sprache geschrieben hat. Cervantes nennt die „Diana" das schönste Muster ihrer Gattung. Außer diesem unvollendet gebliebenen Werke besitzen wir von ihm eine Gedichtsammlung (**cancionero**) und die Werke des Troubadouren Ausias March.

Montenegriner, die Bewohner des Gebirges Monte negro (der schwarze Berg, in der Landessprache Tschernagora), in der türkischen Provinz Albanien im Sandschak Iskanderi, von der Seeküste bei Antivari an gegen Bosnien hin. Dieser slawische Stamm, den uns Vialla de Sommières („**Voy. hist. et polit. de Montenegro**", 2 vols., 1820) geschildert hat, ist ein freies Räubervolk, das 15,000 waffenfähige Männer hat, nicht unter der Oberherrschaft der Türken steht, aber wegen der natürlichen Beschaffenheit des Landes, das auf 150 □M. in 116 Dörfern 60,000 Einw. hat, nie von ihnen hat bezwungen werden können. Seit 1795 haben die Montenegriner die osmanische Herrschaft völlig abgeworfen und bilden unter russischer Gewähr einen unabhängigen Staat. Das Gebiet erstreckt sich von Cattaro bis an die See von Scutari. Der Vorstand der Montenegriner ist ein geistlicher Wladicka, doch hat die Civilverwaltung einen von jenem abhängigen Statthalter aus einem thatenreichen Geschlecht. Beide genießen eine Pension aus dem Auslande, die zu Anschaffung von Armaturen für die Ärmern verwandt zu werden pflegt. Bisher hat dieses Volk wider seine Gewohnheit am Türkenkriege der Griechen keinen Theil genommen. Sie sprechen illyrisch-slavonisch, sind der griech. Religion zugethan und haben ihren eignen Patriarchen. Der Hauptort ihres Landes ist Atigne. 1767 trat ein Abenteurer, Steffano Piccolo, unter

ihnen auf, der sich für den russischen Kaiser Peter III. ausgab und einen Aufstand anstiftete, der nur nach großem Blutvergießen gedämpft werden konnte.

Montereau, s. Chatillon.

Monte Rosa, s. Rosa.

Monte Santo, s. Athos.

Montespan, s. Rochechouart.

Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brede et de) stammte aus einer vornehmen Familie von Guienne, und war d. 18. Jan. 1689 auf dem Schlosse Brede bei Bordeaux geb. Schon in einem Alter von 20 J. sammelte dieser philosophische Kopf Materialien zu seinem „Esprit des lois". Ein Oheim, welcher Präsident des Parlaments von Bordeaux war, hinterließ ihm sein Vermögen und Amt. In diesem Wirkungskreis suchte M. vielfach zu nützen. In der Akademie, die sich zu Bordeaux gebildet hatte, hielt er manchen gediegenen Vortrag über Geschichte rc., suchte das zu seiner Zeit fast ganz vernachlässigte Fach der Naturwissenschaften zu heben und entwarf deßwegen den Plan zu einer „Histoire physique de la terre ancienne et moderne" (die jedoch, da sich sein Streben nach andern Richtungen wandte, nie ausgeführt wurde) u. s. f. 1721 trat er zuerst mit seinen „Lettres persanes", die er auf dem Lande angefangen und in den Erholungsstunden, welche ihm seine Amtsgeschäfte ließen, beendigt hatte, öffentlich auf. Dieses bei einem Scheine von Leichtigkeit gründliche Werk kündigte einen ausgezeichneten Schriftsteller an. Er liefert darin das lebendigste und wahrste Gemälde der franz. Sitten; mit leichtem und keckem Pinsel schildert er Lächerlichkeiten, Vorurtheile und Laster, und weiß Allem einen originellen Charakter zu geben. Indeß sind nicht alle Briefe von gleichem Werth; einige enthalten auch Paradoxen und zu derbe Satyren auf Ludwigs XIV. Regierung. Diese Briefe öffneten M. die franz. Akademie, obgleich gerade dieses Institut wenig darin geschont wird, und der Cardinal Fleury, den die Spöttereien des Persers über die christliche Religion mit Recht verdrossen hatten, sich seiner Aufnahme widersetzte. Die Rede, welche er bei seinem Eintritte (1728) hielt, war kurz, aber kräftig und ideenreich. Die Absicht, welche M. hatte, in seinem „Esprit des lois" die Nationen zu schildern, nöthigte ihn, sie gründlich zu studiren. Er hatte demnach schon 1726 seine Stelle in Bordeaux niedergelegt und begann nun nach seiner Aufnahme in die Akademie Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England zu bereisen. Im letztern Lande verweilte er gegen 2 Jahre und ward in London zum Mitglied der kön. Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen. Das Resultat seiner Beobachtungen war, daß Deutschland geeignet sei, um daselbst zu reisen, Italien, um daselbst zu verweilen, England, um daselbst zu denken, und Frankreich, um daselbst zu leben. *) Nach seiner Rückkehr auf sein Schloß la Brede, legte er die letzte Hand an sein Werk: „Sur la cause de la grandeur et de la décadence des Romains", welches 1734 zuerst erschien. Sehr feine Bemerkungen und treffende Schilderungen gaben diesem oft behandelten Gegenstande den Werth der Neuheit. Der männliche Geist, der in diesem Werke glänzt, erscheint noch mehr in dem „Esprit des lois", welcher 1748 herauskam. In diesem Werke, welches die Gesetze der Staaten in dem großen Zusammenhange mit den übrigen Elementen darstellt, unterscheidet der Verf. 3 Arten der Regierungsform: die republikanische, monarchische und despotische, und zeigt, daß die Gesetze den Principien dieser Form angemessen sein müssen. Die Unterscheidung ist von großer Wichtigkeit und führt den Verf. auf eine Menge von Folgerungen. Die Schreibart, ohne

*) Scherzweise pflegte er auch manchmal über sein eignes Benehmen in den bereisten Ländern zu sagen: „In Frankreich war ich der Freund von Jedermann, in England von Keinem; in Italien mußte ich aller Welt Complimente machen und in Deutschland wo ich hinkam trinken".

immer genau zu sein, ist kraftvoll. Man kann dieses Werk das Gesetzbuch des Völkerrechts und seinen Verf. den Gesetzgeber des Menschengeschlechts nennen, und man fühlt, daß es aus einem freien, das Menschengeschlecht mit Liebe umfassenden Herzen entsprungen ist. In Rücksicht auf diese Gesinnungen hat man es M. verziehen, daß er Alles auf ein System zurückführen wollte, daß er dem Klima und den physischen Ursachen vor den moralischen zu viel Einfluß zugeschrieben, daß er ein unregelmäßiges Ganzes geliefert und allzu oft von dem Einzelnen auf das Allgemeine geschlossen hat. Dagegen war man unzufrieden, in diesem Meisterwerke manche zu lange Abschweifungen über die Lehnsgesetze und Zeugnisse unzuverlässiger Reisender, sowie mitunter Paradoxen statt Wahrheiten, Scherze statt Reflexionen zu finden, und hat ihm deßwegen Unbestimmtheit, Mangel an Zusammenhang und gesuchte Wendungen vorgeworfen. Dennoch ist unumstößlich, daß dies Buch für den Philosophen eine Quelle von Forschungen ist, und anerkannt, daß Niemand so tief wie M. über die Natur, die Grundlagen, Sitten, Klima, Umfang, Macht und eigenthümlichen Charakter der Staaten, über die guten und schlechten Gesetze, über die Wirkungen der Strafen und Belohnungen, über Religion, Erziehung und Handel nachgedacht hat. Eine Kritik von dem Abt Bonnaire beantwortete M. mit seiner „Defense de l'Esprit des lois". Er starb zu Paris d. 10. Febr. 1755, in einem Alter von 66 J. Obgleich M. von Natur ökonomisch war, verstand er doch auch großmüthig zu sein. Die edle Handlung, die er zu Marseille ausübte, indem er einem jungen Schiffer seine Börse gab und insgeheim eine Summe anwies, um den Vater des Unglücklichen, der Seeräubern in die Hände gefallen war, loszukaufen, ist bekannt; sie hat zu dem Schausp.: „Le bienfait anonyme", Anlaß gegeben. Seine Sanftmuth, Heiterkeit und Artigkeit waren stets gleich, seine Unterhaltungen leicht, lehrreich und anziehend. Nach seinem Tode gab man zu London eine Sammlung seiner Werke 1759 in 3 Bdn. 4. heraus; 1788 erschien eine gute Ausg. in 5 Bdn., womit man den 1798 erschienenen Bd. der „Oeuvres posthumes" verbinden muß. Die vollständigsten Ausg. sind die basler von 1799 in 8 Bdn. und die pariser von 1796 in 5 Bdn. Es finden sich darin noch andre Schriften von M., z. B. der „Temple de Gnide", eine Art von Gedicht in Prosa, das zwar bei seiner Erscheinung (1727) Glück machte, im Grunde aber nur ein mit anmuthigen Zügen durchwebter Gemeinplatz ist. Eine Geschichte Ludwigs XI., welche M. abgefaßt hatte, ging dadurch verloren, daß der Verf. sie aus Irrthum verbrannte. Unter dem Namen Charles d'Outrepont hat M. in einem Gespräche zwischen Sulla und Eukrates die Seele eines Tyrannen enthüllt. Von seinen „Lettres familières", welche 1767 erschienen, gewähren mehre eine interessante Lecture. Im 26. J. seines Alters verheirathete sich M., und aus dieser Ehe entsprangen 1 Sohn und 2 T. Ersterer gab 1783 einen Roman „Arsace und Ismene" heraus, den M. wahrscheinlich in jüngern Jahren geschrieben hatte, und der vielleicht, wie Grimm vermuthet, ursprünglich bestimmt war, eine Episode in den „Lettres persannes" zu bilden. Seinem Enkel, dem bei London am 27. Jul. 1824 ohne Kinder verst. Baron M. hatte Napoleon, aus Achtung für den Verf. des „Esprit des lois", die während der Revolution eingezogenen Güter seines Großvaters zurückgegeben.

Monte Video, an der Mündung des la Plata (34° 54′ 36″ S. Br.), der wichtigste Hafen am östlichen Ufer dieses Flusses, hat 6000 Einw., die viel Häute, gesalzenes Fleisch u. a. Landesproducte ausführen. 1815 bemächtigten sich die Portugiesen dieses Platzes, der bisher zu Buenos-Ayres gehört hatte, und vor wenigen Jahren unterwarf sich Monte Video förmlich dem Kaiser v. Brasilien: allein die Plata-Republik, für welche sich die Banda oriental oder die cisplatanische Provinz erklärte, machte auf Monte Video ihre Ansprüche mit den Waffen geltend. England suchte 1827 einen Frieden mit Brasilien zu vermitteln.

Montezuma war Kaiser von Mexico, als Cortez 1518 in dies Reich einfiel. Jene kriegerischen Thiere, auf welchen ein Theil der Spanier ritt, jener künstliche Donner, der sich unter ihren Händen bildete und in weiter Entfernung tödtete, jene hölzernen Schlösser, welche sie über das Meer gebracht, das Eisen, worein sie gekleidet, waren den Mexicanern so unerklärliche Wunder, daß Cortez mit seinem kleinen Heere bis in die Stadt Mexico vordrang und daselbst von M. als sein Gebieter, von den Einw. aber als ein Gott aufgenommen wurde. Nach und nach entdeckte man jedoch die menschliche Natur der Ankömmlinge. M., der sich ihrer nicht durch Gewalt entledigen konnte, suchte sie durch Freundschaftsbezeigungen sicher zu machen, während er auf ihre Vernichtung sann. Eine Abtheilung der Spanier war zu Vera-Cruz. Ein Feldherr des Kaisers, der geheimen Befehl dazu hatte, griff sie an und tödtete, obgleich er zurückgeschlagen wurde, 3—4 Spanier. Der Kopf eines derselben wurde an M. geschickt, um ihn unwidersprechlich von der Sterblichkeit der Spanier zu überzeugen. Auf die Nachricht davon eilte Cortez mit 50 Spaniern zum Kaiser und bewog ihn durch Schmeicheleien und Drohungen, sich in seine Wohnung zu begeben. Er ließ ihn darauf in Fesseln werfen und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Karls V. anzuerkennen. Zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit gab M. einen Tribut von 600,000 Mark reinen Goldes. Bald aber ward er ein Opfer seiner Nachgiebigkeit. Die Mexicaner, empört über die Gefangenschaft ihres Kaisers, machten einen Angriff auf Cortez's Stellvertreter, Alvara. M. wollte sich seinem Volke zeigen, um den Aufruhr zu stillen. Die Mexicaner aber, die nur einen Sklaven der Spanier in ihm erblickten, empfingen ihn mit einem Steinregen. Er wurde verwundet von den Spaniern weggeführt und verbunden; aber untröstlich über die von seinen eignen Unterthanen erlittene Beschimpfung, riß er den Verband ab und starb bald darauf, 1520. Er hinterließ 2 Söhne und 3 T., welche die christliche Religion annahmen. Der älteste erhielt von Karl V. den Titel eines Grafen von Montezuma. Seit 1821 lebte der letzte Abkömmling des Kaisers M. zu Paris und schiffte sich im Oct. 1826 nach Mexico ein, um seine Angelegenheiten daselbst zu ordnen.

Montfaucon (Bernard de), Alterthumsforscher, geb. 1655 auf dem Schlosse Soulage in Languedoc, widmete sich in seiner Jugend den Waffen. Nach dem Tode seiner Ältern aber wurde er (1675) Benedictiner in der Congregation von Saint-Maur. Seine gelehrten Kenntnisse erwarben ihm bald einen Namen. Mit gleichem Eifer umfaßte er die Philosophie, Theologie, biblische und Profangeschichte, alte und neue Literatur, todte und lebende Sprachen. 1698 machte er eine gelehrte Reise nach Italien, um die dortigen Alterthümer zu sehen und die ihm zu seinen Arbeiten nöthigen alten Handschriften zu untersuchen. Am längsten verweilte er zu Rom. Papst Innocenz XII. und die vornehmsten Prälaten nahmen ihn mit Auszeichnung auf. Nachdem er seine Forschungen beendigt hatte und 1701 nach Paris zurückgekehrt war, gab er daselbst sein „Diarium italicum" heraus, worin er eine genaue Beschreibung mehrer alten Denkmäler und Nachrichten von vielen bis dahin noch unbekannten griech. und latein. Handschriften liefert. Er beschäftigte sich unablässig bis an seinen Tod mit gelehrten Arbeiten. Wenige Gelehrte sind ihm an Fleiß und Fruchtbarkeit an die Seite zu stellen. Die Zahl seiner Werke in Fol. steigt allein auf 44. Wir nennen nur: „Analecta graeca"; „Palaeographia graeca", ein treffliches Werk; „L'antiquité expliquée et représentée en figures" (Paris 1719 fg., latein. und franz.). Dieses Werk, das mit den Suppl. aus 15 Bdn. Fol. besteht und gegen 1200 Kupf. enthält, trägt allerdings Spuren der Flüchtigkeit, womit es gesammelt wurde, an sich; nichtsdestoweniger enthält es eine Menge unentbehrlicher Materialien für das Studium des Alterthums; deutsch im Auszug von Schatz und Semmler, Nürnb. 1797, umgearb. von Roth, Nürnb. 1807. Ferner: „Les monuments de la

monarchie françoise", eine Ausg. des Joh. Chrysostomus, des heil. Athanasius u. a. Kirchenväter. Montfaucon hat zu viel geschrieben, um seinem Styl immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben. Als gelehrter Sammler hat er die bleibendsten Verdienste. Er starb in der Abtei St.-Germain des Prés zu Paris 1741.

Montgelas (Maximilian Joseph, Graf v.), geb. zu München 1759, gehört in die Reihe der ersten Staatsmänner Deutschlands. Sein Vater war kurf. bairischer General. Seine Voraltern (genannt Garnerin, Herren v. Thuiller, Freih. v. Monte gelasio) stammten aus Savoyen. Nach einer zweckmäßigen häuslichen Erziehung und einem guten Gymnasialunterricht in München, bei welchem sich seine Talente glücklich entwickelten, reiste er nach Frankreich, um dort die höhern Studien zu treiben, und bereicherte sich mit Kenntnissen in allen Fächern der Rechtsgelehrsamkeit, vorzüglich aber in der Geschichte durch den gelehrten Prof. Koch zu Strasburg. Nach Vollendung seiner Studien erhielt M. 1777 eine Hofrathsstelle in München; 1779 ward er kurf. Kämmerer und Büchercensurrath. 1785 ging er nach Zweibrücken, wo ihn der regierende Herzog Karl II. zum Hofcavalier annahm. Letzterm folgte in der Regierung dessen Bruder, Maximilian Joseph, letztverst. König von Baiern, welcher den Freih. v. M. schon früher in seine Dienste genommen hatte. Dieser verschaffte dem thätigen Manne Gelegenheit, durch seine tiefen Einsichten, seine Gewandtheit in Geschäften und kluge Berathungen, dem Herzoge, der damals wegen franz. Einmischungen in sein Erbe in keiner beneidenswerthen Lage war, gleich anfangs treffliche Dienste zu leisten. Einige Tage nach dem Hintritte des Kurfürsten Karl Theodor, 16. Febr. 1799, zog M., in Begleitung seines Herrn, als neuen Kurfürsten von Pfalzbaiern, in München ein und wurde zum Minister der auswärt. Verhältnisse ernannt. Von nun an erscheint er als treuer, weiser Rathgeber seines Regenten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats; 1802 ward er zum kurf. Commissair ernannt bei den Malteserordens-Verhandlungen mit Rußland, und im nämlichen Jahre zu dem pfalzneuburgischen Landtage beordert; 1803 ward ihm die concentrirte Finanzverwaltung der kurf. Staaten übertragen; 1806 ward er zum Minister des Innern, dann zum Bevollmächtigten bei Schließung des Vertrags zwischen den Königreichen Baiern und Italien in Bezug auf Festsetzung der Militairlinien in dem ital. Tirol, als Grenze des Königreichs Italien; 1807 zum Commissair bei verabredeter Aufhebung des in den kön. bairischen und k. k. östreich. Staaten auf das Vermögen der Privaten und bestehenden Stiftungen gelegten Sequesters; 1808 zum Bevollmächtigten bei einer mit Östreich zu schließenden Übereinkunft über die freie Benutzung der Familien- oder Localstiftungen, und 1809, nach dem Tode des Finanzministers, Freih. v. Hompesch, zum Minister der Finanzen ernannt. Diese wichtigen Ämter verwaltete M. bis 1817, wo der König ihm mit einer Pension von 30,000 Fl. erlaubte, sich in den Ruhestand zurückzuziehen. Er machte darauf eine Reise durch die Schweiz und Savoyen. 1819 nahm er in der ersten Kammer (der Reichsräthe) an der bairischen Ständeversammlung Antheil. In der Überzeugung von der bewährten Treue und Anhänglichkeit und von den wichtigen Diensten, die M. in allen Zweigen der äußern und innern Staatsverwaltung, selbst in den gefahrvollsten Zeiten, dem Vaterlande geleistet, erhob ihn sein König 1810 in den Grafenstand.

Montgolfier (Jacques Etienne), Erfinder des **Aërostats** (s. d.), geb. d. 5. Jan. 1745 zu Vidalontes-Annonai, wo sein Vater eine Papiermanufactur besaß, legte sich, sowie sein älterer Bruder **Joseph Michael** (geb. 1740, gest. 1810), wider den Willen des Vaters, der gern Theologen und Rechtsgelehrte aus seinen Söhnen machen wollte, auf das Studium der Mathematik, Mechanik, Physik und Chemie. Beide übernahmen, nachdem sie (besonders Joseph)

mancherlei Fata und jugendliche Verirrungen bestanden hatten, die väterliche Papierfabrik, welche sie bald durch vorzügliche Leistungen und besonders durch die Erfindung des Velinpapiers auszeichneten. Den ersten Gedanken zu seiner Luftmaschine soll dem Etienne ein Zufall eingegeben haben. Er bemerkte nämlich, daß die von der Hitze verdünnte Luft einen papierenen Deckel in die Höhe hebe; er dachte über das Aufsteigen des Rauches nach und studirte Priestley's Werk: „Sur les différentes espèces d'air". Nun theilte er seine Idee dem Bruder mit, und beide machten (um 1782) eine Menge Versuche mit Ballons von grauem Papier, welche nach und nach zur Entdeckung des u. d. N. Montgolfiere bekannten Luftschiffes führten. Den ersten großen Versuch machten die Brüder M. 1783 zu Annonai, und da dieser aufs glücklichste ausschlug, so begab sich Etienne noch in dems. J. nach Paris, wo er, sowie in Versailles vor dem Hofe, das Experiment wiederholte und mehre Thiere mit aufsteigen ließ (wodurch sich zeigte, daß auch Menschen die Luftfahrt wagen konnten). Beide Brüder wurden in die Akademie aufgenommen; Etienne erhielt für sich selbst eine Pension von 2000 Livres und den Orden des heil. Michael. An die Erfindung der Brüder M. schlossen sich auch die ersten Versuche mit dem Fallschirm an. Ludwig XVI. hatte eine Summe von 40,000 Livres ausgesetzt, um die Erfindung zu einem nützlichen Zweck zu leiten; die Revolution hemmte jedoch die weitere Ausführung. Den ihm von Ludwig XVI. ertheilten Adelsbrief wies Etienne M. in so weit zurück, daß er die dadurch ihm gewordenen Rechte auf seinen alten Vater übertrug, für sich selbst aber nie Gebrauch davon machte. Er starb d. 2. Aug. 1799, nachdem er noch in den letzten J. seines Lebens viel von den Stürmen der Revolution zu leiden gehabt hatte. Sein Bruder Joseph hat sich noch durch mehre eigne Erfindungen, besonders die der Wasserschraube (belier hydraulique), welche das Wasser bis auf 60 Fuß hebt, und mehre Mittel zur Vervollkommnung des Papiers berühmt gemacht. Man hat 3 Schriften von ihm über die aërostatische Maschine und die Luftreisen. Er zeichnete sich durch furchtlose Menschenliebe während der Revolution, durch Kaltblütigkeit, Leibesstärke und geistige Vorzüge aus. Als die Revolutionsstürme seine Gewerbe störten, begab er sich nach Paris, wartete die Wiederkehr der Ordnung ab, und fand die Belohnung seiner Verdienste, indem man ihn beim Bureau der Künste und Manufacturen, ferner als Administrator am Kunst- und Gewerbsconservatorium anstellte und zum Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion ernannte. 1807 gab er die erste Idee zur Errichtung einer Gesellschaft zur Ermunterung der Industrie. Er starb d. 26. Juni 1810.

Montgomery (Gabriel, Graf v.), ein franz. Ritter, berühmt durch seine Tapferkeit und durch seine Schicksale. Er ward in seiner Jugend die unschuldige Ursache an dem Tode Heinrichs II. Dieser Fürst hatte in einem Turnier am 26. Jun. 1559, das bei der Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit dem Könige Philipp von Spanien gegeben wurde, bereits mehre Lanzen gebrochen, als er noch einen Gang mit dem jungen M., damals Lieutenant der schottischen Garde, machen wollte. M. weigerte sich mehrmals und gab erst nach, als der König unwillig wurde. Seine Lanze traf so heftig auf das Visir des Königs, daß dasselbe aufsprang und ein Splitter der Lanze in das rechte Auge des Königs drang. Der König starb nach 11 Tagen, verbot aber, M. im geringsten wegen dieses Vorfalls zu beunruhigen. Dieser zog sich auf seine Güter in die Normandie zurück, ging sodann auf Reisen und kam zur Zeit der ersten bürgerlichen Kriege nach Frankreich zurück, wo er als eins der Häupter der Protestanten auftrat. Er vertheidigte 1562 Rouen mit hohem Muthe gegen das königl. Heer. Als die Stadt endlich erstürmt worden, flüchtete er sich glücklich nach Havre. Zur Zeit der Bartholomäusnacht 1572 war M. zu Paris, konnte sich jedoch, zeitig genug benachrichtigt, nach England retten. 1573 führte er eine bedeutende Flotte, welche er zum Theil selbst

ausgerüstet hatte, zum Beistand von Rochelle herbei, das von den Katholiken belagert wurde, jedoch ohne Erfolg; darauf ging er nach der Normandie und verband sich mit dem protestantischen Adel dieser Provinz. Nach verschiedenen Gefechten wurde er genöthigt, sich in das Schloß Domfront zu werfen, wo der königl. General Matignon ihn, nach einer tapfern Gegenwehr, am 27. Mai 1574 überwältigte und zum Gefangenen machte. Wider seinen Willen mußte Matignon, auf Befehl der Katharina von Medici, den gefangenen M. nach Paris liefern, wo ihm der Proceß gemacht und er am 26. Juni 1574 enthauptet wurde. Er bewies bei seiner Hinrichtung den größten Heldenmuth. M. hinterließ 9 Söhne, sämmtlich tapfere Krieger.

Monti (Vincenzo), einer der berühmtesten neuern Dichter Italiens, geb. zu Fusignano im Ferraresischen um 1753, studirte zu Ferrara, begab sich nach Rom, wo er Gönner fand und von Luigi Braschi, einem Neffen des Papstes, zum Secretair ernannt wurde. Da er sich als Geistlicher kleidete, nannte man ihn Abbate Monti. Die Arcadia nahm ihn zum Mitglied auf. Durch Alfieri zum Wetteifer angereizt, dichtete er 2 Tragödien: „Galeotto Manfredi" und „Aristodemo", an denen man zwar eine glänzende Schreibart bewunderte, die Fabel aber zu gräßlich und unnatürlich fand und alle Handlung vermißte. Die Ermordung des franz. Gesandten Basseville zu Rom gab ihm Veranlassung zu dem Gedicht „Basvilliana", worin er sich als Nachahmer Dante's zeigt. Dieses Werk, das sich durch glänzende Stellen auszeichnet, erwarb ihm einen verdienten Ruhm. Zwei andre Gedichte, die „Musogonia" und „Feroniade", sind in ihrer ursprünglichen Gestalt weniger bekannt geworden; denn da bald darauf die Franzosen nach Rom kamen, unterdrückte der Verf. die erste Aufl. und besorgte eine zweite, in der die früher gegen Bonaparte und dessen Heer gerichteten Schmähungen den verbündeten Fürsten zugetheilt wurden. M. wurde nun Secretair des Directoriums der cisalpinischen Republik in Mailand. Zwar ward er angeklagt, sich auf einer Sendung nach der Romagna wie ein neuer Verres betragen zu haben; allein seine Verse, in denen er den Machthabern gewandt zu schmeicheln wußte, erhielten ihn in seinem Amte. Der Feldzug Suwaroff's in Italien 1799 nöthigte ihn, nach Frankreich zu flüchten; die Schlacht von Marengo führte ihn nach Mailand zurück, wo er den Tod Mascheroni's besang. Dieses Gedicht erregte fast ebenso viel Bewunderung als die Basvilliana; da jedoch einige satyrische Züge Anstoß gefunden hatten, vollendete er es nicht. Kaum zum Prof. der schönen Wissenschaften an dem Collegium Brera ernannt, erhielt er einen Ruf als Prof. der Beredtsamkeit nach Pavia. Aber Napoleon ernannte ihn zum Historiographen des Königreichs Italien und trug ihm auf, seine Thaten zu besingen. Dem gemäß verfaßte der Dichter seinen „Bardo della selva nera", wovon 1806 6 Gesänge erschienen. Dieses höchst seltsame Werk fand heftigen Tadel, wogegen sich M. in einem an Bettinelli gerichteten Briefe zu vertheidigen suchte. Aus Verdruß begab er sich nach Neapel zu Joseph Bonaparte. Hier erschien der 7te Gesang des „Bardo", der nicht günstiger aufgenommen wurde. Seine Tragödie „Cajo Gracco" fand ebenso wenig Beifall als einige musikalische Dramen. Man fand die Poesie zu dantesk, wiewol nicht ohne einzelne Schönheiten. M. übersetzte darauf die Satyren des Juvenal und ohne (nach seinem eignen Geständniß) Griechisch zu verstehen, die Iliade des Homer. 1815 dichtete er, in Auftrag der Stadt Mailand, eine Cantate für den Kaiser Franz. Er ist jetzt mit einer Umarbeitung oder Ergänzung des Wörterbuchs der Crusca beschäftigt. Eine Sammlung seiner Werke ist kürzlich in Mailand erschienen. Ein großes Dichtertalent ist M. nicht abzusprechen; seine Landsleute nennen ihn il Dante engentilito.

Montlosier (François Dominique Regnault, Graf v.), aus einer adligen Familie der Auvergne, geb. 1760, war 1789 Deputirter bei der Versamm-

lung der Reichsstände. Hier zeichnete er sich durch die Heftigkeit, mit welcher er die Vorrechte des Königs, des Adels und der Geistlichkeit vertheidigte, und durch seinen Widerwillen gegen Mirabeau aus. Dieser ging so weit, daß er, als Mirabeau sich der königl. Partei näherte, einige Vorschläge desselben mit Gründen bekämpfte, die der Demokratie abgeborgt waren. Zu Ende 1791 wanderte M. aus und suchte 1794, nebst dem Abbé de Pradt, dem Prinzen August v. Aremberg und Hrn. Pillène, das Volk in den Niederlanden aufzuwiegeln; dann ging er mit dem Hrn. v. Mercy nach England, wo er den „Courrier de Londres", herausgab. 1800 übernahm er eine geheime Mission nach Paris, um Bonaparte zu bestimmen, die Bourbons wieder auf den Thron zu setzen, wofür derselbe eine Souverainetät in Italien erhalten sollte. Allein bei seiner Ankunft in Calais ward er, trotz seiner Pässe, festgenommen und durch Gendarmen in den Tempel gebracht. Hier blieb er jedoch nur 36 Stunden, während welcher Zeit Fouché und Talleyrand ihn so für die Sache des ersten Consuls zu gewinnen wußten, daß er, nach seiner Rückkehr, in seinem londner Journale viel von den guten Absichten sprach, die Bonaparte für die Wiederherstellung der alten Kirche, für die Zurückberufung der Emigranten u. s. w. habe. Dieser veränderte Ton mißfiel jedoch dem engl. Ministerium, und man entzog ihm nun den bisher gewährten Schutz. Auf die Einladung jener beiden Minister begab sich M. jetzt wieder nach Frankreich. Sein in Paris fortges. „Courrier de Londres" fand aber weder bei der Nation Beifall noch bei der Regierung und ward nach wenigen Monaten unterdrückt. Um ihn zu entschädigen, stellte man ihn im Depart. der auswärt. Angelegenheiten an. Bald darauf foderte ihn Bonaparte auf, ein Werk über die alte Monarchie, die Ursachen von deren Sturz, über die Revolution, die Versuche, dieselbe zu hemmen, und die Art, wie sie geendet worden, auszuarbeiten. M. verwandte 4 Jahre auf diese Arbeit; als er aber fertig war und aus der Schweiz sein Manuscript dem Kaiser sendete, erinnerte sich dieser nicht mehr, es verlangt zu haben. Eine Commission, der es zur Beurtheilung vorgelegt ward, lobte es, widerrieth jedoch den Druck. Der Kaiser ließ nun dem Grafen durch Lavalette den Antrag machen, ihm regelmäßig über die polit. Angelegenheiten zu schreiben. Diese Correspondenz dauerte 15 Monate, bis Ende 1812, wo M. um die Erlaubniß bat, sich nach Italien begeben zu dürfen, um hier sich seinem Lieblingsfache, der Naturwissenschaft, mehr zu widmen. Dies ward ihm nebst den Mitteln zu seiner Reise gewährt. Nach der ersten Restauration aber eilte M. nach Frankreich zurück und gab das Werk: „De la monarchie française", bereichert mit Auszügen aus seiner Correspondenz mit dem Kaiser, heraus (Paris 1814, 3 Bde.); einen 4. Bd.: „depuis la restauration" (1815) mit Bemerk. über den falschen Gang, welchen die wiedereingesetzte königl. Regierung eingeschlagen, publicirte er eben, als der Kaiser von Elba zurückkehrte. Um nun den Schein von sich abzuwälzen, als wolle er hiermit nur dem zeitigen Machthaber schmeicheln, fügte er noch eine Vorrede hinzu, die sehr gegen Napoleon gerichtet war, auch versagte er der Acte additionnel seine Zustimmung und bezog während der 100 Tage nicht den ihm bei dem Bureau der auswärt. Angeleg. zukommenden Gehalt. Im Jan. 1816 hat sich M., dem man übrigens vorwirft, in seinem letzten Werke eine ungemeine Vorliebe für die Feudalinstitutionen gezeigt zu haben, auf ein von dem Herzog v. Richelieu erhaltenes Schreiben nach Clermont-Ferrand zurückgezogen, woselbst er noch lebt. Seitdem setzte er das genannte Werk fort: „depuis la seconde restaurat. jusqu'à la session de 1817" (Paris 1818), und „jusqu'au 1. janv. 1821" (Paris 1821). 1826 machte s. „Mémoire à consulter sur un système religieux et politique, tendant à renverser la religion, la société et le trône" großes Aufsehen, weil es gegen die Congregationen der Jesuiten und Römlinge, gegen die Missionen des Gouvernement occulte der sogen. apostol. Junta in Frankreich gerichtet war.

Zugleich legte Graf M. der Kammer der Pairs eine Bittschrift vor, in welcher er verlangte, daß die Jesuiten nicht geduldet werden sollten. Nach langen Debatten beschlossen die Pairs, die Bittschrift an das Ministerium zu schicken. Es erfolgte aber nicht die bezweckte Entscheidung.

Montmartre, Dorf und Anhöhe nahe bei Paris, in der neuesten Zeit berühmt durch die kriegerischen Ereignisse bei der zweimaligen Besetzung von Frankreichs Hauptstadt. Nach Einigen soll einst ein Tempel des Mars auf dem Gipfel der Höhe gestanden und diese den Namen Mons Martis erhalten haben. Später hat sich dieser Name in Mons Mercurii gewandelt (vermuthlich weil der Dienst dieses Gottes dem des Krieges in jenen Tempel folgte); als aber der heil. Dionysius und seine Jünger auf diesen Anhöhen den Tod erlitten hatten, da ist der einstige Mons Martis in Mons Martyrum verwandelt und an die Stelle des Götzentempels eine Capelle gesetzt worden. Im Kriege mit dem Frankenkönig Lothar, 978, ließ Kaiser Otto II. von der Höhe des Montmartre durch eine Schar Mönche ein Hallelujah mit solcher Gewalt absingen, daß, wie die Chroniken jener Tage sagen, über das entsetzliche Gebrüll Lothar und ganz Paris in Schrecken geriethen. 1096 gründete Burkhardt v. Montmorency, dem die Hügelreihe gehörte, ein Mönchskloster daselbst, welches 1133 die Königin Adelheid (Gemahlin Ludwig des Dicken), als eine an sie gefallene Besitzung, in ein Nonnenkloster nach der Regel des heil. Benedict umschuf und reich begabte. Bald jedoch ward die Abtei Montmartre aus einem Asyl der Frömmigkeit und Keuschheit in einen Tempel der zügellosesten Sitten verwandelt, und die franz. Geschichte weiß, besonders in den Tagen der Ligue und Heinrichs IV., viel von den Ausschweifungen aller Art zu berichten, die hier von den sogen. heil. Schwestern begangen wurden, die am Ende ihr Kloster ganz verließen und mit dem Heere Heinrichs IV. zogen, der ebenso viel Geschmack an der jungen Äbtissin, wie seine Krieger an den Nonnen fanden, welche sämmtlich jung waren, indem die betagten sich vor der Ankunft des ketzerischen Heers nach Paris geflüchtet hatten. Später wurde die Zucht in diesem Frauenzwinger zwar wiederhergestellt, aber, so versichert ein neuer franz. Schriftsteller, als sie eben auf dem Punkte stand recht gut zu werden, brach die Revolution aus, und das Kloster wurde eingezogen. Als 1814 die Alliirten in Frankreich einrückten, ließ Napoleon die Höhen von Montmartre befestigen und übergab die Vertheidigung dieser Linien seinem Bruder Joseph. Im folg. J. wurden die Werke zur Beschützung von Paris noch vermehrt, nach den Unfällen bei Waterloo aber gingen diese mühsam aufgerichteten Verschanzungen nach einer tapfern Vertheidigung abermals verloren und wurden von den Engländern besetzt. Bemerkenswerth ist der Montmartre noch durch seine Kalk- und Gypsbrüche, die einen so reichen Ertrag geben, daß nicht allein ganz Paris damit versorgt, sondern auch noch viel davon verführt wird. M. vgl. Cuvier's und Brogniart's geologische Untersuchungen über die Höhen von Montmartre.

Montmirail, Treffen 1814, s. **Chatillon**.

Montmorency, ein schönes Thal, 4 Stunden von Paris. Hier schrieb der geniale Sonderling Jean Jacques Rousseau seinen „Emile" und seine „Nouvelle Héloise". Jetzt ist das Thal der Sammelplatz der pariser schönen Welt. Auch befinden sich daselbst die künstlichen Mineralbäder, welche den Namen d'Enghien führen. Das Schild des dortigen Gasthauses zum weißen Roß hat der berühmte Gerard auf Bitten des Wirths, der den Künstler nicht kannte, gemalt.

Montmorency (Anne de), geb. 1493, Pair, Marschall und Connetable von Frankreich, einer der größten Feldherrn d. 16. Jahrh., zeichnete sich unter Franz I. in den Kriegen gegen Karl V. aus und folgte ihm als Marschall nach Italien, wo er 1525 in der gegen seinen Rath gelieferten Schlacht bei Pavia, nebst dem Könige, zum Gefangenen gemacht wurde. Für die wichtigen Dienste, die er

in der Folge dem Staate leistete, ertheilte ihm Franz 1538 die Würde eines Connetable. Doch verlor er später die Gunst des Königs, weil er diesem gerathen hatte, auf das Wort Karls V. zu vertrauen, der bei seiner Reise durch Frankreich die Rückgabe von Mailand versprochen hatte. Unter Heinrich II. gewann M. sein ganzes Ansehen wieder und hatte den größten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte. Dagegen haßte ihn die Königin Katharina von Medici, und sein Einfluß ging unter Franz II. ganz verloren. Die Unruhen, welche die Hugenotten erregten, veranlaßten, daß M. unter Karl IX. an den Hof zurückgerufen wurde. Er verband sich mit dem Herzog v. Guise wider den Prinzen v. Condé, der an der Spitze der Hugenotten stand; die Folge davon war ein bürgerlicher Krieg, der 1562 begann. In der Schlacht bei Dreux wurde M. von den Hugenotten, und sein Gegner, der Prinz v. Condé von den königl. Truppen gefangen. M. erhielt zwar im folg. J. seine Freiheit wieder und erfocht, als der zweite bürgerliche Krieg ausbrach, d. 10. Nov. 1567 bei St.-Denys einen wichtigen Sieg über die Hugenotten, ward aber tödtlich verwundet und starb in einem Alter von 74 Jahren.

Montmorency (Henri II., Herzog v.), geb. 1595, ward in seinem 18. J. zum Admiral von Frankreich ernannt. Nachdem er die Calvinisten in Languedoc geschlagen und ihnen verschiedene feste Plätze entrissen hatte, besiegte er sie zur See bei der Insel Ré, die er ihnen wieder entriß. 1628 erhielt er einen bedeutenden Vortheil über den Herzog v. Rohan, Anführer der Hugenotten. 1630 führte er in dem mantuanischen Kriege den Heerbefehl in Piemont, wo er die Spanier unter dem Fürsten Doria schlug, obgleich sie ihm an Anzahl überlegen waren. Diesem Siege folgte die Aufhebung der Belagerung von Casal; sein Lohn war der Marschallstab. Nunmehr glaubte der kühne M. der Gewalt Richelieu's Trotz bieten zu können. Gaston, Herzog v. Orleans, gleich unzufrieden mit dem Cardinal, begab sich zu ihm nach Languedoc; und diese Provinz wurde der Schauplatz des Krieges. Der König schickte die Marschälle La Force und Schomberg gegen die Rebellen. Bei Castelnaudary trafen beide Parteien auf einander; M., der die Seinigen anfeuern wollte, stürzte sich in die königl. Bataillone, ward verwundet und gefangen. Gaston blieb unthätig. Ganz Frankreich, das seiner Dienste, s. Tugenden und s. Triumphe gedachte, verlangte, daß die Strenge der Gesetze zu M.'s Gunsten gemildert würde; aber Richelieu hatte unwiderruflich beschlossen, an dem schönsten, liebenswürdigsten, tapfersten und freigebigsten Manne von Frankreich ein Beispiel zu geben. Er ließ ihm von dem Parlament von Toulouse den Proceß machen, und dieses verurtheilte ihn zum Tode. Der König milderte das Urtheil dahin, daß die Enthauptung nicht öffentlich geschehen sollte; so litt M. d. 30. Oct. 1632 im Stadthause zu Toulouse den Tod mit gefaßter Seele.

Montmorency (Matthieu, Herz. v.), Pair von Frankreich, geb. zu Paris den 10. Jul. 1767, diente im amerikan. Freiheitskriege, war Mitglied der Reichsstände 1789, vereinigte sich mit dem dritten Stande, stimmte mit der Mehrheit und verließ sein Vaterland, als die Constitution von 1791 vernichtet wurde. Er fand ein Asyl zu Coppet bei Frau v. Staël, die stets seine Freundin blieb. Nach dem 9. Thermidor kehrte er nach Paris zurück und lebte sehr zurückgezogen; dennoch blieb er den Machthabern verdächtig, auch dem Kaiser Napoleon, wegen seiner Verbindung mit der Frau v. Staël. Im April 1814 wurde er Adjutant des Grafen v. Artois, begleitete die Herzogin v. Angoulème 1815 nach Bordeaux und London, hierauf nach Gent, kehrte mit Ludwig XVIII. nach Paris zurück und wurde Pair d. 17. Aug. 1815. Jetzt stimmte er mit der Mehrheit, schloß sich an die rechte Seite an, und wurde, nach der Entlassung der Minister Pasquier und Simeon, Minister der auswärt. Angel. und Präsident des Ministerialrathes. Als solcher ging er 1822 zu dem Congresse in Verona, beförderte den Krieg mit den spanischen Cortes 1823, zerfiel darüber mit Villèle und verlor sein Ministerium.

Sein Freund, der Vicomte de Chateaubriand, erhielt jetzt die Leitung der auswärt. Angeleg. Der Herzog besaß fortwährend das Vertrauen des Königs, besonders des jetzigen; er war ein Freund der Congregation von Montrouge, und war zum Gouverneur des Herzogs v. Bordeaux ernannt, als er d. 25. März 1826 starb. Ohne Schriftsteller zu sein, war er Mitglied der franz. Akademie geworden. Die Frau v. Sosthène-Larochefoucault ist seine Tochter.

Montpellier, Hauptst. des Depart. Herault, liegt in einer reizenden Gegend, zwischen den Flüssen Mosson und Lez, auf einer Anhöhe, welche ein angenehmes Thal umgibt. Sie hat eine Citadelle, 21 Kirchen, 8000 H. und 33,000 Einw., worunter 5000 Reformirte. Die Vorstädte sind regelmäßig angelegt; aber die Stadt selbst ist ein Labyrinth von engen, steilen, winkligen und schmuzigen Gassen mit zum Theil altmodischen Häusern. Eine Zierde der Stadt ist der prächtige Spazierplatz Peyrou, einer der schönsten in Europa. Ihn bildet eine Terrasse am Gipfel eines sanften Hügels mit Baumreihen, einem Wasserbecken und einem Tempel, von wo das Auge die Pyrenäen, die Alpen, das Meer und die Cevennen erblickt. Am Fuße des Peyrou läuft die Esplanade um die Stadt. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die Peterskirche, das Theater, der Concertsaal und das Gouvernementshaus; merkwürdig ist auch die 3 Meilen lange Wasserleitung, welche Montpellier mit Wasser versorgt. Die 1196 gestift. Universität zählte 1819 an 1200 Studenten. Sie hat 3 Facultäten: die medicinische, welche von jeher berühmt war, die mathematische und die der schönen Wissenschaften. Zu der medicinischen Facultät gehört ein anatomisches Theater, welches 2000 Menschen fassen kann, und ein trefflicher botanischer Garten, der erste öffentliche in Frankreich. Ihn legte Ruher de Belleval unter Heinrich IV. an. Noch bemerken wir die öffentliche Bibliothek von 42,000 Bdn., das Museum, das Lyceum und mehre gelehrte Vereine. Der Bischof von Montpellier steht unter dem Erzbischof von Toulouse. In den hiesigen Fabriken verfertigt man jährl. über 2000 Ctnr. Grünspan, mehre chemische Producte, Liqueurs und wohlriechende Wasser, die in ganz Frankreich für die besten gehalten werden, und wozu die Thäler um Montpellier wohlriechende Kräuter liefern. Auch werden wollene Decken, gedruckte Flanelle, baumwollene Tücher, Siamoisen, sämisches Leder u. s. w. verfertigt. Den bedeutenden Handel mit diesen Fabrikaten, Wein und Sämereien befördert der bis ans Meer führende Canal Grave.

Montpensier (Anne Marie Louise von Orleans, bekannter u. d. N. der Mademoiselle de) war 1627 zu Paris geb. Ihr Vater, Gaston, Herzog v. Orleans, ein sonderbarer, ungestümer und ränkevoller Fürst, vererbte seine Fehler auf seine Tochter. Sie nahm die Partei Condé's in den Kriegen der Fronde und hatte die Kühnheit, von der Bastille aus die Truppen Ludwigs XIV. beschießen zu lassen. Diese gewaltsame Handlung machte ihr den König und den Hof für immer zu Feinden, die sich einer jeden Vermählung, welche sie annehmlich fand, widersetzten, und ihr dagegen solche Vorschläge machten, die sie ablehnen mußte. In einem Alter von 44 J. beschloß sie, ihre Hand dem Grafen Lauzun zu geben. Sie erhielt die Erlaubniß dazu und brachte demselben ein Vermögen von 20 Mill. Fr., 4 Herzogthümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu und das Palais Luxemburg zu. Auch behielt sie sich nichts vor, indem ihr die Idee schmeichelte, daß sie ihrem Geliebten mehr gebe, als irgend ein Monarch je einem Unterthan gegeben habe. Der Ehecontract war bereits geschlossen, als die Königin und der Prinz v. Condé durch ihre Vorstellungen, wie sehr diese Verbindung die königl. Familie beeinträchtige, Ludwig XIV. bewogen, die schon gegebene Erlaubniß zurückzunehmen. Dies nöthigte die Liebenden, sich heimlich zu vermählen. Aber Lauzun, der sich gegen Frau v. Montespan (der er s. Widerwärtigkeiten zuschrieb) Beleidigungen erlaubt hatte, wurde bald darauf nach Pignerol geführt, wo er 10

J. lang gefangen blieb. Er erhielt seine Freiheit nur unter der Bedingung, daß seine Gemahlin die Herrschaft Dombes und die Grafschaft Eu dem Herz. v. Maine abtrat. Sie erkaufte gern mit diesem Opfer das Glück, mit ihrem Geliebten vereint zu leben; aber es war von kurzer Dauer. Lauzun sah in ihr nur ein heftiges, eifersüchtiges, noch in ihrem Alter von jugendlicher Leidenschaft glühendes Weib, sie in ihm einen unbescheidenen, untreuen, undankbaren, wortbrüchigen Mann. Seine zunehmende Unverschämtheit erbitterte endlich die Prinzessin so, daß sie ihm verbot, je wieder vor ihr zu erscheinen. Sie lebte jetzt zurückgezogen und starb 1693, wenig bedauert und fast vergessen. Man hat von ihr anziehende Memoiren.

Montroß oder Montrose (James Graham, Graf und Herzog v.), durch seine Anhänglichkeit an seinen König, Karl I., und seine Vaterlandsliebe ausgezeichnet. Als Generalissimus und Vicekönig in Schottland focht er gegen die Rebellen dieses Reichs, that sich in der Schlacht von York hervor, schlug Cromwell mehre Male und verwundete ihn mit eigner Hand. Da das Glück ihn in England verlassen hatte, ging er nach Schottland, brachte durch sein Geld und Ansehen ein Heer zusammen, nahm 1644 Perth und Aberdeen, schlug den Grafen Argyle und machte sich zum Meister von Edinburg. Als Karl seine Zuflucht zu den Schotten genommen und diese ihn auszuliefern beschlossen hatten, erhielt M. Befehl, die Waffen niederzulegen. Er gehorchte unwillig und überließ Schottland der Wuth der Parteien. Außer Stand, in England zu nützen, ging er nach Frankreich und von da nach Deutschland. Um die Sache Karls II., der von seinen Anhängern als König ausgerufen worden war, zu unterstützen, landete M. mit einem kleinen Heere in Schottland (1650). Allein er wurde geschlagen und suchte sich als Bauer verkleidet zu verbergen. Der Hunger zwang ihn, sich einem Schotten, der einst unter ihm gedient hatte, zu entdecken. Dieser Elende lieferte ihn dem General Leslie aus, der ihn nach Edinburg bringen, daselbst richten und zufolge des Urtheils 1650 hängen und den Leichnam viertheilen ließ. M. zeigte sich ebenso groß in diesem Unglück wie einst im Glück.

Montserrat, eine uralte, berühmte, 1812 von den Franzosen zum Theil zerstörte Benedictinerabtei in der spanischen Prov. Catalonien, hat ihren Namen von den vielen, den Zacken einer Säge ähnlichen Spitzen des Berges, an und auf welchem sie liegt. Nicht Jeder ist im Stande, die gefährlichen, in den schroffen Fels gehauenen Stufen zu den 13 Einsiedeleien, welche einen Theil des Klosters ausmachen, zu erklimmen. Die jüngsten Mönche wohnen am höchsten und horsten, wie die Adler, 3—4000 Fuß hoch. Vom Kloster aus werden sie durch abgerichtete Maulesel mit Lebensmitteln versorgt; sie hören den Schall der Glocken, die Töne der Orgel und den Gesang im Chor; aber nur an Festtagen versammeln sie sich zum gemeinschaftlichen Gottesdienst in der Klosterkirche. — Manche dieser Einsiedeleien haben nicht mehr Raum, als die kümmerliche Hütte einnimmt, manche aber noch ein Gärtchen daneben; einige scheinen in der Luft zu hängen, und man kommt nur mittelst Leitern und Brücken, über schauerliche Abgründe zu ihnen. Immer weiter rücken die Bewohner derselben mit den Jahren herab in die dem Kloster näher liegenden Einsiedeleien, sowie deren Inhaber absterben, immer tiefer und näher dem Kloster, und endlich gelangen sie in das Kloster selbst, wo die Gräber sind. Jetzt soll das Kloster Montserrat, weil es der Hauptherd der Revolution in Catalonien 1827 gewesen ist, aufgehoben werden.

Montucci (Antonio), Dr. der Rechte, einer der ersten Sinologen Europas, geb. zu Siena d. 22. Mai 1769, studirte auf der dasigen Universität; zugleich legte er sich mit unglaublichem Eifer auf das Studium der lebenden Sprachen. 1785 ward er Prof. der engl. Sprache am Collegium Tolomei; 1786 ging er mit einigen Engländern nach Florenz, von wo er 1789 dem Josiah Wedgwood, als

Lehrer der ital. Sprache in dessen Familie, nach Neuhetrurien in Staffordshire folgte. Er befand sich in London, als Lord Macartney 1792 4 junge Chinesen, Zöglinge der ital. Missionnarien, die Latein verstanden, nach China mitnehmen wollte. M., der ohne weitere Hülfe, bloß aus den Schriften Fourmont's, die Sprache der Mandarinen zu lernen angefangen hatte, schrieb an die jungen Fremdlinge einen chinesischen Brief, kam dadurch mit ihnen in Verbindung, was seiner Sprachkenntniß sehr vortheilhaft war, erwies ihnen einige kleine Dienste, und erhielt von ihnen das in Europa noch nicht vorhandene chines. Wörterbuch „Tching Tseu thoung" zum Geschenk. Da sie es nicht wagten, den Brief des Königs von England an den Kaiser von China ins Reine zu schreiben, weil jede Theilnahme eines Chinesen an fremder auf China bezüglichen Politik in China mit dem Tode bestraft wird, so zog M. die Gesandtschaft aus der Verlegenheit und verfertigte die schöne Abschrift des chinesischen Schreibens. Hierauf beschäftigte ihn in London bis 1804 der Plan, ein besseres Lexikon der chinesischen Sprache auszuarbeiten. Um die Druckkosten zu erhalten, legte er seinen Prospectus mehren Akademien und Monarchen vor. Der König von Preußen, dem er eine s. Schriften über die chinesische Literatur zugeschickt hatte, war der Einzige, der ihm antwortete. Diese Aufmunterung bestimmte ihn, England, wo er mit vergeblicher Hoffnung hingehalten worden war, zu verlassen; allein bald nach seiner Ankunft in Berlin, 1806, überzog Bonaparte die preuß. Staaten, und M. blieb ohne Aussicht auf Unterstützung. Mit großem Muthe arbeitete er fort an seinem chinesischen Wörterbuche und gab dabei Unterricht in der engl. und ital. Sprache. Erst 1809 konnte er seinen ebenso kostbaren als seltenen, seitdem noch vermehrten chinesischen Sprachapparat aus Schottland nachkommen und nunmehr die zu seinem großen Wörterbuche erfoderlichen Typen in Holz schneiden lassen. Binnen 8 Jahren brachte er die Zahl derselben auf 20,000 Stück, ungefähr 3 Viertel der ungeheuern Aufgabe; dann ließ er sich 1812 in Dresden nieder, wo er ebenfalls Sprachunterricht ertheilte und zugleich sein großes Typenwerk thätig fortsetzte. Auch hielt er Vorlesungen über chinesische Sprache und Literatur, und seinen lebendigen Vortrag machte sein chinesischer Bücherschatz und jene Typensammlung noch lehrreicher. Möchte dieser lexigraphische Apparat nie vereinzelt werden! 1827 verließ M. Dresden und ging nach Italien. Als Schriftsteller hat er sich durch Übersetz. ins Italien., durch ital. Chrestomathien, durch ein ital. und engl. Taschenwörterbuch und durch die Herausgabe ital. Classiker, vorzüglich dramatischer Dichter, bekanntgemacht. Wir nennen nur die von dem Engländer Clarke aus einem Codex der laurentianischen Biblioth. copirten „Poesie finora inedite del magnif. Lorenzo de' Medici etc." (Liverpool 1790, auf Kosten des engl. Geschichtschreibers Roscoe gedruckt). Acht Schriften M.'s beziehen sich auf die chinesische Sprache und Literatur und sind zum Theil in engl. Sprache abgefaßt und in engl. Zeitschriften erschienen. Man sehe das vollständige Verzeichniß in der „Biogr. des hommes vivans" (4. Bd.). 20.

Monument, s. Denkmale.

Moor, das, nennt man sumpfiges, morastiges Land mit einem schwarzen Boden, in welchem gewöhnlich Torf gegraben wird; Hochmoor, wenn es hoch liegt und bloß Heide oder Strauchwerk trägt, im Gegensatz von niedrigem oder Leegmoor.

Moore (Sir John), brit. Feldherr, war 1760 zu Glasgow geboren. Nach einigen ins Ausland gemachten Reisen nahm er Kriegsdienste und ging alle Grade durch. Als Oberstlieutenant wurde er 1793 von Lord Hood beauftragt, um wegen Übergabe der Insel Corsica an die Engländer mit Paoli zu unterhandeln. Zu dem Ende ward ein engl. Corps unter General Dundas auf Corsica gelandet, wobei sich auch M. befand. Er eroberte nach großen Anstrengungen Fornelli; bei

der Erstürmung von Calvi drang er, obgleich gefährlich am Kopfe verwundet, an der Spitze seiner tapfern Grenadiere in den Platz. Hierauf unterwarf sich die ganze Insel, deren Vereinigung mit England eine Generalconsulta unter Paoli's Vorsitz beschloß. 1795 ging M. als Oberster mit der Armee, unter Abercrombie, nach Westindien. 1796 unterwarf er St.-Lucia, und ward dann unter Abercrombie bei der Unternehmung auf Holland angestellt, hatte aber, da diese mißlang, weniger Gelegenheit sich auszuzeichnen. Inzwischen eroberte Bonaparte Ägypten; England schickte unter Abercrombie ein zahlreiches Heer zur Vertreibung der Franzosen aus diesem Lande ab. M. befand sich bei demselben als Generalmajor und erhielt den Auftrag, sich zum Großvezier nach Jaffa zu begeben, brachte aber von dort nur die Überzeugung mit, daß auf das türkische Heer nicht zu rechnen sei. Der engl. Feldherr beschloß demnach allein zu handeln, und landete am 5. März 1801 bei Abukir. Kaum war M., der die Reserve befehligte, ans Land gestiegen, als er an der Spitze seiner Brigade mit gefälltem Bajonnet die auf einer Anhöhe vortheilhaft aufgestellten Franzosen angriff und nach Alexandria zurückwarf. In dem blutigen Gefecht am 21. März, in welchem Abercrombie auf dem Schlachtfelde blieb, hatte M. mit der Reserve den Hauptangriff zu bestehen und wurde verwundet. Er genas zeitig genug, um an der Belagerung von Kairo und den folgenden Ereignissen bis zur Capitulation des franz. Heers Theil zu nehmen, welches er bis an den Ort seiner Ausschiffung zu begleiten hatte. Nachdem er darauf einige Zeit in dem Schoße seiner Familie verlebt hatte, bekam er, als die Franzosen mit einem Angriff auf England drohten, den Befehl über ein in Kent zusammengezogenes Heer. 1805 erhielt er mit dem Range eines Generallieutenants den Oberbefehl auf Sicilien, ward aber von dort nach Schweden geschickt, um dem jungen Könige zur Seite zu sein. Die Begegnung, die ihm hier widerfuhr, seine Verhaftung und seine Flucht sind Ereignisse, deren Aufklärung von der Folgezeit zu erwarten ist. Wenige Tage nach seiner Rückkunft in England, 1808, ging M. mit einem Truppencorps nach Portugal zur Unterstützung der Spanier. M. brach am 27. Oct. von Lissabon auf, erreichte unter unzähligen Schwierigkeiten, da die Spanier nicht gemeinschaftlich mitwirkten, am 14. Nov. Salamanca, vereinigte sich mit Baird, der von Galicien her vorrückte, zu Toro, stand am 22. Dec. zu Sahagun und beschloß, den Marschall Soult bei Saldaña anzugreifen. Aber die Nachricht von dem Anmarsch Napoleons von Madrid her veranlaßte M., der mit 30,000 M. von 80,000 Franzosen beinahe schon umstellt war, sogleich den Rückzug nach Coruña anzutreten, um sich dort einzuschiffen. Selten hat ein Heer mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als die Engländer auf diesem Marsch. Mit dem Verlust des größten Theils ihrer Pferde und ihres Gepäckes kamen sie endlich 16. Jan. 1809 vor Coruña an. Um die zum Einschiffen nöthige Zeit zu gewinnen, mußte der mit überlegner Macht auf der Ferse folgende Soult zurückgeschlagen werden. M. stellte um Mittag seine Truppen in Schlachtordnung und vereitelte durch seine meisterhaften Anordnungen alle Angriffe der Franzosen. Aber in dem Augenblicke, wo er an der Spitze des 42. Reg. gegen den Feind vordrang, schmetterte ihn eine Kanonenkugel nieder. Er starb als Held mit der Beruhigung, gesiegt und sein Heer vom Untergange gerettet zu haben. Das dankbare Vaterland ehrte sein Andenken durch ein Denkmal in der Paulskirche. Ein andres Denkmal errichtete ihm seine Vaterstadt Glasgow.

Moore (Thomas), einer der berühmtesten unter den lebenden engl. Dichtern, geb. d. 28. Mai 1780 zu Dublin, ist der Sohn eines dortigen Kaufmanns, welcher keine Kosten in der Erziehung desselben sparte. Samuel Whyte, der Jugendlehrer des berühmten Sheridan, wurde auch M.'s Führer, und der Geist des Knaben entwickelte sich so glücklich, daß er gegen sein 12. J. der alten Sprachen mächtig war, und um diese Zeit seine Übers. des Anakreon begonnen haben soll.

In seinem 14. J. bezog er die Universität von Dublin und studirte die Rechte, deren Praxis er nachher in dem Inner temple zu London übte. 1800 erschien M.'s elegante Übers. des Anakreon, welche ihm den Namen Anakreon-Moore verschaffte. In der Folge ließ er sich auch den Namen Little-M. (wegen seiner kleinen Figur) gefallen und gab eine Sammlung erotischer Gedichte unt. d. N. eines weiland Thomas Little heraus. M.'s Lieder gewannen den Beifall des Publicums durch den Reiz einer anmuthigen Phantasie, in welche, wie Sheridan sagt, das Herz des Dichters übergetragen ist. Aber sein literarischer Ruf trug leider nichts dazu bei, ihm eine würdige Anstellung zu verschaffen. Die Stelle eines Schreibers bei dem Admiralitätsgericht auf den bermudischen Inseln sagte ihm so wenig zu, daß er sich in derselben durch einen Substituten vertreten ließ und eine Reise durch die Verein. Staaten von Nordamerika unternahm. Die hohen Erwartungen, welche der Dichter mit in dieses Land hinübertrug, wurden sehr getäuscht — aber durch wessen Schuld? — und der Heimgekehrte machte seinem Unwillen gegen die Nordamerikaner in manchen Versen Luft, und pflegte mit einer Horazischen Stelle seine Erfahrungen auszusprechen: „Miseri, quibus intentata nites!" Unannehmlichkeiten der ärgsten Art empfingen den Dichter in seinem Vaterlande und bewogen ihn, sich von allen öffentlichen Geschäften zurückzuziehen. Denn sein Substitut sollte, während der amerikanischen Reise, öffentliche Gelder veruntreut haben, deren Wiedererstattung dem eigentlichen Staatsdiener anheimfiel. Bald nach dieser Katastrophe hatte sich M. mit der liebenswürdigen Miß Dike verheirathet und lebte in sorgenfreier Muße bald in Dublin, bald in London oder zu Bowwood in Wiltshire; in den letzten Jahren in Paris. Man schildert ihn als einen Mann, welcher mit gründlicher Gelehrsamkeit ein leichtes geselliges Talent verbinde, eine liebenswürdige Bescheidenheit besitze und von stets heiterm und lebendigem Geiste sei. Er gehört zu den mißvergnügten irländischen Patrioten, und hat in seinen „Irish melodies" den alten Ruhm und das neue Elend seines Vaterlandes, dessen größter Dichter er unstreitig ist, mit kräftiger und inniger Bruststimme gesungen. Seine politischen Satyren, welche größtentheils unt. d. N. von Thomas Brown the younger erschienen sind, gehören auf die Spitze des linken Flügels der öffentlichen Meinung. Wir erinnern nur an die 1823 herausgeg. „Fables from the holy alliance". Seine „Memoirs of the life of captain Rock" (1824) schildern auf eine herzzerreißende Weise die Unterdrückung Irlands. Seinen höchsten Ruhm verdankt M. s. großen orientalischen Gedicht: „Lalla Rookh" (1. Aufl. 1817, 8. Aufl. 1818). Der Verleger, Murray in London, soll dem Dichter 3000 Pf. St. für das Manuscript bezahlt haben. Der orientalische Schimmer und Schmelz dieses Gedichts wirkt so blendend, daß man nur erst nach öfterm Lesen den echten Gehalt unter diesem Überwurfe von Blumen, Perlen und Edelsteinen deutlich herausfühlen kann. (Vgl. „Hermes", Heft XX.) Ein zweites erzählendes Gedicht von orientalischer Färbung erschien 1823: „The loves of the angels". Die „Irish melodies" sind neue Texte, welche M. alten irländischen Nationalmelodien untergelegt hat. Sie erschienen zuerst in einzelnen Heften mit der Musik, deren Arrangement Dr. Stevenson besorgt hat, seit 1807; nachher ohne Musik in 1. Bd., London 1821. Die „Epistles, odes and other poems", 1806, enthalten größtentheils Satyren und Epigramme, darunter die gegen Nordamerika gerichteten. S. Erzählung: „The Epicurean" (Lond. 1827) ist bereits ins Deutsche übers. (Jena). (S. über ihn Jakobson's „Briefe an eine deutsche Edelfrau", Altona 1820.) Von M.'s literarischen Freunden sind vorzüglich der schon erwähnte Sheridan, dessen Werke M. 1821 in 2 Bdn. herausgab und dessen Biographie 1825 erschien, und Lord Byron zu nennen, welcher in der Dedication des „Corsair" seine Achtung und Liebe für M. als Dichter und Mensch ausgesprochen hat. Der große Märtyrer der griech. Freiheit hatte auch seinem irländischen

Freunde das Manuscript seiner Memoiren geschenkt, welches, wie bekannt, und leider nicht ohne des Besitzers Schuld, vernichtet worden ist. Indeß will M. eine Biographie Byron's liefern. 29.

Moose machen in der Botanik die 2. Ordnung der 24. Classe aus (cryptogamia, musci). Die gemeine Sprache begreift darunter auch die Aftermoose, welche jedoch von den eigentlichen Moosen sehr verschieden sind. Wiewol sich diese Gewächse ihres einfachen Baues wegen allmälig nach der Grenze der unorganischen Körper zu neigen scheinen, so herrscht doch in ihrer Bildung eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit, besonders wenn man sie durch Vergrößerungsgläser betrachtet. Man bemerkt an ihnen die wesentlichen Theile einer Pflanze: Wurzel, Stengel, Blätter und Befruchtungswerkzeuge. Letztere waren zu Linné's Zeiten noch wenig untersucht und sind erst durch die Bemühungen Hedwig's genauer bekannt geworden. So verschieden die einzelnen Gattungen unter sich gebildet sind, so unterscheiden sie sich doch von andern, ihnen zunächst ähnlichen Gewächsen dadurch, daß ihr Stiel mit Blättern besetzt ist, und die Wurzel eben da steht, wo sie sich an andern Pflanzen befindet. Die mehrsten bekannten Moose tragen büschelartige verschlossene Kapseln, die wie kleine gestielte Knöpfchen erscheinen. In denselben sind gleichsam als Fruchtknoten oder Fruchtkeime kleine grüne mikroskopische Samenkörnchen enthalten, welche vermittelst des kleinen spitzigen Deckels oder Huts, der die Stelle des Staubweges und der Narbe vertritt, von dem männlichen Befruchtungsstoffe befruchtet werden. Dieser erzeugt sich auf besondern theils rosenförmigen theils sternähnlichen Theilen, welche man männliche Blüthen nennen könnte. Sobald die in der Kapsel enthaltenen, fruchtbar gemachten Körnchen zur Reife gelangt sind, hebt sich der Deckel, und der Same wird verschüttet, um zu neuen Pflanzen entwickelt zu werden. Fast alle Moose haben eine sehr dauerhafte Natur; sie sind das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger grün, gedeihen aber im Ganzen mehr in der Kälte als Hitze. Getrocknete Moose können nach vielen Jahren durch Feuchtigkeit wieder belebt werden.

Morabiten, ein arabischer Stamm, der eine besondere Classe der maurischen Nation ausmacht. Sie sind die Ausleger der Gesetze, die Priester, Ärzte und Kaufleute. Sie allein können lesen und schreiben. Die Würde des Chefs ist erblich, und der Älteste in der Familie ist jedesmal der Nachfolger.

Moral. Mit diesem Ausdrucke (von dem lat. mores, Sitten) bezeichnete man die Sittenlehre (im gemeinen Leben auch bisweilen die Sittlichkeit selbst, indem man Moral statt Moralität gebraucht). Da man aber fand, daß der Sprachgebrauch des Wortes Sitten mehr auf äußeres Betragen, nämlich auf den Anstand, als auf die Gesinnung des Rechten und Guten hindeute, indem ein sehr gesitteter Mensch doch ein unmoralischer sein könnte, so nannte man angemessener die Moral Pflichtenlehre oder Tugendlehre, welche Ausdrücke jedoch ebenfalls wieder bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung genommen wurden. Das, worauf es wesentlich ankommt, ist Folgendes. Der Mensch ist ein fühlendes, wollendes und denkendes Wesen, sein Dasein ist mithin an Gefühle, Neigungen und Überlegung geknüpft. Welchen von diesen soll er die Zügel anvertrauen? Es ist angenehm, sich seinen Gefühlen hinzugeben; es ist angenehm, seine Neigungen zu befriedigen; die Erfahrung aber belehrt uns bald, daß nicht nur über das Maß, sondern auch über die Art und Weise dieser Hingebung und Befriedigung die gesetzgebende und richtende Vernunft ihre Stimme nicht aufgeben kann. Daraus entsteht eine Art von Zwiespalt in unserm innern Wesen, ein Streit unserer Empfindungen und Neigungen mit unserm denkenden, prüfenden Geiste, kurz zwischen unserer sinnlichen und unserer vernünftigen Natur. Dieser Zwiespalt kann nicht anders aufgehoben werden als durch eine bestimmte Ausmittelung des Verhältnisses, in welchem die Vernunft zu dem Begehrungs- und Gefühlsvermögen und zu

den Handlungen der Menschen überhaupt steht. Das Geschäft dieser Ausmittelung hat die Moral oder Moralphilosophie, welche aus dem Wesen der Vernunft selbst die Gesetze für die menschlichen Handlungen und Bestrebungen in Beziehung auf die höhere Bestimmung des Menschen entwickelt, und auch praktische Philosophie genannt wird, weil sie es mit den Vernunftgesetzen für das Handeln zu thun hat, in welchem das Begehren mit eingeschlossen ist. Aus diesem Begehren wird nun aber ein Wollen, d. h. ein durch Wahl zwischen den Auffoderungen der Vernunft und denen der Neigungen, Begierden und Leidenschaften (oder überhaupt der Sinnlichkeit) bestimmtes, mit Freiheit und Bewußtsein geleitetes Begehren. Hat nun die Moralphilosophie alles Dieses ausgemittelt und gegen alle mögliche Einwendungen außer Zweifel gestellt, so läßt sich die philosophische Moral selbst aufstellen, d. h. die Lehre aller von der Vernunft für das Handeln der Menschen gegebenen und mit freiem Willen zu erfüllenden Gesetze. Nach ihr, die, nur unentwickelt, in jedem Menschen liegt (denn sonst wäre sie willkürlich, nicht nothwendig und allgemein verpflichtend), wird der Mensch beurtheilt als ein moralisches Wesen, d. h. als ein Wesen, welches, des Guten oder Bösen, der Tugend oder des Lasters fähig, mit freiem Willen die Vernunftgesetze für das Handeln befolgt oder nicht befolgt, in seine Gesinnung aufnimmt oder von ihr ausschließt. Von der philosophischen Moral unterscheidet sich die theologische, welche die Vorschriften für das menschliche Handeln als Lehre des Christenthums darstellt. — Einige Philosophen gebrauchen Moralphilosophie und Moral als gleichbedeutend, andre nehmen Moral als einen Theil der Moralphilosophie und nennen Das, was wir Moralphilosophie nannten, Metaphysik der Sitten. Wird der Ausdruck Moralphilosophie in weiterm Sinne genommen, so kann man sie abtheilen: 1) In die Metaphysik der Sitten, welche die Grundlagen und Bedingungen des vernünftigen Handelns überhaupt untersucht und aus der moralischen Natur des Menschen ableitet. Einige nennen diese Untersuchung auch allgemeine praktische Philosophie, weil sie die folgenden Untersuchungen vorbereitet und begründet, indem sie die Begriffe des praktischen Gesetzes und der moralischen Freiheit und die Begriffe von Pflicht, Tugend, Gewissen, moralisches Gefühl, auseinandersetzt. 2) In die Ethik oder Moral, im engern Sinne Tugendlehre, Sittenlehre, welche das tugendhafte Handeln oder die sittliche Gesinnung insbesondere zum Gegenstande hat und auch die Ascetik, d. h. ein System der Tugendmittel, begreift. 3) Die philosophische Rechtslehre oder das Naturrecht (s. d.). Wird diese Wissenschaft in der höchsten Allgemeinheit dargestellt, wie sie aus dem Wesen der Vernunft für alle vernünftige Wesen verbindend sich ergibt, so nennt man sie die reine Moralphilosophie; wird sie dargestellt in besonderer Beziehung auf die eigenthümliche Beschaffenheit und Lage des Menschen, die angewandte Moralphilosophie, die sich wieder in die allgemeine und besondere eintheilen läßt, je nachdem die allgemeinen oder besondern menschlichen Verhältnisse darin berücksichtigt werden. Man spricht auch wol in eben solcher Beziehung von reiner und angewandter Moral; allein mit dem Ausdruck „reine Moral" bezeichnet man öfters auch eine solche Tugend- und Pflichtenlehre, welche keine andern Grundsätze und Regeln aufstellt als die sich in der That aus dem höchsten Grundsatze der Sittlichkeit mit bündiger Folgerung ergeben, im Gegensatz solcher, wobei man die Moral mit der Sinnlichkeit, den Lieblingsneigungen und Leidenschaften, dem irdischen Vortheil und Gewinn, gleichsam unter der Decke spielen läßt. (S. Eudämonismus.) Zu bestimmen, welches der höchste Grundsatz der Sittlichkeit oder das Moralprincip sei, ist demnach für die Moralphilosophie von höchster Wichtigkeit. (S. Moralprincip.) Sowie in den Moralprincipien und in den Grundsätzen, durch welche sie ausgesprochen werden, so findet auch in Hinsicht des Vorzugs, welchen man in der Moral entweder dem prak-

tischen Begriffe der Pflicht, oder der Tugend, oder des Gutes gibt, wonach sie Pflichtenlehre, oder Tugendlehre, oder Güterlehre in einem engern Sinne wird, eine große Verschiedenheit statt. Eine Prüfung dieser Verschiedenheiten in der Entwickelung der Moral enthalten Schleiermacher's „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre" (Berl. 1805), und Dreve's „Resultate der philosophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit" (Jena 1797) sind hierüber besonders zu empfehlen. Die neuesten Darstellungen der Moralphilosophie sind von Fries („Ethik"), Eschenmayer, Schulze, de Wette, Esser, Droz (s. d.) u. A. In der Poetik nennt man häufig auch die Lehre, welche einem didaktischen Gedichte zum Grunde liegt, die Moral des Gedichts, z. B. bei einer Fabel. dd.

Morales (Cristobal Perez, nach A. Luis de), 1509 zu Badajoz geb., einer der berühmtesten spanischen Maler, erhielt den Beinamen des Göttlichen, entweder wegen s. trefflichen Arbeiten, oder weil er nur religiöse Gegenstände zur Bearbeitung erwählte; auch nannte man die Straße, wo er wohnte, nach s. Namen. Dieses Ruhmes ungeachtet lebte er anfangs in großer Dürftigkeit, weil er seine Gemälde so fleißig ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Kühnheit des Pinsels, mit der fleißigsten Ausführung gepaart, treue, jedoch veredelte Nachahmung der Natur, Charakter in den Figuren zeichnen seine Arbeiten vortheilhaft aus. Man sieht mehre davon in Toledo, Valladolid, Burgos und Granada. Er starb zu Badajoz 1586.

Moralisch wird in seiner weitesten Bedeutung dem Physischen entgegengesetzt und bezeichnet alles Das, was durch die Gesetze der Freiheit bestimmt oder auf sie bezogen wird. In diesem Sinne ist Alles moralisch, was der Mensch mit Willkür und Freiheit thut. In einer engern Bedeutung heißt moralisch Das, was sich auf das Sittengesetz bezieht; in diesem Sinne sind Handlungen und Charaktere moralisch gut oder böse, je nachdem das Sittengesetz sie billigt oder verwirft. In der engsten Bedeutung heißt moralisch Das, was aus Liebe für das Gute, um der höhern Vollkommenheit willen geschieht.

Moralischer Beweis, so nennt man häufig die Schlußfolge, welche den sogen. Vernunftglauben, dessen Begriff in der Kant'schen Schule aufgestellt wurde, aussprechen soll. Man nennt ihn richtiger den moralischen Überzeugungsgrund. Das Wesentliche desselben besteht darin, daß man die sittliche Aufgabe des Menschen als das schlechthin Gewisse, Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit aber, als die vorausgesetzten Bedingungen, unter welchen diese Aufgabe stattfindet, also um dieser Aufgabe willen, für gewiß hält. Die Gottheit wird dadurch zu einer bloßen Vorstellung, welcher der Sittlichhandelnde Realität nur darum beilegt, weil er ihrer bedarf, um seine sittliche Gesinnung zu nähren. (S. auch den Art. Gott.)

Moralprincip ist die Idee, welche an der Spitze der Moral steht; oft versteht man darunter den Grundsatz, durch welchen die Merkmale des Guten von dem Moralphilosophen ausgesprochen werden. Diejenigen, welche die Freiheit des Willens annehmen — denn Die, welche den menschlichen Willen dem Mechanismus der Natur unterordnen, können eigentlich nicht von einem Moralprincip als praktischem Gesetze sprechen —, können entweder das von dem Menschen zu erreichende Gute als einen vollkommenen Zustand des Empfindungsvermögens ansehen und dasselbe in die Befriedigung des Glückseligkeitstriebes setzen, dann stellen sie ein eudämonistisches Moralprincip auf, oder sie setzen dasselbe in die Befriedigung einer Idee der praktischen Vernunft und stellen so ein rationalistisches Princip auf. Eudämonismus und Rationalismus sind die beiden entgegengesetzten Ansichten der Moral, welche in verschiedene Gestalten ausgebildet werden und schon in der Geschichte der ältern Philosophie auftreten. Am entschiedensten stellen sie sich einander entgegen in der epikurischen und stoischen Schule, von denen jene eine Glückselig-

keitsmoral, diese eine Gesetzmoral aufstellte. In der neuern Zeit stellte sich Kant dem Eudämonismus durch seine Autonomie der praktischen Gesetzgebung und durch seine Pflichtenlehre entgegen, welche wie die stoische auf innern Zwang und Zwiespalt gebaut ist. (S. Kant.) Die Formeln, in welchen man das Sittengesetz ausspricht, und die man, wie oben gesagt, häufig auch Moralprincip nennt, sind sehr verschieden; z. B. strebe nach Vollkommenheit; strebe nach Glückseligkeit; lebe naturgemäß; folge dem Gewissen; handle der menschlichen Würde gemäß; behandle die Menschheit nicht als Mittel; handle so, daß die Maxime deines Willens mit einem allgemeinen Gesetze für vernünftige Wesen übereinstimmt, welches bekanntlich die Kant'sche Formel ist. Über das Moralprincip und seine Verschiedenheit handeln vorzüglich Garve's „Übersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre" (Breslau 1798) und J. C. F. Meister, „Über die Gründe der hohen Verschiedenheit der Philosophen im Ursatze der Sittenlehre ꝛc." (Züllichau 1812, 4.).

Moraspiel, ein schon im Alterthume bekanntes, in Italien sehr gewöhnliches Spiel, welches darin besteht, daß Jemand eine oder beide Hände mit mehr oder weniger eingeschlagenen Fingern ausstreckt, und ein Andrer in demselben Augenblicke angibt, wie viel Finger Jener nicht eingeschlagen hat.

Morast. Wenn ein thonartiger, lehmiger Boden wenig Fall hat, Bäume und Sträucher die Austrocknung verhindern, so lockert das Wasser, welches entweder durch den Regen oder von andern Orten her sich ansammelt, zuerst den Boden dadurch auf, daß es in denselben eindringt. An solchen Stellen wachsen nicht nur viele Vegetabilien üppig, sondern es häufen sich auch eine Menge Thiere aus den niedern Classen an, beide sterben dann aber auch in großer Anzahl ab und gehen unter Begünstigung der Wärme schnell in Fäulniß über; ihre Überreste vermengen sich wiederum mit den Bestandtheilen des Bodens: so entsteht der Morast, der eben der Fäulnißprocesse wegen, welche ununterbrochen in demselben vorsichgehen, einen großen Einfluß auf die Gesundheit der Anwohnenden hat. Die pontinischen Sümpfe in Italien, die Gegenden Ägyptens, welche vom Nil überschwemmt werden, viele Gegenden an großen Flüssen, am Senegal, Po u. s. w., fast ganz Westindien, Holland, Ungarn, Polen, in Deutschland Hanover ꝛc. geben die Belege dafür. Die eigenthümliche Beschaffenheit der Stoffe, welche den Morästen ihren Ursprung verdanken und der Gesundheit der Menschen so nachtheilig sind, ist freilich nicht bekannt; man muß jedoch vermuthen, daß sie gasartig, dem Sauerstoffgas entgegengesetzt sind und vorzüglich aus Wasser=, Kohlen= und Stickstoff bestehen. Man faßt sie unter der Bezeichnung von **Sumpfluft** (s. d.) oder Sumpfmiasma zusammen. Die Art und der Grad der Einwirkung auf den menschlichen Körper wird aber vorzüglich durch den Grad der Wärme modificirt, welche zugleich vorhanden ist. Moräste, die gefroren sind, schaden gar nicht; bei mäßiger Wärme erzeugen sie Wechselfieber, welche leicht bösartig werden, immer sehr hartnäckig sind; bei höherm Wärmegrade bösartige, gastrische, gallige, schleimige, remittirende Fieber und Ruhren; bei großer Hitze endlich die orientalische Pest und das gelbe Fieber, das man als occidentalische Pest bezeichnen kann, ferner die Cholera (**Cholera morbus**, s. d.). Überhaupt hat man beobachtet, daß der Unterleib bei allen Sumpfkrankheiten vorzüglich leidet. In morastigen Gegenden herrschen diese Krankheiten endemisch und werden unter begünstigenden Umständen leicht ansteckend. Aber auch die Einwohner solcher Gegenden, welche gesund genannt werden, haben ein elendes, dürftiges Ansehen, sie bleiben klein, sind schwach, blaß, schlecht genährt; ihre Geistesfähigkeiten werden niedergedrückt; ihre Gemüthsstimmung ist traurig und sinkt endlich zur Indifferenz. Im mildern Falle herrscht die lymphatische Constitution, im schlimmern die venöse unter bösen Modificationen vor. Um so großen Übeln entgegenzuwirken, sind Wasser=

baue erfoderlich, die das Zuströmen der Wasser von der Niederung abhalten, Dasjenige, was sich hier angehäuft hat oder vam Regen herrührt, wegleiten und den Morast austrocknen. Doch kann auch der schädliche Einfluß der Sumpfluft auf den Körper dadurch vermindert werden, wenn z. B. Fremde, die gewöhnlich leichter erkranken, während der Zeit, wo die Krankheiten vorzüglich grassiren, die Gegend zu vermeiden und sich während des Winters nach und nach an das Klima zu gewöhnen suchen. Eine strenge Diät im Essen und Trinken, Enthaltsamkeit in der Liebe und vor Gemüthsbewegungen, ein gänzliches Vermeiden der Abendluft, des Schlafs in freier Luft und der besonders morastigen Gegenden ist hauptsächlich anzurathen. Alle Regeln der Diätetik sind vorzüglich zu der Zeit zu befolgen, wo die Krankheit zu herrschen pflegt.

Moratorium, Anstandsbriefe, literae quinquennales, eine landesherrliche oder richterliche Verwilligung für einen Schuldner, daß er auf eine bestimmte Zeit von seinen Gläubigern nicht zur Bezahlung seiner Schuld gezwungen werden dürfe. Er muß zu dem Ende nachweisen, daß sein Unvermögen zu zahlen nur vorübergehend ist, indem es etwa von ungünstigen Zeitumständen, deren Besserung sich aber hoffen läßt, von der Schwierigkeit, bedeutende Waarenvorräthe zu Geld zu machen u. dgl. herbeigeführt wird, sodaß ein gezwungener und schleuniger Verkauf des Vermögens dem Schuldner bei weitem mehr schaden als dem Gläubiger nützen würde. Zugleich muß der Gläubiger gesichert werden, daß er durch die ertheilte Nachsicht nicht in größere Gefahr kommen werde, und es müssen die laufenden Zinsen pünktlich entrichtet werden. Unter solchen Bedingungen werden zuweilen ganzen Classen von Schuldnern, z. B. Gutsbesitzern einer durch Krieg oder andre allgemeine Calamitäten zerrütteten Provinz, allgemeine, Generalmoratorien gegeben; einzelne Personen erhalten Specialmoratorien auch wol gegen einzelne Gläubiger. In manchen Ländern werden die Moratorien als landesherrliche Dispensationen und Gnadensachen behandelt, in andern sind sie, was wol auch richtiger ist, den Gerichten zugewiesen. 37.

Mord, die mit überlegtem Vorsatz unternommene und wirklich ausgeführte, gesetzwidrige Tödtung eines Menschen. An Thieren, an Mißgeburten ohne menschliche Gestalt und Anlage, an Todten, an unreifen, des Lebens unfähigen Geburten kann kein Mord begangen werden. Ebenso wenig ehemals an Geächteten. Eine Tödtung aus Pflicht, in gerechter Nothwehr, ist kein Mord, überhaupt nicht strafbar. Zwischen der Tödtung aus reinem, unverschuldetem Zufall (homicidium fortuitum), wobei keine Zurechnung stattfindet, und der Tödtung mit kaltem, überlegtem Vorsatz (homicidium dolosum praemeditatum) liegen eine Reihe von Abstufungen, welche von einer geringen Strafbarkeit bis zur höchsten fortschreiten. Der nicht beabsichtigte Todtschlag aus bloßer Unvorsichtigkeit, mit Verletzung gemeiner oder vorgeschriebener Vorsichtsregeln, aber ohne alle Absicht zu tödten oder überhaupt zu schaden, hat schon mehre Grade der geringen oder groben Unvorsichtigkeit. Ein Todtschlag, welcher bei einer Handlung erfolgte, die schon an sich mit der Absicht zu schaden, zu verletzen, wehe zu thun, verknüpft war, wobei aber der Beschädigende den bestimmten Zweck hatte, das Leben nicht zu nehmen, ist immer noch ein bloß verschuldeter (homicidium culposum), aber schon weit strafbarer. Dem vorsätzlichen Todtschlage kommt es aber sehr nahe, wenn der Thäter vorsätzlich solche Handlungen unternahm, wobei er sich zwar der Absicht zu tödten nicht bestimmt bewußt war, welche aber nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge den Tod herbeiführen konnten, und wobei auch dieser Erfolg der Absicht des Thäters nicht entgegen war. Dies ist der berüchtigte indirecte Vorsatz, ein Handeln mit undeutlicher Vorstellung des Zwecks, doch dem Bewußtsein, daß der Tod wol eine Folge desselben sein könne. Alles dies nennen die Engländer manslaughter; doch werden Fälle der letztern Gattung wol auch als vorsätzlicher Todt-

schlag (murder) angesehen. Der vorsätzliche Todtschlag, begangen in Zorn und Jachheit des Gemüths, in leidenschaftlicher Hitze und der ersten Aufwallung des Affects (homicidium ex iracundia et calore animi) wird nach gemeinem deutschen Criminalrechte zwar auch mit dem Tode, aber doch gelinder als der eigentliche Mord, mit Überlegung und kaltem Blute ausgeführt, bestraft, mit dem Schwerte, da auf diesem das Rad steht. Mord aus Lebensüberdruß, aus religiöser Schwärmerei, aus partiellem Wahnsinn wird nicht als eigentlicher Mord behandelt, es fehlt die Zurechnungsfähigkeit, die durch bloßen politischen Fanatismus und eine irrige Ansicht von Recht und Pflicht nicht aufgehoben wird. Manche Arten des Mordes werden durch die Art der Ausübung (gedungener Mord oder Banditenmord, Giftmord, Meuchelmord), durch den Zweck (Raubmord, Hochverrath), durch den Gegenstand (Kindesmord, Verwandtenmord, besonders Älternmord) ausgezeichnet. **Mordbrenner** ist der vorsätzliche Anstifter einer Feuersbrunst mit naheliegender Gefahr für das Leben andrer Menschen. Vor dem weltlichen Gericht entschuldigt kein Zweck den Mord, wenn nicht Vertheidigung seiner selbst oder eines Andern in gesetzmäßigen Schranken erwiesen werden kann. Der Moralist mag darüber zuweilen eine andre Ansicht fassen, bei einer Corday, einem Virginius, einem Brutus: der Richter darf es nicht. 37.

Mordant oder **Mordent**, in der Tonkunst eine Spiel- oder Singmanier, welche darin besteht, daß man mit dem angegebenen Tone und dem unter demselben liegenden Tone schnell, aber so abwechselt, daß man wiederum zu dem ersten zurückkehrt. Die Franzosen nennen diese Manier pincé. Er ist einfach oder kurz, wenn der untere Ton nur ein Mal gehört wird, und wird dann so gezeichnet ∗ (z. B. , ausgeführt), oder ein langer, doppelter Mordant, der nur bei längern Noten stattfinden kann, wenn jene Abwechselung mehrmals geschieht. Letztere wird bezeichnet ∗∗ z. B. ; ausgeführt).

Mordschlag, eine mit einer kurzen Brandröhre versehene hohle metallene Kugel mit einem platten Boden, welche in Feuerkugeln gelegt wird und durch ihr Zerspringen großen Schaden anrichtet. Auch nennt man so kurze eiserne Läufe, mit Flintenschüssen geladen, welche, mittelst eines Zünders, nach einander losgehen und das Annähern verhindern.

Morea, der alte Peloponnesos (402 □M.), eine bergige Halbinsel (38—41° Ö. L. und 36—38° N. Br.), grenzt im Nordwesten an den Meerbusen von Baliebadra, im N. an den Busen von Ainabachti, im Nordosten an die Landenge von Kordos (den Isthmus von Korinth), im O. an das ägäische, im S. und W. aber an das Mittelmeer. Es wird durch den korinthischen Isthmus (eine $\frac{7}{4}$ Stunden breite Landenge) mit dem eigentlichen Griechenland (Livadien) verbunden. Die Zahl der Einw. betrug im Alterthum über 2 Mill.; nach Pouqueville vor dem Ausbruche der jetzigen Unruhen 240,000 Griechen (ohne 60,000 Mainotten), 40,000 Türken und 4000 Juden. Den jetzigen Namen hat die Halbinsel unter den letztern griech. Kaisern bekommen wegen der Ähnlichkeit ihrer Figur mit dem Blatte eines Maulbeerbaumes, der im Griech. Morea heißt. Die größere nördliche Hälfte ist eine fruchtbare Ebene, die nur an einzelnen Stellen von dem hohen cyllenischen Gebirge durchschnitten wird; die südlichste Spitze, **Maina**, ist durch die Bergwand der verschiedenen Zweige des Taygetus von der übrigen Halbinsel getrennt. An der südlichen Küste zwischen Maina und Malvasia ergießt sich der Eurotas (jetzt Wassilipotamo), an dessen rechtem Ufer das alte Sparta lag, in den Meerbusen von Lakonien. Der größte Fluß in der Halbinsel ist der durch die olympischen Spiele berühmte Alpheus. Die Luft ist warm, aber ziemlich temperirt, und der Boden fruchtbar an Getreide, edeln Baumfrüchten,

Wein, Öl, Seide (Moreaseide), Baum- und Schafwolle, Galläpfeln u. s. w. Der wichtigste Ausfuhrartikel sind die u. d. N. Korinthen bekannten kleinen Rosinen, deren jährl. Ausfuhr Pouqueville auf 42,500, Scrofani aber auf 480,000 Ctnr. schätzte. — Morea erhielt seine erste Bevölkerung von den phönizischen und ägyptischen Küsten, zugleich auch von hier aus seine erste Cultur in Wissenschaft, Kunst und Handel. In den schönen Tagen des alten Griechenlands blühten hier Sparta, Argos, Messene (von wo aus eine Colonie nach Sicilien ging und Messina gründete), Korinth, Argolis, Elis, Achaja u. s. w. Hier stand die königliche Argos und Mycene, der Sitz Agamemnon's; die sandige Pylos, der Sitz des weisen Nestor; Lacedämon mit seiner langen Reihe von Königen, von Menelaus bis Agesilaus; hier gaben die Ebenen und Hügel Arkadiens das Ideal des friedlichen Hirtenlebens; hier gründete Sparta seine Macht durch die messenischen Kriege, und Sicyon den letzten Bund der Freiheit, den achäischen. Als Hellas 146 v. Ch. römische Provinz ward, theilte auch der Peloponnes dies Geschick und blieb später so lange ein Theil des griech. Kaiserreichs, bis dieses selbst in Trümmer zerfiel und stückweise eine Beute der Osmanen wurde. Im 16. Jahrh. bemächtigte sich die Republik Venedig der Halbinsel, und sie blieb nun so lange gleich mehren andern griech. Inseln und Landstrecken am adriatischen Meere Eigenthum dieses Freistaats, bis sie Achmet III. 1716 von neuem unter türkische Botmäßigkeit brachte. So lange Morea unter türkischer Herrschaft stand (was jedoch nie ganz der Fall war, indem die tapfern Bergvölker von Maina immer in ihren rauhen Schluchten bald mehr bald minder unabhängig sich behaupteten), ward es in 2 Sandschakate getheilt: das von Morea, dessen Sitz zu Tripolizza war, und das von Mistra. Die Einkünfte des ganzen Landes mochten 2 Mill. Piaster betragen. Bekannt sind die Anstrengungen, welche auf Rußlands Anregung 1770 von den Moreoten gemacht wurden, um das unerträgliche Türkenjoch abzuschütteln, und ebenso der unglückliche Ausgang dieser Unternehmung. Seit dieser Zeit verödete die Halbinsel unter dem Drucke der Barbaren immer mehr, und die wenigen Überreste von Freiheit und Wohlstand aus den Zeiten der venetianischen Herrschaft über Morea verschwanden nach und nach gänzlich in den Städten und auf dem platten Lande. Nur ein schwacher Schimmer von nationaler Unabhängigkeit blieb noch in den Gebirgen der kriegerischen und räuberischen Mainotten. Über den jetzigen Kampf der Moreoten (seit 1821) gegen ihre Unterdrücker s. Griechenaufstand, Missolunghi, Napoli di Romania, Maurokordatos, Kantakuzeno, Ypsilantis, Türkei u. a. m. Über die Sitten und den Charakter der Moreoten findet man in Pouqueville's großem Reisewerke, in Carne's „Leben und Sitten im Morgenlande" („Letters from the East"; a. d. Engl. von Lindau, m. Zusätzen, 4 Th., Dresden 1826 fg., der 4. Th. enthält die Reise über Cypern und Rhodus nach Morea) und in den bei Griechenland genannten Schriften, größtentheils treue, wenn auch bisweilen einseitige Nachrichten. Die meisten erklären die auffallende Erscheinung, wie bei den stets geplünderten und daher wieder plündernden Griechen in Morea der Fremdenhaß (Xenelasie) entstehen konnte. 20.

Moreau (Jean Michel), genannt der Jüngere, geb. zu Paris 1741, ein Schüler des Le Lorrain, ging, als derselbe zum Director der petersburger Kunstakademie berufen wurde, als dessen Adjunct mit nach Petersburg, ungeachtet er damals erst 17 J. alt war. Zwei Jahre darauf starb Le Lorrain, und M. kehrte nach Paris zurück. Bei gänzlichem Mangel an eignem Vermögen verließ er jetzt die Malerei und erlernte unter Lebas die leichter nährende Kupferstecherkunst, zumal da er zugleich ein sehr geschickter Zeichner war und, was er in Kupfer stechen wollte, selbst zeichnete. M. erlangte bald einen großen Ruf. Er hat Kupferstiche geliefert zum Homer, Thucydides, Marc-Aurel, Virgil, Juvenal, Ovid, Corneille, Racine, Lafontaine, Regnard, Crébillon, Rousseau, Montesquieu, Marmontel, Raynal,

Mably, Gresset, Barthélemy, Saint-Pierre, Voltaire und Molière, zu jedem der beiden Letztern 2 verschiedene Folgen von Kupfern (zusammen mehr als 100 Bl.), ferner 60 Bl. zu Geßner's Schriften, 80 für das Neue Test. und 160 zur franz. Geschichte. Die große Verschiedenheit in diesen Gegenständen setzt eine große Mannigfaltigkeit von Kenntnissen voraus; auch konnte M. gleichsam für eine lebendige Kunstencyklopädie gelten. 1770 ward ihm die Entwerfung aller zu den Hof- und öffentlichen Festen erfoderlichen Zeichnungen übertragen, und er begann dies Amt mit den Entwürfen zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Dauphins und der übrigen königl. Prinzen. 1775 gab er s. zur Krönungsfeier Ludwigs XVI. gelieferten Zeichnungen, von ihm selbst gestochen, heraus und ward darauf Mitglied der Malerakademie und königl. Cabinetszeichner. Von s. Fleiße zeugt die Menge s. Kunstarbeiten; denn nächst Dem, was er als königl. Cabinetszeichner gefertigt hat, beläuft sich die Zahl s. zu Kupferstichen gelieferten Zeichnungen auf 2400 Blätter. 1784 unternahm er eine Reise nach Italien, die in s. Kunstansichten und Arbeiten Epoche machte. Alles, was er seit dieser Zeit lieferte, ist freier, edler und weniger manierirt. Noch 1810 zierte er die Kunstausstellung durch 2 Zeichnungen, auf deren jeder über 300 Figuren waren. Seine Uneigennützigkeit erlaubte ihm nicht Vermögen zu sammeln. Er starb 1814 zu Paris.

Moreau (Jean Victor), der Sieger von Hohenlinden, geb. zu Morlaix (Depart. Finisterre) 1761, hatte zu Rennes die Rechte studirt. Im Mai 1788 trat er an die Spitze der jungen Bürger von Rennes und der Studenten, für das Parlament und die Stände von Bretagne gegen die Eingriffe des Ministers auf. Als aber dieselben Stände aus Kastengeist sich weigerten, den königl. Befehl in Ansehung der von der Nation gefoderten Versammlung der Reichsstände zu vollziehen, da nöthigte M. sie im Namen der bewaffneten Bürger zum Nachgeben. Bei Errichtung der Nationalgarden wählten ihn die Freiwilligen der Stadt Rennes zu ihrem Bataillonschef. Jetzt wurden Kriegskunst und Geschichte s. Hauptstudien. In der Nordarmee gab er zuerst bei der Schlacht von Neerwinden (18. März 1793) Beweise seines militairischen Talents. Er kam in Souham's Generalstab, unter Pichegru's Oberbefehl. Im April 1794 ward er Divisionsgeneral; dann führte er den rechten Flügel der Nordarmee über die zugefrorene Waal. Schon damals bewies er sich ebenso streng und redlich im Dienste als menschlich und gebildet in jedem Verhältnisse. Er verwarf die Blutbefehle Robespierre's und ahmte nie die Sprache der Sansculotten nach. Sein Ruhm als Feldherr blieb makellos von dem Tage an, wo er an die Spitze der Rhein- und Moselarmee trat (24. April 1796), bis zu dem Tage, wo er durch den Waffenstillstand zu Steyer (25. Dec. 1800) den Frieden von Luneville seinem Vaterlande gab. Drei Mal führte er im Angesichte des Feindes das Heer über den Rhein: im Juni 1796 bei Strasburg, im April 1797 bei Diersheim und im April 1800 bei Kehl und Breisach. Ebenso gewandt als kühn ging er über die Donau, den Lech und den Inn. Diese Übergänge und seine Rückzüge, im Oct. 1796 vom Lech bis Hüningen und im Mai 1799 von der Etsch bis Turin und Genua, stellten ihn ebenso sehr den größten Feldherren gleich als die Kunst s. Märsche, die Umsicht s. Entwürfe, die Kühnheit s. Angriffe, die Vorsicht s. Bewegungen und die Bestimmtheit s. Anordnungen. Er rettete 3 Mal Frankreichs Heer und bildete 2 Mal aus den Trümmern des geschlagenen ein neues. So schlug M. den 5. Jul. 1796 den General Latour bei Rastadt, am 9. Juli den Erzherzog Karl bei Etlingen; so siegte er auf seinem Rückzuge, von 66,000 Feinden umringt, mit 45,000 M. bei Biberach den 2. Oct.; so drang er, was Villars nicht gewagt, durch das Höllenthal des Schwarzwaldes; so behauptete er, selbst geschlagen, wie bei Emmendingen den 19. Oct. und bei Schliengen den 24. Oct., s. Ruhm vor Kehl und Hüningen durch die wichtige Vertheidigung dieser schlecht befestigten Plätze. Dabei war M.

mitten in Feindesland menschlicher und uneigennütziger als irgend ein andrer Feldherr der Republik. Er verschmähte, sich zu bereichern; er jagte räuberische Generale, wie Vandamme, von s. Heere weg; er strafte betrügerische Beamte nach der Strenge des Kriegsgerichts. So streng er war in der Kriegszucht, so mild war er im Umgange mit s. Waffengefährten. Ohne Prunk, mäßig und einfach, theilte er mit s. Soldaten Mangel und Noth. Daher die begeisterte Liebe für ihn. In Frankreich schwur der Krieger bei M.'s Namen. Aber seine Mäßigung und seine Freundschaft für Pichegru machten ihn verdächtig. Der Director Rewbel war s. Feind. M. verlor daher nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797) den Oberbefehl. Doch schon im Nov. 1798 sah das Directorium sich genöthigt, ihn als zweiten Generalinspector bei der ital. Armee unter Scherer wieder anzustellen. Zu spät übergab man ihm den Oberbefehl. Mit einem geschlagenen Heere von 28,000 Mann mußte sich M. vor 80,000 Russen und Östreichern, welche Suwaroff anführte, nach Piemont und in das Genuesische zurückziehen. Er that dies so, daß er dem in Unteritalien abgeschnittenen Heere unter Macdonald den Rückzug sicherte, indem er selbst in den Rücken und gegen den rechten Flügel des Feindes vordrang und den 19., 20. und 21. Jun. in der Ebene von Marengo die Generale Bellegarde und Seckendorf schlug. Dadurch zog er Suwaroff von der Verfolgung des an der Trebia (17., 18., 19. Jun.) geschlagenen Macdonald ab und nahm hierauf, im Besitz der Bocchetta, bei Novi mit 14,000 M. eine Stellung, wo Macdonald mit den Trümmern seines Heeres ihn erreichen konnte. Er stellte hierauf die Armee wieder her, mußte aber den Oberbefehl an Joubert abgeben. Als dieser in der Schlacht bei Novi (15. Aug.) blieb, stellten sich die franz. Generale einmüthig unter M.'s Oberbefehl, und nach 20stündigem Kampfe, in welchem er selbst verwundet wurde und 3 Pferde verlor, sicherte er den Rückzug des Heeres. Hierauf ging M. nach Paris. Männer von Einfluß trugen ihm damals die erste Stelle im Staate an; allein er lehnte sie ab und unterstützte Bonaparte am 18. Brumaire, weil er sah, daß dieser die Mehrheit für sich hatte. Hierauf gab ihm Bonaparte den Befehl über die Rheinarmee, welche aber erst von Carnot und M. gebildet werden mußte. Mit ihr drang M. nach den Siegen bei Engen, 3. Mai 1800, bei Möskirch den 5., bei Biberach den 9. Mai und bei Memmingen bis an den Lech vor, zwang den östr. Obergeneral Kray, die feste Stellung bei Ulm zu verlassen, ging über die Donau, schlug ihn bei Hochstädt, Nördlingen und Neuburg, drang bis Regensburg vor und besetzte München. Er kam dadurch in Verbindung mit der Armee von Italien und nöthigte den Feind, durch die Verträge zu Parsdorf und Hohenlinden, ihm Regensburg, den tiroler Paß Reitti, Philippsburg, Ulm und Ingolstadt zu übergeben. Nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes schlug er das östr. Heer unter dem Erzherzog Johann bei Hohenlinden den 3. Dec. (wo Gen. Richepanse den Sieg entschied), ging über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis 10 Meilen von Wien vor und schloß mit dem Erzherzog Karl einen Waffenstillstand zu Steyer den 25. Dec., durch den er die Festungen Würzburg, Braunau, Kufstein und Scharnitz erhielt und den luneviller Frieden vorbereitete. Nach dem Frieden lebte er mit s. Gemahlin, einer geb. Hulot, auf s. Landgute Grosbois bei Paris von seinem rechtlich erworbenen Vermögen. Er vermied den Oberconsul, lehnte das Kreuz der Ehrenlegion ab und erklärte sich gegen Vertraute, u. A. gegen Garat, mit Offenheit über die Lage der Republik. Doch sprach er nie das Wort aus, das man so oft von ihm verlangte: das Wort der allgemeinen Erhebung zum Sturze des Unterdrückers. „Wir taugen nicht zu Verschwörungen", war seine Äußerung, „aber ich kenne einen Verschwörer, dem Bonaparte nicht entgehen wird, der ist er selbst! Er wird sich in seinen Thorheiten vernichten". So lebte M. schuld- und furchtlos. Aber der Oberconsul haßte den Sieger von Hohenlinden, weil die öffentliche Meinung ihn als den Würdigsten

an die Spitze der Gegenpartei stellte. Er umgab ihn daher mit Aufpassern. Darauf zeigte ein Verbrecher, um sich von der Todesstrafe zu retten, an, Georges Cadoudal und Pichegru seien in Paris versteckt, und M. wisse darum. Auch hatte sich die geheime Polizei einiger Briefe bemächtigt, die der Abbé David, der gemeinschaftliche Freund Pichegru's und Moreau's, an Letztern geschrieben, um ihn mit Pichegru auszusöhnen, damit er dessen Ausstreichung von der Emigrantenliste befördern möchte. M.'s Antwort war ebenfalls in ihre Hände gefallen. Nun ließ der Oberconsul M. sofort als einen Staatsverbrecher nach dem Tempel bringen (15. Febr. 1804). Zugleich verbreitete die Regierung die gehässigsten Beschuldigungen, um ihn in der öffentlichen Meinung, vorzüglich bei dem Heere, herabzusetzen; ein Senatsbeschluß vom 28. Febr. hob das Gericht der Geschworenen bei Untersuchungen von Hochverrath auf und verwies die Angeklagten an ein von der Regierung ernanntes Criminalgericht. Doch M. wollte sich dem Oberconsul unmittelbar mittheilen; er schrieb ihm daher den 8. März, vor dem Anfange der gerichtlichen Untersuchung: „Eröffnungen seien ihm gemacht worden; er habe sie zurückgewiesen; dergleichen anzuzeigen sei seinem Charakter zuwider. Er halte Angeberei für schändlich, zumal gegen Männer, denen er Dankbarkeit schuldig sei, oder mit denen er ehemals in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden". Indeß wurden erst den 26. Mai die Sitzungen des Criminalgerichts eröffnet, und die Anklageacte trug gegen Pichegru und Georges, als die Häupter der Verschwörung, und bei 42 Mitverschworenen auf die Todesstrafe an. Pichegru (s. d.) leugnete jede Verbindung mit Moreau, Georges u. A. Georges gestand frei, er habe sein Vaterland von dem Tyrannen befreien wollen, leugnete aber ebenfalls jede Verbindung mit M. Als nun M. von dem Oberconsul auf s. Brief keine Antwort erhielt, erklärte er schon am 11. April offen vor den Richtern, Pichegru sei 2 Mal zu ihm gekommen, habe ihm beim zweiten Besuche einige Eröffnungen in Absicht auf die Bourbons gemacht, ihn aber unzufrieden verlassen; eine dritte Unterredung habe nicht stattgefunden. Übrigens sagte kein Zeuge gegen M. aus, und kein schriftlicher Beweis ward gegen ihn aufgefunden. Die Anklage beruhte einzig auf widersprechenden und unzusammenhängenden Beschuldigungen einiger Mitangeklagten, die aber schon im ersten öffentlichen Verhöre am 28. Mai ihre Aussagen als erzwungen oder entstellt zurücknahmen. Gleichwol bestand der Generalprocurator am 3. Juni auf seiner Anklage, daß M. die Bourbons habe wiederherstellen oder sich der Dictatur anmaßen wollen. Die letztere Beschuldigung war einem Mitangeklagten, Namens Rolland, welchen Pichegru als Unterhändler an M. abgeschickt, von dem Staatsrath Réal bei dem Verhöre in den Mund gelegt worden. Rolland sagte nun aus, daß M. die Sache der Bourbons von sich gewiesen habe, weil er selbst nach der höchsten Würde strebe. Aus allen Umständen ergab sich, daß M. Lajollais's Verlangen, mit Pichegru zusammenzukommen, nicht erfüllt, daß Beide gegen seinen Willen zu ihm gekommen, daß er Pichegru gerathen, nach Deutschland zu gehen, um von dort seine Ausstreichung zu bewirken, daß er Beiden sein Haus verboten, und da Pichegru dennoch ein zweites Mal zu ihm gekommen und zu erforschen gesucht, ob er den Bourbons geneigt wäre, ihm widersprochen und ihn nochmals nicht mehr zu ihm zu kommen gebeten; daß Pichegru darauf voll Unmuth von ihm weggegangen und Rolland an ihn abgeschickt, der aber ebenfalls abgewiesen worden, wobei M. jede Unternehmung für die Bourbons ihm als thöricht vorgestellt habe. Auch war M. nicht einmal wegen Unterlassung der Anzeige strafbar, denn diese war durch kein franz. Gesetz geboten. Die öffentliche Meinung erklärte sich daher laut für seine Lossprechung, so auch die Generale Macdonald und Lecourbe. Man drang sogar des Nachts in sein Gefängniß, um ihn mit Gewalt zu befreien. Er aber wollte nicht, daß auch nur ein Tropfen Bluts für ihn vergossen würde. Endlich ward nach 18stündiger Berathung das Urtheil

den 10. Juni gesprochen. Von 12 Richtern erklärten 7 den General M. für unschuldig und frei; 5 aber für schuldig. Allein Savary, Réal und andre Boten gingen in der Nacht ab und zu, um den Richtern Napoleons Willen anzuzeigen. M. durfte nicht losgesprochen werden; doch wagte es der Kaiser nicht, den edelsten Bürger Frankreichs zum Tode verurtheilen zu lassen. Endlich verurtheilte die Mehrheit der Richter M. zu 2jähriger Haft, um dadurch, wie sie sagten, sein Leben zu retten. Nur Lecourbe, Rigoud und Dameuve beharrten bei ihrer Abstimmung für gänzliche Freisprechung. M. hörte ruhig das Urtheil und begab sich, ohne Wache, unter dem Rufe des Volks: „Keine Haft, Freiheit für Moreau!" in das Gefängniß zurück. Der Kaiser beschloß hierauf, den gefürchteten Mann zu verbannen, und der Justizminister machte den 21. Juni bekannt, der Kaiser habe M. die verlangte Erlaubniß ertheilt, nach Amerika zu gehen; doch dürfe er, ohne des Kaisers Willen, Frankreichs Boden nicht wieder betreten. Savary brachte ihn nach Spanien, und M. schiffte sich 1805 in Cadix nach Nordamerika ein, wohin ihm s. Gemahlin folgte. Nach mehren Reisen in dem Freistaate kaufte er sich zu Morisville am Delaware unweit Philadelphia an. Den Winter über lebte er in Neuyork, im Sommer beschäftigten ihn Jagd, Fischerei und Landbau. Unter den wenigen Freunden, mit denen er umging, befand sich auch sein Adjutant, der Oberst Rapatel. Im Dec. 1811 verlor er durch Brand s. Landhaus mit einer ausgewählten Bibliothek. Bald darauf starb s. Sohn. Jetzt lud ihn s. Freund Bernadotte, der damalige Kronprinz von Schweden, zu sich nach Stockholm ein. Allein M. konnte erst im Juni 1813, auf des Kaisers Alexander Einladung, sich entschließen, seine Freistätte zu verlassen. Er landete den 26. Jul. 1813 in Gothenburg; den 7. Aug. kam er in Stralsund an, wo der Kronprinz 3 Tage mit s. alten Freunde im innigsten Vertrauen lebte. Jener ging hierauf in sein Hauptquartier nach Oranienburg, und M. über Berlin nach Prag. Hier besuchte ihn den 17., am Tage nach s. Ankunft, der Kaiser Alexander. M. trat nicht in russ. Dienste, obwol er die Uniform eines kaiserl. Generaladjutanten trug. Alexander behandelte ihn wie s. Freund, und M. begleitete den Kaiser auf dem Marsche gegen Dresden; doch war der Angriff auf diese Stadt nicht M.'s Plan gewesen. (S. Dresden im J. 1813.) Als man Dresden am 26. Aug. vergebens beschossen hatte, schlug man sich am 27. für den Rückzug. M. befand sich mitten im Feuer. Da er sah, daß Napoleon den linken Flügel der Östreicher umging, so eilte er zum Kaiser Alexander. Er traf ihn Mittags hinter einer preuß. Batterie, auf der Höhe bei Recknitz, wo das Mitteltreffen sich befand. Indem er hier zu Pferde mit dem Kaiser sprach, stürzte er plötzlich mit dem Pferde zu Boden. Eine Kanonenkugel aus einer in einem Hohlwege seitwärts aufgefahrenen franz. Feldbatterie hatte ihm beide Beine zerschmettert. Ruhig ertrug er die Ablösung. Er ward über das Gebirge getragen, klagte nie, tröstete seine Freunde und starb am 2. Sept. 1813 zu Laun in Böhmen. Seine abgelösten Beine wurden unter dem Denkmale beigesetzt, welches ihm Fürst Repnin, als Generalgouverneur von Sachsen, auf der Höhe von Dresden, wo er gefallen, am 4. Nov. 1814 errichten ließ. (S. „Deutsche Blätter", V, 32.) Sein Leichnam wurde am 4. Nov. 1814 in Petersburg feierlich beerdigt, und Ludwig XVIII. ließ 1819 seine Bildsäule aufstellen. Als Mensch, Bürger und Feldherr vereinigte M. in sich die einfache Größe der ersten Männer des Alterthums mit dem Reichthume neuer Bildung und mit der Anmuth des franz. Charakters. Seine Witwe hat M.'s Säbel seinem Freunde, dem König von Schweden, verehrt. S. die Biographie: „Victor Moreau und seine Todtenfeier", vom Prof. Hasse, mit einer Abbild. des ihm auf dem Schlachtfelde vor Dresden errichteten Denkmals. K.

Morellet (André), Abbé und Mitglied der Akademie, geb. d. 7. März 1727 zu Lyon, Sohn eines Papierhändlers, empfing seinen ersten Unterricht in

dem Jesuitercollegium seiner Vaterstadt. Im 14. J. wurde er nach Paris gesendet und erhielt eine Freistelle im Seminar der Dreiunddreißiger. Fleiß, Sittlichkeit und Ordnung halfen auch hier dem Jüngling die Schwierigkeiten überwinden, die ihm seine Armuth in den Weg legte, und er gelangte in das Institut der Sorbonne (nicht zu verwechseln mit der theolog. Facultät der pariser Universität, deren Mitglieder sich Doctoren der Sorbonne nannten, vgl. d.), wo die nachher so berühmt gewordenen Turgot und Lomenie de Brienne (s. d.) seine Schulgefährten und Freunde wurden. Fünf Jahre blieb M. hier, ämsig den Wissenschaften lebend, dann übernahm er — da seine Vermögensumstände ihm nicht erlaubten, den Doctorgrad zu erringen, was zum fernern Bleiben in der Anstalt unumgänglich war — die Führung des Sohnes von dem polnischen Kanzler in Lothringen, dem Herrn de la Galaiziere, und bezog mit diesem das Collegium du Plessis. Hier bildete sich bei der Muße, welche er hatte, seine Neigung für die philosoph. und histor. Wissenschaften aus, und seine Bekanntschaft mit Diderot, d'Alembert u. a. damals berühmten Männern verschaffte ihm Zutritt in die literarische Welt. Später mit seinem Zögling Italien bereisend (1758), machte er in Rom aus Nicolaus Eymeric's „Directorium Inquisitorum" einen geistreichen Auszug, welcher das schändliche Verfahren jener Ketzergerichte aufdeckte und 1762 u. d. T.: „Manuel des inquisiteurs" erschien: eine Arbeit, für welche ihn Friedrich II. und Voltaire aufs schmeichelhafteste belobten. Nach seiner Rückkehr nach Paris (1759) wurde er in dem Hause der berühmten Mad. Geoffrin, dem Sammelplatz der geistreichen Köpfe in der Hauptstadt, bekannt, und als er bald darauf zu des berüchtigten Palissot Lustspiel „Die Philosophen", in welchem Palissot die berühmtesten Männer jener Zeit, einen Rousseau, Helvetius u. A. dem Gelächter der Menge preisgab, eine sogen. Vorrede schrieb, in welcher er den Verf. jenes Libells abfertigte, da ward er ein halbes J. lang in die Bastille gesetzt. Sein literarischer Ruf hatte durch diesen Vorfall sehr gewonnen und verschaffte ihm auch Zutritt in das Haus des Baron v. Holbach und Necker's, der um diese Zeit anfing, die Blicke des Publicums auf sich zu ziehen. 1766 gab er auf Malesherbes's Veranlassung s. Übersetz. von Beccaria's Werk: „Dei delitti et delle pene" heraus, und 1769 s. „Prospectus d'un nouveau dictionnaire de commerce": ein Unternehmen, welches ihn 20 J. lang beschäftigte und erst durch den Ausbruch der Revolution unterbrochen wurde. Durch seine in dems. J. herausgeg. „Bemerk. über die indische Compagnie" (in Frankreich) trug er viel dazu bei, daß die dem Allgemeinen schädlichen Privilegien dieser in ihren Angelegenheiten ganz zerrütteten Gesellschaft aufgehoben wurden. Bei Gelegenheit einer Reise, die M. 1772 nach England machte, knüpfte er mit Franklin, dem Marquis Lansdown und dem Lord Shelburne dauernde freundschaftliche Verbindungen an, und einige Jahre darauf machte er in Ferney Voltaire's Bekanntschaft, der ihn sehr schätzte. Auch mit Marmontel, der später eine Nichte M.'s heirathete, stand er in den freundschaftlichsten Beziehungen. Als 1783 der Friede zwischen England und Frankreich geschlossen wurde, bekam M., dessen Bekanntschaft mit dem Lord Shelburne (welcher von Seiten Englands die Unterhandlungen betrieb) günstig auf den ganzen Gang der Sache eingewirkt hatte (wie dies Shelburne selbst an den König Ludwig XVI. versicherte) von diesem eine Pension von 4000 Livres und ward im folgenden J. an die Stelle des Abbé Millot in die Akademie aufgenommen. Bei dem Ausbruch der Revolution gab er mehre kleine Schriften über verschiedene Staatsgegenstände heraus, und als die heftigen Revolutionsmänner (u. A. Chamfort und Mirabeau) auf die Aufhebung der Akademie drangen, nahm er sich nicht nur mit Eifer dieser gelehrten Anstalt, obwol vergeblich, an, sondern rettete auch die Archive derselben vor dem Vandalismus seiner Zeit. Sein Benehmen während der Revolution, sowie die freimüthige Vertheidigung der Rechte der Kinder und Nachgelassenen Derer, welche

als Opfer der Schreckenszeit fielen (in dem Werke: „Cri des familles") erwarben ihm die größte Hochachtung, und das eben genannte Werkchen trug besonders dazu bei, daß man darauf zu denken anfing, den Hinterlassenen jener Unglücklichen die früher eingezogenen Güter der Hingerichteten zurückzuerstatten. Ebenso nahm sich M., oft mit großer Gefahr für eigne Sicherheit, der Sache der Emigranten in einem Schriftchen, „Cause des pères" betitelt, an. Der Verlust des größten Theils seiner Pension zwang M. damals, mehre Reisen, Geschichtswerke und Romane a. d. Engl. zu übersetzen. Gegen die „Loi des otages" erhob er sich 1799 mit derselben Freimüthigkeit, wie früher gegen den Mißbrauch der Gewalt in Betracht der Verwandten der Ausgewanderten und der Revolutionsschlachtopfer. Bei der ersten Organisation des Instituts (1796) war M. übergangen worden; 1803 wurde er und seine alten Gefährten in die Akademie aufgenommen, und 1807 kam er in das gesetzgebende Corps. 1815 hatte er das Unglück, durch einen Fall den Schenkelknochen zu zerbrechen, welches dem 88jähr. Greise wenig Hoffnung zur Genesung ließ; dennoch fuhr er unermüdet in seinen Arbeiten fort, und noch 1818 gab er die 4 Bde. s. „Mélanges de littérature et de philosophie du 18me siècle" heraus. M. starb am 12. Jan. 1819 und hinterließ den Ruhm, ein ebenso geistreicher als liebenswürdiger Mann gewesen zu sein. Die „Mémoires inédits de l'Abbé Morellet, suivis de sa correspond. av. M. le Cte. R. (öderer), ministre des finances à Naples, avec un éloge hist. de l'Abbé Morellet", von Lemontey (Paris 1823, 2 Bde.), geben ein geistreiches Bild von dem Leben und Treiben vieler berühmten Männer seiner Zeit. An der Encyklopädie war M. einer der thätigsten Mitarbeiter. M. s. M.'s Biographie in den „Zeitgenossen", N. R., Nr. X.

Morelli (Giacomo), der erste unter allen Bibliothekaren im umfassendsten Sinne des Wortes, geb. zu Venedig 1745, war das Kind armer Ältern, gegen deren Willen er den geistlichen Stand erwählte, so treu er auch sonst alle Sohnespflichten erfüllte. Den mangelhaften Schulunterricht, der ihm nur die Kenntniß des Lateinischen gegeben hatte, ergänzte er durch eignes Studium, dessen Richtung auf Kritik ein zufälliger Umstand bestimmte. Er kaufte einst eine Handschr. der lat. Briefe des Francesco Barbaro, die wesentliche Abweichungen vom gedruckten Texte der Quirini'schen Ausgabe darbot. Beim Vergleichen der beiden Texte lernte er ausübend gelehrte Kritik, die er sonst kaum dem Namen nach kannte. Fast täglich besuchte er, durch diese Beschäftigung angezogen, die Zeniani'sche Bibliothek, wo die Wahl seiner Beschäftigungen bald die Aufmerksamkeit des Bibliothekars auf ihn leitete. Der P. de Rubeis gewann M. lieb, machte ihn zum Theilnehmer seiner eignen Studien, half rathend und zurechtweisend, und begünstigte seinen Liebling durch die Mittheilung von Apostolo Zeno's handschriftlichem Nachlasse. Durch diese Auszeichnung lernte M. vorzüglich die Kunst, sich literarische Sammlungen anzulegen, und bald übertrafen M.'s Zibaldoni (so nennen die Italiener gelehrte Excerptenbücher) an Umfang der Gegenstände, an Genauigkeit und Reichthum die seines Musters. Sie sind noch im Besitze der Marcusbibliothek zu Venedig. Unermüdlicher Fleiß, bei einem geübten und nüchternen Urtheil, verbunden mit einem treuen und leichtfassenden Gedächtniß, bildeten M. zu einem Gelehrten, der im Gebiete der Literatur, wie Cook auf dem Weltmeer, erst da umkehrt, wo die Natur die Wege versagt hat. Bald reichte die Zeniani'sche Bibliothek für seine Studien nicht allein aus; er durchforschte alle andre Büchersammlungen in der Stadt und auf den Inseln mit demselben Eifer, und erlangte durch die Menge der Handschriften, die er überall antraf, eine solche Sicherheit in Beurtheilung der Schriftzüge zur Zeitbestimmung, besonders der lateinischen und italienischen, daß sein Ausspruch den Vorstehern für Autorität galt. Aber noch fehlte ihm die Kenntniß des Griechischen. Gallicioli ward ihm in der Erlernung

Beistand und Vorbild; und in den Sakristeien lernte er nach dem Messelesen, wenn die andern Geistlichen plaudernd umherstanden, von einem Bekannten französisch. Sein gelehrter Fleiß erwarb ihm allgemeine Auszeichnung. Es geschahen ihm vortheilhafte Anträge von reichen Bibliophilen Venedigs; aber aus Liebe zur Unabhängigkeit, bei der allein Gelehrsamkeit gedeiht, schlug er alle aus. Nur mit dem Patricier Farsetti verband er sich näher, dessen reiche Manuscriptenbibliothek er durch s. „Bibliotheca manoscr. del Bali T. G. Farsetti" (Venedig 1771—80, 2 Bde., 12.), wozu spätere Nachträge kamen, bekanntmachte. Darauf folgte s. Beschreib. der St.-Marcusbibliothek („Diss. storica intorno alla pubblica libreria di S.-Marco", Venedig 1774). Diese Geschichte der Marciana bot ihm Gelegenheit, so viele literargeschichtliche Fragen zu beantworten und Zweifel zu lösen, daß sie als musterhaft in diesem Fache gerühmt werden kann. (Eine neue Ausg. im 1. Bde. der „Operette di Morelli", Venedig 1820.) Gleiches Verdienst wollte sich M. um die Bibliothek der Akademie zu Padua erwerben, wohin er Farsetti begleitet hatte, aber durch uneigennützige Mittheilung seiner Papiere an den Historiographen der Lehranstalt von Padua, Fr. Colle, sind sie spurlos verloren gegangen. Sein Verzeichniß der Handschriften der Nani'schen Bibliothek („Codd. MSS. lat. Bibliothecae Nanianae relati, c. Opusculis ineditis ex iisdem depromtis") erschien zu Venedig 1776, 4.; später kam das Verzeichniß der italienischen hinzu. Schon diese Werke hätten ausgereicht, ihm den europ. Ruhm zu verschaffen, der ihm von Villoison, Wyttenbach, Heyne zuerkannt wurde, und seine Würdigkeit, an der Marciana Antonmaria Zanetti zu ersetzen, erwiesen; aber die glücklichsten Funde in der alten und neuen Literatur (von 1785—1800) kamen noch hinzu, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß in Sachen der Literaturgeschichte der Dreifuß in Venedig zu suchen sei. Die Berühmtheit der Marcusbibliothek ward von dem Augenblicke an, wo er ihr Vorsteher ward, während der 41 Jahre, die er mit ihr lebte, der Angelpunkt seines Strebens. Ihrer Vervollständigung mit allen Kräften beflissen, hatte er die Freude, sie durch die Zeitumstände mit Allem vermehrt zu sehen, was die Archive darboten, insofern dies nicht rein politische Verhältnisse betraf, aber auch den Schmerz, die von den franz. Behörden angeordnete Verlegung der Sammlung aus ihrem berühmten alten Gebäude bewerkstelligen zu müssen. Nur die Pracht und Bequemlichkeit des neuen Locals konnte den Greis trösten, daß Er gerade eine Änderung hatte leiten müssen, von der er sich mit Recht Verluste für die Sammlung selbst voraussagte, und die ihm wegen der gelehrten Erinnerungen, die am Gebäude zu schweben schienen, außerdem schon schmerzlich und entheiligend vorkam. Sowie er die Pinelli'sche vortreffliche Bibliothek, deren Katalog und innere Anordnung sein Werk gewesen war („Biblioth. Maphaei Pinelli Veneti etc.", Venedig 1787, 6 Bde.), 1788 zerstreuen sah, so besorgte er in den Zeiten der Auflösung den Verkauf ähnlicher Schätze, nachdem er vorher Alles aufgeboten hatte, sie in Venedig zu erhalten. Von s. „Bibl. manuscripta" ist nur der 1. Bd. erschienen (Bassano 1802), obgleich zur Fortsetzung vieler Stoff vorbereitet da lag. Diese „Bibl. manuscripta" ist wol am meisten geeignet, das Urtheil über M.'s kritischen Scharfsinn und sein Alles umfassendes Wissen festzustellen. Die Schätze der Marcusbibliothek gewannen bei dieser Darstellung an Verherrlichung. Durch seine „Epp. septem variae eruditionis" (Padua 1819) nahm M. von den Gelehrten Europas, die bei ihm Rath und Hülfe niemals vergeblich gesucht hatten, gleichsam Abschied. Geehrt durch den Orden der eisernen Krone, durch die Mitgliedschaft des franz. und lombard.-venetian. Nationalinstituts und durch die Liebe Aller, welche dem humanen Greise näher kamen, starb M. am 5. Mai 1819 in einem Alter von 75 J. Das vollständ. Verzeichniß seiner Schriften findet man den 7 Briefen beigegeben, und einige hier benutzte Nachrichten über ihn selbst in der „Orazione recitata nelle

solenne esequie celebrate nella chiesa patriarcale di Venezia" (Venedig 1819) vom Ab. Bettio, der durch gleiche Vorzüge an seinen Freund und Vorgänger erinnernd, durch gleiche Gefälligkeit die Besucher der Marciana über M.'s Verlust zu trösten sucht. M.'s kleinere Schriften erschienen zu Venedig 1821.

Mören, Moiren, s. Parzen.

Moreri (Louis), Dr. der Theologie, geb. 1643 zu Bagemont in Provence, studirte zu Draguignan, Aix und Lyon. In der letzten Stadt predigte er 5 Jahre als Controversprediger. Durch eine schlechte Allegorie: „**Le pays d'Amour**", hatte er sich schon in seinem 18. J. bekanntgemacht. Bald trat er mit nützlichern Arbeiten auf. 1673 erschien das „**Dictionnaire**" (1 Bd., Fol.), das seinen Namen führt und wozu Chappuzeau ihm die erste Idee gegeben zu haben behauptet. Er dedicirte dasselbe aus Dankbarkeit dem Bischof von Apt, Gaillard de Lonjumeau. Die Schwester dieses Prälaten verschaffte ihm eine vortheilhafte Stelle bei dem Staatssecretair Pomponne; aber der ununterbrochene Fleiß, womit er an einer neuen Aufl. seines „**Dictionnaire**" arbeitete, erschöpfte seine Kräfte, sodaß er schon 1680 zu Paris starb. Der 1. Bd. der neuen Aufl. war bereits erschienen; der 2. folgte einige Monate nach seinem Tode. M. war ein sehr belesener Literator, aber es fehlte ihm an Geschmack und Phantasie. Sein Werk, gänzlich umgearbeitet und bedeutend vermehrt, führt noch seinen Namen, ist aber nicht mehr von ihm. Zu viel unzuverlässige Genealogien, Artikel über unbekannte Personen, Ungenauigkeiten, Fehler in der Sprache, Mangel an Kritik und Geschmack haben diesem Werke geschadet. Besonders mangelhaft sind die geograph. Artikel. Die geschätztesten Ausg. sind vom J. 1718 (5 Bde.), von 1725 (6 Bde.) und von 1732 (6 Bde.). Der Abt Goujet hat ein Suppl. in 4 Foliob. geliefert, welches Drouet in einer neuen Ausg. in 10 Bdn. 1759 umgearbeitet hat. M.'s übrige Werke sind unbedeutend.

Moresken, Arabesken, s. Grottesken.

Moreto (Augustin Moreto y Cavana), ein vorzüglicher dramat. Dichter in König Philipps IV. für die Dichtkunst so glorreicher Zeit. Von seinem Leben ist uns nichts bekannt, als daß er unter besonderer Gunst des Königs für das Theater, bald einzeln, bald mit andern Dichtern verbunden schrieb, später aber in den geistlichen Stand trat und die dichterische Laufbahn ganz aufgab. Im Lustspiele ziehen ihn Viele dem Calderon noch vor, wiewol sie Fehlerhaftigkeit der Plane und Incorrectheit an ihm tadeln. Bouterwek sagt von ihm: Einige seiner Stücke sind durch und durch komisch und zugleich Charakterstücke, wenngleich in der Form des span. Intriguenspiels. In seinem Lustspiele: „**De fuera vendra, quien de casa nos echara**" (Ein Fremder wird kommen, der uns aus dem Hause treibt), welches nebst mehren andern seiner Stücke in Huarte's „**Theatro Español**" steht, sind u. a. die Charaktere einer alten Coquette, eines soldatischen Wüstlings und eines feigen, pedantischen und dabei verliebten Doctors der Rechte, freilich im Caricaturstyl, aber treffend und mit einer komischen Kraft gezeichnet, die nicht leicht zu erreichen ist. Überhaupt nähert sich M. weit mehr als Calderon dem Terenz; aber sein Grazioso (der scherzhafte Bediente in den Mantel- und Degenstücken) macht zu oft fade Späße. Auch Sismondi legt ihm das Verdienst einer auf dem span. Theater seltenen Charakteristik und überdies noch eine größere Laune als dem Calderon bei, welche sich auch in seinen zu lustigen Situationen führenden Intriguen zeigen soll. Sowie die franz. Lustspieldichter, oft ohne ihre Quelle zu nennen, die span. Bühne geplündert haben, so ist dies häufig dem M. geschehen. Nach Sismondi soll der „**Marques del Cigarral**" fast wörtlich in dem Fastnachtsspiel: „Don Japhet von Armenien", von Scarron übersetzt worden sein. So ist ferner das noch ausgezeichnetere Intriguenstück M.'s „**No puede ser**" (Es kann nicht sein), in welchem eine Frau ihrem eifersüchtigen Liebhaber durch einen von ihr ge-

leiteten Liebeshandel mit seiner Schwester beweist, daß es unmöglich sei, eine kluge Frau zu bewachen, von Dumaniant in dem Lustspiel: „Guerre ouverte" (deutsch von Huber in der „Offenen Fehde" bearbeitet) auf die franz. Bühne übertragen und von Molière in seiner „Männerschule" benutzt worden. Auch scheint ihm Quinault einige Sujets zu seinen Opern zu verdanken. Befremdend ist es, daß keiner der genannten Geschichtschreiber der span. Poesie M.'s „El desden con en desden", eines der beliebtesten Lustspiele der span. Bühne, anführt, welches durch West's (Schreivogel's) deutsche Bearbeitung u. d. N. „Donna Diana, oder Stolz und Liebe" seit 1816 auf der deutschen Bühne M.'s Andenken rühmlich erneuert hat. Dieses Lustspiel gehört zu den geistreichsten dramatischen Seelengemälden. Den Franzosen ist es durch Moliere's „Princesse d'Elide", u. den Italienern durch Carlo Gozzi's „Principessa filosofa o il contraveleno" (1772 mit großem Beifall in Venedig aufgeführt) bekannt worden. Die Deutschen lernten zuerst durch Werthe's Übersetzung dieser Gozzi'schen Bearbeitung (vor fast 40 J. in Wien und auf andern süddeutschen Theatern) kennen. Die „Comedias de Moreto" erschienen zu Madrid 1654. Die beste Ausgabe derselben soll die zu Valencia 1676 und 1677 in 3 Bdn. 4. sein und eine Auswahl von 36 Lust- und Schauspielen enthalten.

Morgagni (Giambattista), einer der gelehrtesten Mediciner und Anatomen Italiens, geb. am 25. Febr. 1682 zu Forli im Kirchenstaat, studirte zu Bologna, wo der berühmte Valsalva sein Freund und Lehrer wurde. Bald zeichnete er sich in der Physik und Medicin, selbst in der Astronomie so aus, daß er seinem Lehrer bei dessen Vorlesungen helfen konnte. Vorzüglich legte sich M. auf das Studium der Anatomie und trat bereits im 24. J. mit einigen dahin einschlagenden und Aufsehen erregenden Abhandlungen auf. In Venedig und Padua, wo er sich mit Guglielmini und Lancisi verband, widmete er sich ganz dem Studium der vergleichenden Anatomie. Nachdem er hierauf einige Jahre in seiner Vaterstadt als ausübender Arzt zugebracht hatte, nahm er 1712 das ihm von der Regierung in Venedig angetragene Lehramt als Prof. der Medicin in Padua an. Als Anatom wurde er bald in ganz Europa berühmt; die ersten Männer seines Faches, sowie viele Große, gaben ihm Beweise ihrer Hochachtung; auch nahmen ihn die Akademien von Paris, London, Berlin, Petersburg u. a. unter ihre Mitglieder auf. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Adversaria anatomica omnia". In der Ausg. von Leyden 1741 findet sich überdies noch: „Nova institutionum medicarum idea"; „Epistolae anatomicae"; „De sedibus et causis morborum, per anatomen indagatis, libri V"; verschiedene Briefe in der neuen Ausgabe von Valsalva. Seine sämmtlichen Werke, unter denen sich auch einige kritisch-historische Abhandlungen befinden, gab kurz vor seinem Tode sein Schüler Anton Larber u. d. T.: „Morgagni Opera omnia" 1765 heraus. M. starb, beinahe 90 J. alt, am 5. Nov. 1771. Eine von ihm entdeckte kleine Öffnung an der Zungenwurzel und ein Muskel des Zapfens sind mit seinem Namen belegt worden.

Morgan (Lady) machte sich schon als Miß **Owenson** (ihr Vater war bei dem königl. Theater in Dublin angestellt) durch Romane bekannt, z. B. „St.-Clair, or heiress of Desmond" (2 Bde.); „The Novice of St.-Dominic (1805, 4 Bde.); „Patriotic sketches of Ireland" u. a. m. Mit Dr. Morgan, einem Arzte, vermählt, schrieb sie u. A. ein irisches Nationalgemälde: „O'Donnel, a national tale" (oder die Reise nach dem Riesendamm, deutsch von Wedell, Berlin 1825, 2 Thle.). Ruhm und Vermögen erwarb sie durch ihre mit kühner Freimüthigkeit und oft sehr einseitigem Urtheil in politischen Dingen abgefaßten Reisebeschreibungen: „France" (1817, 2 Bde.); „Italy" (1823, 2 Bde. 4.). Dieses Werk wurde in Sardinien, Rom und Östreich verboten. Dann schrieb sie:

„Life and times of Salvator Rosa" (Lond. 1824, a. d. Engl. v. Theod. Hell, Dresden 1824 fg.). Seit 1823 lebt diese geistvolle, vielgelesene Schriftstellerin in Dublin.

Morgana, s. Fata Morgana.

Morganatische Ehe (matrimonium ad morganaticam, matrimonium ad legem Salicam) (von dem gothischen Worte morgjan, abkürzen, beschränken), auch Ehe zur linken Hand genannt, ist diejenige Ehe, bei welcher durch Ehepakten ausgemacht wird, daß die nicht ebenbürtige Frau und ihre Kinder von den Standesvorrechten und der Erbfolge des Gatten und Vaters ausgeschlossen sein sollen. Das preuß. Landrecht erlaubt ihre Abschließung Adeligen und königl. Räthen. Nach gemeinem Rechte ist sie nur dem hohen Adel gestattet. Vgl. „Lit. Conv.-Bl.", 1825, Nr. 20 fg.

Morgarten. An der Grenze des Cantons Schwyz befindet sich der Ägerisee. Er ist eine Stunde lang, sehr tief und reich an Fischen aller Art. An der Ostseite dieses Sees erhebt sich der Berg in dem Morgarten, dessen größter Theil dem Canton Zug angehört. Hier gründeten die Waldstädte: Schwyz, Uri und Unterwalden, durch den Sieg am 6. Dec. 1315, den Eidgenossenbund. (S. Schweiz.) Diese auf 10 Jahre verbündeten Cantone hatten aus Haß gegen Östreich sich für den Kaiser Ludwig von Baiern erklärt. Friedrich von Östreich, Ludwigs Gegenkönig, sprach daher über sie die Acht aus, und der Bischof von Konstanz schleuderte gegen sie den Bannstrahl. Kaiser Ludwig und der Erzbischof von Mainz sprachen sie aber von beiden los. Friedrich zog nunmehr ein Heer von 20,000 M. zusammen, das unter dem Oberbefehl seines Bruders, Leopold von Östreich, gegen die Waldstädte vorrückte, deren Macht in 1600 braven Männern bestand. Dieses Häuflein besetzte einen schmalen Weg, der sich zwischen dem Berge Morgarten und dem Ägerisee hinschlängelte; ein Theil desselben stand an der Seite des steilen Berges. Kaum war Leopolds Heer in den engen Paß eingedrungen, als die Schweizer große Steinmassen herabrollten, dadurch die Reiterei in Unordnung brachten, viele Feinde verwundeten und tödteten, die übrigen aber größtentheils vernichteten. Leopold entkam. Die 3 Cantone verbanden sich nun zu Brunnen den 8. Dec. 1315 auf immer. Ihnen schlossen sich nach und nach bis 1513 noch 10 Cantone an.

Morgen oder **Morgengegend**, **Osten**, diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne aufgehen. Morgen heißt aber auch die Morgenzeit, worunter wir die Stunden unmittelbar vor und nach Sonnenaufgang verstehen. — **Morgenpunkt** ist der Durchschnittspunkt des Äquators mit dem Horizonte an demjenigen Orte des Himmels, wo die Sterne aufgehen. Er ist einer von den 4 Cardinalpunkten, welche die Lage der 4 Welt- oder Himmelsgegenden bestimmen, und heißt bei den Schiffern Ostpunkt oder Osten. Die nach diesem Punkt hin liegende Gegend ist die Morgengegend. In den Tagen der Nachtgleichen, also um den 21. März und 23. Sept. geht die Sonne gerade in dem Morgenpunkte auf, sowie sie in diesen Tagen genau im Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahres geht sie im Sommer jenseits des Morgenpunktes nach Norden hin, und im Winter diesseits desselben nach Süden auf. Am längsten Tage ist ihr Aufgangspunkt am weitesten gegen N., und am kürzesten Tage am weitesten gegen S. entfernt. Diese jedesmalige Entfernung heißt bei den Gestirnen die **Morgenweite**.

Morgen, ein Morgen Landes; ein Feld- oder Ackermaß, welches ungefähr so viel umfaßt als ein Mann mit einem Gespann in einem Tage bearbeiten kann; also fast so viel als Juchart, Jauchart, Joch. Ein rheinl. Morgen hat 600 Ruthen oder 2 Jucharten. In der Mark Brandenburg rechnet man auf den großen Morgen 2290 Klafter (die Klafter zu 39 □Fuß alten pariser Maßes, oder 400 □R. (die Ruthe zu 15 Schuh 2 Zoll leipz. Maßes); den kleinen zu 724 Klaf-

ter, oder 180 Ruthen. Im königl. Sachsen rechnet man den Morgen zu 300 R.; Morgen und Acker sind hier gleichbedeutend; man rechnet auf einen Acker ungefähr 2 Scheffel Aussaat; 30 Morgen betragen eine Hufe. Im Hanöverischen rechnet man den Morgen zu 120 Ruthen oder 707 Klafter; in Hamburg 3308 Klafter; in Strasburg 527; in Franken 608; in Danzig 705; in Magdeburg 360.

Morgengabe, nach gemeinem deutschen Privatrecht, das Geschenk, welches der neue Ehemann der Frau am Tage (Morgen) nach der Hochzeit macht und dessen freies Eigenthum folglich auf sie übergeht. Man nennt dieses die vertragsmäßige Morgengabe, insofern sie in einem Ehevertrage versprochen wird und aus demselben, obgleich sie in der Form eines Geschenks eingekleidet ist, auch rechtlich gefodert werden kann. Bei sogen. unstandesmäßigen Ehen bekam sie die Frau gewöhnlich statt alles Übrigen und mußte durch dieselbe für sich u. ihre Kinder sorgen. Schon in den ältesten Gesetzen der deutschen Nation kommen Spuren derselben vor. Sie fand gewöhnlich beim Adel, weniger unter dem Bürgerstande statt. Ihre Größe hing in der Regel vom Vertrage ab. Unter der gesetzlichen oder sächsischen Morgengabe aber verstand man gewisse Dinge, welche eine adelige Witwe nach dem Tode ihres Gemahls aus seinem Landgute nothwendig bekommen muß. Sie soll ihren Grund in einer falschen Erklärung des Sachsenspiegels haben, die aber durch neuere Gesetze und Herkommen bestätigt worden ist. Die wichtigsten jener Sachen sind: alles feldgängige Vieh weiblichen Geschlechts, Schafe und Gänse, zugelegtes Bauholz und nicht eingefügte Zaunstöcke. Selten wird die sächsische Morgengabe in Natur gegeben, sondern es vergleichen sich gewöhnlich die Erben des Mannes mit der Frau über eine gewisse Geldsumme, die sie erhält.

Morgenröthe. Diese herrliche Erscheinung am Osthimmel kurz vor dem Aufgang der Sonne ist eben Das, was die Abendröthe am Westhimmel kurz nach dem Untergange derselben ist. Daß die Sonnenstrahlen und Dünste oder Wolken zur Entstehung beider nöthig sind, lehrt der Augenschein. Nicht immer sind Morgen- und Abendröthe gleich schön; bisweilen bemerkt man, wenn der Himmel ganz heiter ist, nur eine schwache Röthe. Es ist wahrscheinlich, daß von dem Sonnenlichte, wenn es vom Horizonte her und also durch eine große Strecke von Luft kommt, zuerst die blauen, dann die gelben und zuletzt die rothen Strahlen verloren gehen; daher die Sonne hoch am Himmel weiß, in niedrigern Gegenden gelblich und an der Grenze des Horizonts röthlich erscheint und Dünste und Wolken auf gleiche Weise färbt; wenigstens hat Melville („Edinb. essays", II, 75) diese Hypothese gegen Newton geltend gemacht. Eine hochrothe oder feurige Morgenröthe wird als Vorbote eines trüben, regenhaften und eine recht glänzende Abendröthe als Anzeige eines heitern morgenden Tages meistentheils mit Grund angesehen. Man erklärt dies dadurch, daß die Morgenröthe eine Wolkenmasse verkündigt, die für den anbrechenden Tag von Osten nach Westen über den Horizont heraufziehe; die Abendröthe hingegen eine vom Horizonte sich entfernende Wolkenmasse andeute.

Morgenstern, s. **Lucifer**, **Planeten** und **Streitaxt**.

Morgenstern (Karl v.), geb. zu Magdeburg d. 28. Aug. 1770, seit 1822 kais. russ. Staatsrath und Ritter des Wladimirordens, ist Prof. der Beredtsamkeit ꝛc. zu Dorpat. Sein Vater, Dr. Fr. Simon M., war ein zu seiner Zeit auch als Schriftsteller geachteter Arzt und Naturforscher in Magdeburg. Der Consistorialrath Funk, Rector an der Domschule, begründete M.'s philologische Erziehung. In Halle waren Wolf und Eberhard ihm väterliche Freunde. Die erste Frucht eigner Forschung, s. „Commentationes de Platonis rep.", erschienen 1794 und 1795. M. war einige Jahre Privatdocent bei der Universität Halle, und seit 1797 außerordentl. Prof. im Fache der classischen Philologie und alten Philosophie.

Von Halle ging er 1798 als Prof. der Beredtsamkeit an das Athenäum nach Danzig, und von da 1802 an die damals unter den glücklichsten Auspicien wiedergeborene ostseeische Universität in Dorpat, wo ihm die Vorlesungen in den alten Sprachen, in der Ästhetik und Literaturgeschichte zugetheilt wurden. Sein Werk ist die dörptische deutsche Universitätsbibliothek, deren Anlage und Bereicherung ihm größtentheils zukam. Schon ist sie seit 20 Jahren zu 40,000 Bdn. angewachsen; daran knüpft sich ein durch vielseitigen Erwerb täglich wachsendes Kunstmuseum. Auch war M. Mitglied der damals für die Ostseeprovinzen errichteten Schulcommission und Director eines Seminars für die höhere Lycealbildung. Seinen Ruf als Kenner des classischen Alterthums begründeten zuerst jene 3 Commentationen über Plato's Idealstaat. Daran knüpfte sich eine Reihe Platonischer Untersuchungen, theils in der Bearbeitung einer von einem Schotten herausgeg. Schrift über Plato's Leben und Schriften (Leipz. 1797), theils in einzelnen Abhandlungen und akademischen Einladungsschriften. Noch in Danzig gab er die Untersuchung über den Unterschied zwischen den Satyren u. Episteln des Horaz und die Rechtfertigung des Vellejus Paterculus heraus, die Krause in seiner Ausgabe mit abdruckte. Seine Beredtsamkeit zeigte er in seinen Lobreden auf Winckelmann, Joh. v. Müller und Klopstock (Leipz. 1804—14), sowie seine Kunstkritik in der Darstellung der dresdner Madonna di S.-Sisto (im 2. Bde. der „Dörptischen Beitr.") und s. Aufsatz über Rafael's Verklärung, die er in Paris sah. Nur als Handschrift für Freunde wollte er die Sammlung gemüthvoller Gedichte, die er unter der Aufschrift: „Töne vom Lebenspfade" (Dorpat 1818) herausgab, angesehen wissen. Mit Recht ist es beklagt worden, daß er von s. 1808, 1809 u. 1810 durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich unternommenen Reise nur 3 Hefte unter der Aufschrift: „Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden in den J. 1811—13" herausgab, worin er zwar von Florenz, Neapel, Mailand und Parma, aber nichts von Rom mittheilte, und so Manches, was damals neu gewesen wäre, in seinen Papieren zurückbleiben ließ. Noch verdienen die von ihm herausgegebenen „Dörptischen Beiträge für Freunde der Philosophie, Literatur und Kunst" und s. ästhetische Vorarbeitung: „Grundriß einer Einleitung zur Ästhetik" (Dorpat 1815), rühmliche Erwähnung. Überhaupt gehört M. zu den überall wohlwollend und fördernd eingreifenden Männern, welche bei Entdeckungen im Fach der Alterthumskunde und der schönen Literatur, bei Reiseunternehmungen (z. B. Otto v. Richter's „Wallfahrt im Orient", zu welcher M. die griech. Inschriften erklärte), bei Vereinen zur Ehre der Lebenden u. Todten mit Rath und That beispringen, durch ausgebreiteten Briefwechsel nicht nur sich, sondern auch Andern nützen. 1827 besuchte dieser verdienstvolle Gelehrte Deutschland und seine Freunde.

Morghen (Rafael), berühmter Kupferstecher zu Florenz, geb. zu Neapel 1758. Seine Familie stammt aus den Niederlanden; sie ließ sich zuerst in Frankreich, dann in Florenz nieder. Rafaels Vater, Philipp, wurde Kupferstecher, dessen Bruder, Joh. Elias, Zeichner. Beide arbeiteten zu Neapel mit an dem Prachtwerke über die herculanischen Alterthümer und unterrichteten den jungen Rafael in ihrer Kunst. Dieser legte sich vorzüglich auf Landschaftszeichnung, und stach 1775 verschiedene Ansichten aus den Umgebungen Neapels, die er nach der Natur gezeichnet hatte. Um ihn zu vervollkommnen, schickte ihn der Vater 1778 nach Rom zu Joh. Volpato, welcher damals der berühmteste Kupferstecher in Italien war. M. bildete sich in der Schule dieses großen Meisters, den er in der Folge übertraf, zum vollkommenen Künstler, verband sich mit ihm zu gemeinschaftlichen Arbeiten und heirathete 1781 Volpato's Tochter. 1792 erhielt er einen vortheilhaften Ruf nach Neapel, zog aber eine Anstellung vor, welche ihm der Großherzog von Toscana, Ferdinand III., 1793 zu Florenz gab. Seitdem ist er in die-

ser Stadt als Prof. der Kupferstecherkunst bei der dasigen Akademie der Künste geblieben. Er hat sehr viel, besonders Portraits berühmter Männer, gestochen. Zu s. vorzüglichen Arbeiten gehören die Madonna della Seggiola nach Rafael, und die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto. Sein berühmtestes Blatt, bis jetzt das Abendmahl nach Leonardo da Vinci, wovon Theodor Matteini die Zeichnung gemacht hatte, erschien 1800. Es wird theuer bezahlt, vorzüglich die ersten Abdrücke mit der Schrift, die sich durch ein Komma nach dem Worte Vobis auszeichnen. Andre ausgezeichnete Arbeiten von ihm sind: die Verklärung nach Rafael, und die Portraits von Dante, Petrarca, Ariosto, Tasso rc. Vor mehren Jahren unternahm er es, die Nacht von Correggio, nach der Zeichnung des Prof. Seydelmann, zu stechen. Sein Bruder, Antonio, hat Verschiedenes mit ihm zugleich gearbeitet. Ein vollständiges Verzeichniß von Rafael M.'s Bl., deren Zahl gegen 200 beträgt, hat N. Palmerini zu Florenz 1810 herausgegeben. B. L.

Morhof (Daniel Georg), ein berühmter Literator, geb. d. 6. Febr. 1639 zu Wismar, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und das Pädagogium zu Stettin, studirte seit 1657 zu Rostock die Rechte und die humanistischen Wissenschaften. Ein latein. Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs, das er 1659 verfertigte, erwarb ihm 1660 die Professur der Dichtkunst zu Rostock, welche er nach seiner Zurückkunft von einer Reise nach Holland und England antrat, aber schon 1665 mit der der Rede- und Dichtkunst auf der neugestifteten Universität zu Kiel vertauschte. 1670 machte er eine zweite Reise nach Holland und England, ward nach seiner Rückkehr 1673 zugleich Prof. der Geschichte, 1680 Bibliothekar und starb 1691 auf der Rückreise von Pyrmont, wohin er wegen seiner Kränklichkeit gegangen war, zu Lübeck. Durch seinen „Polyhistor" (Lübeck 1688, 4., 4. Ausg. ebendas. 1747, 2 Bde., 4.) regte er in Deutschland zuerst ein vollständigeres und planmäßigeres Studium der Literargeschichte an. Dieses Werk war lange Zeit die Hauptquelle für diese Disciplin; es enthält einen bedeutenden Reichthum literarischer Notizen aller Art, und wenn auch nicht alle Urtheile des Verf. die Probe halten und namentlich seine Ansichten von der Literargeschichte als Wissenschaft noch sehr dürftig sind, so ist es doch durch manchen methodologischen Wink auch für unsere Zeiten noch schätzbar. M.'s „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätze, sammt dessen deutschen Gedichten" (3. Aufl., Lübeck und Leipz. 1718) ist besonders von der historischen Seite wichtig. Seine „Deutschen und lat. Gedichte" (Lübeck 1697) hingegen sind von geringem Belang. Eine Auswahl der erstern steht im 8. Bde. von W. Müller's „Bibl. deut. Dichter d. 17. Jahrh."

Morillo (Don Pablo), spanischer Feldherr, s. Spanien.

Möris, s. Ägypten.

Moriskos, s. Mauren.

Moritz, Herzog, seit 1548 Kurfürst zu Sachsen (albertinischer Linie), geb. d. 21. März 1521 zu Freiberg, zeigte schon in seiner Jugend große Talente, verbunden mit rastloser Thätigkeit und einem feurigen Charakter. Sein aufstrebender Geist wurde noch mehr geweckt, als er verschiedene deutsche Höfe besuchte, die den väterlichen an Glanz weit übertrafen. Damals (1541) vermählte er sich mit der T. des berühmten Philipp, Landgrafen von Hessen. In dems. J. starb sein Vater, der Herzog Heinrich der Fromme, und Moritz übernahm (7. Aug.) zu einer Zeit, wo die Religionsstreitigkeiten Deutschlands Fürsten entzweit hatten, die Regierung seiner Lande. Hierauf focht er tapfer für Östreich gegen die Türken in Ungarn und gegen die Franzosen. Obgleich selbst ein Bekenner des Lutherthums, trennte er sich dennoch 1542 von dem (schmalkaldischen) Bunde der übrigen protestantischen Fürsten, die den neuen Glauben mit den Waffen in der Hand vertheidigen woll-

ten, entweder weil er sich, bei seiner frühern freundschaftlichen Verbindung mit dem tolerantgesinnten Könige Ferdinand von Ungarn und Böhmen, dessen Bruder, dem Kaiser Karl V., nicht mißfällig machen wollte, oder weil er voraussah, daß die schlechte Organisation jenes Bundes den Fall desselben nachsichziehen würde. 1546 schloß er sich durch ein geheimes Bündniß näher an den Kaiser an; daher mußte er auf dessen Befehl die Acht gegen den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen (ernestinischer Linie), der zugleich mit M.'s Schwiegervater des Bundesheeres Anführer war, vollziehen und sich der Länder desselben bemächtigen. Hierauf ertheilte ihm der Kaiser, in Folge der wittenberger Capitulation (vgl. Mühlberg), 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg die sächsische Kurwürde und belehnte ihn mit dem größten Theile der Erbländer des abgesetzten und gefangenen Kurf. Joh. Friedrich. Nun glaubte Karl V. seinen Plan, die Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten zu vernichten und sich zum unumschränkten Beherrscher Deutschlands zu machen, sicher verfolgen zu können; aber wie künstlich er auch unter dem Schein, die Katholiken zu beschützen, nur für sich handelte: so erkannte der in den krummen Gängen der Politik wohlerfahrene M. doch bald genug das eigentliche Ziel des herrschsüchtigen Kaisers. Da er einsah, daß ihm nur mit offner Gewalt zu widerstehen sei, so betrieb er seine Rüstungen 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiser übertragene Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, schloß mit König Heinrich II. von Frankreich und einigen deutschen Fürsten 1551 geheime Bündnisse, und wußte seine Maßregeln so geschickt zu nehmen, daß er Karln, der zu Inspruck am Podagra darniederlag, fast gefangen genommen hätte (1552). Als Rechtfertigungsgrund dieser unerwarteten Fehde führte M. an, daß der Kaiser gegen sein feierliches Versprechen den Landgrafen Philipp v. Hessen (M.'s Schwiegervater) immer noch gefangen halte. Der Kaiser gab sogleich die gefangenen Fürsten frei und ließ durch seinen Bruder Ferdinand Vorschläge zur Aussöhnung thun. In Folge dieser Verhandlungen kam der berühmte Vertrag zu Passau am 31. Jul. 1552 zu Stande. M., der sich dadurch mit den Protestanten ausgesöhnt hatte, glaubte nun auch dem Kaiser einen Beweis seiner Anhänglichkeit geben zu müssen, und wohnte noch in demſ. J. einem Zug gegen die Türken bei. Da aber nichts ausgerichtet wurde, ging er nach Sachsen zurück. Bald darauf schlug er bei Sievershausen, am 9. Jul. 1553, den Markgrafen Albrecht v. Brandenburg-Kulmbach, welcher den Vertrag von Passau nicht anerkannte und den Krieg aus Raubsucht fortsetzte; allein er starb am 11. Jul. an der in dieser Schlacht erhaltenen Wunde. — Kurfürst M. besaß, außer jener Klugheit, vermöge welcher er schlau die Umstände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente, die ihn zu einem der ersten deutschen Fürsten machen. Ungeachtet seiner kurzen Regierung verdankt ihm Sachsen viele nützliche Einrichtungen. Um die Wissenschaften erwarb er sich hohe Verdienste durch die Stiftung der Fürstenschulen und mancher nützlichen Institute der leipziger Universität. Ihm folgte sein Bruder August.

Moritz, Graf v. Sachsen, bekannt u. d. N. des Marschalls v. Sachsen. Dieser große Feldherr war der natürliche Sohn des K. August II. von Polen und der Gräfin Aurora Maria v. Königsmark, die ihn 1696 d. 15. Oct. auf einem Dorfe unweit Magdeburg gebar. Er zeigte früh einen feurigen Geist und eine ungewöhnliche, von seinem Vater geerbte Stärke. 1711 ertheilte ihm August II. als Reichsvicar den Titel eines Grafen v. Sachsen und machte ihn bald darauf zum Obersten über ein neu errichtetes Kürassierregiment. Die ersten Waffen trug er in Flandern unter Eugen und Marlborough. Er war 1709 Zeuge der Einnahme von Lille und zeichnete sich sowol bei den Belagerungen von Tournay und Mons als in der Schlacht bei Malplaquet aus. Öffentliches Lob von Eugen und Marlborough erwarb er sich in dem Feldzuge von 1710. Das Jahr darauf

belagerte der König von Polen Stralsund; der junge Graf setzte hier im Angesicht des Feindes durch den Strom. Nach diesem Feldzuge verheirathete ihn seine Mutter mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben; er liebte jedoch zu sehr das Vergnügen und den Wechsel, um sich den Pflichten der Ehe zu unterwerfen. Aber auch unter den Ausschweifungen, denen er sich zuweilen ergab, verlor er das Studium der Kriegskunst nicht aus den Augen. Stets hatte er eine militairische Bibliothek bei sich, mit der er sich täglich, wenn auch nur eine oder zwei Stunden, beschäftigte. 1717 nahm er in Ungarn unter Eugen an der Belagerung von Belgrad und an einem Siege über die Türken Theil. Als er 1718 nach Polen zurückgekehrt war, ertheilte ihm der König von Polen den weißen Adlerorden. Der Friede bewog ihn 1720, nach Frankreich zu gehen, da er die geselligen Eigenschaften der Franzosen liebte. Hier studirte er Mathematik, Kriegs- und Befestigungskunst und Mechanik, für welche er ein ausgezeichnetes Talent hatte. Schon in seinem 16. J. hatte er ein neues Exercitium erfunden und es in Sachsen anwenden lassen. Nachdem er 1722 in Frankreich ein Regiment erhalten hatte, bildete und exercirte er es selbst nach seiner neuen Methode. 1726 wählten die Stände von Kurland ihn zu ihrem Fürsten. Allein Menzikoff, der nach dem Herzogthum strebte, schickte 800 M. Russen nach Mitau, die den Grafen in seinem Palast belagerten. Dieser, obgleich er nur 60 M. hatte, vertheidigte sich mit großem Muth. Die Belagerung wurde aufgehoben und die Russen entfernten sich. Als aber auch Polen zu den Waffen griff, benutzte er 1729 eine günstige Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Man behauptet, daß die verwitwete Herzogin v. Kurland, Anna Iwanowna, zweite T. des Zaars Ivan Alexiewitz, ihm Hoffnung zur Ehe gemacht, nachher aber wegen seiner Unbeständigkeit entsagt habe; so verlor M. nicht nur Kurland, sondern auch den Thron von Rußland, den jene Fürstin in der Folge bestieg. — Als der Graf, von Kurland aus, nach Frankreich um Unterstützung an Geld und Menschen schrieb, versetzte die berühmte Schauspielerin Le Couvreur alle ihre Kostbarkeiten und übersandte ihrem Geliebten 40,000 Livres. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich beschäftigte sich M. wieder mit der Mathematik. Er entwarf während eines Fiebers seine „Reveries" (beste Ausg., Paris 1757, 2 Bde., 4.), die er nachher ausfeilte. Dieses Werk, würdig eines Cäsar und Condé, ist keineswegs in einem fehlerfreien, aber in einem männlichen Styl geschrieben und voll kühner und neuer Ansichten in der Kriegswissenschaft, deren Gültigkeit die jetzige Art des Kriegführens bewährt hat. Er beweist die Nützlichkeit der leichten Artillerie, den sichern Vortheil des Angreifenden, den Vortheil der leichten Infanterie und die gewisse Überlegenheit der Infanterie über die Cavalerie, wenn sie den Angriff derselben mit Entschlossenheit erwartet, sowie ihren sichern Untergang, wenn sie anders handelt. Der Tod des Königs von Polen, seines Vaters, entzündete 1733 den Krieg in Europa. Der Kurfürst von Sachsen bot dem Grafen, seinem Halbbruder, den Oberbefehl aller seiner Truppen an, dieser aber zog es vor, als Maréchal-de-Camp in dem franz. Heere zu dienen, und ging zur Armee des Marschalls v. Berwick an den Rhein. Hier entschied er in der Schlacht von Etlingen, an der Spitze einer Grenadierabtheilung, den Sieg. Mit gleicher Unerschrockenheit führte er bei der Belagerung von Philippsburg eine Menge von Angriffen aus. Der Grad eines Generallieutenant war 1734 der Lohn seiner Dienste. Im östr. Erbfolgekriege nahm der Graf v. Sachsen (26. Nov. 1741) Prag mit Sturm. Eger wurde einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben ebenfalls erobert. Dann führte er die Armee des Marschalls v. Broglio an den Rhein zurück und bemächtigte sich der Linien von Lauterburg. Im März 1744 wurde er Marschall von Frankreich; doch konnte er als Protestant nicht in dem Marschallstribunal seinen Sitz nehmen. Sein Feldzug in Flandern (1744), ein Meisterstück der Kriegskunst, stellt ihn an die Seite von Turenne. Er wußte den

an Zahl überlegenen Feind in Unthätigkeit zu halten. Das J. 1745 war noch glorreicher. Im Jan. war zu Warschau zwischen der Königin von Ungarn, England und Holland ein Bündniß geschlossen worden. Trotz einer schweren Krankheit übernahm der Marschall den Oberbefehl der franz. Armee in den Niederlanden. Bald nach Eröffnung des Feldzugs lieferte er die Schlacht bei Fontenoi, 11. Mai 1745. Er schien dem Tode nahe; dennoch stieg er während des Gefechts zu Pferde; aber seine Schwäche ließ jeden Augenblick für sein Leben fürchten. Er gewann den Sieg, auf welchen die Einnahme von Tournai, Brügge, Gent, Oudenarde, Ostende, Ath und (28. Febr. 1746) Brüssel folgte. Im April d. J. ertheilte der König dem Sieger von Fontenoi ein Naturalisationspatent. Nach dem Siege von Raucour, d. 11. Oct. 1746, schenkte ihm der König 6 Kanonen; das Jahr darauf ernannte er ihn zum Marschall aller seiner Armeen, und nach dem Siege bei Lawfeld (2. Jul. 1747) und der Einnahme von Bergen-op-Zoom (16. Sept.) zum Oberbefehlshaber in den eroberten Niederlanden. Hierauf belagerte der Marschall Mastricht (Apr. 1748), dessen Fall die Eroberung Hollands zur Folge gehabt haben würde: daher bot die Republik den früher von ihr verweigerten Frieden an. Dieser wurde d. 18. Oct. 1748 zu Aachen geschlossen. M. zog sich nunmehr auf das Schloß Chambord zurück, das der König ihm zum Gebrauch überlassen hatte, und machte von hier eine Reise nach Berlin zu Friedrich d. Gr., der ihn mit der ehrenvollsten Auszeichnung behandelte. Nach seiner Rückkehr lebte er in der Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern und Philosophen, und starb zu Chambord an einem Blutsturz d. 30. Nov. 1750. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht zu Strasburg in der lutherischen Kirche St.-Thomas beigesetzt und ihm daselbst 1777 auf Ludwigs XV. Befehl durch Pigalle ein Denkmal errichtet. Zum Erben hatte er den sächsischen Grafen Friese eingesetzt. Den Preis, welchen die franz. Akademie auf die Lobrede des Marschalls setzte, gewann Thomas. Man erzählt, daß ihn mehre chimärische Plane beschäftigten; er habe bald die Juden wieder zu einem Volke vereinigen, bald sich zum König von Corsica machen, bald ein Königreich in Amerika, namentlich in Brasilien, gründen wollen.

Moritz von Nassau, Prinz von Oranien, der jüngste Sohn aus der 2ten Ehe des Prinzen Wilhelm I. von Oranien, geb. zu Dillenburg 1567, studirte zu Leyden, als sein Vater 1584 meuchelmörderisch erschossen wurde, worauf ihn in seinem 18. J. die Provinzen Holland und Seeland, nachher auch Utrecht, zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten ausgerüstet, übertraf er als Feldherr bald alle Erwartungen. Er nahm 1590 durch Überfall Breda, darauf befreite er Geldern, Ober-Yssel, Friesland und Gröningen von den Spaniern. Nun erhielt er, nebst dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen, zugleich die Statthalterschaft von Geldern und Oberyssel; die von Friesland und Gröningen wurde seinem Vetter, Grafen Wilhelm v. Nassau, zu Theil. Überhaupt nahm M. den Spaniern, bis zu dem 1609 auf 12 J. geschlossenen Waffenstillstand, gegen 40 Städte und mehre Festungen; er schlug sie in 3 Feldschlachten, ungerechnet die Siege zur See, welche die republikanischen Viceadmirale an den spanischen und flandrischen Küsten erfochten. So wurde M. der Gegenstand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volks; auf diese baute sein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrschaft. Dazu benutzte er mit die theologischen Zänkereien der Arminianer und Gomaristen, oder der Remonstranten und Contra-Remonstranten. Er unterstützte die Gomaristen mit großem Eifer, ja mit Gewaltthätigkeit (vgl. **Barneveldt**); allein aller Bemühungen ungeachtet, die Freiheit des Staats durch Parteisucht zu untergraben, sah er sich endlich doch genöthigt, von der Ausführung seiner Entwürfe abzustehen. Er starb im Haag d. 23. April 1625, und hatte seinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger. Das Leben dieses Statthalters war eine selten unterbrochene Kette von Gefechten,

Belagerungen und Siegen. Den Krieg verstand er meisterhaft, und führte ihn als Held. Sein Heer galt für die erste Schule der Kriegskunst. Die von ihm gebildeten Krieger haben seinen Ruhm vermehrt. Wie Montecuculi besaß er die seltene Kunst der Märsche und Läger; wie Vauban das Talent der Befestigung und Vertheidigung; wie Eugen die Geschicklichkeit, die zahlreichsten Heere in den unergiebigsten und erschöpftesten Ländern zu erhalten; wie Vendôme das Glück, bei den Soldaten, wenn es galt, mehr zu erlangen als man zu erwarten das Recht hat; wie Condé jenen untrüglichen Überblick, der den Erfolg der Schlachten entscheidet; wie Karl XII. die Fähigkeit, die Truppen fast unempfindlich gegen Hunger, Kälte und Beschwerden zu machen; wie Turenne das Menschenleben zu schonen. Nach Folard's Urtheil war M. der größte Infanteriegeneral seit den Zeiten der Römer. Er hatte die Kriegskunst von den Alten gelernt und erweiterte sie durch Anwendung eigner und fremder Erfindungen.

Moritz (Karl Philipp), ein genialer Schriftsteller. Geb. d. 15. Sept. 1757 zu Hameln von armen Ältern, kam er zu einem Hutmacher in die Lehre. Sein unruhiger Geist und seine Neigung zum Sonderbaren und Außerordentlichen trieben ihn aus seiner Heimath. Nach mancherlei Schicksalen fand er endlich so viel Unterstützung, um 2 Jahre in Wittenberg studiren zu können. Doch betrieb er seine Studien sehr unregelmäßig, und folgte dann einem Rufe Basedow's nach Dessau, wo er sich auch nur kurze Zeit gefiel. Seine Bemühungen, in Potsdam eine Predigerstelle zu erhalten, schlugen fehl; er war der Verzweiflung und dem Wahnsinne nahe, als er durch Teller und Büsching eine Lehrerstelle an dem grauen Kloster zu Berlin erhielt. Aber auch dieser Lage bald überdrüßig, unternahm er 1782 eine Reise nach England, die er, auf einem Spaziergange, ganz unvorbereitet antrat. Nach seiner Rückkehr überfiel ihn neuer Unmuth. Er sah sich in mancher Hoffnung getäuscht und glaubte tödtlich krank zu sein. Indeß genas er und erhielt 1784 eine außerordentl. Professur am berlinischen Gymnasium, hielt Vorlesungen über deutsche Sprache und schöne Wissenschaften und studirte eifrig Geschichte. Die Redaction der Voß'schen Zeitung führte er nur kurze Zeit, da er sich in die dazu nöthige Ordnung nicht fügen konnte. Eine Reise in die Schweiz, die er mit einigen Freunden unternahm, ward nur halb ausgeführt. Nach seiner Rückkehr faßte er eine schwärmerische Liebe für eine verheirathete Frau, die ihn zu seltsamen Verirrungen und zu der Rolle eines zweiten Werther verleitete. Er wäre vielleicht im Stande gewesen, wie sein Vorbild zu enden, wenn nicht die längst ersehnte Reise nach Italien seinem Geiste eine andre Richtung gegeben hätte. Er trat sie 1786 an und verweilte 2 Jahre in Rom. Ungeachtet seiner Thätigkeit, blieb dieser Aufenthalt doch ohne tiefern Gewinn für ihn, da er zu unvorbereitet und in seinen Studien zu unstet und phantastisch war. Göthe, der ihn hier kennen lernte, nahm sich seiner freundschaftlich an und machte ihn mit dem Herzog von Weimar bekannt, auf dessen Verwendung M. Mitglied der berliner Akademie wurde. Im Winter von 1788—89 kam er nach Deutschland zurück. Er erhielt jetzt die Professur der Alterthumskunde und der Theorie der schönen Künste bei der Akademie der bildenden und mechanischen Künste; zugleich aber schloß er eine Ehe, die unglücklich ausfiel. So starb er d. 26. Juni 1793. Ohne Einheit und festen Lebensplan war M. eigentlich nie zu einer klaren Anschauung seiner selbst und der Welt gekommen; sein ganzes Leben war eine Reihe von Inconsequenzen; ja, man darf sagen, er lebte in einer steten Unwahrheit und machte fast immer den Schauspieler eines fremden Lebens. Daher sein steter Kampf mit den Menschen und den äußern Verhältnissen. Seine zahlreichen Schriften, mythologischen, antiquarischen, psychologischen, grammatischen Inhalts, unter welchen die deutsche Prosodie den meisten Werth hat; ferner Reisebeschreibungen durch England und Italien u. s. w. tragen das Gepräge seines Geistes und sind zum Theil sehr anziehend

und belehrend. In den Romanen „Anton Reiser" und „Andreas Hartknopf" hat er sein Leben theilweise zu beschreiben versucht. S. über ihn Varnhagen v. Ense in seinen „Deutschen Erzählungen".

Moritzburg, Amt und Schloß, drei Stunden von Dresden, nahe an der großenhainer und berliner Straße, bei dem Flecken Eisenberg, im meißner Kreise des Königreichs Sachsen. Das Schloß fing Kurfürst Moritz 1542 an zu bauen. Kurfürst Christian I. vollendete den Bau 1589. Seitdem ward es erweitert und unter Friedrich August I. sehr verschönert. Dieser prachtliebende Fürst (als König von Polen August II., der Starke) und sein Nachfolger gaben hier festliche Jagden und Bälle mit Götter- und Türkenaufzügen. Oft waren schöne Frauen die Königinnen des Festes. Die Umgebungen, große Teiche mit Schwänen besetzt, Waldungen, perspectivisch durchschnitten, ein reicher Fasanengarten mit dem neuen Schlosse, die Menagerie, mehre schöne Privatgebäude, und ein Park für Rehe, Damhirsche und wilde Schweine machen das alte bethürmte Schloß, welches wie eine Insel aus einem schönen Wasserspiegel stattlich sich erhebt, zu einer wahren Dianenburg. So heißt auch das Schloß auf Kupferstichen von 1734. Außer 7 großen Sälen, einer Capelle und mehren Gewölben, enthält es über 200 Zimmer mit Geräthe und Wandbekleidung (vergoldeten Ledertapeten) in altfranz. Geschmack. Viele, zum Theil sehr kostbare Überreste, vorzüglich kunstreiche Pokale, sind noch jetzt Zeugen der fürstl. Trink- und Jagdlust jener Zeit. Den Tanzsaal, welcher 24 Ellen lang, 30 Ell. breit und 24 Ell. hoch ist (indem er durch 2 Stockwerke geht), hat man ganz weiß gelassen, aber mit 72 vergoldeten Hirschköpfen mit seltenen Geweihen von 24—50 Enden verziert. Überhaupt bezieht sich fast aller Schmuck auf die königl. Jagdfreude des 17. und 18. Jahrh. Unter mehren Gemälden schätzt man eins von Lucas Cranach: die Jagd in der annaburger Heide, mit 40 Personen nach dem Leben gemalt. Auch ein Christus nach der Geißelung, von fleischfarbenem Marmor, hat Kunstwerth. Das neue Schloß, welches der letztverst. König 1769 bauen ließ, liegt in der Nähe des Parks auf einem Hügel am Ufer des großen Teiches, der über eine Stunde im Umfange hat. An dem Hafendamme und Leuchtthurme lag sonst das Modell einer Fregatte. Mitten im Thiergarten steht das 8eckige Hellhaus, von welchem man über die Bäume weg in die 8 Alleen sehen kann, welche den Thiergarten durchschneiden. Außer dem großen Teiche gibt es bei Moritzburg noch 61 Teiche, welche zum Theil mit Kranichen, Schwänen, wilden Gänsen und Enten besetzt und sämmtlich sehr fischreich sind. Das Ganze ist von dem Friedewalde eingeschlossen, und noch immer in seiner altfürstl. Pracht, mit den großen Wasserspiegeln und den einsamen Schattengängen, nicht bloß für Waidmänner, deren Aufmerksamkeit auch die Einrichtung des Zwingers mit vielen wohl abgerichteten englischen Jagdhunden nicht entgehen wird, sondern für jeden Beschauer ein ebenso reicher als anmuthiger Kunst- und Naturpark.

Morlachen, s. Dalmatien.

Mornay (Philippe de), Herr v. Plessis-Morly (latinisirt Mornaeus), geb. zu Buhy oder Bisbuy in der Normandie 1549, wurde zu Paris erzogen und machte schnelle Fortschritte in den Wissenschaften, namentlich in der Theologie. Man bestimmte ihn der Kirche, aber seine Mutter, eine heimliche Protestantin, verschloß ihm die geistliche Laufbahn. Nach der Bartholomäusnacht bereiste er Italien, Deutschland, die Niederlande und England. Dem Könige von Navarra, nachmaligem Heinrich IV., der das Haupt der protestantischen Partei war, diente er mit s. Degen und s. Feder. Er war sein Gesandter bei der Königin Elisabeth, betrieb die Angelegenheiten seines Herrn, an den ihn wahre Freundschaft knüpfte, mit Treue und Glück, und wirkte aus allen Kräften mit, diesen Fürsten auf den Thron zu heben. Als Heinrich aber zur kathol. Religion übertrat, zog er sich vom

Hofe zurück, ohne daß der König darum aufhörte, ihn zu lieben. Seitdem war M. die Seele der Protestanten; man nannte ihn ihren Papst. Er verfocht die Lehrsätze seiner Partei mündlich und schriftlich. Heinrich IV. machte ihn 1590 zum Staatsrath und in der Folge zum königl. Rath und Statthalter von Saumur. Hier errichtete M. eine Akademie für seine Glaubensgenossen, die viele treffliche Männer gehabt hat. Eine s. Schriften über die Mißbräuche der Messe empörte die kathol. Geistlichkeit; M. wollte s. Gegnern nur in einer öffentlichen Conferenz antworten. Diese fand 1600 in Fontainebleau statt. Du Perron, Bischof von Evreux, war sein Gegner, dem es theils durch überlegene Gelehrsamkeit, theils aber auch durch allerlei Kunstgriffe gelang, den Sieg davonzutragen. Seiner Partei zog M. durch diesen nicht wohl überlegten Schritt bedeutenden Nachtheil zu. Als er später gegen Ludwig XIII. die Sache der Hugenotten führte und ihm sehr dringende Vorstellungen machte, um ihn von gewaltsamen Maßregeln abzuhalten, verlor er, ohne etwas bewirkt zu haben, 1621 sein Gouvernement von Saumur. Er starb 1623. Ein schönes Denkmal hat ihm Voltaire in der „Henriade" gesetzt; weniger günstig beurtheilt ihn Huet, und er hat Recht, wenn er ihm Mangel an gründlicher Gelehrsamkeit vorwirft. Unter M.'s Schriften war die über die Wahrheit des Christenthums („La vérité de la religion chrétienne") die geschätzteste; aber die über das Abendmahl („De l'instruction, usage et doctrine de l'eucharistie") machte das meiste Aufsehen. Schätzbar sind seine „Mém. et correspond. pour servir à l'histoire de la réformation et des guerres civiles en France depuis 1571 jusqu'en 1623". Vollst. Ausg. in 15 Bdn. m. s. Biogr., Paris 1825.

Morpheus (der Nachbildende), nach der Mythologie der Griechen und Römer ein Diener des Schlafs; er wohnte in Cimmerien in einer stillen, dämmernden, nie von den Sonnenstrahlen erleuchteten Höhle. Als Vorsteher und Gott der Träume, welche den Gott des Schlafs (mit welchem er häufig verwechselt wird) zahllos umschwebten, wurde er von diesem oft zu den Sterblichen, besonders zu den Höhern gesandt, um ihnen auf Befehl der Götter im Traume ihr Schicksal bekanntzumachen. Er konnte jedoch nur menschliche Gestalt annehmen; um Thiere nachzubilden, bedienten sich die Götter des Phobetor oder Icelos, und um leblose Gegenstände darzustellen, des Phantasus. Er wird dargestellt als ein schöner Jüngling, mit Mohn gekrönt, in der Hand ein Füllhorn, woraus er mannigfaltige Gestalten schüttet.

Morphine, ein vor kurzem entdecktes, furchtbares Pflanzengift. Über dessen unmittelbare Einwirkung haben die pariser Ärzte Deguise, Dupuis und Leuret genaue Versuche angestellt. S. „Recherches et expériences sur les effets de l'acétate de morphine" (Paris 1824).

Morphologie (von μορφη, Gestalt, und λογος, Lehre) bezeichnet die Lehre von der Bildung und Umbildung der organischen Körper. Dem Worte wie der Sache nach ist sie zuerst von Göthe in die Reihe der technischen Ausdrücke in der Naturgeschichte aufgenommen worden. Er machte zuerst darauf aufmerksam, wie alle und besonders die organischen Körper ihre Gestalt immerfort umbilden; wie sie in einer steten Bewegung sind; wie sie auch da, wo sie als ein Individuum erscheinen, doch nur aus mehren lebendigen Wesen bestehen, die für sich selbständig sind. Diese Wesen sind, meint er, entweder ursprünglich vorhanden, oder aber sie finden sich zu einander. Sie trennen sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Production nach allen Seiten und auf alle Weise. Den Beweis führt er bei den Pflanzen durch die Fortpflanzung mittelst der Absenker und Augen; wie bei diesen letztern, ist ihm auch die Fortpflanzung durch den Samen nur eine Entwickelung vieler gleicher Individuen aus dem Schoße der Mutterpflanze. Bei den Thieren führt er als Beispiel die Infusionsthierchen an, wie

sie bei Mangel an Feuchtigkeit vertrocknen, zerplatzen und eine Menge Körner ausschütten, in die sie wahrscheinlich bei dem naturgemäßen Gange sich auch in der Feuchtigkeit zerlegt und auf solche Weise fortgepflanzt hätten. Vielleicht hätte die Erfahrung, die man bei den Polypen (s. d.) und Regenwürmern gemacht hat, wo Zerschneidung neue gleiche Wesen schafft, hier ebenfalls angeführt werden können. Göthe's „Beiträge zur Naturwissenschaft überhaupt und zur Morphologie insbesondere" (Tübingen 1817 fg.) geben über diesen Gegenstand die anziehendsten Mittheilungen und sind zum größten Theile aus eigner Beobachtung geschöpft.

Morrison (Robert), ein protestantischer Missionnair, der in den engl. Factoreien zu Kanton und Makao gelebt hat. Als Lord Amherst die Gesandtschaft nach China übernahm, sandte die Bibelgesellsch. M. nach Kanton, damit er das Chinesische erlernen und die heilige Schrift in diese Sprache übersetzen sollte. Seine Kenntniß des Chinesischen hat er durch seine „Horae sinicae" (London 1812), seine „Chinesische Grammatik" (Serampore 1815) und sein „Chinesisch-engl. Wörterbuch" bewiesen. Von letzterm erschien der 1. Th. 1815, der 2. 1819 zu Makao; es wird aus 5 oder 6 Bdn. 4. bestehen. Noch hat M. gemeinschaftlich mit Milne das Alte und das Neue Test. in einer chines. Übers. geliefert; der des Neuen liegt eine unter Hodgson's Leitung von einem zur kathol. Religion bekehrten Chinesen 1737 u. 1738 verfertigte Übers., die sich handschriftlich im brit. Museum findet, zum Grunde. Der Druck ist in China besorgt worden, und besteht, wie bei allen chinesischen Büchern, in Holzschnitt. 1820 errichtete Dr. M. zu Malakka ein Anglo-Chinese College für engl. und chines. Literatur und zur Verbreitung des Christenthums, dessen Präsident Dr. Milne ist. Nach 17jähr. Aufenthalte in China kehrte M. 1826 nach England zurück und brachte eine Sammlung von 10,000 Büchern in chines. Sprache, nebst einem Schatze von Nachrichten über dieses noch sehr unbekannte Land, mit.

Mörser, ein Wurfgeschütz, aus welchem Bomben (vgl. d.) geworfen werden und das deßhalb zunächst nur bei Belagerungen in Anwendung kommt. Das Rohr ist gewöhnlich 3 Caliber lang, die Kammer, das ist der Theil des Kessels, in welchen die Pulverladung kommt, ist jetzt fast überall konisch, und mehr oder weniger abgestumpft. Unmittelbar über derselben ist das Lager, wo die Bombe aufgesetzt wird; der übrige Theil des innern Raums heißt der Kessel oder Flug. Der Mörser ruht auf einem Stuhl oder Schemel, der entweder aus einem starken eichenen Blocke, oder aus 2 kurzen, starken, fest verbundenen Pfosten besteht; der Transport der Mörser erfolgt auf sogen. Sattelwägen. Das Caliber der Mörser wird bei den meisten Artillerien nach dem Steingewicht einer für ihre Bohrung geeigneten Kugel benannt. So hat man 30-, 48-, 60pfündige Mörser; bei der engl. und franz. Artillerie wird das Caliber nach dem Durchmesser der Mündung in Zollen benannt, z. B. 8-, 10-, 18zöllige Mörser. (Über die Wurfweiten der Mörser bei verschiedenen Artillerien vgl. Scharnhorst's „Handbuch", 1. Th., 112.) — Das Alter der Erfindung der Mörser läßt sich nicht mit Gewißheit angeben; nur so viel wissen wir, daß sie schon 1522 von den Türken bei der Belagerung von Rhodus gebraucht wurden.

Mortier (Eduard Adolf Casimir Joseph), Herzog von Treviso, Marschall und Pair von Frankreich rc. Er ist 1768 zu Cambrai geb., genoß eine sorgfältige Erziehung, betrat die militairische Laufbahn 1791 als Lieutenant in einem Carabinierregimente, dann trat er als Hauptmann zu dem 1. Bataillon Freiwilliger des Norddepartements, focht mit bei Quiberon (30. April 1793), bei Jemappes, Neerwinden, Hondschooten und zeichnete sich bei jeder Gelegenheit aus. 1794 umging er die Östreicher bei Altenkirchen und unterhandelte mit dem Kurfürsten die Übergabe von Mainz. 1799 wurde er Brigade-, bald darauf Divisionsgeneral. Den 15. März 1800 erhielt er das Commando von Paris und zeigte

seine Anhänglichkeit an Bonaparte nach dem verunglückten Versuch auf das Leben des ersten Consuls am 3. Nivose. Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit England, 1803, besetzte er das Kurfürstenthum Hanover. Nach seiner Rückkunft ward er einer von den 4 Generalen der Consulargarde und den 19. Mai 1804 Reichsmarschall. Im Sept. übernahm er den Oberbefehl einer Division der großen Armee, ging im Oct. auf das linke Donauufer und wurde in dem Gefechte vor Dürnstein von Kutusoff geschlagen. In dem Kriege mit Preußen nahm er am 1. Nov. 1806 das Kurfürstenthum Hessen in Besitz, zog sich durch Hanover an die Küsten der Ostsee, besetzte die Hansestädte und leitete die Feindseligkeiten gegen Schweden, bis Napoleon ihn gegen Ende des Feldzugs zur großen Armee berief, wo er an der Schlacht bei Friedland Theil nahm. Dann befehligte er in Spanien, wo er mit Lannes Saragossa nahm, die Spanier bei Occana schlug und Soult in seinen Operationen gegen Badajoz unterstützte. 1812 befehligte er mit in Rußland und ward von Napoleon, nach dessen Ausmarsch aus Moskau, im Kreml mit dem Befehl zurückgelassen, ihn in die Luft zu sprengen. Bei Wiedereröffnung des Feldzugs 1813 ward er an die Spitze der jungen Garde gestellt, focht bei Lützen, Bautzen, Dresden, Hanau, und 1814 in den verschiedenen Schlachten in Frankreich mit, bis er am 8. April seine Zustimmung zur Entsetzung Napoleons einsandte. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair von Frankreich. Er befand sich in Lille, als der König 1815 sich dorthin flüchtete, und machte diesen mit der ungünstigen Stimmung der Garnison bekannt. Der König ging nach Gent und M. trat in Napoleons Dienste. Nach der zweiten Restauration verlor er die Pairswürde, wurde aber Befehlshaber der Militairdivision in Rouen. 1816 ward er in die Deputirtenkammer gewählt und 1819 aufs neue zum Pair ernannt.

Mortificiren, für ungültig erklären. So wird ein Wechsel, der verloren gegangen ist, mortificirt, indem der jetzige Inhaber gerichtlich vorgeladen wird, um seinen rechtmäßigen Besitz zu beweisen, außerdem aber der Wechsel für ungültig erklärt wird. Ein gewöhnlicher Schuldschein, der nicht ohne vorgängige Genehmigung des Ausstellers aus einer Hand in die andre gehen kann, wird gültiger Weise auch außergerichtlich mortificirt. — Ferner heißt **Mortificiren** und **Mortification** die Ertödtung des Fleisches, und man versteht darunter vornehmlich das Selbstquälen durch Kasteien, Geißeln, Fasten u. dgl., das bei Mönchen, Einsiedlern u. s. w. stattfand und zum Theil noch stattfindet.

Mortuarium oder **manus mortua**, s. Todte Hand.

Morus (Thomas), Kanzler von England unter Heinrich VIII. und einer der Richter der Kingsbench, ausgezeichnet durch Staatskenntnisse und Rechtschaffenheit, war 1480 zu London geb. und studirte zu Oxford. Wissenschaft und Tugend waren die einzigen Gegenstände seines Bestrebens. Er ging, wiewol ungern, an den Hof, wo er sich Ansehen und endlich das Amt eines Kanzlers im Herzogthum Lancaster erwarb. Heinrich VIII. übertrug ihm verschiedene Gesandtschaften. Besonders zeigte M. seine glänzenden Talente in den Berathschlagungen über den Frieden von Cambrai 1529. Das Amt des Großkanzlers und Siegelbewahrers war der Lohn für seine Dienste. M. verwaltete diesen Posten mit der strengsten Rechtschaffenheit und benutzte sein Ansehen nicht einmal zur Beförderung s. Kinder. Auch besaß er, als er von s. Posten abtrat, Nichts, als sein väterliches Erbe, einige unbedeutende Ländereien, die ihm der König geschenkt hatte, und ungefähr 100 Pf. St. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerther, als M. damals die Gunst des Königs im höchsten Grade besaß. Zum Beweise dieser Gunst empfing er das Reichssiegel, das vor ihm nie einem Weltlichen anvertraut worden war. Es blieb aber nur 2 und ein halbes Jahr in seinen Händen. Heinrichs VIII. Leidenschaft für Anna Boulen brach die Bande, die ihn an die römische Kirche knüpften. M. war genöthigt, 1533 sein Amt niederzulegen, da er auf keine Weise

zu bewegen war, den Suprematseid, den der König von allen s. Unterthanen foderte, zu leisten. Als Güte nichts über ihn vermochte, gebrauchte man Gewalt. Man setzte ihn ins Gefängniß; man beraubte ihn s. Bücher, s. einzigen Trostes. Weder s. Freunde noch s. Gattin vermochten ihn gegen s. Überzeugung zu der Eidesleistung zu bewegen. Sein Todesurtheil ward ausgesprochen. Am Vorabend der Vollziehung schrieb er an seine Tochter Margaretha einen Brief, worin sich seine christliche Fassung auf das deutlichste ausspricht. Denselben Gleichmuth zeigte er, als er am 6. Jul. 1535 das Blutgerüste bestieg. Er hinterließ folgende Werke: 1) „Utopia", worin er sein Ideal einer Republik aufstellt; 2) die „Geschichte Richards III. und Eduards V."; 3) eine lat. Übers. dreier Dialogen Lucian's; 4) eine sehr heftige Schrift gegen Luther u. d. N. Thomas Rosseur; 5) einen Dialog: „Quod mors pro fide fugienda non sit"; 6) Briefe und Epigramme. Erasmus, ein vertrauter Freund von M., entwirft in einem Briefe an Hutten ein ausführliches und treues Gemälde von ihm. Hans Holbein der Jüngere, den Thomas M. in seine Dienste nahm, hat sein Portrait mehrmals gemalt.

Morus (Samuel Friedrich Nathanael), ein ausgezeichneter Theolog, geb. d. 30. Nov. 1736 zu Lauban in der Oberlausitz, erhielt auf der dortigen Stadtschule seine erste wissenschaftliche Bildung und bezog 1754 die Universität zu Leipzig. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, kam er als Hauslehrer zu dem Prof. Ludwig in Leipzig. 1760 ward er Magister und las ein Jahr später, nachdem er seine Schrift: „Über die Verwandtschaft der Geschichte und Beredtsamkeit mit der Dichtkunst", öffentlich vertheidigt hatte, Collegia über griech. und latein. Schriftsteller. Bald erwarben ihm seine vorzüglichen Kenntnisse und die Schriften, die er herausgab, allgemeine Achtung. 1768 erhielt er eine außerordentl. philosophische Professur, 1771 ward er ordentl. Prof. der griech. und lat. Sprache und 1780 Ephorus der kurfürstl. Stipendiaten zu Leipzig. In allen diesen Ämtern setzte er sein eignes Studium mit unermüdlichem Eifer fort, und war mehr als hinreichend vorbereitet, 1782, beim Tode Ernesti's, eine Lehrstelle der Theologie zu übernehmen, worauf er 1785 in die dritte, 1786 in die zweite theologische Professur einrückte und mehre akademische Würden erhielt, auch 1787 Beisitzer im leipziger Consistorium wurde. Es ist schwer, die einzelnen Eigenschaften eines so geistig ausgebildeten und in seinen Verhältnissen als Mensch und Gelehrter so ausgezeichneten Mannes in der Betrachtung zu sondern. Denn eben darin bestand sein Hauptvorzug, daß Alles in ihm zu einem schönen moralischen Ganzen verbunden war. Seine gründlichen Kenntnisse in den philosophischen und theologischen Wissenschaften waren nicht leicht erworben, noch weniger durch ein ausgezeichnet glückliches Talent aufgefaßt, sondern die Frucht eines langen Fleißes und eines planmäßigen Studiums. Es lag in seiner geistigen Anlage das Vermögen und die Neigung, sich durch gründliches Wissen, sorgfältige Untersuchung und vorsichtige Prüfung ein Verdienst um die Wissenschaften zu erwerben, nicht aber durch Aufstellung neuer und kühner Gesichtspunkte, oder durch lebhafte Vertheidigung gewagter Meinungen sich auszuzeichnen. Dies Urtheil wird bestätigt theils durch die Wahl der Schriftsteller, die er zur Auslegung wählte, wie des Kaisers Antonin Betrachtungen, Longin über das Erhabene, Plutarch über den Unterschied zwischen einem Freund und Schmeichler, theils durch seine Bearbeitung einiger Classiker, und durch einige in die Philosophie und Ästhetik einschlagende Aufsätze, besonders seinen „Libellus animadversionum ad Longinum", 1773, bei welchem sich eine Abhandlung über den verschiedenen Begriff des Erhabenen findet, ferner seine Aufsätze in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und unter diesen die bereits angeführte „Dissertatio de cognatione historiae et eloquentiae cum poësi". Unter seinen übrigen Schriften wird besonders seine Übers. des Briefes an die He-

bräer, sowie seine 1789 erschienene „Epitome Theologiae Christianae" geschätzt. Er starb 1792 in Folge eines Schlagflusses.

Morveau (Guyton de Louis Bernard, Baron), ein Chemiker, geb. zu Dijon d. 4. Jan. 1737, machte sich 1773 durch die Entdeckung einer Luftreinigungsmethode bekannt, die jetzt überall mit dem glücklichsten Erfolge angewendet wird. (S. Räuchern.) G. de M. war früher Generaladvocat beim Parlament zu Dijon, ein ausgezeichneter Geschäftsmann, beredt und rechtschaffen. Für sein Lieblingsfach, die Chemie, gründete er in Dijon einen Lehrstuhl, den er 13 J. lang selbst versah. 1801 erschien zuerst seine „Description complète de ses procedés de désinfection" („Abhandl. von den Mitteln, die Luft zu reinigen, von Guyton de Morveau; a. d. Franz. von Pfaff", Kopenh. 1802). 1791 war G. de M. Mitglied der Nationalversammlung, hierauf des Convents. In der Schlacht bei Fleurus stieg er in einem Ballon in die Luft. 1797 trat er in den Privatstand. Dann wurde er Director der polytechnischen Schule, die er mit gründen half, und Mitglied des Instituts. Nach der Restauration wurde er pensionirt. Er starb d. 2. Jan. 1816. Seine Gattin übers. chemische Schriften a. d. Engl., Schwed. und Deutschen; auch Werner's Abhandl. über die äußern Kennzeichen der Fossilien, 1790.

Mosaik, musivische Arbeit, ist die Art Malerei, welche aus farbigen oder gefärbten Steinen, Glas= und Marmorstücken, ja selbst Hölzern von verschiedener Farbe durch einen Kitt so fein und künstlich zusammengesetzt ist, daß man in einiger Entferung sie mit dem Pinsel verfertigt glaubt. Der Name wird bald von Moses, als angeblichem Erfinder, abgeleitet, bald von Musa, wiefern darunter Zierlichkeit, Schönheit gedacht ward, bald von *μουσειον*, Museum (eine den Musen geweihte Grotte), vielleicht weil man in solchen Grotten solche Arbeit zuerst anbrachte. Das ital. Musaico, sowie das franz. Mosaïque, sind von dem Worte Musaikon entstanden, dessen sich die byzantinischen Griechen bedienten, welche diese Kunst nach Italien brachten; nicht viel Gewisseres wissen wir von der Erfindung und Geschichte dieser Kunst im Alterthume. Wahrscheinlich entstand sie im Morgenlande, erhielt aber bei den Griechen ihre Ausbildung und kam von diesen zu Sulla's Zeit zu den Römern. In Italien sowie in den meisten von den Römern besetzten Ländern sind sehr viele Mosaiken als Fußboden aufgegraben worden. Als im 5. Jahrh. die Künste und Wissenschaften aus dem beunruhigten Italien flohen, erhielt sich auch diese Kunst unter den byzantinischen Griechen, und kam von ihnen zu Ende d. 13. Jahrh. nach Italien zurück, wo sie auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde, besonders seit Clemens VIII. zu Anfange d. 17. Jahrh. die ganze innere Kuppel der Peterskirche mit solcher Arbeit schmücken ließ. Giambattista Calandra verbesserte die Mosaik durch Erfindung eines neuen Kitts. Er und mehre nachfolgende Künstler wendeten diese Kunst an, Originalgemälde berühmter Meister zu copiren und dadurch in ihrer ursprünglichen Frische und Schönheit zu verewigen, denn eine fast unverwüstliche Dauer dieser Art Gemälde ist einer ihrer größten Vorzüge. Auf diese Weise erhielten sich des Guercino Marter der heil. Petronilla und des Dominichino Abendmahl des sterbenden heil. Hieronymus. Peter Paul von Christophoris legte zu Anfang d. 18. Jahrh. zu Rom eine Kunstschule in Mosaik an und hat viele große Schüler erzogen, welche die Kunst zu immer höherer Vollkommenheit brachten. In neuern Zeiten sind besonders 2 Arten der Mosaik berühmt, die römische und florentinische. Bei jener setzt man die Gemälde aus kleinen Steinen zusammen, wodurch man eine größere Feinheit und Mannigfaltigkeit erreicht und größere historische Gemälde verfertigen kann; die florentinische, welche sich größerer Steine bedient, ist ungleich mühsamer und kann nur kleine Gemälde darstellen. Mosaik in Holz nennen die Italiener Tansia oder Tarsia, die Franzosen Marqueterie (s. d.).

Das mechanische Verfahren bei der Mosaik ist folgendes. Man legt einen Grund von starken Plattsteinen, und klammert diese mit Eisen zusammen. Dieser Grund wird von einer noch dickern Einfassung eingeschlossen. Hierauf wird ein Kitt dick aufgetragen. So lange dieser weich ist, werden die Marmor- oder Glasstücke, der auf demselben vorgezeichneten Figur gemäß, eingesetzt, wobei der Künstler das zu copirende Gemälde beständig vor Augen hat. Verhärtet wird der Kitt so fest wie Stein, und nun wird das Werk polirt. In den neuesten Zeiten hat man die Erfindung gemacht, die Tafel mit dem Mosaikgemälde in 2 bis 3 Platten quer durchzusägen und auf diese Weise das Gemälde zu vervielfältigen. Sollte daher Rauch, Schmuz oder sonst etwas die Oberfläche verdorben haben, so braucht man ein solches Gemälde nur abschleifen zu lassen, um es wieder in seiner ursprünglichen Schönheit zu erhalten. Eine Art deutscher Mosaikmalerei hat 1819 Franz Xaver Fernbach aus dem Badischen, geb. zu Waldkirch im Breisgau, erfunden. Er hat es durch das Studium der Mineralogie, Physik und Chemie in dieser ganz neuen Gattung bis zu der täuschendsten Nachahmung der Farbe, des Gefüges, des Schillerns &c. der Mineralkörper auf seinen Mosaikgemälden gebracht. Auch sind des Prof. Blank's (zu Würzburg) Mosaiken von Moos (s. J. B. Blank's „Beschreib. seiner Mosaikgemälde", herausg. von Benkert, Würzburg 1820), sowie die Arbeiten der Gebr. Catel in Stuck rühmlich bekannt.

Mosaische Religion, s. **Moses**.

Mosaisches Recht, Mosaische Gesetzgebung, der Inbegriff der Gesetze und Rechte, welche in den Schriften Mosis (im Pentateuch) enthalten sind. (S. **Moses**.) Die Verbindlichkeit des mosaischen Rechts ist nach Erlöschung des jüdischen Staats keine vollkommene mehr. Selbst die Juden sind an dasselbe nicht durchaus, sondern nur in religiöser und ceremonieller Hinsicht gebunden, worin die Rabbiner ihre Richter sind. In den christlichen Staaten sind nur einzelne Vorschriften desselben, namentlich die Ehe und die verbotenen Grade betreffend, beibehalten worden. S. Michaelis's „Mosaisches Recht".

Mosaisk (Moshaisk), Kreisst. im Gouvernement Moskau, an der Mündung der Moschaika in die Moskwa, 12 Meilen von Moskau, mit 4000 Einw., bekannt durch die Schlacht, welche Napoleon am 7. Sept. 1812 den Russen lieferte. Sie heißt richtiger die Schlacht an der **Moskwa** (s. d.).

Mosambique, s. **Mozambik**.

Moscati (Pietro), berühmt als Arzt und Staatsmann, geb. 1736, starb zu Mailand am 19. Jan. 1824, in einem Alter von 88 J. Für die Arzneiwissenschaften erzogen, war das Wissen nach allen Richtungen hin der Mittelpunkt seines jugendlichen Eifers. Die Ideen J. J. Rousseau's, selbst die Ansicht des genfer Philosophen vom Naturzustand, erfaßte er mit so viel Lebhaftigkeit, daß er durch alle Gründe der Anatomie und der Physik den Leuten einreden wollte, auf 4 Füßen zu gehen. Oft mag der Wunsch, die Geister aufzuregen, ihm bei seinen zuweilen auffallenden Meinungen vor der Seele geschwebt haben. Jedes Unternehmen fördernd, was Wissenschaft und Kunst oder die Bildung seines Vaterlandes weiterbringen konnte, wurde er auch in die Unruhen der Revolution verflochten. Anfangs verfolgt, dann 1798 zu einem der Directoren und bald darauf zum Präsidenten der cisalpinischen Republik erhoben, ward er 1799 nach dem Eindringen der Russen und Östreicher verhaftet, bei einer Krankheit des Erzherzogs Karl aber zu Rathe gezogen und frei gelassen. Nach der Schlacht von Marengo trat er wieder in den Staatsdienst ein, wurde zu der Consulta in Lyon beschieden, durch welche Napoleon die cisalpinische Republik im Jan. 1802 in die italienische verwandelte, und war Mitglied der Staatsconsulta, die im März 1805 zu Paris dem Kaiser Napoleon die ital. Königskrone antrug. Hierauf wurde er Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, Senator des Königreichs Italien, Mitglied des ital.

Instituts, Präsident der ital. Akademie, Graf, Großwürdeträger des Ordens der eisernen Krone und einer der Italiener, die bei Napoleon am meisten galten. Dasselbe Vertrauen schenkte ihm der Vicekönig Eugen. Ehren und Reichthum dienten aber dem edeln Manne nur dazu, die Wissenschaften zu pflegen und Die zu unterstützen, die sie betrieben. Sein Haus war eine Akademie, voll Bildungsmittel, Maschinen, Instrumente, anatomischer Präparate u. s. w., für Jeden offen, der davon Gebrauch machen wollte. Das Alexanderlyceum besitzt noch die kleine Sternwarte, die er auf dem Thurme einer aufgehobenen Kirche errichtet hatte. Für seine Freunde und Bekannten blieb er selbst in seinen hohen Würden der Arzt, sowie er überhaupt seinen Rath Niemand versagte. 1814 war M. einer von den Senatoren, welche für die Erhebung des Vicekönigs zum Souverain des Königreichs Italien am eifrigsten sich erklärten. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er außer aller öffentlichen Thätigkeit zu. Die Achtung seiner Mitbürger und aller Freunde der Wissenschaften und Künste blieb sein Trost, und ihr Schmerz bei seinem Tode ein rühmlicher Lobspruch für sein nützliches Wirken. 19.

Moschee (**Medsched**, **Mesdschijet**), ein türkisches Bethaus. Im Äußern unterscheiden sich die Moscheen von andern Gebäuden durch ihre gewölbten und mit Blei bedeckten Kuppeln, ihre Minarets (Thürme) u. s. w. Sie sind viereckig und haben Vorhöfe mit Brunnen zum Abwaschen. Die Eingänge sind von Außen dergestalt mit Ketten verhangen, daß man nur gebückt hindurchkommen kann. Inwendig findet man keine Zierrathen, außer einigen Sprüchen des Korans, die an die weiße Wand geschrieben sind. Der Boden ist meistentheils mit Tapeten belegt, ohne Stühle und Bänke. In einem Winkel gegen Südosten ist ein Stuhl, auf welchem der Iman sitzt, wenn er das Gebet abliest. Nach der Gegend zu, wo Mekka liegt, ist eine Tafel oder ein Schrank in der Wand, worin gewöhnlich einige Abschriften des Koran liegen, zum Zeichen, daß nach dieser Gegend die Betenden ihren Blick richten sollen. Dieses heißt die Kebla. Unterschieden von den Moscheen sind die Dschami's, in welchen der feierliche Freitagsgottesdienst, wie auch die öffentliche Fürbitte für den Kaiser (Kutba) verrichtet wird. Die schönste unter den kaiserl. Moscheen in Konstantinopel ist die Sophienmoschee. Gewöhnlich darf Niemand, als wer sich zur Religion Mohammed's bekennt, in eine Moschee gehen. Doch leidet dies seine Ausnahmen. So wurde die Sophienmoschee, einem alten Herkommen zufolge, jedem venetianischen Gesandten, für einige Dukaten, auch wol andern Personen, geöffnet. Die kaiserl. Moscheen sind vielfältig mit öffentlichen Schulen (Mädräs), Hospitälern (Imärets), auch wol Küchen verbunden, wo für die Armen gekocht wird. Ihre Einkünfte sind auf gewisse Bezirke und Grundstücke, deren Bewohner große Vorrechte haben, angewiesen.

Moscheles (Ignaz), einer der berühmtesten Pianofortespieler und beliebter Componist für sein Instrument, ist den 30. Mai 1794 zu Prag geb. Sein Vater, ein israelitischer Kaufmann, ließ seiner ältesten Tochter Clavierunterricht geben. Bei diesem Unterrichte verrieth der junge M. so viel Neigung und Aufmerksamkeit, daß ihn sein Vater ebenfalls durch einen Böhmen, Zahradka, und darauf durch einen gewissen Hozelo.. in der Musik unterweisen ließ. Da aber der Knabe bald Spuren eines eminenten Talents an den Tag legte, so übergab ihn sein Vater 1804 dem Unterrichte des als Theoretiker rühmlich bekannten Friedr. Dionys Weber (Director des Conservatoriums in Prag). Dieser machte ihn zuerst mit Mozart's Compositionen bekannt, die der Knabe bald mit einer Präcision und einem Ausdrucke vortrug, welche ihm die Bewunderung der Kunstverständigen erwarben. Der Sinn für das Feierliche, welcher sich in seinem Spiel beurkundete, bewog seinen Meister, ihn auch in das Gebiet des strengen Styls einzuführen und ein ganzes Jahr lang nur Bach's und Händel's Werke studiren zu lassen, die er

in kurzem rein, deutlich und kräftig vortrug. Mit der musikalischen Übersicht, welche er sich dadurch verschaffte, stieg seine Fertigkeit vom Blatte zu spielen; dabei entwickelte sich auch das Talent, ein ihm aufgegebenes Thema aus dem Stegreife auf eine interessante Weise durchzuführen. Bald machte sich auch der lehrbegierige Knabe, der schon in seinem 8. J. einige Compositionsversuche gemacht hatte, die Gesetze des Contrapunkts zu eigen. Zuletzt ließ ihm sein Lehrer Clementi's Claviercompositionen, welche so vorzüglich geeignet sind, eine gründliche Virtuosität im Pianofortespiel zu bilden, fleißig einüben und studiren. Jetzt trat der junge Virtuos nicht nur in angesehenen Privatcirkeln, sondern auch in öffentlichen Concerten auf. Dies geschah zuerst 1806. Seine täglich wachsende Kunstfertigkeit, sein reiner kräftiger Vortrag, in Verbindung mit seinen harmonischen Kenntnissen, wurden bald so allgemein anerkannt, daß ihn mehre Kunstfreunde in seinem 14. J. auffoderten, nach Wien zu reisen, um dort seine Bildung zu vollenden. Es gelang ihm, in Wien des berühmten Albrechtsberger's Unterricht im doppelten Contrapunkt und in der Fuge zu gewinnen und Salieri's väterlichen Rath genießen zu können. Hier entwickelte sich nun sein Kunsttalent mit solchen Riesenschritten, daß er bald der Mittelpunkt der Instrumentalconcerte und ein Liebling des wiener Publicums ward. Zu diesen glänzenden Fortschritten trug gar sehr der Wetteifer mit andern großen Clavierspielern bei, welche sich damals in Wien aufhielten, namentlich der bekannte Componist Meyer Beer. Dieser Wetteifer veranlaßte auch die Composition seiner beliebten Alexandersvariationen, deren echter Abdruck bei Artaria mit Orchesterbegleitung erschienen ist. Nachdem M. auch auf mehren kleinern Kunstreisen, u. a. auf einer Reise in das nördliche Deutschland (1816) überall großen Beifall eingeerntet hatte, trat er 1820 seine erste große Reise über Holland und Frankreich nach England an, wo er durch seine überraschende Kraft und Bravour, seinen feurigen, glänzenden Vortrag, seine interessanten effectreichen Compositionen und vor Allem durch sein glänzendes Talent, frei zu phantasiren, überall Bewunderung erregte. Nachdem er in London die anerkennendste Aufnahme gefunden und sich dort festgesetzt hatte, reiste er 1823 auf einige Zeit in sein Vaterland zurück und trat u. a. in München und Wien auf; am letztern Orte zu gleicher Zeit mit seinem Freund und Kunstrivalen Kalkbrenner, der in seiner Gesellschaft von London abgereist war. Das ziemlich einstimmige Urtheil der dortigen Kenner war, daß M.'s Spiel nicht mehr bloß im Effectvollen und Glänzenden ausgezeichnet sei, sondern auch an Gediegenheit und Gehalt bedeutend gewonnen habe. Man bewunderte den Glanz seiner Bravour bei der Rundung, Präcision und eigenthümlichen Schattirung des Anschlags. „Durch das Imposante seines Spiels", schrieb ein Kunstkenner, „steht er noch über Kalkbrenner, der bei gleicher Bravour mehr das Sentimentale liebt". M. executirt seine Passagen mit eminenter Sicherheit und Kühnheit, und beherrscht seine Töne mit der größten Freiheit. Er trug am 22. Nov. in Wien ein neues Concert in E-dur (bei Steiner in Wien gestochen) und am 29. Nov. ein Concert aus G-moll, Variationen über das Thema „Au clair de la lune" (von Boyeldieu) und eine freie Phantasie mit stürmischem Beifall vor. Die Kenner fanden, daß auch die Compositionen dieses jungen Meisters an Gediegenheit der Erfindung und kunstreicher Ausführung, und insbesondere in Gewandtheit der Instrumentirung sehr gewonnen haben. 1824 überfiel ihn in seiner Heimath eine Krankheit, welche ihn nöthigte, im Sommer d. J. die böhmischen Bäder zu gebrauchen. Wiederhergestellt, reiste er über Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg und Paris nach London zurück. 1826 machte er eine neue Kunstreise in Deutschland. Um das Spiel dieses Meisters etwas genauer zu charakterisiren, setzt der Verf. dieses Aufsatzes dem Obigen Folgendes hinzu. Die mechanische Vollendung im Pianofortespiel, welche M. als Mittel seiner Kunstübung so unverrückt im Auge hat, daß er keinen Tag ohne Übung vorübergehen

läßt und, nach eigner Erzählung, auf der Reise sich einer dazu besonders eingerichteten und zum Zusammenschlagen gefertigten Tastatur ohne Saiten bedient, zeigt sich bei diesem Virtuosen nach zwei Seiten hin gleich groß; nämlich ebenso sehr im Glänzenden und Gewaltigen als im Hervorbringen des Zierlichsten und Niedlichsten. Sein Spiel hat eine Kraft, Dauer und Schnelligkeit, welche bei einem eben nicht kräftigen, vielmehr etwas schwächlichen Körper überraschend ist und zugleich als das Resultat innerer Energie angesehen werden muß. Seine vollgriffigen Passagen und gewaltigen Sprünge zeigen eine Sicherheit und Rundung, die ebenfalls bei der kleinen, aber sonst schön gebauten Hand auffallend ist. Im Glänzenden und Kräftigen aber, wie im Zierlichen und Netten, verräth sich der höchste Fleiß der Ausarbeitung. Diese Kraft und Präcision des Spiels machen dasselbe für den Vortrag des Majestätischen wie des Leichttändelnden und Scherzenden gleich geeignet. Weniger finden wir ihn einheimisch in dem gehaltenen, singenden Adagio, und das Sentimentale scheint ihm fremd zu sein, so viel sich aus öffentlichen Leistungen schließen läßt. Er ist sehr originell in Passagen, und die Bildung origineller Passagen ist oft der Mittelpunkt seiner freien Phantasien, die darum auch zum großen Theil die Gestalt von Variationen annehmen. Aber er ist immer mit ganzer Aufmerksamkeit bei seinem Spiele gegenwärtig und sein vortrefflicher Anschlag nimmt die Farbe aller Gemüthszustände an, in denen er gern verweilt; was er aber auch vortrage, immer wird der Reichthum, Glanz und die Sicherheit seiner Virtuosität des glänzendsten Erfolgs gewiß sein. — Das Betragen dieses Virtuosen zeigt einen ruhigen, verständigen Sinn, der sich durch ein frühes Leben in der großen Welt gebildet hat, eine Beherrschung seiner selbst, welche sonst in diesen Jahren selten ist. In Gesellschaft schweigt dieser Künstler mehr als er spricht; wenn er aber über seine Kunst redet, da spricht er seine Meinung immer mit einer männlichen Bestimmtheit aus. Seine Artigkeit und Gefälligkeit ist nie mit Vergessen seines Werthes verbunden, und in seinem Urtheil strebt er den fremden anzuerkennen. Unter seinen frühern Compositionen sind, außer den angeführten Alexandersvariationen, anzuführen die Beethoven gewidmete Sonate, und die Sonate mélancolique, ein Sextett mit Pianoforte, eine Phantasie im ital. Style, die Allegri di bravura (letztere nur für bedeutende Clavierspieler ausführbar), ein vierhändiges Rondo und eine vierhändige Sonate (bei Artaria in Wien erschienen), ferner die brillanten Variationen über das Thema „Au clair de la lune", welche eine reiche Phantasie beurkunden, und „Jadis et aujourd'hui", ein einzelnes charakteristisches Clavierstück, und seine Etuden und mehre elegante Tonstücke. Außerdem hat er 5 Pianoforteconcerte in folgender Ordnung geschrieben: 1) aus F, welches auch zuerst (bei Cappi und Diabelli in Wien) erschienen ist; 2) ein brillantes und an Schwierigkeiten reiches Concert aus Es-dur, welches eine große Polonaise als Schlußsatz enthält und noch nicht erschienen ist; 3) aus G-moll (in Wien bei Mechetti), das phantasiereichste und gediegenste Werk, welches wir von diesem Meister kennen, und 4) aus E-dur (Wien bei Steiner), 5) aus C-dur (noch Mscpt.). 44.

Moscherosch (Johann Michael), eigentlich Kalbskopf, einer der vorzüglichern deutschen Schriftsteller d. 17. Jahrh., geb. d. 5. März 1600 zu Wilstedt in d. Grafsch. Hanau-Lichtenberg (Badischen), wo sein Vater Prediger war, studirte zu Strasburg, wurde 1624 Magister, 1626 Hofmeister der jungen Grafen v. Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen v. Krichingen und 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernst Bogislaus v. Croi zu Vinstingen an der Saar, von wo er nach Strasburg flüchtete, um dem Ungemach des Krieges, in welchem er sein ganzes Eigenthum verloren hatte, zu entgehen. Darauf ward er kön. schwedischer Kriegsrath, wie auch späterhin Secretair und Fiscal zu Strasburg; endlich 1656 ernannte ihn der Graf Friedr. Kasimir v. Hanau zu seinem

Rathe und in der Folge zum Präsidenten bei der Kanzlei, der Kammer und dem Consistorium zu Hanau. Er starb 1669 zu Worms. M. war seit 1645 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte, und zu seiner Zeit ein sehr beliebter Schriftsteller unter dem Namen Philander v. Sittewald. Das Wichtigste, was wir von ihm haben, ist das satyrische Werk: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders v. Sittewald, das ist, Strafschriften Hans Michael Moscherosch v. Wilstedt, in welcher aller Welt Wesen, aller Menschen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel stellet und gesehen werden u. s. w." (Strasb. 1650). (Eine andre Ausg., Leyden 1646 und 47, die ungleich mehr enthält, wurde von dem Verf. nicht anerkannt.) M. hat zwar die Idee zu s. Gesichten dem Spanier Quevedo zu danken, keineswegs aber denselben bloß nachgeahmt. Man erkennt darin viel eigenthümliche Laune, Weltkenntniß, Gutherzigkeit und einen Geist der Satyre, der sich bald ernsthaft, bald komisch und burlesk äußert. Die Schreibart ist körnicht und lebendig, wiewol nicht frei von den Fehlern jener Zeit. Nicht zu verwechseln ist übrigens dieser Schriftsteller mit s. Bruder Quirinus M., der u. d. N. Philander ein Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war und ein „Poetisches Blumenparadies" drucken ließ.

Moschus, ein griechischer Idyllendichter aus Syrakus, war, wie sein Zeitgenosse Bion, ein Nachahmer des Theokrit, den sie jedoch durch Schmuck zu überbieten suchten. Die von ihm noch vorhandenen Poesien sind mehr episch-mythische und zum Theil elegische Schilderungen oder lyrische Herzensergießungen und hymnische Darstellungen als wahre Idyllen, die kleinern Gedichte aber epigrammatische Lieder und poetische Tändeleien. Seine Gedichte sind gewöhnlich mit denen von Bion (s. d.) zusammengedruckt, und übersetzt von Manso und Voß.

Moschus oder Bisam, eine starkriechende Substanz, welche von dem männlichen Bisamthiere gewonnen wird. Ursprünglich ist sie weich; getrocknet ist sie zerreiblich, von Farbe schmuzig, schwarzbräunlich und dem geronnenen Geblüt ähnlich; ihr Geschmack ist etwas harzig und bitterlich. Der Moschus macht einen bedeutenden Handelsartikel aus. Er wird aus China, Ostindien und Persien durch die Engländer nach Europa gebracht. Auch Rußland erhält aus seinen asiatischen Provinzen viel Bisam; allein dieser, sowie der ostindische, ist viel schlechter als der tibetanische. Wegen s. Kostbarkeit wird er auf verschiedene Weise verfälscht. In der Medicin bedient man sich des Moschus als eines auf die Nerven wirkenden Mittels.

Moscovade, s. Zucker.

Mosel (Moselle), die, ein Nebenfluß des Rheinstroms, entspringt in Frankreich am Berge Faucilles in dem Wasgaugebirge, nahe bei der Quelle der südlich fließenden Saone, wird bei Pont-à-Mousson schiffbar und ergießt sich bei Koblenz, Ehrenbreitstein gegenüber, in den Rhein. Sie durchfließt die franz. Departements des Wasgaus, der Meurthe und der Mosel, einen kleinen Theil des Großherzogthums Luxemburg, die preuß. Provinz Niederrhein. Die Länge ihres Laufes, den sie überhaupt von S. nach N. nimmt, beträgt an 50 Meilen. Ihre vornehmsten Nebenflüsse sind die Meurthe und die Saar. Von Metz bis Trier fließt die Mosel in einem weiten Thale ohne Einschränkung fort; weiterhin verengt sich durch die Abzweigungen des Hundsrücks das Thal derselben; sie macht nun so große Krümmungen, daß sie zu ihrem Laufe von Trier bis Koblenz, der in gerader Linie nur 22 Stunden beträgt, 49 Stunden braucht. Die mittlere Breite des Stroms ist zwischen Trier und Trarbach 430, zwischen Trarbach und Koblenz 595 Fuß. Die Tiefe ist zwischen 15 und 7 Fuß. Die Schifffahrt ist wegen der vielen Krümmungen langsam; gefährliche Stellen sind das Mückenloch und das

Sommerloch, sowie die Felsen bei Briedern und Alff. Die Moselschiffe haben gewöhnlich 80 Fuß Länge und 20 F. Breite und tragen 14—1800 Ctnr. Die Wasserreise auf der Mosel von Trier bis Koblenz ist äußerst anziehend, denn die Ufer zeigen die mannigfaltigsten Ansichten, und fast jedes Dorf, jede Berggruppe bildet eine reizende Landschaft. Eine der schönsten Moselgegenden ist die von Trarbach. Berge, Weinhügel, fruchtbare Thäler vereinigen sich daselbst, und mehre Waldbäche strömen hier in die Mosel. Die vornehmsten an der Mosel liegenden Städte auf ihrem ganzen Laufe sind Pont-à-Mousson, Metz, Thionville, Trier und Koblenz.

Moselschifffahrt und -Handel. So sehr die Schifffahrt auf der Mosel durch Krümmungen und gefährliche Stellen langwierig und beschwerlich wird, so ist sie dennoch für den Rheinhandel, nach dem Main und Neckar, die bedeutendste Rheinstrom-Nebenstraße. Die Wassermasse der Mosel wird auf ein Dritttheil gegen jene des Rheins geschätzt. Eigentliche Fahrbarkeit gewinnt sie erst zu Metz. 218 Schiffer beschäftigen sich auf derselben mit 524 Fahrzeugen, deren 53 unter 100 und 6 von 3—4000 Ctnr. laden können, die Mehrzahl aber eine Ladungsfähigkeit von 600—1000 Ctnrn. besitzt. Sie sind in 39 Häfen vertheilt. Die Moselschiffe (Traubertenkaine und Bohrnachen) sind äußerst stark gebaut, mit platten engen Böden, vorn spitz und rückwärts rund. Sie müssen darum stärkere Böden, Gehölz und Gebörds haben, weil sie bei kleinem Wasser mehr leiden als auf dem Rheine und an einigen Stellen sogar auf ein Fuß Wasser mittelst Lichter über Stock und Stein gefahren oder, besser zu sagen, geschoort werden, daher denn auch die sogen. Schoorbäume vorn und hinten auf diesen Schiffen gebraucht werden. Sie sind zugleich mit starken Eiswangen und Eishölzern versehen und führen das sogen. Senkruder seitwärts. Diese Ruder rühren noch aus alten Zeiten her und sind geeignet, um über die Felsen schräg wegschießen zu können, während die nach holländischer Art an den Stefenkeil befestigten Ruder, welche noch einen Zoll tiefer als das Schiff selbst gehen, für die Ladung gefährlich werden können, indem sie an den Felsen abreißen würden, wenn sie nicht besonders dazu eingerichtet wären. Doch fängt man auch jetzt an, holländ. Ruder für das Überfahren der Steine und Felsen zu brauchen. Die Kaine und Bohrnachen sind auf der Mosel nicht besegelt und führen ganz einfach einen Mast. Wenn sie auf dem Rheine fahren, haben sie Schober und Dopsegel, mehre Anker, Stränge zum Landen und eine Zugleine zu bergaufwärts; auf der Mosel werden sie durch den sogen. Hundskopf gelenkt: ein Block, der mit einem starken Seile vorn am Schiffe befestigt ist und dadurch mit Hülfe des Ruders das Schiff richtet. Abfährig lenkt man sie mit einem vorn am Kopfe befestigten Floßenholz, genannt der Traglappen. Mit demselben ersetzt man Das, was das Ruder nicht zwingen kann, und was der Holländer mit der Kliestocke zu Stande bringt. Die kleinen Wohnungen der mosler Schiffer auf ihren Fahrzeugen sind in dem hintern Hefen angebracht und einen oder einige Schuhe ausgebaut. Bei den großen Moselschiffen heißen sie Buddem, bei den kleinen Kajüte. — Schon zu Zeiten der Römer wollte man die Mosel mit der Saone (damals Araxis) durch einen Canal verbinden, um die Truppensendungen in die Gegenden des Rheins zu erleichtern. Nur die Eifersucht eines römischen Legaten hintertrieb die Ausführung. 1598 soll unter der Regierung Heinrichs IV. ein ähnlicher Plan entworfen worden sein. Seitdem ist dieser Gegenstand nicht mehr zur Sprache gekommen. — Gemeinschaftliche Bestimmungen für die Moselschifffahrt unter den betheiligten Uferstaaten hatten in frühern Zeiten, wo sie selbst für den Rheinstrom nur theilweise durch Verträge bestanden, nicht statt. Unter Napoleons Regierung war Frankreich allein im Besitze des Stroms. Auf dem wiener Congresse aber sind die nämlichen Artikel, welche in Hinsicht des Neckars, des Mains, der Maas und der Schelde festgesetzt wur-

den, auch auf die Mosel, die jetzt mehren Uferstaaten angehört, ausgedehnt worden. (S. Mainschifffahrt.) Nur wurde für diese und die Maas noch besonders beigefügt, daß die Gebühren, welche fortdauernd zufolge der Decrete der franz. Regierung bestanden, nicht vermehrt werden sollten; die betheiligten Regierungen versprachen vielmehr, eine Verminderung bis zum Betrage des auf dem Rhein eingeführten Tarifs, im Falle sie höher sein sollten, stattfinden zu lassen. Diese Verbindlichkeit der Nichterhöhung beschränkt sich jedoch nur auf die Totalität und das Maximum der Gebühren. Alles, was die Classificirung der einer mindern Abgabe unterworfenen Waaren, die Art der Gebührenerhebung, die Polizei der Schifffahrt u. s. w. betrifft, soll durch eine neue Verordnung und so viel wie möglich mit der für den Rhein bestimmten gleichförmig festgesetzt und daher auch von den Mitgliedern der Rheinschifffahrts-Centralcommission, deren Regierungen zugleich Besitzungen auf dem Ufer der Mosel haben, verfaßt werden. Eine Vermehrung derselben darf nur dann eintreten, wenn eine solche für den Rhein nöthig erachtet wird, und zwar nur in dem nämlichen Verhältniß. Noch sind die Conventionsartikel für die Mosel ebenso wenig durch ein gemeinschaftliches Schifffahrtsreglement zur Ausführung gebracht worden als für die andern Nebenströme des Rheins. — Der jetzt zu Berg und zu Thal durch eine Art Beurtfahrten geregelte Handelsverkehr von der Mosel herab in den Rhein wird vorzüglich mit folgenden Gegenständen betrieben: Dachschiefer, Holz, Holzkohlen, Kalk, Apothekerwaaren, Branntwein, Steinkohlen, Gyps, Potasche, Salz, Lohrinden, Pfeifenerde, Glaswaaren, Schleifsteine, vor allem aber Mosel-, und so viel es jetzt das strenge preuß. Mauthsystem möglich macht, auch franz. Weine, von welchen letztern nach der Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich im Durchschnitt jährlich 12—15,000 Piecen Burgunder, 8—900,000 Bouteillen Champagner, 2000 Piecen Bordeaux und 3—4000 Piecen aus den franz. mittäglichen Provinzen auf der Moselwasserstraße ausgeführt wurden. Die sogen. metzer Nachen bringen auch geflochtene Körbe Liqueurs und Confituren; sie gehen nicht selten bis Köln und Holland, aber gewöhnlich nicht mehr bergauf. Die vornehmsten Artikel des Güterzugs aus dem Rheine in die Mosel sind: Stahl, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn und Colonialwaaren. Aus der Lahn erhält die Mosel u. a. jährlich 20—30,000 Ctnr. Masseln oder Gußeisen, auch Mineralwässer. Nach officiellen Angaben bestand 1808 der Betrag der Ausfuhr der Mosel in den Rhein in 720,883 und 1809 in 654,353 Ctnrn. Der Betrag der Einfuhr aus dem Rhein in die Mosel war aber in jenen beiden Jahren und zwar im erstern 96,262 und im andern 172,391 Ctnr., in welchen letzten beiden Summen aber Das nicht begriffen ist, was theils aus der Lahn, theils aus der Stromstrecke zwischen Koblenz und Kaub jenen Weg genommen. 1822 sind von der Mosel zu Thal angekommen 199,890 Ctnr. und zu Berg auf derselben abgegangen 28,033 Ctnr. — Die eigentliche Flößerei auf der Mosel ist nicht sehr bedeutend. So kamen z. B. aus derselben bei Koblenz 1822 nur 1250 Cub.-Met. Eichenholz auf den Rhein. Das Bauholz besteht hauptsächlich aus Eichen, mit so viel Tannen vermischt, als erfoderlich ist, um jene schwimmend zu erhalten. Es kommt in kleinen Flößen; das Faßdauben- und Brennholz wird aber in Schiffen verführt. Gedeau hat in einer französ. Flugschrift den für die Handelsschifffahrt der Mosel wichtigen Vorschlag gemacht, in Metz eine große Messe zu errichten und diese den Erzeugnissen aller Nationen in einem Freihafen zugänglich zu machen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Lage von Metz alle Eigenschaften zu einem Freimarkte des Continents vorzüglich in sich vereinigt, und daß dessen Moselinsel, île Chambière, von der Natur zu einem Freihafen mitten im festen Lande geschaffen ist. So lange aber, nach den franz. Verfügungen über den Transit vom 21. April 1818, wenigen ausländischen Artikeln die Transitbefugniß, besonders in Hinsicht der Hauptgegenstände der In-

dustrie, zugestanden ist, und selbst der erlaubte Durchgang einer Menge Formalitäten und Belästigungen unterworfen bleibt, kann Gedeau's Project nicht zur Ausführung kommen. Es würde für Frankreich ganz allein vortheilhaft sein. Die Regierungen andrer Staaten, vorzüglich der deutschen, müssen daher vielmehr die Franzosen in die Nothwendigkeit setzen, ihre Waaren zu uns zu bringen, damit sie wenigstens Etwas von ihrem Gelde auf unserm Boden ausgeben. 73.

Moser (Johann Jakob), einer der fruchtbarsten Publicisten Deutschlands, geb. zu Stuttgart 1701, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1717 die Universität Tübingen, wo er 1720 Licentiat und noch in dems. Jahre außerordentl. Prof. der Rechte wurde. Da er hier nicht Beifall fand, so ging er 1721 nach Wien, nachdem ihm vorher, auf sein Ansuchen, der Charakter eines herzogl. würtemberg. Regierungsraths ertheilt worden war. Zu Wien ward der Reichsvicekanzler, Graf v. Schönborn, sein vorzüglicher Gönner. Da derselbe jedoch nichts für ihn wirken konnte, und M. nicht katholisch werden wollte, so kehrte er zwar in sein Vaterland zurück, verließ dasselbe aber bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kaiserl. Hofes ansah, und ging aufs neue nach Wien. Eine nochmalige Reise nach Würtemberg überzeugte ihn, daß daselbst für ihn nichts zu hoffen sei; er wendete sich daher 1725 ganz nach Wien. Weil aber das würtemb. Ministerium von s. Aufenthalte zu Wien nachtheilige Folgen für das Land besorgte, so ward er schon 1726 als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen und 1727 zum ordentlichen Prof. der Rechte bei dem fürstl. Collegium in Tübingen bestellt. Der Fleiß, welchen er hier auf s. Vorlesungen und Schriften wendete, zog ihm mancherlei Anfechtungen von Seiten s. Collegen zu, weßhalb er s. Stelle niederlegte. Er ward aber schon 1733 von dem neuen Herzoge, Karl Alexander, wieder in s. vorige Regierungsrathsstelle eingesetzt, welche er 1736 mit der eines preuß. Geheimeraths, Directors der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt a. d. O. vertauschte. Verschiedene Verdrießlichkeiten, besonders über eine vom König angeordnete burleske Disputation, bewogen ihn, diese Ämter 1739 niederzulegen. Er lebte nun 8 Jahre zu Ebersdorf im reußischen Voigtlande sehr glücklich, bis ihn die Ausbreitung der herrnhutischen Secte an diesem Orte, welche ihn und s. Familie vom Abendmahl ausschlossen, auch von hier vertrieb und ihn bewog, 1747 die von dem Landgrafen zu Hessen-Homburg ihm angebotene Stelle als Geheimerath und Chef der Kanzlei anzunehmen; allein wegen des Widerstandes, den er hier in der Ausführung seiner Kameral- und andern Grundsätze erfuhr, gab er auch diesen Platz wieder auf und lebte seit 1749 zu Hanau, wo er für junge Leute eine Staats- und Kanzleiakademie anlegte, welche ihm seine Tage sehr angenehm machte, und von welcher ihn nur der Ruf, den er 1751 als Landschaftsconsulent in s. Vaterland erhielt, abzuziehen vermochte. Als aber hier zwischen dem Herzog und den Landständen allerhand Irrungen und Streitigkeiten entstanden, und Moser, der die Sache der Landstände vertheidigte, für den Verf. der wider den Herzog gerichteten Schriften gehalten wurde, so ließ ihn dieser 1759 durch einen geheimen Cabinetssecretair nach Ludwigsburg berufen und kündigte ihm selbst den Festungsarrest an. Noch am selbigen Tage ward er unter scharfer Bewachung nach Hohentwiel gebracht und dort in sehr enger Haft gehalten, in welcher ihm außer der Bibel, einem Predigt- und Gesangbuche, weder Bücher noch Schreibmaterialien zugestanden wurden. Seine Erzählung, wie er sich in dieser über 5 Jahre dauernden Lage die Zeit zu vertreiben suchte, ist sehr anziehend. Ohne ein einziges Mal während seiner Gefangenschaft verhört worden zu sein, mußte er 1764 auf Befehl des Reichshofraths losgelassen werden. Er begab sich nun wieder nach Stuttgart, wo ihn der Herzog nicht nur für schuldlos erkannte, sondern auch als Landschaftsconsulenten wieder einsetzte, wiewol er als solcher nachher wenig und seit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geschäften

nahm, sondern unter Beibehaltung einer lebenslänglichen Pension den Rest seiner Tage größtentheils unter schriftstellerischen Arbeiten verlebte. 1785, in s. 84. J., beschloß er sein thätiges Leben. Seine vielfachen Erfahrungen, ausgebreiteten Geschäfte und weitläufigen Verbindungen gaben ihm einen sichern praktischen Blick, der gegen die schwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abstach. Durch diesen, sowie durch s. Sammlerfleiß, s. Freimüthigkeit, Geradheit und Ordnungsliebe gab er s. Schriften einen Werth, welcher ihn einer rühmlichen Stelle in der Geschichte des deutschen Staatsrechts würdig macht, wenngleich ihm Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfsinn und eigentliche juristische und historische Gelehrsamkeit abging. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verschiedenartigsten Geschäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen seines Lebens so unverkennbar äußerte. Sein Fleiß war unermeßlich; die Zahl aller s. Schriften beträgt 404, von denen hier nur erwähnt werden können: „Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland" (Tübingen 1754); „Deutsches Staatsrecht" (Nürnb. 1737 fg., 50 Thle., nebst 2 Bdn. Suppl. und 1 Bd. Register, 4.); ein ausführliches und vollständiges Werk vom ganzen deutschen Staatsrechte in lauter einzelnen Büchern (über 25 Bde., 4.); „Deutsches Staatsarchiv" (Hanau u. Frankf. 1751 fg., 13 Bde., 4.) u. s. w., und mehre Schriften des positiven europ. Völkerrechts, welches er zuerst in ein System brachte. Seine eigne Lebensbeschreibung (3. Aufl.) erschien in 4 Thln. (Frankf. u. Leipz. 1777—83). — Sein Sohn, Friedrich Karl von M., welcher mehre Jahre Reichshofrath in Wien, dann hessendarmstädtischer Hofrath war, zuletzt aber privatisirte, hat sich ebenfalls als staatsrechtlicher Schriftsteller durch s. mit großer Kenntniß der Staatsverhältnisse verbundene Freimüthigkeit ausgezeichnet. Er war geb. zu Stuttgart 1723 und starb zu Ludwigsburg 1798. Wir erwähnen unter seinen ausgezeichneten Schriften nur die „Sammlung moral. und polit. Schriften" (1763—64, 2 Thle.); „Patriotische Gedanken von der Staatsfreigeisterei" (1755); „Der Herr und der Diener" (1759); „Reliquien" (1767); „Patriotisches Archiv" (Frankf. u. Leipz. 1784—94, 14 Bde.).

Möser (Justus). Dieser geistreiche Staatsmann, mit Recht Deutschlands Franklin genannt, war geb. 1720 zu Osnabrück und starb daselbst den 7. Jan. 1794. Sein Vater war Kanzleidirector und Consistorialpräsident; die Mutter unterrichtete den gutmüthig feurigen Justus in der franz. Sprache und Literatur, ohne ihm den deutschen Sinn zu verschrauben. Der talentvolle Knabe faßte schnell und verwandelte das Erlernte bald in sein Eigenthum. Schon im 12. Jahre errichtete er mit s. Gespielen eine gelehrte Gesellschaft, in der er sich einer eignen, von ihm erfundenen Sprache bediente. 1740—42 studirte er zu Jena und Göttingen die Rechtswissenschaft; aber das wichtigste Studium für s. Beobachtungsgeist war das offene Buch des menschlichen Lebens. Zugleich bildete er s. Geschmack durch das Lesen der engl., franz. und ital. Classiker. Als Sachwalter nahm er sich mit Wärme und Freundschaft der unterdrückten Unschuld an; er allein widerstand der Willkür des damaligen Statthalters von Osnabrück. Das Zutrauen seiner Mitbürger erhob ihn daher 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landstände zum Secretair und zum Syndicus der Ritterschaft. Sein edler Charakter ward vorzüglich erprobt in den Drangsalen des siebenjähr. Kriegs. Er ersparte durch weise und redliche Thätigkeit seinem hartbedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Kriegslasten bedeutende Summen; dies erwarb ihm die Achtung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Acht Monate lang betrieb er in London das Lieferungszahlgeschäft für das von England besoldete verbündete Heer. Dieser Aufenthalt gab seinem Geiste einen seltenen Reichthum praktischer Erfahrung. Überall im bürgerlichen Ge-

schäftsleben sah er klar den innern Zusammenhang des Zwecks und der Mittel; allein er dachte nicht bloß, sondern arbeitete auch mit beharrlichem Eifer als Staatsmann, und sein edles Herz erhielt ihn stets auf der Höhe des Weltbürgers und Menschenfreundes. Als Schriftsteller brachte er aus dem Lande der Freiheit jene unnachahmlich heitere Laune eines hellen Kopfs und unbefangenen Sinnes zurück, die s. Schriften classischen Werth gibt. Möser war 20 J. hindurch, so lange die Minderjährigkeit des Prinzen von England, welcher als protestantischer Bischof 1761 Osnabrück erhielt, dauerte, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erste Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherrn und den Ständen. Beider Vortheil war nicht immer ein und derselbe. Nur M.'s ausgezeichnetes Talent, seine gründliche Geschäftskenntniß und s. Fleiß, verbunden mit unerschütterlicher Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit, führten ihn gerade und tadelfrei durch alle Reibungen hindurch. Von 1762 an war er 6 J. lang Justitiarius beim Criminalgerichte in Osnabrück, und nachdem er diese Stelle niedergelegt, geheimer Referendar bei der Regierung bis an s. Tod. Nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung nahm er 1783 den Titel eines Geh.-Justizraths an. So groß sein Ruf in s. Wirkungskreise war, so liebenswerth erschien er in dem engern Kreise des Hauses und der Gesellschaft. Für geistigen Genuß stets empfänglich, gab und empfing er Lebensglück in der Mitte der Seinigen; in der Stadt und im Lande, wie er selbst mit Rührung bekannte, erfreut durch Vieles, betrübt durch Weniges, gekränkt durch Nichts. M. war ein großer, stark und ebenmäßig gebauter Mann. Er flößte schon durch sein Äußeres Achtung ein. Sein Gang war fest und sicher; sein Wesen ernst und freundlich; sein Gesicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, aber ausdrucksvoll und Zutrauen einflößend. M. lachte selten, aber fast immer schwebte auf seiner Stirn und um seinen Mund ein heiteres Lächeln. Seine Erholung war der Umgang mit Freunden in Pyrmont; er brauchte nicht den Brunnen, nur gesunde Luft und geistig heiteres Gespräch. Krankheitszufälle wollte er durch Ruhe besiegen, denn er meinte, die Natur kämpfe selbst das Übel nieder, daher dürfe er sie nicht stören. Erst in s. letzten Krankheit, im 74. J., erkannte er seinen Irrthum; er fühlte die Nähe s. Todes und sagte, wiewol mit Gleichmuth: „Ich habe den Proceß verloren!" Ohne Schriftstellerruhm zu suchen, fand ihn M. durch s. gründlichen, geistreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, hellem Weltblick, aus warmer Brust und mit unerreichbarer Laune schrieb er über Fehler und Verbesserung der Sitten, über öffentliche Anstalten, über Geschichte, Staats- und bürgerliches Recht; und sowol der innere Gehalt s. Schriften als s. eigenthümliche Schreibart sichern ihm unter den deutschen Prosaisten eine der ersten Stellen. Seine „Osnabrückische Geschichte" (2 Thle. bis 1192; zuerst gedr. 1765, 3. Aufl., Berlin 1820, unveränd. Abdruck der 2. von 1780) ist voll von scharfsinnigen und eindringenden Bemerk., die über die ältere deutsche Geschichte manchen Aufschluß geben. Den 3. Th. dieses Meisterwerks, mit Urkunden, gab aus des Verfs. handschriftl. Nachlasse Herbart von Bar (Berl. 1824) heraus. Als Nationalwerk verdienen s. „Patriotischen Phantasien", herausg. von s. Tochter J. W. J. von Voigt (4 Bde., 3. Aufl., Berl. 1804, mit M.'s Bildniß), stets gelesen und beherzigt zu werden. Sie entstanden aus den Intelligenzblättern, welche M. für Osnabrück von 1766—82 schrieb, um die Einw. mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf eine zweckmäßige Weise bekanntzumachen. Man bewundert, welchen feinen Gebrauch er von s. Gelehrsamkeit, s. Geschäftskenntniß und s. Lecture zu machen wußte, den Witz, mit welchem er oft gesagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit gab, die Laune, mit der er den Ernst aufheiterte, und das herzliche Wohlwollen, mit dem er über alles Menschliche sich aussprach. Alle, die für die Nation schreiben, sollten M. studiren. Seine „Vermischten Schriften" (2 Thle., nebst M.'s Leben, herausg.

von Fr. Nicolai, Berl. 1797 fg.) enthalten Aufsätze voll Laune und Menschenkenntniß, z. B. der auch ins Engl. übers. „Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen", „Über die deutsche Sprache und Literatur" (gegen Friedrich II.). Vgl. M.'s Leben in Schlichtegroll's „Nekrolog", 1794, Bd. 2. K.

Moses wurde um 1600 vor Chr. unter dem damals hart bedrückten hebräischen Volke in Ägypten geb. Drei Monate nach s. Geburt mußten sein Vater Amram und s. Mutter Jochebed, Beide vom Stamme Levi, zufolge eines königl. Befehls, der alle männliche Geburt der Hebräer umzubringen gebot, den Säugling aussetzen. Doch die lustwandelnde Tochter des ägyptischen Königs (Thermutis nennt sie die Sage beim Josephus) fand im wohlverwahrten Rohrkästchen am Ufer des Nils das weinende Kind, erbarmte sich sein und gab es, da seine nahestehende Schwester Mirjam die Mutter herbeirufte, dieser zur Pflege. So wurden ihm mit der Muttermilch die Gefühle seines unglücklichen Volks eingeflößt, und erst als lehrfähiger Knabe kam er in die Hände der Königstochter zurück, die ihn den aus dem Wasser Geretteten (Mo-üdsche im Ägyptischen, daher das hebr. Moscheh) nannte und an Kindesstatt annahm. Dadurch wurde er zum Priesterstande, zu dem die königl. Familie gehörte, eingeweiht und konnte nun als Priesterlehrling zu allen Künsten und Wissenschaften, die dieser erste Stand des Reichs in streng verhüllten Mysterien bewahrte, gelangen. Sie waren das Höchste, was jene Zeit an Bildung und Einsicht besaß; und daß Moses sich ihrer bemächtigte und noch tiefer als seine Lehrer in die Geheimnisse ihrer Religion, Naturkunde, Gesetzgebung und Regierungskunst eindrang, leuchtet aus seinen Thaten und Reden deutlich hervor. Von dem Feldzuge in Äthiopien, bei dem er in s. 40. Lebensjahre als Anführer der Ägypter mit der Stadt Saba zugleich das Herz der besiegten Prinzessin Tharbis erobert und diese zum Weibe genommen haben soll, spricht nur die jüdische Sage bei Josephus. Indeß konnte M. im Glanze des Hofes sein Volk nicht vergessen; beim Anblicke der Mißhandlungen, die ein ägyptischer Vogt sich gegen einen Hebräer erlaubte, empfand er das Unrecht und brachte den Ägypter heimlich um. Aber diese That wurde bekannt, und er entging den Nachstellungen des Königs nur (die Apostelgeschichte sagt, im 40. Lebensjahre) durch eine schnelle Flucht nach Arabien. Hier fand er bei Jethro, einem midianitischen Hirtenfürsten und Priester, Aufnahme und erhielt dessen Tochter Zipora, die er beim ersten Zusammentreffen durch kräftige Hülfe gegen feindliche Hirten gewonnen hatte, zum Weibe. So hütete nun der Pflegesohn einer Königstochter die Heerden eines Arabers, und die Geschichte sagt nicht, daß er nach etwas Größerm getrachtet habe. Aber vorschweben mußte ihm das Elend seines Volks, und nicht umsonst konnte er auf dem ungewöhnlichsten Wege in das Heiligthum der ägyptischen Weisheit geführt und mit den seltensten Kräften und Kenntnissen ausgestattet worden sein. Sie beschäftigten seinen Geist in der Einsamkeit, sie deuteten ihm die Natur, die ihn, an Räthseln und Wundern reich, mit Schrecken und Pracht in den Wüsten und Gebirgen Midians umgab, und erhoben sein Herz zu dem Gott, den er reiner erkannte als seine Väter. Doch lange bildete sich bei diesem stillen Hirtenleben der Keim des größten Unternehmens in seiner Brust, ehe er hervorbrach und die Gestalt eines tief durchdachten Plans annahm. Moses hatte schon das Alter erreicht, das reife Erfahrung, Geduld und Ruhe gibt, als dies durch eine unmittelbare Auffoderung Gottes geschah. Am Horeb weidend, sieht er einst einen Dornbusch in Feuer, und forschend, warum der Busch nicht verbrenne, hört er aus ihm die Stimme des Herrn, der sich ihm als den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ankündigt und ihm befiehlt, sein Volk aus Ägypten in das Land zu führen, das er den Erzvätern verheißen. Der Name Jehovah, unter dem sich Gott ihm offenbart, war ihm schon aus den ägyptischen Mysterien bekannt, und klar wird ihm hier die Idee des Einzigen, Ewigen und Unveränder-

lichen, die dieser Name insichschließt. Aber nicht ohne Einwendungen und Besorgnisse der Vorsicht und Bescheidenheit entschließt er sich diesem Rufe zu folgen: Pharao ist hart und ungläubig, er selbst geächtet, sein Volk roh und unfähig, die Idee des Gottes, den er ihm ankündigen soll, zu fassen; man wird den Worten seines unberedten Mundes, den eine schwere Zunge im Sprechen hindert, ohne sinnliche Zeichen nicht glauben. Darum gibt ihm Gott die Macht, seine Sendung durch Wunderthaten zu verbürgen, und stellt ihm s. ältern Bruder Aaron als Redner an die Seite. So ausgerüstet kehrt M. im Glauben, daß es ihm mit Gott gelingen werde, nach Ägypten zurück und geht, ein Greis von 80 Jahren, ans Werk. Alle und noch größere Schwierigkeiten, als er vorausgesehen, stellen sich ihm hier entgegen. Zwar wird Aaron sein Mund, und das Volk Israel muß in s. Thaten die Hand Gottes erkennen, aber durch lange Knechtschaft ausgeartet, schwankt es zwischen Glauben und Zweifel. Umsonst bringt er, nach Art der Eingeweihten, die Schlange als Zauberstab in seiner Hand, Veränderungen im Laufe der Natur hervor, deren einige die Kunst der ägyptischen Weisen ihm nicht nachzuthun weiß und für das Werk höherer Kräfte erkennen muß; erst die zehnte der verheerenden Landplagen, die dadurch über Ägypten kommen, das Hinsterben aller Erstgeburt, bewegt Pharao's verstocktes Herz, die Hebräer ziehen zu lassen. M. stellt sich an ihre Spitze und führt sie mit aller ihrer Habe aus Ägypten und zur Zeit der Ebbe mitten durch den arabischen Meerbusen, in dem der treulos nachsetzende Pharao mit Mann und Roß ertrinkt. Doch diese Rettung von dem furchtbarsten Feinde ist nur der Anfang seines Unternehmens; gährend wogt um ihn die rohe Masse eines Volks, das bis jetzt nur den Stecken des Treibers, aber keine Regel in der Freiheit kannte. Der Mangel in der Wüste erregte lautes Murren, das Zusammenstoßen mit feindlichen Beduinenvölkern blutige Kriege, die Eifersucht neidischer Ältesten innere Empörungen wider den Führer; sein Leben kommt nicht selten in Gefahr, und die Macht, die sein Beruf erfodert, kann er oft nur durch Zwang und schreckliche Strafgerichte behaupten. Aber mit bewundernswürdiger Weisheit, Kraft und Erfindsamkeit verfolgt er trotz alles Widerstrebens seinen Plan, die störrische Menge zum gesitteten, frommen und selbständigen Volke zu machen. Er schafft den Hungrigen Brot vom Himmel *) und öffnet den Durstigen neue Quellen aus den Felsen Horebs, nicht als ein Zauberer mit betrüglichen Künsten, sondern als ein Diener des Herrn der Natur, der ihm auf sein Gebet gewährt, was das Volk bedarf. Für etwas mehr will Moses nicht angesehen sein; bei allen seinen Anordnungen beruft er sich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Wohlthat und Schrecken, durch Güte und Ernst väterlich ansichziehen und bilden will. Religion ist der Geist des Gesetzes, das M. im 3. Monate nach dem Auszuge aus Ägypten zu verkündigen anfängt. Angelangt am Sinai, einem Berge Arabiens, läßt er das Volk sich lagern, er selbst aber besteigt den durch uralte Anbetung heiligen Gipfel, wo ihm, umringt von weithallendem Donner, unter den Schauern der Nähe Gottes kund wird, nach welchen Gesetzen Israel leben soll. Auf den Glauben der Erzväter gebaut, sind diese Gesetze mehr eine Herstellung der einfachen Wahrheiten, durch die sich die Urwelt zum Höchsten erhob, als eine neue Religion. M. hat das Verdienst, sie von den Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens, worin sie unter den Händen abgöttischer Völker fast untergegangen waren, gereinigt und nach den Bedürfnissen der aus einer Familie zum großen unbändigen Volke angewachsenen Hebräer ausgebildet zu haben. Der Hauptpunkt seiner Gesetzgebung ist die Lehre, daß Jehovah der einige

*) Man oder Manna, ein vegetabilischer Saft, den die Israeliten von der Kameelstaude (arabisch **charti schuter**) in der arabischen Wüste sammelten und zur Speise bereiteten. Er sieht wie Koriandersamen aus, schmeckt süß wie Honig und heißt jetzt bei den Persern Terengabina.

Gott, der weder einen andern Gott neben sich, noch ein sinnliches Bild seines Wesens dulde, selbst König seines Volkes sein und es durch Priester regieren wolle. Daher haben die Gesetze, durch die er den Cultus, die Staatsverfassung und Rechtspflege, die Sitten- und Gesundheitspolizei der Hebräer bestimmte, insgesammt göttliches Ansehen und dauernde Gültigkeit. Überall von den Grundfoderungen der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen ausgehend, sind sie auf die Eigenthümlichkeit des Volks, auf das Klima und die politische Lage des ihm zum Wohnorte bestimmten Landes und auf den Plan der Vorsehung, es zum treuen Bewahrer einer im Laufe der Zeit vollkommener zu entwickelnden und einst über das ganze Menschengeschlecht zu verbreitenden göttlichen Offenbarung zu machen, trefflich berechnet. Sie verbieten ihm jede Vermischung mit andern Nationen und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; als ein scharf abgeschlossener Gottesstaat soll er abgesondert von allen Nachbarvölkern, selbständig, wie Gott und Herr, frei und allein stehen. Sie nöthigen es durch fest bestimmte, bis in die geringsten Einzelheiten der täglichen Lebensordnung und der geselligen und häuslichen Verhältnisse eingehende Vorschriften, bei denen auch die Auswahl und Bereitung der Speisen und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers nicht vergessen ist, zur Gewöhnung an die seinem Charakter und seiner religiösen Bestimmung angemessene Bildung. Sie legen ihm durch ein streng geregeltes Ritual, das, aus tausend an sich kleinlichen und in die Sinne fallenden Gebräuchen zusammengesetzt, im Ganzen die erhabene Allegorie eines ewigen, unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darstellt und bedeutsam von Handlung zu Handlung fortschreitet, die Pflicht einer immerwährenden Geschäftigkeit im Dienste seines himmlischen Königs auf. Dem Stamme Levi, dem M. angehört, überträgt er die Verwaltung dieses Dienstes und die Aufsicht über die Beobachtung der Gesetze, und nicht seinen Söhnen, die er mit weiser Uneigennützigkeit unter die gemeinen Leviten zurücktreten läßt, sondern dem Geschlechte s. Bruders Aaron, das mit der obersten Staatsgewalt bekleidete Hohepriesterthum. (Vgl. Hoherpriester.) Diesem von allem Grundeigenthum ausgeschlossenen Stamme macht er die übrigen 12 Stämme zehntpflichtig, untergibt sie eignen Stammältesten und Richtern und sichert die Festigkeit ihres politischen Verbandes durch gemeinsam zu feiernde Feste und durch ausschließliche Einheit des Gottesdienstes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der die mit Schauern der Ehrfurcht umgebene, prächtig geschmückte und im Innersten nur dem Hohenpriester zugängliche Wohnung Jehovah's, das einzige Heiligthum und, vermöge der ihm zufließenden Steuern, der Mittelpunkt alles Reichthums der Nation wird. Dies sind die Hauptpunkte der Gesetzgebung Mosis, die, wenn auch Züge ägyptischer Bildung daraus hervorblicken, doch das Bestreben, die Hebräer von den ägyptischen Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen und zur politischen und religiösen Selbständigkeit zu erheben, deutlich beurkundet und in Betracht der Zeit und Umstände ihrer Entstehung an Eigenthümlichkeit und Hoheit der Grundsätze, an Folgerichtigkeit, Nachdruck und Dauer und, was am meisten für ihren göttlichen Ursprung zeugt, auch an Keimen wahrer Humanität die gepriesenen Gesetzgebungen Solon's und Lykurg's weit übertrifft. Doch wurde ihre Vortrefflichkeit nicht sogleich von den Hebräern erkannt. Schon nahe am Ziele des Wegs nach Kanaan, sah M. sich durch neue Gährungen der Unzufriedenheit genöthigt, das Volk in die Wüste zurückzuführen, und 40 Jahre eines mühseligen Umherziehens in der Wüste mußten vergehen, die harten Strafen, die sein Gesetz dem Übertreter droht, mußten mit eiserner Strenge vollzogen werden, Alle, die im Mannesalter aus Ägypten gezogen waren, mußten absterben, ehe das Gesetz bei dem neuen, während des Zuges herangewachsenen Geschlechte durchdrang und ihm zur Gewohnheit wurde. Moses, der mit Sorgen, Beschwerden und Arbeiten aller Art geplagte Führer, durfte selbst

um eines einzigen Zweifels willen, den er sich im Gedränge der Noth gegen Gott hatte zu Schulden kommen lassen, die vollkommene Ausführung seiner Idee nicht einmal erleben. Nachdem er den Feldherrn Josua zu seinem Nachfolger bestimmt und von dem Volke feierlich Abschied genommen hatte, besteigt er einen Berg in Peräa jenseits des Jordans, von dem er das gelobte Land, das er selbst nicht betreten sollte, überschaut und sein mühevolles Leben im 120. Jahre beschließt. Der abergläubischen Verehrung s. Gebeine hatte er durch den Befehl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt, und Niemand kennt die Stätte s. Grabes. Das herrlichste Denkmal s. Geistes und s. Verdienste enthalten die Bücher, die unter s. Namen an der Spitze des Alten Testaments stehen. Weil darin sein eigner Tod erzählt und Manches erwähnt wird, was einer spätern Zeit angehört, weil das Material, auf das er schrieb, Stein, und daher kaum möglich war, auf demselben Schriften von so großem Umfange, wie die Mosaischen Schriften sind, aufzubewahren, mußte die Kritik allerdings ihre Abfassung und Anordnung in die 5 Bücher (daher im Griech. ihr Name Pentateuchos) einem spätern Schriftsteller aus dem David'schen oder Salomo'schen Zeitalter zuschreiben. Dennoch bleibt es immer gewiß, daß M. die Nachrichten von der Geschichte der Urwelt, die das 1. Buch (Genesis) enthält, gekannt und, wenn auch vielleicht mündlich, auf die Nachwelt gebracht, die 10 Gebote und die Beschreibung des Zugs der Israeliten durch die arabische Wüste im 2. (Exodus) und 4. Buche (Numeri), und solche Gesetze, die er der unsichern Sage nicht überlassen konnte, in diesen beiden, dem 3. (Leviticus) und 5. Buche (Deuteronomium) selbst aufgeschrieben hat. Nicht weniger gewiß gehören ihm die herrlichen Lieder an, in denen er die Rettung am rothen Meere feiert und das Volk vor s. Tode segnet und entläßt. Die Sammlung dieser Bruchstücke, ihre Einkleidung, Verbindung und Ergänzung aus vorhandenen Überlieferungen mag freilich das Werk einer spätern Zeit sein, die sich nicht genauer als oben geschehen ist angeben läßt. Vgl. Michaelis's „Einleitung in die göttlichen Schriften des alten Bundes" (Th. 1, Abth. 1, §. 32 fg.); „Astruc's „Conjectures sur les mémoires originaux, dont il parait, que Moyse s'est servi pour composer le livre de Genèse" (1753); Ilgen's „Urkunde des Jerusalemischen Tempelarchivs" (Halle 1797); de Wette's „Beiträge zur Kritik des Alten Testaments" (Jena 1804); Vater's „Commentar über den Pentateuch" (Halle 1805); Eichhorn's, Augusti's, Berthold's Einleitungen in das Alte Test. Aber vergeblich hat die Kritik der Neuesten sich bemüht, diese Bücher in den Nebel der mythischen Dichtung zu stellen. Dem Unbefangenen haben sie die Geltung einer historischen Wirklichkeit, und er überzeugt sich bald, daß nur Moses, und auch dieser nur, um das Geschehene treu zu berichten, jene Nachrichten mittheilen konnte, die in ihrer veralteten Sprache, in ihrer einfachen und kräftigen Darstellungsweise, in ihrer innern Naturwahrheit und Einfalt das Gepräge ihrer Echtheit ansichtragen. Wie hätten auch die Generationen von mehr als 3 Jahrtausenden nach einem Märchen ihre Verfassungen ordnen und die 10 Grundgebote aller Religion und Moral, die Weihe des Sabbaths zum Ruhetage und ihre Ehe- und Kirchengesetze von einem Andern annehmen mögen als von dem erhabenen Gesandten Gottes, den in der Geschichte der Menschheit unter allen ihren Heroen und Wohlthätern nur Einer verdunkelt. (W. F. Hufnagel, „Moseh, wie er sich selbst zeichnet in s. 5 Büchern Geschichte", Frkf. a. M. 1822.) E.

Moses Mendelssohn, ein berühmter jüdischer Philosoph, war den 12. Sept. 1729 zu Dessau geb. Sein Vater Mendel, daselbst Schulmeister und Zehngebotschreiber (Sopher), gab ihm trotz seiner Armuth eine gute Erziehung. Er unterrichtete ihn selbst in der hebr. Sprache und den Anfangsgründen der jüdischen Gelehrsamkeit; im Talmud ließ er ihn von Andern unterrichten. Nächstdem war das A. Test. die Quelle s. Unterrichts und s. Bildung. Besonders zogen

ihn die poetischen Bücher desselben an. Das berühmte Werk des Maimonides, „More Nebochim“ (Führer der Irrenden), das ihm in die Hände fiel, regte ihn zuerst zur Untersuchung der Wahrheit und zu freimüthiger Denkungsart an. Er studirte dieses Buch mit einem Fleiße, daß er in eine Nervenkrankheit verfiel, von der er durch nachlässige Behandlung ein gekrümmtes Rückgrath und eine stets schwächliche Gesundheit behielt. Da sein Vater ihn nicht ernähren konnte, so mußte er 1742 nach Berlin wandern, wo er von geringen Wohlthaten einiger Glaubensgenossen verschiedene Jahre in äußerster Dürftigkeit lebte. Das Schicksal führte ihn hier mit Israel Moses, einem tiefsinnigen Denker und großen Mathematiker, zusammen, der, wegen seiner Freimüthigkeit allenthalben verfolgt, in gleicher Armuth lebte und recht eigentlich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Dieser Mann disputirte oft mit M. nach Maimonides's Grundsätzen. Auch gab er ihm den Euklides in einer hebr. Übersetzung in die Hände und weckte dadurch in ihm den Trieb zur Mathematik, deren Studium den Verstand des Jünglings schärfte und ausbildete. Ein junger jüdischer Arzt, Namens Kisch, ermunterte ihn zur Erlernung des Lateinischen und gab ihm selbst einigen Unterricht darin; durch den D. Aaron Salomon Gumperz bekam er Gelegenheit, mit der neuesten Literatur bekannt zu werden. Überdies lernte er verschiedene talentvolle Jünglinge kennen, deren Umgang ihm vortheilhaft war. So lebte M. der Weisheit und Wissenschaft ohne andre Aufmunterung als die er aus sich selbst schöpfte, ohne einen gewissen Unterhalt, bis ein reicher Seidenfabricant seiner Nation zu Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher seiner Kinder und nach und nach zum Aufseher, Factor und endlich zum Theilnehmer seiner Fabrik machte. 1754 ward er Lessing bekannt, welches auf seine Bildung den vortheilhaftesten Einfluß hatte. Lessing machte ihn auf die Natur und den Vorzug der neuern Sprachen aufmerksam. Auch wurde nun die Philosophie s. Hauptbeschäftigung. Die „Briefe über die Empfindungen“ waren die erste Frucht der Übung des hebr. Philosophen in der deutschen Sprache. Auch mit Abbt und Nicolai trat er in Verbindung. Die Abbt'sche Correspondenz ist ein herrliches Denkmal von der Freundschaft und Vertraulichkeit dieser trefflichen Männer. An der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, sowie an den „Briefen, die neueste Literatur betreffend“, nahm M. thätigen Antheil und lieferte auch für die ersten Bde. der „Allgem. deutschen Bibliothek“ einige sehr vorzügliche Recensionen. Überdies trat er von Zeit zu Zeit als philosophischer Schriftsteller mit Werken auf, die s. Ruhm nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande verbreiteten. Ohne Originalphilosoph zu sein, gehörte er doch zu den ausgezeichnetsten Denkern s. Zeit und war ebenso sehr durch Scharfsinn und Thätigkeit als durch s. Bescheidenheit, Rechtschaffenheit und Sanftmuth verehrungswerth. Die Auffoderungen und dringenden Vorstellungen des feurigen Lavater, der ihn dem Christenthume gewinnen wollte, wußte M. mit zarter Feinheit abzulehnen; aber der Verdruß, sich auf eine so unerwartete Weise angegriffen zu sehen, zog ihm eine schwere Krankheit zu, die ihn lange Zeit zu allen gelehrten Arbeiten untüchtig machte. In s. „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum“ legte er nachher 1783 der Welt die trefflichsten Ideen vor, die zum Theil deßwegen so schief verstanden wurden, weil sie Vorurtheile, die seit Jahrhunderten befestigt waren, geradezu angriffen. Er hatte seinem ältesten Sohne und einigen andern Jünglingen die Anfangsgründe s. philosophischen Systems, besonders die Lehre von Gott, in einigen Morgenstunden auseinandergesetzt. Die Erzeugnisse s. Untersuchungen machte er daher in den „Morgenstunden“ bekannt (von denen, seines dazwischen eintretenden Todes wegen, nur der 1. Bd. 1785 erschien). Jetzt erhielt er F. H. Jacobi's an ihn gerichtete Schrift: „Über die Lehre des Spinoza“. M. glaubte s. todten Freund Lessing gegen die Beschuldigung, ein Anhänger des Spinozismus gewesen zu sein, vertheidigen zu müssen. Ohne s. erschöpften Kräfte

zu achten, eilte er, den ersten Eindruck der Jacobi'schen Beschuldigung durch die Schrift: „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings", zu vertilgen. Er befand sich in einem so gereizten Zustande, daß eine Erkältung hinreichend war, seinem Leben, 1786, ein Ende zu machen. Deutschland hat diesem großen Lehrer seiner Nation, dessen Vorbild Sokrates war, um so williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hindernisse er zu überwältigen hatte. Die deutsche Sprache verdankt ihm einen Theil ihrer Bildung und Würde, und die philosophischen Untersuchungen erhielten durch ihn ein gefälliges Gewand. Im philosophischen Dialoge machte er unter den Deutschen den ersten gelungenen Versuch, indem er denselben dem Plato und Xenophon nachbildete. Außer den bereits genannten Schriften führen wir noch von ihm an s. „Philosophischen Schriften" (Berlin 1761 und 1771, 2 Bde.); s. Meisterwerk: „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele", welches seit 1767 mehre Aufl. erhielt und fast in alle neuern Sprachen übersetzt wurde, und s. Übersetzung der 5 Bücher Mosis und der Psalmen u. s. w. Eine Lebensbeschreibung M.'s hat D. Friedländer in Michaud's „Dict. biogr." geliefert.

Mosheim (Johann Lorenz), einer der berühmtesten deutschen Theologen, aus einem steiermärkischen Geschlechte entsprossen, geb. 1694 zu Lübeck, studirte zu Kiel, ward daselbst 1718 Magister und 1719 Beisitzer der philosophischen Facultät. Der Ruf seines Vortrags als akademischer Lehrer, Prediger und Schriftsteller verschaffte ihm ehrenvolle Dienstanträge, die er aber ablehnte, bis er 1723 als Prof. der Theologie nach Helmstädt ging, wo er 1726 auch Kirchen- und Consistorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelstein wurde. Nachdem er in Verbindung mit diesen Stellen zuletzt noch das Generalinspectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel verwaltet und sich durch Lehren und Schriften den ausgebreitetsten Ruhm erworben hatte, kam er 1747 in der Würde eines Kanzlers der Universität (die vor und nach ihm Niemand bekleibet) nach Göttingen, wo er mit täglichen Vorlesungen über die Kirchengeschichte und über die meisten Theile der Theologie bis an s. Tod. 1755, fortfuhr. Große Verdienste um alle Theile der theologischen Wissenschaften machen ihn unsterblich. Er war der Vater und Wiederhersteller der Kirchengeschichte. Er gab ihr neben der Zuverlässigkeit eine pragmatische Gestalt und verbesserte Arnold's nicht allzu glücklich gerathenen Versuch. In der Ketzergeschichte war er gleichsam ein neuer Schöpfer; er wußte die künstlichsten Systeme aus den Lehren der Ketzer zusammenzusetzen; wenn er dabei irrte, so geschah es aus reinem Eifer für die Sache. Sein Hauptwerk in diesem Fache sind die „Institutiones hist. eccles. libr. IV" (Helmstädt 1755, 4.), die vorher unter mancherlei Gestalt erschienen sind, nachher auch deutsch übers. und vermehrt. Seine „Sittenlehre der heiligen Schrift" (4. Aufl., 5 Thle., Helmst. 1753, 4.) bleibt wegen ihrer Vollständigkeit und wegen ihrer durchaus praktischen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung ein vorzügliches Werk. Der Plan war aber freilich zu weitläufig angelegt, und die Ausführung zu wortreich gerathen; daher blieb das Werk unvollendet, und sein geschickter Fortsetzer, J. P. Miller, hatte noch 4 Bde. auszuarbeiten. Auch in der Kanzelberedtsamkeit machte M., theils durch s. „Anweisung, erbaulich zu predigen" (2. Aufl., 1771), vornehmlich aber durch s. für die Zeit ihrer Erscheinung musterhaften Religionsvorträge („Heilige Reden", Hamburg 1732 fg, 3 Bde.) solche Epoche, daß man ihn den Vater der neuern deutschen Kanzelberedtsamkeit genannt hat, sowie er überhaupt um die didaktische Prosa der Deutschen große Verdienste hat. Er vereinigte Gründlichkeit und Gemeinverständlichkeit, Feuer und Rührung, Reichthum und Eleganz; nur ist der Plan oft zu weitläufig. Auch der Auslegungskunst der heil. Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leistete er wichtige Dienste. Seine lat. Schreibart ist schön, und sein akademischer Vortrag floß ohne Anstoß,

bloß mit Beihülfe einiger wenigen Zeilen unaufhörlich fort. Auch sein moralischer Charakter war alles Lobes werth.

Moskau (Moskwa), an der Moskwa und Neglina, in einer fruchtbaren und reich angebauten Gegend (55°, 45′, 45″ Br.), die alte und erste Hauptst. des russischen Reichs; noch jetzt die Krönungsstadt, einst auch die Residenz der Zare, bis Peter d. Gr. Petersburg dazu erhob, ward vom Großfürsten Jurge I. seit 1147 gegründet und vom Großfürsten Daniel um 1300 erweitert. 1383 und 1571 ward sie von den Tataren gänzlich zerstört, aber jedes Mal bald wieder aufgebaut. Ein drittes Mal, 1611, ward sie von den Polen verbrannt. Auch die Pest richtete daselbst oft große Verwüstungen an, das letzte Mal 1771. Unter Katharina II. ward sie sehr erweitert und verschönert. Sie enthielt 1812, in einem Umfange von 6 deutschen Meilen, 5 Hauptheile: 1) den **Kreml**, d. i. Festung (s. d.); 2) Kitaigorod; 3) Beloigorod, mit den Gebäuden der 1755 von der Kaiserin Elisabeth gestifteten Universität; 4) Semlänoigorod und 5) 30 Sloboden oder Vorstädte. Die gesammte Stadt zählte über 10,000 H., darunter 288 Kirchen, ohne die zahllosen Buden, und 350,000 Einw. (darunter 20,000 Soldaten). In ihr befinden sich verschiedene hohe Reichscollegien, mehre Erziehungs- und wissenschaftliche Anstalten, darunter das große Findelhaus für 5000 Kinder, sowie die wichtigsten Fabriken und Manufacturen des Reichs; auch war und ist sie fortdauernd der Mittelpunkt des innern Handels und ein Stapelort für ungeheure Vorräthe von Waaren aller Art. Dies Alles, sowie die Paläste und der Luxus des hohen russischen Adels, welcher hier vom Hofe unabhängiger lebt und sich besonders den Winter in Moskau aufhält, machten sie zu einer der reichsten und prächtigsten Städte der Welt. Auch haben sich daselbst die Nationalsitten und der Volkscharakter am längsten unvermischt erhalten. Die neueste Zeit gab dieser Stadt eine universalhistorische Bedeutung: Moskau ward die Fackel der Freiheit für das unterjochte Festland von Europa. Als 1812 Napoleon mit dem zahlreichsten Heere, welches Europa seit der Völkerwanderung gesehen, in das Innere des russischen Reichs vorgedrungen und an der **Moskwa** (s. d.) bei Borodino vergebens aufgehalten worden war, da beschloß Kutusoff, ungeachtet des Widerspruchs mehrer Mitglieder des versammelten Kriegsrathes, die Hauptstadt preiszugeben und dafür das Reich zu retten. Schon hatte man die Vorräthe des Zeughauses und die öffentlichen Schätze aus Moskau weg und in Sicherheit gebracht. Jetzt entfloh mit seinen Schätzen der größte Theil der Einw. An Verwundeten wurden gegen 17,000 auf 4000 Wagen fortgeschafft, sodaß nur 2000 schwer Verwundete und Kranke in den Hospitälern zu Moskau zurückblieben. Das Heer zog sich nach Kaluga. (Vgl. **Russ.-deut. Krieg.**) Der Gouverneur von Moskau aber, Graf **Rostopschin** (s. d.), traf Anstalten, um dem Feinde die Möglichkeit, sich im Herzen von Rußland zu behaupten, zu entreißen. Er zuerst ließ sein prächtiges Landhaus bei Moskau anzünden, was einzelne Bewohner Moskaus, die ihre Vorräthe nicht in Feindes Hand fallen lassen wollten, aus eignem Antriebe ebenfalls gethan haben. Denn der Russe zerstört lieber selbst sein Eigenthum, als daß er es dem Feinde preisgäbe, und mehre Bürger äußerten laut, es sei besser Moskau zu verbrennen als es zu verlassen. Indeß bewirkte Graf Rostopschin bloß, daß alle Civil- und Militairbehörden Moskau verließen; daher zogen auch die Officiere der Feuerlöschanstalten, nebst 2100 Spritzenleuten und 96 Feuerspritzen, als zum Militair gehörig, am Tage vor dem Einrücken des Feindes, aus Moskau ab. Die Gefängnisse wurden nicht geöffnet, sondern geräumt, und 810 Verhaftete, unter Bedeckung, 2 Tage vor Ankunft des Feindes, nach Nischnei-Nowgorod abgeführt. Doch bestand die Hälfte der in Moskau zurückgebliebenen Einw. (12—15,000) aus Gesindel, von dem mehre die allgemeine Unordnung und einzelne Brände benutzt haben können, um hier und dort Feuer anzule-

gen, um besser plündern zu können. Der Brand von Moskau, welcher in 3 Tagen 6 Achtel aller Häuser verzehrte, war nach der allgemeinen Meinung nichts Zufälliges, sondern ein vorherberechneter Plan und das Werk des Grafen Rostopschin. Dieser widersprach zwar in seiner Schrift: „**La vérité sur l'incendie de Moscou, par le Comte Rostopchine**" (Paris 1823) den franz. Armeeberichten und lehnte den Ruhm jener Großthat ganz von sich ab; doch gab er zu, daß Brandstifter von den Franzosen ertappt worden seien, die Raketen und Bränder bei sich gehabt hätten. Nach dem gedruckten Verhöre sind von den Franzosen 30 genannte Personen verhaftet und 13 davon, als überführt, auf Rostopschin's Befehl Feuer angelegt zu haben, erschossen worden. Man weiß, daß die Eigenthümer der Wagenmagazine, welche in Moskau eine ganze Straße einnehmen, als sie gesehen, daß die franz. Officiere gleich nach ihrer Ankunft diese Wagen für sich in Beschlag genommen, einmüthig, um dem Feinde diese Beute zu entreißen, des Nachts ihre Magazine in Brand gesteckt haben. Auch nennt Rostopschin mehre Kaufleute, die dasselbe mit ihren Häusern gethan haben, wobei einige ertappt und auf der Stelle erschossen worden sind. Übrigens mögen wol einzelne Franzosen, aus Nachlässigkeit oder absichtlich, um plündern zu können, Feuer angelegt haben. So geriethen schon in der ersten Nacht die großen Kaufläden in der Nähe des Kreml in Brand; hierauf gab es Feuer in mehren Gegenden der Stadt; aber erst am fünften Tage nach dem Einrücken der Franzosen verbreitete ein heftiger Wind die Flamme nach allen Seiten, sodaß binnen 3 Tagen 7932 Häuser in Asche lagen. Da Napoleon erlaubt hatte, die bereits brennenden Häuser zu plündern, so war der Eifer der Soldaten beim Löschen nicht sehr groß. Die Russen selbst behaupteten damals, der Brand von Moskau sei ganz das Werk der Franzosen, wodurch der Volkshaß gegen den Feind noch mehr entflammt wurde. Selbst Kutusoff erklärte gegen Lauriston, er habe nur Befehl gegeben, daß einige Magazine verbrannt würden. Das Übrige hätten die Franzosen gethan. *) Über den Einzug der

*) Andre, welche den Brand für ein Werk des Zufalls halten, erklären dessen Entstehung auf folgende Art. Kaum war Napoleon im Kreml angekommen, so zerstreuten sich seine Garden, um die umliegenden Läden zu plündern. Sie fanden solche verschlossen und bewacht durch große Bullenbeißer, welche die Einwohner zurückgelassen hatten. Dies verzögerte den Anfang der Plünderung bis zur Abendzeit. In einigen Läden fanden die plündernden Soldaten große Vorräthe von Wachs- und Talglichtern, wovon sie, um die eingetretene Dunkelheit zu erhellen, ganze Bündel brennend auf ihre Bayonnete steckten und mit diesen Feuerbränden in den Waarenmagazinen, oft gefüllt mit feuerfangenden Materialien, in Kellern, Ställen und Scheunen umherliefen. Niemand, der diese Thatsache mit ansah, wunderte sich, daß in mehren dieser Läden Feuer ausbrach, welches sich, da die Plünderer nicht ans Löschen dachten (und in dieser Verwirrung noch weniger die Moskowiten), schnell verbreitete, sodaß noch an dem nämlichen Abend der Rauch in Napoleons Zimmer drang und ihn nöthigte, die kaum bezogene kaiserl. Burg zu räumen. Die franzöſ. Soldaten, welche die großen Häuser von den Bewohnern verlassen fanden, mußten selbst Feuer machen, Brot backen und kochen, ohne die innere Einrichtung der Häuser, die russischen Feuerherde und Kachelöfen, sowie die häufig unter den Fußböden hingeleiteten Wärmröhren und deren Behandlungsweise zu kennen. In Ställen voll Holz, Heu und Stroh fütterten sie, größtentheils berauscht, beim Scheine brennender Holzspäne, ihre Pferde; sehr begreiflich war es daher, wenn ihnen die Häuser über dem Kopfe in Brand geriethen. Hierzu kommt (nach obiger Ansicht), daß die schreckliche Maßregel einer absichtlichen Verbrennung der Stadt von Seiten der russischen Regierung ebenso unsicher als unnöthig zur Vernichtung des franz. Heeres war. Mit dem Centrum desselben nach Moskau vordringend, während beide Flügel an gleichem Vordringen gehindert waren, rannte Napoleon mit offenen Augen in sein Verderben und bereitete den Moment seiner nachherigen Entschließung vor, sodaß er, wäre auch Moskau unversehrt geblieben, bei einigem Verweilen in dieser Stellung offenbar verloren war. Es konnte sogar die Verbrennung von Moskau eine für die Russen sehr nachtheilige und die franz. Armee rettende Folge haben. Nichts ward dieser so verderblich als das Verweilen bis zum Eintritt der winterlichen Kälte, und wer konnte berechnen, daß Napoleon auf Mos-

Franzosen in Moskau führen wir noch Folgendes an. Napoleon erwartete vor der Stadt vergeblich Abgeordnete, die ihm die Schlüssel von Moskau überbringen sollten. Endlich erschien eine Art von Deputation, die aus etwa 12 schlecht gekleideten Leuten aus dem Volke bestand, daher Napoleon gar nicht auf sie achtete. Ein junger Russe, der den Einfall gehabt hatte, einen Aufruf im Namen Napoleons zu verfassen, ward vom Volke ermordet. Als die Vorhut des franz. Heers am 14. Sept. in Moskau einrückte und nach dem Kreml zog, stürzte plötzlich ein russischer Bauer hervor und erschlug einen reich gekleideten polnischen Officier, den er für Napoleon gehalten hatte. Noch wollten einige Bürger den Kreml vertheidigen; aber Murat ließ Kanonen aufführen, und jene fielen im Kampfe der Verzweiflung. Am folg. Tage, d. 15. Nachmittags um 3 Uhr, zog Napoleon mit seinen Garden in die verlassene Stadt und begab sich in den Kreml. Aber schon stiegen in der Ferne Rauchsäulen auf, und bald brannte es zugleich an 500 Orten. Vergeblich suchte man zu löschen und die Ordnung wiederherzustellen. Bald stand ganz Moskau in Feuer. Als nun keine Rettung möglich war, verließ Napoleon den Kreml und eilte nach dem Lustschlosse Petrowskoi, eine Stunde vor der Stadt. Sein letztes Wort war: „Wo ihr nicht retten könnt, da plündert!" Nun folgten Greuel auf Greuel! Moskau brannte bis zum 21. Sept. Endlich kehrte am 1. Oct. mit der Ordnung die Ruhe in die große Brandstätte zurück. Aber rings um die verheerte „heilige" Stadt rief die Rache das Volk auf zur Ermordung der Franzosen, und bald fehlte es dem Heere, mitten unter den geraubten Schätzen, an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens. Von 150,000 Kriegern, die in Moskau eingerückt waren, hatte Napoleon in 5 Wochen 40,000 M. verloren. Also ward der Abzug unvermeidlich. Er dauerte vom 19. bis zum 22. Oct. und erfolgte unter neuen Ausbrüchen der Rohheit und Raubsucht. Am letzten Tage sollte auch der Kreml in die Luft gesprengt werden; doch gelang dies nur zum Theil. Von ungefähr 2600 steinernen Häusern waren 525, und von 6600 hölzernen Gebäuden nur 1797 übrig geblieben. Der gesammte Verlust an Brand- und Kriegsschäden in der Stadt und dem Gouvernement Moskau ward auf 321 Mill. Rubel geschätzt. Die Regierung ernannte eine Entschädigungscommission; allein mehre Eigenthümer, die das Meiste verloren hatten, reichten ihre Angaben nicht ein. So betrug u. a. der Verlust der beiden Grafen Razumowski, des Generals Apraxin, des Grafen Butturlin, dessen auf eine Mill. geschätzte Bibliothek ganz verbrannte, und des Grafen Rostopschin, an Häusern und Geräthe über 5 Mill.

kaus Schutthaufen 4—5 Wochen thatenlos zubringen würde? Was würde die Folge gewesen sein, wenn er, was jeder andre Heerführer gethan haben würde, beim Anblick eines Schutthaufens anstatt eines wohlbebauten, wohlversehenen Ruhepunktes, sich auf der Stelle an die polnische Grenze zurückgezogen und dort überwintert hätte? Er hätte seine Armee behalten und die Russen im nächsten Frühling aufs neue angegriffen, während diesen von ihrer schrecklichen Heldenthat nichts übriggeblieben wäre als der Untergang ihrer Hauptstadt. Staats- und Kriegskunst riethen vielmehr, ihm das Weilen in Moskau anziehend zu machen, und keineswegs, ihn durch Verbrennung der Stadt zum schnellen Abzuge zu zwingen. Allein angenommen, daß Moskaus Untergang zum Verderben der französischen Armee nöthig geachtet ward, so war das ergriffene Mittel ebenso unsicher in der Ausführung als in der Wirkung. Eine Weltstadt wie Moskau abzubrennen, ist nicht so leicht geschehen. Und ward der Brand früh genug gehemmt, um zwei Dritttheile, die Hälfte oder nur ein Dritttheil der Stadt unversehrt zu lassen, so ließ sich voraussehen, daß in dem geretteten Theile noch Raum und Vorräthe genug für Napoleons Heer übrigblieben. Dies war selbst noch jetzt der Fall, obwol das Feuer, angefacht durch heftigen Wind, sich viel weiter verbreitete, als man mit Grund voraussehen konnte. — Der „**Vérité**" des Grafen Rostopschin hat übrigens nicht bloß ein franz. Emigrirter und Augenzeuge, Surrugues („**Lettres sur l'incendie de Moscou etc.**", Paris 1823), widersprochen, sondern auch Butturlin in s. „Gesch. des Kriegs 1812 fg." nimmt an, daß der Brand absichtlich veranstaltet worden sei.

Rubel. Seit der Befreiung des Landes haben die Russen so thätig an der Wiederherstellung von Moskau gearbeitet, daß es binnen 9 Jahren sich schöner als vorher aus seiner Asche erhoben hat. Schon ist es so volkreich wie vorher (11,000 Häuser, 6911 Kramladen, 250,000 Einw.); die öffentlichen Gebäude, z. B. der Kreml (mit einem Aufwande von 500,000 Franken) sind prachtvoller und regelmäßiger wieder aufgeführt, und die Lehranstalten, z. B. die 1755 gestift. Universität mit ihren Sammlungen (darunter Loder's anatom. Cabinet) aufs neue hergestellt. Man zählte 1826 in Moskau 6 Hauptkirchen, 21 Klöster, 270 griech. Kirchen und 8 andre Tempel. Unter den neuen Verschönerungen bemerkt man die Alexanderspromenade; das Findelhaus; das große Exercierhaus (568 rhein. F. lang, 170 breit und 44 hoch), in welchem 2000 M. Inf. und 1000 M. Cavalerie manoeuvriren können. Gewöhnlich werden aber nur ein Bataillon Fußvolk und eine Eskadron Reiterei zugleich darin exercirt. Diesen in seiner Art einzigen Bau haben 2 Franzosen, die Generale Betancourt und Charbonnier, geleitet. Auch befindet sich in Moskau eine 1818 bestätigte kaiserl. Gesellsch. der Landwirthschaft, die eine landwirthschaftliche Schule und eine Experimentalferme angelegt hat; ferner eine 1804 gestift. Gesellsch. für russ. Gesch. und Alterth., welche 1815 zu Moskau 2 Bde. Memoiren und russ. Denkmäler herausgeg. hat; die 1816 von den armenischen Brüdern Lasareff gestift. Studienanstalt für junge Armenier; die 1827 errichtete Anstalt zur Bereitung künstl. Mineralwasser nach Dr. Struve's Methode. Zum Andenken an das neueste Schicksal der Stadt, hat der Kaiser Alexander am 24. Oct. 1817, dem Jahrestage der Befreiung der Stadt, den Grund zum Bau einer neuen Kirche gelegt, zu der des Erlösers, welche der größte Tempel der Christenheit in Europa werden soll. Stolzer als je, blickt nun der Russe auf seine heilige Stadt, wo auch das kürzlich errichtete Denkmal des Bürgers Minin und des Fürsten Posharski, die 1612 ihr Vaterland von der polnischen Herrschaft befreiten, dem Fremden sagt, welcher Muth der Vaterlandsliebe die russische Nation beseelt. K.

Moskwa, Schlacht an der (7. Sept. 1812), von den Russen nach dem Dorfe Borodino, dem Stützpunkte ihres rechten Flügels, genannt, ward von Napoleon über die Russen unter Kutusoff gewonnen. Nach der Räumung von Smolensk (18. Aug.) und nach dem unentschiedenen Kampfe des russischen Nachtrabs unter Korf gegen Ney bei Valontina (19. Aug.) zog sich das russische Heer unter Barclay de Tolly langsam gegen Moskau zurück. Am 29. übernahm Fürst Kutusoff den Oberbefehl, der, um die heilige Stadt zu retten, am 1. Sept. bei dem Dorfe Borodino, 2 Meilen von Mosaisk unfern der Moskwa, nachdem er die Heerhaufen unter Miloradowitsch und die Landwehr unter dem Grafen Markow an sich gezogen, das Heer zur Schlacht aufstellte. Die Ortslage ward gut benutzt: die Russen besetzten nämlich einen sanft ansteigenden Hügel am rechten Ufer der Kaluga, von der Ausmündung dieses Flüßchens in die Moskwa an bis an den Wald, durch den die kalugaer Straße geht; der rechte Flügel ward durch das auf einer Höhe am linken Kalugaufer (2000 Schritte von der Moskwa) vortheilhaft gelegene Dorf Borodino gedeckt; 2000 Schritte links rückwärts auf flach abfallender Höhe befand sich eine große Schanze, und zwischen ihr und der auch in gleicher Höhe, 1800 Schritte weiter hin erbauten kleinern ein zerstörtes, zur Vertheidigung genutztes Dorf vor dem Mitteltreffen; 1500 Schritte von der letztern Schanze machte das Dorf Seminoffka an dem großen Walde den Anlehnungspunkt des linken Flügels, der durch einige davor aufgeworfene Werke gedeckt und dessen Verbindung mit der Mitte durch eine rechts gelegene Schanze gesichert ward. Hiermit nicht zufrieden, hatte Kutusoff auf der von dem linken Flügel vorspringenden Höhe ein Werk bauen lassen, das die in den Wald führende Straße und die Übergänge über die Kaluga bestrich und jeden Angriff auf die Hauptstellung,

die von Borodino aus links flankirt ward, rechts flankirte. Auf dem rechten Flügel unter Barclay de Tolly stand das 2. (Baggovouth in und bei Borodino) und das 6. Infanteriecorps (Docktoroff bis an die große Redoute), in der Mitte, unter Bennigsen, das 4. (Tuschkoff) und ein Theil des 7. Infanteriecorps (Rajewski), auf dem linken Flügel, unter Bagration, das 3. Corps (Ostermann), an den Wald gelehnt, der durch 2 Grenadierdivisionen und moskowsche Miliz vertheidigt ward; in und hinter dem vor dem linken Flügel liegenden Werke standen 2 Divisionen; ein 2. Treffen unterstützte das 1.; die Gardeinfanterie war in Reserve hinter der Mitte, ein Theil bei der großen Redoute, die Gardecavalerie und Kürassierdivisionen mehr gegen den linken Flügel, Kosacken mit regulairer Reiterei auf der ganzen Linie vertheilt. Als Napoleon am 5. Sept. vor dieser Stellung angekommen war, erkannte er sogleich, daß die vor dem linken Flügel befindliche Redoute in seinem Besitz sein müsse, ehe der Hauptangriff beginnen könne. Er ließ sie deßhalb gegen Abend von 2 Divisionen des 1. Corps (Davoust) erstürmen, während das 5. (Poniatowski) gegen den dahinter gelegenen Wald vorrückte. Der 6. Sept. verstrich unter gegenseitigen Rüstungen zur Schlacht; die Russen vervollkommneten ihre Schanzen, die Franzosen führten einige große Batterien auf. Am Abend des Tages hatten sie folgende Stellung: auf dem rechten Flügel das 5. Corps an dem bezeichneten Walde, neben ihm, bei der eroberten Schanze, 3 Divisionen des 1. Corps; in der Mitte das 8. (Junot ward am andern Morgen unter Ney gestellt) und 3. Corps (Ney), hinter ihm das 1., 2., 4. Cavaleriereservecorps (Nansouty, Montbrun, Latour-Maubourg), die Garden im Rückhalt; auf dem linken Flügel gegen Borodino das 4. Corps (Vicekönig von Italien), 2 Divisionen des 1. Corps und das 3. Cavaleriereservecorps (Grouchy). Am 7. Sept. früh um 6 Uhr begann der Angriff; das 5. Corps suchte in den Wald einzudringen, das 1. zog den Waldsaum entlang gegen Seminofka, das 2. Cavaleriecorps ging über die Kaluga, um die Verbindung zwischen diesem und der Mitte zu erhalten, welches jetzt noch bloß durch Kanonenfeuer Theil nahm. Um sein Vorrücken zu erleichtern, mußte der Vicekönig um 7 Uhr Borodino angreifen; eine Division drang in das Dorf, ward aber zurückgeworfen. Während hier vergebliche Anstrengungen gemacht wurden, drang der Feind (nach 9 Uhr) von der großen Redoute aus vor; das 3. und 4. Cavaleriecorps ihm entgegengeschickt, hielten endlich diese Bewegung, jedoch mit großem Verluste, auf; Davoust war jetzt bis dicht an Seminofka, Poniatowski in den Wald gedrungen; auch Ney ging mit dem Mitteltreffen langsam vorwärts. Napoleon ließ nun die große Schanze durch 3 Infanterieregimenter des Vicekönigs angreifen; allein sie wurden beinahe aufgerieben. Mit ebenso wenig Erfolg und nicht minderm Verlust stürzte sich das 3. Cavaleriecorps, vom rechten Flügel dahin gezogen, darauf. Während dessen ward Ney vor dem zerstörten Dorfe in ein hartnäckiges Gefecht verwickelt; wiederholte Angriffe auf Borodino wurden abgeschlagen, Ney's Heerhaufe litt sehr durch kreuzendes Feuer, Davoust vermochte nicht weiter vorzudringen und Poniatowski ward im Walde zurückgeworfen. Jetzt, um 3 Uhr Nachmittags, sandte Napoleon das 4. Cavaleriecorps gegen die große Redoute, und die sächs. Brigade unter Thielemann drang stürmend in dieselbe ein, die nun sogleich mit Infanterie besetzt und behauptet ward. Unter dem Schutze dieses wichtigen Werkes beschloß nun der franz. Feldherr, die Mitte zu durchbrechen, die Garden rückten daher vor; allein sie kamen nicht ins Gefecht, denn Ney, durch 80 Kanonen verstärkt, bemächtigte sich des zerstörten Dorfes und suchte nun links die Verbindung mit dem eroberten Werke. Kutusoff, die Gefahr, die ihm drohte, wohl erkennend, setzte sogleich seinen Rückhalt gegen Ney in Bewegung; aber wie muthig er auch vordrang, so fand er doch in dem kreuzenden Feuer jener 80 Kanonen und der Redoute ein nicht zu überwindendes Hinderniß, und das mörderischste Gefecht des Tages endete mit dem Rück-

zuge, da auch der Vicekönig indeß Borodino genommen und Davoust ebenfalls Raum gewonnen hatte. Nach 6 Uhr gingen die Russen gegen Mosaisk zurück. Davoust rückte in gleiche Höhe mit Ney, und Poniatowski, aus dem Walde vordringend, vereinigte sich mit jenen. Der Rückzug der Russen erfolgte in großer Ordnung und ohne weitern Verlust, die Franzosen zogen langsam nach in 3 Colonnen; denn erst am Abende des folg. Tages konnte die Cavalerie ihrer Avantgarde Mosaisk besetzen. Nach Kutusoff's Bericht sollten die Franzosen geschlagen und von den Kosacken 7 Werste weit verfolgt worden sein. Die Stärke der franz. Armee kann man ungefähr 150,000 M. annehmen; die Russen mögen nicht sehr viel schwächer gewesen sein. Das Schlachtfeld war mit 50,000 Todten und Sterbenden bedeckt. Die Russen gaben selbst ihren Verlust zu 25,000 M. an; der franz. ist jedoch größer gewesen. Russischer Seits ward der kühne Feldherr Bagration tödtlich verwundet. (Vgl. Russisch-deutscher Krieg.)

Most, Traubensaft, der durch Gährung Wein liefert; doch unterscheidet man in Weinländern diesen ungegohrenen, süßen Most vom einjährigen, noch trüben Weine oder sauern Moste. Der frische Most enthält viel Zucker und Gallerte, letztere macht ihn zur Gährung sehr geneigt; daher denn Most nicht gut anders, als nachdem diese Gallerte sich als weißer Satz abgesondert hat, in wohl verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden kann. So vorbereitet kommt er bisweilen aus Weinländern als Handelswaare vor, öfter jedoch schon syrupsdick eingedampft aus südlichen Weingegenden, wo er einen großen Gehalt an Zucker hat. F.

Mostowski (Thadäus, Graf), geb. 1766 in Warschau, gegenwärtig Minister des Innern und der Polizei im Königreich Polen, einer der ausgezeichnetsten und kenntnißreichsten Staatsmänner Polens, war 1790 Mitglied des Senats und zugleich Herausgeber einer Nationalzeitung, die auf den öffentlichen Geist großen Einfluß hatte. An der Abfassung der Constitution des 3. Mai 1791 hatte er vielen Theil. Nach der targowitzer Conföderation ward er nach Paris geschickt, um eine Verbindung mit der franz. Republik anzuknüpfen. Er schloß sich hier den Häuptern der Girondepartei an und ward in deren Sturz mit verwickelt. Nur mit Mühe gelang es ihm, aus Frankreich zu entkommen. Während der polnischen Revolution 1794 war er Mitglied des großen Raths, und nach Kosciuszko's Fall, unter Wawrecki, dessen Nachfolger, auch Mitglied des großen Kriegsraths. Nach der Einnahme von Praga machte M. den kühnen Vorschlag, mit den noch übrigen 25,000 M. und 100 Kanonen in einem raschen Zuge Deutschland zu durchziehen und sich am Rhein mit den Franzosen, die in diesem Feldzuge große Vortheile errungen hatten, zu vereinigen. Der Plan ward angenommen und Dombrowski an die Spitze gestellt; indessen scheiterte die Ausführung durch die Uneinigkeit der übrigen Generale. Jetzt blieb M. in Warschau, ward von Suwaroff gut behandelt, aber auf Katharinens besondern Befehl verhaftet und nach Petersburg geführt. Bei Pauls Regierungsantritt (1797) erhielt er die Freiheit und ging auf seine Güter zurück, wo er sich dem Ackerbau und den Wissenschaften widmete, und u. a. die Herausgabe der polnischen classischen Schriftsteller begann, von welchen bis 1805 26 Bde. erschienen waren. 1806 machte er eine zweite Reise nach Frankreich, wo er sich 1809 ankaufte und bis 1815 blieb. Jetzt ward er von Alexander nach Warschau gerufen und ihm die obengenannten Ministerien übertragen. Sein Bruder Joseph hat sich in den politischen Unruhen Polens ebenfalls bemerkbar gemacht. Er war 1792 mit Adam Czartoriski in Dresden, um dem Kurfürsten von Sachsen die polnische Königskrone anzubieten. Er lebt jetzt auf seinen Gütern bei Wilna.

Motenebbi, der größte arabische Dichter, eigentlich Amed, Sohn Hussein's, mit dem Beinamen: Al Motenebbi, d. i. der das Prophetenthum sich Anmaßende, geb. zu Kufa 915 n. Chr., wurde im Morgenlande der Sultan der

Dichtkunst genannt. Sein „Diwan", eine Sammlung von 289 Gedichten, hat mehr als 40 Erklärer beschäftigt. M. ist vorzugsweise Panegyriker und Schlachtensänger. Jos. v. Hammer hat zuerst ihn ganz übersetzt (Wien 1824) und aus Al Wahidi's Commentar erläutert. M. wurde 965 in einem Alter von 50 J. zwischen Bagdad und Kufa von räuberischen Beduinen ermordet.

Motette nennt der Deutsche ein über einen biblischen Text in Prosa, meistens nur für Singstimmen, gesetztes und figurirtes Tonstück. Man findet dergleichen vier-, fünf-, sechsstimmig, auch mit abwechselnden Chören. Eine andere Gattung Motetten sind in Italien und Frankreich üblich; diese werden alle mit Instrumenten begleitet, haben zwar auch ähnliche Texte aus der heil. Schrift, besonders aus den Psalmen, jedoch meistentheils in gereimten lat. Versen, sodaß sie mit Arien und Recitativen abwechseln und am gewöhnlichsten nur von einer Stimme gesungen werden. Die Motette in dem erstern Sinne ist vorzüglich in dem protestantischen Norddeutschland ausgebildet worden, ja sie gehen wol noch über die Zeit der Reformation hinaus. Von den ältesten ist der Name der Meister unbekannt. Die Blüthe erreichte diese Gattung durch die Bache (vorzüglich Sebast.) und deren Schüler. Bei Sebast. Bach vereinigte sich der fromme, hinreißende Ausdruck mit der tiefsinnigsten Ausarbeitung. Ihm folgten nach Hammerschmidt, Krebs, Homilius. Die Neuern popularisirten die Motette mehr, wie Rolle und Wolf. Unter den Neuesten waren es Hiller, Fasch, Schicht, Zelter, welche die Motette wieder in einem großartigen Style bearbeiteten.

Motiv, Beweggrund, Triebfeder einer Handlung (daher motiviren, Beweggründe, Ursachen angeben). Diesen Ausdruck gebraucht man bei Kunstwerken und insbesondere denjenigen, deren Darstellung successiv ist, und bezeichnet durch die Motivirung die innere Vorbereitung eines Momentes der Darstellung durch einen in dieselbe verwebten Umstand; welcher sonach das Motiv oder Mittel ist, durch welches irgend eine Veränderung oder ein Theil des Kunstwerks, gemäß der Idee des Ganzen herbeigeführt und gerechtfertigt wird. Die Motivirung eines Gegenstandes ist also der unbestimmten Willkür entgegengesetzt, welche nichts Zusammenhängendes und Organisches liefert, dagegen in einem wahren Kunstwerke jeder einzelne Moment der Darstellung durch das Ganze und seine wesentlichen Theile bestimmt ist. (Vgl. Anordnung.)

Motte (Anton Houdar de la), ein berühmter Literator, geb. 1672 zu Paris, machte seine ersten Studien bei den Jesuiten. Sein Vater, ein Hutmacher, der zu Troyes ein kleines Grundstück besaß, welches die Benennung la Motte führte (daher der Zuname der Familie), bestimmte ihn für die Rechtsgelehrsamkeit; die Neigung des Sohnes wandte sich aber auf die Dramatik, und nachdem er selbst als Jüngling auf Privattheatern in Molière'schen Stücken aufgetreten war, brachte er 1693 sein erstes Stück auf die Bühne („Les originaux"), welches indeß so wenig Glück machte, daß der junge Dichter aus Verdruß sich entschloß Trappist zu werden. Der berühmte Abbé Bouthillier de Rancé (s. d.) aber, die Übereiltheit dieses Vornehmens einsehend, wies ihn und einen Gefährten, der dieselbe Thorheit begehen wollte, ab. La M., nach Paris zurückkehrend, fing von neuem an für die Oper zu arbeiten und dies Mal mit besserm Erfolge. Eine Menge Singspiele wurden von ihm in die Scene gebracht, und bald räumte ihm die Kritik den ersten Rang nach Quinault ein. Später wagte sich la M. auch in das Feld der Komödie und Tragödie, wo der Beifall, den seine Sachen erhielten, meist sehr abwechselnd, bei einigen derselben wenig, bei seinem Trauersp. „Ines de Castro" dagegen aber glänzend und entschieden war, obgleich die Kritik an diesen Productionen nicht mit Unrecht viel auszusetzen fand. Auch in der Gattung der Oden machte la M. mit Glück vielfältige Versuche; doch besonders zeichnete er sich als Fabeldichter, neben Fontenelle, rühmlich aus. Als er es aber später unternahm, die

Iliade zu übersetzen, eine Arbeit, zu welcher ihm sogar die nöthige Sprachkenntniß fehlte, da erhob sich auf Anregung der Mad. Dacier, wegen einer dem Werke vorgesetzten Einleitung, in welcher er sich herausnahm, den König der Dichter herabzusetzen, ein gewaltiger Sturm gegen ihn. Zwar antwortete la M. auf der Dacier heftige Schrift: „Des causes de la corruption du goût", sehr genügt in seinen „Réflexions sur la critique"; doch dauerte der Streit unter den Gelehrten (der durch seine Discours sur la tragédie, sur l'éloge, sur l'ode, sur la fable etc. immer neue Nahrung erhielt) noch eine Weile, bis endlich Fénelon, zum Richter aufgerufen, die Sache vermittelte und J. B. Rousseau durch ein beißendes Epigramm die Ehre Homer's an seinem ungriechischen Verunglimpfer rächte. Manche andere paradoxe Behauptungen, wie z. B. sein Verwerfen der Verse, da er doch selbst fast Alles in Versen geschrieben hatte und hierin weit glücklicher war als in der Prosa, u. dgl. m. zogen ihm noch eine Menge Streitigkeiten und Epigramme zu; doch behielt la M. bei allen diesen Anfechtungen stets seine ihm angeborene Gutmüthigkeit, und obschon er zu den gelesensten und gefeiertsten Autoren seiner Zeit gehörte, so rächte er sich doch nie durch beißende Gegenschriften an seinen literarischen Verfolgern. In seinen besten Jahren hatte er, in Folge der Gicht, das Unglück, zu erblinden, und seine Gesundheit wurde so wankend, daß er sich nur mit der einfachsten Kost behelfen durfte und zuletzt oft vor Schwäche und Lähmung nicht gehen konnte. 24 J. lang verlebte er in dieser traurigen Lage, ohne daß die Heiterkeit und Sanftmuth seines Geistes dadurch litt, und ein Verwandter versah in dieser Zeit die Stelle eines Lectors und Secretairs bei ihm. Im 59. J. seines Alters (d. 26. Dec. 1731) machte endlich der Tod seinen vielfachen körperlichen Leiden ein Ende. La M. war Mitglied der Akademie und eine oft zwischen ihm, als Fabeldichter, und Fontenelle (s. Freunde) gezogene Parallele ist um so wichtiger, da sich in dem Charakter dieser beiden Männer, sowie in ihren gegenseitigen Meinungen und Ansichten eine große, oft überraschende Übereinstimmung findet.

Motte (Gräfin de la), s. **Lamothe**.

Motto (a. d. Ital.), ein witziger Spruch, Denkspruch (s. auch **Epigraph**), heißt bei uns besonders eine ausgewählte Stelle eines fremden Schriftstellers, welche man zur Andeutung und Ankündigung des Inhalts oder der Richtung irgend einer Schrift dem Ganzen vorsetzt.

Motz (Friedrich Christian Adolf v.), geb. zu Kassel 1775, wo sein Vater Geheimerrath und Präsident des Oberappellationsgerichtes war, erhielt den ersten Unterricht durch Privatlehrer und auf dem Pädagogium zu Kassel. Bis 1795 studirte er zu Marburg vorzüglich Rechts- und Staatswissenschaften. Darauf trat er in preußische Dienste, als Auscultator, damals Referendarius bei der Regierung zu Halberstadt, von welcher er zur Kriegs- und Domainenkammer überging, deren wirkliches Mitglied er wurde, als er 1801, nach gemachtem dritten Examen, durch die Wahl der halberstädtischen Landstände Landrath wurde. Zu gleicher Zeit verheirathete er sich mit der T. des Landraths v. Hagen auf Nienburg. Seine Stelle vertauschte Hr. v. M. schon im nächsten Jahre, als das Eichsfeld unter preuß. Herrschaft organisirt wurde, mit der gleichen Stelle des mühlhäuser Kreises, wo er das Rittergut Vollenborn erworben hatte. Dort, auf dem Eichsfelde, war er der Schutz der Einwohner, besonders gegen Mißbräuche und Bedrückungen des neueingeführten Militair-Cantonwesens. Bei Errichtung des Königreichs Westfalen lehnte er anfänglich die Stelle eines Unterpräfecten, später auch die eines Präfecten des Werradepart. ab, übernahm aber den Posten eines Directors der directen Steuern im Harzdepart. und war Mitglied der Reichsversammlung. Mit der Befreiungsperiode bot sich ihm Gelegenheit dar, die Richtigkeit seiner Geschäftsansichten und die vorurtheilsfreie Würdigung aller Verhältnisse zu bethätigen. Er gehörte zu den ersten westfälischen Beamten, welche sich zu Halle, dann

zu Halberstadt um das neuerrichtete preuß. Gouvernement versammelten, wo er sich durch weise Ruhe zum Meister über die Verirrungen der Deutschthümelei machte und manche Unbill des Provisorischen abwehrte. So wirkte er sehr lobenswerth als erster Director der Gouvernementscommission, bis er 1815 die preuß. Landesverwaltung Fuldas übernahm und zugleich die Verhandlungen mit Kurhessen wegen gegenseitiger Ländercessionen leitete. Als diese Geschäfte beendet waren, wurde er 1816 zum Vicepräsidenten, 1818 zum Chefpräsidenten der Regierung zu Erfurt ernannt, und bekleidete diese Posten mit dem ausgezeichneten Ruhme, zum Besten der seiner Aufsicht anvertrauten Provinz gewirkt und, wo er konnte, Edles, Schönes und Nützliches befördert zu haben, mit einer Freisinnigkeit, welche große Resultate in der Volksstimmung hervorbringen und selbst in den Nachbarstaaten von Wirksamkeit sein mußte. Er vertrat die Provinz vor den Ministerien, ohne sich von deren Aussprüchen irremachen zu lassen. So wirkte er unermüdet für öffentliche Anstalten der Erziehung und des Unterrichts; er erlangte, daß der größte, dazu geeignete Theil seines Depart. vom Eingangssteuerverbande ausgenommen und mit dem ertragbringenden Heile niederer Steuersätze beglückt wurde; er glich durch persönliche Selbständigkeit, und wo es Noth that auch Raschheit dem Nachtheil schwerfällig und mit weniger brauchbaren Mitgliedern besetzter Verwaltungscollegien aus und zog des Königs nähere Aufmerksamkeit auf sich, indem er, von demselben beauftragt, eine wichtige, die königl. Familie selbst betreffende Angelegenheit regulirte. Nun dem Könige näher bekannt, wurde Hr. v. M., als der Oberpräsident v. Bülow vom Schlage gerührt, von öffentlichen Geschäften sich zurückziehen mußte, unter Beibehaltung des Regierungspräsidiums zu Erfurt, mit der Übernahme gleicher Verhältnisse zu Magdeburg, 1821 zum interimistischen Oberpräsidenten der Provinz Sachsen und 1825 zum wirkl. Oberpräsidenten ernannt. In diesen ausgebreiteten Dienstverhältnissen konnte er die vorhin bezeichneten schönen Zwecke in größerm Kreise und seine richtigen Verwaltungsansichten selbst für das ganze Königreich geltend machen, da er nun, als Mitglied des Staatsrathes, bei allen wichtigen Verhandlungen desselben stimmberechtigt in Berlin gegenwärtig war. — Am 14. Juli 1825 trat er als wirkl. Geh. Staats- und Finanzminister an die Stelle des Hrn. v. Klewitz, welcher dagegen seine Stelle als Oberpräsident der Provinz Sachsen übernahm. Der neue Finanzminister hat mit weiser Vorsicht bisher keine Radicalreformen vorgenommen, aber mit großartiger Wirksamkeit in der Leitung des Staatshaushaltes, der Ausbildung des Finanzcredits und der Vereinfachung des Regierungsmechanismus seine Tüchtigkeit bewährt. Hierbei war unerläßlich, dem Finanzministerium alle nothwendigen Befugnisse zu verschaffen, weßhalb die Aufhebung der General-Staatscontrole, die ganz vom Finanzministerium getrennt war, eine um so erwünschtere Begebenheit ist, da der König in der deßhalb erlassenen Cabinetsordre ausdrücklich sagt, daß jene Generalcontrole bereits ihren Zweck erfüllt hätte. — Für Hrn. v. M.'s Geschäftsverwaltung traten unvorhergesehene, schwierige Umstände ein: der unerhörte Fall so vieler Banquierhäuser, der schwankende Credit aller Staatspapiere, der Ausfall der Domaineneinnahme, veranlaßt durch niedrige Korn- und Wollpreise u. s. f. Doch zeigte er sich seinem Berufe vollkommen gewachsen. Sein Ministerium bezeichnen mehre wohlthätige Einrichtungen; vorzüglich die Vereinfachung der gesammten Finanzverwaltung und des Cassenwesens, die Verbesserung des indirecten Steuersystems durch die ursprünglich bezweckte Herabsetzung der Steuertarife, für welche er sich früher so entschieden ausgesprochen hat, durch Anordnung einer den Umständen angemessenen, zweckmäßigen Domainenverwaltung, durch Verbesserung des Officiantenpersonals und durch mehre andre Einrichtungen, welche der preuß. Monarchie den früher behaupteten Staatscredit sichern.

Motu proprio heißt im römischen Kirchenrecht die Entschließung des Papstes zu einer Verordnung, welche ohne äußere oder fremde Veranlassung durch eignen innern Antrieb erfolgt ist. Da die römischen Kanonisten den Grundsatz von der Untrüglichkeit des Papstes damit verbanden, so behaupteten sie, daß eine Schedula motus proprii, welche größtentheils in Gnadenbriefen bestand, alle Vorbehalte und vorhandenen Bullen und Breven aufhebe und keine in Rechten geltende Einrede, als die der Erschleichung verstatte.

Moucheron (Friedrich), einer der besten Landschaftsmaler der Niederländer, 1663 zu Emden geb. Seine Neigung für die Malerei fand in Joh. Asselyn's Schule Befriedigung. Dann vervollkommnete er sich im Landschaftsfache zu Paris; später ließ er sich in Amsterdam nieder und starb 1686. M. war ein treuer Beobachter der Natur. In mehren seiner Landschaften brachte er Wasser an, worin die Gegenstände sich spiegeln. Die Figuren in seine Landschaften malte ihm Helmbrecke, so lange er sich in Paris aufhielt, nachher Adrian v. d. Velde. Er hinterließ auch einen Sohn, **Isaak M.**, geb. zu Amsterdam 1670, gest. 1744, der in der Manier seines Vaters fortarbeitete. Seine Arbeiten sind mit leichtem duftigen Pinsel gemalt und haben ein warmes Colorit. Die kön. dresdner Galerie hat mehre ausgezeichnete Stücke von seiner Hand.

Mounier (Jean Joseph), Secretair der Provinzialstände der Dauphiné, Deputirter des dritten Standes dieser Provinz zu den Generalständen, ein Mann von seltener Tugend und Liebe für das allgemeine Beste, wurde 1758 zu Grenoble geb., woselbst sein Vater Kaufmann war. Erzogen von einem überstrengen, pedantischen Lehrer, dessen Eigensinn und Launenhaftigkeit dem Knaben oft das größte Unrecht zufügte, später abgewiesen von dem Militair, weil ihm der Vorzug einer adeligen Geburt fehlte, lernte er so die Privilegiensucht des Adels und den geistlichen Despotismus des Klerus verabscheuen, und die Kleinlichkeit, welche oft im Handelsstande herrscht, zog ihn gleichfalls nicht an. Er widmete sich daher der Rechtswissenschaft auf der Universität zu Orange. Durch seine offene und rechtliche Erklärung gegen die Ungebühr der Stempel- und Grundsteuern, wie sie damals in Frankreich waren, und gegen die schlechte Finanzwirthschaft, gab er 1787 den ersten Anstoß mit zu der allgemeinen Opponirung gegen diesen Druck, und als im folg. Jahre durch die harten und unüberlegten Maßregeln der Regierung Unruhen in Grenoble ausbrachen, da ward er durch die allgemeine Stimme zum Schiedsrichter in dieser Angelegenheit aufgerufen. In den ersten Berathschlagungen der Nationalversammlung (deren Mitglied er hierauf ward) spielte er eine wichtige Rolle. Am 20. Juli war er einer von den Urhebern der Sitzung und des Eides im Ballhause. Bis zu den Ereignissen d. 5. und 6. Oct. nahm er an allen Verhandlungen der constituirenden Versammlung lebhaften Antheil, und die Festigkeit und Redlichkeit, mit welcher er sich, zum Präsidenten dieser Versammlung erhoben, bei allen schwierigen Verhältnissen benahm und ebenso sehr die Sache der Nation vertheidigte wie das Unrecht zurückwies, welches man im Begriff stand gegen den Herrscherstamm auszuüben, erwarben ihm für immer die Achtung aller Bessern. Als aber endlich der Strom wilder Anarchie unaufhaltsam überhand nahm und keine Hoffnung war, das wilde Treiben mehr zügeln zu können, da zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück, begab sich in die Dauphiné und foderte von hier aus im Nov. (1789) seine Entlassung. Zugleich gab er eine Darstellung seines Betragens („Exposé de sa conduite et des motifs de son retour en Dauphiné") heraus. Zu Genf, wohin er sich später, um den Verfolgungen der Jakobiner zu entgehen, begab, ließ er den: „Appel au tribunal de l'opinion publique", ein mit Freiheit und Kühnheit geschriebenes Werk drucken, worin er die Ereignisse d. 5. und 6 Oct. entwickelte und den Bericht Chabroud's zu Gunsten des Herzogs v. Orleans und seiner Mitschuldigen widerlegte. Von der Schweiz

aus machte er 1793 eine Reise nach London, wo ihm die Regierung eine Oberrichterstelle in Canada mit gutem Gehalte antrug, was er jedoch, die Hoffnung, das Vaterland wiedersehen zu können nicht aufgebend, ablehnte und sich hierauf, da Genf, sein bisheriger Wohnort, in den Strudel der Revolution war gezogen worden, von da aus mit seiner Familie 1795 nach Deutschland wandte, woselbst ihn der Herzog v. Weimar mit Güte aufnahm und ihm das Lustschloß Belvedere (nahe bei Weimar) einräumte, um dort eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für junge Leute aus den höhern Ständen (namentlich für junge Engländer) zu begründen. M. war hier aufs Vielfachste nützlich; auch arbeitete er hier die Schrift aus: **„De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminées, sur la révolution de France"**, welche 1801 in Tübingen erschien (n. A., Paris 1821). Nach dem 18. Brumaire kehrte M. nach Frankreich zurück, ward 1802 zum Präfecten des Depart. der Ille und Vilaine, und 1804 zum Mitglied des Erhaltungssenats ernannt, das Jahr darauf aber in den Staatsrath berufen. Er starb den 26. Jan. 1806. Sein Sohn, Eduard Claude Philipp, Baron (geb. 1784), war unter Napoleon Auditeur des Staatsraths, 1809 Cabinetssecretair, 1810 **Maître des requêtes**; 1815 kam er in die Deputirtenkammer und 1817 erhielt er die Stelle eines Staatsraths und den Vorsitz in der gemischten Commission, welche die Liquidationen mit den auswärt. Mächten zu ordnen hatte. 1819 wurde er zum Pair des Reichs erhoben.

Mouradgea d'Ohsson (Ignaz), geb. zu Konstantinopel, stammt aus einer reichen armenischen Familie, trat in die Dienste der schwed. Gesandtschaft bei der ottoman. Pforte und schwang sich durch seine Talente zu den ersten diplomatischen Würden empor. Er wurde zum Geschäftsträger, zum Ritter des Wasaordens und 1782 zum bevollmächt. Minister und außerordentl. Botschafter ernannt. Seine Kenntniß der arabischen und türkischen Sprache setzte ihn in den Stand, aus den Quellen selbst zu schöpfen. Er nahm sich vor, eine Geschichte Selims II. zu schreiben; bald aber faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemälde des ottomanischen Reichs. Diesem Werke widmete er sich mit unermüdetem Fleiße, und nicht ohne große Schwierigkeiten gelang es ihm, über die Sitten und Gebräuche, über das Innere des Serails, der Moscheen und des Familienlebens der Türken von einem abergläubischen, knechtischen und mißtrauischen Volke die ersten zuverlässigen Nachrichten einzusammeln. Mit den zusammengebrachten Materialien ging er 1784 nach Paris, arbeitete sie aus und ließ 1788 und 1789 die beiden Bde. s. **„Tableau général de l'Empire ottoman"** erscheinen. Dieses Werk entsprach vollkommen den Erwartungen, die man davon hatte. Die typographische Pracht und die Schönheit der Kupfer hatten zwar einen Aufwand erfodert, den der Absatz nicht decken konnte, allein d'Ohsson, der ein bedeutendes Vermögen besaß, berechnete die Opfer nicht, die er für die Vervollkommnung und Ausschmückung seines Werks brachte. Die Revolution unterbrach seine literarische Thätigkeit; er begab sich wieder nach Konstantinopel. Selim III., der die Gelehrsamkeit schätzte, ließ sich die beiden erschienenen Bände vorlegen und befahl, weit entfernt, über die Enthüllung einiger Geheimnisse unzufrieden zu sein, daß man den gelehrten Forscher bei seiner Arbeit durch Mittheilung der ihm nöthigen Nachrichten und Quellen unterstütze. Nach einem langen Aufenthalt zu Konstantinopel kam d'Ohsson nach Paris zurück, wo er von seinem großen Vermögen kaum noch einige Spuren fand. Selbst die Niederlagen, worin er die Exemplare seines Werks nebst den Platten, Zeichnungen u. s. w. aufbewahrt hatte, waren erbrochen und geplündert worden. Ohne sich durch diese Unfälle niederschlagen zu lassen, entwarf er vielmehr einen noch weitern Plan, der ein historisches Gemälde des ganzen Orients umfaßte. Die Ausführung desselben beschäftigte ihn ganz. Schon hatte er 1804 2 Bde. des **„Tableau historique de l'Orient"** erscheinen lassen, als ein Bruch mit Schweden ihn eine

neue Störung seiner Arbeit fürchten ließ. Er suchte und erhielt von seiner Regierung die Erlaubniß, sich aufs Land zurückziehen zu dürfen. Hier setzte er seine Beschäftigungen 3 Jahre lang fort und lieferte als die Frucht eines 45jähr. Strebens ein Werk, das in 3 für sich bestehenden Abtheilungen eine vollständige Darstellung des ottomanischen Reichs enthält. Diese 3 Abtheilungen führen die besondern Titel: „Tableau historique de l'Orient", eine Geschichte aller Völker unter ottomanischer Botmäßigkeit; „Tableau général de l'Empire ottoman", eine Darstellung der Gesetzgebung, Religion, Sitten u. s. w.; endlich „L'histoire de la maison Ottomane", von Osman I. bis 1758. Das Ganze war der Beendigung nahe, als d'Ohsson d. 27. Aug. 1807 starb. Die letzten Theile dieses Werks, das aus 7 Thln. besteht, erschienen Paris 1824.

Mora, ein sicheres Heilmittel, vornehmlich gegen örtliche, noch nicht eingewurzelte Gicht, ist ein aus dem weißgrauen Filze von den Stielen und Blättern der Wermuthspflanze oder des gemeinen Beifußes gedrehtes Kegelchen, welches, auf den leidenden Theil gesetzt, oben angezündet wird und dann langsam und gleichförmig bis auf den Grund ausbrennt. Die zwei Augenblicke, wo das Feuer zuerst das Fleisch und dann das Periosteum (die Knochenhaut) ergreift, sind sehr schmerzhaft, die übrigen fast gar nicht. Das Brandmal führt die Feuchtigkeit ab und geht meistens in Eiterung über. Die Mora stammt aus Ostindien. Bei den Türken wird sie häufig angewandt, und neuerdings ist ihr Gebrauch von franz. Ärzten sehr empfohlen worden.

Mozambik, ein 140 Meilen langer Küstenstrich an der Ostseite von Südafrika, vom Cap Delgado bis zur nördlichen Mündung des Zambeseflusses (8—15° S. Br.). Längs der Küste ist das Land meist eben, zum Theil sumpfig, im Innern aber bergig. Der Boden ist jedoch beinahe durchgehends sehr fruchtbar an Getreidearten und Baumfrüchten; auch fehlt es nicht an zahmem Vieh, Wild, Geflügel und Fischen. In den Gebirgen findet man Gold. An dieser Küste und in der südlicher liegenden Küste Sena oder Sofala, sowie auf einigen Inseln daselbst haben die Portugiesen Besitzungen und Niederlassungen, welche das Gouvernement Mozambik bilden (50 □M. mit 60,000 Einw.). Während der Blüthe der portug. Monarchie waren diese Niederlassungen wichtig. Jetzt ist nur noch ein Schatten des vormaligen Glanzes übrig. Dem Gouverneur von Mozambik steht in seinem Amte ein Rath zur Seite, der aus dem Bischof, dem Minister (so heißt der Präsident der Junta) und dem Befehlshaber der Truppen besteht. Der Sitz des Gouverneurs ist in Mozambik auf der kleinen, eine halbe Stunde von der Küste entfernten Insel gl. N. Dieser Hauptort der portug. Besitzungen in Afrika hat einen sehr festen und sichern Hafen, 350 H. und (ohne die Sklaven und Araber) 2800 Portugiesen und deren Abkömmlinge. Die Portugiesen fanden schon 1498 auf ihrer ersten Fahrt nach Indien eine Stadt, die ansehnlichen Handel trieb, und einen arabischen König, der sie beherrschte. Die Insel hatte wegen ihrer Lage und als Ruheplatz für die Indienfahrer so viele Reize für die Portugiesen, daß sie sich derselben bemächtigten. Die Kaffern und Araber boten vergebens ihre Kräfte auf, um die Portugiesen zu vertreiben. Der Handel von Mozambik besteht vorzüglich in Negersklaven, Elfenbein und Goldstaub.

Mozaraber oder Mostaraber, d. h. Fremdlinge unter den Arabern, unechte Araber, hießen die Christen in Spanien zur Zeit der arabischen Herrschaft. Sie behielten vom 8—12. Jahrh., da ihre kirchliche Verbindung mit Rom fast aufgelöst war, ihre alte Liturgie, die daher die mozarabische genannt wurde. Gregor VII. schaffte sie ab und drang ihnen dafür die römische auf; nur in einer Capelle der Kathedrale von Toledo ist der mozarabische Ritus noch beibehalten. (Vgl. Spanien.) E.

Mozart (Leopold), der Vater des berühmten Wolfgang Amadeus M.,

geb. 1719 zu Augsburg, studirte zu Salzburg, trat 1743 als Hofmusikus in die Capelle des Erzbischofs und wurde 1762 Unterdirector dieser Capelle. Die Zeit, welche s. Amtsgeschäfte ihm übrig ließen, widmete er dem Unterrichte in der Composition und auf der Violine. 1756 erschien zu Augsburg sein „Versuch einer gründlichen Violinschule", ein Werk, das nach dem Zeugnisse der größten Meister von dem ausgebreitetsten Nutzen gewesen. Außerdem hat er Oratorien und andre Kirchenstücke, Theatermusiken u. s. w. geliefert.

Mozart (Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus), der größte deutsche Componist, geb. zu Salzburg 1756. Kaum 3 Jahr alt, freute er sich schon über harmonirende Intervalle, die er auf dem Claviere gegriffen hatte. Im folg. Jahre fing sein Vater gleichsam spielend an, ihm einige Menuetten und andre Stücke auf dem Claviere zu lehren. Zu einer Menuet brauchte er nur eine halbe Stunde, um sie mit der vollkommensten Nettigkeit und mit dem festesten Takte zu spielen. Von nun an machte er so schnelle Fortschritte, daß er in s. 5. Jahre bereits kleine Stücke componirte, die er seinem Vater vorspielte und dann von diesem zu Papiere bringen ließ. Psychologisch merkwürdig ist es, daß er früher sich für alle Kinderspiele so empfänglich zeigte, daß er Essen und Trinken und alles Andre darüber vergessen konnte, von der Zeit an aber, wo er Musik zu lernen angefangen hatte, allen Geschmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Kindheit verlor. Obgleich er auch die übrigen Gegenstände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte, so blieb doch die Musik diejenige Beschäftigung, von welcher seine ganze Seele erfüllt zu sein schien. Mit Riesenschritten ging er darin vorwärts, sodaß selbst sein Vater, der doch täglich um ihn war, davon überrascht wurde. Dies war einst der Fall mit einem Clavierconcerte, welches der junge M. bereits im 5. J. verfertigt hatte und das nach allen Regeln der Kunst gesetzt, aber auch zugleich so schwer war, daß es nur ein geübter Künstler hätte spielen können. In seinem 6. J. war der junge M. bereits so weit fortgeschritten, daß s. Vater bewogen wurde, mit ihm und s. Schwester, Maria Anna, welche ebenfalls ein musikalisches Genie war, eine Reise nach München und Wien zu machen, wo die kleinen Virtuosen dem kaiserl. Hofe vorgestellt wurden. Die beispiellose Fertigkeit, die bei einem solchen Alter von Allen als ein Wunder angestaunt wurde, erhielt noch dadurch etwas sehr Anziehendes, daß der Kleine nur vor eigentlichen Kennern spielen wollte und das Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiser Franz, daß er Wagenseil holen lassen sollte; dies geschah, und der junge M. trug nun eins seiner Concerte mit bewunderungswürdiger Fertigkeit vor. Übrigens hatte er bis jetzt sich lediglich auf das Clavier beschränkt. In Wien schenkte man ihm eine kleine Geige, und er hatte auf derselben, als die Familie nach Salzburg zurückgekehrt war, wider Wissen des Vaters bereits solche Fortschritte gemacht, daß er zum Erstaunen aller Anwesenden die zweite Geige zu einem Trio mit Präcision und Nettigkeit vorzutragen im Stande war. Von nun an zeigte es sich, daß das ganze innere Sein des jungen M. der Musik hingegeben und nur durch sie vorhanden sei, denn nur Musik beschäftigte ihn ganz. Von s. Fähigkeit, die feinern Unterschiede der Töne zu empfinden, werden merkwürdige Beispiele erzählt. Auch ist es schon aus dieser Zeit höchst bemerkenswerth, daß seinem Gehöre jeder Mißklang, jeder rauhe, schmetternde und durch Zusammenstimmung nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, unerträglich war, ja daß er sogar einst bei demselben bleich, leblos und in Verzuckungen zur Erde sank. Finden wir die Wirkung von diesem nur für das Schöne der Kunst empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken M.'s wieder? Herrscht nicht, trotz der gewohnten Vollstimmigkeit, in jedem Takte derselben eine Klarheit, eine Anmuth, die selbst in ihren kühnsten Übergängen und Fortschreitungen auch dem ungebildetsten musikalischen Sinne zur Wollust wird? — 1763, also im 7. Jahre des jungen M., machte die Familie die erste Reise

außer Deutschland, wodurch sein Ruhm sich allgemein verbreitete. Im Nov. d. J. kam sie in Paris an, wo sie ein halbes Jahr verweilte und mit Ruhm und Unterstützung gleichsam überschüttet wurde. Hier gab der junge M. s. ersten Claviersonaten heraus. 1764 reiste die Familie nach England und ließ sich am königl. Hofe hören, wo der Sohn auch die Orgel des Königs zu allgemeiner Bewunderung spielte. In einem öffentlichen Concerte wurden nur Symphonien von seiner Composition vorgetragen. Hier sowol als in Paris wurden ihm die schwersten Claviersachen von Bach, Händel u. s. w. vorgelegt, die er alle vom Blatte mit der größten Präcision vortrug. Während s. Aufenthalts in England componirte er 6 Sonaten, die er in London stechen ließ und der Königin widmete. 1765 reiste die Familie durch die Niederlande nach Holland, wo M. sich häufig auf den Orgeln der Klosterkirchen und Kathedralen hören ließ. Im Haag wurde er gefährlich krank. Nach s. Genesung schrieb er 6 Sonaten für das Clavier, welche, der Prinzessin von Nassau gewidmet, im Stich erschienen. Im Anfang des J. 1766 befand er sich 4 Wochen in Amsterdam und reiste von da zu dem Installationsfeste des Erbstatthalters wieder in den Haag. Hierauf ging die Familie nochmals nach Paris und, nachdem sie 2 Mal in Versailles gewesen war, über Lyon durch die Schweiz nach München, wo der Kurfürst dem jungen M. ein Thema vorsang, welches dieser in seiner Gegenwart ohne Clavier und Geige ausführte, zu Papier brachte und zur Bewunderung des Kurfürsten und aller Anwesenden vortrug. 1766 kamen sie wieder in Salzburg an, wo sie bis 1768 blieben und darauf eine zweite Reise nach Wien machten. Hier spielten die beiden Geschwister vor dem Kaiser Joseph, der dem jungen M. auftrug, eine komische Oper: „La finta semplice", in Musik zu setzen. Sie erhielt den Beifall des Capellmeisters Hasse und Metastasio's, ward aber nicht aufgeführt. Bei der Einweihung der dortigen Waisenhauskirche setzte er das Amt, das Offertorium und ein Trompetenconcert und leitete als 12jähr. Knabe diese feierliche Musik in Gegenwart des kaiserl. Hofes. 1769 trat M., der Concertmeister beim salzburgischen Hoforchester geworden war, in Gesellschaft s. Vaters eine Reise nach Italien an. In Bologna bewunderte besonders der berühmte Pater Martini den Knaben, der u. A. ein jedes gegebene Fugenthema auf der Stelle bearbeitete und es auf dem Claviere ausführte. In Rom erregte er auf eine andre Weise Bewunderung. Er unternahm es, das berühmte Miserere, welches alljährlich in der Charwoche in der Sixtinischen Capelle gesungen wird und damals noch sehr geheim gehalten wurde, nach dem bloßen Gehöre zu copiren, welches ihm auch dergestalt gelang, daß, als er es in einer Gesellschaft am Claviere sang, der Sopranist Christofori, der es in der Capelle gesungen hatte, die lebhaftesten Beweise seiner Bewunderung zu erkennen gab. In Neapel glaubten die Schüler des Conservatorio della pietà, in M.'s Ringe stecke die Zauberkunst s. Spiels; er zog ihn ab, und nun erst wuchs die Bewunderung. In Rom erhielt er vom Papste das Kreuz und Breve als Ritter des goldenen Sporns; in Bologna ward er, nachdem er bei verschlossenen Thüren in einer halben Stunde eine 4stimmige Antiphonie gesetzt hatte, einstimmig als Mitglied und Capellmeister der philarmonischen Akademie aufgenommen. Da er sich bereits zur Composition der ersten Carnevaloper zu Mailand verbindlich gemacht hatte, sah er sich genöthigt, ähnliche Anerbietungen von Bologna, Neapel und Rom abzulehnen. Er kam zu Ende Oct. 1770 in Mailand an und componirte daselbst in s. 14. J. die erste Oper, „Mithridat", die schon am 26. Dec. aufgeführt und dann mehr als 20 Mal nach einander wiederholt wurde. Hierauf sagten ihm die Unternehmer auch die Composition der Oper 1773 schriftlich zu. In Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom als Mitglied der philarmonischen Gesellschaft. So geehrt verließ er Italien, wo man ihm den Namen il cavaliere filarmonico beigelegt hatte. Als M. 1771 wieder in Salzburg eingetroffen war, fand er einen Brief,

in welchem ihm im Namen der Kaiserin Maria Theresia die Composition der großen theatralischen Serenata: „Ascanio in Alba", zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand aufgetragen wurde. Er übernahm diesen Auftrag und reiste im Aug. wieder auf einige Monate nach Mailand, wo während der Vermählungsfeierlichkeiten stets M.'s Serenata und eine von Hasse componirte Oper abwechselnd aufgeführt wurden. 1772 setzte er zur Wahl des Erzbischofs von Salzburg die Serenate: „Il sogno di Scipione". Im Winter 1773 setzte er ebendaselbst die ihm übertragene Oper: „Lucio Silla", welche 26 Mal hinter einander aufgeführt wurde. Nachdem er noch eine komische Oper: „La finta giardiniera" (1775), 2 große Messen, eine Serenate: „Il Re pastore", in Paris, wohin er zum zweiten Mal berufen worden war, eine große Symphonie für das dortige Concert spirituel gesetzt hatte, ging er in s. 24. J. nach Wien, wo er in kaiserl. Dienste trat. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu denen sein bewundernswürdiges Genie berechtigt hatte, auf eine vollkommen befriedigende Art und ward der Rafael der Tonkünstler. Sowie dieser seltene Geist aber früh schon in seiner Kunst Mann wurde, so blieb er hingegen in allen übrigen Verhältnissen des menschlichen Lebens stets Kind. Er lernte nie sich selbst regieren; für häusliche Ordnung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigkeit und besonnene Wahl im Genusse hatte er keinen Sinn. Allein eben dieser immer zerstreute, immer in sich zurückgezogene Mensch schien ein ganz andres, ein höheres Wesen zu werden, sobald er sich an das Clavier setzte. Dann spannte sich sein Geist, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungetheilt auf den einen Gegenstand, für welchen er geboren war, die Harmonie der Töne. Am liebsten spielte er bei Nacht und bis zum frühesten Morgen hin, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Clavier entfernte. Gewöhnlich componirte er von 6 oder 7 Uhr des Morgens bis um 10 Uhr, und zwar meistentheils im Bette; dann setzte er den ganzen Tag nichts mehr, außer wenn etwas Dringendes zu verfertigen war. Außer der Musik schien er nur noch eine Leidenschaft zu haben, das Billard. Seine Körperbildung zeichnete sich nicht vortheilhaft aus; er war klein, hager, blaß und verrieth durchaus nichts Außerordentliches in s. Physiognomie. Von den Werken, die sich auf den Bühnen von ganz Deutschland erhalten haben und stets das Entzücken der deutschen Nation sein werden, componirte er s. „Idomeneo, Re di Creta", 1780 zu München. Von der „Entführung aus dem Serail" (der Zeit nach s. 14. Oper), welche 1782 in Wien aufgeführt wurde, sagte Joseph II. zu M.: „Diese Musik ist zu schön für unsere Ohren; doch sind gewaltig viel Noten darin!" „Gerade so viel, als sich gehört", antwortete der Künstler. Den ausgezeichnetsten Beifall erhielt „Figaro's Hochzeit", welche während des Winters 1787 zu Prag aufgeführt wurde. Ebendaselbst componirte M. in demselben Winter s. „Don Juan", der dort noch mehr gefiel als „Figaro's Hochzeit". Nichtsdestoweniger wollte man dieser Musik in Wien während der ersten Vorstellungen keinen Geschmack abgewinnen, obgleich Haydn bei dieser Gelegenheit M. für den größten aller damals lebenden Componisten erklärte. Nachdem er noch 1790 „Cosi fan tutte" und während der Krankheit, die s. Tod herbeiführte, 1791 die „Zauberflöte", „La clemenza di Tito" und das berühmte Requiem gesetzt hatte, starb er am 5. Dec. 1792 im 36. J. s. Alters, nach dem Berichte des Arztes an Anhäufung des Wassers im Kopfe, und ein falsches Gerücht, Salieri betreffend, ist dadurch widerlegt worden. Auch in s. Instrumentalcompositionen (s. prächtigen Symphonien, s. ätherischen Quartetten, Clavierconcerten, Sonaten ꝛc.) wird M. das Vorbild aller Nationen und Zeiten sein und bleiben. Gleichen Ruhm behauptet er in der Kirchenmusik, zu welcher besonders s. großen Hymnen und Missen gehören. Sein Requiem hatte, nach der allgemeinen Erzählung, folgenden Ursprung. Eines Tages kommt ein Unbekannter (Graf von Walseeg auf Stuppach) zu M. und trägt ihm die Compo-

sition einer Seelenmesse (zur Todesfeier seiner Gemahlin) auf, für welche M. den Preis selbst bestimmen soll. Dieser fodert 100, nach A. 200 Dukaten, will sich aber, um der Arbeit die möglichste Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichtsdestoweniger zahlt der Bote den verlangten Preis im voraus und verspricht bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen und nach einigen Monaten wiederzukommen. Während der Zeit erhält M. den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag „La clemenza di Tito" zu schreiben und ist eben im Begriff, in den Wagen zu steigen, um sich dorthin zu begeben, als jener Bote erscheint und an das Requiem mahnt. M. entschuldigt sich und verspricht, nach s. Zurückkunft aus Prag sogleich an die Arbeit zu gehen. Kaum zurückgekehrt, beginnt M. die Composition der Seelenmesse mit einem Feuer, mit einem Interesse, welches ihm bis dahin noch keines s. Werke eingeflößt hat, sodaß s. Gattin von so ungewöhnlicher Anstrengung für seine ohnehin schon leidende Gesundheit Alles befürchten zu müssen glaubt; ja M. äußert einst mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für sich selbst setze. Seine Gattin entreißt ihm die Partitur und gibt sie ihm nur auf sein inständiges Bitten nach anscheinend völlig hergestellter Gesundheit wieder. M. endet die Arbeit bis auf ein Geringes, fällt in s. vorige Schwermuth zurück, wird krank und immer kränker und stirbt. Gleich nach s. Tode erscheint der Bote, verlangt das Werk und erhält es, unvollendet wie es ist. Dieses Concept kömmt in die Hände s. Schülers, Süßmayr, welcher sich Zusätze und Veränderungen erlaubt, namentlich zu dem Sanctus die Instrumente, welche noch fehlten, hinzusetzt und das Werk so einrichtet, wie es gedruckt in unsern Händen ist. (S. Gottfr. Weber's Aufsätze in der „Cäcilia", 1826.) — M. will nicht erklärt, sondern genossen werden; er ist ein Wunder, welches, der Ahnung und dem Gefühle allein angehörend, von keinem Verstande berührt werden darf. Seine Werke ziehen, ungeachtet ihres ganz neu erschaffenen, alle bis dahin betretene Bahnen verlassenden Charakters, durch ihre innere, reiche, alle Mittel der Kunst erschöpfende und doch zugleich himmlisch klare Vollendung den Liebhaber wie den eigentlichen Musiker gleich mächtig an. So ist namentlich s. „Don Juan" ein Werk, in dem Alles erschöpft ist, was die Seele des Menschen in ihrer tiefsten Tiefe ahnet und empfindet; ein Werk, das selbst in seiner sittlichen Richtung zu einem jüngsten Gerichte für alle Verruchtheit wird, zu deren Gewissen die Posaune (denn was ist die mit der Erscheinung des Geistes ertönende Musik anders?) in schrecklichen, Alles zermalmenden Tönen redet. So auch s. Requiem, in welchem M.'s Geist seine eigne Verklärung feiert. — M. hinterließ eine Witwe und 2 Söhne. Erstere verheirathete sich nachher an den Etatsrath Nissen in Kopenhagen und ist 1826 gestorben. Sein älterer Sohn ist als Secretair bei der Kanzlei in Mailand angestellt; der jüngere ist Pianofortespieler und Componist für dieses Instrument, geb. 1792. Er lebt gewöhnlich in Lemberg in Gallizien und unterrichtet auf dem Pianoforte. 1819 machte er eine Kunstreise in Deutschland. — F. A. Schlosser hat eine Biographie M.'s angekündigt. Pq.

Mucius Scävola, eigentlich Cajus Mucius Cordus, ein edler Römer aus den ersten Zeiten der Republik, der die kaum gegründete Freiheit seines Vaterlandes durch eine kühne That rettete. Porsenna, König der Etrusker, ein Bundesgenosse des vertriebenen Tarquin, belagerte im J. d. St. 246 Rom, und schon litten die Römer an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel, als M. den römischen Senat um die Erlaubniß bat, sich in das feindliche Lager zu begeben. In der Absicht, den König zu ermorden, bewaffnete er sich mit einem Dolche. Er gelangte bis an das Zelt des Königs, wo eben der Sold ausgetheilt wurde; aber er tödtete statt des Königs dessen Schreiber. Die Wache ergriff ihn; da sprach er zu Porsenna: „Ich bin ein römischer Bürger und heiße C. Mucius. Als Feind habe ich den König, unsern Feind, tödten wollen, und so viel Muth ich zum Tödten

hatte, so viel habe ich auch zum Tode. Ich bin nicht der Einzige, der diesen Entschluß gegen Dich gefaßt hat; eine große Anzahl römischer Jünglinge wird nach mir denselben Ruhm erstreben. Diesen Krieg kündigt Dir die römische Jugend an". Zornig und erschrocken drohte der König, ihn dem Feuer zu überliefern, wofern er nicht entdecke, welche Anschläge gegen ihn im Werke seien. M. erwiderte: „Damit Du siehst, wie wenig Diejenigen der körperlichen Schmerzen achten, welche nach Ruhm streben, so siehe, was ich thue". Mit diesen Worten hielt er seine Hand in eine auf dem Altar stehende Pfanne voll glühender Kohlen. Porsenna ließ ihn gewaltsam hinwegreißen. „Gehe fort von hier", sagte der König zu ihm, „der Du feindseliger gegen Dich selbst als gegen mich handelst. Ich würde Dich belohnen, wenn Dein Muth sich so für mein Vaterland gezeigt hätte; so aber schenke ich Dir die Freiheit". Jetzt erklärte M., gleichsam aus Dankbarkeit, daß sich 300 Jünglinge verschworen hätten, ihn zu ermorden. „Mich", sagte er, „hat das Loos zuerst getroffen. Die übrigen werden, sowie das Loos sie trifft, ihren Angriff machen, bis ein günstiges Schicksal Dich einem überliefert". Geschreckt durch diese Worte, hob Porsenna die Belagerung auf und schloß Frieden. M. erhielt, weil er sich nur noch der linken Hand bedienen konnte, den Beinamen Scävola und wurde durch ein Stück Landes und eine Ehrensäule vom Senat belohnt.

Mücken, Insekten mit durchsichtigen, unbedeckten Flügeln, unterscheiden sich durch den Saugrüssel, der mit Widerhaken und hornartigen Auswüchsen besetzt ist. Durch ihren Biß und dessen unangenehmes Jucken sind am unerträglichsten die amerikanischen Mosquitos, eine Art der gemeinen Mücken (culex pipiens) und die kleinen Beißmücken (c. reptans), die für Lappland, Sibirien und das Bannat eine Landplage sind. Diese erscheinen des Jahrs 2 Mal in dichten Schwärmen, gegen die man sich nur durch Dampf schützt; sie tödten dann oft das Vieh, welchem sie zu allen Öffnungen des Leibes hineinkriechen. Von den gemeinen Mücken stechen nur die Weibchen; ihre Eier haben die Gestalt eines kolbenförmigen Medicinglases und werden von ihnen in zusammengeklebten Reihen ins Wasser gelegt, wo sie sich nach einigen Tagen in Larven verwandeln. Diese sind wurmförmig, haben am Kopfe 3 Zangen, am Hintertheil 2 Schwänze und bewegen sich äußerst schnell; nachdem sie sich einige Mal gehäutet haben, erscheint ihr Vordertheil dick, ihr Leib platt und schwarz, sie fressen nichts mehr, können aber nicht unter Wasser bleiben. Nach 8 Tagen kriechen aus diesen Nymphen die eigentlichen Mücken des Nachts sehr schnell heraus, was man in einem Glase voll faulen Teichwassers, das im Juni geschöpft und im Sonnenschein erwärmt wird, beobachten kann. F.

Mufti, Großmufti (bei den Türken auch Sheik-Ulislam, d. h. Haupt der Auserwählten, genannt), ist in der Türkei das Oberhaupt der Religion und der Gesetze und folgt im Range unmittelbar nach dem Großvezier. Er genießt sogar vom Sultan Ehrenbezeigungen, die dieser nicht empfängt. Seine Wahl hängt einzig von dem Kaiser ab; so lange er in seinem Posten steht, kann er nicht zum Tode verurtheilt werden. Nur absetzen kann ihn der Kaiser, und ohne sein Vermögen dabei einzuziehen. Der Mufti wird als Ausleger des Korans bei gerichtlichen Handlungen, besonders in peinlichen Sachen, überhaupt bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen; er gibt gewöhnlich seine Meinung ganz kurz und ohne Beifügung der Entscheidungsgründe zu erkennen. In bedenklichen Fällen setzt er noch hinzu: „Gott weiß, was besser ist". In der Unterschrift nennt er sich den armen Knecht Gottes. Ein solcher schriftlicher Ausspruch heißt Fetfah, und daher der Mufti selbst Sahibi-Fetive, d. h. Herr der richterlichen Aussprüche, und sein Secretair Fetfah-Emini. Dieser geht ihm an die Hand, setzt auch wol in Sachen, womit sich der Mufti nicht selbst bemüht, den Spruch auf und legt ihm denselben zur Unterschrift vor. Die festgesetzten Einkünfte des Mufti belaufen

sich täglich auf 2000 Asper (ungefähr 21 Thlr.). Da er aber viele Stellen an den kaiserl. Moscheen zu besetzen und bei allen Beförderungen der Gesetzverständigen zu thun hat, so fließen ihm noch ansehnliche Nebeneinnahmen zu. In großen Städten ist ein Untermufti, der s. Stelle vom Großmufti nicht ohne reiche Geschenke erhält.

Muggendorf, Flecken in einem tiefen Thal an der Wiesent, jetzt zum bairischen Obermainkreise, Landgericht Ebermanstadt, gehörig; merkwürdig wegen der vielen Höhlen, die in den rings umher gelegenen Bergen befindlich sind. Die schönste und größte ist die wie eine Kirche gewölbte und mit Figuren von Stalaktit besetzte Rosenmüllershöhle; die für die Naturforscher merkwürdigste aber ist die gailenreuther Zoolithenhöhle mit beschwerlichen und gefährlichen Eingängen. Sie enthält in tiefen Felsengängen große Massen halbverhärteten Thons, und in demselben eine unendliche Menge großer, zum Theil uns unbekannter Thierknochen. Köppel, Rosenmüller und Goldfuß haben Beschreibungen dieser Höhlen geliefert.

Muhammed, Muhammedaner, s. **Mohammed**.

Mühlberg, die Schlacht bei (24. April 1547), hatte in politischer Hinsicht die entschiedensten Folgen und würde sie selbst in Beziehung auf den Protestantismus gehabt haben, wenn nicht zur rechten Zeit noch der Kurfürst **Moritz** (s. d.) für denselben gegen Karl V. (1552) aufgetreten wäre. — An der Spitze des **Schmalkaldischen Bundes** (s. d.) standen der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich der Großmüthige, und der Landgraf Johann Philipp von Hessen. Um diesen Bund aufzulösen, bediente sich Karl V. der heiligen Liga, welche die katholischen Fürsten Deutschlands 1538 geschlossen hatten, und des jungen Herzogs Moritz von Sachsen. Dieser Fürst war Protestant, aber zugleich ein Freund des Erzherzogs Ferdinand, und lebte mit dem Kurf. Johann Friedrich in Zwist. Er schloß daher 1546 ein geheimes Bündniß mit dem Kaiser Karl V. und mußte, als der Kaiser den Kurfürsten Johann Friedrich in die Reichsacht erklärte, die Vollziehung derselben übernehmen. Die Streitkräfte des Kurfürsten standen damals, mit denen des Bundes vereint, im südlichen Deutschland. Als nun Johann Friedrich erfuhr, wie sein Vetter Moritz, dem er die Bewachung seiner Länder anvertraut hatte, in diese eingefallen sei und sie binnen 15 Tagen bis auf 3 feste Städte eingenommen habe, so eilte er schnell zurück, eroberte sein Land wieder und drohte sogar Leipzig zu nehmen, das er (Jan. 1547) belagern ließ; allein statt den Herzog Moritz ganz zu überwältigen, ging er mit ihm einen Waffenstillstand auf 4 Wochen ein, der dem Kaiser Karl und seinem Bruder Ferdinand Zeit gewährte, mit ihren Streitkräften heranzukommen. So ward Joh. Friedrich unvorbereitet von dem kaiserl. Heere überrascht. Sein Heer zählte nur 13,000 M. und stand zwischen Mügeln und Meißen. Er ließ es zwar sogleich bei Meißen über die Elbe gehen und brannte die Brücke hinter sich ab; dasselbe geschah mit der Schiffbrücke, die er bei Mühlberg hatte, und so zog er rasch nach Wittenberg hin, unter dessen Kanonen er der Übermacht Trotz zu bieten hoffte. Allein die Schiffbrücke brannte nur zum Theil ab. Ein Bauer zeigte dem Herzog Moritz eine Furth, wo die Reiterei durch die Elbe gehen konnte, und indeß die Schiffbrücke für das Geschütz hergestellt wurde, schwammen die Spanier in Menge durch den Fluß. So gelang es Karl V., den Kurfürsten (am 24. April) hinter Mühlberg mit der Reiterei einzuholen. Die sächs. Völker zeigten wenig Tapferkeit. Sie flohen durch die lochauer Haide der Veste Wittenberg zu; der Kurfürst selbst gerieth nach tapferer Gegenwehr mit dem Herzog v. Braunschweig in Gefangenschaft und ward selbst mit dem Tode bedroht. Doch wurde das Todesurtheil auf die Verwendung des Kurfürsten von Brandenburg, des Herzogs Moritz u. a. Fürsten in die **Capitulation von Wittenberg** (19. Mai 1547) verwandelt. Durch diese verzichtete Johann Friedrich auf die Kurwürde und seine Länder, welche Moritz erhielt. Den Söhnen Joh.

Friedrichs ward ein jährl. Einkommen von 50,000 rhein. Guld. zugesichert und ihnen dafür der Besitz einiger Ämter in Thüringen überlassen. Diese bildeten, nebst spätern Erwerbungen, die Fürstenthümer des sächsisch-ernestinischen Hauses.

Mühlen, in der weitesten Bedeutung solche Maschinen, die durch eine äußere Kraft in Bewegung gesetzt werden; im engern Sinne solche, durch welche Etwas zerstückt oder zerrieben wird, namentlich solche, die zu Zermalmung des Getreides, zur Bereitung des Öls, zum Schneiden des Holzes u. s. w. dienen. I. Nach ihrem Zwecke sind sie a) Mahlmühlen (Mühlen im vorzüglichen Sinne), wenn sie zu Bearbeitung des Getreides zu Schrot, Mehl, Graupen oder Grütze gebraucht werden; b) Graupenmühlen; c) Ölmühlen; d) Schneidemühlen; e) Pulvermühlen; f) Papiermühlen u. s. w. II. Nach der bewegenden Kraft, welche dabei wirkt: A. Wassermühlen: a) oberschlächtige (s. d.) und b) unterschlächtige; je nachdem sie feststehen oder nicht: a) Pfahlmühlen, b) Schiffsmühlen. Erstere sind entweder Panstermühlen, wenn das Wasserrad mit seiner Welle nach dem Steigen und Fallen des Wassers höher oder niedriger gestellt werden kann, oder Stabermühlen, deren Schaufeln auf einem Reife befestigt sind, oder Straubemühlen, deren Schaufeln zwischen 2 Reifen stehen. Bei allen Wassermühlen unterscheidet man das Mühlengebäude, worin das gehende Zeug befindlich ist, und das Gerinne, wodurch dem Zeug das Wasser zugeführt wird. Letzteres setzt nicht selten bedeutende Wasserbauten voraus. B. Windmühlen. Diese sind entweder so eingerichtet, daß das ganze Mühlgebäude sammt dem darin befindlichen Zeug nach dem Winde gedreht werden kann, und heißen dann Bockmühlen, oder das Gebäude steht fest, und nur das Dach (Haube) nebst der Welle und den Flügeln wird nach dem Winde gedreht: holländische Windmühlen, weil sie in Holland erfunden wurden und dort sehr üblich sind. Letztere haben vor den erstern bedeutende Vorzüge, denn sie stehen ungleich fester gegen den Wind und enthalten im Innern viel mehr Raum, auch können bei ihnen alle Arten von Mühlwerken, als Öl-, Schneide-, Papiermühlen u. s. w. angelegt werden, während man in den erstern selten mehr als Mahl- und Graupenmühlen anlegen kann. Die horizontalen Windmühlen, eine dritte Gattung, wo die Flügel horizontal oben angebracht sind, haben den Erwartungen nicht entsprochen. C. Hand- und Roßmühlen werden bloß durch thierische Kräfte in Bewegung gesetzt. Die erstern sind selten von großem Nutzen, daher man sie nur zum Schroten oder höchstens bei Armeen im Felde gebraucht. Dagegen leisten gut gebaute Roßmühlen, welche von Pferden oder Ochsen bewegt werden, nicht selten sehr gute Dienste. Sie sind so eingerichtet, daß das Pferd entweder durch Treten in einem Tretrad oder durch Ziehen an einem Schwengel die Maschine bewegt. Man hat sich in neuerer Zeit auch der Dampfmaschinen als bewegender Kraft zu den Mühlen bedient, vorzüglich in England und Frankreich. Das gangbare Zeug einer Mahlmühle ist sehr einfach. An einer Welle befindet sich das Wasserrad und hinten ein Kammrad; dieses greift in ein Getriebe am Mühleisen, welches in dem obern Mühlsteine (Läufer) befestigt ist, der sich dadurch auf dem untern Steine (Bodenstein) dreht, und zwischen diesen Steinen wird das Getreide zermalmt, und dann das Mehl durch eine andre Vorrichtung von der Kleie abgesondert. Der Müller kann den Bodenstein höher und tiefer stellen und so das Getreide entweder ganz zu Mehl zerreiben oder es bloß schälen, Graupen oder Grütze daraus bereiten. (Über den Mühlenbau s. Sturm's „Mühlenbaukunst", 5. Aufl., 1815.) — Die ersten Mühlen waren Handmühlen und höchst wahrscheinlich unsern Caffeemühlen nicht unähnlich; darauf folgten die Roßmühlen und endlich die Wassermühlen. Letztere hatten die Römer, nach Vitruv, schon zu den Zeiten Augusts. Öffentliche Wassermühlen kommen erst unter Honorius und Arcadius vor. Die Schiffmühlen sind 536 von Belisarius in Rom erfunden. Die Erfindung der Windmühlen fällt wahrscheinlich ins 12. Jahrh.,

die der Graupenmühlen ins 16. Die Schneidemühlen sind eine Erfindung des 14. Jahrh.

Mühlenregal heißt das der Regierung vorbehaltene Recht, daß neue Mühlen nicht ohne Erlaubniß und gewisse Abgaben (Wasserzins) angelegt werden dürfen, vornehmlich um Streitigkeiten mit den schon vorhandenen abzuschneiden. — **Mühlenzwang** heißt die Gerechtigkeit einer Mühle, vermöge deren alle Einwohner eines Orts oder einer Gegend genöthigt sind, ihr Getreide auf derselben mahlen zu lassen, und eine solche Mühle heißt Zwangmühle. — **Mühlenordnung**, das schriftliche Verzeichniß aller Gesetze und Vorschriften, welche das Mühlenwesen betreffen. — **Mahlmetze** ist der an den Müller abzugebende Theil des Getreides als Lohn. In einigen Ländern beträgt sie den 32., in andern den 30. und 24. Theil. Es ist billig, sie bei Getreidetheurung gesetzlich zu vermindern. — Das Staubmehl, worunter man den beim Mahlen entstehenden Verlust an Mehl durch Verstäuben versteht, ist in den meisten Ländern, um dem Betruge der Müller vorzubeugen, auch gesetzlich bestimmt und beträgt bisweilen den 32. Theil, in Norddeutschland 1 Procent. Letzteres genügt.

Mulatten heißen in beiden Indien Diejenigen, welche einen Europäer zum Vater und eine Schwarze zur Mutter haben, oder auch umgekehrt, welches jedoch seltener der Fall ist. Sie haben gewöhnlich eine olivenfarbige Haut. Die Benennung kommt von den Spaniern her. In Westindien sind die Mulatten der Regel nach Sklaven, wenn die Mütter Sklavinnen gewesen sind, weil dort Freiheit oder Sklaverei von der Mutter ererbt wird.

Mulgrave, zwei Brüder. **Konstantin Johann Phillipps**, nachheriger Lord Mulgrave, geb. 1744, war schon im 19. Jahre königl. Fregattencapitain und galt, als er 1768 den Seedienst aufgab, für einen der kenntnißreichsten und geschicktesten britischen Seemänner. Auch als Mitglied des Unterhauses, seit 1768, zeigte er, wenn er für die Sache des Volks sprach, ebenso vielseitige als gründliche Kenntnisse. Am lebhaftesten beschäftigte ihn die 1773 von der k. Gesellsch. der Wissensch. aufs neue in Untersuchung gezogene Möglichkeit einer Fahrt aus dem atlantischen Ocean durch das nördliche Polarmeer in das große Weltmeer, welche die Engländer schon von 1527—1614 mehrmals fruchtlos unternommen hatten. Auf sein Erbieten erhielt er den Befehl über die vom König dazu ausgerüstete Expedition, bei welcher er den Capitain Lutwidge zum Gefährten wählte. Er segelte den 2. Jun. 1773 ab; vom 5. Jul. bis zum 10. Aug. saß er in dem Eise bei Spitzbergen fest, drang dann weiter nordwärts vor als irgend ein Seefahrer vor ihm (bis 80° 48′), kehrte aber, nachdem er vergebens das Polarmeer zu durchschiffen versucht hatte, seiner Dienstvorschrift gemäß, den 24. Sept. zurück und machte die Ergebnisse seiner Reise für Naturkunde und Geographie bekannt. — Nach s. Vaters Tode, 1775, erhielt er den Lordstitel, war 1777 fg. Commissair bei der Admiralität, zeichnete sich im amerikanischen Kriege als Flottenofficier aus und wurde nach dem Frieden zu wichtigen Staatsämtern, z. B. bei der Oberaufsicht der Verwaltung Ostindiens, zum Geh.-Rath und zum Pair ernannt. Er starb zu Lüttich den 10. Oct. 1792. Auch um die Vervollkommnung des Schiffbaues hat er sich verdient gemacht, sowie als Mitglied der brit. Gesellschaft der Alterthumsforscher. Abstoßend im Äußern, verbarg Lord M. hinter der Form eines Matrosen die Urbanität des feinsten Weltmannes. — Sein Bruder, **Heinrich** Lord M., Earl, Pair von Großbritannien und brit. Staatsminister, geb. 1755, diente 1776 fg. im amerikanischen Kriege, wurde nach dem Frieden zum Mitgliede des Unterhauses gewählt und schloß sich ganz an das Ministerium an, insbesondere an Will. Pitt. 1793 trat er mit dem Titel Baron in das Oberhaus ein, wo er zu den eifrigsten Anhängern des Ministeriums gehörte und bald Pitt's Amtsgenosse wurde. Die Schuld des unglücklichen Ausgangs der Coalition von

1805, über die das Ministerium im Parlamente viele Vorwürfe hören mußte, legte er dem zu schnellen Vorrücken des östreich. Heeres bei. Nach Pitt's Tode verlor er s. Stelle im Ministerium und trat auf die Seite der Opposition, kam aber nach Fox's Tode als erster Lord der Admiralität wieder in das Ministerium, in welchem er sich 1807 fg. nachdrücklich gegen die Emancipation der Katholiken erklärte. Als Geheimerath wurde er Mitglied des Cabinets. Die Expedition nach Walcheren 1809 betrieb er persönlich und mußte deßhalb einen harten Kampf mit der Opposition bestehen. 1812 vertauschte er s. Stelle als Lord der Admiralität mit der eines Großmeisters der Artillerie, welche Lord Chatam verlor. Zugleich ward er Viscount Normanby und Earl von Mulgrave; 1818 trat er s. Stelle als Großmeister der Artillerie an den Herzog von Wellington ab. 20.

Müller (Karl Wilhelm), kursächs. geh. Kriegsrath und Bürgermeister zu Leipzig, durch seine kräftige und umsichtsvolle Verwaltung des letztern Amtes, als Begründer trefflicher Volkserziehungsanstalten und als Verschönerer Leipzigs unvergeßlich, wurde in Knauthayn, einem Dorfe bei Leipzig, wo sein Vater Gerichtshalter war, den 15. Sept. 1728 geb. Er kam auf die Landschule Pforta, bezog in seinem 18. J. die Universität zu Leipzig, um die Rechtswissenschaft zu studiren, begann 1752 als Sachwalter zu prakticiren, und erhielt durch Vertheidigung der trefflich gearbeiteten Dissertation: „De crimine termini moti", die juristische Doctorwürde. In dem vertrauten Umgange geistvoller Männer (Lessing, Kästner, v. Blankenburg, Morus, Weiße, Rosenmüller), welche damals in Leipzig lebten, bildete er seinen Geschmack in der Poesie und Kunst aus. 1755 gab er einen „Versuch in Gedichten" (ohne seinen Namen) heraus, unternahm, von andern Gelehrten unterstützt, seit 1756 die „Britische Bibliothek" (bis 1767, 6 Bde.), Beurtheilungen und Auszüge ausgewählter Schriften der neuen engl. Literatur enthaltend, und lieferte dazu selbst die meisten Beiträge. 1759 ward er Mitglied des Raths zu Leipzig und hatte das Unglück, im siebenjährigen Kriege, nebst mehren seiner Amtsgenossen, in das dasige Schloß als Geisel von den Preußen geworfen zu werden, was ihm auch eine Krankheit zuzog. Außer einigen schriftlichen Arbeiten über den Proceß, gab er 1768 eine Übersetzung der „Eugenie" des Beaumarchais, und 1776 von Grey's Gedichten, Alles anonym, heraus. Von 1771 an erhielt er die höhern Würden des Magistrats, und wurde 1778 Bürgermeister und Beisitzer des Schöppenstuhls; das erstere in der Regierung abwechselnde Amt hat er 12 Mal mit Ruhm verwaltet. Bald nachher erhielt er den Titel eines kurf. sächs. geh. Kriegsraths. In Fleiß und strenger Pünktlichkeit, sowie in der Genauigkeit und Schnelligkeit der Geschäftsverwaltung übertraf ihn keiner seiner Subalternen. Aber sein Wahrheitssinn und seine Gerechtigkeitsliebe nahmen, besonders wenn es Handlungen übermüthiger oder leichtsinniger Unterbeamten galt, oft den Schein despotischer Strenge an. Doch wußte er auch vernünftigen Rath und gegründete Einwendungen zu achten, und zeigte sich sonst gegen Jedermann höflich und bescheiden. Ein scharfer, schneller Blick, welcher ihn dennoch vor manchen Mißgriffen in den Personen nicht verwahren konnte, ein treffendes Urtheil, ein glückliches Gedächtniß erleichterten ihm seine Berufswirksamkeit. Keine merkwürdige Erscheinung in dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst blieb ihm fremd, während er durch fortgesetztes Lesen mit dem classischen Alterthum und der Archäologie immer vertrauter wurde; dabei suchte er das als gut und nützlich Erkannte in seinem Kreise anzuwenden. Mit Rosenmüller's Berathung entwarf M. den Plan der Freischule in Leipzig. Sie wurde 1792 eingeweiht und genoß fortdauernd seiner vorzüglichen Pflege. Durch Rosenmüller ließ er auch 1796 die Einführung eines neuen leipziger Gesangbuchs bewirken. Ebenso faßte er den herrlichen Plan einer Bürgerschule. Nicht minder werden die Wiederherstellung der Nicolaikirche, die Einrichtung des geschmackvollen Concertsaals, sowie die von ihm

geschaffenen, wenn auch botanisch mancher Verbesserung fähigen Anlagen um Leipzig seinen Namen noch lange in dankbarem Andenken erhalten. Er starb den 27. Febr. 1801. Man hat ihm in dem sogen. Park, einem Theil jener Anlagen, ein Monument errichtet.

Müller (Johann), s. Regiomontanus.

Müller (Johannes v.), der berühmte Geschichtschreiber, geb. d. 3. Juni 1752 zu Schafhausen, wo sein Vater Prediger und Lehrer an der lat. Schule war, verdankte seiner Mutter, einer Frau von aufgewecktem Geiste, den frommen Sinn, und ihrem Vater, einem geschichtskundigen Geistlichen, Johannes Schoop, die Richtung auf den nachmaligen Beruf seines Lebens. Noch ehe der Knabe lesen konnte, hatte er aus den Gesprächen dieses freundlichen Greises, um den er am liebsten war, die Hauptbegebenheiten der Schweizergeschichte gelernt, und das Alles umfassende Wohlwollen, die heitere Weltansicht und leidenschaftliche Neigung zur Geschichte blieb ihm als ein großväterliches Erbtheil eigen. Knaben seines Alters suchte er wenig. Unbehülflich zu Spielen und körperlichen Übungen, ward er durch seine zappelnde Lebhaftigkeit, sein kurzes Gesicht und seine kleine zarte Gestalt ein Gegenstand ihrer Scherze, während Ältern und Lehrer von seiner Lernbegierde und regen Geisteskraft die schönsten Hoffnungen faßten. Übrigens gutherzig und freundlich, gewann er Vieler Liebe und bildete unter dem Einflusse einer schlichten, alterthümlichen Erziehung von Innen heraus ein Talent, das in den gelehrten Schulen seiner Vaterstadt wenig Reiz und Nahrung finden konnte. Seine Gabe, schnell und richtig aufzufassen, treu zu behalten und sinnreich zusammenzustellen, bewies er schon im 9. Jahre durch einen Versuch, die Geschichte von Schafhausen in Fragen und Antworten nach Hübner's Manier zu schreiben. Aus diesem Historiker hatte er bald die Epochen der Universal- und Staatengeschichte inne; Rollin und Boysen fielen ihm glücklicherweise in die Hände, um dies Fachwerk auszufüllen, und den alten Classikern, die er im 13. J. verstohlen zu lesen begann, verdankte er Begeisterung für Freiheit und sittliche Größe, Klarheit und Ordnung im Denken, Geschmack und Kraft im Ausdruck: Eigenschaften, deren Spuren schon aus seinen Schularbeiten hervorleuchteten. Zum Studium der Theologie bestimmt, ging er 1769 nach Göttingen, wo Michaelis, Walch, Leß und Miller seine Lehrer, ein Theolog wie Mosheim zu werden, sein Ziel, Exegese und Kirchengeschichte s. Lieblingswissenschaften wurden. In seiner Dissertation: „Nihil esse rege Christo ecclesiae metuendum", 1770, spricht noch ganz der Eifer für das alte System. Bald nachher gewann ihn Schlözer's Umgang für immer der historischen Forschung. Sichtbar ist dieser Einfluß im „Bellum Cimbricum" (1772, deutsch von Dippold 1810), der ersten Probe, die M., nachdem er 1771 ins Vaterhaus zurückgekehrt war, von seinen historischen Studien gab, und deren gezwungenes Latein die Kenner nicht hinderte, der Quellenbenutzung und trefflichen Methode des Verf. das gebührende Lob zu zollen. Damals predigte er als Candidat mit Beifall, und übernahm 1772 die Professur der griech. Sprache am Gymnasium zu Schafhausen. Schon jetzt widmete er seine Muße den schweizerischen Urkunden u. Jahrbüchern; zugleich war er Mitarbeiter an der „Allgem. deutschen Bibl." u. stand mit vielen Gelehrten im Briefwechsel. Durch den Einfluß, den Karl Victor v. Bonstetten auf den Gang seines Geistes und seiner Schicksale gewann, reifte in ihm der Entschluß, die Geschichte seines Volkes zu schreiben. M. schloß mit diesem, um 7 J. ältern, höchst liebenswürdigen Manne den berühmt gewordenen Freundschaftsbund, dessen Denkmale in den herrlichen „Briefen eines jungen Gelehrten an s. Freund" (herausg. 1802 von Friederike Brun) der Nachwelt aufbehalten sind. Auf Bonstetten's Empfehlung kam M. 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin Calendrini in Genf; wie wenig aber der Unterricht kleiner Kinder seinem Geiste angemessen war, mußte er bald innewerden, und ver-

tauschte schon 1775 Tronchin's Haus mit einer freiern Verbindung, in die ihn Francis Kinloch aus Südcarolina zu gemeinschaftlichen Studien zog. Zu Chambeisy, einem Landhause am Genfersee, brachte er mit diesem gleichgesinnten Jünglinge das glücklichste Jahr seines Lebens zu, und stiftete mit ihm und seinen Verwandten in England eine dauernde Freundschaft. Voltaire und andre Heroen der neuen franz. Literatur wurden ihm damals persönlich bekannt. Da Kinloch im März 1776 nach Nordamerika zurückging, nahm der große Naturforscher Bonnet, der zu Genthod am Genfersee einer ehrenvollen Muße genoß, M. in sein Haus. Stärkende Fußreisen in der Schweiz zu und mit Bonstetten wechselten 1777 und 1778 mit diesem reizenden Aufenthalte im Kreise der feinsten Geselligkeit ab. 1778 lebte M. auf Bonstetten's Landgütern zu Rougemont und Valeires ganz in den Alten, und vollendete die schon 1774 angefangenen Excerpte aus 44 Folianten und 24 Quartanten der Haller'schen Urkundensammlung und andern Handschriften zur Schweizergeschichte. Der Winter rief ihn wieder nach Genf, wo er bei dem Generalprocurator Robert Tronchin, einem erfahrenen, großdenkenden Staatsmann, lebte und in dessen Umgange an Schärfe des polit. Überblicks und Einsicht in das Wesen der Staatskunst gewann. Um sich ein kleines unabhängiges Einkommen zu erwerben, hielt er hier vor jungen Männern, meist Engländern, unter denen sich auch der nachmalige Sprecher des Unterhauses, Charles Abbot, befand, Vorlesungen über die Universalhistorie. Er trug sie erst ethnographisch, dann synchronistisch in franz. Sprache vor, arbeitete sie 1779 zu Genf, 1781 zu Kassel und 1783 wieder zu Genf zu gleichem Zwecke um und schrieb sie endlich 1797 zu Wien in deutscher Sprache auf, in welcher Gestalt sie u. d. T.: „24 Bücher allgem. Geschichten" in den 3 ersten Bdn. seiner Werke 1810 erschienen sind. Der Beifall seiner Zuhörer belohnte ihn für diese Arbeit, die in ihrer letzten Gestalt zwar noch die Spuren jener ersten flüchtigen Entstehung, aber auch das Gepräge seines die ganze Vorwelt belebenden Genies und der echt historischen Unparteilichkeit und Ruhe, die jede Erscheinung in der Geschichte nach Zeit, Ort und Umständen würdigt, an sich trägt. Seinen Rang unter den Historikern sollte jedoch ein andres größeres Werk bestimmen. Während jener Abwechselungen, die seine Lage 1774—80 erlitt, und unter denen er, angezogen von den Reizen einer zeitraubenden Geselligkeit, abhängig von edelgesinnten, doch nicht selten launischen Beschützern, mehre Male zu störenden Nebengeschäften um Gunst und Lohn genöthigt, nicht wenig Charakter und Begeisterung bedurfte, um sein Talent zu behaupten, hielt er doch, durch Bonstetten's aufopfernde Freundschaft und die bereitwillige literarische Unterstützung vieler schweizerischen Geschichtsfreunde aufgemuntert, sein Ziel, die Geschichte der Schweiz zu schreiben, unverrückt im Auge. Den Zumuthungen seines Vaters, der ihn immer noch dem geistlichen Stande zu erhalten und nach Schafhausen, wo ihm seine Professur offen gelassen war, zurückzuziehen dachte, machte 1779 der Tod dieses allzu sorgsamen und den innern Beruf des Sohnes ganz mißkennenden Mannes ein Ende. Unter mehren Zerstreuungen dieses Jahres, dessen Sommer er im Saanenlande mit Bonstetten nicht ohne eine schöne Frucht („Die Geschichte der Landschaft Saanen", im 12. Bde. s. Werke), den Winter wieder bei Tronchin mit Wiederholung des Collegiums zu Genf hinbrachte, hatte er den 1. Bd. der Schweizergeschichte vollendet, und da er den Genfern durch eine Reise in Geschäften ihrer Republik nach Solothurn den letzten Dienst der Dankbarkeit geleistet, wandte er sich nach Bern, wo nach vielen ärgerlichen Händeln mit der Censur sein Werk endlich unter dem falschen Verlagsorte Boston 1780 ans Licht kam. Ein besserer Empfehlungsbrief konnte ihm auf der Reise, die er nun nach Berlin unternahm, nicht vorausgehen. Die achtungsvolle Aufnahme der Gelehrten und Großen in Berlin, wo er seine „Essais historiques" herausgab und in Folge derselben mit Friedrich II. eine Unterredung hatte, war jedoch

nicht hinlänglich, ihm den Verdruß getäuschter Hoffnungen zu vergüten. Auf eine Anstellung in der berliner Akademie gefaßt, sah er sich nach langem Bewerben mit dem Anerbieten eines kleinen Schulamtes abgefunden, da er doch schon 1773 das ihm auf Nicolai's und Merian's Empfehlung angetragene Rectorat am joachimsthalschen Gymnasium ausgeschlagen hatte. Dazu kamen noch eine hämische Recension in den „Göttingischen Anzeigen" und vaterländische Mißurtheile über seine Schweizergeschichte, endlich die Unruhen in Genf. In Gleim's Armen zu Halberstadt und in der Auszeichnung des herzogl. Hofes zu Braunschweig fand er jedoch den Trost, dessen sein reizbares Herz so sehr bedurfte, und nahm nun die Anstellung, die ihm der General und Staatsminister v. Schlieffen als Prof. der Geschichte am Carolinum zu Kassel verschaffte, im Mai 1781 an. Die Freundschaft dieses großen Kenners der Geschichte und des classischen Alterthums und die Bewunderung ausgezeichneter Zuhörer in s. Vorlesungen gaben s. Studien einen neuen Schwung. Die Frucht seiner Aufnahme in die Société des antiquités zu Kassel waren 2 im 8. Bde. seiner Werke abgedruckte Abhandlungen: „De l'influence des anciens sur les modernes" und „Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié du 8me siècle". Immer geneigt über Das, was eben in der Politik Noth that, zum Publicum zu sprechen, wie er schon in s. „Essais" über die genfer Unruhen gethan, stellte er 1782 in den „Reisen der Päpste", einer kleinen, aber an Stoff zu den wichtigsten Betrachtungen ungemein reichen Schrift, die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürstl. Gewaltherrschaft dar. Sie verschaffte ihm in dem durch Kaiser Josephs Reformen geängstigten Rom und in dem kathol. Deutschland viel Freunde, und eine Anstellung in Rom würde ihm damals offen gestanden haben, wenn er der päpstl. Gunst seinen Protestantismus hätte aufopfern wollen. Wie sehr es ihm aber mit diesem und mit der Religion überhaupt Ernst war, zeigen seine Briefe aus dieser Zeit und ein „Gespräch mit Aglaja über das Christenthum", das er 1782 niederschrieb. Seine noch in diesem J. erfolgte Anstellung als Rath und Unterbibliothekar hatte er Schlieffen's Fürsorge zu danken; als aber dieser die Curatel der Bibliothek 1783 abgab und die Pflicht der Dankbarkeit ihn von neuem nach Genf zog, nahm er während eines Sommeraufenthalts zu Genf 1783 seine Entlassung, um bei Robert Tronchin als Vorleser und Gesellschafter zu bleiben und seine Schweizergeschichte in der Nähe der Quellen fortzusetzen. So trat er nach einer 3jährigen Abwesenheit reifer und ruhiger in die alten Verhältnisse zurück und wiederholte zu Genf seine Vorlesungen über die Universalhistorie. Aber je stärker inzwischen im öffentlichen Amte und bei steigendem Beifall das Gefühl s. Berufes bei ihm geworden war, desto drückender empfand er auch die alten Übel dieser Lage: Zeitverlust in der Gesellschaft, und des gealterten, kränklichen Tronchin's Launen, der die Erfüllung seines Versprechens, ihm eine Leibrente anzulegen, von Monat zu Monat aufschob. M. ging daher im Oct. 1784 auf Bonstetten's Gut Valeires in die Einsamkeit, wo er den 1. Bd. der Schweizergeschichte zur neuen Ausg. umarbeitete und im 2. rasch vorwärts rückte, um sich dann 1785 durch Reisen Erholung zu schaffen und den Winter in Bern zu sein. Kaum hatte er hier die während der Fortsetzung seiner Hauptarbeit um seines Fortkommens willen gehaltenen Vorlesungen über die alte Geschichte mit einer Abschiedsrede voll des glühendsten Patriotismus (s. den 12. Bd. s. Werke) beendigt, als ihn der Kurfürst Friedrich Karl Joseph nach Mainz einlud. Heyne's Empfehlung und der Eifer des M. von Kassel her befreundeten Anatomen Sömmerring hatte diesen Ruf bewirkt. M. lehnte daher, weil eine angemessene Anstellung in der Schweiz sich immer nicht finden wollte, das Anerbieten einer Pension vom berner Adel ab und trat im Febr. 1786 als Hofrath und Bibliothekar in Mainz an, wo er noch in diesem J. die neue Ausg. des 1. und den 2. Bd. der Schweizergeschichte zu Stande

brachte und vom Kurfürsten immer mehr in die öffentlichen Geschäfte gezogen wurde Hierdurch in die Verhandlungen über den Fürstenbund verwickelt, suchte er die Gemüther durch e. Abhandl. im „Deutschen Museum" f. 1786: „Zweierlei Freiheit", zu erwärmen, zeigte in der „Darstellung des deutschen Fürstenbundes", 1787, welcher Geist ihn beseelen solle, und sprach in den „Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde", 1788, das Leid der Edeln über die Trümmer dieses losen Gebäudes aus. In diesen anonym erschienenen Schriften erkannte man bald die Meisterhand des staatsklugen Geschichtschreibers und den Grund des seltenen Vertrauens, mit dem sein Kurfürst ihn beehrte. Obgleich reformirter Protestant und Laie, ward er von diesem 1787, wegen Dalberg's Wahl zum Coadjutor, nach Rom beordert, im Winter darauf seines Bibliothekariats entledigt und in der Cabinetskanzlei angestellt, 1788 zum geh. Legationsrath und bald nachher zum geh. Conferenzrath ernannt. Daß er unter den mannigfaltigsten, das ihm neue Studium des deutschen Staatsrechts erfodernden Regierungsgeschäften, für deren Mühseligkeit ihn die väterliche Freundschaft des Kurfürsten nicht ganz entschädigen konnte, noch Muße fand, außer jenen Schriften über den Fürstenbund und den „Briefen zweier Domherren", 1787, worin er den veralteten Domcapiteln eine zeitgemäßere Bestimmung anwies, auch die 1. Abth. d. 3. Bds der Schweizergeschichte 1788 erscheinen zu lassen, zeugt für den gewissenhaften Gebrauch seiner Zeit und für die Anstrengung, mit welcher er arbeitete. Sie zog ihm 1789 eine langwierige Krankheit zu, von der er nur genas, um bei Leopolds Kaiserwahl 1790 sich wieder in das Gewühl der Geschäfte zu stürzen. Die Zumuthung, auch im Finanzfache zu arbeiten, und besonders ein Verdruß mit Albini bewog ihn gegen Ende d. J. s. Abschied zu suchen. Doch hier zeigte sich, in welchem Grade M. wegen seiner Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit beim Volke beliebt und dem Kurfürsten unentbehrlich geworden war. Während die Höfe zu Wien und Berlin ihn durch Titel und Pensionen anzuziehen suchten, wie er denn damals von den Akademien zu Berlin, Manheim und Erfurt zum Mitgliede ernannt wurde, hielt ihn der Kurfürst durch die Bestallung zum geh. Staatsrath, Referendar und Director der kurrheinischen Kreisarchive fest, und eine ganz ungesuchte Gunst des Kaisers erhob den schlichten Joh. M. im Jan. 1791 zum Edlen v. M. zu Sylvelden und zum Reichsritter. Noch nicht volle 2 Jahre hatte er in diesem weit umfassenden Wirkungskreise bald zu Mainz, bald zu Aschaffenburg gearbeitet, als der Revolutionskrieg über Deutschland hereinbrach. Bei seiner Rückkehr von einer Geschäftsreise nach Wien fand M. im Oct. 1792 Mainz in franz. Händen und mit den Geburtswehen des Republikanismus ringend. Die Liebe des Volks, das seine Verdienste um die Regierung des Landes und das Wohl vieler Einzelnen nicht vergessen konnte, und Custine's Einladung, sich an die Spitze der neuen Verwaltung zu stellen, kamen ihm hier entgegen. M. aber, der franz. Revolution vom Anfange an abhold und seinem für die Erhaltung der alten Verfassungen entschiedenen politischen Charakter getreu, verweigerte jede Theilnahme und ging mit seinen größtentheils geretteten literarischen Schätzen nach Wien, wo er, nachdem sein Kurfürst ihn endlich dem Kaiser überlassen hatte, als k. k. wirklicher Hofrath bei der geh. Hof- und Staatskanzlei eine seinen Fähigkeiten mehr als seiner Neigung angemessene Anstellung fand. Daß Georg Forster, den M. in Kassel kennen gelernt und in seinen Platz als Bibliothekar zu Mainz gezogen hatte, sich von republikanischer Schwärmerei verleiten ließ, die Mainzer mit dem grundlosen Vorgeben zu täuschen, M. habe zu ihrer Revolution gerathen, konnte diesem in Wien weit weniger schaden als seine Abneigung gegen einen Übertritt zur kathol. Kirche, der daselbst zuversichtlich erwartet worden war. Gleichwol hatte Östreich an diesem freimüthigen Protestannten und Schweizer den treuesten Diener. Die Flugschriften von 1795: „Die Übereilungen und der Reichsfriede" (bei Gelegenheit des preuß. Separatfrie-

dens von 1795), „Die Gefahren der Zeit", „Mantua" u. die „Ausbeute von Borgoforte", und von 1797: „Das sicherste Mittel zum Frieden" (sämmtl. im 18. Th. s. sämmtl. Werke), waren Meisterstücke der polit. Beredtsamkeit, den Demosthenischen Philippiken vergleichbar. M. sprach darin für Östreichs und Deutschlands Ehre und Rettung kühn, stark und herzandringend. An größere Werke konnte M. in jenen unruhigen Tagen, wo nur die Stimme der Leidenschaft gehört ward, und unter dem Zwange einer ängstlichen Censur nicht denken. Auch bemächtigte sich s. bei zunehmenden Jahren immer mehr das Gefühl der Unbedeutendheit des Einzelnen im Weltruin und eine gewisse Schüchternheit, die ihn abhielt, mit neuen Arbeiten hervorzutreten. Die 2. Abth. des 3. Bds der Schweizergeschichte gab er 1795 heraus u. lieferte, um doch irgendwo vom Herzen sprechen zu können, fleißig Recensionen in die „Jenaische Literaturzeitung", unter der Chiffre: Ths. Neuen Kummer machte ihm das Schicksal der Schweiz. Da Östreich 1796 im Begriffe schien, sie zu besetzen, begehrte der gewissenhafte Mann seinen Abschied, weil, wenn sein Vaterland Unrecht leide, er der unterdrückenden Macht nicht glaube unverdächtig dienen zu können. Doch bald, überzeugt von Östreichs Redlichkeit, blieb er und lehnte auch 1798, das er im Jammer über das untergehende Vaterland fast ganz verlor, den Ruf zu einem Mitgliede des obersten helvet. Gerichtshofes, wozu Schafhausen ihn gewählt hatte, aus Abneigung gegen den franz. Terrorismus und in der Hoffnung ab, der Schweiz besser in Wien die Dienste zu leisten, die seine Stellung möglich zu machen schien. In der That war er den Eidgenossen, die sich unter jenen Unruhen nach Wien flüchteten, ein thätiger Beschützer, wie überhaupt allen ihm nahe kommenden schweizerischen Jünglingen der sorgsamste Vater und Freund. In öffentlichen Angelegenheiten konnte jedoch sein Einfluß am kaiserl. Hofe, wo ihn eine Menge Feinde umgab und die Meisten ganz mißkannten, nie bedeutend werden, und da sein Widerstand gegen die wiederholten Bekehrungsversuche ihm jede Aussicht auf höhere Beförderung verschloß, trat er im Herbste 1800 in Denis's Stelle als erster Custos der kais. Bibliothek. Hier fühlte er sich wieder in seinem Elemente, arbeitete mit Freuden den noch fehlenden Realkatalog dieser prächtigen Bibliothek aus und setzte dabei seine Schweizergeschichte fort. Dies Behagen wurde jedoch 1803 schmerzhaft zerstört. Ein junger Mensch, den er durch 8jähr. Wohlthaten verpflichtet hatte, brachte ihn durch den unerhörtesten Betrug vermittelst falscher Briefe, in denen Müller nur den Erguß der Freundschaft eines geachteten Mannes von hohem Stande gesehen, um den größten Theil seines Vermögens, und nur ein glücklicher Zufall vereitelte den Anschlag, den man zu derselben Zeit auf sein Leben gemacht hatte. Da an Ersatz nicht zu denken war, so mußte er für seinen arglosen Glauben an die Menschheit durch Geldverlegenheiten bis an seinen Tod büßen. So ward ihm Wien immer mehr verleidet, und da er sich überdies durch die Censur in der Fortsetzung der Herausgabe seiner Schweizergeschichte gehemmt und wegen seines Protestantismus von weiterer Beförderung bei der Bibliothek abgeschnitten sah, glaubte er den Ruf zum wirkl. Mitgliede der berliner Akademie und Historiographen des Hauses Brandenburg mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths annehmen zu dürfen. Nach einem 12jähr., an Freuden der öffentlichen und literarischen Wirksamkeit im Ganzen genommen armen Aufenthalte, der ihm erst gegen das Ende durch Anerkennung und Freundschaft der Edlern angenehmer zu werden anfing, verließ er daher Wien im Mai 1804, sah in der Schweiz noch seinen heißgeliebten Bruder und unter andern Jugendfreunden auch den in Genf anwesenden Amerikaner Kinloch zum letzten Male, und begann dann in Berlin ein neues, ganz den Wissenschaften gewidmetes Leben. Neben seinen Privatstudien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen die über die Geschichte Friedrichs II., über den Untergang der Freiheit der alten Völker und der Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt im 8. Bde. seiner Werke abgedruckt

sind, waren hier die Herausg. der Herder'schen Werke, zu denen er die Geschichte des Cid und schätzbare Noten über Persepolis lieferte, der 4. Bd. der Schweizergeschichte, der, in 8 unruhigen Jahren vollendet, 1805, und die neue Ausgabe der 3 ersten Bde., welche 1806 erschien, die Frucht seines Fleißes. In diesem J. erhielt er den Auftrag, die Geschichte Friedrichs II. zu schreiben, und war eben daran, die schwer erhaltene Erlaubniß (der letzte Cabinetsbefehl darüber war vom 6. Oct. 1806) zum freien Gebrauche der Archive zu benutzen, als die Schlacht bei Jena alle Blicke von der Vergangenheit auf eine gewaltsam entscheidende Gegenwart zog. Wie in M.'s Vaterlande verschiedene Sprachgenossen, die Deutschen aber die zahlreichsten sind, so hatte auch in seinem die ganze europäische Menschheit umfassenden Gemüthe Deutschland das Übergewicht. Er war aber lange genug in Deutschland, um die Fehler zu kennen, die das Reichsverband zerrissen und Frankreich groß machten; er hatte keine Gelegenheit verabsäumt, zur Eintracht zu ermahnen und vor fremdem Übergewicht zu warnen, ja noch zur letzten Zeit, da andre Wege versperrt wurden, in der Vorrede zu „Mohammed's Posaune des heiligen Kriegs" von Hammer und in seinen Recensionen kräftig auf den Nationalgeist zu wirken gesucht. Daß die Stimme der Geschichte und der echten Staatsweisheit nicht gehört worden war, mußte ihn mehr befremden als der Eintritt unausbleiblicher Folgen. Müller'n — und welchem Aufmerksamen nicht? — wurde jetzt klar, die Zeit der alten, so lange sie bestanden, von ihm hochgehaltenen Formen sei nun vorüber, und er hielt es für gerathener, der neuen Zeit mit Fassung und Hoffnung auf Gott, der sie kommen ließ, entgegenzugehen, als einzeln unsinnig wider eine Gewalt anzustürmen, der das von sich selbst verlassene Volk nichts mehr entgegenzusetzen wußte. Die Sorge für sein literarisches Eigenthum hielt ihn in Berlin zurück, als die Sieger einzogen. Die Humanität, mit der sie ihn vor den Lasten des Kriegs schützten, erheischte seinen Dank; der Geist und die Kenntnisse, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn d. 20. Nov. berief, entwickelte, die Güte, mit der er ihn behandelte, flößten ihm Achtung und Vertrauen ein. Weder Versprechungen noch Geschenke wurden ihm gegeben, man achtete den Gelehrten und den verständigen Politiker in ihm, der nur gegen das System, nie gegen Personen gesprochen; von den Privatabsichten und Planen, die den Kaiser und seine Diener bei diesem Betragen leiten mochten, hatte M. keine Ahnung. Dies Alles trug sich zu, ohne daß er es im mindesten gesucht, und er baute auch nichts darauf, nur meinte er in der Rede, die er den 29. Jan. 1807 in der Akademie: „De la gloire de Frédéric", hielt, den gesunkenen Muth der Preußen durch stärkende Mahnungen, und die Schonung des Siegers, der Friedrichen an Glück und Feldherrengröße damals nicht unähnlich war, durch auszeichnende Beziehungen ansprechen zu müssen. Diese Rede, an Kunst und Gemüth dem Trefflichsten, was die Alten in derselben Gattung geleistet haben, vergleichbar, wurde wegen einiger, den Zeitumständen ganz angemessenen Wahrheiten, indeß Deutschland sie mit Bewunderung aufnahm und Göthe sie übersetzte, ein Anlaß zu den gehässigsten Verleumdungen gegen den Verf. in Berlin. Man wollte es ihm nicht verzeihen, Cicero's Rolle, da Cäsar obsiegte, dem Schicksale Cato's vorgezogen zu haben. So glücklich und seinen Neigungen ganz entsprechend seine Lage in Berlin gewesen war, konnte es ihm unter solchen Umständen doch nicht schwer werden, auf einen Ruf des Königs von Würtemberg an die Universität zu Tübingen, wenn auch mit weniger Gehalt und mehr Berufsarbeit, einzugehen. Schon im Frühlinge 1807 war er zum Abgange dahin bereit, erhielt aber seine wiederholt gesuchte Entlassung von Memel erst im Oct. Auf der Reise nach Tübingen erreichte ihn ein franz. Courier, der ihn schon dort und in Berlin aufgesucht hatte, in Frankfurt, mit dem Befehl, schleunigst nach Fontainebleau zu kommen und ein wichtiges Amt zu übernehmen. M., von einem Rufe, an den er so wenig gedacht, daß er sogar

seine ganze fahrende Habe nach Tübingen vorausgeschickt hatte, aufs Äußerste überrascht, gab im ersten Erstaunen, daß Napoleons eigne Wahl auf ihn gefallen, und in der Nothwendigkeit, sich auf der Stelle zu erklären, die Antwort: er komme. Am 12. Nov. war er in Fontainebleau und schon mit sich einig, Tübingen und die literarische Thätigkeit jeder andern Bestimmung vorzuziehen. Allein umsonst wendete er sich mit den dringendsten Gegenvorstellungen an den Minister Maret; der Wille des eben in Italien beschäftigten Kaisers, der den Westfalen einen angenehmen Minister zu geben dachte, litt keinen Widerspruch, und schon d. 17. Nov. erhielt M. zu Paris die Bestallung als kön. westfäl. Minister-Staatssecretair. In diesem mit Scheu und Gram übernommenen Amte mußte er am folgenden Morgen, wo der König Jerome ihm das Großkreuz des holl. Löwenordens verlieh, zu arbeiten anfangen und im Dec. nach Kassel gehen. Allein hier zeigte es sich bald, wie sehr der Beruf, dies neue Königreich zu organisiren und Geschäfte zu führen, zu denen ebenso viel Jugendkraft als Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Einzelnen erfoderlich war, seiner ganzen Natur widerstrebte. Seine Gesundheit litt, mehre Male verlor er die Besinnung, und einst mitten in einer Unterredung die Sprache. Endlich wurden seine dringenden Bitten um Entlassung gehört, und im Jan. 1808 ernannte ihn der König zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. Aber auch in dieser seinen Wünschen angemessenern Stelle sah er sich in den Hoffnungen, die er von der neuen Ordnung der Dinge gefaßt hatte, schmerzlich getäuscht. Anstatt zu bauen, mußte M. gegen gewaltsames Zerstören ankämpfen und für seine Amtstreue die bittersten Kränkungen erfahren; doch erhielt er noch manche zum Untergang bestimmte wissenschaftliche Anstalt durch seine kühne und unermüdete Gegenwirkung. So verdankt ihm Marburg sein Bestehen, Göttingen und Halle die Sicherung ihrer Dotationen, und das Corps der Professoren von den aufgelösten Universitäten neue Anstellungen oder Fortdauer ihres Gehalts. Dessenungeachtet nagten Gram und Mißmuth über verfehlte Plane, die Sorge der Schuldenlast, in welche ihn die letzten Veränderungen gestürzt hatten, der herzzerreißende Anblick der unter dem franz. Geistesdruck umsichgreifenden Barbarei an seinem Leben und brachen die Kraft seines Innersten, deren letzte Funken noch in der Vorrede zu der 1808 erschienenen 1. Abth. des 5. Bds. der Schweizergeschichte aufflammen. Rührende Zeugen von dem Kampfe seines sonst so freudigen Herzens mit seinen Erfahrungen sind seine vertrauten Briefe aus dieser Zeit. Noch einen Trost gab ihm die alte Anhänglichkeit und Sorgfalt seiner Freunde in der Schweiz. Sie machten den Plan, ihn mit einer mäßigen Pension ins Vaterland zu ziehen, wo er sich in unabhängiger Muße ganz der Vollendung seiner Schweizergeschichte widmen sollte. Er war bereit; die Tagsatzung, die hierüber Beschluß fassen wollte, versammelte sich den 5. Juni 1809 und erfuhr den 8. seinen Tod. An den Folgen seiner sitzenden Lebensart und starken Anstrengung hatte M. schon in frühern Jahren gelitten und seine gewöhnlichen Übel, Augenweh und Rothlauf, nicht geachtet. Seit 1808 wurde er jedoch mit dem Gedanken einer nahen Auflösung vertrauter und schrieb sein Testament, das unverdächtigste Zeugniß seiner Denkungsart, nieder, worin er mit der Gewissenhaftigkeit eines einfachen, rechtlichen Bürgers sein Haus bestellte und über die Tilgung seiner Schulden verfügte. In solchen Sorgen, doch gestärkt durch ungeheuchelte Frömmigkeit, starb er in seinem 57. Jahre an einem mit Entzündung des Gesichts und unaufhörlichem Schlucken verbundenen Gallenfieber in der Frühe des 29. Mais 1809. Seine letzten Worte waren: „Alles, was ist, ist von Gott, und Alles kommt von Gott". Bei seiner Beerdigung hielt der Minister Siméon, der nebst dem franz. Gesandten Reinhard, dem Staatsrathsauditor von Bosse, Müller's Secretair, und den Freunden aus der alten Zeit, Dohm und Schlieffen, zu seinen wenigen Vertrauten in Kassel gehörte, eine Standrede, voll von Bewei-

sen, wie sehr sein Werth auch auf dem letzten Schauplatze seines Wirkens anerkannt ward. M.'s Äußeres war mehr einnehmend als Ehrfurcht gebietend. Eine kleine fleischige Gestalt, ein rundes Gesicht, eine heitere, erhabene Stirn und ein Paar hervorstehende, große, blaue Augen voll Munterkeit und zuvorkommender Herzensgüte milderten die Überlegenheit seines Geistes. Mit dem Anstande eines feinen Weltmannes, der in der Unterhaltung Jeden zu erfreuen und in die angenehmste Lage zu versetzen wußte, verband er die aufrichtige Theilnahme des wahren Menschenfreundes und eine Gutmüthigkeit, die oft zu freigebig im Loben und Wohlthun, oft zu rasch im Vertrauen wol zuweilen gemißbraucht ward und ihn unfähig machte, Ränke anzuspinnen und Beleidigungen zu erwidern. Besonders nahm er sich gern aufkeimender Talente an und stand mit Rath und That edeln Jünglingen bei, die sich ihm anschlossen. Der berühmte Orientalist v. Hammer in Wien, ein junger Theolog Stekling in Prenzlau, die Historiker Pfister, v. Hormayr und Dippold, von denen der Erstere im Quellenstudium, die beiden andern in der Manier der Darstellung seine Schüler wurden, bildeten sich unter seiner Leitung heran. Verheirathet war er nie; die Stelle der Weiberliebe füllten die Wissenschaften und die Freundschaft in seinem Herzen aus. Freund wurde er jedem Edeln und Gleichgesinnten, der ihm nahe kam, mit ganzer Seele. Die besten unter den Zeitgenossen standen mit ihm in diesem glücklichen Verhältnisse; am nächsten sein würdiger Bruder, der Oberschulherr und Prof. Joh. Georg Müller zu Schafhausen (Herausg. der Werke seines Bruders und Verf. mehrer trefflicher Schriften, geb. 1759, gest. d. 20. Nov. 1819); außer ihm Bonstetten, Gleim, Fr. H. Jacobi, Herder, H. Füßli, Graf d'Antraigues, A. v. Humboldt, Niklas Voigt, Heyne und viele andre Gelehrte und Staatsmänner. Wie redlich er es meinte, zeigen seine vertrauten Briefe, die im 4—7. und 13—18. Bde. seiner Werke aufbewahrt sind und einen Schatz merkwürdiger Notizen und genialer Gedanken enthalten. Daß auch der Erzherzog Johann, der bei Saalfeld gefallene Prinz Louis von Preußen und der jetzige König von Baiern unter s. Freunde gehörten, gereicht diesen nicht weniger als M. zur Ehre. Allerdings blieb das Gefühl seines eignen Werthes nicht ohne Antheil an diesen Bündnissen und seine von Jugend auf entschiedene Vorliebe für den Umgang der höchsten Stände, s. Freude an hohen Ehrenstellen, sein Streben nach Ruhm wurde ihm nicht selten als Stolz ausgelegt. Doch wird man Den nicht eitel nennen dürfen, der die Vorzüge, die er anerkannt wissen wollte, wirklich besäß. Eine Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eisernem Fleiß und schöpferischer Phantasie, von kritischem Scharfsinn und willigem Glauben, von ruhigem Ernst und glühender Empfindung, Eigenschaften, wie die Natur und der menschliche Wille sie selten hervorbringt und noch seltener in einem Individuum verbindet, wurden an M. bewundert. In einer Zeit, die sich entschieden zur Oberflächlichkeit neigte, drang er in die Tiefen des Wissens und führte die Werke seiner histor. Kunst auf dem Grunde und in der Farbe der Zeiten selbst auf, die er beschrieb. So entstanden die „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft"; von Anbeginn zwar nur bis auf 1489 fortgeführt, doch reich und groß genug, ihren Verf. unsterblich zu machen. Selbständigkeit, Tiefe, Vollständigkeit, ein reines, starkes Wahrheitsgefühl, das nie einer Neigung dienstbar ward, und eine Bescheidenheit, die ihn auch in mancher als fabelhaft verschrieenen Quelle noch Goldkörner histor. Wahrheiten finden ließ, zeichnen seine Forschung, hohe Würde und Eigenthümlichkeit, Leben und Feuer, gedrungene Kraft und fruchtbare Kürze seinen Vortrag aus. Was dieser hier und da Dunkles und Schwerfälliges hat, muß eher M.'s Gewohnheit, aus Excerpten vorliegender Urkunden zu componiren und mit Wenigem viel zu sagen, als irgend einer Nachahmung zugeschrieben werden. Die durch eigne Studien erworbene Kenntniß der Kriegskunst und die lebenvolle Anschaulichkeit in seiner Beschreibung

der Schlachten ist ganz einzig in ihrer Art; und unter den Vorzügen seiner histor. Methode hervorragend das Verdienst, die Schauplätze der Begebenheiten, Sitten und Bildungsgang der Völker, mit einem Worte, das ganze Leben der Vorwelt mit allen seinen Bedingnissen in das Gebiet der Geschichte gezogen und ihr die Würde einer Lehrerin des Menschengeschlechts wiedergegeben zu haben. In diesem Sinne wollte er die Weltgeschichte schreiben und begann zu dem Ende 1781 alle Alten, deren die meisten und besten schon seine Vertrauten waren, von Moses und Homer an nach der Zeitfolge in den Ursprachen zu lesen und historische Materialien daraus zu excerpiren. Bei diesem großen Unternehmen ging ihm aus den bibl. Schriften über den unendlichen Werth der positiven Religion und des Christenthums insonderheit, welchen ihm ein Anfall von Aufklärerei und der Verkehr mit der franz. Literatur seit 1771 in Etwas verschattet hatte, ein neues Licht auf, und die Begeisterung der Religiosität, die ihn damals ergriff, reifte in der Schule der Erfahrung zu der unerschütterlichen Frömmigkeit heran, die seinem nie unterlassenen Morgengebete erfrischende Kraft, seinem Innern die Weihe eines heiligen Ernstes und seinem Leben mit der Welt die bei großen Genien neuerer Zeit oft vermißte feste Haltung des guten Christen und ehrlichen Mannes gab. So durchwandelte er mitten unter den Geschäften und Zerstreuungen seiner äußern Verhältnisse, ohne der Gegenwart jemals fremd zu werden, beharrlichen Schrittes das Gebiet der hebr., griech. und röm. Literatur, die Reihen der Kirchenväter und der Schriftsteller des Mittelalters im Orient und Occident, und hatte eben, durchgedrungen bis auf die Periode der Reformation, den 1833. Autor excerpirt, als der Tod diese unermeßliche historische Vorarbeit, deren Ertrag bei 17,000 enggeschriebene Folioseiten anfüllt, unterbrach. Diesem Hauptgeschäfte seines Lebens, auf welches der Plan seiner gesammten geistigen Thätigkeit gebaut war, verdankte er eine Gelehrsamkeit, in der kein Historiker seiner Zeit ihm gleichgekommen. Die bekannten Jahrtausende der Vergangenheit waren in seinem bewunderungswürdigen Gedächtnisse vollkommen geordnet; eine Welt von Thatsachen und Daten stand vor seiner Einbildungskraft in lebendiger Gegenwart wie Erinnerungen von gestern, und in der Schweiz gab es kein Dorf, kein adeliges Geschlecht, dessen Geschichte er nicht wußte. Bei gründlichem Wissen des wirklich Geschehenen und einer gereiften Einsicht in den Zusammenhang aller menschlichen Dinge konnte sein Widerwille gegen die Metapolitik revolutionnairer Staatskünstler und gegen den Terrorismus philosophischer Construenten in der Geschichtschreibung nicht befremden. Gegen den Mißbrauch, den ihre scholastische Spitzfündigkeit mit dem Schiboleth der allgemeinen Grundsätze der höhern Kritik und der innern Gründe auf diesem ihm eigenthümlichen Gebiete trieb, hat er, obwol voll Achtung für wahre Philosophie und der Unzulänglichkeit seines Talents zu speculativen Forschungen gern geständig, sich laut und stark erklärt. Gerecht und mit Achtung gegen das Heiligthum eines edeln Gemüths haben Heeren in seiner Schrift: „Müller, der Historiker" (Leipz. 1809), und der Akademiker Roth zu München in seiner Lobschrift auf M., das Verdienst und die Mängel dieses großen Geschichtschreibers gewürdigt, den der Parteigeist einiger kritischen Blätter wol verkleinern, den aber keiner unter den Zeitgenossen erreichen konnte. Mit den unsterblichen Alten, unter denen M. dem Thucydides am nächsten steht, wird er die Periode, wo es Mode ward, gering von ihm zu denken, überleben und bei der Nachwelt das Bedauern erwecken, daß er mitten in der Entwickelung der größten Idee, zu der die Muse der Geschichte begeistern kann, hinweggerafft wurde, ohne einen Erben seines Geistes, seiner Kenntnisse und Entwürfe zu hinterlassen.

Müller (Johann Gottwerth), geb. 1744 zu Hamburg, früher Buchhändler zu Itzehoe in Holstein, wo er jetzt privatisirt und von der Huld des Königs von Dänemark eine Pension bezieht, war in den 80er Jahren des vorigen Jahrh.

einer unserer gelesensten Romanendichter. Sein Kreis ist der des täglichen Lebens, welches er im „Siegfried von Lindenberg" (zuerst 1779), im „Ringe" (1777) und in den „Komischen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes" (1784 fg., 8 Bde.), stets in den Schranken sittigen Anstandes sich haltend, mit vieler Wahrheit und natürlichem Hausverstande, oft auch mit Witz und guter Laune schildert. Aber s. Wahrheit verschmäht mit zu großer Sprödе den Reiz der Erfindung und Mannigfaltigkeit; seiner Natürlichkeit fehlt es an Anmuth, und, den Zweck der Belehrung zu sehr im Auge behaltend, ermüdet er oft durch langweilige moralische Abschweifungen. Man behauptete, daß er in seinem nahen Umgange die Originale mancher Schilderungen fand, die ihn deßhalb anfeindeten. Weniger lebendige Darstellung und eine unerfreuliche Eintönigkeit bereiteten s. spätern Schriften („Selim der Glückliche", 1792, „Friedrich Brack", 1793, u. a.) eine so kalte Aufnahme, daß über ihren Mängeln das Verdienstliche s. frühern Werke fast vergessen worden zu sein scheint.

Müller (Johann Gotthard von), Prof. und Ritter in Stuttgart, einer der trefflichsten Kupferstecher Deutschlands, geb. 1747 zu Bernhausen in Würtemberg, sollte Theologie studiren; allein s. Neigung zur Kunst führte ihn nach Stuttgart. Da s. großes Talent sich bald entwickelte, so erhielt er vom Herzog einen Gehalt, der ihn in den Stand setzte, 1770 nach Paris zu gehen. Hier machte er unter unsers berühmten Landsmanns Wille Leitung die schnellsten Fortschritte. Sechs Jahre später nahm ihn die dortige Akademie zu ihrem Mitgliede auf, bei welcher Gelegenheit er die Bildnisse der beiden Professoren dieser Akademie, des Lerambert und Galoche, als Receptionsblätter lieferte. Gleich darauf rief ihn der Herzog nach Stuttgart zurück und ernannte ihn zum Prof. der dasigen Kunstschule. Hier lieferte M. von Zeit zu Zeit die Meisterwerke, durch die er sich berühmt gemacht hat. Vor allen verdient den Vorzug s. Bildniß Ludwigs XVI., welches in Hinsicht der Reinheit und Zartheit des Grabstichels, der netten Ausführung und der vortrefflichen Haltung den Berwick'schen Kupferstich noch übertrifft, ungeachtet man letztern hinsichtlich der Ähnlichkeit vorziehen will. Seine Hauptblätter im historischen Fache sind: das Treffen bei Bunkershill, wobei Gen. Waren sein Leben verlor, nach einer Zeichnung Trumbull's, und die Madonna della Sedia, nach Rafael, die er für das Musée français lieferte. Für das Becker'sche Augusteum hat er ebenfalls mehre Blätter gearbeitet. In der von ihm in Stuttgart gestifteten Kupferstecherschule haben sich mehre treffliche Künstler gebildet, vorzüglich sein Sohn (s. d. fg. Art.).

Müller (Johann Friedrich Wilhelm), des Vorigen Sohn, k. würtemb. Hofkupferstecher und Prof. an der kön. sächs. Akademie der Künste in Dresden, war geb. zu Stuttgart 1782. In früher Jugend untergruben die bösartigsten Pocken seine Gesundheit und ließen den Keim einer unheilbaren Kränklichkeit zurück, die sich schon in s. Jünglingsjahren als Hypochondrie äußerte. Aber diese Hindernisse hemmten keineswegs die frühe Entwickelung seines tiefgreifenden, lebendigen Geistes. Er besuchte das Gymnasium zu Stuttgart bis zu s. 18. J. und empfing nebenher von s. Vater Unterricht in der Geometrie und Perspective. Immer mehr neigte er sich aus freiem Triebe der Kunst zu. Seine Versuche mit dem Grabstichel gelangen über Erwarten, wie eine Copie nach Edelink und eine zweite nach Macret bezeugt. Gleich darauf stach er das Portrait von Hufeland, nach Tischbein. Aber nicht auf das kunstgerechte Eingraben in Kupfer beschränkte er sich; er hatte nach s. Vaters Anweisung und Vorgang das Zeichnen für den noch wichtigern Theil seiner Kunst erkannt und wandte allen Fleiß an, sich immer mehr darin zu vervollkommnen. 20 J. alt, ging er nach Paris, um dort den akademischen Unterricht zu genießen. Sein brennender Eifer für die Kunst verleitete ihn hier schon zu übermäßigen Anstrengungen, die eine bedenkliche Erschlaffung

seines Geistes und Körpers zur Folge hatten. Ein wackerer Freund, der Maler Kymli, rettete ihn damals, indem er ihn theils durch ländliche Freuden zerstreute, theils ihm durch leichtere Beschäftigungen mit der Ölmalerei Unterhaltung verschaffte. M. malte zu seiner Zeit 3 Bildnisse nach der Natur, darunter sein eignes, und hatte den für s. Kunst unschätzbaren Vortheil davon, die Eigenthümlichkeiten der Ölmalerei praktisch kennen zu lernen. So gestärkt und an Kenntnissen bereichert, kehrte er nach Paris zurück und stach für das „Musée français" die Vénus d'Arles und für Robillard eine Statue mit der Unterschrift: La jeunesse. Bei der letztern erfand er eine höchst glückliche Manier, das Eigenthümliche des Marmors im Kupfer nachzuahmen und auszudrücken. 1805 malte und stach er das Bild des Kronprinzen, jetzt Königs von Würtemberg, fing den so berühmt gewordenen Johannes nach Dominichino an und zeichnete die heil. Cäcilia nach demselben Meister, die nachher s. Vater in Kupfer ausführte. 1806 ging er nach Stuttgart zurück und beendigte s. herrlichen Johannes. 1808 ward ihm von dem Kunsthändler Rittner in Dresden der Antrag zu dem großen Werke gemacht, das ihn bis an das Ende s. Lebens beschäftigte. Durchdrungen von der Größe dieser Unternehmung, beschloß er, ihr s. ganze Kraft, s. ganzes Talent zu widmen, zuvor aber die Kunst aufs neue an der Quelle selbst, in Italien, zu studiren. Seinen Weg dahin nahm er über Dresden und Wien. Die Zeichnung, welche er von der Rafael'schen Madonna aus Dresden erhalten hatte, genügte seinem geübten Auge nicht; seine eignen Studien nach dem Urbilde bezeugen, wie er nicht nur die äußern Umrisse treu, sondern auch das Eigne der ganzen malerischen Schöpfung im Geiste des Malers wiederzugeben strebte. Eingeweiht in alle Tiefen der Kunst kehrte er 1809 aus Italien zurück und unternahm sogleich das wahrhaft unermeßliche Werk, das sein rastloser Fleiß bald sichtbar förderte. Manches liebliche Bild fertigte er nebenher und gleichsam zur Erholung, als die Bildnisse von Jacobi, Schiller (nach Dannecker's kolossaler Büste) und Hebel (nach dem Leben), und ein noch größeres Blatt, Adam und Eva, nach einem Rafael'schen Deckengemälde in den vaticanischen Logen. 1814 erhielt er einen Ruf an die Kunstakademie in Dresden, den er um so lieber annahm, als er dort im täglichen Anschauen des herrlichen Urbildes s. große Kupferplatte vollenden konnte und die Hoffnung hatte, durch Unterricht auch Andern zu nützen. Leider sollte s. Wirksamkeit nur von kurzer Dauer sein. Sein Lieblingswerk mit allen Vollkommenheiten auszustatten, erschöpfte er auch den letzten Funken von Geistes- und Körperkraft. Um so empfindlicher berührten ihn die äußern Verhältnisse. Mit Vollendung jenes Werks hörte auch für ihn die Möglichkeit zu arbeiten, ja zu leben auf. Eine gänzliche Verzehrung, in der er, fast ganz ohne Nahrung hinschmachtend, einem Träumenden, von dunkeln Phantasien Bewegten glich, löste seinen Organismus auf. Er ward der Pflege eines berühmten Arztes auf dem Sonnenstein bei Pirna übergeben, und wirklich fing man an, einige Hoffnung der Genesung zu fassen, als er am 3. Mai 1816 entschlief. Sein Werk, von dem er keinen Abdruck sah, wird stets als ein Edelstein in den Sammlungen der Liebhaber und Kenner glänzen und vielleicht nie übertroffen werden. Er hinterließ eine Frau, eine Nichte von Dannecker, mit der er sich 1811 verheirathet hatte, und 2 Kinder. Ein chronolog. Verzeichn. sämmtl. von ihm in Kupfer gebrachten Werke, nebst einigen s. hinterlassenen Zeichnungen, s. im „Kunstblatt" zum tübinger „Morgenblatt", 1817, Nr. 1, vgl. mit 1816, Nr. 7, und „Morgenblatt", 1816, Nr. 190.

Müller (Friedrich), u. d. N. Maler Müller bekannt, zugleich Maler, Kupferstecher und ein genialer Dichter, geb. 1746 zu Kreuznach, stand früher in herzogl. zweibrückischen Diensten und gab schon von s. 18. J. an mehre Sammlungen radirter Blätter heraus (Thiere, Compositionen in niederländischem Geschmack, Hirtenscenen u. s. w.), die wegen ihrer eigenthümlichen Ideen und der

Freiheit der Behandlung mit Beifall aufgenommen wurden. 1776 ging er nach Rom und studirte dort besonders nach Michel Angelo. Allein die Nachahmer des Michel Angelo pflegen fast alle Mal, anstatt der wirklichen echten Großheit seines Styls, bloß seine Manier aufgreifend, ins Übertriebene zu verfallen. So kam es, daß die Hoffnung, welche sein Talent früher erweckte, nicht ganz erfüllt wurde. Seine spätern Arbeiten, welche sich durch wilde romantische Ideen auszeichnen, haben wenig Beifall gefunden. Größere Verdienste hat sich M. als Dichter erworben, ungeachtet auch sie nicht sogleich und nach Verdienst anerkannt worden sind. Zu einer Zeit, wo die Dichtkunst größtentheils in eine versificirte Prosa ausgeartet war, trat unter den kräftigen Geistern, welche einen neuen Schwung in unsre Literatur brachten, wie Göthe, Bürger, Heinse, Klinger, auch unser M. auf, welcher mit den meisten der Genannten in vertrautem Verhältniß lebte. Als er, noch in den 70er Jahren, einige s. Gedichte bekanntmachte, schienen seine Poesien noch zu früh gekommen zu sein; sie wurden nur mit getheiltem Beifall aufgenommen. Erst späterhin und nachdem M. mit seinen nunmehr gesammelten Poesien („Maler Müller's Werke", 3 Bde., Heidelb. 1811) aufs neue hervorgetreten ist, hat man sein Verdienst gebührend gewürdigt. Unter s. Idyllen findet man vortreffliche Naturstücke, wie z. B. die echt deutschen: „Ulrich von Koßheim", „Die Schafschur" und „Das Nußkernen". Allein s. Meisterwerke bleiben doch die „Niobe", sodann „Faust" und „Genovefa": Dichtungen, welche neben Göthe's und Tieck's Bearbeitungen in eignem Werthe bestehen und seine schöpferische Kraft beurkunden. In ihnen findet man Phantasie, Begeisterung der Leidenschaft und große Charakterzeichnung, freilich mitunter etwas wild und zerrissen. (Vgl. Schlegel's „Deutsches Museum", Sept. 1813.) M., der stets jugendlich lebhafte, ja heftige Greis, lebte in den letzten Jahren zu Rom, wo er, 80 J. alt, den 23. April 1825 starb, nachdem er noch einige seinem Berufe nicht geeignete Werke herausgegeben hatte, z. B. die antikisirende Trilogie „Adonis". (S. die Skizze von M. Müller's Bildungsgeschichte im „Morgenbl.", 1820, S. 120.)

Müller (Adam), k. k. Hofrath, 1827 in den östreich. Ritterstand mit dem Prädicate „v. Nitterdorf" erhoben, ist bekannt durch seine Schriften über Gegenstände der Staatskunst. Er ward 1779 zu Berlin geb., wo ihn s. mütterl. Großvater, der als Orientalist und Übersetzer des Hiob und Jesaias bekannte Prediger Cube erzog und für das Studium der Theologie bestimmte; dann wurde er des Philologen Wetzel (durch s. „Antiquarisches Lexikon" und mehre Ausg. des Cicero bekannt), hierauf Gedike's, Spalding's und Heindorf's Schüler. Durch die Leidenschaft für das Studium der damals herrschenden Philosophie von den positiven Wissenschaften abgeleitet, führte ihn in s. 18. J. die Freundschaft von Friedr. Gentz zu dem Interesse an den großen politischen Begebenheiten der Zeit zurück. So begann er in s. 19. J. seine 3jährige akademische Laufbahn in Göttingen. In dem Studium der Rechte gab ein gelegentlicher Zweifel Hugo's an der Haltbarkeit der Idee des absoluten Eigenthums seinem ganzen Studium eine neue Richtung. Er fühlte die Nothwendigkeit, das deutsche und das Lehnsrecht, und das britische Privatrecht neben dem römischen nicht zu versäumen. Burke's Werke griffen um diese Zeit mächtig und nachhaltig in sein Leben; so entstanden die Vorlesungen gegen die franz. Revolution und für die Sache der alten Ordnung von Europa, die er 1800 zu Göttingen einigen seiner Freunde hielt. Ähnliche Forschungen in der Philosophie des Rechts führten ihn zur Idee des Gegensatzes, als Grunderscheinung der Welt, und nach s. Rückkehr nach Berlin zu einem 2jährigen Studium der Naturwissenschaften. Seine Anstellung als Referendar in Berlin konnte seinen wissenschaftlichen Trieb nicht niederhalten. Eine Reise nach Schweden und Dänemark und hierauf ein 2jähriger Aufenthalt auf dem Lande in Polen gaben ihm die Ruhe, seine politischen und religiösen Überzeugungen in Übereinstimmung

zu bringen. Um Gentz wiederzusehen, begab er sich nach Wien, trat am 30. April 1805 zur röm.-kathol. Kirche über und kehrte nach Polen zurück. Als jetzt die Wendung der europ. Angelegenheiten einige Aussicht zu praktischer Wirksamkeit zeigte, ging er nach Dresden, wo er größtentheils im Umgange von Gentz 3 Jahre verlebte und 1806 Vorlesungen über die deutsche Literatur, 1807 über die dramatische Poesie, 1808 über die Idee der Schönheit und 1809 über das Ganze der Staatswissenschaften hielt. Sie sind sämmtlich gedruckt; die letzten u. d. Titel: „Elemente der Staatskunst". Sein Antheil an dem Kriege von 1809 trieb ihn nach Berlin. Von den preuß. Ministern, wie späterhin von Hardenberg, mit Auszeichnung behandelt, wurde er dennoch nicht angestellt, und er hat außer s. Vorlesungen über Friedrich II. während s. Aufenthalts daselbst in keiner öffentlichen Beziehung gestanden. Im Mai 1811 ging Adam M. nach Östreich und lebte 2 Jahre, mit dem Wohlwollen des Erzherz. Maximilian von Östreich-Este beehrt, in dessen Hause den Wissenschaften. 1812 hielt er vor einer zahlreichen Versammlung Vorlesungen über die Beredtsamkeit. Das J. 1813 berief ihn zur öffentlichen Wirksamkeit. Er wohnte als k. k. Landescommissair und tiroler Schützenmajor der Befreiung von Tirol bei. 1814 ward er als Regierungsrath und erster Referent bei der Organisation dieses Landes gebraucht, bis er im April 1815, vom Fürsten Metternich nach Wien berufen, dem Feldhoflager des Kaisers nach Paris folgte. Dort ernannte ihn der Kaiser zu s. Generalconsul in Sachsen; zugleich wurde er kais. östr. Geschäftsträger an den herzogl. anhaltischen und fürstl. schwarzburgischen Höfen. 1819 wohnte er den Ministerialconferenzen in Karlsbad, hierauf denen in Wien bei. Er lebte bis Ende 1827, wo er nach Wien zurückberufen wurde, zu Leipzig und gab hier (1816—18) s. „Staatsanzeigen" und 1819 s. Schrift: „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft", heraus. Auch stehen von ihm Beiträge im wiener „Deutschen Beobachter", in Fr. Schlegel's „Concordia", in den „Zeitgenossen" (Franz I., Kaiser von Östreich, und Horner) und in a. Zeitschriften.

Müller (Peter Erasmus), D. und Prof. der Theologie zu Kopenhagen, Director der Bibelgesellschaft u. s. w., geb. daselbst den 29. Mai 1776, hat zur Kenntniß und Kritik der Denkmäler des nordischen Alterthums viel beigetragen. Außer andern verdienstlichen Schriften sichern seinen Ruhm s. „Sagabibliothek" (in 3 Bdn., wovon der 1. Thl, Berlin 1816, auch von D. Lachmann ins Deutsche übers.) und s. „Kritische Untersuchung über den Werth der historischen Quellen des Saxo Grammaticus und Snorre Sturleson", die er vor kurzem den 3 Ehrenmännern (Haedersmaend) Gräter, W. Grimm und v. d. Hagen, als den gelehrten Kennern der nordischen Vorzeit in Deutschland, zugeeignet hat. Das erstere Werk ist eine umfassende Darstellung aller isländischen Sagen, nach vorangegangener kritischer Sichtung und Classificirung, in den zweckmäßigsten, dem Geschichts- sowol als dem Alterthumsforscher in hohem Grade genügenden Auszügen. Das andre aber ist ein wahres Meisterstück der historischen Kritik und um so verdienstlicher, je schwerer es war, den Quellen eines Saxo und Snorre jetzt erst und mit solcher Entschiedenheit nachzuforschen. Beinahe ebenso wichtig sind s. kritischen Abhandl. über das goldene Horn, über die Wichtigkeit der isländischen Sprache, über den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie und über die Echtheit der Asalehre. Ebenderselbe ist auch seit 1815 Herausg. der „Kopenhagener gelehrten Nachrichten" („Kiobenhavnske laerde Efterretninger"), die seit 1811 den Titel „Dansk Literatur-Tidende", d. i. „Dänische Literaturzeitung", angenommen haben. 87.

Müller (Wilhelm), Hofrath und Bibliothekar zu Dessau, der Sänger der Griechenlieder, war zu Dessau den 7. Oct. 1795 geb. Der Vater, ein bemittelter Handwerker, bestimmte den talentvollen Sohn zum Studiren. So viel

nun auch auf die Erziehung desselben gewendet wurde, so war diese dennoch frei von allem Zwange; selbst die Wahl der Beschäftigung blieb fast ganz den Launen des Knaben überlassen. Kein Wunder, wenn auch später noch der lebhafte Geist des Jünglings einige Zeit hindurch von einem Lieblingsgegenstande zum andern schwankte. Hierdurch ward in ihm jenes Gefühl von Unabhängigkeit erweckt und genährt, das einen Grundton in s. Dichterleben ausmacht, und der Grund zu einer Vielseitigkeit des wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens gelegt, die wir in s. schriftstellerischen Thätigkeit wahrnehmen. Vor seichter Vielwisserei aber bewahrten ihn die seit 1812 zu Berlin unter F. A. Wolf's Einflusse und unter der Leitung von Böckh, Buttmann, Rühs, Solger und Uhden begonnenen philologischen und geschichtlichen Studien. Auch ihn rief im März 1813 der Befreiungskrieg als Freiwilligen unter die preuß. Fahnen, unter denen er den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hainau und Kulm beiwohnte. Später folgte er dem preuß. Heere nach den Niederlanden und kehrte 1814 nach Berlin zurück. Mit Eifer wurden hier die alten Studien wieder aufgenommen und neue, z. B. altdeutsche Sprache und Literatur, daran geknüpft. — Als 1817 der preuß. Kammerherr, Baron v. Sack, sich zu einer Reise nach Italien, Griechenland und Ägypten anschickte, ward ihm M. als Reisegefährte vorgeschlagen. Von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit Empfehlungsschreiben an das griech. Volk und mit einer Instruction zur Sammlung von Inschriften versehen, trat er im Aug. dess. J. die Reise an und ging, nach einem 2monatlichen, zumeist der Erlernung der neugriech. Sprache gewidmeten Aufenthalte zu Wien, nach Rom. Hier fand neben Kunst und Alterthum auch das römische Volksleben an ihm einen aufmerksamen Beobachter; vieles auf Sprache und Mundarten Bezügliche ward aufgezeichnet, und ein Schatz von bis jetzt noch ungedruckten Volksliedern gesammelt. Leider löste sich schon hier die Verbindung mit Hrn. v. Sack auf, und die Reise nach Griechenland mußte unterbleiben. M. besuchte noch Neapel, verweilte später, zunächst um die ältere ital. Kunst zu studiren, einige Monate zu Florenz und kehrte 1819 nach Berlin zurück. Von hier ward er bald darauf zum Lehrer der latein. und griech. Sprache an die neu organisirte Gelehrtenschule in Dessau berufen. Als hier der regierende Herzog die Vereinigung der im Lande zerstreuten Büchersammlungen zu Einer Bibliothek verfügte, nahm M. als Gehülfe an der ersten Einrichtung Theil und ward kurz darauf, mit Beibehaltung eines Theils des höhern Gymnasialunterrichts, zum Bibliothekar ernannt. Unter s. schriftstellerischen Arbeiten nennen wir: „Rom, Römer und Römerinnen" (Berl. 1820, 2 Bde.), worin er ebenso die Schärfe seiner Beobachtung bethätigte, wie die kurz nachher (Dessau 1821; 2. Aufl., 1826) erschienenen „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten" (2. Bdchn., 1824) sein poetisches Talent außer Zweifel setzten. Es sind dies zum größten Theil Lieder der Liebe und des geselligen Lebens, zum Theil zusammenhängende Liederreihen, bald heitern, bald wehmüthigen, oder, wie mehre Trinklieder, sarkastisch zürnenden Klanges, meist alle im echten Volkstone und der musikalischen Bearbeitung werth, die ihnen von guten Tonsetzern geworden ist. Offenbart sich schon hier, in der Übertragung des subjectiven Gefühls auf den mannigfachen Stoff, der innere Reichthum des Dichters, so tritt derselbe vielleicht noch mehr in den seit 1821 zu Dessau und zu Leipzig in 5 Heften erschienenen „Liedern der Griechen" hervor, in denen er mit schöner Begeisterung das Erwachen eines unterdrückten Volks, s. Kämpfe und s. Siege feiert. Ihnen schließt sich s. Übersetz. der neugriech. Volkslieder der Fauriel'schen Sammlung an (Leipz. 1825, 2 Bde.). Zuletzt hat er in den „Lyrischen Spaziergängen" (Lpz. 1827) und in den sinnigen Sinnsprüchen (in der „Zeit. f. d. eleg. Welt") sich als reichbegabter Dichter gezeigt. Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, Frische der Lebensansicht, freie Beweglichkeit der Darstellung, ein reger Natursinn,

ein feuriges Gefühl für Recht und Völkerglück und dabei eine einfache, melodische Sprache in vielumfassender Tonleiter, zugleich aber auch die Neigung, sich innerhalb der Grenzen gewisser Lieblingsstoffe möglichst lange zu bewegen, gehören zu den Eigenthümlichkeiten des Dichters. — Im Gebiete der Kritik und Literargeschichte verdanken ihm das „Literar. Conversationsblatt", die „Hall. Literaturzeitung", die „Encyklopädie" von Ersch und Gruber, deren Redaction er 1826 mit übernommen hatte, unser „Conversationslexikon" und der „Hermes" (wir erinnern an die Abhandlungen über Ariosto, Tasso und über die Homerischen Übersetzungen) mehre gehaltreiche Aufsätze und die „Homerische Vorschule" (Leipz. 1824) lehrte ihn uns als einen wackern Zögling Wolf's kennen, der die Ideen des Meisters, nicht ohne eigenthümliche Ansichten, einem größern Kreise von Lesern genießbar zu machen versteht. Als ein verdienstliches Unternehmen ist endlich noch die „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." zu nennen (Lpz. 1822—27, 10 Bde.), die das Beste aus den lyrischen Dichterwerken des angegebenen Zeitraums in einer treuen, aber durchaus lesbaren Bearbeitung enthält. — M. machte, durch Arbeiten sehr angestrengt, 1827 eine Erholungsreise an den Rhein, und wenige Tage nach s. Rückkehr ward er (1. Oct.) von einem tödtlichen Nervenschlage getroffen. 50.

Müllner (Adolf), k. preuß. Hofrath, geb. 18. Oct. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, ein Schwestersohn des berühmten Bürger, ist einer der ersten jetzt lebenden deutschen dramatischen Dichter. Wieland's „Oberon", Bürger's „Lenore", Schmidt's Unterricht in Pforta und Schiller's Werke erweckten M.'s dichterisches Talent. Zugleich studirte er mit Liebe Mathematik, hierauf in Leipzig die Rechte und lebte seit 1798 als Advocat in Weißenfels. Später machte er sich als juristischer Schriftsteller bekannt und ward D. der Rechte. Vertraut mit den franz. Classikern, errichtete er 1810 in Weißenfels ein Privattheater. Bald zeichnete er sich als Lustspieldichter aus durch s. „Vertrauten", „Die großen Kinder", „Die Onkelei" u. a. m., zum Theil nach franz. Originalen von Etienne u. A. und meistens in Versen, welche er sehr geschickt zu behandeln weiß, verfaßt. (S. „Spiele für die Bühne", Leipz. 1815, und „Almanach für Privatbühnen", Lpz. 1817.) Werner's „Vierundzwanzigster Februar" veranlaßte ihn 1812, s. erste Tragödie, den „Neunundzwanzigsten Februar", zu dichten. In dems. J. schrieb er s. zweite: „Die Schuld" (seit 1816 4 Mal aufgelegt, auch ins Engl., Franz. und a. Sprachen übers.); im folg. J. die dritte: „König Yngurd" (Leipz. 1817); später die „Albaneserin" (Tüb. 1820). — Scharfsinn und freimüthigen Witz hat er als Redacteur des „Tüb. Literaturblattes" (seit 1820), der „Hekate" (seit 1823), des „Mitternachtsblattes" (seit 1826), auch als Mitarbeiter an vielen Zeitschriften, besonders im dramatischen Fache, gezeigt; doch ist sein Witz oft persönlich. Anerkannt ist sein Talent als Lustspieldichter. Erfindung, stechender Witz und Feinheit in der Ausführung des Einzelnen, verbunden mit Menschenkenntniß, sind ihm nicht abzusprechen und bekunden sich auch in den Aufsätzen s. „Vermischten Schriften" (Stuttg., 1. Bd., 1824; 2. Bd., 1826). Ein sinnreicher, verständig ausgearbeiteter Plan, eine poetische Sprache, die reich an glänzenden Bildern, jedoch zu epigrammatisch ist, zeichnen s. Trauerspiele aus, in denen sich ein düsteres Schicksal bisweilen mehr künstlich als natürlich und nothwendig vor dem Zuhörer entfaltet. M.'s Leben hat K. Panse in Weichselbaumer's „Orpheus" (H. 4, Nürnb. 1825) erzählt.

Multiplicationskreis, s. **Vervielfältigungskreis**.

Mumien, einbalsamirte Körper der alten Ägypter, welche, durch religiöse Vorstellungen bewogen, die Leichname, zumal da es an Holz fehlte, um sie zu verbrennen, die Überschwemmungen des Nils aber das Beerdigen verhinderten, durch Einbalsamiren vor der Verwesung zu schützen suchten. Ihre Farbe ist braun, der

Körper so trocken und hart wie Holz und von einem schwach gewürzhaften Geruch. Der ganze Körper ist in schmale Binden aus Baumwolle von verschiedenen Farben über und über eingewickelt. Gewöhnlich ist das Gesicht freigelassen, welches bisweilen so gut erhalten ist, daß die Augen ihre völlige Gestalt behalten haben. Die Binden sind so fest umgewickelt und durch die Länge der Zeit von den Balsamen so durchdrungen, daß sie mit dem Körper in eine Masse verwandelt zu sein scheinen. Man findet die Mumien in dem mittlern Theile Ägyptens, theils in den Pyramiden, theils in deren Nähe in unterirdischen Begräbnißgewölben. Die Art des Einbalsamirens war ungefähr folgende: Eigens dazu bestimmte und unterrichtete Menschen entledigten den todten Körper seiner Eingeweide, zogen das Gehirn durch die Nasenlöcher mit einem eisernen Haken und gossen balsamische Flüssigkeiten in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man sie mit Palmwein gewaschen hatte, wieder in den Leib gesteckt, hierauf der ganze Körper 70 Tage lang in Salpeter gelegt. (Auch das Salzwasser der Natronseen, **subcarbonate de soda**, hat die Eigenschaft, thierische Substanzen gegen die Verwesung zu schützen.) Dann geschah das eigentliche Einbalsamiren; der Unterleib wurde mit Balsamen versehen und der ganze Körper mit Binden umwunden, welche mit Zedernharz, wohlriechenden und balsamischen Ölen getränkt waren. Die Kosten waren bedeutend, daher auch nur die Leichen der Vornehmern und Reichen auf diese Art einbalsamirt wurden. Der Körper ward nun in einen ausgeschnitzten, mit mancherlei Malereien verzierten Sarg gelegt und mit einer Decke umgeben, die oft selbst sehr kostbar war. Sie bestand aus vielfach zusammengepapptem Byssus, war sehr künstlich gearbeitet und ebenfalls mit Malerei versehen, oft sogar mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Die Leichen wurden jedoch auch auf wohlfeilere Art zu Mumien gemacht, indem die Eingeweide nicht aus dem Körper genommen wurden, sondern derselbe bloß mit Zedernharz ausgespritzt, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum gelegt und hierauf mit Binden umwickelt wurde, die man mit einer Art Gummi überstrich. Noch einfacher war eine dritte Art, wo man die Körper bloß 70 Tage hindurch in Salpeter und hierauf in den Sarg legte. Außer den menschlichen Körpern machten die alten Ägypter den Körper des von ihnen verehrten Vogels Ibis zur Mumie und verwahrten ihn in Gefäßen, deren man viele in kleinen Gewölben findet, welche bei jenen Begräbnissen angebracht sind. Als Cailliaud in Paris 1823 2 Mumien öffnete, fand er die eine mit 7facher Umhüllung (in Allem über 2800 □Fuß an Binden und Zeuchen) bedeckt; die andre ohne Harz, bloß mit Sägespänen zwischen den einzelnen Hüllen und auch im Innern des Körpers mit Sägespänen statt mit Balsam angefüllt, wodurch das Fleisch unversehrt erhalten war, und die Haut statt der schwarzen Farbe eine gelbe zeigte. — Noch jetzt werden die Leichen fürstlicher Personen durch Einbalsamiren vor der Verwesung geschützt. (S. Balsamiren.) Auch gibt es in einem Kapuzinerkloster bei Palermo in Sicilien einen Begräbnißort, in welchem Mumien aufbewahrt werden. Es ist nämlich ein unterirdisches großes Gewölbe, in viele breite und hohe Gänge eingetheilt. An den Wänden sind nach der Reihe hohe, schmale Nischen angebracht, in welchen mehre hundert menschliche Körper aufrecht stehen, die hinten an der Wand befestigt und mit ihrem gewöhnlichen Anzuge bekleidet sind. Die Mönche dieses Klosters wissen durch besondere Mittel, die sie ihres Vortheils wegen geheim halten, die Leichen vor der Verwesung zu verwahren, und es werden deren noch immer daselbst aufgestellt. — Außer den künstlich bereiteten Mumien gibt es auch an verschiedenen Orten natürliche, welche es durch Austrocknung der Luft geworden sind. So findet man z. B. in einem Gewölbe der Domkirche zu Bremen, welches der Bleikeller genannt wird, weil man vordem das Blei zu den Dachrinnen und Orgelpfeifen darin schmelzte, die nach der Zeit darin beigesetzten Leichen noch unverwest. In dem St.-Bernhardskloster auf dem

Bernhardsberge werden die Leichname der Reisenden, welche in dem Schnee umgekommen sind, in einer Capelle, welche mit Gittern versehene offene Fenster hat, versammelt, wo sie in sitzender Stellung, Einer an des Andern Brust lehnend, aufbewahrt werden. Die scharfe, kalte Luft verhindert die Verwesung der Körper und läßt sie nur langsam eintrocknen. — Die Mumien wurden sonst, ihres Balsams wegen, als Arzneimittel gebraucht, wovon man aber längst abgekommen ist. In Dresden hat man 2 ganze Mumien, die noch vollkommen gut erhalten sind und zu den kostbarsten gehören. Ihre treuen Abbildungen nebst einer ausführlichen Schilderung der verschiedenen Einbalsamirungsarten s. in Becker's „Augusteum", 1. Bd. Über ägypt. Mumien, ihre Entstehung, Zweck und Bereitungsart ꝛc. hat F. W. Sieber geschrieben (Wien 1820); auch D. Granville in s. „Essay on Egyptian mummies, with observat. on the art of embalming etc." (Lond. 1825, 4.).

München, Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Baiern, liegt auf dem linken Ufer der Isar in einer Ebene, welche östlich von niedrigen Hügeln umgrenzt ist, und hatte 1825, mit Einschluß der 5 Vorstädte und des Militairs, über 62,000 Einw., mit der Vorstadt Au (8600) und mit Haidhausen (3500) aber zusammen an 75,000 Einw. Das Klima ist, der südlichen Lage der Stadt (48° 9′ 12″ N. B.) ungeachtet, wegen ihrer 1553 Fuß betragenden Erhöhung über der Meeresfläche und wegen der Nähe der tiroler Gebirge, mehr rauh als mild, auch wegen Veränderlichkeit der Luft der Gesundheit nicht besonders zuträglich. Im 11. und im Anfange des 12. Jahrh. war München schon von einigem Umfange und unter dem Namen Munichen bekannt. Die Stadt ist unausgesetzt in ihrer Vergrößerung und Verschönerung begriffen. Überall zeigt sich an den Gebäuden ein guter Geschmack und der Ausdruck bescheidener Bequemlichkeit. Die vorzüglichsten Plätze sind: der Marktplatz, der Max-Josephplatz, der Promenadeplatz, der Maximilians-, der Karolinen-, der Königs- und der Ludwigsplatz. Unter den 22 Kirchen sind die Theatiner- oder kathol. Hofkirche mit den Begräbnissen der Könige, die im 13. Jahrh. erbaute Kirche zu U. L. Frau mit dem Grabmale Kaiser Ludwigs des Baiern, die St.-Stephanskirche mit einem schönen Begräbnißplatze und Leichenhause, die Peterskirche, die k. Hofkirche zum heil. Michael, eine der schönsten Kirchen in Deutschland, die k. Hofcapelle und die evangel. Hofkirche in der Residenz zu bemerken. Unter den Palästen zeichnen sich aus: das k. Residenzgebäude, ein herrlicher Palast, voll Würde und Hoheit, im dorischen Style, im Innern auf das prächtigste und geschmackvollste geschmückt, 540 Fuß lang und 280 F. breit, mit 4 Höfen, mit einem schönen Lustgarten; der herzogl. leuchtenbergische Palast; der Herzog-Maxpalast; der Fugger'sche oder Herzog-Wilhelmspalast, der Ständesaal, der Bürgersaal und mehre Hotels des hohen Adels. M. ist der Sitz der Ministerien, des Oberappellationsgerichts und eines Erzbischofs, sowie aller obern Behörden und Einrichtungen. In der Reihe der Anstalten für Beförderung der Wissenschaft steht die königl. Akademie oben an, welche 1759 vom Kurf. Maximilian Joseph III. gegründet und vom König Maximilian I. 1807 mit einer neuen Verfassung und reichen Dotation begabt und 1827 neu organisirt, durch eine merkwürdige Rede von Schelling (s. „Blätter f. lit. Unt.", Nr. 238) eröffnet wurde. Unter der Aufsicht der Akademie stehen: die Bibliothek (400,000 Bde., 8500 Handschriften), das Museum der Naturgeschichte und die physikalischen, mathematischen und polytechnischen Sammlungen, der schöne botanische Garten seit 1815, das Münzcabinet, das Antiquarium, das chemische Laboratorium, die Sternwarte u. A. Die königl. Studienanstalt, als Lehranstalt für höhere Bildung, besteht aus einem Lyceum, Gymnasium und Realinstitute; ferner blühen hier als besondere Lehr- und Erziehungsanstalten die königl. Pagerie, das Cadettencorps, das statistisch-topographische Bureau, mit einer topograph.

Schule, die Blindenanstalt, die Erwerbschule, das Studentenseminar, das Athenäum für Neugriechen, mehre Volks- und Feiertagsschulen und die Maximiliansanstalt weiblicher Erziehung für höhere Stände. 1826 verlegte der König Ludwig die Universität zu Landshut nach München. Eine polytechnische Centralschule, unter provisor. Leitung des Geh.-R. von Utzschneider wird 1828 errichtet. Außerdem gibt es noch die landärztliche Schule, die Central-Veterinairschule, eine Baugewerksschule, die männlichen und weiblichen Feiertagsschulen. Vom 18—23. Sept. 1827 hielt der Verein deutscher Naturforscher und Ärzte seine 6. Jahresversammlung zu München. Unter den Anstalten zur Bildung in Künsten steht obenan die Akademie der bildenden Künste, mit der Kunstcomité; hierzu gehören: der Antikensaal nebst der vom jetzigen König als Kronprinzen errichteten Glyptothek, welche Bildhauerwerke enthält, die Modell-, Zeichnung- und Malzimmer und das Kupferstichcabinet. Die kostbaren Sammlungen der königl. Bildergalerie (s. das Verz. ders.: „Die königl. Gemäldegalerie in München; im verjüngten Maßstabe für sämmtl. Gemälde dargestellt von Thienemann", München 1823) sind in 7 theils größern theils kleinern Sälen auf eine planmäßige Art vertheilt. Hierzu kommt nun die von dem König Ludwig gekaufte Boisserée'sche Sammlung; v. Klenze baut daher in der Maxvorstadt ein großes Gebäude zu einer Gemäldegalerie. Sehr anziehend sind auch die Sammlungen von Handzeichnungen, Miniatur-, Email- und Musivgemälden und elfenbeinernen Schnitzwerken. Unter den übrigen Kunstanstalten bemerken wir das mechanische Institut von Reichenbach und Utzschneider, wo vortreffliche astronomische und mathematische Instrumente verfertigt werden, wozu die Glasfabrik in Benedictbeurn gehört; ferner die lithographischen Anstalten, die, von Sennefelder gegründet, immer weiter sich ausdehnen und an Vollkommenheit gewinnen. München besitzt 2 stehende Theater (das königl. Nationaltheater und das Theater am Isarthore) und an dem Museum und der Harmonie 2 Gesellschaften, welche bei zweckmäßiger Befriedigung des Geistes auch den Genuß geselliger Unterhaltungen verschaffen. Die münchner Capelle ist eine der vorzüglichsten in Deutschland; der englische Garten, von Karl Theodor angelegt, ist das für München, was der Prater für Wien, der Thiergarten für Berlin ist. Das Leben in München ist sehr öffentlich; besonders werden die Bierhäuser stark besucht. Unter den Wintervergnügungen verdienen die Carnevalsbelustigungen den ersten Platz. Die besuchtesten Vergnügungsörter in der Nähe sind: Großhesellohe, Obervöhring, Bogenhausen, Harlaching, Grünwald und Thalkirchen. In größerer Entfernung liegen die k. Lustschlösser Nymphenburg, die gewöhnliche Sommerresidenz des k. Hofes (mit einer Porzellanfabrik), Schleisheim (mit einer ausgezeichneten Gemäldesammlung) und Fürstenried. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten ist die wichtigste und zugleich umfassendste Anstalt das allgemeine Krankenhaus. Es enthält einen Raum für 7—800 Kranke, 54 Commun-Krankensäle und überdies 60 abgesonderte Zimmer für Gäste, die ihre Verpflegung und Heilung bezahlen. Andre Anstalten dieser Art sind: das Militairlazareth, das Heil.-Geistspital, das Josephspital, das bürgerliche und Polizeilazareth, das Waisenhaus, das Irrenhaus, das Findelhaus, die Entbindungsanstalt. Das k. Strafarbeits- (Zucht-) Haus ist bestimmt zur Strafe und Besserung grober Verbrecher, welche zur Arbeit angehalten werden. Eine der vorzüglichsten und kunstvollsten Anstalten sind die Wasserleitungen und Brunnenwerke. Das Wasser wird von der Isar hergeleitet; die Canäle, ungemein zahlreich und mit vielen Kosten unterhalten, treiben Maschinen, Mühlen, bewässern Wiesen und Gärten, dienen zum Flößen und sichern vor Überschwemmungen. Fabriken und Manufacturen sind in M. nicht zahlreich; man findet daselbst 1 Kupfer- und 2 Eisenhämmer, 1 Cattun- und Zitzfabrik, 2 leonische Spitzenfabriken, 3 Meubelnfabriken, 2 Siegellack- und 5 Tabacksfabriken, Hautelissetapetenfabriken, 6 Lederfabriken, unter

welchen sich die v. Utzschneider'sche auszeichnet, 2 Wagen-, 4 Spielkarten- und 2 Seidenstrumpffabriken, 1 Farben- und 1 Pinselfabrik u. a. Die Papierfabrik in M. (seit 1347) ist wahrscheinlich die älteste in Deutschland. Auch hat M. 8 Buchdruckereien und 12 Buchhandlungen. Es hält des Jahres 2 große Dulten (Messen), um Heil.-Dreikönig und um Jacobi; jede dauert 14 Tage. Vergl. D. Müller's „Gemälde von München und Baiern" und Huber's „München im Jahr 1819" (5 Hefte).

Münchhausen (Gerlach Adolf, Freih. v.), hanöverischer Minister und Curator der Universität Göttingen, geb. 1688, stammte aus einem der ältesten adeligen Geschlechter. Nachdem er zu Jena, Halle und Utrecht studirt hatte, ward er 1714 Appellationsrath in Dresden, 1715 Oberappellationsrath in Celle und 1726 hanöverischer Comitialgesandter in Regensburg. Von 1728 an war er Mitglied des geh. Rathscollegiums zu Hanover. Mannigfaltige Verdienste erhoben ihn 1765 zum Premierminister, in welcher Stelle er 1770 zu Hanover starb. Die 1734 gestift. Universität Göttingen, deren Curator M. 32 J. lang war, verdankt ihm allein ihre blühende Periode. Die Akademie der Wissenschaften, die Festsetzung der von ihr vertheilten Preise, die Herausgabe ihrer Abhandlungen, die „Götting. gelehrten Anzeigen", die Bibliothek, deren Hauptsaal sein wohlgetroffenes Bildniß zeigt, u. a. Institute wurden von ihm theils errichtet, theils verbessert. Besonders wohlthätig für die Blüthe der Universität aber war der liberale große Geist, mit dem er über das Ganze wachte und vorzüglich die Anstellung der Lehrer leitete. M.'s Scharfblicke und seiner Wahl ist es zuzuschreiben, daß Göttingen unter seiner Curatel eine so große Anzahl von ausgezeichneten Männern aufzuweisen hatte. In der Verwaltung des Landes zeichnete er sich durch Milde und Sorgfalt für Alles aus, was zum Flor des Landes beitragen konnte.

Münchhausen (Otto v.), geb. 1716, Landdrost zu Haarburg, st. 1774, ist geschätzt als Verf. des „Hausvaters" (in 6 Bdn.), eines Hauptwerks über Acker- und Gartenbau. — Der Name eines andern Freih. v. Münchhausen, aus d. Hanöverschen, welcher abenteuerliche Lügen zum Scherz in s. Reiseerzählungen verflocht, dient jetzt überhaupt zur Bezeichnung grotesk-komischer Lügen. Diese berühmten Münchhausen'schen Lügen finden sich schon u. d. T.: „Mendacia ridicula", im 3. Bde. der „Deliciae academicae" von Joh. Pet. Lange (Heilbronn 1665). Sie erschienen später in England, wo ein Recensent sie für eine Satyre auf das Ministerium hielt.

Mund ist diejenige natürliche Öffnung des menschlichen Kopfes, welche zum Athmen, zum Essen und zum Sprechen dient und oben von der Gaumenhaut, unten von der Schleimhaut bekleidet ist und sich in die Luftröhre und den Schlund fortsetzt. Man unterscheidet einen vordern und hintern Theil des Mundes. Ersterer reicht von den Lippen bis zur Basis der Zunge, enthält dieses Organ und ist von den Zähnen und Lippen umgeben; er wird beständig von dem aus den Drüsen (deren äußere Canäle sich in seinem Innern öffnen) fließenden Speichel angefeuchtet. Letzterer reicht bis in den Schlund und enthält die Gaumendecke, die Gaumenpfeiler, in welchen die Mandeln sich befinden, das Zäpfchen und die Mündungen der Eustachischen Röhre. Durch letztere hängt der Mund mit dem Ohre zusammen; eine andre Verbindung findet mit der Nase statt durch die innern Nasenlöcher. Zu den Krankheiten des Mundes gehören die zu große Kürze des Zungenbandes, die Zahnkrankheiten, das wilde Zahnfleisch, die sogen. Fröschleingeschwulst, die Verletzungen der Speichelcanäle und die pathologischen Affectionen des Zapfens und der Mandeln, die Zerstörung der Gaumendeckung und die Durchbohrung seines Knochengewölbes in syphilitischen Krankheiten. — Bei Flüssen nennt man die Ausströmung Mündung.

Mundharmonica, sonst auch Brummeisen oder Maultrommel ge-

nannt, ist durch die erstaunenswürdige Kunstfertigkeit mehrer Musiker gleichsam zu Ehren gekommen. Dazu gehört vor Allen der berühmte Koch. Früher bestand es nur in einem einfachen Eisen, das man zwischen den Zähnen hielt und durch Anschlagen der stählernen Zunge zum Klingen brachte, und im ital. Tirol, besonders in dem Örtchen Riva, wurden viel Instrumente dieser Art verfertigt. Scheibler in Krefeld, ein Liebhaber der Musik, hat durch Zusammensetzung mehrer Maultrommeln, zu 6 oder 10, diesem Instrumente größern Umfang verschafft. Er nennt es nun Aura und hat es mit einer beigegebenen Abbildung und beigefügten Musikstücken für dasselbe genau geschildert in der „Leipziger musikalischen Zeitung", 1816, St. 30.

Mündigkeit, s. Majorennität und Minorennität.

Mungo Park, s. Park.

Municipal wird im gewöhnlichen Sinne mit städtisch gleichbedeutend gebraucht; so Municipalverfassung statt städtische Verfassung, Municipalbehörde statt städtische Behörde. Ebenso versteht man unter dem Ausdrucke Municipalität oft nichts weiter als eine Stadtgemeinde. In unsern Tagen hat jedoch dies zuerst in Frankreich viel gebrauchte Wort dort eine ausgedehntere Bedeutung erhalten, indem man mit diesem Namen die Verwaltungsobrigkeit einer oder mehrer Gemeinden zusammengenommen bezeichnete, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob diese Örter Städte waren oder nicht. So besteht daher in Frankreich die Municipalität an jedem Orte aus dem Maire, dessen Adjuncten und, wo es die Bevölkerung erfodert, aus einem oder mehren Polizeicommissairen, neben welchen Behörden, die zusammengenommen den Titel der Municipalität führen, sich noch ein Municipalrath findet, der die Controlen über die von dem Maire geführten Rechnungen über die Ausgaben und Einnahmen des Orts zu führen und zugleich über die Bedürfnisse der Gemeinde Vorschläge zu thun hat. Cz.

Municipalverfassung, s. Gemeindeordnungen.

Municipien (municipia) hießen diejenigen Städte im römischen Reiche, welche unter selbstgewählten Obrigkeiten (duumviri, collegium decurionum) entweder nach römischen oder nach eignen Gesetzen regiert wurden und im erstern Falle das röm. Bürgerrecht im weitesten Umfange hatten (municipia cum suffragio), im letztern nur zu militairischen Ehrenstellen gelangen konnten.

Munition, Schießbedarf, der Ausdruck für die zur Ladung des Geschützes und des Kleingewehrs in den Laboratorien bereiteten Patronen. In der Regel führt der Infanterist im Felde 60 Stück scharfe Patronen in s. Patrontasche, der Reiter 12 Stück in s. Cartouche, wohlverwahrt gegen Nässe und Feuer, bei sich. Für die leichtern Kanons befinden sich eine gewisse Anzahl Patronen in dem Protzkasten. Nächstdem folgen dem Geschütz unmittelbar die besonders eingerichteten Munitionswagen ins Gefecht und werden aus den in der Nähe befindlichen Artillerieparks fortwährend wieder gefüllt. (Vgl. Artillerie.) 5.

Münnich (Burkhard Christoph, Graf v.), russischer Staatsminister und Generalfeldmarschall, geb. zu Neuenhuntorf im Herzogthum Oldenburg 1683, wo sein Vater als ostfriesischer Geheimerath und Deichgräfe lebte, erhielt einen sorgfältigen Unterricht, machte dann eine Reise nach Frankreich und trat 1701 als Hauptmann unter die darmstädtischen Truppen. 1705 begab er sich in kasselsche Dienste, stieg in denselben, nach seiner Befreiung aus der franz. Kriegsgefangenschaft, in welche er 1712 in dem Treffen bei Denain gerathen war, bis zum Obersten, und baute den Canal und die Schleuse zu Carlshaven; 1716 trat er als Oberster in polnisch-sächsische Dienste und ward 1717 Generalmajor. Von hier durch die Ränke des Generalfeldmarschalls Grafen v. Flemming vertrieben, ging er in schwedische, und nach Karls XII. Tode 1720 in russische Dienste, wo ihn sein Glück erwartete. Schon am 22. Mai ernannte ihn Peter d. Gr. zum Gene-

ralllieutenant, Katharina I. ertheilte ihm den Alexanderorden, und Peter II. erhob ihn nicht nur 1727 zum General en Chef, sondern auch 1728 in den russ. Grafenstand; 1731 ward er, unter Anna, Generalfeldzeugmeister, Generalfeldmarschall und Präsident des Reichskriegscollegiums. Als solcher gab er dem russ. Landheere eine neue Verfassung und richtete das adelige Cadettencorps ein. 1734 belagerte und eroberte er Danzig, ward bei seiner Rückkehr nach Warschau gesandt, um die in Polen ausgebrochenen Unruhen beizulegen, und machte 1735 den Feldzug gegen die Türken. In diesem Kriege verwüstete er 1736 die Krim, eroberte 1737 Otschakow, ging 1739 bei Sinkowza über den Dnestr, schlug die Türken bei Stewutschan, bemächtigte sich der Festung Chotschim und besetzte die Moldau. Seine weitern Pläne wurden durch den Frieden, den der deutsche Kaiser mit den Türken schloß, vernichtet, worauf denn auch der Friede zwischen Rußland und der Türkei am 18. Sept. 1739 zu Belgrad erfolgte. M. wurde bei seiner Rückkehr zum Oberstlieutenant der preobraschenskischen Garde erklärt, auch überreichte ihm die Kaiserin eigenhändig einen kostbaren Degen, ein diamantenes Ordenskreuz und einen Stern, und vermehrte seinen Gehalt. Als diese Monarchin auf dem Todbette lag, brachte er es dahin, daß der Herzog Ernst Johann von Kurland von ihr zum Regenten des russ. Reichs in Vormundschaft des minderjähr. Thronfolgers, Ivan, erklärt wurde, weil er hoffte, der Herzog solle bloß den Namen führen, er selbst aber die Gewalt haben. Da er sich in dieser Hoffnung getäuscht fand, so stürzte er den Herzog und ließ ihn gefangen nehmen, worauf die Prinzessin Anna, Ivans Mutter, dem Scheine nach die Regentschaft führte. Da M. nicht Generalissimus werden konnte, so ließ er sich zum Premierminister erklären und betrieb als solcher das Vertheidigungsbündniß mit Preußen. Als aber die Regentin mit Wien und Dresden in Verbindung trat, fand er sich so beleidigt, daß er im Mai 1741 seinen Abschied foderte. Ehe derselbe erfolgte, schenkte ihm die Großfürstin die Biron'sche Herrschaft Wartenberg, und nach demselben verlieh sie ihm ein Gnadengeld von 15,000 Rubeln, sodaß er jährl. 70,000 Rubel Einkünfte hatte. In demselben J. erhob ihn auch der Kurfürst von Sachsen, als Reichsvicarius, in den deutschen Reichsgrafenstand, er erhielt aber die Urkunde erst 1762. Denn als er nach Erhaltung seines Abschieds nach Königsberg wollte, wurde er auf Befehl der Kaiserin Elisabeth, die sich im Dec. 1741 auf den Thron geschwungen hatte, verhaftet, zum Tode verurtheilt, aber mit Verlust seiner Güter begnadigt und nach Pelim in Sibirien gebracht, wo er mit einem täglichen Gehalt von 3 Rubeln und seinen oldenburgischen Einkünften lebte, bis ihn 1762 Peter III. zurückberief. Als er am 24. Mai 1762 in Petersburg eintraf, schickte ihm der Kaiser seinen Degen, setzte ihn wieder in den Besitz seiner vorigen Würden und gab ihm den Andreasorden. Katharina II. ernannte ihn 1762 zum Generaldirector der Häfen am baltischen Meere. Er starb 1767 in der Residenz, im 84. Lebensjahre, und war der Stifter des großen im Oldenburgschen belegenen Familienfideicommisses, das seine Collateralen nützen. Die großen Einkünfte dieses Gutes blieben dem Grafen, als er nach Sibirien geschickt wurde. Folgte Peter III. seinem Rath, so nahm wahrscheinlich die Revolution, die ihn entthronte, eine andre Wendung. Der Tod vereitelte den Plan des Grafen, seine Tage in seinem Vaterlande zu beschließen. Wegen der Herrschaft Wartenberg in Schlesien entsagte der Graf M. seinen Ansprüchen zum Vortheil der Familie Biron, nachdem er aus Sibirien zurückgekehrt war. Man hat von ihm: „Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Russie" (Kopenh. 1774). A—s.

Muñoz (Juan Baptista), ein berühmter span. Gelehrter, geb. 1745 zu Museros bei Valencia, studirte zu Madrid und wurde schon in einem Alter von 20 J. Prof. der Philosophie zu Valencia. Er war es, der die aristotelisch-scholastische Philosophie stürzte und eine gesunde Logik, eine gründliche Physik und eine

sichere Methode, in die Wissenschaften einzubringen, an ihre Stelle setzte. 22 J. alt, schrieb er die Vorreden zu der Rhetorik des P. Luis de Granada und zu der Logik von Vernei, in denen er eine umfassende Gelehrsamkeit entwickelte. In der Folge ernannte ihn die Regierung zum Kosmographen von Indien, welchem Amte er mit Auszeichnung vorstand, bis der Minister Galvez ihm den Auftrag gab, die Geschichte von Amerika zu schreiben. Um die Materialien dafür zu sammeln, untersuchte er die Archive von Simancas, Sevilla, Cadix, Lissabon ꝛc., deren reiche Schätze noch völlig unbekannt und seinen Vorgängern unzugänglich geblieben waren. Die Ausbeute dieser Nachforschungen waren 130 Bde von Documenten, Originalbriefe von Colombo, Pizarro, Ximenes ꝛc. Auf dieser Grundlage begann er sein herrliches Gebäude. Aber der Tod unterbrach (19. Jul. 1799) seine Arbeit, von der nur der 1. Bd. erschienen ist („**Historia del nuevo mundo**", Madrid 1793, deutsch von Sprengel, Weimar 1795); von dem 2. hat er 2 Bücher ganz, und das 3. fast beendigt hinterlassen.

Muñoz (Don Tomas), Generallieutenant der span. Marine, berühmt auch im Auslande als einer der ersten Ingenieurs des Seewesens in Europa, geb. 1743, starb den 23. Nov. 1823 zu Madrid, nachdem er seinem Vaterlande 58 J. lang mit Auszeichnung gedient hatte. Kenntniß, Thätigkeit und Vaterlandsliebe erhalten seinen Namen in der Geschichte, vorzüglich der von ihm entworfene und ausgeführte Plan, das Meer abzudämmen, welches Cadiz zu verschlingen drohete: ein Werk, das die geschicktesten Wasserbaumeister für unausführbar hielten. Durch neue und glückliche Anwendung mathematischer und physikalischer Lehren brachte Muñoz in wenigen Jahren das kühne und große Unternehmen zu Stande, und Cadiz ruht jetzt unerschüttert auf seinem Felsengrunde, mitten unter dem Wogensturme des Weltmeers. Leider wird bei dem anarchischen Zustande, in welchem sich gegenwärtig Spanien befindet, auf die Erhaltung dieses wichtigen Wasserbaues nicht die gehörige Sorgfalt gewendet. Mit gleicher Kunst führte M. in dem Zeughause und den Schiffswerften der Insel la Caracca, 2 Meilen von Cadiz, Werke und Anlagen aus, welche noch jetzt von den Fremden bewundert werden; vorzüglich sinnreich ist die von ihm getroffene, höchst einfache Einrichtung beim Ausbessern der Kriegsschiffe. Er baute ferner die Schiffe, mit welchen Malaspina (1789—93) die Reise um die Welt machte, und gab ihnen eine für die Gesundheit der Mannschaft auf einer so langen Reise sehr zweckmäßige Einrichtung, deren Vortrefflichkeit der Erfolg bewährte und Malaspina's Zeugniß bestätigte. So große Verdienste konnten den General M. nicht vor der Verbannung schützen. Er lebte zu Paris in ehrenvoller Armuth. Eine Frucht seiner Studien in der Verbannung ist sein „**Traité sur la fortification**", in welchem er die schwierigsten Aufgaben als Meister des Faches löst; eine Schrift, die ihn unter die ersten Ingenieurs unserer Zeit gestellt hat. Mit edler Selbständigkeit lehnte M. in Paris die schmeichelhaftesten Anerbietungen ab, welche Kaiser Alexander an ihn gelangen ließ, wenn er in dessen Dienste treten wollte. Endlich kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er aber keine andre Hülfsquelle fand, als die ihm sein trefflicher Sohn, Don Francisco M., durch eine ganz ungewöhnliche und für ihn neue Arbeit verschaffte. Der 80jähr. Greis ertrug die Ungerechtigkeit seines Vaterlandes und den Mangel, in welchem es ihn schmachten ließ, mit würdevollem Gleichmuth. Sein Verdienst, sein Ruhm und sein Unglück sollten Europa beweisen, welche talentvolle Männer Spanien besitzt, und wie es dieselben braucht und belohnt! Man denke an Jovellanos und Farill! (S. d.). Kann dies aber anders sein, wenn eine Regierung selbst Partei nimmt und, statt Allen wahr und gerecht zu begegnen, die Leidenschaft der Zwietracht und Rache mit sich verbündet und für sich bewaffnet? 20.

Münster (**Monasterium**), Hauptst. der königl. preuß. Provinz Westfa-

len, liegt am Flusse Aa, der ungefähr 3 Stunden davon in die Ems fällt und am Canal der nach Marhafen führt, in einer ebenen, mittelmäßig fruchtbaren Gegend. Die Festungswälle, von ungefähr einer Stunde Umfang, sind unter dem verst. Minister v. Fürstenberg zu einer rings um die Stadt gehenden, von 4 Reihen Linden beschatteten Allee umgeschaffen, und auf der ehemaligen Citadelle prangt der fürstbischöfliche Palast mit schönen Gartenanlagen. Die Stadt hat 1500 großentheils gut gebaute Häuser, wovon die am Markte stehenden mit Arkaden versehen sind, reinliche, breite Straßen, 16,300 E. Außer der Domkirche, auf dem geräumigen, von ansehnlichen Gebäuden umgebenen Domplatz, mit sehenswürdigen Bildhauerarbeiten und einer beträchtlichen Bibliothek, und außer der im schönsten gothischen Styl gebauten Lambertuskirche am Markt, an deren hohem Thurm man noch die 3 eisernen Käfige sieht, in welchen die Leichname Johanns v. Leyden, Knipperdolling's u. Krechting's (1536) aufgehangen worden (s. Taufgesinnte), hat die Stadt noch 6 Pfarrkirchen, eine Gymnasiumskirche, 2 Spitalkirchen und mehre (aufgehobene) Klöster, von denen einige schon Ruinen sind. Von weltl. Gebäuden zeichnen sich aus: das Rathhaus mit seiner hohen echt gothischen Façade, worin der noch unveränderte Saal, in welchem 1648 d. 24. Oct. der westfäl. Friede geschlossen wurde, mit den Portraits der sämmtlichen Gesandten ausgeziert ist; ferner die Paläste der Freiherrn v. Romberg und Droste, und die Wohnhöfe mehrer andrer Adeligen. Die kathol. Universität ward 1818 aufgehoben und ihre Fonds wurden dem, vom König 1824 errichteten, philologisch-pädagogischen Seminar für kathol. Theologen, dem kathol. Priesterseminar und dem Gymnasium in Münster und Paderborn zugetheilt. Das Gymnasium in Münster hat eine Bibliothek von 25,000 Bdn., zählt an 380 Schüler und hat 9 Lehrer nebst einem Director. Noch gibt es eine chirurg. Lehranstalt, eine Thierarzneischule, einen botan. Garten, eine Taubstummenanstalt, ein Besserungshaus, 62 milde Stiftungen rc. Die vorherrschende Religion ist die kathol.; doch haben die neuern Regierungsveränderungen die Zahl der Protestanten sehr vermehrt. Den Verlust, den die Erwerbquellen der Bürger durch die Säcularisation des Hochstifts und reichen Domcapitels erlitten haben, ersetzt ihnen jetzt das bedeutende Personale der Regierung, des Oberlandsgerichts, des Oberpräsidiums und Militairgouvernements der Provinz Westfalen, und mehr als alles Dieses der seit 20 J. ungemein gestiegene Handel, welcher durch die Schiffbarmachung der Ems und durch die Verbindung derselben mit der Lippe über Münster, also durch 2 neue Canäle, die mit der Ems bei Rheina und mit der Lippe von Marhafen aus den Zusammenhang eröffnen sollen, noch höhern Flor erhalten und die Stadt vielleicht in die Zeiten zurückversetzen wird, worin sie, Mitglied der Hansa, die erste Handelsstadt zwischen Weser und Rhein war.

Münster-Meinhövel, ein altes deutsches Geschlecht, welches sich vormals in mehre Linien theilte, deren gemeinschaftlicher Ahnherr, Hermann, welcher 781 von Karl d. Gr. bei Harstatt erschlagen wurde, der Heerführer der Sachsen gewesen sein soll. Jetzt blüht nur eine Linie dieses Geschlechts, deren Stammvater Edgard, edler Herr zu Meinhövel und Rünen, 1522 starb. Diese Linie, die 1794 von Kurpfalzbaiern, als Reichsvicarius, in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, theilt sich in 2 Äste: Langelage, Königsbrück und Ledenburg. Aus dem letzten Zweige stammt Ernst Friedr. Herbert, Reichsgraf zu Münster, Freih. v. Grothaus, Herr zu Ledenburg, Holte rc., geb. d. 1. März 1766 im Hanöverschen. Er war zuerst Kammerauditor, dann Hofrath, Kammerrath, Geheimerath, ferner kurhanöverscher Gesandter zu Petersburg, und zuletzt vortragender kurfürstl. Staats- und Cabinetsminister in London. So hat er sich zu einem vollendeten Staatsmann gebildet. Er war als königl. hanöverscher Gesandter beim wiener Congreß. Die ihm von seinem Souverain (12. Aug. 1814) verlie-

hene Ehrenstelle eines Erblandmarschalls des Königreichs Hanover ist eine neue Würde, indem es sonst nur Specialmarschälle gab. Auch ist er Kanzler des 1815 errichteten Guelfenordens. Seine Gemahlin ist eine Schwester des regier. Fürsten von Schaumburg-Lippe. In dem von Braunschweig gegen Hanovers vormundschaftl. Verwaltung 1827 erhobenen Streite gab der Minister Graf zu Münster eine „Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen, welche sich Seine Durchl. der regierende Herzog von Braunschweig gegen Ihren erhabenen Vormund und die während Ihrer Minderjährigkeit mit der Verwaltung Ihrer Lande u. Ihrer Erziehung beauftragten Männer erlaubt haben" (Han. 1827) heraus.

Münster, das (a. d. Lat. monasterium, Kloster), bedeutet eigentlich einen abgeschlossenen Ort, wo Mönche zusammenleben. Dann nannte man auch einige hohe Stiftskirchen oder Kathedralen Münster, weil ehemals die Geistlichen und Stiftspersonen bei selbigen unter einer gewissen Regel, wie die Mönche, zusammenzuleben pflegten. Vor allen berühmt ist das Strasburger Münster, nächst dem kölner Dom, dem freiburger Münster und einigen andern Riesengebäuden, welche der Nachwelt die hochsinnige Religiosität unserer Altvordern vergegenwärtigen, das erhabenste Denkmal der sogen. gothischen, richtiger altdeutschen Baukunst, und in welchem, wie Göthe sagt, die Aufgabe der unnatürlichen und scheinbar unmöglichen Verbindungen des Ungeheuern mit dem Gefälligen gelöst ist. Im Grundrisse hat der Münster nichts von ähnlichen Gebäuden bedeutend Abweichendes. Von Morgen tritt man in einen Hofraum, der ungefähr 3 Mal so breit als tief ist, und von des Bischofs Wohnung und den dazu gehörigen Gebäuden, sowie den Zellen der Geistlichen umschlossen wird. Von da stößt man auf die Kirche selbst, mit 3 in gleichmäßige Zwischenräume vertheilten Eingangsthüren. Über der mittelsten ist der Chor der Geistlichen, aus welchem man durch 2 Thüren in das Schiff der Kirche gelangt; zwischen ihnen ist der Predigtstuhl, ihm gegenüber an der entgegengesetzten Wand führt eine Thür gegen Abend zu dem der Kirche angebauten Raum, worin die Büßenden ihren Stand hatten. Aus diesem gehen weiter gegen Abend 2 Ausgangsthüren. Hinter den beiden andern Eingangsthüren, rechts und links von jener mittlern, sind 2 Altäre, und von da an läuft neben dem Schiff an der Mittagsseite die für die Frauen bestimmte Abtheilung der Kirche, gegen Mitternacht die für die Männer; jede der beiden Abtheilungen hat, neben dem beschriebenen Raum für die Büßenden, gegen Abend eine Thür. Zu der Thurmkrone des Münsters steigt man auf 725 Stufen. — Über die Ausführung des Gebäudes s. Göthe's „Leben" (Bd. 2), sowie dessen dem Baumeister des Münsters, Erwin v. Steinbach, gewidmeten Aufsatz in Herder's Schrift „Von deutscher Art und Kunst". Göthe rühmt (ganz Dem entgegen, was man sonst jedem Werk der sogen. gothischen Baukunst vorwerfen zu können glaubte) nicht nur das richtige Verhältniß der größern Abtheilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis in das Kleinste, er erkennt auch die Verknüpfung dieser mannigfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger an Gestalt, aber doch höchst abwechselnder Einzelnheit, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Schon 504 n. Chr. ward, wo jetzt das Münster steht, ein solches unter dem fränkischen König Chlodwig in 6 Jahren, schlecht aus Stein und Holz erbaut. 1015 ward vom Bischof Werner v. Habsburg der Grund zu dem jetzigen Münster gelegt. Der Bau selbst ward unter gottesfürchtiger Mitwirkung des ganzen Landes aus lauter gehauenen Quadern aufgeführt; 260 J. wurde daran gearbeitet, bevor der Bau des sogen. neuen Thurms 1277 anhub, welcher von Erwin von Steinbach visirt und angelegt, nach dessen Tode, 1318, von s. Sohne Johannes fortgesetzt worden ist. Seine Schwester Sabine, welche der Vater ebenfalls in der Baukunst unterrichtet hatte, unterstützte ihn dabei. Von

ihrer Hand ist das schöne Sinnbild an dem Portal auf den Gräden bei dem Uhrwerke gehauen. Hier ist zur rechten Hand die christliche Kirche durch eine gekrönte Jungfrau dargestellt, die in der Linken das Kreuz und in der Rechten den Kelch hält, links aber die jüdische Synagoge, als ein Frauenbild mit herabgesenktem Haupte und verbundenen Augen, die in der Rechten einen zerbrochenen Pfeil und in der Linken die Gesetztafeln Mosis hält, indem ihr die Krone zu den Füßen herabfällt. Zu beiden Seiten stehen die 12 Apostel. Auch Joh. v. Steinbach erlebte die Vollendung des Werks nicht. Er und seine Ältern liegen im Kreuzgange begraben. Erst 1365 ward das Münster durch den Baumeister Joh. Hiltzen von Köln, nebst noch einem andern Meister aus Schwaben vollendet. Nach Günther's Zeichnung erscheint in Strasburg 1827 die Abbild. des Münsters, gest. von Oberthür. Auch Engelmann in Heidelberg hat 1828 ein von L. Schnell gez. und gest. Blatt: „Der Münster in Strasb." geliefert. Dm.

Münsterscher Friede, 1648, s. Westfälischer Friede.

Münter (Balthasar), geb. zu Lübeck 1735, der Sohn eines angesehenen Kaufmanns daselbst, der aber in seinen Glücksumständen plötzlich zurückkam. Letzteres war dem jungen M. ein Sporn zu doppelter Anstrengung in den Wissenschaften. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er sich in der lat. Beredtsamkeit und Poesie auszeichnete, und ging 1754 nach Jena, um Theologie zu studiren. Nachdem er sich durch mehre akademische Schriften, meist philosophischen Inhalts, und ihre öffentliche Vertheidigung bekanntgemacht hatte, ward er 1757 Privatdocent, darauf Adjunkt der philosoph. Facultät in Jena und erhielt 1760 einen Ruf als Waisenhausprediger und Hofdiakonus noch Gotha. Hier genoß er die Gunst des Hofes und die Liebe Aller und mußte auch, als er 3 Jahre später als Superintendent nach Tonna versetzt wurde, jeden Monat ein Mal vor dem Herzoge predigen. Er verheirathete sich hier und erhielt den Ruf als Prediger bei der deutschen Petrigemeinde in Kopenhagen. Dieses Amt bekleidete er bis an seinen Tod, d. 5. Oct. 1793, zur großen Zufriedenheit seiner Gemeinde. Er hat zur Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe in Dänemark und Deutschland mächtig beigetragen. Unter den bändereichen Predigtsammlungen, die er herausgab, zeichnen sich die Vorträge über die Reden und Begebenheiten Jesu nach den 4 Evangeisten aus, welche einen Schatz von prakt. Bemerkungen enthalten. Durch den Umgang mit Cramer, Klopstock, Gerstenberg ꝛc. erwachte sein poetischer Geist aufs neue. Zuerst gab er 1769 s. „Geistl. Cantaten", dann 1773 und 1774 2 Sammlungen geistl. Lieder heraus, die poetischer und stärker als Gellert's, weniger lyrisch und wortreich als Cramer's, aber ihrer Bestimmung zum Gottesdienste vielleicht angemessener als Beider Lieder sind. Sie sind zum Theil von den besten Meistern der damaligen Zeit in Musik gesetzt worden. 1772 ward ihm die traurige Pflicht, den unglücklichen Grafen Struensee zum Tode auf dem Blutgerüste vorzubereiten, und die „Bekehrungsgeschichte" dieses Staatsmanns, welche er herausgab und welche fast in alle Sprachen übersetzt wurde, machte seinen Namen in Europa berühmter als alle seine übrigen Schriften. In seinen letzten Lebensjahren erwarb sich M. durch Einrichtung des Armenwesens in seiner Gemeinde und durch Errichtung einer Freischule für Töchter ein neues Verdienst. — Sein Sohn ist der als Theolog, Orientalist und Alterthumsforscher rühmlich bekannte Friedrich M., geb. zu Gotha 1761, gegenwärtig Bischof des Stiftes Seeland, Ordensbischof, Prof. d. Theologie an der Universität Kopenh. und Großkreuz des Danebrogordens; seine Tochter: Friederike Brun (s. d.). Frdr. M. bereiste in seiner Jugend Italien und erhielt Zugang zu den dortigen Bibliotheken und Archiven. Besonders schätzt man seine „Geschichte des Processes der Tempelherren" (Berlin 1794), seine „Abhandlung über die Gräber der Familie David auf dem Berge Sion", seine Übertragung der Apokalypse in gereimte

Werke (Kopenh. 1784 u. 1806), seine „Reise nach Neapel und Sicilien 1785 u. 1786" (2 Bde.) (deutsch und dänisch), seine „Fragmenta patrum graecorum" (Kopenh. 1788), sein „Magazin für die Geschichte und besonders für die nordische Kirchengeschichte" (dänisch), sein „Handbuch der alten Kirchengeschichte" und „Über die Religion der Skandinaven in Odin's Vorzeit", s. „Geschichte der Einführung des Christenth. in Dänem. u. Norwegen" (Leipz. 1823), „Über die Religion der Carthager", u. einige spätere Beilagen zu dieser Schrift: „Über einige sardinische Idole u. über den Tempel der Göttin zu Paphos", ferner s. wichtiges Werk: „Die Sinnbilder und Kunstvorstellungen der Christen" (Altona 1825 fg.) rc.

Münzbedarf (nach dem gemeinen Sprachgebrauch Geldbedarf). Die Masse von Münze, deren ein Volk in einem gewissen Zeitraume zu seinem Verkehr bedarf, richtet sich nicht nach der Menge und Größe der Tauschgeschäfte überhaupt, sondern vielmehr nach der Menge und Größe derjenigen Tauschgeschäfte, welche vermittelst Münze abgemacht werden müssen, denn in unzähligen Fällen vertritt der Credit die Stelle der Münze; die Tauschgeschäfte kommen schon vermöge gegenseitiger Besprechungen zu Stande und wirkliche Zahlungen finden gar nicht statt. Namentlich werden beim Weltverkehre die großen Tauschgeschäfte meistentheils durch Wechsel abgemacht. Wird nun bei 2 mit einander verkehrenden Nationen das Wechselgeschäft mit der gehörigen Lebhaftigkeit betrieben, so bedarf es zu diesem Verkehre keiner größern Münzmasse, als gerade erfoderlich ist, um den Unterschied der gegenseitigen Schulden auszugleichen. Auch im Nationalverkehre werden unzählige Handelsgeschäfte bloß mittelst der Wechselbriefe abgemacht, und es treten bloße Foderungen einzelner Privatleute an einander häufig an die Stelle wirklicher Münze; je öfter aber ein solcher Fall eintritt, desto weniger Münze wird zur Ausgleichung der in den Tausch gebrachten Werthe erfodert. Auf gleiche Weise können auch alle Arten von Bankactien, Privat- und Staatsschuldscheine, welche einen anerkannten Credit haben, in vielen Fällen bei Zahlungen die Stelle der Münze vertreten; daher bedarf man in Ländern, wo viele dergleichen Papiere umlaufen, bei weitem nicht so viel Münze als anderswo. Es ist jedoch nicht bloß die Menge wirklicher Zahlungen, welche in einem gewissen Zeitraume mittelst Münze zu leisten sind, wodurch der Bedarf der letztern in einem Lande bestimmt wird, sondern zugleich die Anzahl der Male, da die zur Zahlung anzuwendenden Münzstücke während desselben Zeitraums ihren Eigenthümer verändern; je öfter eine solche Veränderung eintritt, desto geringer ist der Bedarf an Münze. Es geht zugleich hieraus hervor, wie unmöglich es ist, über den Münzbedarf eines Volkes zu seinem innern und auswärtigen Verkehre ein nur einigermaßen richtiges Urtheil zu fällen, und wie trüglich die Berechnungen sind, welche man in dieser Hinsicht anzustellen versucht hat; denn als wesentliche Bedingungen hierzu sind erfoderlich nicht nur eine vollkommene Kenntniß vom Umfange des wertherzeugenden Bodens des Volks, der Höhe seiner Bevölkerung und der Masse seiner Erzeugnisse, sondern zugleich eine genaue Bekanntschaft mit dem Grade seines Kunstfleißes, mit seinem Hange zum Lebensgenusse, mit seiner sittlichen Bildung und seinen vorherrschenden Leidenschaften: Bedingungen, deren Dasein in dem erfoderlichen Grade nirgends zu erwarten steht. Wem möchte es wol gelingen, nur die Summe von Ausgleichungen in Erfahrung zu bringen, welche in einer kleinen Stadt an einem *einzigen* Tage vorfallen und wie oft dort dieselben Zahlungsmittel an diesem Tage ihren Eigenthümer verändern? Und ist dieses schon in Hinsicht des eintägigen Verkehrs einer einzigen kleinen Stadt sehr schwer, wie unendlich schwerer, ja unmöglich muß es sein, die Münzmasse in Erfahrung zu bringen, welche ein ganzes Land an jedem Tage des Jahrs zu seinem innern sowol als auswärtigen Verkehre nöthig hat, und aus dem Bedarfe der einzelnen Tage den Durchschnittsbedarf für das ganze Jahr auszumitteln. (S. Geld.) KM.

Münze, s. Geld. In dem Sinne, wie es Ideal- und Realgeld, Geldanweisungen, Creditgeld, Papier-, Privat-, Staats- oder Landes- oder Weltgeld gibt, unterscheidet man auch Ideal-, Real-, Papier-, Privat-, Staats-, Weltmünze rc. Die Bedingungen einer guten Münze und die Vortheile derselben sind denen des guten Geldes gleich. Es müssen in einem Lande sowol große als kleine Münzen oder sogen. Scheidemünzen vorhanden sein, wenn der Umtausch und Verkehr nicht große Schwierigkeiten finden soll. Insbesondere ist es ein großer Fehler, wenn nicht für eine hinlängliche Menge guter Scheidemünze gesorgt wird, weil es durch sie allein möglich wird, auch die geringsten Werthe auszugleichen. Findet das Schwierigkeiten, so gehen viel Dinge von kleinem Werthe verloren, die zusammen einen großen Werth ausmachen, oder die Handelsleute können nicht auseinander kommen, wenn sie auf grobes oder klingendes Courant herausgeben sollen. Weil nun Scheidemünze wegen ihrer geringen Menge feinen Silbers zu klein für den Gebrauch ausfallen würde, so verbindet man sie mit Kupfer oder prägt sie auch aus bloßem Kupfer aus und gibt ihr den Werth einer bestimmten Menge Silber. Enthalten Münzen den Werth, zu dem sie umlaufen sollen, in Metall weniger, so sind sie bloße Creditmünzen ohne andern Werth als der Credit, auf dem sie laufen, gibt. Papier- oder Ledermünzen haben gar keinen Realwerth; ihr Werth hängt von dem Credit des Ausgebers und von ihrem jedesmaligen Gebrauch ab.

Münzen, antike, moderne, griechische, römische, consularische, Kaisermünzen, falsche Münzen, s. Münzkunde.

Münzer (Thomas). Dieser berüchtigte Schwärmer war zu Stolberg am Harz geb. Wäre die Sage wahr, daß sein Vater von einem Grafen zu Stolberg ungerechterweise hingerichtet worden, so würde sich daraus die Richtung, die sein Geist später nahm, um so leichter erklären lassen. Wahrscheinlich studirte er zu Wittenberg, wo er auch Magister ward. Dann ward er Schullehrer zu Aschersleben, später Kaplan in einem Nonnenkloster zu Halle, ging dann wieder nach Stolberg, wo er mit Beifall predigte, ward 1520 als erster Prediger nach Zwickau berufen, ging schon 1521 nach Prag, um sich unter den Hussiten Anhänger zu verschaffen, und ward 1 oder 2 Jahre später Prediger zu Altstedt. Allenthalben zeigte er sich als einen unruhigen Kopf und einen wüthenden Gegner des Papstthums. Anfangs erwärmte ihn die Lesung mystischer Schriften. Sein Eifer gegen scholastische und päpstliche Theologie brach zuerst in seinen Predigten aus, und in Böhmen schlug er einen noch vorhandenen heftigen, eigenhändig geschriebenen Aufsatz: „Contra Papistas" an. Luther's Lehre fing um diese Zeit an die Gemüther von der Tyrannei des päpstl. Gewissenszwanges zu entfesseln, aber auf der andern Seite erhob sich der Geist der Schwärmerei. Während Luther zurückgezogen auf der Wartburg lebte und Karlstadt in Wittenberg die ausschweifendsten Gewaltthätigkeiten beging, bildete sich zu Zwickau die Sekte der Wiedertäufer (Feinde der Kindertaufe), an deren Spitze Klaus Storch, ein Tuchmacher, stand, und zu welcher sich bald Marx Stübner, Martin Kellner und Thomas Münzer gesellten. Sie drangen mit ihrem Anhange nach Wittenberg; aber Luther, der dahin eilte, brachte es durch 7 Predigten soweit, daß Storch und Karlstadt Wittenberg verlassen mußten. Mit mehr Feuer und Glück breitete hingegen M. seine Lehre zu Altstedt in Thüringen aus, wo er seit 1523 Prediger war. Er bestritt nicht nur das Papstthum, sondern auch Luther's Lehre, und reizte die Unterthanen zum Ungehorsam gegen ihre Obrigkeiten, besonders wenn sie ihnen verboten, seine geistlichen Reden zu besuchen. Er überredete den Pöbel leicht, daß Gott seine Christenheit bald von dem Joche, unter welchem sie seufze, befreien werde. Seine Anhänger vermehrten sich bald so sehr, daß der Kurfürst von Sachsen, Friedrich, und der Herzog Johann zu Weimar ihn 1524 nach Weimar fodern ließen, um sich zu

verantworten. Man begnügte sich indeß, dem Amtmann und Rath zu Altstedt zu befehlen, einen für die öffentliche Ruhe so gefährlichen Schwindelkopf zu entfernen. M. entwich aus der Stadt, ließ ein Jahr lang nichts von sich hören und trat zuerst wieder in Nürnberg auf. Hier nicht geduldet, ging er nach Schafhausen, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt; dann kam er nach Sachsen zurück, predigte zu Mühlhausen, gewann die Volksmenge, setzte den alten Rath, der ihm das Predigen verbot, ab und einen neuen ein, ließ die Klöster und die Häuser der Reichen plündern und verlangte eine allgemeine Gütergemeinschaft. Ein andrer ähnlicher Schwärmer, Namens Pfeifer, fiel mit seinem räuberischen Anhang ins Eichsfeld und vereinigte sich mit M. Dieser Vorfall und die Nachricht, daß sich 40,000 Bauern in Franken zusammengerottet, 150 adelige Schlösser und 23 Klöster geplündert und verbrannt hatten, entflammten M.'s Muth. Er rief seine Anhänger in Frankenhausen, die Bergleute im Mansfeldischen und sämmtliche Bauern zu Mühlhausen, Langensalza und Tennstedt auf, und rüstete sich eiligst zum Kriege. Er versprach ihnen, sie sämmtlich in den Herrenstand zu erheben. Nachdem er Pfeifern als Statthalter in Mühlhausen zurückgelassen, begab er sich mit 300 Auserwählten nach Frankenhausen, brach die von den Frankenhäusern mit dem Grafen v. Mansfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte aufs neue die Gemüther. Jetzt starb Kurfürst Friedrich der Weise. Sein kräftiger Nachfolger, Johann, der Herzog Georg zu Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig verbanden sich und schickten 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Diese waren gegen 8000 M. stark, und standen vortheilhaft auf einer Anhöhe bei Frankenhausen, geschützt von einer Wagenburg. Die vereinigten Fürsten boten nochmals den Weg der Güte an, aber M. gab kein Gehör, sondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendsten Reden und versprach ihnen den Beistand Gottes. Am 15. Mai 1525 kam es zur Schlacht, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geschlagen wurden. Nach Einigen verloren sie 5000, nach Andern 7000 an Todten; die Übrigen, worunter auch M. war, warfen sich nach Frankenhausen. Muthlos verbarg er sich hier auf dem Boden eines Hauses in einem Bette und stellte sich krank. Die fürstl. Truppen besetzten und plünderten die Stadt. M. wäre unbeachtet geblieben, wenn nicht ein Soldat in seiner Reisetasche das Schreiben des Grafen Mansfeld an ihn gefunden hätte. Er ward gefangen nach Heldrungen gebracht, wo er auf der Folter seine Verbündeten nannte. Auch Pfeifer, der sich von Mühlhausen hatte flüchten wollen, ward gefangen zurückgeführt. M. wurde von Heldrungen dahin abgeliefert und ihm und Pfeifern, nebst 24 andern Rebellen, das Schwert zuerkannt. Der zuvor so trotzige M. verlor auf dem Hingange zum Richtplatze allen Muth, er konnte die Glaubensartikel nicht selbst aussprechen, sondern der Herzog Heinrich von Braunschweig betete sie ihm vor. Sein Körper wurde nach der Enthauptung gespießt und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Die Städte Langensalza, Mühlhausen und Tennstedt wurden um ansehnliche Geldsummen gestraft, und noch mehre Aufrührer, unter denen Bürgermeister und Rathsherrn, hingerichtet. (Vgl. Bauernkrieg.)

Münzfuß heißt die gesetzliche Bestimmung des Gewichts (Schrots) und Feingehalts (Korns) der Metallmünzen eines Landes. Da nun fast in allen Staaten für nützlich erachtet wird, dem edeln Metall ein unedles beizumischen, so haben auch meist alle gleichnamige Metallmünzen verschiedenes Gewicht, verschiedene Feine und Werth, mithin ist die Unterscheidung des Münzfußes überall von Wichtigkeit. Ein schwerer Münzfuß unterscheidet sich vom leichten dadurch, daß nach dem erstern weniger Stücke von gleicher Benennung aus einem bestimmten Gewichte edeln Metalls, z. B. einer Mark fein, geprägt werden, nach dem letztern mehre. Das charakteristische Unterscheidungszeichen beider besteht also eigentlich

nur in der Größe des Maßstabes für die in den Verkehr kommenden Güter. In Deutschland liegt der Bestimmung der Einheit des Gewichts des feinen Metalls gewöhnlich die kölnische Mark reines Gold oder Silber, in England das Pfund, in Frankreich (sonst) das Pfund Troyesgewicht zum Grunde. Die merkwürdigsten deutschen Münzfüße sind folgende: 1) der zinnische Fuß von 1667, wonach Sachsen und Brandenburg (zu Zinna, einem brandenburgischen Städtchen und Kloster) die feine köln. Mark Silber zu 10½ Thlr. oder zu 15 Fl. 45 Kr. ausmünzen wollten; 2) der leipziger Fuß von 1690 (s. Reichsfuß); 3) der preuß. oder Gräumann'sche Fuß, wonach 1750 die feine Mark Silber zu 14 Thlr. ausgeprägt wurde; 4) der Conventionsfuß oder 20 Guldenfuß von 1753, wonach vermöge einer zwischen dem wiener und münchner Hofe geschlossenen Convention die feine Mark Gold zu 283 Fl. 5 Kr. 3$\frac{3}{17}$ Pf., und die feine Mark Silber zu 20 Fl. oder 13⅓ Conventions- oder Speciesthaler ausgeprägt wird. Ihn hat ganz Deutschland bis auf Holstein, Lübeck, Hamburg, Mecklenburg, Bremen, Oldenburg und Preußen angenommen. Der sogen. 24 Guldenfuß ist kein besonderer Münzfuß, sondern nur eine andere Rechnungsart der nach dem 20 Guldenfuß geprägten Münzen. Darnach werden also 20 Conv.-Gld. für 24, die 20 Kreuzerstücke werden für 24 Kr., die 10 Kr. für 12 Kr. und die 5 Kr. für 6 Kr. gerechnet. Diese Rechnungsart ward 1776 von Baiern und den benachbarten Staaten angenommen, wiewol sie nichts Wesentliches ändert. Da im Grunde der reelle Werth der Münze in der Menge des in ihr enthaltenen feinen Metalls besteht, so ist die Abtheilung, Form und Benennung der Metallmünze, mit einem Worte, der Münzfuß ganz gleichgültig; und wer es gehörig versteht, wird Das, was ihm 13⅓ Thlr. Conventionsmünze werth ist, nicht anders als für 14 Thlr. verkaufen, wenn man ihn mit Münze, nach dem Graumann'schen Fuße geprägt, bezahlen will. Dies ist besonders im großen Verkehr der Fall. Im Kleinhandel knüpft sich schon eher der Gedanke des Werthes der Münze an den Namen und weniger an den Feingehalt derselben. Ist z. B. Jemand gewohnt, für 1 Groschen 2 Pfund Brot zu kaufen, so glaubt er es für Alles, was ein Groschen heißt, zu können; und da viele andre Personen auch in diesem Glauben stehen, so nehmen sie jeden Groschen zu demselben Werthe an und geben dieselbe Quantität Waare dafür, bis sie den Irrthum einsehen. Da nun der Kleinhandel fast Alles begreift, was durch den Großhandel auf den Markt kommt, so leuchtet ein, wie eine geringhaltige Münze, wenn sie zu gleichem Werthe mit der mehrhaltigen angewendet wird, einem Volke nicht geringen Verlust zuziehen muß. Auf die Leichtigkeit einer solchen Täuschung hat eine eigennützige und betrügliche Politik öfters die Einrichtung ihres Münzfußes gebaut und dadurch ihren Nachbarländern geschadet. Besonders leicht gewöhnen sich die Grenzprovinzen der Länder, wo schwerer und leichter Münzfuß besteht, leicht an die gegenseitigen Münzen von einerlei Namen; die schweren und leichten Münzen mischen sich im Verkehr durcheinander und haben eine Zeitlang gleichen Werth. Sobald man aber bemerkt, daß schweres Geld nicht mehr gilt als leichtes, erwacht der Reiz, das erstere gegen das letztere einzutauschen, es einzuschmelzen und in leichtern Stücken wieder in Umlauf zu bringen, oder sonst vortheilhaft zu verwenden. Dies Geschäft ist einträglich. Aber es zieht das schwere Geld nach und nach aus der Circulation und bringt leichtes an dessen Stelle. So ist es denkbar, daß Nachbarstaaten lange Zeit eine Art von Raub- oder Plünderungssystem im Stillen ausüben können. Höchst wünschenswerth wäre es daher, wenn alle handeltreibende Völker sich eines und desselben Münzfußes bedienten, denn dadurch würde ihr gegenseitiger Verkehr ungemein erleichtert und Irrthümern mancherlei Art vorgebeugt werden. Ebenso wäre es, wenn sämmtliche handeltreibende Nationen dahin übereinkämen, jedem Münzstück das Gewicht, den Feingehalt und den Betrag der gesetzlichen Prägkosten aufzudrücken. Allein theils

hat sich hiergegen der Eigennutz gestemmt, theils bleibt es ausgemacht, daß jede Abänderung des einmal eingeführten Münzfußes große Verwirrung in die Geschäfte bringt, wenn die Regierung nicht zugleich bestimmte, auf richtige Grundsätze gebaute Regeln festsetzt, wonach alle Zahlungsverbindlichkeiten, die nach dem alten Münzfuße geschlossen werden, geordnet sein müssen. S. auch Gerhardt's „Taschenlexikon der Berechnungsmünzen sämmtl. Reiche, Länder rc., nebst Anzeige ihres Werths in Conventions- und preuß. Courant, nach alphabet. Ordnung" (Leipzig 1816).

Münzkunde, Numismatik (von Νομισμα, l'art du numismatiste oder auch numismatographie), ist die Wissenschaft der Münzen, d. h. der vorkommenden geprägten Metallstücke nach ihren technischen und geschichtlichen Beziehungen. Man unterscheidet an der Münze (Denkmünze): 1) Die Hauptseite oder den **Avers** (pars adversa, antica, l'avers). Dieser enthält Abbildungen der Urheber oder andre auf sie Bezug habende Darstellungen; die menschlichen Abbildungen bestehen entweder in bloßen Köpfen, oder in Brustbildern (Protome, Büste), oder in ganzer, oder in halber Gestalt. 2) Die Rück- oder Kehrseite, den **Revers** (pars aversa, postica, le revers); der Revers enthält mythologische oder symbolische Gegenstände. — Die Schrift am Rande heißt **Legende** (Umschrift), und die auf der Mitte heißt **Inscription** (Inschrift); beide kamen später auf die Münzen; die Inschriften waren oft nur Monogramme. Der untere Theil einer Münze, der durch einen Strich von den übrigen Figuren und Inschriften getrennt wird, heißt die **Basis** oder Exergue (Abschnitt) und enthält das Nebenwerk. Die Münzkunde belehrt zunächst über den Stoff und seine Mischungen, über das mechanische Verfahren der Münze, Prägung rc., dann gibt sie den einzelnen Stücken ein Datum, bezeichnet die Behörde, die ihnen gesetzlichen Charakter gab, und deutet die Embleme, Typen, Inschriften. Die Münzkunde ist folglich durchaus an das Materielle der Münzen gebunden, und überläßt der Theorie des Geldes die gesetzlichen oder conventionnellen Veränderungen anzuführen, welche in dem Schätzungswerthe der Münzen, als allgemein verbreiteten Tauschmittels, von Zeit zu Zeit sich begeben. Als historische Hülfswissenschaft beschäftigt sie sich zunächst mit den Münzen u. **Medaillen** (s. d.) des Alterthums und näherverflossener Zeiten, mit Denkmünzen und seltener gewordenen gangbaren Geldsorten neuerer Tage. Bei der Menge des Stoffs dieser Wissenschaft hat man verschiedene Eintheilungen desselben versucht; nach der Materie der Münzen, nach der Form, nach Darstellung und Kunstwerth. Erleichternder für die Übersicht ist, wenn man die vorkommenden Münzen nach der muthmaßlichen Zeit ihrer Hervorbringung sondert und 3 Hauptclassen annimmt, alte, mittlere und neuere, die sich dann durch geographische und chronologische Zusammenstellung noch überschaulicher machen lassen. An diese 3 Hauptclassen schließen sich die barbarischen Münzen und die orientalischen Münzen als eigne Abtheilungen an. Die geprägten Metallmarken (Pseudomoneta) wie Contorniaten, Spintrien, Tesseren, Jetons, Rechenpfennige, welche die Numismatik ebenso wenig unbeachtet läßt, als die Nothmünzen von Leder, Holz (m. s. Duby's „Recueil général des pièces obsidionales et de nécessité", Paris 1786, 4.) und die Münzen vorstellenden Muscheln auf der Küste von Koromandel reihen sich den Ländern an, aus deren Münzstätten sie hervorgingen. Alle diese Classen mit Fertigkeit zu unterscheiden, ist die nächste Anfoderung an den Numismatiker, der sich für sein mühsames Geschäft durch eine Menge folgenreicher Aufschlüsse über Zeitbestimmung, Ortskunde und Namenangabe wird belohnt sehen, und Zuverlässigkeit bei manchen bisher streitigen Angaben wird ausmitteln können. Am reichsten wird dieser Gewinn bei eigentlich **alten** Münzen sein, d. h. bei Münzen der Städte, Länder und Könige der griechisch und lateinisch redenden Völker, mit Inbegriff aller derer, welche das

welttherrschende Rom seiner Macht unterworfen hatte. Der Anfang dieser Classe beginnt mit den Incunabeln der Prägkunst und endet in Rom mit dem Untergange des Reichs unter Romulus Augustulus und im zweiten Aste des römischen Weltreichs, im Osten, mit dem Untergange der Komnenen 1453. Dieser Theil der Münzkunde, die vorzüglichste Quelle unsrer Kenntnisse von vergangenen Städten, Reichen, Sprachen, zuweilen die einzige, hat vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Forscher erregt. Die Classe der Münzen der mittlern Zeit umfaßt die Münzen, welche nach der Auflösung des röm. Reichs in den neu sich bildenden europäischen Staaten in Umlauf kamen, die Incunabeln der jetzt eben vergessenen Prägkunst, Bracteaten, Soliden, Tournosen rc. Die Classe der neuern Münzen fängt in den verschiedenen Ländern zu verschiedenen Zeiten an; doch dürfte das Vorkommen von Schaumünzen wol überall als Epoche angesehen werden. Ein artistisches Interesse wird hier beinahe vorzugsweise in Anspruch genommen. — Die Münzkunde als gelehrte Beschäftigung scheint von den Alten völlig unbeachtet geblieben zu sein. Bei keinem alten Schriftsteller findet sich eine Spur, daß die Kunstsammler der alten Welt zur Zeit des Augustus oder der Antonine auf Münzen Werth gelegt hätten, und doch gab es schon damals Münzreihen von Städten, die, uns zum Theil noch erhalten, durch Alter und Schönheit des Gepräges die Aufmerksamkeit anziehen mußten. So die Münzen von Sybaris und den großgriechischen Städten, die mit ihrer Autonomie das Prägerecht verloren hatten. Diese Nichtbeachtung wird um so auffallender, da die so verwandten geschnittenen Steine so beliebt waren. Dafür erwachte im 15. und noch mehr um die Mitte des 16. Jahrh. ein solcher Sammlereifer, daß die damals gewiß weit ergiebigern Länder der römischen Welt kaum ausreichten, um alle Wünsche zu befriedigen. Fürsten und Privatleute wetteiferten, besonders in Italien, Frankreich u. Deutschland, Münzsammlungen anzulegen, zunächst um aus authentischen Bildnissen die Hauptpersonen der römischen Geschichte kennen zu lernen. Diesen ersten Sammlungen, wo man begreiflich zunächst auf auffallende Typen achtete, folgten bald gelehrte Erläuterungen. Die früheste Anleitung zur Münzkunde gab 1577 der Spanier Antonio Agostino in seinen in alle Sprachen übers. Dialogen. Jac. und Octav Strada hatten durch Bilderbücher die Neigung der Reichen und Vornehmen für das Sammeln gewonnen. Wolfgang Lazius, Ferdinands I. Leibarzt, machte Anwendung von den Münzen zur Erläuterung der Geschichte. Fulvio Orsini und ein Arzt zu Augsburg Ad. Occo wandten ihren Fleiß auf röm. Familien- und Kaisermünzen, und man muß bedauern, daß der Letztere sich in seinen Forschungen so beschränkte, da sein Verfahren in Hinsicht auf chronologische Anordnung anerkannt gut war. Nur war in jener Periode, wo besonders Hub. Goltz, der Sohn eines Malers zu Würzburg, erwähnt werden muß, weil er zuerst auch die griech. Münzen vorzüglich beachtete, eine Ungenauigkeit in den Angaben, die einen großen Theil jener Arbeiten uns völlig unbrauchbar macht. Goltz vereinigte das doppelte Talent eines Zeichners und Kupferstechers, ließ sich aber dadurch verführen, seinen Kupfern so viel Eigenmächtiges anzubringen, daß sein Zeugniß, wenn es allein steht, jetzt auch da verdächtig ist, wo er ehrlich gewesen sein mag. Unterdeß hatte man gelernt, die antiken Muster nachahmend, Münzen zu prägen, die den echten täuschend ähnlich waren. Anfangs keineswegs in der Absicht damit zu hintergehen, wollten die geschickten Stempelschneider Cavino, Belli rc., die zu Padua, Parma, Vicenza sich niedergelassen hattten (daher Paduaner, Parmesaner), bloß der Nachfrage abhelfen; bald machte man aus dem erkünstelten Betruge ein Gewerbe, das noch jetzt getrieben wird. S. Sestini, „Sopra i moderni falsificatori di medaglie greche antiche etc." (Florenz 1826, m. Kpfrn., 4.). Solche falsche Münzen, vorzüglich antike, verfertigten Weber in Florenz, Hofr. Becker in Hanau und Offenbach, der jedoch damit nicht täuschen wollte, sondern seine

Samml. von 600 Stempeln zu Copien alter Münzen für Lehranstalten benutzte. — Die Menge der unechten Münzen schreckte zwar während der Periode, die nun eintrat, einigermaßen von der Numismatik ab, wenigstens beschränkte sie die Liebhaberei, die ohnehin an dem immer fühlbarer nothwendigen gelehrten Apparat zur Erklärung einen Anstoß nahm; aber desto umfassender waren die Forschungen, die man einzelnen Münzclassen zuwandte und die Namen Vaillant, Spanheim, J. J. Geßner, Pellerin, so vieler A. zu geschweigen, die in der Erforschung u. Erklärung einzelner Münzegebiete einen Überfluß von Gelehrsamkeit aufboten, macht die Schriften dieses Zeitraums sehr beachtenswerth, doch nicht durchaus zuverlässig. Der Stoff hatte sich so gehäuft durch fortwährendes Herbeischaffen aufgefundener Münzen (Vaillant war zu wiederholten Malen im Oriente, Pellerin brachte dem pariser Cabinete allein 33,000 antike Münzen zu), daß eine kritische Sichtung des durchaus Echten und eine Anordnung, die eine Übersicht gestattet, doppelt Bedürfniß ward. Dieser großen Arbeit unterzog sich mit Erfolg Joseph Eckhel (s. d.), der durch eine streng durchgeführte geographisch-chronologische Methode auf einmal in dieses bisher so ermüdende Studium eine Klarheit brachte, die über eine Menge dunkelgebliebener historischer oder archäologischer Untersuchungen ein überraschendes Licht verbreitete. Sein System hatte er praktisch zuerst bei der Anordnung des wiener Cabinets bewährt, dann stellte er es noch ausgeführter in seinem großen Werke der „Doctrina Numorum veterum" (Wien 1792 — 98, 8 Bde., 4.) dar, die von allen nachfolgenden Bearbeitern dieses Fachs so dankbar anerkannt worden ist, daß alle spätere Forschungen nur als Zusätze, Erweiterungen, hier und da auch wol als Berichtigungen angesehen werden konnten. Diesem System sich anschließend, gab Domenico Sestini seine einzelnen Werke über seitdem bekannt gewordene numismatische Hermäen („Lettere e dissertazioni numismatiche", 10 Bde.); Mionnet s. „Descr. des médailles grecques antiques" (wozu bereits der 4. Supplementband erschienen ist, sowie von s. Schrift: „De la rareté des médailles romaines" die 2. Ausg.), die durch beträchtliche Münzfunde im Oriente die genauern Abbildungen, oft in Abgüssen dargestellt, die Summe der Aufkläçgen über historische Zweifel bedeutend vermehrt haben. Zwar ist der Umfang dieser Wissenschaft fortwährend im Wachsen; doch dürften in ihren Bestandtheilen keine wesentlichen Veränderungen denkbar sein. Die Untersuchungen über die Mischung der Metalle, das Verfahren der Prägung; über Form, Größe, Gewicht, Werth und Menge der alten Münzen, über Echtheit und Unechtheit kommen durch den Zuwachs an Belegen allmälig dem Abschluß näher; die Verständniß der Typen und Legenden wird erleichtert durch übereinstimmende oder ähnliche Vorkommenheiten. Nothwendig mußte der mannigfaltige Gewinn, den das gründliche Studium dieser geschichtlichen Denkmäler verschaffte, auch die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die Münzen der mittlern Zeit richten, die zufällig hier und da zum Vorschein kamen, und heutzutage beinahe mit demselben Eifer gesucht werden wie die römischen, die freilich in der Liebhaberei durch die griechischen sehr verdrängt worden sind. Man verfuhr mit ihnen nach derselben Methode, die sich bei den alten Münzen bewährt hatte, ordnete sie streng chronologisch und so halfen auch sie oft aus, wo Pergamente im Zweifel oder völlig im Stiche ließen. Die einzelnen Werke über die Münzen der einzelnen Länder, so von Lastonaso für Spanien, von Zanetti für Italien, von Le Blanc für Frankreich, von Leake für England, von Bircherodt für Dänemark ꝛc., von Becker für Deutschland, von Voigt für Böhmen u. A., lieferten des Stoffs die Menge, der zum Theil aber die Kritik aufregte, da gerade in diesem Theile der Münzkunde sich empirische Liebhaberei mehr angemaßt hatte als ihr zugestanden werden darf. (Auch müssen hier K. F. W. Erbstein's „Numismat. Bruchst. in Bezug auf sächs. Gesch., nebst einem Anh. merkw. Münzen des Mittelalters", Dresden 1827; und Chr. Jak. Götz's

„Deutschlands Kaisermünzen des Mittelalters", die 600 Münzen von Karl d. Gr. bis auf Max. I. auf 52 lithogr. Tafeln nebst der Beschreib. enthalten, Dresden 1828, genannt werden.) Die Münzen der neuern Zeit werden mehr aus artistischen Rücksichten beachtet als aus geschichtlichen. Sie sind, was auch Herder dagegen gesagt hat, ein sehr in die Augen fallender Beleg für die Umwandlungen des Geschmacks, da wir unter neuen Münzen vorzugsweise die Schau- oder Denkmünzen verstehen. Noch fehlt viel, daß das gründlichere Studium der antiken Münzen auf unsere Schaumünzen so eingewirkt hätte, wie wol zu wünschen wäre. Der Erreichung steht Vieles entgegen, was schwer zu beseitigen ist. Die Übersicht der Fortschritte erleichtern hier mehre Prachtwerke, die u. d. N. Histoires métalliques bekannt sind (z. B. von Ludwig XIV., XV., von Napoleon rc.). Aus der Reihe dieser Münzen haben einzelne Schriftsteller einzelne Classen ausgehoben (Lilienthal's „Thalercabinet", Köhler's „Dukatencabinet", Böhme's „Groschencabinet" u. s. w.), wodurch dann tiefere Ergründung möglich ward. Die interessantesten, keineswegs genug gewürdigten Nachrichten von Münzen dieser Classe findet man in Köhler's „Münzbelustigungen", Joachim's „Medaillencabinet" und ähnlichen. Ein recht belehrendes Handbuch, um sich in dem Strome dieser Münzen auf der Fläche zu erhalten, ist L. Ch. Schmieder's „Handwörterb. der gesammten Münzkunde" (Halle u. Berl. 1811—15). Überreich ist die Literatur der Numismatik, und ihrer Natur nach wächst sie fortwährend meist durch sehr kleine Schriften. Zu ihrer Übersicht gibt es mehre Hülfsbücher (z. B. „Banduri Bibliotheca numaria s. auctorum qui de re numaria scrips. ed. a I. A. Fabricio", Hamburg 1719, 4.; „Lipsius Bibliotheca numaria etc.", Leipzig 1801, 2 Bde.); noch fehlt aber ein Werk der Art, das, die Summe des wirklich Wissenswürdigen zusammenstellend, das Auffinden erleichternd, dem gefühlten Bedürfnisse wahrhaft abhülfe. Nach einem wohlersonnenen Plane waren Schlichtegroll's „Annalen der gesammten Numismatik" eingerichtet, die leider mit dem 2. Jahrg. aufhörten. Ihre Fortsetzung wäre sehr zu wünschen, da sie für wissenschaftliche Erörterung ebenso gut Raum geben als für die Anzeige von Curiositäten und vorübergehenden Erscheinungen. Für die Curiositäten wäre das auch darum zu wünschen, weil die Ernsthaftigkeit unserer Zeit ganz vergißt, warum unsere Ältern durch die vollständige Reihe der Glockenthaler glücklich wurden, warum Rabendukaten so in Ehren standen und die Nurmahalrupien so theuer bezahlt wurden. Da es jetzt unmöglich scheint, Vollständigkeit in irgend einem Privatcabinete zu erlangen, so wäre zu empfehlen, daß Liebhaber, wie einst die Holländer, sich auf Vereinigung von nicht zu zahlreichen Münzclassen legten, z. B. Ehestands- oder Freimaurermedaillen.

Münzreduction, so viel als Münzdevalvation, s. Devalvation.

Münzregal. Da die Münze mit dem Wohlstand eines Volkes in so naher Verbindung steht, und Credit dazu gehört, den Münzen Umlauf zu verschaffen, welchen die Regierung in der Regel mehr als Privatleute besitzt, im Gegentheile aber mit dem Recht zu münzen durch Eigennutz so leicht Mißbrauch getrieben werden kann, wenn der wirkliche Gehalt der Münzen geringer ist als der auf dem Stempel angezeigte Werth; auch die Aufsicht hierüber, wenn dies Recht mehren Privaten zustehen sollte, schwer, ja fast unmöglich sein würde: so wird dasselbe weit sicherer und zum Wohl des Ganzen von der anerkannten Regierung gehandhabt. (Vgl. Regalien.) Daraus ergibt sich aber auch zugleich die Pflicht der letztern. (S. Münzfuß.) Die durch die Grundsätze des Staatshaushalts überhaupt aufgeklärte Theorie des Geldwesens hat auch auf die Münzpolitik Einfluß gehabt. Nach derselben gilt jetzt als ausgemacht: 1) daß alles Geld- und Münzwesen auf die Basis eines guten Metallgeldes gebaut werden müsse; 2) daß alle Stellvertreter des baaren Geldes stets mit dem Metallgelde in vollkommen

gleichem Werthe erhalten werden müssen; 3) daß stets für einen solchen Vorrath von großen und kleinen Münzen im Lande gesorgt werde, daß sowol die größten als kleinsten Werthe, welche in Verkehr kommen, damit ausgeglichen werden können; 4) daß keine Münze im Umlaufe geduldet werde, deren innerer Feingehalt nicht allgemein bekannt und mit dem Werthe der echten Landesmünze verglichen, daß auch Niemand im Staate rechtlich verpflichtet sei, eine andre Münze im Verkehr als Zahlung anzunehmen als echte und gute Landesmünze; daß endlich 5) stets für eine hinlängliche Menge echter und guter Landesmünze gesorgt und fremde Münze nie anders als nach ihrem innern Metallwerthe im Verkehr zugelassen werde. J.

Münzstätte, der Ort, wo Münzen geschlagen werden, die Münze. Man erkennt die Stadt, wo die Münze geschlagen worden, gewöhnlich an einem darauf gesetzten Buchstaben. So bezeichnet A auf franz. Münzen Paris, auf östr. Wien, auf bairischen Bamberg, auf preuß. Berlin; B auf franz. Rouen, auf preuß. Breslau, auf östr. Kremnitz; BB auf franz. Strasburg; C auf franz. Caen, auf preuß. Kleve, auf östr. Prag; CC auf franz. Besançon; D auf franz. Lyon, auf preuß. Aurich, auf östr. Grätz; E auf franz. Tours, auf preuß. Königsberg, auf östr. Karlsburg; F auf franz. Angers, auf preuß. Magdeburg, auf östr. Hall in Tirol; G auf franz. Poitiers, auf preuß. Stettin, auf östr. Nagy-Banya in Ungarn; H auf franz. Rochelle, auf östr. (sonst) Günzburg; I auf franz. Limoges; K Bordeaux; L Bayonne; M Toulouse; N Montpellier; O Riom; P Dijon; Q bis 1709 Narbonne, nachher Perpignan; R Orleans; S Troyes; T Nantes; U Pau; V Troyes; W Lille; X Amiens; Y Bourges und Z Grenoble.

Münzumlauf, s. Circulation und Geldumlauf.

Münzwardein (Guardein), derjenige Münzbeamte, welcher das Korn und Schrot der Münzen (s. d.) bestimmt, berechnet und probirt, wogegen der Münzmeister die Aufsicht über das Mechanische des Münzens führt.

Murat (Joachim), der Sohn eines Gastwirths zu Cahors, geb. 1771, war ein schöner Mann voll Feuer und Leben, allein er besaß mehr Muth und Einbildungskraft als Scharfblick und Charakter; daher ward er endlich ein Opfer s. abenteuerlichen Schicksals. Als Knabe entlief er aus dem Collegium zu Toulouse, wo er sich dem geistlichen Stande widmen sollte; später wurde er gemeiner Chasseur und desertirte, diente in der constitutionnellen Garde Ludwigs XVI., trat dann als Lieutenant in das 12. Regiment Jäger zu Pferde, stieg als eifriger Jakobiner in der Armee bis zum Oberstlieutenant, ward als Terrorist abgesetzt und irrte hin und her, bis ihn sein Stern in Bonaparte's Nähe führte. Er war sein Adjutant 1796 in Italien, zeichnete sich als Cavalerieofficier durch kühne Entschlossenheit aus und folgte dem Feldherrn nach Ägypten. Hier entschied er den Sieg bei Abukir gegen die Türken, und kehrte als Divisionsgeneral mit Bonaparte zurück. Am 18. Brumaire vertrieb er mit dem Bajonnet die Fünfhundert aus dem Saale in St.-Cloud, und heirathete 1800 Marie Annonciade Karoline (geb. 1782), die jüngste Schwester des Oberconsuls. So trat er ein in die Laufbahn des glücklichen Corsen. Er kämpfte für ihn bei Marengo und ward 1804 Reichsmarschall, Großadmiral und Prinz des franz. Reichs. Der Feldzug von 1805 gegen Östreich, wo er an der Spitze des Heers in Wien einzog, gab ihm 1806 das Großherzogthum Berg; der Krieg mit Preußen 1806 und mit Rußland 1807, wo er mit der Cavalerie unaufhaltsam die Siege seines Meisters verfolgte, gab ihm die Auszeichnung, mit einem franz. Heere 1808 Madrid zu besetzen und die Krone Ferdinands nach Bayonne auszuliefern. Dafür erhob ihn Napoleon 1808 (d. 15. Jul.) auf den Thron von Neapel. Hier regierte Murat, als König Joachim I. Napoleon genannt, klug und thätig. Viele Mißbräuche wurden abgestellt, aber der Eroberungszug gegen Sicilien 1810 mißlang. Dagegen beförderte seine Gemah-

lin, eine Frau von Geist und Charakter, manches Gute in der innern Verwaltung; denn M. selbst mußte, an der Spitze der gesammten Reiterei, mit Napoleon 1812 nach Rußland ziehen. Hier ward er bei Tarutina (18. Oct.) geschlagen. Auf dem Rückzuge gab ihm der fliehende Napoleon im Dec. den Oberbefehl über die Trümmer des Heeres. Es war unmöglich, die Weichsel zu behaupten; aber der Kaiser klagte deßhalb im „Moniteur" die Unfähigkeit des Joachim an. Voll Unmuth kehrte M. nach Neapel zurück und suchte seitdem Östreichs Freundschaft. Noch einmal mußte er 1813 den Entscheidungskampf in Deutschland mitkämpfen. Nach der Schlacht bei Leipzig zog er sich mit seinem Contingent in sein Königreich zurück und unterhandelte für dessen Fortdauer mit Östreich und England. Jenes schloß auch wirklich mit ihm (11. Jun. 1814) einen Bund, dem 1815 Preußen und Rußland beitraten; allein England ging nur einen Waffenstillstand ein; denn Ferdinand von Sicilien, Englands Bundesgenosse, wollte für Neapel keine Entschädigung annehmen. Dadurch wurde M.'s Lage zweideutig. Zwar rückte er mit seinem Heer im Febr. 1814 bis an den Po vor; aber sein Zögern, die Franzosen anzugreifen, erregte ebenso sehr Englands Mißtrauen, als Englands Zögerung, ihn als Bundesgenossen anzusehen, das seinige erregt hatte. Daher sein diplomatisches Abenteuer auf dem wiener Congresse, wo die Bourbons seine Entthronung verlangten und England ihn des Verraths beschuldigte. Er griff also, während er noch in Wien unterhandelte, 1815 für Napoleon, wie man damals glaubte, zu den Waffen, und machte Plane, Italiens (wenigstens bis an den Po) sich zu bemächtigen. Als nun Napoleon in Frankreich eingefallen war, rückte er Ende März mit einem Heere theils über Rimini, theils über Rom, Florenz und Modena vor, griff die Östreicher an und rief die Völker Italiens (31. März) zur Unabhängigkeit auf, und das in demselben Augenblicke, wo endlich Östreich und die Verbündeten in Wien, auf M.'s im März wiederholte Versicherung, daß er dem Bunde mit ihnen gegen Napoleon treu bleiben wolle, ihn als König von Neapel anzuerkennen sich entschlossen hatten. Es war zu spät! Also mußte Östreich gegen ihn zu Felde ziehen. Zurückgeschlagen von Bianchi (12. Apr.) bei Ferrara, umgangen von Nugent, geschlagen von Bianchi bei Macerata (oder Tolentino) (2. u. 3. Mai) ward M. vom größten Theile s. Heeres verlassen. Als ein Flüchtiger kam er d. 19. Mai nach Neapel. Das Land war in vollem Aufstande. Daher entwich er verkleidet auf die Insel Ischia, von wo er nach Frankreich absegelte und in Cannes d. 25. Mai landete. Seine Familie begab sich auf die engl. Flotte und fand Schutz und Aufenthalt in Östreich. Ihm selbst erlaubte Napoleon nicht, nach Paris zu kommen. Er unterhielt also von Toulon aus einen Briefwechsel mit seinen Anhängern in Italien. Nach Napoleons Sturz rettete er sich mit täglicher Lebensgefahr nach Corsica, während sein Agent Macirone für ihn bei den Verbündeten um einen Zufluchtsort unterhandelte. Aber in Corsica als Rebell verfolgt, von s. Anhängern (wahrscheinlich auch von Verräthern) in Neapel zur Rückkehr eingeladen, und von kühnen Officieren, die ihn umgaben, dazu aufgemuntert, entschloß er sich, mit 250 Anhängern auf einigen Schiffen nach der Küste von Neapel zu segeln, um die verlorene Krone wieder zu ergreifen. Schon war Alles bereit, als sein Generaladjutant Macirone ihm östr. Pässe und das Anerbieten eines Schutzortes in Östreich brachte. Abermals zu spät! In derselben Nacht (28. Sept.) segelte Murat mit 6 Barken ab. Ein Windstoß zerstreute am 6. Oct. s. Fahrzeuge an der Küste Calabriens. Nur 2 fanden sich in der Rhede von S.-Lucido ein. Nun wollte M. nach Triest gehen, aber der Schiffscapitain Barbara erklärte, er müsse sich ans Land begeben, um Lebensmittel einzunehmen. Da beschloß M. selbst ans Land zu gehen. General Franceschetti und 26 Soldaten folgten ihm (8. Oct.). Aber sein Ruf: „Ich bin Joachim, euer König!" bewirkte keinen Aufstand. Man verfolgte ihn. Er schlug sich durch, warf sich in ein Boot,

um zu s. Fahrzeuge zu gelangen, ward aber eingeholt und gefesselt nach Pizzo geführt, wo man ihn vor ein Kriegsgericht stellte, das ihn verurtheilte, erschossen zu werden. M. starb mit dem Muthe eines Königs d. 13. Oct. Vgl. „Zeitgenossen", Heft XVI, die „Hist. des six derniers mois de la vie de Joachim Murat" (a. d. Italien. des Gen. Colletta, neapolit. Kriegsministers während der constitutionnellen Regierung, Paris 1821), und des Gen. v. Franceschetti „Mém. sur les événemens qui ont précédé la mort de Joachim I" (Paris 1826). Murat's Witwe (s. **Bonaparte**) heißt jetzt Gräfin von Lipano und lebt, unter Östreichs Schutz, in der Nähe von Triest, wo sie ihre 4 Kinder sorgfältig erzieht. Ihre zweite T., Julie Karoline, vermählte sich zu Triest, 27. Oct. 1825, mit dem Grafen Rusponi aus Ravenna. K.

Muratori (Lodovico Antonio), einer der umfassendsten und fleißigsten Gelehrten Italiens, geb. zu Vignola im Modenesischen (21. Oct. 1672) ward, 22 J. alt, von dem Grafen Carlo Borromeo nach Mailand berufen und trat an die Spitze des ambrosianischen Collegiums und der damit verbundenen Bibliothek. Hier studirte er die Alten und machte sich mit dem Vorzüglichsten der neuern Zeit bekannt. 1700 rief ihn der Herzog von Modena als Unterthan zurück und machte ihn zu seinem Bibliothekar und Archivar. Die Akademien der Arcadier und der Crusca, die etruscische Akademie zu Cortona, die königl. Gesellschaft zu London, die kaiserl. Akademie zu Olmütz übersandten ihm fast zu gleicher Zeit das Diplom. Die Verleumdungen seiner Feinde, daß er ein Ketzer und Atheist sei, fanden bei dem aufgeklärten Papste Benedict XIV. keinen Eingang, welcher ihn sogar in einem eignen Schreiben darüber beruhigte. M. starb 23. Jan. 1750. Er besaß ausgezeichnete Kenntnisse in der Jurisprudenz, Philosophie, Theologie, Poesie, Alterthumskunde, neuern Geschichte u. s. w. 46 Folio-, 34 Quart- und 13 Octavbde. enthalten s. zahlreichen Werke, von denen wir folgende nennen: 1) „Anecdota quae ex Ambrosianae bibliothecae codd. nunc primum eruit L. A. Muratorius"; 2) „Anecdota Graeca"; 3) „Rerum italicarum scriptores"; 4) „Antiquitates Italicae medii aevi"; 5) „Novus thesaurus veterum inscriptionum"; 6) „Annali d'Italia dal principio dell' era volgare fino al anno 1749"; 7) „Della perfetta poesia italiana".

Muret, mit der lat. Endung **Muretus** (Marc Antoine), geb. 1526 zu Muret, einem Dorfe bei Limoges (von welchem er auch s. Namen haben soll), trieb s. ersten Studien wahrscheinlich zu Limoges. Von s. 18. J. an lehrte er die humanistischen Wissenschaften zu Villeneuve d'Agen, Poitiers, Bordeaux, Paris und Toulouse, an welchem letztern Orte er sich auch auf Rechtswissenschaften legte. Seit 1554 lebte er bald in Venedig, bald zu Padua, bis ihn der Cardinal Hippolyt v. Este zu sich nach Rom berief. Mit diesem reiste er 1562 nach Frankreich und fing, nach s. Rückkehr, 1563 an, zu Rom sowol über griech. und lat. Classiker und Philosophie als über das bürgerliche Recht öffentlich zu lehren. 1576 ließ er sich zum Priester weihen, und 1584 legte er s. Lehrstelle nieder und brachte in frommer Ruhe sein übriges Leben zu, das er 1585 beschloß. Er war einer der trefflichsten lat. Stylisten neurer Zeit, ein Mann von Scharfsinn und Geschmack, und verdient unter den Philologen und Kritikern einen ausgezeichneten Rang. Neben „Variis lectionibus" (von F. A. Wolf zu Halle, 1791 neu herausg.) und Erklärungen einzelner Classiker hat er sich durch s. Reden berühmt gemacht, welche ganz das Gepräge des classischen Alterthums an sich tragen. Seine sämmtl. Werke sind zusammengedruckt zu Verona 1727, 5 Bde; aber äußerst unvollständig und nachlässig. Vollständiger, genauer und kritischer ist die schöne von David Ruhnken zu Leyden 1789 in 4 Bänden besorgte Ausgabe. A—s.

Murhard (Friedrich), Hofrath, geb. d. 7. Dec. 1779 zu Kassel. Von Jugend an schien alles Ungewöhnliche und Schwierige s. Thätigkeit zu reizen; daher

betrieb er nicht allein mit Eifer die Erlernung der lat. und griech. Sprache auf dem Lyceum s. Vaterstadt, sondern auch das Studium des Hebräischen, Syrischen, Arabischen und Persischen, in Folge einer Bekanntschaft mit einem sich dort aufhaltenden Orientalisten. Zu gleicher Zeit widmete er sich der Mathematik, unter Anleitung des Prof. und Astronomen Malsko, welcher die schnellen Fortschritte s. Zöglings ehrenvoll anerkannte. Kaum 17 J. alt, bezog Murhard 1796 die Universität Göttingen, wo er die Vorträge von Kästner, Lichtenberg, Blumenbach, Schlözer, Spittler, Gmelin und Buhle hörte. Schon im 18. J. erlangte er in Göttingen, nach gehaltener Disputation, die philos. Doctorwürde. Darauf schrieb er über höhere Mathematik und hielt darüber Vorlesungen in der k. Societät der Wissensch., welche ihn zum Mitgliede ernannte. Der Antrag, sich in Göttingen dem akademischen Lehrstuhle zu widmen, entsprach s. Neigung nicht. Um Völker und Länder kennen zu lernen, trat er 1799 eine Reise in die Levante an. Er ging über Regensburg und Wien, durch Ungarn, Siebenbürgen und die Walachei und schiffte sich zu Varna nach Konstantinopel ein. Nach 10wöchentl. Aufenthalte in dieser Hauptstadt bereiste er mehre Theile Kleinasiens und den griech. Archipel, von wo er über Triest und Wien nach Kassel zurückkehrte und die Früchte s. Reise in den „Gemälden von Konstantinopel und vom griech. Archipel" und in der gemeinschaftlich mit v. Reimers u. A. herausgeg. Zeitschr. „Konstantinopel und St.-Petersburg" bekanntmachte. Späterhin unternahm er eine neue Reise durch das südliche Deutschland, Frankreich, einen Theil von Italien, durch die Schweiz, Belgien und Holland. Um eine Anstellung in Kurhessen hat er nie nachgesucht, und Hr. v. Horn irrt, wenn er in s. Schrift über die Verschwörung gegen die Person des Kurfürsten von Hessen behauptet, daß Fr. Murhard in kurhess. Diensten gestanden habe. Nach Errichtung des Königr. Westfalen übernahm M. die Redaction des officiellen westfälischen Moniteurs, ward Bibliothekar am Museum zu Kassel und Präfecturrath des Fuldadepart., welche Stellen er bis zur Auflösung des Königreichs 1813 bekleidete. Seitdem wählte er, in wohlhabender Unabhängigkeit, Frankfurt a. M. zum Wohnsitz, wo er 1821 die von Posselt 1795 angefangenen „Europ. Annalen" u. d. T. „Allgemeine politische Annalen" fortsetzte: eine Zeitschrift, die bei der persönl. Unabhängigkeit des Herausgebers vor einseitiger Beschränktheit sich bewahrte und durch ebenso helle als freimüthige Überblicke und Darstellungen sich auszeichnete. Er mußte jedoch die Redaction derselben aufgeben, als er im Febr. 1824, auf einer Reise, in Hanau von der kurhess. Regierung verhaftet wurde. Man hielt ihn in der Sache der geheimnißvollen Drohbriefe, durch die ein Staatsdiener s. Souverain mit Argwohn umsponnen hatte, für verdächtig und nahm daher s. Papiere in Beschlag. Er saß anfangs in Hanau, dann auf dem sogen. Castell in Kassel in enger Haft. Ungeachtet der untersuchende Richter, D. Pfeiffer, in M.'s Papieren und überhaupt Nichts entdeckt hatte, was jenen Verdacht bestätigen oder sonst ihn strafbar machen konnte, so ward er dennoch nicht eher in Freiheit gesetzt, als bis der Urheber dieser Verhaftung, der kurhess. Oberpolizeidirector, Herr v. Manger, wegen beschuldigter Abfassung jener Drohbriefe selbst in peinliche Untersuchung kam. Murhard ward jetzt, nach einer Haft von 6 Monaten und 18 Tagen, aber nur, wie man sagt, gegen Caution und unter der Verpflichtung, nichts ohne Vorwissen des Chefs der Polizei dem Druck zu übergeben, am 6. Aug. 1824 s. Haft entlassen; er erhielt s. Papiere zurück und lebte seitdem in Kassel als Privatmann. Außer den bei Meusel verzeichn. Schriften war M. Verf. von Recensionen u. a. Aufsätzen in verschied. Zeitschriften. Nie hat aber dieser achtungswürdige Gelehrte gegen die 1813 aufgelöste westfälische Regierung geschrieben; noch weniger ist er Verf. der von dem Bevollmächtigten in den westfälischen Angelegenheiten, dem D. Schreiber, bei der deutschen Bundesversammlung überreichten Eingaben.

Murhard (Karl), D., des Vorhergeh. jüngerer Bruder, geb. zu Kassel d. 25. Febr. 1781, genoß mit dems. gleiche Vortheile der Erziehung. 1797 fg. widmete er sich zu Göttingen dem Studium des Rechts, unter Pütter, Meister, Hugo, Leist, Martin u. A., und dem der Staatswissenschaften unter Schlözer, Sartorius und Heeren, zugleich aber auch mit besonderer Vorliebe der Erlernung neuerer Sprachen. Mit einem Jugendfreunde, P. E. Brede, gab er eine Sammlung verschiedenartiger Aufsätze u. d. T. „Abendstündchen zweier Freunde" heraus, worin Uebersetz. und Nachbild. ausländ. Dichter, aus fast allen europäischen Sprachen, zu finden sind. 1799 ging er nach Marburg und ward hier D. beider Rechte. Nach s. Rückkehr in die Vaterstadt ward er bei der Oberrentkammer angestellt. Hier blieb ihm Muße zu literarischen Beschäftigungen, besonders Übersetzungen wissenschaftl. Werke. Von s. Reise durch Holland und Frankreich sind die „Blicke auf Paris von einem Augenzeugen" (Altenburg 1805) eine Frucht. Während der Unterjochung Hessens 1806 und nach der Errichtung des Königreichs Westfalen hatte er, bis zur Auflösung der Oberrentkammer, die Correspondenz mit den franz. Behörden fast allein zu führen. Dann trat er in eine Commission ein, zur Untersuchung der sämmtl. Archive zu Kassel und ward 1809 zum Auditeur des Staatsraths bei der Finanzsection ernannt, wozu ihn s. „Ideen über wichtige Gegenstände a. d. Gebiete der Nationalökonomie und der Staatswirthschaft" empfohlen hatten. Seine Dienstverhältnisse, welche ihn mit den ausgezeichnetsten Staatsmännern in Verbindung brachten, und die großartige Thätigkeit in den Geschäften, die dort stattfand, hatten den wichtigsten Einfluß auf die staatswissenschaftliche Ausbildung M.'s. Durch s. Vorträge in Angelegenheiten des Handels, der Nationalindustrie, der Münze und der Nationalschuld ward er auf die Bearbeitung der Schrift „Ueber Geld und Münze überhaupt und in besonderer Beziehung auf das Königreich Westfalen" geleitet, in welcher er den Plan zu einer Nationalhypothekenbank niederlegte. Vgl. des Grafen v. Soden Anhang zum 2. B. s. „Nationalökonomie". Auch gab er mit Hassel die Zeitschrift „Westfalen unter Hieronymus Napoleon" heraus. Kurz vor der Auflösung des Königreichs ward er zum Hauptliquidator der öffentlichen Schuld der Depart. der Fulda, der Werra und des Harzes ernannt. Nach der Wiederherstellung der kurfürstl. Regierung trat M. in s. frühern Posten als Archivar zurück; lehnte jedoch die bald darauf erfolgte Ernennung zum Regierungssecretair in Fulda, wie überhaupt jede Anstellung im kurhess. Staatsdienste, ab. Er folgte s. Bruder nach Frankfurt a. M., wo er ebenfalls den Wissenschaften, in der glücklichsten Unabhängigkeit, lebte. Im Febr. 1824 ward er daselbst, zugleich mit s. Bruder, verhaftet, nach kurzer Zeit aber freigelassen. Sein Werk: „Theorie des Geldes und der Münze" fand allgemeine Anerkennung, auch bei der hohen Bundesversammlung. Ehrenvolle Anträge, in fremde Staatsdienste zu treten, hat M. bisher stets abgelehnt.

Murias (franz. muriate) wird in der Chemie die Verbindung der Salzsäure mit Metallen, oder der in Säuren auflöslichen Erden genannt, daher **muriatisch**, z. B. muriatische Wasser, Salzsäure enthaltend.

Murillos (Bartolomeo Esteban), einer der größten, spanischen Maler, geb. zu Sevilla 1618 (nach A. zu Pilas bei Sevilla), empfing den ersten Unterricht im Zeichnen von s. Verwandten, Juan del Castillo, machte schnelle Fortschritte, arbeitete dann für sich allein, und erwarb sich große Fertigkeit und ein gefälliges, jedoch etwas manierirtes Colorit. Er folgte dem damals in Spanien herrschenden florentiner Geschmack. Aus dieser ersten Periode sieht man Mehres von ihm zu Sevilla. Um s. Colorit auszubilden, wollte er zu Van Dyk nach London reisen, als er den Tod dieses Meisters erfuhr. Er arbeitete nun mit angestrengtem Fleiß kleine Heiligenbilder, welche selbst nach Indien gingen, und verschaffte sich dadurch Reisegeld, womit er 1643 nach Madrid gelangte. Hier erhielt er durch s. Lands-

mann Velasquez die Erlaubniß, die Meisterwerke eines Tizian, Rubens, Van Dyk zu copiren, kehrte 1645 nach Sevilla zurück, wo er durch s. Gemälde im Kloster Francisco allgemeines Erstaunen erregte. Sie waren in dem dort noch unbekannten Style der Van Dyk, Spagnolet und Velasquez ausgeführt und erwarben ihm viele Aufträge. Seine ruhmvollste Periode war indeß von 1670—80, während welcher er, neben andern, 8 große Bilder, die Werke der Barmherzigkeit vorstellend, für die Kirche des Hospitals San-Jorge de la Caridad malte. In diesen Bildern zeigt sich sein großes Verdienst; s. gründliche Kenntniß der Anatomie in der Figur des Gichtbrüchigen; die schönen Massen s. Licht- und Schattenspiels in der Erscheinung der Engel bei Abraham; der Adel in dem Charakter seiner Köpfe, besonders des Christus und Moses und in dem Vater des verschwenderischen Sohnes; der Ausdruck in der innigen Reue dieses Letztern; die herrliche Composition, die richtige Perspective und das Colorit in allen. Eine Arbeit von ähnlicher Vollkommenheit erhielt die Kirche de los Venerables und das Kloster der Capuziner. Für eben diesen Orden malte er zu Cadix ein großes Altarblatt, aber noch vor Vollendung desselben wurde er gefährlich krank und starb zu Sevilla 1682. Er brachte aber nicht allein durch s. zahlreichen und trefflichen Arbeiten die Malerkunst in Spanien in Aufnahme, sondern auch durch eine Akademie, deren Stiftung ihm trotz aller Hindernisse gelang und deren Präsident er seit 1660 war. Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem großen Styl ihres Meisters ab. Viele s. Werke sind nach Frankreich und England gegangen, doch befinden sich noch viele ausgezeichnete in s. Vaterstadt, z. B. der H. Antonius von Padua in der dortigen Kathedrale. (S. „Kunstblatt" z. „Morgenbl.", 1822, Nr. 79.) Auch in der dresdner Galerie findet sich von ihm eine herrliche Madonna mit dem Kinde.

Murky, eine veraltete Art kleiner Tonstücke für das Clavier, in welchen der Baß durchgehends aus gebrochenen Octaven besteht, daher Murkybässe. Ihr Charakter ist lustig.

Murner (Thomas), ein alter Satyriker, war, wie s. Muster in der didaktischen Satyre, Sebastian Brand, zu Strasburg geb. (1475), studirte Theologie, wurde Franciscaner, dann Lehrer an der Hochschule zu Freiburg im Breisgau, und hatte die Ehre, vom Kaiser Maximilian I. 1506 zu Worms als Dichter gekrönt zu werden. 1509 wurde er in Krakau D. der Theologie; 1515 las er zu Trier, und 1519 in Strasburg juristische Collegia. Seine satyrischen Schilderungen, besonders s. Angriffe auf die damals verderbten Geistlichen, zogen ihm viele Verfolgungen zu. Doch war er ein eifriger Katholik und Gegner Luther's, wie s. Schriften gegen diesen zeigen. Auch folgte er der Einladung Königs Heinrich VIII. nach England und nahm an dessen Disputationen über Katholicismus und Protestantismus Theil. 1526 hielt er sich in der Schweiz auf, predigte gegen den Protestantismus, wurde aber 1527 auch von den kathol. Cantonen dieses Landes verwiesen, und starb als D. der Theologie um 1536 oder 1531. Er war ein Mann voll redlichen Eifers, aber heftig, ungestüm, derb, grob und persönlich, und in dem Bedürfniß, seinen Witz auszuschütten, umständlich und geschwätzig. Seine Sprache ist kräftig und oft neu. Die vorzüglichste s. Satyren ist die „Narrenbeschwörung" (Strasburg 1512 und nachher mehrmals); hier zeigt er sich als Kenner der menschlichen Narrheiten, die er ohne Schonung geißelt, und liefert manches kräftige Sittengemälde s. Zeit. Seine „Schelmenzunft" (1512, 4., und ebenfalls in mehren spätern Ausg., mit Erklärungen und Glossen, Halle 1788) entlarvt den Orden der Betrüger. Fälschlich wird M. für den Verf. des „Tyll Eulenspiegel" gehalten. Vgl. Waldau, „Von Th. Murner's Leben und Schriften" (Nürnberg 1775).

Murphy (Arthur), Dramatiker, geb. zu Elphin in Irland am 27. Dec. 1730, ward in einem franz. Seminar zu St.-Omer erzogen und sollte in London

die Handlung erlernen. Allein Garrick's Ruhm zog ihn zum Theater. Er spielte 1752 und 1753 zu Drurylane, fiel aber durch, entsagte der Bühne und ward Schriftsteller. Sein Antheil an der Zeitschrift „The Gray's-Inn Journal" verschaffte ihm Johnson's Freundschaft. Er zeigte sich in den öffentlichen Blättern als einen der heftigsten Feinde des unglücklichen Admiral Byng; dies erwarb ihm die Gunst des Lord Holland, der ihm die Aufnahme unter die engl. Advocaten, wiewol mit großer Mühe, verschaffte. Aber auch als Rechtsgelehrter machte er kein Glück; er fing also nun an, für das Theater zu schreiben, und verpflanzte viele ausländische Erzeugnisse glücklich auf engl. Boden. Seine Stücke gefielen. Sein „Griechisches Mädchen" gehört zu den beliebtesten Trauerspielen in England; sein Styl ist edel, einfach und elegant, aber nicht kräftig. Seine Komödien sind ziemlich treue Sittengemälde in einem leichten und reinen Styl. Mehr komisches Talent hat er in s. Possen gezeigt. Die beste derselben ist „Drei Wochen nach der Hochzeit" („Works", Lond. 1786, 7. Bd.). Seiner Uebers. des Tacitus fehlt es an Genauigkeit und Treue, doch hat sie ihm in England mehr Ruhm gebracht als s. andern Arbeiten und selbst die Biographie Johnson's („Essai on the life and genius of S. Johnson", Lond. 1792). In den letzten Jahren s. Lebens genoß er eine jährl. Pension von 200 Pf. St. und starb d. 18. Juni 1805 in London.

Murr (Christoph Gottlieb v.), Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. in Nürnberg d. 6. Aug. 1733, bildete sich hier und auf der hohen Schule zu Altdorf. Nach vollendeten Studien kehrte er nach Nürnberg zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Zollamtmanns bekleidete. Sein erstes größeres Werk war s. „Bibliothèque de peinture etc." (1770). Vor allen s. Schriften zeichnet sich s. 1775 angefangenes und bis 1789 fortgeführtes „Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur" (17 Thle.) aus. Eine 1798 angefangene Forts. dieses Werk u. d. T. „Neues Journal ꝛc." wurde mit dem 2. Bde. beschlossen. In diesem Journal ist ein großer Schatz von einzelnen Abhandlungen über die älteste Geschichte der Ölmalerei, der Kupferstecher- und Formschneidekunst, Beschreibungen seltener Werke, Beurtheilungen der vorzüglichsten in fremden Sprachen erschienenen Bücher, oder Auszüge aus den kostbarsten derselben, Nachrichten über die neuesten Fortschritte der Künste und Wissenschaften ꝛc. enthalten, die sich durch Gründlichkeit, kritischen Geist, Unparteilichkeit und würdige Darstellung auszeichnen. Vorzüglich reichhaltig und brauchbar sind die Forschungen über die Geschichte der deutschen Kunst, wozu ihm Nürnberg, als die Vaterstadt der deutschen Kunst, eine reiche Fundgrube darbot. Murr hat die Bahn zu dergleichen, in den neuesten Zeiten mit so vielem Glücke behandelten Untersuchungen brechen helfen. In spätern Jahren gab der unermüdete Literator noch die „Abbildungen der herculanischen Alterthümer", eine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges", die „Beschreibung der Merkwürdigkeiten Nürnbergs und Altorfs" und 1805 eine Schrift: „Die mediceische Venus und Phryne" heraus. Er starb zu Nürnberg d. 8. Apr. 1811. BC.

Murrhinische oder Murrhenische Gefäße (vasa murrhina), Prachtgefäße der Alten, welche sich durch Kostbarkeit des Stoffes wie durch Schönheit der Bearbeitung auszeichneten. Sie waren durch Pompejus aus Asien nach Rom gebracht worden, als dieser den Mithridates besiegt hatte, und wurden mit ungeheuern Preisen bezahlt. Einige Alterthumsforscher haben ihren Stoff für ein Fossil aus der Classe der Sardonyxe und Achate, oder für chinesischen Speckstein, Andre für eine Art Porzellan oder Glasfluß gehalten. (S. Plastik.) Wahrscheinlicher dürfte anzunehmen sein, daß es Gefäße dieser Art sowol aus natürlichen als aus künstlichen Massen gab, die, weil sie im Äußern einander gleichen, gar leicht mit einander verwechselt wurden und eine gemeinschaftliche Benennung

erhalten konnten. Von der ersten Art ist das berühmte sogen. mantuanische Gefäß auf dem Museum zu Braunschweig; von der andern die bekannte Barberini-, jetzt Portland-Vase (s. d.) im Besitze des Herzogs v. Portland.

Murten (franz. Morat, lat. Muratum), Stadt im Schweizercanton Freiburg, in der Landvoigtei Murten, liegt an dem durch die Broye mit dem Neuenburgersee verbundenen Murtensee, 6 Stunden von Bern, hat 1300 Einw. und ein altes Schloß, in welchem der Landvoigt (od. Schultheiß) s. Wohnsitz hat. Im letzten Viertel des 15. Jahrh. entspann sich eine heftige Fehde zwischen der Eidgenossenschaft und Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund. Nach dem Verluste der Schlacht bei Granson (3. März 1476), der die Wiedereroberung der zuvor den Schweizern abgenommenen Stadt d. N. zur Folge hatte, sammelte der erbitterte Karl abermals ein Heer von 40,000 M., und schon am 10. Juni zeigte es sich vor den Thoren von Murten. Zur Hülfe der Schweizer eilten die Banner der mit ihnen verbundenen rheinischen Städte Strasburg, Basel, Kolmar, Schlettstadt, Kaiserberg, des Sundgaus und der Grafschaft Pfirdt in Eilmärschen herbei. Auch Renatus, der von Karl vertriebene junge Herzog von Lothringen, ein kluger und herzhafter Mann, war mit ihnen, ohne jedoch, wie Einige angeben, den Oberbefehl zu führen. „Die Geschichtschreiber", sagt Joh. v. Müller, „haben diese alte Zeit nach unsern Sitten beurtheilt: überall wurde der oberste Feldherr gesucht; in Wahrheit befehligte der Gemeinsinn, sodaß Jeder nach der gemeinsamen Übereinkunft mit bester Kraft handelte". Ihnen gegenüber stand Karl von Burgund mit einem an Zahl weit überlegenen Heere; aber die wackern Eidgenossen pflegten nicht nach der Menge, nur nach der Stellung ihrer Feinde zu fragen. Von dieser durch einen Überläufer benachrichtigt, rückten sie vor, drangen auf die Vorwachen ein, brachen durch, stürzten sich mit den ihnen voraneilenden Flüchtigen in das Lager der Burgunder, wurden durch die Besatzung von Murten verstärkt und erkämpften so einen vollständigen Sieg. Sie wurden Herren des feindlichen Lagers, Geschützes und Reichthums. Karl selbst entging nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangenschaft; von 12 ihm übriggebliebenen Reitern begleitet, flüchtete er bis Soigne, einer 16 Meilen von Murten entfernten Stadt in der Champagne. Dem braven Renatus, der im Streit einer der Ersten gewesen war, machten die dankbaren Sieger mit des Besiegten Zelte, sowie mit s. Geräthe und allem Geschütze ein Geschenk, versprachen ihm Hülfe, wo und wann er sie brauchen werde, und hielten Wort. Das erschlagene Heer warfen die Murtener in große Gruben; es wurde mit ungelöschtem Kalk, hierauf mit Erde bedeckt. Später errichtete man für die gesammelten Knochen ein Beinhaus mit der Inschrift: „D. O. M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae Ducis, exercitus, Muratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit. Anno 1476". Und weiter unten:

„Dies Gebein ist der burgundischen Schar,
Im vierzehnhundert siebzig und sechsten Jahr,
Vor Murten durch ein Eidgenoßschaft
Erlegt mit Beistand Gottes Kraft.
Auf der zehntausend Rittern Tag
Geschah dies große Niederlag".

Dieses Denkmal der Kraft eines vereinigten freien Volkes, verehrungswürdig wie die von Marathon, von Salamis, von Platäa, wurde bei dem Einfalle der franz. Revolutionsarmee, 2. März 1798, zerstört. 1822 aber ließ die Eidgenossenschaft einen Obelisk als Nationaldenkmal aufrichten.

Musagetes, Musenführer, ein Beiname des Apollo, den er als Vorsteher und Lehrer der Musen führt. Indeß findet man in spätern Zeiten diesen Beinamen noch öfter dem Hercules, sowol in Inschriften, auf Gemmen u. s. w. als auch bei Schriftstellern ertheilt; in neuern Zeiten gibt man diesen Ehrennamen auch einem Gönner der Wissenschaften und Künste.

Musaische Malerei, s. Mosaik.

Musäus, ein berühmter Dichter aus dem mythischen Zeitalter, war aus Athen geb. Einige nannten ihn einen Sohn des Eumolpus und der Selene, A. des Linus oder Orpheus. Ein Sohn des Orpheus heißt er wahrscheinlich nur, weil er dessen Nachfolger und Schüler war. Er war nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph, und soll die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, insbesondere bei den Eleusinien und a. Mysterien eingeführt haben. Die Alten schreiben ihm mehre Werke zu, von denen nur einige Verse auf uns gekommen sind. — Von einem spätern Musäus, der wahrscheinlich im 4. oder 5. Jahrh. nach Chr. gelebt hat, haben wir ein erotisches Epos von der Liebe der Hero und des Leander (Ausg. von Heinrich, Hanover 1793; Passow, mit Übersetz., Leipz. 1810).

Musäus (Johann Karl August). Dieser originelle Schriftsteller war 1735 zu Jena geb., studirte daselbst Theologie, ward Magister, lebte in Eisenach als Candidat des Predigtamts und sollte Landpfarrer bei Eisenach werden, aber die Bauern widersetzten sich — weil er einmal getanzt hatte. Richardson's „Grandison" machte damals allgemeines Aufsehen und verdrehte manchem schwachen Leser den Kopf. Gegen dieses Unwesen schrieb M. s. „Grandison der Zweite, eine satyrische Parodie" (Eisenach 1760—62, 3 Thle.; umgearb. 1781—82), welche viel Beifall fand. 1763 ward er Pagenhofmeister am weimarischen Hofe und 7 Jahre nachher Prof. am dortigen Gymnasium. Nach langem Zwischenraume trat er von neuem als Schriftsteller auf, um eine andre Thorheit der Zeit, die Verirrungen der Physiognomik, zu strafen. Er that dies in s. geistvollen „Physiognomischen Reisen" (4 Hefte, Altenb. 1778—79). Aufgemuntert durch den verdienten Beifall, faßte er den Gedanken, „Volksmärchen der Deutschen" zu schreiben, welchen er auf gleich originelle Weise (1782) ausführte. Nur schaden ihnen die eingemischten Anspielungen auf Gegenstände der damaligen Zeit. Durch diese „Volksmärchen" ward er Nationalschriftsteller. Seine Absicht dabei war, der weinerlichen Empfindsamkeit freie Spiele der Phantasie entgegenzustellen und durch den bunten Wechsel lieblicher Dichtungen zu ergötzen, die um so mehr gefielen, als sie mit den in der Jugend empfangenen Eindrücken übereinstimmten. Sie sind neu von Wieland herausgegeben worden (1806, 5 Thle.) und von Friedr. Jacobs (Gotha 1826, 5 Bde.). „Freund Heins Erscheinungen in Holbein's Manier", die M. 1785 herausgab, sind mehr betrachtend als erzählend. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er u. d. T. „Straußfedern", wovon aber nur der 1. Bd. aus s. Feder kam; denn er starb gleich nach s. Erscheinung an einem Herzpolypen, 1787. Auf seinem Grabe ward ihm ein einfaches, aber schönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmlosigkeit, welche M. im Leben besaß, sind auch in s. Schriften ausgedrückt. Er war dieser Eigenschaften wegen allgemein geliebt; obgleich er Satyren schrieb, wollte ihm doch Niemand übel, denn s. Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes nie in Gift getaucht. Als Schriftsteller ist er ebenso unterhaltend als belehrend. Die gefälligste, munterste Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur possirlichsten Lebhaftigkeit wird, drückte Allem, was er schrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt und gebrauchte sie mit Leichtigkeit nach s. jedesmaligen Zwecke. M.'s nachgelassene Schriften hat Kotzebue, s. naher Verwandter, herausgeg. und Nachrichten von s. Leben hinzugefügt (Lpz. 1819).

Muschelmünze, s. Kauris.

Muscheln, s. Schalthiere.

Muschenbroek (Peter von) oder Musschenbroek, geb. 1692 zu Leyden, studirte daselbst Medicin, Physik und Mathematik und promovirte 1715.

Nachdem er auf einer Reise nach London dort Newton kennen gelernt hatte, kehrte er nach Holland zurück und ward zum Prof. der Physik und Mathematik auf der Universität Utrecht ernannt, bald aber nach Leyden berufen, um dort denselben Lehrstuhl einzunehmen. Mehre Akademien, namentlich die pariser und londner, ernannten ihn zum Mitgliede. Die Könige von England, von Preußen und von Dänemark versuchten umsonst ihn in ihre Staaten zu ziehen. In der Experimentalphysik erwarb er sich bleibende Verdienste; durch seine Bemühungen wurden die Fortschritte der Naturlehre ungemein befördert. Auch erfand er das nachher von Lambert verbesserte Pyrometer. In s. Versuchen wie in s. Rechnungen sieht man viel Scharfsinn und Genauigkeit. Seine Werke sind: „Tentamina experimentor." (Leyden 1731, 4.); „Institutt. physicae" (ebend. 1748, 4.); „Compend. physicae experiment." (ebend. 1762). Er starb zu Leyden 1761.

Musen, Musae, die Göttinnen der schönen Künste und Wissenschaften, ursprünglich die Nymphen begeisternder Quellen. Ihre Abstammung wird verschieden angegeben. Auch in den Namen und Personen der Musen findet sich große Verschiedenheit. Die bekanntesten sind die Töchter Jupiters und der Mnemosyne, welche auch Moneta, Memoria und Mens genannt wird. Ihre Pflegemutter soll Eupheme gewesen sein. Beim Homer wohnen sie auf dem Olymp. Eigentlich stammten diese Göttinnen aus Pierien in Thracien, von da kamen sie nach Böotien und dann ins übrige Griechenland. Wahrscheinlich ist der Grund davon, daß man den Ursprung der Sängercultur nach Nordgriechenland setzte. Anfangs kannte man nur 3 Musen: Melete (das Nachsinnen bei der Arbeit), Mneme oder Arche (das Gedächtniß zur Verewigung großer Thaten) und Aoide (der Gesang zur Begleitung der Erzählung); nach Cicero noch eine vierte, Thelxiope („De nat. deor.", III, 21). Endlich brachte Pierus, ein Macedonier, 9 Musen nach Thespien, die man für seine Töchter hielt und daher auch nach Pausanias Pierides (Pierinnen) nannte. Andre leiten diesen Namen von Pieria am Olympus in Macedonien her, wo sie am frühesten verehrt wurden. Ihre Namen waren Klio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polyhymnia, Urania und Kalliope. Die Dichtung erzählt, Jupiter brachte mit der Mnemosyne 9 Nächte in Pierien zu und zeugte in diesen die 9 Musen. Gleich nach ihrer Geburt kamen sie singend und tanzend in den Olymp, wo Jupiter sie zur göttlichen Würde erhob. Nicht weit von der Spitze des Olympus ist ihr Palast, neben den Palästen der Grazien, wo sie singen und tanzen. Gewöhnlich werden sie als Jungfrauen dargestellt; bisweilen aber auch Kinder der Musen genannt. Nur Urania bleibt Jungfrau, außer daß sie bei Eustathius die Mutter des Linus genannt wird. Unter den Begebenheiten der Musen werden vorzüglich 3 Wettstreite erzählt, die sie mit den Sirenen, den Töchtern des Pierus und dem alten Barden Thamyris hatten. Die Sirenen mußten, als sie überwunden wurden, sich die Federn aus den Flügeln rupfen lassen, woraus sich die Musen Kränze fertigten, und flogen beschämt als geschwätzige Elstern hinweg. Als die Musen in dem Wettstreite mit ihnen sangen, standen der Himmel und die Gestirne, die Flüsse und das Meer still, und der Berg Helikon hüpfte vor Wonne, sodaß Neptun, damit er nicht gar bis zum Sitze der Himmlischen steigen möchte, den Pegasus abschickte, der ihn mit dem Fuße auf den Scheitel schlug; bei dem Gesange der unglücklichen Pieriden aber deckte schwarze Finsterniß weit umher die Gefilde. Der Barde Thamyris, der einen Wettstreit mit ihnen einging, hatte als Bedingung festgesetzt, daß, wenn er als Sieger davon ginge, jede von ihnen eine Nacht in seinen Armen ruhen sollte; würde er aber besiegt, so sollten sie ihm eine willkürliche Strafe auferlegen. Der letztere Fall trat ein, und er verlor zur Strafe seiner Vermessenheit die Augen und die Kunst, die Cither zu spielen. Eine gewisse Völkerschaft, erzählt die Sage, hörte den Gesängen der Musen mit so viel Vergnügen zu, daß sie das Essen darüber ver-

gaß und, dem Hungertode nahe, aus Mitleiden von den Göttinnen in Heuschrecken verwandelt wurde, welche immer singen, ohne, wie man glaubte, der Nahrung zu bedürfen. Die gewöhnliche und gemeinschaftliche Beschäftigung der Musen war Gesang und Tanz. Erst in spätern Zeiten schrieb man jeder einzelnen eine besondere Verrichtung zu, wovon die Alten nichts wußten. Kalliope wurde nunmehr die Göttin des Heldengedichts. Sie war die vorzüglichste unter den Musen, die Beschützerin der Könige, denen sie die Gabe der Beredtsamkeit und des Gesanges schenkte. Klio war die Göttin der Geschichte, Euterpe der Flöte, Thalia der Komödie, Melpomene der Tragödie, Urania der Sternkunde, Erato der Liebesgesänge, Polyhymnia der Beredtsamkeit und Mimik, und Terpsichore des Tanzes. Wollte man ihre Namen übersetzen, so könnte Erato die Liebliche, Kalliope die Schönredende, Euterpe die Wohlgefallende, Thalia die Fröhlichkeit, besonders bei Gastmählern, Melpomene die Gernsingende, Polyhymnia die Mannigfaltigkeit des Gesanges, Terpsichore die Tanzliebende und Klio den Ruhm bezeichnen. (Vgl. die besond. Art.) Ihre meisten Beinamen erklären sich von ihren Wohnsitzen, dem Helikon, Pindus, Parnassus, und den heiligen Quellen daselbst (daher Kastaliden, Pimpleiden u.). Im Allgemeinen werden sie als schöne, bekleidete Jungfrauen mit Kränzen von Palmlaube, oder Lorbern, oder Rosen, oder den Federn der Sirenen abgebildet. Sie tanzen im Kreise verbunden um den Apoll. (S. „Museum Pio-Clementinum", Bd. 1, Taf. 17—28, und Bd. 4, Taf. 14—15.) Ihre Verehrung verbreitete sich von Griechenland nach Italien; die Römer nannten sie eigentlich Camönen. In Rom hatten sie verschiedene Tempel und einen heiligen Hain. Von den Thieren waren ihnen die Schwäne, die Nachtigallen und die Heuschrecken heilig. Sie hatten Kunde der Vorzeit und wurden von dem Dichter am Eingange seines Gesanges angerufen.

Musette (lat. musa, ital. musetta) bedeutet 1) eine Sackpfeife (s. d.); 2) ein kleines Tonstück, das zum Tanzen eingerichtet ist, gemeiniglich im $\frac{6}{8}$-Takt, von etwas langsamer Bewegung, naiver Einfalt und einem sanften, schmeichelnden Gesange, oft auch über einen anhaltenden Baßton gesetzt. Tanz und Musik ist für ländliche Lustbarkeit bestimmt.

Museum nennt man in der Regel eine Sammlung seltener und anziehender Gegenstände entweder aus dem ganzen Gebiete der Naturgeschichte oder der Künste, welche in einem Gebäude zur Ansicht der Kenner, zum Genusse der Kunstfreunde, zur Befriedigung der Neugierigen und zur Belehrung von Schülern und Meistern aufgestellt ist. Zuerst wurde diese Benennung, die eine Musengrotte oder einen Musentempel bezeichnet, dem Theile des königl. Palastes in Alexandrien gegeben, welchen Ptolemäus Philadelphus für die Bibliothek bestimmte. Die schönsten Zwecke der Kunstwerke, zu begeistern und das Leben sinnig zu schmücken, werden verfehlt, wenn sie in Museen aufgehäuft und eingekerkert werden; hier bleibt die Kunst wol Lehrerin, aber sie ist nicht mehr Priesterin, nicht mehr Spenderin der reinsten, entzückendsten Freuden. Als die Urbilder der hohen Götter noch einzeln und in kolossaler Größe in ihren herrlichen Tempeln thronten, als des Alkamenes Venusbilder unter den Blumenlauben der Gärten, die Hermes-, Eros- und Herculesgestalten in den Gymnasien, Diana mit ihren hochgeschürzten Nymphen in schattigen Hainen, Myron's Nereidenzüge am Seegestade, und Apollo, Bacchus und die Musen in den Theatern wohnten: da war Alles an rechter Stelle, wo es erst die volle, vom Künstler beabsichtigte Wirkung thun konnte. Ebenso ging es den neuern Werken christlicher Kunst, als man sie dem stillen Schatten der hochgewölbten Dome, dem Schutze der Altäre, dem kindlich frommen Kerzenschein entriß. Die ersten Kunstsammlungen finden wir freilich schon in den Peristylen alter Tempel; Delphi mit seinen nach Volksstämmen getheilten Schatzkammern, der Tempel der samischen Juno und die palladische Akropolis zu Athen waren über-

reich an Kunstwerken, aber es waren Weihgeschenke, sinnig und schicklich geordnet und aufgestellt. Alexander's Nachfolger häuften Bildwerke aller Art in ihren Königssitzen, um sie bei ihren Triumphen in unabsehbaren Prunkzügen herumzuführen; die Kunst diente, aber schmückend und belebend. Ähnlich war das Schicksal der Kunstwerke im alten Rom; die gefangenen Götterbilder wurden als Sklaven aufgeführt, und unter den römischen Kaisern gab es mehr als Einen Nero, der allein aus Delphi 500 Statuen zur Schmückung seines goldenen Hauses kommen ließ. Doch Museen wurden hier noch nicht errichtet, öffentliche Gebäude und Paläste wurden mit sinniger Auswahl geschmückt, und die Kunst ging immer noch in das Leben über. Doch bald ging auch dieser letzte Schimmer alter Größe unter, und in der guten, allverbergenden Mutter Erde bildete sich das erste Museum, welches rettend und schützend die alten Kunstwerke vor den Anfeindungen der Vandalen bewahrte. Zu Anfang des 15. Jahrh. waren in Rom selbst nur etwa 5 antike Marmorbilder und eine einzige Statue von Bronze bekannt. Von Florenz aus ging ein neuer Tag für die Künste auf. Das Zeitalter der Mediceer begann. Cosmus I. sammelte schon Antiken und legte den Grund zum berühmten Florentinischen Museum. Bald wetteiferten die andern kunstliebenden Fürsten hierin. Ein Mediceer, Papst Leo X., verpflanzte die seinem Hause so eigne Kunstliebe nach Rom. Die Villa der Mediceer auf dem Monte Pincio wurde der Mittelpunkt der gefundenen Kunstschätze. Ein edler Wetteifer ergriff alle großen Familien Roms und ganz Italiens, durch fleißige Nachgrabungen das Köstlichste der Vorwelt zu gewinnen und ihre Paläste damit zu schmücken. Alle diese Sammlungen hatten mit Münzsammlungen angefangen. Die Familie Este machte die erste Gemmensammlung; sie waren durch ihre Inschriften beliebt, denn von Buchstabenschrift ging die neuere Bildung aus. Von den Münzen ging man zu Sammlungen von Büsten über, doch blieben diese meist, wo sie hinpaßten, in Bibliotheken und Thronsälen, sowie man die übrigen gefundenen Bildwerke noch gern in geräumige Hallen und offene Höfe vertheilte, wie das Cortile im Belvedere und die Villen in und bei Rom es zeigen. Musterhaft war in dieser Hinsicht die Aufstellung der Antiken in den 9 Stanzen der Villa Borghese, welche leider bei der Rückkehr der Kunstwerke nach Italien nicht wiederhergestellt werden konnte, da diese Borghese'schen Kunstschätze von den Franzosen gekauft und nicht geraubt wurden. Unter Italiens Himmel blieb Manches möglich, was das rauhe, nordische Klima ganz verbietet. Die vielen sinnlosen, nur durch engen Raum und eitle Willkür geordneten Zusammenstellungen ganz verschiedenartiger Gegenstände stören bei solchen Vorrathskammern und Kunstspeichern am meisten. In unsern Tagen entstehen überall Museen; andre erweitern und verherrlichen sich. Greift auch jene Sammlerliebe zuweilen in der Wahl der Gegenstände über das Ziel, so lehrt sie wenigstens beachten und erhalten, was von kunstliebenden Voräl tern hinterlassen worden ist. Mittheilungen über ihren Zweck und die bei ihr zu befolgende Weise, wie in Böttiger's „Amalthea", sind daher nicht ohne Nutzen. Da aber die Kunst nur im Leben sich an ihrem Platze findet, so muß man hoffen, daß durch die Theilnahme an jenen geretteten Schätzen die Empfänglichkeit für Werke, die aus dem Leben hervorgegangen sind, angeregt werden wird, daß unsre Kirchen allmälig wieder würdig ausgeschmückt, die Rathhäuser durch Denkmäler zu größerer Bedeutung erhoben, die öffentlichen Brunnen sinnig verziert, die Märkte durch paßliche Erweckungssteine zu öffentlichen Museen umgestaltet werden, wie die kunstreichen Städte Korinth, Pergamus, Athen, wie Florenz, Augsburg, Nürnberg u. a. einst waren, deren verstümmelten Nachlaß wir so sorglich verschließen.

Die berühmtesten **Museen in Italien** sind: das Museum im Vatican, welches fast alle Zimmer dieses ungeheuern Palastes einnimmt, da die berühmtesten Gemälde, Statuen, Reliefs, Bücher und Handschriften hierzu gehören.

Die Stanzen und Logen enthalten die berühmten Frescogemälde Rafael's, im Cortile ist der Apoll und der Laokoon nebst unzähligen der herrlichsten Bildwerke; in die vaticanischen Säle kamen Rafael's Transfiguration, s. Madonna di Foligno und die meisten der berühmten Gemälde, die nach Paris entführt waren. Über die Alterthümer s. das „Museo Pio-Clementino" und die Fortsetzung desselben: „Il Museo Chiaramonti", mit e. Erklär. v. Visconti und Guattani, herausg. v. Ant. d'Este und Gaspare Capparone (Rom 1808, Fol.). Das Museum in Florenz (s. d.) wetteifert mit dem vaticanischen; seine schönsten Zierden sind die mediceische Venus und der farnesische Hercules. Das Museum in Paris war zu der Zeit, wo alle höchste Kunstschätze darin aufgehäuft waren, das reichste der Welt; es ist aber auch jetzt noch beträchtlich. (S. „Kunstbl." z. „Morgenbl.", 1817, Nr. 16.) Die herrliche Diana, Apollos echte Schwester, die majestätische Pallas von Velletri und die kolossale tragische Muse sind dessen erste Zierden. Da man in Frankreich (wol mit Recht) auch die Gemäldegalerien mit unter dem Titel Musée versteht, so müssen wir hier der herrlichen Galerie des Louvre gedenken, deren größte Zierden jetzt, außer den von Franz I. erkauften Gemälden von Rafael und Leonardo, die Werke von Poussin, Lebrun und Lesueur, sowie die Gemälde der ehemaligen Galerie des Luxemburg von Rubens sind. Über die Bildwerke des Louvre s. m. des Grafen Clarac „Musée de sculpture antique et moderne" (Paris 1826, m. Kpf., Fol.). Außerdem hatte Paris noch ein Museum von Nationaldenkmälern, welches höchst anziehend war. Diejenigen Monumente, welche durch die Volkswuth während der Revolution den Kirchen entrissen, der Zerstörung entgangen waren, wurden hier von Lenoir, einem Manne von Kenntnissen und Geschmack, gesammelt, aufbewahrt und, nach Jahrhunderten geordnet, in Sälen aufgestellt, wovon jeder im Geschmack seines Jahrhunderts gebaut und verziert war; ein Garten dabei enthielt die Grabmäler, welche zu groß für die Säle waren; das Ganze war höchst merkwürdig; jetzt aber ist Alles wieder an die alten Stellen zurückgekehrt. Unter Englands Museen ist das orforder das älteste. Es wurde 1679 angelegt und verdankt einen großen Theil seiner Schätze dem Elias Ashmole, dessen Namen es auch seitdem führt. Das britische Museum in London wird durch Schenkungen sowol als Ankäufe immer reicher. Sir Robert Cotton legte durch seine schöne Handschriftensammlung den Grund dazu; seitdem ließ die Regierung keine Gelegenheit, das Museum zu bereichern, unbenutzt: so kaufte sie die Sammlungen Hamilton's, die Marmor und Basreliefs Townley's und neuerlich noch die reiche Sammlung des Lord Elgin und die Frisenreliefs von Phigalia. — Kein Land Europas besitzt mehr Museen als Deutschland. Berühmt sind in Dresden die Antikensammlung, das Augusteum genannt, dessen höchste Zierde die 3 Herculanerinnen sind, die Gemäldegalerie mit der Himmelskönigin von Rafael und heiligen Nacht von Correggio, und das Museum der Mengs'schen Gypsabgüsse. Ferner sind zu Wien und zu München schöne Museen; Münchens neuerworbene Schätze der plastischen Kunst vereinigt jetzt die Glyptothek (s. d.) in würdiger Aufstellung, dem gegenüber durch des Königs Kunstsinn sich ein gleiches Gebäude zur Aufnahme der Gemälde erhebt. Diese sind durch die ehemalige düsseldorfer Sammlung und durch die Boisserée'sche Gemäldesammlung beträchtlich vermehrt; ihre höchste Zierde ist Guido's Himmelfahrt der Madonna. Noch umfassender wird das Museum werden, das nach Schinkel's Planen zu Berlin erbaut worden ist, um Marmor, Gemälde, Münzen und geschnittene Steine (z. B. die Solly'sche und die Giustiniani'sche Sammlung, die ägypt. Denkmäler von Minutoli und Passalacqua) in sich aufzunehmen. Als Gebäude den schon vorhandenen Denkmalen angepaßt, wird es den Ansprüchen bestimmter genügen, die man an Prachtgebäude der Art zu machen berechtigt ist. (Vgl. Prof. Levezow's Mittheilung im 2. Bde. der „Amalthea".) Mit derselben Liberalität unterstützt die preuß. Regie-

rung die Bildung des Museums zu Bonn, das durch Hofrath Dorow's Thätigkeit bei den Nachgrabungen in den Rheinprovinzen schon zu einem bedeutenden Besitzthum gelangte, welches jetzt durch A. W. v. Schlegel's Leitung nicht ohne gelehrte Ausbeute für Alterthumskunde sein wird. (S. Dorow's Beschreibung, m. Kpf., Stuttgart 1823, 4.) Dieselbe Gesinnung ermuntert die Vorsteher der Sammlung zu Münster, wo die Denkmäler durch die Nähe des Fundorts an Bedeutsamkeit so unverkennbar gewinnen. Prof. Büsching's Eifer für altdeutsche Studien gibt dem Museum zu Breslau einen Reiz, der ihm nur durch die Sammlung zu Kopenhagen, wo man gleiche Richtung verfolgt, streitig gemacht werden kann. Büsching's heidnische Denkmäler Schlesiens sind gleichsam der fortlaufende Anzeiger Dessen, was diese Sammlung gewonnen. Gleichmäßig entstehen in Halle, in Leipzig bei den Alterthumsgesellschaften Museen der Gegenstände, die sie beschäftigen. Umfassender ist das vaterländische Museum zu Prag, dem uneigennützige Vaterlandsliebe und die großartige Gesinnung s. obersten Leiters, des Gr. Sternberg, stets neue Erwerbungen zuweist. In Gotha wurde das neue Museum, in welchem Herzog Friedrich IV. die Bibliothek, das Münzcabinet, das sinesische und das ostindische Cabinet, die Seezen'schen Sammlungen, die Kunstkammer u. a. m. nebst einer Gemäldegalerie aufstellen ließ, 1824 eröffnet. Vorzüglich reich ist die Galerie an Bildern aus der altdeutschen Schule. Der durch seine Petrefactenkunde rühmlich bekannte Geh.-Rath v. Schlotheim führt die Aufsicht über das Museum. Unterdessen wachsen die Sammlungen zu Wien, die Museen zu Kassel, Darmstadt, Braunschweig, Bern durch bedeutende Ankäufe. Frankfurt hat den Grund zu einem Nationalmuseum gelegt durch die Gemäldesammlung des Hrn. Städel. In Stuttgart ist ein Museum trefflicher Gypsabgüsse, welche der jetzige König kaufte. Die Sammlung der Fürsten von Wallerstein zu Wallerstein verdient nach dem „Kunstbl.", 1824, Nr. 80, besonders dadurch Aufmerksamkeit, weil die Übereinstimmung des Baulichen dort einen Eindruck hervorbringen muß, den die meisten derartigen Sammlungen durchaus vermissen lassen. An diese Sammlungen schließen sich die Museen an, die begünstigte Kunstfreunde um sich gebildet haben. Mit der Gr. Schönborn'schen Sammlung zu Pommersfelden, dem Schönfeld'schen Museum (bei Wien, das auch Technologie umfaßt) wetteifern die Bettendorf'sche Sammlung zu Aachen („Wegweiser" bei der „Abendzeitung", 1824, Nr. 38), die Sammlungen, welche Baron Schellersheim, welche der Staatsrath v. Nagler zu Berlin, Hr. Speck zu Leipzig u. A. um sich aufgestellt und für Kunstfreunde wie für Kunstjünger geöffnet haben. In dieser Hinsicht müssen besonders das Haus des Hrn. v. Quandt zu Dresden, wo Kunstwerke von dem bedeutendsten Werthe die täglichen Umgebungen ausmachen, und des Minist. v. Humboldt Lustschloß Tegel bei Berlin mit Achtung und Dank genannt werden. Denn während in Italien die Sammlerliebe sich verliert, gedeiht sie desto kräftiger in England, Deutschland, Frankreich. Mit engl. Aufwand erbaute man zu London seit 1824 ein Museum, wo die bisher so unwürdig aufgeschichteten Denkmäler und Seltenheiten, die Beute mehrer Welttheile, eine entsprechendere Unterbringung finden werden. — Das brit. Museum besitzt auch seit 1826 die wichtige Samml. oriental. Handschriften und Alterthümer von Claude Rich. Die ägypt. Denkmäler kennen wir genauer durch Ch. Yorke und Martin Leake: „Les principaux monumens égyptiens du Musée britannique etc., expliqués d'après le système phonétique" (Champollion's) (London 1827). Das Museum Worsleyanum kennen wir aus den von Eberhardt und Schäffer in Darmstadt herausgeg., in Zink gearbeit. Abbild. (Darmst. 1827, 12 H.). Vielleicht war der außerordentliche Preis, mit dem die Angerstein'sche Gemäldesammlung für dieses Museum erworben wurde (38 Stück für 57,000 Pf. St.), ein Hauptgrund, weßhalb so viele Privatsammlungen des Festlandes auf einmal zur öffentlichen

Kunde und zum Markte kamen. In welcher Art dort Privatsammlungen eingerichtet sind, hat man besonders durch die Angaben über Fonthill-Abtei erfahren, dessen verschwenderischer Glanz selbst unter den Nabobs von Altengland Staunen erregte („Kunstblatt", 1824, Nr. 37). *) Als Ersatz für das Museum der franz. Denkmäler, das unter der vorigen Regierung in Frankreich aufgelöst wurde, hat man 1824 in Paris eine Sammlung neuer Skulpturen aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissensch., Leos X., Ludwigs XIV. und der spätern Jahre, u. d. N. Galérie Angoulême mit dem Museum verbunden, dessen Besitz durch die Venus von Melos (s. d.) und den Thierkreis von Denderah (s. d.) wahrhaft königlich erweitert worden ist. Durch die Sorge des Ministeriums erfreuen sich selbst die Sammlungen in den Provinzstädten einer Beachtung, die interessante Mittheilungen verheißt, und schon haben Lyon durch Artaud's Eifer, und das Elsaß, wo besonders Schweighäuser an der Spitze steht, durch Funde und Untersuchungen Aufmerksamkeit erregt. Auch Spaniens Kunstschätze blieben nicht unbeachtet, obgleich das Ausland seinen Sammlungen größere Aufmerksamkeit schenkte als das mit politischen Dingen zu sehr beschäftigte Inland. Was Llorente davon mittheilte, findet man im „Kunstblatt", 1821, Nr. 23. — In Italien waren die Zeitumstände für Kunstpflege nicht die begünstigendsten; bennoch wurde in Turin 1824 von den ägyptischen Alterthümern, die Drovetti dahin geschickt hatte, ein ägyptisches Museum errichtet. Es befindet sich darunter ein auf Papyrus geschriebenes Werk in phönicischer Sprache. Amad. Peyron gab die „Papyri graeci Musei Taurinensis" heraus. Mailand wurde täglich reicher an Münzen; in Brescia entstand 1827 ein Museum für Alterthümer, nachdem man einen Tempel mit vielen Statuen und andern Alterthümern daselbst vor wenigen Jahren ausgegraben hatte; Florenz machte s. alten Schatz durch genauere Erforschung zu einem europäischen Eigenthum, und Pius VII., der, die Zeit berücksichtigend, an Liebe für die Künste weder Clemens XIV. noch einem andern s. nähern Vorgänger nachstand, hat durch den Anbau des neuen Flügels an das Museum Chiaramonti (des braccio nuovo) allen Fürsten ein Beispiel gegeben, wie diese Pfleganstalten alter Reste die gegenwärtige Kunst erheben können. Für die Erweiterungen des Museums Borbonico zu Neapel bot die dort ewig reiche Erde selbst ihre Schätze. Zufällig bei dem Palaste der Studj gefundene Gräber bilden jetzt die Fortsetzung dieser noch viel zu wenig gekannten Kunstsäle. **) Venedig verlor leider Den, der unermüdet dort für Erwerbung und Kunstbelebung wirksam war, Gr. Cicognara (gegenwärtig Oberaufseher der Kunstschätze des Vaticans). Dieselbe Neigung, sich mit Schätzen der Kunst zu umgeben, trifft man auch in den Hauptstädten des Nordens an. Über Petersburgs Kunstschätze s. m. Ferd. Hand's Beschreib. (Weimar 1827, 1. Bd.), insbesondere Miliotti über die geschnittenen Steine daselbst (Wien 1803), und über den Gemäldeschatz seiner Lustschlösser, mit einer Anzeige des zu früh verstorb. Ignatius, Oldekop's „Petersb. Zeitschrift" (1822, Nr. 46), die leider nur Pawlowsk uns kennen lehrt. Genaueres wissen wir von Museen, die aus den Trümmern des alten Olbia ihre Schätze erwarben, von Stolnoje und den Sammlungen der Hrn. Blaramberg und Stempkowski zu Odessa. Die dörpter Gelehrten, die dem dortigen Museum vor-

*) Auch die Asiatische Gesellschaft zu Calcutta hat daselbst ein auf indische Merkwürdigkeiten sich beschränkendes Museum eröffnet. (Vgl. die „Asiatic researches".)

**) Die vorzüglichsten Schätze dieses Kunsttempels in treuen Abbild. u. Erklär. enthält das seit 1824 zu Neapel von Niccolini, Director der bild. Künste daselbst, heftweise herausgeg. „Real Museo Borbonico", das 16 Bde. stark werden und nebst dem classificirten Kataloge von 2 Bdn., der die minder bedeutenden und nicht ausführlich beschrieb. Denkmale enthalten soll, 288 Guld. C.-M. kosten wird. Zugleich gibt Niccolini darin Nachrichten von den Ausgrabungen in Pompeji.

stehen, machen uns von Zeit zu Zeit mit den ihnen anvertrauten Besitzthümern bekannt, so auch die Pfleger der kurländischen Sammlung zu Mitau. Die Verwalter der Sammlungen zu Kopenhagen suchen ebenfalls in beständiger Beziehung mit Männern wie Münter, Thomsen und vielen gleichgesinnten, mit den Museen Schritt zu halten, denen größere Mittel zugefallen sind. Insbesondere dürfen sich die Freunde des nordischen Alterthums reiche Übersichten versprechen, wenn sie Das, was dort in ungezählter Menge, aber geistreich geordnet vorkommt, mit Dem vergleichen, was die Putbus'sche Sammlung auf der Insel Rügen und die des Großherzogs von Mecklenburg zu Schwerin darbieten. Zu einem Museum schuf der Bischof Münter seine eigne Wohnung um, und s. Gelehrsamkeit weiß jedem der Steine, die ihn täglich umgeben, Aufschlüsse abzugewinnen. Jenen nichts verschmähenden, aber weise sich auf ein Vorgesetztes beschränkenden Sinn theilt jetzt auch Holland, das Land der Liebhabereien. Was zu Leyden unter Prof. Reuven's einsichtiger Betriebsamkeit gewonnen wird, was man für den Haag zusammenbringt, das erzählt dieser Gelehrte selbst in s. „Antiquiteiten". — Noch gibt es wissenschaftliche Museen, wohin wir vorzüglich auch die orientalischen rechnen, wie das neu entstandene zu St.-Petersburg. Allgemeinere, besonders vaterländische Zwecke haben die zu Grätz, Pesth, Brünn, Innsbruck, Stuttgart, Karlsruhe, Tübingen ꝛc.

Musik. Unter Musik (*μουσικη*) verstanden die Griechen die sogen. Musenkünste, vorzüglich Tonkunst, Dichtkunst, Redekunst. Plato setzt sie der Gymnastik entgegen. Und die *ἀγωνες μουσικοι* (musikalische Wettstreite) fanden in allen diesen Künsten statt. Späterhin wurde der Name Musik und musikalisch blos auf die Kunst, durch Töne das Gemüth mit Wohlgefallen zu bewegen, beschränkt, eine Kunst, deren Werke in dem Gebiete der Zeitformen sich bewegen und daher auch von der Zeit mehr als andre abhängig sind. Wenn wir uns von dem Wesen dieser Kunst einen richtigen Begriff machen wollen, so müssen wir versuchen, ihren Ursprung in der Natur auszuforschen. Es wird uns dadurch erleichtert, daß wir diese Kunst einigermaßen noch täglich entstehen sehen, sowie wir denn auch den ersten, ganz rohen Gesang gegenwärtig bei allen noch halb wilden Völkern antreffen. Die Natur scheint eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Herzen und dem Gehöre gestiftet zu haben. Jede Stimmung kündigt sich durch eigne, ihr angehörige Töne an, und eben diese Töne erwecken in dem Herzen Dessen, der sie vernimmt, die Empfindung, aus welcher sie entstanden sind. Ein Angstgeschrei setzt uns in Schrecken und frohlockende Töne erzeugen Fröhlichkeit. Ja unter den beiden edeln Sinnen hat das Gehör die größere Kraft, auf das Gefühl zu wirken. Setzt man nun noch hinzu, daß in vielen Fällen der in Affect versetzte Mensch sich gern in demselben zu bestärken, daß er sich zu bestreben scheint, ihn immer mehr und mehr zu äußern, wie z. B. in der Freude, zuweilen auch im Zorn und in andern Affecten geschieht: so wird es sehr begreiflich, wie auch die rohesten Menschen, wie sogar Kinder darauf verfallen, durch eine Reihe leidenschaftlicher Laute sich selbst in ihrer Stimmung zu bestärken und sie immer mehr zu entflammen. Dieses ist nun freilich noch kein Gesang, aber der erste natürliche Keim dazu. Die abgemessene Bewegung, die in gleichen Zeiten gleichweit fortrückt und ihre Schritte durch den Nachdruck, den jeder beim Auftreten bekommt, merklich macht, ist überhaupt unterhaltend und erleichtert die Aufmerksamkeit, die sonst bald ermüden würde. Daher in allen den Verrichtungen, die eine Anstrengung erfodern, die taktmäßige Bewegung von selbst gesucht wird, wie z. B. bei Denjenigen, die Schiffe ziehen oder durch Ruder fortstoßen. Aber noch mehr Aufmunterung gibt diese taktmäßige Bewegung, wenn sie rhythmisch ist, d. h. wenn in den zu jedem Schritt oder Takt gehörigen kleinen Rückungen verschiedene Abwechselungen in Stärke und Schwäche sind und aus mehren Schritten größere Glieder, wodurch

das Fortdauernde mannigfaltig wird, entstehen. Daher das Rhythmische in dem Hämmern der Schmiede und in dem Dreschen, das Mehre zugleich verrichten. Dadurch wird die Arbeit erleichtert, weil das Gemüth vermittelst der Lust, die es an Einförmigkeit, mit Abwechselung verbunden, findet, zur Fortsetzung derselben ermuntert wird. Diese taktmäßige und rhythmische Bewegung nun kann unmittelbar mit einer Folge von Tönen verbunden werden, weil eine solche Folge stets den Begriff der Bewegung mitsichführt. Und somit ist demnach der Ursprung des förmlichen, mit Takt und Rhythmus begleiteten Gesanges und seine natürliche Verbindung mit dem Tanze begreiflich. Der Gesang, vielleicht so alt wie das Menschengeschlecht selbst, war ursprünglich der Trieb des Menschen, seine Gefühle, besonders wenn sie vorzüglich heftig waren, gleichsam aus dem Herzen durch den Mund auszustoßen und sich überhaupt des unangenehmen Gefühls sowol als des angenehmen zu entledigen. Die geistige Natur des Menschen, durch Freude, wie durch Schmerz, in ihrer Ruhe und in ihrem Gleichgewichte sehr gestört, strebt, beider Empfindungen Herr zu werden und sie unterzuordnen, und der Ton, sowol der der Freude als der des Schmerzes, ist das Bestreben, sich der Empfindungen, die dem Herzen zu mächtig werden, durch das kräftigste Mittel, wodurch die Natur sich zu äußern pflegt, durch die Stimme, zu entledigen. Der gebildete Mensch erhob die Töne durch gesetzmäßige, aber mannigfaltige Verbindung zum freien Spiel, um sich hörend im Reiche der Empfindungen zu ergötzen. Ihre Selbständigkeit erreichte diese Kunst in der Instrumentalmusik (s. d.), welche früher nur dienend war. Da die Musik nun vorzüglich auf die Empfindung des Menschen wirkt, so ist es dem Zwecke derselben unangemessen, durch sie eigentliche Gedanken und Vorstellungen darstellen zu wollen, und jedes Tonstück, das nicht Empfindung erweckt, ist kein Werk der echten Tonkunst. Doch müssen wir dabei nicht übersehen, daß nicht Jeder, welcher ein gesundes Gehör hat, auch ein musikalisch gebildetes und jene zur wahren Auffassung der Tonwerke nöthige Reizbarkeit der Gehörsorganisation besitzt, durch welche die Töne mit dem Gefühl in Verbindung zu stehen scheinen. Nächstdem kommen auch die Mittel in Betrachtung, auf deren Kenntniß und Gebrauch diese Kunst beruht. Sie sind dreifach: die Melodie (s. d.), der Rhythmus (s. d.) und die Harmonie (s. d.). Die Tonart aber, in welcher eine Melodie vorgetragen wird, ist darum wichtig, weil eine jede Tonleiter ihren besondern Charakter hat. Auch der Rhythmus hat zum Ausdruck der Empfindung eine große Kraft, weil die Empfindungen überhaupt eine schnellere oder langsamere Bewegung haben. Die Harmonie schließt ebenfalls ungemein viel Kraft zum Ausdruck der Empfindungen in sich. Es kann durch sie Ruhe und Unruhe, Schrecken oder Fröhlichkeit in dem Gemüthe der Zuhörer erweckt werden. In Betreff dieser Wirkungen selbst ist die Tonkunst unerklärbar. Wenn jede andre Kunst mehr oder weniger zum Verstande spricht, dieser sich aber der empfangenen Eindrücke stets bewußt ist und die Gründe davon aufzuzählen vermag, so wirkt dagegen die Musik vorzüglich auf das Gemüth und ist im Stande, dasselbe bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit zu entflammen. Sie erweckt in uns an sich keine Begriffe und Ansichten, sie wirkt vielmehr zunächst auf das Unbewußte, auf die bloße Ahnung in uns; dies ist das unendliche Gebiet, wo die Musik ihre wunderbare, mit nichts zu vergleichende Herrschaft ausübt, und sie ist darum rein romantischer Natur. Daraus wird auch erklärbar, warum die Griechen, bei welchen vielmehr die Anschauung das Herrschende war, in dieser Vollendung keine Musik gehabt haben können. Bei den Werken der Tonkunst unterscheiden wir die musikalische Erfindung (Composition im eigentlichen Sinne, zu welcher Kenntniß der ästhetischen und technischen Bedingungen der Tonkunst und musikalisches Genie gehört) von der Ausführung (Execution oder äußere Darstellung). Letztere ist durch Erstere bedingt und in Hinsicht der Darstellungsmittel Vocal- oder Instrumen-

talmusik (s. d.) oder Beides. In Hinsicht des Orts der Ausführung und des damit zusammenhängenden besondern Zwecks derselben gibt es Kirchen- oder religiöse Musik und weltliche Musik; diese ist Theater-, Concert- oder Kammer- und Tanzmusik. Die Musik hat wie jede Kunst eine ästhetische oder geistige und eine technische oder äußere Seite. Die erstere hat zum Gegenstande die Ästhetik der Tonkunst, zu welcher bisher nur zerstreute Beiträge geliefert worden sind, besonders in den musikalischen Zeitungen. In Hinsicht auf letztere beruht sie auf Mathematik und vornehmlich auf der Arithmetik, sowie auf Akustik, und ist Melodie, Harmonik und Rhythmik. — Seit Euler hat man eingesehen, daß die Musik ein Recht hat, unter den mathematischen Gesichtspunkt aufgenommen zu werden, obschon sie aus diesem Gesichtspunkte noch nicht völlig ausgebildet zu sein scheint. Sie bewegt sich in dem Elemente des Raumes wie der Zeit auf eine Art, welche im Sinne der Mathematik ausgemessen werden kann. Ihre Töne sind in Bezug auf ihre Dauer und abgesehen von ihrer übrigen Beschaffenheit Zeitgrößen, welche von der ganzen Note 𝅝 bis zum 𝅘𝅥𝅱 und in thesi noch weiter, in einer absteigenden, geometrischen Progression stehen, deren Exponent 2 ist: 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{32}$ u. s. f. Ihre Taktarten sind durch Brüche ausdrückbar ($\frac{4}{4}$-, $\frac{3}{4}$-, $\frac{2}{4}$-, $\frac{5}{4}$-, $\frac{3}{8}$-Takt u. s. w.), welche in Zahlen anzeigen, wie viel Theile von der Zeiteinheit 𝅝 in jedem Taktabschnitt enthalten sind. Im Elemente des Raums lassen sich ihre Töne als Schallgrößen betrachten, und ihre Entfernungen von einander in der Scala (dem ideellen Raume von Höhe und Tiefe) werden in Zahlen ausgedrückt, die auf eine mathematische Eintheilung dieses ideellen Raumes sich beziehen (Octave, Tertie, Septime u. s. f.). Ähnliche Verhältnisse finden unter den Stimmstufen von Discant bis Baß und unter den Tonarten (Klanggeschlechtern) statt. In der Instrumentalmusik hängt die Höhe und Tiefe der Töne von den Verhältnissen der Stärke, Länge und Anspannung der Saiten, der Beschaffenheit und der Entfernung der verschließbaren Schallöffnungen u. dgl. ab, und alle diese Verhältnisse lassen sich nach mathematischen Regeln bestimmen und ausmessen. In dieser Regelmäßigkeit ihrer Bewegung in Raum und Zeit, man kann sagen, in der mathematischen Meßbarkeit ihrer wesentlichsten Schritte in jenen beiden elementarischen Anschauungsformen liegt ihr Hauptunterschied von der lebendigen Rede und vielleicht der oberste Grund ihrer größern Wirksamkeit auf unser Nervensystem. Dagegen entbehrt sie natürlich der Freiheit, womit die lebendige Rede im Elemente der Zeit und im Gebiete des Schalles sich bewegt, und darin dürfte die letzte Ursache des Umstandes zu suchen sein, daß sie unsere Empfindungen nicht so fein abstufen und schattiren kann, als die lebendige Rede mittelst unsers Vorstellungsvermögens vermag. Sie erregt Empfindungen auf einem mehr physischen als psychischen Wege und überbietet die Qualität der Wirkung, deren die Rede fähig ist, durch Quantität, durch Stärke und Dauer. — Die Theorie der Musik haben Marpurg, Kirnberger, Knecht, Vogler, Türk, Gottfried Weber u. A. gründlich bearbeitet. Angehenden Tonkünstlern ist auch Ebhard's „Schule der Tonsetzkunst in systematischer Form" (Leipz. 1824) zu empfehlen.

Musik (Geschichte der). Die Musik ist eine der ältesten unter den schönen Künsten; hauptsächlich darum, weil das Darstellungsmittel derselben, der Ton, dem Menschen auf die vollkommenste Weise angehört, und jedes lebhafte Gefühl sich in Tönen zu äußern strebt. Es scheint aus letzterm Grunde widersinnig, die Erfindung der Musik in eine Nachahmung der Naturtöne und Thierstimmen zu setzen, die doch weit unvollkommener sind als die des Menschen. Eins nur scheint jener Annahme zum Grunde zu liegen, was der Erfahrung und dem vernünftigen Nachdenken gemäß ist, nämlich, daß die Verschiedenheit der Naturtöne und die Mannigfaltigkeit der Thierstimmen insbesondere auf die Ausbildung des menschli-

chen Ohres, wie der Einfluß einer Umgebung überhaupt auf die sich entwickelnde Thätigkeit, eingewirkt, und daß man durch äußere, auf Naturveranlassung erfundene Instrumente zuerst die bestimmten Abmessungen der Töne gefunden habe, auf welchen die Musik beruht. Aber sowie jenes die Musik als Kunst noch nicht erklärt, so setzt dieser mittelbare Einfluß der Natur schon ein ausgebildetes Gehör voraus. Letzteres bestätigt sich auch dadurch, daß, wo wir Musik bei einem Volke finden, Instrumente nicht fehlen. Gewiß ist es, daß die Musik als Kunst erst begann, als der Mensch, in unmittelbarem oder mittelbarem Besitze mannigfaltiger Töne, dieselben zum sprechenden Ausdruck seines Innersten auf eine gesetzliche und dem Ohre wohlthuende Art zu verbinden verstand. Dies aber setzt voraus eine Ausbildung des Gehörs, vermöge welcher man den Abstand und die Eigenthümlichkeit einzelner Töne genau zu unterscheiden fähig ist, welche Unterscheidungsfähigkeit, wie wir sagten, durch äußere Instrumente erleichtert wird, an welchen das Verhältniß der Töne gleichsam sichtbar wahrgenommen werden kann. Hiernach scheint allerdings die Vocalmusik, oder die Hervorbringung musikalischer Töne durch die menschliche Stimme, die älteste, und die erste Art der Instrumente scheint bei dem ruhigen Leben des Hirten, den das Windgeräusch im Schilfe oder eine andre zufällige Veranlassung auf das Tönen hohler Körper durch Einblasen der Luft aufmerksam macht, sowie der Klang ausgespannter Sehnen auf Saiteninstrumente führt, erfunden worden zu sein. Auch dienten die Instrumente früher nur zur Begleitung; der Gesang aber war mehr declamatorisch. Nach der Bibel soll schon Jubal, Lamech's Sohn, vor der Sündflut auf Instrumenten musicirt haben. Allein es fragt sich hier wol, ob nicht die Mosaische Urkunde Vieles aus ihrer Zeit auf die ältere überträgt. Das Gewissere ist Folgendes: Wie überall, so auch bei den Hebräern, waren Dichter und Sänger Eine Person, und bei ihnen finden wir auch häufig die abwechselnden Liederchöre (2. Mos., 15, 20). Die musikalischen Instrumente, welche diese Gesänge begleiteten, waren Harfe, Cither, Trompete und Pauke, oder Trommel. Als einer der ältesten Gesänge mit Instrumentalbegleitung wird der Lobgesang der Mirjam (Moses's Schwester), gesungen nach dem Durchgange durchs rothe Meer, angeführt. Zu David's und Salomon's Zeiten hatte die Musik bei den Hebräern ihren höchsten Gipfel erreicht; und ein Theil ihres Gottesdienstes bestand in singendem Vortrage feierlicher Psalmen mit Instrumentalbegleitung. So viel wir aus den aufbehaltenen Nachrichten und selbst aus der Einrichtung der hebr. Poesie, bei welcher ein gewisser Parallelismus der Glieder herrschend war, schließen können, so hatte die Musik der Hebräer einen sehr bestimmten Rhythmus, vielfache Melodie, aber eine, wenn auch starke, doch einförmige Begleitung, wie die der meisten alten Völker. Auch hatten sie eigne Musikzeichen, welche über den poetischen Text gesetzt wurden, und nach welchen man auch declamirte. (S. Georg Ventzky's Gedanken von den Noten oder Tonzeichen der alten Hebräer, in Mitzler's „Musikal. Bibliothek", 3. Th., und Anton's Versuch, die Melodien der alten hebr. Gesänge zu entziffern, in Paulus's „Neuem Repertorium für biblische und morgenländische Literatur", 1. u. 2. Th.) Allein die Musik wurde nicht bloß zum öffentlichen Gottesdienste angewendet, für welchen Gebrauch es besonders seit David eine große Anzahl von Sängern, Sängerinnen und Instrumentalisten gab, auch bei weltlichen Festen, z. B. bei feierlichen Gastmählern und bei Leichenbegängnissen, fehlte es nicht an Musik. Um diese Zeit hatte sich auch die Zahl der Instrumente selbst vermehrt, unter denen die dreieckige Harfe (Kinnor) und die Cymbel vorzüglich angeführt werden. (Vgl. Herder, „Vom Geist der hebräischen Poesie", 2. Bd.; Pfeiffer, „Über die Musik der alten Hebräer", Erlangen 1779.) Wie bei den Hebräern, so auch bei andern Völkern läßt sich keine bestimmte Zeit des Ursprungs der Musik angeben, da die Übergänge des, bei noch ungebildeten

Stimmen, überall vorkommenden rohen Gesangs und lärmenden Getöses in eine kunstmäßige Musik so mannigfaltig sind, und was die Sagen der Völker über den Ursprung der Musik berichten, entweder sich auf jene rohen Anfänge bezieht, oder spätere Allegorie ist. In Hinsicht der Ägypter aber hat Pauw („Recherch.", 1. Bd., S. 244) übertrieben behauptet, daß sie weder Poesie noch Musik geübt haben. Die Sage, daß Thaut oder Thot (Hermes) die Musik erfunden habe, kann keine besondere Bedeutung haben, da Thaut überhaupt (nach Creuzer) als Genius der Wissenschaft und Kunst angesehen wird. Die im Grabe des Osymandias bei Theben gefundenen musikalischen Instrumente, aus welchen man schließt, daß die Ägypter bereits 2000 J. v. Chr. Musik gekannt haben müssen, beweist, wie die Erfindung der Lyra (s. d.) durch Hermes, bloß für den Gebrauch musikalischer Instrumente, aber gar nichts für die Betreibung der musikalischen Kunst in Ägypten. Ob die Hebräer sie daher von ihnen empfangen haben, ist sehr zweifelhaft. Daß der Name Musik selbst den Griechen seinen Ursprung verdankt, und daß man unter ihm nicht bloß die Tonkunst, sondern überhaupt die Künste und Wissenschaften der Musen, mithin auch die Poesie und den Tanz, oder die dem Gesange ursprünglich verschwisterte lebhafte Mimik, ja selbst die Beredtsamkeit, Grammatik und Philosophie verstanden habe, ist bekannt. Nach Aristides Quintilianus, der unter Trajan über die Musik schrieb, ist sie eine Kunst des Anständigen in Stimme und Bewegung. Auch Andre erklären sie als die Kunst der schönen Bewegung. Hieraus erhellt schon, daß der Rhythmus, durch welchen der Tanz mit Musik verwandt ist, das Hervorstechendste in der Musik der alten Griechen und Römer gewesen sein müsse. Die mythischen Nachrichten setzen bald den Apollo (in welchem man sonst den Jubal erblicken wollte), der durch den Klang des Bogens s. Schwester Diana zur Erfindung des Saitenspiels oder der Cither veranlaßt worden sein soll, bald den Hermes oder Mercur, der am Nile die siebensaitige Lyra erfunden haben soll, bald Minerva als Erfinderin der einfachen Flöte, welche sie aber, da sie sich durch Flötenspiel entstellt gesehen, weggeworfen haben soll, bald den Hirtengott Pan, Mercur's Sohn, als Erfinder der Hirtenpfeife, welche nach Einigen schon siebenröhrig gewesen sein soll, mit dem Ursprung der Musik in Verbindung, sowie überhaupt alle Völker den Künsten einen göttlichen Ursprung geben. Dahin deutet auch die Sage von den durch Amphion und seinen Bruder Zethus (Ersterm soll Mercur eine siebensaitige Lyra geschenkt haben), durch Orpheus, Linus u. A. bewirkten Wundern der Musik. Was die Ausübung der Musik unter den Griechen anlangt, so weisen uns die Sagen jedoch vorzüglich auf Lydien (wo Amphion seine Kunst erlernt haben soll) und Arkadien, wo das Hirtenleben das Spiel der Flöte, Pfeife und Cither begünstigte, hin. Aus den Provinzen von Kleinasien schreibt man die verschiedenen Tonarten — die phrygische, die Einige dem Marsyas, der die Flöte der Minerva gefunden und die Doppelflöte erfunden haben soll, die dorische, die der Thracier Thamyras oder Thamyris verbreitet haben soll, die lydische, äolische und ionische her (s. Tonart). Es ist aber schwer auszumachen, woher die Griechen jedes einzelne Element ihrer Musik erhalten, da sie aus so verschiedenen Colonien zusammengeschmolzen sind. So ist es z. B. wahrscheinlich, daß Kadmus die lärmende Opfermusik, die in einer rhythmischen Bewegung des Krotalon (der Klapper), der Trommel und Klingel bestand, aus Phönizien eingeführt habe. So viel wir ferner aus den Nachrichten der Alten über die griech. Musik abnehmen können, so bestand der Gesang in einer musikalischen Declamation des Gedichts, welche von den Instrumenten einfach und mehr zur Erhöhung des Rhythmus begleitet wurde. Unter den frühern Sängern und Musikern werden außer den schon genannten mythischen Personen angeführt der Phrygier Olympus, dem Einige die Erfindung des enharmonischen Klanggeschlechts beilegen wollen, der Flötenspieler Sakkades u. A. Vom 6. Jahrh. v. Chr. an

scheint man die Musik schon wissenschaftlich untersucht und besonders die Töne bestimmt abgemessen zu haben. Lasus von Hermione im Peloponnes, der um 546 v. Chr. lebte und der Lehrmeister des Pindarus war, soll schon etwas Theoretisches über die Musik geschrieben haben. Pythagoras (s. d.), der die Musik von den ägyptischen Priestern erlernt haben soll (was aber unwahrscheinlich ist), beschäftigte sich mit den mathematischen Verhältnissen der Töne, und eine von Vielen verworfene Sage erzählt, daß er dazu durch den Klang der Schmiedehämmer veranlaßt worden sei. Das Instrument, welches er zur mathemat. Bestimmung der Töne erfand, wurde der pythagorische Kanon genannt. Auch soll er den Saiten der Harfe die 8. hinzugefügt haben, denen man nachher in der Höhe und Tiefe mehre hinzufügte. Damon wird als einer der berühmtesten Musiklehrer zu Perikles's und Sokrates's Zeiten angeführt. Von ihm behauptete Plato, daß seine Musik nicht geändert werden könne, ohne die Verfassung des Staats selbst zu verändern. Plato selbst soll sich um die Musik sehr verdient gemacht haben, und wie er, hielt sie Aristoteles für ein Erziehungsmittel. Um seine Zeit wurde die Tonleiter sehr vermehrt; aber man klagte auch schon damals über die Verweichlichung der Musik und der Volkssitten durch dieselbe. Eine solche Klage wird schon gegen Phrynis geführt, der zu Sokrates's Zeit lebte. Wahrscheinlich gilt diese Klage selbst der Anwendung der Musik zum Ausdrucke sanfter Empfindungen des Herzens, da früherhin die Musik mehr vorherrschend zur Erweckung religiöser und patriotischer Gesinnung, wie bei den Lacedämoniern, angewendet worden war. Eine wahrscheinlich schon damals bekannte Eintheilung der Musik war die in theoretische und praktische. Die theoret. begriff sowol die arithmet. und phys. Untersuchungen über Klang und Tonverhältnisse, als auch die musikalische Harmonielehre (harmonische Musik genannt), welche die allgemeinen Regeln von allen Arten der Accorde lehrt. Von ihr hing die Composition und der Gesang ab. Letzterer, und mithin die Musik überhaupt, wurde nach den Tonverhältnissen, deren man in jeder Gattung bedurfte, in die diatonische, enharmonische und in die später eingeführte chromatische getheilt. In Ansehung des Tons, aus welchem die Compositionen gingen, nahm man modos an, und benannte sie, wie schon angedeutet, nach den Ländern, in welchen sie vorzüglich üblich waren. Ferner theilte man die Musik in Hinsicht der Composition: 1) in die Melpöie, Kunst der Verfertigung des Gesanges, d. h. die Kunst, den Gedichten einen eigentlichen Gesang oder musikalische Declamation zu geben, denn die Declamation wurde ebenfalls in Noten verzeichnet; 2) in die Rhythmopöie, Kunst, den Bewegungen des Körpers u. der Stimme einen bestimmten Rhythmus zu geben, und 3) in die Poetik, als die technische Theorie der Poesie, die mit der Musik innigst verbunden war, wohin die Metrik gehörte. In Hinsicht der Ausübung theilte man die Musik in die organische (Instrumentalmusik, Kunst, die Instrumente zu spielen), ödische (Vocalmusik, Singekunst) und in die hypokritische (pantomimische, nachahmende, Geberdenkunst in Verbindung mit der Musik). Zur Zeit Alexanders des Gr. zeichnete sich Aristoxenus, ein Schüler des Xenophilus und Aristoteles, aus. Er schrieb eine große Anzahl Abhandlungen über die Musik, wovon noch 3 übrig sind, und brachte die Tonleiter bis auf 18 Saiten, die man nach Tetrachorden und Pentachorden eintheilte. Seine Schüler (die Aristoxenianer genannt) verwarfen die strenge Messung der Verhältnisse des Pythagoras und bedienten sich der Intervallen von ganzen und halben Tönen bloß nach der Empfindung. Auch führte Aristoxenus das chromat. Klanggeschlecht (s. Ton, Tonart ꝛc.), dessen Erfindung in diese Zeit fällt, statt des enharmonischen ein. Euklides (277 v. Chr.) hat die mathematische Klanglehre zuerst als Schriftsteller wissenschaftlich behandelt. Mit dem Verfall der Freiheit sank auch die Musik bei den Griechen gleich den übrigen Künsten; aber gewiß ist der Schluß, welchen man häufig von der Ausbildung der übri-

gen schönen Künste auf die Vortrefflichkeit der griech. Musik gemacht hat, sehr schwankend und wird durch die vorhandenen Nachrichten über dieselbe nicht bestätigt. Denn die fabelhaften und übertriebenen Erzählungen über die Wunderwirkungen der Musik lassen sich auch aus der Wirkung der bloßen Melodie und des Rhythmus erklären; ja, es scheint sogar, als ob die Musik ohne künstliche Harmonie auf den Naturmenschen und auf die Masse des Volks, welches die Musik nicht als Kunst treibt, weit größer sei, wie auch die Anwendung der einfachsten und rohesten Musik bei wilden Stämmen bewährt. Es scheint vielmehr die Musik der Griechen die Harmonie in ihrer ganzen Fülle, und jene durch die künstlerische Vervollkommnung der Instrumentalmusik vermittelte Pracht und Mannigfaltigkeit der neuern Musik, wenn auch nicht die Harmonie überhaupt, entbehrt zu haben. Ferner scheint ihr Gesang vielmehr eine notirte, einfach begleitete rhythmische Declamation, in welcher der Ton weniger eine musikalische als eine declamatorische Länge hatte, die reine Instrumentalmusik aber noch von beschränkterm Umfange gewesen zu sein. Übrigens geben uns die so vielfältig angestellten Untersuchungen der Neuern über die alte griech. Musik wenig Aufklärung, und die vorhandenen Schriften der Alten darüber sind durch vielfache Widersprüche und Dunkelheiten zum größten Theil uns noch räthselhaft. Hierher gehört die von Meibom herausgegebene Samml. der alten Musiker („Antiquae musicae scriptores", 7 Bde., Amsterdam 1652, 4.) und Claud. Ptolemäus. Neuerdings haben die Herren Münch und v. Drieberg über die Musik der Alten geschrieben, welchem Letztern Chladni in der „Leipz. musik. Zeitung" in vielen Punkten widersprochen hat. Über die Blasinstrumente der Alten hat Kaspar Bartholin geschrieben („De tibiis veterum"). Die Römer scheinen ihre Opfermusik mit dem Opferdienst von den Etruskern empfangen zu haben; die Instrumentalmusik aber, deren sie sich auf der Bühne und im Felde bedienten, von den Griechen. Die Saiteninstrumente sollen erst 186 v. Chr. nach Rom gekommen sein. Überhaupt haben die kriegerischen Römer vorzüglich die Feldmusik ausgebildet, deren es verschiedene Gattungen gab. Früher stand der Kunst im Wege, daß sie hauptsächlich nur von den Leibeignen geübt ward. Bei den Römern bezeichnet canere und carmen die musikalische Recitation, welche mit Instrumenten begleitet wurde, und die sich zu der oratorischen Declamation verhalten zu haben scheint, wie der poetische Rhythmus zum Numerus der Prosa, wobei noch zu bemerken ist, daß sich auch Redner beim Anfange und während ihres Vortrags durch Instrumentalisten den Ton angeben ließen. Als Notenzeichen bedienten sich die Römer ihrer Capitalbuchstaben. Auf der Bühne begleitete man mit Flöten den Gesang, und zwar präludirten erst die Instrumente, dann begann der Schauspieler, und die Instrumentalbegleitung ging höchst wahrscheinlich nur in einfachen Accorden fort, oder machte kurze Pausen und unterstützte oder erhöhete dann den emphatischen Vortrag durch neues Eintreten. Die Chöre scheinen anders als der Dialog und Monolog begleitet worden zu sein. Diese Begleitung bestand aus Flöten und andern Blasinstrumenten, welche die Römer u. d. N. tibiae begriffen, zuweilen auch Leiern und Cithern. Der Gebrauch der Flöten war auch nach Verschiedenheit des komischen oder tragischen Stoffs verschieden, daher gab es tibias dextras und sinistras, von denen erstere mehr für das Ernsthafte, letztere bei heitern Stellen und in lustigen Stücken angewendet wurde. Horaz in seiner „Epistola ad Pisones" sagt, daß man sich ehedem nur einfacher Blasinstrumente, die nur wenige Löcher hatten, keiner Flöten, die mit Ringen von Messing belegt, mit der Trompete (tuba) wetteifern, bedient habe; Rhythmus und Melodie wären ungebundener geworden. Und späterhin klagte man noch mehr darüber, daß die starken Instrumente den Schauspieler nöthigten, sich gewaltig anzustrengen. In allen Diesem waren die Griechen den Römern vorangegangen. Unter den 4 Kaisern, besonders Nero, wurde die Musik

als Gegenstand des Luxus getrieben. Nach seinem Tode sollen 500 Sänger und Virtuosen verabschiedet worden sein. Wie sich unter den ersten Christen die Kirchenmusik gebildet hat, darüber s. m. **Kirchenmusik** und **Italienische Musik**. Der Choralgesang, welcher zuerst einstimmig oder in Octaven vorgetragen wurde, ist die Grundlage der neuern Musik. Er wurde ohne Takt und Rhythmus (im canto fermo) vorgetragen. Spätere Erfindung ist die Figuralmusik oder figurirte Musik, welche nach Einigen schon im 7. Jahrh. in der röm. Kirche, nach A. erst von dem engl. Mönch Dunstan (starb um 988) erfunden worden sein soll und das Liniensystem nebst der Notenschrift voraussetzt. Die Musik war im **Mittelalter** vorzüglich dadurch begünstigt, daß sie dem Gottesdienst gewidmet war und zu dem Quadrivium gehörte, welches auf den Schulen getrieben wurde. Ebendeßhalb wurden auch mehre Untersuchungen über dieselbe angestellt, welche man in Mart. Gerbert's „Scriptores ecclesiastici de musica sacra" findet (vgl. Forkel's „Allgem. Lit. d. Musik rc.", Leipz. 1792). Guido von Arezzo (dessen Schriften über die Musik man ebenfalls in der eben angeführten Samml. findet) hat große Verdienste um die neuere Musik. Die Berichtigung und Erweiterung des Tonsystems, Abtheilung der Tonleiter in Hexachorde, Verbesserung der Notenschrift durch das Liniensystem, Erfindung der **Solmisation** (s. d.) und des Contrapunkts wird ihm gemeiniglich zugeschrieben. Joh. de Muris soll im 14. Jahrh. die Notenschrift und die Figuralmusik verbreitet und vervollkommnet haben. Franco von Köln im 11. Jahrh. aber wird als Erfinder des musikalischen Zeitmaßes und der für die Ausbildung der neuern Musik so wichtigen **Mensuralmusik** (s. d.), wovon die Erfindung des Contrapunkts und der Fuge abhing, genannt. Im 15. Jahrh. wurde die Musik wissenschaftlich in den Niederlanden, Spanien und Frankreich betrieben. Die **Orgel** (s. d.) unterstützte den Gesang und trug zur Ausbildung der Harmonie viel bei. Doch herrschte bis dahin die Kirchenmusik in fester Regelmäßigkeit. Die flamändische Schule, welcher u. A. Orlando di Lasso angehört, ging dem Palästrina vorher, welchen man sonst gewöhnlich den Gründer der neuern Kirchenmusik nennt. Vom 16. und 17. Jahrh. an bildete sich aber an den Höfen der freie Kammerstyl und von da aus auch der Theaterstyl, und die Erfindung der Oper im 16. Jahrh. ist es vorzüglich, welche die Pracht und den Reichthum der neuern **Gesangsmusik**, sowie die bewundernswürdige Ausbildung der mannigfaltigsten Instrumente, welche die Instrumentalmusik und damit zugleich die Harmonie in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. auf den höchsten Gipfel gehoben hat. (S. **Italienische**, **Französische** und **Deutsche Musik**.) Ersteres eignen sich vorzüglich die Italiener, Letzteres die Deutschen und Franzosen zu. Was die neuern mathematischen Systeme der Musik anlangt, so sind hier als Erfinder derselben zu nennen: Huygens, Saveur (um 1701), Rameau (um 1722) und Euler („Mathematische Untersuchungen über die Musik"). Die Geschichte der Musik ist von Giamb. Martini („Storia della musica", Bologna 1757 fg.), Marpurg („Kritische Einleitung in die Geschichte u. Grundsätze der alten und neuern Musik", Berlin 1759), **Burney** (s. d.), aus dessen großem Werke auch das von Busby (Lond. 1820, 2 Bde.) compilirt ist, ferner Hawkins, J. N. Forkel („Allgemeine Geschichte der Musik", 2 Bde., 4. leider unvollendet) ausführlich behandelt worden. Von der Musik andrer weniger Epoche machenden Völker gibt es fast nur Beiträge in Reisebeschreibungen. Beiträge zur Geschichte der orientalischen Musik gibt v. Hammer in den „Fundgruben des Orients" (4. Bd.) aus dem Persischen; vgl. v. Pauw's „Recherches", und über Ägypten und Abyssinien einen Brief von Bruce in Burney's „Allgem. Geschichte der Musik".

Musik (Einfluß derselben auf die Gesundheit). Dieser Einfluß wird theils auf psychische Weise durch das Gemüth, die Empfindungen und Bewegungen,

welche in demselben aufgeregt werden, theils durch physische Affection des Nervensystems vermittelt, welche, von dem Gehörnerven ausgehend, sich auf das Gehirn und von diesem auf das ganze übrige Nervensystem verbreitet. Beide Umstände sind aber in concreten Fällen gewöhnlich mit einander vereinigt. Nach Maßgabe der verschiedenen Stimmung und Reizbarkeit des Gemüths und des Nervensystems ist die Wirkung selbst aber auf verschiedene Individuen ebenso verschieden, als auch nach Maßgabe der Melodie, Harmonie u. s. w. mit einem Worte des Charakters der Musik selbst. Die Wirkung ist dreifach; entweder wird dadurch die Gesundheit und das Befinden nicht verändert, oder es wird Krankheitszustand oder auch Genesung von Krankheiten bewirkt. In dem erstern Falle befinden sich Diejenigen, bei denen zwar Freude und Genuß, Mitgefühl und andre Arten von Rührung durch eine entsprechende Musik hervorgezaubert werden, welche aber diese Eindrücke beim Schlusse der Musik oder bald nach derselben wieder verlieren und zu dem gewöhnlichen Zustande des Gemüths zurückkehren. Wer dagegen ein sehr reizbares Nervensystem und Gemüth hat, der kann eine rauschende, grelle Musik oft nicht ertragen, ohne Kopfschmerz, Schwindel, Ohnmachten rc. zu bekommen. Andre werden durch sanftere, rührende Musikstücke in einen melancholischen Zustand versetzt, der oft nur einige Zeit nachher anhält. Endlich ist die Musik auch benutzt worden, um die Heilung mancher Krankheiten zu unterstützen; so bei Gemüths- und Geisteskrankheiten, bei Convulsionen und andern Nervenkrankheiten. Mesmer zog sie bei seinen magnetischen Baquets mit in Gebrauch, um die Krisen zu beschleunigen. Es versteht sich aber von selbst, daß die Stücke und Instrumente vorzüglich sorgfältig ausgewählt werden müssen, wenn die Musik zur Heilung von Krankheiten benutzt werden soll. S. Lichtenthal, „Der musikalische Arzt, oder von dem Einflusse der Musik auf den menschl. Körper" (Wien 1801).

Musikalische Automate, s. Automate und Kaufmann (Johann Gottfried und Friedrich).

Musikalische Malerei. Die Verwandtschaft der Töne und Farben, welche auch eine Verwandtschaft der Malerei und Tonkunst begründet, und in dem Gebiete der erstern verschiedene Ausdrücke, welche von Tönen hergenommen sind (z. B. Farbentöne, Harmonie der Farben), eingeführt hat, begründet auch eine Vergleichung der Tonkunst mit der Malerei, und so redet man von einem Tongemälde, wodurch eine ausgeführte und treffende Schilderung gewisser Seelenzustände verstanden wird. Von dem Tongemälde aber, dergleichen jedes größere Tonstück eigentlich sein sollte, ist wohl zu unterscheiden die musikalische Malerei, womit man tadelnd die Schilderung sichtbarer Gegenstände durch Töne, oder die Nachahmung solcher Töne versteht, welche unvollkommener sind als die der Musik. Die Musik ist eine Kunst der Zeit und kann an das Räumliche nur mittelbar erinnern, d. h. theils durch eine gewisse Analogie des Hörbaren und Sichtbaren, theils insofern das Sichtbare zugleich etwas Hörbares ist, oder eigenthümliche Stimmungen gewisser Personen veranlaßt, welche der Tonkünstler auszusprechen vermag (so z. B. die Morgenscene in der „Schweizerfamilie" von Weigl). In der Nachahmung des Hörbaren aber, sofern dies niedriger steht als die Musik, und nicht scherzend oder nur andeutend aufgefaßt (Donner, Rollen des Wassers, Stampfen der Mühle), sondern zum Zwecke gemacht wird (wie in den sogen. Schlachtgemälden oder Schlachtmusiken, in welchen man das Getös einer bestimmten Schlacht vergegenwärtigen will), erniedrigt sich die Musik durch diese kleinliche Malerei zu einer bloßen Darstellung des Hörbaren, die selbst bei der größten Vollkommenheit der Nachahmung immer noch etwas Unvollkommenes bleiben würde. Aus diesem Grunde antwortete der König Agesilaus von Sparta einem Manne treffend, welcher ihm rieth, einen Künstler zu hören, der die Nachtigall täuschend nachahme: „Ich habe die Nachtigall selbst gehört". Engel hat in seiner Schrift

„Über die musikal. Malerei" (Berl. 1780) unbedingt das Malen des Objects verboten und foderte das Malen der Empfindung. T.

Musikdirector. Die kunstmäßige Ausführung von Orchesterstücken erfodert eine Menge von Individuen (Instrumentalisten, oder Sängern, oder Beider). Sollen diese zu einem musikalischen Ganzen vollkommen zusammenwirken, so wird dazu nicht bloß eine gewisse Fertigkeit von ihrer Seite vorausgesetzt, welche sie zu Orchestergliedern macht; sondern es bedarf auch, da jedem Einzelnen nur Das vorgeschrieben ist, was er für seinen Theil zum Ganzen beizutragen hat, und aus s. Partie die Idee des Ganzen nicht vollkommen erkennbar ist, auch von jedem einzelnen Theilnehmer die Leitung der übrigen nicht abhängen kann, eines vereinenden Princips, welches den Willen des Tonsetzers repräsentirt und nach der Übersicht Dessen, was alle Einzelne zu leisten haben, dieselben zum Ganzen vereinigt: das Haupt des musikalischen Gesammtkörpers, welchen das Orchester bildet; und dieses Haupt der musikalischen Darstellung ist der Musikdirector. Derselbe muß sonach eine genaue Einsicht in die Musik als Kunst besitzen; u. daher das Wesen der musikal. Tonsetzung überhaupt nach Melodie, Harmonie und Rhythmus, und die auszuführenden Tonsetzungen insbesondere im Ganzen und Einzelnen nach Charakter, Zeitmaß, Vortrag rc. kennen und verstehen; daher auch Kenner der musikalischen Darstellungskunst und der Mittel dazu, d. i. der Stimmen und musikalischen Instrumente (ihrer Aufstellung, verschiedenen Behandlung), sein, um die erfoderlichen Vorschriften bei der Ausführung der Tonwerke zu geben; ferner muß er die ihm gegebenen Mittel an Stimmen und Instrumenten kennen und anzuwenden wissen; genau und mit Ordnung einstudiren, mit ruhiger Übersicht die Ausführung leiten, die richtigen Zeitmaße bestimmt angeben und überall s. Untergebenen zu einer edeln Ausübung der Kunst zusammenhalten. Häufig nennt man in neuerer Zeit den Musikdirector im engern Sinne einen untergeordneten musikalischen Director, der unter dem Capellmeister oder einem sogen. Intendanten der Musik steht und nur dessen Stelle zuweilen vertritt, hauptsächlich aber das Einstudiren bis zur Generalprobe besorgt.

Musiker oder der Tonkünstler ist, wer die Tonkunst als freie Kunst treibt, und unterscheidet sich dadurch vom Musikanten, der sie nur als Handwerk und um des Erwerbs willen treibt. Jener ist Theoretiker oder Praktiker; in der Regel aber versteht man unter Musiker den praktischen Tonkünstler, welcher entweder als Componist, oder als musikalischer Darsteller (sei es Musikdirector, Virtuos oder Ripienist) die Tonkunst ausübt. Jener, der Componist, ordnet an, diese führen die Anordnung im Einzelnen aus.

Musikfeste. Bei der weit verbreiteten Liebe für Tonkunst in der heutigen Zeit kam man auf den Gedanken, zur würdigen Ausführung großer Musikstücke, auch große Kräfte von nah und fern zu vereinigen, und diesen Zweck an irgend eine feierliche Gelegenheit anzuknüpfen, welche auf diese Weise verherrlicht und für die Unterstützung des schwierigen und kostspieligen Unternehmens ein hinlängliches Interesse erweckt werden könnte. An kleinen Orten, wo weniger musikal. Mittel vorhanden sind, wendete man sich zunächst an die näher liegenden Orte und lud brauchbare Künstler zur Mitwirkung ein. In der Schweiz veranstaltete schon seit einigen Jahren die schweizerische Musikgesellschaft solche Feste. Nachher hat man an mehren Orten Musikfeste veranstaltet, wenn auch nicht immer unter diesem Namen, z. B. in Hamburg, Lübeck, Luckau und Münster (wo man jährlich das Fest der heiligen Cäcilie feiert). So veranstaltete Bischoff 1822 in Bückeburg die Aufführung des Weltgerichts; 1824 wurde in Quedlinburg unter K. M. v. Weber's Leitung durch Aufführung mehrer großen Musikstücke Klopstock's Geburtstagsjubiläum gefeiert; Friedr. Schneider führte in Köln um dieselbe Zeit sein neues von Grote gedichtetes Oratorium, die „Sündflut", auf, und später sein

„Verlorenes Paradies" in Magdeburg, endlich auch in der restaurirten Kirche in Zerbst 1827 Händel's „Samson". In diesen letztern Jahren haben sich nämlich mehre Städte in Mitteldeutschland zu solchen Zwecken vereinigt. Gemeiniglich gab man bei solchen Musikfesten am zweiten Tage ein Concert aus verschiedenartigen, auch großen Instrumentalstücken gebildet. Für die Tonkunst selbst haben solche Musikfeste den unleugbaren Vortheil, daß sie an Orten, wo große Musikaufführungen selten sind, die Gemüther mit der erhebenden Macht der Tonkunst bekanntmachen, daß sie die Tonkünstler zu dieser erhebenden Wirkung verbinden und dadurch selbst von der Würde ihrer Kunst in höherm Grade erfüllen, daß sie endlich dem sich bildenden Virtuosen unbekannte Muster zeigen und durch sie ein höheres Ziel aufstellen. Die letztere Wirkung findet auch statt in Orten, wo schon große Orchester vorhanden sind; denn es gibt Werke, welche eine Art von Besetzung erfodern, die selbst an einem größern Orte schwierig ist. Was aber den Sologesang der Virtuosen, oder das Instrumentalspiel anlangt, so könnte man an größern und reichen Orten am ehesten auf den glücklichen und ausführungswerthen Gedanken kommen, ein großes Concert aus den sinnig zusammengestellten Leistungen der bedeutendsten Sänger und Instrumentalisten verschiedener Provinzen zu bilden, um dadurch die vollendetste Ausführung von Meisterwerken zu erzielen. Freilich müßte dabei auf die eigentliche Sphäre eines jeden berufenen Künstlers sorgfältige Rücksicht genommen werden. 44.

Musikunterricht. Längst schon war die Erlernung des Gesanges und des Instrumentalspiels (besonders aber des Pianofortespiels) unter die Gegenstände des Unterrichts aufgenommen worden, bevor man diesen Unterricht durch zweckmäßige Methoden zu verbessern suchte. Diese Verbesserung hängt mit den Fortschritten der Pädagogik in den neuern Zeiten zusammen. Man suchte die musikalische Fähigkeit der Zöglinge nach den allgemeinen Bildungsgesetzen des Geistes und den in dem Lehrgegenstande selbst liegenden Bedingungen der Fortschreitung zu entwickeln. Das Erste regte besonders Pestalozzi und seine Schule in Deutschland und in der Schweiz an. Hierher gehört auch die Gesangbildungslehre von Nägeli, Natorp u. A. Das Letztere ist besonders das Verdienst Logier's (s. d.), welcher die Aufgabe löste, mit dem Elementarunterricht im Singen und Spielen zugleich die Grundsätze der Harmonielehre zu verbinden, was auch sein großes, neu erschienenes Werk: „System der Musikwissenschaft und der prakt. Composition" (Berl. 1827, 4.), und der aus denselben gefertigte Auszug in Verbindung mit seinen Elementarwerken bezeugt. Zum schriftlichen Unterricht empfehlen wir auch die Elementarwerke von Fr. Schneider.

Musivgold wird größtentheils aus Zinn, dann aus Quecksilber, Salmiak und Schwefelblumen bereitet und bloß wegen der schönen goldgelben Farbe zum Vergolden, Malen und Verzieren von den Malern gebraucht, welche es auch meistentheils selbst verfertigen. Das echte wird aus der Schawine bereitet, d. h. aus den Abgängen von den geschlagenen Goldblättern, die beim Schlagen aus den Formen dringen oder von den Blättern abgeschnitten werden. Sie werden mit Honig auf einem Marmorstein zerrieben, der Honig wird durch Wasser ausgewaschen, das Pulver mit Gummiwasser gemischt und in Muscheln gethan. Auf gleiche Weise wird auch das unechte Musivsilber von Zinn, Wismuth und Quecksilber zusammengesetzt und angewendet.

Musivische Arbeit, s. Mosaik.

Muskateller- oder Muskatweine, eine Art süßer franz. u. ital. Weine. Von jenen sind der Rivesaltes und Lunel die feinsten; ihnen folgt der Frontignan, der Montbasin rc. Von den ital. nennen wir den Syrakuser von Sicilien, den Moscato, Giro und Cannanao von Cagliari, den Muskat von Al-

gheri und Oliastra in Sardinien; auch Toscana, Lipari, Cypern und Candia liefern mehre Sorten.

Muskatennuß, die gewürzreiche Frucht des Muskatennußbaums, der sonst auf allen molukkischen Inseln wild wuchs, von den Holländern aber an vielen Orten ausgerottet und besonders auf Banda, Neyro, Lantoer und Pulo-ay angebaut wurde. Auch die Engländer und Franzosen haben ihn in ihren Besitzungen, letztere namentlich auf Cayenne, angepflanzt. Die Blüthen dieses Baums, welche ohne Geruch sind, kommen einzeln nach und nach zum Vorschein. Es sitzen deren mehre auf einem in Zweige getheilten Blüthenstiele in den Winkeln der Blätter. Die Früchte, welche 9 Monate nach der Blüthe zur Reife kommen, gleichen einer mittelmäßigen Pfirsiche an Gestalt und Größe; nach dem Stiel hin aber sind sie zugespitzt, wie eine Birne, und der Länge nach wie eine Pfirsiche durch eine Vertiefung getheilt. Bei völliger Reife ist die äußere Haut fettglatt und blaßgelb, nach Andern röthlich. Unter derselben liegt ein dickes, hartes, herbes, weißliches Fleisch, welches unbrauchbar ist. Zur Zeit der Reife zerplatzt dasselbe und läßt die Nuß fallen, welche, wie die welsche Nuß, mit einem markigen, netzartigen Gewebe von röthlicher Farbe umgeben ist. Dieses Gewebe macht die im Handel bekannte Muskatenblüthe oder Macis aus. Der Name **Muskatenblüthe** ist also uneigentlich. Dieses kostbare Gewürz nimmt man von den ihres Fleisches entledigten Nüssen mit einem Messer sorgfältig ab, trocknet es im Schatten, besprengt es mit Seewasser und trocknet es wieder, wodurch es die röthlich gelbe Farbe erhält. Endlich wird es in Säcke zum Verkauf eingepackt. Die Nüsse enthalten unter einer schwarzen, holzigen, leicht zerbrechlichen Schale unmittelbar den Samenkern, den man die Muskatennuß nennt. Sie wird getrocknet, auf Horden gelegt, dem Rauche ausgesetzt und dann aufgeschlagen, sortirt, in Körbe geschüttet und einige Mal in ein Gemisch von Kalk- und Seewasser getaucht, um sie vor dem Ranzichtwerden zu verwahren. Man sammelt die Früchte 3 Mal des Jahrs, im Juli u. Aug., im Nov. und im März und April. Die letze Ernte gibt die reichste Ausbeute. Man preßt aus den Nüssen das kostbare **Muskatenöl**.

Muskeln (von musculus, Mäuschen, mit welchen man ehemals die unter der Haut sichtbar sich bewegenden, gleichsam wie Mäuse dahinfahrenden Muskeln verglich) sind eigentlich alles Dasjenige, was wir Fleisch nennen und worauf die Bewegung beruht. Die Muskeln bestehen aus walzenförmigen, parallel neben einander liegenden, feuchten, weichen, nur wenig elastischen, halb durchsichtigen Fäden von röthlicher Farbe, und sind durch Zellstoff in einander verwebt. Durch sie hin laufen in mannigfaltigen Richtungen Puls-, Blut- u. Saugadern und Nerven. Im Ruhestande sind sie schlaff, äußern aber im lebenden Zustande bei der Berührung eine eigne Bewegung. Überhaupt ist die Bewegung des thierischen Körpers doppelter Art, willkürlich und unwillkürlich; als eine dritte Art kann man die gemischte Bewegung ansehen. Unwillkürlich ist z. B. die Bewegung des Herzens, des Magens, der Gedärme u. s. w. Die willkürlichen Bewegungen bedürfen keiner Erläuterung. Zu den gemischten rechnet man das Athmen, das Winken mit den Augen rc. Alle diese Bewegungen geschehen durch ein wechselweises Zusammenziehen und Erschlaffen der Muskeln. Sobald irgend ein Reiz auf sie wirkt, ziehen sie sich zusammen, d. i., sie verkürzen sich, werden breiter, dicker, runzlig oder erzittern auch. Die Zusammenziehung geschieht allemal nach der Richtung, in welcher sich die Fäden oder Fasern der Muskeln mit den Sehnen vereinigen, also meistentheils in gerader Linie. Dieses Spiel der Muskeln ist wahrhaft bewundernswürdig. Wenn nach Haller's Versuchen eine Person in einer Minute Worte von 1500 Buchstaben ausspricht, so erfodert dies in derselben Zeit wenigstens 1500 Zusammenziehungen mit ebenso viel Erschlaffungen der Zungenmuskeln. Nicht weniger erstaunenswürdig als die Schnelligkeit ist die

Kraft, mit welcher sich die Muskeln bewegen. Doch ist diese Kraft nicht in allen Muskeln gleich stark. Zu den stärksten gehören die Muskeln, welche den Unterkiefer in Bewegung setzen. Es gibt Menschen, welche Pfirsichkerne zerbeißen, die ein Gewicht von 300 Pfund erfodern, um zerdrückt zu werden. Ferner gehören hierher die Arm- und Beinmuskeln, die um so mehr unser Erstaunen erregen müssen, wenn wir erwägen, daß die durch sie in Bewegung gesetzten Knochen als Wurfhebel zu betrachten sind, wobei die Kraft eine sehr geringe Entfernung vom Ruhepunkte und eine schiefe Richtung, mithin ein sehr geringes Moment oder Product der bewegenden Kraft hat, weßhalb die angewandte Kraft sehr groß sein muß, um nur einen geringen Widerstand zu überwältigen. Sowol die Muskelkraft als die Reizbarkeit ändern sich mit den Jahren. Geschwächte Körper sind in der Regel in ihren Muskeln reizbarer als ungeschwächte. Dies gilt auch von natürlich schwächern; daher ist der weibliche Körper im Allgemeinen reizbarer als der männliche. Der Galvanismus wirkt, auf Muskeln unlängst getödteter Thiere angebracht, als ein die Zusammenziehung hervorrufender Reiz, und deßhalb hat man sich bewogen gefunden, eine eigne Flüssigkeit im thierischen Körper anzunehmen, die man einstweilen galvanisches Fluidum genannt hat, welche von den Nerven bei ihrer Berührung mit Metallen hergegeben werde und in genauer Verbindung mit dem Lebensprincip stehe. Mit dem Leben hört sowol die Reizbarkeit als die Bewegung auf. Indeß dauert beides nach Absonderung gesunder Muskeln von einem lebendigen oder frisch getödteten Körper noch so lange fort, als sie noch einen merklichen Antheil der natürlichen Lebenswärme besitzen.

Muskete, der Name der gemeinen Soldatenflinte, welcher von dem neulateinischen muschetus, der Sperber, herkommen soll, indem man anfänglich die Geschosse nach allerlei Raubthieren benannte, z. B. Feldschlangen, Falconet u. s. w. Schon 1521 waren die Musketen bei den spanischen Heeren eingeführt, und sog. Handbüchsen waren noch früher im Gebrauch. — **Mousquetaires** hießen die Reiter von der ehemaligen königl. franz. adeligen Leibgarde.

Musterreiterei. Wer kennt nicht die große Zahl Musterreiter, welche alle Staaten Deutschlands mehr oder minder das ganze Jahr über durchziehen, um den Fabriken, Manufacturen und Großhändlern einen schnellern und größern Absatz ihrer Waaren zu verschaffen? Obschon ihre Entstehung im vorigen Jahrh. zu suchen ist, so haben sie sich doch zuerst durch Napoleons ehemaliges Continentalsystem als eine eigne Classe Speculanten in der Handelswelt vollständig gebildet. Die später eingetretene Überschwemmung mit engl. Waaren, sowie der steigende Mangel an Geldcirculation, haben ihre Zahl beträchtlich gesteigert, obwol ihnen die immer mehr zunehmenden Zollsysteme feindlich in den Weg traten. Verschiedene Regierungen werfen daher jetzt einen strengern polizeilich-national-ökonomischen Blick auf das Treiben dieser mercantilischen Zugvögel. — Werden die Muster inländischer Fabriken und Manufacturen sowie Großhändler nur an inländische Kaufleute und Krämer durch eigne Beauftragte verbreitet, so ist ein solcher Speculationsgeist nicht nur sehr zu billigen, sondern vielmehr noch zu unterstützen, besonders in Staaten, wo es an bedeutenden Messen zum Verkauf im Großen fehlt. Suchen aber die Musterreiter Bestellungen auf ausländische Waaren nicht bloß bei Kaufleuten und Krämern, die zu dem Handel mit denselben privilegirt sind, sondern selbst auch bei Privatpersonen, so treten alle die Nachtheile ein, welche mit dem Hausiren, obgleich es die Wiege des Handels ist, außer Messen und Jahrmärkten verbunden sind. Viele Handelsleute finden es freilich bequemer und ökonomischer, sich mit ihrem Bedarf von Zeit zu Zeit durch Musterreiter versehen zu lassen, als die großen Messen zum Zwecke ihres Einkaufs selbst zu besuchen; es gehen aber dagegen manche wohlthätige Folgen solcher Meßreisen für sie verloren. Wir zählen dahin hauptsächlich die bessere Bildung des kaufmännischen Geistes,

der Industrie und der Waarenkunde, sowie die größere Waarenauswahl. Es versteht sich von selbst, daß die Musterreiter keine größern Rechte in Anspruch nehmen können, als ihren Genossen in dem Staate, woher sie kommen, zugestanden werden. Sodann hat jede Polizeibehörde genaue Aufsicht zu führen, daß sie nicht als Schleichhändler ihr Geschäft zu Defraudationen gebrauchen, wogegen die östreich. Regierung schon 1802 strenge Maßregeln ergriff; endlich hat jeder einzelne Handelsmann sich in Hinsicht der Art seiner Bestellung sowie allenfallsiger Abschlagszahlungen vorzusehen, so lange ihm solche Bevollmächtigte von Fabriken oder Handlungshäusern nicht genau bekannt sind. — Eine eigne Gattung literarischer Musterreiterei scheint in der jüngsten Zeit zur Schmach des geistigen Verkehrs aufkommen zu wollen; denn einige ursprünglich aus der Nachdruckerzunft abstammende Buchhandlungen halten es nicht unter ihrer Würde, durch sogen. Reisende das Publicum mit Bestellungen auf ihre Verlagsartikel zu belästigen. Die kön. bairische Regierung hat den 4. Juni 1824 sehr zweckmäßig den literarischen Musterreitern der Buchhandlungen und Comptoirs für Kunst und Literatur gleich den Reisenden andrer Handelshäuser verboten, außer in berechtigten Buchhandlungen, Bestellungen auf ihre Bücher zu suchen und anzunehmen, da eine solche Einsammlung von Privatpersonen weder mit der Sicherheit der Pränumeranten noch mit dem constitutionnellen Edicte Beilage III zur Verfassungsurkunde vereinbar sei. 73.

Mustoxidi (Andreas, Graf), Historiograph der ionischen Republik und Correspondent der k. franz. Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, geb. zu Korfu 1785, einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden griech. Gelehrten, studirte seit 1797 in Venedig, dann in Mailand. Von Paris, wo ihm Napoleon Zeichen s. Achtung gab, ging er nach Mailand zurück. Hier erwarb ihm 1806 s. Werk in ital. Sprache: „Per servire all' istoria Corcirese da i tempi eroici al secolo XII“, die Stelle eines Historiographen bei der Regierung der sieben Inseln. 1811 und 1814 gab er zu Mailand die beiden ersten Bde. der Geschichte von Korcyra u. d. T.: „Illustrazioni Corciresi“, heraus. Hierauf benutzte M. die Laurentinische Bibliothek in Florenz und war Mitarbeiter an dem literar. Journal „Il poligrafo“. In Padua schrieb er 1816 über die vier Pferde von Bronze vor der Markuskirche in Venedig, die mehre Jahre den Carousselplatz in Paris schmückten, und bewies, daß sie nicht auf dem Triumphbogen des Nero in Rom gestanden haben, sondern, wie es 3 byzantinische Schriftsteller bezeugen, auf der Insel Chios verfertigt und von da unter Kaiser Theodosius in den Circus von Konstantinopel versetzt worden sind. Als man in seinem Vaterlande eine Universität zu gründen im Begriffe war, kehrte er nach Korfu zurück, um an derselben eine Lehrstelle zu übernehmen. Er lehnte daher einen Ruf an das Lyceum in Bukarest ab, wo ihn der Hospodar zum Prof. der Geschichte und der griech. Alterthümer ernennen wollte. M. schreibt das Italienische mit einer seltenen Reinheit. Sein „Leben des Anakreon“, in ital. Sprache, fand ausgezeichneten Beifall. Im Nov. 1827 begleitete er den Präsidenten der griech. Republik, Grafen Capodistrias, von Genf nach Ancona und Korfu.

Muthen, ein altdeutsches Wort, welches so viel bedeutet als um eine Sache förmlich anhalten, etwas verlangen. So heißt bei Handwerkern muthen, wenn ein Gesell um das Meisterrecht oder um die Aufnahme in die Innung förmlich ansucht (daher auch das **Muthjahr**); im Lehnswesen, ein Lehn muthen so viel als bei dem Lehnsherrn um Ertheilung des Lehns (Investitur) ansuchen; im Bergbau, eine Fundgrube muthen, um Erlaubniß anhalten, eine aufgefundene Grube bauen zu dürfen und damit belehnt zu werden. Daher heißt auch der **Muthzettel** im Bergbau ein Zettel, worin der Muther genau den Ort, Gang u. s. w. anzeigt, den er zu muthen gedenkt; bisweilen heißt aber auch **Muthzet**-

tel, **Muthschein**, ein dem Lehnsmann, wenn er um die Lehnsreichung gehörig angesucht hat, von der Lehnskanzlei ertheilter Schein, worin das geschehene Ansuchen bescheinigt wird.

Mutiren (von mutare, verändern) sagt man vorzüglich von dem Übergange der Discantstimme der Knaben in die männliche zur Zeit, wo die Mannbarkeit eintritt. Man sollte um diese Zeit gar nicht singen, damit sich die Natur selbst für eine andre Stimme entschiede.

Mutis (Don Joseph Cölestin), Director der botanischen Anstalt zu Neugranada und königl. Astronom zu Santa-Fe de Bogota, geb. 1732 zu Cadix, widmete sich der Medicin. Während s. Aufenthalts als Prof. der Anatomie zu Madrid ward er brieflich mit Linné bekannt, und hierdurch seine Vorliebe für die Pflanzenkunde noch mehr befestigt. 1750 begleitete er den als Vicekönig nach Neugranada gesandten Don Petro Mosia de la Corda dahin, und nun diese reichen Gegenden mit unablässlichem Eifer durchforschend, entdeckte er die Chinarinde in Ländern, wo man deren Dasein bisher nicht vermuthet hatte, und trug am mehrsten mit dazu bei, in s. Landstrichen das Licht wissenschaftlicher Aufklärung auszubreiten. Zum Prof. der Mathematik am Collegium Nuestra Señora del Rosario in Santa-Fe ernannt, trug er hier zuerst die Grundzüge des Copernicanischen Planetensystems vor, und die hierüber erbitterten Dominicaner, die nur mit Unwillen es anzusehen vermochten, daß die ketzerischen Behauptungen des thorner Astronomen in Betreff des Umschwunges der Erde um die Sonne, im Gegensatze mit dem Ausspruche der Bibel, auch in Neugranada Eingang fanden, würden nicht ermangelt haben, M. vor ihr höllisches Tribunal zu ziehen, hätte ihn nicht der Vicekönig beschützt. Später (1777—82) unternahm M. eine wissenschaftliche Reise nach den südlichern Gegenden von Neugranada zur Untersuchung der dortigen Pflanzen und Silberbergwerke und sandte einen Theil seiner reichen botanischen Ausbeute von hier aus an Linné. Leider ward aber durch diesen Mehres davon aus Versehen unter die mexicanischen Pflanzen gesetzt und dadurch eine für die Wissenschaft schädliche Verwirrung in das Ganze gebracht. Außer diesen botanischen Entdeckungen und mehren nützlichen astronomischen Beobachtungen fand M. auch noch auf dieser Reise bei Ibague-Viejo eine reichhaltige Quecksilbermine auf. Als 1790 auf Betrieb des Vicekönigs, Erzbischofs Don Antonio Caballero Gongora der madrider Hof sich entschloß, u. d. N. Expedicion Real botanica zu Santa-Fe eine Anstalt für das Studium der Naturwissenschaften zu gründen, da ward M., der sich seit 1772 bereits dem geistlichen Stande gewidmet hatte und zum Kanonicus der Kathedrale zu Sta.-Fe ernannt worden war, zum Director erwählt, und sein Wirken in dieser Stelle war von dem größten Nutzen. Noch 1802 ließ er in s. Garten zu Santa-Fe ein Observatorium erbauen und mit den besten Instrumenten versehen. Er starb den 11. Dec. 1808, den Ruhm eines ebenso rechtschaffenen als für das Wohl der Wissenschaft und s. Landes vielfach verdienten Mannes hinterlassend. Eins der größten Verdienste dieses fleißigen Naturforschers war die Entdeckung des Wachsthums der Fieberrinde auch auf der nördlichen Halbkugel der Erde, welche M. 1772 in den Gebirgen von Tena und später in Honda, zu Villeta u. a. O. machte. Außer der Botanik, Astronomie und Chemie beschäftigte er sich auch mit der Zoologie und verwandte vielen Fleiß auf die Naturgeschichte der Reptilen, Säugethiere, Fische und Vögel von Neugranada. Von s. vielen Schriften ist bis jetzt wenig in Europa bekannt geworden, da die nach s. Tode im spanischen Amerika ausgebrochene Revolution deren Mittheilung hinderte; einige höchst gehaltvolle Abhandlungen von ihm finden sich jedoch in den frühern Jahrb. der stockholmer Akademie, wo sie durch Linné eingerückt wurden.

Muttermale nennt man gewisse Besonderheiten der Farbe, Flecken auf der Haut u. s. w., welche neugeborene Kinder mit auf die Welt bringen. Für die

Sache selbst spricht die Erfahrung, und die gemeinen Leute schreiben dies einem Versehen der Mutter zu. Zum Beweise beruft man sich sogar auf Jakobs Kunst, bunte Lämmer zu erzielen. Die Philosophen haben versucht, nicht allein die Muttermäler, sondern auch andre Besonderheiten, als Verstümmelung, Gestalt, Vermehrung oder Verminderung der Gliedmaßen u. s. w. aus dem Einflusse der Einbildungskraft und also der Seele der Mutter auf das Kind zu erklären. Allein genaue Beobachtungen haben gelehrt, daß die Besonderheiten und Verunstaltungen des Kindes, welche man für die Folge einer imaginarischen Idee hält, natürliche Wirkungen solcher Beschaffenheiten in dem Körper und der Lage des Kindes waren, welche theils vor der äußern Veranlassung der Idee schon anwesend waren, theils selbst nach der Hypothese Derer, welche diese Wirkungen der mütterlichen Einbildungskraft annehmen, dadurch nicht entstanden sein konnten. Man sieht auch dergleichen Besonderheiten ohne vorhergegangene Einbildung der Mutter, ingleichen bei Geburten im Pflanzenreiche, wo keine Seele und also auch keine Einbildungskraft an der Bildung Theil haben kann. Sie sind mithin weiter nichts als eine Folge einer vorhergegangenen Unordnung in dem organischen Leben, aber nicht in der Seele der Mutter.

Mylitta hieß die Venus der Assyrer (bei den Arabern Alitta, bei den Persern Mithra). Sie war als Mondgöttin das weibliche Princip der Zeugung. In dem üppigen Babylon war ihr Dienst Volksdienst, indem die Sitte bestand, daß jede Frau sich ein Mal in ihrem Leben einem Fremden preisgeben mußte für eine Summe, welche sie in den Tempelschatz lieferte. Mit einem Blumenkranze auf dem Haupte, erzählt Herodot, setzten sich die Weiber in den Galerien des Tempels nieder, durch welche die Fremden gingen, sich eine der Harrenden zu wählen. Keine durfte zurück nach Hause kehren, bis ihr ein Fremder das Geld mit den Worten in den Schoß geworfen hatte: „Ich rufe für Dich die Göttin Mylitta an!" (Vgl. **Mondgöttin**.)

Myologie, Muskellehre, s. **Anatomie**.

Myops, s. **Kurzsichtig**.

Myriade, eine Zahl von Zehntausend; in der poetischen Sprache bezeichnet man damit überhaupt eine unzählige Menge.

Myriagramm, **Myrialitre**, **Myriametre**, s. **Französisches Decimalsystem**.

Myriorama (griech.), wörtlich übersetzt: Zehntausendschau, eine Art von landschaftlichem **Kaleidoskop** (s. d.), das, vor kurzem erfunden, viel Scherz und Zeitvertreib gewährt. Es wird eine pittoreske Seeküste mit Wohnungen, Einbuchten, Trümmern, Klippen, Schluchten und wirthschaftlichen Scenen in einem langen Streif an einem Canal, wo hinten ferne Gebirge herüberblicken, angenommen. Diese ist in 16 in den buntesten Farben ausgemalte Abtheilungen zerschnitten, und das Ganze so gehalten, daß die Durchschnittlinien für Vor- und Mittelgrund überall aneinanderpassen. Die Aufgabe ist nun, diese Abtheilungen willkürlich so aneinanderzufügen, daß das Vereinzelte wie ein Ganzes, nach Regeln der Landschaftsmalerei componirt, aussehe. Durch die Bezifferung der einzelnen Blätter wird es möglich, eine unter 10,000 Möglichkeiten herausgefundene annehmliche Wirklichkeit zur Wiederhervorbringung festzuhalten. Dieses Spielwerk für Schaulustige und Zeichner hat Brès in Paris erfunden und D. Clark in London vervollkommnet. Für Landschaftmaler selbst ist es ungefähr Das, was ein Reimlexikon dem Dichter gilt.

Myrmidonen, ein Völkerstamm in Phthia in Thessalien. Sie sollen vom Myrmidon, nach der Sage einem Sohne des Jupiter und der Eurymedusa, Vater des Aktor, ihren Namen haben, der auch als ein Abkömmling des Pelasgus und Nachfolger des Teutamides, Königs von Larissa, genannt wird. Die Myr-

midonen bewohnten vorher mit dem Äakus (s. d.) die Insel Ägina, kamen mit Peleus, Sohn des Äakus und Enkel des Aktor, nach Thessalien, waren mit Achilles, Peleus's (s. d.) Sohn, vor Troja und zeigten sich als tapfere Krieger. Die alte Sage ließ sie aus Ameisen entstehen.

Myron, ein berühmter griechischer Bildhauer um 442 vor Chr., der besonders glücklich in der Nachahmung gemeiner Natur war. 36 Epigramme der griech. Anthologie rühmen eine von ihm verfertigte Kuh, die so getreu dargestellt war, daß selbst Stiere durch sie getäuscht wurden und sich ihr näherten, als ob sie lebendig wäre. Cicero sah sie noch in Athen; Procopius im 7. Jahrh. in Rom.

Myrrha, des Königs Cinyras von Cypern Tochter. Den Übermuth der Mutter, die sich vermaß, schöner als Venus sein zu wollen, strafte die Göttin dadurch, daß sie die Tochter zu unnatürlicher Liebe gegen den eignen Vater reizte. Nachdem die Unglückliche lange mit sich gekämpft hatte, ward durch Vermittelung ihrer Amme ihr Wunsch gewährt. Der Vater umarmte sie zu wiederholten Malen, ohne seine geheime Geliebte zu kennen. Als er sie aber durch ein heimlich mit sich genommenes Licht erkannt hatte, griff er im Zorne zu einem Schwerte, die Frevelhafte zu tödten. Da verwandelte sie Venus aus Mitleid (nach Einigen sogleich, nach A. erst nach 9monatlicher Verfolgung) in einen Myrrhenbaum; ihr Vater durchbohrte sich selbst. Sie aber gebar noch nach ihrer Verwandlung den Adonis.

Myrte (myrtus), die bekannte Zierpflanze, welche ihrer immergrünen Blätter und ihres gewürzhaften Geruchs wegen beliebt ist. Die Zweige derselben dienen zu allerhand Schmuck, z. B. zu Kränzen für Bräute bei Hochzeiten, Feste u. s. w. Zugleich dient die Myrte als ein Sinnbild der Trauer und des Todes.

Mysore (Maysur), ein sonst ansehnlicher, seit der Mitte des 18. Jahrh. in Europa bekannter Staat in der vordern ostindischen Halbinsel, westlich von Karnatik, innerhalb der Gauts oder großen Gebirgsketten, welche durch die ganze Halbinsel von Norden nach Süden laufen. Mysore hatte eigne Regenten (Rajahs), die früher von den benachbarten Reichen abhängig waren. Die Fürsten, welche im Anfange des vorigen Jahrh. regierten, waren aus braminischem Stamme, die Unterthanen aber meistens Mohammedaner. Hyder Ali (s. d.) setzte sie 1760 ab und bemächtigte sich der Herrschaft. Ihm folgte s. Sohn Tippo Saib (s. d.), welcher 1799 Leben und Reich durch die Engländer verlor. Diese theilten nun den Staat von Mysore, behielten, nebst der Hauptstadt Seringapatnam, ungefähr 800 □M. Land mit 2½ Mill. Lak Rupien Eink. für sich, einen fast gleichen Antheil überließen sie ihren Bundesgenossen, dem Subah von Dekan und den Mahratten, und aus dem Reste des Landes, von 1199 □M. mit 3 Mill. Einw. und etwas über 4 Mill. Rupien Eink., wurde das jetzige Reich Mysore gebildet, zu dessen Regenten die Engländer einen Nachkommen des ehemaligen, von Hyder Ali abgesetzten Regentenstammes, einen 5jährigen Prinzen, Rajah Maha, machten, der jedoch ganz von der brit. Regierung zu Madras abhängt, 700,000 Gulden Tribut zahlt und in s. Festungen engl. Garnisonen unterhält. Die wichtigsten Städte dieses Reichs sind: Mysore, die Haupt- und Residenzst. an einem Arme des Kaveri, und Hydernagor.

Mystagog, bei den Mysterien des Alterthums Derjenige, der den Einzuweihenden einführte, sowie auch Derjenige, der das Innere des Tempels zeigte; daher bei uns ein Geheimnißvoller oder Geheimnißkrämer.

Mysterien waren bei den Griechen und in der Folge auch bei den Römern geheime religiöse Zusammenkünfte, ein geheimer Gottesdienst, dem kein Ungeweihter nahen durfte. Ihre Entstehung fällt in die allerältesten Zeiten. Ihr Zweck war Aufklärung solcher Mythen und Gebräuche der Religion, deren eigentlichen Sinn man vor dem Volke verborgen zu halten für gut fand. Sie waren vielleicht

ein nothwendiges Bedürfniß in einem Zeitalter, worin man dem Volke s. Aberglauben, s. Unwissenheit und s. Vorurtheile ohne Nachtheil für die öffentliche Ruhe nicht entreißen durfte. Aus dem Grunde wurden sie auch von den Regierungen geduldet und geschützt. Ihr erstes Grundgesetz war tiefe Verschwiegenheit. In allen Mysterien gab es dramatische Vorstellungen, die sich auf die Thaten der Gottheiten bezogen, zu deren Ehren sie gefeiert wurden. Die wichtigsten griech. Mysterien waren: 1) Die Eleusinischen (s. Eleusis). 2) Die Samothrazischen Mysterien stammten aus Kreta und Phrygien her und wurden im erstern Lande dem Jupiter zu Ehren gefeiert. Aus diesen Ländern kamen sie zu den Thraziern oder Pelasgern auf der Insel Samothrazien und pflanzten sich von da weiter in Griechenland fort. Man feierte sie bald zu Ehren des Zeus, bald des Dionysus, bald der Ceres. 3) Die Dionysischen kamen aus Thrazien nach Theben und haben mit den vorigen große Ähnlichkeit. Man feierte sie ein Jahr ums andre, und es sollte in ihnen gleichfalls der Übergang des Menschen aus der rohen Wildheit zur Bildung vorgestellt werden. Die Weiber kleideten sich in Thierhäute, nahmen mit Epheu umwundene Stäbe (Thyrsus) in die Hände und zogen so auf den Berg Cithäron, wo nach begangenen religiösen Gebräuchen wilde Tänze angestellt wurden, die sich mit Zerstreuung der Priesterinnen und der Eingeweihten in die nahen Wälder endeten. Auch sie hatten Symbole, die sich größtentheils auf den Bacchus oder Dionysus bezogen, welcher der Held dieser Mysterien war. Sie wurden als der öffentlichen Sache und den alten Sitten nachtheilig schon zu Epaminondas's Zeiten in Theben und in der Folge in ganz Griechenland verboten. 4) Die Orphischen zeichnen sich, als wahrscheinliche Grundlage der Eleusinischen, vor diesen nicht aus. 5) Die Mysterien der Isis (s. d.) fanden in Griechenland nie, wohl aber in Italien, besonders in Rom, vielen Beifall. Die heidnischen Mysterien verschwanden im 2. und 3. Jahrh. der christl. Zeitrechnung nach und nach, wie die Orakel. Auch nannte man vormals in manchen christlichen Ländern die geistlich-komischen Schauspiele, worin Gott, Engel, Heilige und Teufel auftraten, Mysterien. (S. Französische Literatur.) Eine Hauptschrift über die Mysterien ist St.-Croix's „Recherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme" (2. Aufl., durchges. v. Sylv. de Sacy, Paris 1817, 2 Bde.). DH.

Mysticismus, diejenige religiöse Ansicht, welche sich auf den Glauben an eine selbständige (für sich und abgesondert von der Körperwelt bestehende) Geisterwelt, an Engel, Dämonen, Schutzgeister, persönliche abgeschiedene Seelen rc. gründet, und sich dem Wahne einer geheimen, übernatürlichen Einwirkung dieser Geister auf den Menschen, welche durch Frömmigkeit bedingt sei, oder auch durch magische Mittel bewirkt werden könne, hingibt. Er gibt vor ein Schauen ohne Erkenntniß und will zumal fassen, was der erkennende Geist entwickelt. Er erblickt überall Geheimnisse und sucht das Unergründliche geheimnißvoll auszusprechen, wodurch er dunkel, bilderreich, oft spielend erscheint. Aus dem Standpunkte der bloßen Verstandesaufklärung erscheint dieser Mysticismus als Verirrung des religiösen Gefühls durch den Einfluß einer überspannten Phantasie; aber die Wissenschaft, in welcher die gebildete Vernunft vorherrscht (s. Vernunft u. Verstand, erkennt ihn als die natürliche Folge der Religiosität ohne Wissenschaftlichkeit, oder als Produkt der bloßen Gemüthsbildung bei vernachlässigter Geistesbildung. Vernunft und Verstand haben nämlich ihren Vereinigungspunkt im klaren Selbstbewußtsein, Phantasie und Gefühl aber in einem dunkeln Bewußtsein oder Selbstgefühl. Das Gemüth schaut das Göttliche im Gefühl an, und dieses Anschauen ist Religion; die Phantasie ist ein schaffendes, gleichsam plastisches Vermögen, welches die Anschauungen des Gefühls symbolisirt (versinnbildlicht) und, scheinbar verwirklicht, in bedeutenden Phantasiebildern darstellt, welche der ungebildete Verstand religiöser und wissenschaftloser Menschen für wirkliche Ge-

stalten oder sinnlich angeschaute Personen nimmt. In der alten Zeit, welche der eigentlichen Geistesbildung noch ermangelte, war dieser traumähnliche Zustand religiös begeisterter Menschen viel häufiger als in unsern Tagen, wo die Geistes- oder wissenschaftliche Bildung die Herrschaft des Gefühls und der Phantasie zurückgedrängt hat (s. Somnambulismus); auch waren zu jener Zeit die Träume bedeutender, oft von prophetischem Charakter, und ihr Inhalt wurde (mit Recht) als göttliche Offenbarung, aber zugleich auch in jeder Hinsicht für Wirklichkeit genommen; persönliche Gottheiten, Dämonen, Engel, Heilige erschienen im Traume den Priestern und Gläubigen, ja der alleinige Gott selbst (der Herr der Propheten in leiblicher Gestalt, ihnen verkündigend, was sie thun sollten rc.). Hier also der Ursprung des Mysticismus, von welchem bisher die Rede war, dies die Quelle des Glaubens an eine körperlose und doch sinnlich anschaubare Geisterwelt, welcher sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. (Vgl. Geist.) In umfassenderm Sinne heißt Mysticismus diejenige Behandlung der höhern Wahrheiten der Religion und Wissenschaft als Geheimnisse (Mysterien), bei welcher der Vortrag dieser Wahrheiten im Dunkel oder Helldunkel bleibt, nicht im Lichte der Wissenschaft erscheint, welche jede Wahrheit in einem organischen (systematischen) Zusammenhange auftreten läßt, oder als Princip (Grundidee) an die Spitze des Zusammenhanges der Wahrheiten stellt, wodurch wissenschaftliche Überzeugung (Evidenz) entsteht. Die Wissenschaft (Philosophie) ist daher eigentlich der Gegensatz des Mysticismus, denn sie hat die Bestimmung und das Streben, den Mysticismus aufzuheben, das Räthsel der Welt und des menschlichen Daseins zu lösen, und überall Licht im Dunkel des Lebens, wo es noch herrscht, aufgehen zu lassen. Der Grund des mystischen Dunkels, welches in vielen Schriften neuer und älterer Zeit herrscht und welches auch von wissenschaftlich Gebildeten nicht ganz durchdrungen werden kann, liegt nie allein in einem undeutlichen, verworrenen Vortrage, sondern vorzüglich im Mangel wissenschaftlicher Entwickelung der Ideen im Schriftsteller, wodurch dessen Vortrag nothwendig dunkel werden muß. Wissenschaftliche Klarheit, Ordnung der Ideen, systematischer Geist wird sich jederzeit auch in einem lichtvollen Vortrage ausprägen. Aber nicht jeder Leser hat das Recht, ein Buch, das er nicht versteht, dessen Inhalt ihm räthselhaft und wunderlich vorkommt, geradezu für mystisch zu erklären. Was ihm dunkel oder mystisch ist, kann Andern, die auf höherer Stufe der Bildung stehen, sehr deutlich und lichtvoll erscheinen. Dieser Mysticismus ist nur relativ oder subjectiv in Beziehung auf den Leser, dessen Bildungsstufe der Bildung des Schriftstellers, aus dessen Vorträgen er sich belehren will, nicht gewachsen ist. Vor allem Urtheile über ein Buch, dessen Inhalt ihm mystisch erscheint, wird daher der bescheidene Leser sich selbst fragen oder prüfen, ob er auch in dem Felde oder Fache, worüber er liest, wissenschaftlich eingeweiht sei, um die Beschuldigung des Mysticismus mit Recht aussprechen zu können. Viele Leser dagegen, welche von höherer Wissenschaftlichkeit keinen Zug und keine Ahnung in sich finden, machen ihre beschränkte Verstandesbildung zum Maßstabe der Leistungen aller Schriftsteller, sprechen über Alles ab, was sie nicht verstehen, und daher kommt denn ein leeres Geschrei über den Mysticismus der deutschen Philosophie und ein Verrufen derjenigen Schriftsteller, welche zur Ausbildung der Wissenschaften und dadurch zur Bildung ihrer empfänglichen Zeitgenossen das Meiste beitragen. Von einem wirklichen, nicht bloß relativen Mysticismus der Philosophie oder Wissenschaft kann nur als von einem Widerspruch die Rede sein, da, nach obiger Bemerkung, Mysticismus und Wissenschaft, als Gegensätze, einander feindlich, kämpfend für das eigne Dasein, gegenüberstehen. Während die Wissenschaft alles Mystische zu vernichten und in ihr Licht aufzulösen strebt, sucht dagegen der Mysticismus die Wissenschaft zu verdrängen und ihre höchsten Gegenstände, das Innere der Natur und die Wahrheiten der Religion, als für den

menschlichen Geist ewig undurchdringbare Geheimnisse festzuhalten, indem er das Treiben der Wissenschaft in dieser Beziehung für Frevel erklärt und die erwähnten Gegenstände ausschließend als Sache des Glaubens behandelt wissen will. Er überspringt die vermittelnden Ursachen und bezieht alles Unmittelbare auf das höchste unsichtbare Wesen, womit er oft die freie Thätigkeit des Menschen selbst aufhebt. Die Sphäre des Mysticismus, sein Anfang und Ende (Princip und Endzweck) ist der Glaube (Überzeugung im Gefühl) und dessen Ausbreitung; sein inneres Reich ist die Religion, sein äußeres Gebiet ist die (höhere) Kunst, deren geheimnißvolles Wirken handelnder, gleichsam praktischer Mysticismus ist. Die Sphäre der Wissenschaft, ihr Umfang und Ende ist das Wissen (Klarheit u. Entwickelung der Ideen und Begriffe) und dessen Fortgang in sich selbst und nach außen; ihr inneres Reich ist die organische Gesammtheit der Wissenschaften, ihr äußeres Gebiet die Schule (in weitester Bedeutung, als Organisation des Gelehrtenstandes), durch welche sie sich selbst erhält, fortpflanzt und verbindet. Diese Sphären stehen einander nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen oder Besondern gegenüber, so z. B. der Naturreligion (Mythologie) die Naturwissenschaft (Naturphilosophie); der positiven (geschichtlich begründeten) Religion die Geisteswissenschaft (Idealphilosophie); der Kunst die Kunstwissenschaft, überhaupt, jeder Kunst und jeder praktischen Kunde ihre Theorie. Daraus erkennt man das nothwendige Streben der menschlichen Natur nach wissenschaftlicher Aufklärung, nach Auflösung der Mysterien in allen Sphären des Lebens; man erkennt aus dem Fortschreiten der Wissenschaft, d. h. in der zunehmenden Auflösung des Glaubens in Wissen, der unbewußten Gefühlsanschauung in wissenschaftliche Wahrheit das letzte und höchste Ziel der Entwickelung und Bildung der Menschheit, welches kein andres ist, als möglichst vollendete Geistesbildung, zu welcher nur die Wissenschaft führt und mit deren Vollendung sie selbst eins (identisch) ist. Wo aber die Wissenschaft fortschreitet, oder wo ihr Streben gelingt, da erscheint sie als Siegerin über den Mysticismus, obgleich dieser Sieg nur theilweise, nie vollständig errungen werden kann. Denn der Gegenstand im Ganzen, sowol des Glaubens als des Wissens, ist das ewige Mysterium, in dessen Anerkennung die wahre Mystik besteht, das Unendliche in seiner Einheit und Entwickelung (das Universum), welches durch kein fortschreitendes Wissen in der Zeit je vollständig enthüllt werden kann. Daher ist auch zwischen jenen Gegnern an keinen endlichen Frieden zu denken, der Streit dauert so lange fort, als die Wissenschaft lebt, und diese lebt fort, so lange ihr ein Mysticismus gegenüber steht; denn ihr Leben besteht ja nur in diesem Streit, und alles wissenschaftliche Streben müßte aufhören, sobald kein Dunkel mehr zu erhellen, kein Mysticismus mehr zu bekämpfen wäre. Aber dieser Streit ist gegenwärtig noch ein doppelter, weil der Gegensatz zwischen Mysticismus und Wissenschaft ein doppelter, hier ein innerer, dort ein äußerer ist; er ist ein innerer, insofern jeder wissenschaftlich Gebildete nach weiterer (fortschreitender) Bildung strebt, also gegen den Mysticismus in seinem Innern, gegen das in ihm noch vorhandene Dunkel zu kämpfen hat, um mit sich selbst immer mehr ins Klare zu kommen; er ist ein äußerer, insofern jeder wahre Gelehrte zugleich nach Außen gegen die Mystiker, welche die Wissenschaft anfeinden und Vorurtheile verbreiten, zu kämpfen hat. Dieser äußere Kampf wird einst aufhören, wenn die Wissenschaft sich allgemein verbreitet haben, wenn ihr Werth oder das Göttliche in ihr allgemeiner anerkannt sein wird, sodaß es wenigstens keine solchen Mystiker mehr gibt, welche das Göttliche (die Offenbarung Gottes) allein in der Religion oder im Glauben einheimisch wähnen, indem sie die Wissenschaft für bloßes Menschenwerk halten, ja, in ihr wol gar das böse Princip zu erkennen meinen. Auch ist diese Feindschaft schon jetzt im Grunde nur einseitig, wenn man erwägt, daß zwar die größten Mystiker unserer Zeit Diejenigen hassen, welche der Wissenschaft huldigen,

Letztere aber diesen Haß nicht erwidern, indem sie die Nothwendigkeit des Mysticismus unserer Zeit, wie den der Vorzeit wol einsehen und den Werth der Religion und des Glaubens vollkommen anerkennen, wohl wissend, daß sie selbst Dasjenige nur noch gläubig erfassen können, was ihre Wissenschaftlichkeit nicht zu durchdringen vermag. Der echte Gelehrte ehrt also den wahren Mysticismus und haßt nur den falschen, der in Frömmelei, übertriebene Schwärmerei und religiösen Unfug ausartet, sowie er denjenigen Aftermysticismus verachtet, der in der Wissenschaft eine Rolle spielen will, dessen Urheber entweder absichtlich dunkel oder in Räthseln schreiben, um mit ihrer scheinbar tiefen Weisheit zu glänzen, oder ihre verworrenen Begriffe von höhern Dingen und Verhältnissen für Wissenschaftlichkeit halten, zu deren Mittheilung sie sich berufen glauben. Für den Laien ist es schwer, die Schriften dieser falschen Mystiker von bessern Werken zu unterscheiden, die auch viel Dunkles enthalten, weil in ihrem Inhalte das Wissenschaftliche durch echten Mysticismus getrübt ist und daher jenes nicht überall in seinem eigenthümlichen Lichte hervortreten kann. Solchen Schriftstellern ist der Gegensatz von Glauben und Wissen und dessen wahres Verhältniß nicht klar geworden; sie setzen daher gewöhnlich das Verhältniß verkehrt, nämlich den (religiösen) Glauben über die Wissenschaft und machen die religiösen Ideen und Begriffe zu leitenden Principien des Wissens, welches daher in ihren Schriften eine dem Glauben untergeordnete Rolle spielt und sie mehr oder weniger mystisch macht. Wer aber allen Mysticismus verwirft u. zugleich die Wissenschaft verkennt, sie für mystischen Formalismus haltend, treibt sich, mit einseitiger Verstandesbildung, in flachem Wissen herum, welches jederzeit mit vielem Stolze gepaart ist, wenn, im Gegentheil, die Wissenschaft ihren Verehrern Bescheidenheit lehrt, und der Mysticismus ihre Bekenner zur Demuth mahnt. Der Mysticismus ist vornehmlich im Orient einheimisch und war am meisten den Griechen fremd. Der orientalische Mysticismus äußert sich schon bei den Neuplatonikern und in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Eine Hauptquelle der christl. Mystik wurden die u. d. N. Dionysius des Areopagiten im 4. Jahrh. n. Chr. verbreiteten Schriften. Als die Scholastiker im Mittelalter die Religion ausschließend als Verstandessache mit trockener Dialektik behandelten, war es heilsam, daß ihnen Mystiker entgegentraten, welche die Rechte des Gemüthslebens und der individuellen Freiheit behaupteten. (Vgl. Ssufismus.) S. Borger, „Über den Mysticismus", aus dem Latein. übers. von Ernst Stange (Altona 1826).

Mystificiren, die Leichtgläubigkeit eines Menschen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge aufzuheften. (Vgl. Poinsinet.)

Mythologie (von μυθος, Sage), Sagenlehre, der Inbegriff der einem Volke eigenthümlichen Sagen von Göttern und göttlichen Wesen. Creuzer begreift unter Mythologie die symbolisch ausgedrückte religiöse Poesie des gesammten Alterthums, die, weil sie sich theils auf eine allgemeine Natursprache gründet, theils aus einer allgemeinen Quelle geflossen ist, ein unzertrennbares Ganze ausmacht; Gottfr. Hermann dagegen erkennt in ihr die Wissenschaft, welche uns lehrt, was für Ideen und Begriffe gewissen Sinnbildern bei einem gegebenen Volke zum Grunde lagen. Diese verschiedenen Ansichten führten die vielfältige Behandlung des vieldeutigen Stoffes und die Abweichungen in den Erklärungen der einzelnen Mythen herbei. Eine geschichtl. Darlegung des Ursprungs der Sagen und der griech. Mythologie, als des vollendetsten Sagenkreises, wird dieses bestimmter erklären. Furcht, Entsetzen, Erstaunen bei Dingen und Erscheinungen, welche der rohe Mensch nicht erklären konnte, erregten die Vorstellung von übermächtigen Wesen, deren Gunst man gewinnen, deren Zorn man abwehren müsse. Oft glaubte man die Gottheit selbst unter der Gestalt des Dinges (z. B. des Feuers, der Schlange), wahrzunehmen, das unbegreiflicherweise mit der

Gottheit zusammenzuhängen schien. So war ein Symbol für diese höhere Kraft gefunden, und der Glaube, die Überzeugung von einer unbegreiflichen Übermacht hatte sich selbst aufgedrungen. Auf dieselbe Weise mußte die Meinung von Mitteln entstehen, welche die Gunst der Götter zu erwerben, ihren Zorn abzuwehren vermochten; doch auch diese Mittel mußten, da ihre Wirkung auf der Voraussetzung eines unbegreiflichen Einflusses beruhte, zu den symbolischen und den Gegenständen des Glaubens gehören. Wer am besten und vollständigsten diese gnadenherbeiziehenden und zornabwehrenden Mittel zu kennen schien, ward der Vermittler zwischen den minder hellsehenden Menschen und den höhern Mächten: er war der Priester. Eine Kenntniß dieser Art, der Gewinn einer genauern Naturbeobachtung, konnte aber nicht stehen bleiben. Bald mußte die Kenntniß dieser Priester in ihrem Fortschreiten fast alle Lebensverhältnisse umfassen, und während Vortheil und Wetteifer das Streben aufregte, Das zu begreifen, was dem Volke unbegreiflich erschien, bildete sich von selbst eine Priesterlehre und Priestersprache, ein ἱερος λογος, die wie alle alte Sprache, bildlich, dem Volke in dem Bilde nur das Zeichen von etwas ihm Unerklärbaren sehen ließ, das nur dem Vertrauten der Götter bekannt war. Diesen ursprünglichen Stoff erweiterte das Bestreben, ihn dem Volke, das seine Einsicht verlangte, zu entziehen; er wuchs an durch die vorgeblichen unmittelbaren Mittheilungen der Gottheit, zu denen örtliche Wahrnehmungen oft wol die Anlässe sein mochten (die Orakel). Was anfangs seiner Natur nach dem Volke unbegreiflich war, wurde jetzt mit Absicht seiner Einsicht entzogen und nur wenigen Erwählten unter geheimnißvollen Gebräuchen mitgetheilt (Mysterien). Der aufgeregte Geist suchte nun frühere Vorstellungen mit neugewonnenen Einsichten zu vereinigen; Das, was verschiedenen Personificationen der Naturkräfte z. B. früher zugeschrieben wurde, glaubte man nunmehr in Einer zu erkennen. Man gewöhnte sich in jedem Gotte den andern, in allen Einen wiederzufinden, und Umdeutungen, Fortbildungen, oft Verbildungen der ursprünglichen alten Sagen, an deren wörtlichen Sinn selbst wol das Volk nicht mehr festhielt, seit die Erklärungen der Dichter und Philosophen und der Eingeweiheten in den Mysterien ihm nicht fremd blieben, schmückten die alten Sagen aus und vermehrten ihre Menge. Dazu kam das Bestreben des phantasiereichsten Volkes, frühen geschichtlichen Ereignissen durch Verbindung mit heiligen Sagen höhere Würde und Bedeutung zu geben; und der vielfältig gebrochene Strahl spielte nunmehr in fast jedem Lande, bei fast jedem Stamme, in noch bunterm prismatischen Glanze. So bildete sich der engverschlungene Mythenknäuel, der die Anfänge des gesammten menschlichen Wissens über Natur, Gott und Geschichte enthält, vereinigt mit den frühesten Regungen der Dichtkunst, dessen erste Fäden aber immer an die Erscheinungen in der Natur, sowie sie beobachtet wurden, sich anknüpfen lassen. Diese ersten Fäden herauszufinden, aus der Mythologie der spätern Zeiten, in der so viele Elemente sich vereinigten, die älteste nachzuweisen, was nur auf historischem Wege geschehen kann, würde die Aufgabe des vollendeten Mythologen sein, und Mythologie wäre, nach Hermann, die Geschichte der Mythen oder der Wissenschaft, welche zeigt, wie und welche Mythen sich gebildet haben; und ein **Mythus** wäre die Darstellung einer durch ein Bild anschaulich gemachten Idee, der ursprünglich gewiß eine Beobachtung der Natur zum Grunde lag. Diese Begrenzung des Begriffs der Mythologie findet man in Hermann's Br. an Hofrath Creuzer: „Über das Wesen und die Behandl. der Mythologie" (Leipz. 1819), dem die „Briefe über Homer und Hesiodus, vorzüglich über Theogonie" (Heidelberg 1818) vorausgingen. Sie bestimmten sehr genau, worin die beiden Wortführer in diesem allgemein wichtigen Streite auseinandergehen, und als Ergebniß dieser Discussionen darf man annehmen: die Behandlung der Mythologie könne nur kritisch sein, indem nur durch Kritik und Philosophie der Ursprung, der Zusammen-

hang und der Widerspruch des Vorhandenen ausgemittelt werden könne. Die Natur des Gegenstandes selbst muß die Regeln der Behandlung (wie aus der Einkleidung die Ideen herauszufinden sein) an die Hand geben. Die griech. Mythologie, und ebenso jede andre, ist eine vielartige, zwar ihrem Ursprunge verwandte, aber keineswegs ein eigentliches System ausmachende Masse. Die Quellen der Mythologie sind Philosopheme, welche dem Volksglauben, den Priesterdogmen und den Darstellungen der nicht in die Mysterien eingeweihten Bearbeiter der Mythen zum Grunde lagen. Durch diese 3 Hauptquellen der Mythologie ergeben sich 3 Hauptperioden in ihrer Darstellung. Die älteste Nationalmythologie der Griechen muß etymologisch-allegorisch, die Lehre der Priester historisch-dogmatisch, und die exoterische Theorie der philosoph. Mythographen und Dichter philosoph.-kritisch behandelt und erklärt werden. (M. s. was Klopfer in der Vorr. s. umgearb. Ausg. von Nitsch's „Mytholog. Wörterb.", Leipz. u. Sorau 1821, hierher Gehöriges vorbringt.) Inwiefern der Kreis der Sagen bei den Griechen sich durch Dichter, zunächst durch die epischen und die ihnen folgenden cyklischen bildete und erweiterte; wie er durch die alten Kosmo- und Theogonienschreiber dergestalt umgeformt und erklärt worden sei, von den lyrischen und tragischen Dichtern willkürlich zu ihren Fictionen benutzt wurde; wie er mit der ältesten Geschichte in der engsten Verbindung, endlich sich selbst zur Geschichte umgestaltete: dies zu erzählen, würde einer Geschichte der Mythologie zukommen, für welche reichliche Vorarbeiten in den Werken der Bearbeiter dieses Fachs sich finden. Auf diese Periode der selbständigen Entwickelung des vorgefundenen Stoffs folgten die Zeiten der alexandrinischen Mythensammler, denen nicht glückliche Nacheiferer folgten. An ihre Stelle traten deutelnde Rhetoren und Sophisten. Verdienstvoller als dieser Zusammensteller Fleiß war der polemische Eifer der Kirchenväter, deren Widerlegungen wir die Erhaltung beachtenswerther Sagen verdanken. Die Compilationen der Grammatiker schienen nur noch zu fehlen, um die Masse des verwirrenden Stoffes zu überhäufen. So verdienstlich auch die Arbeiten einzelner Gelehrten waren, um in dieses Chaos späterhin Licht zu bringen, so muß man doch gestehen, daß die Befangenheit in vorgefaßten Meinungen und Erklärungshypothesen (z. B. Bochart, Banier, Dupuys) dazu betrug das Zwielicht unsicherer zu machen. Das Verdienst, den Sinn der alten Mythen zuerst aufgesucht und ihm durch alle Bildungsstufen, die er durchging, nach Kräften nachgespürt zu haben, gebührt Christian Gottlob Heyne, dessen Verfahren an Joh. Heinr. Voß einen verunglimpfenden Richter fand, so beherzigungswerth auch dessen Warnung sein mochte, daß die philosoph. Deutung späterer Jahrhunderte zur Erklärung des ursprünglichen Mythus unzulässig sei. Seit Heyne und Voß fing man an das Vaterland der Mythen mit gewissenhafterm Ernste aufzusuchen, fühlte sich aber dadurch einem Himmelsstriche zugewiesen, dem Oriente, wo der besonnenen Forschung neue Schwierigkeiten in dem Wege lagen. Die Versuche von Kanne, Wagner, Görres, Dornedden, Hug, Sickler, um die Stammländer der Mythen im Oriente auszumitteln, ermangelten zuweilen der kritischen Genauigkeit und Mäßigung. Durch Wagner kam Tibet und Hindostan als ein Mutterland vieler Sagen in Aufnahme. Zusagender möchte die Hug'sche Vermuthung sein, wie auf mancherlei Wegen die altasiatischen Sagen nach Griechenland einzogen, und wie sie, immer der Örtlichkeit angepaßt, bald zu einem Eigenthume der Griechen wurden, das seine ursprüngliche Gestalt fast zu verleugnen schien. Nicht allzu glücklich war aber die Beweisführung einer oberasiatischen Abstammung griech. Mythen, die einige Gelehrte (Sickler, Schelling, Kanne) dadurch geben wollten, daß sie griech. Namen aus den semitischen Dialekten zu erklären suchten. So bildete sich allmälig die Ansicht aus, der Creuzer in s. „Symbolik und Mythologie" das Wort redete; eine Ansicht, die durch des Verf. Scharfsinn und Gelehrsamkeit bei vielen sinnverwandten

Freunden Eingang fand: nämlich die, „daß die Mythologie ein großes Panoram religiöser Ideen und Anschauungen sei, die meistens im Oriente entsprungen und im orientalischen Sinn und Geiste aufgefaßt und ausgeprägt seien, von denen also das Symbolische, Magische und Allegorische ebenso wenig ausgeschlossen werden dürfe, als es von der ältesten griech. Poesie ausgeschieden werden könne". In dem ganzen griech. Mythus erkennt man auch, trotz aller Zersplitterungen und Zerfaserungen, die Spuren einer beachtenswerthen Einheit, welche keine andre sein kann, als eine vorausgegangene reinere Urreligion, ein Monotheismus. Auf diesen einzigen Urtypus die griech. Mythe, nicht bloß hypothetisch, sondern real zurückzuführen, sei die Aufgabe der Mythologie. Was Hermann dieser Ansicht entgegengestellt hat, ist früher erwähnt worden. Leidenschaftlicher erhoben sich gegen sie Joh. H. Voß und Lobeck, obgleich Görres, v. Hammer, Münter, Uwaroff, Ritter durch neue Gründe ihr Bestätigung zu geben versuchten. Nicht ohne Glück bemühte sich Konr. Schwenck in s. „Etymologisch-mythologischen Andeutungen" nebst einem Anhange von F. G. Welcker (Elberfeld 1823), die älteste Mythe aus den Anbildungen der Folgezeit durch Etymologie herauszufinden, ein Versuch, in dem ihm schon Böttiger in mehren seiner Schriften, welche die alte Mythe, zunächst in Bezug auf ihre bildliche Darstellung, berühren, mit umfassenderer Gelehrsamkeit und auf eine Art vorangegangen war, die wol unbestritten als musterhaft gelten darf. Auch gehören hierher als neue Versuche: O. Müller's „Prolegomenen zu einer wissenschaftl. Mythologie" (Gött. 1825) und Ferd. Chr. Baur's „Symbolik und Mythologie" (Stuttg. 1824, 2 Bde.); ferner als treffliche Beitr. zur Mythologie des Orients Rhode's Schriften (z. B. „Beitr. zur Alterthumskunde"). Noch haben diese wissenschaftl. Bearbeitungen der Mythologie die Aufmerksamkeit des Auslandes nicht so erregt, daß, außer etwa Payne, Knight, bedeutende Förderer dieser Wissenschaft von dorther hier zu nennen wären. Für die Kunst sind sehr wichtig Böttiger's „Ideen zur Kunstmythologie" (Dresden u. Leipz. 1826, 1. Cursus), sowie dessen frühere „Vorlesungen"; ferner die Bilderwerke von Hirt u. Millin. Über die **Nordische Mythologie** s. d.

N.

N, der 14. Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit Anstoßung der Zunge an den Gaumen und die Zähne, und Ausstoßung der Luft durch den Mund und die Nase ausgesprochen wird. Zugleich ist er der 3. der sogen. Halblauter oder fließenden Buchstaben. Das in span. Wörtern vorkommende ñ lautet wie ein nj; España, Nuñez &c. also: Espanja, Nunjeß &c.

Nabis, ein spartan. König um 200 v. Chr., ein Tyrann, der schlau genug war, anfangs den Schein eines gerechten Fürsten anzunehmen, übrigens in s. ganzen Äußern den asiatischen Despoten nachahmte, und Einige durch Schmeicheleien und Versprechungen zu gewinnen, Andre durch Drohungen zu schrecken wußte. Eine bewaffnete Leibgarde umgab ihn und eine Menge geheimer Auflaurer stand in seinem Dienst. Jeder Verdächtige wurde sofort gemordet oder verbannt. Messina und Argos ließ er plündern; er würde seine Herrschaft über den Peloponnes durch List und Gewalt immer weiter ausgebreitet haben, wenn nicht die Römer endlich in Verbindung mit den Achäern ihm den Krieg erklärt hätten. Doch vermochte Quint. Flaminius nicht, ihn zu bezwingen; glücklicher war Philopömen gegen ihn mit dem Heere des achäischen Bundes. Endlich wurde der Tyrann durch seine eignen Bundesgenossen, die Ätolier, die er zu Hülfe gerufen, in Sparta getödtet.

Nabob (eine Verfälschung von Nawaub, d. i. ein Abgeordneter) heißt in Indien der Statthalter einer Provinz, oder der Befehlshaber über die Truppen derselben, wiewol auch viele Personen den Titel Nabob annehmen, ohne ein Recht dazu zu haben. Die Nabobs waren nach der alten indischen Verfassung dem Soubadar, dem Vicekönig einer großen Landschaft, untergeordnet; dennoch dienten sie diesem zu einer Stütze des Throns gegen die möglichen Anmaßungen der Soubadars. Seit dem Einfalle des persischen Schahs Nadir machten sie sich unabhängig vom Großmogul, allein bloß um in eine viel drückendere Abhängigkeit von England zu gerathen. In England nennt man jeden Großen, der außerordentl. Reichthümer in Hindostan erworben hat oder überhaupt mit einer gewissen orientalischen Pracht lebt, einen Nabob.

Nabonassar, ein König von Babylon, mit dessen Regierungsantritt eine neue Jahrrechnung (aera Nabonassarea) anfängt, weil er an der Spitze der alten Regentenverzeichnisse steht, die man unter des Ptolemäus Namen besitzt. Man setzt ihren Anfang 747 v. Chr., nach Andern 746, oder noch höher hinauf.

Nachahmung, die, kann, wenn von schönen Künsten die Rede ist, objectiv und subjectiv betrachtet werden. Im erstern Falle wird untersucht, inwiefern die Nachahmung an sich zum Wesen der schönen Künste gehöre, im zweiten, inwiefern der Künstler nachahmen dürfe. Was nun die Nachahmung als etwas Objectives in den Künsten betrifft, so hat es Ästhetiker gegeben, welche die Theorie der schönen Künste auf den Begriff der Nachahmung der Natur überhaupt oder wenigstens der schönen Natur zurückführen wollen. Selbst das Vergnügen, das uns Werke der schönen Kunst gewähren, wollte man aus dem Wohlgefallen über die gelungene Nachahmung der Natur herleiten. Allein diese Ansicht war zu wenig in der Sache selbst gegründet, als daß sie sich lange hätte behaupten können; auch hat sie im dramatischen Fache vieles Unheil angerichtet. Wenn aber auch das Wesen der Kunst nicht auf der Nachahmung der Natur im gewöhnlichen Sinne, d. i., in ihren einzelnen Erscheinungen, beruht, so ist doch nicht zu leugnen, daß die ersten rohen Anfänge der **Kunst** (s. d.) in solcher Nachahmung der Natur ihren Ursprung haben. Aber der Künstler soll eine Herrschaft ausüben über die Natur und den bedürftigen Stoff zur freien Schönheit erheben. In subjectiver Hinsicht, wo gefragt wird, inwiefern der Künstler andre Werke und Meister seiner Gattung nachahmen dürfe, unterscheidet man die freie Nachahmung von der sklavischen und von der kindischen Nachäffung, wie z. B. so viele neuere anakreontische Trink- und Liebeslieder. Der sklavische oder ängstliche Nachahmer ist der bloße Mann von Talent, der, ohne Genie, oft ohne Vermögen, das Wesentliche von dem Außerwesentlichen zu unterscheiden, mit Mühe und Absicht irgend einem Vorbilde nachstrebt. Von dieser Art waren schon im Alterthum die meisten rhetorischen Stücke nach Untergang der alten Verfassungen. Der freie Nachahmer ist der Mann von Talent, der, von einem fremden Vorbilde begeistert, oft ohne es zu wollen, den Geist desselben in seinen eignen Hervorbringungen aufnimmt. (S. **Copie**.) In der Musik nennt man Nachahmungen mehre ähnliche melodische, in verschiedenen Stimmen auf einander folgende Sätze. Die strengern Nachahmungen dieser Art kommen gewöhnlich in den Fugen und fugenartigen Sätzen, die freiern in allen figurirten Musikstücken vor.

Nachdruck, in der Rede, sowie in den Künsten der Rede und des Tons, ist jeder Ausdruck von besonderer Kraft und Bedeutsamkeit, wodurch der auf das Gemüth zu bewirkende Eindruck erhöht oder verstärkt, dem ersten Druck gleichsam ein zweiter hinzugefügt wird. Daß dies nur in Fällen von Wichtigkeit geschehen solle, springt in die Augen; denn wer wird sich selbst überbieten, wenn er es um den ersten Preis haben kann? Die Mittel, Nachdruck zu bewirken, lassen sich unter folgende 4 Classen bringen: 1) Wiederholung; sei es, um nur überhaupt Etwas

dem Gedächtnisse tiefer einzuprägen und dem Herzen näher zu legen, oder um die Nebenvorstellungen, die sich bei einer Hauptvorstellung aufdrängen, mehr hervorzuheben, wobei sogar eine Art von Zergliederung stattfinden kann, wie z. B. in Hamlet's Monolog: „Sein oder Nichtsein". 2) Verstärkung des vorigen Ausdrucks, weil er noch nicht angemessen genug scheint; hierher rechnen wir zugleich die Steigerung (Klimax, Gradation). 3) Abbrechung (Aposiopesis), sei es, um durch befehlende Kürze zu imponiren, wie z. B. in Virgil's „Quos ego!" oder weil der Redende im Begriff war, etwas Gefährliches zu sagen, es aber nur soweit sagt, daß es errathen werden kann. In vielen Fällen wird 4) ein Gleichniß (Fabel, Parabel) alle Wirkungen des Nachdrucks hervorbringen. Lessing's „Nathan", Schiller's „Fiesco", Göthe's „Tasso" beweisen dies zur Gnüge. Den Nachdruck, welcher durch diese Mittel hervorgebracht wird, nennen wir den Gedankennachdruck, von welchem noch unterschieden werden kann der Nachdruck des Tons, welcher dadurch entsteht, daß das Bedeutende des Ausdrucks durch den Accent (s. d.) hervorgehoben wird, je nach seiner größern oder geringern Bedeutsamkeit. Daß der Nachdruck des Tons aber mit dem Gedankennachdruck zusammenfallen müsse, versteht sich von selbst, sowie es auch von selbst in die Augen springt, daß die Musik des Nachdrucks so fähig sei als die Poesie. Falsch ist es hingegen, von Nachdruck in den bildenden Künsten zu reden, die nur des Ausdrucks fähig sind; die Mimik allein, als eine successiv darstellende Kunst, theilt diesen Vorzug mit der Musik und Poesie. Übrigens herrschen in der Lehre von dem Nachdruck noch die irrigsten Meinungen, weil man Nachdruck theils mit Ausdruck, theils mit Dem verwechselte, was die griech. Rhetoriker Emphasis nannten. Daß diese aber keineswegs mit Dem, was wir Nachdruck nennen, einerlei, sondern höchstens entfernt mit ihr verwandt sei, zeigt schon die Erklärung Quintilian's, der zufolge Emphasis ein Ausdruck ist, der einen höhern Sinn bei sich führt, als die Worte an sich bezeichnen. Er nimmt 2 Arten derselben an, eine, welche mehr bedeutet als sie sagt, und eine andre, die auch Etwas bedeutet, was sie nicht sagt („Instit. or.", 8. 3. 83. 9. A. 64). Da die erstere Art Quintilian's offenbar auf einer versteckten Vergleichung beruht, die andre aber auf der Abbrechung, so könnte man allenfalls diese der 3., jene der 4. der obigen Classen zurechnen. dd.

Nachdrucker, s. Büchernachdruck. Wir setzen hinzu: Weil der Bundestag dem 18. Art. der Bundesacte (die Schriftsteller und Verleger durch gesetzliche Bestimmungen gegen den Nachdruck sicherzustellen) bisher die gewünschte Vollziehung noch nicht hat geben können, so beschloß Preußen (nach der Cabinetsordre vom 16. Aug. 1827) mit den einzelnen deutschen Staaten, welche den Nachdruck verboten haben, besondere Verträge einzugehen, um unter sich gegenseitig dem Nachdrucke überhaupt zu steuern, bis ein allgemeines Gesetz in allen Bundesstaaten darüber zu Stande kommt. Bereits sind in diesem Sinne Verträge zwischen Preußen, Hanover, dem Königr. Sachsen, dem Großherzogth. Hessen, Oldenburg u. a. m. abgeschlossen worden.

Nachschlag wird in der Musik theils der Anhang, welcher dem Triller beigefügt wird, theils überhaupt eine oder mehre kleine Noten genannt, welche einer melodischen Hauptnote als Verzierung angehängt und nach ihr angeschlagen werden. Ihre Dauer wird von der Hauptnote abgezogen.

Nachsteuer, soviel als Abzugsgeld, s. d.

Nacht, in der Astronomie, der Zeitraum vom Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne, wo die Sonne für den betreffenden Punkt unter dem Horizont verweilt. Dieser Zeitraum ist ebenso verschieden in Hinsicht der Jahreszeiten als der Länder, welches von dem verschiedenen Stande der Erde gegen die Sonne herrührt. Unter der Linie herrscht beständig Tag- und Nachtgleiche. Hingegen verursacht die Schiefe der Ekliptik zwischen den Polen und dem Äquator eine

ungleiche Dauer der Nächte und Tage. Hier fällt nur 2 Mal im Jahre, u. zwar um den 21. März und 23. Sept., die Tag- und Nachtgleiche ein. Die kürzeste u. längste Nacht fällt zur Zeit der Sonnenwenden, d. 21. Juni und d. 21. Dec. Die Verschiedenheit der Dauer der Nächte ist um so größer, je näher ein Ort nach den Polen liegt. Unter dem Polarkreise gibt es ein Mal im Jahre einen Tag ohne Nacht und eine Nacht ohne Tag. Unter den Polen selbst herrscht eine Nacht von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, und am Südpol um die Zeit der Herbstnachtgleiche ein ebenso langer Tag folgt. Die genaue astronom. Bestimmung des Anfangs der Nacht richtet sich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunkt der Sonnenscheibe unter den Horizont hinabsinkt, indem die Strahlenbrechung (s. d.) bekanntlich die Sonne noch am Horizont erscheinen läßt, während sie schon untergegangen ist. Die darauf erfolgende Abenddämmerung macht die Scheidewand der Nacht in astronomischer Bedeutung und in der Sprache des gemeinen Lebens. Vgl. Walch's „Einleit. in die mathem. Geographie" (Gött. 1807, 3. Aufl.).

Nacht (Mythologie), die Tochter des Chaos, Schwester des Erebus, mit welchen sie den Tag und den Äther zeugte. Alles Unbekannte, Dunkle, Schreckliche gehört zu ihrer Nachkommenschaft, mithin Tod und Schlaf, Träume, Schicksale, Krankheiten und Plagen; ferner Zank, Streit, Zwietracht, Krieg, Mord, Betrug und Tadelsucht. Auch die Hesperiden werden ihre Töchter genannt. Sie bewohnt abwechselnd mit dem Tage einen schauervollen Palast in der Urwelt. Nach orphischen Sagen war sie auch Göttin der Liebe. Die neuere Mythologie läßt sie auf einem Wagen über den Himmel fahren und gibt ihr einen bestirnten Schleier. Cornelius hat sie neuerlich in der Glyptothek in München in fresco dargestellt (s. „Kunstbl.", 1821, Nr. 67).

Nacht (heilige) heißt in der Kirchengeschichte die Nacht vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, in der die Christen der ersten Jahrh. zusammenkamen, um zu singen und zu beten. In der Osternacht taufte man die Katechumenen. Allerhand Mißbräuche entsprangen aus jener Nachtfeier, und die Kirche schaffte solche daher ab.

Nachtfalter, Nachtvögel, s. **Schmetterlinge**.

Nachtgleiche, s. **Äquinoctium**.

Nachtmahlsbulle, Bulla in Coena Domini, die merkwürdigste aller päpstl. Bullen, da sie die Anmaßungen der Päpste und die vorgeblichen Rechte, welche diese sowol als unumschränkte Oberherren der Kirche, als auch selbst über weltliche Fürsten zu behaupten suchten, am vollständigsten darlegt. Sie gründet sich auf ältere Verordnungen der Päpste, durch welche alle Ketzer u. Ketzerbeschützer ohne Unterschied, sowie Diejenigen, die der Geistlichkeit Steuern zu Staatsbedürfnissen auflegten, feierlich in den Kirchenbann gethan wurden. Seit d. 14. Jahrh. wurde sie von mehren Päpsten nach und nach umgebildet und verändert. Papst Pius V. befahl, sie am Gründonnerstage in allen Kirchen abzulesen, weil mehre kathol. Fürsten Protestanten in ihrem Lande duldeten und der Geistlichkeit Beiträge zu den öffentl. Lasten abfoderten. Philipp II. und die Republik Venedig aber verboten die Bekanntmachung, da sie bei erschöpftem Schatze die Geistlichen nicht schonen konnten, und selbst Kaiser Rudolf II. und der Erzbischof von Mainz wollten eine den landesherrlichen Rechten so nachtheilige Bulle nicht annehmen. Auch in Frankreich fand sie Widerstand, besonders aber erregte sie in Neapel seit 1568 große Unruhen, da sie ohne des Königs Genehmigung von Bischöfen und Mönchen verbreitet und nach dem Ausspruch des Papstes, der Regierung das Recht, neue Auflagen auszuschreiben, streitig gemacht wurde. Trotz jenes Widerstandes erhielt diese Bulle noch 1627 durch den Papst Urban VIII. ihre neueste Gestalt. Der Papst excommunicirt und verflucht, von Gottes wegen, und kraft der den

Aposteln Petrus und Paulus und ihm selber verliehenen Gewalt, alle Hussiten, Wiclefiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten, Hugenotten, Wiedertäufer, Trinitarier; alle vom Christenglauben Abgefallene, alle Ketzer, sowie Alle, die ihnen glauben, sie aufnehmen, begünstigen und vertheidigen; Alle, die ihre ketzerischen oder vom Glauben handelnden Bücher ohne Erlaubniß des päpstl. Stuhles lesen, behalten und drucken, oder auf irgend eine Weise heimlich oder öffentlich, unter irgend einem Vorwand vertheidigen, und endlich alle Schismatiker, die sich der Gemeinschaft mit der röm. Kirche hartnäckig entziehen. Alle, die von den Entscheidungen des Papstes an eine künftige allgemeine Kirchenversammlung appelliren, werden mit dem Bannfluche, und wenn es Universitäten, Collegia und Domcapitel sind, mit dem Interdicte bedroht. Seeräuber trifft derselbe Fluch, wenn sie das päpstl. Meer („unser Meer") von Argentaro bis nach Terracina beunruhigen, sowie Alle, die aus den gestrandeten Schiffen der Christen Güter rauben. Dann werden die Fürsten verflucht, die in ihren Ländern neue Steuern und Abgaben ausschreiben oder sie vermehren, außer in den Fällen, wo es ihnen den Rechten nach, oder aus besonderer Erlaubniß des päpstl. Stuhles verstattet ist; die Verfälscher der päpstl. Briefe, Alle, die den Sarazenen und Türken, oder den Ketzern Pferde, Waffen, Metalle und Kriegsbedürfnisse, Holz, Hanf und Stricke, und Alles, womit sie Christen und Katholiken bekriegen können, zuführen; Alle, welche die Zufuhr von Lebensmitteln an den päpstl. Hof hindern; Alle, die Reisende, welche den päpstl. Hof besuchen, ausplündern, fangen, verletzen und ermorden; Alle, die sich an Cardinälen und päpstl. Legaten und Bischöfen vergreifen; Alle, die von des Papstes Befehlen, oder den Verordnungen ihrer Legaten sich an weltliche Gerichtshöfe wenden, oder geistliche Angelegenheiten der richterlichen Entscheidung des Papstes entziehen, oder Geistliche nöthigen, vor weltl. Gerichten zu erscheinen, oder Gesetze gegen die Kirchenfreiheit geben, oder die Bischöfe in der Ausübung ihrer Richtergewalt stören; Alle, welche die Einkünfte, die der Papst von Kirchen u. Klöstern als Vorbehalt genießt, in Beschlag nehmen, oder der Geistlichkeit ohne des Papstes Erlaubniß Steuern auflegen, und wären es Kaiser und Könige; alle Obrigkeiten, die sich in die peinlichen Rechtssachen der Geistlichen mischen und Alle endlich, die das päpstl. Gebiet — wozu auch Sicilien, Sardinien und Corsica gerechnet werden — feindlich angreifen oder erobern. Nur der Papst sollte von diesen Bannflüchen entbinden können, und auch er nur in der Stunde des Todes, wenn der Verfluchte zuvor der beleidigten Kirche Genugthuung geleistet habe. Die Bulle sollte zu Rom öffentlich angeschlagen und von jedem Bischof ein oder mehre Mal im Jahr der versammelten Gemeinde vorgelesen werden. Zu Rom geschah dies bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. an jedem Gründonnerstag in den Hauptkirchen. Le Bret hat die Gesch. dieser Bulle in der „Pragmat. Geschichte der — Bulle in Coena Domini" (Leipz. 1769, 4 Bde.) gründlich erzählt, und darin deutlich dargethan, daß die Grundsätze und Verordnungen derselben sich auf alte, in den päpstl. Gesetzsammlungen dargelegte und zu allen Zeiten beharrlich verfochtene Ansichten gründen.

Nachtrab, s. Arrieregarde.

Nachtstücke sind Gemälde oder Zeichnungen, in denen die Scene nicht von der Sonne oder dem gewöhnlichen Tageslichte, sondern vom Monde oder einem künstl. Lichte, als Fackeln u. dgl., erleuchtet wird. Ein solches Nachtstück erfodert besondere Kunst, weil in ihm alle Farben wegfallen, deren eigentliche Stimmung von dem Tageslicht herrührt und die Farbe sich größtentheils nach Beschaffenheit der Materie richtet, wodurch das brennende Licht unterhalten wird. Unter allen vorhandenen Nachtstücken ist das berühmteste die Nacht von Correggio. Unter den Niederländern, welche sich in Nachtstücken ausgezeichnet haben, wird Gottfried Schalken besonders geschätzt.

Nachtvögel, s. Schmetterlinge.

Nachtwandler, s. Mondsüchtig.

Nacktes bezeichnet in der bildenden Kunst: 1) den von Kleidung entblößten menschlichen Körper; man sagt dann: das Nackte studiren, zeichnen, Kenntniß des Nackten haben, das Nackte unter der Draperie bemerken. (S. Plastisch.) Daß das Studium des Nackten auch dann unerlaßlich sei, wenn drapirte Figuren dargestellt werden, erhellt daraus, weil die Formen und Verhältnisse der Bekleidungen durch das Nackte bestimmt werden. Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit ist 2) das Nackte in der Malerei. Wenn das Nackte das Wesentliche ist in der Plastik, welche durch die Form den Geist darstellt, so ist die Malerei ihrer Natur nach, und weil sie durch Farben, folglich mit sinnlichem Reiz darstellt, in der Darstellung des nackten Körpers beschränkt, und verhüllt an sich mehr diejenigen Theile, in welchen sich der Ausdruck des Geistes nicht unmittelbar darstellt. (S. Pittoresk.) Man nennt aber die Farbengebung, insofern sie sich mit der Nachahmung des Nackten, d. h. hier, der Farbe und materiellen Beschaffenheit des Fleisches beschäftigt, die Carnation; und wem braucht es gesagt zu werden, wie viel auf sie bei malerischer Darstellung menschlicher Figuren ankomme? Will der Künstler hierin den Anfoderungen der schönen Kunst Genüge leisten, so muß er zuvörderst die Localtöne richtig treffen, d. h. die natürliche Farbe des Gegenstandes so wiedergeben, wie sie auf ihrem Standort erscheint. So sind an einem gesunden Körper gewöhnlich die Wangen lebhaft geröthet, Brust, Nacken und Oberarme von zarter Weiße, der Unterleib gelblicher; an den äußern Theilen wird die Farbe allmälig kälter und geht in den Gelenken derselben, wegen des durchscheinenden kühlern Blutes, in eine veilchenröthliche Tinte über. Diese verschiedenen Abstufungen müssen aber in dem Haupttone der Carnation harmonisch vereint sein. Übrigens kann der Ton der Fleischfarbe unendlich verschieden sein. Der Nord- und Südeuropäer haben ein verschiedenes Colorit, Weiber und Kinder ein zarteres als Männer und Alte; jedes Temperament zeichnet sich durch seine besondere Farbe aus, und jeder einzelne Mensch hat einen eigenthümlichen Farbenton. Bei diesen unendlichen Abstufungen aber bleibt der Stoff immer Fleisch, und es kommt daher ferner darauf an, den materiellen Charakter dieses Stoffs richtig auszudrücken. Hier kann gegen die Wahrheit gefehlt werden entweder durch zu viel Härte, wie in den Werken der ältern Maler des 15. Jahrh., oder durch zu große Mürbheit (morbidezza), die sich vornehmlich bei Guido Reni findet, dessen Fleisch häufig blutleer, schleimig, grünlich aussieht. Die französ. Schule ist darin bis zur Verblasenheit gegangen, daß man nicht mehr Fleisch, sondern Porzellan oder Wachs zu sehen meint. In der wahren Carnation ist bis jetzt Tizian immer noch ein unübertroffenes Muster. dd.

Nadel (kalte), s. Kupferstecherkunst.

Nadelholz, auch Schwarzholz, Pinus. Die Nadelhölzer bilden im Linné'schen System die 9. Ordnung der 21. Classe und begreifen alle diejenigen Bäume, deren Blätter die Gestalt der Nadeln oder Tangeln haben (daher auch Tangelholz), und deren Frucht in einem holzartigen Zapfen besteht, welcher unter jeder Schuppe 2 mit Flügeln versehene Nüsse oder Samenkerne hat. Die männlichen Blumen, welche von den weiblichen getrennt, jedoch auf Einem Stamme mit ihnen stehen und gleich ihnen keine Krone haben, stehen in einem vierblätterigen Kelch, während das Kätzchen, welches die weibliche Blüthe bildet, aus spitzigen Schuppen besteht, deren jede zweiblumig ist. Man kennt 30 Gattungen Nadelhölzer, welche wieder in 4 Familien eingetheilt werden. Das unterscheidende Kennzeichen der ersten ist, daß die Nadeln in Büscheln zusammenstehen (Lerchenbaum, Ceder); bei der zweiten kommen 2—5 Nadeln aus Einer Scheide (Kiefer, Krummholzbaum); in der dritten stehen die weichen und breiten Nadeln einfach und kammartig auf

2 Seiten der Zweige (Tanne); in der vierten sitzen die Nadeln, welche hier schmal und steif sind, rund um die Zweige (Fichte).

Nadeln. Vor Erfindung der Nadeln und noch jetzt bei ungebildeten Völkern mußten und müssen Fischgräthen, zugespitzte Knöchelchen und Dornen die Stelle der Nadeln vertreten. Die Erfindung der Nadeln wurde bei den Alten so hoch geachtet, daß sie gleich andern wichtigen Erfindungen einer Gottheit und zwar, nach Hygin, der Bellona zugeschrieben wurde. Da die Babylonier und Phrygier schon den Luxus der gestickten Kleider kannten, so müssen auch bei ihnen die Nähnadeln in Gebrauch gewesen sein. Schon um 1370 findet man in Nürnberg Nadler, welche sich bloß von diesem Erwerbszweige nährten. Die Nadler, welche ein geschenktes Handwerk haben, müssen in Nürnberg als Meisterstück in einer bestimmten Zeit 3000 Nadeln mit viereckigen Öhren verfertigen. Die ersten metallenen Stecknadeln wurden in England um 1543 gemacht.

Nadelstich oder **Acupunctur.** Kämpfer hat vor mehr als 100 J. zuerst die in Japan und China gebräuchliche Methode, durch den Nadelstich arthritische und rheumatische Übel zu heilen, bekannter gemacht; aber erst seit 10 J. ist sie in Frankreich und Großbritannien genauer untersucht und angewandt worden. S. Churchill's „Abh. über die Acupunctur" (aus d. Engl. von Wagner, m. Anm. von Friedreich, Bamberg 1824).

Nadir (arab.), Fußpunkt, bezeichnet in der Astronomie den Endpunkt, welcher sich ergibt, wenn wir von unserm jedesmaligen Standpunkte uns eine senkrechte Linie durch den Mittelpunkt der Erdkugel bis in die entgegengesetzte Hemisphäre des Firmaments gezogen denken. Er ist also der Gegenpol des **Zeniths** (s. d.) oder des Scheitelpunkts, und die Axe, welche beide Punkte verbindet, ist die jedesmalige Axe des scheinbaren und wahren Horizonts des Beobachters.

Nadir Schah, s. **Kuli Khan.**

Nägelein, s. **Gewürznelken.**

Nagelflue (Poudingue), ein Trümmergestein, gebildet aus kleinern und größern Bruchstücken und Geschieben andrer Gebirgsarten und Mineralien, verbunden durch einen kalkig-kieseligen Kitt. Da die Schichten des Gesteins mit sandigen, thonigen und andern Lagen wechseln, und diese theils verwittern, theils durch eindringende Wasser nach und nach zerstört werden oder plötzlich als Schlammströme hervorbrechen, so wird den Nagelfluebänken nicht selten die Unterlage entzogen, und dann brechen unter Getöse und Krachen, unter fürchterlichem Donner und Dampf ganze Schichten zusammen, Schichten, welche oft eine Stunde Längenerstreckung und eine gewaltige Mächtigkeit haben. Eine solche Veranlassung hatte auch der Einsturz von einem Theile des Ruffibergs in der Schweiz, 1805, denn in den Alpen bildet die Nagelflue mächtige Gebirge.

Näherrecht, s. **Retract.**

Nahl (Johann August), Bildhauer, geb. 1710 zu Berlin, bildete sich daselbst unter dem berühmten Schlüter. Nachdem er eine Reise durch Frankreich und Italien gemacht, auch sich zu Strasburg aufgehalten hatte, kehrte er 1741 nach Berlin zurück, wo man, sowie in Potsdam, Sanssouci und Charlottenburg, viele Arbeiten von ihm sieht. Von 1746 an hielt er sich 9 Jahr in der Schweiz, und zwar meistens zu Bern auf. Hier ist von ihm das Grabmal des Schultheißen v. Erlach in der Kirche zu Hindelbank und das Denkmal, welches er der verst. Pastorin zu Hindelbank errichtete, besonders sehenswerth; nur Schade, daß die schlechte Beschaffenheit des Steins, woraus es gearbeitet ist, die allmälige Vernichtung desselben befürchten läßt. 1755 wurde er Prof. an der Akademie der Künste zu Kassel, welche damals unter dem kunstliebenden Landgrafen Friedrich blühte. Hier verfertigte er um 1778 die treffliche kolossale Bildsäule des Landgrafen, welche sich auf dem schönen Friedrichsplatze befindet. N. starb 1781 zu Kassel. — Sein

jüngster Sohn, Johann August N., Prof. und seit 1815 Director der Classe der Malerei bei der Akademie in Kassel, geb. den 7. Jan. 1752, ein durch vieljährigen Aufenthalt in Frankreich und Italien gebildeter Künstler, erhielt bei Göthe's Aufgaben, 1799, 1800 und 1801, den Preis. Er starb den 31. Jan. 1825.

Nahrungslosigkeit ist die Schwierigkeit, sich durch Anwendung der Productivkraft die zum Lebensbedarf nöthigen Genußmittel zu verschaffen. Ihr Dasein deutet immer auf eine Störung des natürlichen Verhältnisses in der Volkswirthschaft (Nationalökonomie), deren Zweck sein soll, jedem Mitgliede der Gesammtheit für Arbeit (productive Kraftanstrengung) Genuß zu geben. Wie die Wirksamkeit der productiven Kraft verschieden ist und sich entweder in der Anwendung auf den Urstoff, d. h. die ganze, uns Genußmittel liefernde Natur, oder auf Verwandlung des Stoffes in ein neues Genußmittel (industrielle Production), oder endlich auf Austheilung und Verbreitung der Genußmittel (commerzielle Production) zeigt, so lassen sich solche Störungen in dieser dreifachen Beziehung denken. Hinsichtlich der Urstoffproduction könnte jenes Mißverhältniß sowol durch ausschließende Anwendung der Kraft auf eine Art der Production (z. B. unverhältnißmäßige Benutzung des Bodens als Weideland) als auch und zwar hauptsächlich durch ungleiche Austheilung des Grundeigenthums entstehen, welche dasselbe in den Händen einiger Wenigen anhäufte, wodurch die Mehrzahl der Mitglieder der Gesammtheit zu Lohnarbeitern gemacht würde, wie in Irland. Da indeß die Urproduction auf dem sichersten Wege Genußmittel liefert und den Arbeiter am leichtesten nährt, so wird hier das dem Menschen natürliche Streben nach Wohlstand die Thätigkeit leicht auf die rechten Gegenstände leiten, und es lassen sich Störungen um so eher verhüten und heben, wenn die der freien Thätigkeit nachtheiligen Schranken und Hemmungen, wozu z. B. Monopole, der Landwirthschaft hinderliche Privilegien, Ausfuhrverbote u. s. w. gehören, beseitigt werden. Die Urproduction kann bei jedem Fortschritte der Bevölkerung ihren Gang gehen; jede ihr gewidmete Kraft vermehrt die Masse des natürlichen Productstoffes und kann daher mit dem Verbrauche stets im Gleichgewichte bleiben. Die Urproducte finden früh oder spät ihren Markt. Ganz anders ist es bei der industriellen Production; hat sie das Maß des Bedarfs überschritten, so sind ihre Producte nicht mehr Genußmittel, und wenn durch äußere Ursachen, z. B. Kriege, Landesunfälle oder die erwachte Industrie fremder Völker, der Verkehr gestört und der Absatz ins Ausland gehemmt ist, so ist der Überschuß des einheimischen Bedarfs im volkswirthschaftlichen Sinne werthlos. Noch leichter kann eine Störung hier eintreten und wird noch nachtheiliger, wenn die industrielle Production von dem naturgemäßen Wege, der sie auf einheimische Urstoffe hinweist, abgewichen ist und sich unverhältnißmäßig mit der Bearbeitung ausländischer Stoffe beschäftigt hat. Ist eine solche Production gegen die Grundsätze der Volkswirthschaft begünstigt und dadurch die Volksmenge des Staats unnatürlich vermehrt worden, so sind die Nachtheile der Erschütterung dieser Art von Betriebsamkeit, möge sie durch allgemeine Unfälle oder durch den erwachten Kunstfleiß der Völker, von welchen der rohe Stoff bezogen wurde, entstanden sein, für den Volkswohlstand desto empfindlicher. In Beziehung auf commerzielle Production endlich muß jede Ausdehnung derselben über die Grenze, welche der Ackerbau und die Fabrication des Inlandes ihr anweisen, der Kraft der Nation gefährlich werden, da nur diejenige commerzielle Productionskraft, welche aus Ackerbau und Fabrication hervorgeht, der Gesammtheit dauernden Wohlstand verspricht. Gefährlich ist dagegen das Streben, die Vortheile, welche die Arbeit des Umtausches der Producte und Bedürfnisse gewährt, als eine eigne Reichthumsquelle zu benutzen. Nicht minder müssen hier Störungen entstehen, wenn es an den nothwendigen Bedingungen der commerziellen Productionskraft, an Freiheit des Verkehrs, wozu freie Ausfuhr der einheimischen Erzeugnisse

und freie Einfuhr der ausländischen gehört, und an Freiheit der Mitbewerbung fehlt. Sowie die Urproduction überhaupt die wichtigste für den Nationalwohlstand und unter allen Umständen die sicherste ist, so wird ihr Werth sogar durch den Krieg, der einen vermehrten Verbrauch herbeiführt, oft noch erhöht, während der Verbrauch der Industrieerzeugnisse sich vermindert. Die Störungen des Verkehrs, die man Nahrungslosigkeit nennt, treten aber nicht bloß da ein, wo Kriege und ähnliche das Staatsleben erschütternde Begebenheiten bald Canäle des Handels verstopfen, bald neue öffnen und den Gewerbfleiß der Völker gewaltsam aus der gewohnten Bahn treiben, sondern es zeigen sich solche Erscheinungen, wie wir es in unsern Tagen gesehen haben, auch, nachdem der auf jene Zerrüttungen folgende Friedenszustand eine neue Ordnung der Dinge herbeigeführt hat. Während der Krieg viele Nahrungszweige zerstörte oder schwächte, belebte er doch andre, und die augenblickliche Vermehrung des Bedarfs einheimischer Erzeugnisse beschränkte den Verbrauch fremder Genußmittel und wirkte ebendadurch oft wohlthätig auf den Verkehr im Innern. Nach der Rückkehr des Friedens aber gerathen alle durch den Krieg hervorgerufene Nahrungszweige alsbald in Verfall, und auf lebhaften Geldumlauf folgt träger Verkehr, sowol wegen der Abnahme des Waarenumsatzes überhaupt als wegen der Nothwendigkeit, worein die Wohlhabenden, welche im Kriege die meisten Opfer gebracht haben, sich gesetzt sehen, durch Sparen und Entbehren die empfangenen Wunden zu heilen. Die frühere Unglückszeit hat eine große Capitalmasse verschlungen, welche jetzt zur Belebung der Production fehlt. Diese drangsalvolle Übergangszeit währt so lange, bis man dahin gekommen ist, die gewohnte Art der Capitalbenutzung mit einer andern zu vertauschen, und endlich wird das Gleichgewicht zwischen Production und Bedarf sich wiederherstellen, wenn die Staatsverwaltung die rechten Mittel ergreift, den Opfern der unglücklichen Zeitumstände Hülfe zu leisten und der Stockung der Gewerbsamkeit so bald als möglich abzuhelfen. In solchen Zeiten kann durch unweises Eingreifen in den naturgemäßen Gang des Volksverkehrs, durch Einschränkungen oder Verbote, wozu sich der Hang zum Vielregieren so leicht verleiten läßt, das Übel nur vermehrt werden. Den Producenten, die der Druck der Zeit ins Unglück gebracht hat, durch Austheilung von Almosen Beistand zu leisten, ist weniger wirksam, als sie durch Arbeit zu unterstützen; aber zu diesem Zwecke öffentliche Arbeitsanstalten zu errichten, zumal wenn sie monopolistische Begünstigungen erhalten, ist dem Aufkommen des Nationalwohlstandes nachtheilig, und es wird für die Gesammtheit weit sicherer gesorgt werden, wenn die Staatsverwaltung die Noth durch Vermehrung der Arbeit zu heben trachtet, was durch Verstärkung der Nachfrage nach Erzeugnissen einheimischer Industrie, durch Erweckung und Belebung neuer, auf einheimische Stoffe gerichteter Gewerbthätigkeit, wo Beispiel und Erweckung des Gemeingeistes wirksam sein müssen, und endlich durch Entfernung aller Hindernisse, die der freien Entwickelung der producirenden Kraft und der ungehinderten Benutzung der Capitale noch so häufig im Wege sind, geschehen muß. Vgl. Crumpe, „Über die besten Mittel, dem Volke Arbeit und Verdienst zu verschaffen" (aus d. Engl., Lpz. 1796); L. F. v. Meseritz, „Über die gegenwärtige Volksnoth in Deutschland und die Mittel zu deren Abhülfe" (Stuttgart 1822). 26.

Nahrungsmittel, Erzeugnisse des Naturreichs, die der Mensch zu seiner Ernährung gebrauchen kann (s. **Ernährung**), oder **Lebensmittel**; doch sollte man den Unterschied zwischen beiden Benennungen so bestimmen, daß man unter der letztern Benennung alles Das, was überhaupt das Leben zu erhalten dient, verstände. Die Nahrungsmittel werden den Verdauungswerkzeugen übergeben, und ihre nährenden Stoffe dienen sodann durch die **Verdauung** (s. d.) sowol zum Ersatz der verlorenen Theile als auch zur Ausbildung und zum Wachsthume des Körpers. Man nennt die Nahrungsmittel Speisen, wenn sie in fester

oder halbfester Gestalt, Getränke, wenn sie in flüssiger genommen werden; roh, wenn sie so, wie die Natur sie liefert, zubereitet, wenn sie, durch Kunst verfertigt, genossen werden. Sie sind theils aus dem Pflanzenreiche, vegetabilisch, theils aus dem Thierreiche, animalisch. Die erstern bestehen aus Wurzeln (Rüben, Zuckerwurzeln), Knollen (Erdäpfel, Erdbirnen), oder aus Stengeln (Spargel), Blättern (Kohl, Salat), Blüthen (z. B. der Blumenkohl), unreifen Früchten (junge Erbsen, Bohnen, Gurken) oder reifen Früchten, bei denen theils das die Samen umgebende Fleisch oder das säuerlich-süße Mark, theils die mehligen oder öligen Samen selbst zur Nahrung dienen. Die animalischen Nahrungsmittel werden beinahe aus allen Thierclassen genommen; manche Thiere werden ganz, von andern werden nur besondere Theile genossen. Nach Gewohnheit und Herkommen, Klima und Bedürfniß sind auch die Nahrungsmittel bei verschiedenen Völkern sehr verschieden. Bei manchen Nationen sind gewisse Nahrungsmittel sehr gewöhnlich, die bei andern unter die seltenen gehören; bei manchen sind Dinge sehr beliebt, vor denen andre einen Abscheu haben; Noth und Hunger machen manche Dinge zu Nahrungsmitteln, welche außerdem nicht dazu gebraucht werden, z. B. in lange belagerten Städten, auf Schiffen, welche länger zur See sein müssen als ihre Nahrungsmittel berechnet waren, fängt man oft Mäuse und Ratten, um sie zu essen. Das Hundefleisch wird in China gewöhnlich gegessen und in verschiedenen Gegenden von Afrika das Fleisch der Schlangen, namentlich der Klapper- und Riesenschlange. Auch die Heuschrecken werden fast überall in Afrika, sowie von den Negern auf der Guineaküste auch Eidechsen, Mäuse, Ratten, Schlangen, Raupen und andre Insekten und Gewürme gern verzehrt. Von den Otomaken erzählt Humboldt, daß sie eine Art von Letten oder Thonerde sammeln und sie in der Regenzeit, ihrem Winter, verzehren. — Die Nahrungsmittel, welche ihrem Zwecke entsprechen sollen, müssen nährende Stoffe in sich enthalten, welche, durch die Verdauung ausgezogen, in das Blut übergehen und durch die Assimilation (s. d.) zur Ernährung des Körpers verbraucht werden können. Alles, was als Nahrungsmittel dienen soll, muß daher solche Theile in sich enthalten, welche den thierischen Stoffen gleichkommen oder in selbige verwandelt werden können. Darin unterscheiden sich die Nahrungsmittel von den Arzneimitteln, daß letztere ihre eigenthümliche Qualität gegen den Organismus behaupten, sich durch die Verdauungsorgane nicht überwältigen lassen, nicht den thierischen Stoffen gleich werden, sondern als fremdartige Stoffe besondere Organe oder Systeme des Organismus aufregen. Alle Dinge, welche als Nahrungsmittel dienen sollen, müssen demnach einen Antheil von den leicht aufzulösenden Stoffen besitzen, welche den allgemeinen Grundstoffen des Körpers entsprechen und ihre eigenthümlichen Qualitäten durch den Einfluß der Verdauungsorgane vernichten lassen. Diese Stoffe in ihrer Einfachheit sind Schleim, Gallerte, Kleber, Eiweißstoff, Mehl-, Faser- und Zuckerstoff. Davon enthalten die Pflanzenspeisen am meisten Schleim-, Zucker- und Mehlstoff, welcher besonders in Verbindung mit dem Pflanzenkleber, wodurch beide zur Gährung geschickt und so zur Auflösung und Verdauung vorbereitet werden, die Grundlage von sehr nahrhaften Speisen ist. Die Obstarten sind bloß vermöge ihres Antheils an Zuckerstoff und etwas Schleimstoff nährend. In den animalischen Speisen ist besonders die Gallerte reichlich enthalten. Die Nahrhaftigkeit der Speisen richtet sich also nach dem größern oder geringern Antheil von jenen Stoffen und der Verbindung unter einander, welche ihre Auflöslichkeit befördern oder erschweren. Verdauungsorgane, deren Kräfte noch ungeschwächt sind, zerlegen die Nahrungsmittel leichter in ihre einfachen Stoffe und nehmen die abgesonderten nahrhaften reichlicher auf als solche, deren Kraft schon herabgesetzt ist, welche folglich die eigne Natur der Nahrungsmittel nicht überwältigen und deren chemische Entwickelung nicht beschränken können. Die Bestimmung, welche Nahrungsmit-

tel gesund oder ungesund seien, bleibt daher immer relativ und kann nur in Beziehung auf die Nahrhaftigkeit, auf die Auflöslichkeit der Nahrungsmittel und den Zustand der Verdauungskraft einer Person angegeben werden. Oft nennt man eine Speise oder ein Getränk gesund, weil es eine bestimmte Wirkung auf den Körper äußert, und gerade diese Bestimmung ist falsch, denn alsdann wirkt dasselbe nicht als Nahrungs- sondern als Arzneimittel und kann daher nur solchen Personen zuträglich sein, deren körperliche Beschaffenheit diesem entspricht. Die Auflöslichkeit eines einfachen Nahrungsmittels wird aber auch oft durch die künstliche Zubereitung vermindert, und daher ein an sich gesundes Mittel schwer verdaulich und ungesund gemacht. Besonders sind hierin die schon für sich zu fetten oder fett zubereiteten Speisen ungesund, weil das Fett schwerer von dem Magensafte aufgelöst und verdaut wird. Ebenso macht der Zusatz von zu vielem Gewürz sonst gesunde Nahrungsmittel ungesund, weil die Gewürze gar keine ernährenden Stoffe sind, sondern ihre eigne Natur gegen die Verdauungskraft behaupten und als besondere Reize auf besondere Theile des Organismus wirken. Den Gebrauch der Gewürze hat der Luxus und verwöhnte Geschmack leckerhafter Menschen eingeführt, die nicht mehr um sich zu ernähren, sondern um den Gaumen zu kitzeln, aßen und die Eßlust auch ohne das Bedürfniß aufzuregen suchten. Endlich ist bei Bestimmung der Gesundheit eines Nahrungsmittels noch die Rücksicht auf den Stand der Verdauungskraft nothwendig. Für einen gesunden, kräftigen Menschen ist jede Speise noch leicht verdaulich und nahrhaft, die ein schwächlicher nicht gut verdauen und zur Ernährung benutzen kann. Im Allgemeinen kann man also nur sagen, ein Nahrungsmittel sei gesund, wenn es hinlänglich mit ernährenden Stoffen versehen, leicht auflöslich, mithin verdaulich und der Verdauungskraft des Menschen angemessen sei. Die Polizei soll darauf sehen, daß Nahrungsmittel, welche zum Verkaufe gebracht werden, keine schädliche Eigenschaften haben. Besonders ist dies bei den allgemein nothwendigen Nahrungsmitteln der Fall, welche Volksbedürfnisse sind. Daher darf das Getreide nicht verdorben, stockend und angelaufen, das Korn besonders nicht mit dem sogen. Mutterkorn oder Kornzapfen, mit Schwindelhafer (der sich vorzüglich oft in der Gerste befindet) u. dgl. verunreinigt, das Mehl nicht mit fremdartigen Theilen, Sand, Gyps u. dgl. verfälscht sein. Das Brot muß gut gesäuert und völlig ausgebacken, nicht mit Alaun, um es weiß zu machen, und mit Jalappenpulver, um die stopfende Eigenschaft wieder aufzuheben, versetzt sein. Unter den Gemüsen dürfen keine giftigen sein, z. B. Schierling statt der Petersilie, Schierlingswurzeln statt der Pastinakwurzeln, giftige Schwämme unter den eßbaren. Beim Verkauf des Obstes muß darauf gesehen werden, daß es gehörig reif und nicht zu bald eingesammelt worden sei, wie z. B. häufig mit den Heidel-, Preiselsbeeren, Erdbeeren, Pflaumen u. a. m. geschieht. In Ansehung der Fleischnahrung muß die Polizei darauf sehen, daß kein krankes Vieh geschlachtet werde, daher jedes Stück von eigens dazu bestellten Fleischbeschauern erst untersucht werden sollte, ehe es geschlachtet werden darf. Auch den Förstern sollte durchaus verboten sein, das sogen. Fallwildpret, das oft schon in Fäulniß übergegangen und der Gesundheit höchst nachtheilig ist, aus Gewinnsucht verkaufen zu lassen. Auch todte Fische und Krebse, kranke, eingesalzene und verdorbene Fische, solche, die durch betäubende Mittel gefangen worden sind u. s. w., sollten nicht verkauft werden. Die Nahrungsmittel haben bestimmten und wichtigen Einfluß auf die Gesundheit, das Leben, selbst auf den Charakter des Menschen. Er ist seiner natürlichen Anlage nach sowol zur vegetabilischen als animalischen Nahrung angewiesen. Indessen lehrt sowol Theorie als Erfahrung, daß animalische Kost die festen Theile des Blutes, den Faserstoff und daher die Kraft des Muskelsystems schneller vermehrt, zu entzündlichen, fauligen und skorbutischen Krankheiten geneigt macht und selbst zu einer merklichen Rohheit und Heftigkeit des Cha-

rakters beiträgt; dagegen Pflanzennahrung ein leichteres, flüssigeres Blut erzeugt, aber schwächere Muskelfasern bildet, zu Krankheiten von Erschlaffung und Schwäche geneigt macht und selbst zu Sanftheit und Gelassenheit im Charakter Anlaß gibt. Nordische Nationen sind meistens mehr zu Fleischnahrung, die südlichen und morgenländischen mehr zur Pflanzenkost und überhaupt, wenigstens im natürlichen, durch Überfeinerung noch nicht verderbten Zustande zu mäßigerm und einfacherm Genusse geneigt. H.

Nahum, einer der sogen. 12 kleinen Propheten, dessen Gesang die Zerstörung Ninives zum Gegenstande hat, die er in einem geschichtlichen Gemälde, mit poetischen Farben ausgeschmückt, zu schildern scheint. Der Zweck N.'s scheint, nach neuern Untersuchungen, gewesen zu sein, seinem seufzenden Volke unter einer sich ganz natürlich darbietenden Vergegenwärtigung der schrecklichen Leiden, welche sie unter den Assyrern erduldet hatten, den graunsenvollen Untergang der stolzen Monarchie durch die gänzliche Zerstörung der übermüthigen Hauptstadt als ein gerechtes Strafgericht Jehovah's in ergreifenden Zügen zu schildern. Sonst setzte man sein Leben gewöhnlich vor diese Begebenheit und betrachtete sein Buch als eine Weissagung derselben. Wahrscheinlicher aber war er Zeitgenosse derselben und lebte als hebräischer Verbannter in Elkosch auf der Ostseite des Tigris in der Nähe von Ninive. Die neuesten Übersetzungen des N. sind von Middeldorpf (Hamb. 1808) und Neumann (Breslau 1808), beide mit Anmerk.; die Abhandlung von Everard Kreenen („Nahumi vaticinium philologice et critice expositum etc.", Harderwyk 1808) folgt noch der alten Meinung.

Najaden, Najades oder Naiides (aus dem Griech. von ναω, ich fließe), eine Gattung von Nymphen (s. d.), welche die Schutzgöttinnen oder Bewohnerinnen der Quellen und kleinern Landgewässer waren. Die Begriffe und Sagen, die man von den Najaden hatte, gleichen in manchen Punkten denen, die in Hinsicht unserer sogen. Wassernixen herrschen, besonders darin, daß Beide zuweilen einen schönen Gegenstand (so die Najaden den Hylas, s. d.) entführen. Man stellt sie als reizende Mädchen dar, das Haupt mit Schilf bekränzt und auf Urnen liegend, aus welchen Wasser strömt.

Naiv, Naivetät. Dieses Wort, welches Gellert zuerst aus dem Französischen (naïf, naiveté) aufgenommen hat, ist latein. Ursprungs, von nativus (angeboren, natürlich), im Mittelalter naivus. Viele haben, an das bloße Wort sich haltend, das Naive für den höchsten Grad des Natürlichen im Ausdrucke der Gedanken und Empfindungen erklärt; allein der Begriff, der mit diesem Worte bezeichnet wird, ist viel zusammengesetzter, und diese Zusammensetzung selbst veranlaßt einige Nebenbedeutungen, die außerdem nicht füglich vorhanden sein könnten. Im Wesentlichen bezieht sich der Begriff, welcher durch das Wort Naivetät ausgedrückt wird, auf die natürlichen, ungekünstelten Empfindungen und Gedanken einer arglosen, unverstellten und anspruchlosen Seele, geäußert ohne Rücksicht auf Das, was durch Übereinkunft für schicklich oder unschicklich gehalten wird, durch Ausdrücke, welche mehr zu erkennen geben, als die ausdrückende Person selbst dabei gedacht hat. Und so ist es auch mit Dem, was die Alten Charis (gratia) nannten, innig verbunden, wie Ramdohr in s. Schrift: „Charis", gezeigt hat. Wollen wir nun die Erklärung des Naiven ganz fassen, so werden wir wenigstens sagen müssen, es sei das Natürliche im Gegensatz des Künstlichen (bloß durch Übereinkunft Geltenden). Daraus ergibt sich denn, daß das Naive nur aus einem besondern Standpunkt als solches erscheint, und daß es der am künstlichsten gebildete (oder verbildete) Beobachter am leichtesten bemerkt, weil ihm der Abstich am fühlbarsten ist; dem Naiven selbst ist seine Naivetät Natur. Aus dem Verhältnisse des naiv Handelnden oder Redenden zu dem künstlich gebildeten Beobachter erklären sich alle Eigenschaften, die man mit dem Ausdruck des Naiven und der Naivetät

zu bezeichnen gewohnt ist: 1) Der künstlich gebildete Mensch ist dem Naiven an Verstand und Welterfahrung überlegen, wie ein Mann dem Kinde. Diese Verstandesüberlegenheit ist die Ursache, warum ihm Äußerungen der Naivetät, welche den Stempel der natürlichen Einfalt ansichtragen, oft als Einfältigkeit erscheinen. Aus derselben Ursache müssen sie ihm als lächerlich erscheinen, wenn sie als Abweichungen von der Verstandesregel ihn bei Personen überraschen, bei denen er eine Kenntniß und Beachtung derselben voraussetzen zu müssen geglaubt hätte. Dessenungeachtet ist das Naive keineswegs lächerlich an sich, und man kann es nur unter Einschränkungen, die doch vielmehr einer Abart desselben gelten, als eine Art des Lächerlichen ansehen. Ist aber der künstlich gebildete Mensch dem Naiven an Verstand und Welterfahrung überlegen, so steht hingegen 2) der Naive ebenso hoch an Gesinnung und Empfindung über dem künstlich Gebildeten, denn Unschuld der Sitten und Begierden, Offenheit und Treuherzigkeit, reines Mitgefühl hat er voraus, wie das Kind vor dem Manne. Schien er in Hinsicht des Verstandes kindisch, so erscheint er in Hinsicht des Gemüths kindlich und hat etwas unaussprechlich Anziehendes, aber zugleich auch Rührendes. Wie ferner Nachhall verschwundener Kinderjahre tönt uns seine Stimme; denn was er ist, das waren auch wir einst, und sind es nicht mehr durch Schuld und Unglück. Die Unbefangenheit eines unschuldigen, arglosen und reinen Herzens öffnet uns einen Blick in das verlorene Paradies, und der Abstich desselben mit unserer Beschaffenheit und Lage, die uns mit Zurückhaltung, Verstellung, Falschheit, Verschlagenheit, Arglist und Lüge in gefährlichen Kampf gestellt haben, ist die Quelle jener Rührung. „Das Naive", sagt Schiller, „verbindet die kindliche Einfalt mit der kindischen; durch die letztere gibt es dem Verstande eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unsere theoretische Überlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursache haben zu glauben, daß die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sei, daß folglich nicht Unverstand, nicht Unvermögen, sondern eine höhere praktische Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit die Quelle davon sei, welches die Hülfe der Kunst aus innerer Größe verschmähte, so ist jener Triumph des Verstandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, daß wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigne Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfließen". Indeß bringt das Naive doch nicht überall diese gemischte Empfindung hervor; denn in den Fällen, wo es unsere Ehrfurcht, unsere Bewunderung in Anspruch nimmt, da hat es alle Wirkung des Erhabenen, mit welchem es dann auch in Wahrheit verwandt ist. Fassen wir alle diese Umstände genau ins Auge, so erkennen wir, daß zur Naivetät eines Menschen Unwissenheit des Welttons bei gesundem Menschenverstande und eine gewisse treuherzige Zuversicht auf die Güte der Menschen gehöre, weil ein gutes, wohlwollendes Herz seine ursprüngliche Einfalt bewahrt. Diese Eigenschaften sind aber theils nicht jedes Mal alle vereinigt, theils erscheinen sie dem Beobachter nicht immer in demselben Lichte, und daher kommen mehre Nebenvorstellungen, die man häufig, wiewol nicht eben richtig, mit dem Naiven zu verbinden pflegt. Man findet entweder nur ein Naives des Verstandes oder nur ein Naives des Herzens; Jenes und Dieses scheint seine Natur zu verändern, wenn der künstlich gebildete Beobachter ihm seine Ansichten, seine Überzeugungen, seine Erfahrungen unterlegt oder das Naive nach ihnen beurtheilt. So tritt z. B. bei dem Naiven des Verstandes der sonderbare Fall ein, daß man bald die Dummheit und Albernheit, bald einen gewissen Witz für Naivetät erklärt, und daß die naive Dummheit und Albernheit selbst in gewissem Betracht als witzig erscheint, und man Naivetät beinahe als Witz des Dummen erklären könnte. Mit nicht grö-

ßerm Rechte hat man gewisse unanständige Zweideutigkeiten für Naivetäten erklärt; was kann die Unschuld dafür, daß der Verdorbene ihre reinen Äußerungen unrein deutet? In dieser Deutung, dieser Unterlegung liegt es überhaupt, daß die Äußerungen des Naiven mehr zu erkennen geben als der Naive selbst dabei gedacht hat, und es wäre sonderbar zu glauben, daß keine Äußerung naiv sein könne, die nicht einen verborgenen Sinn enthalte oder gar eine epigrammatische Sprache habe. — Wie aber, hat denn jede Naivetät ihre Quelle in der Unschuld und Reinheit eines Herzens, welches sich bewußt ist, daß es nichts zu verhehlen brauche? Entwischt nicht auch bisweilen aus Mangel an Überlegung, in der Verblendung einer nichtswürdigen Leidenschaft, einem Menschen ein Ausdruck, der, ihm selbst unbemerkt, eine Gesinnung offenbart, die so niedrig ist, daß er die größte Ursache gehabt hätte sie zu verbergen? Es wäre hier so ziemlich derselbe Fall mit dem Naiven des Herzens, wie er es vorhin mit dem Naiven des Verstandes war; allein wir müssen auch hier sagen, daß nicht jede Unüberlegtheit eine Naivetät ist, obschon jede Naivetät in den Augen des künstlich gebildeten Beobachters den Schein der Unüberlegtheit haben wird. Hier haben Einige eine Naivetät genannt, was von Seiten des Verstandes wahre Dummheit und von Seiten des Herzens ein roher Ausbruch des Affects ist, worin das Natürliche uns nicht gefallen kann, weil es uns mit Abscheu gegen den moralischen Charakter der Person erfüllt. Es ist eine Aufrichtigkeit hier, aber diese unwillkürliche Aufrichtigkeit hat ihre Quelle nicht in der schönen Einfalt des Herzens, und wir fühlen uns nicht angezogen, sondern abgestoßen; es ist ein Sieg der Natur und Wahrheit hier über Kunst und Verstellung, aber diese Natur ist verdorben, und die Wahrheit darum empörend. Wollte vielleicht Jemand in diesem Falle sich auf Schiller berufen, so zweifeln wir doch, daß er den Proceß gewinnen würde. „Zum Naiven", sagt Schiller, „wird erfodert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davontrage, es geschehe dies nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtsein derselben. Im erstern Fall ist es das Naive der Überraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung und rührt". Jenes Naive würde demnach ein Naives der Überraschung sein, aber — belustigt es? Wer auch nur diesem kleinen Fingerzeige weiter nachgehen will, der wird finden, daß alles Naive der Überraschung ein Naives des Verstandes sein müsse, denn nur als solches kann es belustigen oder aus einem andern Gesichtspunkte als lächerlich erscheinen. Ein Naives der Gesinnung, das zugleich ein Naives der Überraschung wäre, ist, nach Schiller selbst, ein Widerspruch, indem Etwas nicht zugleich wider Wissen und Willen und mit völligem Bewußtsein geäußert werden kann. Es dürfte daher wol bei der oben gegebenen Erklärung bleiben, und Schiller's Erklärungen werden einige Modificationen erhalten müssen. dd.

Namen. Diese sind: 1) Eigen-, Vor- oder Taufnamen; vergl. Dolz's Schrift über die Taufnamen (Leipz. 1824) und Joh. Mich. Fleischer's „Onomatologie, oder latein. Wörterbuch unserer Taufnamen ꝛc." (Erlang. 1824). 2) Geschlechtsnamen, die den Eigen- oder Taufnamen als erbliches Unterscheidungszeichen hinzugefügt werden. — Bei den Griechen gab es, mit Ausnahme weniger Familien zu Athen und Sparta, keine Geschlechtsnamen. Der Name des Kindes hing von der Willkür der Ältern ab. Bei den Römern führte gewöhnlich Jeder 3 Namen: einen Vornamen (praenomen, die Bezeichnung des Individuums), den Geschlechtsnamen (nomen) und den Familiennamen (cognomen). Bisweilen kam noch ein Zu- oder Beiname hinzu, welcher von glänzenden Thaten oder merkwürdigen Ereignissen entlehnt wurde. Das Pränomen wurde vorangesetzt und gewöhnlich mit einem oder zwei Buchstaben geschrieben, z. B. A. Aulus; C. Cajus; L. Lucius; M. Marcus; P. Publius; Q. Quintus; T. Titus; Ap. Appius; Cn. Cnejus; Sex. Sextus u. a. m. Dann folgte das No-

men, z. B. Cornelius, Fabius, Julius (aus dem Geschlechte — gente — der Cornelier, Fabier, Julier). Zuletzt kam das Cognomen, z. B. Cicero, Caesar, Scipio u. A. In dem Namen M. Tullius Cicero ist M. das Pränomen, welches ihn von s. Brüder Quintus unterschied, Tullius das Nomen, welches sein Geschlecht, gens, und Cicero das Cognomen, welches seine Familie anzeigte. Beispiele von Beinamen (agnomen) sind Africanus (s. Scipio) und ähnliche. — Bei den Deutschen und andern verwandten Völkern waren die Geschlechtsnamen unter dem Bürgerstande vor dem 14. Jahrh. wenig üblich. Jeder führte nur seinen Taufnamen. Die älteste Art, verschiedene gleichnamige Personen zu unterscheiden, bestand darin, daß man ihrem Namen den väterlichen hinzufügte; daher stammen viele englische, dänische und selbst deutsche Namen, die sich auf son, sohn, sen endigen, z. B. Johnson, Williamson, Thorwaldson, Wilmsen (d. i. Wilhelmssohn). Hierher gehören ohne Zweifel auch die auf i sich endigenden Taufnamen (die lateinische Genitivendung), welche häufig als Geschlechtsname vorkommt, z. B. Augusti (Augusti filius). Gleichen Ursprung hat die Endung ez der spanischen Namen, z. B. Fernandez, Rodriguez, d. i. Ferdinand's, Rodrigo's Sohn. (Vgl. M', Fitz.) — Den Araber nennt Niemand bei s. eignen Namen. Hat z. B. Jemand, dessen Vater Hali hieß, den Namen Zoar, so wird er Ebn Hali (Hali's Sohn) und s. Sohn Ebn Zoar genannt. — Mit dem Lehnwesen kamen neue Namen auf, die von Ortschaften, womit ein Adeliger belehnt wurde, oder überhaupt von den Lehnverhältnissen hergenommen waren. Der Adel hatte daher überall weit eher als der Bürgerliche Geschlechtsnamen. Eine andre Classe von Geschlechtsnamen entstand bei Bürgerlichen von Ämtern, Geburtsländern, z. B. Hauptmann, Schulze, Franke, Schwabe. Ferner, und besonders bei der untern Volksclasse, von Gewerben, wie Schmidt, Müller, Fischer; oder von Hausschildern, wie König, Herzog. Auch gaben zuweilen auffallende äußere Auszeichnungen Anlaß zu Necknamen, die später forterbten, z. B. Roth, Fuchs, Lange, Breitkopf. In Deutschland kamen die Geschlechtsnamen unter den Bürgerlichen erst im 17. Jahrh. in allgemeinen Gebrauch. S. Wiarda, „Über deutsche Vor- und Geschlechtsnamen" (Berl. 1800); Euseb. Salverde's „Essai historique et philosophique sur les noms d'hommes, de peuples et de lieux, considérés principalement dans leurs rapports avec la civilisation" (Paris 1824, 2 Bde.).

Namur, Grafschaft, seit 1421 eine der 17 Provinzen der Niederlande, welche, größtentheils Östreich unterwürfig, durch den luneviller Frieden mit an Frankreich abgetreten wurde; seit 1814 eine zum Königreich der Niederlande gehörige Provinz, zu welcher noch einige Theile von Lüttich, Luxemburg, Brabant, Hennegau und Altfrankreich gekommen sind. Nach diesem Umfange enthält sie auf 67 □M. 156,400 Seelen. Der Boden, von außerordentlicher Fruchtbarkeit, ist theils eben, theils erhebt er sich zu niedrigen Hügeln, die man als die Vorberge der Ardennen ansehen kann, und die mit ansehnlichen Waldungen bedeckt sind. Außer den Erzeugnissen des Ackerbaues und ansehnlicher Viehzucht gibt es viel Eisen, Kupfer, Blei, Galmei, Steinkohlen und Marmor. Die Hauptstadt Namur liegt am Einflusse der Sambre in die Maas, mit bedeutenden, nicht bloß hergestellten, sondern seit 1817 auch erweiterten Festungswerken und einer Citadelle auf einem steilen Felsen; sie enthält eine Hauptkirche, 16 andre Kirchen und 16,000 Einw., welche viele und gute Messer verfertigen und einen bedeutenden Handel mit denselben, sowie mit andern Eisenwaaren unterhalten. Auch sind hier Leder- und Tabacksfabriken, eine Glashütte und 6 Messinghütten. Namur ist der Sitz eines Bisthums, welches unter dem Erzbischof von Mecheln steht. Die Stadt ist in den Kriegen zwischen Frankreich, Deutschland und Holland verschiedene Male belagert und eingenommen worden.

Nancy, vormals die Haupt- und Residenzstadt der Herzoge von Lothrin-

gen, jetzt die Hauptst. des franz. Depart. der Meurthe, enthält 6000 H. und über 28,000 Einw. Die von Natur schöne Lage der Stadt, zur Linken der Meurthe in einer angenehmen Ebene, wird durch die Schönheit der Gebäude noch erhöht, die sie vorzüglich dem König Stanislaus (dem Schwiegervater Ludwigs XV.), welcher hier seine Residenz hatte, verdankt. Die Altstadt ist unregelmäßig gebaut und finster; die Neustadt aber eine der schönsten Städte, von regelmäßiger Anlage, mit prachtvollen Gebäuden, schönen Plätzen und reizenden Spaziergängen. Besonders zeichnet sich der Königsplatz aus, von welchem eine Triumphpforte in den Platz Carrière führt, in dessen Mitte ein Spazierplatz und an dessen Ende der Gouvernementspalast ist, und von welchem ein schönes Thor in die Altstadt und ein andres in die Pepinière, einen reizenden Spaziergang, führt. Der Allianzplatz hat von 2 Säulen den Namen, die zum Andenken der Allianz zwischen Frankreich und Östreich 1759 errichtet wurden. Unter den Kirchen sind die Hauptkirche und die Franciscanerkirche mit ihrer Rotunde sehenswürdig, worin der letzte Herzog von Burgund, Karl der Kühne, ruht, der in der Schlacht bei Nancy 1477 gefallen war. Es befinden sich in Nancy eine Akademie, ein Lyceum, eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, eine öffentliche Bibliothek von 50,000 Bdn., ein physikalisches Cabinet und ein botanischer Garten. Man verfertigt wollene Zeuche, Strümpfe und gemalte Papiere; die Lichter von Nancy werden wegen ihrer vorzüglichen Güte versendet.

Nangasaki, Handelsstadt im japanischen Reiche, auf der Insel Kiu-Siu (Saikof, auch Ximo), mit einem Seehafen in der Mitte der durch 2 Vorgebirge gebildeten Bai Kiusju, ist von hohen Bergen umgeben und hat 6000 Häus. mit 60,000 Einw. Die innere Stadt besteht aus 26 Straßen und hat 62 Tempel, unter welchen der Suwatempel der berühmteste ist. Die Gassen sind eng, krumm und uneben. Die Fremden werden in die Vorstädte verwiesen und dort wie Gefangene bewacht; die Niederländer auf der Insel oder Klippe Desima, welche durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist; die Chinesen auf Jakujin, am südl. Ende der Stadt. Im ganzen japanischen Reiche ist dieser Hafen allein den Chinesen und den Niederländern geöffnet; denn die Letztern sind unter den Europäern die Einzigen, welchen die Japaner erlauben mit ihnen zu handeln, doch auf so harte Bedingungen, daß die in Japan befindlichen Niederländer mehr Gefangenen als freien Leuten gleichen, die mit einem befreundeten Staate in Handelsverkehr stehen. Die Niederländer bringen hierher Zucker, Gewürze, Elfenbein, Eisen, Arzneimittel, Salpeter, Alaun, Farben, Tuch, Glas, Uhren, Spiegel, mathematische Instrumente. Dagegen erhalten sie Kupfer, Lack, Reis und einige Erzeugnisse der japanischen Fabriken, als lackirte Waaren, Porzellan rc. Sobald ein chinesisches oder niederländisches Schiff in Nangasaki einläuft, werden nach Beendigung der gewöhnlichen Feierlichkeiten und der gebräuchlichen Fragen die Waaren ausgeladen. Dann untersuchen die kaiserl. Beamten (denn der auswärtige Handel ist ein Monopol des Kaisers) die Güte und Menge der Waaren und setzen den Preis dafür in denjenigen Waaren fest, welche die Eigenthümer der Schiffe dagegen verlangen. Diese müssen sich dann entweder in die Vorschläge der Japaner fügen oder ihre Waaren zurückführen; denn Dingen ist unmöglich. Auf diese Art kauft der Kaiser durch seine Commissionnairs ausländische Waaren und verkauft sie im Großen an die japanischen Kaufleute, die dann im Kleinen mit ihnen handeln.

Nänie, **Nänia**, bedeutet 1) den Trauer- und Klaggesang, welcher im Alterthum bei Begräbnissen, gewöhnlich von Weibern, welche dazu gedungen waren und sie selbst verfertigt hatten, gesungen wurde; da diese Lieder daher meistens keinen großen Werth hatten, so wurde das Wort Nänie oft für jedes ungereimte Ammenlied, für Kinder, einen weinerlichen, klagenden Gesang u. dgl. gebraucht; 2) bedeutet Nänie die Klagegöttin, welche beim Begräbnisse der Greise

angerufen wurde, und deren Capelle außerhalb Rom vor dem viminalischen Thore stand.

Nanking, oder Nanquin, ein ostindischer, baumwollener, glatter Zeuch von gelblicher, auch röthlicher Farbe, hat seinen Namen von der Stadt Nanking in China. Jetzt wird er in allen Staaten, woselbst baumwollene Waaren verfertigt werden, nachgeahmt. Die Baumwolle, welche zu diesem Zeuche verarbeitet wird, ist von Gossypium religiosum L. Die Farbe derselben ist die natürliche und daher auch echt. Der in Europa verfertigte Nanking ist gewöhnlich feiner von Gespinnst, wird aber aus weißer Baumwolle bereitet und gefärbt; weßhalb seine Farbe verbleicht. In der Schweiz druckt man verschiedene Farben und Muster darauf und schickt viel davon nach Amerika.

Nanking, oder Kiangning-fou, Hauptst. der chines. Provinz Kiangnan, am Ausflusse des Yang-tse-kiang, war die alte Residenz der chines. Kaiser, ehe Peking dazu erwählt wurde. Ungeachtet ein Dritttheil der Stadt in Ruinen liegt, so soll sie doch noch eine Mill. Seelen enthalten. Die Einw. sind mit den feinern Künsten des Luxus bekannt und zeichnen sich durch Sitten und Bildung aus. Sie hat schöne Thore, mehre Bibliotheken, medicinische Akademien, Fabriken in einfachen und geblümten Atlassen, baumwollenen Zeuchen (daher Nanking), Porzellan, Lack ꝛc., überhaupt lebhafte Gewerbe und Handel. Auch ist hier ein kathol. Bischof. Das merkwürdigste Gebäude ist der 200 Fuß hohe Porzellanthurm, welcher von Backsteinen, mit Porzellan ausgelegt, erbaut, achteckig, 9 Stockwerke hoch und von Außen mit Schellen behangen ist. Jedes Stockwerk ist mit einer Galerie umgeben, die mit Götzenbildern und Gemälden ausgeschmückt ist. Die Materialien dieses schönen Gebäudes sind so mit einander verbunden, daß es scheint, als ob es aus einem Stücke gemacht wäre.

Nannini (Agnolo), bekannter u. d. N. Firenzuola (nach s. Familienstammorte), ein berühmter Schriftsteller, geb. 1493 zu Florenz, studirte zu Siena und Perugia, begab sich nach Rom, trat in den Orden von Vallombrosa und erhielt nach und nach die beiden Abteien von Sta.-Maria di Spoleto und S.-Salvador de Vajano. Er war von Jugend auf ein Freund des berüchtigten Pietro Aretino und ihm in Ansehung der Sitten ähnlich. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Seine Werke, die nach seinem Tode erschienen, tragen das Gepräge eines lebhaften, zur Satyre und Zügellosigkeit geneigten Geistes; sie sind theils in Versen, theils in Prosa, und werden häufig von der Crusca angeführt. Man findet darunter 2 Lustspiele, eine Nachahmung von Apulejus „Goldenem Esel", 8 Novellen, ein Gespräch über die Schönheiten der Frauen ꝛc. Die vollständigste Ausgabe erschien 1763 zu Florenz (3 Bde.).

Nantes, Hauptst. des franz. Depart. Unterloire, von 13,000 Häusern und 77,000 Einw., liegt in einer schönen Gegend der ehemal. Oberbretagne, 10 franz. M. von der Mündung der Loire. Sie ist mit geebneten Wällen umgeben und hat 5 Vorstädte, welche die Stadt an Umfang und Schönheit übertreffen, ein festes Schloß zur Beschützung des Hafens, 200 Plätze, 17 Kirchen und viele ausgezeichnete Gebäude. In Nantes befinden sich der Stab der 12. Militairdivision, eine Handelskammer, ein Handelsgericht und ein Bischof; — ferner: ein Lyceum, eine anatom. und chirurg. Schule, eine Schifffahrtsschule, eine öffentl. Bibliothek, eine öffentl. Gemäldegalerie, ein naturhistor. Cabinet und ein botan. Garten. Bedeutend sind die Fabriken in Piqué, Cattun, gedruckter Leinwand, Hüten, Leder, Maroquin, Seilereien, Spinnmaschinen, Zuckerraffinerie, Liqueurfabriken ꝛc. Auch verfertigt man viele Nägel, Zuckermühlen und Kessel für die Colonien. Der Handel, sowol mit Landes- und Gewerkerzeugnissen, als auch der Speditions- u. Zwischenhandel mit dem innern und südl. Frankreich, und besonders der Seehandel, mit 800 Schiffen, bis nach Westindien und Afrika, ist sehr wichtig; darun-

ter gehen mehre auf den Wallfischfang. Die größten Schiffe gehen auf der Loire bis Paimboeuf, wo die Waaren abgeladen und auf kleinern Schiffen zu dem nicht weit davon entlegenen Nantes gebracht werden. Heinrich IV. gab hier 1598 das Edict von Nantes, welches den Reformirten die freie Ausübung ihrer Religion gestattete. Ludwig XIV. widerrief es 1685. In der Zeit der Revolution hat diese Stadt, theils durch den bis unter ihren Thoren geführten Krieg der Vendee, theils durch die grausamen Hinrichtungen (Noyaden und republikanischen Hochzeiten) des berüchtigten Carrier, theils durch die Unterbrechung des Handels sehr gelitten. Kenner der Glasmalerei schätzen sehr die mit den 56 Wunderwerken Christi bemalten Fensterscheiben der Kirche zu St.-Nicolas.

Napäen, s. Nymphen.

Naphtha. 1) Vitrioläther. 2) Der flüssige, weißes Erdöl, der aus Kohlen- und Wasserstoff besteht und aus Spalten und Klüften mancher Gebirgsarten, auch aus der Erde quillt, theils zugleich mit Wasser.

Napier oder Naper (John), (auch Neper), der älteste Sohn des Barons Archibald v. Marchiston in Schottland, wurde 1550 geb. Nachdem er von seinen Vater eine sorgfältige Erziehung erhalten und auf der Universität St.-Andrews seine Studien vollendet hatte, machte er eine Reise nach Frankreich, Italien und Deutschland, und überließ sich nach seiner Rückkehr ganz der gelehrten Muße, deren Früchte die Welt in seinen mannigfaltigen Entdeckungen erkennt. Mathemathik war sein Hauptstudium; nächst diesem die Bibel. Die Entdeckung der Logarithmen in der Trigonometrie, welche von so großem Einfluß auf die Astronomie, Schifffahrt und prakt. Geometrie gewesen ist, hat ihn am meisten berühmt gemacht. N.'s logarithm. System ist im Gegensatze des Briggischen oder künstlichen das natürliche. Von s. „Mirifici Logarithmorum canonis constructio etc.", sind seit der ersten vorzügl. Ausg. von 1614 noch mehre andre erschienen. Bekannt ist N. auch als Erfinder der Naper'schen Stäbchen, auf deren jeder Seite ein Stück vom Einmaleins steht, wodurch man auf eine leichte Art multipliciren, dividiren und die Wurzeln ausziehen kann. N. legte diese Erfindung in s. „Rhabdologia seu numerationis per virgulas libri duo" 1617 nieder. Der große Astronom Kepler widmete ihm s. „Ephemerides". N. starb auf s. Baronie zu Marchiston 1618.

Napoleon, s. Bonaparte (Napoleon).

Napoleon und seine Zeit, aus den Schriften von ihm und über ihn. Mit jedem Jahre wächst die Zahl der Bücher, welche Beiträge zu der Geschichte des außerordentlichen Mannes enthalten, dem als Helden und Denker, von welchem eine neue Ära für die Welt ausgehen konnte, Joh. v. Müller huldigte. Sie sind fortwährend ein Gegenstand der öffentl. Unterhaltung, verwirren aber die Meinungen der unerfahrenen Leser so, daß wenige wissen, wie sie unter der Masse der Denkwürdigkeiten und Lebensbeschreibungen die rechte Geschichte Napoleons herausfinden, oder zu welchen Schriften sie zuerst greifen sollen. Das lebende Geschlecht kann jedoch jene Beiträge nur sammeln, ordnen, prüfen und sichten; die Geschichte des Helden selbst ist nicht das Werk seiner Zeitgenossen. Kaum dürfte es den Überlebenden gelingen, die Thatsachen festzustellen, nach welchen kommende Jahrhunderte erst das treue Bild Napoleons in der Geschichte erkennen und das Endurtheil der Zeit über ihn aussprechen werden. Gleichwol beschäftigt uns sein Leben, abgesehen von dem Tagesgespräche des geselligen Marktes, in Allem, woran die nächste Vergangenheit erinnert und was die Gegenwart hervorbringt. Ein jüngeres Geschlecht wächst auf, das in verworrenen Stimmen die Überlieferung der Väter von Dem, was ihnen Napoleon gewesen, vernimmt, und jetzt fast allgemein den Mann laut lobpreisen hört, gegen welchen jüngst Europas Völker sich bewaffneten und den die Stellvertreter der Nationen in die Acht erklärten. Es fragt nach dem Zeugniß der Geschichte und findet dort Beschuldigung

und Anklage, hier Rechtfertigung und Lobrede. Für diesen jüngern Wanderer in dem Gebiete der Zeitgeschichte soll unser Artikel einige literarische Fingerzeige oder Andeutungen enthalten, wie sie aus dem Labyrinthe von Biographien, Memoiren, Manuscripten, Anekdotensammlungen rc. von und über Napoleon, die wichtigsten Schriften herausfinden, und in welcher Ordnung sie dieselben vergleichen und prüfen können, um, soweit es jetzt schon möglich ist, sich ein treues Bild von dem Heros der franz. Revolution zu entwerfen. Es bedarf übrigens für den verständigen Leser nicht erst der Erinnerung, daß man bei der Betrachtung glänzender Gestalten in der Zeitgeschichte wohl unterscheiden muß die Größe der Kraft von der Reinheit und Güte des Willens, die Kühnheit polit. Entwürfe von der Erhabenheit einer menschlichen Idee, das Werk der Nothwendigkeit von dem Gebilde der Freiheit, die Macht der Leidenschaft von der Würde des Charakters, den Glanz des Erfolgs von der Gunst der Umstände, und die Standhaftigkeit bei der Last verschuldeter Leiden von dem hohen Gleichmuth im vorwurfsfreien Unglück. Man muß ferner das Zeitalter genau kennen, welches den Schlüssel gibt zum Verständniß und den Maßstab zur Würdigung eines welthistor. Namens; man muß endlich, um nicht Bewunderung mit Achtung zu verwechseln, einen richtigen Begriff sich bilden von Dem, was wahre Größe ist in dem Buche der Menschheit, ehe man den Ruhm bewundert, der große Eigenschaften begleitet. Vielleicht wird man dann Napoleon gerechter beurtheilen und ihn größer finden, als Viele ihn beurtheilen und richten, wenn man nicht von der Ansicht ausgeht, den außerordentlichen Mann auch für groß zu halten.

Wir nennen zuerst einige Schriften, welche uns Napoleons Zeitalter und seine Verhältnisse im Allgemeinen vergegenwärtigen können, dann die wichtigsten Schriften von ihm selbst, oder nach ihm entworfen, endlich die gehaltvollsten Werke über ihn, wobei wir zugleich die Folge anzudeuten glauben, in der sie gelesen und unter einander verglichen werden sollten. Ohne die Geschichte Frankreichs und insbesondere die der franz. Revolution genau zu kennen, darf man nicht an das Studium der Geschichte Napoleons gehen. In jener Hinsicht wird man durch die „**Histoire de France**" vom Grafen Ségur (20. u. 21. Bd.), in s. „**Oeuvres complètes** (Paris 1824), und durch das gut geschriebene, nach einer leitenden Idee mit philosoph. Blick entworfene „**Résumé de l'histoire de France**" von Felix Bodin die nöthigen Vorkenntnisse erlangen, womit man die „**Histoire de France pendant le dix-huitième siècle**" von Ch. Lacretelle verbinden kann; dann wird die „**Histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'en 1814**" von F. A. Mignet einen geistvollen Überblick von diesem Zeitraume geben. Unter den Augenzeugen der Revolution aber höre man zuerst eine geistreiche Frau, die Frau von Staël, in ihren, nach ihrem Tode vom Herzog v. Broglio und dem Baron Staël herausgeg. „**Mémoires et considérat. sur les principaux événemens de la révol. franç.**" (Paris u. Lpz. 1819, 3 Bde., 12., übers. von A. W. Schlegel), jedoch mit steter Begleitung eines männlichen Führers, des ehemal. Deputirten J. Ch. Bailleul, dessen „**Examen critique de l'ouvrage posthume de Mdme. de Staël etc.**" (Paris u. Leipzig 1819, 2 Bde., 12., übers. von Fr. Ludw. Lindner) das erst genannte Werk berichtigt und ergänzt. Will man aber das Wesentliche von der Masse des Zufälligen trennen und wissen, worauf es eigentlich dabei ankam, so lese man den „**Précis de l'histoire de la révol. franç.**" von Rabaut de St.-Etienne (neue A. vom Grafen Boissy-d'Anglas, Pair von Frankreich, Paris 1822) und den „**Essai sur les garanties individuelles que réclame l'état actuel de la société**", von P. C. F. Daunou (Paris 1821, 3. Aufl.), wobei die schon mit Auszeichnung genannten Schriften von Fr. Gentz (s. d.) und die Werke eines Anhängers des Feudalsystems, des Grafen v. Montlosier, z. B. „**De la monarchie française etc.**" (Paris 1814, 3 Bde.) zu vergleichen sind. Nun erst

kann man die von Bertrand de Moleville verfaßte und von Michaud geendigte „Histoire de la révol. de France" (Paris 1800, 10 Bde.), sowie die bändereiche Folge der beiden Sammlungen von Memoiren über die franz. Revolution durchlaufen: „Collection des mémoires relatifs à la révolution française avec des notes et des éclaircissemens historiques" (Paris, bei d. Brüdern Baudouin, seit 1821) u. die „Mémoires des contemporains, p. servir à l'hist. de France, et principalement à celle de la républ. et de l'empire" (bei den Brüdern Bossange in Paris). Unter so vielen Memoiren sind die wichtigsten die von Bailly, Bouillé, Ferrières, Roland, Gohier, Thibaudeau und vom Grafen Ségur. Um jedoch in diesem Labyrinthe den Faden der Ordnung nicht zu verlieren, vgl. man damit den ziemlich vollständ. Thiers („Gesch. der franz. Staatsumwälzung", übers. von Mohl, Tübingen 1825 fg., bis jetzt 5 Bde.) und des Abbé de Montgaillard „Hist. de France depuis la fin du regne de Louis XVI. jusqu'à l'année 1815", mit einer Einleit. über die franz. Monarchie und die Ursachen der franz. Revolution (Paris 1827, der 4. Bd. bis zur Hinrichtung Ludwigs XVI.). Montgaillard ist scharf und schneidend in seinem Urtheil; allein seine Ansichten der Begebenheiten sind großartig, seine Gesinnungen edelmüthig. Lacretelle hat Rabaut's „Précis" fortgesetzt; seine Arbeit hat aber weder die Tiefe noch den Gehalt der Schrift seines Vorgängers. Unter den deutschen Geschichtschreibern dieser Zeit müssen wir vorzüglich Schlosser und v. Rotteck nennen. Nach einem umfassenden Plane hat, ohne sich zu nennen, der preuß. Gen. v. Schütz die „Gesch. der Staatsveränderungen in Frankreich unter Ludwig XVI. u. s. w." (Lpz. 1826 fg., 2 Thle.) gründl. bearbeitet; auch gewährt der 1. Th. von Friedr. Buchholz's „Gesch. Napoleon Bonaparte's" (Berl. 1827, geht bis 1793) eine richtige Einsicht in das Innere dieser großen Begebenheit. — Frankreichs neuere Geschichte steht aber mit der allgem. europ. Gesch., insbesondere mit der engl., in so genauer Verbindung, daß wir in dieser Hinsicht auch Heeren's gehaltvolles, obgleich mehr andeutendes als ausführendes „Handb. der Gesch. des europ. Staatensystems und seiner Colonien ꝛc." (4. Aufl., Gött. 1822, 2 Thle.), Schlosser's „Gesch. des 18. Jahrh." (Heidelb. 1823, 2 Thle.), Saalfelds „Allgem. Gesch. der neuesten Zeit seit dem Anfange der franz. Revolution" (Leipzig 1815—23, in 8 Abth.), sowie von Pölitz's „Weltgesch. für gebildete Leser" (Leipzig 1825, 5. Aufl.) den reichhaltigen und ebenso lichtvoll als parteilos geschriebenen 4. Th. empfehlen. Menzel's „Gesch. unserer Zeit seit dem Tode Friedrichs des Großen" (2 Thle., oder der 11. u. 12. Bd. von Becker's „Weltgesch.", Berlin 1824 fg.) betrachtet den Gegenstand aus einem beschränktern Standpunkte. Über England insbesondere wird das „Résumé de l'histoire d'Angleterre" von Felix Bodin einen guten Überblick geben, worauf man über die Regierung Georgs III. des Adolphus „History of England etc." und Aikin's „Annales etc.", dann aber Will. Belsham's „Memoirs of the reign of George III." (von dem Vertrage zu Amiens 1802 bis zum Ende der Regentschaft 1820, London 1824, 2 Bde.) nachlesen kann.

Was die Schriften von Napoleon selbst betrifft, so stehen hier seine „Mémoires" oben an, nicht als eine vollständige Geschichte seines Lebens, sondern als echte Beiträge von ihm selbst, die zur richtigen Erkenntniß seines Innern höchst wichtig sind, selbst wenn man sie von dem Standpunkte aus betrachtet, daß er sie zur eignen Rechtfertigung seinen Freunden in die Feder sagte, und daß er darin zugleich die Ansichten und Meinungen seiner Gegner einer scharfen Prüfung unterwarf. Je glänzender in diesen „Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Sainte-Hélène, sous la dictée de l'Empereur, par les généraux qui ont partagé sa captivité, et publiés sur les manuscrits entièrement corrigés de sa main" (London, bei Bossange u. Colburn, 1822—24, 8 Bde.; Paris bei Didot, 1822—24, 8 Bde.; und in Deutschland nachgedruckt

und übers.) sein Verstand in der scharfsinnigen Entwickelung und bündigen Darstellung der Verhältnisse seiner Person und Zeit erscheint, und je leidenschaftlicher die Beredsamkeit eines Sachwalters sich oft darin ausspricht, um so charakteristischer ist der Styl derselben: das unwillkürlich treue Abbild von Napoleons Eigenthümlichkeit. Abgesehen von jener absichtlichen und dennoch oft sich unbewußten Richtung seines Geistes, den Nachruhm seines Lebens sicher zu stellen, sind sie reich an geistvollen Betrachtungen in großer, eigenthümlicher Art, an charakteristischen Umrissen und an Blitzfunken des Genies. Vieles, was den berühmten Gefangenen persönlich betrifft, ist genau bestimmt und mehr als ein von Haß und Leichtsinn verbreitetes falsches Gerücht auf überzeugende Art widerlegt. Man hört nicht selten mit Bewunderung den Ausspruch eines Meisters im Cabinet und auf dem Schlachtfeld; jedoch fodern einzelne scharf und tief einschneidende, oder in leidenschaftlicher Bewegung rasch hingeworfene Bemerkungen über Kriegs- und Staatskunst zu weiterer Prüfung auf. Insbesondere ist N.'s Urtheil über Menschen und Dinge oft so wenig frei von vorgefaßter Ansicht, von Haß oder Gunst, als das Reinhistorische seiner Darstellung frei von Erinnerungsfehlern und Lücken. Dies hat theilweise der Mangel an literarischen Hülfsmitteln, mehr aber noch die Hast verschuldet, mit welcher des gefesselten Titanen leicht aufgeregtes Gemüth dem Fluge seiner Einbildung folgte. Dabei darf man aber auch nicht vergessen, was General Rapp in seinen „Memoiren" (S. 4) von N. sagt: „Il avait la faiblesse d'attacher de l'importance à une *police de caquetage* qui ne lui faisait la plûpart du temps que de faux rapports!" Die Sammlung dieser merkwürdigen Memoiren des Gefangenen von St.-Helena besteht aus einer doppelten Reihe. Die erste von 4 Bdn., unter der allgemeinen Bezeichnung: „Campagnes ou Mémoires; t. I, II, dictés au général Gourgaud, son aide-de-camp, t. III et IV, dictés au comte de Montholon", enthält Darstellungen wichtiger Abschnitte aus Napoleons öffentlichem Leben, meistens seine Feldzüge, jedoch nicht in ihrer Zeitfolge. Die zweite Reihe, ebenfalls in 4 Bdn., welche dem Grafen Montholon dictirt worden sind, enthält meistens Berichtigungen und zum Theil sehr reichhaltige Ergänzungen einiger Werke über die Zeitgeschichte, besonders militairischer. Beiden Reihen sind viele schon gedruckte Aktenstücke angehängt, großentheils Proben der schon im alten Athen so fertig geübten Staatsredekunst, die eben darum nicht allemal Das beweisen, was damit bewiesen werden soll. In beiden Sammlungen spricht Napoleon von sich, wie Cäsar und Friedrich, in der dritten Person, und fast immer in einem Tone, der seiner Stellung in der Geschichte würdig ist. Diesen Ton vermißt man aber oft in Dem, was O'Meara, zum Theil auch in Dem, was Graf Las Cases aus den Tagesgesprächen mit Napoleon aufgezeichnet und öffentlich bekanntgemacht haben. Beide Männer sind begeisterte Verehrer des Exkaisers und waren seine Vertraute; sie haben gewissermaßen den Inhalt ihrer Tagebücher aus Napoleons Munde genommen, daher können diese in der Hauptsache auch als Schriften von ihm oder nach ihm angesehen werden. Das von seinem Wundarzte Barry E. O'Meara herausgeg. Tagebuch: „Napoleon in exile; or a voice from St.-Helena. The opinions and reflexions of Napoleon on the most important events of his life and government, in his own words" (London 1822, 2 Bde., 6. Ausg. 1823; deutsch, aber mit Auslassungen, in 2 Übersetzungen), ist wirklich eine treue Urkunde von N.'s Mittheilungen, soweit nämlich O'Meara Alles, was er täglich hörte, aus dem Gedächtnisse und in engl. Sprache (die Unterredung selbst war gewöhnlich in italien. Sprache), vom 7. Aug. 1815 an bis zum 25. Juli 1818, niederschreiben konnte. Allein der übrigens sehr wackere O'Meara war nicht fähig, das innere Wesen N.'s zu durchschauen; es fehlte ihm dazu schon an der nöthigen Unbefangenheit. Noch weniger hat sich ihm N. absichtlos mitgetheilt; vielmehr wandte

dieser, voll von ehemaligen Entwürfen und von neuen Hoffnungen, den ganzen Zauber der Rede, welcher ihm zu Gebote stand, dazu an, durch seine Bewunderer auf die öffentliche Meinung in Europa zurückzuwirken und von St.-Helena aus den Beifall der Mit- und Nachwelt zu erobern. Dazu kam, daß ihn fortwährend das Bewußtsein stachelte, durch den Irrthum, welcher ihn an britische Großmuth glauben ließ, sich seine harte Gefangenschaft selbst zugezogen zu haben. Dies gab ihm eine große moralische Gewalt; man hörte von ihm die Sprache der innigsten Überzeugung, und diese besticht, sobald man vergißt, daß auch Unmuth, Zorn, Verdruß und Leidenschaft überhaupt, wenn das Gefühl überströmt, jene Sprache reden können. N. dachte und sprach als Kaiser, auf St.-Helena wie in St.-Cloud. Übrigens bemerkt man in seinem Gespräch mit O'Meara jene Unruhe des Geistes, den ein feindseliges Geschick vor sich hertreibt. Die Lebhaftigkeit seiner innern Bewegung führt ihn von einem Gegenstande zu dem andern; er überspringt Zeiten und Begebenheiten; er verknüpft das Entfernteste; er schweift in die Zukunft hinüber; aber bei dem Allen hat er nur seinen Ruhm und die Stimme des engl. Volks vor Augen, nicht die Wahrheit, nicht die Ewigkeit, nicht das Ideal der Menschheit. Ebenso äußert er sich gegen Las Cases, nur daß hier der Ruhm, die Macht und das Glück des franz. Volks als Zielpunkte seiner gigantischen Entwürfe mehr hervortreten. Dabei sinkt er oft bis zur Gemeinheit herab; aber auch bei solcher Plauderei ist er überaus lebendig, humoristisch, gutmüthig heiter, selbst kurzweilig, was in der außerordentlichen Lage dieses an einen Felsen geschmiedeten Prometheus für den Dritten etwas Hochtragisches hat und zugleich mit der Theilnahme auch das Vertrauen des Lesers gewinnt. *) In des Grafen Las Cases „**Mémorial de Ste.-Hélène, ou Journal, où se trouve consigné, jour par jour, ce qu'a dit et fait Napoléon durant dix-huit mois**" (London bei Colburn, u. Paris 1823, 8 Bde.; neuer Druck nach der Ausg. von 1823 u. 1824, mit vielen Verbess. u. Zus., Paris 1824, 8 Bde.; deutsch in 2 Übersetzungen) ist der Ton des Gesprächs im Allgemeinen anständiger; allein das Tagebuch erscheint, wenn man sich an die Schicksale desselben erinnert, überarbeitet, und manche Lücken der Handschrift sind erst in Europa aus dem Gedächtnisse ergänzt worden. Auch haben Gefühl und Einbildungskraft seine Feder zuweilen mehr geleitet als die Erinnerungskraft. Las Cases gesteht selbst, daß er sich öfter geirrt haben könne. Oft sagt er mehr, was N. habe thun wollen, als was und wie er es gethan. Die Einrichtung der Adlerwächter z. B. war nur ein Gedanke N.'s, den Las Cases als ausgeführt erzählt. Überdies enthält dieses Memorial vieles Fremdartige. Gleichwol bleibt es eine wichtige Urkunde für N.'s Geschichte. Der Graf, den freier Entschluß und heroische Begeisterung an das Schicksal des Tiefgefallenen ketteten, hat darin täglich nicht nur Alles, bis auf das Geringste, aufgezeichnet, was dem Exkaiser von dem Augenblicke an, wo er, gutmüthig auf britische Großmuth vertrauend, den Bellerophon bestieg, bis dahin, wo das Mißtrauen des Gouverneurs Sir Hudson Lowe diesen Freund von seiner Seite entfernte (20. Nov. 1816), persönlich begegnet ist, sondern auch N.'s Äußerungen, worin sich oft sein Gemüth auf eine höchst anziehende Art ausspricht, seine Bemerkungen und Aufklärungen über sein Leben und die damit verwandten Gegenstände sorgfältig niedergeschrieben, und außerdem noch Zusätze und Bruchstücke aus andern Schriften und aus seinem eignen Leben darin aufgenommen. **) Bei diesem Memorial muß man aber die „**Suite au Mémorial de Sainte-Hélène**" (Paris 1824, 2 Bde., mit einer lesenswerthen Vorrede), sowie die Memoiren von N. selbst und andre Schriften, die wir noch nennen werden, zur Hand haben, um die

*) S. die Recension des „Tagebuchs" von O'Meara, nach der 5. Originalausg., im „Hermes", XVII.

) M. s. d. Art. Las Cases und die Rec. des „Mémorial**" im „Hermes", XIX.

darin enthaltenen Berichtigungen und Ergänzungen mit Dem, was Las Cases erzählt, vergleichen zu können. Der Verf. dieses Nachtrags ist ein gemäßigt denkender Mann, der N.'s verwundbare Seite offen zeigt. Der deutsche Übers. des „Tagebuchs" (Dresden 1824) hat daher jene „Suite" ebenfalls übertragen und dem Hauptwerke beigefügt. Aus dieser Vergleichung wird sich im Allgemeinen so viel ergeben, daß N.'s Urtheile und Bemerkungen allerdings oft tief geschöpft und auf eigenthümliche Art sehr anziehend, scharf, bestimmt und schlagend ausgedrückt sind, daß man aber, wenn man ihn sprechen hört, nie vergessen muß, daran zu denken: er war durch seine Erfahrungen und durch die Natur seines Charakters gleichsam verurtheilt, die Menschen nur von ihrer schlechten Seite zu sehen. An jene 3 Sammlungen zu einer Autobiographie des berühmten Mannes (die „Memoiren" und die beiden Tagebücher) schließen sich an des Dr. F. Antommarchi „Mémoires, ou derniers momens de Napoléon" (Paris 1825, 2 Bde., deutsch bei Cotta). Der Wundarzt Antommarchi, ein Corse, ward vom Card. Fesch mit 2 Geistlichen über England nach St.-Helena geschickt, wo er gegen die Mitte des Sept. 1819 eintraf. S. „Mém." enthalten das Tagebuch über die 2 letzten Lebensjahre N.'s. — Die „Correspondance inédite officielle et confidentielle de Nap. Bonap. avec les cours étrangères" gab Gen. Beauvais (Paris 1819 fg., 2 Bde.) heraus. Die Originalsamml. der eigenhändigen vertraulichen Briefe aber, welche mehre Souveraine an N. geschrieben hatten, kam nach England, wo sie der Gesandte einer großen Macht um 200,000 Fr. kaufte. Ein „Recueil de pièces authentiques du captif de Sainte-Hélène", den die Herren Barthelémy und Corréard zu Paris herausgegeben haben, enthält alle Aufsätze, Tagesbefehle, Aufrufe 2c., die N. zum Verf. haben, oder mit seiner Unterschrift erschienen sind. Der 10. Bd. 1823 wurde von der Regierung unterdrückt, weil die Herausgeber, weniger vorsichtig als Las Cases, politisch verletzende Stellen daraus nicht entfernt hatten. Die verschiedenen Bände dieses „Recueil" werden auch einzeln unter besondern Titeln verkauft; so z. B. der 8. u. 9. als Samml. der „Bulletins officiels de la grande armée", zusammengetragen von Alex. Goujon. Auch hat der würtemberg. Hauptm. Friedr. v. Kausler „N.'s Grunds., Ansichten u. Äußerungen üb. Kriegskunst, Kriegsgesch. u. Kriegswesen 2c." aus dessen Werken u. Briefen dargestellt (Leipz. 1827, 1. Th.). Unter mehren Anekdotensamml. nennen wir eine: „Napoleana, oder Napoleon und seine Zeit" (Leipz. 1824, 3 Hefte, zum Theil aus ungedruckten Nachrichten). Ein für die Neugierde zusammengerafftes Machwerk mag hier bloß seines lockenden Titels wegen erwähnt werden, die sogen. „Biographie des contemporains, par Napoléon" (Paris 1824). Diese Sammlung enthält in alphabet. Ordnung Alles, was der Exkaiser gegen Montholon, Gourgaud, Las Cases und O'Meara über seine Zeitgenossen gesagt hat, wörtlich aus den Memoiren und den Tageb. entnommen. Wie sehr wird aber nicht jedes Urtheil N.'s über Andre durch den Zusammenhang und den Augenblick bedingt, in welchem er es äußerte! Außer dieser Verbindung läßt es sich kaum verstehen, noch weniger erläutern und würdigen; man müßte denn Alles, was Er gesagt, als Orakelsprüche verehren wollen.

Nächst den genannten Schriften verbreiten noch besondere Memoiren von Augenzeugen aus den nächsten Umgebungen des Kaisers ein sehr helles Licht über einzelne Abschnitte in N.'s Leben, und liefern insofern gute Beiträge zu der Geschichte desselben, obgleich sie mit sichtbarer Vorliebe geschrieben sind, und wol nur in Ansehung der Nachrichten von Dem, was in der unmittelbaren Nähe des Kaisers und der Verf. vorging, Glauben verdienen. Dahin gehören u. A. die Schriften von dem gewesenen Erzbischof von Mecheln und erstem Almosenier des Kaisers, Herr de Pradt (s. d.) über die Vorfälle zu Bayonne 1808, zu Warschau 1812, und über das Concordat (1811 fg.). Noch wichtiger sind die Schriften von N.'s

Cabinetssecretair, Bar. Fleury de Chaboulon (s. d.): „Mémoires pour servir à l'histoire du retour et du règne de Napoléon en 1815" (Lond., 2 Bde.; vgl. Manuscripte), und vom Baron Fain, Archivar und Cabinetssecretair des Kaisers: „Manuscrit de 1814, trouvé dans les voitures impériales prises à Waterloo, contenant l'histoire des 6 derniers mois du règne de Napoléon" (Paris 1823, 2. Aufl. 1824; s. Manuscripte), und „Manuscrit de 1813, contenant le précis des événemens de cette année, pour servir à l'histoire de l'empereur Napoléon" (Paris 1824, 2 Bde., 2. A. 1825, mit Charten und einem Facsimile der Handschrift der Kaiserin Louise), sowie desselb. Verfs. „Manuscrit de 1812 etc." (Paris 1826). Der Geschichtsfolge nach wird man diese Schrift vor dem Manuscripte von 1813 und dem von 1814, zuletzt aber die „Mémoires" des Fleury de Chaboulon lesen müssen, weil 1812 und 1813 der Knoten zu dem tragischen Schicksal des Kaisers 1814 und 1815 geschürzt wurde. Baron Fain versetzt sich und den Leser in die Ereignisse jener Jahre zurück, wo N. noch der Mittelpunkt war, um den sich die polit. Welt bewegte. Er begleitet ihn auf seinen Reisen; er folgt ihm in seinen Staatsrath, ins Lager, auf das Schlachtfeld; er hört ihn gleichsam laut denken, und will uns sagen, wie er die Gegenstände erörtert, wie er Befehle ertheilt, wie er unterhandelt, wie er kämpft; er will Allem die Farbe des Orts und den Ausdruck des Augenblicks geben, die Begebenheiten ordnen, und jede in ihr gehöriges Licht stellen, bei den Schlachten aber sich des „strategischen Jargon" enthalten. Das Ganze ist keine Geschichte, sondern eine nach den Ereignissen des Tages geordnete Reihe von Erzählungen, Schilderungen, einzelnen Zügen und aus Tageb., Listen und besondern Denkschriften gezogenen Nachrichten. Manches davon ist wichtig zur Kenntniß der Persönlichkeit N.'s in verhängnißvollen Augenblicken seines Lebens und zur Einsicht in den Gang der damals gepflogenen Verhandlungen, das Meiste aber, was vorzüglich den Lauf des Kriegs betrifft, einseitig von dem Standpunkte des Verfs. aus gesehen, und der Wiederhall Dessen, was er in der Nähe des Kaisers von Andern erfuhr; doch gab dem Verf. seine Stellung Gelegenheit, von manchen Briefen des Vertrauens Abschriften zu nehmen und Vieles, was er selbst beobachten konnte, richtig darzustellen. So lernt man hier zuerst die Geschichte des Concordats von Fontainebleau und des Congresses zu Prag genau kennen, und erblickt den Ungrund aller über jene Verhandlungen ausgestreueten Gerüchte. Mit diesen Manuscripten kann man noch verbinden des Hrn. v. Norvins „Portefeuille de 1813" (eine Auswahl des noch nicht bekannt gewordenen Briefwechsels des Kaisers N. u. A., Paris 1825, 2 Bde.); ferner 2 treue Berichte von Augenzeugen, die auch Baron Fain vor Augen gehabt hat: „N.'s Feldzug in Sachsen, im J. 1813, von einem Augenzeugen in N.'s Hauptquartier, Otto Freih. v. Odeleben" (Dresden 1816, 2. Aufl.), und den Ergänzungsband: „Darstell. der Ereignisse in Dresd. im J. 1813; von einem Augenzeugen" (Dresd. 1816). Über N.'s Privatleben belehren die „Mém. anecdotiques sur l'intérieur du palais impérial" (von 1805 bis z. 1. Mai 1814) vom Grafen Bausset, ehemal. Palastpräfecten (Paris 1827, 2 Bde.), ferner „Le cabinet des Tuileries. Par le Comte de ..." (Paris 1827), und die „Mémoires d'une contemporaine" (Paris 1827), welche die bisher unbekannte Correspondenz N.'s mit Josephinen enthalten. Schon nach diesen Schriften läßt sich ein ziemlich richtiges Bild von dem Helden des Zeitalters entwerfen; man würde jedoch seinen Charakter und höhern Werth als Mensch nicht vollständig erkennen, wenn man ihn nicht auch in seiner Gefangenschaft (vgl. des Capit. Maitland „Narrative of the surrender of Bonaparte, and of his residence on board H. M. S. Bellerophon", London 1826, deutsch, Hamb.), und dann (nach Antommarchi) in seiner schmerzhaften Krankheit und im Sterben betrachtete, wie er, von Leiden aller Art gefoltert, von dem Drucke seiner Lage gepeinigt, den-

noch ungebeugt, immer derselbe, in den letzten Augenblicken seines Lebens dem ernsten Anspruche der höhern Nemesis mit seltenem Gleichmuth entgegentritt. Die neueste Urkunde von N.'s Denkart ist sein Testament. Es ward d. 5. Aug. 1824 in London in dem Gerichtshofe Doctors Common's geöffnet und besteht aus der letzten Willenserklärung des berühmten Gefangenen vom J. 1821, aus mehren Codicillen oder Nachträgen und aus dem Verzeichnisse der Effecten N.'s. Die londner, engl. und franz. Ausg. desselben (1824) ist vollständig, so auch der franz. Abdruck in Brüssel, und die deutsche Übers. in Leipzig, mit Anmerk., welche u. A. Nachricht geben, warum bis jetzt noch kein Vermächtniß ausgezahlt worden ist.

Unter den Schriften über N. nennen wir zuerst den zum Theil mangelhaften und einseitigen Abriß seines Lebens in der pariser „Biographie nouvelle des contemporains", unter den Art. Bonaparte (3. Th., S. 141—240), und Napoleon (14. Th., S. 332—572); von Norvins (auch besonders, aber unrichtig unter Arnault's Namen, zu Brüssel 1825, und deutsch 2 Mal); sodann die „Vie politique et militaire de Napoléon" (Paris 1824 fg., 2 Thle., mit 120 lithogr. Abbildungen, Fol.), von A. V. Arnault, ehemal. Mitglied des franz. Instituts; ferner des Grafen Thibaudeau (s. d.), Verf. der „Mém. sur le consulat", treffl. „Hist. génér. de Nap. Bonap. etc." (1. u. 4. Th., bei Cotta 1827 fg.); des Gen. Jomini „Vie polit. et milit. de Napoléon, racontée par lui-même au tribunal de César, d'Alex. et de Frédéric" (Paris 1827, 4 Bde.), und die „Gesch. Nap. Bonap. von Friedr. Buchholz" (Berlin 1827 fg., 3 Bde.). Walter Scott's „Leben N.'s", englisch, französisch u. deutsch (London, Paris, Stuttg. 1827, 9 Bde.) hat keinen tiefen histor. Gehalt. Als Erinnerungsblatt an Napoleons Thaten und glanzvolle Stellung in der Geschichte, führen wir eine von Herz lithographirte, sinnreich geordnete und sehr vollständige Tafel an: „Napoléon, sa famille, son empire, ses institutions, l'an 1812" (Leipzig 1824, gr. Fol.). In Ansehung der Memoiren von Gliedern der Familie Bonaparte, die auch über N.'s Leben einiges Licht verbreiten, verweisen wir auf die im Art. Bonaparte angeführten Schriften. Man wird jedoch mehr Belehrung finden in den zahlreichen Schriften, welche N.'s Zeitgenossen über ihn und seine Zeit herausgegeben haben. Es ist schwer, von allen den histor. Gehalt zu bestimmen, da wol nur wenige von Vorurtheil und Einseitigkeit frei gefunden werden dürften. Zuerst müssen diejenigen genannt werden, welche sich über das politische Leben des Oberconsuls und des Kaisers verbreiten. Hier vereinigen sich die meisten Stimmen gegen ihn, indem sie ihn als einen Feind der Freiheit, als den Unterdrücker der Verfassung ansehen. Unter diesen Gegnern stehen oben an der Marquis de Lafayette (s. d. und dessen daselbst angeführte „Memoiren"); sodann die Frau v. Staël (s. d.), deren Stimme jedoch meist der Widerhall gekränkter Eigenliebe ist; Benj. Constant, vorzüglich in seinen „Mémoires sur les cent jours" (Paris 1822), und Fouché. Zwar erwidert N. auf diesen Vorwurf in Las Cases's „Mémorial" (7. Th., S. 134), daß er das franz., durch Revolution verwilderte Volk erst habe für den Besitz einer freisinnigen Verfassung erziehen wollen (pour manier dignement sa liberté); allein der Verf. der oben angeführten „Suite etc." zeigt in mehren Stellen, wie sehr N. auf dieser Seite verwundbar sei. Die Revolution des 18. Brumaire ist der Hauptpunkt, den man genau kennen muß, um die große Frage zu beantworten: War Napoleon ein Usurpator, oder war er es nicht? Wenn man in seinen „Mémoires" (1. Th., S. 41—120) den meisterhaften Aufsatz von ihm selbst über dieses Ereigniß gelesen hat, so vgl. man damit die, wenige Tage nach jener Katastrophe u. d. T.: „Entretien politique sur le 18 Brumaire" bekanntgemachte, auch ins Engl. übers. anonyme Schrift, als deren Verf. Sieyes, Röderer u. A. genannt wurden, ferner Benj. Constant: „De l'usurpation et de l'esprit de conquête", vorzüglich aber die „Mémoires" von

Gohier. Dieser von allen Parteien geachtete Mann war am 18. Brumaire Präsident des Directoriums; jetzt ein 77jähr. Greis, schrieb er in dem einfachen Tone der Wahrheit und mit einer Offenheit, die Zutrauen einflößt, über den Hergang jener Begebenheit seine Erfahrungen nieder und deckte das dunkle Ränkespiel, die Schurkerei und Feigheit von Sieyes, den Stumpfsinn, die Weichlichkeit und Charakterlosigkeit von Barras, die Heuchelei und Schlechtigkeit von Fouché so auf, daß man wol einsieht, warum Bonaparte die einmal beschlossene Auflösung der Constitution des J. III nach seinem eignen Entwurfe ausführte und die erstgenannten Menschen nur als Mittel zu seinem Zwecke brauchte. Für den Geschichtsfreund enthalten daher die Memoiren von Gohier wahre Aufklärungen, wie sie nur ein rechtschaffener Mann über Das geben kann, was er selbst erlebt hat. *) Über andre politische Momente in dem Leben des Kaisers, vorzüglich über die hundert Tage, die Actes additionnels und die Abdankung, vgl. man besonders Benj. Constant's schon erwähnte Schrift und jene „Suite" zu Las Cases (S. 92 fg.). Eine anonyme Schrift: „La vérité sur les cent jours, principalement par rapport à la renaissance projetée de l'empire romain; par un citoyen de la Corse" (Brüssel 1825) behauptet, eine Verschwörung in Italien, um dieses Land zu einem Ganzen zu vereinigen und das röm. Reich mit einer Constitution wiederherzustellen, soll N., dem man die Ausführung dieses Planes übertragen habe, zur Rückkehr nach Frankreich und Elba bewogen haben. Die Memoiren des Polizeiministers Fouché („Mémoires de Joseph Fouché, duc d'Otrante", Paris 1824, 2 Bde.) enthalten ebenfalls wichtige Beiträge zur nähern Kenntniß von N.'s öffentl. Leben; z. B. Talleyrand schlug den Zug nach Ägypten vor, um den machtbegierigen General mit Pomp zu verbannen; ferner über die Entwickelung d. 18. Brumaire, über die Folgen der Schlacht von Marengo für Frankreichs Freiheit u. A. m. Doch ist man oft zweifelhaft, ob Fouché überall die volle reine Wahrheit sagen wollte; daß er sie wußte, darf man voraussetzen, ausgenommen da, wo ein Polizeiminister, der auf heimliches Kundschaften seine Macht gründet, sich den Täuschungen der Ränkemacher hingibt. Darum suchte Fouché sich mit den bedeutendsten Männern von allen Parteien in unmittelbaren vertrauten Verkehr zu setzen; dies aber gab ihm nothwendig die Maske der Heuchelei und Falschheit. An der Echtheit dieser Denkschrift kann wol nicht gezweifelt werden, wenn man sich erinnert, wie die bekannte „Notice sur le duc d'Otrante" (1816) von seinem vertrauten Secretair (Demarteau) abgeschrieben und durch einen Dritten in die „Zeitgenossen" (Nr. III) eingerückt worden ist. Derselbe Vertraute hat wahrscheinlich die von Fouché mehrmals überarbeitete, vollständige Handschrift ins Reine geschrieben und nach Fouché's Tode an den Buchhändler Lerouge in Paris verhandelt; man erkennt wenigstens darin wie in jener „Notice" denselben Styl und dieselbe absichtlich kunstvolle Art der Darstellung, welche den gehaßten, in N.'s Memoiren histor. gebrandmarkten Polizeiminister, der zu des Kaisers Abdankung mitwirkte, rechtfertigen soll. So konnte übrigens nur Fouché schreiben, nicht jener Vertraute. **)

Die gegründetsten Vorwürfe, welche der Napoleonischen Regierung gemacht werden, betreffen indeß mehr die von ihm angestellten Personen und deren im Dienst

*) Es ist bemerkenswerth, daß der General Bonaparte mit dem Präsidenten Gohier auf einem freundschaftlichen Fuße lebte. Mad. Bonaparte lud die Familie Gohier am 18. Brumaire zu sich zum Frühstück ein, und Bonaparte hatte sich mit s. Familie an demselben Tage bei Gohier zum Mittagsessen geladen — um ihn sicher zu machen!

**) Der Verleger von Fouché's „Mémoiren" spricht von einem Intermédiaire chargé de remplir les intentions de l'auteur. War dieser Intermédiaire jener Secretair, der auch die „Correspondance du duc d'Otrante avec le duc de . . . (Wellington), Dresde le 1 janv. 1816" bekanntmachte?

verschuldete Mißbräuche oder verübte Frevel als Napoleon selbst. Man kennt den Übermuth und die Willkür der sogen. **Empereurs au petit-pied**, der Präfecte mit absoluter Gewalt! Auf den Kaiser fiel jedoch zuletzt allemal der Tadel zurück, dem freilich kein Regent so leicht entgehen kann, daß er sich bisweilen in der Wahl seiner Diener geirrt und Unwürdige — seltener Untaugliche — zu wichtigen Stellen ernannt habe. Dieser Tadel wird aber zum gegründeten Vorwurf, wenn man den Exkaiser in seinen Memoiren viele Männer, denen er eine große Macht anvertraut hatte, als Schurken charakterisiren hört, die er stets als solche erkannt haben will. Warum, fragt man, ließ er sie in Amt und Würden? Es ist daher nöthig, sich mit der Art der Verwaltung unter Napoleons Regierung gründlich bekanntzumachen; zu diesem Zwecke ist das Werk des erfahrenen Staatsraths Pichon („**De l'état de la France sous la domination de Nap. Bonap.**") zu empfehlen, der darin viele Schändlichkeiten, die Napoleon nicht erfuhr, mit Meisterhand aufgedeckt hat. Auch gehört hierher das mit Unrecht fast vergessene Buch: „Napoleon Buonaparte und das französ. Volk unter seinem Consulate", das bisher dem verst. Capellmeister Reichardt zugeschrieben wurde, das aber ganz aus der Feder des 1824 in Paris verst. geistvollen und edeln Sonderlings, des Grafen v. Schlabrendorf geflossen sein soll.

In Hinsicht der militairischen Laufbahn Napoleons und Dessen, was er selbst darüber bekanntgemacht hat, ist die Zahl seiner Gegner ebenso gering, als die Mehrzahl seiner Bewunderer groß. Dabei fehlt es aber nicht an sachkundigen Beurtheilern, die Vieles von Dem, was Napoleon als Feldherr gethan, gründlich geprüft, und Das, was er selbst darüber mitgetheilt, berichtigt und ergänzt haben. Hier nennen wir vor allen des Generals (jetzt **en retraite**) Grafen Matthieu Dumas „**Précis des événemens militaires, ou essais historiques sur les campagnes de 1799 à 1814**" (Paris seit 1800, mit Charten und Plänen, Fol.; 1824 erschienen daselbst der 15. und 16. Bd., oder die „**Campagnes de 1806 und 1807**"; diese beiden Theile gehen bis zur Eroberung der Oderlinie 1806, und der Verf. hat dabei Massenbach's „Denkwürdigkeiten", C. v. W.'s „Operationsplan" und R. v. L.'s „Bericht eines Augenzeugen" rc. benutzt); sodann die „**Hist. critique et militaire des guerres de la révolution**" vom kais. russ. Generallieut. Jomini (der 1813 aus Napoleons Kriegsdienst trat), wovon zu Paris seit 1820 eine neue und verbess. Ausg. (t. **XIII—XV**, 1824, nebst einem Atlas) erschienen ist. Mit Napoleons Beurtheilung der Feldzüge Moreau's (in den „Memoiren") muß das bekannte classische Werk des Erzherz. Karl verglichen werden, sowie mit Bonaparte's meisterhafter Schilderung seiner ital. Feldzüge Das, was die „Östr. milit. Zeitschrift" des Hauptmanns Schels darüber mitgetheilt hat. Überhaupt verweisen wir, was Napoleons Bemerkungen über die Kriegskunst betrifft (z. B. über die Feldzüge Turenne's und Friedrichs des Großen) auf des k. preuß. Hauptmanns H. v. Brandt „Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit, mit bes. Hinsicht auf Napoleons Memoiren" (Berlin 1824; der Verf. verbreitet sich vorzüglich über Rogniat's bekannte „**Considérations**"), und auf des k. preuß. Generallieut. v. Valentini „Abhandl. üb. den Krieg, in Beziehung auf große Operationen". In Ansehung der einzelnen Feldzüge Napoleons gibt es außerdem noch eine bedeutende Zahl von militairischen Monographien, unter welchen wir einige der lehrreichsten namhaft machen; z. B. über den Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel die „**Mémoires sur les opérations militaires des Français en Galice, en Portugal et dans la vallée du Tage, en 1809, sous le commandement du maréchal Soult**" (Paris 1822, mit einem Atlas), das „**Journal des opérations de l'armée de Catalogne en 1808 et 1809, sous le commandement du général Gouvion St.-Cyr, par le maréchal Gouvion St.-Cyr**" (Paris 1821, nebst Atlas), und die nicht zu übersehenden „**Considérations sur la dernière guerre d'Espagne**" in Ed. Lapène's

„Campagnes de 1813 et de 1814 sur l'Ebre, les Pyrénées et la Garonne" (Paris 1823) und des Gen. Foy „Hist. de la guerre de la Péninsule sous Napol." (Paris 1827, 4 Bde.). — Für die Würdigung des Feldzugs von 1809 in Östreich enthalten die „Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne, avec les opérations particulières des corps d'Italie, de Pologne, de Saxe, de Naples et de Walcheren", vom General Pelet *) (Paris 1824, 2 Bde.), die von der angekünd. großen Samml. der „Mémoires sur les guerres de Napoléon en Europe, depuis 1796 jusqu'en 1815", als Bestandtheil der „Annales politiques et militaires de l'Empire" zuerst erschienen sind, schätzbare Originalnachrichten, da sie nach den Tageb., Dienstschriften und Napoleons Briefwechsel mit dem (zu höhern Ansichten der Kriegsführung unfähigen) Major-General Berthier, mit den Marschällen u. A. bearbeitet sind. Der k. würtemb. General J. v. Theobald hat sie (Stuttg. 1824) übersetzt. Manche Behauptungen Pelet's über den Feldz. 1813 hat Gen. v. Müffling („Napoleons Strategie im J. 1813, von der Schlacht bei Groß-Görschen bis zur Schlacht von Leipzig", von C. v. W., Berlin 1827) widerlegt. Den Feldzug von 1812 stellt die durch Benutzung von Berthier's Briefwechsel in das Innerste des großen Getriebes eindringende „Histoire de l'expédition de Russie", vom Marquis de Chambray, Oberstl. und Chef der Artillerie zu Vincennes, gut dar. (Vgl. den Schluß des Art. Russisch-deutscher Krieg.) Die Geschichte dieses Feldzugs von Herrn v. Butturlin, einem russischen Officier, hat bloß den Vorzug genauer Angaben über den Bestand des russischen Heeres. Dagegen ist des höchst einseitigen Vaudoncourt Darstellung leidenschaftlich, und Labaume's Erzählung zu sentimental. Des Generals Grafen v. Ségur „Hist. de Napol. et de la grande armée pend. l'année 1812 (Paris 1824, 2 Bde.) ist schön geschrieben, aber nicht gründlich; Gourgaud's (s. d.) Gegenschrift ist zu leidenschaftlich. Zur Beurtheilung des Wendepunkts in der Entscheidung dieses Kriegs muß insbesondere das „Tageb. des k. preuß. Armeecorps unter Befehl des Generallieut. v. York, im Feldz. von 1812, herausgeg. vom Generalmajor v. Seydlitz", damals Adjut. des Generallieut. v. York (Berlin 1823, 2 Bde., mit Chart.), beachtet werden. In Ansehung der Feldzüge von 1813, 1814 und 1815 sind des Oberstlieut. Karl v. Plotho Werk: „Der Krieg in Deutschland und Frankreich 1813 und 1814" (Berlin 1817, 3 Thle.) und des Bataillonschef Koch „Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814" (Paris 1819, 2 Bde.) von den Kennern schon gewürdigt und empfohlen. Des Gen. Vaudoncourt „Hist. des campagnes d'Allemagne en 1813 et d'Italie en 1813 et 1814", und desselben „Hist. des camp. de 1814 et 1815 en France" (Paris 1826, 5 Bde.) ist weder kritisch genau noch parteilos geschrieben. Mit diesen kann man die Monographien der Feldzüge der bairischen, sächs., würtemberg., badischen u. a. Armeecorps verbinden; insbesondere den über die Motive des Feldherrn beim Entwurf und Verfolg seiner Plane sich gründlich verbreitenden „Beitrag zur Kriegsgesch. der J. 1813 und 1814", die „Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher, von der Beendigung des Waffenstillst. bis zur Einnahme von Paris", von C. v. W. (Berlin 1824, 2 Thle.), sowie die „Plane der Schlachten und Treffen, welche von der preuß. Armee 1813—15 geliefert worden; mit histor. Erläut." (Berlin 1824, 4 H., 4.). Die deutschen und engl. Schriften über die Schlacht bei Waterloo, welche zu Berichtigung der Urtheile Napoleons und Gourgaud's über diese Schlacht beitragen können, sind in d. A. Waterloo genannt. Will man endlich den Helden unserer Zeit mitten unter seinen Generalen nach dem Leben gezeichnet, und wie er bald vertraulich bald leidenschaftlich oft fremden Einflüssen sich hingibt, erblicken, so wird man in dem schon

*) General Pelet ist Ingenieur, Zögling und Freund Massena's. Er stand bei der kais. Garde als General und ist gegenwärtig Marechal de Camp beim kön. Generalstab.

genannten „Manuscrit de 1813" vom Baron Fain, und vorzüglich in des ehrlichen Elsassers, des General Rapp, nach dessen Tode erschienenen „Mémoires du général Rapp, écrits par lui-même" (Originalausg., Paris 1823), volle Befriedigung finden. Doch liegen noch zu viele Denkschriften von Zeitgenossen des berühmten Mannes in dem Pulte ihrer Verfasser, als daß wir schon jetzt die Musterung der historischen Literatur über Napoleon und seine Zeit für abgeschlossen halten sollten. *) 20.

Napoli di Romania, oder Nauplia, vor kurzem der Sitz der griechischen Regierung, die Hauptfeste des Peloponnes, liegt an der Ostküste auf einer schmalen Halbinsel, am Meerbusen von Nauplia. Der Hafen, welcher an 600 Schiffe fassen kann, begünstigt den Handel. Die Venetianer haben den Platz nach Vauban's Art so befestigt, daß er nur durch Hunger bezwungen werden kann. Zu den Außenwerken gehören Palamidi, die obere Feste, welche die untere Stadt beherrscht, und Albanitika, die untere Feste, auf der sich die Hauptbatterien gegen den Golf befinden. Den einzigen Zugang von der Landseite bildet eine vom Meere und von Felsen eingeschlossene Straße, die von den Batterien auf Palamidi und auf den Wällen und Bastionen der untern Stadt bestrichen werden kann. Seit dem Oct. 1821 ward der Hafen von Nauplia durch die Heldin Bobolina mit ihren Schiffen gesperrt, und von der Landseite durch Demetrius Ypsilantis; allein engl. Schiffe versahen den Ort mit Lebensmitteln. Ypsilantis beschloß daher Nauplia mit Sturm zu nehmen; ein unausführbares Wagstück! Vorher versuchten die Capitains Boutier und Justin, sich des Eingangs des Hafens zu bemächtigen; allein im Augenblicke der Ausführung wurden sie daran durch eine engl. Brick verhindert, die im Hafen lag. Nun ward der Sturm auf d. 16. Dec. bestimmt. Hydria und Spezzia sandten feierlich eingeweihte Sturmleitern und 40 Kanonierschaluppen. Die Hellenen schmückten sich zum Angriff, wie zu einem fröhlichen Feste; sie nahmen das Abendmahl, dann begannen Tänze und Gesänge. Ein Neffe der Bobolina sang die Hymnen des Thessaliers Rhigas, und Kolokotronis sagte zu seinen Palikaren: „Kinder, ich werde meinen Commandostab über jene hohen Mauern werfen, und ihr werdet ihn holen!" Um 2 Uhr früh unternahm er einen Scheinangriff auf die Feste Palamidi, während Niketas bis an die Wälle der untern Stadt vordrang; allein der Feind hatte die Anstalten im Lager der Griechen wahrgenommen und stand überall gerüstet. Da nun eine Windstille den gleichzeitigen Angriff der griech. Flotte verhinderte, so mußten die Griechen mit Sonnenaufgang sich auf jener schmalen Straße zurückziehen; dessenungeachtet nahmen sie unter dem Feuer aller feindlichen Batterien ihre Verwundeten und Todten mit. Endlich zwang der Hunger die Türken zu unterhandeln; sie übergaben am 18. Juni 1822 a. St. den Griechen das Außenwerk von der Seeseite und versprachen den Platz zu räumen, wenn binnen 40 Tagen kein Entsatz käme. Dadurch gewannen sie Zeit. Drama Ali Pascha drang in Morea ein und setzte sich am 31. Juli und 1. Aug. mit Nauplia in Verbindung, wo Niketas die Blokade bereits aufgehoben, das Außenwerk aber besetzt gelassen hatte. Nach Drama Ali's Niederlage (s. Griechen-Aufstand) ward Nauplia enger als je eingeschlossen. Der Kapudan Pascha konnte die griech. Flotte, welche vor dem Hafen lag, nicht verjagen, östreich. und engl. Schiffe konnten noch weniger Lebensmittel hineinbringen; daher nahm der Mangel so zu, daß die Officiere der Besatzung von Palamidi nebst vielen Soldaten am 29. Nov. in die Stadt hinunterzogen, um nicht zu verhungern. Dies erfuhren die Griechen und beschlossen sogleich noch in der Nacht, die dunkel und stürmisch war, Palamidi

*) Der Verf. dieses Art. hat die engl. Schriften über Napoleon und s. Zeit nicht erwähnt, theils weil sie auf dem festen Lande weniger verbreitet sind, theils weil ihm die deutschen und franz. Schriftsteller über den genannten Gegenstand, als die gründlichsten, umsichtigsten und vielseitigsten, den Vorzug zu verdienen scheinen.

zu ersteigen. Das Thor stand offen, die einzelnen türkischen Soldaten verließen ihre Posten; so wehte am heil. Andreastage, d. 1. Dec. a. St. 1822, die Fahne des Kreuzes auf Palamidi, und 22 Tage nach Einnahme dieser Feste schloß Kolokotronis, als Archistrategos, die Bedingungen der Übergabe der Stadt selbst ab, welche am 22. Dec. 1822 (3. Jan. 1823) von den Hellenen besetzt wurde. Die türkische Besatzung nebst den Einw., zusammen etwa 4000 Menschen, wurden nach Zurücklassung des größten Theils ihrer Habe auf griech. und engl. Schiffen nach Kleinasien geführt. Man fand über 300 Stück Geschütz und Munition. Die übrige Beute war sehr groß, aber das Meiste eignete sich Kolokotronis zu. Der Besitz dieses Bollwerks der griech. Freiheit erregte die Eifersucht und die Herrschbegier der griech. Häuptlinge aufs neue. Anfangs siegte die allgemeine Sache über die Zwecke der Einzelnen. Man beschloß die Aufhebung der provisorischen Verfassung, und am 30. April 1823 war in Napoli der erste ordentliche Congreß des hellenischen Volks versammelt. Die neue Centralregierung unter Georg Konduriotis, als Präsidenten der gesetzgebenden, und Pietro, Fürsten von Maina, als Präsidenten der vollziehenden Abtheilung, nahm jedoch anfangs in Tripolizza ihren Sitz, weil über die Theilung der Beute von Napoli di Romania Streitigkeiten entstanden waren, und Kolokotronis der Sohn, mit einem ihm ergebenen Heerhaufen, jenen Platz behauptete. Endlich gelang es dem Einflusse Maurokordatos's und Lord Byron's, den trotzigen Kolokotronis zum Nachgeben zu bewegen und die Ansprüche der Übrigen auszugleichen, worauf 1824 die griech. Regierung in Napoli di Romania einzog. Am 8. Oct. 1824 wurde hier die dritte Sitzung des gesetzgebenden Körpers eröffnet; Konduriotis blieb Präsident des Vollziehungsrathes, der in Napoli seinen Sitz hatte, und Maurokordatos wurde zum Staatssecretair ernannt. Doch bald fachte Kolokotronis's Herrschsucht den Bürgerkrieg wieder an. Er mußte sich zwar (im Dec.) der Regierung unterwerfen und wurde (im Febr. 1825) gefangen nach Hydra geführt; allein die trotzigen Moreoten erzwangen seine Freilassung (22. Mai), worauf ihn die Regierung zum Oberbefehlshaber gegen Ibrahim Pascha (20. Juni) ernannte, der bis gegen Nauplia vorgedrungen war. Bei den Mühlen vor dieser Stadt (25. Juni) geschlagen, mußte sich Ibrahim zurückziehen; doch am 12., 14. und 20. Juli besiegte er die Griechen unter Kolokotronis. Napoli wurde wiederum der Sitz des Parteienhasses. Die Sulioten, welche das Schloß Palamidi besetzt hielten, beschossen (im Oct. 1826) das Schloß Bustizzi, wo die Regierung sich befand, die am 6. Dec. ihren Sitz auf die Insel Ägina verlegte. Zwar versammelte sich der hellenische Congreß, der zu Trözen (9. April 1827) den Grafen Capodistrias auf 7 Jahre zum Präsidenten ernannt hatte, den 19. Mai wiederum in Nauplia; allein die Besatzung des Palamidi empörte sich wegen rückständigen Soldes, und die provisor. Regierung verließ (28. Aug.) abermals Nauplia, um sich nach Ägina zu begeben. Schon rüstete sich Ibrahim, um Nauplia zu erobern, als die Seeschlacht bei Navarin (20. Oct.) diesen Plan vereitelte und Griechenland rettete. 20.

Narcissus, 1) nach der Mythologie der Sohn des Flußgottes Cephissus und der Nymphe Liriope (oder nach einer seltenern Angabe Lirioessa). Tiresias, der Seher, hatte ihm nur dann ein hohes Alter prophezeiht, wenn er sich selbst nicht kennen lernen würde. Die schöne Gestalt des jungen Narciß bewegte die Herzen aller Jünglinge und Nymphen. Echo verzehrte sich und ward zur bloßen Stimme, als ihre Liebe zu ihm keine Gegenliebe fand. Aber da hatte auch seine Stunde geschlagen. Von der Jagd erhitzt, will er aus einer Quelle trinken, erblickt in derselben zum ersten Mal seine eigne Gestalt, und nichts kann nun den unglücklichen Jüngling von dieser Quelle trennen. Die rasende Leidenschaft zu sich selbst verzehrt ihn, und die mitleidigen Götter verwandeln ihn in die Narcisse mit gelben Blättern. So wird die Sage, die am reizendsten Ovid in den „Metamorphosen“

(Lib. III, 339—510) gestaltet, erzählt. Noch spät zeigte man bei Thespiä in Böotien (in einer Gegend, wo noch jetzt nach Aussage der Reisenden viele Narcissen wachsen) die unglückliche Quelle, die den Narciß zuerst sich selbst gezeigt hatte. 2) S. Messalina.

Nardini (Pietro), einer der größten Violinisten seiner Zeit, geb. zu Livorno 1725, bildete sich zu Padua unter Tartini, und ward bald für den vorzüglichsten Schüler dieses Künstlers, dem ganz Europa den Rang des ersten Virtuosen auf der Violine zugestand, gehalten. 1762 ward er bei der damals glänzenden Capelle zu Stuttgart angestellt. Als diese indessen 1767 eine bedeutende Verminderung erlitt, ging N. nach Livorno zurück. Jetzt schrieb er seine meisten Compositionen. 1769 besuchte er seinen Lehrer zu Padua und pflegte ihn in seiner letzten Krankheit mit wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit. 1770 ging er als erster Violinist der Capelle des Großherzogs von Toscana nach Florenz, wo er 1796 starb. Er hat viel für die Violine und auch einige Trios für die Flöte geschrieben. Seine Compositionen haben im Ganzen einen ernsten Charakter und verlieren, wenn sie nicht im Geiste der alten Tartini'schen Schule vorgetragen werden. N. glänzte vorzüglich im Vortrage des Adagio; hier glaubte man oft mehr Gesang, als ein Instrument zu hören.

Narkotisch, betäubend (von ναρκοω). Es gibt mehre Pflanzen, deren Geist die Verrichtungen des Nervensystems in so hohem Grade stört oder gar unterdrückt, daß die Empfindung verändert wird oder ganz aufhört, bei fortgesetzter Wirkung aber der belebende Einfluß des Nervensystems auf den Organismus aufhört und das Leben selbst zerstört wird. (Vgl. Gift). Diese Pflanzen enthalten ein solches narkotisches Gift theils rein und hervorstechend, theils mit andern scharfen oder aromatischen Säften vermischt, denen es untergeordnet ist. Die Wirkung der narkotisch-giftigen Pflanzen ist daher auch nicht gleichförmig; manche wirken geradezu betäubend und störend auf das Nervensystem, wie das Bilsenkraut, der Schierling; andre wirken zuerst auf das Blutsystem und selbst auf das Gehirn erregend und hinterher oder nur in größern Gaben erst betäubend, wie das Opium. Die äußern Erscheinungen von diesen Wirkungen sind verschieden, je nachdem die Portionen des genossenen Giftes groß oder klein, die Wirkung desselben sich mehr auf die Empfindungs- oder auf die Bewegungsnerven wirft. Manche narkotische Gifte erregen Schwindel, Dunkelheit der Augen, andre heftige convulsivische, oft sehr wunderliche Bewegungen aller Glieder, oder reizen zum unwillkürlichen heftigen Lachen; andre machen die Menschen toll und rasend, andre versetzen sie in stille Verzückungen; auf alle aber folgt endlich Lähmung und gänzliches Absterben der angegriffenen Nerven. Die Anwendung narkotischer oder nervenbetäubender Arzneimittel als schmerzstillender Mittel bedarf daher der größten Vorsicht. H.

Narr, ein Mensch, der durch lustige Streiche, Reden und Possen sich vor Andern auffallend macht. Diese Bedeutung hat das Wort in den Zusammensetzungen, wie z. B. Hofnarr, Schalksnarr, und wird im Diminutiv, wo man es besonders vom weiblichen Geschlechte gebraucht, als Närrchen oft etwas Liebenswürdiges. Auch versteht man unter Narr einen Menschen, der willkürlich den Regeln des gesunden Menschenverstandes oder der Klugheit zuwiderhandelt. Dieser Begriff wird oft verkehrt angewendet, indem einzelne Menschen von ihrem Zeitalter oder von ihrer Nation für Narren gehalten worden sind, die von einem andern Volke oder von einer andern Zeit vergöttert wurden, oder hochgeachtet worden sein würden, wenn man sie gekannt hätte. Zu dieser zweiten Bedeutung des Wortes Narr, wo es ein Überschreiten der natürlichen Grenze anzeigen soll, gehören die Ausdrücke Weibernarr, Putznarr u. dgl. In einem engern Sprachgebrauche bezeichnet endlich Narr einen Menschen, der des Gebrauchs seiner Vernunft gänzlich unfähig ist und ist dann gleichbedeutend mit Wahnwitziger, Wahnsinniger. Über die psycholo-

gischen Erscheinungen der Narrheit vergl. m. Geisteskrankheiten, Melancholie, Irresein, Wahnsinn.

Narrenfest nannte man das Fest, welches vom 5. bis zum 6. Jahrh. in mehren christlichen Ländern Europas von Geistlichen und Laien regelmäßig mit den größten Narrheiten gefeiert wurde und eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Bildungsgeschichte bleibt. Zu den Festen der Heiden, welche die christliche Religion nicht sobald verdrängen konnte, gehörten die Saturnalien, die in der momentanen Mischung und Umkehrung aller Stände und der ausgelassensten Fröhlichkeit selbst unsere freiesten Carnevals übertrafen. Die Narrenfeste der Christen waren Nachahmung dieser Saturnalien. Beide wurden im December gefeiert. Die Hauptfeierlichkeiten fielen auf den Tag der unschuldigen Kindlein oder auf den Neujahrstag; sie dauerten aber im Ganzen von Weihnachten bis auf den letzten Sonntag nach Epiphanias. Nachdem anfangs nur Chorknaben und junge Sakristanen die Hauptpersonen dabei gemacht hatten, nahmen bald alle Unterbediente der Kirche und selbst Laien Antheil daran, während der Bischof oder der vornehmste Geistliche des Orts mit den übrigen Kanonikern die Zuschauer abgaben. Die jungen Leute, welche die Hauptrolle bei diesem Narrenfeste (damals auch das Fest der Unterdiakonen, die Decemberfreiheit oder das Fest der Calenda genannt) spielten, wählten aus ihrer Mitte einen Bischof oder Erzbischof der Narren und weihten ihn unter vielen lächerlichen Feierlichkeiten in der Hauptkirche ein. Der erwählte Narrenbischof nahm hierauf den gewöhnlichen Sitz des Bischofs auf dem Throne ein und ließ in seiner Gegenwart das Hochamt halten, wenn er nicht vorzog es selbst zu halten und dem Volke unter lächerlichen Grimassen den Segen zu geben. Während dieser Zeit übten die in allerlei Maskenkleidungen eingehüllten Narren in der Kirche tausend Thorheiten und Possenstreiche aus; man sang in der Kirche die schmutzigsten Lieder, führte die üppigsten Tänze auf und nahm die verdächtigsten Stellungen an. Wir haben noch die Ceremonienbücher oder Ritualien, nach welchen an vielen Orten das Narrenfest begangen wurde. In einem derselben wird die Prose, die man an dem St.-Stephanstage auf dem Narrenfeste in der Kirche sang, Eselsprose, und die, welche an dem Tage Johannes des Evangelisten gesungen wurde, die Ochsenprose genannt. Nach dem Ritual des Narrenfestes in der Stadt Sens spielten die Priester, während der Narrenbischof das Hochamt hielt, auf dem Altar mit Würfeln und warfen stinkendes Räucherwerk in das heilige Rauchfaß. Die erste Entstehung dieses Festes soll in Frankreich zu suchen sein. Was Deutschland betrifft, so haben wir nur noch von den am Rhein befindlichen Städten Nachricht, daß das Narrenfest daselbst gefeiert worden; woraus man aber nicht schließen darf, daß es in den übrigen deutschen Kirchen nicht gefeiert worden sei. So allgemein herrschend indessen das Narrenfest gewesen zu sein scheint, so ist es doch von einzelnen Päpsten, Bischöfen, französischen und spanischen Concilien häufig verdammt und verboten worden. Auch die Sorbonne verbot es 1444. Aber alle diese Verbote rühren erst aus einer Zeit her, wo die Dämmerung des neuen Lichtes schon angebrochen war, welches Europa vom 16. Jahrh. an völlig erleuchtete. Indessen fehlte es auch zur Zeit dieser Verbote nicht an eifrigen Vertheidigern des Narrenfestes, von denen einer erklärte, daß das Narrenfest ebenso heilig und Gott angenehm sei als das Fest der unbefleckten Geburt der Mutter Gottes.

Narrenkappe, Narrenkolben, } s. Hofnarren.

Narrenschiff, s. Brandt (Sebastian).

Narses, ein Verschnittener am Hofe des Kaisers Justinian I. zu Konstantinopel, dessen Vaterland unbekannt ist. Durch seine Talente schmeichelte er sich bei dem Kaiser so ein, daß dieser ihn zum Kammerherrn und kaiserl. Privatschatzmeister machte. Im J. 538 ward er an die Spitze eines Heeres gestellt, welches den kaiserl.

Feldherrn Belisarius in Italien bei der Vertreibung der Ostgothen unterstützen sollte. Allein die Uneinigkeit, welche sich bald zwischen ihm und Belisarius zeigte, veranlaßte seine Zurückberufung. Indessen wurde er 552 aufs neue nach Italien geschickt, um den Fortschritten des Gothen Totila Einhalt zu thun. Er eroberte Rom, nachdem er den Totila geschlagen hatte. Mit gleichem Glücke besiegte er den Tejas, den die Gothen an die Stelle des Totila zu ihrem Könige erwählt hatten, und im Frühjahr 554 den Anführer der Alemannen Buccellinus. Nachdem N. auf diese Weise fast ganz Italien von den Ostgothen und andern Barbaren gereinigt hatte, erhielt er die Statthalterschaft über dieses Land, welche er 15 Jahre lang verwaltete. Indem er aber den öffentlichen Schatz auf alle Weise zu bereichern suchte, erregte er das Mißvergnügen der ihm untergebenen Provinzialen, die ihre Klagen durch Abgeordnete von Rom vor den Thron des Kaisers Justinian II. brachten. N. ward in schimpflichen Ausdrücken seiner Statthalterschaft entsetzt und soll sich dadurch gerächt haben, daß er die Longobarden zu jenem Einfall in Italien einlud, welcher 568 unter dem Longobardenkönig Alboin erfolgte. Muratori und andre Schriftsteller haben den Antheil des N. am Einfall der Longobarden bezweifelt. Nach seiner Entsetzung hielt er sich in Neapel auf und starb in hohem Alter zu Rom 567.

Naruszewicz (Adam Stanislaus), Dichter und Historiker, geb. 1733 aus einer alten Familie in Lithauen, trat 1748 in den Jesuitenorden und ward nach seiner Rückkehr von einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien Vorsteher bei dem **Collegium nobilium** der Jesuiten in Warschau. Nach Aufhebung dieses Ordens trug ihm der König, welchem seine Talente nicht unbemerkt geblieben waren, 1773 auf, von den ersten Theilungsverhandlungen Polens Alles zu Papiere zu bringen. Seine Arbeit, von welcher nichts gedruckt erschienen ist, fand bei dem Könige solchen Beifall, daß dieser ihn zu einer vollständigen Geschichte von ganz Polen ermunterte und ihn bei ihrer Ausarbeitung auf das großmüthigste unterstützte. Dieses mit scharfsinniger Kritik, ausgebreiteter Belesenheit und in einem gedrängten, schmucklosen und nach dem Tacitus gebildeten Style abgefaßte Geschichtswerk ist das wichtigste, das je über die polnische Geschichte erschienen ist, und zugleich ein Meisterstück der polnischen Literatur. Es enthält die Geschichte der Piasten (Warschau 1780 fg.; 1803, Th. 2—7, m. Kpf.). Leider ist es nicht beendigt. Der 1. Bd., der ungewissen frühesten Geschichte Polens bestimmt, welcher am Schlusse des Ganzen nachgeliefert werden sollte, ist nie erschienen. N. hinterließ eine Sammlung von Materialien zu diesem Werke, die er aus verschiedenen öffentlichen und Familienarchiven zusammengetragen hatte, in 360 Bdn. Fol. Sie ist nach den Regierungsjahren der einzelnen Könige geordnet und befand sich zuletzt bei dem berühmten Thaddäus v. Czacki, dem Verf. eines trefflichen Werks über die lithauischen Gesetze, der N.'s Geschichte fortsetzen sollte. Als Dichter zeichnete sich N. in mehren Gattungen höchst rühmlich aus, besonders fanden seine Idyllen großen Beifall. Noch besitzt man von ihm eine polnische Übersetzung des Tacitus (1775) in 4 Bdn., in welcher er den Geist des Originals richtig aufgefaßt und die kräftige Kürze des Styls zum Bewundern glücklich nachgebildet hat; ein Leben des lithauischen Feldherrn Joh. Karl Chodkiewicz (Warschau 1805, 2 Bde.), Taurynka oder Geschichte der Tatarn, und andre Schriften. Er starb aus Gram über das Schicksal seines Vaterlandes 1796 zu Warschau und wurde auch wegen seines edeln und menschenfreundlichen Charakters allgemein betrauert. A— —s.

Narwa, Stadt und Festung, am westl. Ufer der Narowa, die aus dem Peipussee kommt, bei Joala einen Wasserfall bildet und 2 Meilen von hier in den finnischen Meerbusen fließt. Sie hat einen Hafen, eine Börse, ein Zeughaus, 450 Häuser von guter Bauart und 3600 Einw., größtentheils Deutsche, welche eine Nägelfabrik, eine Reppschlägerei und 7 Sägemühlen unterhalten. Wichtiger

ist der Handel. Jährlich kommen an 100 Schiffe an. Man versendet Balken, Breter, Flachs, Hanf, Getreide rc. Die narwa'schen Neunaugen und geräucherten Lachse sind beliebt. Auch ist diese Stadt merkwürdig durch den großen Sieg, welchen König Karl XII. von Schweden in ihrer Nähe über die Russen 1700 erfocht. Letztere eroberten 1704 Narwa mit Sturm.

Narzisse, ein Blumenzwiebelgewächs, wovon mehre Sorten in Deutschland einheimisch sind. Man liebt sie theils wegen des angenehmen Geruchs, theils wegen der schönen und zeitigen Blüthe. Den Vorzug verdienen die kleine gelbe Jonquille, die größere Tazette, die im Freien dauernden weißen (**Narcissus poeticus**) und gelben gefüllten (**N. Bulbocodium**).

Nase, s. Geruch.

Naso, s. Ovid.

Nassau. Die Wiege des Hauses Nassau ist das Schloß Laurenburg an der Lahn in der seit 1643 so benannten Grafschaft Holzapfel. Als den Stifter des Geschlechts nennt man mit großer Wahrscheinlichkeit Otto von Laurenburg, den Bruder des Königs Konrad I. (im 10. Jahrh.). Unter seinen Nachkommen wurde Walram I. (st. 1020) durch seine Söhne der Stifter zweier Linien. Der ältere, Walram II., pflanzte die Linie Laurenburg fort, die in der Folge nach dem 1181 gebaueten Schlosse Nassau sich nannte; der jüngere, Otto, vermählte sich mit der Erbin von Geldern und stiftete die Linie Nassau-Geldern, welche 1523 erlosch. Die nassauischen Erblande theilten 1255 die Söhne Heinrichs II., des Reichen. Walram, der ältere, nahm die südlichen; Otto, der jüngere, die nördl. Länder. Diese beiden Linien, die walramische und ottonische, blühen noch jetzt. A) Walrams Sohn Adolf wurde zum deutschen Kaiser erwählt 1292 und verlor das Leben in der Schlacht bei Gellheim 1298 durch s. Mitbewerber Albrecht von Östreich. Seine Nachkommen theilten sich in mehre Zweige, von denen der jüngste endlich 1605 in der Person des Grafen Ludwig II. alle Länder vereinigte. Seine Söhne gründeten 3 Linien: a) Saarbrück, die sich 1735 in die Äste Saarbrück-Usingen (starb aus 1816) und Saarbrück-Saarbrück (starb aus 1797) spaltete; b) Idstein, welche schon 1721 erlosch; und c) Weilburg, welche seit 1816 alle Besitzungen der walramischen Linie wieder vereinigt hat. Die Grafen der walramischen Linie machten zuerst 1688 und 1737 Gebrauch von der erneuerten, aber schon 1366 von Karl IV. einem Grafen von Nassau ertheilten Fürstenwürde; doch konnten sie erst 1803 Sitz und Stimme im Fürstencollegium auf dem Reichstage erlangen. Durch die franz. Revolution hatten sie die Grafschaft Saarbrück und mehre Ämter auf dem linken Rheinufer (20 □M., mit 53,000 Einw.) verloren. Dafür entschädigte der Receß von 1803 die Linie Usingen mit 36 □M. u. 93,000 Einw. Nassau-Weilburg erhielt für 8 □M. mit 19,000 Einw., die es verlor, 16 □M. mit 37,000 Einw. Auch der Rheinbund, den sie 1806 mit stiften halfen, vergrößerte ihr Gebiet mit 31 □M. u. 84,500 Einw. und gab dem Senior des Hauses den Herzogstitel. Sämmtliche nassauische Länder wurden zu einem souverainen vereinten und untheilbaren Herzogthum erklärt. Durch Tauschverträge, 31. Oct. 1815, mit Preußen, erhielten der Herzog und der Fürst von Nassau fast alle Länder der ottonischen Linie und die niedere Grafschaft Katzenelnbogen. Auch bestätigte die wiener Congreßacte ihr Erbrecht auf das Großherzogthum Luxemburg nach dem Aussterben der ottonischen Linie. Als souverainer Fürst des deutschen Bundes theilt der Herzog von Nassau mit Braunschweig den 13. Platz. Im Plenum hat er 2 Stimmen und den 14. Platz. Das jetzige Herzogthum Nassau grenzt an die preuß. Provinz Niederrhein, das Großherzogthum Hessen und Frankfurt. Der Rhein umfließt südlich das Land und nimmt bei Lahnstein die schiffbar gemachte Lahn auf. Das Ganze enthält (nach einer amtl. Angabe von 1827) auf beinahe 83 □M., 28 Ämter, 32 Städte, 27 Flecken, 807 Dör-

fer und 316,857 Einw., darunter 168,382 Protestanten, 142,836 Katholiken, 210 Mennoniten und 5492 Juden. Der Hof ist reformirt, sowie ein Drittel der Unterthanen. Reformirte und Lutheraner aber haben sich 1817 zu einer „evangelisch-christl. Kirche" vereinigt. Die standesherrl. Gebiete zählen auf 9 □M. 21,000 Einw. Das mehr bergige als ebene Land, welches der Taunus mit seinen Waldhöhen und romantischen Thälern schmückt, ist sehr fruchtbar. Es erzeugt im Rheingau die edelsten Weine zu Hochheim, Rüdesheim, Johannisberg, St.-Marcusbrunnen 2c. Auch sind die Mineralquellen zu Wiesbaden (der Hauptstadt), Niederselters, Geilnau, Fachingen, Ems, Langenschwalbach und Schlangenbad berühmt. Die Einkünfte des Herzogthums werden auf 1,810,000 Gld. geschätzt, die Staatsschuld auf 5 Mill. Gulden. Das Bundescontingent ist 3,028 Mann. Der regierende Herzog Wilhelm (geb. 1792) von Nassau residirt zu Wiesbaden und in dem schönen Schlosse Biberich; er trat 1817 zu dem heiligen Bunde und gab seinem Lande 1818 eine landständische Verfassung. Zur Landesuniversität ist, nach einem Vertrage mit der hanöverschen Regierung, Göttingen erklärt worden. Von der usingischen und von der saarbrückischen Linie sind nur noch Prinzessinnen am Leben.

Über die jüngere Linie des Hauses Nassau, die ottonische, s. Niederlande. Sie begann mit dem 1292 verst. Grafen Otto. Es wurde jedoch dieser Stamm erst unter dem Grafen Wilhelm, der 1559 starb, geschichtlich merkwürdig. Bis 1702 pflanzte sich die Nachkommenschaft seines ältesten Sohnes Wilhelm I. (s. d.) fort. Dieser erbte 1544 das Fürstenthum Oranien, und sonderbare polit. u. Amtsverhältnisse hatten zur Folge, daß ihn die insurgirten Niederländer zu ihrem Generalcapitain erwählten. Er kriegte mit Spanien glücklich, bis ihn ein Meuchelmörder 1584 tödtete. Seine Söhne, Moritz (st. 1625) und Heinrich Friedrich (st. 1647), erbten die väterliche Tapferkeit bei geringerer polit. Mäßigung, um ruhig das Staatsschiff der jungen Republik zu leiten, und des Letztern Sohn Wilhelm II. erlebte zwar 1648 die Anerkennung des Freistaats, welchen seine Vorfahren gründen halfen, und die Statthalterschaft in mehren Provinzen mit der Generalcapitainswürde; aber s. Heirath mit der engl. Prinzessin Maria, Tochter Königs Karl I., der enthauptet wurde, und des Hauses Oranien geheime Begünstigungen versuchter Reactionen der königl. Partei in England, veranlaßten zum Unglück der Niederländer den Groll Cromwell's wider die Niederländer und die schrecklichen Seekriege beider Nationen, die vor der Generalcapitainschaft seines Sohnes Wilhelm ausbrachen, als der Vater 1650 gestorben war. Erst 1674 erlangte dieser die alten Würden seines Hauses wieder und wurde 1689 König von England. Er war sehr kriegerisch und gewiß mehr, als der Republik nützlich war. Unterstützt von der ständischen fast erblichen Oligarchie, wußte er unter allen Erbstatthaltern am meisten der Kräfte des Staats zu seinen Zwecken sich zu bedienen. 1702 starb er ohne männliche Erben. Aus Dankbarkeit für den Beistand des Hauses Brandenburg bei seiner Besitznahme von dem Throne Englands, vermachte er jenem Hause die Fürstenthümer Oranien und Mörs nebst schönen Herrschaften in Westfalen, alles Übrige dagegen s. nächsten Agnaten, Joh. Wilh. Friso, Fürsten von Nassau-Dietz. Dieser stammte ab von dem Bruder des Stifters der Freiheit der Niederlande, vom Grafen Johann, der im Revolutionskriege als Statthalter in Geldern und Zütphen 1606 starb. Graf Johann hatte das Haus Nassau-Dietz gegründet; ihm waren nach einander, als Statthalter von Friesland und Gröningen, Sohn, Enkel und Urenkel, Ernst Kasimir, Wilhelm Friedrich und Heinrich Casimir gefolgt. Letzterer starb 1696. In den beiden Statthalterschaften folgte ihm Joh. Wilh. Friso, wurde aber nicht Wilhelms III. Nachfolger in der Statthalterschaft der übrigen niederländischen Provinzen und in den andern republikanischen Amtswürden. Er starb 1711. Doch war die oranische Partei in der Re-

publik mächtig genug, um seinem Sohn Wilhelm IV. allmälig die Statthalterschaften Wilhelms III. in Geldern und Zütphen zu verschaffen. 1747 erhielt er dieselbe Würde in den übrigen Provinzen und wurde Erbstatthalter. Von der ottonischen Linie starben während seiner Regierung folgende regierende Speciallinien aus, Hadamar 1711, Dillenburg 1739 und Siegen 1743. Wilhelm IV. starb 1759. Sein Sohn und Thronfolger Wilhelm V., geb. 1748, hatte, so lange er lebte, viel Unglück in der Verwaltung seiner republikanischen Würden. Sein Vormund, der Herzog Ludwig von Braunschweig, tilgte die großen oranischen Haus- und Landesschulden, die deutsche Häuser bei aussterbenden Agnaten zu erben pflegen. Als ein geborener Gegner der Magistraturfamilien in den Niederlanden und ihres Einflusses auf die Verwaltung, stellte er nicht die Verwandten derselben, sondern fremde Höflinge, manchen deutschen Fürstensohn rc. im Militair und Civile an, ohne im Wesentlichen viel zu verbessern. Das weckte den Haß der beleidigten Oligarchen wider die Oranier, für deren Haupt er galt, und wider den Erbstatthalter, von dem man glaubte, daß er ihm zu sehr vertraue. Die Patrioten nahmen dem Letztern seine Vorrechte; indeß setzte ihn ein andrer Herzog von Braunschweig an der Spitze eines Heers Preußen wieder in seine Würden ein. Im Fortschritt der franz. Revolution aber behaupteten seine Gegner ihren Einfluß in den Staaten und Generalstaaten; daher mußte er 1802 seine Würden und sein Eigenthum in den Niederlanden gegen Entschädigungen in Deutschland aufgeben. Er starb 1806 in England. Zwar verlor sein Sohn, der jetzige König Wilhelm I., 1807 auch diese und die Souverainetät seiner Erblande dazu; allein 1813 berief ihn eine Volksinsurrection auf den Thron der Niederlande, welche der wiener Congreß durch Belgien und durch Luxemburg zur Entschädigung für seine deutschen Erblande vergrößerte. Fast das ganze nassau-ottonische Staatsgebiet gelangte an das Haus Nassau-Weilburg, die einzige noch übrige walramische Dynastie. Beide Linien erneuerten ihren Familienbund durch eine Nassau und Luxemburg betreffende Erbverbrüderung, die auch für ihre Unterthanen die humansten Bestimmungen enthält.

Nassauische Landstände. Das Herzogthum Nassau war einer der ersten deutschen Staaten, welche eine neue landständische Verfassung erhielten (Patent v. 2. Sept. 1814, „Europ. Constitutionen", II, 295), u. zwar eine solche, wobei überhaupt das Grundeigenthum als Basis der Repräsentation angenommen und eine Abtheilung in 2 Kammern, die Herrenbank und die Landesdeputirten, gemacht wurde. Die Herrenbank, über deren Zusammensetzung noch eine eigne Verordnung erschien (v. 3. Nov. 1815, „Europ. Constitutionen", III, 577), besteht aus den Prinzen des Hauses, aus der Erbin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg (Erzherzogin Hermine v. Östreich, als Gräfin von Holzapfel), dem Fürsten von der Leyen, den gräfl. Familien von Waldbott-Bassenheim, Walderdorf und Leiningen-Westerburg, dem Freiherrn v. Stein, als erblichen Mitgliedern (6) und 6 gewählten Deputirten der gesammten adeligen Gutsbesitzer. Die Landesdeputirten bestehen aus den 3 Abgeordneten der protestantischen und der kathol. Geistlichkeit und der höhern Lehranstalten, welche in jedem Stande von den Vorstehern, nämlich den Inspectoren der protestant., den Landdechanten der kathol. Geistlichkeit und den Rectoren der höhern Lehranstalten, gewählt werden. Der Gewerbestand stellt 3 Deputirte, die übrigen Landeigenthümer 15. Die Wahlen geschehen unmittelbar und auf 7 Jahre; wahlfähig sind nur Mitglieder des Standes, wozu sie gehören. Der Landtag versammelt sich der Regel nach alljährlich; seine Rechte im Ganzen sind zweckmäßig bestimmt auf einen wesentlichen Antheil an der Gesetzgebung und Steuerbewilligung, das Recht der Vorschläge und Beschwerden. Bei den Steuerbewilligungen stimmen beide Abtheilungen gemeinschaftlich; in andern Angelegenheiten faßt jede ihre Beschlüsse besonders, nach Mehrheit der Stim-

men. Jede Kammer hat gegen die andre ein unbedingtes Veto, welches aber von dem Hofe beseitigt werden kann. Die Nothwendigkeit eines so bedenklichen Rechts, wodurch der Zweck der ganzen landständischen Verfassung vereitelt werden kann (denn die Landstände sind ja doch überhaupt nur ein Correctivmittel gegen mögliche Mißgriffe oder Unthätigkeit der Regierung), ist ein großes Argument gegen das System der 2 Kammern, sowol überhaupt, als vorzüglich in Staaten von mäßigem Umfange. Die Sitzungen der Landesdeputirten sind öffentlich; ihre erste Versammlung wurde 1818 gehalten, von welcher die Sitzungsprotokolle gedruckt sind (Wiesbaden 1818, Fol.). 37.

Nassau-Siegen (Karl Heinrich Nikolaus Otto, Fürst v.), dessen ans Abenteuerliche grenzende Lebensereignisse mit seinem Eintritt auf die Welt begannen, stammte aus der kathol. Linie des Hauses Siegen ab und war 1745 geb. Sein Großvater, Emanuel Ignaz, hatte sich mit Charlotte de Mailly de Nesle vermählt, und diese gebar einen Sohn, Maximilian, dessen Geburt sie dem Vater verheimlichte. Erst nach dem Tode des Letztern ließ sie ihn unter d. N. Nassau-Siegen in die Staatsregister eintragen. Der kaiserl. Hofrath in Wien weigerte sich indessen den jungen Maximilian als solchen anzuerkennen und wollte in Charlotte nur eine Frau sehen, die die ärgerliche Lebensweise ihrer Familie — wer kennt nicht die Chateauroux, ihre Nichte, Ludwigs XV. erste Maitresse? — zur Schau trage. Der Vormund des jungen Nassau, von dem wir hier sprechen, brachte die Sache bei dem Parlement in Paris vor, und dies entschied am 3. Jun. 1756 für seine rechtmäßige Herkunft. Der Hofrath in Wien hatte indeß über die Güter des nassauischen Hauses längst verfügt. Die Nothwendigkeit, sich selbst ein Bahn zu eröffnen, bestimmte den jungen Fürstensohn im 14. Jahre als Freiwilliger in franz. Kriegsdienste zu treten, die er als Rittmeister unter den Dragonern verließ, um Bougainville (1766—69) auf seiner Reise um die Welt zu begleiten. Aus den Armen der Königin von Otaheite ging er mit dem Ritter v. Oraison nach Afrikas Wüsten, wo er einen Kampf mit einem Tiger tapfer bestand. Nach der Rückkehr trat er als Oberster eines Infanterieregiments wieder in franz. Dienste und suchte hier 1779, jedoch umsonst, die Insel Jersey wegzunehmen. Desto mehr Gelegenheit sich auszuzeichnen verschaffte ihm der Krieg zwischen Spanien u. England. Nassau eilte zur Belagerung von Gibraltar, bestieg eine von Arçon's schwimmenden Batterien und entging durch Schwimmen dem Tode, dem er sich, mehr als jeder Andre, ausgesetzt hatte. Spaniens König belohnte ihn mit einer großen Geldsumme und dem Patente des Generalmajors seiner Armee, mit dem Titel eines Granden der ersten Classe. Wo der Kanonendonner in Europa ertönte, war auch Nassau. Graf Ségur empfahl ihn der Kaiserin Katharina II. Sie vertraute dem tapfern, vielversprechenden Mann den Befehl über ein Geschwader, das gegen die Türken kreuzen sollte. Auf dem schwarzen Meere griff er an der Spitze von Galeeren und flachen Fahrzeugen die viel stärkere Flotte des Kapudan Pascha an, nahm einige Schiffe desselben, steckte andre in Brand und zerstörte in mehren Gefechten die ganze dort stationirte Seemacht der Pforte. Die Kaiserin belohnte die Siege ihres Viceadmirals edelmüthig. Er hatte das Indigenat von Polen erhalten und sich mit Charlotte Godzka, der Tochter eines reichen Woiwoden, vermählt. In dem Betrachte ging er als Katharinens Gesandter, denn diese dachte damals noch nicht an Polens Zerstückelung, nach Wien, nach Madrid und Versailles, um diese Höfe von Friedrich Wilhelms Absichten auf Thorn und andre Punkte Polens zu unterrichten. In dem Kriege gegen Gustav III. trug sie ihm den Befehl ihrer Flotte im finnländischen Meerbusen auf. Nassau schlug die schwedische Scheerenflotte und trieb sie in den Busen von Viborg, wo er sie und Gustav selbst, der sie befehligte, gefangen zu nehmen glaubte. Aber dieser griff an; Nassau's Linie ward durchbrochen; 46 seiner Galeeren wurden in Grund ge-

bohrt oder genommen. Dieser Unfall nahm ihm die Lust zum Kriege. Vielleicht wollte er auch nicht seinen Arm zur Vernichtung von Polen leihen und die franzöf. Waffen bekämpfen, die die Freiheit ihres Vaterlands vertheidigten. So reiste er unter Pauls I. Regierung, immer im Besitz seiner Würden, in Europa herum, bis er nach dem Frieden von Amiens nach Frankreich ging, den außerordentlichen Mann kennen zu lernen, der dort die Ruhe hergestellt hatte. Einige Jahre nachher starb er unbeachtet in Paris. Der Fürst von Ligne sagt, er habe die Zeit der alten Paladine, der Ritter von der Tafelrunde vergegenwärtigt, so lange es galt, sich zu schlagen; denn nachher sei er kalt und gemein gewesen, daß man ihn gar nicht wiedererkannte. Bei allen Anlagen zum Helden ließ er nur den Namen eines Abenteurers zurück. An Großsprechereien, aber auch an Großmuth, an Empfänglichkeit für Polens Schicksal gab ihm seine Gemahlin nichts nach. Sie unterstützte von Paris aus die polnischen Großen auf alle Art, und jeder fand in ihrem Palaste gastfreundschaftliche Aufnahme. In Ségur's „Mém., ou souvenirs et anecdotes" (Paris 1827, 1. Bd., 3. Aufl., S. 92 fg.) findet man eine anziehende Charakteristik des ritterlichen Sonderlings.

Nathusius (Gottlob). Dieser durch seine kluge und glückliche Industrie berühmte Mann ist den 30. April 1760 in Baruth von armen, aber sehr rechtschaffenen Ältern geb. Seine Ältern konnten nichts auf seinen Unterricht wenden. In seinen Lehrjahren, bei einem Kleinkrämer in Berlin, hatte er mit allen Mühseligkeiten zu kämpfen, welche Lehrburschen in dergleichen Läden zu erfahren pflegen; dennoch wußte er sich durch eignen Fleiß und unermüdete Thätigkeit höhere Kenntnisse von seinem Fache zu verschaffen und brachte es dahin, daß er von dort aus als erster Buchhalter in einem angesehenen Handelshause zu Magdeburg aufgenommen wurde. Hier erwarb er sich das Vertrauen seines Principals in einem so hohen Grade, daß man ihm die Geschäftsführung fast unbedingt überließ, und daß der Principal vor seinem Tode die letztwillige Verfügung traf, daß s. Handlung nur alsdann fortgeführt werden solle, wenn N. als Compagnon und Dirigent des Hauses aufgenommen, und er sich dazu bereit finden lassen würde. N., welcher bemerkt hatte, daß die Verhältnisse des Hauses nicht sonderlich standen u. gar kein Vermögen da sei, um die Handlung mit einiger Kraft zu führen, wußte gleichwol dem Hause einigen Credit zu sichern. Er übernahm den Eintritt, und das Handelshaus, welches bisher Sengewald geheißen, trat unter der Firma Richter (der Schwager des verst. Principals) u. Nathusius auf. In den ersten Jahren hatte er mit großen Schwierigkeiten und Mangel des Credits zu kämpfen. Indessen halfen ihm sein Muth, sein Glück und s. Klugheit, ein bedeutendes Capital vor sich zu bringen. Obwol er nun auch in gefährliche, größere Geschäfte sich einließ, und zu ängstlichen Operationen seine Zuflucht nehmen mußte, so unterstützten ihn doch Glück und Klugheit; vorzüglich beim Ankauf von beschädigtem Taback in Hamburg, der für viel verdorbener gehalten ward als er war. Dies brachte ihm einen Gewinn von mehr als 20,000 Thlrn., wodurch das Vermögen und der Credit des Hauses und N.'s Ruf so zunahmen, daß er seitdem ein unbedingtes Vertrauen genoß. N. hatte sich nebenbei mit den prakt. Wissenschaften, insbesondere mit der technischen Chemie beschäftigt. Als daher mit dem Tode Friedrichs II. das Tabacksmonopol aufhörte und die inländische Fabrication durch eine starke Auflage auf den Eingang fremder Tabacke sehr begünstigt wurde, sann er sogleich darauf, eine Tabacksfabrik anzulegen. Es gelang ihm, eine viel einfachere und wohlfeilere Methode der Bereitung der Tabacke zu erfinden, sodaß seine Tabacke großen Beifall nicht nur im Inlande, sondern selbst im Auslande erhielten, und der Debit derselben eine solche Höhe erreichte, daß mehre Jahre hindurch für 700,000 Thlr. Taback jährl. von seiner Fabrik verkauft wurde. Da sein Compagnon und dessen Witwe ohne Kinder starben, so wurde er alleiniger Herr des ganzen Geschäfts.

Sein Reichthum wuchs von Jahr zu Jahr und zog ihn zu allerlei Unternehmungen hin, die ihn mit großen Handelshäusern, selbst auch mit verschiedenen Regierungen in Verbindung brachten, wobei er seinen Gewinn zwar nicht aus den Augen ließ, sich aber stets als ein solider und rechtschaffener Kaufmann bewies. Dieses war besonders der Fall bei den Veränderungen des Tabackshandels im Preußischen, welche beim Antritt des jetzigen Königs vorgenommen wurden, wo er viel hätte gewinnen können, wenn er eigennützig hätte denken wollen. Man hatte ihn bei der königl. Commission der neuen Tabacksregie als Mitglied mit dem Charakter als Geheimerath angestellt. Als er aber sah, daß die zweckwidrigsten Maßregeln durchgesetzt werden sollten, gab er lieber sein Geheimerathspatent zurück, als daß er sich in eine Handlungsweise mit fortziehen lassen wollte, die nach seiner Überzeugung nicht die rechte war. Unter der westfälischen Regierung wurde der Absatz seiner Tabacksfabrik durch mehre Umstände vermindert, und er wendete daher die dadurch müßig werdenden Capitale auf den Ankauf des Klosters Althaldensleben mit dem dazu gehörigen Vorwerke Glüsig; dazu kaufte er das Alvensleben'sche Gut Hurdisburg. In diesem Arrondissement von etwa einer halben □M. der fruchtbarsten Ländereien in der Nähe von Magdeburg fing sich sein industriöses Genie an, ganz zu entwickeln. Er faßte den Plan, erstlich den Landbau auf seinen Gütern zu vervollkommnen und sodann mit der Zeit die daselbst zu gewinnenden Producte, soweit es nur immer thunlich wäre, zu fabriciren, um dadurch sich und den auf seinem Gebiet lebenden Einwohnern zu größerm Wohlstand zu verhelfen. Die Wirthschaftsgebäude wurden ergänzt, eine verbesserte Feldwirthschaft und tauglichere Ackerbaumaschinen rc. eingeführt, der Viehstand, und besonders die Schafraçen, veredelt. Wüste Flecke wurden durch Baumpflanzungen nutzbar gemacht, sodaß die Gegend um Glüsig allein über 7000 junge Obstbäume erhielt und in Allem mehr als 30,000 auf seinem Lande angepflanzt wurden. In den Gärten, die an 200 magdeburger Morgen einnehmen, wurden Gewächshäuser erbaut, die sich durch die jährlich hinzukommenden neuen Pflanzen immer mehr bereichern. Mittelst großer Baumschulen erweiterte er seine Anpflanzungen, und bestimmte 130 Morgen Land, amerikan. Hölzer zu erzeugen und im Lande zu wohlfeilen Preisen zu verbreiten. Auch ließ er jedes Jahr neue Sämereien aus Philadelphia kommen, und man sieht davon schon jetzt die schönsten Erfolge.

Mit eigner Kunst wurden große Brauereien angelegt und darin theils sehr wohlfeiles gemeines Bier, theils Porter und Ale gebraut, welche großen Absatz finden und zu dessen vollkommenern Fabrication N. allein durch seine chem. Kenntnisse gelangte. Daneben bestehen große Branntweinbrennereien und die feinsten Liqueurdestillireien. Mühlen, welche nach amerikan. und engl. Art durch feine Gesiebe das feinste Mehl geben und solches einer Nudelfabrication abliefern, oder zu sonstigem Verkauf hergeben, Graupen- und Ölmühlen, deren letzteres Product in einer besondern Anstalt raffinirt wird u. a. m., hat N. zuerst eingerichtet. Kartoffeln wurden auf einer Roßmühle geschroten und Branntwein daraus gebrannt. Eine Runkelrübenzuckerfabrik bestand lange mit Vortheil und ist erst da der Zuckerpreis zu tief fiel in eine Raffinerie von westindischem Zucker verwandelt worden. Für das gewonnene Obst wurde eine Obstweinfabrik gestiftet, wovon schon 500 Orthoft Vorräthe in den Kellern von Hurdisburg liegen und sich im Geschmack von Jahr zu Jahr verbessern und wovon einige Sorten, besonders der Johannisbeer- und Stachelbeerwein, viele Liebhaber finden. — Insbesondere zogen auch die auf seinem Grundstücke befindlichen Thonlager die Aufmerksamkeit des Besitzers auf sich. Die Ziegelei wurde vervollkommnet und die Dachziegel leicht und hart gebrannt; auch Ziegel mit Glasur und überhaupt Alles geliefert, was holländische Ziegeleien leisten. Vor Allem aber gelang die Anlage der Steingutfabrik, deren Product jetzt dem engl. vollkommen gleich kommt, wenn es dasselbe nicht übertrifft.

Die größte Wohlfeilheit, welche zu der Güte der Waare noch hinzukommt, verschaffte ihr einen so reißenden Absatz, daß die Fabrik die Bestellungen nur sehr langsam befriedigen konnte, daher auf Erweiterung derselben gedacht werden mußte. Auch eine Porzellanfabrik wollte N. gründen, wozu er den Thon bei Halle gefunden und auf lange Jahre in Beschlag genommen hat. Nach den Versuchen, die er mit seinem Chemiker täglich macht, und nach mehren gelungenen Proben glaubt er es dahin gebracht zu haben, nach Belieben meißner, berliner, französisches, chinesisches, kurz, jede Gattung von Porzellan hervorbringen zu können. Alle diese Zweige der Industrie hat der bewundernswerthe Mann durch eigne Kenntnisse und nur mit geringer Hülfe Andrer, doch stets unter seiner Aufsicht geleitet. Unermüdet ist er beschäftigt Neues zu schaffen, und scheut keine Kosten, um seine Ideen auszuführen. Natürlich ist auch manche Unternehmung mißlungen. Eine Fabrik von schönen gypsmarmornen Kunstproducten hat er als nutzlos aufgegeben; eine Maschinenfabrik mißlang durch Ungeschick eines engl. Arbeiters. Alles beweist, daß diesen merkwürdigen Mann nicht bloß der Eigennutz bei seinen Unternehmungen leitet, sondern mehr das Bedürfniß einer unaufhörlichen Thätigkeit und der Trieb zu schaffen. Denn er würde gewiß viel reicher haben werden können, als ihn alle seine Fabriken gemacht haben, wenn er seine Capitale auf den Handel mit Staatspapieren, auf öffentliche Anleihen und Cursspeculationen &c. hätte wenden wollen, wozu es ihm weder an Erfahrung, noch Wissenschaft, noch Klugheit gefehlt hätte. Aber nie hat er auf dergleichen Speculationen eingehen wollen. Jetzt genießt er die Freude, anstatt der 200 Barfüßler, die er beim Ankauf seiner Güter fand, 1300 industriöse Arbeiter um sich zu sehen, die er allein mit seinem Capitale erhält und auf die nützlichste Weise beschäftigt. Kinder, Jünglinge und Alte finden bei ihm reichlich ihren Unterhalt; jährlich entstehen neue Häuser durch seine Unterstützung und Hülfe. N. liefert den Erbauern Land und alle Materialien zu einem billigen Preise. Die übrigen Baukosten bringen sie durch ihre Ersparnisse zusammen. Der Vorschuß wird hypothekarisch eingetragen und kann in kleinen Summen abbezahlt werden. Diese Methode spornt zu Anstrengungen an, welche die Arbeiter zum Fleiße, zur Ordnung und Sparsamkeit gewöhnen &c. Schon die Lehrlinge verdienen wöchentlich 1 Thlr., die vollkommenen Arbeiter 2, 3, 4—5 Thlr. Außerdem leben mehre Familien, deren Häupter Administratoren und Vorsteher der verschiedenen Industriezweige sind, im Wohlstande, welcher von ihrer Thätigkeit und ihrem Fleiße abfließt. Man kann in Althaldensleben nicht verweilen, ohne den Mann, der so viel Leben und so viel Glück schafft und unterhält, zu bewundern. Er selbst findet seine Glückseligkeit nur in diesem Wirken und Gelingen, und in einfacher, prunkloser Lebensweise. Schlicht in seiner Kleidung, sowie in seinem ganzen Äußern, erscheint er schon früh in seinen Anstalten. Fremde werden freundlich aufgenommen und von ihm oder einem Chef der Anstalten herumgeführt. Keine Geheimnißkrämerei verbirgt Etwas. Gastfreundlich wird Jeder, der seine Bekanntschaft sucht, bewirthet. Es ist nichts mehr zu wünschen, als daß dieser gemeinnützige Mann, dessen Name an den wackern, ebenso thätigen Erxleben zu Landskron in Böhmen erinnert, lange genug lebe, um seine Söhne so auszubilden, daß sie die schöne Industrie fortsetzen können. Hoffnung dazu geben ihre glücklichen Anlagen, die väterliche Erziehung und das wirksame Beispiel der trefflichen Ältern. 51.

Nation. Die Natur begründet mancherlei Verschiedenheiten unter den Menschen, welche erst bei erreichter höherer Bildung erkannt und immer freier ausgebildet werden. Zu diesen gehört auch die Nationalität oder das Leben der Menschen unter der Form und Eigenschaft einer Nation, woraus dann der Nationalcharakter oder die in dem Leben oder in der Geschichte ausgebildete Eigenthümlichkeit derselben hervorgeht, welche wir in gewissen übereinstimmenden

und unwillkürlich wiederkehrenden Äußerungen ihrer Glieder wahrnehmen. Das, was die Nationalität begründet, ist die gleiche Abstammung und Sprache der in verschiedenen Erdgegenden wohnenden Menschen; daher man auch die Nation beschreiben kann als einen durch gleiche Abstammung und Sprache unterschiedenen Theil der erdbewohnenden Menschheit. So angesehen ist die Menschheit die Idee, welche alle Nationen umschlingt, und die Nationalität sollte nur als Form der Menschheit erscheinen. Wie nun aber vorzüglich Abstammung und Sprache so große Verschiedenheiten begründen, kann schon aus folgenden Andeutungen einleuchten. Die Abstammung ist es, welche in Verbindung mit besonderen Klimaten und Erdtheilen, in welche die anwachsende Menschenmenge sich verbreitete, eine besondere Bildung der Körper vorzüglich begünstigt. Letztere tritt als Allgemeines der Familienähnlichkeiten einer Nation, z. B. in den Nationalphysiognomien, sichtbar hervor und wird durch stetes Anschauen des Verwandten befördert. Diese Besonderheit der Bildung steht dann wieder mit einem besondern Verhältnisse der Menschen zur Natur, mit besondern Neigungen, herrschenden Temperamenten u. s. w. in Verbindung. Vorzüglich wichtig aber ist der Einfluß auf die Sprachorgane, ohne deren Verschiedenheit unter den Menschen mehre Sprachen nicht möglich sein würden. Dessenungeachtet wäre es thöricht, die Verschiedenheit der Sprachen bloß von dem Äußern und nicht auch vorzüglich von der unter Raum- und Zeitverschiedenheiten sich entwickelnden Eigenthümlichkeit des innern Zusammenlebens aller durch Abstammung und gemeinsamen Aufenthalt vereinigten Menschen ableiten zu wollen. Denn wie das Innere und Äußere überall in Wechselwirkung steht, so muß ebensowol die gemeinsame und verschiedene Bildung der Sprachorgane und des hiermit in natürlicher Verbindung stehenden Gehörs die Verschiedenheit der Sprachelemente, als die gemeinsame und verschiedene Richtung, welche das Denken, Fühlen und Begehren nimmt, auf die Bildung, Verbindung und Gliederung dieser Sprachelemente zu einem gemeinschaftlichen Bezeichnungssystem des innern und äußern Lebens einen unverkennbaren Einfluß äußern. Die Sprache ist es also vorzüglich, welche die Glieder einer Nation verbindet und sie von andern Nationen unterscheidet; denn in der Sprache wird, namentlich in der Verbindung der Worte mit Begriffen und in der ihr eigenthümlichen Wortbildung und Wortfügung, sowie in den gangbaren Sprüchen und Redensarten eines Volks, die in derselben herrschende Denk- und Gefühlsweise gegenständlich und zur Norm erhoben. In der Sprache wird das Edelste mitgetheilt, und wie sich Wissenschaft, Poesie, Gewerbe und Privatleben ihre Sprache bilden, verschieden durch die Herrschaft des Begriffes oder der Anschauung, so bestimmt auch wieder die Sprache das Denken und Dichten des Gelehrten, Künstlers und Geschäftsmannes auf verschiedene Weise und meist unwillkürlich. Allgemein ist dies auch in unserer Zeit ausgesprochen worden in dem Satze: die Sprache ist Nationaleigenthum und Nationalheiligthum eines Volks und Dasjenige, was alle Glieder desselben auf das innigste verbindet. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß die Begriffe des Volks und der Nation oft verwechselt werden. Wenn man unter Volk nicht überhaupt eine unbestimmte Menschenmasse oder eine Vereinigung mehrer Familien versteht, welche in einem gewissen Landstriche verbunden lebt, so fällt auch der Begriff des Volks mit dem Begriffe der Nation keineswegs zusammen. Denn nicht immer besteht ein Volk aus einer Nation, sowie nicht immer eine Nation ein Volk bildet. Der Begriff des Volks im engern Sinne nämlich deutet auf einen Staat hin, welcher (wie der preußische) ebensowol mehre Nationen begreifen kann, als eine Nation (z. B. die deutsche) mehre Völker oder Staaten umfaßt. Das günstigste Geschick ist einer Nation dann zu Theil geworden, wenn sie (wie die französische) zugleich nur einen Staat, mithin ein Volk bildet, das, unter einer Verfassung und Oberherrschaft vereinigt, stark und kräftig jedem äußern Feinde widerstehen kann und mit mächtigem Ansehen ausgerüstet ist. Dann

wird auch ihr Nationalcharakter und die Nationalehre fester und entschiedener sich aussprechen, ohne durch Trennungen und innere Reibungen der Glieder der Nation verwischt oder geschwächt zu werden, wie dieses z. B. bei den Deutschen der Fall ist. Letzteres ist oft der Grund, warum man einer Nation sogar den Nationalcharakter völlig abgesprochen hat; obgleich, wie schon aus dem Obigen hervorgeht, wo nur immer eine Nation besteht, sie auch nicht ohne diesen gedacht werden kann, nur daß derselbe sich mehr oder weniger ausgezeichnet äußert und hervortritt. Ja, das Bestehen einer Nation scheint nur durch Staatseinheit, Nationaltugend und Religion vollkommen gesichert. — Von dem Nationalcharakter scheint noch wichtig anzuführen, welchen Einfluß er auf das Individuum habe, oder wie er sich zur Individualität verhalte, und wie man ihn demnach aufzufassen hat. Was Ersteres anlangt, so ist der Nationalcharakter nicht Etwas, das sich dem Individuum so nothwendig aufdringt, daß nicht ein Individuum durch seine Richtung demselben mehr oder weniger entgegenwirken könnte. Daher gibt es auch Individuen verschiedener Nationen, welche sich in nationellen Zügen ähnlich sind wie Glieder einer Nation. Am meisten wirkt der Nationalcharakter auf Diejenigen ein, welche sich desselben nicht bewußt werden, mithin auf die kräftige und unverdorbene Masse des Volks, welche, verfeinert durch gesellige Verhältnisse, den kräftigen Charakter ihrer Nation noch nicht abgeschliffen hat. Daraus folgt also das Zweite, daß man das Edle des Nationalcharakters in dem kräftigern und unverdorbenern Volke, seine Schattenseiten aber unter den höhern Ständen finde und aufzufassen habe. Weil aber eine Nation nicht bloß aus allen ihren gleichzeitigen, sondern auch aus allen ihren nach einander lebenden Gliedern besteht, und jeder Charakter, also auch der Nationalcharakter, oder die besondere Richtung und Individualität, welche eine Nation als Ganzes zeigt und wodurch sie ebensowol ihre Glieder verbindet, als sie sich eben dadurch von anderen Nationen unterscheidet, in dem Leben der Nation sich allmälig entwickelt: so muß, wer den Charakter einer Nation entwickeln will, auch ihre Vergangenheit und Gegenwart kennen. Im letztern Falle ist es erst vollkommen möglich, die ursprünglichen Züge des Nationalcharakters von den abgeleiteten, sowie das Wesentliche von den zufälligen Äußerungen einer Nation, und was einer Nation eigenthümlich angehört (das Nationale), von Dem, was sie mit andern gemein hat, zu unterstützen. (Über verschiedene Nationalcharaktere siehe Kant's „Pragm. Anthropologie".) Hier bleibt noch immer die Frage übrig, ob der Nationalcharakter Etwas sei, was die Natur aus der Nation gemacht, oder vielmehr Etwas, was die Nation aus sich selbst gemacht und sich selbst gegeben habe. Denn ob zwar Abstammung und Sprache die Grundlagen der Nationalität sind, welche jedes Nationalglied ohne sein Zuthun empfängt, so läßt sich doch das Gegebene weiter fortbilden und zur eigenthümlichen Gestalt erheben. Darum pflegen wir auch z. B. zu sagen: Dichter und Philosophen bilden die Sprache. Allein auch hier darf die herrschende Wechselwirkung zwischen Freiheit und Naturnothwendigkeit nicht übersehen werden. Wo nämlich in irgend einer Nation ein Mann aufsteht, der nach Außen lehrend, bildend oder herrschend wirkt und dem Staate, der Kunst, der Wissenschaft auf lange Zeit seinen Geist einhaucht und seiner Sphäre einen neuen Schwung gibt, da wird derselbe erst aus dieser Nation entwickelt und gebildet, und das Gesammtleben der Nation wirkt auf ihn (denn in dem Genius sind Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit in gleicher Kraft vorhanden) ebenso kräftig ein, als er mit Freiheit das Gesammtleben seiner Nation ergreift, es eigenthümlich gestaltet oder in irgend einer Sphäre kräftig ausprägt. Von großen Geistern sagt man, sie stehen über einer Nation. Dies heißt ebensowol: in ihnen lebt und sammelt sich die Nationalkraft in eigenthümlicher Form (Individualität) und wirkt in der besondern Sphäre, als: sie bilden und leiten die Nation und bestimmen so den Nationalcharakter durch ihr freies Wirken. Was Ersteres anlangt, so

finden wir oft, daß auch die größten Geister, selbst wo es darauf ankam, die Beschränktheit ihres Nationalcharakters in Beziehung auf Gehalt oder Form zu überwinden (z. B. die franz. und deutschen Dichter), ihre Nationalität nicht verleugnen konnten und derselben häufig ihren Zoll abtrugen. Ebenso finden wir auf der andern Seite Kunst, Wissenschaft und jedes wahrhaft Menschliche einer Nation, was in ihr äußeres Leben eingreift, wenn wir die Geschichte derselben überblicken, an das Leben und die Erziehung ihrer genialen Geister angeknüpft und von ihnen gleichsam ausgehend und verbreitet. Hier also zeigt sich, was die Freiheit aus der Nationalität macht und wie sie auf die Bildung des Nationalcharakters einwirkt. Und hier treffen Freiheit und Nothwendigkeit abermals zusammen. Einen großen Mann nennen wir wahrhaft Den, welcher Ideen in gegebenen und geschaffenen Verhältnissen mit eigenthümlicher, ungemeiner Kraft durchführt und in die Wirklichkeit zu rufen sich bestrebt. Die Natur oder das Schicksal hat ihm vorgearbeitet, er findet Verhältnisse, und sein Platz ist ihm in seiner Nation bestimmt, die er nicht wählen, sondern als die seinige, als mit ihm verwandt, umfassen soll. Auch die hier gegebenen Verhältnisse und das Eigenthümliche seiner Nation faßt der große Geist mit scharfem Blicke und im Lichte der Ideen auf, die ihn beseelen. Er betrachtet sie nicht als etwas Zufälliges und Willkürliches, sondern als etwas Nothwendiges und Ehrwürdiges; er sieht in dem Gegebenen die Nation, Anlage und Bestimmung der Nation; er durchschaut, was die Nation in irgend einem Kreise werden kann, und er leitet nun mit gottähnlicher Kraft und durch freies Eingreifen in die gegebenen Verhältnisse seine Nation in Thaten und Werken unverrückten Blicks zu diesem Ziele hin. Darum scheint in Zeiten, wo unter einer Nation große Männer entstanden sind, dieselbe ein schnelleres und bewegteres Leben zu führen und sich raschern Gangs ihrer Bestimmung zu nähern, als sonst in Jahrhunderten. Lange dauert noch der Schwung in dem Nationalleben fort, wenn der Beweger nicht mehr ist, und es entwickelt sich eine Zukunft, die der Genius schon gesehen; denn vor ihm schließt sich Vergangenheit und Zukunft auf. In dieser Entwickelung aber tritt der Nationalcharakter vorzüglich in der Masse hervor, auf die sein Geist belebend wirkte. — Aus dem oben Gesagten kann auch klar sein, wie sich die Bildung des Individuums zu der Nationalbildung und Erziehung verhält, und wie diese zur Menschheit. Denn wenn Nationalität die Menschheit ist, sofern sie sich bei einer Nation in einer besondern Form oder bestimmten Beschaffenheit findet, mithin die Menschheit über oder vielmehr in der Nationalität sein soll, so darf auch der Nationalcharakter nie so weit gehen und Erziehung und Bildung ihn dahin führen wollen, daß er dem freien Verkehre der Völker und Menschheit Eintrag thue und einen steten Haß zwischen ihnen nähre. Eine Nation, welche sich auf diese Weise abschließt und von der Gemeinschaft in der Menschheit absondert, würde selbst geistig zurückbleiben und sich eine freie humane Entwickelung verschließen. Ein warnendes Beispiel stellte die alte Zeit in der hebräischen Nation auf. In das entgegengesetzte Äußere fällt die Volksbildung und Erziehung, wenn sie aus vorgeblicher Humanität zu einer schwächlichen Allerweltsliebe erhoben wird, die oft, beschönigend Universalität genannt, sich ohne Haltung und Kraft jedem Fremden anschmiegt und anhängt, wodurch der Nationalcharakter und die Nationaleinheit zerfallen und verschwinden muß. Die wahre Erziehung ist daher Erziehung des Individuums unter der Form der kräftigen Nationalität zur Menschheit. Sie ist individuelle Erziehung, sofern sie die schon gegebene Individualität nicht vernichten, sondern berücksichtigen und zu einer eigenthümlichen Menschheitsform erheben will. Sie ist Nationalerziehung, wiefern dies unter dem Charakter der Nation geschieht, und wiefern sie hauptsächlich das Gefühl der Nationalehre und Nationaleinheit ohne Haß und Verblendung zu beleben und zu erhalten sucht. Eine solche ist auch den Deutschen noth! T.

Nationalbewaffnung, s. Landwehr.

Nationalbildung. Gemeinsame Eigenthümlichkeiten der Abstammung, der Landesart, des Wohnsitzes, der Sprache und Sitte drücken den Gliedern jedes zur Nation zusammengewachsenen Menschenvereins das Gepräge einer besondern Nationalität auf, deren Merkmale sich in demselben Grade zu verwischen pflegen, in dem der Verkehr mit andern Nationen die Ansichten freier und das Emporsteigen der Bildung zur reinen Humanität die Formen des Lebens milder und idealischer macht. Diese von der Natur gegebene Grundlage und Form, die Nationalität, muß Der, welcher auf die Bildung der Nation einwirken will, sorgfältig erforschen und bei der Wahl der anzuwendenden Bildungsmittel genau berücksichtigen, um sowol die Idee der Menschenbildung (s. d.) mit dem Leben seiner Nation in ungezwungenen Zusammenhang zu setzen und ihre Ausführung unter den Örtlichkeiten, die seine Wirksamkeit bedingen, möglich zu machen, als auch jede Einmischung von Bestandtheilen einer fremden Nationalität, die die Persönlichkeit und Freiheit der seinigen zugleich gefährden würde, abzuwehren. Wahre Nationalbildung ist daher das von dem Charakter ihrer Nationalität bedingte Streben einer Nation, die Idee der reinen Menschheit in allen ihren Gliedern möglichst zu verwirklichen und dadurch eine geistig, sittlich und bürgerlich vollkommene Nation zu werden; dies Streben gehe nun ohne Verabredung und Absicht, durch selbständiges Fortschreiten einzelner Genien und freie, gelegentliche Mittheilung der von ihnen geschaffenen Bildungsmittel an die Übrigen, oder unter der Leitung öffentlicher, für einen gesetzlich aufgestellten Zweck berechneten Anstalten durch Übereinkunft, Gewöhnung und Zwang von statten. Der erste dieser beiden Fälle ist der gewöhnliche und der glücklichere. Die Bildung der Originalvölker des Alterthums wuchs und entwickelte sich zugleich mit ihrer Nationalität, und nur darum wurde die Nationalbildung der Griechen so musterhaft, weil sie, aus dem innern Leben dieses glücklich organisirten Volkes selbst hervorgehend, mit genialer Kraft und in behaglicher Freiheit zum Ziele der Menschheit fortschritt. Minder glücklich gedeiht die Nationalbildung in dem andern Falle, wo sie als eine Angelegenheit der Regierungen behandelt, unter die Leitung der Fürsten gestellt und wol gar mit politischen Nebenzwecken vermischt wird. Welche Früchte der asiatische Despotismus, der, scheu vor dem Lichte ausländischer Bildung und eifersüchtig auch auf einheimische, hervorragende Kräfte, unaufhörlich beschäftigt ist, abzuschneiden und niederzudrücken, für die Bildung der Völker hervorbringt, ist auch unsern Zeiten bekannt, und um den engherzigen Sinn und das steife, kleinliche Wesen, das er erzeugt, in der Nähe zu sehen, dürfen wir nicht erst zu den Chinesen und Japanern gehen. Andrer nicht zu gedenken, zeigt das unglückliche Spanien, wie die schönsten nationellen Anlagen und Kräfte unter den Fesseln einer inhumanen, finstern Regierung verkümmern müssen. Auch fühlte die deutsche Nation gar lange Zeit den Mißgriff ihrer Großen, ihr einen überrheinischen Nationalgeist einzuimpfen, der sie in Widerspruch mit sich selbst verwickelte und über ihre eigne Nationalität ungewiß machte. Die gegenwärtige Organisation der Staatsverfassungen und das mächtige Vordringen des Zeitgeistes erlaubt den Regierungen freilich nicht, bei dem Streben ihrer Völker zur Bildung, wie wol sonst häufig geschehen, müßige Zuschauer abzugeben; aber oll ihr Einfluß wohlthätig bleiben, so mögen sie sich damit begnügen, den Gemeinden, aus denen ihr Volk besteht, hinreichende Fonds zur Unterhaltung ihrer Bildungsanstalten zu lassen, über die Einstimmigkeit der Richtung Dessen, was in diesen Anstalten geschieht, zur veredelten Menschheit zu wachen, den in ihrer Gewalt stehenden Geist der bürgerlichen Verfassung und Verwaltung dieser eines Volks allein würdigen Richtung immer mehr anzupassen, das vaterländische Große und Gute ins Licht zu stellen und dem selbstischen Vorherrschen einzelner Classen und Stände nicht minder sorgfältig, als dem Einschleichen fremdartiger, unverträglicher Ele-

mente in das Leben des Volks zu wehren. Wie aber eine Nation, die in mehre, sich gegenseitig mit unbrüderlicher Eifersucht betrachtende Staaten zerfällt und dadurch jeder fremden Willkür bloßgestellt ist, je dahin kommen soll, sich eines gemeinsamen nationalen Lebens zu erfreuen, und inniger, als bisher durch das Band gleicher Sprache und Literatur geschehen konnte, für den Zweck einer in allen Provinzen gleichmäßig fortschreitenden Nationalbildung zu vereinigen, läßt sich nicht absehen. Das Wiederaufregen ihrer alterthümlichnationalen Kunst und Poesie, das Dringen und Ermahnen ihrer Schriftsteller wird wenig vermögen, so lange die mittel- und unmittelbaren Gegenwirkungen fortdauern, die von den Mächtigen ausgehen und durch den Privatvortheil der Einzelnen unterhalten werden. Was in diesem Artikel von der Nationalbildung gesagt ist, gilt größtentheils auch von der Bildung eines Volks im engern Sinn, inwiefern der Volkscharakter im engern Sinn, der auf der Gemeinschaft einer bürgerlichen Verfassung (oder darin, daß eine Menschenmasse einen Staat ausmacht) beruht, mit dem Nationalcharakter zusammenfällt. E.

Nationalcapital oder **Volkscapital** ist der Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welche im Besitze einer Nation oder eines Volks sind, also die gesammte Verlassenschaft sowol früherer Geschlechter des Volks, als auch früherer Jahre und Tage, welche auf den jetzigen Augenblick herabgekommen ist und dem jetzigen Geschlechte zur Benutzung dargeboten wird, um Zwecke in der Zukunft zu erfüllen. Diese Verlassenschaft früherer Geschlechter und früherer Zeiten begreift demnach Alles in sich, was dem Volke von den Erzeugnissen der Natur und der menschlichen Thätigkeit bei dem Genusse (der Consumtion) übriggeblieben ist, damit es die neue Thätigkeit des Menschen verstärke, vermehre und beflügele. (S. Capital.) KM.

Nationalconvent, s. Frankreich.

Nationalfeste. Die Entwickelung der schönern Keime der Bildung des geselligen Menschen ist die Freude; daher greifen National- oder Volksfeste tief ein in die heitere Entwickelung des Volkslebens und des Nationalcharakters zur Gutmüthigkeit und zum Gefühle der Gesammtkraft. Sowie aber jene Feste aus dem Volksleben selbst und aus dem Nationalcharakter hervorgehen, ebenso müssen sie auch in dieser doppelten Hinsicht von der Regierung geachtet, gehegt und gepflegt, und wenn nun einmal die Polizei um dieselben sich bekümmern soll, durchaus nur auf Volksleben und Nationalcharakter bezogen werden. Man zeige also dabei dem Volke Vertrauen; man lasse es nach eigner Lust gewähren; man bewache nicht die innere Ordnung, den Gang des Festes, sondern nur die Grenzen der Freiheit, innerhalb deren sich die Volksfreude unbelauert und ungestört bewegen darf. Alle Volksfeste waren in ihrem Ursprunge religiös; oft auch in ihrer Form. Dann bezogen sie sich auf das Schicksal ihres Vaterlandes, und was damit zusammenhing, auf die Großthaten der Altvordern, oder auf folgenreiche Ereignisse; noch andre waren der Feier der Natur, dem Wechsel der Jahreszeiten und der Freude über gemeinschaftlich vollbrachte Werke geweiht. Wohl dem Volke, das viel solcher Feste in seinem Schoße erzeugt hat! Darum ordneten alle Erzieher roher Völker und die weisern Gesetzgeber der alten und der neuern Zeit öffentliche Feste an, in denen der Einzelne sich als das Glied eines Ganzen erkennen und dieser edlern Genossenschaft erfreuen lernte. Durch solche Feste verband Moses die Stämme der Israeliten; daher die Wallfahrten der Christen und der Mohammedaner; das große Fest der Sonne, durch welches Manko Kapak die Peruaner entwilderte. Doch vor Allen verstanden es die lebensfrohen Griechen, durch Volksfeste und Volksspiele den Nationalsinn zum gemeinsamen Streben für alles Gute, Schöne und Große anzuregen. Bekannt sind ihre olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen Festspiele, wo Wettkämpfe aller Art den Genuß eines frischen, kräftigen Lebens erhöh-

ten, leider aber doch unfähig waren, das Bedürfniß der Volkseinheit in den verschiedenen Staatsgesellschaften lebendig und rege zu erhalten. Bei den Römern arteten die frühern religiös-politischen Volksfeste, als Mittel einer herrschsüchtigen Politik der Imperatoren, nur zu bald in bloße Schauspiele roher Sinnenlust aus. In unserer Zeit haben die Italiener Schau- und Belustigungs-, die Spanier und Portugiesen Stierkampf- und kirchliche Prunk-, die Engländer Faustkampf- und Rennfeste; die Franzosen feiern fröhliche Dorf- und Volksspiele; die Schweizer aber haben fast allein wahre Nationalfeste. Unter den neuern Völkern besitzt jedoch keine Nation so viel Sinn und Gemüth (nichts weniger als bloße Schaubegierde) für die Feste des öffentlichen Gesammtlebens als die deutsche. Sie hat es bewiesen bei der Feier des 18. Oct., am Jubelfeste der Reformation, bei dem Feste der Freiwilligen in dem preuß. Staate; und wie mancher deutsche Fürst hat nicht bei seinen Familienfesten die Liebe seines fröhlichen Volks in den rührendsten Äußerungen erkannt! Das froheste Volk ist wol das östreichische, sowie unter den größern Städten Europas Wien gewiß die fröhlichste ist. Aber keine Stadt hat auch solche volksfestliche Tage als Wien; daher die große Gutmüthigkeit seiner Einwohner, und doch dabei welche Kraft, welche Charakterstärke in den Zeiten der Gefahr, und welche Anhänglichkeit an ihre milde Regierung! Nur für die deutsche Nation als solche gibt es noch kein allgemein veranstaltetes Fest. Die Aufrichtung des deutschen Bundes ist freudelos vorübergegangen, als ob er nichts sei denn eine kalte publicistische Form! Die Feier des 18. Oct. sogar wurde in manchen Ländern ungern gesehen oder verhindert. So wenig hat man die Vorschläge beherzigt, welche von mehren Seiten her zur Anordnung allgemeiner deutscher Volksfeste gemacht worden sind! K.

Nationalgarden. Was ehemals in Deutschland und noch jetzt in mehren europäischen Staaten die Landmiliz, d. i. ein zum Felddienst auf den Nothfall bestimmter, heerpflichtiger Volkstheil, welcher das stehende Heer ergänzen und unterstützen soll, auf keine Art leistete, und was die neuere Form der Landwehr und des (z. B. im Großherzogthum Weimar) wieder aufgehobenen Landsturms ebenso wenig erreicht *): das unnatürlich erweiterte Heerwesen — eine Erfindung der Machtpolitik, welche die Streitkraft des Volks vom Volke und von der Verfassung, wo eine vorhanden ist, gänzlich getrennt und in ein Werkzeug der Gewalt verwandelt hat — auf die ursprüngliche Idee einer gesetzlichen, der Civilbehörde untergeordneten Volksbewaffnung zum Dienste und Schutze der Nation zurückzuführen, das hat zuerst die französische constituirende Nationalversammlung in der Bildung der Nationalgarden auf eine dem Begriffe des wahren Bürgerthums angemessene Art bestimmt und gesetzlich aufgestellt. Sie erklärte am 12. Juni 1790, daß nur Derjenige die Rechte eines wirklichen Bürgers ausüben könne, welcher seine Dienstpflicht in der Nationalgarde erfülle. Hierauf wurde am 29. Sept. 1791 eine stehende (sédentaire) Orts- und Departements-Nationalgarde eingerichtet, welche aus einer freien Werbung — je Ein Mann von 20 Bürgern — gebildet, ihre Officiere selbst wählte und Sold, Waffen und Uniform erhielt; damit ward die feierliche Erklärung der Nationalversammlung (29. Dec. 1791) verbunden: „die französische Nation entsage jedem Eroberungskriege und werde nie ihre Streitkräfte gegen die Freiheit irgend eines Volks gebrauchen". Im Mai 1792 ward die Zahl der Bataillone der Departements-Nationalgarden auf 216 bestimmt. Allein bald nöthigten die Maßregeln Östreichs und Preußens, sowie die Rüstungen der Ausgewanderten an den Grenzen Frankreichs, die franz. Regierung ebenfalls, eine kriegerische Stellung anzunehmen; das stehende Heer wurde der Hebel der neuen

*) Beide sind nämlich nichts als Mittelsurrogate, um die Masse der kostbaren stehenden Heere, ohne große Kosten, im Nothfalle schnell zu verdoppeln und zu vervielfachen.

Republik und der Ruhm der franz. Waffen erweckte wiederum die alte erobernde Staatskunst. So geschah es, daß die Nationalgarde selbst ein bloßes Mittel wurde, um das stehende Heer gegen innere und äußere Feinde, zur Unterdrückung wie zur Eroberung, zu verstärken. Dies bewirkte vorzüglich der 13. Vendemiaire (5. Oct. 1795), an welchem Tage Bonaparte mit den Linientruppen des Convents die Nationalgarden der pariser Sectionen (welche sich gegen den Terrorismus, d. i. den Despotismus der vollziehenden Gewalt, erklärt hatten) besiegte und das stehende Heer wieder zu einem blinden Werkzeuge der höchsten Gewalt erhob. In Folge dieses Tages ward (8. Oct.) der Generalstab der pariser Nationalgarde aufgelöst und ihre oberste Leitung dem General der Armee des Innern übergeben, dadurch aber die Idee einer gesetzlichen, der Civilbehörde untergeordneten, zum Schutz und Dienst der Bürger bestimmten Volksbewaffnung vernichtet. Nun konnte einige Monate später das Directorium mobile Colonnen aus der stehenden Orts-Nationalgarde errichten. Endlich, im Aug. 1797, gelang es den beiden gesetzgebenden Räthen, der stehenden Nationalgarde wieder eine gesetzliche Organisation zu geben. Bei dieser ließ es auch Napoleon der Form nach; doch unterwarf er die ganze Anstalt seiner Militairpolitik. Denn indem er mit den conscribirten Heeren das Ausland überzog, bildete er aus den Nationalgarden zahlreiche Legionen, welche die Küsten und Grenzfestungen bewachten, oder den Dienst im Innern versahen; für eine schnelle und durchgreifende Polizei aber errichtete er eine, in dem Heerwesen mitbegriffene, von der Nationalgarde gänzlich getrennte, zahlreiche Gensdarmerie. Allmälig wußte er auch der Nationalgarde den kriegerischen Stolz der Linientruppen einzuflößen. Als er nämlich 1810 aus den Nationalgarden der nördlichen Departements, welche bei den Landungen der Engländer sich brav gehalten, ein Regiment von 4 Bataillonen bildete und dasselbe der kaiserl. Garde u. d. N. Nationalgarde der Garde einverleibte, galt dies in Frankreich als Ehre und Belohnung! 1812 aber ging er noch weiter. Denn am 13. März erfolgte das merkwürdige Senatsdecret zur Bildung der Nationalgarde in 3 Ban, wovon der erste alle junge Männer von 20—26 Jahren, die nicht zum activen Dienste berufen worden, der zweite alle waffenfähige Männer von 26—40 J. und der dritte, oder Arrier-Ban, alle tüchtige Leute von 40—60 J. umfaßte. Doch berief er aus dem ersten Bann nur 100 Cohorten, jede zu 1000 M., zum activen Dienste, auch sollten sie nicht außer dem Gebiete des Reichs fechten, wozu sie jedoch (1813) theilweise freiwillig sich zu erklären bewogen wurden. Zugleich nahm er durch die Verordnung vom 14. März 1812, welche seine Staatsgewalt in eine vollendete Militairgewalt umschuf, die ganze Kraft des waffenfähigen Theils der Nation in seine Hand. Darum erhielten auch sämmtliche Schulen eine militairische Zucht. Gleichwol konnten alle diese Einrichtungen seinen Sturz nicht aufhalten! Nach der Rückkehr der Bourbons suchte die Partei der Royalisten die Bildung der Nationalgarde von ihrem Einflusse abhängig zu machen. Der Bruder des Königs erhielt den Oberbefehl über dieselbe in ganz Frankreich. Sie durfte nicht einen ihrer Officiere ernennen u. s. w. (S. Frankreich im J. 1818.) Endlich siegte auch hier die Macht der öffentlichen Meinung und die Nationalgarden erhielten eine der Verfassung angemessenere Einrichtung. Es wurde nämlich 1818 der Generalstab der Nationalgarden in Frankreich aufgelöst, und Monsieur legte die Stelle eines Generalobersten derselben nieder; sie selbst wurden wieder den Präfecten und dem Ministerium des Innern untergeordnet. Als aber am 29. April 1827 die pariser Nationalgarde bei der Heerschau, die der König über sie hielt, die Absetzung der Minister und die Entfernung der Jesuiten foderte, ward sie am 30. verabschiedet. Werden die Nationalgarden einst nach ihrer ursprünglichen Idee gesetzlich ausgebildet werden und wird das stehende Heer auf den nothwendigen Stamm beschränkt, so kann Frankreich das erste Beispiel geben, wie der Schutz der Bürger

und der Ordnungsdienst für die Nation den Bürgern selbst am zweckmäßigsten gesetzlich anzuvertrauen sei. K.

Nationalgeld nennt man Das, was von einer ganzen Nation eigenthümlich als Geld gebraucht wird. Bei allen europäischen Nationen sind die edeln Metalle die Basis des Nationalgeldes. Bei einigen sind es wirkliche, im Lande ausgeprägte Metallmünzen, bei andern die papierenen Anweisungen auf dieses Geld, die wie Wechsel auf Sicht gelten, wie in England die Noten der londner Bank, welche dem Metallgelde vollkommen gleich sind, so lange ihre Auswechselung pünktlich, ohne Aufschub und Kosten geschieht. Wenn aber in einem Staate bloßes Papiergeld als Geld eingeführt wird, dessen Realisation in baarem Gelde ungewiß und unbestimmt ist, und die Regierung Jeden zwingt, ein solches Papiergeld dem baaren Gelde gleich anzunehmen: so ist Papiergeld das Nationalgeld. (S. Geld und Papiergeld.) So besteht in Rußland, Schweden und Dänemark ein Papier-Nationalgeld. In England wurde durch die Suspension der Bankzahlung vom J. 1797—1819 das Papiergeld zum Nationalgelde erhoben. Die Assignaten in Frankreich waren eine Zeitlang Nationalgeld.

Nationalgüter sind Güter, welche einem Volke als Gesammtheit, als moralische Person betrachtet, angehören. Inwiefern dergleichen Güter zur Erreichung der gemeinsamen Zwecke des Staats dienen, heißen sie Staatsgüter, Staatsdomainen, Kammergüter (s. Domainen), welche letztere von den Fürsten- oder Chatoullgütern zu unterscheiden sind. Wenn man behauptet hat, daß Nationalgüter unveräußerlich wären, so muß dieses nur so gemeint sein, daß es dem Agenten der Souverainetät nicht zustehen kann, über sie willkürlich zu verfügen; dagegen kann es durch den Gesammtwillen der Nation, und soll es sogar geschehen. Es wäre z. B. die größte Thorheit, wenn der Congreß von Nordamerika oder der russische Staat die ungeheuern Strecken von Wüsten und noch unangebauten Ländereien, welche noch bis jetzt als National- oder Staatsgut anzusehen sind, als unveräußerlich betrachten und also nie zum Privateigenthume einzelner Bürger machen wollten. Und ebenso thöricht würde es sein, wenn eine Regierung zu der deutlichen Einsicht gekommen wäre, daß die Landesdomainen, wenn sie in Privateigenthum verwandelt würden, dem Staate weit reichere und sichere Mittel gewähren, die Staatszwecke zu erreichen, sie dennoch, wegen des starren Begriffs der Unveräußerlichkeit, lieber in der Form der Domainen beibehalten und sich dadurch des bessern Weges, die Staatszwecke zu erreichen, berauben wollte. Die Unveräußerlichkeit der Staatsgüter kann daher nur als eine Schranke gegen die Willkür der Regenten angesehen werden. — Nationalgüter entstehen rechtmäßiger Weise theils dadurch, wenn ein Volk ein Territorium erwirbt und, nach geschehener Vertheilung desselben als Privateigenthum unter einzelne Personen und Corporationen, noch Land übrig behielt, worauf keine Privatperson ein Recht erworben hat; theils wird auch Das von dem Privateigenthum als Nationalgut beibehalten werden müssen, ohne welches die Gemeinschaft und der leichte Verkehr des Volks nicht möglich sein würde. Was daher zur Unterhaltung der nöthigen Wege, Canäle und andrer Communicationsmittel, zu Errichtung nothwendiger Wohnplätze und andrer gemeinsamen Zwecke nothwendig ist, hierauf bleibt der Anspruch der Gesammtheit, auch nachdem das Nationalgut schon in Privateigenthum übergegangen ist, indem alles Privateigenthum vom Staate nur unter der Bedingung zugestanden und eingeführt wird, daß es die Erreichung der Zwecke der Gesammtheit des Volks nicht unmöglich mache, wobei aber vorausgesetzt wird, daß dergleichen Benutzung des Privateigenthums nie anders als gegen vollständige Entschädigung des Privateigenthümers geschehen dürfe. Wenn dagegen eine Regierung, mit Vernichtung aller Grundsätze des Privatrechts, Privateigenthum gewaltsam wegnimmt und solches in Nationaleigenthum verwandelt, so ist dieses ein Gewaltstreich, der sich

nie unter den Begriff des Rechts bringen läßt und daher stets als eine öffentliche Ungerechtigkeit erscheinen muß. Dieses ist der Ursprung sehr vieler sogen. Nationalgüter zur Zeit der franz. Revolution, wo eine Zeitlang alle Rechtsbegriffe stockten und nur Anarchie und rohe Gewalt herrschte.

Die franzöf. Gesetzgeber haben gewisse Nationalgüter für unveräußerliche Staatsgüter erklärt, z. B. die Krondomainen; andre dagegen, z. B. die Staatswaldungen, sind (mittelst eines Gesetzes, das im Budget besonders enthalten sein muß) veräußerliche oder Nationalgüter geblieben. Die Geschichte der Nationalgüter in Frankreich ist wichtig, um zu begreifen, wie die Revolution mit dem von Siéyes ausgesprochenen Worte zusammenhing: „Il faut que les propriétés restent, mais que les propriétaires changent", und wie der veränderte Zustand der Grundeigenthümer in Frankreich jetzt eine Wiederherstellung der Ordnung vor 1789 unmöglich macht, wenn man nicht Land und Volk in eine neue Revolution stürzen will. In Frankreich entstanden die Nationalgüter durch mehre constitutionnelle Beschlüsse, welche das dringende Bedürfniß, der Finanznoth abzuhelfen, nothwendig gemacht hatte. Daher bestätigte der König den Beschluß der Nationalversammlung vom 2. Nov. 1789, daß alle geistliche Güter (man schätzte sie auf mehr als 3000 Mill. Livres) zur freien Verfügung der Nation ständen, und den Beschluß vom 19. Dec. 1789, nach welchem alle königliche Domainen (bis auf 9 Lustschlösser) in die Masse der Nationalgüter geworfen wurden. Zugleich erlaubte ein Gesetz den Verkauf dieser Güter bis auf den Belauf von 4000 Mill., und wies darauf ebenso viel Assignaten (s. d.) an, welche nach Mirabeau's Vorschlag (17. April 1790) als National-Papiermünze in Umlauf kamen. Kurz vorher (13. Febr.) war die Masse der Nationalgüter durch die Einziehung der Klöster vermehrt und (18. März) beschlossen worden, eine Anzahl Nationalgüter den verschiedenen Municipalitäten zu verkaufen: ein wichtiger Beschluß, der alle Städte an die neue Staatsform fesselte. Endlich erklärte man, noch vor Necker's Abgang, den 29. Junius, alle Nationalgüter, mit Ausnahme der Krondomainen und der Waldungen, für veräußerlich. Damit wuchs auch die Zahl der Assignaten. Diese wurde den 12. Sept. 1790 bis auf 1300 Mill. gesetzt, stieg aber nach und nach bis auf nahe an 40,000 Mill. Livres (im Febr. 1796). Hierdurch wurde der größte Theil der Käufer der Nationalgüter zu eifrigen Anhängern der Revolution gemacht und eine beinahe gänzliche Umwälzung in dem Privatvermögen bewirkt. Damit begann aber auch der unsichere Stand des Papiergeldes und die Spielwuth der Agiotage. Endlich kam noch dazu die Unsicherheit des Besitzes solcher Nationalgüter, die zu den am 27. Juli 1792 eingezogenen Gütern der Ausgewanderten gehört hatten. Denn im Westen und Süden war der Ankauf derselben beinahe unvermeidlich mit der äußersten Gefahr verknüpft. Auch erfolgten Ausstreichungen von den Listen der Ausgewanderten, und die Zurückkehrenden erhielten zum Theil ihre Güter zurück, wenn sie noch nicht verkauft waren. Die ersten Käufer von Nationalgütern suchten daher dieselben bald wieder zu verkaufen, sodaß fast nur der dritte, vierte Besitzer sein Eigenthum an denselben für gesichert hielt. Auch wurden sie in dieser Absicht zerstückelt und theilweise verkauft. Als Ludwig XVIII. auf den Thron zurückgekehrt war, unterließ er, durch eine besondere Erklärung die Sicherheit des gegenwärtigen Besitzstandes der Grundeigenthümer feierlich anzuerkennen und zu gewähren. Vielmehr wurde die Zurückgabe der unverkauften Emigrantengüter durch ein Gesetz ausgesprochen. Sofort verbreitete sich die Meinung, den zurückgekehrten Emigranten müßten ihre sämmtlichen Güter zurückgegeben werden. Nun stand das Wohl von wenigstens 3 Mill. Menschen, in deren Händen solche Güter waren, auf dem Spiel, und dies beförderte nicht wenig die Begebenheit vom 20. März 1815. Ein Glück war es, daß die Kammern vom Jahr 1816 u. fg., und daß das Ministerium Ludwigs XVIII. im Geiste der Verfassung die Rechtmäßigkeit der Käufe von Nationalgütern anerkannten. Seit-

dem hat die Gesetzgebung die noch vorhandenen Nationalgüter als Staatsdomaine von der Krondomaine getrennt, und nur von jener in außerordentlichen Fällen, z. B. zur Bezahlung der Contribution an die fremden Mächte und zur Bildung des Majorats des Herzogs von Richelieu, eine Veräußerung mittelst eines besondern Gesetzes gestattet. Über die deutschen Domainenkäufe s. d.

Nationalhypothekenbank. Wir verdanken die Idee zu dieser, besonders für alle Grundeigenthümer wichtigen, das gesammte Grundvermögen einer Nation umfassenden Creditanstalt dem um die Vervollkommnung der Nationalökonomie hochverdienten Grafen v. Soden. (S. dessen „Nationalökonomie", Bd. 2, und dessen 2 nationalökonomistische Ausführungen: 1) „Das idealische Getreidemagazin", und 2) „Die Nationalhypothekenbank", Leipz. 1813.) Die Hauptgrundsätze, worauf diese Anstalt beruht, sind: 1) Es wird ein allgemeines Nationalgrundbuch errichtet, in welches das gesammte Grundeigenthum der Nation, mit Einschluß der Gebäude, nach dem zu ergründenden Werthe des Ertrags der Rente bei einem gewöhnlichen Anbau und nach dem mittlern Grade des verglichenen Werthes der Metallmünze (als Vermögensmessers) eingetragen wird. 2) Jeder Grundeigenthümer erhält, auf Verlangen, für den vollen Betrag dieses Werths Bankzettel, die an den Inhaber zahlbar sind und in kleine Summen, nach den Ortsverhältnissen, z. B. bis auf 10 Thlr., abgetheilt werden. 3) Diese Zettel tragen den gewöhnlichen höchsten Zins hypothekarischer Anleihen, z. B. 5 Procent. 4) Die Bank kann diese Noten, wenn sie ihr angeboten werden und wenigstens 6 Monate im Umlaufe gewesen sind, mit Metallmünze einlösen; sie verkauft nur diejenigen, welche sie eingelöst hat. 5) Um der Bank das zur Realisirung ihrer Noten erfoderliche Münzmetall auf jeden Fall zu verschaffen, müssen alle gerichtlich hinterlegte, alle vormundschaftliche Vorräthe, sowie auch alle Capitale milder Stiftungen in Banknoten umgewechselt werden; alle andre gerichtliche Hypothekverschreibungen müssen aufhören, alle außerordentlichen ohne rechtliche Wirkung sein. 6) Die Bank verkauft keine Noten als die sie den Grundeigenthümern ausgestellt hat, und kauft keine, als die bei ihr wieder zur Zahlung eingereicht werden. Jeder Grundeigenthümer kann also seine eignen Banknoten im Verkehre zu jeder Zeit wieder ankaufen oder auch andre kaufen und diese der Bank zurückbringen, welche sie dann vernichtet und ihm eine gleiche Summe gut schreibt. 7) Die Banknoten werden auf bestimmte Zeit, z. B. 3 oder 6 Jahre gültig, ausgestellt. Nach deren Ablauf müssen sie gegen neue ausgetauscht werden. 8) Die Zinsen sind von 6 zu 6 Monaten zahlbar; im Verkehre vergüten sich dieselben die Umtauschenden; wer die Banknoten nach 6 Monaten im Besitz hat, hebt von dem Grundeigenthümer die Zinsen ein, und dieser bemerkt die Zahlung auf der Rückseite der Note. 9) Um den Credit dieser Noten zu erhöhen, zahlt die Bank 4 Wochen nach der Verfallzeit die Zinsen für den Grundeigenthümer, indem sie für ihn auf deren Betrag neue Banknoten ausstellt, wenn die Zahlung nicht auf der Note bemerkt ist. Um diese Zinszahlung zu sichern, erhält jeder Grundeigenthümer den Betrag 3jähriger Zinsen weniger an Banknoten, als er nach dem geschätzten Werthe seines Grundeigenthums zu gut hat. Hat die Bank 3jährige Zinsen auf diese Weise bezahlt, so werden zwar die Banknoten erneuert, aber auch das Grundeigenthum von der Gerichtsstelle in Beschlag genommen und für Rechnung der Bank verpachtet; dieser Beschlag hört auf, sobald der Betrag 3jähriger Zinsen berichtigt und gedeckt ist, er wird also nie auf den Hauptstock erstreckt. 10) Die mit dem Grundeigenthume vorgehenden Veränderungen durch Erbfälle oder Veräußerungen sind der Bank ganz gleichgültig. Im Falle der Veräußerung, sie geschehe im Ganzen oder theilweise, ist es die Sache eines jeden neuen Erwerbers, sich bei ihr zu unterrichten, wie viel Banknoten auf das Grundeigenthum ausgegeben sind, und den Betrag entweder einzulösen oder stehen zu lassen, ebenso viel aber auch am Kauf-

schillinge zurückzubehalten. 11) Um den Banknoten den Charakter eines lebendigen Capitals, ja selbst eines allgemeinen Werthausgleichungsmittels (Münze) zu geben und sie für den Verkehr brauchbar zu machen, müssen dieselben auf den Inhaber sprechende Papiere sein; um aber zugleich das Nachtheilige, was in dem Verluste dieser Papiere läge, zu mindern, kann man die Ausstellung einer neuen Banknote stattfinden lassen, wenn das Eigenthumsrecht des letzten Besitzers und der Verlust bewiesen, die alte Banknote aber öffentlich für vernichtet erklärt ist. 12) Alle Geschäfte und Unternehmungen der Bank tragen den Charakter der größten Öffentlichkeit; ihre Bücher stehen jedem Grundeigenthümer, jedem Banknoteninhaber stets zur Einsicht offen. — Unberechenbar groß sind die Vortheile, welche aus einer Creditanstalt dieser Art für die Nation, bei der solche eingeführt worden, entspringen müssen; wir wollen nur einige der bedeutendsten erwähnen. I. Der Preis des Grundeigenthums wird dadurch gegen den von so manchen zufälligen Verhältnissen abhängigen Wechsel der Masse von allgemeinen Werthausgleichungsmitteln (Münze) und namentlich der Masse von Metallmünze gesichert; die Nothwendigkeit dieser Sicherung aber fällt von Tage zu Tage mehr in die Augen. II. Dem Landbauer wird dadurch die zur Äußerung seiner schaffenden Kraft unentbehrliche Masse von lebendigem Capitale verschafft; Dies ist höchst nützlich, denn außerdem wird gerade die thätigste und arbeitsamste Volksclasse, die dürftige, vom Besitze des Grundeigenthums ausgeschlossen, das Grundeigenthum in die Hände der Reichen, der Capitalisten gewaltsam gedrängt, mithin die Urerzeugung ausnehmend gehindert. III. Es wird dadurch auf eine dem allgemeinen Wohle höchst vortheilhafte Weise unter den niedern Volksclassen die Sparsamkeit, das so wichtige Zurücklegen von Vorrath oder Capital, gar sehr begünstigt. Nach den zeitherigen hypothekarischen Einrichtungen konnte nur der Besitzer einer beträchtlichen Münzmasse auf Hypothek darleihen; es konnte ferner nur Derjenige sein Münzcapital auf hypothekarische Anleihen hingeben, welcher es eine lange Zeit hindurch zu entbehren vermochte; bei der Nationalhypothekenbank kann jeder Unbemittelte sein kleines Eigenthum, seine Ersparnisse in kleinen Summen jeden Augenblick sicher und auf eine Gewinn bringende Weise hingeben, er kann es ebenso jeden Augenblick wieder zurückbekommen und zu beliebigem Gebrauche verwenden. IV. Durch die Mobilisirung des Grundeigenthums der Nation wird eine alle Gattungen der Wertherzeugung, also auch den Verkehr überhaupt, erhöhende Masse von festbegründeten Werthausgleichungsmitteln herbeigeschafft, ebendadurch aber alle andre, minder fest begründete, mehr vom Zufalle abhängige Tauschmittel, z. B. die Papieridealmünze, entbehrlich gemacht. — Einen auf Soden's Idee gestützten, aber genauer bestimmten und nach Ortsverhältnissen modificirten Plan einer Nationalhypothekenbank für das ehemalige Königreich Westfalen hat Murhard in s. Schrift: „Über Geld und Münze überhaupt, und in besonderer Beziehung auf das Königreich Westfalen" (Kassel und Marburg 1809), in Vorschlag gebracht. (Vgl. Hypothekarische Creditinstitute.) KM.

Nationalinstitut, s. Institut (National=).

Nationalisiren, s. Naturalisiren.

Nationalliteratur heißt nicht bloß die Literatur, welche eine Nation besitzt, sondern insbesondere auch 1) in weiterer Bedeutung diejenige Masse ihrer schriftlichen Werke, welche aus der Nationalität selbst entsprungen, diese unmittelbar ansprechen und höher zu bilden geeignet sind. Nun fragt sich aber, ob das scharfe Hervortreten eines bestimmten Nationalcharakters ein absoluter Vorzug einer Literatur ist. Wir glauben es verneinen zu müssen, insofern eine Nation auch eine beschränkte, engbrüstige Nationalität in ihre Literatur übertragen kann, und dies würde zum Vortheil der Deutschen wie der Griechen sprechen, deren Bildung zwar nationell, aber doch reinmenschlich ist. Indem das Gewicht der Na-

tionalrichtung stets einen Einfluß äußert auf die Lebensäußerungen eines Volks, und folglich die Nationalität auch die Literatur bestimmt, und es also keine Literatur einer Nation im Ganzen geben kann, die nicht nationell gebildet sei, während in einzelnen Zeiten diese Literatur sich dennoch überwiegend äußern Einflüssen hingeben kann, so äußert sich doch der Charakter, den jede Nation, wie jeder Mensch eine Physiognomie, nur mehr oder minder ausgesprochen, besitzt, auch mehr oder minder in ihrer Literatur, weßhalb man 2) in vorzüglichem Sinne von Nationalliteratur redet, wo ein ausgebildeter Charakter einer Nation auch in der Literatur hervortritt. Hier ist die Literatur ein aus ihren eigenthümlichen Elementen, d. i. aus den Grundzügen des Nationalcharakters, aus sich selbst, sich herausbildendes Ganzes der schriftlichen Geisteserzeugnisse einer Nation; das Resultat zwar verschiedener individueller Geister und Zeiten, aber das Gesammtproduct eines sich in ihnen entwickelnden Nationalgeistes, und darum durch ein inneres Band fester verbunden als da, wo dieser Geist des Volks sich minder bestimmt ausbildet. Wenn nun aber die gehaltvollere Nationalität die ist, in welcher das Menschliche mit größerm Umfang und Tiefe sich ausdrückt, so würde derjenigen Nation im höhern Sinne eine Literatur beizulegen sein, in deren Geisteserzeugnissen ein zusammenhängendes Fortschreiten in einer vielseitigen, tiefen und würdigen Geistesbildung unter dem Einflusse der Nationalität wahrgenommen wird. 3) In einer engern Bedeutung hört man diejenige Classe der Schriftwerke einer Nation oft Nationalliteratur nennen, welche für die ganze Nation oder doch den größten Theil derselben bestimmt sind. Dies gilt von den sogen. populairen Werken und vornehmlich von der schönen Literatur, welche sich nicht an einzelne Stände wenden soll. In dieser Hinsicht nun möchte die schöne Literatur der Franzosen noch weit mehr Nationalliteratur zu nennen sein als die der Deutschen, weil bei jenen eine gleichmäßigere gesellige Bildung die Werke der schönen Literatur, ja selbst die der praktischen Wissenschaften allgemeiner macht, bei den Deutschen aber die Poesie und Kunst sich immer noch mehr an die höhern Stände wendet. Wir hören dagegen bei den Deutschen die sogenannten Volksbücher, welche jetzt fast nur den niedern Classen als Unterhaltungsbücher, den Gelehrten mehr als Gegenstand der literarhistorischen Forschung dienen, Nationalliteratur nennen, und der Einfluß des deutschen Nationalcharakters auf die Literatur zeigt sich auch in der That mehr in dem Gebiete der Wissenschaft. — Hieraus möchte sich auch ergeben, was wir einen Nationalschriftsteller, einen Nationaldichter zu nennen haben. Wie Das, was den Geist einer Nation vollkräftig und doch in neuer Form ausspricht, vorzüglich auf die Nation wirken muß, was wir auch in andern Fällen, z. B. an Nationalmusik (man erinnere sich an K. M. v. Weber's „Freischütz") bewährt finden, so ist ein Nationalschriftsteller Der, welcher der gesammten Nation ohne Unterschied der Stände, wiewol verschieden nach der Bildung und dem Geistesbedürfnisse der Classen und Individuen, zusagt und Genüge leistet. Was auf die Nation nicht einwirkt, kann zwar der Nation gemäß und ein edles Bestreben der Einzelnen sein, aber es enthält entweder einen von ihr schon verarbeiteten Stoff oder es ist selbst noch nicht zur Klarheit ausgebildet; nationell im höhern Sinne ist, was die Bildung der Nation fördert. Nationelle Schriftwerke müssen daher einen hohen Grad eigenthümlichen Lebens insichtragen, der sich unter der Form der Nation ausspricht. T.

Nationalmünze, Staatsmünze, Volksmünze ist diejenige Gattung von Münze, welche von der Regierung eines Landes gewählt worden ist, um bei sämmtlichen zwischen den Bürgern des Staats unter einander vorkommenden Tauschgeschäften den Dienst der Werthausgleichung zu verrichten. Gleich der Privatmünze kann auch die Nationalmünze ebensowol zur Classe der Idealmünze als zu der der Realmünze und der der Idealrealmünze gehören, denn es kann die

Regierung irgend einem Dinge ohne allen Tauschwerth, oder einem Dinge, dessen Tauschwerth dem der Güter, worauf dasselbe die Anweisung enthält, gleichkommt, oder einem solchen, dessen Tauschwerth den dieser Güter nur zum Theil ausgleicht, zur Münze für den Nationalverkehr wählen. Wäre nicht der Verkehr aller Staaten neuerer Zeit zugleich mehr oder weniger Weltverkehr; wäre der Handel gegenwärtig nicht das Band, das alle Völkerschaften der Erde mit einander vereint, so könnte die Nationalmünze einzig und allein aus Idealmünze bestehen; es hinge dann lediglich von der Regierung ab, irgend einem beliebigen Gegenstande, möchte derselbe einen eigenthümlichen Tauschwerth besitzen oder nicht, den Charakter der Münze beizulegen. Anders aber verhält sich die Sache, wenn, wie es bei allen gebildeten Völkern der Erde jetzt der Fall ist, die Bürger eines Staats nicht bloß unter sich, sondern zugleich mit dem Auslande in Verkehr stehen. Im Auslande fehlt der Idealmünze der im Inlande anerkannte Charakter eines allgemeinen Werthausgleichungsmittels; es können daher auch die Fremden niemals geneigt sein, ihre Waaren dafür wegzugeben, es sei denn in der Absicht, jene Idealmünze dem Lande, wo sie als Nationalmünze umläuft, entweder unmittelbar oder mittelbar wieder zuzuführen und auszutauschen gegen dessen einheimische Waaren. Eine Nation, welche sich es zum Gesetz machen wollte, bloß mittelst der Idealmünze ihren Verkehr zu treiben, würde sich allen den Unbequemlichkeiten im Handel und Wandel unterwerfen müssen, welche in den ältern Zeiten bei Völkern, die keine Weltmünze kannten, den Verkehr erschwerten. Daher ist bei den gegenwärtigen Verhältnissen der Staaten unter einander eine gewisse Masse von Realmünze, oder wenigstens von Idealrealmünze, und namentlich von solcher, deren Stoff zugleich sinnlicher Stoff der Weltmünze ist, für eine jede Nation dringendes Bedürfniß. (S. Münze, Weltmünze.) KM.

Nationalökonomie, politische Ökonomie, Staatswirthschaftslehre ist im Allgemeinen die Wissenschaft der Grundsätze, nach welchen der Reichthum eines Volks erzeugt und vermehrt wird. Staatswirthschaft hieß sie sonst in Deutschland ganz im Allgemeinen; politische Ökonomie nannten sie die Franzosen, Engländer, Italiener. Sie ist eine Wissenschaft der neuern Zeit. Den Völkern des Alterthums hat es durchaus an richtigen Begriffen in dieser Hinsicht gefehlt; ihre Gesetzgebung im Innern, ihre Verträge mit dem Auslande und ihre Verwaltung der eroberten Provinzen beweisen ihre gänzliche Unbekanntschaft mit den Urquellen des Nationalreichthums. Mit Verachtung blickten die Römer auf Künste und Gewerbe, nur den Ackerbau schätzten sie; ihre Verordnungen über das Münzwesen sind die schlechtesten von allen. Auch die Völker der neuern Zeit, selbst noch nach der Epoche des Mittelalters, waren hierin noch nicht weiter gekommen; dies beweist ihre alberne Gesetzgebung hinsichtlich der Juden, des Geldzinses und der Münze. Erst durch die glücklichen Handelsunternehmungen der Portugiesen und Spanier im 15. Jahrh., durch die lebendige Gewerbthätigkeit der Einwohner von Venedig, Genua, Florenz, Pisa und Flandern, sowie der deutschen Hansestädte in jener Zeit, wurden nach und nach die Ideen einiger nachdenkenden Köpfe auf die Lehre vom Nationalreichthum geleitet. Doch setzte man das Wesen des Reichthums in die Menge von Gold und Silber oder des baaren Geldes im Staate, und es beschäftigten sich die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen dieser Art hauptsächlich mit der Frage: wie viel Gold und Silber ins Land zu schaffen sei? Die erste Schrift erschien in Italien 1613 von Antonio Serra u. d. T.: „Trattato delle cause che possono far abbondare li regni d'oro e d'argento, dove non sono miniere", worin die Kraft des Gewerbfleißes dargethan werden sollte; aber schon der Titel des Werks deutet auf dessen Irrthümer, denn nur Gold und Silber galten dem Verf. als Reichthum. Mehre Abhandlungen über Münze, Geld und Wechselbriefe erschienen im 16. und 17. Jahrh. in Italien und Frankreich, welche

bewiesen, daß die Begriffe über die Ursachen des Reichthums sich zu erhellen anfingen. Indessen blieben doch alle hauptsächlich bei der Einwirkung des Staates auf die Vermehrung des Nationalreichthums stehen und betrachteten den Wohlstand der Nation als eine Quelle des Staats oder der Regierung. Diese Idee wurde auch noch lange im 18. Jahrh. festgehalten, und es bildete sich eine Wissenschaft aus, worin systematisch untersucht wird, welche Maßregeln die Regierung zu ergreifen habe, um Handel und Gewerbe im Staate so zu leiten, zu beschränken und zu ordnen, daß dadurch der größtmöglichste Wohlstand des Volks herbeigeführt werde. Diese Wissenschaft nannte man Staatswirthschaft oder politische Ökonomie. Baar Geld galt als Hauptbestandtheil des Reichthums, und da man bemerkte, daß die Seestädte besonders durch den Handel reich wurden, glaubte man, daß in dem auswärtigen Handel die Hauptquelle alles Nationalreichthums sei, und traf hiernach allerhand Vorkehrungen. Ackerbau und Manufacturen wurden nur insoweit gewürdigt und begünstigt, als man sie für Mittel erkannte, viel Gold und Silber ins Land zu bringen. Dieses Staatsverwaltungssystem erhielt den Namen des Mercantilsystems (s. d.) und war schon längst praktisch befolgt, ehe es theoretisch dargestellt, von Staatsgelehrten gerechtfertigt und angepriesen wurde. Bodin in Frankreich, Serra in Italien, Klock in Deutschland handelten es zuerst in Schriften ab; vollkommener Melon und Fortbonnais in Frankreich, Mortimer und Stewart in England, Genovesi in Italien, Loen, Justi und Sonnenfels in Deutschland stellten es in seiner Vollkommenheit dar. Es fehlte indessen nicht an Gegnern dieses Systems, welche die Fehler und Mängel desselben aufsuchten, zu modificiren und zu verbessern strebten. Nachdrücklich und mit Erfolg ward es aber angegriffen, und der theoretische Götzendienst des Geldes gleichsam gestürzt von der staatswirthschaftlichen Schule der franz. Ökonomisten oder Physiokraten (s. Physiokratisches System), an deren Spitze Ludwigs XV. Leibarzt Quesnoy („Tableau économique avec son explication", 1758, erläutert u. d. T.: „La physiocratie, ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humain", Paris 1767; verbessert Yverdun 1768, 6 Bde.) stand. Dieser und seine Schüler le Trosne, de la Riviere, Turgot, Mirabeau der Ältere u. s. w., in Deutschland Iselin und Schlettwein, führten es ein. Eine Zeitlang richtete die physiokratische Schule die Blicke von ganz Europa auf sich, und es glückte ihr, die Fehler des Mercantilsystems in ihrer ganzen Blöße darzustellen; aber auf der andern Seite ließ sich ebenfalls nicht verkennen, daß auch ihrer Lehre große Irrthümer zum Grunde lagen, und es in mehrfacher Hinsicht keine volle Befriedigung gewähre. Da trat 1776 der Schotte Adam Smith auf und hatte den Ruhm, die Idee einer Theorie des Nationalreichthums rein aufgefaßt und nicht bloß als einen Anhang der Polizei- und der Finanzwissenschaft betrachtet zu haben. Er war es, der zuerst die Lehre von den Elementen und Ursachen des Nationalreichthums zu zergliedern unternahm und ebendadurch die Bahn brach zur Gründung einer neuen Wissenschaft. (S. Smith, Adam.) Da sein System so wenig den auswärtigen Handel, wie die Mercantilisten meinten, als den Ackerbau, wie die Physiokraten behaupten, als die alleinigen Mittel betrachtet, die Nation reich zu machen, wol aber alle Arten von nützlicher Industrie, welchen deßhalb ganz gleiche Freiheit verstattet werden soll, so hat man dieses System auch das freie Industriesystem genannt. Man hat die Smith'sche Lehre nachher in England, Frankreich und Deutschland berichtigt, vervollkommnet und erweitert, ihr aber auch hier und da Fremdartiges und Irriges beigemischt. In Deutschland besonders suchte man ihr eine wissenschaftliche Form zu geben, ist aber dadurch auch auf andre Sätze und Folgerungen gerathen. Man nannte sie, um sie von Dem zu unterscheiden, was ehedem Staatswirthschaft oder politische Ökonomie hieß, Nationalökonomie, und verstand darunter die Wissenschaft von der

Natur und den Ursachen des Nationalreichthums unter dem Einflusse von gesellschaftlichen Einrichtungen und positiven Gesetzen. Andre fuhren aber auch fort sie u. d. T. Staatswirthschaft und politische Ökonomie zu bearbeiten. Auch modificirten Mercantilisten, wie Necker, Büsch und Ferrier, das Smith'sche System, sowie Physiokraten, z. B. Schmalz, Garnier und Krug, ihre Grundsätze gegen Smith vertheidigten. Der vollst. Titel des Smith'schen Werks ist: „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations" (zuerst 1776, 2 Bde., 4.; 4. Ausg., 1784; neueste 1814 von Buchanan herausg. mit Bemerk. und Zus.). Das Werk ist fast in alle Sprachen übersetzt. — Smith's Gegner waren Pownal, Crawford, Lauderdale, Gray u. A., deren Stimmen verhallt sind. In Deutschland brachte Sartorius durch s. Auszug des Smith'schen Werks: „Staatswirthschaftliche Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und die Staatswirthschaft betreffend" (Göttingen 1806), dessen Lehrsätze zuerst auf die Universitäten. Lehrbücher von Garnier (in Frankreich), von Jakob (in Halle), von Schlözer („Anfangsgründe der Staatswirthschaft, oder die Lehre vom Nationalreichthum", Riga 1805—7, 2 Bde.) und Fulda haben zur Verbreitung und Vervollkommnung der Smith'schen Theorie kräftig beigetragen. Insbesondere gebührt Lüder das Verdienst, diese Theorie aus der allgemeinen Völkergeschichte, jedoch in einem pretiösen Styl und nicht immer mit dem glücklichsten Urtheil, erläutert und zu einem leichter zu übersehenden Ganzen in einer neuen Gestalt dargelegt zu haben. Say that ein Gleiches mit besonderer Anwendung auf Frankreich (in s. „Traité d'économie polit.", 4. Aufl., Paris 1826, 2 Thle.), Kraus mit Beziehung auf die preuß. Staaten, Storch auf Rußland. Als neue (jedoch mit Benutzung der vorhergehenden Untersuchungen) Bearbeitungen der Nationalökonomie müssen angesehen werden die Werke des Grafen von Soden („Die Nationalökonomie, ein philosophischer Versuch über die Quellen des Nationalreichthums und über die Mittel zu dessen Beförderung", Leipz. 1805—11, und Aarau 1816—17, 9 Bde.; ausführlich und originell), und von v. Jakob (compendiarisch), ferner Lotz's „Handb. der Staatswirthschaft" und Pölitz's 2. Th. s. „Staatswissenschaften", Hauterive's „Elémens d'économie politique", Sismonde Sismondi's „Nouv. principes d'économie politique". Originelle und Aufmerksamkeit verdienende Ansichten finden sich in Ricardo's „Principles of pol. econ.", Torrens's „Inquiry into the wealth of nations", Mill's „Elem. of political econom.". Eine wohlgeordnete Übersicht des Zustandes dieser Wissenschaft gibt auch Rau's „Lehrb. der politischen Ökonomie". Der 1. Th. (Heidelb. 1826) enthält die Volkswirthschaftslehre, der 2. die wirthschaftliche Polizei, der 3. die Finanzwissenschaft. Die Werke der genannten engl. und franz. Schriftsteller über polit. Ökonomie sind sämmtlich ins Deutsche übersetzt.

Nationalreichthum, s. Nationalcapital und Nationalvermögen.

Nationalschuld. Wenn man die Nation 1) als ein zu einem Staate organisirtes Ganzes betrachtet, dann heißt Nation so viel als Staat, und Nationalschuld ist dann gleichbedeutend mit Staatsschuld. Wenn man aber 2) unter Nation den Inbegriff von Individuen versteht, welche durch Abstammung, Wohnplatz in einem Lande und Einheit der Sprache verbunden sind, ohne daß man sie als einen Staat denkt, dann bedeutet der Ausdruck Nationalschuld diejenige Schuld, welche die Individuen einer Nation Fremden schuldig sind. Gewöhnlich wird der Ausdruck in dem Sinne genommen, daß er Staatsschulden bedeutet. In solchen Ländern, wo die Regierung von dem Staate nur einen Theil ausmacht und deßhalb von dem Staate unterschieden wird, muß man die Staatsschulden von den Schulden der Regierung unterscheiden, dahingegen da, wo der Regent der absolute Souverain ist, Regierungs- und Staatsschulden einerlei sein

werden. Wo das Volk durch seine von ihm gewählten Organe entweder selbst Souverain ist, oder wenigstens Antheil an der Bestimmung des souverainen Willens nimmt, da nennt man die öffentlichen Schulden, welche durch einen solchen Souverain oder mit Einwilligung des Volksorgans gemacht werden, am liebsten Nationalschulden, wie in Nordamerika, in England und im neuen Frankreich; sie können aber ebenso gut Staatsschulden heißen. Wo aber der Staat so organisirt ist, daß die Verwaltung desselben ganz allein von dem Regenten abhängt, wie z. B. in Dänemark, oder wo es der Einwilligung gewisser privilegirten Stände, deren keiner zum Volke gehört, sondern die bloß vom Adels = oder Priesterstande sind, bedarf, da heißen sie lieber Staatsschulden. Denn hier bleibt der Staat vom Volke immer noch getrennt. Im Grunde aber ist es immer die Nation, welche sowol die Staats = als Regierungsschulden zuletzt bezahlen muß, nur daß da, wo das Volk bei der Verwaltung gar keine Stimme hat, die Nation keinen Theil an der Contrahirung der öffentlichen Schulden nimmt. Den größten Credit haben die Staatsschulden allerdings da, wo die Nothwendigkeit von den Organen des Volks eingesehen worden und nur unter Garantie und mit Einstimmung einer wohlorganisirten Volksrepräsentation gemacht werden können. Denn hier ist es am einleuchtendsten, daß der Wille des Souverains, Schulden zu machen, kein Privatwille, sondern der öffentliche Volkswille, und daher auch der Wille, die dabei eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, viel fester und permanenter sei, als wenn die Bestimmung des souverainen Willens von einem oder wenigen, noch dazu oft wechselnden Individuen abhinge. Der Name Nationalschuld ist daher hauptsächlich in England gebräuchlich geworden und man hat ihn gern auch in andern Staaten nachgeahmt, obgleich daselbst den Schulden nicht mit dem Namen auch dieselbe Natur und derselbe Grad des Credits hat ertheilt werden können.

Die britische Nationalschuld entstand zu gleicher Zeit mit Großbritanniens Weltmacht im Handel und auf der See, und stieg, sowie der britische Volksreichthum und mit ihm Englands polit. Macht stieg (seit Wilhelms III. Thronbesteigung, 1698); denn der Volksreichthum ist die Stütze des britischen Staatscredits, auf diesem aber ruht wiederum das Anleihesystem, welches Großbritanniens Einfluß anf die Angelegenheiten des Festlandes aufrechterhalten hat. Bei der britischen Nationalschuld ist nicht die Frage davon, wann und wie sie wiederbezahlt, sondern wie der öffentliche Credit durch sie nicht erschüttert werde. Das eine Mittel, die Schuld zu fundiren, d. h. ihre Verzinsung auf gewisse Abgaben zu begründen, ohne daß das Capital zurückgefodert werden kann, welches nun eine Waare für den Rentenhandel wird, — reichte aber nicht hin, um diese Waare (die Stocks) in Werth zu erhalten. Daher errichtete Pitt den Tilgungsfonds (sinking fund) zur Einlösung der Stocks, oder zur Abbezahlung der Staatsschuld. Dieser Fonds kann die eingelösten Stocks entweder vernichten, oder sie als rentetragende für sich benutzen; mittelst des letztern wächst er durch sich selbst und die Tilgung der Schuld ist nur scheinbar, während der Werth der Stocks in der Höhe gehalten wird. Solange nun der Welthandel den Nationalreichthum der Briten aufrechterhält, daß die Nation die Steuern für die Zinsen bezahlen kann und die Stocks nicht zu tief fallen, so lange ist an einen Staatsbankerutt in England nicht zu denken. Colquhoun hält aber, verblendet durch das persönliche Wohlbefinden der britischen Staatsdiener und Gläubiger, die engl. Staatsschuld für eine Wohlthat, weil er sonderbarerweise die Masse und den Umlauf des beweglichen Nationalcapitals durch solche verdoppelt glaubt, da doch klar ist, daß z. B. jenes Geld nützlicher zur Cultivirung der vielen fast ungenützten Ländereien und zu andern Meliorationen verwandt worden wäre. 1689 betrug die Staatsschuld unter den Stuarts 1,054,925 Pf. St.; 1697 21,515,742 Pf.; 1714 53,633,076 Pf.; 1763 133,959,270 Pf.; 1783 238,231,248 Pf.; 1802 499,753,063 Pf. Die

4

Zahl aller Staatsgläubiger Englands beläuft sich auf 900,000; die fundirte Schuld betrug 1815 780,686,658 Pf. St., ungefähr 4684 Mill. Thlr., u. nach dem Berichte des Parlaments vom 1. Febr. 1817 über 900 Mill. Pf. St. mit Einschluß der Schuld von Irland. Die Zinsen beliefen sich auf 32,392,889 Pf., wovon die engl. Schuld allein 27,996,585 Pf. erfoderte. Das Ausland besitzt nur 18,598,666 Pf. in den Stocks. Das Übrige gehört inländischen Gläubigern. Irlands fundirte Staatsschuld verhält sich zur engl. wie 1 : 6; das Einkommen des Tilgungsfonds in Irland hingegen zu dem in England wie 1 : 62. Irlands fundirte Staatsschuld betrug 1815 127,865,000 Pf.; der Tilgungsfonds überhaupt 2,087,000 Pf. Während des Krieges hatte der engl. Tilgungsfonds für 260 Mill. Pf. Stocks eingelöst, u. seit 1786—1816 überhaupt 320,384,000 Pf. St. Im J. 1825 betrug die brit. Nationalschuld 8,854,820,270 Gldn.; die Zinsen 272,336,700 Gldn.; und der Tilgungsfonds 54,866,540 Gldn. Die Zinsenzahlung für die Nationalschuld beschafft die Bank von England (s. Londner Bank); das erste Capital der gegenwärtigen Nationalschuld ward der Regierung von der Bank geliehen und belief sich auf 1,200,000 Pf. Dieser sogenannte Bank-Stock ist bis auf 11,642,400 Pf. St. angewachsen und bildet die Grundlage des erstaunlichen Gebäudes, auf welchem alle übrigen Stocks (die 3., 4., 5. p. C. consolidated annuities und die Leibrenten oder terminable annuities) ruhen. Die schwankende Schuld (floating debt), der man noch keinen bestimmten Platz in einem jener Stock- oder Schuldfächer angewiesen hat, ist aus den Kassenscheinen (Exchequer bills) und aus den noch nicht liquidirten und fundirten Schulden entstanden. Vgl. Jos. Hamilton's „Inquiry concerning the national debt" (Edinb. 1818, 3. Aufl.), sowie Amortisiren, Exchequer, Fonds und Großbritannien. K.

Nationaltheater. In den letzten Decennien sprach man in Deutschland viel von Nationaltheatern, und insbesondere die Berliner nannten ihr deutsches Schauspielhaus gewöhnlich das Nationaltheater. Es scheint, daß dieses einer jener dunkeln Begriffe gewesen sei, von welchen Diejenigen vielleicht am wenigsten Rechenschaft geben können, die den Ausdruck Nationaltheater am häufigsten brauchten. Nur dann, wenn eine Nation eine eigenthümliche nationelle dramatische Literatur besitzt, kann sie ein Nationaltheater haben. Eine solche setzt aber Nationalsitten, Nationalcharakter, Nationalinteresse, große Nationalbegebenheiten, eine vollständig gebildete Nationalsprache, einen Nationalgeschmack voraus. Ein Theater, auf welchem die Stücke einer dramatischen Literatur, die auf diesen Grundlagen beruht, aufgeführt werden, kann ein Nationaltheater genannt werden. In diesem Sinne ist das Théâtre français zu Paris ein wahres Nationaltheater, ungeachtet es von den Franzosen nicht so genannt wird.

Nationalvermögen, Nationalreichthum, Volksvermögen, Volksreichthum, ist die Masse der im Besitze der Bürger eines Staats vorhandenen, sowol sinnlichen als geistigen Güter. Nicht die Masse von Dingen überhaupt, in deren Besitz ein Volk sich befindet, sondern lediglich die Masse von Gütern, welche dasselbe besitzt, bestimmt die Größe des Volksvermögens. So lange nicht die in einem Lande vorhandenen Dinge von dessen Bewohnern als Güter, d. h. als Mittel zur Beförderung ihrer Zwecke, sind anerkannt worden, können diese Dinge weder dem Lande einigen Vortheil gewähren noch seinen Reichthum befördern. (Vgl. Nationalcapital.) Im Schoße der reichsten Natur und umringt von ihren Schätzen bleibt ein Volk arm und dürftig, welches entweder keine Zwecke hat, zu deren Erreichung jene Schätze brauchbar sind, oder dem die Kenntniß fehlt, wie diese Schätze als Mittel zu seinen Zwecken angewandt werden können. Das Bestreben einer Regierung, welche den Nationalreichthum zu befördern wünscht, muß daher nicht sowol auf die Hervorbringung von Dingen über-

haupt als vielmehr auf die Hervorbringung solcher Dinge gerichtet sein, welche zugleich Güter sind, und sie muß in dieser Hinsicht durch Gesetze dahin zu wirken suchen, daß auf der einen Seite der Kreis der Zwecke möglichst erweitert werde, zu deren Erreichung die im Besitze des Volks befindlichen Dinge anwendbar sind, und auf der andern Seite die Tauglichkeit dieser Dinge zur Erfüllung bereits bekannter Zwecke immer mehr vom Volke anerkannt werde. Die Theorie des Nationalreichthums heißt Nationalökonomie. KM.

Nationalversammlung, s. Frankreich.

Nativitätstellen, s. Horoskop.

Natorp (Bernhard Christian Ludwig), königl. preuß. Oberconsistorialrath und Ritter des rothen Adlerordens 3. Classe, ist ein um die Bildung des Schullehrerstandes und um die Verbesserung des Schul- und Unterrichtswesens verdienter Mann. Schon als Prediger zu Essen in Westfalen machte er sich nicht nur durch „Predigten" (1803) und „Entwürfe zu Predigten" (1806) als einen helldenkenden prakt. Religionslehrer bekannt, sondern er begann auch durch: „Die kleine Bibel, zunächst für die erwachsene christl. Jugend" (Essen 1802, 2 Thle.), seine rühmliche Wirksamkeit für den oben angedeuteten Zweck, die er in einem erweiterten Kreise als königl. preuß. Consistorialrath zu Potsdam seit 1809, und als Oberconsistorialrath seit 1816, mit unermüdetem Eifer fortsetzte. Seine „Kleine Schulbibliothek", ein geordnetes Verzeichniß auserlesener Schriften für Lehrer an Elementar- und niedern Bürgerschulen (5. Aufl., Duisburg und Essen 1820), zeugt nicht nur von seiner Bekanntschaft mit der pädagogischen Literatur, sondern die beigefügten kurzen Würdigungen empfohlener Bücher lassen auch in ihm einen gründlichen Beurtheiler der pädagogischen Leistungen erkennen. Sein „Grundriß zur Organisation allgemeiner Stadtschulen" (Duisburg 1804) und „Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde" (Duisburg 1812—17) stellen lehrreiche und anziehende Ideale guter Schulen, zweckmäßiger Schuleinrichtungen, Schulfeierlichkeiten und für ihren hohen Lehrerberuf begeisterter Lehrer auf. Er war auch Einer der Ersten, der mit dem Bell-Lancasterianismus, dem gegenseitigen Unterricht (s. Lancaster), die deutsche Schullehre bekanntmachte in der Schrift: „Ein einziger Schullehrer unter 1000 Kindern in der Schule v. Jos. Lancaster; aus d. Engl." (1808), der später, 1817, eine andre Schrift: „Andreas Bell und Jos. Lancaster", folgte. Auch durch die Würdigung dieser jetzt so beliebten und hier und da überschätzten Nothlehrweise bewies sich N. als einen ruhigen Prüfer Dessen, was zum Wesen einer guten Lehrart erfodert wird. Nachdem er schon 1817 über Gesang in den Kirchen der Protestanten einen schätzbaren Beitrag in s. „Beiträgen zur Veredelung unserer kirchlichen und häuslichen Andachten" (Krefeld 1805) gegeben hatte, sorgte er auch durch seine „Anleit. zum Unterricht im Singen für Lehrer in Volksschulen" (2 Abth., 1818—20) und durch sein „Lehrbüchlein in der Singekunst" (2. Cursus 1820), für die zweckmäßige Erlernung und Einübung eines guten Gesanges in Volksschulen. 11.

Natrum (vgl. Alkali) bezeichnet das kohlensaure Natrum, es mag nun 1) durch Reinigung des aus der Erde und aus Seen sich bildenden Natrums, oder 2) des durch Verbrennung der Seegräser auf einigen schottischen und den Scylliinseln, Norwegen, gewonnenen Kelps, oder der aus den Fucusarten dargestellten Warechsoda oder 3) der spanischen Barilla oder aus der rohen Soda dieser Gewächse, oder 4) durch Zerlegung des Glaubersalzes, oder des salzsauren Natrums bereitet sein. Sind die Arten der rohen Soda durch Auflösung von beigemengten erdigen Theilen, oder von der beim Verbrennen zurückgebliebenen Kohle, oder durch Krystallisation von fremdartigen Theilen befreit worden, so ist das Resultat immer basisches kohlensaures Natrum.

Natter (Johann Lorenz), einer der berühmtesten Steinschneider seiner Zeit,

geb. 1705 zu Biberach in Schwaben, war Juwelier. Als solcher ging er in die Schweiz und dann nach Italien, wo er, vorzüglich auf Ermunterung des großen Gemmenkenners, Baron v. Stosch, sich auf die Nachahmung der alten geschnittenen Steine legte, in welcher er eine solche Übung erlangte, daß einige seiner Copien von den Originalen kaum zu unterscheiden sind. Bald wurde der Werth seiner Arbeiten so anerkannt, daß fast alle Fürsten Europas ihm Beschäftigung gaben. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in verschiedenen Städten Italiens (von 1732—35 war er in Diensten des Großherzogs von Toscana) ging er nach London (wo er die Stempel des Königs schnitt und Mitglied der Gesellschaft zur Erklärung der Alterthümer ward), und machte dann verschiedene Reisen nach Holland, Dänemark, Rußland und Schweden, wo an den Höfen überall seinen Leistungen reicher Lohn wurde. 1762 nahm er den vortheilhaften Antrag, sich in Petersburg niederzulassen, an, starb aber bald nach seiner Ankunft 1763. Seine Sammlungen von geschnittenen Steinen, Abdrücken, Medaillen, Büchern und Kupferstichen wurden für den Großfürsten erkauft. Er schnitt vorzüglich Bildnisse. Zu seinen Hauptwerken gehören eine Schaumünze zu Ehren des Sir Robert Walpole, und e. siegende Britannia auf e. Gemme mit 5 Lagen und ebenso viel Farben. Er hat sich an den schwersten Theil seiner Kunst gewagt, indem er einmal für den Lord James Cavendish zu London ein Gefäß auf einen kleinen Diamanten grub; und er würde auch Bildnisse in Diamanten geschnitten haben, wenn er dazu Aufmunterung gefunden hätte, über deren Mangel er oft klagte. Auch hat er zu mehren Medaillen die Stempel geschnitten und eine Zeitlang die Stelle eines Obermedailleur der Staaten von Holland verwaltet. Geist und Natürlichkeit bei fleißiger Ausführung bezeichneten seine Werke. Er kannte die Alten genau und kann als Wiederhersteller seiner Kunst angesehen werden. Sein „Traité de la méthode antique de graver en pierres fines, comparée avec la méthode moderne" (kl. Fol. mit 37 Kupferst., auch in engl. Sprache), welche er 1754 zu London herausgab, ist im engl. Originale selten, weil N. kein Exemplar unter 2 Guineen verkaufte, daher nur wenig Absatz hatte, den Rest aber verbrannte. Der 2. Th. des Werks liegt noch zu Petersburg in der Handschrift. Lessing tadelt das Werk sehr. A—s.

Natur, in der umfassendsten Bedeutung ist gleichen Sinnes (synonym) mit Welt, Weltganzes, Universum, sowol von materialer (leiblicher, körperlicher) als idealer (geistiger) Seite, auch mit Schöpfung, insofern man darunter den Inbegriff alles Erschaffenen, den Inbegriff der Dinge (Geschöpfe) versteht. Viel beschränkter ist der Begriff, wenn man mit dem Worte Natur bloß die Sinnenwelt, oder das Gebiet des bewußtlosen Werdens meint, ein Gegensatz der idealen oder Geisteswelt, welche in jenen umfassenden Begriff mit eingeschlossen ist. Im Gegensatz der Kunst ist Natur alles Dasjenige, was nicht Kunst, nicht künstlich, nach Regeln mit Bewußtsein erlernt ist und ausgeübt wird, sondern reiner Ausdruck der natürlichen Anlage, z. B. eines Menschen, oder Folge und Äußerung des Wesens einer Sache ohne künstl. Form ist. In diesem Sinne spricht man z. B. von einem Naturmenschen, d. h. von einem solchen, der, unbekannt mit künstl. Formen des geselligen Lebens (dem Conventionnellen) oder nicht darauf achtend, bloß seinem Naturell gemäß lebt, ohne Rückhalt seine Gedanken äußert, rücksichtslos seine Überzeugungen ausspricht und seinen natürlichen Neigungen folgt. Hierher gehört auch der Begriff **Naturdichter** (s. d.). Ebenso ist natürliche, d. h. ohne methodische Anleitung erworbene, Bildung der kunstmäßigen und wissenschaftlichen Bildung entgegengesetzt. (S. **Naturalismus**.) Ein andrer, aber ähnlicher Gegensatz findet statt zwischen Natur und Geschichte oder Dem, was durch Geschichte begründet ist. So stellt man z. B. der positiven (durch besondere Thatsachen der Geschichte geoffenbarten) Religion eine natürliche gegenüber, nämlich eine Religion,

die, ohne Hülfe einer geschichtlichen Offenbarung, sich bloß auf die natürliche Anlage des Menschen zur Religiosität gründen könne, wie Einige meinen. Diese sogenannte natürliche Religion aber ist nicht zu verwechseln mit den Naturreligionen oder Mythologien der Völker, welche zum Theil auch geschichtlich begründet zu sein scheinen und zusammen u. d. N. Polytheismus begriffen werden; denn diese beziehen sich auf den Gegenstand und bezeichnen die Verehrung der Naturgottheiten. Im engsten Sinne heißt Natur der eigenthümliche Charakter der besondern Naturdinge, besonders der organischen, für welche der Name in dieser Bedeutung am meisten üblich ist. In diesem Sinne gibt es also so viele Naturen, als es Arten von Naturwesen gibt, und die Benennung ist insofern zweckmäßig, als der Charakter eines Naturdinges, z. B. eines Thieres, einer Pflanze, doch im Grunde eine bestimmte Offenbarung der Natur (nämlich der innern schaffenden Natur) ist. In ganz ähnlichem Sinne ist oft die Rede von der Natur des Lichts, der Wärme, der Elektricität, des Magnetismus u. s. w., und man versteht darunter sowol die wesentlichsten Eigenschaften dieser Naturkräfte und Processe, als auch die Formen oder Gesetze, in und nach welchen sie erscheinen, und ebenfalls ist in diesen Fällen die Art und Weise gemeint, in welcher sich die Natur in diesen Kräften und Processen offenbart. In Beziehung auf Menschen braucht man den Ausdruck Natur oft in der Bedeutung einer besondern Beschaffenheit der leiblichen Organisation. In diesem Sinne hat z. B. der Eine eine starke (viel vertragende), der Andre eine schwächliche Natur, oder, wie manche Ärzte nach dem alten Style die Organisationen unterscheiden, dieser eine feuchte, jener eine trockene Natur. Abgesehen von solchen besondern Bestimmungen, bezeichnet man mit dem Ausdrucke: menschliche Natur, die Gesammtanlage des Menschen von leiblicher sowol als geistiger Seite, oder die Gesammtheit menschlicher Vermögen. Auch diese Benennung ist treffend, obgleich man häufig ihre wahre Bedeutung verkennt. Denn in dem Menschen hat sich die Natur individualisirt (theilweise offenbart), wie in den Thieren, Pflanzen u. Mineralien, welche nur einzelne Seiten der Natur in sich darstellen, u. auch personificirt, d. h. in ihrer Ganzheit individualisirt, womit die Bedingung zur Freiheit, zum Selbstbewußtsein gegeben ist, welches wesentl. Eigenschaften der Persönlichkeit sind. Aber auch der G e i s t (s. d.) gehört der Natur an (das Wort in der höchsten u. umfassendsten Bedeutung genommen), deren thätige Seite er, im Gegensatz der Materie ist. Im gebildeten Menschen ist der Geist der Natur frei geworden, u. wenn seine Bildung so weit gediehen ist, daß er die Natur wissenschaftl. erkennt, d. h. nicht bloß äußerlich, nach den Formen ihrer Erscheinung, kennt (empirisch auffaßt), sondern auch nach ihrem innern Wesen und gesetzmäßigen Wirken versteht, also den rechten Sinn (die wahre Bedeutung) ihrer Offenbarungen erkennt: so kann man, in Beziehung auf diese Bildungsstufe, mit Wahrheit sagen, daß die Natur in solchen Menschen sich selbst erkenne, während sie sich in andern von geringerer Bildung nur unvollkommen, in verworrenem Bewußtsein anschaut und in verbildeten Menschen sich selbst verkennt. Um dieses ganz zu verstehen, muß man sich zuvor von der gewöhnlichen, beschränkten Ansicht der Natur aus dem Standpunkte des bloßen Verstandes frei gemacht und zur höhern Ansicht aus dem Standpunkte der V e r n u n f t (vgl. d.) erhoben haben. Denn dem bloßen Verstande erscheinen die Naturdinge nicht bloß äußerlich verschieden und gesondert für die äußere Anschauung, sondern auch innerlich getrennt, und die Natur selbst ist dem Verstandesmenschen ein fremdes Reich, mit welchem er sich in eine zufällige äußere Beziehung gesetzt glaubt. Die Natur offenbart sich einem jeden Menschen nur nach dem Grade seiner Geistesbildung und Gemüthsbeschaffenheit (ein Beweis ihrer innern Einheit und Harmonie mit dem Menschen). Treffend sagt Novalis (s. dessen „Schriften", 2. Th., S. 80) in dieser Beziehung: „Man steht mit der Natur gerade in so verschiedenen Verhältnissen, wie mit den Menschen; und wie sie sich dem Kinde kindisch zeigt

und sich gefällig seinem kindlichen Herzen anschmiegt, so zeigt sie sich dem Gotte (göttlich gebildeten Menschen) göttlich und stimmt zu dessen hohem Geiste". Ebenso in einer andern Stelle (2. Th., S. 82): „So entstehen mannigfache Naturbetrachtungen (Ansichten der Natur), und wenn an einem Ende die Naturempfindung (Naturanschauung) ein lustiger Einfall, eine Mahlzeit wird, so sieht man sie dort, zur andächtigen Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern (im Alterthum) gabs solche ernste Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indessen andre, fröhliche Herzen sich nur auf sie zu Tische baten; die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Gestirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köstliche Speisen, und so kam ihnen die Natur nicht wie ein stiller wundervoller Tempel, sondern wie eine lustige Küche und Speisekammer vor". Diese sinnliche Naturansicht dürfte immer noch dem kalten Verstandesbegriff vorzuziehen sein, welchem die Natur ein buntes, an sich bedeutungsloses Mancherlei, ein Stück- und Splitterwerk ist, in welches ein fremder Verstand erst Ordnung und Zusammenhang hintragen soll. Denn jenen erschien die Natur doch wenigstens als ein Ganzes, obgleich nur von ihrer sinnlichen (gleichsam von ihrer Geschmacks- und Verdauungs-) Seite; ganz geistlos dagegen erscheint sie Denjenigen, welche nur den Verstand in sich ausgebildet haben, denn dieser ist ein sonderndes, trennendes Vermögen, und dem bloß reflectirenden (auf das Einzelne gespannten) Forscher entflieht der Geist der Natur unter den spaltenden, anatomirenden Händen. In ihrer ganzen Schönheit aber und zugleich als ein gemüthliches Wesen, als eine liebende Mutter offenbart sich die Natur dem Dichter, indeß sie sich dem Künstler von einzelnen Seiten ihrer Schönheit zeigt, z. B. dem Maler als ein panoramisches Gemälde, dem Bildhauer und Baumeister als plastisches Kunstwerk und dem Tonkünstler vorzugsweise als eine lebendige Tonwelt. Es ist in vollem Sinne wahr, daß die Natur, wie sie für jede Stufe menschlicher Geistesbildung ein entsprechendes Gepräge annimmt, so für alle Gemüthsstimmungen passende Farben und Töne hat, um mit einem jeden zu harmoniren. So findet sich zu jenen fröhlichen, sinnlich gestimmten Menschen, von welchen zuvor die Rede war, der Gegensatz in den Schwermüthigen, welchen die Natur ein Trauerhaus oder Jammerthal, das allgemeine Grab alles Lebendigen ist, während sie dem Bösewicht und Verbrecher ihre furchtbare Seite zukehrt und ihm als ein Reich erscheint, in welchem die Geister der Finsterniß walten und eine rächende Gottheit, die ihre Quälgeister den Übelthätern nachsendet. Dem Religiösen und Tugendhaften dagegen erscheint die Natur oft in ihrer lieblichsten Gestalt, sie ist ihm ein Spiegel der innern Harmonie seines Gemüths, eine Welt, in welcher der Geist der Liebe aus allen Wesen ihn anspricht, ein Tempel Gottes, in welchem er sich in unendlicher Mannigfaltigkeit offenbart.

Wer den Faden dieser Betrachtung mit sinniger Aufmerksamkeit zu verfolgen vermag, wird in der Natur das Walten einer gerechten Gottheit erkennen, welche jeden Menschen nach seinem Sein und Thun behandelt, jedem gibt und vergilt, was er verdient, indem sie in ihrem Äußern jedem einen treuen Spiegel vorhält, worin er sein eignes Bild, den Widerschein seines Innern erblickt. Hier offenbart sich also der Grund der so mannigfaltig modificirten Ansichten der Menschen von der Natur, er liegt einerseits in der Unendlichkeit ihres Innern, welches nach Außen alle Seiten darzustellen vermag, andrerseits in der ursprünglichen Einheit und Harmonie des Menschen mit der Natur, welche beide Gegenbilder von einander sind. Die Verstandesaufklärung zwar wird alle diese verschiedenen Naturansichten für unwahr und Selbsttäuschung erklären, aber für eine höhere Ansicht sind sie, in gewisser Hinsicht, alle wahr, nämlich in Beziehung auf die Bildungsstufe und Stimmung eines Jeden, wie aus dem Bisherigen genugsam erhellt. Denn

der Mensch steht nie allein, in völliger Trennung von der Natur, in und mit welcher er nur leben kann. In der erscheinenden Natur ist das Vorbild alles Menschlichen enthalten und daher in ihr sowol das Göttliche als Ungöttliche zu schauen. Wahre Bildung ist daher der rechte Weg, um zu den Schätzen der Natur zu gelangen und sie geistig zu genießen; je höher die Bildung des Menschen steigt und je gediegener und allseitiger diese Bildung ist, desto mehr wird er sich der Natur, sie ihm sich nähern; nur halbe oder Afterbildung entfernt von ihr. Schon die höhern einseitigen Naturansichten, z. B. die religiöse, die poetische, künstlerische, können ihren Eignern viel reines Vergnügen gewähren, allseitig aber kann die Ansicht oder Erkenntniß der Natur allein auf dem Standpunkte der Wissenschaft werden. Denn nur von ihm aus können zugleich alle andre Ansichten gehörig gewürdigt werden. In der wahren Wissenschaft ist der Verstand, im Einverständnisse mit der Vernunft, thätig und wird durch sie geleitet. Der wissenschaftliche (vernünftig gebildete) Verstand läßt sich nicht, wie der empirische, durch den Schein täuschen und von ihm gefangen nehmen; für ihn gibt es kein Äußeres ohne ein Inneres, keine Mannigfaltigkeit ohne Einheit, und wenn er zwar, auf das Äußere der Natur gerichtet, durch die Sinne eine unendliche Mannigfaltigkeit wahrnimmt, so sieht er zugleich durch das Auge der Vernunft, daß alle diese Mannigfaltigkeit nur für die Erscheinung gilt, mithin nicht für sich besteht, sondern von der unsichtbaren Einheit (dem Innern) der Natur getragen und durch sie bedingt wird. Alles Äußere ist zeitlich und räumlich, geistig (thätig) und leiblich (beharrend). Raum und Zeit sind nothwendige Formen des Daseins der Naturdinge, deren Inhalt Geist und Materie ist. Diese Formen und ihr Inhalt machen den Begriff des Daseins aus; Da sein, oder in Zeit und Raum bestehen, geistig und materiell sein ist daher eins und dasselbe. Wie aber keine Form ohne ihren Inhalt sein kann, so auch der Inhalt wieder nicht ohne das Enthaltende. Das Enthaltende von Geist und Materie und deren Formen, Zeit und Raum, kann nur das Überzeitliche und Überräumliche, d. h. das Ewige, Übersinnliche, in sich selbst Unendliche, Unwandelbare, Unbedingte, auf sich selbst Ruhende, mit einem Worte — Gott sein. Das Ewige kann nur unbedingte Einheit sein, denn alle Vielheit ist durch Zeit und Raum bedingt, was sich von selbst versteht. Ohne in sich selbst mannigfaltig zu sein, ist Gott gleichwol der unmittelbare Grund aller Mannigfaltigkeit; er ist der überall gegenwärtige Mittelpunkt alles Zeitlichen und Räumlichen, alles Lebens und Seins, in der Sprache der Philosophie: die ewige Idee des unendlichen Universums oder der gesammten Natur. Dem empirischen Verstande erscheint Gott als ein von der Natur absolut getrenntes, gleichsam außer und über der Welt schwebendes Wesen, welches zu ihr in einem zuschauenden oder auch willkürlich eingreifenden, die Begebenheiten nach bestimmten Absichten lenkenden Verhältniß steht. Dagegen ist für den wissenschaftlichen Verstand Gott der Alles tragende und erhaltende Urgrund aller Dinge, wodurch deren Inbegriff eben ein Ganzes, eine Welt oder geordnete Gesammtnatur ist. Die äußere oder erscheinende Natur (natura naturata) ist daher die allseitige Offenbarung Gottes, die Darstellung seines Wesens in leiblichen Formen und geistiger Wirksamkeit. Dies wird Jedem klar sein, der mit den soeben erwähnten, die Natur betreffenden Ideen einverstanden ist. Das Innere der Natur, nämlich ihr übersinnlicher Grund, ihr ewiges Urbild, d. h. Gott, ist an sich verborgen, in das Unendliche seiner Einheit verhüllt, und würde ein ewiges Mysterium bleiben, wenn er nicht in die Erscheinung hervorträte, sich für die Anschauung und Erkenntniß, in Raum und Zeit verwirklichte. Diese Naturoffenbarung Gottes ist nicht die Folge eines willkürlichen Entschlusses, sondern ein nothwendiger, aus seinem Wesen hervorgegangener und ewig hervorgehender Erfolg. Auch ist sie die früheste und Grundoffenbarung, welche aller andern Offenbarung Gottes vorangehen und sie begründen muß, oder vielmehr, sie ist die

Gesammtoffenbarung, in welcher alles Besondere enthalten ist. Denn wenn sich Gott in göttlichen Menschen offenbart, so sind ja diese Menschen nicht außer der Natur, sie gehören zu ihr, nämlich zur höchsten Stufe ihrer Bildungen; in ihnen hat sich das Göttliche, wie das Natürliche, personificirt und ist in ihrem Geiste zum Bewußtsein oder zum Selbstgefühl, d. h. zur innern Offenbarung gekommen, welche sie ihren schwächern, aber empfänglichen Brüdern durch Sprache und Beispiel mittheilen. Jeder höhere (göttliche) Mensch ist so ein Mittler zwischen Gott und den Menschen. Aber die Natur ist die große, allgem. Mittlerin, durch welche die persönl. Mittler in menschl. Gestalt erst möglich u. wirklich werden. Die Menschwerdung Gottes in Christo, dem größten Mittler zwischen Gott u. der Menschheit, war ein Hervortreten des Göttlichen in die erscheinende Natur, das Einsenken e. göttl. Mittelpunkts in die Geschichte, in welcher sich die höhere Natur (Geist und Gemüth) des Menschen, durch das Hinschauen und in sich Aufnehmen dieses lichten Punkts, wie durch den Einfluß andrer Mittler, entwickelt und heraufbildet. Ein solcher Mittler ist zugleich Versöhner der Menschen mit Gott; denn das sind nur verschiedene Namen für einen und denselben Begriff. Die Versöhnung setzt aber gleichsam einen Abfall von Gott, eine Entzweiung mit ihm voraus. Durch seine Selbstvereinzelung, durch seinen Eigenwillen, seine Selbstsucht ist der Mensch im Abfall von Gott, außer der Einheit mit ihm. Als Ebenbild Gottes sollte er, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß und bei seinem ewigen Urbilde, nur göttlich handeln, von göttlicher Liebe beseelt für seine Mitmenschen sorgen, wie für sich selbst; aber er handelt nur, oder doch vorzugsweise, in seinem eignen Namen, sorgt häufig für sich und seine Erweiterung auf Kosten Andrer; er sollte sich, im göttlichen Selbstgefühl, als willig dienendes Organ in der Harmonie des Ganzen anschauen, und hängt an der eiteln Selbstbeschauung seiner individuellen Vorzüge; er sollte Gott in der Natur und in der Menschheit erkennen, seinen Geist mit der ewigen Wahrheit nähren, mit deren Entwickelung befriedigen, und lebt in vereinzeltem Wissen, beschäftigt sich mit der äußern Kenntniß der Dinge, die für sich, abgesehen von ihrem Zusammenhange im Ganzen, getrennt von der Beziehung auf Gott, keine Wahrheit haben. Diesen Abfall theilt aber der Mensch gewissermaßen mit der ganzen äußern Natur oder sie mit ihm. In allen Dingen nämlich, obgleich sie nur auf ihrem Urgrunde ruhen, in welchem sie ihrem innersten Wesen nach wurzeln, obgleich sie, bewußtlos vom Geiste des Ganzen beseelt und von ihm getragen werden, ist gleichwol der Trieb zur Selbsterhaltung; alle haben das Streben, in sich selbst zu sein, sich als besondere zu behaupten, und treten daher Allem kämpfend gegenüber, was feindlich und zerstörend auf sie einwirken will. Selbstsüchtig ziehen sie Alles in ihren Kreis, was ihnen zur Nahrung dienen kann und was sie zu überwältigen vermögen, um es zerstörend in sich zu verwandeln, sich davon zu erhalten und wo möglich den Kreis ihres Daseins zu erweitern; und was zu schwach ist in diesem Kampfe, wird verschlungen und muß sein Dasein dem Stärkern zum Opfer bringen. Wer diesen Streit der Dinge um ihr Dasein nur im Thierreiche sucht und in seinem Verhältniß zum Pflanzenreiche, hat noch seine beschränkte Ansicht von der (äußern) Natur, hinsichtlich ihres allgemeinen Charakters, und bezieht letztern nur auf einen Theil des Ganzen. Auch die Steine und Metalle behaupten sich im Kampf gegen die Elemente und gegen einander selbst, indem sie nur auf Kosten der Elemente entstehen, leben und wachsen, sich nährend und erhaltend von deren Bestandtheilen. Die Elemente selbst stehen in ewig feindlichem Verhältniß zu einander, jedes mit dem Bestreben, für sich allein zu bestehen, die andern in seinen Kreis zu ziehen und sich zu assimiliren (in sich zu verwandeln), was aber immer nur theilweise gelingt, indem der unvollkommene Sieg bald auf der einen, bald auf der andern Seite ist, sodaß dieser Kampf nur die Bedingung einer fortwährenden Schöpfung und sein Erfolg ein ewiger Wechsel der Dinge, ih-

res Entstehens, Wachsens, Gedeihens, Erkrankens und Vergehens ist. Von der Wahrheit und Allgemeinheit dieses Verhältnisses kann man sich aus der nähern Betrachtung der Polarität (s. d.) und des allgemeinen polaren Verhältnisses der Dinge, welches mit dem soeben dargestellten eins (identisch) ist, überzeugen. Von dieser Seite betrachtet ist also die sichtbare Natur der große allgemeine Kampfplatz eines ewigen Kriegs, auf welchem das Leben des Ganzen beruht, welches, bei näherer Beleuchtung, im Grunde selbst nichts Andres ist als eben dieser ewige Krieg, mit allen Folgen, die aus ihm hervorgehen. Ja, nicht nur das Naturleben in engerm Sinne, vielmehr ist Alles, auch das höhere Menschliche in allen Sphären des Göttlichen, einerseits wenigstens, ein Kampf, der nur mit dem Tode ganz endigt. Das religiöse Leben z. B., wenn es von seiner höhern (himmlischen) Seite zwar göttlicher Friede ist, besteht von der andern, gegen das Niedere, Irdische gewendeten Seite in einem fortwährenden Kampfe gegen das irreligiöse Princip, welches sowol aus verborgenen Schlupfwinkeln des eignen Innern in Gestalt von Zweifeln hervortritt, als auch von Außen als fremder Unglaube dem Leben des Religiösen feindlich entgegenkommt. Das Kunstleben kämpft einerseits gegen den Widerstand der Materie, in welcher sie ihre Ideen verwirklichen (verleiblichen) will, andrerseits mit den Schwierigkeiten, welche die Endlichkeit der Formen der Darstellung göttlicher Ideen entgegenwirkt. Und was ist die Tugend Andres als ein Kampf gegen das böse (selbstische) Princip, sowol nach Innen, gegen diesen Feind im eignen Gemüthe, als nach Außen gegen die Werke der Finsterniß, gegen das selbstsüchtige Streben schlechter Menschen, welche der Ausführung des Guten entgegenkämpfen? Und ist nicht endlich auch die Wissenschaft ein ewiger Kampf des Geistes gegen den Mysticismus (vgl. d.), im Streit des intellectuellen Lichts mit dem Dunkel des Geistes (Unwissenheit, Irrthum, Aberglaube ꝛc.), und zwar ebenfalls in doppelter Richtung. Schon dieser gemeinschaftliche Charakter beider Welten, der realen und idealen, der Natur und des Geistes, deutet auf deren ursprüngliche Einheit und begründet die Überzeugung, daß beide nur verschiedene Stufen eines Ganzen sind, und daß man nur innerhalb dieses Ganzen den Gegensatz einer Naturwelt (des unbewußten Lebens) und eines Reichs der Freiheit (des selbstbewußten Denkens und Handelns) anerkennen darf, woraus dann weiter folgt, daß die Natur gleichsam der Grund und Boden für den Baum der Freiheit ist, d. h.: daß in der Natur der verborgene Keim enthalten ist, aus welchem sich alle Herrlichkeit der idealen Welt entwickelt. Wenn aber alles Leben, das niedere wie das höhere, ein Krieg oder Kampf ist, so darf man nicht vergessen, daß das Ende alles Kampfs Friede und Versöhnung ist, und man würde das Wesen und Wirken der lebendigen Natur wieder nur einseitig erfassen, wenn man nicht mitten in ihrem kriegerischen Reiche aus ihrem fruchtbaren Schoße zugleich den Frieden aufblühen und gedeihen sähe. Aber der Friede der Natur kann nur theilweise oder abwechselnd auf einzelnen Punkten bestehen, während im Ganzen Krieg fortdauert, da allgemeiner Friede Tod wäre. So gehen aus der Versöhnung streitender, bewußtloser Naturkräfte neue Erzeugnisse hervor, welche gleichsam die Bestätigung (Darstellung) oder die Frucht des Friedens sind. Das ganze Mineralreich z. B. ist Zeuge von dem Frieden, der nach dem Kampf des Erdelements mit den übrigen Elementen auf unzähligen Punkten der Erdrinde, unter sehr verschiedenen Bedingungen, zu Stande gekommen ist. Und so ist jedes Naturerzeugniß (Naturproduct) die Erscheinung des Friedens, der Versöhnung zuvor mit einander im Streit begriffener (sich polar zu einander verhaltender) Kräfte, zugleich aber auch der Anfang eines neuen Streits, indem die verschiedenen Erzeugnisse sich nun selbst polar (feindlich) zu einander verhalten. Ein ähnliches (analoges) Verhältniß findet nothwendig in der idealen Welt statt, da sie das höhere Ebenbild der (bewußtlosen) Natur ist. Das Ende des Kampfs in der Kunstthätigkeit ist das Kunsterzeugniß

(Kunstwerk), in dessen Anschauung das beseligende Gefühl der Versöhnung höherer Kräfte, welche während und in der Arbeit im Streit mit einander waren, im Künstler und Kunstverehrer hervortritt. Der Erfolg oder vielmehr der Sieg aus dem religiösen und sittlichen Kampfe ist göttlicher Friede in der Anschauung des Göttlichen und das belohnende Gefühl, welches tugendhafte Handlungen begleitet, und der Kampf der Wissenschaft gleicht sich in der gefundenen oder bewiesenen Wahrheit aus, in welcher der Friede als wissenschaftliche Überzeugung (Evidenz) erscheint. Alle Bildung, im Geistigen wie im Leiblichen, ist also Kampfresultat, und die Namen: Krieg (Kampf, Streit), Friede, Sieg, Held haben eine große, durch das Ganze greifende Bedeutung. Alles Gute, Schöne, Wahre, Große geht aus Kampf und Streit hervor, wodurch es gebildet, geläutert, zum Bewußtsein erhoben (in die Erkenntniß geboren) wird, und um so herrlicher erscheint, je größer und schwerer der Kampf war, durch welchen es errungen wurde. Wer in der Welt eine vorzügliche Stelle einnehmen, sich auszeichnen, seine Bestimmung in vorzüglichem Grade erreichen will, muß tapfer kämpfen und im Kampf sich als Held bewähren. Und dieser Kampf ist schwer, denn je höher ein Naturwesen steht, desto größer und vielseitiger ist die Sphäre des Streits, in deren Mittelpunkt es als Kämpfer gestellt ist. Alle Naturdinge unter dem Menschen kämpfen nur einseitig, oder nach wenigen Richtungen gegen einzelne feindliche Angriffe, aber der Mensch ist von allen Seiten, nach Innen und Außen von Feinden umgeben, gegen welche er sich zu behaupten hat, um innerlich und äußerlich den Frieden zu erkämpfen: ein Bild, das jeder Denkende, der die obigen Winke weiter verfolgt, sich leicht selbst vervollständigen und ausmalen wird. Der Kampf um die Wahrheit in wissenschaftlicher Thätigkeit ist, im Idealen, der höchste und darum auch, wenn er gelingt, der erfolgreichste. Wenn daher die Wissenschaft, indem sie, vermöge des Zusammenhangs der Wahrheiten, auf das Ganze geleitet, ihren Blick auf den großen allgemeinen und endlosen Streit, d. h. auf das Leben des Ganzen, der Gesammtnatur, des Universums richtet und in diesem Streite selbst vollkommene Harmonie, theils wissend, theils ahnend erkennt, so feiert sie in dieser Erkenntniß, welche die Offenbarung Gottes in ihr ist, ihren höchsten Triumph.

Naturalien, Naturerzeugnisse, sind alle von der Natur hervorgebrachte Körper, insofern sie besonders durch die Kunst noch keine wesentliche Veränderung erlitten haben; dann aber nennt man so die seltenern oder wohl erhaltenen Naturerzeugnisse, welche in Naturaliensammlungen aufgenommen werden. Hierzu gehören Muscheln, Steine, getrocknete, in Weingeist gesetzte, oder ausgestopfte Thiere, Kräuter. Ein Naturaliencabinet ist daher eine Sammlung von allerlei Gegenständen aus den drei Reichen der Natur, welche entweder öffentliche Anstalt ist, oder von Privatpersonen angelegt wird. Wahrscheinlich ist es, daß Aristoteles eine solche Sammlung hatte, da ihm auf Alexanders Befehl das Seltenste aus allen drei Reichen der Natur zugeschickt werden mußte. Was indessen im Alterthume der Einrichtung von Naturaliencabineten vorzüglich entgegengestanden haben muß, scheint die Unzulänglichkeit der Mittel gewesen zu sein, die man damals zur Aufbewahrung der der Fäulniß unterworfenen Gegenstände hatte. Noch unbekannt mit dem Gebrauch des Weingeistes, welcher alle Fäulniß abhält und bei seiner Durchsichtigkeit die vollkommene Beschauung des in ihm aufbewahrten Körpers verstattet, legte man die faulbaren Naturalien in Salzwasser oder in Honig, oder man übergoß sie mit Wachs. Im Mittelalter war die Anlegung von Naturaliensammlungen gewöhnlich die Sache der Kaiser, Könige und Fürsten, denen man aus dem Auslande seltene Naturgegenstände zum Geschenk mitbrachte, wozu die Ausbreitung des Handels immer mehr Gelegenheit gab. Als sich die Vorurtheile verloren, welche sich anfangs der Anatomie entgegensetzten, und die Akademien die Erlaubniß bekamen, menschliche Körper zu zerlegen, scheint man zuerst

den Nutzen des Weingeistes zur Aufbewahrung faulbarer Naturalien erkannt zu haben. Erst später wurden Naturaliensammlungen von Privatpersonen angelegt. Solche Örter, wo ein lebhafter Handelsverkehr herrschte, waren hierzu vorzüglich geeignet. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, was Herr v. Stetten in s. „Kunstgeschichte von Augsburg" sagt, daß dieser Sammlungsgeist in Deutschland in dem vor Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch seinen Handel so blühenden Augsburg zuerst rege geworden sei. Die ersten einigermaßen bedeutenden Privatsammlungen kommen indessen erst im 16. Jahrh. vor. So hatten H. Corn. Agrippa von Nettesheim, Paracelsus, Cardanus, Konrad Gesner, Georg Agricola u. A. nicht unbedeutende Naturaliensammlungen. Den ersten Katalog von Privatsammlungen gab Samuel Quickelberg, ein Arzt aus Antwerpen, der um 1553 in Ingolstadt in großem Ansehen stand, 1565 zu München in Quart heraus. Jetzt ist ganz Europa mit öffentlichen und Privatnaturaliencabineten angefüllt. Als die vorzüglichsten bemerken wir dasjenige, welches einen Theil des Museums zu Paris ausmacht, das Naturaliencabinet der Akademie der k. Universität zu Berlin und der Gesellschaft naturforschender Freunde daselbst, das k. k. Cabinet der Naturgeschichte zu Wien, die Cabinete zu München, Jena, Dresden, Hanover und Celle, das Cabinet, welches einen Theil des britischen Museums in London ausmacht, das Naturaliencabinet von Banks ebendaselbst, die Cabinete in Haag, Barcelona, Madrid, das kaiserl. Naturaliencabinet in Petersburg. In Dänemark und Schweden gibt es keine ausgezeichnet großen Naturaliensammlungen; doch ist in dem letztern Reiche das auf der Universität Upsala befindliche Cabinet zu bemerken, um welches sich Linné besonders verdient gemacht hat. — D. Thon hat ein „Handb. für Naturaliensammler, oder Anweisung die Naturkörper zu sammeln", nach dem Französ. (m. Kpf., Ilmenau 1826) herausgegeben.

Naturalisiren heißt, in einem Lande einheimisch machen, und in politischer Bedeutung (gleichbedeutend mit **nationalisiren**) Einem als Fremden die politischen Rechte eines im Lande Geborenen mittheilen. In der ersten Bedeutung gebraucht man das Wort auch von Naturerzeugnissen, welche in ein andres Land verpflanzt werden und sich akklimatisiren müssen. Das Recht, welches dem Naturalisirten auf diese Weise ertheilt wird, heißt das jus indigenatus, oder das Recht eines indigena (eines im Lande Geborenen). Bisweilen schließt aber die Naturalisirung oder die Ertheilung des **Indigenats** (s. d.) die Mittheilung aller politischen Rechte eines Eingeborenen oder Landeskindes in sich, und oft ist der Indigenat noch vom eigentlichen Bürgerrecht verschieden. In jedem Lande pflegen die Fälle, in welchen man naturalisirt werden kann, durch allgemeine Landesgesetze bestimmt zu sein, in monarchischen Staaten ist es gewöhnlich eine Regierungs- und Gnadensache. Gewöhnlich gibt eine Reihe von Jahren, die man in einem Lande zugebracht, oder eine Stelle, die man darin erlangt, oder ein Verdienst, das man sich darum erworben hat, den Indigenat. Bei den Republiken des Alterthums bemerkt man, daß sie in ihrer ersten Entwickelungsperiode, um sich in der Zahl zu verstärken, mit Ertheilung des Bürgerrechts ebenso freigebig waren, als sie streng und sparsam damit wurden, wenn der Staat fest gegründet und in seiner blühenden Periode war. Der Verfall der alten Republiken führte auch mit sich, daß man mit Ertheilung des Bürgerrechts wieder äußerst freigebig wurde, indem der Luxus, die vermehrten Communicationen, der verminderte Werth einer sinkenden Freiheit das Isolirungssystem schwächte und das Bürgerrecht weniger schätzbar machte. Wenn man in England naturalisirt wird, so erhält man damit noch nicht das Recht, Parlamentsglied oder Glied des Ministerconseils, oder irgend ein öffentlicher Beamter zu werden. Die Handelsvortheile, welche der geborene Engländer im Handel mit auswärtigen Nationen genießt, könnten jedoch allein viele Ausländer bewegen, sich naturalisiren zu lassen. Auch dafür ist in England gesorgt. Erst 7 Jahre nach der

geschehenen Naturalisation darf der Naturalisirte an jenen Handelsprivilegien der geborenen Engländer in fremden Ländern Theil nehmen. (Vgl. Aubaine, droit d', und Fremde.)

Naturalismus. Unter diesem Worte versteht man gewöhnlich die Ausübung einer Kunst oder Wissenschaft, nicht nach Studium oder den bewußten Regeln derselben, sondern nach natürlicher Anlage. So ist z. B. Derjenige ein Naturalist im Fechten, der diese Kunst nie nach Regeln gelernt hat und doch mit einem Andern zu fechten unternimmt. So ist man Naturalist sogar in der Philosophie, wenn man bloß mit Hülfe des gesunden Menschenverstandes, ohne speculative Ausbildung und Methode die Aufgaben derselben zu lösen versucht. Alle Künste sind in diesem Sinne von Naturalismus oder Naturalisterei ausgegangen; früher waren es die vom Instinkt oder zuweilen vom Genie eingegebenen Versuche, aus deren wiederholter Beobachtung sich mit der Zeit die Kunstregeln entwickelten. Die ersten Künstler waren also Naturalisten (d. i. sie arbeiteten ohne regelmäßige Anweisung nach natürlicher Anlage), die nachfolgenden bildeten die Kunst so aus, daß es oft schien, als ob man sie ohne natürliche Anlage und bloß durch Kunstregeln erlernen könne. So gebildete mittelmäßige Künstler haben im Gegensatz geistvoller und genialer Naturalisten oft den im Grunde thörichten Streit veranlaßt, ob es besser sei, Naturalist oder Künstler in einer Sache zu sein. (Vgl. Naturdichter.) In einer andern wissenschaftlichen Bedeutung versteht man unter Naturalismus, im Gegensatze des Supernaturalismus (s. d.), die Ansicht, daß der Mensch bloß durch Anwendung und natürliche Entwickelung s. Geisteskräfte, und ohne Unterstützung, zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit und zur Glückseligkeit gelangen könne. Der Naturalismus leugnet also die geoffenbarte Religion.

Naturdichter, ein in unserer Zeit sehr gemißbrauchter Name; darum wird die genauere Entwickelung der Begriffe über diesen Gegenstand nicht überflüssig sein. Wenn die Poesie eine Kunst ist, so kann, scheint es, kein Dichter ein Naturdichter sein; und wenn jeder Dichter, wie man sagt, „geboren wird", oder „ein geborener Dichter sein muß", so muß jeder Dichter auch Naturdichter sein. Wahr ist es nun, daß die Dichtkunst ein Naturell voraussetzt, welches kein Mensch sich geben kann; es gibt aber auch Manches an der Kunst, was nur durch Fleiß, Übung und freie Richtung des Naturells erworben werden kann. Wo aber beide, Natur und Freiheit, glücklich zusammentreffen, da ist das Höchste in der Poesie möglich. Jeder ist also zwar durch ein Naturtalent, aber Keiner durch bloße Natur Dichter, und es gibt in dieser Beziehung gar keinen Naturdichter, oder Jeder ist einer. Aber es lassen sich Grade der Kunstbildung unterscheiden, mit welchen man die Kunst ausübt. Der Eine empfängt eine schulmäßige Anleitung in dem Gebrauche seines Kunstmittels, oder übt sich selbst nach bestimmten Grundsätzen in der fehlerfreien und richtigen Anwendung desselben, um es dereinst zur freien Darstellung des Schönen zu erheben; einem Andern wird ohne Studium und fremde Anweisung schon der Versuch zu einem gelungenen Werke und jede Übung eines spielenden Krafttriebes ein angenehmes, gefälliges Erzeugniß. Wollte man diesen Naturdichter nennen, so würde entweder der höhere Grad der Genialität das Charakteristische desselben, oder der Naturdichter nichts Andres als ein Naturalist in der Dichtkunst sein. Denn es läßt sich wol auch denken, daß Jener, der die vollkommene Schule (das eigentlich Technische oder Grammatische der Kunst, was sich erlernen läßt) mit Ernst oder Freiheit mehr oder minder schnell durchlaufen hat, desselben Grades der Kraft sich rühmen dürfe, und daß er Den, welcher schon früh, fast spielend und ohne planmäßige Anleitung und Übung ein gefälliges Werk hervorbringt, späterhin durch Tiefe, Gründlichkeit und Klarheit seiner Werke weit übertreffe. In dieser Rücksicht würden wir einen Naturalisten in der Poesie als einen noch nicht fertigen und ausgebildeten Dichter betrachten, der, wenn ihn der oberflächliche

Reiz seines Erzeugnisses und der Beifall der Menge bezwingt, vielleicht niemals zur höhern Ausbildung gelangt, wie man überhaupt Jeden einen Naturalisten zu nennen pflegt, dem die kunstmäßige Ausbildung seines Talents mangelt, und welcher in den mehr oder weniger sichern Übungen desselben Das aufstellt, was er für Kunstwerk hält oder im Kunstgebiete zu leisten entschlossen ist. Wer also seinen Talenten Alles überläßt und mit flüchtiger Einsicht in das Kunstgebiet, ohne tieferes Studium der Kunst und ihrer Gegenstände zum Darstellen eilt, wo er noch üben sollte, der ist Naturalist. In der Poesie, Declamation und in den mimischen Künsten zeigt sich hauptsächlich dieser Naturalismus, weil in diesen das Kunstmittel von dem darstellenden Subject ungetrennt ist und Jeder es im Leben schon unwillkürlich gebraucht. Deßhalb entsteht so leicht die Meinung, als sei in diesen Künsten das Studium nicht nöthig, und deßhalb könnte es auch scheinen, als sei ein jeder Dichter und Schauspieler Naturalist. Blicken wir aber in das Leben der größten Dichter, so ergibt sich bald, mit welchem gewissenhaften Studium, mit welcher wahrhaft religiösen Vertiefung in die Gegenstände der Dichtkunst sie ihren Naturberuf entfaltet und ihrer Kunst obgelegen haben; und wir würden, wenn auch die Meisten, welche als Dichter täglich auftreten, das Studium der Sprache, der Rhythmik u. s. w. nicht betrieben hätten und also Naturalisten wären, doch unzweckmäßig und nur mißbrauchsweise den Namen des Naturdichters auf sie übertragen. Sonach würde derselbe zunächst Denjenigen bezeichnen, der, mit einem hohen Grad der poetischen Anlage ausgestattet, durch eignes, tiefes Studium, ohne fremde Anweisung (als Autodidakt) zu dem Charakter des Dichters gelangt. Endlich scheint sich dieser Name, sowie der Ausdruck: Naturpoesie, auf die verschiedenen Arten der Bildung zu beziehen, unter deren Bedingung die Poesie geübt wird. Es gibt nämlich eine Art der Bildung, welche mehr den Charakter der lebendigen Anschauung und der allseitigen Vertiefung in die Gegenstände trägt. Sie ist dem Künstler vorzugsweise eigen und förderlich. In Beziehung auf die Persönlichkeit des Künstlers aber ist sie mehr bewußtlos und hat den äußern Anschein eines instinktähnlichen aber freien Hingebens und Hingezogenseins an die Gegenstände. Sie findet sich unter Menschen und Völkern da, wo ihre Einbildungskraft, der klare Spiegel der Natur, die Dinge in ihrem reinen, ungetrübten Schimmer lebendig auffaßt, wo sich der Mensch nur erst allmälig über die Naturgewalt erhoben hat und wo er also der Natur noch näher steht. Eine andre entgegengesetzte Art der Bildung findet statt, wo eine einseitige, das Geistige und Körperliche, Idee und Wirklichkeit trennende Reflexion herrschend geworden ist. Man kann sie die künstlichere Bildung nennen. Bei jener herrscht überhaupt die Kunst, bei dieser die Wissenschaft vor. Dieser Gegensatz aber tritt ein: 1) in Hinsicht ganzer Geschichtsperioden, z. B. der alten (d. i. vorchristlichen) und der neuern Zeit, sodaß man die griech. Poesie, im Gegensatze der Poesie der neuern Völker überhaupt, vorzugsweise Naturpoesie, letztere Kunstpoesie nennen könnte, insofern sie eine künstlichere Bildung voraussetzt, dann 2) in Hinsicht der Geschichtsperioden einzelner Völker, sodaß die homerische Poesie durch ihren reinnatürlichen Charakter, im Gegensatze der spätern und ausgebildetern Lyrik und Dramatik, ferner die altdeutsche Poesie, und namentlich die Poesie der Volkslieder oder die volksmäßige Poesie, im Gegensatze der Dichtungen unserer Zeit, Naturpoesie genannt werden dürfen; endlich 3) in einer und derselben Zeit bei verschiedenartiger Bildung der Individuen, unter denen entweder jene oder diese Ansicht, die poetische und lebendige, oder die verständige und überlegende Ansicht vorherrscht. So könnte man z. B. Bürger, ja selbst Göthe, als wahre Naturdichter, einem Schiller, als mehr reflectirendem Dichter (Einige sagen philosophischem Dichter), entgegenstellen. Erstere nämlich fassen ihre innere Welt im Drange ihres poetischen Gefühls in lebendigen, scharf beschlossenen Zügen und Gestalten auf; in Schiller's Poesien findet man dagegen anstatt

der Darstellung der Gegenstände oft nur eine erhabene und geistvolle Reflexion über dieselben, ja über die Poesie selbst, ferner einen Gegensatz des Idealen und der Wirklichkeit, welche der Dichter in seiner Welt vereinigen muß. Aus dieser Culturverschiedenheit ist es auch begreiflich, warum die wahren Dichter unter uns so selten sind und immer seltener erscheinen werden, da im Gegentheil die Kunstphilosophen und Kritiker sich vermehren. Denn die Reflexion über das Geschaffene folgt dem Schaffen nach und erscheint vorherrschend, je mehr die poetische Darstellungskraft eines Volks sich erschöpft. Ferner ist es auch erklärbar, warum erst zu unserer Zeit der Unterschied der Naturpoesie und des Naturdichters von der Kunstpoesie gemacht worden ist. Denn da der Naturdichter, als solcher, weniger über sich selbst reflectirt, was erst der Charakter einer spätern Bildung ist, in welcher der Verstand vorherrschend wird, so konnte eben auch der Charakter der Naturpoesie den Menschen jener Zeit nicht zum Bewußtsein kommen, wol aber denen der spätern Zeit, die jenen Gegensatz erst bildet und begreift. Zu den Merkmalen der Naturpoesie in der zuletzt angeführten Bedeutung würden wir es rechnen, daß sie mehr oder weniger volksmäßig ist und alle Classen und Stände einer Nation gleich anspricht, begeistert und erhebt; dahingegen die Kunstpoesie einen höhern Grad, besonders der geistigen und geselligen Bildung verlangt, und daher mehr für die höhern Stände geeignet ist. Wenn jene mehr an sich selbst erhebt und erfreut, so muß man zu dieser sich erheben und bilden. Endlich kann der Name: Naturpoesie und Naturdichter, auch auf den Gegenstand der Dichtung bezogen werden, doch nicht ohne Rücksicht auf die bisher angeführte Bedeutung dieser Ausdrücke. Denn die Natur in ihren Wirkungen und Erscheinungen kann nur da selbständig von der Poesie erfaßt und behandelt werden, wo sie nicht im Gegensatze des Geistes und bloß durch Reflexion, sondern symbolisch und gleichsam als Personificirung des Geistigen durch Phantasie aufgefaßt wird. Dieses ist aber gewöhnlich in der beschreibenden oder malenden Poesie am allerwenigsten der Fall; sie ist im Gegentheil weit öfter Erzeugniß eines einseitigen Nachdenkens, welchem die Phantasie kümmerlich untergeordnet wird, als ein freies Ergebniß der gefühlvollen und phantasiereichen Naturanschauung; daher wir das beschreibende Gedicht, wie es ist, am wenigsten zur Naturpoesie und den beschreibenden Dichter am wenigsten zu den Naturdichtern rechnen möchten. Wir würden aber in Verlegenheit gerathen, wenn uns Jemand um ein fehlerfreies Muster der Naturpoesie in letzterm Sinne fragte. T.

Naturell. Unter diesem oft schwankend, bald für Temperament, bald gar für Charakter genommenen Ausdrucke befaßt man am richtigsten alle jene Eigenthümlichkeiten der Menschennatur, die aus den körperlich-organischen Anlagen hervorgehen. Vom organischen Leben geht Alles bei uns aus; unser erstes Leben ist bloße Vegetation. Aber auch wenn das Empfindungs- und geistige Leben sich entwickelt hat, dauert das vegetative fort und hat einen wesentlichen Einfluß auf das höhere Empfindungs- und geistige Leben. Wie oft sind wir ein Spiel unsers Mechanismus! Kann aber schon ein vorübergehender Zustand Veränderungen in uns bewirken, wie viel mehr wird es nicht eine bleibende Beschaffenheit! Menschen, die schon in der physischen Anlage nichts mit einander gemein haben, können unmöglich in Gefühl, Meinung und Vorstellung sich gleichen. Bei der vollständigen Beurtheilung eines Menschen hat man demnach Rücksicht zu nehmen auf seinen Organismus, die besondere Beschaffenheit der festen und flüssigen Theile, deren Verbindung und Verhältniß und alles Dasjenige, was dadurch Veränderungen im geistigen und moralischen Menschen hervorbringt. Man kann auch sagen, daß man Rücksicht zu nehmen habe auf Constitution, Bau und Beschaffenheit der festen Theile des Körpers, und die Complexion, d. i. das Flüssige, durch die Lebenskraft gesetzmäßig Bewegliche im Körper, mit Inbegriff der Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieser Säfte. Beide sind noch nicht das Naturell selbst, sondern nur die Bedingungen

desselben; denn je nachdem diese verschieden sind, kommen auch verschiedene Erscheinungen des Gemüths zum Vorschein. (S. auch Temperament.) dd.

Naturforschung, s. Naturgesetze.

Naturgeschichte ist (im gewöhnlichen Sinne) die erzählende Darstellung der Entwickelung der Naturdinge, Naturkörper, Naturproducte, wobei alle die Entwickelung (werdende und gewordene Bildung) begleitende Erscheinungen erwähnt und beschrieben werden. Wenn aber zugleich die Gründe der Entwickelung mit erörtert werden, wodurch die Nothwendigkeit des bestimmten Ganges und Charakters der Entwickelung offenbar wird, sodaß man begreift, warum die Erscheinungen gerade so und nicht anders sind, noch sein können: so entsteht eine höhere, nicht bloß erzählende, sondern philosophische Naturgeschichte, welche auch Naturphilosophie heißt. (Vgl. wegen dieses Gegensatzes zwischen dem bloß empirischen und rationellen Gesichtspunkte d. A. Physik.) Daraus erkennt man, daß Das, was man gewöhnlich Naturgeschichte nennt, nämlich die erzählende (empirische), die Entwickelung oder Bildung der Naturdinge rein historisch darstellende Naturgeschichte erst durch die Naturphilosophie ihre rechte Begründung, und somit Werth und Wahrheit erhält, und daß dagegen die bloß empirische, die sich um die Gründe der Entwickelung nicht bekümmert, zwar nützlich sein wird für das praktische Menschenleben, mithin z. B. in ökonomischer, technologischer, forstwissenschaftlicher Hinsicht sehr dienlich sein, aber keinen Werth als Wissenschaft haben kann, da man durch sie die Natur und ihre Erzeugnisse nur von ihrer Außenseite kennen lernt. Gegenstände für die Naturgeschichte können nur diejenigen Naturdinge sein, deren Entwickelung (Bildung in der Zeit und im Raume), wo möglich von ihrer Entstehung an, durch deutliche Anschauung beobachtet werden kann. Dahin gehört also die Erde oder unser Planet, wenigstens die Erdrinde, soweit man sie durchforschen kann, und alles was auf ihrer Oberfläche ist, wächst und lebt. Was dagegen außerhalb unsers Planeten ist, der Himmel also oder die entfernten Weltkörper, gehört nicht in den Bereich der Naturgeschichte, obgleich es Gegenstand einer Naturwissenschaft, der Astronomie ist. Denn jeder Weltkörper muß zwar, als lebendes Weltindividuum, so gut wie unsere Erde, wie jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch, seinen besondern Lebenslauf, d. h. ein entstehendes, zunehmendes (aufsteigendes), abnehmendes (absteigendes) und endlich vergehendes (aufhörendes, verschwindendes) Leben, mithin eine wirkliche (reale) Naturgeschichte haben, und diese Naturgeschichte kann nur an den Veränderungen, Erscheinungen und Erzeugnissen erkannt werden, welche jede Lebensperiode des Weltkörpers bezeichnen und begleiten; aber diese Veränderungen, Erscheinungen rc. können bei den entfernten Weltkörpern nicht beobachtet werden, weil die Anschauung des Menschen nicht so weit reicht, und daher ist auch keine kosmische Naturgeschichte (Naturgeschichte der Weltkörper), als menschliche Wissenschaft, möglich. Auch werden Physik und Chemie, für sich, nicht zur Naturgeschichte gerechnet, für welche sie aber theils begründende, theils Hülfswissenschaften sind. Es kann also nur 4 Hauptwissenschaften geben, welche die Naturgeschichte in sich begreift, nämlich 1) die Geologie, als Naturgeschichte der Erde, diese als Ganzes und in ihren Theilen (Boden, Mineralien) betrachtet, oder die Mineralogie in umfassenderm Sinne; 2) die Phytologie oder Botanik, als Naturgeschichte der Pflanzen und des Pflanzenreichs; 3) die Zoologie, als Naturgeschichte der Thiere und des Thierreichs, und 4) die Anthropologie als Naturgeschichte des Menschen und des Menschenreichs oder der Menschenwelt. Jede dieser 4 Hauptwissenschaften hat wieder ihre untergeordneten Wissenschaften (s. Naturwissenschaften); diese haben wieder Nebenzweige, und alle treiben gleichsam Laub und entfalten aus sich Blüthen und Früchte, und so gleicht das Ganze einem Baum, dessen Stamm die Geologie, dessen höchster Gipfel aber mit den edelsten Blüten und Früchten die Anthropologie ist. Alle Naturgeschichte

ist nothwendig einerseits erzählend (geschichtlich im engern Sinne), indem sie die Veränderungen eines sich entwickelnden Naturindividuums vorträgt, wie sie in der Zeit auf einander folgen. So erzählt die Phytologie, wie die Pflanze ihre Entwickelung nach zwei entgegengesetzten Richtungen mit dem Keim des Samenkorns beginnt, abwärts in der Wurzel, die sich unter der Erdoberfläche verbreitet, aufwärts in dem Stengel, der, sich über die Erdfläche erhebend, dem Himmel entgegenwächst; wie der Stengel in der Folge Äste und Zweige aus sich hervortreibt, wie dann die Zweige in Laub sich entfalten, wie dieses endlich in der Blüthe die höchste Form der Pflanzenbildung erreicht, wie ferner von diesem Wendepunkt aus der Lebenslauf der Pflanze abwärtszusteigen beginnt, indem sich aus der Blüte allmälig die Frucht, aus dieser zuletzt der Same entwickelt. Andrerseits ist die Naturgeschichte beschreibend, indem sie zeigt, wie sich die Lebensmomente eines Naturwesens bei seiner Entwickelung im Raume darstellen und als leibliche Form in Verbindung mit Farben und sonstigen körperlichen Eigenschaften offenbaren. Die Naturbeschreibung hat es also mit der Gegenwart, daher vorzüglich mit dem zu thun, was sich im Lebenslauf eines Naturdings im Raume bereits entwickelt hat, also mit der Darstellung der räumlichen Erscheinung eines Lebens, sowol im Einzelnen als in der Gesammtheit, nach den Theilen sowol als im Ganzen. Da nun das Zeitliche und Räumliche der Dinge, nämlich das Fortschreiten der Entwickelung des Lebens und die Darstellung des Entwickelten im Raume, in der Natur nicht getrennt, sondern beides immer beisammen, in und mit einander ist, so können auch diese beiden Momente der Naturgeschichte: Erzählung und Beschreibung, nicht völlig von einander getrennt werden, sondern sie spielen nothwendig in einander, und können nur durch das Übergewicht auf der einen oder andern Seite, durch ein Vorherrschen des einen Moments über das andre unterschieden werden. So hat es die Phytologie, bei der Beschreibung der Pflanze zunächst nur mit der räumlichen Gegenwart derselben zu thun; aber alle Gegenwart weist auf eine Vergangenheit zurück und verspricht eine Zukunft: nicht alle Theile der Pflanze sind zugleich gegenwärtig; der Phytolog oder Botaniker muß also, um vollständig zu beschreiben, zugleich auf das Zeitliche Rücksicht nehmen, in seine Beschreibung die Erzählung aufnehmen, indem er z. B. bei der Beschreibung der Blüthe, wenn er deren Bedeutung angeben will, auf ihr Vorbild in der Laubpflanze (Laub, Stengel und Wurzel) zurückweist, und auf die Anlage der künftigen Frucht aufmerksam macht, bei der Beschreibung der Frucht und des Samens aber auf die vergangene Blüte zurückdeutet. Ein drittes Moment der Naturgeschichte ist die Systematik, d. h. die naturgemäße oder wenigstens nach Naturgemäßheit strebende Anordnung und Stellung der Theile des Ganzen; sie bezieht sich einerseits auf das vollkommenste Individuum eines Reichs, andrerseits auf das ganze Reich, und sie kann daher in jener Beziehung die specielle, in dieser die generelle Systematik heißen. Sie ist eigentlich das Resultat aus der Erzählung und Beschreibung, also das dritte Moment der Naturgeschichte, nicht neben den beiden ersten, sondern aus ihnen hervorgegangen. Denn wer z. B. weiß, wie sich die vollkommene (ihrer ganzen Idee entsprechende) Pflanze, ihren Theilen nach, in der Zeit entwickelt, und vermöge einer sinnvollen Beschreibung die Bedeutung ihrer Theile kennt, der kennt auch ihre nahe und entferntere Verwandtschaft, ihren Rang, ihre stufengemäße Stellung gegen einander, d. h. erkennt das System der Pflanze. Für die generelle Systematik dient nun die specielle zum Muster und Vorbilde; denn aus dem System der einzelnen Pflanze — um bei diesem Beispiele zu bleiben — werden die Eintheilungsgründe für das ganze Reich genommen. Die empirische Naturgeschichte pflegt willkürlich nur einzelne Theile des speciellen Systems herauszuheben, um sie für die Eintheilung des Reichs zu benutzen, indem z. B., nach Linné, bloß die Organisation der Blüthe (eigentlich nur ein Theil dieser Organisation) zum Princip der systematischen Anordnung des ganzen Pflan-

zenreichs gemacht wird. So entstehen die künstlichen Systeme, deren Mehrheit aus ihrem Wesen sehr begreiflich ist. (Vgl. Natursystem.) Die philosophische Naturgeschichte dagegen nimmt sich das ganze nach philosophischen Gründen erkannte, specielle System zum leitenden Princip für die natürliche Anordnung des Reichs, und hierdurch wird das natürliche oder philosophische System begründet, wobei die Richtigkeit und Vollständigkeit der Begründung alle Vielheit der Systeme ausschließt. Diese 3 Momente oder Hauptseiten der Naturgeschichte dürfen nun nicht verwechselt werden mit folgenden 3 Theilen, in die sie in andrer Hinsicht zerfällt. An jedem Naturwesen (Naturindividuum) unterscheidet nämlich der menschliche Verstand: 1) die leibliche Form, mit allen dahin gehörigen materiellen Eigenschaften; 2) die Substanz des Leibes (die chemischen Bestandtheile und deren Verhältniß), 3) das Leben. Die Betrachtung, Erforschung und Bestimmung dieser Drei, welche, während des Daseins, in jedem Naturdinge untrennbar verbunden, oder eigentlich nur Unterschiede einer Einheit sind, gibt die 3 Theile jeder naturhistorischen Wissenschaft, nämlich: a) die Formenlehre — Morphologie; b) die Stofflehre — Stöchiologie (Chemie); c) die Lebenslehre — Biologie oder Physiologie. Die Formenlehre, welche vorzugsweise Gegenstand der Naturbeschreibung oder vielmehr sie selbst ist, wäre, naturgemäß, eigentlich der dritte Haupttheil einer naturhistorischen Wissenschaft, da die sichtbare Form oder Gestalt das Resultat oder die Erscheinung des Gleichgewichts von Stoff und Leben ist, während im Stoff das Materielle, im Leben das Geistige oder Thätige mit Übergewicht hervortritt (s. Naturwissenschaften); aber die Formenlehre (Morphologie) ist, einer zweckmäßigen Methode gemäß, der erste (zuerst vorzutragende) Theil, weil die Form der (sinnlichen) Anschauung am nächsten liegt. Aber diese 3 Haupttheile sind in der Naturgeschichte nicht für sich und abgesondert von und neben den oben erwähnten 3 Momenten: der Beschreibung, Erzählung und Systematik; sondern diese kommen in jedem Haupttheile wieder vor, und jeder soll beschreibend, erzählend und systematisch sein. So theilt sich z. B. die Formenlehre: 1) in Formbeschreibung; 2) in Formgeschichte (Darstellung der Formverwandlung); 3) in Formsystematik (Anordnung der Dinge nach ihren Formen). Ebenso gibt es für die Stöchiologie eine Stoffbeschreibung (Darstellung der Eigenschaften der Stoffe), eine Stoffgeschichte (erzählende Darstellung der Umwandlung der Stoffe bei der Entwickelung eines Naturkörpers), und eine Stoffsystematik (naturgemäße Eintheilung und Anordnung der Stoffe); und ebenso hat die Physiologie dieselben 3 Momente der Naturgeschichte in sich aufzunehmen, oder sie sind vielmehr wesentlich in ihr enthalten. Die Naturbeschreibung hat es mit der Gegenwart (der vorhandenen Bildung, als Ergebniß der Entwickelung), die Erzählung mit der Zeitfolge der Veränderungen bei der Entwickelung, die Systematik mit der natürlichen Anordnung des Entwickelten zu thun. Bemerkenswerth ist es, daß die beiden ersten Momente der Naturgeschichte bei den verschiedenen Naturwissenschaften in einem verschiedenen Verhältniß zu einander stehen, und daß dieses Verhältniß in der Stufenleiter der Naturwissenschaften nach einem erkennbaren Naturgesetze wechselt. Da der Entwickelungsgang der Natur mit dem Vorherrschen des Realen oder Materialen beginnt, und stufenweise zum Lebendigen und Geistigern sich erhebt, so ist auch in der Mineralogie, die es mit dem untersten Naturreiche, worin das Materiale überwiegt, zu thun hat, das reale Moment der Naturgeschichte, die Naturbeschreibung überwiegend; das ideale dagegen, nämlich die Erzählung oder Naturgeschichte im engsten Sinne, zurückgedrängt. Mit dem in den folgenden höhern Reichen gesteigerten Naturleben, welches in zeitlichen Veränderungen sich offenbart, steigert sich auch in gleichem Verhältniß das ideale Moment der Naturgeschichte in den entsprechenden Wissenschaften; denn deutlicher tritt es schon in der Phytologie (bei der erzählenden Darstellung der Pflanzenentwickelung) hervor,

fängt in der Zoologie an, überwiegend zu werden, und ist in der Anthropologie (Naturgeschichte des Menschen und der Menschenwelt) in entschiedenem Übergewicht. Im Menschen ist die Natur im höchsten Grade zeitlich und geistig geworden (das Zeitliche ist die Form des Geistigen). Zur Anthropologie gehört die Geschichte. Denn Geschichte ist ebenfalls Naturgeschichte; sie ist Geschichte der Natur des Menschen und seines Geschlechts, Darstellung der Entwickelung der physischen (leiblichen), psychischen (seelischen, geistigen), mithin auch ethischen (moralisch-religiösen) Natur des geselligen Menschen. Daher hat die Naturgeschichte in ihre höchsten Stufen (die Zoologie und Anthropologie) noch einen vierten wesentlichen Theil, die Psychologie nämlich, in sich aufzunehmen, d. h. sie hat diese Wissenschaft als wesentlich zu ihr gehörig zu betrachten und zu bearbeiten. Von dieser Seite ist aber, zur Vervollkommnung der Naturgeschichte noch viel, und in Betreff der Zoologie fast noch alles zu thun übrig, da die Thierpsychologie gegenwärtig noch empirisches Stückwerk ist, welches man in die Naturgeschichte der einzelnen Thiere da mit einwebt, wo von ihrem Betragen, d. h. von ihren psychischen Eigenschaften die Rede ist, wie sich diese in Handlungen äußern. Man war bisher gewohnt, die Psychologie des Menschen nicht nur von den Naturwissenschaften zu trennen, sondern sie wol gar als eine ihnen völlig fremde (heterogene) Wissenschaft zu betrachten; aber mit welchem Rechte? Was ist die Psyche (Seele) des Thiers Andres als seine unsichtbare Natur? Und so ist auch die menschliche Psyche nichts Andres als des Menschen höhere, ideale Natur. Psychisches Leben ist höheres Naturleben. Die Seele ist keine zufällige Gabe, die zum fertigen Leibe erst hinzugekommen wäre; sie ist eins mit dem Leben und ist daher dieses selbst auf einer höhern Stufe. (Vgl. Geist.) Die Anthropologie ist die höchste naturhistorische Wissenschaft, wovon ein Haupttheil die Psychologie, als Wissenschaft von der geistigen Natur des individuellen Menschen, ist. Da überhaupt das Edelste oder Höchste am spätesten zur völligen Entwickelung (Reife) gelangt, so darf man sich nicht wundern, daß es noch keine Anthropologie als vollständig organisirte Wissenschaft gibt, daß sie nur noch stückweise existirt und erst von der Zukunft die Sammlung ihrer zerstreuten Glieder in ein Ganzes erwartet, womit zugleich ein neuer Geist in sie kommen wird, der die zum Theil noch unerkannten Theile oder Glieder vollkommner gestalten und in die innigste Beziehung mit einander setzen wird. Sie wird sich dann als diejenige Wissenschaft offenbaren, in welcher die realen und idealen, die Natur- und Geisteswissenschaften ihren Einigungspunkt finden müssen, mithin die alte Trennung, die der sondernde und abstrahirende (scheidende) Verstand zwischen Natur und Geist gesetzt hat, aufhören, mithin auch die Scheidewand zwischen den erwähnten Wissenschaften fallen wird, indem die idealen Wissenschaften sich deutlich als höhere Naturwissenschaften zu erkennen geben werden. Endlich gehören zur Naturgeschichte noch folgende, ergänzende, doch minder wesentliche Theile, nämlich: a) die Bestimmung des Vorkommens oder Aufenthalts und der geographischen Verbreitung der Naturprodukte, was man die Geographie der Naturgeschichte nennen kann; b) die Beziehung derselben auf die Benutzung von Seiten der Menschen, wodurch eine Verbindung der Naturgeschichte mit andern Wissenschaften entsteht, in welcher Hinsicht z. B. von einer ökonomischen, technologischen, forst- und jagdwissenschaftlichen Naturgeschichte die Rede sein kann. Bei der Naturgeschichte eines einzelnen Naturdinges oder seiner Art müßten also, wenn sie vollständig sein soll, besonders in Beziehung auf die höhern Reiche, also z. B. bei der Naturgeschichte eines Thieres, folgende Punkte vorkommen: 1) systematische Bestimmung durch die Artkennzeichen (denn die Charaktere des Reichs, der Classe, Ordnung, Zunft, Sippschaft und Gattung werden der speciellen Naturgeschichte vorausgeschickt), Systematik; 2) Naturbeschreibung, Morphologie; 3) Aufenthalt, geographische Verbreitung, geographische Naturgeschichte; 4) anatomische Bestim-

mungen (kurze Beschreibung der innern Theile); 5) physiologische Bestimmungen, Biologie der innern Theile; 6) stöchiologische Bestimmungen, Stofflehre oder Chemie, in Beziehung auf die innern Theile; 7) Nahrung, Fortpflanzung, Lebensart und psychisches Betragen, niedere und höhere Biologie, Lebens- und Seelenlehre in Beziehung auf das Ganze (des Thieres); 8) Nutzen, Schaden, Jagd, Fang, ökonomische, technologische, forst- und jagdwissenschaftliche Naturgeschichte. Einige dieser Punkte fehlen noch in der speciellen Naturgeschichte, andre können noch zu wenig berücksichtigt werden; die Ergänzung ist von der Zukunft zu erwarten und wird durch das Fortschreiten der Wissenschaften herbeigeführt werden.

Die erste Begründung der Naturgeschichte feiern wir in dem Namen Aristoteles (s. d.). Von den Römern hat besonders Plinius der Ältere (s. d.) eine wichtige, wenngleich, so gut wie die übrigen naturhistorischen Schriften der Alten, durch eine Menge unrichtiger Beobachtungen und Abenteuerlichkeiten verunstaltete Sammlung naturhistorischer Notizen hinterlassen. — Unter der scientifischen Verfinsterung, welche das Mittelalter über den Occident verbreitete, litten ganz besonders auch alle Zweige der natürlichen Philosophie; und obgleich nach der Wiederherstellung der Wissenschaften im abendländischen Europa auch für die Naturgeschichte ein neuer Tag zu leuchten begann, und durch die Bemühungen eines Gesner (Konrad) zu Zürich, Aldovrandi zu Bologna, Ray in England, Tournefort in Frankreich u. v. A. schon um die Mitte des vorigen Jahrh. ein ziemlicher Schatz von Kenntnissen über die natürlichen Dinge zusammengebracht worden war, so fehlte es doch an einer Hand von umfassender Geschicklichkeit, um diese zerstreuten Schätze in eine systematische Ordnung zu bringen. Da erschien Linné und gab das erste Natursystem (s. d.). Seit seiner Zeit ist die Naturgeschichte, namentlich in Deutschland, England, Frankreich, Schweden, Rußland, mit einem neuen Eifer bearbeitet worden, und bald erwarb ihr der glänzende Styl, in welchem Buffon diese Wissenschaft vortrug, noch zahlreichere Anhänger. Was seit der Epoche dieses geistreichen Schriftstellers über die 3 Reiche der Natur geforscht und entdeckt worden ist, deuten die Art. Botanik, Thier und Mineralien an. Die neueste Zeit endlich hat sich in den Naturwissenschaften die Darstellung eines allgemeinen, in sich zusammenhängenden, sämmtliche Reiche der Natur und deren Elemente umfassenden, und somit die vielfachen von Linné und seinen nächsten Nachfolgern gelassenen Lücken ausfüllenden Systemes zur Aufgabe gemacht; und besonders beschäftigt sich Oken gegenwärtig mit der Lösung dieser großen Aufgabe. — Die Literatur der Naturgeschichte ist von einem außerordentlichen Umfange; Böhmer's „Bibliotheca scriptorum hist. natural." (Leipz. 1785 fg., 5 Thle., in 10 Bdn.) lehrt sie bis auf den Anfang unsers Jahrh. herab kennen. Eine gedrängtere Übersicht gewährt Erxleben in seinen (vielmals aufgelegten) „Anfangsgründen der Naturgeschichte und Naturlehre". Den ganzen gegenwärtigen Umfang der Wissenschaft findet man in Cuvier's „Dictionnaire des sciences naturelles", welches seit 1816 zu Paris in gr. 4. erscheint. In einem engern Raume behandelt die Naturgeschichte lexikographisch Schmieblein: „Handwörterbuch der Naturgeschichte über die 3 Reiche der Natur" (Leipzig 1800, 3 Th.). Unter den Handbüchern ist Blumenbach's „Naturgeschichte" (11. A., Götting. 1825) ausgezeichnet; und in weiterer Ausdehnung und Verbindung mit der Technologie Funke's „Naturgeschichte und Technologie" (5. A., Braunschw. 1805, 3 Bde.). Auch Löhr's „Gemeinnützige und vollständige Naturgeschichte" (Leipzig 1816 fg., 5 Bde., m. K.) verdient Empfehlung. Über Oken's naturwissenschaftliche Werke s. Oken; wir machen hier namentlich auf seine „Naturgeschichte für Schulen" (Leipzig 1821) aufmerksam. Seine fortwährend erscheinende „Isis" endlich ist eine der ausgezeichnetesten naturwissenschaftlichen, namentlich der Naturgeschichte gewidmeten Zeitschriften. — Eine Auswahl der besten Abbil-

bungen in großem Maßstabe liefert Goldfuß's „Naturhistorischer Atlas" (Düsseldf. seit 1824), der 480 lithogr. Bl. in Roy.=Form. enthalten soll. Eine „Allgemeine Naturgeschichte, oder Andeutungen zur Geschichte und Physiognomik der Natur" hat D. G. H. Schubert (Erlangen 1826) herausgegeben. D. N.

Naturgesetze. Wollte man sich unter dieser Benennung feste (unabänderliche) Regeln denken, nach welchen die Erscheinungen oder Veränderungen in der Natur erfolgen, Regeln, welche Gott der Natur eingeprägt, ihr gleichsam vorgeschrieben und dadurch eine Ordnung und Sicherheit gegeben hat, in welcher sich seine Weisheit offenbart: so würde man die Wahrheit nicht sehr verfehlt haben, vorausgesetzt, daß man sich Gott nicht als einen von der Natur getrennten und ihr ganz fremden Gesetzgeber denkt. Wer die letztere Vorstellung von Gott noch für die seinige erkennt, dem kann auch die Natur nichts Höheres sein als ein mechanisches Kunstwerk, hervorgebracht durch einen von ihm wesentlich gesonderten Künstler, nach einem zuvor (auf menschliche Weise) in der Zeit entworfenen Plane. Dagegen ist die obige Erklärung der Naturgesetze richtig, sobald man sich den Gesetzgeber als die übersinnliche Natur, als das ewige Ansich der Dinge, als deren unveränderlichen, von ihnen selbst untrennbaren Urgrund und alle Erscheinung tragenden Mittelpunkt denkt. Dann sind die Naturgesetze nicht von Außen her in die Natur gekommen, sondern sie quellen aus ihrem Innersten hervor, und der Gesetzgeber ist der in der Natur, wie in der idealen Welt (Geschichte) mit unmittelbarer, unendlicher Weisheit wirkende und waltende Weltgeist. Auch der menschliche Gesetzgeber kann ja nur menschliche Gesetze vorschreiben, und darf den Menschen keine solchen aufdringen, welche dem Wesen der Menschheit fremd wären, sie werden im Gegentheil um so mehr das Gepräge der Weisheit in sich tragen, jemehr sie mit der menschlichen Natur übereinstimmen und aus ihrer Tiefe genommen sind. Gegen solche Gesetze sträubt sich auch der gebildete Mensch nicht; er befolgt sie gern und willig, d. h. indem er fühlt und sieht, daß der Gesetzgeber nur ausgesprochen und seinem Bewußtsein vorgeführt hat, was in ihm selbst liegt, was seine eigne Natur ihm in Beziehung auf geselliges, rechtliches Leben vorschreibt. Nur der unrechtliche, bürgerlich verbildete Mensch fühlt sich unter dem Zwange des Gesetzes, weil er von seiner rechtlichen Natur abgefallen, ihr untreu geworden ist, nur folgend seinem verkehrten Wesen. Und so steht auch nur der sittlich gefallene Mensch, der Unsittliche, Lasterhafte unter dem Zwange des Sittengesetzes. Für den Tugendhaften gibt es kein: „Du sollst", denn er handelt, als solcher, im Geiste seiner eignen, höhern, sittlichen Natur, getreu dem Göttlichen, das in ihm wohnt, und fühlt sich frei und selig in dieser Harmonie, die seiner Bestimmung entspricht. Wie nun die menschlichen Naturgesetze (Rechtsgesetze) die Ordnung, Sicherheit und Freiheit des bürgerlichen Lebens begründen und das Sittengesetz die moralische Weltordnung bedingt, so die Naturgesetze die Ordnung, Sicherheit und Harmonie der bewußtlosen Natur. Sie sind Zeugen von der Beständigkeit, Untrüglichkeit, gleichsam von der unendlichen Treue, auf welche mit vollkommener Sicherheit zu bauen ist, soweit man ihre Gesetze kennt; durch letztere ist alles in der Natur bis auf das Kleinste, Unscheinbarste herab, dem Zufall entrückt und der Ordnung übergeben. Es ist nur der religiöse Ausdruck für diese Wahrheit, wenn Christus sagte: „Ohne Gottes Willen fällt kein Sperling von dem Dache, kein Haar von einem Haupte". Der Wille Gottes offenbart sich hier, wie überall, in der durch das Ganze greifenden weisen Gesetzmäßigkeit der Natur. Und könnte die Natur wol ein Ganzes sein, wenn es sich anders verhielte? Sie ist entweder durchgängig zufällig und dann kein Ganzes, oder ein Ganzes und dann durchgängig gesetzmäßig. Gesetzlosigkeit, wenn man sie irgendwo in der Natur, z. B. in den Veränderungen des Wetters zu sehen meint, kann daher nur scheinbar sein, und dieser Schein kommt von der Unkenntniß der Naturgesetze in dieser Sphäre ihres

Lebens und Seins. Wenn aber die Wetterveränderungen wirklich zufällig und Folge der gesetzlosen Willkür der Natur in ihrer atmosphärischen Thätigkeit wären, woher käme es, daß gleichwol die Menschen, namentlich die Naturforscher, von jeher bemüht waren, das Wetter vorauszubestimmen, und von diesem, so oft schon mißlungenen Streben noch immer nicht ablassen wollen? Wäre es nicht widersprechend, bei der Voraussetzung, daß die Natur irgendwo und irgendwann willkürlich (gesetzlos, zufällig) handeln könne, dennoch ihre Handlungen voraussagen zu wollen? Aber der Mensch, ein Sohn und Ebenbild der Natur, widerspricht sich hierin nicht; er ist genöthigt, und wäre es gegen seinen Willen, die Natur in ihren Erscheinungen durchgängig und ohne Ausnahme als gesetzmäßig zu betrachten und daher überall, auch in ihrem scheinbar willkürlichsten Wirken, nach ihren Gesetzen zu forschen. Auf das gleiche Ergebniß kann man auf einem andern Wege, von einer andern Seite her gelangen. Alles Erscheinen der Natur ist Äußerung ihres Innern (Verborgenen), Offenbarung ihres übersinnlichen Wesens und Darstellung desselben in räumlichen und zeitlichen Formen. Alles Leben und Sein der erscheinenden Natur ist zeitliche und räumliche Offenbarung. Zeit und Raum sind aber die Uranfänge (Principien) der Mathematik, und deren Gegenstand die Welt der zeitlichen und räumlichen Formen (der Zahlen und Gestalten). Die schaffende Natur, von dieser Seite betrachtet, zeigt sich überall als vollkommen allseitige, mathematische Künstlerin, und ihre Gesetze können nur näher als mathematische (Zeit- und Raum-) Bestimmungen ihres Erscheinens erklärt werden. Man betrachte, welches Naturgesetz man will, so wird man, und oft auf den ersten Blick, den mathematischen Charakter desselben finden und gewahr werden, daß der Inhalt eines jeden, im Allgemeinen, Maß, Zahl, Gewicht ist, und daß in jedem besondern Naturgesetze ein bestimmtes Verhältniß der Naturkräfte oder ein Zeit- und Raumverhältniß der Erscheinungen ausgesprochen wird. Man betrachte in dieser Beziehung z. B. folgende Naturgesetze: 1) Alles Licht, so lange es in einerlei Mittel (durchsichtigen Materie) bleibt, pflanzt sich in gerader Richtung (nach geraden Linien) fort; 2) das Gesetz der Strahlenbrechung: wenn ein Lichtstrahl aus einem dünnern in ein dichteres Mittel übergeht, so wird er nach dem Einfallslothe zu gebrochen, und der gebrochene Winkel ist kleiner als der Neigungswinkel; im entgegengesetztem Falle wird aber der Lichtstrahl von dem Einfallslothe abwärts gebrochen, und der gebrochene Winkel ist jederzeit größer als der Neigungswinkel (s. **Brechung der Lichtstrahlen**); 3) das Gesetz des Falles, nach welchem bei einem fallenden Körper die Räume, welche er durchläuft, sich wie die Quadrate der dazu erfoderlichen Zeiten verhalten. Aber auch in den organischen Naturreichen ist Alles naturgesetzmäßig, und es offenbart sich der gleiche mathematische Charakter in den Naturgesetzen des Organischen wie in denen des Unorganischen. Man brachte z. B. in dieser Hinsicht das von Camper entdeckte Naturgesetz, nach welchem der untere und vordere Theil des thierischen und menschlichen Gesichts in Beziehung auf Stirn und Schädel desto mehr zurücktritt, je vollkommener organisirt und geistvoller die Wesen sind; oder das Sömmerring'sche, nach welchem das Gehirn im Verhältnisse zur Masse und Dicke des Rückenmarks und der Nerven an Größe und Masse um so bedeutender ist, je vollkommener organisirt die Thiere sind; oder das Gall'sche, nach welchem der äußere Gehörgang bei pflanzenfressenden Thieren hinter, bei fleischfressenden vor jener Mittellinie liegt, durch welche man den Hirnschädel der Länge nach in 2 gleiche Theile theilen kann. Niemand wird verkennen, daß das Wesen dieser (zuletzt erwähnten) Naturgesetze in bestimmten Raumverhältnissen, hinsichtlich der Kopftheile und andrer Organe bei Thieren verschiedener Stufe liegt. Wo aber die Raumverhältnisse zurücktreten und keine oder weniger geometrische Bestimmungen gestatten, da treten desto mehr die Zeitverhältnisse hervor, welche in arithmetischen Bestimmungen (Zahlen) aus-

gedrückt werden. So haben z. B. viele Krankheiten ihr bekanntes Zeitgesetz (Typus), d. h. sie entwickeln sich in einer bestimmten Zeit, kommen daher an bestimmten Tagen, z. B. am 7., 14., 21. u. f. Tage zur Entscheidung (Krisis), sie haben, wie man sich ausdrückt, eine 7tägige Periode, oder die Anfälle und Erscheinungen gewisser Krankheiten kehren an bestimmten Tagen wieder, wie bei verschiedenen Arten der Fieber. Ebenso ist die Entwickelung der organischen Wesen an Zeitgesetze gebunden; die Brütezeit der Vögel z. B. ist bei verschiedenen Arten eine verschiedene, aber bestimmte, deren Länge wieder mit der Stufe oder Vollkommenheit der Vögel in einem bestimmten Verhältniß steht, indem z. B. der Zaunkönig eine viel kürzere Zeit zum Ausbrüten seiner Eier nöthig hat als der (weibliche) Adler. Ebenso verhält es sich mit der Zeit des Trächtigseins der Säugethiere, bei welchen auch die Saugezeit für die Jungen bei den verschiedenen Gattungen eine verschiedene, aber bestimmte ist ꝛc. Wenn bei andern Naturgesetzen der mathematische Inhalt oder Charakter nicht sogleich erkennbar ist, so darf man sicher voraussetzen, daß er sich nur unserm Blicke verhüllt und daher oft bei näherer Beleuchtung hervortritt. Das Naturgesetz, kraft welchem thierische Körper nach dem Tode in Fäulniß übergehen, möge hier zur Erläuterung dienen. Wenn diesem Gesetz aller mathematische Inhalt zu fehlen scheint, so kommt es theils von der Unbestimmtheit seines sprachlichen Ausdrucks in dieser Stellung, theils von der Dunkelheit des Begriffs, den man sich unter dem Worte: Fäulniß, denkt. Dagegen blickt aus dem wissenschaftlichen Begriffe der Fäulniß sogleich das Mathematische des Gesetzes hervor; denn alle Fäulniß, sagt die Wissenschaft, ist ein Zerfallen der Einheit der organischen Masse in eine Vielheit (unbestimmte Zahl) organischer und chemischer Grundstoffe. Überdieß treten, bei näherer Betrachtung des allgemeinen Gesetzes im Besondern auch Zeitgesetze, welche der Entwickelung der Fäulniß angehören, hervor. Denn da letztere durch den Einfluß der atmosphärischen Luft und deren Wärme bedingt ist, so tritt die sinnlich wahrnehmbare Fäulniß bald früher, bald später ein, je nachdem ihr die vorhandene Beschaffenheit der Luft und ihrer Temperatur mehr oder weniger günstig ist. Auch treten die verschiedenen Stoffe oder Producte der Fäulniß nach einander in bestimmten Perioden vorherrschend auf: Winke genug, um daraus die mathematische Form der Naturthätigkeit im Faulungsprocesse deutlich zu erkennen. Folgende Fragen fodern zu weiterm Nachdenken über diesen Gegenstand auf: 1) kann ein Naturgesetz durch höhere (übernatürliche) Kräfte, etwa durch den Einfluß göttlicher Macht auf die Natur, für bestimmte Fälle, zum Behuf guter Zwecke, wenigstens auf Augenblicke aufgehoben werden? oder ist Das, was wir Wunder nennen, etwa eine solche augenblickliche (momentane) Aufhebung von Naturgesetzen? Vernünftiger Weise kann diese Frage nicht bejaht werden. Wenn Gott in den Naturgesetzen selbst, in der durch sie gesetzten durchgängigen Ordnung und Harmonie des Ganzen sich herrlich offenbart, wenn die Naturgesetze als Wahrheiten seiner Offenbarung erscheinen: so würde er durch Aufhebung des geringsten Naturgesetzes (wenn überhaupt von etwas Geringem in der Natur die Rede sein kann) sich selbst widersprechen, indem er eine Wahrheit seiner Offenbarung vernichtete. Wunder sind für uns diejenigen Erscheinungen, die wir aus bekannten Naturgesetzen nicht erklären können. Oder es tritt unter Umständen, die wir nicht durchschauen und die uns gleichwol bekannt vorkommen, statt des erwarteten, ein höheres unbekanntes Naturgesetz ein, und der Erfolg erscheint uns als Wunder. Wer z. B. die Gesetze des thierischen Magnetismus nicht kennt, sieht in den Erscheinungen des Somnambulismus lauter Wunder; es sei denn, daß er den Dünkel habe, Alles für Betrug und Selbsttäuschung erklären zu wollen. Der Glaube an Wunder ist vernünftig, wenn man sie als Zeugen höherer noch unbekannter Naturgesetze betrachtet; es ist Wahn- und Irrglaube, wenn man sie für naturgesetzwidrige Erscheinungen hält. 2) Kann

ein Naturgesetz das andre aufheben oder wenigstens beschränken? Auch diese Frage muß, ihrer ersten Hälfte nach, unbedingt verneint werden. Kein Naturgesetz kann das andre aufheben, oder es müßte eine Wahrheit die andre aufheben (vernichten) können, was ein Widerspruch wäre, durch welchen das ganze Reich der Wahrheit fallen müßte. Wie alle besondere bedingte Wahrheiten in einer unbedingten, ewigen, in einer Ur- und Grundwahrheit ihren Einigungspunkt haben, wodurch ein organischer Zusammenhang aller Wahrheiten besteht, so verhält es sich auch mit den Naturgesetzen. Die Aufhebung eines Naturgesetzes durch ein andres kann daher nur scheinbar sein; man sieht z. B. eine Flaumfeder, die dem Gesetz der Schwere gemäß, senkrecht gegen die Erdoberfläche oder vielmehr nach dem Mittelpunkt der Erde zu mit beschleunigter Geschwindigkeit, wie andre Körper, fallen sollte, nach verschiedenen Richtungen bald aufwärts, bald seitwärts durch die Luft fliegen. Darf man daraus wol schließen, die Flaumfeder sei von jenem allgemeinen Gesetz, welchem sonst alle Körper der Erde unterworfen sind, ausgenommen, oder das Gesetz sei in ihr durch ein andres, nämlich durch das Gesetz des Widerstandes der bewegten Luft, wodurch die Bewegung nach andern Richtungen bestimmt wird, aufgehoben? Keineswegs. Denn im möglichst luftleeren Raume fällt die Flaumfeder wie andre Körper, aber wegen ihres geringen Gewichts wird in freier Luft ihr Fallen nach dem Gesetz der Schwere durch den Widerstand und die Bewegung dieses Elements gestört und modificirt; ihre regellos scheinende Bewegung ist also die zusammengesetzte Folge oder Erscheinung zweier Gesetze, welche zu gleicher Zeit in ihr wirken, nämlich des Gesetzes der Schwere und des Widerstandes der Luft. Wirkte die Schwere allein oder ihr Gesetz, so würde sie senkrecht fallen mit gesetzmäßig zunehmender Geschwindigkeit; wirkte die Luft allein oder das Gesetz ihres Widerstandes, so müßte ihre Bewegung nach andern Richtungen ungleich schneller sein. Jenes Gesetz des Falles, nach welchem sich die durchlaufenen Räume wie die Quadrate der Zeiten verhalten (s. Gravitation) gilt in seiner Reinheit für die Erscheinung nur für den Fall der Körper im völlig luftleeren Raum, welcher in der Wirklichkeit nie stattfindet; das Gesetz, in seiner Reinheit ausgesprochen, wird also isolirt gedacht, d. h. mit Abzug der Störung durch den Widerstand der Luft oder jedes andern Mittels, worin die Körper fallen können. Aber in der Natur ist keins ihrer Gesetze isolirt, und keins kann sich daher in der Erscheinung rein, ohne Modification durch andre Gesetze darstellen oder aussprechen. Auf höhern Stufen der Gesammtnatur, in den organischen Reichen, wo immer mehre Kräfte zusammenwirken, deren jede nach eigenthümlichen Gesetzen thätig ist, die einander gegenseitig den Erfolg beschränken, werden die Erscheinungen immer verwickelter und schwerer zu erklären, indem wol manches Gesetz noch unbekannt ist, während alle zur Erklärung nothwendig sind. Und dieses gibt den Schein von Willkür in der Natur, welche aus überschwenglichem innerm Reichthum mit den Farben, Gestalten und Tönen ihrer Kinder oft gleichsam zu spielen (willkürlich zu schalten) scheint: ein Schein, der wol manchen Naturforscher verleitet hat, auch dem Zufall (der Gesetzlosigkeit) in der Natur eine Rolle zu gestatten, welche Meinung aber selbst dem Vernunftbegriff (der wahren Idee) der Natur widerspricht, da die Gesammtheit der Naturgesetze eigentlich die mathematische Form der Natur ist, welche ihrem Wesen durchgängig entsprechen muß und in welcher jeder Zufall eine das Ganze verletzende Lücke sein würde. Man s. auch Kant's „Metaphys. Anfangsgründe der Naturwissensch." (Leipz. 1800, 3. Aufl.).

Naturlehre, s. Physik.

Natürliche Magie, s. Magie.

Natürliches Recht, s. Naturrecht.

Natürliche Religion, natürliche Theologie, s. Religion Religionsphilosophie und Physikotheologie.

Natürlichkeit, Natürlichkeitsprincip in der Kunst, s. Nachahmung und Kunst.

Naturphilosophie. Der Name dieser Wissenschaft rührt ohne Zweifel von Newton her, obgleich dieser der Naturlehre den Rath gab, sich vor Philosophie zu hüten. Der rechte Begriff davon aber setzt vor allem die wahre Idee oder Ansicht der Natur aus dem Standpunkte der Wissenschaft (Philosophie) voraus (vgl. **Natur**); denn die Naturphilosophie ist die allseitige systematische Darstellung oder organische Durchführung dieser Ansicht, und daher **Naturwissenschaft** (s. d.) im höchsten Sinne des Worts. Der niedere Gegensatz von ihr ist die Naturkunde, als Summe der Erfahrungskenntnisse von der Natur, enthaltend die empirischen Naturwissenschaften, die als geordnete Sphären der Erfahrungskenntnisse über die Naturdinge und Naturerscheinungen zu betrachten sind. Die Naturkunde ist das unentbehrliche Organ der Naturphilosophie; denn sie läßt sich von jener die Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche vorführen, um allen diesen Erscheinungen die rechte Deutung zu geben, oder ihre wahre Bedeutung im Zusammenhange des Ganzen zu enthüllen. Wenn die Naturkunde von ihrem eignen Standpunkte aus (ohne Naturphilosophie) die Natur erklären zu können meint und Erklärungen versucht: so nennt man das Empirie, sowie die so erklärenden Naturkundigen selbst Empiriker. Nimmt man den Namen Natur in der umfassendsten Bedeutung, wobei selbst der intelligente Geist als die höchste Stufe der Natur, oder als die im Selbstbewußtsein frei gewordene Natur betrachtet wird, so ist alle Philosophie Naturphilosophie. Dagegen hat die Naturphilosophie im engern Sinne ihren höhern Gegensatz in der Ideal- oder Geistesphilosophie, und wie jene die Grundwissenschaft und gleichsam der Geist aller Naturwissenschaften ist, so ist diese die höhere Grundlage und gleichsam die Seele aller idealen Wissenschaften, wohin z. B. die Psychologie oder psychische Anthropologie, die Religions- und Moralphilosophie (Ethik im engern Sinne), die philosophische Rechtswissenschaft u. s. w. gehört. Bisweilen bezeichnet man auch die Gesammtheit der idealen Wissenschaften mit den Namen Ethik, und dann steht dieser die Physik gegenüber, als Gesammtheit der realen oder Naturwissenschaften. (S. **Philosophie**, Eintheilung derselben.) Der Anfang, oder die ersten noch unvollkommenen Grundzüge der echten Naturphilosophie finden sich schon bei den alten Griechen, unter welchen Pythagoras sich in dieser Hinsicht am meisten auszeichnet, der seine naturphilosophischen Ansichten in mathematischer Form darstellte, indem er vorzüglich auf die tiefe Bedeutung der Zahlen in der Natur aufmerksam machte. Für unsere Zeit ist Schelling der erste Wiederhersteller der Naturphilosophie und Derjenige, welcher zugleich auf den nothwendigen Gegensatz von Natur- und Idealphilosophie zuerst hinwies. Nach ihm ist durch andre treffliche Philosophen, vorzüglich durch Oken, diese unentbehrliche Grundwissenschaft weiter ausgebildet worden.

Naturrecht ist die Wissenschaft, welche die Idee des Rechts oder des von der Vernunft gebotenen rechtlichen Verhältnisses unter den Menschen, vor und neben dem im Staate aufgestellten, gewillkürten Gesetz, entwickelt. Sie ist also eine Vernunftwissenschaft oder eine philosoph. Wissenschaft, und weil sie sich auf das bezieht, was Menschen durch Handeln bewirken sollen, ein Theil der prakt. Philosophie. Schicklicher wird sie Rechtsphilosophie oder philosoph. Rechtslehre genannt. Der obige Name aber schreibt sich von einer irrigen Vorstellung her, welche beim Entstehen dieser Wissenschaft und lange nachher noch herrschend war. Man glaubte nämlich, um das was an sich Recht sei (das Wesen des Rechts) zu fassen, müsse man untersuchen, was vor allem positiven Rechte, in dem sogenannten Naturstande der Menschen, gegolten habe. So hing diese Wissenschaft von den vielen und mancherlei Vorstellungen eines **Naturstandes** (s. d.) ab, der bald als Zustand der ganzen Menschheit, bald als Zustand der einzelnen, nicht in Staaten

lebenden Völker, bald dichterisch und moralisch, bald historisch vorgestellt wurde. In einem dichterischen und moralischen Naturstande war kein Recht nöthig, weil Jeder aus freiem Willen, ohne äußern Zwang, die Pflichten gegen Andre erfüllte und von keinem Conflicte der Handlungen die Rede war, welcher die Bestimmung des Rechts nothwendig macht; im gewöhnlich sogen. historischen Naturstande, d. h. im Zustande der Wildheit, herrschte nur die Gewalt oder das Recht des Stärkern, welches im strengen Sinne kein Recht ist. Da es nun sehr willkürlich sein würde, die bloße Abstraction vom Staate Naturstand zu nennen, so haben die einsichtsvollern Philosophen den zweideutigen Namen: Naturrecht oder natürliches Recht, durch andre Benennungen zu ersetzen gesucht und die philosophische Wissenschaft des Rechts z. B. Vernunftrecht genannt, weil die Vernunft (versteht sich, in Beziehung auf die Sinnlichkeit) Grund und Quelle des Rechts ist. Das positive Recht ist hiernach zwar nicht ohne Vernunft gesetzt, im Gegentheil erfodert die Aufstellung einer Rechtsgesetzgebung im Staate außer dem Bewußtsein jener Idee, eine Menge von Kenntnissen und Einsichten, in deren Anwendung sich ein höchst vernünftiger Geist offenbart; aber es ist doch nicht bloß durch die Vernunft gesetzt, wie die Idee des Rechts und rechtlicher Verhältnisse, und die Wahl des Schicklichen und unter gewissen, nur empirisch erkennbaren Umständen, Angemessenen, hat bei der Aufstellung wirklicher Gesetzgebungen immer einen bedeutenden Einfluß. Dieses Vernunftrecht nun, oder, um bei dem weniger zweideutigen Namen zu bleiben, diese Rechtsphilosophie hat zu entwickeln: 1) die Idee des Rechts; 2) die dadurch gesetzten Bedingungen jedes Rechtsverhältnisses oder die aus der Idee der Menschheit fließenden Rechte. Diese reine Wissenschaft des Rechts hat man nun auf den Staat angewendet und bald die Idee des Staats aus dem Begriffe des Rechts einseitig ableiten wollen (da doch das Recht nur als Form der Menschenverbindung in dem Staate anzusehen ist), bald richtiger aus der Idee des Staats die nähern Bestimmungen des Rechts, oder die aus der Natur des Staats entspringenden Rechtsverhältnisse und Rechte abgeleitet. Beides hat man angewandtes Naturrecht, richtiger angewandte oder hypothetische Rechtsphilosophie genannt. Da nun die Rechtsverhältnisse, welche aus der Natur des Staats hervorgehen, entweder Rechtsverhältnisse der Einzelnen im Staate unter einander und in Beziehung auf den Staat, in welchem sie leben, oder Verhältnisse der Staaten und ihrer Glieder gegen andre Staaten sind: so hat man diese Lehre wieder in das Staatsrecht und Völkerrecht abgetheilt (s. d.).

Was die Geschichte dieser Wissenschaft und ihre vorzüglichsten Bearbeiter anlangt, so ist klar, daß vorzüglich die Vergleichung, oft die Mangelhaftigkeit der positiven Gesetzgebung die Theorie einer idealen Rechtsgesetzgebung begründete. In den neuern Zeiten sonderte sich vorzüglich das Rechtliche, Moralische und Politische, als verschiedene Elemente des menschlichen Handelns und Lebens, ab; die neuere Zeit also hat auch die Betrachtung des Rechts an sich zu einer besondern wissenschaftlichen Aufgabe gemacht. Lange blieb diese Wissenschaft noch mit der positiven Jurisprudenz, besonders der römischen, verbunden; nach ihrer Trennung von derselben näherte sie sich bald der Moral und positiven Theologie (in ihrer ersten Periode), bald der Politik (in ihrer letzten Periode). Das verletzte Völkerrecht gab die nächste Veranlassung zur Entstehung des Naturrechts. Grotius, der die völkerrechtlichen Verhältnisse im Krieg und Frieden (in seinem berühmten Werke: „Jus belli et pacis") behandelte und aus allgemeinen Betrachtungen über das Recht abzuleiten versuchte, wird daher als Vater des Naturrechts gemeiniglich angesehen. Er gründete dieses auf die Foderungen der Geselligkeit. Hobbes erklärte den früher geträumten Naturzustand für einen Zustand der Gewalt und stellte den wichtigen Satz auf, daß es außer dem Staate kein Recht gebe. Mehr als Grotius verdient den Namen eines Vaters des Naturrechts Sam. Pufendorf, der über alle Rechts-

verhältnisse eine selbständige Betrachtung anstellte, welche er auf moralische Ansichten gründete. Chr. Thomasius schied das Rechtliche (justum) von dem sittlich Guten und charakterisirte das Recht als das vernünftiger Weise Erzwingbare. Durch Nik. Hieron. Gundling u. A. wurde diese Trennung des Rechts von der Moral weiter ausgeführt, und so hieß das Naturrecht seit Achenwall die Wissenschaft der Zwangs- oder Rechtspflichten und Zwangsrechte. Wolf, Nettelbladt u. A. suchten bis auf Meister das Systematische zu vervollkommnen. Montesquieu durchforschte mit Geist das Vorhandene, während Rousseau sich in einseitige Reflexionen verwickelte. Durch Kant und Fichte hauptsächl. begann eine neue Epoche dieser Wissenschaft. Beide suchten die Wissenschaft unmittelbar auf Principien der prakt. Vernunft und auf die Freiheit zu gründen; Letzterer noch selbständiger, indem er das Recht nicht aus dem Sittengesetz herleitete. Aber sie gingen beide von der Freiheit des Einzelnen aus, die doch nur erst im Staate, als dem vernunftmäßigsten Verein der Menschen, möglich ist. Die Wahrnehmung, daß ein abstractes, vom Staate, der Sittlichkeit und Politik getrenntes Recht leer und ohne Anwendung sei, bewog die neuern Bearbeiter der philosophischen Rechtslehre, das Recht wieder in seiner Verbindung mit Moral und Politik darzustellen, sodaß sie von Einigen als Theil der Staatslehre, von Andern in Hobbes's Geiste als Politik im engern Sinne behandelt worden ist. Zu diesen gehören die geistvollsten Bearbeiter, nämlich Fries, Hugo, der nur eine Philosophie (oder Kritik) des positiven Rechts gestatten will, und G. E. Schulze. Eine eigenthümliche, an die Geschichte sich näher anschließende Bearbeitung der Wissenschaft des Rechts hat Hegel (s. d.) geliefert. Wir bemerken nur noch, daß sich die Idee des Rechts und der darauf begründeten allgemeinen rechtlichen Verhältnisse des Menschen in Verbindung, und doch ohne Vermischung mit den politischen und moralischen Beziehungen entwickeln läßt. T.

Naturreiche, so nennt man gewöhnlich die Hauptgebiete der verschiedenen Naturkörper: das animalische oder Thierreich; das vegetabilische oder Pflanzenreich; und das Mineralienreich. (Vgl. Naturgeschichte.)

Naturstand. Daß die Völker und die Menschheit, wie der Einzelne, sich aus dem Schoße der Natur entwickeln, und die Natur über die Menschen ihre Herrschaft äußert, bis sich diese durch Freiheit und Bewußtsein über sie erheben und durch Erkenntniß ihrer Gesetze den Zauber lösen, der sie immerfort gefangen hielt, dies ist der Grund, warum wir einen Naturstand der Völker und Menschheit annehmen. Daß man von diesem Zustande sehr verschieden denkt, davon liegt der Grund hauptsächlich darin, ob man ihn entweder philosophisch, oder poetisch, oder historisch auffaßt, und im ersten Falle, welcher philosophischen Ansicht man folgt, im letztern, in welcher Periode seiner frühern Entwickelung der Mensch betrachtet wird. Die poetischen Schilderungen aber laufen alle auf das Lob eines goldenen Zeitalters hinaus. Ferner könnte doch zwischen dem Naturstande der Menschheit (oder der ersten Menschen) und dem Naturstande einzelner Völker eine Verschiedenheit angenommen werden, wenn man, wie den heiligen Urkunden folgend, an eine unmittelbare Leitung der Menschen durch die Gottheit und einen Sündenfall oder Abfall glaubt. Auch scheint diese Annahme durch Vergleichung des Lebens der Menschheit mit dem Leben des Einzelnen gewissermaßen bestätigt zu werden, indem die Hülflosigkeit erster Menschen bei dem Mangel eines menschl. Erziehers auf eine solche unmittelbare Erziehung durch die Gottheit hinzudeuten scheint. Dieselbe Vergleichung gibt uns die Beschaffenheit eines solchen Zustandes genauer zu erkennen. Der primitive Zustand der Völker nämlich ist den Gesetzen der Natur zufolge ein Zustand der Kindheit; ein Zustand, der von dem Knabenalter wohl zu unterscheiden ist, welches sich durch Heftigkeit und Wildheit dem thierischen Instinkte in dem Maße nähert, als sich jene durch Sanftmuth und Milde von ihm unterscheidet. Dies ist ohne Zweifel der Grund, warum mehre Psychologen und

Bearbeiter der Geschichte der Menschheit einen sogen. Stand der Unschuld und der Wildheit unterschieden haben. Letzterer ist eigentlich mit dem Naturstande gemeint, wie ihn ein Hobbes vorstellte, als Krieg Aller gegen Alle, richtiger Herrschaft der Gewalt und des Triebes, oder der physischen Kraft. Ersterer aber würde dennoch nicht mit dem von Rousseau geschilderten Naturstande zusammenfallen, dessen Schilderung aus einer hypochondrischen Ansicht der bürgerlichen Cultur hervorging. Denn da die Erhebung des Menschen über die Natur die natürliche Bestimmung des Menschen insichfaßt, so ist es eine irrige und der Menschheit unwürdige Behauptung, daß der Mensch, um seine Bestimmung zu erreichen, die erworbene Bildung aufgeben und zum Naturstande zurückkehren müsse. Wir beschreiben den Naturstand im Allgemeinen nur als den Zustand der Menschen und Völker, vermöge dessen sie ohne gesellige und höhere Cultur, die nur im Staate eintritt, unter der Herrschaft des Naturtriebes einzeln oder zusammen leben und sich mithin dieses Lebens nicht bewußt sind. Daß der Mensch in diesem Zustande auf Vieren gegangen sei ꝛc., ist eine Behauptung, welche schon der Bau des Menschen widerlegt. Mit Dem, was wir im anthropologischen Sinne Naturstand genannt haben, fällt auch Das zusammen, was man im Naturrecht (s. d.) den Naturstand genannt hat, obgleich weder ein erdichteter noch historischer Zustand nothwendig ist, um das Naturrecht, oder richtiger die philosophische Rechtslehre zu begründen. Denn der Naturstand in diesem Sinne ist dem bürgerlichen oder dem Zustand im Staate entgegengesetzt, und ein außerrechtlicher. In Beziehung auf einzelne Thätigkeiten des Menschen, welche durch Kunst zur Vollkommenheit erhoben werden, könnte man ebenfalls bei jedem einzelnen, selbst im Staate lebenden Menschen einen Naturstand annehmen, z. B. in philosophischer Hinsicht einen Zustand, in welchem der gemeine Menschenverstand ohne wissenschaftliche Cultur sich befindet; dieser findet statt, so lange der Mensch sich noch nicht von der Natur durch Bewußtsein absondert und über den Gegensatz des Bewußtseins fragt, mit welchen Fragen und Untersuchungen die Philosophie entspringt, welche Keinem angeboren wird, sondern Werk der freiesten Selbstthätigkeit des Erkennens ist: ferner einen künstlerischen und poetischen, den man auch den Naturalismus in der Kunst zu nennen pflegt. (S. Naturdichter.) T.

Natursystem. Wenn man unter dem Worte System (s. d.), für welches man das deutsche Wort Gliedbau zu setzen angefangen hat, ein geordnetes, gesetzmäßig gegliedertes Ganzes versteht, worin die Theile von verschiedenem Range oder Werthe (höhere und niedere) einander unter- und übergeordnet sind und in einem nothwendigen Zusammenhange, in gegenseitiger, nothwendiger Beziehung auf einander stehen, so kann die Frage vorkommen, ob die gesammte Natur (die Welt) ein System in diesem Sinne sei, oder ob es ein Natursystem gebe? Die Frage ist also nicht diese: ob man die Natur nach gewissen Gesichtspunkten, etwa nach willkürlich gewählten Bestimmungen oder Merkmalen ordnen, classificiren (systematisch eintheilen) könne? denn diese Frage ist bereits durch die That genugsam beantwortet, wovon eine Menge verschiedener Systeme, die sich aber meist nur auf einzelne Gebiete oder Reiche der Natur beziehen, und, weil sie subjectiven Ursprungs sind, mit der Natur selbst sehr unvollkommen übereinstimmen, die sprechenden Zeugen sind. Sondern davon handelt es sich, ob die Natur in objectiver Hinsicht ein System sei, d. h. ein Ganzes in dem Sinne, wie jedes organische Wesen ein Ganzes ist, und wie es vorzüglich der menschliche Organismus darstellt, welcher ein vollkommenes reales System ist, in welchem eine große, geordnete Abstufung der Theile, nämlich der einfachen und zusammengesetzten Organe stattfindet, welche in der lebendigsten Beziehung und Wechselwirkung zu und mit einander stehen, sodaß das Ganze (der lebendige Begriff oder Geist des Ganzen) in allen Theilen lebt und wirkt, die Theile aber nur in und mit dem Ganzen leben und

bestehen? Diese Frage, ob die Natur in diesem Sinne ein Ganzes oder System sei, ist nicht einmal für Alle verständlich; sie ist es z. B. für Diejenigen nicht, welche sich zur Idee eines solchen Ganzen nicht erheben können, welche die Natur bloß empirisch zu erfassen vermögen und in ihr eine Mannigfaltigkeit einzelner Dinge ohne innern Zusammenhang sehen (s. Natur), die dann freilich nur eine willkürliche Anordnung von Seiten des menschlichen Verstandes gestatten könnte. Nach der wissenschaftlichen Ansicht hat die sichtbare Natur oder die Sinnenwelt nothwendig ihren letzten Grund in der übersinnlichen Natur, aus welcher, als der unbedingten, unendlichen Einheit alles Lebens und Seins, alle Naturdinge ursprünglich hervorgegangen sind und ewig hervorgehen. Die Gesammtheit der Naturdinge ist also die Offenbarung oder äußere Darstellung dieser Einheit von unendlichen Vermögen, und sie selbst ist die ewige Wahrheit aller Dinge, deren Erkenntniß das höchste Ziel aller Forschung sein soll. Demzufolge muß alle Mannigfaltigkeit der Natur als die Entwickelung ihrer Einheit (ihrer Idee im philosophischen Sinne) betrachtet werden. In aller Entwickelung erkennen wir aber einen gesetzmäßigen Stufengang, sodaß jedes Ding bei seiner Entfaltung, bis zum höchsten Punkte seines Lebens und Seins, eine Verkettung von immer höhern Stufen durchläuft und von der höchsten wieder abwärts zu niedern Stufen seines Daseins zurücksinkt. Bei einem Baum z. B. sind die Wurzel, der Stamm, das Laub, die Blüthe, die Frucht und der Same die verschiedenen Stufen seiner Entwickelung, welche nach einander entstanden und zum Theil auch neben einander stehen geblieben sind. Die Wurzel war (oder ist) seine erste und tiefste, aus dem Keim hervorgegangene Stufe, die Blüthe die höchste (edelste), der Saame die letzte. Der Baum aber ist selbst wieder eine Stufe in einem größern Ganzen, dem Pflanzenreiche nämlich, worin die einzelnen Pflanzen, deren Arten, Sippen, Sippschaften, Ordnungen, Classen u. s., von den Flechten bis zu den edelsten Gewächsen herauf, wieder eine ähnliche Stufenverkettung darstellen, wie die Organe einer einzelnen Pflanze im Ganzen ihrer Entwickelung. Setzt man nun voraus, wie es die Vernunft fodert, daß das gleiche Gesetz der Entwickelung, wie es hier an dem Beispiele der Pflanze und des Pflanzenreichs gezeigt wurde, durch die ganze Natur herrschend sei, da es ebensowol im Thierreiche wie im Mineralreiche sich bestätigt, so leitet diese Voraussetzung den Blick des wissenschaftlichen Naturforschers auf eine große, allgemeine Stufenverkettung der gesammten erscheinenden Natur, und diese ist es, welche im umfassendsten und zugleich höchsten oder edelsten Sinne des Worts Natursystem (in objectiver Bedeutung) heißt. Die subjective Erkenntniß dieses Systems nennt man das philosophische Natursystem oder auch das natürliche System, im Gegensatz der künstlichen, welche nach einzelnen, willkürlich gewählten Merkmalen oder Bestimmungen entworfen sind. Von künstlichen Natursystemen gibt es bekanntlich mehre, die sich in ihrer Verschiedenheit und Unabhängigkeit neben einander behaupten wollen, z. B. verschiedene zoologische Systeme (Systeme des Thierreichs) nach Linné, Blumenbach rc.; daß aber in Beziehung auf das wahre Natursystem von keiner solchen Vielheit die Rede sein kann, versteht sich von selbst, denn hier sind die einzelnen Systeme, z. B. des Thierreichs, des Pflanzen- und Mineralreichs dem Ganzen untergeordnet, als Theile desselben, die mit ihm übereinstimmen müssen, und ohne die Idee und den Entwurf des Ganzen nicht vollständig verstanden werden können. Der Ruhm des ersten gelungenen Versuchs zum philosoph., das Ganze umfassenden Natursystem gebührt Oken, der die Begründung und allgemeinen Grundzüge desselben in seinem „Lehrbuche der Naturphilosophie" niedergelegt und die weitere Ausführung in seinem „Lehrbuche der Naturgeschichte" versucht hat. Daß diese Ausführung noch unvollkommen sein muß, ist in der Natur der Sache selbst gegründet, da die große Stufenverkettung der Natur ins Einzelne herab, wo die Combination der Gesetze des Lebens stets

verwickelter wird, immer schwerer zu verfolgen und die Schwierigkeit zunehmen muß, in der unendlichen Folgerichtigkeit (Consequenz) der Natur den Faden des Zusammenhangs nicht zu verlieren. Es ist schon viel gewonnen, daß wir nun die getroffenen Grundzüge des natürlichen Systems besitzen und daß dadurch die wissenschaftliche Naturforschung auf den rechten Weg geleitet ist, dessen weitere Verfolgung die reichste Ausbeute verspricht. Die Vervollkommnung und Ausbildung des philosophischen Natursystems ist die große, ins Unendliche fort zu lösende, nie ganz zu erschöpfende Aufgabe der Naturforscher.

Naturwissenschaften. Die sämmtlichen Naturwissenschaften theilen sich in das große, unendliche Gebiet, das wir Natur nennen, um es geistig, in der Erkenntniß, darzustellen. Die Natur spiegelt sich im Geiste des gebildeten Menschen, und diese Abspiegelung, dieses ideale Bild von ihr ist Naturwissenschaft. Denn alle wahre Erkenntniß ist ein treues Bild ihres Gegenstandes (des Erkannten), oder eine Erkenntniß ist nur insofern wahr, als sie dem Gegenstande, den sie in sich darstellt oder abbildet, entspricht, mit ihm übereinstimmt oder vielmehr zusammentrifft (congruirt). — Die organisirte (naturgemäß gegliederte) Erkenntniß heißt aber Wissenschaft. Daher zerfällt auch die Naturwissenschaft gerade in ebenso viel besondere Naturwissenschaften, Zweige der einen Wissenschaft der Natur, als diese besondere Gebiete und Reiche hat oder sich in solche theilen läßt. Und wie die Natur in ihrer Ganzheit von ihren zwei nothwendigen Seiten zugleich betrachtet werden muß, nämlich von der einen als Inneres, als thätige Einheit, als Seele des Ganzen (s. Natur), von der andern Seite als Äußeres, als organische Gesammtheit der sichtbaren Naturdinge, so findet das gleiche Verhältniß auch bei der Naturwissenschaft statt. Sie ist einerseits die thätige Einheit, gleichsam die schaffende Seele in der Vielheit und Mannigfaltigkeit der Naturwissenschaften, und dann heißt sie Naturphilosophie, durch welche die besondern Zweige des Ganzen erst zu Wissenschaften werden, indem sie ohne sie nur sogenannte Naturwissenschaften, nämlich nur empirische Kunde, Sammlungen und Erfahrungen und Beobachtungen ohne den ordnenden Geist des Ganzen sind. Die Naturphilosophie ist also die Naturwissenschaft in den Naturwissenschaften, durch sie allein erkennt man die Natur als Ganzes in der edelsten Bedeutung des Worts, worin die Theile als lebendige, bedeutungsvolle Glieder erkannt werden; ohne sie sind alle Naturkenntnisse Stückwerk in jeder Hinsicht. Andrerseits versteht man unter Naturwissenschaft die Gesammtheit der besondern Naturwissenschaften, welche ebenfalls ein organisches Ganzes bilden, da sie alle durch einen Geist (die Naturphilosophie) ihre Beseelung (Erleuchtung, wissenschaftliche Ordnung) erhalten, und daher mit einander in inniger Beziehung und Wechselwirkung stehen, sich gegenseitig voraussetzen, in einander eingreifen, sich gegenseitig ergänzen und fördern. Mittelst dieser vorläufigen Ideen über das naturwissenschaftliche Ganze wird man nun den Begriff jeder besondern Naturwissenschaft desto richtiger zu fassen vermögen, indem die volle Bedeutung einer jeden durch ihre Stellung im System der Naturwissenschaften offenbar werden muß. Wird zuvörderst die Natur betrachtet, wie sie im Großen bildet und gebildet hat, wie sie gleichsam in ihrer großartigen Baukunst erscheint, wie der Weltraum mit kosmischen Individuen (Weltkörpern), als besondern Welten erfüllt und belebt ist, werden die Verhältnisse dieser Welten zu einander erforscht, und gezeigt, wie in diesen Verhältnissen die Vielheit der Welten als ein Ganzes, als Weltbau erscheint: so entsteht auf diesem Wege die Kosmologie (Wissenschaft des Weltbaues, der kosmischen oder Weltenverhältnisse). Nach Maßgabe der besondern Richtung des erkennenden Geistes erhält diese umfassende Wissenschaft besondere Bestimmungen (Modificationen) und zugleich diesen entsprechende Benennungen; sie heißt Kosmogenie, wenn die Betrachtung sich auf die wahrscheinliche Entstehung oder Erzeugungsweise der Weltkörper lenkt, Astronomie, wenn die ma-

thematischen (Raum- und Zeit-) Verhältnisse der Gestirne, als Größe, Masse, Entfernung der Weltkörper von einander und namentlich von der Erde, die Gesetze ihrer Bewegung und daraus hervorgehende Bestimmung ihrer Bahnen in Betrachtung und Erforschung kommen, wodurch die Erscheinungen am Himmel ihre wahre mathematische Bedeutung erhalten. Dagegen heißt die (empirische) Kenntniß des Fixsternhimmels, hinsichtlich seiner Eintheilung in Sternbilder und der mathematischen Eintheilung des Himmelsgewölbes (der Weltäquator, die Weltpole, Ekliptik und die damit verbundenen Verhältnisse kommen hier in Betrachtung) Astrognosie oder auch Kosmographie, da dieser Theil der Kosmologie für die Himmelskunde Dasselbe ist, was für die Erdkunde die Geographie. Aber mit diesen allgemeinen Verhältnissen der Weltkörper, mit diesen Umrissen des Weltsystems oder Weltgebäudes im Großen kann sich der menschliche Geist, der, seine innere Unendlichkeit fühlend, gern Alles in sich aufnehmen möchte, nicht begnügen, er strebt nun auch das Innere und Einzelne zu durchdringen und würde sich, um den unendlichen Trieb zu befriedigen, gleichsam in das Innerste der Welt versenken, um, wo möglich, jeden Weltkörper auch in seiner Besonderheit, nach seinem innern Bau und hinsichtlich der äußern Beschaffenheit seiner Oberfläche näher kennen zu lernen. Dies kann er aber zunächst nur in Beziehung auf die Erde oder unsern Planeten, dessen nähere Kenntniß in Betreff seines Baues im Ganzen Gegenstand der Geologie ist. In ihrer vollständigen Bedeutung begreift also die Geologie (Wissenschaft des Planeten Erde) nicht nur die Kenntniß der Gebirge und der innern Beschaffenheit und äußern Form des festen Landes, zu einem Ganzen verbunden, sondern auch die Kenntniß der Gewässer und deren Vertheilung auf den ganzen Planeten, sowie die Kunde von der Atmosphäre im Ganzen oder als Theil des Planeten, in ihrem Einfluß auf das Leben der Erde in den verschiedenen Gegenden derselben. Da nun die Erde auch in ihrer Entstehung betrachtet werden muß, wobei sie selbst als die Mutter einer großen Mannigfaltigkeit von Erzeugnissen erscheint, so ist die Geologie als der Stamm eines großen Baums zu betrachten, dessen Äste und Zweige besondere Naturwissenschaften sind. Die beiden Hauptäste dieses Stammes sind einerseits die Geogenie, welche den Bau der Erde in seiner Entstehung zu erforschen sucht (eine Wissenschaft, welche selbst noch in ihrer Entstehung begriffen und daher noch sehr unvollkommen ist), andrerseits die Geognosie oder Orologie, auch Oryktologie (Felsenlehre, Geologie im engern Sinne), welche sich die innere Beschaffenheit der Felsen, deren Theile (die Gebirgsarten) und Verhältnisse zum Gegenstand nimmt. Die Geographie dagegen beschäftigt sich mit der äußern Gestaltung der Erdoberfläche und mit deren Inhalt. Sie theilt sich vorzüglich in die mathematische und physikalische (die politische kommt hier nicht in Betrachtung), welche wieder mancherlei besondere Wissenschaften enthält. (S. Geographie.) Diese der Geologie zunächst angehörigen Wissenschaften setzen aber wieder die Kenntniß des Ganzen (des Erdkörpers) in der Mannigfaltigkeit und Verkettung seiner Theile, d. h. in seiner vollständigen Entwickelung, voraus. Den Stamm eines Baums mit seinen Ästen kennt man nur sehr unvollkommen, wenn man die Blätter, Blüthen und übrigen Theile nicht kennt, die sich aus ihm entwickeln; denn die wissenschaftliche Kenntniß des Ganzen und die der Theile setzen einander gegenseitig voraus. Der ganze wissenschaftliche Baum, die Geologie in ihrer ganzen Entwickelung bis auf die kleinsten Theile herab, deren nähere Kenntniß berücksichtigt wird, vertauscht in dieser Ausbreitung ihren Namen mit einem andern; sie heißt nun Mineralogie (in umfassender Bedeutung des Worts), deren Eintheilung in besondere Wissenschaften weiter unten eine schicklichere Stelle finden wird. Die Mineralien aber, welche die Wissenschaft als Erzeugnisse des Erdelements aus seiner Wechselwirkung mit andern Elementen (s. Mineralien) erkannt hat, können daher nicht gehörig verstanden, in ihrer wahren Natur und Be-

deutung im Ganzen erfaßt werden ohne nähere Kenntniß der Elemente, aus deren Verbindung sie hervorgegangen sind, und diese Kenntniß ist also gleichsam die Wurzel jenes großen Baums, nämlich der ganzen systematischen Mineralogie mit allen dazu gehörigen besondern Wissenschaften. Werden die Elemente (Luft, Wasser u. s. w.) als Ganze betrachtet, als welche sie anerkannt werden, insofern sie in Theile (Bestandtheile, Grundstoffe) zerlegbar sind, so entsteht aus dieser Betrachtung (Untersuchung, Erforschung) der Elemente als Ganzer, aus der Erkenntniß ihres Aggregatzustandes (der Starrheit z. B. der Flüssigkeit, Gasigkeit), ihrer Thätigkeit oder eigenthümlichen Processe, aus der Einsicht in die Bedeutung der mannigfaltigen Erscheinungen, welche aus dem Allen und ihrem gegenseitigen Verhältniß hervorgehen, aus der Kenntniß ihrer mechanischen Eigenschaften u. s. w. eine Wissenschaft, die sich Naturlehre oder Physik nennt (nämlich im engern Sinne; im weitesten ist das Wort gleichbedeutend mit Naturwissenschaft). Die Physik hat eine dynamische und mathematische Seite, was eigentlich bei allen Naturwissenschaften der Fall ist, oder sein sollte, da alle Naturbetrachtung einerseits das Dynamische oder Wesentliche (die polaren Kräfte und Verhältnisse), andrerseits das Formelle oder Mathematische der Natur oder ihrer Erscheinungen zum Gegenstande hat. Denn Zeit und Raum sind die nothwendigen Formen der Natur und der Anschauung; Zeit- und Raumbestimmungen aber heißen Größen, Zeit- und Raumverhältnisse, Größenverhältnisse, mit deren Erforschung sich die Mathematik beschäftigt. Die dynamische Physik hat es mit der Erkenntniß der wesentlichen Eigenschaften der kosmischen und irdischen Elemente, der Kräfte und Processe zu thun, welche diesen Elementen eigenthümlich sind, und beschäftigt sich daher z. B. mit der Natur (dem Wesen) des Lichts, der Wärme, der Schwere, des Magnetismus, Elektrismus, Chemismus, Galvanismus, welche zusammen das Leben (die thätige Seite) der Elemente ausmachen. Dagegen behält sich die mathematische Physik, auch angewandte Mathematik genannt, bloß die formale Seite der Elemente vor, und betrachtet ihre Erscheinungen nach den Elementen der Form der Natur, nämlich nach Maß (Raumbegrenzung), Zahl und Gewicht, mithin sowol geometrisch als arithmetisch, geometrisch nach Linien, Winkeln, Flächen und kubischem Inhalt, arithmetisch, nach der Quantität (dem intensiven Maße) der Kräfte, welche durch Zahlen ausgedrückt wird, wohin auch das Gewicht als Maß oder Quantität der Schwere gehört. Sie betrachtet z. B. die Körper bloß als Massen (abgesehen von ihren sonstigen individuellen Eigenschaften), als bewegliche Theile des festen und schweren Erdelements, und indem sie die Gesetze des Gleichgewichts entwickelt, nach welchen einander entgegenwirkende bewegende Kräfte, die in einem Körper oder auf denselben oder dessen Theile wirken, die Bewegung hindern oder aufheben, sodaß der Körper in Ruhe bleibt, wobei sehr mannigfaltige arithmetische Verhältnisse möglich sind, welche der Berechnung unterworfen werden, so zeigt sie sich in dieser Beschäftigung als Statik, in Beziehung auf das Wasser aber oder überhaupt auf flüssige Körper, als Hydrostatik. Mechanik heißt sie (die mathematische Physik), wenn sie die Gesetze der Bewegung fester Körper erforscht und darstellt, welche durch Schwere, Druck und Stoß erzeugt wird, Hydraulik, wenn sie sich mit den Gesetzen der Bewegung des Wassers oder des Flüssigen und den daraus hervorgehenden Erscheinungen beschäftigt. Die höhere Mechanik oder diejenige, bei welcher der höhere Calcul in Anwendung kommt, heißt Dynamik (in mathematischem Sinne) und ebenso die höhere Hydraulik, Hydrodynamik. In der Aerometrie und Aerostatik werden die Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung der Luft in Folge ihrer Schwere und Elasticität aufgestellt, und die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen entwickelt, welche aus dem Druck der Atmosphäre auf feste und flüssige Körper unter verschiedenen Umständen hervorgehen. Die mathematische Theorie des Lichts in Beziehung auf das Auge und

die Gesetze des Sehens, die Lehre von der Fortpflanzung oder Fortleitung des Lichts in geraden Linien, von seiner Beugung, Brechung und Zurückstrahlung nach bestimmten Winkeln unter verschiedenen Umständen, heißt Optik. Innerhalb letzterer haben sich einerseits die Lehre von der Brechung des Lichts (Abweichung von seiner Richtung beim Ein- und Ausgang in und aus durchsichtigen Mitteln verschiedener Dichtigkeit), andrerseits die Theorie der Zurückstrahlung des Lichts von glatten, ebenen und krummen Flächen (ebenen und sphärischen, auch konischen, erhabenen und hohlen Spiegeln) zu besondern mathematisch-physikalischen Wissenschaften gestaltet, jene unter dem Namen Dioptrik, diese mit der Benennung Katoptrik. — Auch die Wärme betrachtet die mathematische Physik nur von ihrer quantitativen Seite und in ihren meßbaren Wirkungen, indem sie die Gesetze erforscht und bestimmt, nach welchen die Temperatur (Quantität der freien Wärme) unter verschiedenen Umständen wechselt und die Gesetzmäßigkeit entwickelt, welche die Wärme in ihrer ausdehnenden Kraft offenbart, die sie auf verschiedene Körper bei verschiedener Temperatur ausübt, und man kann sie in dieser Beschäftigung Thermometrie und Pyrometrie (mathematische Wärme- und Feuertheorie) nennen. Beiläufig ergibt sich aus dieser Aufstellung der physikalischen Wissenschaften, daß, streng genommen, auch die Mathematik in ihrer ganzen Verzweigung zu den Naturwissenschaften gehört. Reine Mathematik ist abstracte (rein formale) Naturwissenschaft, d. h. Wissenschaft der bloßen, für sich betrachteten Formen der Natur (nämlich der Zeit und des Raumes oder deren Bestimmungen, der Zahl und Gestalt), abgesehen von dem Inhalte dieser Formen; angewandte Mathematik ist daher Naturwissenschaft mit dem Übergewicht der formalen oder mathematischen Seite, unabgesehen von dem Inhalte der Form oder mit Berücksichtigung der Einheit von Form und Inhalt. Die Astronomie gehört also, ihrem Hauptinhalte nach, ebenfalls zur angewandten Mathematik, und genau erwogen, ist jede Naturwissenschaft, wie aus Obigem erhellt, ihrer Seite nach, angewandte Mathematik, nur erscheinen die beiden Seiten oder Richtungen, die dynamische und mathematische, nicht so getrennt wie bei der Physik. Ebensowie die mathematische Physik, könnte sich auch die dynamische in besondere Wissenschaften theilen, und es gäbe dann z. B. eine Photologie (Wissenschaft des Lichts), eine Thermologie (Wissenschaft der Wärme), eine Magnetik, Elektrik, Galvanik u. s. w., es sind aber diese Bezeichnungen, als Namen besonderer dynamisch-physikalischen Wissenschaften noch nicht, wenigstens nicht im allgemein eingeführten Gebrauch, und man behandelt diese Wissenschaften vor der Hand noch als Abtheilungen oder Abschnitte des Ganzen, als untergeordnete Lehren der dynamischen Physik; nur allein die Meteorologie (Wissenschaft der atmosphärischen Erscheinungen und Erzeugnisse) will sich, obgleich sie noch sehr unvollkommen ist, als eine besondere, dahin gehörige Wissenschaft mit eigenthümlicher Benennung behaupten. Wenn nun ferner erwogen wird, daß die physischen Elemente nur insofern Ganze genannt werden können, als sie in Theile oder Stoffe (Ur- und Grundstoffe) zerlegbar sind, daß die Erkenntniß eines Ganzen sehr unvollkommen ist ohne nähere Kenntniß seiner Theile, daß alle Naturkörper, da sie als Erzeugnisse der Elemente betrachtet werden müssen, auch nothwendig als Combinationen (Verbindungen, Einheiten) der Urstoffe verschiedener Elemente in verschiedenen Verhältnissen sich darstellen: so müßte die naturwissenschaftliche Betrachtung sich auch nach dieser verborgenen Seite der Natur hinwenden, um sie hier gleichsam in ihrer verborgensten Werkstätte zu belauschen und zu sehen, wie sie Stoffe trennt und verbindet, durch die Trennung Körper zerstört, aber zugleich durch die Verbindung neue hervorgehen läßt. Hier fanden die Naturforscher ein großes, unermeßliches Feld zu neuen Forschungen, dessen Bearbeitung Gegenstand einer eignen Naturwissenschaft, der Chemie, auch Stöchiologie (Stoffwissenschaft), wurde. Die Chemie zerfällt, nach ihrem großen Gegenstande, der Gesammtheit der Na-

turkörper unsers Planeten, zunächst in ebenso viel besondere chemische Wissenschaften, als jene Gesammtheit in Reiche, und es gibt daher eine Mineralchemie (Stofflehre des Mineralreichs), eine Pflanzenchemie (Phytochemie), eine Thierchemie (Zoochemie), und wenn man die (physischen) Elemente als ein besonderes Naturreich betrachtet, auch eine Elementenchemie (welche die Grundstoffe der Elemente und deren Verhältniß in einem jeden erforscht und bestimmt). Zu bemerken ist hier beiläufig, daß die Pflanzen- und Thierchemie noch sehr wenig bearbeitet und eigentlich noch in ihrem ersten Werden ist, während Das, was man bisher Chemie (allgemeine Chemie) genannt hat, eigentlich nur Elementen- und Mineralchemie, wenigstens vorzugsweise ist. Auch die Chemie hat eine dynamische und eine mathematische Seite; erstere beschäftigt sich mit den Eigenschaften (sinnlichen Merkmalen) der Stoffe und ihrer polaren Verhältnisse zu einander, letztere dagegen bestimmt die quantitativen (Größen-) Verhältnisse der Stoffe in den verschiedenen Substanzen oder Körpern und heißt Stöchiometrie. Die Chemie hat, wie eigentlich alle Wissenschaften vorzugsweise eine theoretische und praktische Seite; von ihrer theoretischen Seite ist sie Wissenschaft, von ihrer praktischen Kunst, Scheidekunst (eine zu einseitige Benennung!), Experimentalchemie, in ihrer Anwendung auf Gewerbe technische Chemie. Bei der Physik, um dies nachträglich zu erwähnen, findet eigentlich ganz dasselbe Verhältniß statt; denn es gibt bekanntlich auch eine Physik als Kunst, die Experimentalphysik, und eine Anwendung derselben auf Gewerbe, welche technische Physik heißen sollte, wofür man aber schon den Namen praktische Mechanik, Maschinenlehre (in weitester Bedeutung) hat, in welcher alle mathematisch-physikalische Wissenschaften in Anwendung kommen. Werden die Naturdinge als einzelne in jeder Hinsicht, als Individuen in ihrem eigenthümlichen und unterscheidenden Charakter und in ihrer Entwickelung betrachtet und dargestellt, so ist dies Naturgeschichte. Hier können aber die Naturkörper entweder in ihrer bereits erfolgten ganzen oder theilweisen Entwickelung, d. h. in ihrer vollendeten oder unvollendeten Bildung, erkannt und dargestellt werden, und dann heißt die Darstellung Naturbeschreibung, oder man betrachtet sie in ihrer geschehenden Entwickelung oder werdenden Bildung, d. h. nach ihrer Entstehung, ihrem Fortschreiten (Wachsthum im weitesten Sinne) und allmäligen Vergehen, so entsteht die eigentliche Naturgeschichte oder diese im engern Sinne des Worts. Hieraus erkennt man zugleich, daß Diejenigen irren, welche meinen, es gebe keine eigentliche Naturgeschichte, die Benennung sei unrichtig, es müsse Naturbeschreibung heißen. Der Irrthum beruht auf der Verworrenheit des Begriffs der Geschichte. Überzeugt man sich, daß die wirkliche Geschichte eines Naturwesens nichts Andres sei als seine Entwickelung (seine werdende und vergehende Bildung) mit allen diese Entwickelung begleitenden Erscheinungen (Begebenheiten), so erkennt man, daß die Natur, eigentlich die Naturen (s. Natur), z. B. die Erde, die Mineralien, Pflanzen und Thiere ebensowol eine Geschichte haben müssen als die Menschheit, die Völker und einzelne Menschen. Naturbeschreibung ist also nur ein Theil der Naturgeschichte im umfassenden Sinne. In letzterm ist z. B. die Geologie Naturgeschichte der Erde, und sie ist einerseits beschreibend, indem sie die Gestalt und Beschaffenheit unsers Planeten im Ganzen sowol als in seinen größern Theilen darstellt, andrerseits geschichtlich im engern Sinne, indem sie es mit der Entstehung und Entwickelung des Planeten im Großen oder Ganzen und seiner vorzüglichsten Theile zu thun hat, und die Ordnung der Entwickelung in den Erscheinungen nachweist. Die Geogenie ist also vorzugsweise Naturgeschichte der Erde. In Beziehung auf die besondern Producte oder Naturindividuen des Planeten theilt sich die Naturgeschichte in ebenso viel besondere Wissenschaften, als ihr Gegenstand, die Gesammtheit dieser Producte, in größere Abtheilungen zerfällt, zunächst also, nach den Reichen, in 1) die Mineralogie (Irdlehre, Naturgeschichte der Irden oder Mi-

neralien als Individuen des Erdelements), 2) die Phytologie (Pflanzenwissenschaft, Naturgeschichte der Pflanzen, wovon die bisherige Botanik eigentlich nur der beschreibende Theil ist), 3) die Zoologie (Thierwissenschaft, Naturgeschichte der Thiere, Thiergeschichte). Jede dieser 3 großen Abtheilungen der Naturgeschichte hat nun wieder ihre Unterabtheilungen als besondere Wissenschaften. Nimmt man die Mineralogie in weitester Bedeutung, so begreift sie unter sich a) die Oryktognosie (Naturbeschreibung der Mineralien nach äußern Merkmalen oder Kennzeichen, also Mineralogie im engern Sinne) b) Oryktologie oder Geognosie (Wissenschaft der Gebirgsarten, gleichsam die Anatomie der Gebirge), c) die mineralogische Geographie und d) die Geologie (Ganzlehre des Planeten), von welchen letztern Wissenschaften zum Theil schon oben die Rede war, e) die Mineralchemie (Stofflehre der Mineralien) welche aber auch als Theil der Chemie erscheint, insofern diese als selbständige Wissenschaft betrachtet wird, f) die Krystallographie (Formlehre der Mineralien), g) die Krystallotomie (Theillehre der Mineralformen, gleichsam die Anatomie der Mineralien), endlich h) die technische oder ökonomische Mineralogie (nur die Anwendung eines Theils der Mineralogie auf die Ökonomie oder Landwirthschaft). Bei der Naturgeschichte der organischen Dinge, also der Pflanzen, Thiere und Menschen kommen folgende 3 Punkte, für die Richtung des Erkenntnißvermögens, in Betrachtung: 1) das Leben, d. h. das zeitliche Wirken (Thätigkeit, Verrichtungen [Functionen]) des Ganzen sowol als der Theile der organischen Körper, 2) die Stoffe oder Elemente, woraus sie bestehen, 3) die Form oder Formen, welche als die sichtbaren Einheiten (Producte) des Lebens und der Stoffe zu betrachten sind. Das Leben und seine Gesetze sind Gegenstand einer Wissenschaft, welche Biologie heißt, die Stoffe oder deren Eigenschaften und Verhältnisse sind Gegenstand der Stöchiologie (Stofflehre oder Chemie), die Formen im Ganzen und Einzelnen Gegenstand der Morphologie (Formlehre); wobei auch zu bemerken ist, daß die Biologie (Lebenswissenschaft), insofern sie sich mit dem Leben oder den natürlichen Verrichtungen der innern Theile der organischen Körper, der Organe und Systeme, beschäftigt, auch Physiologie genannt wird, und daß die Morphologie sich theilt in die Betrachtung der Formen und Formenverhältnisse mit Berücksichtigung der Farben, einerseits der äußern Theile und deren Ganzen, und dann im engern Sinne Naturbeschreibung ist, andrerseits der innern Theile und dann Anatomie heißt, welche sich mithin die Form, Lage, Größe, Farbe und sichtbare Verbindung der Organe und Systeme (bei Thieren z. B. der Nerven, Muskeln, Adern, Zellen, des Magens und Darms, der Lunge, Leber, des Herzens u. s. w.) zum Gegenstande nimmt. Demzufolge kann sich nun die Pflanzenwissenschaft eintheilen in 1) Phyto-Biologie (Pflanzenphysiologie), 2) Phyto-Stöchiologie (Pflanzenchemik, Phytochemie), 3) Phyto-Morphologie, in welcher sich die beschreibende Botanik und Phytotomie (Theillehre oder Anatomie der Pflanzen) theilen. Ebenso zerfällt die Zoologie (Thierwissenschaft, Naturgeschichte der Thiere) in die Zoo-Biologie (Physiologie der Thiere), die Zoo-Stöchiologie (Thierchemie, Zoochemie) und die Zoo-Morphologie, in welche sich die beschreibende Zoologie und Zootomie (Theillehre der Thiere) theilen. Außerdem muß die Naturgeschichte der Thiere so viel besondere zoologische Wissenschaften enthalten, als das Thierreich Hauptabtheilungen oder Classen hat. Man hat sich hierbei (nämlich bei der Bestimmung der Theile der Zoologie) nach der Linné'schen Classification gerichtet, und es gibt in dieser Beziehung z. B. eine Ornithologie (Naturgeschichte der Vögel), eine Ichthyologie (Naturgeschichte der Fische), eine Entomologie oder Insektologie, und eine Helminthologie (Naturgeschichte der Würmer). Für die Naturgeschichte der Säugthiere und Amphibien sind keine besondern Namen eingeführt, was in terminologischer Hinsicht als eine Lücke im System der Naturwissenschaften zu betrachten ist. Noch größere Lücken dieser Art finden sich aber bei der Botanik und Mineralogie, wo die Namen

besonderer Wissenschaften in Beziehung auf Classification vor der Hand noch fehlen. Der Schlußstein des ganzen Gebäudes der Naturwissenschaften, welche alle andre voraussetzt, oder in welchem sich alle vereinigen zum Behuf einer unbestimmten, gemeinschaftlichen Richtung, ist eigentlich die Medicin als Wissenschaft, obgleich ihr Hauptgegenstand die Natur der Krankheiten des menschlichen Organismus, und ihre praktische, durch die Naturwissenschaft geleitete Thätigkeit auf Heilung der Krankheiten gerichtet ist und Heilkunst, praktische Medicin heißt. Von dieser Wahrheit kann sich Jeder bei einigem Nachdenken leicht überzeugen. Die Krankheiten erkennt nämlich die Naturwissenschaft als besondere, von der Lebensharmonie des Ganzen (z. B. eines Menschen, eines Thieres) abweichende Lebensprocesse. Die Kenntniß der Krankheiten setzt also die Kenntniß des menschlichen Organismus (auch von physischer Seite) voraus, diese aber ist bedingt durch die Kenntniß des thierischen und Pflanzenorganismus, und diese kann wieder nicht ohne die Kenntniß der (sogenannten) anorganischen Natur (die Elemente und Mineralien) bestehen. Überdies nimmt die Heilkunst ihre Mittel (Arznei) aus allen Reichen der Natur, deren Kenntniß mithin auch von dieser Seite die Medicin voraussetzen muß. Die Medicin ist also, in der umfassendsten Bedeutung ihres Namens, ein ganzer großer Organismus, ein vollständiges System von Naturwissenschaften, theils von eigenthümlichen oder wesentlichen, theils von begründenden und Hülfswissenschaften, und zwar in nächster Beziehung zur Natur des Menschen, hinsichtlich seines gesunden und kranken Zustandes und hinsichtlich der Heilung des letztern. Für die Kenntniß dieser großen Verzweigung und organischen Ausbreitung der Medicin muß aber, der Kürze wegen, auf diesen Artikel selbst verwiesen werden, welcher darüber befriedigende Auskunft gibt, indem noch schließlich bemerkt wird, daß der Hauptgrundpfeiler der Medicin eine Wissenschaft ist, in welcher zugleich alle Naturwissenschaften ihren Mittelpunkt erkennen sollen, die Anthropologie nämlich in ihrer rechten naturwissenschaftlichen Bedeutung als allseitige Naturgeschichte des Menschen, in seinem Unterschiede von den Thieren, von materialer (physischer) und idealer (psychischer) Seite, wozu also nicht nur die Physiologie (sowol des gesunden Menschen als der Krankheiten) und Anatomie des Menschen mit allen Verzweigungen der letztern (s. Medicin), die Kenntniß der Menschenraçen, mithin auch der Völker, hinsichtlich ihres Naturells und andrer Wissenschaften gehören, sondern selbst die Psychologie, da Leib und Geist zusammen das Ganze des Menschen ausmachen. Daraus ersieht man zugleich, und aus der nähern Betrachtung der Medicin, welche auch Geisteskrankheiten und deren Heilung zu berücksichtigen hat, mithin auch die Wissenschaft des Geistes in seinem gesunden Zustande voraussetzt, daß es sehr schwer oder vielmehr unmöglich ist, die Naturwissenschaften von den idealen oder Geisteswissenschaften vollkommen zu scheiden. Und wie kann es auch anders sein, da geistige und leibliche Natur selbst nirgends getrennt, sondern die beiden, nur für die Reflexion gesonderten Seiten des Ganzen jedes Naturwesens sind. (S. Geist und Natur.) Die bewußtlose Natur ist die Mutter, aus welcher der höhere, selbstbewußte Geist geboren wird, und so ist auch die Naturwissenschaft die Mutter aller Geisteswissenschaften; die nähere gründliche Bekanntschaft mit jener ist daher die nothwendige Bedingung eines erfolgreichen Studiums der idealen Wissenschaften.

Naubert (Christiane Benedikte), eine geschätzte und fruchtbare Romanendichterin, Tochter des D. Hebenstreit zu Leipzig, geb. daselbst 1757, war 2 Mal verheirathet und lebte zu Naumburg in stillbürgerlicher Eingezogenheit bis an ihren Tod 1819 zu Leipzig, wohin sie sich mit ihrem Gatten begeben hatte, um ihre erblindeten Augen operiren zu lassen. Sie erfreute die Lesewelt mit einer großen Anzahl geist-, phantasie- und gemüthreicher Romane, als deren Verfasserin sie sich aus Bescheidenheit nicht nannte. Die meisten haben einen historischen Stoff. Ihr

erster bedeutender Versuch in dieser Gattung war „Walther von Montbarry"; diesem folgte „Thekla von Thurn", woraus selbst Schiller in seinem Wallenstein Manches, sogar wörtlich, benutzte; „Elisabeth, Erbin von Toggenburg"; „Hermann von Unna"; „Konradin von Schwaben"; „Hatto, Bischof von Mainz"; „Gebhard, Truchseß von Waldburg"; „Eudocia"; ihre lieblichen Volksmärchen und ihr Weihnachtsgeschenk für die Jugend: „Azaria" u. a. m., zusammen 55 Bände.

Naumachie (von ναυς, das Schiff, und μαχομαι, ich streite), war die Nachahmung eines Seetreffens oder ein künstliches Seegefecht, welches eine Gattung der feierlichen und öffentlichen Spiele bei den Römern ausmachte. Cäsar war der erste, der dem römischen Volke das Schauspiel eines solchen Seegefechts gab, und das Volk liebte bald dieses Schauspiel mit eben der Leidenschaft, mit der es an seinen übrigen öffentlichen Spielen hing. Da der Circus Maximus, in welchem zuweilen diese Seegefechte gegeben wurden, zu unbequem dazu war, so wurden unter den Kaisern eigne Plätze dazu eingerichtet, welche man daher Naumachien (und dieses ist die zweite Bedeutung des Worts) nannte. Diese glichen in der äußern Form der Bauart den Amphitheatern. Sie wurden, wie diese, anfangs aus Holz erbaut. Der Kaiser Domitian soll der erste gewesen sein, der eine Naumachie von Stein anlegte. Die Länge einer Naumachie, welche Augustus anlegen ließ, und in welcher außer vielen kleinen Fahrzeugen 50 Schiffe mit 3 Reihen von Ruderbänken Platz hatten, betrug 1800, und die Breite 200 Fuß. Die Naumachien wurden, sowie der Circus Maximus, wenn eine Naumachie darin gegeben wurde, durch unterirdische Canäle plötzlich unter Wasser gesetzt, sodaß sich oft vor den Augen der Zuschauer die auf dem Trockenen liegenden Schiffe in die Höhe hoben. Dieses Wasser wurde gewöhnlich aus der Tiber (daher die Naumachien oft in der Nähe derselben angelegt wurden), zuweilen aber auch durch Wasserleitungen zugeführt und floß mit eben der Schnelligkeit wieder ab, mit der es herbeigeströmt war. Diejenigen, welche in diesen Naumachien fochten und daher Naumachiarii hießen, waren die Gladiatoren, Sklaven, oder Leute aus der niedrigsten Classe, Gefangene und zum Tode verurtheilte Verbrecher. Ihre Bestimmung war zu sterben, und nur ein günstiger Zuruf des Volks oder des Präsidenten der Spiele konnte sie retten. Am Fuße des Berges Griffone bei Salerno in Sicilien hat man in der Bildung eines kleinen Sees Spuren einer alten Naumachie zu entdecken geglaubt.

Naumann (Johann Gottlieb oder Amadeus), einer der größten Kirchencomponisten, kurf. sächs. Capellmeister zu Dresden, ward in der Nähe dieser Stadt zu Blasewitz 1741 geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann, erlaubte ihm, da er die vorzüglichen Anlagen des Knaben zur Musik bemerkte, statt der Schule s. Dorfes eine Schule in Dresden zu besuchen, wohin er jeden Morgen ging und wo er bessern Unterricht und mehr Gelegenheit fand, seine musikalischen Talente auszubilden. Ein Mitglied der k. schwed. Capelle zu Stockholm, durch Zufall in das Haus s. Vaters geführt, erstaunte, hier ein Clavier und schwierige Musikstücke zu finden, und erbot sich, den 13jährigen Knaben, der diese Stücke spielte und so viel Anlage verrieth, mit nach Italien zu nehmen. Der Vater willigte ungern ein. — Der junge N. mußte seinem Herrn die niedrigsten Dienste leisten, war oft dem Mangel preisgegeben und konnte kaum Zeit finden, sich ein wenig auf der Bratsche auszubilden. Zu Fuße folgte er seinem Herrn nach Hamburg und 1758 nach Italien. Während dieser zu Padua den Unterricht Tartini's benutzte, mußte N. seinen Unterhalt mit Notenschreiben verdienen und für seinen Herrn kochen. Endlich gelang es ihm, unter Tartini's Schüler aufgenommen zu werden, und er erhielt auch bald nachher einen gütigern Herrn. Nach 3 Jahren verließ er Padua, um in Gesellschaft des Herrn Pitscher, der auf Kosten des Prinzen Heinrich von Preußen (?) eine Reise durch Italien machte, sich weiter auszubilden. In Neapel, wo er sich 6 Monate aufhielt, erwachte seine Vorliebe für

theatralische Musik. In Bologna benutzte er die Freundschaft des berühmten Pater Martini und des nach Italien geflüchteten Hasse, um s. Kenntnisse zu erweitern, und ließ sich endlich in Venedig nieder, wo er Unterricht ertheilte und mit Beifall einige theatralische Compositionen arbeitete. Nach einem Aufenthalte von 8 Jahren in Italien berief die Kurfürstin Mutter, Marie Antonie, den jungen N. nach Dresden, wo er 1765 als kurfürstl. Kirchencomponist angestellt wurde. Bald darauf erhielt er die Stelle als kurfürstl. Kammercomponist und den Auftrag, eine zweite Reise nach Italien zu machen, die er in Gesellschaft Schuster's und Seidelmann's antrat. Auch auf dieser Reise verweilte er am liebsten zu Neapel. Hier componirte er für das Theater zu Palermo den „Achilles in Scyros", arbeitete dann in Venedig an der Oper „Alexander". 1769 kehrte er nach Dresden zurück, um zur Vermählung des Kurfürsten die große Oper: „La clemenza di Tito", zu componiren. 1772 machte er, um s. Bruder, einen Maler, zu Mengs nach Rom zu führen, s. dritte Reise nach Italien, wo er sich 2 Jahr aufhielt und binnen 13 Monaten 5 Opern componirte, nach deren Beendigung der Kurfürst ihn zum Capellmeister ernannte. Zur Geburtstagsfeier des Königs von Schweden, Gustavs III., componirte er 1776 die große Oper „Amphion", zur Einweihung des neuen Theaters zu Stockholm 1780 die Oper „Cora", s. berühmteste Oper, und „Gustav Wasa", welche Oper er selbst dirigirte. Auch organisirte er das Orchester zu Stockholm, welches eins der ausgezeichnetsten in Europa wurde. Für den dänischen Hof componirte er 1785 die Oper „Orpheus". Die Könige von Schweden, Dänemark, und Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, gaben ihm besondere Merkmale ihrer Gewogenheit. Er wurde mehre Male bei besondern Gelegenheiten nach Berlin berufen, führte hier mehre s. Compositionen („Medea", „Protesilaus" &c.) auf und erwarb sich um die berliner Capelle noch ein besonderes Verdienst durch die Bildung des nachherigen Capellmeisters Himmel und der Demoiselle Schmalz. Als eine Entschädigung für die abgelehnten Dienstanträge ertheilte ihm sein Kurfürst 1786 die Stelle eines Obercapelldirectors mit 3000 Thlrn. Gehalt. Zu s. vorzüglichsten Opern gehören auch „Tutto per amore" und „La dama soldato". In spätern Jahren wurde Kirchenmusik immer mehr sein Lieblingsfach, wiewol er noch im Winter 1801 s. Oper „Acis und Galatea", eine Composition voll jugendlicher Munterkeit und männlicher Fülle, aufs dresdner Theater brachte. Am 21. Oct. 1801 ward er auf einem einsamen Spaziergange in dem großen Garten zu Dresden vom Schlage gerührt, blieb die ganze Nacht betäubt und hülflos liegen und starb den 23. dess. Monats. Das in der Geschichte der Künstler und insbesondere der Musiker seltene Schicksal, unter glücklichen Verhältnissen seine Tage beschlossen zu haben, verdankt N. vorzüglich der Sanftheit und Mäßigung seines Charakters. Er hat eine Menge von Compositionen für die Kirche, worunter wir besonders sein „Vater Unser" (Text von Klopstock), mehre Psalmen und Missen, Oratorien und Vespern auszeichnen (größtentheils Eigenthum der dresdner Hofcapelle), für das Theater und die Kammer hinterlassen. Auch auf der Harmonika hatte er eine bewundernswürdige Fertigkeit und setzte für dieses Instrument 6 Sonaten, die einzigen, die wir überhaupt in dieser Gattung haben. Vgl. A. G. Meißner's „Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's" (Prag 1803 fg., 2 Thle.).

Naumburg an der Saale, eine alte Stadt (1200 H. und 9000 Einw.) in einer sehr angenehmen Gegend unweit des Einflusses der Unstrut in die Saale, jetzt zum Regierungsbezirk Merseburg des preuß. Herzogthums Sachsen gehörig, ist der Sitz des Oberlandesgerichts für die Regierungsbezirke Merseburg und Erfurt, des Handelsgerichts und des Grenzpostamts. Sehenswerth ist die ungefähr 1028 erbaute Domkirche. Der Landrath Lepsius hat über das Alterthum und die Stifter des Doms und deren Statuen daselbst in s. „Mittheilungen aus dem Ge-

biete historisch-antiq. Forschungen" (Naumburg 1822) interessante Untersuchungen herausgegeben. Die Domschule hat immer in gutem Rufe gestanden. Die Einw. beschäftigen sich mit Fabrikarbeiten, vorzüglich mit Tuch- und Leinweberei, Seifesieden &c. und mit Handel. Einige Häuser machen bedeutende Geschäfte im Wollhandel. Es wird jährlich zu Peter Paul eine Messe gehalten; auch ist 1818 von der preuß. Regierung der Stadt eine zweite oder Wintermesse bewilligt worden, welche den 1. Dec. anfängt. Das jährliche Kinderfest, das Kirschfest genannt, soll durch einen Angriff der Hussiten auf die Stadt, 28. Jul. 1432, veranlaßt worden sein, was aber von Einigen geleugnet wird. Das hiesige Stift war ehemals ein Bisthum, welches 1029 von Zeitz hierher verlegt worden war. Nach dem Tode des letzten kathol. Bischofs, Julius Pflug (1564), kam die Verwaltung des Stifts an Kursachsen, welches immer die Schutzgerechtigkeit über dasselbe behauptet hatte. 1656 ward es der Seitenlinie des sächs. Hauses, Sachsen-Zeitz, zugetheilt, nach deren Absterben es, vermöge einer besondern Übereinkunft, 1726 wieder an Kursachsen kam. Der Sitz der vormaligen Bischöfe war gewöhnlich in Zeitz, der des Domcapitels aber in Naumburg. Im Domcapitel von 21 Mitgliedern waren auch 2 leipziger Professoren. — Der rothe Wein, der in der Gegend um Naumburg wächst, wird zum Theil ausgeführt. In der Nähe liegen die Schulpforte und die Saline Kösen.

Nautik, s. Schifffahrtskunde.

Navarino (Neocastro), eine feste Hafenstadt an der Südwestküste von Morea, nördlich von Modon, hat 3000 Einw., darunter 300 Türken. Altnavarin ist das alte Pylos, der Königssitz des Nestor. Der vortreffliche Hafen ist der geräumigste in Morea, da er über 1000 Segel fassen kann; darum war der Handel daselbst beträchtlich. Ihn bildet eine ausgedehnte Bucht, deren enge Einfahrt durch die Insel Sphakteria (Sphagia) und im Nord. und Nordosten durch eine hohe Gebirgskette mit dem befestigten Felsen Altnavarin beschützt wird. Es können nur 2 Schiffe zugleich einlaufen. Das Wasser im Hafen ist tief genug für die größten Kriegsschiffe, und der Ankergrund so sicher wie in Plymouth, Cadiz, Syrakus und Brest. Die Festungswerke der Stadt bestehen aus 4 Basteien und einer Citadelle auf einem hohen Felsen. 1821 eroberte der tapfere Tipaldo, ein Kephalene, unter Demetrius Ypsilantis's Befehl, Navarin mit Capitulation. Die Meuterei der Moreoten, welche Kolokotronis gewonnen hatte, war Schuld, daß Navarin am 23. Mai 1825 sich mit Capitulation an Ibrahim Pascha, Sohn des Vicekönigs von Ägypten, ergeben mußte. Am 20 Oct. 1827 vernichtete ein engl., französ. und russ. Geschwader unter dem Oberbefehl des engl. Admirals Codrington (der franz. Adm. war de Rigny, der russ. Graf v. Heyden), das in den Hafen eingelaufen war, die daselbst in Schlachtordnung aufgestellte, weit stärkere türkisch-ägyptische Flotte, um die Pacification von Griechenland zu bewirken. Schon im Alterthume war Navarin durch eine große Seeschlacht, 425 vor Chr., im peloponnesischen Kriege berühmt. Damals lief die atheniens. Flotte unter Demosthenes in den Hafen ein und vernichtete daselbst die stärkere spartanische. Sparta machte hierauf Friedensanträge; die Messenier aber und die Heloten versuchten, das Joch der Spartaner abzuwerfen.

Navarra. Das Königreich Navarra entstand, als die Nachfolger Karls d. Gr. die nach W. bis zum Ebro ausgedehnte Monarchie dieses großen Fürsten nicht zu behaupten verstanden. Ungeachtet es aus 2 Theilen, Obernavarra auf der Südseite und Niedernavarra auf der Nordseite der Pyrenäen, bestand, so standen beide Theile doch unter Einem Könige, bis Ferdinand von Aragonien Obernavarra 1512 ansichriß. Von dieser Zeit an hatten die Könige von Navarra nur Niedernavarra. Als Heinrich IV., Sohn Antons von Bourbon und der Erbin von Navarra, den franz. Thron bestieg, ward es wieder mit Frankreich vereinigt,

und die Könige von Frankreich nennen sich seitdem Könige von Frankreich und Navarra. Obernavarra (115 □M., 221,728 E.) heißt auch jetzt noch das Königreich Navarra, ungeachtet es eine Provinz der spanischen Monarchie ist. Die Hauptst. Pampelona (Fest., 14,000 E.) ist der Sitz des Vicekönigs. Das zu Frankreich gehörende Niedernavarra machte vor der Revolution mit Bearn ein besonderes Gouvernement aus und bildet jetzt einen Theil des Depart. der niedern Pyrenäen (147 □M., 400,000 E.) mit Pau und Bayonne. Hier wird noch die baskische Sprache gesprochen. (S. Basken.)

Navigationsacte. Dieses englische Schifffahrts- und Seehandelsgesetz, die Grundlage aller nachherigen, wurde von Cromwell im Parlamente 1651 eingeleitet und durchgesetzt. Es war besonders gegen die Holländer gerichtet. Der Geist der Handlungspolitik Englands, die unter der Königin Elisabeth den ersten Grad der Ausbildung erlangt hatte, ward von dem umsichtigen Cromwell ganz aufgefaßt und für den Vortheil der Briten weislich benutzt. Die dort entstandene Idee der Alleinherrschaft auf dem Meere, zu welcher der Besitz der Ostseefahrt eine unerlaßliche Bedingung war, die dazu nothwendige Vernichtung der holländischen Schifffahrt nach England und den Colonien, die seit dem Verfall der Hansa sich so sehr ausgebildet hatte, verbunden mit dem persönlichen Hasse Cromwell's gegen die Holländer, wegen der Theilnahme, die sie für die Stuarte gezeigt hatten, gab die Veranlassung zur Navigationsacte. In ihr wurde verordnet: 1) daß kein fremdes Schiff Güter nach engl. Häfen führen sollte als die Erzeugnisse des Landes, von dem das Schiff herkomme; 2) daß ein solches Schiff in britischen Staaten gebaut sein und dessen Mannschaft wenigstens zu 2 Dritttheilen, nebst dem Capitain, geborene oder nationalisirte Briten sein müssen; 3) daß kein fremdes Schiff eine Rückfracht von England, jedes engl. Schiff aber doppelte Fracht von andern Ländern solle nehmen dürfen. Diese Acte verursachte der Handlung der Holländer einen unersetzlichen Verlust, sie mußten aber der überlegenen Macht Cromwell's nachgeben und bei dem Friedensschlusse mit ihm (1654) sich diesen und andern Bedingungen unterwerfen. Als Karl II. den väterlichen Thron (1660) wieder bestieg, war es eine seiner ersten Handlungen, die Navigationsacte aus Haß gegen die Holländer zu erneuern. Für die 3 Hansestädte, Lübeck, Hamburg und Bremen, und für Danzig hob er jedoch 1661 die Wirkungen der Acte wieder auf. Allein schon 1662 verlor Lübeck diese Befreiung wieder, da es (wie vordem Holland) den Briten dadurch gefährlich zu werden drohte, daß es einen bedeutenden Theil der Ostseefahrt und -Handlung ansichgezogen hatte. Für Hamburg, Bremen und Danzig blieb Karls II. Befreiungsbrief bestehen, indem diese immerfort auf jeden Hafen Großbritanniens schiffen durften, nur daß in der Folge durch einzelne Parlamentsbeschlüsse der Vortheil davon sehr beeinträchtigt wurde, da die Einfuhr deutscher Waaren auf engl. Schiffen begünstigt ward. So ungültig nun an und für sich Karls II. Befreiungsbrief nach dem engl. Staatsrechte auch war, da der König ohne das Parlament ihn eigentlich nicht geben konnte, so ward er doch in dem ersten von Wilhelm III. (1689) gehaltenen Parlamente neben der Bestimmung, daß fernerhin keine solchen Privilegien mehr ertheilt werden sollten, ohne weitere Untersuchung bestätigt und blieb auch in seiner Gültigkeit, bis die Maßregeln, welche Großbritannien, nach dem Ausbruche der Revolution in Frankreich, gegen dieses Land und namentlich gegen dessen nachheriges sogen. Continentalsystem ergreifen mußte, jenes Privilegium in sich selbst vernichteten. Sowie aber früher aus der Navigationsacte die strengen engl. Handelsverbote in jenem durch den ryswicker Doppelfrieden (20. Sept. und 30. Oct. 1699) beendigten 9jährigen Kriege, und the rule of 1756 geflossen sind, so ist sie auch als die Hauptgrundlage aller der berühmten Geheimerathsverordnungen (orders of council) zu betrachten, welche in der neuesten Geschichte des europäischen See- und Landhan-

dels eine so tief eingreifende Rolle gespielt haben. Vgl. die Abhandlung des Prof. Büsch im 2. Bde. der von ihm und Ebeling herausgegeb. „Handlungsbibliothek" und Engelbrecht's „Corpus juris nautici". Der Congreß der Verein. Staaten von Nordamerika hat eine ähnliche Navigationsacte bekanntgemacht, die nach der englischen eingerichtet ist. Sie trat vom 1. Oct. 1817 an in Wirksamkeit. Eine gewisse feindliche Absicht gegen England ist dabei nicht zu verkennen; es läßt sich aber nicht erwarten, daß der Handel der Verein. Staaten dadurch gewinnen werde, weil jetzt die Zahl der Märkte und der Abnehmer sich vermehrt, und England selbst den Grundsatz der Handelsfreiheit nach dem Princip der Reciprocität ausgesprochen hat. Der Handel muß sich am Ende dahin ziehen, wo der Ausländer am liberalsten behandelt wird. Darum haben die brit. Parlamentsbeschlüsse von 1822 den Handel mit den engl. Colonien freigegeben, jedoch mit Ausschluß der Verein. Staaten.

Nävius (Cnejus), einer der berühmtesten unter den ältesten römischen Dichtern, war aus Campanien gebürtig, griechisch gebildet und bearbeitete griechische Tragödien und Komödien. Außerdem schrieb er ein episches Gedicht vom punischen Kriege und ein andres nach der cyprischen Ilias. Sein Leben fällt in die erste Hälfte des 6. Jahrh. nach Roms Erbauung. Durch ausgelassenen und persönlichen derben Witz reizte er den Unwillen der römischen Großen, wurde aus der Stadt verwiesen und zog sich nach Utica zurück. Von s. Werken sind nur Bruchstücke übriggeblieben.

Naxos, in den ältesten Zeiten Dia und Strongyle, jetzt Naxia (Nachsia), ist die größte (8 □M., mit 10,000 Einw.) der Cykladen im ägäischen Meere. Sie hat eine Stadt gl. N., 40 Dörfer, ein Castell, einen Hafen, und ist der Sitz eines griech. und eines kathol. Bischofs. Ihre außerordentliche Fruchtbarkeit und der Mythus des Bacchus, dem sie geweiht war, machten sie im Alterthum berühmt. Noch sieht man neben der Quelle Ariadne die Trümmer eines Bacchustempels. Sie war reich an Getreide, an Wein, der zu dem besten von ganz Griechenland gerechnet wurde, an edeln Baumfrüchten und an Marmor, von welchem die u. d. N. Ophaltes oder Ophites bekannte Gattung häufig gebraucht wurde. Dieser Marmor verhärtet sich in der Luft und widersteht Jahrhunderte lang der Auflösung. Man nannte sie, um ihre Fruchtbarkeit zu bezeichnen, oft Kleinsicilien. Dem Bacchus, als dem Schutzgott der Insel, schrieben ihre Bewohner diese außerordentliche Fruchtbarkeit zu. Bacchus hatte hier die vorzüglichsten Feste, Tempel und Altäre. Hier war es, wo er die vom Theseus verlassene Ariadne (s. d.) tröstete. Die ersten Bewohner der Insel sollen Thracier gewesen sein, welche später von Thessaliern unter Anführung des Otus und Ephialtes unterjocht wurden. Nachdem die Thessalier wegen einer anhaltenden Dürre die Insel verlassen hatten, ließen sich bald nach dem trojanischen Kriege Karier, deren Anführer Naxos geheißen haben soll, daselbst nieder. Pisistratus unterwarf die Insel der athenienfischen Oberherrschaft. Nach dem Tode des Pisistratus erlangte Naxos seine Freiheit wieder und wurde außerordentlich blühend, theilte jedoch bald das Schicksal der meisten Inseln des Archipelagus, indem es unter die Oberherrschaft der Perser gerieth. Als diese indessen unter Xerxes das eigentliche Griechenland zu unterjochen versuchten, benutzten die Naxier diese Gelegenheit, um in den Schlachten bei Salamis und Platäa auch ihre Freiheit zu begründen. Während des mithridatischen Kriegs ward die Insel von den Römern erobert. Dann unterwarf sie der Triumvir Antonius dem Protectorat der Rhodier, entzog sie jedoch diesem bald wieder, als sie dasselbe zu sehr mißbrauchten. So blieb Naxos in einem Zustande von Freiheit bis zu den Zeiten Vespasians, der sie zu einer römischen Provinz schlug. Hierauf folgte sie dem Schicksale des oströmischen Kaiserthums und gerieth nach dem Sturze desselben, wie die übrigen Inseln des Archipelagus, unter die Ober-

herrschaft der Türken; sie gehört zur Statthalterschaft des Kapudan Pascha, dem sie 10 Beutel jährlich Tribut zahlt. Das Volk wählt, sowie auf den meisten griechischen Inseln, seine Obrigkeit aus sich selbst.

Nazarener wurden die ersten Christen bisweilen von ihren Gegnern genannt, und noch jetzt gibt es im östl. Asien christliche Gemeinden d. N. Die schon zu Anfange des 2. Jahrh. in Palästina entstandene Secte der **Nazarener** glaubte das jüdische Ceremonialgesetz mit den Vorschriften Jesu vereinigen zu müssen und hielt sich an ein hebr. Evangelium des Matthäus. Noch weiter gingen die Ebioniten (Arme, Dürftige) in der Beobachtung des mosaischen Gesetzes, verwarfen dabei die Briefe des Apostels Paulus und zweifelten an der Gottheit Christi, den sie nur für einen vorzüglichen Menschen hielten. Wie die Nazarener, mit denen die Ebioniten Vaterland und Zeit der Entstehung gemein hatten, aber durchaus nicht zu verwechseln sind, besaßen sie auch ein hebr. Urevangelium. Beide übrigens unbedeutende Secten scheinen im 4. Jahrh. erloschen zu sein. E.

Nazareth, ein Landstädtchen in Galiläa, 12 deutsche Meilen nördlich von Jerusalem, auf einem Gebirge, dessen schöne Geg[illegible]en von den Reisenden noch jetzt gerühmt werden. Es war der Aufenthaltsort der Ältern Jesu, die nach ihrer Rückkehr aus Ägypten dahin zurückkehrten und ihn do[illegible]zogen. Daher ward er von den Juden spottweise der Nazarener genannt, weil dieses Städtchen nicht im Rufe besonderer Bildung stand. Dies zeigte sich an der Unempfänglichkeit der Nazarener für seine Lehren, und er hatte Ursache, sich nach dem Antritte s. Lehramts nicht weiter daselbst aufzuhalten. E.

Neapel, Königreich, s. **Sicilien** (Königreich beider).

Neapel, Napoli, Haupt- und Residenzstadt des Königreichs beider Sicilien in der Terra di Lavoro (40° 50′ 15″ Br.), hat über 346,000 Einw. ohne die Fremden. Das Alterthum gab ihr den Beinamen otiosa; jetzt hat sie, ungeachtet die Geschichte an 40 Empörungen der Neapolitaner kennt, den Beinamen fidelissima. Sie gehört ihrer Lage, Volksmenge und mannigfachen Schätze wegen zu den herrlichsten Städten der Welt. Prachtvoll am Rande des majestätischen Golfs gelagert, aus dem die Inseln Capri und Ischia in kühnen Umrissen nicht allzu fern sich emporheben, rechts vom Vesuv bewacht und bedroht, links in den Arm des Posilipp geschmiegt, scheint sie, des Genusses nimmer müde, in den reichen Segnungen zu schwelgen, welche der Himmel auf das glückliche Land herabströmt. Schon die Alten erkannten den Zauber dieser Gegend und fabelten von dem hier befindlichen Tempel und Grabe einer Sirene, Namens Parthenope (woher auch ihr alter Name stammt), doch deuten Mythus und Benennung wol nur auf die magischen Reize der jungfräulichen Schönheit dieses Eldorado. Auch der heutige Neapolitaner ist stolz auf sein Vaterland; er nennt es ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel oder ruft in seiner patriotischen Begeisterung: „Sieh Neapel und stirb dann!" („Vedi Napoli e poi muori!") Und wirklich ist kein Erdstrich im Besitze so vieler Vorzüge wie dieser. Die Luft mild, balsamisch und gesund; die Hitze des Sommers, außer wenn der Sirocco weht, gemildert durch die Kühlung des Meeres, dessen blauer Spiegel ewig den Blick anzieht und erfreut, wie sein Schoß reiche Gaben aller Art spendet; die Felder prangend und blühend von Getreide und Wein, der zum Nachtheil reicher Getreide- und guter Weingewinnung in malerischen Gewinden sich um Ulmen und edle Obstbäume rankt; ein reges, betriebsames Volk, kurz, Leben und Fülle überall und aller Glanz und Reichthum des Südens entfaltet. An 350,000 Menschen tummeln sich in den Straßen der Stadt, in welcher Nacht und Tag der rauschende Lärm nicht schweigt; die Straße Toledo, die größte und prächtigste unter allen, gleicht einem beständigen Markte, durch dessen Gewühl man sich drängen und stets der Gefahr ausweichen muß, von den blitzschnellen Curricoli (einspännigen Cabriolets) überfahren zu wer-

den. Im Hafen, der übrigens nicht groß ist, wimmelt es von Schiffen aus allen Welttheilen, und der Hafendamm oder Molo ist stets von Menschen voll, die entweder Geschäfte treiben oder müßig vor einer Pulcinellenbude, um einen Taschenspieler oder Sänger und Improvisator versammelt sind. Die vornehme Welt wohnt und bewegt sich, zumal des Abends, in prächtigen Wagen in den längs dem Meere sich erstreckenden Straßen Sta.-Lucia und Chiaja; namentlich ist letztere reich an stattlichen Palästen, vor denen unmittelbar am Meere Villa reale, ein königl. Garten, sich hinzieht, den u. a. die berühmte Gruppe des Farnese'schen Stieres schmückt. Die Aussicht von hier über das Meer hin nach dem Vesuv und den Küsten von Sorrento ist einzig. Aber auch nur die Natur und die Regsamkeit des gegenwärtigen frischen Lebens, nebst den mancherlei Denkmalen eines verflossenen, macht Neapel und seine Umgebung so bezaubernd; der sinnige Reisende, der, von Florenz und Rom kommend, dort die Wunder der Kunst und die noch in ihren Trümmern großen Monumente einer stolzen Vergangenheit beschaut hat, findet hier nur sparsame Anregungen, aber desto häufigere Beleidigungen seines Gefühls für Schönheit und Kunst. Die üppige Triebkraft der Natur scheint hier auch dem Style der Kunst sich mitgetheilt und denselben zu Ausartung und Übertreibung angeregt zu haben. Dies gilt namentlich von der Baukunst; wir kennen, außer dem Finanzgebäude in der Straße Toledo, kein bedeutendes Bauwerk in Neapel, das nicht mehr oder minder, von Außen wie von Innen, durch Überladung, Schnörkeleien und andre unangemessene Zuthaten den entarteten Geschmack verriethe, oder im Gegentheil durch Kahlheit und Einförmigkeit das Gepräge der Bedeutungslosigkeit an der Stirn trüge. Nicht glücklicher sind Bildhauerkunst und Malerei; größere Gunst ward der Musik, der es hier nie an geweihten Priestern fehlte, doch ist uns seit Paesiello's Tode (1816) kein namhafter bekannt. Jene trefflichen Zierden Roms, die Obelisken und Springbrunnen, erscheinen hier in fratzenhafter Nachbildung; statt der erstern sogen. Aguglie, wunderliche, überladene Zwitterformen von Säule, Obelisk und Pyramide, statt der letztern kleinlich und geschmacklos verzierte Brunnen, den römischen auch nicht ferne vergleichbar. Ja selbst die öffentlichen Inschriften, namentlich die aus der spanischen Zeit, sind mit orientalischem Schwulste abgefaßt. Unter den 122 Kirchen, von denen keine sich durch ihre Bauart auszeichnet, 130 Capellen und 149 Klöstern in Neapel steht oben an die des heil. Januar oder der Dom. Sie ward nach der Zeichnung des Nicolo Pisano 1299 erbaut; doch hat man sich bemüht, ihren gothischen Charakter so viel als möglich auszutilgen. In einer unterirdischen Capelle unter dem Chor ruht der Leichnam des Heiligen; sein Blut wird in der prächtigen Capelle des Schatzes aufbewahrt, die durch 4 Altargemälde von Dominichino geschmückt ist. Für die schönste Kirche in Neapel hält man il Gesu nuovo, wenigstens hat sie die beste Kuppel, doch ist auch sie mit sinnlosen Zierrathen überladen. Die Kirche des reichen Frauenklosters S.-Chiara gleicht eher einem Ballsaal als einem Tempel; ehemals besaß sie Frescobilder von Giotto. S.-Domenico ist groß, S.-Filippo Neri reich an Marmor und Malereien, S.-Paola maggiore zeigt an der Vorderseite Reste eines ehemaligen Tempels des Kastor und Pollux; bewundert wird S.-Apostoli. Klein, aber durch Sannazar's Grabmal geweiht, ist die von ihm gestiftete Kirche Sta.-Maria del Parto in Mergellina. Wir erwähnen noch der Karthause S.-Martino, die auf einem Berge unter dem Castell S.-Elmo liegt, der herrlichsten Aussicht genießt und jetzt die Wohnung der Invaliden ist. Das ganze Gebäude ist überaus prächtig, und die Kirche kostbar geschmückt vor allen andern. Über der Karthause liegt das Schloß S.-Elmo, welches die ganze Stadt beherrscht und mit seinen Kanonen jede frevelnde Bewegung der Lazzaroni (deren es 60—80,000 gibt) zur Ruhe verweist. Aber auch gegen äußere Feinde ist Neapel gesichert, besonders nach dem Meere zu, denn östlich erhebt sich das Castello nuovo,

westlich erstreckt sich auf einem Felsen Castello dell' Uovo (so von seiner eiförmigen Gestalt genannt) in das Meer. Unter den Palästen zeichnet sich das königl. Schloß durch seine ziemlich edle Bauart aus; der Platz vor demselben ist eine Hauptzierde Neapels. Ein andrer königl. Palast zu Capo di Monte ist unvollendet, enthält aber viele Gemälde und andre Kunstsachen. Die alte Residenz der Beherrscher Neapels, la Vicaria, ist jetzt der Sitz des Tribunals, mehrer Behörden und Gefängnisse. Unter den übrigen Palästen nennen wir noch Maddaloni, Francavilla, Gravina, Tarsia, welcher letztere eine ansehnliche, auch dem Publicum geöffnete Bibliothek besitzt. Die bedeutendsten Sammlungen für Wissenschaft und Kunst enthält das Gebäude degli Studj (Museum Bourbon, durch das Decret von 1816 königl. Allodialeigenthum), dessen untere Räume die antiken Statuen einnehmen, aus deren Menge wir bloß den farnesischen Hercules, die farnesische Flora, die Ritterstatuen der beiden Balbus, die Venus καλλιπυγος (aux belles fesses) und einen trefflichen Aristides namhaft machen. Im zweiten Stockwerk befindet sich eine bedeutende Sammlung hetrurischer Vasen, eine Gemäldegalerie und die kön. Bibliothek. Die 1224 von Friedrich II. gestiftete Universität ist — als Gebäude bedeutend, aber die wissenschaftliche Bildung scheint daselbst eben nicht vorzüglich zu gedeihen. Auch sie besitzt manche gute Sammlung, z. B. eine mineralogische; der botanische Garten hebt sich immer mehr und mehr. Noch gibt es eine Sternwarte, ein königl. medicin. Collegium, eine Militairschule, ein Collegium für die Marine, eine Akad. für Ackerbau, Manuf. und Künste, ein Colleg. zum Unterr. junger Chinesen und Japanesen, 2 Jesuitencollegien ꝛc., sowie eine k. Gesellsch. der Wissensch. Die Anzahl wohlthätiger Stiftungen beläuft sich auf 60. Unter diesen sind 2 große Spitäler: degli Incurabili, wo übrigens Kranke aller Art aufgenommen werden, und della Sma. Annunziata, welches sehr reich ist und meistentheils Findlinge, weibliche Büßende ꝛc. aufnimmt und versorgt. Außerdem sind noch 5 Spitäler, viele fromme Brüderschaften und mehre Conservatorien vorhanden, welche letztere eine Zeitlang die berühmten Pflanzschulen der Musik für ganz Europa waren. Das Albergo dei Poveri nebst einer Schule des wechselseitigen Unterrichts für 400 Kinder gehört zu den größten Gebäuden dieser Art. Aber nicht der Ernst, sondern die Freude hat in Neapel ihren Wohnsitz, und Genuß ist die allgemeine Losung. Für das müßige Volk fehlt es nirgends an Kurzweil, Pulcinellen, Musik, Orangen, Maiskuchen und einem Plätzchen sich hinzustrecken und auszuschlafen, denn der Reiz des Nichtsthuns ist groß. Für die gebildeten Stände gibt es 4 Theater, unter welchen S.-Carlo, das größte, 1816 abgebrannt, aber wieder prächtig erbaut ist. Außerdem bestehen noch Teatro nuovo, de' Fiorentini und S.-Carlino. Sie sind sämmtlich in Hinsicht auf Musik und Darstellung kaum mittelmäßig zu nennen, doch die Ballete glänzend. In keiner andern ital. Stadt sind die Zuschauer während des Stücks so laut, aber auch nirgends stiller und andächtiger bei Lieblingsacten als hier. Der Adel ist größtentheils reich und prachtliebend, unter den Bürgern herrscht Wohlstand, und die völlig Unbemittelten der untersten Volksclasse, die Lazzaroni, sind in der Regel so mäßig, daß sie bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel mit dem geringsten Erwerbe oder Almosen sorglos den Tag verleben, etwas noch für divertimenti auf dem Molo erübrigen und, wenn sie kein andres Obdach haben, der Milde des Klima vertrauen und unter dem Portal eines Palastes oder Porticus einer Kirche die Nacht zubringen können. Manufacturen und Fabriken sind im Verhältnisse zur Anzahl der Einwohner unbedeutend; die Handwerker haben wenig Fortschritte gemacht. Das in Neapel verfertigte Hausgeräth ist plump. Die besten Juweliere, Schneider und Schuhmacher sind Ausländer, die besten Speisewirthe Mailänder, und die einzige Leihbibliothek hatte vor wenig Jahren noch ein Franzose. Der Handel könnte für die Lage des Orts sich auf einer höhern Stufe befinden. Die Bank beider Sicilien

hat ein Capital von 1 Million Ducati (à 1 Thlr. 6 Gr.). — Frauenschönheit gehört in Neapel zu den größten Seltenheiten; desto edler und kräftiger ist die Bildung der Männer, besonders in den Jahren der Reife. In Hinsicht auf wissenschaftliche Bildung sind die Neapolitaner im Ganzen hinter den übrigen Italienern zurück, wiewol sie auf viele berühmte Namen stolz sein können. Auch unter den Gelehrten des 19. Jahrh. sind ausgezeichnete Männer, wie Piazzi, Cuoco (Verf. einer „Gesch. der Revolut. von 1799" und der „Viaggi di Platone in Italia"), Prinz v. S.-Giorgio (Alterthumsforscher und Dichter), der Herzog v. Ventignano, Trauerspieldichter. Die Advocaten (4000), Paglietti, d. i. Strohhüte genannt, haben einen großen Theil des Grundeigenthums in ihren Händen, so viel gibts Processe und so lange dauern sie. Der Charakter des Volks ist übrigens nicht so arg, als manche Reisende ihn geschildert haben. Im Ganzen herrscht viel Gutmüthigkeit, drollige Treuherzigkeit und nachahmenswerthe Mäßigkeit; bei aller Leidenschaftlichkeit hört man nur selten von Ermordungen. Die Unsittlichkeit ist hier nicht größer als in andern Hauptstädten, und der Hang zur Trägheit wie zum Genusse findet seinen Grund und seine Entschuldigung in der Natur des Südens.

Das Land der Reize, Lust und üpp'gen Fülle
Bringt ähnlich die Bewohner auch hervor.
Tasso's „Befr. Jerus.", 1, 62.

Neapels **Umgebung** ist reich an Wundern der Natur, Kunst und unzähligen Überresten des Alterthums. An der **Abendseite** der Stadt zieht sich der Bergrücken des Posilippo hin. Seiner Schönheit, bei deren Anblick aller Gram schweigt, soll er den Namen verdanken (*ἀπο της παυσεως της λυπης*). Die Grotte desselben ist ein gewölbter Weg, dessen die Alten öfters erwähnen, den aber Alfons I. erweitern und der Vicekönig Peter von Toledo pflastern ließ. (S. **Pausilipp.**) Über derselben liegt in einem Garten das sogen. Grabmal des Virgil, ein Columbarium (römisches Grab nach der innern Einrichtung) mit mehren Nischen, worin sonst Urnen gestanden. Der Lorber, der ehedem darauf grünte, aber sein Laub jedem Reisenden preisgeben mußte, ist ausgegangen. Den Weg durch die Grotte des Posilippo verfolgend, gelangt man an den See von **Agnano**, der malerisch von Bergen eingeschlossen wird, unter welchen derjenige, auf welchem das Kloster Camaldoli liegt, der höchste ist. Die Aussicht von dieser Höhe erstreckt sich über die ganze Campania Felix, weit hinaus über die Inseln und das Meer, und gehört unstreitig zu den reichsten und entzückendsten der Welt. Der agnaner See besitzt die Eigenschaft, an einzelnen Stellen aufzuwallen, ohne jedoch heiß zu sein. Im Sommer, wo aller Hanf der ganzen Nachbarschaft in seinem Wasser geröstet wird, ist die Luft hier äußerst ungesund. An seinen Ufern befinden sich die Schwitzbäder von S.-Germano, verschiedene Gewölbe, in welchen ein schwefeliger Dunst aus der Erde emporsteigt, und die berühmte Hundsgrotte (Grotta del cane), deren Boden von einer Schicht kohlensaurer Luft bedeckt ist, in welche die Führer gewöhnlich einen Hund tauchen, und ihn dann, wenn er eben ersticken will, hervorziehen und an der freien Luft wieder zu sich kommen lassen. Durch einen Hohlweg kommt man von hier in ein andres, wildes, von den leukogäischen Felsen umschlossenes Thal. Am Fuße dieser Berge trifft man die Acqua delle Pisciarelle, ein mit Geräusch aus dem Boden hervorquellendes, schwefelhaltiges, sehr warmes Wasser. Von der andern Seite der Felsen liegt die **Solfatara** (Forum Vulcani, Campi Phlegraei), ein höchst merkwürdiges vulkanisches Thal (1000 Fuß breit und 1246 lang). Wahrscheinlich ist einst ein feuerspeiender Berg hier zusammengestürzt, aber nicht völlig erloschen. Unter dem Boden, der mit einer weißlichen Thonerde bedeckt ist und beim Auftreten erzittert, ist Alles hohl; aus allen Löchern und Ritzen dringen Schwefeldämpfe hervor, die im Finstern leuchten sollen; der Ansatz des natürlichen Schwefels mit bunten, schillernden

Farben an dem wilden Gestein erhöht vollends das Grausige dieser Gegend. Wie man sie aber verläßt und sich gen Pozzuoli wendet, wird man wieder durch alle Reize südlicher Fluren und den Anblick des Meers entschädigt. Man nähert sich Pozzuoli auf den Resten einer alten Straße, und bewundert unterwegs manches Überbleibsel ehemaliger Pracht, namentlich die Ruinen einer Piscina (gemeinhin Labyrinth genannt), eines großen Amphitheaters und der Thermen. Die alte Via Campana ist zu beiden Seiten mit den malerischen Trümmern alter Grabmäler eingefaßt, die größtentheils aus Columbarien bestehen und noch Spuren von Malerei aufweisen. Die Stadt Pozzuoli liegt auf einer kleinen Halbinsel und zählt 14,600 Einw. Der Dom war einst ein dem August geweihter Tempel und enthält noch mehre antike Säulen; von einer Statue des Tiberius hat sich bloß der überaus schöne Piedestal auf dem Markte erhalten. Bei weitem das schönste Andenken an das römische Alterthum zu Pozzuoli machen die Ruinen eines Tempels des Jupiter Serapis aus, der unter Domitian erbaut wurde. Nur 3 Säulen von Cipollinmarmor stehen noch aufrecht und schauen über ein Chaos schöner Bruchstücke traurig hin. Die sogenannte Brücke des Caligula im Hafen zu Pozzuoli besteht aus einer Reihe von Pfeilern, die aus der See hervorragen und wahrscheinlich Trümmer eines Molo sind. Von der andern Seite der Stadt liegt der Monte Barbaro (der ehemals wegen seiner köstlichen Weine berühmte Mons Gaurus) an dessen Fuß Cicero's Akademie und Cumanum standen. An diesen reiht sich der Monte nuovo, welcher 1538 in einer Nacht bei einem Erdbeben entstand und das naheliegende Dorf Tripergole ganz zu Grunde richtete. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der benachbarte Lucrinersee, dessen Austern und Fische bei den leckern Alten in so hohem Ansehen standen, fast ganz verschüttet, sodaß er jetzt nur einen kleinen Teich ausmacht. Unfern von hier sind die Schwitzbäder von Tritola, auch Stufe di Nerone genannt, eine Reihe von Grotten, die ein erstickend heißer Dunst erfüllt, und wohin viele Kranke aus Neapel wallfahrten. Durch die Höhle der cumanischen Sibylle, deren Virgil erwähnt, gelangt man vom Lucriner- an den Avernersee, der ein rundes, von waldigen Hügeln umfaßtes Becken darstellt, wahrscheinlich der Krater eines ausgelöschten Vulkans. Verfolgt man den Weg längs dem puzzolanischen Meerbusen, so kommt man nach dem bei den Römern so hoch gefeierten Bajä. Noch haben sich hier mehre Ruinen erhalten, die Reste der berühmten Thermen zu sein scheinen. In der Nähe liegt der Lago di Fusaro, der in dieser mythenreichen Gegend der Alten der Acheron war (**Acherusia palus** bei Virgil), und in der Gegend zwischen diesem und dem Avernus Cuma, nur wenig Spuren des alten Cumä noch aufweisend. Zwischen Baja und dem Dorfe Bacola (das Bauli der Alten) trifft man auf die Piscina mirabile, merkwürdige Reste eines alten Wasserbehältnisses, und die sogenannten Cento Camerelle (hundert Kammern), eine Reihe von 12—13 unterirdischen Gemächern, die höchst wahrscheinlich zur Grundlage eines großen Gebäudes gehörten. Seitwärts von Bacola liegt ein See, Mare morto genannt, und nur durch eine schmale Enge mit dem Meere zusammenhängend, an dessen Ufer man die elysäischen Felder verlegte. An der östl. Spitze des Golfs von Pozzuoli endlich liegt Capo Miseno, wo ehemals eine Stadt war und jetzt die Grotta Dragonara das Erheblichste ist. Zwischen Cuma und dem Fluß Vulturno zeigt man noch an einem großen Sumpfe, Lago di Patria, einen Thurm, Torre di Patria genannt, den man für das Grabmal Scipio's des Afrikaners hält. An der Ostseite Neapels führt ein Weg zum Vesuv, nach Herculanum und Pompeji (s. d.). Drei Miglien von Neapel liegt die Stadt und das Lustschloß Portici, dessen Bauart höchst geschmacklos und obenein unhaltbar ist; die Heerstraße führt mitten durch einen der Schloßhöfe. 16 Zimmer enthalten eine Sammlung von mehr als 1500 herculanischen Wandgemälden und andre aus Herculanum gewonnene Schätze des Alterthums. In

Caserta hat Karl III. ein prächtiges Schloß durch Vanvitelli erbauen lassen, das zwar durch seine Größe imponirt, aber mit seiner Gleichförmigkeit eher einer Caserne als einer fürstlichen Wohnung gleicht. Herrlich ist die Lage; und einzig in ihrer Art dem kühnsten Römerwerke vergleichbar die berühmte Wasserleitung (Aquedotto Carolino), welche 12 Meilen weit das Wasser vom Monte Taburno nach Caserta bringt. Wenn das Land um Neapel einem blühenden Wundergarten zu vergleichen ist, so ist auch das Meer hier reicher als sonst irgendwo mit Reizen ausgestattet. Eine Fahrt im Golf vor Neapel längs der Küste, oder nach den Inseln, gehört zu den herrlichsten Genüssen der ganzen ital. Reise. Capri, welches so wunderbar den Blick fesselt, ist entfernter (s. d.); bequem zu nähern Ausflügen liegen die kleinen Inseln Lazaretto und Nisida, und nahe bei Baja und Miseno, Procida und Ischia. Wem wäre dies romantische Eiland durch den „Titan" J. Paul's nicht vertraut und werth! Weinberge, Gärten, Haine und Dörfer wechseln freundlich mit einander ab; in ihrer Mitte erhebt sich majestätisch der 2356 Fuß hohe Berg Epomeo oder Nicolo, vormals ein Vulkan; doch hat er seit 1302 den Frieden der schönen Insel nicht gestört. Kranke finden in den hiesigen kalten Mineralquellen Genesung. Die Insel Ischia hat 22,000 E. — Üb. Neapel vergl. m. Romanelli's „Napoli antica e moderna" (1815, 3 Bde.).

Neapel und Sicilien, Revolution von, im Jahre 1820 und 1821. *) In Italiens bürgerlichem Zustande lag seit Jahrhunderten der Keim politischer Umwälzung; so auch in dem Königreiche beider Sicilien. Die franz. Revolution befruchtete und entwickelte diesen Keim, dessen Wurzeln durch die endliche Feststellung des polit. Zustandes der Halbinsel, 1815, nicht ausgerottet wurden. In Neapel und Palermo kamen neue Ursachen hinzu, welche alte Erinnerungen weckten. Der König hatte, ehe er nach Neapel zurückkehrte, die in Sicilien 1812 von Lord Bentink eingeführte, der britischen nachgebildete Verfassung am 23. Jul. 1814 aufgehoben und den Entwurf einer andern von 1815 nicht ausgeführt. In Folge des organischen Gesetzes vom 12. Dec. 1816 arbeitete jedoch der Minister Medici (s. d.) an neuen Einrichtungen; er führte u. A. Provinzial- und Municipalräthe ein, um die Verwaltung zu verbessern; allein das Repräsentativsystem konnte er, vermöge eines geh. Art. in dem Vertrage mit Östreich v. 1815, nicht herstellen. Der langsame Gang seiner Reformen reizte die Ungeduld des lebhaften, durch den Carbonarismus (s. d.) nach Neuerungen strebenden Geistes der Neapolitaner; insbesondere konnten die neapolitan. Generale und Officiere, welche unter Murat gedient hatten, einem Ausländer, dem östreich. Feldmarschall, Grafen Nugent, jetzt Oberbefehlshaber des Heeres von beiden Sicilien und Kriegsminister, mehre Kränkungen ihres Nationalstolzes nicht vergeben. Als nun Graf Nugent die franz. Einrichtung des Heerwesens abschaffte und östreich. Formen dafür einführte; als ferner die Polizei sich der Calderari (s. d.) bediente, um die Carbonari zu unterdrücken, als Medici die Grundsteuer (Fundaria) bis zu 35 vom Hundert des Ertrags erhöhte und in Folge des Concordats mit dem Papste 42 Klöster wiederherstellte; als endlich der Erfolg der span. Constitution die Plane der Carbonaria, welche damals 642,000 Mitglieder zählte, zu begünstigen schien: da wagten es Michele Morelli, Lieutenant im Reiterregi-

*) Über diese in diplomatisch-völkerrechtlicher Hinsicht höchst folgenreiche Begebenheit enthalten Mittheilungen von Augenzeugen die „Cinq jours de l'histoire de Naples par le général Coletta" (Paris 1820; deutsch, Altenburg); Wilh. Pepe's „Darstell. der polit. und militair. Ereignisse in Neapel in d. J. 1820 u. 1821" (franz., London 1822; deutsch, Ilmenau); „Historische, polit. und militair. Denkwürdigk. über die Revolut. des Königr. Neapel 1820 und 1821, mit Belegen und Charten, von dem General Mich. Carascosa, vormaligem neapolit. Kriegsminister" (aus d. Franz., 1823). Außerdem: „Denkschriften über die geh. Gesellschaften im mittägl. Italien, und insbesondere über die Carbonari" (Stuttg. 1822).

ment Bourbon und der Priester Ludwig Minichini, eine repräsentative Verfassung mit Gewalt einzuführen. Am 2. Jul. 1820 entflammte Morelli die Soldaten seiner Schwadron zu Nola durch eine feurige Anrede zu dem Rufe: „Gott, der König und die Constitution!" Mit ihnen vereinigte sich Minichini an der Spitze von 20 Nationalgardisten aus Nola; beide zogen über Monteforte nach Avellino, der Hauptst. der Provinz, wo Morelli's Freund, der Obristlieutenant Lorenzo de Conciliis, Chef des Generalstabes der 3. Militairdivision, Truppen und Miliz bereits gewonnen hatte. De Conciliis führte die Empörer am 3. nach Avellino. Hierauf verschanzten sie sich zu Monteforte, wo eine von der Regierung entsandte Truppenschar, unter dem General Campana, sie zu überwältigen weder die Kraft noch den Willen hatte. Nun erklärten sich mehre Städte, wie Salerno, für die Sache der Constitution; die Vorschläge des Generals Michele Carascosa, welcher mit einem stärkern Truppencorps heranzog, wurden nicht angenommen, und die Soldaten weigerten sich, gegen ihre Kameraden zu fechten. Gleichzeitig stellte sich in Neapel am 5. Abends der General Guglielmo Pepe an die Spitze eines Dragonerregiments und führte es zu den Rebellen, die ihn als ihren Anführer anerkannten. Am folgenden Tage schickten in Neapel ein andres Regiment, das den königl. Palast bewachte, und die Bürgergarde Abgeordnete an den König, mit der Bitte, dem Nationalwunsche nachzugeben. Da nun kein Widerstand möglich schien, weil nirgends Volk und Truppen sich gegen die Empörer erklärten, so erließ der König, mit Zustimmung des Kronprinzen, des Herzogs von Calabrien, am 6. eine Bekanntmachung, daß er in den Wunsch der Nation willige und binnen 8 Tagen die Grundlagen einer Verfassung geben wolle. Zugleich ernannte er ein neues Ministerium, in welchem Graf Zurlo am 9. die Verwaltung des Innern und Carascosa die des Kriegs übernahm. Den Truppen ward befohlen, in ihre Standquartiere zurückzugehen, allein sie foderten vorher durch Abgeordnete, welchen die Nationalgarden und andre Volkshaufen bis zum königl. Palaste folgten, daß der König binnen 24 Stunden die Constitution der span. Cortes vom J. 1812 annehmen sollte. Ferdinand I. übergab seine königl. Gewalt dem Kronprinzen als Alter ego (s. d.), und dieser königl. Stellvertreter versprach die Einführung der span. Constitution. Auf das Verlangen der Insurgenten bestätigte der König am 7. Jul. nicht nur diese Erklärung ausdrücklich, sondern sicherte auch allen künftigen Beschlüssen des Alter ego seine Genehmigung im Voraus zu. Nun errichtete der Generalvicar eine provisorisch-constitutionnelle Junta, zu der auch der Generallieutenant Florestan Pepe und der Baron David Winspeare gehörten. Darauf hielt am 9. der vom Generalvicar zum Oberbefehlshaber der Armee ernannte Gugl. Pepe mit dem Heere der Insurgenten seinen Einzug in Neapel, und, als in einem außerordentl. Staatsrathe Danezo, ein 100jähr. Greis, mit welchem der Kronprinz seine Bitten vereinigte, den König zur Annahme der Constitution bewogen hatte, begaben sich am 13. der König, der Kronprinz und der Prinz Leopold, Herzog von Salerno, in den Saal der Junta, um die mit den nöthigen Abänderungen noch einzuführende span. Constitution zu beschwören und denselben Eid von den Mitgliedern der Junta anzunehmen. So schien die Revolution ohne Blutvergießen vollendet zu sein. Selbst die päpstl. vom Königreiche Neapel eingeschlossenen Bezirke, das Herzogthum Benevento und das Fürstenthum Ponte Corvo, hatten schon am 4. sich für dieselbe Constitution erklärt, und verlangten mit Neapel vereinigt zu werden. Da aber der Generalvicar jede Einmischung in die Rechte der Nachbarstaaten streng verbot, so baten sie den Papst um ein Verfassungsgesetz, und als dieser unbedingte Unterwerfung foderte, so verwandelten sie sich in einen Freistaat. In Neapel ward die Verwaltung vorläufig der künftigen Verfassung gemäß eingerichtet, die Büchercensur aufgehoben, das Nationalparlament zum 1. Oct. berufen und dem Heere die alte Verfassung, wie sie unter Murat gewesen, wiedergegeben.

In Sicilien nahm die Revolution eine unerwartete Richtung. Hier bestand seit dem Mittelalter ein Parlament von 3 Ständen, das sich alle 3 Jahre versammelte, um über Auflagen und Gesetze abzustimmen. Der Volkswunsch nach Unabhängigkeit von Neapel war während des Aufenthalts des Königs in Palermo erreicht worden; nach seiner Wiederherstellung in Neapel aber sprach Ferdinand die Einheit Neapels und Siciliens aus, ohne den Sicilianern ihr altes Parlament zurückzugeben. Dagegen hatte er das Maximum der Steuern niedriger angesetzt, als sie in irgend einem Staate erhoben wurden, und im Fall einer Erhöhung die Berufung der Stände, um deren Zustimmung zu erhalten, versprochen; auch hatte er die Feudalgerichtsbarkeit der Barone aufgehoben und andre volksgemäße Einrichtungen verbreitet. Der Kronprinz ward 1819 zum Vicekönig ernannt, und im Juli 1820 vertrat dessen Stelle der Generallieut. Don Diego Naselli. Als die Nachricht von der Revolution in Neapel am 14. zu Palermo ankam, äußerte das Volk sofort den Wunsch nach Einführung der span. Constitution, zugleich aber auch den nach einem besondern Nationalparlamente. Da geschah es, daß am Feste der heil. Rosalia am 16. Juli der Platzcommandant, Gen. Church, ein Engländer, die Zeichen dieses Verlangens, eine gelbe Cocarde und den sicilianischen Adler beleidigte; darüber entstand Auflauf; der General rettete sich durch die Flucht, alle für die öffentliche Ruhe genommenen Maßregeln waren fruchtlos, das Volk bemächtigte sich der Waffen in den Forts, es erbrach die Gefängnisse, es ermordete den Prinzen Catolica nebst andern Männern von Bedeutung und beging die wildesten Ausschweifungen. Ein Franciscanermönch, Joach. de Vaglica, stellte sich an die Spitze des rasenden Haufens und schlug die neapolitanischen Linientruppen in die Flucht. Dies geschah am 17., an welchem Tage gegen 1500 Menschen theils getödtet, theils verwundet wurden. Darauf schiffte sich General Naselli mit etwa 100 Soldaten nach Neapel ein; die dem Blutbade entgangenen Neapolitaner aber, 6000 an der Zahl, wurden als Gefangene behandelt. Endlich stellte eine von der Municipalität und den Vorstehern (Consoli) der Gemeinheiten ernannte Junta die Ordnung wieder her, indem sie eine Bürgergarde errichtete, in welcher die Vornehmsten, sowie Priester und Mönche, Dienste nahmen, aber kein Tagelöhner zugelassen wurde. Die Züchtlinge schickte man ohne Waffen aus der Stadt und erließ eine Amnestie. Der Mönch Vaglica wurde Oberster in dem Nationalheere. Hierauf berief die Junta am 26. Juli aus Siciliens Städten Abgeordnete zu einer Nationalversammlung nach Palermo, was jedoch Messina und Catanea zu thun sich weigerten; zugleich schickte sie Abgeordnete an die Regierung nach Neapel, um über Siciliens Unabhängigkeit und einen Bundesvertrag der beiden Völker zu unterhandeln. In Neapel aber hatte man auf die Nachricht von den Vorfällen am 17. alle Sicilianer, um sie vor der Volkswuth zu schützen, zu Kriegsgefangenen erklärt, und statt auf die Vorschläge der palermitanischen Junta, die zuletzt des Königs Ferdinand Souverainetät anerkannte, aber ein eignes Parlament für Sicilien foderte, einzugehen, schickte man den Fürsten de la Scaletta an Naselli's Stelle nach Messina, und beschloß, Palermo mit Gewalt zu unterwerfen. Unterdessen war in Sicilien der Bürger- und Guerillaskrieg ausgebrochen, weil einzelne Städte, wie Messina und Trepani, sich der Sache der Unabhängigkeit widersetzten. Nachdem der General Florestan Pepe mit 4000 Mann am 2. Sept. auf Sicilien gelandet war, so erklärten sich noch andre Städte für Neapel, und die palermitanischen Truppenhaufen wurden fast überall geschlagen, vorzüglich am 7. Sept. bei Caltanisetta. Am 20. ergaben sich die bewaffneten Schiffe der Palermitaner dem neapolitanischen Geschwader, worauf der Vorstand der Junta, Prinz von Villafranca, im Lager des Generals Pepe einen Vertrag über Palermos Unterwerfung abschloß. Allein unterdessen hatte Vaglica die Palermitaner aufs neue aufgewiegelt, die Junta abgesetzt und eine andre Re-

gierung, unter dem Vorsitz des Prinzen von Paterno, gebildet. Als nun Pepe am 25. in Palermo ohne Widerstand einzurücken glaubte, ward er feindlich behandelt; er drang daher am 26. mit Gewalt ein und trieb die bewaffneten Haufen der Einwohner von Straße zu Straße, bis sie in den Häusern sich verschanzten; zugleich warf das neapol. Geschwader Bomben und Granaten in die Stadt. Pepe zog sich jedoch, um die Stadt zu schonen und das Volk nicht aufs Äußerste zu bringen, aus Palermo zurück und erneuerte seine Vergleichsvorschläge. Die Palermitaner aber fingen am 28. die Feindseligkeiten von neuem an; nun ließ Pepe, da sein schweres Geschütz angelangt war, die Stadt beschießen und traf Anstalten zum Sturm. Jetzt endlich brachte der Prinz von Paterno das Volk dahin, daß es in eine Capitulation willigte, die am 5. Oct. zu Stande kam, nach welcher die Stimmenmehrheit der Sicilianer die Frage wegen des Nationalparlaments entscheiden sollte, worauf die Neapolitaner die Stadt und die Forts besetzten. Florestan Pepe ließ eine allgemeine Amnestie zugleich mit der span. Constitution ausrufen und ernannte eine andre Junta, deren Vorstand der Fürst von Paterno blieb. Allein das in Neapel versammelte Parlament verwarf jenen Vergleichspunkt und schickte an Pepe's Stelle den General Coletta mit 5000 Calabresen nach Palermo. Dieser entwaffnete die Einw. und legte ihnen als Ersatz der Kriegskosten eine Buße von 90,000 Unzen (zu 3 Thlr. 10 Gr.) auf.

Das vereinigte und am 10. Oct. vom König in Person eröffnete Parlament in Neapel bestand unter Galdi's Vorsitz aus 98 Abgeordneten und 32 Ersatzmännern, die nach dem Verhältniß der Volkszahl — in Neapel auf 5,052,361 Seelen 74, in Sicilien auf 1,681,873 Seelen 24 Deputirte — gewählt waren. Bald mischten sich alle Leidenschaften des Parteigeistes in die neue Ordnung der Dinge. Die Secte der Carbonari sah sich von heimlichen Feinden umgeben, besonders waren die wieder auflebenden Calderari, mit denen sich alle Unzufriedene vereinigten, ihre entschiedenen Gegner. Der Argwohn wurde blind und verfolgte selbst die Minister. Vergebens hatte der König das Parlament in seiner Eröffnungsrede erinnert, die Regierungsgewalt nicht zu schwächen. Noch mehr erhitzten sich die Gemüther, als die auswärtigen Verhältnisse Gefahr drohten. Das monarchische Europa konnte die durch Soldaten erzwungene Herabwürdigung der königl. Gewalt unmöglich gutheißen; am wenigsten Östreich, dem die Fortdauer des monarchischen Zustandes im Königreiche beider Sicilien und die Nichteinführung des repräsentativen Systems förmlich zugesichert war. Die Mächte vom ersten Range weigerten sich daher, die neuen Gesandten von Neapel anzunehmen, und Östreich erließ ein Achtgesetz (am 25. Aug.) gegen die Carbonari des lombardisch-venetianischen Königreichs. Dagegen bethörten sich in Neapel diese Sectirer immer mehr durch die Vorstellung von ihrem Einflusse und störten dadurch selbst den Gang der Regierung, sowie die Aussöhnung der Parteien. Deutlich wies der Bericht des Ministers der auswärt. Angelegenheiten, des Herzogs von Campochiaro, vom 4. Oct., die Volkspartei darauf hin, in ihren Ansprüchen Maß zu halten, um mit Europa in Frieden zu bleiben. Das Parlament änderte die span. Constitution nur in sehr unwesentlichen Punkten ab, und alle Winke, die franz. Charte oder eins der neuen deutschen Verfassungsgesetze zum Muster zu nehmen, gingen für die neapolitan. Gesetzgeber verloren. Die Streitkräfte waren groß genug: 52,000 M. standen in der Linie, von 219,000 M. beweglicher Nationalgarde unterstützt, und die stehende Nationalgarde belief sich auf 400,000 M. Außerdem gab es noch an 10,000 M. Gendarmen und Küstenwächter; allein der Geist des Linienheeres war unzuverlässig; viele Officiere nahmen ihre Entlassung, und zwischen Soldaten und Bürgern herrschte gegenseitige Abneigung, die noch durch die den Milizen bewilligten Vorzüge vermehrt wurde. Die Verwaltung stockte, und das mißtrauende Volk theilte nicht die Begeisterung der Volksredner. Das Deficit in der Einnahme

machte den Abschluß einer Anleihe von 1½ Mill. Ducati bei pariser Bankiers nothwendig, und das Parlament genehmigte am 26. Oct. den Verkauf der Nationalgüter, an Werth von 1,800,000 Ducati. In der Folge zeigte es sich, daß das J. 1820 die Ausgaben des Staats um 4,084,000 Ducati vermehrt und die Einnahme um 2,916,000 Ducati vermindert hatte. Dessenungeachtet verminderte das Parlament die Grundsteuer 1821 um ein Sechstheil. So hatte das ganze neue Staatsgebäude weder feste Grundlagen, noch war es ausgebaut und eingerichtet, als es den Kampf mit Östreich bestehen mußte, das ein Heer von 80,000 M. unter dem General Baron Frimont in Oberitalien zusammenzog. Mit Östreich handelten in Übereinstimmung die Monarchen von Rußland und Preußen, und auf dem Congresse zu Troppau, wo der Kaiser von Östreich am 18. Oct., Kaiser Alexander am 20. Oct. und der König von Preußen am 7. Nov., nebst ihren Staatsministern und mehren Gesandten eintrafen, wurde der Grundsatz der bewaffneten Einmischung in die innern Angelegenheiten eines Staats, um den legitimen Besitzstand und das monarchische Princip in Europa aufrecht zu erhalten, zuerst ausgesprochen und anerkannt, in Laibach (s. d.) aber die Anwendung desselben entschieden und bestimmt. In Troppau schrieben die 3 Monarchen am 20. Nov. eigenhändig an den König von Neapel, um ihn nach Laibach einzuladen; auch der König von Frankreich rieth ihm dies zu thun, damit die Angelegenheit friedlich vermittelt werden könnte. Als nun auf der Rhede von Neapel ein engl. und ein franz. Geschwader erschienen, die bei dringender Gefahr die königl. Familie zu retten bestimmt waren, so erregte dies Alles bei den verschiedenen Parteien der Hauptstadt, hier Argwohn und Mißtrauen, dort Hoffnung und Freude. Die Rednerbühnen im Parlament und in den Vendite (Logen der Carbonari) ertönten von heroischen und patriotischen Reden. Es schien eine allgemeine Begeisterung — entgegengesetzte Gesinnungen durften nicht lautwerden — den Sieg zu weissagen. Freiwillige traten zusammen, und Eide über Eide wurden geschworen. Bei solchem Rausche stolzer Gefühle konnte die königl. Botschaft am 1. Dec., Frankreichs Vermittelung durch folgende Abänderungen in der Verfassung zu erlangen, kein Gehör finden. Es sollte nämlich eine Pairskammer errichtet und der bleibende Parlamentsausschuß abgeschafft, dem Monarchen aber das unbeschränkte Veto, das Recht der Initiative der Gesetze, und das Recht, seine Staatsräthe zu ernennen und das Parlament aufzulösen, zugestanden werden. Als hierauf der König am 5. Dec., nach Empfang der Schreiben der zu Troppau versammelten Monarchen, nach Laibach zu reisen beschloß und dies dem Parlamente am 7. Dec. anzeigte, zugleich aber verlangte, daß während seiner Abwesenheit keine Veränderungen oder neue Bestimmungen in Hinsicht auf die Verfassung beschlossen werden möchten, so entstand in der Hauptstadt eine große Gährung. Im Parlamente wurden den Ministern Carascosa, Zurlo und Campochiaro der Form dieser Botschaft wegen sehr lebhafte Vorwürfe gemacht; „alle Vorschläge, die span. Constitution in ihren Grundlagen abzuändern, seien gegen den Eid des Königs, und das Parlament könne in die Reise desselben nur dann willigen, wenn er sie unternähme, um der gegenseitig beschworenen Verfassung Anerkennung zu verschaffen". Darauf erwiderte ein königl. Rescript, daß S. M. nie die Absicht gehabt hätten, die Constitution zu verletzen, daß es aber zur Vermeidung eines Krieges rathsam sei, durch die königl. Vermittelung auf dem Congresse von Laibach die Billigung zweckdienlicher Entwürfe zu Abänderung der span. Constitution zu bewirken; denn das Parlament habe nach dem königl. Decret vom 7. Juli das Recht, jede nöthige Abänderung derselben vorzubereiten, nur möchte es hierüber während der Abwesenheit Sr. M. nichts festsetzen. Das Parlament beharrte aber in der Adresse vom 9. bei seiner Erklärung, daß die vom Könige der Nation zugestandene span. Constitution keine andre als nur die vom Parlament vorgeschlagene Abänderung erleiden könne. End-

lich erklärte der König am 10., daß seine Vermittelung in Laibach keinen andern Zweck habe, als die im Allgemeinen beschworene span. Constitution aufrecht zu erhalten und den Krieg zu verhindern. Die Minister nahmen ihre Entlassung, und der König ernannte einstweilen andre, darunter den Herzog von Gallo für die auswärt. Angelegenheiten. Das Parlament bestimmte hierauf am 12., daß der während der Abwesenheit des Königs die königl. Gewalt ausübende Kronprinz den Titel eines Regenten des Königreichs führen solle, und überreichte dem König seine Vorschläge in Ansehung der Abänderung der Constitution, deren nähere Prüfung aber Ferdinand seinem Sohne, dem Regenten überließ. Nun schiffte sich der König am 13. mit seiner Gemahlin, der Herzogin v. Floridia, auf einem engl. Linienschiffe ein, landete am 19. zu Livorno und begab sich über Florenz nach Laibach, wo er den 8. Jan. 1821 ankam.

In Neapel leistete der Prinz am 18. im Parlamente den constitutionnellen Eid als Regent. Das Parlament setzte seine Arbeiten fort, und beschloß, in Folge der Behauptung des sicilianischen Deputirten Natali, daß der Aufstand zu Palermo das Werk einiger Barone und ihres bedroheten Feudalinteresse gewesen sei, am 19. und 21. Dec. die Aufhebung aller Feudallasten, Servituten u. s. w., sowie die unbedingte Rückgabe aller Grundstücke, welche die Barone, ohne den wahren Kaufpreis dafür bezahlt zu haben, besäßen, an die Gemeinden. Auch die Majorate wurden aufgehoben und die Glücksspiele verboten. Der leidenschaftlich erregte Parteigeist der Carbonari aber verfolgte die verdienstvollsten Männer, wenn sie gemäßigt dachten und ausgleichende Maßregeln anriethen. Mit Mühe entgingen Zurlo und Campochiaro einer öffentlichen Anklage. Der Kriegsminister Filangieri und Commandant von Neapel, General Carascosa, hatten ihre Stellen niederlegen müssen; beide nahmen jedoch Dienste in der Armee. Das Heer stand in 3 Hauptcorps getheilt, in 3 wichtigen Stellungen: das erste, unter dem General Ambrosio, auf der Straße von Itri; das zweite, unter dem Gen. Carascosa, bei dem Passe von San-Germano; und das dritte, unter dem Gen. Gugl. Pepe, auf den Höhen der Abruzzen. Sie bildeten mit den Besatzungen eine Masse von 54,000 M. Linientruppen, und von 50—60,000 Milizen, Nationalgarden und Freiwilligen. Ein kleines Geschwader von Fregatten und Kanonierschaluppen sollte die Zufuhr der Östreicher im adriatischen Meere auffangen. Überhaupt äußerte sich, Monate lang vor dem wirklichen Ausbruche des Kriegs, die feurigste Begeisterung für das Vaterland und die Unabhängigkeit auf eine so laute und schimmernde Art, daß Nichts als die That und der Erfolg fehlten, um dem Ruhme des neapolitanischen Volkscharakters Unsterblichkeit zu geben. In Europa sah Neapel keinen für sich günstig gesinnten Staat als Spanien unter der Regierung der Cortes, die aber außer Stand waren, den Carbonari Beistand zu leisten. Dagegen zuckte durch ganz Italien der Nationalwunsch nach Unabhängigkeit, den die Aufrufe der Neapolitaner und die Mitglieder der politischen Secten noch mehr anfachten.

Bei seiner Ankunft in Laibach, wo der Kaiser von Östreich am 4. Jan. und der Kaiser von Rußland am 7. Jan. eingetroffen waren — der König von Preußen war am 21. Dec. von Troppau nach Berlin zurückgekehrt — fand König Ferdinand den Congreß schon entschlossen, nichts von Dem anzuerkennen, was in Neapel seit dem 5. Juli geschehen war. Östreich bediente sich, zur Sicherheit seines Staatenbesitzes in Italien, seines Rechts, die Erfüllung des geheimen, mit dem Könige von beiden Sicilien wegen Nichteinführung des repräsentativen Systems geschlossenen Vertrags, mit bewaffneter Macht zu fodern, ohne jedoch den in die volle Souverainetät wieder einzusetzenden König von beiden Sicilien hindern zu wollen, seinem Staate ein mit dem monarchischen System von Europa übereinstimmendes Verfassungsgesetz zu geben. Weil der constitutionnelle Minister der auswärt. An-

gelegenheiten Neapels, der Herzog v. Gallo, bei den Verhandlungen in Laibach nicht zugelassen werden konnte, so machte König Ferdinand selbst seinen Sohn, den Regenten, durch ein Schreiben vom 28. Jan. mit dem Beschlusse des Congresses bekannt; am 30. Jan. ward auch der Herzog v. Gallo nach Laibach berufen, um von den Ministern der Congreßmächte den unwiderruflichen Beschluß zu vernehmen, daß in Neapel die königl. Gewalt wiederherzustellen sei, sowie sie vor dem 5. Juli gewesen. Zur Ausführung dieses Beschlusses ward durch den Vertrag vom 2. Febr., im Namen der 3 Höfe: Wien, Petersburg und Berlin, dem König von beiden Sicilien ein östreich. Heer überlassen, dessen Unterhalt vom Übergange über den Po an bis zum Ablauf der 3jähr. Besatzungszeit von dem Königreiche bestritten werden sollte.

Unterdessen hatte der Regent dem Constitutionsentwurfe, ohne auf wesentliche Abänderungen desselben zu dringen, am 29. Jan. seine Zustimmung gegeben, worauf das Verfassungsgesetz am 30. feierlich bekanntgemacht wurde. Am 31. schloß der Regent die Sitzung des Parlaments, und am 7. Febr. überschickte er dem bleibenden Ausschusse desselben den Brief des Königs vom 28. Jan. Ähnliche Schreiben der Congreßminister in Laibach vom 31. Jan. erhielten die fremden Minister in Neapel, der russ., Hr. v. Stackelberg, der preuß., Hr. v. Ramdohr, und der östreich. Geschäftsträger, Hr. v. Mens, deren Inhalt sie dem Regenten am 9. in einer Audienz mittheilten und zugleich anzeigten, daß eine östreich. Armee sich den Grenzen nähere, um das Königreich in jedem Falle entweder friedlich oder mit Gewalt zu besetzen; würde es zurückgetrieben, so sei ein russisches Heer bereit, ihm zu folgen. Der Regent erwiderte, daß er dies der Nation bekanntmachen, sich aber von derselben nicht trennen werde, und dies um so weniger, da sie seit der eingetretenen Veränderung die größte Mäßigung und gegen das königl. Haus die größte Ehrfurcht bewiesen habe. Auch der franz. Geschäftsträger zeigte dem Regenten an, daß die bevollmächtigten Minister des Königs Ludwigs XVIII. in Laibach den an die Gesandten der 3 Mächte erlassenen Verhaltungsvorschriften ganz beigetreten wären. Der Regent antwortete seinem Vater, wie er nicht glauben könne, daß dessen Schreiben vom 28. Jan. der Ausdruck seines freien Willens sei, und wie er in jedem Falle das Schicksal seines Volks theilen und mit eigner Gefahr dessen Rechte, Unabhängigkeit und Ehre vertheidigen wolle. Der russ., preuß. u. östreich. Minister verließen jetzt Neapel. Am 13. Febr. eröffnete der Regent das außerordentlich zusammenberufene Parlament, dem der Herzog v. Gallo über seine Sendung nach Laibach Bericht erstattete und die vom Congreß durch die fremden Gesandten erhaltenen Erklärungen vorlegte. Darauf erklärte das Parlament am 15. auf des Deputirten Poerio Vorschlag, daß es den Beschlüssen des Congresses sich nicht unterwerfen, daß es Se. Maj. den König nicht als frei betrachten könne &c. Sodann genehmigte es, um die Kriegskosten zu decken, ein gezwungenes Anlehen von 3 Mill. Ducati, das aber nicht zu Stande kam. Der Vorschlag des Deputirten Netti, die Verfassung eine Zeitlang aufzuheben und dem Regenten eine Art von Dictatur zu übertragen, ward nicht angenommen; dagegen beschloß das Parlament, im Nothfall seinen Sitz nach Salerno zu verlegen. Während jetzt Gugl. Pepe überall die Freiwilligen und die Milizen, unter ihren alten Namen, Legionen der Bruttier, Samniter &c., zu den Waffen rief, und eine Masse von 150,000 M. — freilich schlecht gekleidet und noch schlechter bewaffnet — vereinigt zu haben versicherte, war Baron Frimont (s. d.) an der Spitze eines östreich. Heeres seit dem 5. Febr. über den Po gegangen und von Bologna auf den beiden Hauptstraßen, rechts durch Toscana und den Kirchenstaat, links durch die Legationen und die Marken gegen die Abruzzen vorgerückt; ein kleines östreich. Geschwader unter dem Befehl des Marquis v. Paulucci lag bereits im Hafen von Ancona. Dem Heere ging eine Erklärung des Königs Ferdinand aus Laibach vom 23. Febr. vor-

aus, daß er in seine Staaten zurückkehren werde, sowie der Befehl an seine Unterthanen und Truppen, das östreich. Heer, das zum Schutze der wahren Freunde des Vaterlandes und der treuen Unterthanen des Königs nach Neapel zöge, gut aufzunehmen und sich mit demselben zu vereinigen. Zugleich ernannte er den Gen. Church zu seinem Bevollmächtigten bei dem östreich. Heere und ging hierauf, von dem russ. Botschafter, dem Grafen Pozzo di Borgo, und dem franz. Botschafter, dem Grafen Blacas, begleitet, nach Florenz.

Die Grenze Neapels war mit Einsicht gedeckt. Von Gaeta bis zu den Apenninen stand Carascosa mit den besten Truppen auf der unwegsam gemachten Straße von Rom nach Neapel bei San-Germano. Gugl. Pepe sollte die durch Bergströme, Felsen und Engwege geschützten Abruzzen vertheidigen. Bei seinem Heere befand sich die heilige Schar von Monteforte, die 300 Bruttier und andre Haufen Freiwilliger. Das Hauptquartier war Aquila. Von hier aus fiel Pepe, um dem Angriff der Östreicher zuvorzukommen, am 21. Febr. in das römische Gebiet ein, besetzte Rieti und drang bis Terni vor; als aber ein Corps von 2500 Mann östreich. Reiterei von Viterbo her die Brücke bei Otricoli noch vor ihm erreichte, verließ er Terni und die Stellung bei Rieti, ohne einen Schuß zu thun. Frimont nahm hierauf am 24. sein Hauptquartier zu Foligno, den linken Flügel führte Graf Wallmoden, den rechten Baron Stutterheim. Von hieraus verbreiteten die Östreicher die königl. Erklärung vom 23., und Frimont erließ zugleich einen Aufruf an die Neapolitaner, daß er als Freund komme und keiner Provinz, keinem Orte, außer da, wo man sich dem Willen des Königs widersetze, eine Kriegssteuer auflegen werde. Dies löste die lockern Bande der militairischen Haltung der Milizen, welche schon durch den Mangel an Munition, Lebensmitteln und Kleidung entmuthigt waren, vollends auf. Ganze Bataillone gingen auseinander. Als nun General Pepe, der von Carascosa nicht den verlangten Beistand erhielt, fürchten mußte, vom Feinde auf der Straße von Leonessa her umgangen zu werden, so griff er am 7. März mit 10,000 M. die Vorhut des östreich. Heeres, welche Generalmajor Baron Geppert führte, bei Rieti sehr entschlossen an, wurde aber, als gegen Abend der Graf v. Wallmoden mit der Reserve ihm in die rechte Flanke fiel, geschlagen, indem der Rückzug seiner Linientruppen die Milizen in Unordnung brachte, worauf sich Alles in wilder Flucht in die Gebirge warf, sodaß die Östreicher noch an demf. Tage, Abends um 10 Uhr, mit den Fliehenden zugleich in Civita-Ducale einrückten. An diesem Tage ward auch bei Lugo ein von Leonessa her vordringendes, 3000 M. starkes Corps in die Flucht geschlagen. Diese beiden Gefechte am 7., die ersten und letzten des Feldzugs, welche den Östreichern kaum 60 Mann kosteten, entschieden die Revolution. Denn als die Östreicher am 9. die Verfolgung fortsetzten, räumten die Neapolitaner die Stellung auf dem Vellno und das von Natur starke Schloß Antrodocco; sie verließen hierauf den wichtigen Paß bei Madonna della Grotte und den bei S.-Tomasso, sodaß der östreich. Generallieut. Baron Mohr am 10. Abends Aquila besetzte. Damit hörte der Krieg auf, ohne daß die Armee unter Carascosa am Garigliano eine Bewegung gemacht hätte. Weil General Pepe die zerstreuten Haufen nicht wieder zu sammeln vermochte, eilte er nach Neapel. Die Östreicher aber zogen von den Abruzzen herab, um die rechte Flanke des Heeres am Garigliano zu umgehen. Alsobald verließ Carascosa die Stellungen von Itri, Fondi und San-Germano. Jetzt fingen auch hier die Milizen an sich aufzulösen, sodaß der Regent, welcher sich in Capua befand, nach Neapel zurückkehrte, wo bei den Nachrichten aus den Abruzzen Schrecken und Verwirrung herrschten. Doch ward die Sicherheit erhalten; nur ein Meuchelmord fiel vor, verübt an Gian Petro, der in seinem Hause die Ankunft der Östreicher gefeiert hatte. Alle Maßregeln zur Fortsetzung des Kampfes wurden durch das rasche Vordringen der Östreicher vereitelt. Zwar schlug Gugl. Pepe vor, in Salerno ein neues Heer zu bilden und das Parlament

und die königl. Familie nach Sicilien zu bringen; allein man that dies ebenso wenig als das, was sein Bruder, der General Florestan Pepe, rieth, das Parlament aufzulösen und sich dem König zu unterwerfen. Florestan nahm hierauf seine Entlassung, und Guglielmo ward abgesetzt. Endlich ersuchte das Parlament am 12. März den Regenten, zwischen der Nation und dem König als Vermittler aufzutreten. Der Prinz sandte daher den Generaladjutanten Fardella an den König in Florenz, der aber in seiner Antwort vom 19. keine Erklärung über die künftige Ordnung der Dinge geben, noch weniger den Marsch der Östreicher aufhalten konnte. Unterdessen rückten G.-L. Baron v. Mohr und Gen. Stutterheim, nach dem kleinen Gefecht mit dem Obersten de Conciliis am 17. bei Ceprano, und nach Besetzung des Forts Monte-Cassino am 19., das die neapolitanischen Soldaten nicht vertheidigen wollten, bis Mugnano vor. Hier löste sich Carascosa's Heer ganz auf. Die Milizen gingen nach Hause, und die Soldaten von der Linie mischten sich unter die östreich. Truppen. Die königl. Garde allein gehorchte noch dem Gen. Carascosa und besetzte Capua, indem sie die Nationalcocarde abriß und unter die Befehle ihres Königs zurücktrat. Darauf ward der von Carascosa verlangte Waffenstillstand am 20. März unterzeichnet, und Capua, sowie die übrigen Plätze, von den Östreichern im Namen des Königs von Sicilien besetzt. Die Carbonari dachten jetzt an einen Gebirgs- und Guerillakrieg, als die Capitulation von Neapel, mit Einschluß der Festungen Gaeta und Pescara, am 23. zu Stande kam, die den letzten Funken des revolutionnairen Brandes auslöschte. Die große Loge der Carbonari löste sich auf. Gugl. Pepe und die übrigen Häupter des Aufstandes erhielten Pässe ins Ausland. Am 24. ging auch das Parlament auseinander, und wenig Stunden nachher zog das östreich. Heer in die Hauptstadt ein. Der Regent begab sich mit seiner Familie nach Caserta. Der König zog erst am 15. Mai in Neapel feierlich ein. Er hatte bereits am 10. März zu Florenz eine provisorische Regierung ernannt, welche jetzt die revolutionnairen Einrichtungen aufhob, die alten Formen herstellte, das neap. Heer auflöste, und die Urheber des Aufstandes gerichtlich verfolgte, wobei der Fürst von Canosa wieder die Verwaltung der Polizei übernahm. Fliegende Truppenabtheilungen des östreich. Heeres, das d. 1. Juni auch Sicilien besetzt hatte, stellten jedoch erst 1822 in den Provinzen, wo Morelli, Lorenzo de Conciliis und Minichini einen Guerillakrieg erregen wollten, die Ruhe wieder her, nachdem das Volk in beiden Königreichen entwaffnet worden war. Benevento und Ponte-Corvo unterwarfen sich wieder dem Papste. Nur in Sicilien fachte Gen. Jos. Rossarol einen neuen Aufstand an, als er zu Messina die Republik ausrief. Allein sein Plan, dasselbe in Calabrien zu thun, scheiterte; die von ihm aufgewiegelten Truppen unterwarfen sich wieder dem König, und ihm blieb nichts übrig als die Flucht nach Spanien. So endigte die Revolution der Carbonari von Neapel, die dreißigste, welche die Hauptstadt des vulkanischen Landes erlebte, seit Neapel von Fremden regiert wird. *)

Nebel, die, zuweilen über der Oberfläche der Erde sichtbar schwebende Dünste, sind ein Niederschlag der Auflösung des Wassers in der Luft, oder niedriger stehender Wolken. Da dieser nur dann stattfinden kann, wenn die obere Luft schon mit Wassertheilen hinlänglich gesättigt ist, so zeigen sich die Nebel nur bei sehr feuchter Luft. Die auf Wärme erfolgende Erkältung der Luft ist die gewöhn-

*) Am 10. Sept. 1822 wurden von 43 verhafteten Urhebern der Revolution 30 zum Tode verurtheilt, der König ließ das Urtheil aber nur an Michele Morelli und Jos. Silvati vollziehen. Von der am 28. Sept. 1822 ausgesprochenen Amnestie wurden ausgenommen: Gugl. Pepe, der Abbate Luigi Minichini, Lorenzo de Conciliis, Michele Carascosa, Jos. Rossarol und noch 6 Andre. Die meisten derselben leben jetzt in England. M. vgl. außer den Schriften von Pepe und Carascosa, des Artill.-Obristlieuten. Biago Gamboa „Gesch. der neapolit. Revolut. im Juli 1820" und Lelio de Paula's „Erzähl. der vorzüglichst. Begebenh. bei der Revol. zu Palermo", sowie Olivier Poli's „Erzähl. der Militairexpedit. nach Sicilien 1820".

liche nähere Veranlassung der Nebel, die daher bei uns im Herbste, wo die Tage oft noch sehr warm und die Nächte kalt sind, am häufigsten bemerkt werden, weßhalb auch die aufgehende Sonne, durch die Kraft der wiederkehrenden Wärme, sie gewöhnlich zerstreut. Hier tritt ein doppelter Fall ein: ist durch die Sonnenwärme die Auflösungskraft der Luft hinlänglich verstärkt, so fällt der Nebel als Thau- und Staubregen zur Erde nieder, und es wird heiteres Wetter; wird hingegen die Luft in den obern Regionen schwerer, ohne mehr Auflösungskraft zu erhalten, so zieht sich der Nebel in die Höhe und wird zur Wolke, welche dann sehr oft als Regen wieder herabkommt. In den Ländern, wo der Boden stärker ausdünstet, z. B. wo viele Sümpfe, Flüsse und Seen sind, zeigen sich natürlich die Nebel häufiger. Mit den eigentlichen Nebeln muß der Höherauch oder Heiderauch nicht verwechselt werden (s. d.). — Gründliche Untersuchungen über den Nebel und andre wässerige Lufterscheinungen hat Saussure angestellt. S. dessen „Versuch über die Hygrometrie" (aus dem Franz., Leipz. 1784). Eine Prüfung der neuesten Theorien vom atmosphär. Wasser enthalten Gilbert's „Annalen" (1812, 6. St.).

Nebelsterne, Nebelflecke, sind gewisse, einem weißen Wölkchen ähnliche kleine Flecke, die man am gestirnten Himmel wahrnimmt und die, durch das Fernrohr betrachtet, eine dreifache Verschiedenheit zeigen. Es sind entweder einzelne in Nebel gehüllte Sterne, oder sie werden aus kleinen Sternhaufen gebildet, oder sie zeigen nichts als einen lichtähnlich schimmernden Nebel. Diese letztern sind die eigentlichen Nebelsterne, welche die Astronomen für Fixsternsysteme halten, deren es unzählige in den unermeßlichen Weltraume geben mag. Herschel, der sich viel mit ihrer Untersuchung beschäftigt und sie in seinen „Catalogue of one thousand new Nebulae" (Lond. 1786, 4.) verzeichnet hat, will nicht alle für Sterngruppen gehalten wissen. Man kennt ihrer jetzt aber schon ein Paar Tausend. Ausführlicher handelt darüber Bode's „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels" (Berlin 1823, 9. A.).

Nebenius (Karl Friedrich), großherzogl. badischer Geh.-Rath, geb. am 29. Sept. 1784 zu Rhode, einem ehemaligen markgräfl. badischen Marktfl. bei Landau, in der jetzigen bairischen Rheinprovinz. Von 1793—1802 besuchte er das Gymnasium zu Karlsruhe, und hierauf bis 1805 die Universität zu Tübingen, wo er die Rechtswissenschaft studirte. Nach s. Zurückkunft wurde er als Advocat beim Hofgerichte in Rastadt und 1807 als geh. Secretair beim großherzogl. Finanzdepart. angestellt; 1809 nahm er Urlaub, und ging, mit Empfehlungen des Ministers Freih. v. Reitzenstein nach Frankreich, um die franz. Verwaltung kennen zu lernen. Nach seiner 1810 erfolgten Zurückkunft wurde er als Kriegsrath zu Durlach, und 1811 als Finanzrath beim Finanzministerium in Karlsruhe angestellt. Der verst. Großherzog Karl ertheilte ihm den Zähringer Löwenorden, und 1819 ernannte ihn der jetzt regierende Großherzog zum geh. Referendar, und später zum Geh.-Rath 2. Cl. N. hatte großen Antheil an der badischen Constitutionsurkunde, und die Abfassung derselben wird ihm zugeschrieben. Er wurde zu wichtigen Missionen gebraucht und zeigte sich besonders thätig bei den Verhandlungen des darmstädter Congresses, aber leider wollte es ihm nicht gelingen, seinen wahrhaft patriotischen Ansichten den Sieg über momentane Interessen zu verschaffen. Beim ersten badischen Landtag 1819 gewann er, als Regierungscommissair, das allgemeine Vertrauen durch weise Mäßigung und strenges Festhalten an erprobten Grundsätzen. Er sprach u. A. gegen den Antrag auf Abänderung der Staatsdienerpragmatik, in Hinsicht des Versetzens der Staatsdiener, und ihrer Entlaßbarkeit in den ersten 5 Jahren. — Von seinen Einsichten in die Staatswissenschaften zeigt sein mit Beifall aufgenommenes Werk über den Credit, das einzige bis jetzt, welches diesen Gegenstand ausführlich behandelt hat. Man sieht hier einen Mann, der sich nicht bloß der Theorie bemächtigt hat, sondern auch ihre Anwendbarkeit zu ermessen weiß. In

seinen „Bemerkungen über den Zustand Großbritanniens in staatswirthschaftlicher Hinsicht", entwickelte er s. Ansichten von diesem Gegenstande nach den davon vorhandenen gedruckten Materialien. 1824 erhielt er das Commandeurkreuz des großherzogl. hessischen Verdienstordens.

Nebensonnen, Nebenmonde, eine Lufterscheinung, wenn neben der Sonne oder dem Monde noch mehre Abbilder derselben erscheinen. (S. Meteor.) Brandes in Gilbert's „Annalen", 11. Bd., leitet diese mit den Höfen um Sonne und Mond (s. Hof) verwandte Erscheinungen von einer Brechung des Lichtes in Nebel wie Dunstbläschen ab. S. Weidler's „Diss. de parheliis" (Wittenb. 1738, 4.). Der Gegenstand ist aber bei weitem nicht erschöpft und erst neulich noch von der berliner Akademie der Wissenschaften als Preisfrage aufgegeben worden.

Nebukadnezar oder Nabuchodonoser, König von Babylon, regierte von 606—563 vor Chr. Er war der Sohn des Nabopalassar, welcher (640—626) das babylonische Reich aufs neue von der assyrischen Monarchie unabhängig gemacht hatte. N. erweiterte das babylonische Reich durch seine Eroberungen bis zu den westlichen Grenzen von Asien. Er schlug den König von Ägypten, Necho, bei Karchemisch, eroberte und zerstörte Jerusalem, Tyrus und Sidon. Nach Art der asiatischen Eroberer, welche besiegte, unruhige Völkerstämme in andre Gegenden versetzten, ließ er eine große Anzahl von Juden nach Babylonien verpflanzen, deren Aufenthalt daselbst u. d. N. der babylonischen Gefangenschaft bekannt ist. Fabelhaften Sagen zufolge soll er durch Libyen bis zur Westküste von Afrika vorgedrungen sein. Die Pracht Babylons ist sein Werk. Daß er 7 Jahre lang ein Ochse gewesen sei, scheint weniger aus der Krankheit der Lykanthropie (eine Krankheit, nach welcher ein Mensch sich in einen Wolf oder in ein andres Thier verwandelt glaubt) hergeleitet werden zu müssen, als vielmehr die Manier überhaupt zu bezeichnen oder mit irgend einer orientalischen Symbolik in Verbindung zu stehen. (Vgl. Assyrien und Babylon.)

Neckar. Er entspringt bei Schwenningen im würtembergischen Schwarzwalde, 5000 Schritte von Donaueschingen, einer der Donauquellen, 2084 F. über dem Meere; von der Einmündung der Enz an wird er schiffbar. Die jetzige würtemb. Regierung hat seine Beschiffung durch Verbreitung, Austiefung und Durchstechungen sehr verbessert. Die Murr, Kocher, Erz, Jaxt und Filz nimmt er auf, ehe er sich bei Manheim in den Rhein ergießt. Er hat reizende sehr abwechselnde Ufer und fast überall ein weites Thal und schöne Wiesengründe. — Neckarweine, aus den vom Neckar durchströmten Landschaften, sind leichte, gesunde und wohlschmeckende Weine. Die besten Sorten wachsen bei Affenthal, Baden, Durlach, Eyburg, Gretzingen, Mündelsheim im Neckarthal, Remsthal, bei Stuttgart, Sulzberg, Wangen und Weinsberg; alle in geschützten etwas hohen Lagen, auf Kalkboden mit Exposition gegen Morgen oder Mittag. K. Jäger hat ein brauchbares „Handbuch für Reisende in den Neckargegenden, von Kannstadt bis Heidelberg, und in dem Odenwalde" (m. Kpf., Heidelberg 1824), herausgegeben.

Neckarschifffahrt und -Handel. Die zu Marbach im Königr. Würtemberg gefundenen Denkmäler geben die begründete Vermuthung, daß schon unter den Römern die Neckarschifffahrt im Gange war, um über Kanstadt, einen der damals wichtigen Handelsplätze, den römischen Colonien Waaren und Briefe zuzuführen. In spätern Zeiten scheint aber die Schiffbarkeit des obern Neckars, d. h. vom Dorfe Berg ober Kanstadt, bis Heilbronn aufgehört zu haben, weil wahrscheinlich dieser Theil des Flusses zu seicht wurde. Im Anfang des 18. Jahrh. ließen die Herzoge von Würtemberg, als einzige Herrn des obern Neckars, die Schiffbarkeit desselben wiederherstellen, obwol die damals durch Handel reiche und mächtige freie Reichsstadt Heilbronn ihrem Plan, die Handelsschifffahrt ansichzuziehen, alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen suchte. Das größte derselben

war die nach und nach betriebene Zubauung des Neckars durch Mühlwerke aller Art, wodurch Heilbronn ein absichtlich erkünstelter Stapelplatz werden mußte. Der untere Neckar von Heilbronn bis Manheim war und blieb dagegen immer schiffbar, auch die Schifffahrtsfreiheit auf demselben durch kein Hinderniß beschränkt, bis endlich badischer Seits 1808 Manheim als Hauptspeditionsplatz für den Neckar gesetzlich bestimmt wurde, weil vermöge der Rheinschifffahrtsconvention ein Abstoß der Neckargüter auf die Leichtschiffe daselbst nothwendig werde, welches aber der Fall nicht war, indem keine einzige Verfügung derselben das Befahren der Nebenflüsse aus dem Rhein und umgekehrt untersagte. Seit dieser Zeit wird würtembergischer Seits Manheim als ein erzwungener Stapelplatz angesehen; und insofern allen, selbst den kleinen direct nach Mainz oder Frankfurt von einzelnen Handelsleuten befrachteten Schiffen die Umschlagung ihrer Güter gewaltsam zugemuthet wird, hat man nicht Unrecht. Aus dem Grunde, weil die Natur Manheim für diejenigen Güter als Umladeplatz bestimmt hat, welche mit den größern Rheinschiffen, die den Neckar nicht befahren können, dahin gebracht werden, und deren Überschlagung in andre, für diesen Strom geeignete Fahrzeuge, zur Sicherheit ihrer Versender unter obrigkeitlicher Aufsicht geschehen muß, läßt sich wenigstens ein allgemeines Stapelrecht zu Manheim nicht ableiten. — Auf dem wiener Congreß trug Würtemberg in der Sitzung der Commission für die Freiheit der Flußschifffahrt vom 13. März 1815 auf die Aufhebung des gezwungenen Umschlagrechtes zu Manheim an. Die badische Congreßgesandtschaft, welche von ihren eignen Schifffahrtsverhältnissen nicht genug unterrichtet schien, gab dessen Existenz stillschweigend zu und beschränkte sich auf den Gegenantrag, daß auch der heilbronner Stapelplatz aufhören müsse. In einer am andern Tage übergebenen nachträglichen Note war sie aber doch so vorsichtig, sich des Ausdruckes: erzwungenes Umschlagsrecht, zu enthalten. Gänzliche Abschaffung jedes Stapelzwanges und völlige Schifffahrtsfreiheit auf dem Neckar wurden von der Congreßcommission vertragsweise für die betheiligten Regierungen beschlossen. Die Artikel, welche einem künftigen gemeinschaftlichen Schifffahrtsreglement von den Neckaruferstaaten, Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt, zum Grunde gelegt werden sollen, sind ganz die nämlichen, wie sie für den Mainstrom festgesetzt sind. (S. Mainschifffahrt.) Noch ist aber zu deren Ausführung kein Schritt geschehen, weil Baden, welches die Neckarschifffahrt beherrscht und ganz allein Zölle auf dem Neckar besitzt, wahrscheinlich den nämlichen Satz, wie in Hinsicht der Mainschifffahrt aufstellt, daß vorerst das definitive Rheinschifffahrtsreglement hergestellt sein müsse. Würtemberg besteht nicht ganz mit Unrecht darauf, daß der manheimer für alle Neckarschiffe angeordnete Umschlag schon jetzt aufhören müsse, da Heilbronn nicht mehr gesperrt, sondern durch den mit großen Kosten angelegten herrlichen Wilhelmscanal die Schifffahrtsfreiheit auf dem obern und untern Neckar geöffnet sei. Die diesfalls 1820 zu Heidelberg zwischen einem würtembergischen und einem badischen Bevollmächtigten stattgefundenen Unterhandlungen hatten keine Resultate. Diese zu erlangen, würde nicht sehr schwierig gewesen sein, und hätte bei der jetzt offenen Schifffahrt von Manheim bis Kanstadt einen wohlthätigen Einfluß auf die überwiegende Concurrenz des Mainstromes haben müssen, wäre nicht der badische Bevollmächtigte zu Heidelberg in der nämlichen Lage gewesen, in der er sich von 1816—18 als erster badischer Rheinschiffahrtscommissair zu Mainz befand. (S. Rheinschifffahrt.) So entbehrt also, mehr der Persönlichkeit als der Sache wegen, der Neckar noch immer die ausgedehntere Handelsschifffahrt, deren er sich bei weit wenigern und unbedeutendern Krümmungen, als die des Mainstroms sind, vorzugsweise vor demselben erfreuen könnte. — Auf dem untern Neckar treiben 226 Schiffer, fast alle aus dem Badischen und Hessischen, die Schifffahrt mit 248 Fahrzeugen, deren Ladungsfähigkeit von 100 bis zu 1400 Ctnr. steigt, und die in 15 Häfen vertheilt sind. Die Neckar-

schiffe, welche Hümbler genannt werden, wenn sie zu Ladung der Kaufmannsgüter dienen, sind von ebenso starkem Bau wie die Mainschiffe, führen ein Schober- oder Schubersegel zu Berg, welches zwar die holländische Form hat, aber doch davon an Größe und Stärke, sowie an wesentlichen Eigenschaften verschieden ist. Es dient auch zum Decken der Güter. Sie haben Stränge zum Landen zu Thal, und eine Zugleine zu Berg. — Den obern Neckar befahren nur 7 würtemb. Schiffer mit ebenso viel Fahrzeugen, deren Bau sich von den übrigen lediglich durch eine mindere Breite unterscheidet, indem sie wegen der vielen Mühlen auf dem obern Neckar, welche bisher die Schifffahrt überhaupt erschwerten, geeignet sein müssen, die schmalen Fahrgassen derselben passiren zu können. Übrigens ist der Lauf des obern Neckars, wenige Stellen ausgenommen, ebenso ruhig, als der des untern Neckars auf badischem und hessischem Gebiete zum Theil schnell und reißend. — Die Handelsschifffahrt auf dem Neckar, als dem vorzüglichsten Canal für den Handel mit der Schweiz durch den Friedrichshafen, sodann nach Baiern, Östreich u. s. w. über Ulm in die Donau, hat bei weitem noch nicht die Größe erreicht, deren sie bei richtiger Behandlung fähig wäre. Kanstadt und Manheim sind die natürlichen Grenzpunkte des Neckarhandels. Ersteres ist auch der Mittelpunkt von 9 großen da zusammenlaufenden Heerstraßen. Würde vollends der schon unter den frühern Regierungen Würtembergs zur Sprache gebrachte Plan einer Verbindung des Neckars mit der Donau ausgeführt werden, so könnte der bedeutendste Einfluß desselben auf den Zug des großen Welthandels, sowie ein entschiedenes Übergewicht über den Mainhandel nicht fehlen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sogar diese Verbindung noch leichter ausführbar wäre als die zwischen dem Main und der Donau. — Hauptgegenstände der Versendungen auf dem Neckar sind außer Holz und getrocknetem Obst, Gyps, Potasche, Lohrinde und Blättertaback. Die Einfuhr- und Transitartikel bestehen hauptsächlich in Colonialwaaren. Um den Güterzug von und auf dem Neckar im Verhältniß der frühern zur neuesten Zeit, und die Wichtigkeit dieses Punkts für den Handel beurtheilen zu können, fügen wir folgende zuverlässige Notizen bei. 1808 lieferte der Stapelplatz Mainz nach Manheim und in den Neckar 60,935, und 1809, 22,403 Ctnr. 1808 erhielt Mainz von dem Neckar die Quantität von 104,838, und 1809, 90,570 Ctnr. — 1821 kamen im Hafen von Mainz an, vom Neckar 180,963, und 1822, 127,744 Ctnr. 1821 sind von Mainz in den Neckar abgegangen 124,118, und 1822, 123,264 Ctnr. Dabei sind aber die beträchtlichen Versendungen von und nach Frankfurt, sowie von und nach Strasburg ebenso wenig als die Sendungen aus dem Neckar nach dem Mittelrhein (zwischen Mainz und Köln) in Anrechnung gebracht. Der Neckarstrom bei Manheim ist übrigens auch ein sehr wichtiger Punkt für die Flößerei. Aus dem großen Magazine derselben, vom Schwarzwalde, kommen die Hölzer mittelst der Enz und Nagold in kleinen Flößchen auf den Neckar. Hier werden sie zu großen breiten Thalflößen, meistens nach Holland bestimmt, zusammengefügt, was aber jetzt nicht mehr so häufig wie vormals geschieht, weil mehre der stärkern Holzgattungen nach Frankreich abgesetzt werden. 1822 wurden dennoch aus dem Neckar herausgeflößt 3413 Cub.-M. Eichen- und andern harten Holzes, und 34,245 Cub.-M. Tannen und andrer weichen Holzgattungen. — Noch fehlt ein die Schifffahrt und den Handel des wichtigen Neckarstromes vollständig entwickelndes Werk; denn die wenigen vorhandenen Schriften beziehen sich hauptsächlich auf den sogen. Stapel der Stadt Manheim. 73.

Necker (Jacques), Ludwigs XVI. Finanzminister, geb. 1734 zu Genf, wo sein Vater (ein geb. Brandenburger) Prof. des deutschen Staatsrechts war, kam als Handlungsgehülfe nach Paris zu s. Oheim Vernet, dann zu dem Banquier Thélusson, und erwarb sich durch Klugheit und Geschicklichkeit die Achtung der größten Handelshäuser und das Vertrauen Thélusson's, dessen Compagnon er

wurde. In Zeit von 12—15 Jahren übertraf er an Vermögen die reichsten Wechselhäuser. Vortheilhafte Contracte mit der indischen Compagnie und Speculationen auf die engl. Fonds im Augenblick des Friedens von 1763, von dem er früher als Andre unterrichtet war, vermehrten s. Vermögen bis auf 6 Mill. Da ihn die ostindische Compagnie, deren Mitglied er war, erwählt hatte, um ihre Sache bei der Regierung zu führen, so gab er 1769 ein Werk darüber heraus, worin er an die Dienste erinnerte, die sie dem Staate in den bedrängtesten Zeitpunkten geleistet hatte. Morellet und Lacretelle waren s. Gegner, welche, indem sie die ausschließlichen Privilegien angriffen und die Freiheit des Handels foderten, der öffentlichen Meinung schmeichelten, die Allem, was der Regierung widersprach, günstig war. Dennoch gewann Necker zahlreiche Anhänger, und selbst die Tadler s. Systems ließen s. Talenten Gerechtigkeit wiederfahren. Er legte darauf s. Handelsgeschäfte nieder und nahm die Stelle eines Residenten der Republik Genf am franz. Hofe an; in welcher Eigenschaft er sich dem Herzog v. Choiseul zu empfehlen wußte. Um durch literarischen Ruf die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, schrieb er seine „Eloge de Colbert", welche 1773 von der franz. Akademie gekrönt wurde. Sein Werk: „Essai sur la législation et le commerce des grains" (1775, in etwa 20 Aufl.) machte Aufsehen und wurde von den Ökonomisten (Physiokraten) lebhaft angegriffen, weil er sich für einige Einschränkungen der Getreideausfuhr erklärt hatte. Trotz der Unreinheit und dem Schwulst s. Styls, trotz des Unbestimmten in s. Ideen, gefiel er dem großen Haufen der Leser durch die Popularität, womit er die Gegenstände der Finanzen zu behandeln wußte. N. gewann für sich den Marquis v. Pezay, der mit Ludwig XVI. einen geheimen Briefwechsel führte, und ließ durch denselben dem Könige eine Denkschrift zustellen, in welcher er von den Hülfsquellen des Staats ein zu vortheilhaftes Bild entwarf. Dieses Mittel beschleunigte s. Anstellung. Am Ende 1776 ward er dem Generalcontroleur Taboureau als Director des königl. Schatzes zugegeben, der nach achtmonatl. Amtsführung sich genöthigt sah, ihm s. Platz einzuräumen. Maurepas, ungeachtet s. hohen Alters, s. anscheinenden Sorglosigkeit und s. Epikurismus auf eine lang gewohnte Macht eifersüchtig, begünstigte N.'s Erhebung, indem er einen unterwürfigen Diener in einem Manne zu finden glaubte, der durch s. Geburt die Großen zu Gegnern, und durch s. Religion die Geistlichen zu Feinden haben mußte. So wurde N. in dem schwierigsten Zeitpunkte Director der Finanzen. Die Veruntreuungen unter der letzten Regierung hatten in den Finanzen des Staats einen großen Ausfall verursacht, der amerikanische Krieg führte neue Ausgaben herbei; durch neue Auflagen hätte N. leicht die Gunst des Volks verlieren können; er bemühte sich daher, durch Anleihen und Verbesserungen zu helfen. Aber die Anhänger Turgot's, die er durch s. Grundsätze über den Getreidehandel von sich entfernt hatte, tadelten s. Neuerungen. Turgot selbst ging in den Streit ein. Man warf N. eine übertriebene Vorliebe für die Caisse d'Escomte vor; man stellte die Abschaffung der Generaleinnehmer als eine treulose Maßregel dar, den König unter die Vormundschaft der Financiers zu setzen; die Abschaffung des Schatzmeisters als die Erneuerung einer Idee des Schotten Law, dessen Name die schrecklichsten Erinnerungen weckte; die Reform des königl. Hauses als den Angriff eines republikanischen Geistes gegen die Majestät des Throns; die Anleihen als einen zur Untergrabung des Staats geeigneten Ausweg. Der Plan, Provinzialversammlungen zu berufen, den Necker nach Turgot erneuerte, beunruhigte die Anhänger der Monarchie und die Parlamenter, die er zu bloßen Gerichtsbehörden zu machen drohte. Doch fand N. auch zahlreiche Vertheidiger, besonders unter den Gelehrten. 1781 gab er s. „Compte rendu au roi" (deutsch von Mylius, mit Anm. von Dohm, Berlin 1781) über s. Verwaltung heraus; mehr als 200,000 Ex. wurden von dieser Brochüre in Umlauf gesetzt, die man ihres blauen Umschlags wegen spottweise le conte bleu (das Märchen)

nannte. Da er jedoch an den gemeinschaftlichen Berathungen der Minister, denen der König selbst beiwohnte, nicht Theil nahm, so wußte Maurepas, der auf N.'s Ansehen eifersüchtig war, durch geheime Vorträge dessen bereits vom Könige genehmigte Plane zu vereiteln. N. verlangte daher die sogen. Entrée au conseil. Man machte wegen s. Religion Schwierigkeit; er glaubte unentbehrlich zu sein und drohte s. Platz verlassen zu wollen, ward aber nicht wenig überrascht, als man in s. Entlassung willigte. Dies geschah im Mai 1781. Er begab sich in die Schweiz, wo er die Baronie Copet kaufte und sein Werk über die „Administration des finances" (3 Bde.) herausgab, wovon in wenigen Tagen 80,000 Ex. verkauft wurden. Diejenigen, die schon mit s. „Compte rendu" unzufrieden gewesen waren, erbitterte er durch dieses Werk noch mehr. Sie schilderten ihn einen Ehrgeizigen, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wolle, der die Volksgunst durch Geständnisse erkaufe, der die Grundlagen der Monarchie durch Enthüllung der Regierungsgeheimnisse verrathe, und der, die Rolle eines Rathes des Fürsten mit der Rolle eines Tribunen vertauschend, von dem Monarchen an das Volk zu appelliren schien. Calonne's Fehler und Freigebigkeiten vermehrten N.'s Ruf. Dieser kehrte 1787 nach Frankreich zurück, schrieb gegen Calonne, der ihn als den Urheber des Deficits angeklagt hatte, und ward in Folge dieses Streits exilirt. Als aber 1788 die Angriffe auf den Principalminister Brienne den Hof in Schrecken setzten, rief man ihn als Generalcontroleur zurück, welche Stelle er nur unter der Bedingung annahm, nicht mit den Premierminister arbeiten zu dürfen. Aus Überzeugung erklärte er sich für die Berufung der Reichsstände, welche der Wunsch der Nation war. Der Bericht, den er am 27. Dec. 1788 über die Zusammenberufung der Generalstände abstattete, kann als der erste Funke betrachtet werden, der den schon lange vorbereiteten Brennstoff entzündete. Auch stimmte er für die doppelte Zahl der Abgeordneten des dritten Standes; der Adel und die Geistlichkeit sollten nämlich jeder 300, der dritte Stand hingegen 600 Abgeordnete schicken. Allein er vergaß, die Form der Berathung und Abstimmung im voraus gesetzlich zu bestimmen. So geneigt er übrigens der Sache des Volks war, so wenig wollte er der Monarchie etwas vergeben; daher das Schwankende in s. Maßregeln, und manche Stellen in s. Schriften, welche ihn der Neigung zum Despotismus verdächtig machten. Gewiß ist, daß er ohne festen Plan handelte und oft mit zu wenig Voraussicht öffentlich sich aussprach. 1789 warf man ihm vor, zur Hungersnoth beigetragen haben, indem er ungegründete Besorgnisse an den Tag legte. Seine Feinde behaupteten, daß von den 39 Mill., für die er Getreide aufgekauft habe, 28 Mill. aus dem Verkauf dieses Getreides wieder eingekommen wären, und daß er darüber nicht Rechnung abgelegt; ja man ging so weit, zu behaupten, daß er sie für s. ehrgeizigen Absichten angewendet habe. Am 5. Mai hielt er bei Eröffnung der Reichsstände eine lange Rede und legte darin einen Plan für die Arbeiten dieser Gesellschaft vor, die er nach s. Willkür leiten zu können hoffte. Den 11. Jul., als die Regierung Maßregeln gegen die Factionen nehmen zu müssen glaubte, wurde N., der sich entschieden gegen diese Maßregeln erklärt hatte, besonders durch den Einfluß des Baron Breteuil entlassen und bekam den Befehl, in 24 Stunden das Königreich zu verlassen. Kaum aber wurde s. Entfernung bekannt, als ganz Paris in Flammen stand. Die Erstürmung der Bastille erfolgte, und es zeigten sich solche Zeichen von Volkswuth, daß der König sich genöthigt sah, ihn auf der Stelle zurückzuberufen. N. empfing die Einladung in Basel und beschloß, ihr zu folgen. Seine Reise bis Paris glich einem Triumphzug. Sein erstes Geschäft war, s. Einfluß zur Stillung der Unruhen anzuwenden und Sicherheit der Person und des Eigenthums wiederherzustellen. Allein er mußte als Finanzminister Mittel vorschlagen, die der Menge nicht gefallen konnten. Seine gemäßigten Meinungen über Staatsverwaltung hielten mit den Grundsätzen Derer, die an der Spitze des Volks standen, nicht gleichen Schritt. Vor

Allen untergrub Mirabeau, der bei s. Schonungslosigkeit allerdings fähiger war die öffentliche Meinung zu beherrschen, N.'s Ansehen bei der Nation. Bei den Berathungen über eine neue Constitution schlug N. ein suspendirendes Veto, das der König haben solle, vor, und widersprach der Abschaffung der Adelstitel. Auch trug er auf Errichtung einer Nationalbank an. Als die Nationalversammlung das sogen. rothe Buch (das Privatverzeichniß der königl. Pensionen und Ausgaben) bekanntmachte, erklärte er sich heftig gegen dieses Verfahren und vertheidigte den Inhalt dieser Liste. Aus allen diesen Umständen entstand aber die Meinung, daß er ein Aristokrat sei; s. eigne Sicherheit war bedroht, s. Einfluß vernichtet. Dadurch schlug auch s. Plan zu einer Anleihe auf 4½ Proc. Zinsen fehl. In dieser beunruhigenden Lage schrieb er im Sept. 1790 an die Nationalversammlung und bat um s. Entlassung. Er erbot sich, die der Regierung vorgeschossenen 2 Mill. Livres nebst s. Hause und Zubehör als ein Unterpfand s. Rechtschaffenheit in ihren Händen zu lassen. Man nahm s. Antrag mit Gleichgültigkeit auf, und N. verließ Paris mit dem schmerzlichen Gefühl, s. Plane und glänzenden Aussichten vernichtet zu sehen. Seine Tochter, die Frau v. Staël (s. d.), hat in ihren „Considérations" das Betragen ihres Vaters als Staatsmann überall als vollkommen darzustellen versucht; allein Bailleul hat in s. „Examen critique" dieses Werks die Schwäche und Unzulänglichkeit der Maßregeln N.'s in den kritischen Augenblicken hinlänglich gezeigt. N. irrte besonders darin, daß er die Nation für eine Partei hielt. Nicht ohne Schwierigkeit, sogar vom Volke an mehren Orten beschimpft, reiste er nach Copet zurück, wo häusliche Unglücksfälle s. Kummer noch vermehrten. Er verlor nach einer langen Krankheit s. geliebte Gattin. Um s. Gram zu zerstreuen, schrieb er eine Vertheidigung s. Verwaltung: „Sur l'administration de M. Necker par lui-même". Den König vertheidigte er in seinen „Réflexions adressées à la nation française". Seine Abhandlung: „Du pouvoir exécutif dans les grands états" (2 Th., 1792), wird selbst von Denen empfohlen, die ihm eben nicht geneigt sind. Nicht minder anziehend ist s. Werk: „De la révolution française" (1796, 4 Th.). Sein „Cours de morale religieuse" (1800, in 3 Bdn.) ist nicht ohne Beredtsamkeit geschrieben, sowie die vielgelesene Schrift: „De l'importance des opinions religieuses" (London u. Paris 1788) u. A. m. Noch 1802 gab er ein Werk gegen die consularische Gewalt heraus, das damals viel Aufsehen machte. Seine Schreibart ist stets sorgfältig, aber oft einförmig und gezwungen, wiewol es ihm nicht an wahrer Beredtsamkeit fehlt. Er starb zu Genf 1804 mit Hinterlassung eines großen Vermögens. Seine Tochter hat mehre seiner hinterlassenen Werke herausgeg. S. „Zeitgenossen", N. R., III.

Necker (Susanne), des Vorigen Gattin, die Tochter des Predigers Curchod zu Nyon im Canton Bern, hatte eine treffliche Erziehung genossen und wurde von Mad. Vermenoux nach Paris mitgenommen, um ihren Sohn im Lateinischen zu unterrichten. Hier lernte sie N. kennen. Beider Verbindung (1765) war die Folge gegenseitiger Zuneigung, welche ungeschwächt bis an ihren Tod, zu Copet 1794, fortdauerte. Mad. N. war von dem trefflichsten Charakter, unter allen Umständen eine zärtliche, liebevolle, treue Gattin, Mutter und Freundin, an Geist und Herzen gleich ausgebildet. Als das Glück ihren Gemahl erhob, bediente sie sich ihres Ansehns und Vermögens nur zu Zwecken der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Sie hatte in der Nähe von Paris auf eigne Kosten ein Hospital gegründet, dem sie ihre ganze Sorgfalt widmete. Unter den Gelehrten hatte sie ihres gebildeten Geistes wegen viele Freunde und Verehrer, besonders gehörten dahin Thomas, Buffon und Marmontel, welcher Letztere sie sehr genau geschildert hat. Sie ist die Verfasserin der Schrift: „Des inhumations précipitées" (1790), des „Mémoire sur l'établissement des hospices" und der „Réflexions sur le divorce" (1793), worin sie, den Grundsätzen der protestant. Kirche entgegen, die

Unauflöslichkeit der Ehen behauptet. Man findet im Ganzen in dieser Schrift mehr Gefühl als Beweisgründe und oft eine schwülstige Schreibart. Nach ihrem Tode wurden „Mélanges extraits des manuscrits de Mad. Necker" (1798, 3 Bde.) und „Nouv. mélang." (1801, 2 Bde.) herausgegeben. Im Allgemeinen findet man in ihren Werken viele wahre und feine Bemerkungen, verständige und gut ausgedrückte Rathschläge, aber auch ebenso bedeutende Mängel.

Neefs (Peter), 2 niederländ. Maler, Vater und Sohn. Der Vater, welcher berühmter geworden ist, ward zu Antwerpen 1580 geb. und lernte die ersten Anfangsgründe der Malerei bei dem ältern H. Steenwyk. Architektur- und Perspectivmalerei war sein Fach, und er hat sich durch seine gothischen Kirchenperspectiven den größten Ruhm erworben. Er stellt das Innere seiner Kirchen gewöhnlich von Lichtern oder Fackeln erleuchtet dar und läßt das Licht auf einen ausgezeichneten Gegenstand der Kirche fallen. Die Klarheit der Darstellung ist meisterhaft. Van Tulden und Teniers malten gewöhnlich die Figuren in seine Bilder, welche als Staffage untergeordnet sind.

Neer, van der (Arthur oder Arend), Landschaftsmaler zu Amsterdam, geb. 1619, starb 1683. Er verstand das Wasser vom niedern Horizont begrenzt und zwischen flachen Ufern eingeschlossen, durch zitterndes Mondenlicht zu verschönern. Ebenso treu der Natur stellte er Winterlandschaften und Feuersbrünste dar. Sein Sohn Eglon van der Neer, geb. zu Amsterd. 1643, lernte bei Vanloo, malte histor. Bilder und Landschaften, auch treffliche Gesellschaftsstücke, anfangs in Paris, dann zu Orange, endlich an dem kurpfälz. Hofe zu Düsseldorf, wo er 1703 starb.

Neergaard (Tönnes Christian Bruun, Baron v.), k. dän. Kammerherr, geb. d. 26. Nov. 1776 auf Svenstrupgaard in Seeland, dem Besitzthum seines Vaters, Etatsraths, k. dän. Kammerjunkers und Besitzer des Guts Wolhag-Hütten in Schleswig. 1795 deponirte er, wie man es in Dänemark heißt. Nach 2jähr. akadem. Studien begab er sich auf gelehrte Reisen, besonders zur Erweiterung der Mineralogie. Er ging zuerst nach Deutschland und machte in Sachsen, Baiern, Schwaben, Östreich und Böhmen lehrreiche Bekanntschaften. Überall kam man seiner Wißbegierde entgegen. 1799 ging er nach Norwegen und 1800 nach Pyrmont, und von da 1801 in die Schweiz, wo Dolomieu und der Maler Naudet ihn begleiteten, dann nach Paris, wo er mehre Schriften herausgab. 1802 reiste er mit einem Zeichner und einem Mineralogen nach Spanien. Er hatte in Catalonien bereits 150 Zeichnungen aufgenommen, als ihn die Nachricht von dem Tode seiner Mutter nach Dänemark zurückrief. Nachdem er hier 6 Monate verweilt hatte, ging er 1803 nach Stockholm und von da nach Petersburg. Später ging er wieder nach Paris, und von da 1806 nach Italien. Bei seiner Rückkehr wählte er abermals Paris zu seinem Aufenthalt, wo er sich noch im Frühjahr 1809 befand. Endlich aber kehrte er in sein Vaterland und zu seinen Besitzungen zurück. Seine 2 merkwürdigsten Schriften: „Journal du dernier voyage du C. Dolomieu dans les Alpes" (Paris 1801; dän. von P. H. Mönster, Kopenh. 1802), und s. „Voyage historique et pittoresque du nord d'Italie" (1—6. Lieferung, Paris 1812—15, Fol.) kosteten ihm sein Vermögen. Bei seiner Kunstliebe ohne Vorsicht und Menschenkenntniß, litt er zuletzt Mangel und starb zu Paris Ende 1824. S. „Götting. Anzeigen", 1814, Nr. 140. 87.

Nees v. Esenbeck (Christian Gottfried), Doctor der Heilkunde, Prof. der Botanik zu Bonn, geb. am 15. Febr. 1776, ward auf einem Bergschlosse im Odenwalde von seinen Ältern sorgfältig erzogen, wo bereits seine Liebe für das Naturstudium sich ausbildete. Als er später die obern Classen des Pädagogiums zu Darmstadt besuchte, gaben der Unterricht und die Vorlesungen des Naturforschers Borkhausen über Botanik ihm eine noch bestimmtere Richtung zum Stu-

dium der Natur. Auf der Hochschule Jena, wo Batsch sein Lehrer war, fand er an Flügge, Flörke, Wibel und Voigt unvergeßliche Freunde. Die Verwandtschaft der Medicin mit der Naturerkenntniß fühlend, ward er durch Hufeland, Loder, Stark, Gruner, Suckow mit ihr zu einer Zeit vertraut, wo Fichte und Schelling den Deutschen den Werth philosoph. Forschung zeigten, wo Galvani, Volta, Humboldt neue Wege dazu vorzeichneten, und K. E. Schmidt die Philosophie auf Physiologie übertrug, wo Göthe seinen Beruf als Lehrer beurkundete. N. v. E. war auch ausübender Arzt, wie seine Aufsätze in Hufeland's „Journal", z. B. über Elephantiasis u. A. beweisen. Zu Frankfurt a. M. Erholung in prakt. Beschäftigung suchend, zog ihn daselbst Entomologie, Ornithologie und Botanik an. Er forschte mit Gravenhorst über die Ichneumoniden, wovon ein Theil („Ichneumonides adsciti") im „Magaz. der Gesellsch. naturforsch. Freunde zu Berlin" abgedruckt worden ist. Dahin gehören ferner in dems. „Magaz." die Nachrichten üb. die Fructification der Lemna, über Duvalia; die Schrift über „Die Algen des süßen Wassers" (1814); das „System der Pilze und Schwämme" (1817). Die „Allg. Literaturzeitung" zu Jena, auf welcher Universität ihn der franz. Krieg 1806 sich niederzulassen hinderte, verdankt ihm viele Beurtheilungen naturphilosoph., naturhistor. und medicin. Schriften. Noch findet man oft seinen Namen in der zu Regensburg erscheinenden „Flora" und in Kieser's „Archiv für den thierischen Magnetismus". Eine Abhandl. daraus: „Vorlesungen zur Entwickelungsgeschichte des magnetischen Schlafes und Traumes", erschien als eigne Schrift. Der Präsident der kais. Akad., der Naturforscher v. Wendt, beauftragte ihn mit der Redaction der von der Akademie ausgehenden Schriften. Diese „Nova acta physico-medica Academiae caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum" erschienen mit dem 9. Bde. als neue Reihe mit deutschem Titel: „Verhandlungen". 1818 wurde N. v. E. Prof. der Botanik zu Erlangen, wo er mit Bischof und Rothe die Schrift: „Über Entwickelung der Pflanzensubstanz", bearbeitete. Im Aug. d. J. erwählte ihn die kaiserl. Leopoldinische Akademie der Naturforscher zu ihrem Präsidenten an die Stelle des verst. v. Wendt. Man kennt die frühere Berühmtheit dieser Gesellschaft; Jeder weiß, wie auch sie durch Zeitumstände litt. N. v. E. ist der 10. Präsident dieser Akademie, deren erster Bausch und zugleich ihr Stifter war. Sie zählt 234 lebende Mitglieder im In- und Auslande, dazu 13 Adjuncten und einen Director. 1818 wurde N. v. E. als Prof. der Botanik nach Bonn gerufen, wo er mit Hülfe seines Bruders Dr. T. F. L. N. v. E. und des botan. Gärtners Sinning, in dem dasigen botan. Garten eine neue Anstalt für die Wissenschaft gründete. Die in freien Heften erscheinenden „Amoenitates academicae Bonnenses" sind Belege für den Fleiß der Vorsteher des Gartens. Bei der Universität trägt Prof. N. v. E. allgem. Botanik, Forstbotanik und Naturphilos. vor. Ein Blick auf die Schriften dieses Gelehrten, der 1820 noch ein „Handb. der Botanik", und mit Dr. Weihe gemeinschaftlich eine Monographie der Gattung Rubus herausgab, dem auch die „Horae physicae Berolinenses" (1819) ihre Entstehung verdanken, zeigt, daß ihr Verf. auf einem philosoph. Standpunkte die Erfahrung sucht, und selbst den mühseligen Weg des Forschens, Untersuchens ꝛc. nicht scheut, doch sie weder für das Gefühl todt, noch der Speculation unzugänglich wünscht. So würde denn Erfahrung die Schwester der wahren Naturphilosophie! 81.

Negativ, überhaupt so viel als verneinend; daher eine Negative, d. i. verneinende Antwort oder Meinung. In einem philosoph. Sprachgebrauche bedeutet negativ Dasjenige, was, ohne selbst irgend etwas zu bestimmen, bloß etwas andres Bestimmtes (oder Positives) ausschließt. So sind z. B. Mensch, schwarz, klug, etwas Bestimmtes, es sind positive Begriffe; die negativen Begriffe davon sind Nicht-Mensch, nicht-schwarz, nicht-klug. Indem man einen dieser negativen

Begriffe setzt, gibt man schlechterdings nichts Bestimmtes: ein Nicht-Mensch kann ein Tisch, ein Buch, ein Haus rc. sein; man schließt bloß den positiven Begriff Mensch aus, und es ergibt sich hieraus, daß eine solche negative Vorstellung etwas entgegenstehendes Positives (oder Bestimmtes) voraussetzt und ohne dasselbe nicht gedacht werden kann. In Hinsicht auf andre Begriffe enthält jeder Begriff auch eine Negation; er schließt andre von sich aus und wird von andern ausgeschlossen. Negative Urtheile sind solche, in denen ausgesagt wird, daß die Materie (der Stoff) des Urtheils, d. h. die Vorstellungen, deren Verhältniß durch das Urtheil ausgesprochen wird, sich nicht im Bewußtsein vereinigen lasse; nach A. solche, deren Prädicat ein negativer Begriff ist. — Negative und positive Größen in der Mathematik sind solche, welche einander insofern entgegengesetzt sind, als sie auf die einander entgegengesetzten Seiten des Indifferenzpunktes fallen. Der Indifferenzpunkt der Reihe aller möglichen Zahlen ist 0. Drückt man z. B. die Activschulden und die Passivschulden einer Person in Zahlen aus, so falle jene auf die eine, diese auf die andre Seite der Null, jene sind positive, diese negative Größen. Denkt man sich einen Winkel, dessen einer Schenkel um den Punkt der Winkelspitze herum beweglich ist, so lassen sich durch dessen Bewegung alle im Flächenraume mögliche Winkelgrößen darstellen. Der Indifferenzpunkt dieser Größenreihe ist das Zusammenfallen beider Schenkel in eine gerade Linie. Auf beiden Seiten desselben (des unbeweglichen Schenkels) werden nun Winkel durch die Drehung des beweglichen Schenkels dargestellt, und oft als positive und negative Größen betrachtet. In demselben Verhältnisse stehen in der Mechanik Last und Kraft (am Hebel), in der Statik Druck und Widerstand u. s. f. Die höhere Arithemik dehnt die Lehre von den 4 Rechnungsspecies auf die Rechnung mit positiven und negativen Größen aus, welches denn die Hauptgrundlage der Buchstabenrechenkunst (Algebra) ausmacht. S. Busse's „Neue Erörterung üb. Plus und Minus" (Köthen 1801).

Neger, eine Menschenraçe auf der Nordwestküste und im Innern von Afrika, die sich durch mittlere Statur, plattgedrückte Nase, schwarzes Wollhaar, platten Hirnschädel, vorgestreckte Kiefern, dicke aufgeworfene Lippen und schwarze Farbe auszeichnet. Man darf mit ihnen nicht die Mauren oder Mohren der Nordküste von Afrika verwechseln, die keine Neger sind. Manche Naturforscher suchen sowol aus der physischen Organisation als aus den Äußerungen der Neger zu erweisen, daß sie nie den vollkommenen Bildungszustand werden erreichen können, den andre günstiger organisirte Nationen, z. B. die keltischen Völkerschaften, erreicht haben. Im Allgemeinen sind die Neger unempfindlich; sie weinen höchst selten, und bei ihnen äußert sich der moralische Schmerz durch ein tiefes Stillschweigen, der physische durch Geschrei oder Gesang. Dabei sind sie rachsüchtig und scheinen nur zu mechanischen Arbeiten geschickt. Überhaupt ist eine Mischung von Regsamkeit und Schlaffheit Charakter aller Südvölker. Wenn indeß die Vertheidiger der Neger einige Züge von Gutmüthigkeit, Gastfreiheit, kindlicher Liebe und Anhänglichkeit an das Vaterland anführen, so vergessen sie, daß diese Tugenden, welche zum Theil im höhern Grade bei gewissen Thiergattungen gefunden werden, noch keine Anlage zu einer höhern Ausbildung verrathen. Dagegen beweisen mehre Beispiele, daß dem Neger keine geistige Anlage fehlt. Nur der Umstand, daß die Negervölker seit undenklichen Zeiten in größere oder kleinere Haufen zerstreut, ohne feste Grenzen gelebt haben, und daß sie durch den sinnlosesten Aberglauben, mit dem gröbsten Despotismus im Bunde, in einen fast thierischen Naturstand niedergedrückt worden sind, erklärt ihr einförmiges Pflanzenleben, in das höchstens die Karavanenzüge der Araber und innere Raubkriege einige Bewegung bringen. Wenige Stämme machen eine Ausnahme durch geringe Kunstbildung, und diese mißhandeln die übrigen. Zu ihrer gänzlichen Verwilderung hat der Skla-

venhandel (s. d. und Wilberforce) das Meiste beigetragen, indem er Krieg, Betrug und Raub unter ihnen vervielfältigte. S. Sprengel, „Über den Ursprung des Negerhandels" (Halle 1779), und Hüne, „Vollständ. Darstell. aller Veränderungen des Negersklavenhandels" (Gött. 1821). Die Übel der despotischen Verfassung der kleinen Negerstaaten, in welchen der Despotismus der Könige nicht einmal Ruhe im Innern gewährt, waren schon von Anfang an vorhanden, und schwerlich möchten die Neger, sich selbst überlassen, zu einer erträglichen Verfassung kommen. Zwar hat sich seit mehren Jahren in England eine afrikanische Gesellschaft gebildet, welche die Ausbildung der Neger zum Zweck hat (s. Sierra Leona); allein ihre Ergebnisse sind bis jetzt sehr unbedeutend. Der beredteste Vertheidiger der Neger ist der Bischof Grégoire in s. Schrift: „**De la littérature des Nègres, ou recherches sur leurs facultés intellectuelles, leurs qualités morales etc.**" (Paris 1809, und 2 Übers., Tüb. u. Berl. 1809). Nur vermischt er oft Mohren- und Negervölker. Die bekanntesten Nationen der Neger sind: die Mandingoes, ein zahlreiches Volk, das sich von der Küste wahrscheinlich bis zum Ursprung des Gambia hinzieht; die Jalofi oder Qualofi an der Nordseite des Gambia in Senegambien; die Dahomer, welche seit 1724 sich auch der kleinen Reiche Whidah und Ardoa bemächtigt haben; die Kongier in Niederguinea, wozu auch noch die Angolaer und Bengualer gehören; die Karrous in Oberguinea, welche sich von den Fulahs getrennt haben und das Land vom Cap Monte bis zum Sierra Leone behaupten; die Anziskos im obern und niedern Äthiopien auf der östl. Seite von Kongo; die Jaggas, welche von Einigen mit den Anziskos verwechselt werden, von den Grenzen von Abyssinien bis zum Gebiete der Kaffern; die Gellas, deren Sprache mit keiner äthiopischen Mundart übereinkommt, bilden 6 Völkerschaften in ihrem ursprünglichen Gebiete an den Grenzen von Abyssinien und Ajan (ein Theil von ihnen besitzt seit 1537 die südl. Provinzen Abyssinien); die Mambos und Zimbos in Mono Emugi; die Mokaranjis, der herrschende Stamm in Monomotapa, aus welchem die Kaiser dieses Reichs gewählt werden; die Sarnkolez in Galani, einer Landschaft in Nigritien. Außer diesen Hauptsitzen der Neger befinden sich auch noch Reste und Zweige dieser Nation in Marokko, Biledulgerid, auf der Küste von Ajan, in Tunis, wo sie unter den Abuchefs (1206—1575) herrschend wurden, in dem größern Theile von Madagaskar, auf mehren ostind. und in den Südseeinseln, wo sie die ältesten Einw. zu sein scheinen. In Amerika führen viele von ihnen, denen es gelang, sich in Freiheit zu setzen, in einem wilden und unabhängigen Zustand, da wo unzugängliche Gebirge und Waldungen es erlauben, e. kleinen Krieg mit der benachbarten Civilisation. Dagegen haben sie sich in Haiti (s. d.) nach langem Kampfe mit Ausländern, eingeborenen Weißen und unter sich republikanisch bürgerlich geordnet.

Negropont, ein Name, welchen die Venetianer aus Egripo, welches von Euripo herkommt, gemacht haben, ist das alte Euböa; eine Sandschackschaft in der Provinz Rumeli; die größte Insel des griech. Archipels (76 □M., mit 60,000 Einw., darunter über 45,000 Griechen). Ihre Entfernung vom festen Lande ist bei der Hauptst. Negropont (ehemals Chalcis) so gering, daß von dieser Stadt bis zu einem Thurm in der Meerenge (Namens Euripus) eine Zugbrücke führt, welche aufgezogen wird, um die Schiffe durchzulassen; den Thurm verbindet eine steinerne Brücke von 5 Bogen mit der Küste von Livadien. In dem Hafen der Hauptst., die 16,000 Einw. zählte, lag sonst die türk. Galeerenflotte. Euböa wird nach s. ganzen Länge von einer Bergkette durchschnitten, die eine Fortsetzung des thessalischen Gebirges ist. Auf der südl. Spitze, Athen gegenüber, liegt die wichtige Festung Karysto. Sie beherrscht durch ihre Lage, am Eingange der Straße, nicht allein die ganze Insel, sondern auch das attische Gebiet, daher die Griechen seit 1822 mehrmals sie mit Sturm zu nehmen versucht haben. Ehedem

war Euböa durch ihren grauen Marmor und durch eine Pflanze berühmt, deren Fäden ein unverbrennliches Gewebe gaben; noch jetzt erzeugt sie Baumwolle, Wein, Getreide u. s. w. 1821 erhob die Insel den Banner der Unabhängigkeit, auf den Zuruf der schönen Modena Maurogenia. Diese Jungfrau stammte aus einer fürstl. Familie, die ehemals Lehnsgüter in Euböa besessen haben soll. Als ihr letzter Ahnherr die Stadt Karysto verloren hatte, trat er in die Dienste der Pforte. Seine Nachkommen wurden Drogmans. Den letzten, Stephan, ließ der Sultan erwürgen; s. Tochter flüchtete sich auf die kleine Insel Mykone, wo sie für die Sache Griechenlands 2 Schiffe ausrüstete, deren Führer den Völkern am Euripus (Meerenge zwischen Böotien und Euböa) die Waffen der Freiheit brachten. Maurogenia versprach ihre Hand als Preis einem freien Hellenen, dem Besieger der Türken. 72 Dörfer in Negroponte traten unter die Waffen. Die Türken zogen sich in die festen Städte Negropont und Karysto zurück, welche seitdem von den Griechen eng eingeschlossen, von der türk. Flotte und von christl. Schiffen aber mit Lebensmitteln versorgt, auch einige Male durch den Einfall türk. Heere in Livadien entsetzt worden sind. In einem Sturme auf Karystos (März 1822) gab sich der heldenmüthige Elias Jatranis, Sohn des Mauro Michalis, freiwillig den Tod, um nicht von den Türken gefangen zu werden. S. Pouqueville's „Hist. de la régénération de la Grèce" (3. Bd., S. 285).

Nehemiah, ein vornehmer und frommer Hebräer, der in der Gefangenschaft geboren, aber von Artaxerxes Longimanus zum Mundschenken ernannt worden war. Er benutzte s. Einfluß zum Vortheil s. unglücklichen Landsleute, deren Wohlthäter er ward. Auf s. Bitte ward er als Statthalter nach Jerusalem geschickt, mit dem Auftrage, die Mauern und Thore dieser Stadt wieder aufbauen zu lassen. Nicht ohne Schwierigkeiten, die theils aus der Armuth der niedern Volksclassen, theils aus den Gegenwirkungen der Moabiter und Ammoniter hervorgingen, erreichte er s. Zweck. Darauf traf er Maßregeln, die Stadt mehr zu bevölkern und zu ihrem vorigen Glanze zu erheben, was ihm ebenfalls gelang, sowie andre nützliche Einrichtungen. Überhaupt waren er und Esra die eigentl. Begründer der jüdischen Liturgie; unter ihnen wurde eine Sammlung der heil. Bücher veranstaltet. Nachrichten darüber gab N. selbst in einem Buche, welches zum jüdischen Kanon gerechnet worden und als Fortsetzung der im Buche Esra enthaltenen Erzählung anzusehen ist. Es umfaßt einen Zeitraum von 49 Jahren.

Neid ist der Verdruß, welchen wir darüber empfinden, daß Jemand irgend ein Gut besitzt. Der Neid ist also immer gegen Personen gerichtet und hat die Wirkungen des Hasses, wenn er in das Handeln hervortritt. Das Gut, um welches man Jemanden beneidet, ist aber ein äußeres oder Glücksgut. Hier geht der Neid gewöhnlich aus dem Wunsche hervor, dasselbe selbst zu besitzen, weßhalb er sich leicht mit Geiz verbindet, oder auch aus Haß gegen die Person. Hier gönnt man einem andern ein Gut nicht, ohne daß man auch dasselbe selbst besitzen möchte, und dies ist Mißgunst. Letztere kann sich so erweitern und als Stimmung bei selbstsüchtigen und kleinlichen Menschen festsetzen, daß sie sich gegen den Nächsten, d. i. gegen Menschen, die uns im Umgange berühren, überhaupt äußert. Es versteht sich aber, daß sie um so schwächer wirkt, je mehr sie sich ausbreitet. Aber immer ist doch der Neid mit dem Wunsche verbunden, daß Andern der Besitz eines Guts entzogen werden möchte. Ist es aber ein persönlicher Vorzug, um den wir einen Andern beneiden, dann tritt die **Eifersucht** ein, von welcher die Eifersucht der Liebe nur eine besondere Art ist. Die Eifersucht ist der Neid, den wir über die persönlichen Vorzüge einer Person empfinden, die mit uns in irgend einem Verhältnisse der Gleichheit steht; sie ist kälterer Art, wenn sie aus Eigennutz entspringt, wärmerer, wenn sie aus Ehrgeiz, und bis zur höchsten Verblendung des Affects sich verlierend, wenn sie aus Liebe entspringt. Die Eifer-

sucht will allein, und ohne Theilung mit Andern besitzen; sie ist also immer egoistisch und eine Schwäche des Geistes, oft mit dem drückenden Gefühle, Andern an Vorzügen nachzustehen, und mit dem ohnmächtigen Bestreben, ihnen, wo nicht diese Vorzüge, doch ihren Einfluß und ihre Wirkungen auf Andre zu entreißen, verbunden. Das Sprichwort sagt: „Virtutis comes est invidia", d. h. der Neid ist der Begleiter der Tugend, oder richtiger, der Vorzüge; denn nicht das Gemeine und Gewöhnliche, sondern das Ausgezeichnete ist dem Neid am meisten ausgesetzt. Daher nennt auch Demokrit den Neid das Geschwür der Wahrheit.

Neigung. Daß die Neigungen sich im Begehren äußern, wird allgemein angenommen. Nicht so übereinkommend sind die Bestimmungen dieses Begriffs selbst. Kant erklärte die Neigung als eine habituell (d. i. zur Gewohnheit) gewordene sinnliche Begierde. Abgesehen davon, daß man den Ausdruck Begierde nur von starken, sinnlichen Begehrungen gebrauchen sollte, so geht nicht jede Neigung bloß auf das Sinnliche an einem Gegenstande (z. B. Liebe, Freundschaft), wol aber überhaupt auf einen individuellen Gegenstand, oder eine bestimmte Art der Thätigkeit (z. B. Spiel). Wir möchten daher die Neigung lieber bezeichnen als die positive und habituelle Begehrung eines individuellen Gegenstandes. Es geht hieraus hervor, daß nicht dem Thiere, sondern nur dem Menschen Neigungen beigelegt werden dürfen. Denn das Thier wird instinktmäßig zu dem Gegenstande hingezogen, der ihm nicht als individueller gilt; im Menschen aber, dessen Trieb die Heftigkeit des thierischen Instinkts abgelegt hat, und in dem die Willkür hervortritt, vermöge welcher sich das Individuum mit Bewußtsein für den individuellen Gegenstand entscheiden und an ihn gewöhnen kann, entsteht die Neigung, die, wie der Name bezeichnet, gleichsam nur ein Hinneigen zu etwas ist, das auf dem Gewichte (Interesse) beruht, welches für den mit Willkür begabten Geist, nach Maßgabe s. ganzen Entwickelung und Bildung, ein vorgestellter Gegenstand empfängt. Daher ist auch die Neigung, sowie die ihr entgegengesetzte Abneigung von dem ganzen übrigen Leben und Wesen eines Menschen abhängig und gehört zu s. psycholog. Charakter; und daher haben wol Einige die innere fortdauernde Grundlage gewisser Begehrungen oder Verabscheuungen statt der Begehrung selbst, Neigung oder Abneigung genannt. Diese Grundlage aber besteht in dem Organismus und in der Gewöhnung, besonders derjenigen, welche durch Erziehung entsteht. In dem hier entwickelten Sinne kann es nun keine angeborenen Neigungen geben, indem kein Mensch eine entschiedene Hinneigung zu einem individuellen Gegenstande, als solchem, mit auf die Welt bringt: — denn ihm mangelt noch Willkür, Erkenntniß und Bewußtsein; — auch ist die Begehrung des Menschen nicht mit s. Geburt habituell. Man müßte also, um angeborene Neigungen zu behaupten, entweder den Ausdruck angeboren in einem sehr weiten Sinne nehmen und so verstehen, daß es Neigungen gäbe, welche in der besondern Anlage des Menschen, z. B. in der individuellen Beschaffenheit des Körpers, mit welcher der Mensch geboren wird, wenigstens mittelbar ihren Grund haben; oder ebenso den Ausdruck Neigung in einem sehr unbestimmten Sinne für menschliche Begehrungen überhaupt nehmen, oder mit den Trieben verwechseln, dann könnte man den Trieb eine angeborene Neigung nennen, und umgekehrt. Allein auch die Erfahrung scheint dagegen zu sprechen. Neigungen nehmen wir erst wahr, wo der Mensch sich geistig zu entwickeln anfängt und sein Wesen immer bestimmter wird; Triebe zeigen sich mit der Geburt. Durch fortdauernde Gewöhnung wird die Neigung zum Hang, wenn sie immer wiederkehrt und ihren Gegenstand nicht ändert. Der Hang ist eine heftige, fortdauernde Begehrung, welche bei der wiederkehrenden Vorstellung ihres Gegenstandes sogleich ins Handeln übergeht. Von der Leidenschaft unterscheidet sich die Neigung dadurch, daß sie an sich sanft ist, verändert werden kann, und mehre Neigungen wol neben einander bestehen, die Leidenschaft aber eine herr-

schende, alles andre Interesse verschlingende und durch fortdauernde Gewöhnung fast unwillkürlich gewordene Begehrung ist, wodurch, wie der Name aussagt, die Selbstthätigkeit des Geistes, oder der Wille gestört und unterdrückt wird, und die Seele sich in dieser Hinsicht mehr leidend verhält.

Neigung in mathemat. Bedeutung, s. **Inclination**.

Neïth, Neïtha, eine der jüngern Gottheiten Ägyptens, deren Dienst zu Saïs (in Unterägypten) blühte, als dessen Gründerin und Schutzgöttin sie betrachtet wurde. Plato nennt sie im Timäus die Athene der Griechen. Auch soll eine Colonie in Saïs (Cekrops) die Neïth nach Athen gebracht haben. Sie scheint späterhin mit der Isis identificirt worden zu sein. An ihrem prächtigen Tempel zu Saïs, welcher an ihrem Feste jährlich erleuchtet wurde, stand die berühmte Inschrift: „Ich bin Alles, was war, was ist und was sein wird, kein Sterblicher enthüllte meinen Schleier. Die Sonne war mein Kind".

Nekrolog, Nekrologie, a. d. Griech., nennt man die Nachrichten von dem Leben verst. Personen, welche als Gelehrte, oder wegen ihrer Stellung in der Staatsgesellschaft merkwürdig waren. In Deutschland ist der von Schlichtegroll herausgegebene „Nekrolog" von 1790—1806 besonders geschätzt worden. Seit 1823 erscheint bei Voigt in Ilmenau ein „Neuer Nekrolog der Deutschen". In den Klöstern ꝛc. nennt man **Nekrolog** das Verzeichniß der Äbte, Vorsteher und Derjenigen, die sich durch Wohlthaten und Vermächtnisse besonders um die Stiftung verdient gemacht haben.

Nekromatie (von *νεκρομαντεια*, auch *νεκυομαντεια*) bezeichnete im Alterthume das Vorhersagen der Zukunft durch Befragen der Todten, und war eine Art der Wahrsagung. Diese Sitte stammt, wie fast alle abergläubische Gebräuche, aus dem Orient oder aus dem hohen Norden und verliert sich in das graueste Alterthum. Einige haben zwar behauptet, daß die Nekromantie nicht erst aus Ägypten oder Persien nach Griechenland gekommen, sondern in diesem Lande selbst entstanden sei. Allein dieses möchte schwer zu beweisen sein. Beispiele der Nekromantie finden wir auch in den Schriften des A. Test., z. B. 1. Sam. 1, 28, und in dem 5. Buch Mos. 18, 11 wird sie als Kunst des bösen Geistes verboten. Im 11. Buche der „Odyssee" läßt Homer den Schatten des Tiresias vom Ulysses aus der Unterwelt hervorrufen. Die Gebräuche, welche daselbst beschrieben werden, enthalten durchaus nichts Zauberisches und bestehen im Grunde bloß in einem mit besondern Feierlichkeiten vollzogenen Opfer. Die Beschreibung dieser Nekromantie beim Homer beweist indessen, daß sie selbst schon weit früher in Griechenland üblich gewesen sein muß. In manchen Orten dieses Landes gab es Todtenorakel, deren Ursprung sich in das Dunkel der Geschichte verlor, und selbst die Sage von dem Herabsteigen des Orpheus in die Unterwelt ist von Einigen auf Nekromantie bezogen worden. Indessen scheint es zweifelhaft, ob der von vielen griech. Heroen vorkommende Ausdruck: sie seien in die Unterwelt hinabgestiegen, so viel bedeute, als sie hätten ein Todtenorakel befragt. Während im übrigen Griechenland die Nekromantie unter Leitung der Priester oder gottgeweiheter Personen in Tempeln ausgeübt wurde, beschäftigten sich in Thessalien, dem Vaterlande aller Zauberei, damit eigne Personen, welche *ψυχαγωγοι* (Heraufführer der Schatten) genannt wurden und zauberische Gebräuche dabei anwandten. Letztere führten in spätern Zeiten in diesem Lande zu den größten Grausamkeiten, indem die Zauberer dem menschlichen Blute und Allem, was vom Galgen und aus den Gräbern kam, eine höhere Kraft zuschrieben und dadurch zu den empörendsten und widerlichsten Handlungen verleitet wurden. So rissen sie halbverbrannte Menschen vom Scheiterhaufen, begruben andre lebendig, schnitten unzeitige Früchte aus dem Mutterleibe u. dgl. Oft schlachtete man Menschen, um ihre Geister, noch ehe sie zur Unterwelt hinabeilen könnten, zu befragen. Insofern die hervor-

gerufenen Schatten (und dies war die alte und gewöhnliche Sitte) sich dem Beschwörer wirklich zeigten, nannte man die Nekromantie auch σκιομαντεια und ψυχομαντεια, d. h. Wahrsagen der Schatten (σκιαι) oder abgeschiedener Seelen (ψυχαι). Erst zur Zeit des gänzlichen Verfalls des Heldenthums begnügt man sich zuweilen mit derjenigen Art der Nekromantie, bei der man bloß die Stimme des Abgeschiedenen aus dem Grabe hervortönen hörte.

Nektar, der süße, balsamisch duftende Göttertrank, der nur im Olympus gespendet wurde und Unsterblichkeit verlieh; dann hieß auch ein aus reinen Honig und süßem Wein bereiteter Trank Nektar, und alles Vortreffliche, dem Sinne Wohlthuende ward nektarisch genannt. Auch noch jetzt führt den Namen Nektar ein griechischer süßer Wein, der auf der Insel Scio gewonnen und aus getrockneten Trauben bereitet wird.

Nelken (Caryophyllum) wachsen theils wild, theils werden sie in den Gärten gezogen. Es gibt verschiedene Sorten der wilden Nelken, z. B. gemeine Federnelken mit weißen Blumen, Feldnelken mit bunten Blumen und breiten, auch schmalen Blättern, Berg- oder Steinnelken u. s. w. Der Gartennelken zählt man einige 100 Sorten. Mit Nelkensamen wird aus Holland nach verschiedenen Ländern Handel getrieben. S. „System der Gartennelke, gestützt auf das Weißmantel'sche Nelkensystem 2c." (Berlin 1827).

Nelson (Horatio), Lord Viscount, einer der tapfersten und siegreichsten Seehelden Englands, war der fünfte Sohn des Pfarrers Edmund Nelson von Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk und daselbst den 29. Sept. 1758 geboren. Sein Schulunterricht wurde schon in s. 12. Jahre unterbrochen, indem s. Oheim Suckling, Capitain eines Linienschiffes von 64 Kanonen, ihn als Midshipman an Bord nahm. Dieses Schiff ward in Folge des Streits mit Spanien über die Falklandsinseln mit andern ausgerüstet; und wiewol der Zwist bald beigelegt wurde, so gewann doch N. in der kurzen Zeit eine entschiedene Vorliebe für das Seeleben. Sein Oheim gab ihn daher zu dem Capitain eines Westindienfahrers, der eben in See gehen wollte. Mit ihm machte der Knabe seine erste Seereise, von der er 1772 mit mancher Kenntniß bereichert zurückkehrte. Bald darauf nahm Capitain Suckling ihn an Bord seines Schiffes, welches damals zu Catham lag. Die 1773 ausgerüstete Expedition, um möglichst weit gegen den Nordpol vorzudringen, wirkte so mächtig auf den unternehmenden Geist des jungen N., daß er seinen ganzen Einfluß bei dem Capitain Lutwidge, einem der Befehlshaber, anwandte, um sein Cockswain (Führer des Beischiffs) zu werden. Dies gelang ihm, und er ging in demselben Sommer mit der Expedition ab, deren Ergebnisse bekannt sind. Als N. zurückgekommen war, verschaffte ihm sein Oheim eine Station unter Cap. Farmer, der ein Schiff in dem nach Ostindien bestimmten Geschwader des Sir Edw. Hughes führte. Da aber das Klima nachtheilig auf s. Gesundheit wirkte, fand man es nöthig, ihn 1776 nach England zurückgehen zu lassen. 1777 bestand er die Prüfung zur Lieutenantsstelle und wurde sogleich als zweiter Lieutenant auf dem Lowestoffe von 32 Kanonen angestellt. Dieses Schiff kreuzte vor Jamaika und zwang bei einem heftigen Sturme einen Amerikaner, die Segel zu streichen. Der erste Lieutenant, der an Bord des eroberten Schiffes gehen sollte, kam unverrichteter Sache zurück, da er bei der hochgehenden See es zu gefährlich fand. Unwillig rief der Capitain: „Habe ich denn keinen Officier, der die Prise besteigt?" Der Schiffsmeister wollte ins Boot springen, als N. ihn mit der Äußerung zurückhielt, die Reihe sei an ihm. Seine Geschicklichkeit überwand alle Schwierigkeit. Er erhielt darauf den Befehl des zu der Fregatte gehörigen Schoners. 1778 nahm ihn Sir Peter Parker als dritten Lieutenant an Bord seines eignen Flaggenschiffes und machte ihn in kurzer Zeit zum ersten Lieutenant. Noch vor Ablauf des Jahres gab er ihm eine bewaffnete Brigg, mit wel-

cher er zur Beschützung der Hondurasbai und der Mosquitoküste kreuzte. 1779 wurde N. Postcapitain und erhielt bald darauf den Befehl des Hinchinbroke. Die Unternehmung gegen die spanischen Besitzungen in Südamerika, welche 1780 von Jamaica ausging, gab ihm die erste Gelegenheit, s. kriegerischen Muth zu zeigen; doch würde er, wie alle s. tapfern Gefährten, wahrscheinlich eine Beute des unter diesem Himmelsstriche gewöhnlichen Fiebers geworden sein, wenn er nicht nach Jamaica wäre berufen worden, um daselbst den Befehl des Janus von 44 Kan. zu übernehmen. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn bald zur Niederlegung dieser Stelle, um nach England zurückzukehren. Im Winter 1781 kreuzte er in der Nordsee, segelte den nächsten Frühling nach Quebeck und kreuzte den Sommer vor Boston. Bei Annäherung des Winters wurde er nach Neuyork beordert, von wo er zu Lord Hood in Westindien stieß. Nichts Merkwürdiges begegnete ihm bis zum Frieden 1783. Im März 1784 ward er zum Befehl einer Fregatte berufen, die als Kreuzer unter dem Oberbefehl von Sir Edward Hughes nach den Inseln unter dem Winde bestimmt war. Die Strenge, mit der er die Navigationsacte in Anwendung brachte, verwickelte ihn in einen Proceß auf Schadenersatz, in welchem er aber losgesprochen wurde. 1787 verheirathete er sich zu Nevis mit einer Westindierin, der Witwe des D. Nesbit, kam nach England zurück und führte zu Norfolk ein häusliches Leben, bis der 1793 gegen Frankreich ausgebrochene Krieg ihn wieder auf den Schauplatz rief. Er bekam den Norfolk von 64 Kanonen. Um s. Sinnesart zu bezeichnen, wird angeführt, daß er dem Sohne eines Freundes, den er als Midshipman mit sich nahm, damals folgende Ermahnungen gab: „Drei Dinge mußt Du beständig im Sinne haben: erstlich mußt Du stets blindlings den Befehlen gehorchen, ohne eine eigne Meinung über ihre Zweckmäßigkeit haben zu wollen; zweitens mußt Du Jedermann als Deinen Feind ansehen, der schlecht von Deinem Könige spricht; drittens mußt Du jeden Franzosen ebenso sehr hassen als den Teufel". Er segelte nach dem mittelländischen Meere, unter dem Befehle des Lords Hood, von dem er im Aug. 1793 mit Aufträgen an Sir W. Hamilton nach Neapel geschickt wurde. Hier schloß er mit diesem und der Gemahlin desselben jene vertraute Freundschaft, die in der Geschichte s. Privatlebens von großer Wichtigkeit ist. Nachdem er einige neapolitanische Truppen nach Toulon geführt hatte, ging er nach Corsica, wo er zur Einnahme von Bastia und Calvi thätig mitwirkte. Vor letzterm Orte hatte er das Unglück, ein Auge zu verlieren. Nach Lord Hood's Rückkehr nach England fuhr Cap. Nelson fort, im mittelländischen Meere unter dessen Nachfolger, Lord Hotham, zu dienen, und bekam zufällig den Befehl eines Geschwaders von Fregatten, womit er so wichtige Dienste leistete, daß er zum Marineobersten ernannt wurde. Als Sir John Jerwis (Lord St.-Vincent) im Nov. 1795 im Commando folgte, ward er von diesem zum Commodore ernannt und erhielt den Befehl des Captain von 74 Kanonen. In der Schlacht vom 14. Febr. 1797 bei dem Vorgebirge St.-Vincent that sich N. auf das glänzendste hervor und trug wesentlich zu den großen Erfolgen dieses Tages bei. Er eroberte ein Schiff von 64 und ein andres von 112 Kan. und empfing auf dem Verdeck des letztern den Degen des spanischen Capitains. Ihm wurde dafür der Rang eines Contreadmirals und der Bathorden zu Theil. Nachdem er den Auftrag, die Garnison von Porto-Ferrajo abzuführen, vollzogen hatte, erhielt er den Befehl des innern Blokadegeschwaders vor Cadix. Auf die Nachricht, daß ein überaus reiches spanisches Schiff in dem Hafen von Santa-Cruz liege, ward er im Juli 1797 mit 3 Linienschiffen und einigen Fregatten abgeschickt, die Wegnahme desselben zu versuchen; aber die Unternehmung schlug fehl, da die Spanier zu wohl vorbereitet waren. N. selbst, der sich dem furchtbarsten Feuer aussetzte, erhielt einen Schuß in den rechten Arm und mußte sich der Ablösung desselben unterwerfen. Um seine Wunde zu heilen, kehrte er nach England zurück und erhielt zur Belohnung ein

Jahrgeld von 1000 Pf. St. Im folg. Dec. wurde ihm befohlen, s. Flagge am Bord des Vanguard aufzustecken und ins mittelländische Meer zu gehen. Er traf im April mit Lord St.-Vincent vor Cadix zusammen und bekam den Auftrag, mit einigen Schiffen Toulon zu bewachen, wo die ägyptische Expedition ausgerüstet wurde. Während ein Sturm ihn zwang, s. Station zu verlassen, war die franz. Flotte ausgelaufen. Am 8. Jan. stieß Capit. Trowbridge, den Lord St.-Vincent augenblicklich zu N.'s Verstärkung abgesandt hatte, mit 8 Linienschiffen zu ihm und überbrachte ihm den Befehl, die franz. Flotte sofort aufzusuchen und anzugreifen. Die in Sicilien eingezogenen Nachrichten wiesen ihn nach der ägyptischen Küste; er kam daselbst früher als die Franzosen an und kehrte, da er den Hafen von Alexandrien leer fand, nach Sicilien zurück. Hier erfuhr er mit Gewißheit, daß die feindliche Flotte nach Ägypten gesegelt sei, eilte zum zweiten Mal dahin, traf sie bei Abukir (s. d.) vor Anker und lieferte hier jene denkwürdige Schlacht, die mit ihrer Zerstörung endigte. Der Dank beider Häuser, s. Erhebung zur Pairwürde u. d. T. Baron Nelson vom Nil und eine Pension von 2000 Pf. St. waren s. Belohnung im Vaterlande. Von dem türkischen Kaiser erhielt er eine Aigrette von Diamanten nebst einem kostbaren Pelze, vom Kaiser Paul dessen in Diamanten gefaßtes Bild, eine goldene Dose und ein eigenhändiges Schreiben, und von dem König von Neapel und Sicilien mehre reiche Geschenke. In Neapel ward N. mit großen Festlichkeiten empfangen, und dieser Hof erklärte sich gegen Frankreich. Allein das Glück entschied für die Franzosen, und N. führte, als er die Hauptstadt bedrängt sah, die königl. Familie nach Palermo. Sein Eifer war ebenso unbegrenzt als seine Anhänglichkeit an den neapolitanischen Hof. Als daher, bald nach der Umschaffung des Königreichs Neapel in die parthenopeische Republik, eine Gegenrevolution sich vorbereitete, wirkte N. kräftig mit und ließ den Cap. Trowbridge in der Bai von Neapel kreuzen und die naheliegenden kleinen Inseln wegnehmen. Am 24. Jun. 1799 erschien er selbst in der Bai, vernichtete den vom Cardinal Ruffo und dem Commodore Foote mit den Republikanern eingegangenen Waffenstillstand, zwang die Forts zur Übergabe und ließ mehre Neapolitaner als Rebellen gegen ihren König hinrichten: ein Benehmen, das mit Recht getadelt worden ist, wie denn überhaupt N. in Palermo und Neapel unter einem seinem Ruhme nicht günstigen Einflusse der Lady Hamilton stand. Nachdem Lord Keith den Befehl im mittelländischen Meere erhalten hatte, reiste N. mit Lady Hamilton über Triest durch Deutschland und kam, nach einer 3jährigen Abwesenheit, im Nov. 1800 zu Yarmouth an. Allenthalben ward er mit ausgezeichneten Ehren aufgenommen. In den ersten Tagen des J. 1801 ward er Viceadmiral der blauen Flagge, und bald wehte die seinige vom San-Josef von 112 Kan., den er selbst erobert hatte. Das engl. Cabinet beschloß damals, zu Trennung des nordischen Seebündnisses eine große Flotte unter Sir Hyde Parker in die Nordsee zu schicken; N. willigte ein, als der Zweite im Befehl der Unternehmung beizuwohnen. Er pflanzte s. Flagge auf dem St.-Georg von 98 Kan. auf. Die Flotte ging ohne Verlust durch den Sund und kam vor Kopenhagen an, das von 19 Linien- und Blockschiffen und ausgedehnten Batterien gedeckt wurde; N. erhielt den Befehl, mit 13 Linienschiffen und mehren Fregatten einen Angriff zu machen. Nach einem 5stündigen Gefechte, in welchem beide Theile an Heldenmuth wetteiferten, war die ganze Linie der dänischen Schiffe geschlagen. Nur die Kronbatterien und die Schiffe am Eingange des Hafens waren noch unversehrt; aber auch den Engländern waren 2 Schiffe gestrandet, und mehren drohte dieselbe Gefahr. In diesem kritischen Augenblicke sandte N. einen Parlementair ab mit dem Erbieten, den Kampf einzustellen, um gütliche Verhandlungen zu pflegen, sonst müsse er die genommenen Batterien in Brand stecken, ohne die tapfern Vertheidiger derselben retten zu können. Der Vorschlag ward angenommen; N. kam ans Land, besprach

sich mit dem Kronprinzen und setzte die Präliminarien zu einem Vergleiche fest, der den Streit beilegte. Nachdem er auch mit Schweden und Rußland sich verständigt hatte, kehrte er nach England zurück, wo der König ihn zum Viscount erhob. Als darauf die Rüstungen an der franz. Küste in England Besorgnisse wegen einer feindlichen Landung erregten, ward N. zum Oberbefehlshaber eines zwischen Orfordneß und Beachy Head stationirten Geschwaders und der dazu gehörigen Flotille von Kanonenböten u. s. w. ernannt. Er beschloß, die franz. Fahrzeuge vor Boulogne anzugreifen; aber dies Unternehmen (16. Aug. 1801) mißlang. Der Friede von Amiens gewährte ihm eine kurze Ruhe. Als die Feindseligkeiten aufs neue begannen, übernahm er den Befehl im mittelländischen Meere und segelte im Mai 1803 mit s. Flaggenschiff, dem Victory, nach Gibraltar. Sein Hauptaugenmerk mußten die Bewegungen der toulonen Flotte sein; aber er verschmähte eine enge Blokade, um dem Feinde zum Auslaufen Gelegenheit zu geben. Sein Wunsch ward endlich im März 1805 erfüllt. Der franz. Admiral verließ, ohne bemerkt zu werden, mit der ganzen Flotte Toulon, vereinigte sich mit einem span. Geschwader vor Cadix und segelte nach Westindien. Sobald N. davon unterrichtet war, eilte er ihm nach, fand jedoch den Feind nicht, der auf die Kunde von s. Annäherung den Rückweg angetreten hatte. N. ging darauf nach England, wo er erfuhr, daß die feindliche Flotte nach einem unbedeutenden Gefechte mit dem Adm. Calder wieder in Cadix eingelaufen sei. Im Sept. stieß N. mit dem Victory zu Collingwood vor Cadix und übernahm den Oberbefehl. Den 19. Oct. lief die franz.-spanische Flotte aus und segelte, von N. mit 27 Linienschiffen verfolgt, am 20., 33 Linienschiffe stark, die Straße von Gibraltar vorbei. Am 21. früh um 9 Uhr hatten beide Flotten bei dem Vorgebirge Trafalgar sich auf Schußweite genähert. Die größte Seeschlacht der neuern Zeit erfolgte und endigte mit der gänzlichen Niederlage der Spanier und Franzosen. (S. Trafalgar, Schlacht bei.) Als der Kampf fast schon entschieden war, traf ein Musketenschuß aus dem Mastkorbe des feindlichen Schiffes, mit welchem das engl. Admiralschiff stritt, N. in die Schulter, drang durch die Lunge und zerschmetterte das Rückgrath. Mit Ruhe hörte er von dem Wundarzte, daß keine Rettung möglich sei. Noch erkundigte er sich angelegentlich, wie die Schlacht stehe, lächelte, als er vernahm, daß schon 12 feindl. Schiffe gestrichen hätten, und verschied als Held, einzig bedauernd, daß ihm nicht vergönnt sei, die engl. Flotte noch in Sicherheit zu bringen. Sein Leichnam wurde in Spiritus gesetzt und auf dem Schiffe Victory in dem Sarge nach England gebracht, den er sich selbst nach der Schlacht bei Abukir aus dem großen Maste des franz. Admiralschiffs l'Orient hatte fertigen lassen. Unter großem Trauergepränge ward er den 8. Juni 1806 auf der Themse nach London geführt und in der St.-Paulskirche, wo ihm späterhin ein Denkmal errichtet wurde, bestattet. Sieben Prinzen von Geblüt waren im Gefolge. Das Vaterland ertheilte den Verwandten des Verstorbenen Ehrenzeichen und Belohnungen. Der Lordstitel ging auf s. Bruder über. Die Lebensbeschreibungen N.'s von J. Charnock und J. White sind auch ins Deutsche übersetzt. Am ausführlichsten ist die von Clarke; gedrängter und lesbarer die von Rob. Southey (London 1813, 2 Bde., 12.). Die neueste ist von Harrison.

Nemeischer Löwe, s. Hercules und d. folg. Art.

Nemeische Spiele, so genannt von dem kleinen Orte, wo sie gefeiert wurden, Nemea (jetzt Nemeo) in Argolis, einer Landschaft des Peloponnes, waren, nach der Sage, aus den Leichenspielen entstanden, die zu Ehren des in seiner Jugend von einem Drachen getödteten Opheltes (s. Hypsipyle), veranstaltet wurden. Die nach Theben ziehenden Helden nannten ihn Archemorus (d. i. Anfang der Trauer); er war ein Sohn des Lykurgus und der Eurydice. Leichenspiele am Grabe berühmter Männer oder geliebter Personen waren im Alterthume sehr gewöhnlich.

Die des Opheltes hatten, wenn jene Sage gegründet ist, nur das Eigenthümliche, daß sie von Zeit zu Zeit, und zwar alle 3 Jahre, erneuert wurden. Nach einer andern Sage waren die nemeischen Spiele von Hercules, nach Besiegung des nemeischen Löwen, der in einer Entfernung von 15 Stadien von Nemea seine Höhle gehabt hatte, zu Ehren des Jupiter gestiftet worden. Eine dritte Angabe vereinigt diese beiden Sagen dahin, daß die nemeischen Spiele zwar aus den Leichenspielen des Archemorus entstanden, aber vom Hercules erneuert und dem Jupiter gewidmet worden sein sollen. Da die nemeischen Spiele weniger feierlich waren als die olympischen und pythischen, so hatte die Sitte, nach Nemeaden die Zeit zu bestimmen (wie man sie bekanntlich nach Olympiaden und Pythiaden bestimmte), nie allgemein gebräuchlich werden können. Indessen gibt das Chronikon des Eusebius das zweite Jahr der 53. Olympiade als die Anfangsepoche der Nemeaden an. Die nemeischen Spiele selbst waren theils gymnastisch (körperlich), theils musikalisch (geistig), und glichen in ihrer Einrichtung den berühmten olympischen Spielen (s. d.). Die Kampfrichter (Agonotheten) waren aus Argos, Sicyon und Korinth gewählt und trugen, zum Andenken des Ursprunges der Feier, schwarze Trauerkleider. Sie waren wegen ihrer strengen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit berühmt. Anfangs war der Preis des Siegers ein Kranz von Ölzweigen, später von grünem Epheu. (S. auch Pindar.)

Nemesis. Eine philosophisch-moralische Aneinanderreihung der oft sehr feinen Begriffe, welche das Alterthum mit dem Namen dieser Göttin verband, hat Herder in den „Zerstreuten Blättern" (II, 221), und eine mehr historisch-kritische Manso in seinen „Vermischten Abhandlungen und Aufsätzen" (Breslau 1821) versucht. Die Nemesis ist die Göttin des Maßes und des Einhalts, der Vergeltung, die Zähmerin der Begierden, die Feindin des Übermuths und des Stolzes, die Bewahrerin der Scheu und Achtung gegen Andre, die Herstellerin des Gleichgewichts zwischen dem Glücklichen und Unglücklichen, die Belohnerin guter Handlungen und die göttliche Rächerin der aus Übermuth entsprungenen Unthaten. Ein besonderes Attribut ist, daß sie über die den Todten schuldigen Ehrenbezeigungen wacht, weßhalb das zum Andenken der Todten jährlich in Griechenland gefeierte Fest Nemesia hieß. Ihre Abstammung wird verschieden angegeben. Bald ist sie eine Tochter des Erebus und der Nacht, bald eine Tochter der Nacht allein, bald der Dike, bald des Okeanos und der Nacht, bald Jupiters und der Nothwendigkeit. Sie wurde abgebildet in der Gestalt einer majestätischen Frau in der Tunica und dem übergeworfenen Peplum, mit einer Krone auf dem Haupte, auf welcher zuweilen Hirsche und eine Victoria befindlich sind. Mit der rechten Hand ergreift sie einen Theil ihres Gewandes über der Brust und bildet auf diese Weise das Ellenmaß, während ihr Blick sich in den Busen senkt. In der linken Hand hält sie bald eine Schale, bald einen Zaum, bald einen Eschenzweig, in der rechten einen Maßstab, zuweilen sieht man auch das Glücksrad und einen Greif daneben zu ihren Füßen. Auf Münzen erscheint sie auf einem mit 2 Greifen bespannten Wagen, zuweilen mit einer Mauerkrone, zuweilen mit einem Scheffelmaß auf dem Haupte. Am seltensten erscheint sie geflügelt. Wie ausgebreitet und angesehen ihre Verehrung war, sieht man aus der Menge der Münzen und Gemmen, auf denen sie erscheint. Sie führt auch den Namen Adrastea, von Adrastos, welcher ihr nach der einen Sage in Adrastea, nach der andern in Kyzikon den ersten Tempel errichtete. Da bei Rhamnus, einem Flecken in Attika, welcher nur 16 Stadien von Marathon entfernt lag, die Bildsäule stand, welche Phidias aus demselben parischen Marmor, welchen die Perser unter Datis und Artaphernes, um damit ein Siegeszeichen aufzurichten, mitgebracht hatten, der Göttin Nemesis als Denkmal des gestraften Übermuths der Barbaren gefertigt hatte, so bekam diese Göttin auch den Beinamen Rhamnusia. Ob sich auf verschiedene Ortsverehrungen dieser Art die Erwähnung

und Abbildung mehrer Göttinnen u. d. N. Nemesis beziehe, ist noch ungewiß. Eine eigne Classe von Mythen bilden diejenigen Sagen, welche die Nemesis als die Geliebte des Jupiters aufführen, der sie in Gestalt eines Schwans verfolgte, und von dem sie ein Ei gebar. Ob und wie diese Sagen mit der obigen Ideenreihe, die bei dem Begriffe der Nemesis zu Grunde liegen, zusammenhängen, gehört zu den vielen noch nicht aufgeklärten Punkten der alten Mythologie.

Nenndorf, kurfürstl. Lustschloß und Dorf im kurhessischen Antheile der Grafschaft Schauenburg in Westfalen, welches wegen kalten Schwefelwassers berühmt ist. Die Quelle des Bades entspringt an der Landstraße, welche von Hanover nach Minden führt, und die umliegende Gegend ist von der Natur besonders begünstigt. Schon der Arzt Georg Agricola erwähnt 1546 diese Bäder als sehr alt. Die jetzigen Anlagen wurden erst 1789 und 1790 zu einiger Vollkommenheit gebracht. An schönen Spaziergängen fehlt es nicht. Der Brunnenarzt hält sich vom Mai bis zum Sept. hier auf. Ungeachtet das Wasser kalt aus der Quelle kommt, gefriert es doch im Winter nie. Es riecht wie faule Eier und schmeckt durchdringend, schweflig, balsamisch, gelind bitterlich, etwas salzig. Die Farbe desselben ist in der obern Quelle, nach Beschaffenheit der Witterung, bald hell und klar, bald milchig, bläulich, grünlich und schwärzlich, hingegen in dem untersten sogen. Trinkbrunnen meistens klar. Seinen Nutzen zeigt es in Brustbeschwerden, verschiedenen Hautausschlägen, ausbleibendem Monatsfluß, in Hämorrhoidalbeschwerden, Kacherie, Bleichsucht, Gicht, Lähmung, Steifigkeit der Gelenke und bei fehlerhafter Verdauung. S. Homburg's „Erklärungen des neuen Plans von den Anlagen des Schwefelbades zu Nenndorf" (Hanov. 1818, 2. A.) und Wurzer, „Über die Schwefelquellen zu Nenndorf" (Leipz. 1824).

Nenner. Wenn von einer Zahl oder Größe nicht das Ganze, sondern nur ein oder mehre Theile des Ganzen genommen werden sollen, so drückt man dies beim Rechnen durch eine Bruchzahl oder einen Bruch aus, d. h. durch 2 übereinander stehende und durch einen Strich getrennte Zahlen. Die obere, der Zähler zeigt an, wie viel man Theile genommen, die untere, der Nenner, in wie viel Theile das Ganze getheilt war. So ist z. B. in dem Bruche $\frac{9}{10}$ 10 der Nenner, und 9 der Zähler.

Nennwerth, s. Nominalwerth.

Neologie (a. d. Griech.) eine Sprachneuerung. In jeder geschlossenen Sprache, in jeder Literatur, die eine classische Epoche erlebt hat, sind die Kritiker äußerst streng gegen den Gebrauch neuer Redensarten, Ausdrücke und Wendungen. Schon die Rhetoriker des Alterthums suchten Grundsätze darüber aufzustellen, inwiefern die glückliche Kühnheit des Genies sich Sprachneuerungen erlauben könne. Unter den neuern Sprachen ist man in keiner so streng gegen Neologie als in der französischen, selbst dann, wenn sie, wie zuweilen die der Frau v. Staël, einen gewissen Anstrich von Genialität haben. Die Unempfindlichkeit gegen Neologien findet sich gewöhnlich in den beiden entgegengesetzten Endpunkten der Bildung einer Sprache, einmal in der ersten Periode, wo sie noch mit sich selbst kämpft und sich zu bilden und zu fixiren strebt, und dann in der Periode des gänzlichen Geistesverfalls. In einer abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Neologie Neuerungen überhaupt, jedoch gewöhnlich mit einer gehässigen Nebenbedeutung des Gefährlichen, Verderblichen und Werthlosen. Dieser Nebenbegriff des Wortes neu findet sich schon in den alten Sprachen bei novus und νεος, und rührt daher, daß die Blüthe der alten Staaten hauptsächlich auf Erhaltung der alten Sitten, Gebräuche, Verfassung und Staatsgrundsätze beruhte, deren Abänderungen folglich dem Staate gefährlich schien. Nach diesem Grundsatze handeln noch jetzt mehre Staaten Asiens, welche deshalb jede Verbindung mit Fremden sorgfältig vermeiden. — In der Mitte des vor. Jahrh. brandmarkten die Orthodoxen die Meinungen der Heterodoxen (Neologen) oft mit dem Worte Neologie.

Neoptolemus, s. Pyrrhus.

Neorama, eine Erfindung des Franzosen Allaux, die den Zuschauer mitten in das Innere eines großen Bauwerks zu einer gewissen Zeit versetzt, wo sich das Ganze in seiner vollen Belebung durch Gruppen, Erleuchtung u. s. w. zeigt. Das erste Neorama in Paris 1827 war die innere Ansicht der Peterskirche in Rom, mit offenen Thüren, die den Blick in die Ferne leiten. Über den Unterschied des Neoram vom **Dioram** und **Panoram**, s. d. Wir setzen hinzu, daß die Zeichnung eines Panoram zuerst von einem Deutschen in Rom 1792, also vor Barker, den man gewöhnlich den Erfinder desselben nennt, erfunden worden ist. Dieser Deutsche ist der Professor J. Ad. Breysig, Director der k. westpreuß. Kunstschule zu Danzig. Barker hat sein Panoram nicht 1787, sondern erst 1793 aufgestellt. Er starb zu London den 8. Apr. 1816.

Nepaul oder **Nepal**, ein Gebirgsland (2530 □M., 3½ Mill. E.), das man zu Hindostan rechnet. Es ist erst 1815 durch den Krieg der Engländer mit dem Rajah oder Beherrscher desselben bekannter geworden. Der brit. General Sir David Ochterlony drang so rasch vor, daß er schon am 28. Febr. vor Mukwampoor, der Hauptfestung der Nepalesen, erschien. Der Rajah wollte zwar am 29. Febr. die aufgegebenen wichtigen Anhöhen wieder nehmen, wurde aber mit Verlust geschlagen, und am folgenden Tage eroberte das britische Heer die Vormauer von Mukwampoor, das Fort Hurriapor mit Sturm. Durch dieses schnelle Vordringen beendigte der General Ochterlony einen Feldzug, dessen Erfolg bei den unter den britischen Truppen herrschenden Krankheiten zweideutig schien, und nöthigte den Rajah, Mahara Sah Bikam Sah, sich zu dem schon früher von seinem Bruder unterzeichneten Frieden, den er bisher nicht hatte anerkennen wollen, am 4. Mai 1816 zu bequemen, wodurch die Kette von Forts an der südlichen Grenze nebst mehren Bezirken an die ostindische Compagnie abgetreten und derselben die Marschroute durch Nepal nach China verstattet wurde. Auch versprach der Rajah, nie weder Europäer noch Nordamerikaner in seine Dienste zu nehmen. Der Rajah von Nepaul besitzt noch die Ghorkaländer, welche das Stammland der jetzt regierenden Dynastie sind, denn bis 1768 stand Nepaul unter verschiedenen Newarfürsten, denen durch die Ghorkafürsten die Herrschaft entrissen wurde. Nepaul selbst ist ein 3—6000 Fuß hohes, angenehmes Alpenland zwischen 2 gegen N. und gegen S. mit einander parallel laufenden Gebirgen; es grenzt gegen N. und O. an Tibet, gegen S. und W. an die britische Präsidentschaft Kalkutta und an Rasbutenfürstenthümer. Da es von allen Seiten mit Gebirgen (gegen N. vom Himallehgebirge, das höchste auf der Erde) umgeben ist, so kann man nur durch Gebirgspässe in dieses Land eindringen. Man braucht von der bengalischen Ebene von Behar aus 3—4 Tagereisen, die Grenzgebirge zu ersteigen. Dann gelangt man zu dem Hochpasse, von welchem aus man das Thalland von Nepaul, die reichste Schweizerlandschaft, erblickt. Der Boden ist fruchtbar und gut bewässert, das Klima heiter und gesund, im Sommer, wenn die Sonne von den hohen Gebirgen abprallt, sehr heiß. Der Winter bringt wenig Frost. Nie weht der Nordwind in diesen Thälern. Die Jahreszeiten sind dieselben, wie im höhern Hindostan; nur fangen die Regen früher an. Erzeugnisse sind: indische Hausthiere, vortrefflicher Honig, Reis, Ingwer, Spezereien, Öl, Baumwolle, Kupfer, Eisen, Jaspis, Marmor und Bergkrystall. Die Hauptclassen der Einwohner bestehen aus Hindus und Newars, welche letztern wahrscheinlich von mongolischer und chinesischer Abkunft sind. Außer diesen gibt es noch andre wenig bekannte Stämme. Die Einwohner zeichnen sich durch Einfachheit des Charakters und der Sitten aus, vornehmlich sind die Newars größtentheils Handwerker. Ihre Religion weicht wenig von der der Hindus in Bengalen ab. Auch herrscht die Sitte, daß sich die Frauen mit den Leichnamen ihrer Männer verbrennen. Die Hindusprachen sind die nepalische, die viel Ähnlichkeit mit der

Hauptsprache hat, und die Nogari, die noch älter als die Sanskritta sein soll. Die Industrie besteht in Verfertigung grober Baumwollenwaaren, Eisen- und Kupferarbeiten. Ihre Messer, Säbel und Degen sind gut, sie zeichnen sich im Vergolden aus, und gießen für ihre Tempel große Glocken. Aus der Rinde einiger Bäume und Pflanzen machen sie Papier und destilliren Branntwein aus Reis und Wein. Der Handel zwischen der englisch-ostindischen Compagnie und Tibet wird durch dieses Land betrieben. Die Regierung ist despotisch, aber gemäßigter als in andern Ländern Asiens. Das regulaire Heer zählt ungefähr 12,000 M., welche zum Theil mit Flinten bewaffnet sind und sich durch Tapferkeit auszeichnen. Die Hauptstadt des Landes heißt Khatmandu am Bischmutty mit 20,000 Einw. Oberst Kirkpatrik hat zuerst dieses Land beschrieben; dann Francis Hamilton durch s. „Account of the Kingdom of Nepal" (Edinburg 1819, 4.).

Nepenthe, ein Mittel, das auf eine Zeitlang von allem Seelenschmerze entbindet, wie die homerische Helena einst ihren Gästen bot.

Aber ein Neues ersann die liebliche Tochter Kronions:
Siehe, sie warf in den Wein, wovon sie tranken, ein Mittel
Gegen Kummer und Groll und aller Leiden Gedächtniß.
Kostet Einer des Weins, mit dieser Würze gemischet,
Dann benetzet den Tag ihm keine Thräne die Wangen.

„Odyss.", IV, 219 fg. Für ein ägypt. Mittel, und zwar aus dem Pflanzenreiche, gibt es die Dichtung selbst aus. Ob es aber eine Art Opium oder etwas dem Ähnliches sei, darüber haben die Gelehrten verschiedene Meinungen aufgestellt. F.

Nephele, s. Athamas.

Nephthys, eine ägyptische Gottheit, die Schwester des Osiris und der Isis, und Gemahlin des Typhon. Sie zeigte mit Osiris den Anubis. Nach Plutarch bezeichnet sie die äußerste Küste Ägyptens.

Nepomuk (Johann v.), Johann Nepomucenus, einer der berühmtesten Heiligen und Schutzpatron Böhmens, hieß eigentlich Joh. Welflin, war geb. 1320 zu Pomuk, einer kleinen Stadt in Böhmen, studirte zu Prag und wurde daselbst Prediger in der Altstadt und Canonicus. Aus christlicher Demuth wollte er kein Bisthum annehmen und ward in der Folge Dechant an der Collegiatkirche Aller Heiligen, Almosenier und Beichtvater der Königin. Da einige Hofleute dem König Wenceslaus die eheliche Treue seiner Gemahlin verdächtig gemacht hatten, verlangte der König von Nepomuk den Inhalt ihrer Beichte zu wissen, und ließ ihn auf seine Weigerung erst ins Gefängniß und dann an Händen und Füßen gebunden am 16. Mai 1383 (nach A. am 21. März) in die Moldau hinabwerfen. Erst am 6. Mai entdeckte man den Leichnam am Ufer, weshalb auch dieser Tag zu seinem Gedächtnißtage festgesetzt wurde; späterhin wurde er auf den 10. verlegt. Als Märtyrer wurde hierauf Nepomuk in ganz Böhmen verehrt. Papst Innocenz XIII. erkannte ihn, nach der vorhergegangenen gewöhnlichen Untersuchung, 1721 für einen Heiligen, und die Heiligsprechung ward auf den Antrag Kaiser Karls VI. von Benedict XIII. 1729 vollzogen. Man hat ihm zu Ehren eine eigne Brüderschaft errichtet. Als Heiliger wird er gegen Verleumdungen, Anschwärzungen und Verkleinerungen angerufen. Der Jesuit Balbin hat in seinen „Miscell. hist. Boh." sein Leben beschrieben. Neuerlich hat man behauptet, daß nie ein Nepomuk, sondern Joh. v. Pomuk gelebt habe, welcher 1393 Erzbischof zu Prag gewesen. Indeß zeigt man das von Marmor und gediegenem Silber verfertigte und mit 2 Altären versehene Grabmal Nepomuk's in der Domkirche zu Prag. Nach A. ward N. wahrscheinlich darum in die Moldau gestürzt, weil er sich standhaft weigerte, dem Erzbischof, dessen Vicar er war, den Gehorsam aufzusagen. Der Erzbischof hatte gegen das lasterhafte Leben des Königs gepredigt und dessen Unterkämmerer, der ehemalige königl. Güter von der erzbischöflichen Kirche zurückfoderte, in den Bann gethan. Pomuk

wurde in Gegenwart des Königs gefoltert, und Wenzel ergriff selbst eine Fackel, um ihn damit zu brennen.

Nepos, s. Cornelius Nepos.

Nepotismus, die übertriebene Begünstigung eigner Verwandten und Freunde auf Kosten Dritter. Dieser Ausdruck ist von den Päpsten hergenommen, die ihre Neffen oder Nepoten (unter diesem Worte wurden nicht nur ihre sonstigen Anverwandten, sondern auch ihre natürlichen Söhne begriffen) gewöhnlich auf Kosten des Staats und andrer Familien zu begünstigen pflegten, sie auf jede Weise zu bereichern und in den Besitz der besten Ämter und Pfründen zu setzen suchten u. s. w. Es mußte dies Gebrechen vor allen immer in geistlichen Staaten fühlbar sein, da hier der Besitz der Regierung auf die Lebensdauer des erwählten Fürsten beschränkt blieb, seine Familie aber nach seinem Tode durchaus in den Privatstand zurückkehrte. Daher ging das Bestreben dieser Fürsten hauptsächlich immer darauf, ihren Familien, so viel sie nur konnten, bleibende Vortheile zuzuwenden. Doch hat man auch in andern Staaten häufig Klagen über Nepotismus gehört, vorzüglich da, wo es eine Aristokratie gibt. Es ist natürlich, daß Jeder zuerst für seine Familie und für seine Freunde zu sorgen sucht. Bei Gleichheit der Verdienste zumal kann es Niemand unbillig finden, daß der Mächtige seinen Verwandten und Freunden vor Unbekannten und Fremden den Vorzug gibt. Ersetzt aber Verwandtschaft und freundschaftliche Verbindung bei ihm auch den Mangel an Verdiensten, wird der verdiente Mann, der in keiner solchen Verbindung steht, zurückgesetzt, so ist dies allerdings ein nie zu duldender Mißbrauch, der jedoch nie ganz aufhören wird, so lange es noch Menschen gibt, die ihren Privatvortheil dem öffentlichen Besten vorziehen.

Neptun scheint von den Römern in den ältesten Zeiten nur als Gott der Pferde gekannt und verehrt, und als solcher anfänglich mit dem alten ital. Gott Consus vermischt worden zu sein. Als die Römer eine Art von Seemacht bekamen und mit der griech. Mythologie bekannt wurden, trugen sie die in dieser Mythologie vorhandenen Ideen von Poseidon oder Posideon auf ihren Neptun über, sodaß Neptun und Poseidon für verschiedene Namen einer und derselben Gottheit galten. Neptun war ein Sohn des Kronos (Saturn) und der Rhea oder Opis. Über die Art, wie ihn seine Mutter dem Schicksal entzog, das sein Alles verschlingender Vater seinen Kindern bereitet hatte, sind die Sagen verschieden; nach der einen wird er von Kronos wieder ausgespieen, nach andern erhält Kronos ein Füllen zum Verschlingen, und Neptun wird heimlich in Böotien erzogen u. s. w. Nach der Empörung, welche sein Bruder Jupiter gegen ihren gemeinschaftlichen Vater unternahm, fiel dem Neptun bei der Theilung der Welt die Herrschaft über das innere Meer (Pontos) zu. Ob die Sage, daß er im Wettstreit mit der Minerva über den Besitz von Attika das Pferd zuerst geschaffen, daher entstand, daß der Gebrauch des Pferdes zugleich mit der Verehrung Poseidons, einer ursprünglich phönicischen Gottheit, von Seeräubern dieses Volks zuerst auf den Küsten des Peloponnes, Attikas und Thessaliens bekannt worden war, oder ob das aus dem Meer geborene Roß sich auf eine eigne Symbolik von Ideen bezieht, muß unentschieden bleiben. Er bewegt, beruhigt, erschüttert und besänftigt das Meer und selbst zuweilen die Erde mit ihren Bergen und Wäldern. Auf Inseln (besonders auf Euböa) und Küstenplätzen war daher seine Verehrung am häufigsten. Ihm wurden zu Ehren die isthmischen Spiele (s. Isthmus) gefeiert. Außer den Delphinen und Seethieren waren ihm das Pferd und zuweilen auch die Eule geheiligt. In den ältesten Kunstdarstellungen wird er nackt, in mehr furchtbarer Gestalt mit spitzem Barte abgebildet. In der Hand hält er den Dreizack (tridens), dessen sich schon in den ältesten Zeiten die Seefahrer des mittelländischen Meers zum Harpuniren, und als eines Zeichens der Besitznahme einer Küste bedienten. Auf einem mit 2 Rossen bespannten Wagen, von Nereiden und Seeungeheuern umgeben, wird er, die Oberfläche des

Meers befahrend, vorgestellt. Mit seiner Gemahlin Amphitrite zeugte er den Triton und die Rhode. Die Kinder, welche man ihm außerdem beilegt, erklärt man aus der Gewohnheit, die durch Seeräuber geschehenen Entführungen dem Neptun zuzuschreiben. Schon Größe, Stärke, Rohheit und eine Heldenthat zur See gaben Ansprüche, für einen Sohn des Neptun gehalten zu werden. Die Beiwörter, welche die Dichter dem Neptun beilegen, beziehen sich meist auf die See und die Schifffahrt, auf die Erschaffung des Pferdes und die Beschützung der Wettrennenden, sowie auf seine Macht, Erdbeben zu erregen. Nachdem er an dem unglücklichen Versuche der Götter, sich gegen Jupiter zu empören, Theil genommen hatte, wurde er von diesem verdammt, in Gemeinschaft mit Apollo dem Könige von Troja, Laomedon, zu dienen. Neptun baute dem Laomedon die Mauern von Troja, und als er den bedungenen Lohn nicht erhielt, schickte er eine Überschwemmung und ein furchtbares Seeungeheuer. Im trojanischen Kriege war er auf Seiten der Griechen, und im Götterstreite vor Troja stand er dem Apollo gegenüber.

Neptunisten nennt man die Anhänger der Meinung, daß die Bildung der Erde und ihre Revolutionen bloß durch die Wirkung des Wassers entstanden seien. (Vgl. Vulkanisten.)

Nereus, eine Untergottheit des Meers, oder das Meer, insofern es still und ruhig ist. Er war der älteste Sohn des Pontus (Meer) und der Gäa (Erde). Die Dichter schildern ihn als einen wahrhaften und milden Greis, als Freund des Rechts, der Billigkeit und Mäßigung, und Feind der Gewaltthaten. In einem höhern Grade als alle Götter der 3 Grundelemente, Luft, Erde und Wasser, hat er die Gabe zu weissagen, und, gleich andern Wassergöttern, verwandelt er sich in allerlei Gestalten. Mit der Doris, der Tochter des Okeanos, seiner Gemahlin und andern Göttinnen zeugte er die Nereiden (s. d.). Sein Hauptsitz ist im ägeischen Meere. Als Paris mit der geraubten Helena dieses Meer durchschiffte, weissagte ihm, nach jener schönen Ode des Horaz, Nereus den Untergang von Troja. In den alten Kunstdarstellungen sowol als von Dichtern wird er als ein bösartiger, mit Schilf bekränzter Greis, auf den Wogen sitzend mit einem Scepter in der Hand, vorgestellt.

Nereiden, Meernymphen, die 50 Töchter des Nereus, welche gleich ihrem Vater die Gabe der Weissagung und Verwandlung besaßen. (Vgl. Meergötter.)

Nero (Lucius Domitius Ahenobarbus, nach seiner Adoption Claudius Drusus), war der Sohn des Cajus Domitius Ahenobarbus und der Tochter des Germanicus, Agrippina; geb. zu Antium 37 n. Chr. Als Agrippina später den Kaiser Claudius heirathete, ward er von diesem adoptirt und folgte ihm in der Regierung 54 n. Chr. August, der erste römische Kaiser aus der Familie der Cäsarn, hatte seine Regierung grausam begonnen, aber gemäßigt und mild geendigt; Nero, der letzte, begann mild und endigte grausam. Er hatte eine vortreffliche Erziehung erhalten. Burrhus hatte ihn mit allen Kenntnissen und Grundsätzen ausgerüstet, die den großen Feldherrn und Staatsmann bilden, während Seneca ihn mit der Philosophie und schönen Literatur bekanntmachte. Der Anfang seiner Regierung übertraf selbst die Erwartungen, die man sich nach einer solchen Erziehung von seinen großen Talenten machen konnte. Als man ihm ein Todesurtheil zur Unterzeichnung vorlegte, äußerte er den Wunsch, nicht schreiben zu können. Allein die Schmeicheleien und Verführungen der Höflinge, besonders des Freigelassenen Narcissus, brachten einen Charakter, der bis dahin nur geschlummert zu haben schien, bald zum Ausbruch. Der 17jährige N. ergab sich den gröbsten Ausschweifungen der Wollust und Grausamkeit. Zuerst ließ er den Britannicus, den Sohn des Claudius, zu dessen Nachtheil er durch Begünstigung der Agrippina den Thron bestiegen hatte, vergiften, und endlich auch seine Mutter, deren Herrschsucht er fürch-

tete, ermorden. Unter allen Leidenschaften aber beherrschte ihn vorzüglich die lächerliche Begierde, für einen großen Künstler in der Musik gehalten zu werden. Er ließ sich öffentlich hören und durch ausgestellte Soldaten Diejenigen beobachten, welche nicht geneigt schienen, seine Stimme und sein Spiel zu bewundern. Auch im Wagenrennen wollte er glänzen. Er durchzog mit einem Gefolge von Künstlern ganz Griechenland und gewann natürlich in allen feierlichen Wettkämpfen und Spielen dieses Landes die ersten Preise. Der Genuß machte ihn erfinderisch in der Schwelgerei und in der Befriedigung unnatürlicher Lüste, die Verschwendung habsüchtig, die Gefahr grausam. Die berühmtesten Opfer seiner Grausamkeit sind, außer dem Britannicus und der Agrippina, seine Lehrer Burrhus und Seneca, der Dichter Lucan und seine Gemahlinnen Octavia (Tochter des Claudius und der Messalina, die er unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit verstieß, um die Poppäa zu heirathen, dann auf die Insel Pandaleria verwies und ihr hier bald darauf die Adern öffnen ließ) und die Poppäa Sabina. „Meine Vorgänger", sagte er, „haben die Rechte der Alleinherrschaft noch nicht gekannt. Man mag mich hassen, wenn man mich nur fürchtet". Er ließ in einer unsinnigen Laune Rom anzünden, bloß um, wie man sagt, eine lebendige Vorstellung des Brandes von Troja zu bekommen. In diesem Brande, welcher 9 Tage dauerte, gingen die schönsten Denkmäler der Kunst und der Geschichte zu Grunde. Auf die Christen wälzte er die Schuld dieses Brandes, und ließ sie dafür im ganzen Reiche auf das heftigste verfolgen. Den eingeäscherten Theil der Stadt ließ er schöner und herrlicher wieder aufbauen, denn die Baulust beherrschte ihn im höchsten Grade. Das merkwürdigste Denkmal dieser Bau- und Verschönerungskunst wurde der Palast, den er sich selbst in Rom erbauen ließ, und der u. d. N. des goldenen Hauses bekannt ist. Seine Verschwendung in andern Dingen, in Kleidern, Jagdgeräthschaften u. s. w., war ebenso grenzenlos als die Freigebigkeit gegen das Volk in Rom, das er in der erweiterten Form der (zur Zeit der Republik nur bei gewissen Gelegenheiten üblichen) Spendungen (largitiones) durch die kostbarsten Geschenke bereicherte, während die Provinzen von der Last der Abgaben zu Boden gedrückt wurden. Mehre Verschwörungen in Rom selbst endigten zum Verderben Derjenigen, die sie begonnen hatten. Endlich glückte die Empörung des Galba, Statthalters in Spanien, für welchen sich auch der Senat erklärte. Der Tyrann kam der gerechten Strafe zuvor, die ihn erwartete, und ermordete sich selbst im J. 68. So groß die Freudensbezeigungen über N.'s Sturz waren, so fehlte es doch nicht an Solchen, die ihn selbst nach seinem Sturze noch bewunderten, vergötterten und zurückwünschten. Man bestreute sein Grab mit Blumen, man stellte seine Statue neben die Rednerbühne; kurz N.'s Andenken war einem großen Theile des Volks und der Soldaten, bei dem er sich durch seine Freigebigkeit und Nachsicht beliebt gemacht hatte, so theuer, daß mehre Betrüger eine Zeitlang Glück machten, indem sie sich für N. ausgaben. Gegen geistreichen Spott war N. um so weniger grausam gewesen, als er selbst viel Geist besaß, ungeachtet er der erste römische Kaiser war, der sich zu den Reden, welche er hielt, einer fremden Feder bediente. Wir müssen es beklagen, daß derjenige Theil des Tacitus, worin die genauere Schilderung des Charakters und der Regierung des N. enthalten war, nicht auf uns gekommen ist.

Nerva, Domitian's Nachfolger auf dem römischen Kaiserthron, einer der tugendhaftesten unter den Imperatoren. Er bekleidete früher das Consulat und war ein Mann von gebildetem Geiste, auch nicht ohne Dichtertalent, leider aber schon ein Greis, als er 96 n. Chr. den Thron bestieg. Doch gab er manche wohlthätige Verordnungen, sorgte für die öffentliche Ruhe und die Handhabung der Gerechtigkeit, und unterstützte die Armen. Gleichwol waren Viele unzufrieden mit ihm, besonders von den Soldaten der Leibwache, und es bildete sich sogar eine Verschwörung gegen ihn. Er starb 98 n. Chr. Sein Nachfolger war Trajanus.

Nerven sind weißliche markige Fäden in dem thierischen Körper, die in Bündeln gleichlaufend neben einander liegen, sodaß mehre solcher Bündel einen Nerven ausmachen. Jedes Bündel ist mit einer besondern zarten Scheide umgeben, das Neurilem genannt, welches voll von Blutgefäßen ist, deren feinste Zweige sich in die Substanz des Nerven selbst endigen. Diese Nerven sind im ganzen thierischen Körper verbreitet und stehen durch mannigfaltige Verbindung mit einander in Gemeinschaft. Nur das Oberhäutchen, die Haare und Nägel haben keine Nerven. Die Nerven selbst sind von unterschiedener Stärke, je nachdem mehre oder wenigere Markbündel sich zu einem Nerven vereinigen. An bestimmten Stellen des Körpers nähern sich mehre Nerven einander so, daß sie gleichsam an einander geklebt erscheinen und die Bündel des einen mit denen des andern sich so durchkreuzen und verflechten, daß ihre Verbindung ohne gewaltsame Trennung nicht aufgehoben werden kann. Dies sind die Nervengeflechte, die vorzüglich im Unterleibe, hinter dem Magen und in der Gegend der Herzgrube, bei der Leber, Milz, dem Gekröse, so auch bei dem Herzen u. s. w. sich finden. (S. **Gangliensystem.**) Die letzten Enden der Nerven sind verschieden, besonders die der Sinneswerkzeuge. In dem Gehörorgan z. B. verliert sich der Nerve in eine breiartige, mit Feuchtigkeit umgebene Masse; der Sehnerve endigt sich in eine markige Haut, der Geschmacksnerve in kleine Wärzchen; ebenso endigen die Gefühlsnerven in den Fingerspitzen; die zu den Muskeln gehörigen Nerven verlieren sich in das Gewebe derselben, so daß man ihre Endigungen nicht bestimmt wahrnehmen kann. Alle Nerven des ganzen Körpers begreift man u. d. N. des **Nervensystems.** Dieses hängt aufs genaueste mit dem Gehirn und dem Rückenmarke, als einer verlängerten Fortsetzung des Gehirns, zusammen, welches als der oberste Centralpunkt des Ganzen anzusehen ist, von welchem alles im Nerven Wirkende ausgeht, und in welchem, als dem Mittelpunkte, sich Alles sammelt. Die Masse der Nerven selbst ist übrigens der nämliche markige Stoff, aus welchem das Gehirn besteht, eine Art eiweißartigen Stoffes, welcher dem bewaffneten Auge als aus Kügelchen bestehend erscheint. Sowie das ganze Nervensystem seine Centralendigung im Gehirn und Rückenmark hat, so ist dagegen die peripherische Endigung theils auf der Haut, theils im Innern der Organe ausgebreitet. Das Nervensystem ist durch die höhere Stufe des Lebens, auf welchem das Thier und der Mensch steht, bedingt. Diese erforderte nämlich vollkommnere Organisation, kräftigere Behauptung der Individualität, größere, freiere Thätigkeit der Functionen, eine vollkommnere Absonderung von der gesammten übrigen Natur, von der Außenwelt. Diese Absonderung führt nothwendig eine Trennung mit sich, eine Veränderung im Raume, eine willkürliche Bewegung, einen Gegensatz zwischen der Außenwelt und dem Individuum, welches stufenweise von einem dunkeln Gewahrwerden des eignen Körpers und der Umgebung bis zur hellen Anschauung der Außenwelt, bei dem Menschen bis zur klarsten Unterscheidung derselben von der innern Empfindung und bis zum Bewußtsein seiner selbst, oder der Vorstellung dieser innern Empfindungen und ihres Unterschiedes von der Außenwelt steigt. Alle diese Erfodernisse des thierischen und menschlichen Lebens werden durch das Nervensystem vermittelt. Denn 1) die so mannigfaltigen, isolirten, zum Theil fremdartigen Gebilde des thierischen Körpers, die durch Zellgewebe, Membranen und Bänder mechanisch zusammengeknüpft sind, werden durch das Nervensystem ein zusammenhängendes Ganze. Das Gefäßsystem verbindet sie nur insofern mit einander, als es allen den zu ihrer Ernährung und ihrer eigenthümlichen Verrichtung erfoderlichen Antheil von Blut zuführt; allein das Nervensystem ist es eigentlich, welches allen das Leben mittheilt, ihre Verrichtungen regiert, zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hinleitet, sie in wechselseitige Beziehungen stellt und ihre Mitleidenschaften und gegenseitigen Einwirkungen auf einander gründet. Die Besorgung dieser Geschäfte des Nerven-

systems ist dem Theil desselben zugetheilt, welcher im Unterleibe ausgebreitet ist, viele Netze und Geflechte bildet und das reproductive oder vegetative Nervensystem genannt wird, weil das Wachsthum und die Erhaltung des Körpers durch dasselbe geordnet wird. Dieser Theil des Nervensystems ist durch die Nervenknoten oder Ganglien gewissermaßen isolirt und von dem Gehirnsysteme abgesondert, sodaß er gleichsam eine für sich bestehende Region, das Gangliensystem, ausmacht, welches vom Gehirn zum Theil unabhängig ist, indem seine Thätigkeit weder vom Gehirn aus regiert wird, noch auf dasselbe zurückwirkt, oder von ihm empfunden wird. 2) Ein andrer Theil des Nervensystems bewirkt den vollkommensten Gegensatz zur Außenwelt, die willkürliche Bewegung und Veränderung im Raume und die Anschauung der Außenwelt bei dem Menschen bis zum Bewußtsein. Dies ist das Gehirn= oder Cerebralsystem (s. d.), dessen Verrichtung von der Willkür abhängt, indem bestimmte Willensreize von dem Gehirn, als dem Mittelpunkte, aus auf diejenigen Nerven wirken, welche zu den zu bewegenden Muskeln hingehen. Andre Nerven des Cerebralsystems kehren sich nach der Oberfläche des Organismus, nach der Außenwelt hin, um die mannigfaltigen Eindrücke der Gegenstände derselben aufzunehmen, bis zum Gehirn fortzupflanzen und daselbst die Vorstellungen hervorzubringen. Dies sind die Sinnesnerven, welche paarweise von dem Gehirn zu den verschiedenen Sinnesorganen abgehen. So ist das erste Nervenpaar für die Nase bestimmt, und heißt der Geruchsnerv, indem er in der Nasenhöhle sich ausbreitet und für die Ausdünstungen empfänglich ist. Das zweite Nervenpaar ist der Sehnerv (Nervus opticus). Dieser ist von beträchtlicher Dicke, rund, geht gegen die Augenhöhle hin, dringt an der hintern Seite des Augapfels durch eine runde, mit vielen kleinen Löchern versehene Platte der festen Haut des Augapfels in denselben ein und bildet größtentheils die Nervenhaut des Auges, welche zum Auffassen der Bilder im Auge bestimmt ist, und Netzhaut (retina) heißt (S. Auge.) Das achte Nervenpaar bilden die Gehörnerven, welche in dem Innern des Ohrs sich ausbreiten und für die Bewegung der Luft empfindlich sind. Von den vielfachen Verästelungen des fünften Nervenpaars kommen die Nerven der Zunge, welche den Sinn des Geschmacks bilden. Das Gefühl im Allgemeinen ist der unterste Sinn und vielmehr die Wurzel aller andern Sinne, welche nur besondere Eigenschaften und höhere Stufen des Gefühlssinnes sind. Insbesondere ist es aber in die äußere Haut, und vorzugsweise in die Spitzen der Finger gelegt, als die eigentlichen Betastungsorgane, durch welche die Seele das materielle Dasein und die Form der äußern Gegenstände mittelst unmittelbarer Berührung wahrnimmt. Das Gefühl wird durch viele Nerven, welche in der Haut sich verbreiten, bewirkt, und diejenigen Stellen, wo das Gefühl sich am zartesten äußert, sind auch mit den meisten Nerven versehen, welche ganze Reihen von neben einander liegenden Nervenpapillchen bilden, wie z. B. an den Lippen, den Fingerspitzen u. s. w. Endlich wird noch durch das gesammte Nervensystem, besonders aber durch das Gangliensystem, das Gemeingefühl (s. d.) vermittelt. So ist also die Thätigkeit des Nervensystems wechselseitig von Außen nach Innen, und von Innen nach Außen. Von Außen, indem die Sinneseindrücke (Anschauungen) sich von den Nerven zum Gehirn fortpflanzen und zu Vorstellungen und Empfindungen werden; von Innen, indem von dem Gehirn aus die willkürlichen Bewegungen erregt werden, während das reproductive Nervensystem in stiller Thätigkeit die Erhaltung der ganzen Maschine regiert und in gesundem Zustande nur durch die Wirkungen des Gemeingefühls, durch Wohlbefinden, durch die Triebe, den Hunger und Durst, im krankhaft erhöhten Zustande durch Uebelbefinden und Schmerz sich offenbart. In der Thätigkeit des gesammten Nervensystems unterscheiden wir die Reizbarkeit oder Empfänglichkeit (Receptivität), und die Energie (Reaction) desselben. Von der Reizbarkeit hängt die Schnelligkeit ab, mit welcher die Thä-

tigkeit desselben erregt wird; von der Energie hängt die Stärke und Ausdauer der Thätigkeit selbst ab. Die Idee des Nervensystems und seiner Functionen und Kräfte wird auch begriffen unter der Benennung **Sensibilität**, und das Nervensystem selbst in dieser Hinsicht als die reelle Offenbarung der Sensibilität ausgesprochen. Das Verhältniß der Receptivität und Energie der Sensibilität bedingt die Verschiedenheit der Temperamente sowol der Individuen als ganzer Nationen. (S. **Temperament**.) Die Kraft des Nervensystems hat aber auch selbst keinen festen Punkt, sondern ist beweglich und veränderlich selbst in einem und demselben Subjecte. Im Schlafe z. B. ist die Reizbarkeit des Cerebralsystems geschwächt, hingegen die des reproductiven Nervensystems erhöht. Daher ruhen im gesunden Schlafe die Sinne, und die willkürlichen Bewegungen hören auf, hingegen die Thätigkeit der Organe des Athmens, des Blutlaufs, der Verdauung, Absonderung und Ernährung gehen kräftiger von statten. Ebendeßwegen ist auch das Gemeingefühl im Schlafe erhöht und wird lebhafter bewegt als im wachenden Zustande. (S. **Traum**.) Aus dem bisher Gesagten erhellt, daß das Nervensystem ein eigenthümliches Leben besitzt, ja daß alles Leben von ihm ausgeht, daß alle Thätigkeit der Seele selbst erst auf dem Leben des Nervensystems beruht. Die Thätigkeit des Organismus aller einzelnen Organe wird von ihm belebt und geregelt; Gefühl, Empfindungen, Sinnesanschauung, Vorstellung werden durch dasselbe vermittelt; reges Leben des Nervensystems hat abwärts reges Leben des Körpers, und aufwärts reges Leben des Geistes zur Folge. H.

Nervenkrankheiten sind solche Krankheiten, welche entweder ursprünglich im Nervensysteme ihren Grund haben, oder sich vorzüglich durch eine Störung seiner eigenthümlichen und für uns wahrnehmbaren Verrichtungen offenbaren. Ist die Reizbarkeit des Nervensystems zu groß, die Empfindlichkeit also krankhaft erhöht, so machen alle Eindrücke zu schnelle und heftige Empfindungen, erregen eine heftige, aber ungeregelte Thätigkeit. Daher sind gewöhnliche Gefühle schon schmerzhaft, die Sinne bewirken unangenehme Empfindungen, die Vorstellungen sind grell und folgen in stürmischer Unordnung, die Einbildungskraft ist zu lebhaft, die Bewegungen sind unwillkürlich, zuckend. Ist die Kraft des Nervensystems zu sehr vermindert, so gehen auch die Verrichtungen desselben zu schwach von statten, oder hören ganz auf. Gewöhnliche Eindrücke erregen keine Empfindungen, die Sinne werden stumpf, die Einbildungskraft wird gelähmt, die Muskelbewegung erschlafft. Die Kräfte des Nervensystems können aber auch ohne Ab- oder Zunahme eine krankhafte Stimmung erhalten, sodaß gewisse Eindrücke ganz andre als die gewöhnlichen Wirkungen erregen. Dies sind die sogen. **Idiosynkrasien** (s. d.). Die wahrnehmbaren Zufälle der Nervenkrankheiten sind verschieden, je nachdem gewisse Partien und Regionen des Nervensystems vorzüglich leiden. Trifft dies die Nerven des reproductiven Systems des ganzen Körpers, so entsteht ein Schmerz, der sich nach Verschiedenheit der Theile unter verschiedenen Formen, als Hunger, Durst, Müdigkeit, Ekel, Frost, Hitze, Angst, als juckender, ziehender, drückender, schneidender, stechender, klopfender, bohrender, nagender Schmerz, die Empfindung der Taubheit und des Einschlafens der Glieder, das Prickeln in denselben, wie Nadelstiche, äußert; besondere krankhafte Regungen des Instinkts, Appetit nach Kreide, nach säuerlichen Dingen, die sonderbaren Gelüste mancher Schwangern; Krankheit des Gemeingefühls, wodurch die Theile des Körpers anders vorgestellt werden als sie wirklich sind, wie z. B. Kranke sich vorstellten, sie seien halb getheilt, oder ein zweites Ich läge neben ihrem eigentlichen Körper, oder sie beständen aus Glas oder Wachs, hätten Beine von Stroh. In Rücksicht der krankhaften Sinnesäußerungen gibt es gleichfalls mehre Verschiedenheiten nach Verschiedenheit der Theile selbst und den Veränderungen ihrer Nervenkräfte. Bei Manchen ist das Gefühl in der Haut so stumpf, daß sie weder warm

noch kalt, weder hart noch weich unterscheiden können. Andre haben ein zu zartes Gefühl; Geruch und Geschmack können zu stumpf oder zu scharf werden. Andre können gewisse Gerüche durchaus nicht vertragen, lieben dagegen solche, welche andern Menschen gewöhnlich zuwider sind. Ebenso ist es mit dem Gehör. Noch mannigfaltiger sind die Erscheinungen von Krankheit der Gesichtsnerven. Übermäßige Empfindlichkeit, sowie Schwäche und Stumpfheit der Augen, Flecken, Funken, Bogen, Perlenschnüre u. s. w., Doppelsehen, Erscheinungen und Figuren vor den Augen. Von der Erkrankung des innern Sinns, der Empfindungen, Vorstellungen und Imagination gibt es gleichfalls mannigfaltige Aeußerungen. Krankhafte Empfindungen erzeugen falsche Vorstellungen und fehlerhafte Bilder der Phantasie. Diese können die Stärke wirklicher Sinnesanschauungen erhalten, und wenn die Krankheit sich bis auf das Gehirn und das Seelenorgan fortpflanzt, so unterscheidet der Kranke seinen subjectiven Zustand nicht mehr von den Objecten außer ihm, die kranken Vorstellungen regieren dann selbst den Willen und erregen die ihnen entsprechenden Begierden. Daher die krankhaften Empfindungen ohne äußere hinlängliche Veranlassungen, Traurigkeit und Lustigkeit in ausschweifender Art, periodische Muthlosigkeit, ängstliche, lebhafte Träume, Delirien, die Erscheinungen des Alpdrückens. Mannigfaltig sind auch die Äußerungen der Nervenkrankheiten in dem Muskelsystem, die sich als Zuckungen und Krämpfe zeigen, bald nur örtlich, bald allgemein, vorübergehend oder anhaltend sind. In manchen Fiebern, z. B. in denen die Nerven mit angegriffen sind, kommt ein beständiges krankhaftes, unwillkürliches Spiel der Gesichtsmuskeln zum Vorschein, ebenso an andern Theilen des Körpers, z. B. das sogen. Sehnenhüpfen. Die Augen werden mannigfaltig bewegt. Auch in den unwillkürlichen Muskeln entstehen allerhand Krämpfe, z. B. der Magenkrampf, krampfhaftes Erbrechen, krampfhafte Brustbeklemmungen, Krampf des Zwerchfells, Herzklopfen u. s. w. Die Anlage zu Nervenkrankheiten kann angeboren, sie kann aber auch durch fehlerhafte Lebensart, übertriebenen Luxus, Verweichlichung, übermäßige Anstrengung des Nervensystems erworben sein. Die Gelegenheitsursachen sind theils unter den vielfachen Einflüssen der Außenwelt zu suchen, z. B. die Luft und ihre verschiedenen Mischungen, ihr Antheil von elektrischem Stoffe, ihre elastische Spannung, ihr Grad von Trockenheit oder Feuchtigkeit; die Nahrungsmittel, z. B. Fleischspeisen, erhitzende gewürzte Speisen und Getränke erhöhen die Reizbarkeit der Nerven, vegetabilische Nahrungsmittel vermindern sie. Die mehrsten animalischen und alle vegetabilische Gifte bewirken heftige Nervenkrankheiten. (Vgl. Narkotisch.) Theils wirken fremde Dinge im Körper als Ursachen der Nervenkrankheiten, z. B. sehr oft Würmer im Darmcanal, eingesperrte Luft, selbst scharfe Unreinigkeiten mancherlei Art in demselben. Endlich sind auch oft Affectionen des Körpers selbst und des ganzen Nervensystems Ursachen nachfolgender Nervenkrankheiten, z. B. zu vieles Wachen, das die Nervenkraft erschöpft; Krankheiten, besonders Fieber; gewisse Perioden des weiblichen Geschlechts, während derer die Reizbarkeit des Nervensystems erhöht ist; Anstrengung der Gehirnthätigkeiten durch übertriebene Geistesarbeit; Schwangerschaft; allzu heftige Affecten und Leidenschaften. H.

Nesseln sind Pflanzen mit stechenden Haaren, die beim Berühren in die Haut eindringen, abbrechen und einen beißenden Saft unter sie ergießen, der starkes Brennen verursacht. Mehre Nesseln haben urintreibende Kräfte, viele dienen als gesundes Futterkraut, andre geben fadenartige Fasern, die gleich dem Flachse versponnen werden können und sehr dauerhaft sind. Daher auch das **Nesselgarn**, ein zartes, aus dem Baste von den Stengeln der großen Nessel gesponnenes und daher überhaupt ein zartes, gleiches Garn. Die Wogulen am Twodafluß in Sibirien bereiten aus Nesseln ungebleichte Leinwand, Netze und Stricke; dasselbe thun die Baschkiren, Samojeden und die Tatarn am Jenisei. — **Nesseltuch**,

Nesseltuch, ist der deutsche Name für das franz. Wort Mousseline. Man machte ehemals in der Picardie aus den großen Brennesseln, die wie Flachs behandelt wurden, eine graue Leinwand, die aber jetzt nicht mehr gefertigt wird. Eben so machte man auch ehemals in Deutschland und in der Schweiz Nesselzwirn und Nesselgarn.

Nesselrode, Reichsgrafen v. (seit 1710), eine alte deutsche Familie kath. Religion, welche die Standesherrschaft Reichenstein und Landskron (2 □M., mit 6000 E.) in der preuß. Prov. Kleve-Berg, und außerdem die mittelbaren Herrschaften Grünberg, Ehreshofen ꝛc. besitzt. Sie hatte die Erbkämmerer- und Erbmarschallwürde im Herzogth. Berg. Die ältere Linie, Nesselrode-Reichenstein, welche Sitz und Stimme auf der westfälischen Grafenbank hatte, wurde in dem Reichsdeputationsreceß 1803 für den Verlust an Gütern auf dem linken Rheinufer mit einer Rente von 7140 Fl. entschädigt. Aus der jüngern Linie, Nesselrode-Ehreshofen (von dem Fabrikdorf Ehreshofen im preuß. Regierungsbezirke Düsseldorf, mit Schloß und Park, so benannt), stammte Max. Wilh. Jul. Franz, Graf v. Nesselrode, der Katharinas II. Gesandter am berliner Hofe in der merkwürdigen Zeit von 1790 war, dessen Sohn jetzt kais. russ. Staatsminister ist. (S. d. folg. Art.)

Nesselrode (Karl Robert Graf v.), kaiserl. russischer Geheimerrath, Staatssecretair für die auswärt. Angeleg., Kammerherr u. s. w., geb. in Liefland 2. Sept. 1755, widmete sich schon früh der diplomatischen Laufbahn, übernahm wichtige Sendungen und stieg in der Gnade s. Monarchen bis zu dem Posten des höchsten Vertrauens. Außer ihm hatte bis 1821 noch der Graf von Capodistrias (s. d.) die Leitung der auswärt. Angeleg.; allein nach der öffentlichen Mißbilligung des griechischen Aufstandes und bei der veränderten Richtung der Politik des russ. Cabinets in Hinsicht der ottomanischen Pforte, trat Capodistrias aus dem Ministerium, ohne jedoch entlassen zu sein, und Graf Nesselrode leitet seitdem die auswärt. Angeleg. (Vgl. Schöll's „Hist. des traités de paix.", Bd. 10 u. 11.) Er war es, der in dem Kriege Rußlands gegen Frankreich, am 19. März 1813, zur Ergänzung des kalischer Vertrags, nebst dem Baron Stein, den Vertrag zu Breslau mit Hardenberg und Scharnhorst, und am 15. Juni 1813 zu Reichenbach in Schlesien, den Subsidienvertrag mit dem britischen Bevollmächtigten Lord Cathcart abschloß; dann kam er mit dem östreich. Staatsminister, damaligem Grafen v. Metternich, über die wichtigsten Punkte des Off- und Defensivbündnisses überein, welches am 9. Sept. zu Teplitz zwischen Rußland und Östreich, nebst 2 ähnlichen Verträgen, zwischen Östreich und Preußen, und zwischen Rußland und Preußen, vollzogen wurde. In dem Feldzuge 1814 folgte Graf v. Nesselrode dem Kaiser nach Frankreich und unterzeichnete am 1. März die Quadrupleallianz zu Chaumont (s. d.). In der Nacht vom 30. zum 31. März unterhandelte und schloß er nebst dem Grafen Orloff und dem östreich. Grafen Paar, in Paris mit dem Marschall Marmont den Vertrag wegen Uebergabe dieser Stadt. Alle damals von den verbundenen Mächten erlassene Noten und Erklärungen, sowie der pariser Friede vom 30. Mai 1814, sind mit von ihm unterzeichnet, und er soll den wichtigsten Antheil an ihrer Abfassung gehabt haben. Auf dem Congresse zu Wien, wo Rußland die Bildung des deutschen Bundes (s. Nesselrode's Note vom 11. Nov. 1814 an die östr. und preuß. Gesandtschaft) kräftig unterstützte, war er ein Hauptbevollmächtigter; auch war er ein thätiges Mitglied des Ausschusses wegen Abschaffung des Negersklavenhandels. Er stellte den östreich., großbrit. und preuß. Gesandten die berühmte russische Note vom 31. Dec. 1814 zu, welche die Theilung Polens und die Abtretung Sachsens an Preußen aussprach; er unterzeichnete am 13. März 1815 die Achtserklärung der verbündeten Mächte gegen Napoleon, und am 25. März den erneuerten Bundesvertrag der zu Chaumont verbundenen

Mächte. Seitdem ist Graf v. N. als einer der thätigsten Diplomaten in den Annalen der heiligen Allianz, stets dem Kaiser Alexander zu den verschiedenen Zusammenkünften der Monarchen und Staatsminister, nach Aachen 1818, Troppau 1820, Laibach 1821 und Verona 1822 gefolgt. Als die Kaiser Alexander und Franz in Czernowitz 1823 zusammenkamen, begab sich Graf Nesselrode von da nach Lemberg, weil Fürst Metternich daselbst seiner Gesundheit wegen zurückgeblieben war. Diese thätige Einwirkung der russischen Politik auf den Gang der europäischen Diplomatie hat dem Grafen N. von seinem Monarchen glänzende Ordenszeichen und beträchtliche Güterschenkungen, sowie von den Monarchen Europens die Verleihung mehrer hoher Orden erworben. (20)

Nestel, ein im Hochdeutschen etwas veraltetes und mehr im Oberdeutschen übliches Wort, bedeutet sowol die Nestform, welche das weibliche Geschlecht zuweilen den Haaren des Kopfes gibt, als auch die Schnüre oder schmalen Riemen, deren man sich zum Zuschnüren und Zubinden der Kleidungsstücke bedient. In dieser letzten Bedeutung von Schnüren ist das Wort Nestel in **Nestelknüpfen** genommen. Man verstand hierunter die magische Handlung, wodurch man Jemanden mittelst Knüpfung von Nesteln zum Beischlafe untüchtig machen wollte. Gewöhnlich machte man zu diesem Behufe 3 Knoten unter Hersagung gewisser Zauberformeln an einem Leichenstein oder andern heiligen Orte. Ebenso hatten Diejenigen eigne Gebräuche zu beobachten, welche von der furchtbaren Wirkung des Nestelknüpfens erlöst sein wollten. Die Sitte des Nestelknüpfens verliert sich in das graueste Alterthum. Welche Vorfälle dadurch zuweilen in der neuern Zeit veranlaßt worden sind, kann man in Frank's „Medicinischer Polizei", Bd. 4, finden.

Nester, indianische Vogelnester, sind Nester von indianischen Vögeln, die insofern einen Gegenstand des Handels ausmachen, weil dieselben für Leckereien geachtet und jährlich zu Tausenden in die Küchen indianischer und chinesischer Großen, auch wol nach Europa verkauft werden. Der Vogel, der sie baut, ist eine Schwalbe (hirundo esculenta), wohnt auf Java, den Philippinen, zu Tunking, Cochinchina rc. und befestigt sein Nest in den Höhlen am Meeresufer. Die besten und gesuchtesten sind weiß, durchscheinend, wie Hausenblase, von der Größe eines Enteneies und bestehen fast ganz aus einem nahrhaften, gallertartigen Stoffe, den der Vogel aus halbverdauten und so gegen Fäulniß geschützten Würmern erzeugen soll. Man stößt sie entweder zu Pulver und mischt dieses andern Speisen bei, oder kocht sie mit Fleischbrühe weich. F.

Nestor ist derjenige unter den griechischen Helden vor Troja, der sich durch s. Klugheit, die Frucht s. hohen Alters (daher der Ausdruck: ein Nestor), ebenso sehr als durch s. sanfte und eindringende Beredsamkeit auszeichnete. Dieses sind die Eigenschaften, die ihm Homer in der „Iliade" beilegt. Nestor war der Sohn des Neleus und der Chloris, wurde zu Gerania erzogen und folgte seinem Vater als Fürst von Pylos. In s. jungen und männlichen Jahren zeichnete er sich durch Großthaten und kühne Unternehmungen aus, erwarb sich aber auch schon früh den Ruhm eines klugen Rathgebers und eindringlichen Redners. So zeigte er sich unter andern den Lapithen, denen er im Kampfe gegen die Centauren beistand. Nachdem Lynceus und Idas, die Söhne des Aphareus, von den Dioskuren getödtet worden waren, wurde er auch König von Messenien. Ungeachtet er schon 2 Menschenalter durchlebt hatte, als der Kriegszug gegen Troja unternommen wurde, so nahm er dennoch Antheil an demselben und führte die Mannschaft seines Gebiets in 20, oder nach andern Sagen in 90 oder 92 Schiffen nach Troja. Wenn man auch das Wort Menschenalter nicht, wie schon einige Alte gethan haben, für einen Zeitraum von 100 Jahren hält, sondern, wie dieses jetzt gewöhnlich ist, nur eine Zeit von ungefähr 30 Jahren darunter versteht, so war doch Nestor schon zu alt, um persönlichen Antheil an den Gefechten vor Troja zu nehmen. Die Rolle, die

ihm daher in der „Iliade“ zugetheilt wird, ist vielmehr die eines erfahrenen Rathgebers. Er sucht den Agamemnon zur Verträglichkeit mit Achill zu bewegen, er ermuntert, warnt, belehrt und tadelt die griech. Helden. Ohne ihn würden die Griechen mehr als ein Mal Troja unverrichteter Sache verlassen haben. Nach der Eroberung von Troja segelte er wieder nach Hause. Der „Odyssee“ zufolge besuchte ihn hier Telemach, um Nachrichten vom Ulysses einzuziehen. Seine Gemahlin war, nach Homer, Eurydice, die älteste Tochter der Klymene, nach Andern, Anaxibia, die T. des Kratikus. Es werden auch mehre seiner Söhne und Töchter genannt, die jedoch in den Sagen nicht merkwürdig sind. Nachdem N. 3 Menschenalter durchlebt hatte, starb er ruhig zu Pylos, wo man noch spät sein Haus und Grabmal zeigen zu können behauptete.

Nestor, russischer Geschichtschreiber, geb. um 1056, lebte als Mönch im petscherischen oder Höhlenkloster in Kiew; und starb nach 1116. Außer den Lebensbeschreibungen einiger Äbte und andrer frommen Bewohner seines Klosters, deren Bruchstücke von fremder Hand zusammen gereiht sind, schrieb er in s. Muttersprache eine Chronik, welche für die Geschichte des Nordens von höchster Wichtigkeit ist, mit sichtbarer Benutzung und Nachahmung byzantinischer Historiker in Rücksicht der ältesten Geschichte. Die übrigen Quellen, aus denen er schöpfte, sind unbekannt; Vieles schrieb er als Zeitgenosse, oder aus der mündlichen Überlieferung eines alten Mönchs seines Klosters, Jan. Die Darstellung ist dem Geiste s. Zeit angemessen, fromme Betrachtungen und biblische Sprüche sind in die Erzählung häufig verwebt, und die Personen werden gewöhnlich redend eingeführt. Da der Ultext s. Chronik verloren und durch die Einschaltungen seiner Fortsetzer (des Bischofs Sylvester zu Kiew und mehrer Ungenannten) bis z. J. 1203 in unglaublichem Grade entstellt ist, so läßt sich kein sicheres Urtheil über sein historisches Verdienst fällen, bevor nicht kritische Untersuchungen ausgemittelt haben, wie viel von dem jetzt Vorhandenen des alten Nestor's Eigenthum ist. Es läßt sich nicht einmal mit Gewißheit bestimmen, bis zu welchem Jahre s. Arbeit reiche. Ein unsterbliches Verdienst um diesen Vater der russischen Geschichte hat sich Schlözer nach mehren Vorarbeiten in dem, leider nicht vollendeten Werke erworben: „Nestor's russische Annalen (von 862 bis mit 1110), in ihrer slawonischen Grundsprache verglichen, von Schreibfehlern und Interpolationen möglichst gereinigt, erklärt und übersetzt“ (übers. nur bis zum J. 980) (Göttingen 1802—9, 5 Bde.), womit als Auszug und Verbesserung zu verbinden ist: Jos. Müller's „Altrussische Geschichte“, nach Nestor, mit Rücksicht auf Schlözer's „Russische Annalen“, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden (Berlin 1812). Ein Stück von Nestor's Chronik nach der Puschkin'schen Handschrift, herausg. von Timkowsky, hat die Gesellsch. für russ. Gesch. und Alterthumskunde (Moskau 1814) drucken lassen.

A—s.

Nestorius, Nestorianer, s. **Sekten, Syrische Christen** und **Thomaschristen**.

Netscher (Kaspar), einer der vorzüglichsten Maler seiner Zeit, geb. zu Heidelberg 1639, hatte seinen Vater (Johann), einen Bildhauer, früh verloren und ward von Tullekens, einem Arzte zu Arnheim bei Utrecht, an Kindesstatt angenommen, der ihn zur Arzneikunde bestimmte. Neigung und Talent aber entschied für die Malerei. Den ersten Unterricht soll er von Roster, einem Vogel- und Wildpretmaler erhalten und sich später unter Gerard Terburgh und Gerard Douw, die er an Genie und Geschmack bald übertraf, ausgebildet haben. Um diese Bildung zu vollenden, unternahm er eine Reise nach Italien, blieb aber zu Bordeaux, wo er sich verheirathete und von da nach Holland zurückging. Hier ließ er sich im Haag nieder. Die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Familie zu ernähren, bestimmte ihn, Portraitmalerei und Conversationsstücke zu s. gewöhnli-

chen Beschäftigung zu machen, ungeachtet er, wie schon s. Tod der Kleopatra beweisen kann, Talent und Neigung genug hatte, sich in höhern Gattungen auszuzeichnen und sich über den Geschmack der niederländ. Schule, zu welcher er gehört, zu erheben. Auch in dem, worin diese Schule eine eigenthümliche Stärke besitzt, in der getreuen Nachahmung der Natur, besonders der Stoffe, übertraf er die niederländ. Maler. Der weiße Atlas und Sammet in den Gewändern und Draperien s. Gemälde, und das Haarichte der türk. Teppiche hat eine täuschende Wahrheit. Er hat einen frischen Pinsel und einen vortrefflichen Farbenton. Seine kleinen Cabinetstücke werden wegen ihrer Vollendung am meisten geschätzt. Hier stellt er uns Gruppen von wenigen, höchst anmuthig gezeichneten Figuren dar; besonders liebt er es, eine in weißen Atlas gekleidete weibliche Figur anzubringen. In der histor. Malerei wählte er s. Gegenstände gewöhnlich aus der röm. Geschichte. Er starb zu Haag 1684 und hinterließ 2 Söhne, Konstantin und Theodor, genannt der Franzose, ebenfalls verdienstvolle Maler, die jedoch hinter ihrem Vater weit zurückgeblieben sind.

Nettelbeck (Joachim Christian), Bürgerrepräsentant, dann Rathsherr zu Kolberg, verdient, als Muster eines Patrioten von echtem Biedersinn und Bürgertugend, die Auszeichnung, welche ihm seit der Belagerung s. Vaterstadt durch die Franzosen 1807, unter s. deutschen Landsleuten zu Theil geworden. Seine Anstrengungen in einem damals fast 70jähr. Alter, sein Muth, s. Erfahrung, s. Rathschläge und s. Aufopferungen an Leib, Gut und Vermögen während dieser Periode bewiesen, was ein Privatmann zum allgemeinen Wohl zu leisten vermöge. Einverstanden mit der Bürgerschaft, die s. Einsicht und Rechtlichkeit unbedingt vertraute, hielt er, in Verbindung mit s. Freunde Schill, vom Anfang der Belagerung an, durch Vorstellungen, Warnungen und selbst Drohungen, der Geistesschwäche, Unentschlossenheit und dem vorurtheilsvollen Dünkel des Festungscommandanten, Obersten v. Loucadou, ein wirksames Gegengewicht, wodurch dieser zu Maßregeln, welche den Fall des Platzes verhüteten, wie mit Gewalt gezwungen wurde. N.'s schriftlichem Anhalten beim Könige verdankte darauf Kolberg die Zusendung eines neuen Befehlshabers. Von dem Augenblick an, wo Gneisenau dort auftrat, gewann die Vertheidigung ein völlig verändertes Ansehen, und nun erst konnte N., als freiwilliger Bürgeradjutant (wie er es vormals im siebenjährigen Kriege bei ähnlicher Gelegenheit gethan) dem Commandanten zur Seite tretend, im vollen Umfange nützlich wirken. Ihm ward die Leitung der Überschwemmungen um die Festung her, zu deren Bewerkstelligung ihm die vollkommenste Ortskenntniß beiwohnte, übertragen. Als früherer Seemann unterhielt er auch jetzt die Verbindung mit der Rheede und geleitete die Hülfe bringenden Schiffe in den Hafen, wenn in stürmischer Witterung kein Andrer das Lootsenboot zu besteigen den Muth hatte. Das schwed. Kriegsschiff, welches die Belagerer in der Flanke und im Rücken zu beschießen bestimmt war, führte er, des Seegrundes vollkommen kundig, als Pilot zunächst dem Ufer in die vortheilhafteste Stellung. Die Löschanstalten in der Festung, welche bei dem Bombardement ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit wurden, standen unter s. Aufsicht; und wo es hier Verachtung der Gefahr galt, dem Feuer Einhalt zu thun, ließ sich zu jeder Stunde N., im dichtesten Kugelregen, an der Spitze der Löschenden finden. Bei jedem Ausfall war er in der Nähe, entweder den Fechtenden Munition und Erquickungen zuzuführen, oder auf Wagen ihre Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Auf s. Herde ward der große Kessel, der Speise für sie bereitete, nie leer. Sein ansehnliches Lager von Branntwein (dessen Bereitung er als bürgerliches Gewerbe trieb) ward nach und nach unter die Besatzung unentgeltlich vertheilt. Mehr als ein Mal kaufte er, bis zu völliger Erschöpfung s. mäßigen Vermögens, alle Brodschrangen und Fleischbänke in der Stadt aus, um die Krieger zu sättigen; er be-

gleitete sie auf die gefährlichsten Posten und stimmte patriotische Lieder an, um ihren Muth zu beleben. Seine Meldungen an den Commandanten waren stets die sichersten; s. Beurtheilung der Vertheidigungsanstalten, wie sie in jedem Augenblick Noth thaten, würden der Einsicht jedes Kriegers Ehre gemacht haben. Auf s. Rath ward eine Art von Belagerungsmünze eingeführt, welche die wesentlichsten Dienste leistete. Seiner Vermittelung und s. Einfluß gelang es, jede Reibung und Mißhelligkeit zwischen der Bürgerschaft und Besatzung sofort zu unterdrücken und eine fast beispiellose Eintracht zu erzielen. Sein Beispiel, seine kräftigen Ermunterungen belebten den Muth und die Ausdauer s. Mitbürger unter den vielfachsten Entbehrungen und den schrecklichsten Einbußen. So beharrliche Anstrengungen verdienten es, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt zu werden. In dem Augenblick, wo am 2. Jul. die Belagerer, nachdem sie sich der wichtigsten Außenwerke mit stürmender Hand bemächtigt, einen allgemeinen Angriff mit der höchsten Erbitterung unterhielten; wo der überall auflodernden Flamme kein Einhalt mehr zu thun war und die physischen Kräfte der Vertheidiger schier erschöpft schienen, traf der Courier ein, welcher die officielle Nachricht von dem zu Tilsit abgeschlossenen Waffenstillstande überbrachte. N.'s Name flog von Munde zu Munde; und nie ist wol eine Berühmtheit durch höhere Anspruchlosigkeit redlicher verdient worden. Sein König ertheilte ihm eine goldene Verdienstmedaille, gab ihm die Erlaubniß, die preuß. Admiralitätsuniform (er hatte 1769 eine kurze Zeit im königl. Seedienst gestanden) zu tragen und bewilligte ihm 1817 eine lebenslängliche Pension von 200 Thlrn. Auch späterhin zeigte N. bei jeder Gelegenheit denselben Eifer für Alles, was ihm recht, wahr und gemeinnützlich dünkte, in den innern Angelegenheiten seiner Vaterstadt. So war er, bis an seinen Tod in Kolberg am 19. Jan. 1824, in einem Alter von 86 J., durch s. lebenskräftigen Geist, s. hellen Blick und s. Gemeinsinn ein ehrwürdiges Denkbild dessen, was deutscher Geist und Gesinnung in schlichter, aber markigter Gestaltung vermögen. N. hatte in diesem hohen Alter eine Selbstbiographie verfaßt (Leipzig, bei Brockhaus, 3 Bde.), welche an Lebendigkeit und Wahrheit, in der einfachsten und gleichwol unwiderstehlich anziehenden Form, vielleicht in jeder Literatur nur wenig Gegenstücke finden dürfte. Das 3. Bändchen enthält die Geschichte der Belagerung. In den beiden ersten erzählt N. s. früheres wechselvolles Leben, das einem Roman gleichen würde, wenn nicht jede Blattseite den Stempel der Wahrheit an sich trüge. Zum Seefahrer durch innere Neigung getrieben, tummelt sich N. schon als Knabe und sofort bis in sein 45. Lebensjahr, auf allen europ. Meeren, in Westindien und an der Küste von Guinea umher; er bestand Gefahren ohne Zahl, gerieth in s. bürgerl. und polit. Verbindungen ebenso oft in Noth und Drang, als ihn Glück, Fleiß, Anstelligkeit und ein unerschütterlicher Rechtsinn daraus retteten. Überall zeigte er Energie, Muth, Umsicht und Lebensklugheit. Sein Patriotismus, aber auch sein edles Herz verleugnen sich bei keiner Gelegenheit; und während s. Thatkraft in den Augenblicken, wo es gilt, uns zu Bewunderung hinreißt, fühlen wir uns zugleich durch s. kindliche Naivetät und durch den Ausdruck der menschlichsten Empfindung bis zur höchsten Rührung angezogen. Die Schrift: „Der alte Preuße" (Hamm 1824), ist ein nachdruckähnlicher Abdruck s. Originalbiographie.

Netto (ital.), ein Ausdruck, der in der ökonomischen, Finanz- und Kaufmannssprache gebraucht wird, um Das zu bezeichnen, was nach Abzug der Productionskosten, oder der sonst zum Wesen des Dinges, wovon die Rede ist, nicht gehörigen Bestandtheile, übrig bleibt. Er steht dem Brutto (s. d.) entgegen. Im Deutschen entsprechen ihnen die Ausdrücke rein und roh. So versteht man z. B. unter Bruttoertrag den ganzen Ertrag eines Land- oder Ackerstückes, unter Nettoertrag Das, was davon nach Abzug der Kosten der Gewinnung des Bruttoertrages übrig bleibt, oder Das, was von den Abgaben nach Abzug der Erhebungs-

kosten übrig bleibt. Nettopreis ist der Preis, wovon der Rabbat abgezogen ist, und welcher daher ganz an den Kaufmann bezahlt werden muß. Das Nettogewicht einer Waare bleibt übrig, nachdem man Alles, was zur Verpackung und Einschließung derselben dient, als: Gefäße, Verpackungsmittel ic., davon abgesondert hat, also das Gewicht der bloßen und reinen Waare.

Netz, jedes aus Fäden künstlich zusammengeschlungene Gewebe. In der Anatomie nennt man den häutigen, von Gefäßen netzförmig durchkreuzten Theil in den Eingeweiden der Säugethiere das Netz oder die Netzhaut. Gemeiniglich erstreckt es sich vom Magen bis nach der Nabelgegend und dient vermöge s. Fettes dazu, die nahe liegenden Eingeweide besonders schlüpfrig zu erhalten und sie vor dem nachtheiligen Aneinanderreiben bei den Pressungen und Bewegungen der untern Bauchmuskeln zu bewahren. In der Meß- und Zeichenkunst nennt man Netz die netz- oder gitterförmig, d. h. in gleichen Entfernungen unter rechten Winkeln kreuzweise gezogenen geraden Linien, welche das genaue Zeichnen und Entwerfen erleichtern. So nennt man auch Netz die auf den Landcharten sich durchkreuzenden Kreise und Linien der mathemat. Geographie. In der Perspective bedeutet Netz eine in kleine Fächer getheilte Figur, entweder wie sie an sich selbst ist, oder auch wie sie von einem Spiegel, geschliffenen Glase oder aus andern optischen Ursachen hingeworfen wird. Im erstern Falle nennt man es craticulam Prototypi, im andern aber craticulam Ectypi. — In der Tuchweberei nennt man Netz die Verwickelung zerrissener und durch Unachtsamkeit des Tuchmachers nicht wieder zusammengeknüpfter Kettenfäden mit andern Fäden.

Netzhaut, s. den vor. Art. und Auge und Nerven.

Neualbion, s. Nordamerika.

Neuarchangelsk, oder Sitka, Hafen und Stadt auf der Baranowsinsel, im K. Georgs III. Archipel, an der Nordwestküste von Nordamerika (57° 30′ N. B.), Hauptsitz der russ. Niederlassungen daselbst, wodurch Rußlands Handels- und Colonialpolitik mit den Vereinigten Staaten in nahe Berührung gekommen ist. Denn Rußland verkehrt von hier aus mit den Marquesasinseln und selbst mit China. Der Handel daselbst wird ausschließlich von der russisch-nordamerikanischen Compagnie betrieben, deren Vorsteher in Petersburg sind. Sie läßt hier durch Jäger in kleinen mit Fellen überzogenen Fahrzeugen, Baydarken genannt, die von der Insel Kodjak aus bemannt werden, die wichtige Fischotterjagd betreiben, welcher aber bei der Prinz Wallisinsel von wilden Insulanern, und an der Küste von Californien von den Vereinigten Staaten Hindernisse in den Weg gelegt werden. (Vgl. über die Besitzstreitigkeiten der hier betheiligten Handelsmächte Nordamerika.) Die neuesten Nachrichten über Neuarchangelsk hat uns der franz. Capitain de Roquefeuil, der in Auftrag des Kaufmanns Balguerin in Bordeaux von 1816—19 eine Reise um die Welt machte, gegeben. Neuarchangelsk bestand 1821 aus einem Fort und mehren Blockhäusern mit etwa 1000 Einw.

Neubeck (Valerius Wilhelm), als Lehrdichter bekannt, geb. zu Arnstadt im Schwarzburg-Sondershausischen, wo sein Vater Hofapotheker war, 1765, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und die Ritterakademie zu Liegnitz in Schlesien, studirte dann zu Göttingen und Jena, an welchem letztern Orte er 1788 die medicinische Doctorwürde erhielt. Von Liegnitz, wo er nach Beendigung s. akadem. Studien eine Zeitlang als ausübender Arzt gelebt hatte, ward er als Kreisphysikus nach Steinau in Niederschlesien berufen. Einen gewissen Ruf hat er sich erworben durch das Lehrgedicht: „Die Gesundbrunnen", in fleißig ausgearb. wohlklingenden Hexametern (Breslau 1795, Lpz. 1798, Fol.; ebend. 1809, 4.). Der 1. Gesang enthält die Entstehung der Mineralquellen, der 2. die Beschreibung der vorzüglichsten Quellen dieser Art in Deutschland, und der 3. und 4. Vorschriften für die Brunnencur selbst. Man hat in diesem Werke alle die Eigenschaften gefunden,

durch das philosoph. Lehrgedicht s. Gegenstand anziehend, lebendig und poetisch chen kann. Außerdem sind von ihm erschienen „Vermischte Gedichte", „Die störung der Erde nach dem Gericht", und mehre in Zeitschriften zerstreute Aufe und Gedichte. Seine „Poetischen Schriften" erscheinen 1827 fg. in Leipzig.

Neuber (Friederike Karoline), verbesserte die deutsche Schauspielkunst in : Mitte des 18. Jahrh. Sie war die Tochter des Advocaten Weißenborn zu oickau, dem sie zu Reichenbach um 1700 geb. wurde. Die üble Behandlung in es Vaters Hause, mit welchem sie nach ihrer Mutter Tode einsam lebte, soll sie ranlaßt haben, mit ihrem Liebhaber, einem zwickauischen Schüler, J. Neuber, '18 aufs Theater zu gehen. Ihre Neigung und ihr Talent für das Tragische twickelten sich früh. Als die Gesellschaft, zu welcher sie gegangen war und die in Beißenfels spielte, in Verfall gerieth, ordnete und vermehrte sie dieselbe und ging it ihr nach Leipzig. Auch blieb sie fortwährend Directrice, während ihr Mann ar ein Schauspieler von äußerst mittelmäßigen Talenten war und eine untergeordete Rolle spielte. Sie versammelte die besten Talente damaliger Zeit und wußte rer Schauspielergesellschaft einen für die damaligen Zeiten in Deutschland ungeöhnlichen, höhern Geist einzuflößen. Der damals sich zum Dictator der deuthen Schöngeister aufwerfende Gottsched brachte durch sie seine und s. Freunde draatische Versuche aufs Theater, und beide verbannten gemeinschaftlich den Hansourst, der bis dahin noch s. Wesen auf der Bühne trieb, feierlich vom Theater 1737). Über tragische Declamation hat die N. zuerst in Deutschland eigne Ideen ufgestellt und die Ausführung derselben gezeigt. Mit ihrer Gesellschaft spielte sie bwechselnd in den vorzüglichsten Städten von Deutschland; allein der siebenjährige Krieg führte die Auflösung dieser Gesellschaft herbei. Sie starb in den dürftigsten Umständen den 30. Dec. 1760 in dem Dorfe Laubegast bei Dresden, wo ihr von en Verehrern ihrer Kunst 1776 ein Denkmal errichtet worden ist. Sie hat für as Theater Vorspiele und Prologe geschrieben, wovon einige gedruckt worden sind.

Neucaledonien, eine 325 □M. große, 60 M. lange und 10—15 M. breite australische Insel, 300 Stunden von der Ostküste Neuhollands (20—22° 30′ S. B., 182°—185° Ö. L.), welche Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise 1772 auffand. Sie ist seitdem nur vom Admiral D'Entrecasteaux besucht worden, der die Westseite derselben aufgenommen hat. Die südlichen, westl. und nördl. Küsten sind mit furchtbaren Felsenriffen umgeben, welche den Zugang bis jetzt unmöglich gemacht haben; bloß an der Ostseite können sich die Schiffer mit weniger Gefahr der Küste nähern, obgleich auch da sich mehre Korallenriffe zeigen. Eine fortlaufende Kette von Bergen, die sich stufenweise 3200 Fuß hoch erheben, durchzieht die ganze Insel und wird nur an einigen Stellen durch Thäler unterbrochen. Außer den gewöhnlichen australischen Erzeugnissen gibt es hier Granaten, Sandstein, Asbest, Seifenstein, Serpentin, und man vermuthet auch Metalle. Die 120,000 kastanienbraunen Einwohner sind Papuer, haben in der Physiognomie viele Ähnlichkeit mit den Bewohnern von Vandiemensland und reden eine von allen Sprachen der Südseeinseln abweichende Sprache. Sie gehen fast ganz nackt und tragen nur einen Strick um die Mitte des Leibes. Sie bauen Yams, Arum, Zuckerrohr und Pisangs, welche letztere man regelmäßig gepflanzt fand; genießen aber auch eine Art großer schwarzer Spinnen, welche sie auf Kohlen rösten, und essen selbst Stücke von einem weichen Speckstein (Stratit). Auch fand Cook Anzeigen, daß sie das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehren. Ihre Wohnungen gleichen in der Form einem Bienenkorbe und sind inwendig mit Matten von Kokosblättern bedeckt. Den größten Fleiß scheinen die Einwohner auf Verfertigung der Waffen zu verwenden. Sie haben keine Bogen und Pfeile, sondern nur Sagaien oder Lanzen, die bis 15 Fuß lang sind; diese werfen sie mit ziemlicher Kraft und Sicherheit mittelst eines elastischen Stricks, den sie um die Mitte der Lanze legen und mit

dem Daumen einen Schneller geben. Sie haben auch Streitkolben von sehr hartem Holze, die zum Theil artig geschnitzt und polirt sind. Endlich bedienen sie sich auch der Schleudern, und ründen zu diesem Behufe die Steine mit besonderm Fleiße. Über den Charakter der Neucaledonier weichen die Berichte der beiden Seefahrer, welche die Insel besuchten, von einander ab. Cook schildert sie als gutartig, ohne Mißtrauen und freundlich zuvorkommend. D'Entrecasteaux beschreibt sie als freche Diebe, streitsüchtig und als Menschenfresser. Die dortige Pflanzenwelt hat Labillardière beschrieben: „Sertum austrocaledonicum" (Paris 1824, m. 80 Kpf.).

Neu- oder Westcaledonien, s. Nordamerika.

Neudietendorf, im Amte Ichtershausen, nahe bei Altdietendorf, einem Pfarrdorfe von ungefähr 250 Einw., im gothaischen Amt Wachsenburg, ist eine Colonie der evangel. Brüdergemeinde (28 H., 250 E.), wurde 1742 angelegt und erhielt 1764 von Herzog Friedrich III. eine förmliche Versicherung des landesherrlichen Schutzes. Sie liegt in einer angenehmen Gegend, an dem Flüßchen Apfelstedt, und ist regelmäßig und schön gebaut, wohl gepflastert und des Nachts durch Laternen erleuchtet. Überall herrscht Reinlichkeit, Fleiß und Ordnung. Die Einw. zeichnen sich durch Kunstfleiß aus, sie unterhalten viele Fabrikanstalten in Wollen- und Baumwollenzeuchen, in Strümpfen, Federspulen, Siegellack, bunten Papier ꝛc., eine Flanelldruckerei, eine Schönfärberei, eine Fischbeinreißerei ꝛc.

Neufchatel, Neuchatel, Neuenburg oder Welschneuburg, ein helvetischer Canton und souveraines preuß. Fürstenthum, enthält mit der dazu gehörigen Grafschaft Vallengin auf 14 □M. 52,000 Einw. und wird von Frankreich und der Schweiz begrenzt. Dieses Land gehörte nach verschiedenem Wechsel der Besitzer der alten franz. Familie Longueville. Als diese mit dem Tode der Herzogin von Nemours, Maria von Orleans, 1707 erlosch, wurde der König von Preußen, als Erbe des Hauses Oranien, dessen alte Rechte auf das Fürstenthum anerkannt waren, von den Ständen desselben zur Herrschaft berufen, und die darauf erfolgte Besitzergreifung in dem utrechter Frieden bestätigt. 1806 trat Preußen dieses Fürstenthum an Frankreich ab, dessen Kaiser den Marschall Berthier, nachherigen Fürsten von Neufchatel-Wagram, damit belehnte. Im pariser Frieden von 1814 ward es vergrößert an Preußen (s. d.) zurückgegeben. Es huldigte am 2. Jul. 1814 dem Könige von Preußen, der ihm von London aus (18. Jun. 1814) eine Charte constitutionnelle gegeben und ihm die Rechte eines für sich bestehenden, von dem preuß. Staatsinteresse ganz getrennten Staats erneuert hat. Das Fürstenthum wurde den 12. Sept. 1814 als der 22. Canton in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Es ist der einzige monarchische Canton des Schweizerbundes. Mehre Ketten des Jura durchziehen das Land; der Neuenburgersee, welcher 6 Meilen lang, 1½ Meile breit, 400 Fuß tief und sehr fischreich ist, verbindet es durch mehre andre kleine Seen und Flüsse mit dem Rhein. Es hat zwar beträchtliche Rindviehzucht, auch Wein, Obst, Hanf und Flachs, erbaut aber bei weitem nicht hinlängliches Getreide; desto mehr zeichnet es sich durch s. Kunstfleiß aus. Dieser besteht in 3 Hauptzweigen, Spitzen, Cattun und Uhren. Außerdem wird noch mit Borten, Messern, mechanischen Instrumenten, Zitz und andern Baumwollenstoffen ein einträglicher Handel getrieben. Die von uralten Zeiten an bestehende Freiheit und Milde der Verfassung zieht eine Menge von fremden Arbeitern dahin. Man zählt daselbst an 12,000 Uhrmacher, darunter über 3300 Meister, deren Arbeiten durch ganz Europa verbreitet werden. (S. Chaux de Fonds.) Die Religion ist die reformirte bis auf 2 kathol. Gemeinden, und die Landessprache französisch; doch wird auch Deutsch gesprochen. Die jährlichen Einkünfte des Königs, 150,000 Livres, werden halb zur Verwaltung und zum Besten des Landes angewendet. Die Hauptst. Neufchatel liegt am Fuße des

ira, da wo der brausende Seyon sich in den Neuenburgersee ergießt, in einer sehr
iönen Gegend. Die Stadt selbst ist nicht übel gebaut und zählt 547 H. mit 5600
inw. Sie ist der Hauptsitz des Handels im Fürstenthum. Ihre Lehranstalten
id andre Stiftungen sind mittelst eines Vermächtnisses von 3 Mill. Gulden, wel-
es ihnen ein geb. Neufchateler, der später in Lissabon ansässige Kaufmann Pury,
macht hat, sehr vervollkommnet worden. Der Kaufmann v. Pourtales hat ein
ospital mit 700,000 Fr. testamentarisch gestiftet. Seine Erben haben jedoch
ie Dotation noch sehr vergrößert. Zu der königl. preuß. Garde in Berlin gehört
egenwärtig ein Bataillon Neufchateler. Zum helvet. Bundesheere stellt Neufcha-
el 1000 Mann.

Neufundland (47—51° 20′ N. B.), eine Insel von 1652 □M. und
'7,000 Einw., welche von Labrador durch die Straße Belleisle getrennt wird.
Schon Normänner sollen sich im 11. Jahrh. daselbst angesiedelt haben. 1497
wurde sie von Johann und Sebastian Cabotto entdeckt und ist also eine der ersten
engl. Entdeckungen. Als im 16. und 17. Jahrh. sich auch die Franzosen hier fest-
setzten, welche sie Terre-neuve nannten, entstanden unaufhörliche Streitig-
keiten, bis 1713 durch den utrechter Frieden die Insel an England abgetreten wurde.
Da indessen die Franzosen sich das Recht vorbehalten hatten, an den Küsten der
Insel von Bonavista bis Cap Riche an dem einträglichen Stockfischfang Antheil
nehmen und deßhalb Gebäude und Hütten anlegen zu dürfen, so dauerten die Strei-
tigkeiten zwischen England und Frankreich über die Ausführung dieses Punktes fort.
Durch den pariser Frieden von 1783, welcher auch den Nordamerikanern Antheil
an dieser Fischerei gab, erlangten die Franzosen einige vortheilhafte Bedingungen
in Ansehung dieses Fischfangs. Seit dem Revolutionskriege war derselbe ganz in
die Hände der Engländer gekommen, ist aber gegenwärtig den Franzosen sowol als
den Nordamerikanern wieder freigegeben worden. Alle Küsten dieser Insel bieten
den reichlichsten Fischfang dar, am ergiebigsten ist die sogen. große Fischbank, welche
in einiger Entfernung von Cap Race, der südlichsten Landspitze, liegt und fast im-
mer von kalten dichten Nebeln bedeckt ist, besonders von Febr. bis Juli. Der ein-
gesalzene und ungetrocknet nach Europa verführte Stockfisch heißt Kablejau. Von
der Wichtigkeit dieses Handelszweigs kann man sich daraus einen Begriff machen,
daß zu der Zeit, als England und Frankreich sich noch in diese Fischerei theilten,
England allein jährlich über 600,000 Ctnr. Stockfische verführte, deren Werth auf
3 bis 4 Mill. Thlr. angeschlagen wird, während die Franzosen in der Periode, wo
sie in der Theilnahme an jener Fischerei sehr eingeschränkt waren, gegen 3 Mill.
Livres jährlich mit diesem Handel gewannen. Schon damals beschäftigte dieser
Zweig des Handels in England allein über 20,000 Menschen. Nur der nördliche
und westliche Theil der Insel zeigt einen heitern Himmel. Der Winter ist äußerst
strenge, der Sommer kurz und unerträglich heiß. St.-Johns (12,000 E.) und
Placentia sind die beiden Hauptorte. Der Freihafen von St.-Johns faßt an 200
Schiffe; hier wird die stärkste Fischerei getrieben. Das Land ist unfruchtbar, vol-
ler Berge, Sümpfe und Moräste. Es bildet nebst Labrador (s. d.) ein Gou-
vernement.

Neugeorgien, Inselgruppen in Australien und in dem Polarmeere.
Das australische Neugeorgien besteht aus den 11 Salomons- und mehren
kleinen Inseln (darunter Bougainvilleinsel), 153—160° Ö. L. von Paris und
5—11° S. Br.) und aus der Insel Neugeorgien. Diese liegt südostwärts von
Neuirland; Bougainville sah sie zuerst 1768; Lieut. Shortland entdeckte ihre
westliche Küste 1788 und gab ihr den Namen; der Canal aber, der sie in 2 Theile
scheidet, heißt Shortlandsstraße. Die kleinern Inseln der erstgenannten Gruppe
sind meistens aus Schalthiergehäusen entstanden; einige haben Vulkane und
schönbewaldete Gebirge. Senkrecht hohe Felsen bilden hier und dort die Uferküste.

Die röthlichschwarzen, von einem Despoten, dem Alles gehört, regierten Einwohner, vom Stamme der Papuer, haben die fruchtbaren Thäler, welche Kokos, Brotfrucht, Bananas, Yams, auch Zimmt, Caffee, Mandeln, Zuckerrohr u. s. w. hervorbringen, gut angebaut. Diese Wilde sind Polygamen, stark und wohlgebaut; sie verzehren die getödteten Feinde. Weil sie die Schiffsmannschaft des franz. Capitains Surville meuchlings überfielen, so heißt der südöstl. Theil der Insel Neugeorgien auch Assassinenland. — In der Nähe des noch wenig beschifften südlichen Polarmeers liegt (54—55° S. B.) die unbewohnte, von Laroche 1675 entdeckte Gruppe Neu-, auch Südgeorgien genannt: Inseln, die, wie Sandwichland (das südliche Thule unter 60° S. B. und 350° L.) aus nackten, mit Schnee und Eis bedeckten, von allem Holz entblößten Felsen bestehen, und auf denen man nur 2 Pflanzenarten, Dactylis und Ancystrum, gefunden hat. In der Nähe liegen die vom russ. Capitain Bellingshausen entdeckten, zu Ehren des russ. Seeministers genannten Inseln des Marquis de Traverse. (Vgl. Neusüdshetland.) — Im nördl. Eismeere entdeckte Capit. Parry 1819 im Lancastersunde eine Gruppe von 9 Inseln (90—100° L. und 74—75° N. B.), die er Neugeorgiainseln nannte; die größte ist Lowther. Er segelte dann noch 10 Längengrade westwärts und fand in der Barrow- oder Lancasterstraße die Melvilleinsel, wo er überwinterte. (S. Nordpolexpeditionen.) — Noch heißt eine britische Besitzung am Königin-Charlottensund, an der Westküste von Nordamerika, Neugeorgien.

Neugranada, s. Südamerika.

Neugriechen, Hellenen, vgl. d. A. Griechenland, das neue. Die jetzige Bevölkerung des von so vielen Eroberern nacheinander beherrschten Griechenlands besteht, wenn man die Gebirge von Maina, Arkadien und Thessalien ausnimmt, aus einem Gemisch von fast allen europ. Völkern mit den ursprünglich griech. Einw., von den Nachkommen der alten Römer und Gothen, von Türken, Juden, Walachen (Wlaki), Italienern ꝛc. Da indessen die Griechen 3 Viertel der ganzen Bevölkerung ausmachen, so ist es begreiflich, daß sich nicht allein von dem Charakter der alten Hellenen, sondern auch von deren Sitten und Gebräuchen so viel erhalten hat, als es auf der einen Seite die griech. Kirche und auf der andern der Despotismus der Türken erlaubte. Daher der große Unterschied zwischen den freiern Bewohnern des Gebirges und denen der Flecken und Städte. So zeigte vor dem jetzigen Kampfe auf den Gebirgen Arkadiens Alles die Ruhe des idyllischen Hirtenlebens; in den Ebenen erblickte man das Elend der Knechtschaft. So vielfach der Wechsel des Klima und der Producte des Landes ist, so vielfach ist auch der Wechsel in der Cultur der Bewohner. Auf einigen Inseln wohnen fast nur Fischer; der Mainote ist Jäger oder Räuber; in Thessaliens Ebenen wohnen Nomaden und Ackerbauer neben einander; in Athen, Salonichi blüht der Handel und das Satrapenleben der Reichen; die Mönche vom Berge Athos erinnern an die Anachoreten von Thebais; auf Chios, Patmos, Cephalonien ꝛc. gab es classische Studien und Gelehrte. Wenn daher von neugriechischer Sprache, Literatur und Bildung die Rede ist, so muß man jene Volksbestandtheile wohl unterscheiden.

Neugriechischer Styl, Malerei, Baukunst, s. Byzantinische Kunst, Malerei (altdeutsche), Baukunst.

Neugriechische Sprache (ρωμαικη, Romaisch, genannt) und Literatur. Der männliche Aufschwung des griech. Volks seit 1821 hat aufs neue die Aufmerksamkeit des classisch gebildeten Europa der Sprache zugewandt, die noch in ihrer Entartung die Anklänge glücklicherer Zeiten und den Ton einer Mutter zurückruft, mit deren Liebreiz noch keine andre den Wettkampf bestanden. Dankbar für die Pflege, die ihr geworden, schien die griech. Sprache länger als jede andre uns bekannte eine Reinheit zu bewahren, die selbst ihren spätesten Blüthen

ürde und Anmuth gibt. Selbst jetzt, wo diese Reinheit längst verloren gegan-
n, hat der Nachklang einer hochbegünstigten Mundart doch fortwährend die Er-
ierung an gefeierte Altvordern erhalten und ist der bewahrende Schutzgeist der
iech. Art und Sitte geblieben, die eine so würdige Erhebung feiern. Des alten
riechenlands majestätische und zugleich so zartgebildete Sprache schien jedes äu-
:n Schutzes beraubt, als mit dem Falle Konstantinopels die Griechen unterjocht
ırden. Alle Gebildete, in deren Munde sich das reine Griechisch, die Sprache
: byzantinischen Fürsten, erhalten hatte, waren im Kampfe gefallen, oder geflüch-
, oder buhlten gar um die Gunst der rohen Sieger durch Annahme ihrer Dia-
te. Nur im niedern Volke lebte noch jenes gemeine Griechisch (die *κοινη, δη-
ώδης, ἁπλη, ἰδιωτικη διαλεκτος*), das **parlar volgare** des gebildetsten Vol-
, dessen Spuren zwar schon bei frühern Schriftstellern vorkommen, das aber erst
: dem 6. Jahrh. recht bezeichnend erwähnt wird. Dieses griech. Patois entfernte
) aber noch mehr von der Reinheit der Schriftsprache, die am Hofe, in den Ge-
ıtshöfen und in den Lehrsälen eine Zuflucht hatte, als kreuzfahrende Franken es
ıch ihnen eigenthümliche Ausdrücke vermehrten, und anwohnende Barbaren die
igen aufdrangen. Als schon gebildete Schriftsprache tritt dieser Volksdialekt
n ersten Male in der Chronik des Simon Sethos (1070—80) hervor. Nach-
n die Osmanen Herren des Landes geworden, hörten mit einem Male alle An-
ıten auf, welche Pflegerinnen der bessern Sprechart gewesen waren; das Volk,
ı selbst überlassen, von der brutalsten Willkür beengt, würde zuletzt auch seine
lich mehr verwildernde Mundart aufgegeben haben, hätten die Griechen nicht
hrer Kirche eine Art von Mittelpunkt behalten. Denn da ihnen bei der Erobe-
ıg der Hauptstadt der Patriarch geblieben war (Panagiotacchi, der 1500 zum
lmetscher des Großherrn erwählt ward), so wandten sie zu ihm ihre Blicke als
ıhrem Haupte und sahen in ihrer Synode seinen Senat, und auch der Sprache
b in den Schriften der Kirchenväter und des A. und N. Test. ein kanonisches
ıster, das die täglich sich mehr entfremdenden Mundarten zusammenhielt. Ver-
ırlost und dem Zufalle preisgegeben, ohne eine zur höhern Sittlichkeit hinwei-
ıe Glaubenslehre, in jedem Gewerbe gehindert, von dem aufreizendsten Beispiel
träger Wollust oder zu rachsüchtiger Tücke angeregt, konnten die ärmlichen,
rall beengten Lehranstalten um so weniger nützen, als die berufenen Pfleger der
tlichkeit und Bildung, die Geistlichen und Mönche, selbst der Kenntnisse erman-
ın und der allgemeinen Verderbniß sich hingaben. Bis zur Mitte des vorigen
ırh. dauerte diese tiefste Erniedrigung der glücklichsten Mundart. Denn die
nigen, welche in jener Periode es der Mühe werth hielten, etwas aufzuschreiben,
chmähten die Sprache des Volks zu gebrauchen; wie Fremde borgten sie dazu
altgriechische, leider damals völlig ausgestorbene Sprache. Daher möchte
historische Beweis für die jetzt unter den Neugriechen eingeführte Aussprache
wenig Überzeugendes haben, wollte man auch die vielen Gründe seiner Ver-
ʼung unbeachtet lassen. Endlich regte der durch alles Volksungemach doch nicht
ıtete griechische Geist mächtiger seine Flügel, denn das mildeste Klima, das den
ırfrohen Sinn fortwährend pflegte und nährte, das unentreißbare Erbe hoch-
erter Namen und Erinnerungen, die Land und Meer täglich erweckte, selbst
Freude am Gesang, ließen den Volkssinn nicht völlig untergehen. Drei Peri-
dieser Erweckung kann man mit Rhizos unterscheiden. Die e r s t e, von
0—50, verschaffte den Fanarioten Einfluß und Wirksamkeit im Serail,
ıders seit Maurokordatos (Alex.) Pfortendragoman, sein Sohn erster Hospo-
der Moldau und Walachei ward. Während der z w e i t e n Periode (1750
300) bildeten die Griechen sich auf abendländischen Universitäten und ver-
zten aus den Abendländern sich nach der Heimath. Zum Handel durch die
ır aufgefodert, zeigten sie bald eine Gewandtheit und eine Geschäftsumsicht,

die Mehre zu bedeutendem Wohlstande brachte. Durch ihre äußere Beschränkung zum Zusammenhalten ermuntert, lag ihnen daran, Eingeborene zu Gehülfen sich heranzuziehen. Das Bedürfniß zwang zur Anerkennung des Werthes der Bildung, und die Theilnahme an der Verwaltung der Moldau und der Walachei erhob ihre Blicke zu öffentlicher Thätigkeit. Man wünschte den gebildetern Völkern Europas näher zu treten und hinter den allgemeinen Anregungen nicht zurückzubleiben. Man fing an, die Muttersprache mehr zu beachten, die ohnehin durch die häufigern Reisen gebildeter Europäer nach den Trümmern der untergegangenen griechischen Hoheit an Berührungen mit dem vorangeschrittenen Westen gewann. Der Patriarch Samuel Eugen Bulgaris Theotoky von Korfu und der unglückliche Rhigas können als bezeichnend für diese Periode angeführt werden. Doch erst im dritten Zeitraume, 1800 bis jetzt, wurde diese gewonnene Bildung einflußreicher für das Gefühl der Nation, die, durch eine Menge äußerer Umstände begünstigt, den Druck erst jetzt recht zu empfinden anfing. Schulen entstanden zu Venedig, Odessa, Wien, Jassy, Bukarest, auf den ionischen Inseln, die jetzt großentheils darniederliegen. Aber auch in Konstantinopel, unter Selims III. Regierung, machten sich einzelne Fanarioten, vor Allen der edle Fürst Demetrius Morusi, der Stifter einer Nationalakademie zu Kuru Tschesme 1805, um die Cultur der neugriechischen Sprache und Literatur sehr verdient. — Die Dankbarkeit gegen die Mutter ward dem übrigen Europa ein Grund der Beachtung der Tochter, und die Sprache gewann gleichmäßig durch der Eingeborenen und der Fremden Einwirken. Anfangs wurden zu Jassy, zu Bucharest (wo Spiridon Valetas, die Zierde des dasigen Hofes, u. d. N. Aristomenes, die berühmte Abhandl. Rousseau's „Sur l'inégalité des conditions" übersetzte), zu Venedig und Leipzig meist kirchliche Schriften gedruckt; als aber durch Gewerbthätigkeit und Schifffahrt, besonders der Hydrioten, der Reichthum der Einzelnen zunahm, nahm auch der Bücherverkehr zu, dem auswärts erzogene und redlich fördernde Volksfreunde hülfreich entgegenkamen. Die Sprache selbst, die nicht ohne Wohlklang und Biegsamkeit in ihrer Entwürdigung war, gewann bei diesem Streben an Kraft und Bildsamkeit, obgleich das Bestreben Einzelner, sie dem Altclassischen näher zu bringen, ein Sprung war, der ihrer Eigenthümlichkeit allzu viele Gewalt anthat. (S. Korais.) Richtiger scheinen Diejenigen noch zu verfahren, die das jetzige Idiom dem byzantinischen Griechisch und der Sprache der Patriarchen näher zu bringen sich bemühen, wie der Athenienser Kodrika, der leidenschaftliche Gegner Korais's, Jakobakis Rhizos u. m. A., und nicht ohne Einfluß darauf blieb die zu Wien erscheinende und auf Korais's Rath gestiftete Zeitschrift „Ἑρμης λογιος", mit den ähnlichen, die dieser beredte „Hermes" erweckte. Aber jedes Bestreben wird verfehlt sein, das aus der griechischen Sprache, wie sie jetzt ist, Alles wegwischen will, was sie zur jetzigen Volkssprache macht, vornehmlich nach einem Kampfe, der des Volkes Gefühl so mächtig erhebt. — Den Schatz der neugriechischen Sprache, den die bisherigen Wörterbücher sehr mangelhaft kennen lehren, weil er nur mit Zuziehung vieler Glossarien umfaßt werden kann (Vendoti, neugriech., ital. und franz., Wien 1790; Weigel, neugriech., deutsch und ital., Leipz. 1796; Kumas, neugriech., russisch und französ., Moskau 1811; Vlani, neugriech. und ital., Vened. 1806; Schmidt's „Neugriech.-deutsches Handwörterbuch", Leipz. 1825), würde das große, auf 6 Folianten berechnete Wörterbuch genauer uns dargelegt haben, das unter Leitung des Patriarchen Gregorius (s. d.) 1821 zu Konstantinopel begonnen ward, wenn der Märtyrertod des Greises, am 22. April 1821, mit der Zerstörung so vieler durch ihn gepflegten Bildungsanstalten nicht auch dies Unternehmen geendet hätte. *) Für die Kenntniß der Sprache selbst, die vorzüglich in

*) Der 1. und 2. Bd. dieser „Arche der griechischen Sprache" erschienen zu Konstantinopel 1819 fg. in der Buchdruckerei des Patriarchats im Fanar.

er Bildung der Zeitwörter von der alten abweicht und in den Endungen mehrer Nennwörter, haben jetzt sich die Hülfsmittel vermehrt. Die 1805 in Wien herausgekommene Grammatik von Christopulos, der das Neugriechische für Äolisch-Dorisch hält, Schmidt's „Deutsch-griechische Sprachlehre" (Lpz. 1808) und eine andre deutsch-griechische von Bojadschi (Wien 1821 u. 1823), außerdem Jules David's sehr zu empfehlende „Méthode pour étudier la langue grecque moderne" (Paris 1821) und noch ein „Συνοπτικος παραλληλισμος της ἑλληνικης και γραικικης γλωσσης" (Paris 1820), W. Münnich's „Neugr.-deutsche Sprachlehre" (Dresden 1826), v. Lüdemann's „Lehrb. der neugriech. Sprache" (Lpz. 1826) entsprechen mehr oder weniger dem Bedürfnisse. Auch deutsche Philologen, wie Friedemann, Poppo, ließen das Neugriechische in Berücksichtigung seines Verhältnisses zum Altgriechischen nicht unbeachtet; doch wurde ein Werk noch von den Deutschen zu sehr übersehen, das für die Sprache, wie sie lebt, vorzüglich wichtig ist: die von Neidlinger ungenügend mitgetheilten „Remarks of H. Leake, on the languages spoken in Greece at the present day", die in s. „Researches in Greece" (1814) sich finden. Von Athanas. Stagirites wird eine griechische Sprachlehre angekündigt. Auch vgl. das „Dictionn. français-grec moderne, précédé d'un discours sur la grammaire et la syntaxe de l'une et l'autre langue, par Grég. Zalicoglos" (Paris 1824).

Den 2 Mal durch Rußland beschworenen Volksgeist konnte zwar die rasch aufschießende Literatur der Neugriechen, meist Übersetzungen aus dem Franz., nicht sehr erheben, da sie ihm meist Fremdartiges anzueignen suchte; aber seit der edle Korais und ihm Gleichgesinnte eingriffen, bemerkt man eine Höheres ins Auge fassende Thätigkeit. Die Schule zu Scio, leider durch das Mordfest am 11. April 1822 verödet, die seit 1800 bestand, die Akademie zu Janina, deren Director, Athanasius Psalida, für den ersten neugriechischen Literator gehalten wurde, und die von den Franzosen auf den ionischen Inseln begründete Akademie waren Vereinigungspunkte der griech. Jugend geworden, die nicht ohne Einfluß auf den aufstrebenden Sinn des griech. Volks bleiben konnten. Unter Englands Schutz und Lord Guilford's weiser Fürsorge entwickelte dort sich der griech. Geist zu allmäliger Reife. Bereits ward zu Korfu, auf Canning's Befehl, am 29. Mai 1824 die ionisch-griechische Universität eröffnet. Sie besteht aus 4 Facultäten, der theologischen, der juristischen, der medicinischen und der philosophischen. Ihr Kanzler war Lord Guilford. Die Vorlesungen werden in neugriechischer Sprache gehalten. Unter den Professoren zeichnen sich aus: Bambas von Scio, der Literator Asopios und Piccolo, der über die neuere Philosophie Vorlesungen hält. In Paris besteht für die neugriech. Sprache seit Jahren ein eigner Lehrstuhl, und auch H. Klonaris gibt über sie lebhaft besuchte Vorträge. Im Drucke erschienen die von Jakobakis Rhizos Nerulos zu Genf gehaltenen (ins Französ. übersetzt, Genf 1827). In München ward später ein Lehrstuhl errichtet; in Wien, in Petersburg, in Triest widmeten reiche Griechen dem Bücherwesen ihrer Landsleute eine Aufmerksamkeit, die den Sinn der Gebildeten höher erhob und den lebenskräftigen Stamm rasch in Knospen und Blüthen trieb. In Odessa bestand seit Jahren ein griech. Theater, wo altgriech. Tragödien, in die neue Sprache übersetzt, die Zuschauer entzückten. Solchen Versuchen folgten bald eigenthümliche Schöpfungen von Jakobakis Rhizos („Aspasia" und „Polyxena"), von Pikulos, und Übersetzungen neuer dramat. Werke von Oikonomos, Kokkinakis u. A. Begeistert riefen Rhigas (s. d.) und Polyzois ihre Landsleute zu Krieg und Schlachten; lieblich dichtete Christopulos, im Sinne des tejischen Sängers zur heitern Freude ermunternd, Kalbo und Salomo von Zante nicht zu vergessen; in ängstlicherer Form steht Jannakateky Tianites von Konstantinopel obenan. Ernster ist Sakellarios's Muse (Wien 1817), und Perdikatis satyrisch. Als Improvisator hatte Nikolopulos zu Paris Beifall.

Andreas Mustoridi (s. d.), Geschichtschreiber der Insel Korfu, ist eine Zierde der neugriech. Literatur und gleich ausgezeichnet als italienischer Schriftsteller durch s. „Leben des Anakreon". Unter der Menge von Übersetzern, die eifriger jetzt politische Schriften übertragen, wird Iskenteri, der Voltaire's „Zadig" ins Neugriech. übertrug, gepriesen. Bambas, Kumas, der Übersetzer von Krug's „System der Philosophie", Alexandridis, Anthimos Gazis, Dukas, Guhdelas, Kodrikas, Kondos, Mich. Schinas, Spyridon Trikupis, Solyzoides waren Namen, die vor dem Ausbruche der Alles verwirrenden und vernichtenden Bewegungen mit vorzüglicher Auszeichnung genannt wurden. Die „Melissa" (die Biene), ein neugriech. Journal, das Spyridon Kondos und Agathophron zu Paris 1821 herausgaben, hörte auf, als die Mitarbeiter in den Befreiungskrieg zogen. Im Ganzen waren an 3000 Schriften in neugriech. Sprache seit 50 Jahren erschienen. Jetzt feiert das gesanglustige Volk höhere Gegenstände. Der Franzose Fauriel hat sich das Verdienst erworben, die neugriech. Volkslieder zu sammeln (Paris 1824—25, 2 Bde.; deutsch von Wilh. Müller, Leipz. 1825, 2 Bde., und von einem Ungenannten, Koblenz 1825, 2 Bde.) und hat in ihnen den Commentar zu Dem geliefert, was die Ereignisse des Tages erzählen. Im Lande des schönsten Ruhmes erheben sich jetzt, so weit es nicht zur Einöde geworden, die Stimmen seiner Verherrlichung. Für das Genauere darüber verweisen wir an Iken's „Hellenion" und „Leukothea" und an die Zeitblätter. Vgl. Jul. David's „Vergleichung der alt- und neugriechischen Sprache" (aus dem Neugriech. übers. von Struve, Berlin 1827) und Minoides Minas's „Traité sur la véritable prononciation de la langue grecque" (Paris 1827). Übrigens ist gegenwärtig Korais's System, die neugriech. Sprache aus dem Schatze der altgriechischen zu bereichern und zu veredeln, dabei aber die allzu schweren Wendungen der alten und die durch die Übersetzungen eingeschlichenen Germanismen und Gallicismen zu entfernen, allgemein angenommen. 19.

Neuguinea, nach Neuholland die größte australische Insel (149° 50'—166° Ö. L., 1° 40'—10° S. B., 13,000 □M., mit 500,000 E.), wird südlich durch die Endeavour- und Torresstraße von Neuholland, östlich durch die Dampiersstraße von Neubritannien, und von Gilolo durch die Pittsstraße geschieden. Sie wurde unter allen Ländern Australiens am frühesten — von spanischen Seefahrern 1528 und 1543 — entdeckt, ist aber bis jetzt noch sehr unbekannt. Nur Forrest ging an dem nördlichen Ufer vor Anker, und Cook landete an der Südküste. Dampier, Carteret, Bougainville, D'Entrecasteaux besuchten nur einige benachbarte Inseln. Le Maire und Schouten, welche den größten Theil der Nordküste beschifften, hatten mehre Zusammenkünfte mit den Eingeborenen der benachbarten Inseln, landeten aber auch nicht auf der Hauptinsel. An dem westlichen Ende liegen mehre kleine Inseln, die im Zusammenhange mit den molukkischen Inseln stehen. Die Küsten erscheinen hoch und bergig. Im Innern zeigen sich hohe, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Berge und rauchende Vulkane. In einigen Gegenden erheben sich Gebirge in dreifacher Ordnung über einander. Man findet auf der Insel Schweine, Hunde, Paradiesvögel, Tauben, Papageien, Meergänse, Fische, Gewürznelken, Ingwer, Muskatnüsse, Kokos, Betel, Sago, Brotfrüchte, Pisangs, Platanen, Bambus 2c. Die Einwohner sind negerartig; sie haben aufgeworfene Lippen, platte, breite Nasen, einen großen Mund, große Augen und glänzend schwarzes Wollhaar, sind stark gebaut, haben eine sehr schwarze, rauhe Haut und gehen fast nackt. Einen dünnen Zeuch, welcher aus den Fasern der Kokosnüsse verfertigt wird, binden sie um den Leib. Die Wohnungen an den Küsten sind auf Pfählen gebaut, und aus denselben geht eine lange Art von Brücken, so weit als die Flut zu steigen pflegt. Eine solche Wohnung dient für mehre Familien. Der Hausrath besteht in einigen Matten, einem Herde, einem irdenen Topfe 2c. Die

Männer scheinen sich bloß mit Jagd und Kriegen zu beschäftigen. Sie haben Pfeile und Bogen von Bambusrohr. Ein sonderbare Waffe bemerkte Cook in einer Gegend bei den Einwohnern, indem sie kurze Stöcke in der Hand hatten, welche sie zu beiden Seiten schwenkten; in demselben Augenblicke sah man Feuer und Rauch wie wenn eine Flinte losgeschossen wird, aber es gab keinen Knall und dauerte nur kurze Zeit. Durch die Chinesen, welche mit den Einwohnern Handel treiben, scheinen einige Gebräuche der Religion des Fo bei ihnen Eingang gefunden zu haben. Die Reisenden unterscheiden dreierlei Arten von Einwohnern, nämlich Papuas (von der negerartigen Raçe), Haraforas, die auf Bäumen im Innern der Insel leben sollen, und Badschuer oder Oran-Badschus, ein wanderndes Fischervolk.

Neuhof (Theodor, Baron v.), König von Corsica, stammte aus einer adeligen Familie in Westfalen. Sein Vater, Hauptmann der bischöflich-münsterschen Garde, starb 1695. Theodor v. N. studirte im Jesuitercollegio zu Münster, dann zu Köln. Er flüchtete von hier, nachdem er einen jungen Menschen aus einem bedeutenden Hause im Zweikampf getödtet hatte, nach dem Haag, erhielt durch Vermittelung des spanischen Gesandten in einem spanischen Regimente, das gegen die Mohren in Afrika bestimmt war, eine Lieutenantsstelle und ward wegen seines Wohlverhaltens zum Hauptmann befördert. Bei einem Ausfall aus der Festung Oran gerieth er in die Hände der Mohren, von denen er dem Dey nach Algier ausgeliefert wurde, wo er 18 Jahre als Dolmetscher Dienste geleistet haben und zu den geheimsten Angelegenheiten gebraucht worden sein soll. Als die Corsicaner nach mehren mißlungenen Versuchen, sich und ihre Insel von den Bedrückungen Genuas zu befreien, 1735 den Plan zu einer eignen Regierungsform entworfen hatten, sprachen sie die Deys von Tunis und Algier um Hülfe an, die ihnen auch, unter des Barons v. N. Oberbefehl, 2 Regimenter und alle Kriegsbedürfnisse, welche ihnen mangelten, zukommen ließen. N. wurde von den Corsicanern mit Freude empfangen und 1736 von ihnen mit einer Krone von Lorbern zum Herrn und König ihrer Insel gekrönt. Als Beweise seiner königl. Macht ließ er Münzen von Kupfer und Silber schlagen und stiftete einen Ritterorden u. d. N. des Ordens der Erlösung. Im Nov. 1736 verließ er, um auswärtige Hülfe zu suchen, Corsica, und kam 1737 mit vielem Kriegsgeräthe zurück, das er in Holland von einigen Handelshäusern, denen er zu einem vortheilhaften Baumölhandel mit Corsica Hoffnung gemacht, erhalten hatte. 1738 aber unterwarfen franz. Hülfstruppen Corsica abermals den Genuesern. N. hatte fliehen müssen. Als jene 1741 abzogen, entstanden neue Unruhen. N. konnte sich aber gegen die Genueser und eine corsische Opposition nicht behaupten, und flüchtete nach England. Hier verfolgten ihn die Lieferanten, und er wurde Schulden halber verhaftet. 1756 veranlaßte der Minister Walpole eine Subscription zu seiner Rettung. Er befriedigte davon im Accorde seine Gläubiger und starb im Dec. des nämlichen J. aus Gram. Seine Freunde setzten ihm ein Grabmal mit dem Epitaphium: „Das Glück gab dem Manne ein Königreich und versagte ihm im Alter Brot".

Neuholland, auch Australasien (s. d.) (131—171° Ö. L., 10—44° S. B.), das Festland des fünften Welttheils und die größte Insel der Erde, hat seinen Namen von den Holländern, die 1615 das Land wieder entdeckten, nachdem es beinahe ein Jahrh. früher schon von den Portugiesen gefunden worden war. Es wird durch die Torresstraße von Neuguinea und durch die Bassesstraße von Vandiemensland geschieden, nördlich, westlich und südlich vom indischen, östlich aber vom sogen. stillen Meere oder dem großen Ocean umflossen. Die Größe (139,611 □M.) ist wenig von der Größe Europas verschieden. Man kennt nur schmale Küstenstriche. Auf der Süd-, West- und Nordküste erschweren Untiefen oder heftige Brandungen das Landen. Es gibt daselbst keinen sichern Hafen, und das ganze bis jetzt bekannte westliche Küstenland scheint eine sumpfige Niederung

zu sein. Einige Küsten haben ein rauhes, unfruchtbares Ansehen; andre enthalten große, fruchtbare Strecken, wo Pflanzen und Thiere, die dahin versetzt worden sind, trefflich gedeihen. Das noch wenig untersuchte Innere enthält viele Gebirge, von welchen man die blauen Berge kennt, eine im Westen der britischen Colonie von N. nach S. fortschreitende, wilde Gebirgskette, die jedoch die Schneelinie nicht erreicht. Sie zeigt überall unzugängliche Schluchten, hohe und steile Felsenwände und schauerliche Abgründe, sodaß es erst 1813 dem Briten Evans gelang, von der Colonie Sidney aus die blauen Berge zu übersteigen, worauf der Gouverneur Maquarie eine 100 engl. Meilen lange Bergstraße anlegen ließ, auf der er 1815 zuerst in das Innere eine Entdeckungsreise unternahm und die erste westliche Niederlassung, die Stadt Bathurst, in einer sehr fruchtbaren Gegend gründete. Das Klima ist, so weit man das Land kennt, im Ganzen angenehm und gesund. Oft ist die Hitze im Sommer außerordentlich. Im Winter fallen heftige Regen. Stürme und Donnerwetter sind beinahe zu allen Jahreszeiten häufig und heftig; auch Erdbeben hat man gespürt. An großen Strömen fehlt es. Als der größte war bisher der Hawkesbury bekannt. Kürzlich jedoch haben die Briten einen bedeutenden, schiffbaren Fluß entdeckt, der eine Gegend von ungemeiner Schönheit durchströmt, die reich ist an fettem Boden, Kalkstein, Schiefer und gutem Bauholze. Die Briten nennen diesen Fluß Lachlan, und man glaubt, daß es der schon früher nach den Quellen zu entdeckte Fluß Macquarie ist. Er ist schiffbar und nimmt mehre beträchtliche Flüsse auf. 1817 fg. untersuchte Lieutenant Oxley von Bathurst aus den Lauf des Lachlan und des Macquarie; beide verloren sich westwärts in einen großen Morast. Wahrscheinlich nimmt ein ungeheurer Landsee, den man in Westen sah, alle Flüsse des Binnenlandes auf. Das Land scheint nur 20 engl. Meilen weit nach Westen hin zu Niederlassungen geeignet zu sein, denn weiter westwärts ist alles eine große Wasser-, Sumpf- und Dünensteppe. An Meerbusen, Baien und Buchten fehlt es Neuholland nicht. Der größte Meerbusen ist der von Carpentaria an der Nordküste, der 80 Meilen breit und 120 Meilen lang ist. Einheimisch sind: das Känguruh, der Womvat, das Schnabelthier, die Schweifthiere, der Dingo oder neuholl. Hund, das neuholl. fliegende Eichhorn, die Beutelmaus, Papageien, der neuholl. Kasuar, die prächtige Manura, das weiße Wasserhuhn, der schwarze Schwan und andre Vögel, an den Küsten Seeelefanten, Haifische, Wallfische, Robben, Stachelrochen, Perlmuscheln; aus dem Pflanzenreiche: Palmkohl, Sago, Pfeffermünz-, rothe und gelbe Gummibäume, eine Art Mahagonyholz, eine neue Art von Kajeputbaum, Yams, wilder Flachs 2c. Man hat Spuren von Eisen und Kupfer, Granit, Porphyr, Basalt, Kalkstein, Steinkohlen die in Bengalen und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung abgesetzt werden, und Steinsalz gefunden. In den europäischen Colonien gedeihen die europäischen Hausthiere, Getreidearten und Gartengewächse, Obst, Wein, Taback, der dem westindischen nichts nachgibt, edle Südfrüchte, Hanf, Flachs und aus der heißen Zone hierher gepflanzte Gewächse. Die Ureinwohner (etwa 200,000) stehen auf der niedrigsten Stufe der Bildung und sind negerartig. Sie gehen nackt oder leicht mit Thierfellen bekleidet, verzehren fast Alles roh, schlafen meist unter freiem Himmel oder in einer erbärmlichen Hütte, oder verkriechen sich in Felsenhöhlen und ziehen ihre meiste Nahrung aus den Flüssen und dem Meere. Die Ostküste von Neuholland heißt Neusüdwales (s. d.). Hier legten die Briten 1787 eine Verbrechercolonie an, und zu dem Gouvernement gehört auch die Colonie auf Vandiemensland. (Vgl. Botanybai, Port Jackson, Sidney und Vandiemensland.) Nördlich von Neuholland haben die Briten 1824 zwischen den Inseln Bathurst und Melville an der Meerenge Apsley eine neue Niederlassung errichtet, ein Fort erbaut und Besitz von dem ganzen Küstenlande zwischen dem 129 und 135° der L. genommen. Sie ist nur wenig Tagereisen von den holländ. Gewürzinseln entfernt und liegt dem

Hafen Cockburn in Neuguinea gegenüber. Diese Australländer werden mit jedem Jahre für Großbritannien wichtiger, weil hier ohne Blut, sowol durch Entdeckungen im Innern Neuhollands als durch den Fortschritt des Anbaues und der gesellschaftlichen Bildung, für die Colonialpolitik eine neue Welt erobert wird, die im Laufe des Jahrhunderts dem britischen Dreizack ein wichtiger Stützpunkt werden kann. K.

Neujahrsgeschenke. In Rom gehörte es zu den Vorrechten der Patricier, daß jeder Client dem Patricier, welchen er als Patron angenommen hatte, am Neujahrstage ein kleines Neujahrsgeschenk bringen mußte. Die römischen Kaiser verlangten einen Tribut dieser Art von allen Einwohnern Roms. Caligula trat sogar in eigner Person vor die Thüre seines Palastes, um die Neujahrsgeschenke einzusammeln. Auch die ältesten Deutschen kannten die Sitte der Neujahrsgeschenke, welche sich besonders in Franken und Baiern am längsten erhalten hat. Doch wurden die Neujahrsgeschenke nach Einführung des Christenthums durch die Weihnachtsgeschenke vermindert. In neuern Zeiten finden sie nur hier und da z. B. gegen Geistliche (von ihren Beicht- und Pfarrkindern) und Ärzte (von ihren Apothekern) statt. Daß die Gewohnheit höchst verwerflich sei, welche den geringern öffentlichen Dienern und andern Untergebenen verstattet, Neujahrsgeschenke als ein Accidenz ihrer Besoldung einzusammeln, ist längst anerkannt worden. In Frankreich kennt man wol Neujahrsgeschenke (étrennes), aber keine zu Weihnachten, die dagegen in Deutschland gewöhnlich sind. — **Neujahrswünsche.** Der Ursprung unserer, in den neuesten Zeiten durch bloße Visitenkarten erleichterten Neujahrswünsche ist bei den Römern zu suchen. Die Magistratspersonen nahmen schon in den ältesten Zeiten am ersten Tage des Jahres eine feierliche Aufwartung an, die nicht, wie diejenigen, welche sich die Patricier von ihren Clienten an demselben Tage machen ließen, mit Geschenken begleitet, sondern auf bloße Glückwünschung eingeschränkt war. Dieser Gebrauch ging aus dem Heidenthum in das Christenthum über, und da er nicht bloß, wie anfänglich, in den Grenzen einer Ehrfurchtsbezeugung gegen Staatsbeamte stehen geblieben war, so wurde er eine wahre Last und in Deutschland besonders höchst pedantisch betrieben. Die gedruckten Neujahrswünsche, welche noch vor 30 Jahren üblich waren, scheinen nach und nach abzunehmen und ein Gegenstand der vertraulichen Sitte oder der sinnreichen Eleganz geworden zu sein. Die pariser und wiener Neujahrwünsche zeichnen sich durch letztere aus.

Neukomm (Sigismund), ein schätzbarer Componist, geb. den 10. Jul. 1778 zu Salzburg, zeigte schon im 6. J. große Fähigkeit zur Musik. Sein Lehrer war der wackere Organist Weißauer in Salzburg, welchen er bald in seinem Amte unterstützte. In seinem 15. J. ward er Universitätsorganist in Salzburg, wo er seine Studien gründlich fortsetzte. Sein Vater, Lehrer der Schönschreibekunst an derselben Universität, trug für seine wissenschaftliche und musikalische Bildung große Sorge. Mich. Haydn gab dem jungen N. Unterricht in der Composition und ließ ihn öfters seine Stelle als erster Hoforganist versehen. Im 18. J. ward N. als Correpetitor der Oper beim Hoftheater in Salzburg angestellt, welche Beschäftigung in ihm den Entschluß befestigte, sich ausschließend der Tonkunst zu widmen. 1798 ging er nach Wien, wo ihn Jos. Haydn zu seinem Schüler aufnahm und wie seinen Sohn behandelte. Bis 1804 benutzte er diese glückliche Lage, wo er dann in Petersburg als Capellmeister und Director der deutschen Oper angestellt wurde. Eine schwere Krankheit nöthigte ihn diese Stelle aufzugeben, worauf er sich ungestört musikalischen Arbeiten widmete. 1807 ward er Mitglied der Akad. der Musik zu Stockholm, und 1808 Mitgl. der philharmonischen Gesellschaft zu Petersburg. Während seiner Anwesenheit in Petersburg führte er mehre Werke von seiner Composition mit großem Vortheil auf, konnte aber erst 1808, auf Zureden der Kenner

und besonders seines Meisters, Jos. Haydn, zur Herausgabe einiger seiner Compositionen bewogen werden. Er ging dann nach Paris, um die große dramatische Musik genauer zu studiren, dann aber als Hofcomponist bei dem Prinzen von Brasilien nach Rio Janeiro; von da kam er 1824 zurück und lebt nun bei dem Fürsten Talleyrand. Er reiste 1826 nach Italien. Zu seinen Hauptwerken gehört vor Allem seine große Phantasie für das ganze Orchester, ein ebenso kühnes als kräftig und sicher ausgeführtes Werk, wodurch er sich eine neue Gattung schuf. Dieser ließ er noch 3 andere später folgen. Von Kirchencompositionen ist bekannt: sein gehaltvolles „Requiem", sein „Stabat mater", die Cantate „Der Ostermorgen ec." von Tiedge. Auch sind von ihm ein schönes Quintett für Clarinette oder Oboe ec. und mehre kleinere Stücke (z. B. „Schäfers Klagelied" von Göthe, mit Begleitung des Pianoforte) bekannt. Verschiedene Stücke für das deutsche Theater, z. B. eine anziehende declamatorische Musik zu den Chören in Schiller's „Braut von Messina" und eine große Oper „Alexander", ferner mehre Cantaten (z. B. „Circe"), Psalmen, Arien, Stücke für Pianoforte und Blaseinstrumente sind noch ungedruckt. Alle seine Werke sind durch Gründlichkeit und Gediegenheit dem Modestreben entgegen, wenden sich aber vielleicht zu sehr zu dem Alten hin.

Neumark (Georg), geh. Archivsecretair und Bibliothekar zu Weimar, Comes palat., berühmter Dichter und Meister auf der Viola di Gamba, auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft (s. d.), in welcher er den Beinamen: der Sprossende, führte. Er ward geb. am 16. März 1621 zu Mühlhausen, und starb 8. Jul. 1681. Von ihm hat man: „Fortgepflanzter musikalisch-poetischer Lustwald" (Jena 1657), welcher mit mehren Instrumenten begleitete Gesänge enthält und die vermehrte Ausgabe seines „Poetischen und musikalischen Lustwäldchens" (Hamb. 1652) ist; „Geistliche Arien" (Weimar 1675). Von seinen Liedern sind mehre in die öffentl. Gesangbücher aufgenommen worden. Der schwedische Gesandte v. Rosenkranz nahm ihn zu seinem Secretair an und entzog ihn dadurch drückenden Verlegenheiten. Voll freudiger Rührung über die Vorsehung dichtete er damals das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten ec.".

Neumond, s. Mondphasen.

Neunaugen, Pricken, Steinsauger, Petromyzon fluviatile, gehören zu den Knorpelfischen. Sie sind daumendick und fußlang, werden zu Lüneburg an der Niederweser, in Mecklenburg, Liefland, Pommern häufig in Flüssen gefangen, mit Essig, Salz und Gewürzen eingelegt und in Fässern verschickt. Man liebt sie wegen ihres weichen Fleisches. An der Seite des Kopfes hat die Pricke 7 Öffnungen, die man sonst für Augen ansah (daher der Name: Neunauge), von denen man aber jetzt weiß, daß sie zum Ausspritzen des eingesogenen Wassers dienen. Steinsauger heißen sie, weil sie sich mit Hülfe vieler kleinen Zähne an Klippen festsaugen können. Die Neunaugen sind die Fische der Flußmündungen, sowie die Forellen der Flußquellen.

Neuplatoniker. Die Secte der Platoniker (s. Plato) war unter allen, die aus der Sokratischen Schule stammten, die zahlreichste. Allein ihr Eifer erschlaffte, während andre neben ihnen, vorzüglich die Skeptiker, eine größere Theilnahme zu erregen anfingen. Im 3. Jahrh. n. Chr. erhoben sich die Platoniker aber von neuem und bildeten eine eigne Secte, die der Neuplatoniker, auch der alexandrinischen Neuplatoniker (weil sie anfangs vorzüglich zu Alexandria zu Hause war), in deren Lehre sich Platonismus mit dem Orientalismus zu verbinden strebte. Der Schwung, den die platonische Philosophie in einer veränderten Gestalt jetzt auf einmal nahm, ist aus dem Genie der ersten Neuplatoniker, aus dem Gegensatz des Skeptitismus, aus dem Hinneigen des durch Luxus entarteten griechischen Sinnes zur Mystik und orientalischen Schwärmerei, und aus dem Bestreben, dem immer mehr siegreichen Christenthum durch eine philosophische Begründung des Heiden-

thums einen Damm entgegenzusetzen, zu erklären. Die Neuplatoniker strebten nach dem Höchsten, nach Erkenntniß des Absoluten und inniger Vereinigung mit demselben, um dadurch die Bestimmung des Menschen, vollkommen gewisse Erkenntniß des Alls, Heiligkeit und Seligkeit zu erreichen, wozu nur Anschauung des Absoluten (*θεωρια*) führen sollte. Ammonius Sakkas aus Alexandrien, ein Mann von außerordentlichem Genie, der durch Lasttragen seinen Unterhalt verdienen mußte, und nach der gewöhnlichen Ansicht Urheber dieser Schule ist, erfüllte seine Schüler, unter denen Longin, der berühmte Kritiker, Plotin, Origenes und Herennius die vorzüglichsten waren, mit demselben dichterisch-philosophischen Feuer, von dem er selbst durchdrungen war. Plotin, geb. zu Lykopolis in Ägypten 205 n. Chr., gest. 270, hat hauptsächlich die Theorie der neuplatonischen Philosophie durch seine Schriften begründet. Er ging von dem wahren Gedanken aus, daß Philosophie nur dann möglich sei, wenn das Erkennen und das Erkannte, Subjectives und Objectives, identisch sind. Die Philosophie, lehrte er nun weiter, soll nach ihm das Eine, welches Grund und Wesen aller Dinge ist, und mit welchem sie selbst zum Theil identisch ist, das Urlicht, aus welchem Alles ausströmt, nicht durch Denken und Reflexion, sondern auf eine vollkommene Weise, durch Anschauung, die dem Denken vorangeht, erkennen. Plotin's Philosophie beruht also auf den Voraussetzungen, daß nämlich das Absolute, Übersinnliche der erkennbare Grund der Welt, und daß es durch geistige Anschauung, die noch vor dem Denken hergeht, erkennbar sei. Die Intelligenz nämlich als Product und Bild des Einen durchdringt als Lichtwesen alle Dinge. Aus ihr geht hervor die Seele als der bildende Gedanke. Sie sucht das Eine, das Gute, als Urgrund von Allem. Dies geschieht durch unmittelbares Ergreifen, Schauen und Genießen als einer Gegenwart. So fällt Anschauendes und Angeschautes zusammen; die anschauende Seele wird was sie anschaut, sie geht zurück zu dem Einen. Die Natur des Geistes und des Seienden ist die erste und wahre Welt, nicht verschieden von sich, nicht kraftlos durch Theilung, noch mangelhaft, noch durch Theile geworden, da ja das Einzelne nicht dem Ganzen entzogen ist, sondern das ganze Leben desselben, und aller Geist in Einem lebend ist. Die Geisterwelt ist also anzusehen als ein lebendiges Weltthier. Alles ist nur Anschauen. Die Sinnenwelt ist das Nachbild der intelligibeln Welt; die Zeit ein Bild der Ewigkeit und von ihr ausgeflossen. Das Böse ist entweder scheinbar oder nothwendig; als nothwendig aber hört es auf böse zu sein. — Unter den Schülern Plotin's zeichneten sich Porphyrius (Malchus) und Amelius aus. Jamblichus, ein Schüler des Porphyrius, hatte eine große Anzahl von Schülern, unter welchen Eustathius, Ädesius und der Kaiser Julian die vornehmsten waren. In der Folge wurde Athen der Hauptsitz der Platoniker. Unter den spätern Neuplatonikern zeichnete sich Proklus aus Konstantinopel (412—485) am meisten aus. Zwei Dinge sind es hauptsächlich, wodurch die Neuplatoniker interessant werden. Einmal jene philosophisch-dichterische Erhabenheit des Gemüths, die dann am meisten anspricht wann man alle übrige dogmatische Systeme und zuletzt auch den Skepticismus durchwandert hat, ohne die gesuchte Befriedigung gefunden zu haben. Das Zweite was die Neuplatoniker auch dem Historiker anziehend macht, ist die Übereinstimmung, in welche sie die griech. Philosophie mit der ältesten Symbolik des Orients, dem Heidenthum überhaupt zu bringen suchten. Daher kommt aber auch die Verschmelzung des Platonismus mit Pythagorismus und das Streben, die streitenden Ansichten der frühern Schulen zu vereinigen. Eben dieses ihres Strebens wegen, die Volksreligion in ihrer ursprünglichen Bedeutsamkeit zu fassen, hat man bisher viele der von ihnen zur Unterstützung dieser Übereinstimmung beigebrachten historischen Notizen verworfen und behauptet, daß sie in ihrem spätern Zeitalter nicht mehr Zeugen für Thatsachen abgeben könnten, die sich zum Theil in das Dunkel der Geschichte verlieren. Allein viele dieser antiquarischen und mythologischen Notizen,

welche wir zuerst und allein bei den Neuplatonikern finden, tragen zu sehr das besondere Gepräge der Wahrheit, als daß wir sie als von ihnen erdichtet ansehen können, und sie dürften daher leicht aus frühern, echten Quellen geschöpft sein, welche uns verloren gegangen sind. Der Überdruß an der während des Mittelalters herrschend gewesenen scholastischen Verstandesphilosophie und dialektischen Subtilität, und die Sehnsucht nach einer das ganze Wesen des Menschen befriedigenden Philosophie veranlaßten am Ende d. 15. Jahrh. das Wiedererwachen der platonischen Philosophie in der Umbildung, die sich durch die Neuplatoniker erhalten hatte. Der größte Geist in dieser neuen, von den Mediceern zu Florenz begünstigten italisch-platonischen Philosophie war Marsilius Ficinus (starb 1499).

Neuschottland. 1) Ein britisches Gouvernement in Nordamerika, welches sonst mit dem Gouvernement Neubraunschweig den Namen Akadien führte. Es begreift eine zwischen 43° 30′ und 48° N. Br. liegende Halbinsel (730 □M., 125,000 E.) die bloß im W. mit Neubraunschweig zusammenhängt. Der atlantische Ocean, welcher auf 3 Seiten Neuschottland umgibt, macht hier tiefe Einschnitte, worunter besonders die Foundybai tief eindringt. Ebbe und Flut sind so reißend, daß das Wasser nicht selten auf 40 Fuß Höhe steigt. Die Einwohner sind größtentheils britischen Ursprungs; doch gibt es auch viele Deutsche und Franzosen. Das Land hat wegen seiner hohen und felsigen Küsten ein rauhes Ansehen. Das Innere hat geringe Hügelketten, ist stark bewaldet und an den Küsten und Flüssen angebaut. Der Boden ist sehr fruchtbar; das Klima ziemlich gemäßigt, an den Küsten feucht und nebelig. Da, wo der Anbau stärker ist, die Waldungen gelichtet und die Sümpfe ausgetrocknet worden sind, spürt man eine gesundere Atmosphäre als zuvor. Schnee fällt genug, aber der Himmel ist, besonders in den südlichen Theilen, klar, und der Sommer heißer als in England. Die Kälte dauert 4—5 Monate. Die Wälder liefern im Überfluß Eichen, Tannen, Fichten, Cedern, Buchen, Zuckerahorn rc. Man bauet Getreide, Erbsen, Bohnen, Hanf, Flachs, Gartengewächse, Obst, besonders Mais. An Vieh, Fischen und Pelzthieren ist kein Mangel. Die benachbarten Sandbänke wimmeln von Stockfischen. Biber, Fischottern, Lachse, Schellfische, Hummern, Makrelen, Störe, Heringe werden in Menge gefangen. Hauptartikel des Handels sind Pelzwerk, Holz, Fische, auch etwas Pottasche. Der Gewerbsfleiß ist von keiner Bedeutung. Außer Viehzucht und Ackerbau wird mit Erfolg Fischerei getrieben. Auch werden Schiffe gebaut. Man findet die gewöhnlichsten und unentbehrlichsten Handwerker. Das Land hat viele und gute Häfen. Dem Gouverneur sind ein Rath und eine Versammlung beigegeben, welche aus 12 von den dazu berechtigten Gutsherren erwählten Vertretern des Volks besteht. Sebastian Cabot entdeckte dieses Land 1497, ein Venetianer, der in Diensten König Heinrichs VII. von England stand. Da die Engländer das Land vernachlässigten, so ließen sich auch Franzosen daselbst nieder, welche aber 1613 von jenen vertrieben wurden. Sieben Jahre lang blieb das Land ohne europäische Niederlassung. König Jakob I. schenkte es hierauf (1621) dem schottischen Ritter Menstly, nachherigem Grafen v. Stirling und Staatssecretair von Schottland, von dem es Neuschottland genannt wurde, weil Schotten es anbauen und bevölkern sollten. Allein diese Culturversuche blieben unausgeführt. Nachdem Frankreich vermöge eines mit England geschlossenen Vertrags 1632 in den Besitz von Neuschottland gekommen war, erhielt es sich darin bis 1654, wo die Franzosen durch Cromwell daraus vertrieben wurden. Indessen wurde das Land durch den Vertrag von Breda 1667 von Karl II. abermals an Frankreich abgetreten. 1690 eroberten während des Kriegs zwischen Frankreich und England die Einwohner von Neuengland die Provinz Neuschottland für England. Die völlige Abtretung von Seiten Frankreichs erfolgte im utrechter Frieden (1713), jedoch ohne genaue Angabe der Grenzen. Dieses verursachte in der Folge unaufhörliche Streitigkeiten zwischen

eiden Mächten, welche endlich den Ausbruch des Kriegs von 1755 veranlaßten. Dieser Krieg ward von Seiten Frankreichs so unglücklich geführt, daß es im Frieden on Fontainebleau, 1763, sogar ganz Canada abtreten mußte. Halifax (s. d.), ie Hauptst., ist gut gebaut und hat einen prächtigen Gouvernementspalast. 2) Ein flecken bei Danzig oder eine Vorstadt dieser Festung wird in den Belagerungsge= chichten derselben oft erwähnt.

Neuseeland, in Australien, vom 34—48° S. B. und 184—197° Östl. L., wird durch die 5 Seemeilen breite Cooksstraße in 2 Inseln getheilt, wel= che zusammen 4300 □M. enthalten, und wovon die nördliche Eaheinomauwe und ie südliche Tovy oder Tovai=Poenamoo heißt. Der erste Entdecker war der Hol= änder Tasman, welcher 1642 an der östlichen Küste hinfuhr, aber nicht landete, weil er von den Einwohnern feindlich empfangen wurde. Die nähere Kenntniß des Landes verdankt man Cook, welcher auf seinen dreimaligen Weltumsegelungen das= elbe besuchte. Die südliche Insel ist ein sehr gebirgiges, unfruchtbares und wenig bevölkertes Land, wo die Gipfel der Gebirge mit Schnee bedeckt sind, und die Fel= en, künstlich behauenen Wänden gleich, bis an das Meer reichen, ohne Häfen oder Buchten zu bilden und ohne irgend eine Spur von der Mündung eines Flusses zu zeigen. Die nördliche Insel hat ein freundlicheres Ansehen. Die Berge, worunter der nach Forster 14,750 Fuß hohe Pic Egmont, sind weniger schroff und mehr mit Holz bedeckt, mit Ebenen, nebst Thälern von kleinen Flüssen und Bächen bewäs= sert, und bringen eine angenehme Abwechselung hervor. Auch sind an den Küsten Häfen und Baien. Das Klima ist gemäßigt. Stürme, Wasserhosen und Gewitter sind hier so häufig als heftig. Die Winde wechseln oft in der Richtung, welches durch die hohen mit Schnee oder ewigen Nebelwolken bedeckten Gebirge bewirkt zu werden scheint. Die Wolken erscheinen zuweilen glänzend grüngefärbt, wie sie in andern Ländern nicht vorkommen. Neuseeland hat wenige Säugethiere (Hunde, Ratten und Fledermäuse), eine große Menge von Vögeln, sehr viele Fische und Schalthiere, deßgleichen Wallfische, Seebären und Seelöwen. Aus dem Pflan= zenreiche fand Forster 250 neue Gewächse. Zu den nützlichen Gewächsen gehören: neuseeländischer Flachs, der einen vortrefflichen Faden gibt, wilder Sellerie, Arum= wurzeln, Pataten, Theemyrten, Sproßtannen (die Blätter von beiden geben ei= nen antiskorbutischen Thee), Kohlpalmen, überhaupt nur wenige fruchttragende Bäume. Ferner findet man Marmor, Granit, Quarz, Feuersteine, Chalcedone, Achate, Eisenstein und Ocher. Merkwürdig ist der Jade oder orientalische Nie= renstein, woraus die Einw. ihre Waffen bereiten, daher er auch ein Gegenstand des innern Handels ist. Die Einw. (etwa 100,000), gehören zu der zweiten Haupt= raçe der Australbewohner, die mit der malajischen Aehnlichkeit hat. Sie sind groß und stark, größtentheils von brauner Farbe. Beide Geschlechter haben angenehme Gesichtszüge; in ihrem Betragen gegen einander zeigen sie sich leutselig, nur gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich und schenken ihnen nie das Leben. Sie führen oft Kriege und verzehren auch die gefangenen Feinde. Beide Geschlechter tätowi= ren sich und bezeichnen den Leib mit schwarzen Flecken und schneckenförmigen schwarzen Furchen, besonders die Männer, wodurch sie ein abscheuliches Ansehen bekommen. Ihre Kleidung besteht in einer groben, zottigen Matte, von einer Art von Schwertlilie verfertigt. Ihre Wohnungen sind einfach und bilden Dör= fer, welche sämmtlich auf steilen Landspitzen oder Bergen liegen, und mit einer dop= pelten Einfassung von Palisaden und einem Graben, sowie auch mit Thoren ver= sehen sind. Im Innern der Dörfer sieht man einen freien Platz mit 3 öffentlichen Gebäuden und einer Art Statue, welche die Mitte des Platzes ziert. Sie bauen sich große Piroguen mit allerlei Schnitzarbeit und beschäftigen sich, besonders in den nördlichen Gegenden, mit Ackerbau und Weberei. Sie haben Oberhäupter, Priester und einige Religionsvorstellungen. Neuseeland wird von Neusüdwa=

les aus erforscht und civilisirt. Seit Vancouver, Flinders, D'Entrecasteaux und andre Seefahrer, die große Doppelinsel besucht haben, lernten wir sie noch genauer kennen durch 2 Briten, Joh. Liddiard (dessen Beschreibung 1817 in 2 Bdn. erschien) und Cap. Rich. W. Cruise („Journal of ten months residence in New Zeeland", Lond. 1823). Kein andres von den Europäern entdecktes Land, das eine so beträchtliche Anzahl Ureinwohner besitzt, zeigte eine jungfräulichere Erde und ein milderes Klima als Neuseeland. Man fand hier kein einziges kriechendes Insekt und nur 2 vierfüßige Thiere, den Hund in allen Farben, aber zottiger als der europäische, und eine kleine Ratze; dagegen 2 Baumarten von außerordentlicher Größe: die Bergfichte (Cowrie), die erst über der Höhe von 100 Fuß ihre weiten Zweige auswirft, und die Kaikaterre, welche etwas niedriger als jene auf Sumpfgrund und am Ufer der Flüsse wächst. Jene liefert den Wilden, durch Aushöhlung der einen Hälfte des Baumes, Kriegscanots von mehr als 80 F. Länge und 6 F. Breite. Die Engländer holen zu ihren Linienschiffen Baumblöcke von 74—88 F. gerader Länge, die am dünnen Ende 21—23 Zoll im Durchmesser haben. Neuseelands Bewohner, die Gegenfüßler der Briten, sind zugleich die Antipoden europäischer Bildung und Verbildung. Noch im Besitze aller Güter des Naturstandes sind sie groß, wohlgewachsen, stark, im Genusse der frischesten Sineskraft, wahre Riesen gegen die Zwerggestalten europäischer Afterkunst; aber heftig in ihren Begierden, unzähmbar in ihren Leidenschaften, rasch im Auffassen von Vorstellungen, roh in ihren Gebräuchen, und leidenschaftliche Menschenfresser. Cap. Cruise entwirft von diesen Kannibalen eine sehr lebendige Schilderung. Sie sind Jäger, Fischer und Landbauer. Ihre Fischnetze verfertigen sie von dem besten Flachse, den man kennt, dem neuseeländischen, seidenartigen Phormium tenax, einer in Hinsicht sowol ihrer Zähheit als der Feinheit ihrer Fasern kostbaren Pflanze, welche Flachs und Hanf mit Vortheil ersetzt, und jetzt auch in Frankreich, z. B. im Depart. Lot und Garonne, gezogen wird. Die Fischnetze der Neuseeländer übertreffen an Größe und Dauerhaftigkeit weit die englischen. Von jenem weichen und feinen neuseeländischen Flachse verfertigen die Weiber aus dem Werg den dicken Nachtmantel zum Schutze gegen unfreundliches Wetter; das zierliche Oberkleid verbrämen sie oft mit Stickerei und bei den Häuptlingen mit Emufedern; das feine, dicht anschließende, sehr wärmende Unterkleid wird ebenfalls aus jenem Flachse verfertigt. Eine vornehme Kost des neuseeländischen Landadels, oder der Häuptlinge, die zugleich Priester sind, ist Menschenfleisch, doch nehmen die Weiber an solchen Mahlzeiten nicht Theil. Sie lassen (nach Cruise) die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde im Ofen ausdorren, und dann in der Luft austrocknen, wodurch das Gesicht Form und Züge behält. Am Grabe eines verstorbenen Häuptlings pflegt sich gemeiniglich die Hauptfrau desselben (er hat deren mehre) zu erhenken; außerdem schlachtet sein Stamm ihm zu Ehren einige Sklaven und Gemeinfreie (Cookees). Die letzten sind Hörige und Schützlinge des Adels, haben aber Eigenthum und ein bedingtes Gebrauchsrecht über Personen und Güter. Der Adel ist ein schöner und starker Menschenstamm, der sich tätowiren muß. Die gemeinen Neuseeländerinnen — ein stehender Ausfuhrartikel nach Neusüdwales, wo es an Frauen fehlt — haben oft viel Verstand und eine große Vorliebe für Ausländer, von denen sie weniger tyrannisch behandelt werden als von ihren Landsleuten. In ihrer wohlklingenden Sprache ist der Gesang einnehmend, da jedes Wort mit einem Vocal schließt. Noch ist bekannt, daß die Neuseeländer statt der Lippen mit den Nasenspitzen sich unter einander begrüßen. Die Bevölkerung Neuseelands nimmt ab; denn selbst bei den Häuptlingsfamilien tödtet manche Mutter ihre Töchter bei der Geburt, indem sie denselben die Hirnschale eindrückt, damit sie einst der Mutter Leiden nicht auch erfahren. Die unehelichen Kinder von Europäern oder Vätern, die die Mütter hernach nicht ehelichen, werden fast alle abgetrieben,

er nach der Geburt getödtet. — Die brit. Missionnaire haben daher auf Neu=
eland noch viel vorzubereiten und auszurotten, ehe das Christenthum daselbst
ingang finden kann. Der physische Zustand der Wilden hat durch sie bereits
anche Verbesserung erhalten, daher man ihnen gern die Ansiedelung gestattet. U.
. haben sie Schweine und Hühner auf der Insel eingeführt. Auch bauen jetzt
e Wilden Kartoffeln und süße Bataten; sie ziehen, nach dem Beispiele der Mis=
onnaire, in Gärten Obst, Früchte und Gemüsarten. Der geistliche Oberhirte des
anzen christlichen Australiens, Marsden (s. Missionen), läßt auf Neuseeland
n großes Landgut bewirthschaften, um den Wilden zu zeigen, welche Bequem=
hkeiten ihr Fleiß bei einer Umgestaltung ihres höchst unsocialen Wandels sich zu
rschaffen vermöge. Marsden ist oft der Friedensstifter bei den fehdelustigen
eufeeländern, ihr Arzt, ihr Versorger, ihr Rathgeber, und steht bei ihnen in ho=
r Achtung; doch kann er die innern blutigen Fehden dieser Wilden und ihre
Menschenopfer nur vermindern, nicht verhüten. K.

Neuspanien, s. Mexico.

Neusüdshetland (New South Shetland), eine große Insel nebst
elen kleinen, im Südpolarmeere, ist das einzige Land von Bedeutung, das man
s jetzt in jenem unermeßlichen Raume kennt. Dieses antarktische Land (61—
3° S. B. und 53—64° W. L.), 62° 26′ S. B. und 60° 54′ W. L., da wo
uf ältern Charten Drake's Land angegeben liegt, entdeckte im Jan. 1819 der bri=
'che Capit. Smith (Brigg Williams); im Oct. dess. J. nahm er es im Namen
s Königs von England in Besitz. Dadurch ward Cook's Behauptung wider=
gt, daß es kein antarktisches Land gebe. Neusüdshetland ist felsig, nackt und
nfruchtbar. Wegen vieler Klippen kann man nur an wenigen Stellen landen;
e Küste sieht im Ganzen der von Norwegen ähnlich. Die Klippen sind von See=
ögeln, Pinguins, Seehunden, Seelöwen u. s. w. bevölkert. Man hat keine
Spur von Einw. und Landthieren entdeckt, übrigens nur da, wo die Vögel nisten,
twas Gras und Moos gefunden; nach andern Nachrichten wachsen auch Tannen
nd Fichten auf Neusüdshetland. Auf den Gipfeln der Berge hat man wie in
Neusibirien Überreste antediluvianischer Thiere entdeckt. Von der Südküste, die
ei von Inseln und Klippen ist, drang der engl. Cap. Weddel 1824 bis 74° S.
B. vor, also 3 Grade dem Südpole näher als Cook, und fand ein eisfreies Meer.
Unter 61° 45′ S. B. entdeckte 1821 Cap. Palmer das nach ihm gen. Palmers=
nd, mit einem guten Hafen. Weddel entdeckte hier auch (60° 45′ S. B.) 1822,
e Australorcaden, und der russ. Cap. Bellinghausen 1823 unter 69° 30′
S. B. die Peter= und Alexanderinseln, die südlichsten der bekannten Erde. Für
n Wallfischfang und für den Fang von Pelzseethieren ist Neusüdshetland wichtig;
e Seehunde daselbst sollen den feinsten und längsten Pelz haben, wie man ihn
nst nicht findet. Die Engländer haben Neusüdshetland des Robbenfangs wegen
reits mit 30 Schiffen besucht, und einem Theile desselben den Namen Yanky=
arbour gegeben. Man hat daselbst vortreffliche Steinkohlen in Menge gefun=
n. Laurie's Charte von Neusüdshetland, 1823, zeigt die neuesten vom Cap. Po=
ell (Sloop Dore) 1821 und 1822 gemachten Entdeckungen (60 und 61° S.
. und 44 und 47° W. L.). Diese Inseln heißen die Powells=Gruppe.
ie größte darunter nannte er Coronation-island, Krönungsinsel, weil sie das
t Georgs IV. Krönung zuerst entdeckte Land war. 20.

Neusüdwales, Neuhollands Ostküste (von 10° 37′—43° 49′ S. B.
nd alles innere Land bis 135° Ö. L. von Greenwich), nebst den Inseln, z. B.
orfolk, in dieser Breite, hat 4156 □M. Es ist in 4 Bezirke getheilt; einer
von ist die Grafschaft Cumberland, in welcher sich Sidney (s. d.), der Sitz der
egierung, Paramatta, Windsor und Liverpool befinden. Neue Niederlassungen
nd Castlereagh, Bathurst am Hunter= (Jäger)flusse, Camden und Argyle, sowie

die neue Verbrechercolonie Macquarie. Der innere Verkehr in der Colonie nimmt mit raschen Schritten zu; täglich gehen nach allen bewohnten Gegenden Landkutschen ab. Schon lassen sich hier viele freie Colonisten nieder. Der Anbau geht jedoch nicht überall gleich von statten. Am fruchtbarsten sind die großen Bathurstebenen und die erst seit 1819 colonisirte Grafschaft Argyle, welche Alluvialboden enthält. Der Statthalter Macquarie (starb zu London 1824) und sein Nachfolger, Sir Thomas Brisbane, haben sich bleibende Verdienste um diesen Colonialstaat erworben. Brisbane stiftete 1822 eine Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues und der Landwirthschaft überhaupt. Das colonisirte Land erzeugt Südfrüchte, z. B. Orangen, in Menge; Obst- und Weinbau gedeihen, sowie die Bienenzucht. Selbst in den Wäldern verbreiten sich die eingeführten Bienen schnell. Ebenso glückliche Fortschritte macht der Anbau des Tabacks, des neuseeländischen Flachses und der Oliven. Feine Wolle wird ebenfalls gewonnen, und es ist der Plan, eine Heerde Merinowidder aus Europa nach Neusüdwales zu versetzen. Cedern- und andres Schiffbauholz gehört zu dem Naturreichthum dieses aufblühenden Landes. Nicht minder wichtig ist der Wallfischfang, der Robbenschlag u. s. w. Gleichzeitig wendet die britische Regierung viel Sorgfalt auf Bildungsanstalten und verbindet damit wissenschaftliche Zwecke. So ward 1823 nahe bei Paramatta eine Sternwarte errichtet, an der ein Deutscher, Namens Rumker, angestellt ist, dessen Beobachtungen eines Kometen 1822 die von Enke auf der Sternwarte zu Seeberg berechnete Ephemeride desselben bestätigt haben. Seine in Paramatta gemachten astronomischen Beobachtungen findet man im „Edinb. philosophical journal", 1824. In Paramatta hatte der Vorsteher der australischen Mission, Marsden, eine Erziehungsanstalt für alle Volksstämme der Australier gegründet. Der Regierungs-Feldmesser, der Ingenieur Oxley, hat, 1824 in der Moretonbai, unterm 28° B. einen Fluß entdeckt, und ihn Brisbane genannt, welcher unter allen bisher in Neuholland bekannten der größte ist; er hat eine 3 engl. Meilen breite Ausmündung in einer fruchtbaren Holz- und Weidegegend; seine Tiefe beträgt 3—9 Faden. Noch hat man eine neue Straße über die blauen Berge hinter Mount Warning angelegt, wo man jetzt eine neue Ansiedelung für die entlassenen Veteranen gründet. — Die Civilverwaltung dieser großen Colonie kostet der Regierung jährlich 15,300 Pf. St. Diese Colonie, welche vor 40 Jahren ihr erster Statthalter Cap. Arthur Philip, mit 778 Verbrechern u. 212 Seeleuten, die er 1787 in 6 Schiffen nach Botany Bay führte, zu Port Jackson (s. d.), am 7. Febr. 1788 gründete, dessen Werk Cap. Hunter von 1795—1800, dann Cap. King bis 1806, und Cap. Bligh bis 1808 fortsetzten, worauf Gen. Maj. Macquarie am 1. Jan. 1810 den Oberbefehl antrat, welchem Brisbane folgte, der 1825 einen Nachfolger erhielt: — diese Colonie zählte am Ende 1823 an 30,000 europäische Bewohner, die gegen 60,000 Acker (Acres) angebauten Landes besitzen. Von Wentworth's, eines geborenen Neusüdwalesers, histor. statist. Beschreibung dieser Colonie erschien 1820 die 2. Aufl. Der dortige Oberlandfeldmesser Oxley gab „An historical account of the colony of New South Wales, ant its dependent settlements," in Ansichten und Charten in Fol. heraus. Gegenwärtig erschienen zu London „Views in Australia", die 24 Blätter von Neusüdwales, und 24 Bl. von Vandiemensland, nebst der Beschreibung enthalten. Freimüthig und anziehend schildert Cunningham das Land in seiner „Two years in New South Wales etc." (2 Bde., Lond. 1827). 20.

Neutralisation nennt man in der Chemie die Verbindung von Säuren und Basen in einem solchem Verhältnisse, in welchem sich der Gegensatz ihrer Kräfte zur Indifferenz ausgeglichen hat, dergestalt, daß keiner der beiden verbundenen Grundstoffe seine eigenthümlichen Eigenschaften äußern kann, so lange die Verbindung besteht. Namentlich heißen solche innige Verbindungen von Säuren

d Alkalien: **Neutralsalze**; und unser Kochsalz z. B. ist eine dergleichen neu-
le Verbindung von Salzsäure und Natrum, in welchen sowol erstere Säure als
teres Alkali jedes seine eigenthümlichen Eigenschaften abgelegt und einen neuen
rper von ganz verschiedenen Eigenschaften gebildet haben. Über die eigentliche
atur dieses merkwürdigen chemischen Neutralisationsprocesses hat Berthollet in
„Essai de statique chimique" (Paris 1803, 2 Bde.) neue Aufschlüsse ge-
ben.

Neutralität, in allgemeiner Bedeutung derjenige Zustand, nicht sowol
s Gemüths, als der äußern Verhältnisse, in welchem man das Urtheil über ei-
n gewissen Gegenstand, in Hinsicht dessen sich Parteien gebildet haben, zurück-
lt. Man kann die strengste Neutralität beobachten und doch von der Unpartei-
keit weit entfernt sein; man kann aber auch vollkommen unparteiisch und doch
ht neutral sein. Der Unparteiische kann es seinen Umständen oder gar der Pflicht
mäß finden, sich für eine offenbar gerechte Sache zu erklären; der Neutrale hin-
gen setzt sich vor, selbst zwischen dem Gerechten und Ungerechten äußerlich nicht zu
tscheiden. Im völkerrechtlichen Sinne versteht man darunter den Zustand eines
olkes, in welchem es an dem Kriege zweier benachbarten Völker weder mittelbar
ch unmittelbar Antheil nimmt. Sich in diesem Zustande zu erhalten, hat jedes
olk ein Recht. Um sich jedoch diese Nichttheilnahme an dem Kriege zu erhalten,
uß ein solches Volk oft gegen die benachbarten kriegführenden Völker eine dro-
nde Stellung annehmen, um jeden möglichen Angriff des einen und andern im
othfalle mit Gewalt abzuhalten; eine solche Neutralität heißt dann eine **be-
affnete**. Aus dem neutralen Zustande eines Volks gegen 2 kriegführende
tspringen gewisse gegenseitige Rechte und Pflichten. Ein neutrales Volk darf
nem jeden der kriegführenden alles Dasjenige leisten, was es ihm nicht nothwendi-
rweise in der Absicht leistet, um s. Kräfte gegen s. Feind zu verstärken, folglich
ine Lieferung von Truppen, Waffen, Munition u. s. w., oder es darf wenigstens
m einen nicht abschlagen, was es dem andern bewilligt, z. B. Durchzüge, Lebens-
ittel u. s. w. Mit jedem der kriegführenden Völker darf das neutrale Volk alle
ölkerverträge, selbst während des Krieges, eingehen, wofern sie nicht nothwendig
Beziehung auf den wirklichen Krieg stehen, oder deren Abschließung und Erfül-
ng nicht nothwendigerweise einen Krieg voraussetzt. Damit indeß der neutrale
staat von dem kriegführenden auf keinerlei Weise in seinen Rechten gekränkt wer-
n möge, so bleibt stets das Gerathenste, durch Neutralitätsverträge mit den
iegführenden Staaten sich in Rücksicht auf die zu beobachtende Neutralität festzu-
tzen, indem hier aus leicht begreiflichen Ursachen die streitigen Fälle sich gar sehr
iufen. Zu diesen streitigen Fällen gehören vornehmlich folgende: Ob der neu-
ale Staat den kriegführenden Werbungen, Geldanleihen und Handel gestatten
inne; welche Waaren eigentlich als verboten zu betrachten seien; ob man dieselben
egnehmen dürfe; ob die Durchzüge durch neutrales Gebiet zu gestatten seien; wie
an sich bei Erzwingung derselben zu verhalten habe; welche Sicherheit deßhalb
ı fodern sei; vom Schadenersatz bei Feindseligkeiten im neutralen Gebiet u. s. w.
ei Seekriegen kommen die Fragen wegen Durchsuchung neutraler Schiffe wegen
indlicher Effecten auf einem neutralen, und neutraler Effecten auf einem feindli-
en Schiffe u. s. w. in Anregung. In frühern Zeiten hatten nämlich die europ.
Seemächte ziemlich allgemein den Grundsatz aufgestellt, daß man das Eigenthum
r auf Handelsschiffen befindlichen Güter berücksichtigen müsse, nicht aber das Ei-
nthum der Schiffe. Die Kriegsfahrzeuge bemächtigten sich daher der dem Feinde
gehörigen, auf neutralen Schiffen befindlichen Waaren; dagegen gaben sie das
utrale Eigenthum zurück, das auf genommenen feindlichen Schiffen gefunden
urde. Allein die endlosen Erörterungen, welche dieses System veranlaßte, in-
m es die Durchsuchung neutraler Schiffe zur Folge hatte, bewirkten nach und

nach die Aufstellung eines diesem ganz entgegengesetzten Grundsatzes, nach welchem das Schiff die Ladung deckt (le navire rentre couvre la cargaison ennemie, oder le pavillon couvre la marchandise), sodaß die auf einem neutralen Schiffe befindlichen feindlichen Waaren gesichert sind, dagegen aber auch die auf einem feindlichen Schiffe geladenen neutralen Waaren für gute Prisen erklärt werden. Letzterer Grundsatz wurde seit der Mitte des 17. Jahrh. in mehren Tractaten zwischen unabhängigen Mächten, namentlich zwischen Frankreich u. a. Staaten ausdrücklich anerkannt. England wollte dagegen im amerikanischen Unabhängigkeitskriege das alte Princip geltend machen. Dagegen erklärt die Kaiserin Katharina 1780, daß sie das neue völkerrechtliche Princip, die Schifffahrt betreffend: frei Schiff, frei Gut, im Nothfall mit Gewalt der Waffen vertheidigen würde. Dieses Princip bildete die Grundlage des Systems der bewaffneten Neutralität, welchem Frankreich und Spanien sich anschlossen, und dem auch Dänemark, Schweden, Holland, Preußen, Östreich, Portugal und Neapel durch besondere Conventionen mit Rußland beitraten. England widersetzte sich demselben, sah sich aber nichtsdestoweniger genöthigt, dasselbe bei mehren Gelegenheiten stillschweigend anzuerkennen. In dem franz. Revolutionskriege und in dem Kriege gegen Napoleon ging aber England auf die alten Grundsätze zurück. (Vgl. Continentalsystem.) Seit der Beendigung des großen Kampfes blieb dieser Gegenstand unerledigt. In dem Piratenkriege der Colombier und der Griechen ist er neuerdings zur Sprache gekommen. Über die bewaffnete Neutralität von 1780, zu welcher wol Graf Bernstorff die erste Idee gegeben hat, s. „Mémoire sur la neutralité armée etc. par le comte de Goertz" (Basel 1821); Dohm's „Materialien für die Statistik" (Th. 6, 1782) und desselben „Denkwürdigkeiten meiner Zeit" (1815, Bd. 2).

Neutralsalze, heißen in der Chemie diejenigen zusammengesetzten Salze, welche aus der Verbindung der Säuren mit Laugensalzen, oder mit asorbirenden (einschluckenden) Erden entstehen, wenn diese Laugensalze oder Erden mit Säuren gesättigt sind. Man theilte sie ehemals in vollkommene oder wahre, d. h. solche, die aus der Verbindung der Säuren mit Laugensalzen entstehen (Neutralsalze im engern Sinne), und in unvollkommene oder erdige, d. h. solche, die aus der Verbindung der Säuren mit Erden entstehen. In engerer Bedeutung nennt man jetzt gewöhnlich die letztern Mittelsalze. Es gibt deren so vielerlei Arten, als die Zahl der eigenthümlichen Erdarten und der Säuren mit einander vermehrt beträgt, und man benennt sie von der Erdart und der Säure, welche man dazu genommen hat, z. B. schwefelsaure Bittererde, Bittersalz, englisches Salz, schwefelsaure Alaunerde, Alaun u. s. w. Das Glaubersalz, das gemeine Kochsalz sind feuerbeständige Mittelsalze, die mineralische Laugensalze zur Grundlage haben.

Neuwied, Hauptst. der mediatisirten fürstl. wied-neuwiedschen Lande und Residenz des reg. Fürsten, am Rhein, über welchen eine fliegende Brücke geht, eine Stunde von Andernach, 3 St. von Koblenz, in einer schönen Ebene, gehört zu dem Regierungsbezirke Koblenz der Prov. Niederrhein. Die kaum ein Jahrh. alte Stadt hat breite, rechtwinklige Straßen, freundliche Wohnungen und ist voll Gewerbefleiß. Der Fürst Alex. v. Neuwied hob den Ort dadurch, daß er allen Ansiedlern freie Religionsübung gestattete; daher findet man hier Protestanten, Katholiken, Herrnhuter (diese haben 2 Pensionsschulen), Mennoniten, Quäker, Inspirirte und Juden. Seit Wied die Rechte einer Standesherrschaft vom König von Preußen 1825 erhalten hat, befindet sich zu Neuwied eine fürstl. Regierung. Die Stadt hat 500 H., 4800 Einw., welche Fabriken in Seide, Baumwolle, Wolle, Hüten, Tapeten, Strümpfen, Möbeln, Sanitäts- und Kochgeschirr betreiben. Die Kunsttischlerei hat durch den berühmten Röntgen, in Verbindung mit dem Uhrmacher Kinzing, einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt.

Mit diesen Fabrikerzeugnissen, sowie mit Eisen, Gußwaaren, Pottasche, Pfeifenerde, Bleichert 2c., treibt die Stadt Handel auf dem Rheine. Das Residenzschloß hat eine Sammlung von römischen Alterthümern, welche in der Umgebung der Stadt gefunden wurden, als Speere, Pfeile, Trinkgläser, Schlüssel, Spiegel, Ringe, Armbänder, Haarnadeln, Schreibgriffel, Inschriften, Götterbilder. Sehenswerth sind auch der Hofgarten und das Haus der mährischen Brüdergemeinde oder Herrenhuter. Außerhalb der Stadt verdienen Aufmerksamkeit die 1791 entdeckten Überreste einer Römerstadt und römischer Straßen. Hinter Bieber, eine halbe Stunde von Neuwied, auf einer Anhöhe, fand man zuerst die Spuren eines Castells, 631 Fuß breit, 840 Fuß tief und mit einer 5 Fuß dicken, sehr festen Vertheidigungsmauer, welche vorspringende Thürme hat, umgeben. Im innern Raume desselben ist ein geräumiges Badehaus, dessen ehemalige Schönheit noch aus den Ruinen erkannt wird. Das umherliegende Feld ist voll von Trümmern römischer Architektur, über welche der Pflug hingeht. Das Lustschloß Monrepos, auf einem Berge, eine Stunde nordöstlich von der Stadt, ist ein einfaches Gebäude von einem Stockwerk und bietet eine weite und mannigfaltige Aussicht dar. Hinter demselben ist ein Lustwald, an dessen Ende man durch ein tiefliegendes, romantisches kleines Thal überrascht wird.

Neuwied, Prinz Maximilian Alexander Philipp, geb. am 23. Sept. 1782, Bruder des regier. Fürsten August von Wied-Neuwied, gewann in der Umgebung s. Stammsitzes die Natur in ihren wunderbaren Formen und Erzeugungen lieb, die schon dort so groß und so räthselhaft sich zeigt. Aufgeregt durch den Ruhm Alex. v. Humboldt's beschloß er, wie Dieser, durch deutsche Forschung der Welt Länder aufzuschließen, die bisher nur durch Sagen gekannt waren. Die lange Zeit der europäischen Clausur, wo politische Verhältnisse ihn zwangen, seinem Vorhaben zu entsagen, verbrachte er an der Seite einer hochgefeierten Mutter *), die Deutschland zu s. gebildetsten Frauen zählte, auf das ferne Ziel fortwährend sich vorbereitend. Erst nach der Befreiung Deutschlands konnte der genau beachtete Prinz an die Ausführung seiner Plane denken. Er ging 1813 nach England, und von da nach Brasilien. Hier bildete er sich 1815 zu Rio-Janeiro eine Begleitung. Nebst 2 Landsleuten, Sellow und Freyreiß **), und mehren Bewaffneten, meist für die Jagd, und versehen mit Allem, was zum Einsammeln der Naturalien gehörte, zog der Prinz nach Cabo-Frio, durch die undurchdringlichen Schatten tropischer Urwälder. Dort erblickte er zum erstenmale die Herrlichkeit dieser üppigen Natur. Denn mancher Schuß erreichte die Vögel nicht, welche sich auf den äußersten Zweigen dieser colossalen Stämme wiegten, und das Auge war nicht im Stande die Menge der Blüthen zu unterscheiden, die bunt von den umstrickenden Flechten herab schwebten. Von Cabo-Frio wandte sich die kleine Karawane nach Villa S.-Salvador dos Campos dos Goaytacasas näher dem Meere. In der Nähe von S.-Salvador machte der Prinz die erste Bekanntschaft der Wilden, die er noch genauer am Rio-Doçe kennen lernte. Dort traf er jene kriegerischen Botocuden, über die man ihm die ersten genaueren Nachrichten verdankt. Ihre und der Patachos Feindseligkeiten zwangen den Prinzen, von Morro d'Arara (1816 im Sommer) sich nach Villa-Viçoza zu begeben, wo der Reichthum der

*) Louise, geb. Gräfin von Witgenstein-Berleburg, Vormünderin und Regentin des Landes bis 1804, starb den 15. Nov. 1823. Ihr 2ter Sohn, der berühmte Reisende, war früher k. preuß. Capitain; ihr 3ter Sohn, Heinrich Victor, geb. 1783, trat als Capitain aus der östreich. Armee und diente dann unter der deutschen Legion in Spanien, wo er den 17. Jan. 1812 bei Castell Sol geblieben ist. (Vgl. Wied.)

**) Georg Wilh. Freyreiß, später als Naturforscher des Kaisers von Brasilien angestellt, gab „Beiträge zur nähern Kenntniß des Kaiserthums Brasilien, nebst einer Schilderung der neuen Colonie Leopoldine 2c." (Frkf. a. M. 1824) heraus und starb 1826.

Natur einigermaßen für den eben verlassenen entschädigte. Anfälle dieser Wilden und endemische Krankheiten bestimmten ihn, nach Caravalles, dann weiter nach Sta.-Cruz und Villa-Belmonte zu gehen, auf welchem Wege er Jauassema berührte, wo die einzigen Spuren einer menschlichen Vorzeit in diesen weiten Landstrichen angetroffen werden. Seine Beobachtungen der dort anwohnenden Botocuden waren ihnen günstiger als denen am Rio-Doçe. Der Wunsch, weniger besuchte Gegenden kennen zu lernen, trieb den Prinzen vom Flusse Belmonte nordwärts, quer durch die Waldungen bis zu den Grenzen von Minas-Geraes. Seine genauern Vergleichungen der wilden Stämme geben den Darstellungen der großen tropischen Natur eine anziehende Mannigfaltigkeit. Auf der Minasstraße mit Axt und Beil durch die Wälder sich Bahn machend, kamen die Reisenden nach Villa de S.-Pedro d'Alcantara. Mit Schwierigkeit trieben sie die Mittel der Weiterreise dort auf, und ihr Muth mußte bei dem neuen Zuge durch die Wälder neue Proben bestehen. Denn erst bei Barra da Vareda verließen sie diese colossalen Waldhallen, von wo sie sich durch die heerdenreichen Gegenden der Grenze von Minas-Geraes näherten. Eine durch das Klima bewirkte Unpäßlichkeit bestimmte den Prinzen, von dort aus quer durch den Sertam die Rückreise nach Bahia anzutreten, die durch einen Überfall und eine dreitägige Gefangenschaft in Nazareth, in Folge eines Mißverständnisses, gestört und verzögert wurde. Vielleicht wirkte dieser Unfall, der mit mancherlei Verlusten verbunden war, mit auf den Prinzen, daß er eine Gelegenheit, die sich in Bahia zur Rückreise nach Lissabon bot (am 10. Mai 1817), rasch ergriff. Am 2. Juli landete er zu Lissabon, ging dann mit einem engl. Paketboot nach Falmouth, wo er am 22. eintraf, um über Dover und Ostende den heimischen Boden zu betreten. Ein Theil s. reichen Sammlungen war vor ihm in Europa eingetroffen. Seine mit allem Prunke, welchen Engländer und Franzosen solchen Werken zu widmen gewohnt sind, ausgestattete Reisebeschreibung (2 Bde., 4., mit vielen Kupf. u. Charten, Frankf. a. M. 1819) ist ein Zeugniß für des Prinzen Muth und Umsicht, womit er das Land längs der Ostküste Brasiliens vom 13 bis 23° S. B. erforscht hat, und enthält Beweise s. Eifers für die Wissenschaft. Auch hat er Abhandlungen über naturhistor. Gegenstände, in den Verhandl. der kais. Leopoldin.-Karolin. Akademie der Naturforscher (Bonn 1824, Th. 12, 4.) bekanntgemacht. Von s. „Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens" (Weimar, Fol.) erschien 1827 die 11. Lief.

Neuyork (2170 □M., 1,373000 Einw.), einer von den vereinigten Staaten Nordamerikas. Diese ursprünglich engl. Colonie erhielt während der stürmischen Regierung Karls I. von der niederländ. Compagnie in Holland, welche sich des Landes bemächtigt hatte, den Namen Neubelgien, oder Neuniederland. Unter der Regierung Karls II. kehrte das Land unter engl. Herrschaft zurück, anfangs mittelbar, indem Karl II. es s. Bruder, dem Herzog von York schenkte, endlich unmittelbar 1689. Von Zeit zu Zeit äußerte sich indessen in der Provinz Mißvergnügen mit der engl. Oberherrschaft wegen der eingeführten Abgaben, besonders bei Gelegenheit der Stempeltaxe 1765. Als 1775 ein fast allgemeiner Aufstand in den engl. Colonien in Nordamerika ausbrach, nahm auch Neuyork Theil daran, ungeachtet die Hauptstadt der Provinz von 1776 an während des ganzen amerikan. Kriegs von engl. Truppen besetzt war. Neuyork grenzt gegen N. an den Ontariosee und Canada, gegen O. an Vermont, Massachusets und Connecticut, gegen S. an den atlantischen Ocean, Neujersey und Pennsylvanien, und gegen W. an den Eriesee und Obercanada. Der Boden ist größtentheils gut, vorzüglich in Westen. Gegen Südosten ist die Oberfläche mit angenehmen Anhöhen vermischt, in der Mitte bergig, indem die Alleghanygebirge sich hindurchziehen, gegen Nordwesten wellenförmig, gegen die See hin flach und hügelig am südlichen Ende. Das Land hat eine reichliche Bewässerung, denn außer den Seen Ontario, Erie, Cham-

plain und Oneida, durchfließt der schiffbare Hudson mit dem Mohawk das Land. An der nördl. Grenze sind der Lorenzstrom und an der südlichen der Susquehannah, Delaware und Alleghany. Das Klima ist im Südosten veränderlich; zwischen den Gebirgen ist der Winter lang und streng; im Westen ist das Klima gemäßigter und angenehm. Nur ein Theil des Bodens wird zum Ackerbau benutzt und bringt vorzüglich Weizen, außerdem andre Getreidearten, Flachs, Hanf, Obst, Gartengewächse und Holz hervor. Es gibt Wild, Geflügel, Fische und Bienen. Vortreffliche Weiden finden sich überall. Das Mineralreich enthält Eisen, Blei, Kupfer, Zink, Marmor, Quadersteine, Kalkstein, Schiefer, Gyps, Talkstein, Schwefel. Der Gewerbfleiß liefert vorzüglich Tücher, Leder, Branntwein, Papier, Hüte, Glas, Pulver, Zucker, Öl und Eisengeräthe. Die ausübende Gewalt ist in den Händen eines Gouverneurs und Lieutenantgouverneurs, welche beide auf 3 Jahre gewählt werden. Die gesetzgebende Gewalt ist einem Senate, dessen Mitglieder auf 4 Jahre, und einem Hause der Repräsentanten, die jährlich erwählt werden, anvertraut. Am 4. Juli 1827, dem 51. Jahrestage der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten, wurde die Sklaverei gänzlich abgeschafft. Die Hauptst. Neuyork, eine der wichtigsten Städte der Vereinigten Staaten, liegt auf einer Insel, an der Mündung des Hudsonflusses und hat 33 Kirchen, worunter sich die Pauls- und Dreieinigkeitskirche auszeichnen, 17,000 H. 150,000 Einw., worunter 9000 freie Neger, 15,000 Engländer und 7000 Fremde. Sie ist meistens gut und regelmäßig gebaut; unter den Gebäuden ist Federalhall der schönste Palast, wo Washington an der Spitze des Congresses den 30. April 1780 Treue der Constitution schwor. Die Universität (Columbia-Collegium), hat eine öffentl. Bibliothek. Der botan. Garten, das medicin.-chirurg. Collegium mit wichtigen Samml., das Lyceum für die Naturgeschichte, die Akademie der schönen Künste, die Zeichenschulen, die Taubstummenanstalt u. a. Schulen sind gut eingerichtet. Die deutsche Gesellschaft sorgt für die Verbreitung der deutschen Sprache und Literatur. Auch gibt es eine Gesellsch. zur Beförd. nützl. Kenntnisse, eine physik.-medicin. Gesellsch., eine Gesellschaft zur Beförd. des Ackerbaues und ähnliche Zwecke; auch eine zur Abschaffung der Duelle u. a. m. In Neuyork hat die amerikan. Bibelgesellsch. seit 1816 ihren Sitz. 1825 wurde daselbst ein Athenäum, wie das zu Paris und Liverpool, durch Beiträge eines besondern Vereins, für 16 Lehrcurse eröffnet. Nahe bei der Stadt liegt eine trefflich eingerichtete Irrenanstalt. Es gibt Fabriken in Tuch, Hüten, Leder, Zucker, Gold-, Silber- und Eisenwaaren ꝛc. Wichtiger noch ist der Handel, zu dessen Beförderung 5 Banken, 10 Seeassecuranzgesellschaften, das Handelscollegium, der vortreffliche Hafen und Rhede mit schönen Kaien, Docken und die Schiffswerfte dienen. Durch den neuen großen Westcanal ist Neuyork der Hauptmarkt des ganzen Landes an den großen Landseen geworden. S. „Memoir of the Newyork Canal etc." (mit Kupf., 1825. 4.). Die jährliche Einfuhr steigt auf 56 Mill. Dollars, und in manchen Jahren laufen an 2000 Schiffe ein, welche den Verkehr mit Europa, Ost- und Westindien und China unterhalten. Auch befinden sich 30 Buchhändler und 20 Druckereien, 20 Dampfböte und 1700 Wirthshäuser hier; jährlich wird eine Buchhändlermesse gehalten. Viele geschmackvolle Landhäuser umgeben die Stadt.

Nevrologie, die Nervenlehre, s. Anatomie.

Newa, ein fischreicher Fluß im Gouvernement St.-Petersburg, ist eigentlich der Abfluß des Ladogasees, durchströmt in mehren Armen (namentlich die große und kleine Newa) Petersburg und ergießt sich nach einem Laufe von 9 Meilen, von seinem Entstehen an gerechnet, in den kronstädtischen Meerbusen. Die Newa erhält durch den Woxa die Gewässer des Saima, und durch den Wolchow die Gewässer des Ilmensees. Sie ist ungefähr 200 Faden breit und 2 Faden tief und kann folglich große Schiffe tragen, die daher auch auf dem Werfte von Petersburg

erbaut werden. Das Wasser dieses Flusses hat eine solche Klarheit und Leichtigkeit, daß es in Petersburg zum Trinken und zur Bereitung der Speisen gebraucht wird.

Newcastle, Hauptst. von Northumberland in England, auch Newcastle upon Tyne genannt, um sie von Newcastle under Line in Staffordshire zu unterscheiden. Sie liegt 10 Meilen von der Mündung des Flusses Tyne, am nördlichen Ufer desselben. Die Ansicht der Stadt ist sehr malerisch. Rechts und links liegen am diesseitigen Ufer des Flusses Manufacturen und Fabriken, Glashütten und Eisengießereien. Am jenseitigen Ufer dehnt sich bis zu einer beinahe unabsehbaren Weite der breite Kai hin, auf dem ein unaufhörliches Gewühl herrscht, und der in seiner ganzen Länge mit Kähnen besetzt ist. Mit der eigentlichen Stadt ist Gainshead, die Vorstadt, durch eine schöne steinerne Brücke von 9 Bogen verbunden, welche in der Mitte eine Schleuse von Eisen hat. Die Stadt liegt größtentheils am Abhange eines sanft zum Flusse hinablaufenden Hügels und ist von keiner guten Bauart. Ohne Gainshead hat Newcastle 3,300 H. und 32,600 Einw. Zu den geschmackvollsten öffentlichen Gebäuden gehört das Sitzungshaus, wo die Gerichtssitzungen für die Grafschaft Northumberland gehalten werden. Die Hauptkirche St.-Nikolas ist ein Werk der gothischen Baukunst. In Newcastle sind Zuckersiedereien, Glashütten, Papiermühlen, Thransiedereien, Taudrehereien, auch verfertigt man Steingut, Leim, Salmiak, Soda und Theer aus Steinkohlen. In der Nähe sind Bleiweißwerke, wo zugleich Mennige und Silberglätte fabricirt wird, Farbenwerke und große Eisengießereien. Aber der Haupterwerb besteht in den unerschöpflichen Steinkohlengruben, womit diese Stadt umgeben ist. Die Flötze werden an beiden Seiten des Tyne, von Shields bis Lammington bearbeitet. Die besten liegen auf ungefähr 90 Lachter Tiefe und sind selten über 5 Fuß mächtig. Die Lager bestehen meistens aus verschiedenen Sandstein- und Schieferarten. Das Wasser wird mittelst Dampfmaschinen weggeschöpft. In manchen Gruben findet man 50—100 Pferde zum Transport der Steinkohlen. Dieses geschieht auf Eisenbahnen, von den Gruben bis an das nächste Ufer des Tyne, wo jedes Bergwerk sein eignes Magazin oder Werft hat. Gewisse Personen in Newcastle haben das Recht, Fahrzeuge vom Werft mit Kohlen zu versehen. Sie machen seit undenklichen Zeiten eine eigne Zunft aus. Die größten Schiffe, und insgemein die Kohlenschiffe, kommen nicht höher als bis Shields. Zum Transport der Kohlen von den Werften nach den Kohlenschiffen gibt es eigne Flußfahrzeuge mit plattem Boden, die Kerls genannt werden. Am Tyne haben, unter und über Grund, 38,475 Menschen ihre Beschäftigung vom Steinkohlenwesen. Newcastle hat 400 Steinkohlenschiffe mit 1547 Bootsleuten. Die Steinkohlenausfuhr in die Fremde betrug 1800 an 17 Mill. dresdner Scheffel. Sie gehen nach den Niederlanden, Frankreich, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rußland, Portugal und Westindien. Newcastle treibt auch mit 100 Schiffen Wallfischfang und Kornhandel. 1800 klarirten 7969 Schiffe von Newcastle aus.

New-Lanark, s. Owen, Rob.

Newmarket, Flecken mit 500 Einw., der in einer langen Gasse besteht, von welcher der nördliche Theil zur Grafschaft Suffolk, der südliche zu Cambridgeshire gehört, liegt 55 engl. Meilen von London und ist berühmt wegen der Pferdewettrennen. (S. Wettrennen.)

Newsteadabtei in der Grafschaft Nottingham, war ein von Heinrich II. gestift. Augustinerkloster, das Heinrich VIII. aufhob und seinem Liebling John Byron schenkte. Von der Zeit an blieb die Abtei der Sitz des Hauses Byron; sie wurde der Begräbnißplatz des berühmten zu Missolunghi (19. April 1824) gest. Dichters. Die alten Gebäude, welche ihr Besitzer vor dem Verfall sicherte, gehören zu den edelsten Denkmalen der altdeutschen Architektur in England und liegen

in einer malerischen Umgebung. Das ganze Gebäude, ein abenteuerliches Bild von Glanz und Verwüstung, mit vielen Denkzeichen von des Dichters originellem Humor, erklärt nicht nur das Wildromantische in Lord Byron's Phantasie, sondern auch manche schöne Ortsschilderung in seinen Gedichten, wovon eins diese „Halle seiner Väter" besingt. In dem Garten befindet sich das Denkmal des Newfundlandsdoggen, welchem der Dichter, als seinem einzigen treuen Freunde, die in seinen Werken abgedruckte Grabschrift gesetzt hat. Lord William Byron, der Großoheim des Dichters, welcher ohne Nachkommenschaft starb, und von welchem dieser die Titel und Güter des Hauses Byron erbte, war ein wilder und wüster Mann, welcher sich, nach einem unglückl. Duell, von der Welt zurückzog und in Newsteadabtei wie ein böser Feind die Seinigen und s. Nachbarn plagte. Der Name dieses Unholds und der des Dichters leben in dem Andenken der dortigen Landleute. Von dem Dichter sagen sie: „Er war ein wahrer Teufel für lustige Einfälle, und in der Hinsicht war der alte Lord nichts gegen ihn; aber bei alle dem ein herzensguter Kerl".

Newton (Isaak), der geniale Begründer der neuern mathematischen Physik, dessen Entdeckungen durch spätere Forschungen und namentlich durch Laplace's tiefsinniges Detail, erst im vollen Glanze gezeigt worden sind (geb. am 25. Dec. 1642 zu Wolstrop in der engl. Grafschaft Lincoln), war als Kind klein und schwächlich und erregte keine besondere Erwartung, sodaß seine Mutter, nach dem frühen Tode des Vaters, ihn zur Leitung ihrer ländlichen Wirthschaft bestimmte. Zu dem Ende rief sie ihn von der gelehrten Schule des Städtchens Grantham, die er im 12. Jahre bezogen hatte, nach kurzer Zeit wieder zurück. Allein er zeigte zur Landwirthschaft kein Geschick, wol aber eine besondere Vorliebe zur prakt. Mechanik, wie ihm auch schon in Grantham unter Anderm die Zusammensetzung einer sehr genauen Wasseruhr gelungen war. Im väterlichen Hause verfertigte er eine Sonnenuhr, die man noch jetzt zu Wolstrop zeigt. Nun fing N. an, sich eifrig mit mathemat. Büchern zu beschäftigen; ein Onkel, der ihn dabei überraschte, vermochte endlich die Mutter, den Neigungen des Knaben nachzugeben und ihn auf die Schule zu Grantham zurückzuschicken. Von hier ging er, 18 Jahr alt, auf die Universität zu Cambridge, wo eben Dr. Barrow, einer der gründlichsten Mathematiker seiner Zeit, den Unterricht in den mathemat. Wissenschaften gab. Dieser erkannte des Jünglings Talente und zog ihn zu sich herauf, während der Schüler sich durch einsames Studium von Saunderson's Logik und Kepler's Optik auf den Unterricht dieses Lehrers vorbereitete. Descartes's Philosophie hatte damals die aristotelische verdrängt; und so ward dessen Geometrie eins von den Büchern, welchem sich unser Newton mit besonderm Eifer zuwendete. Hierauf zog ihn unter Wallis's (eines berühmten gleichzeitigen Analytikers) Schriften besonders die „Arithmetica infinitorum" (Oxford 1655, 4.) an. Schon auf diese Veranlassung machte er die wichtigsten analytischen Entdeckungen; und das zweite seiner späterhin an Oldenburg (einen Bremer, der lange als Consul der Stadt Bremen zu London gestanden und mehre Jahre lang die Herausgabe der „Philosophical transact." besorgt hat) gerichteten, zur Mittheilung an Leibnitz (s. d.) bestimmten Schreiben, welches die 55. Nr. des unter Aufsicht der königlichen Societät zu London herausgegebenen „Commercium epistolicum" ausmacht, enthält namentlich eine ausführliche Darstellung der Art und Weise, wie er schon damals auf den berühmten binomischen Lehrsatz (s. d.) gekommen ist *), der als eine der schönsten Entdeckungen dieses großen Mannes, auf

*) Das Suum cuique gebietet zu bemerken, daß N. eigentlich nur die Form des binomischen Lehrsatzes, die für ganze positive Exponenten längst gefunden war, auch auf fractionnaire und negative anwenden lehrte. Die Binomial-Coefficienten kommen schon in Stiefel's 1544 erschienener „Arithmetica" (l. I, c. 5) vor. Das oben nach der „Biographie universelle" angeführte Schreiben N.'s an Oldenburg aber ist vom 24. Oct. 1676 und steht auch in s. „Opusculis" (Bd. 1).

seinem Grabmale zu Westminster eingegraben steht. Er war auf einem analytischem Umwege, bei Verfolgung eines von Wallis gefundenen, die Quadratur der Curven betreffenden Satzes, zu s. Entdeckung gelangt, hatte aber die dabei zu Grunde liegende, sehr brauchbare Vorstellung von Interpolation zu bald aufgegeben; daher denn sein Beweis auch in der That nur Induction ist. An der Hand dieses Lehrsatzes erhob er sich indeß bald zu einem viel allgemeinern Principe, welches darin besteht, aus dem Modus des allmäligen Anwachsens der Größen auf definitiven Werth zu schließen, und welches u. d. Namen der Methode der **Fluxionen** (vgl. **Infinitesimalrechnung**) so bekannt und berühmt geworden ist und die Grundlage seiner Analysis des Unendlichen abgibt. Newton betrachtet die Größen hier unter dem geometrischen Gesichtspunkte und läßt ihre Veränderungen durch Bewegung entstehen, worauf ihn die häufige Anwendung der Bewegung zur Erzeugung geometrischer Größen geführt haben kann; ein fortrückender Punkt erzeugt eine Linie, die Linien Flächen, Flächen erzeugen hinwiederum durch ihre Fortrückung Körper ꝛc. Um an einem bestimmten Falle, mit einer der Verdeutlichung wegen gewählten Modification des ursprünglichen Newton'schen Vortrags, den wahren Sinn und Nutzen dieser Vorstellung zu zeigen, mache man z. B. die Bildung einer Curvenfläche abhängig von der Bewegung einer veränderlichen Ordinate, die senkrecht auf der Axe der Abscissen fortrückt. Jetzt habe diese Ordinate aber einen ferner nicht mehr veränderlichen Werth erreicht; und indem sie solchergestalt noch um ein Weniges weiter rückt, bildet sie nunmehr nicht mehr ein ferneres Curvenstück, sondern ein kleines Parallelogramm mit dem entsprechenden kleinen Abscissenstücke. In diesem Beispiele nennt N. den durch die Bewegung der zeugenden Ordinate erwachsenden Curvenraum die Fluente (die also in seiner Analysis des Unendlichen genau Das bedeutet, was in den Leibnitz'schen die Veränderliche heißt), die Geschwindigkeit aber, mit welcher die Fluente durch die sie erzeugende Bewegung zunimmt: Fluxion, und thut nun dar, daß die unbestimmbar kleinen Theile der Fluenten, mit welchen sie in unbestimmbar kleinen Zeittheilen stetiger Weise zunehmen oder die Momente der Fluenten, d. i. hier unser obiges kleines Parallelogramm sich verhalten wie die Fluxionen. Für letztere wird hernach der algebraische Ausdruck gesetzt und auf denselben ein vergleichendes analytisches Verfahren (wie die heutige Analysis dazu die Integration gebraucht) angewendet, vermittelst dessen aus der Fluxion der Werth der Fluente folgt. Man sieht hieraus, daß N.'s Fluxionen endliche, den unendlich kleinen Veränderungen der Größen, die die jetzige Analysis mit dem Namen der Differentiale belegt, proportionale Glieder eines Verhältnisses sind; und wir werden bei nachheriger Darstellung des über diese Entdeckung zwischen N. und Leibnitz entstandenen berühmten Streites auf diese Entwickelung zurückkommen müssen. N. war auf diesen fruchtbaren Gedanken, in einem Alter von noch nicht 23 Jahren, gegen 1665 gekommen; zu derselben Zeit zwang ihn aber eine zu London ausgebrochene Pest, Cambridge zu verlassen und sich nach Wolstrop zurückzuziehen, ehe er s. Entdeckungen noch irgend Jemanden mitgetheilt hatte. In dieser ländlichen Abgeschiedenheit saß er eines Tages unter einem Apfelbaume, den man noch heute zeigt, als ein herabfallender Apfel sein Nachdenken auf die wunderbare Natur der Kraft lenkte, die wir Schwere nennen, und die jeden fallenden Körper gegen den Mittelpunkt der Erde treibt. (Vgl. **Gravitation.**) Sollte, fragte er sich, diese Kraft, die noch auf den Gipfeln der höchsten Berge wirksam ist, nicht bis zum Monde reichen? Sollte sie es nicht sein, die denselben in s. Bahn um die Erde erhält? Und wirkt die Sonne nicht vielleicht mit einer ähnlichen Kraft auf die Planeten? Er verfolgte diesen Einfall mit Beziehung auf das 3. Kepler'sche Gesetz (s. **Kepler**), und brachte solchergestalt richtig heraus, daß die Attraction der Sonne im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernung wirke; als er aber diese nämliche Voraussetzung auch auf den Mond an-

wendete: so stimmte die Rechnung nicht, weil die zu Grunde gelegte Größe des Erdhalbmessers jener Zeit noch nicht scharf genug bekannt war. N., der unterdeß (1666) wieder nach Cambridge hatte zurückkehren können, und daselbst den Gradum annahm, theilte sich deßhalb auch hierüber nicht mit; bloß daß er 2 Jahre später Barrow, auf Veranlassung des Erscheinens von dessen „Lectiones opticae et geometr." einige optische Sätze zeigte, deren, in der Vorrede jenes Werkes, die ehrenvollste Erwähnung geschieht. Unterdeß war aber Mercator's (s. d.) „Logarithmotechnia" erschienen; da die darin gelehrte Quadratur der Hyperbel ein außerordentliches Aufsehen erregte, so fand sich N. bewogen, seine oben auseinandergesetzte und bei weitem mehr leistende Methode der Fluxionen Barrow anzuvertrauen, der über diesen analytischen Schatz in das größte Erstaunen gerieth. Gleichwol wurde diese Methode damals noch nicht öffentlich bekannt, wozu wol beitrug, daß der rastlose Forscher schon wieder an einen andern Zweig der Wissenschaft: nämlich die Zerspaltung des weißen Sonnenlichts in die verschiedenfarbigen, dasselbe zusammensetzenden Strahlen durch das Prisma gerathen war. (S. Farbenlehre.) Hiermit eröffnete er s. Vorlesungen, als ihm 1669 Barrow den Lehrstuhl abtrat; und wir sehen also, daß alle 3, die Unsterblichkeit dieses außerordentlichen Mannes begründende Hauptentdeckungen: die Fluxionenmethode, die Theorie der Gravitation und die Spaltung des Lichtes, von ihm schon vor Vollendung s. 24. Lebensjahres gemacht worden sind. Bald nachher zog er durch eine Arbeit über bessere Einrichtung der Teleskope die Aufmerksamkeit der königl. Societät zu London, der er auch ein solches von ihm selbst verfertigtes und 30 bis 40 Mal vergrößerndes Teleskop mit einem Metallspiegel überreichte, auf sich; er wurde 1672 zu deren Mitgliede ernannt und fand darin Veranlassung, derselben einen Theil s. Analyse des Lichtes vorzulegen, welcher Aufsatz die verdiente Bewunderung erregte. Wir übergehen den Streit, in welchen er auf Veranlassung dieser Theorie mit Hooke gerieth, gleich andern Angriffen, die der Neid dem Verdienste zuzuziehen pflegt, und bemerken nur, daß daraus die Veranlassung zu N.'s zweiter Arbeit über das Licht erwuchs, welche, in Verbindung mit jener erstern, die Grundlage s. weiter unten ausführlicher erwähnten, 1704 erschienenen „Optik" ausmacht und welche diejenigen Ideen über die Natur des Lichtes vorträgt, welche u. d. N. des Emanationssystems bekannt sind. (S. Licht.) Indeß nahmen diese Plackereien einen beunruhigenden Charakter für ihn an, als Hooke die Stelle des Secretairs der Societät antrat; und er theilte mehre Jahre hindurch nichts mehr von s. Arbeiten mit, bis ihn ein Bericht, den er 1679 über eine astronom. Arbeit abzustatten hatte, zu dem Vorschlage veranlaßte, die Bewegung der Erde (s. d.) durch directe Versuche über die Abweichung zu beweisen, welche frei fallende Körper von der Verticale erleiden. Damit war ihm die früher schon einmal, aber ohne vollständigen Erfolg betretene Bahn der Gravitationstheorie wieder eröffnet. Da unterdeß Picard einen Grad des Meridians in Frankreich gemessen (s. Gradmessungen) und daraus einen genauern Werth des Erdhalbmessers hergeleitet hatte, so fand N., bei Anwendung desselben, zu s. unbeschreiblichen Freude, daß die Bewegung des Erdmondes in der That im richtigen Bezuge zu dem oben aufgeführten Gravitationsgesetze stehe. Von nun an war s. Leben ausschließend der Verfolgung dieses großen Gesetzes der Welten gewidmet, und 1684 konnte er Halley (s. d.), der, behufs einer Conferenz über diese Gegenstände, zu ihm nach Cambridge gekommen war, s. „Tractatus de motu" vorlegen, der jetzt, mit geringen Veränderungen, das 1. und 2. Buch der sogleich näher zu erwähnenden „Principia" ausmacht. Indeß machte ihn Hooke die Priorität s. großen Entdeckung streitig; und er hatte sowol dagegen als gegen eine Menge andrer Einwendungen anzukämpfen, ohne sich dadurch von der Fortsetzung s. sublimen Arbeit abbringen zu lassen, die endlich 1687 u. d. Tit.: „Philosophiae naturalis

principia mathematica", vollständig ans Licht trat. Die erste Ausgabe ist: „Dabam Cantabrigiae, e collegio S. Trinitatis, Maji 8. 1686"; die zweite aber, auch noch von ihm selbst besorgte: „Dabam Londini, Mart. 28. 1713" unterzeichnet, und das Ganze in 3 Bücher („Leges", „Propositiones" und „Theoremata") getheilt. Um von der Erhabenheit dieser wissenschaftlichen Schöpfung einen Begriff zu bekommen, wird hinreichend sein, anzuführen, daß unter N.'s Zeitgenossen überhaupt höchstens drei oder vier es zu verstehen fähig waren. Unterdeß sollte das Leben unsers Physikers auch polit. Bedeutung erhalten. Der König von England, Jakob II., hatte nämlich von der Universität Cambridge den Gradum für einen Benedictinermönch, mit Erlassung des gewöhnlichen Testeids gefodert, und die darüber befragte Universität eine Deputation zur Protestation ernannt, zu welcher auch N. gehörte, der durch seine Festigkeit nicht wenig zur Zurücknahme der königl. Foderung beitrug. Gleichergestalt repräsentirte er die Universität in dem Parlamente, welches die Thronerledigung proclamirte, und erregte hier die Aufmerksamkeit des Grafen v. Halifax in einem solchen Grade, daß ihn derselbe beim nachherigen Eintritt ins Finanzministerium zum Münzwardein ernannte (1696), um sich f. Kenntnisse bei einer vorhabenden Münzreform zu bedienen. Er leistete hier sehr nützliche Dienste und ward dadurch auch auf chem. Untersuchungen geführt, hatte aber das Unglück, f. Laboratorium sammt den hierher gehörigen Manuscripten bei einer Feuersbrunst zu verlieren; dieser unglückliche Zufall soll, nach Huygens's (s. d.) Erzählung, nicht nur f. Gesundheit, sondern auch f. Geisteskraft sehr geschwächt haben. Indeß erhielt er (1699) den Posten eines Münzdirectors und damit ein Einkommen, welches ihn vor häuslichen Sorgen schützte. Zugleich war f. Ruf so hoch gestiegen, daß der Neid verstummte; von allen Seiten her ward er mit Ehrenbezeigungen überhäuft: die pariser Akademie ernannte ihn in dems. Jahre zu ihrem auswärt. Mitgliede; die Universität Cambridge wählte ihn (1701) ein zweites Mal zu ihrem Parlamentsdeputirten; 2 Jahr nachher wurde er Präsident der londner Societät, und 1705 erhob ihn die Königin Anna zum Ritter. In dieser glücklichen Lage entschloß er sich, auch die „Naturalis philosophiae principia" erscheinen zu lassen; und zwar zuerst „Optics, or a treatise of the reflexions, inflexions and colours of light", welches Werk von Clarke unter N.'s Augen ins Lat. übersetzt wurde, und welches sich, in Verfolgung des oben angedeuteten Gesichtspunktes, als ein Meisterstück der Kunst, mit Scharfsinn, treffend und genau zu experimentiren und aus den Experimenten alles zu ziehen, auszeichnet. Mit der 1. Ausg. dieses Werks vereinigte N. die analytischen Dissertationen: „De quadratura curvarum", die Fluxionsmethode und namentlich deren Anwendung auf die Quadratur der Curven, und: „Enumeratio linearum tertii ordinis" (welche aber beide in den spätern Ausg. fehlen). Dagegen ist die (1707) erschienene „Arithmetica universalis", welche den Text von N.'s zu Cambridge gehaltenen analytischen Vorlesungen enthält, nicht von ihm selbst, sondern von Whiston, und, wie behauptet wird, sogar gegen f. Willen herausgegeben; und auch die Ausg. f. 1711 ans Licht getretenen Abhandlungen: „Methodus differentialis" und „Analysis per aequationes numero terminorum infinitas", sind von fremder Hand, jedoch dies Mal mit f. Zustimmung besorgt. Dies ist das Verzeichniß der größern öffentlichen Arbeiten, die N.'s Unsterblichkeit begründen; aber der unglückliche schon oben erwähnte und nur zu berühmt gewordene wissenschaftliche Streit, in den er 1712 mit Leibnitz (vgl. d.) über die Erfindung des Infinitesimalcalculus gerieth, hat noch manchen, in seiner Correspondenz zerstreuten analytischen Schatz ans Licht gezogen. *) Jetzt, nachdem die Stim-

*) Die Acten dieses gelehrten Processes finden sich im „Commercium epistolicum"; in wissenschaftlichem Bezuge vgl. man Klügel's „Mathemat. Wörterb.", Art. Differenzialrechnung. Kästner erzählt in f. „Analysis des Unendlichen", daß der Recensent in den

men der Leidenschaft verklungen sind, ist kein Zweifel mehr darüber, daß beide Männer, unabhängig von einander, auf ihre Methoden gekommen sind. So urtheilen Montucla in der „Histoire des mathématiques" (2. Bd.), d'Alembert in der „Encyklopädie" im betreffenden Artikel, namentlich aber La Croix in der Vorrede zu s. „Traité du calcul différentiel et du calcul intégral". In der Metaphysik stellte N. mehre Hypothesen auf, z. B. daß der unendliche Raum, worin die Weltkörper sich bewegen, das Sensorium Gottes sei, und doch warnte er die Physik vor der Metaphysik. Auch über chronologische Gegenstände hat N. scharfsinnige Meditationen angestellt und ein eignes Werk darüber verfaßt, welches jedoch erst 2 Jahre nach s. Tode ans Licht getreten ist. Dagegen hätte ein andres Product der spätern Jahre, s. „Ad Danielis Prophetae vaticinia, nec non S. Johannis Apocalypsin observationes", welches auch erst nach s. Tode (1736) erschienen ist, zur Ehre des großen Mannes billig ungedruckt bleiben sollen. Überhaupt waren religiöse Betrachtungen in diesen spätern Lebensjahren eine von N.'s Hauptbeschäftigungen geworden; sobald s. Amtsgeschäfte abgemacht waren, suchte er im Umgange mit der Religion und einigen erlesenen Freunden s. ganze Erholung. Seit dem Verluste s. Laboratoriums mit einem Theile s. Manuscripte scheint er den Wissenschaften abhold geworden zu sein, und es finden sich seitdem eigentlich nur 3 neue Arbeiten, womit er sie bereichert hätte: eine Abhandlung über Temperatur in den „Philosophical transact." s. 1701; ein aus der nämlichen Zeit herrührender Aufsatz, Ideen entwickelnd, welche Hadley nachher durch den Spiegelsextanten realisirt hat, und endlich eine Auflösung des von Joh. Bernoulli vorgelegten Problems über die Brachystochrone oder Linie des kürzesten Falles, welche Auflösung in den „Philosophical transact." zwar anonym erschien, deren Verf. aber Bernoulli sogleich errieth: „tanquam" wie er sich ausdrückte, „ex ungue leonem". Eine andre schwere analytische Aufgabe, und welche Leibnitz den engl. Geometern 1716 vorlegte, „um ihnen an den Puls zu fühlen" und die Überlegenheit seiner Differentialrechnung über die Methode der Fluxionen zu zeigen, soll N., Abends 4 Uhr, als er sehr ermüdet von der Münze nach Hause kam, erhalten und noch vor dem Schlafengehen aufgelöst haben. Dies war aber auch s. letzte mathemat. Anstrengung, und in den s. Tode vorangegangenen 10 Lebensjahren scheint er sich gar nicht mehr mit dieser Wissenschaft beschäftigt zu haben. Diejenigen, die ihn um Belehrung baten, verwies er an einen andern Mathematiker; und wenn ihm die verdiente Bewunderung über s. Werke bezeigt wurde, so antwortete er: „Ich weiß nicht, was die Welt zu meinen Arbeiten sagen wird; mir selbst bin ich nur wie ein Kind vorgekommen, spielend am Ufer des Meers, bald ein buntes Steinchen, bald eine glänzende Muschelschale findend, indeß sich der Ocean der Wahrheit, unerforscht und unerforschlich, in unendlicher Weite vor meinen Augen ausdehnte". Die geistigen Kräfte dieses Mannes, der weiter vorgedrungen war als je ein andrer Sterblicher, schienen erschöpft, und er neigte das müde Haupt, um der Natur, mit der er um das Geheimste gerungen hatte, den Tribut der Unterwürfigkeit zu bezahlen. Nach einer kurzen Krankheit starb er am 20. März 1727, 85 J. alt. Als der Hof N.'s Tod erfuhr, verordnete der König (Georg I.), daß der Leichnam auf einem Paradebette gleich Personen vom höchsten Range ausgestellt und in der Westminsterabtei beigesetzt werden solle, wo er nahe beim Eingange des Chors ruht. Der Großkanzler und 3 Pairs von England trugen mit

„Actis eruditor.", welcher sich sehr zweideutig über N.'s Erfindungsrecht an dem Infinitesimalcalculus ausdrückte und dadurch den Streit aufregte, Leibnitz selbst gewesen sei. In dem der Göttingischen Universitätsbibliothek gehörigen Exemplare der „Acta eruditorum", wo die Namen der Recensenten beigeschrieben sind, werde er als solcher ausdrücklich genannt. Vorher hatte aber ein in England lebender genfer Gelehrter, Duillier, angedeutet, daß Leibnitz als zweiter Erfinder wol Manches von N. erborgt haben möchte.

an s. Sarge. Seine Familie, in dem Besitze einer Nachlassenschaft, welche, Landhaus und Zubehör ungerechnet, die für jene Zeit ungeheure Summe von 32,000 Pf. Sterl. betrug, ließ ihm ein prächtiges Denkmal errichten, dessen Inschrift mit den Worten:

Sibi gratulentur mortales
Tale tantumque exstitisse
Humani generis decus.

schließt. Eine andre, angeblich von Pope entworfene Grabschrift ist zu berühmt, als daß wir sie übergehen dürften.

Isaacus Newton hic jacet
Quem immortalem coeli, natura,
Tempus ostendunt,
Mortalem hoc marmor fatetur.

Nature and all her works lay hid in night,
God said: Let Newton be, and all was light.

N. war von mittler Statur, sein Äußeres angenehm, ohne daß man in ihm jedoch den Scharfsinn erkannt hätte, den seine mathemat. Werke verrathen; sein Charakter war sanft und gleichförmig. Verheirathet war N. nie; die geistige sowol als die physische Liebe soll ihm stets fremd geblieben sein. Seine Werke sind lat. von Horsley (London 1779, 5 Bde., 4.) herausgegeben worden. Als Commentar zu den „Principien", die ohne solchen von Wenigen gelesen werden können, ist die spätere Ausg. derselben von Lesueur und Jacquier (Genf 1750, 4.) zu empfehlen. N.'s Leben hat Pemberton (London 1728) beschrieben. Sehr schön ist der Art. Newton in der „Biographie universelle", von Biot, und hier zum Theil benutzt.

Ney (Michel), Herzog v. Elchingen, Fürst von der Moskwa, Reichsmarschall und Pair von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion, des St.-Ludwigs- und mehrer fremden Orden Ritter, war 1769 in Saarlouis im Moseldepart. von geringen Ältern geb. Er trat früh in Militairdienste. Vom gemeinen Husaren lief er durch alle Grade und war 1794 Rittmeister, als General Kleber seine außerordentliche Tapferkeit und seinen militairischen Überblick bemerkte, ihn zum Escadronschef machte und zu sich als Generaladjutant nahm. Er übertraf bald Kleber's Erwartungen und ward 1796 auf dem Schlachtfelde an der Rednitz zum Brigadegeneral erhoben. Auch jetzt noch riß ihn oft sein Muth zu den Waffenthaten eines gemeinen Soldaten fort. Er trug viel zum Siege von Neuwied 1797 bei, ward nach einer tapfern Gegenwehr bei Diernsdorf gefangen und nach seiner Auswechselung 1798 Divisionsgeneral. Als solcher befehligte er 1799 am Rhein und unterstützte durch seine Diversion bei Manheim Masséna's Sieg über den russischen General Korsakoff bei Zürich. Auch unter Moreau, insbesondere bei Hohenlinden, zeichnete er sich aus. 1802 war er Gesandter bei der helvetischen Republik. 1805 befehligte er das Lager bei Montreuil und ward vom Kaiser zum Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion ernannt. Glänzend eröffnete er 1805 den Feldzug gegen Östreich durch seinen Sieg bei Elchingen (daher sein Titel: Herzog von Elchingen), und führte die Capitulation von Ulm herbei. Er besetzte Tirol und drang bis Kärnthen vor, als der presburger Friede seinen Lauf hemmte. 1806 und 1807 focht er bei Jena, und nachdem er Magdeburg genommen, bei Eylau und Friedland. 1808 behauptete er in Spanien seinen alten Ruhm. Aber Napoleon, immer mistrauisch und veränderlich, rief ihn zurück und hielt ihn, bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Rußland, in einer gewissen Entfernung. Da erhielt er den Oberbefehl des 3. Armeecorps. In der Schlacht an der Moskwa verdiente er sich den Beinamen le brave des braves, den ihm Napoleon gab, und den ihm Niemand absprechen konnte. Nach dem Brande von Moskau führte er den Vortrab und rettete durch seine meisterhafte Leitung wenigstens die Trümmer des Heeres. Sein Betragen während dieses Rückzuges übertrifft vielleicht Alles, was er früher gethan.

Napoleon ernannte den Marschall Ney zum Fürsten von der Moskwa. (Alexander I. bestätigte bei seiner Anwesenheit in Paris 1814 seinerseits diesen Titel.) Im Frühjahr 1813 reorganisirte N. das Heer, welches die Schlachten bei Lützen und Bautzen gewann, und drang mit demselben auf Berlin vor; aber Bülow schlug ihn bei Dennewitz. Er mußte sich gegen Torgau zurückziehen, verjagte jedoch bald darauf die Schweden aus Dessau und focht dann bei Leipzig (wo er verwundet ward) und bei Hanau mit gewohnter Tapferkeit. Auch als der Feind hernach den franz. Boden betrat, wich er nur Schritt vor Schritt. Brienne, Montmirail, Craonne und Chalons sur Marne sind glänzende Namen in der Geschichte seiner kriegerischen Laufbahn. Als Paris eingenommen war, und der Kaiser zwischen Entwürfen und Entschlüssen schwankte, war N. der Erste, der es wagte, ihm nachdrücklich vorzustellen, daß der Krieg, nun noch fortgesetzt, den Charakter eines Bürgerkrieges annehmen würde. So hatte er einen bedeutenden Einfluß auf dessen Thronentsagung. Nach dieser huldigte N. dem Könige, empfing die Pairwürde, das Ludwigskreuz und den Oberbefehl über die Kürassiere, Dragoner, Chasseurs und Chevauxlegers-Lanciers. Er genoß die höchste Auszeichnung bei Hofe und schien den Bourbons völlig ergeben zu sein. Als Napoleon von Elba gelandet war, zog Ney sogleich ein beträchtliches Heer zusammen, ward an die Spitze desselben gestellt und verließ den König mit den Betheuerungen seiner Treue und seines Eifers, den Kronräuber zu vernichten. Kaum hatte er aber die Stimmung, ja den Abfall des Heeres wahrgenommen, so hielt er die Sache der Bourbons für verloren und trat, auf Napoleons Zuruf, in Lyon am 13. März auf die Seite desselben. Dadurch öffnete er ihm den Weg nach Paris. In dem Kriege 1815 gab ihm Napoleon den Oberbefehl des linken Flügels, der bei Quatre-Bras mit den Engländern focht. Die Beschuldigung des General Gourgaud (aus Bonaparte's Munde), als ob N. Schuld sey an dem Unglück des ganzen Feldzuges, hat Gamot mittelst Abdrucks der schriftlichen Befehle, welche N. an jenem Tage empfangen, völlig widerlegt. Bei Waterloo führte er den Angriff auf das feindliche Centrum aus, und blieb, nachdem 5 Pferde unter ihm getödtet worden, der Letzte auf dem Schlachtfelde; seine Kleider waren von Kugeln durchlöchert, und er focht zu Fuß bis in die Nacht, umringt von Leichen. Nach der Niederlage eilte er nach Paris, wo er in der Pairskammer dem Bericht des Kriegsministers Davoust, daß 60,000 Mann unter den Mauern von Guise angekommen wären, öffentlich widersprach und gerade heraus erklärte, daß Alles verloren sei. Nach des Königs Rückkehr traf auch ihn die Verordnung vom 24. Jul. 1815. Eine Zeitlang hielt er sich in dem Schlosse eines Freundes bei Aurillac in Oberauvergne verborgen. Bei einem Gastmahle aber, das sein Freund gab, hatte Jemand einen prächtigen Säbel bemerkt, der, als die Beschreibung davon zu den Ohren des Unterpräfecten kam, für N.'s Säbel erkannt wurde und nach einer Haussuchung des Marschalls Verhaftung d. 5. Aug. veranlaßte. N. konnte durch die Flucht sich retten; allein er glaubte nicht an seine Verurtheilung; denn seine Absicht sei rein gewesen. Er habe nie etwas Andres gewollt als das Wohl des Vaterlandes. Er ward in Paris vor ein Kriegsgericht gestellt, das sich aber d. 10. Nov. für incompetent erklärte. So ward sein Proceß der Kammer der Pairs übergeben, wo der Minister, Herzog v. Richelieu, seine Bestrafung dringend verlangte. Sein Vertheidiger war Dupin. Man konnte d. 12. Art. der Capitulation von Paris vom 3. Juli 1815, welcher Amnestie zusicherte, für ihn anführen; allein Wellington erklärte, daß er diesen Art. nicht so verstanden habe, wie man ihn anwenden wolle. Obgleich nun der Marschall Davoust, der sie geschlossen hatte, das Gegentheil versicherte, so ward dennoch am 6. Dec. mit 169 Stimmen gegen 17 das Todesurtheil über ihn gesprochen. Mit der besonnenen Ruhe, die er im ganzen Laufe der Untersuchung gezeigt hatte, hörte er es an, und als der Vorleser an seine Titel kam, unterbrach er ihn: „Wozu hier noch Titel!

Michel Ney! und bald eine Hand voll Staub!" Da man ihm einen Geistlichen anbot, erwiderte er: „Ich bedarf keines Priesters, um zu sterben; ich habe es in der Schule der Schlachten gelernt"; ließ sich aber doch auf Zureden durch den Pfarrer von St.-Sulpice auf seinem letzten Gange begleiten, den er mit den Worten in den Wagen nöthigte: „Steigen sie nur zuerst ein, Herr Pfarrer; oben komme ich doch früher an als Sie". Am 7. Dec. 1815 Morgens um 9 Uhr ward er im Garten des Luxemburg erschossen. Man wollte ihm die Augen verbinden, aber er riß das Tuch weg und rief unwillig: „Habt ihr vergessen, daß ich 26 Jahre lang unter Kugeln gestanden?" wendete sich gegen die Soldaten, erklärte feierlich, daß er nie an seinem Vaterlande als Verräther gehandelt habe, legte dann die Hand aufs Herz und sagte mit fester Stimme: „Fehlt nicht! Es lebe Frankreich! Feuer!" — N. hinterließ 4 Söhne.

Niagarawasserfall. Die Gewässer des innern Canada in Nordamerika sammeln sich in 5 große Seen, den Obern-, Huronen-, Mischigan-, Erie- und Ontariosee, die unter einander zusammenhängen, und deren Überschuß an Wasser, bei seinem Ausflusse aus dem Ontario, den großen Lorenzstrom bildet, der sich in das atlantische Meer ergießt. Der ungefähr 6 deutsche Meilen lange Verbindungsstrom zwischen dem Erie- und dem Ontariosee heißt Niagara, und bald nach dem Austritt aus dem See Erie bildet er bei dem Fort Chippeway den größten Wasserfall in der bekannten Welt. Er fällt hier nämlich in einer Breite von 2226 Fuß von einer senkrechten Höhe von 164 Fuß mit einer solchen Gewalt herunter, daß man den Erdboden zittern fühlt und das Getöse des Falls in einer Entfernung von 5 Meilen hört. Die Ziegeninsel, zu der eine Brücke führt, theilt den Wasserfall in 2 Theile. 1751 erbauten die Franzosen, welche damals im Besitze von Canada waren, am rechten Ufer das Fort Niagara, weches jetzt zu dem Freistaate Neuyork gehört. Am linken Ufer, an der Mündung des Flusses, entstand die feste Stadt Niagara oder Newark von 100 Häusern, ein für den Pelzhandel mit den Wilden im Nordwesten bedeutender Stapelort. Höher am Flusse liegt das Fort Georges. Vgl. Simond's „Reise durch Großbritannien" (deutsch von Schlosser, Leipzig 1817, 1. Bd.).

Nibelungenlied, ein altes deutsches Heldengedicht, von den Nibelungen oder Niflungen so genannt, einem altburgundischen mächtigen Heldenstamme, dessen Name wahrscheinlich auch in den ältesten mythischen Ideen von einem nordischen Nebellande begründet sein mag. (Andere leiten ihn von Nebulones, auch von Nibullunan [unverzagt] ab; noch A. finden darin die Gibellinen.) Das durch große, wilde Leidenschaft, besonders die Liebe zweier Paare, herbeigeführte grausige Schicksal dieses Stammes ist Gegenstand des Gedichts. Das eine Paar ist Siegfried, Sohn des Königs Siegmund von Santen am Rhein, und Chriemhild, die Schwester des Burgunder Königs Günther; das andre dieser Paare, Günther und die aus dem fabelhaften Norden herstammende Brunhildis. Jener Siegfried wird theils durch beleidigten Stolz der Brunhildis, welche er für Günther gefreiet und als mächtiges Hünenweib, ihr unbewußt, gebändigt, theils um seines ungeheuern Nibelungenhorts oder Schatzes willen von Hagen von Tronege, mit Zustimmung seiner Schwäger, gemordet. Chriemhild, in unsterbliche Liebe versunken, brütet, als nachmalige Gemahlin Etzel's oder Etzelin's (Attila's, einer mythisch in mancherlei Verwandlungen wiederkehrenden ausgebildeten Figur) unversöhnliche, blutige Rache, durch welche der ganze Stamm untergeht. Die Zeit, in welche der geschichtliche Kern dieses Gedichtes fällt, ist die gegen 430 oder 440; die Scene am Rhein und auf Östreichs und Ungarns Grenze. Die urkundlichere Wiedererscheinung dieses Gedichts ist, auch abgesehen von der dichterischen Trefflichkeit, schon deßhalb wichtig, weil sie tiefere Forschungen über die germanische Urzeit und deren Zusammenhang mit der großen allgemeinen Weltreligion, sowie über Alter, Bühne, Zeit und muth-

maßlichen Verf. des Gedichts veranlaßt hat. Das Nibelungenlied ruht auf vielfach verschlungenen, in dem Strome der Zeit zu uns herabgeschwommenen germanischen Ursagen, von denen sich in der „Edda", in der „Wilkina=" und „Niflungasaga" auch skandinavische Gestaltungen erhalten zu haben. So macht es ein Glied der Heldenurzeit aus, über deren Zergliederung das „Heldenbuch" mehr Aufschluß gibt. Eine jüngste, vielleicht vierte Umgestaltung jener „Niflungasaga" ist unser Heldenlied, wie A. W. v. Schlegel aus seinem Gehalt, als Geschichtswerk, aus Vergleichung deutscher mit skandinavischen und ungarischen Sagen, sowie aus manchen einen in Östreich heimischen Dichter verrathenden Spuren geschlossen hat. Ebenso hat er gezeigt, daß weder Wolfram v. Eschenbach, der offenkundige Gegner und Spötter desselben, noch der unter Rudolf von Habsburg, mithin 2 Menschenalter später lebende Konrad von Würzburg, noch endlich der in der Mitte des 13. Jahrh. blühende Marner Verf. sein konnten. Vielmehr hat er aus des Dichters einseitiger örtlicher Kenntniß, die mehr das südliche als nördliche Deutschland, besonders genau aber östlich kannte, aus dem entschiedenen Wohlwollen für Ungarn und Abneigung gegen Baiern, welche er mit einem herrschenden Fürstenhause theilte, endlich aus schmeichelhaften Beziehungen auf dasselbe (babenbergische) Fürstenhaus, auf Klingsohr aus Ungarland oder Heinrich v. Ofterdingen geschlossen, welche beide dem Dichterwettstreit an Landgraf Hermanns Hofe zu Wartburg 1207 beiwohnten. Wüßte man nicht, daß jedes Dichterwerkes Verständniß eine innige Liebe und Hingebung fodert, durch welche man in sein Gefüge eindringen muß, und wäre dies gerade nicht um so schwerer, je entfernter Zeit, Ort und Darstellungsgabe von den unsern liegen; wäre überhaupt der Deutsche nicht so gleichgültig gegen die eignen Urerzeugnisse seines tiefen Geistes, so müßte allerdings die Herabsetzung befremden, welche dies nur erst wieder erweckte herrliche Dichtwerk zum Theil unter uns erfahren hat, das tiefe stolze Lebenskraft, wie kecke Todeslust, schlichte Gediegenheit mit großartiger feiner Sitte und Zartheit, herztiefe Liebe und Treue in allen, auch den stürmischsten Verhältnissen des Lebens, würdige, hohe Männlichkeit, wie anmuthiges, holdseliges Frauenthum in tief verschlungenem, großartigem Lebenszusammenhange durchaus offenbart. Da ist nichts Unbedeutendes trotz alles kindlichen Spiels und Verweilens in den Zierrathen des Lebens. Die hier auftretenden Männer und Frauen sind durch die Weihe der Mähr, in welcher sie leben, die anschaulichsten, gedrungensten Stellvertreter der Urzeit eines großen Volkes, das Mark eines urkräftigen Lebens, wogegen die kleinliche Schwäche und lose Zerstreutheit des unsern grell absticht; weßhalb, da Alles seinen Gegensatz fodert, gar nicht zu verwundern war, daß endlich die der Gegenwart überdrüssigen Gemüther an jener alten Zeit sich kräftigten und erfreuten. Die metrische Form dieses Gedichts ist die vierzeilige jambische und trochäische Strophe in Reimpaaren mit sechsfachem Hauptaccent, auch spondeischen, anapästischen und daktylischen Rhythmen und weiblichem Einschnitt in der Mitte. Der die Klage betitelte Theil ist unstreitig das Werk eines andern spätern Dichters und von andrer Form. Es haben sich, außer einigen Bruchstücken, 6 Handschriften des Nibelungenliedes erhalten, von denen die in St.=Gallen die alteste ist. Aus der münchner, welche damals in Hohenems war, ließ Bodmer den hintern Theil der Nibelungen und die Klage, nebst 7 Bruchstücken des vordern Theiles, abdrucken. Das ganze theilte zuerst Müller in seiner Sammlung, ohne jedoch dabei die geringste Kritik anzuwenden, mit. Größeres Verdienst erwarb sich von der Hagen, der zuerst eine Übersetzung des Nibelungenliedes (nach dem Muster von Tieck's „Minneliedern") und später (Berlin 1810) eine kritische Ausg. des Urtextes lieferte. Darauf erschien: „Der Nibelungen Lied zum ersten Mal in der ältesten Gestalt aus der St.=Galler Urschrift, mit Vergleichung der übrigen Handschriften herausg. von Friedr. Heinr. v. d. Hagen" (eine berichtigte und mit einem Wörterbuche verm. Aufl., Breslau 1820; zweite umgearb. A. mit

Wörterverz. und Anm., Frankf. a. M. 1824, 2 Bde. Zur neuesten Literatur über dieses Gedicht gehören: Göttling „Über das Geschichtliche im Nibelungenliede", (Rudolstadt 1814), und desselb. „Nibelungen und Gibellinen" (ebendaselbst 1816); Karl Lachmann, „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth" (Berlin 1816) und desselben Ausg. des Nibelungenliedes. Außerdem haben wir eine Bearbeitung von Hinsberg, eine mißrathene prosaische Übers. von Zeune, eine dem Original treu nachgebildete metrische von Büsching (1815), und eine von Simrock in der Sprache des 19. Jahrh. (Berl. 1827). Vgl. A. W. Schlegel im „Deutschen Museum" (I, 67); Mone's „Einleit. in das Nib.=Lied" (Heidelb. 1818); v. d. Hagen, „Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und immer" (Breslau 1819); dessen Vorrede zur Ausg. und Übersetz. der Eddalieder (1812—14) und der „Wolsungasaga" (1813—15). Vgl. auch Grimm's „Anmerkungen zu den altdänischen Heldenliedern" und Müller's „Sagabibl.". M.

Nicäa (Isnik), in der kleinasiatischen Provinz Bithynien, eine ehemals ansehnliche Stadt, deren Mauern und von Quadern hochgewölbte Thore noch von der Römerzeit her stehen. Der öde Raum ist mit schlecht unterhaltenen Gärten und einzelnen Baumgruppen angefüllt. In dem nördlichen Winkel liegt der jetzige türkische Ort Isnik, ein schlechtes Dorf mit 225 Häusern und Hütten. Nicäa ist durch 2 Kirchenversammlungen merkwürdig. Die erste veranstaltete Konstantin d. Gr. 325, hauptsächlich zur Beilegung der arianischen Streitigkeiten. Sein persönlicher Einfluß hatte, wie die Beredtsamkeit des alexandrinischen Diakonus Athanasius, den meisten Antheil an dem Verdammungsurtheile, welches die dabei anwesenden 318 Bischöfe gegen die arianische Lehre aussprachen. (Vgl. Arianer.) Unter den 20 Kanons oder Beschlüssen dieses Conciliums ist der wichtigste das auf den Grund des alten apostolischen Symbolums gebaute Glaubensbekenntniß, welches u. d. N. des nicänischen und mit dem zu seiner Erläuterung später von Athanasius abgefaßten Glaubensbekenntnisse noch jetzt bei allen christlichen Religionsparteien, außer den Antitrinitariern, das Ansehen einer unveränderlichen Glaubensregel hat. Außer diesem Symbolum wurde zu Nicäa noch die Gleichzeitigkeit der Osterfeier in allen christlichen Gemeinden angeordnet und Mehres über die Verhältnisse der Geistlichen und die Kirchenzucht festgesetzt. Der Antrag, die Geistlichen zur Ehelosigkeit zu verpflichten, ging jedoch auf diesem Concilium nicht durch, und es erlaubte den bereits verheiratheten Geistlichen die Fortsetzung ihrer Ehe. Das zweite nicänische Concilium hielt die Kaiserin Irene 787, und setzte dabei gegen die Bilderstürmer den folgenreichen Beschluß durch, daß den Bildern zwar kein Gottesdienst, aber doch eine durch Küssen, Kniebeugen, Räuchern und Lichteranzünden zu erzeigende Verehrung zu widmen sei. Auch wurde das Aufbewahren der Reliquien in den Kirchen angeordnet. Karl d. Gr. widersprach diesen Beschlüssen in seinem Buche „De impio imaginum cultu" und untersagte auf der Synode zu Frankfurt a. M. 764 die Bilderverehrung in der fränkischen Monarchie. Über Nicäa s. Hammer's „Umblick auf einer Reise von Konstantinopel rc." (Pesth 1818).

Nichols (John). Dieser gelehrte Veteran Englands, dem wir außer seinen eignen Schriften (z. B. Gedichte, biographisches Wörterbuch, topographische Bibliothek von England rc.) auch sehr schätzbaren Ausg. von Werken andrer britischer Schriftsteller (Shakspeare und Swift) verdanken, wurde 1744 oder 1745 zu Islington, einem jetzt mit London vereinigten Dorfe, geb., dort in einer Erziehungsanstalt gebildet und zuerst zum Seedienst, aber in seinem 13. Jahre in der Officin des berühmten Buchdrucker Bowyer zu London angestellt, der ihm bald die völlige Leitung seiner Druckereigeschäfte überließ und ihn 1767 zu seinem Compagnon annahm. Nach des Letztern Tode, 1778, verband sich N. mit David Henry zur Übernahme des „Gentleman-magazine", und jedes Blatt dieser Zeitschrift lieferte Beweise seiner Thätigkeit und seiner Talente. Die antiquarische Societät zu

Edinburg und eine ähnliche Gesellschaft zu Perth erwählten ihn zu ihrem Mitgliede. 1804 ward er Vorsteher der londner Buchhändlergesellschaft, aber 1808 hatte er das Unglück, seine Buchdruckerei und Buchhandlung in einer Feuersbrunst zu verlieren. Doch seine unermüdete Thätigkeit setzte ihn in den Stand, seine Geschäfte auf die ehrenvollste Weise wieder anzufangen.

Nicholson (William), einer der ausgezeichnetsten englischen Mathematiker, der Sohn eines Sachwalters zu London, 1753 geb. Er erhielt in einer Schule im nördlichen Yorkshire seine erste Erziehung. Im 16. J. verließ er diese Anstalt und machte bis 1773 2 Reisen nach Ostindien. Drei Jahre später besorgte er die Handlungsangelegenheiten des verst. Wedgewood auf dem Continente, bald aber widmete er sich ganz literarischen Beschäftigungen. 1775 eröffnete er zu London ein Erziehungsinstitut, dem er mit vielem Rufe mehre Jahre vorstand. Er machte den Entwurf zu den Wasserkunstwerken von West-Middlesex und brachte auch nachher einige andre Werke dieser Art zu Stande. Auch ist er der Erfinder mehrer mechanischer Kunstwerke, für welche er königl. Patente erhielt, ohne Nutzen davon zu ziehen. N. hat viel geschrieben, z. B. „Introduction to natural and experimental philosophy" (1781, 2 Bde.; deutsch mit Zus. und Anm. von Lüdike); „The first principles on chemistry" (1789; deutsch von Spohr); auch ein Wörterbuch über Chemie und ein Journal. Außerdem hat er mehre Werke von Chaptal, Fourcroy und A. ins Engl. übersetzt. Er starb 1815. Durch das Fehlschlagen mehrer Entwürfe und mannigfaltige Unternehmungen hatte er sich in den letzten Jahren seines Lebens in große Verwickelungen gestürzt. Er war im Schuldgefängnisse, als sein Name der in 6 Bdn. herausgekommenen „Encyklopädie" vorgesetzt wurde.

Nichtigkeitsklage, s. Nullität.

Nichtleiter, s. Elektricität.

Nickel ist ein 1751 von dem Schweden Cronstedt entdecktes Metall. Es hat die röthlichweiße Farbe des Wismuths und den Glanz des reinsten Eisens. Das specifische Gewicht ist das 8, 3 bis 8, 8fache des Wassers. Im ganz reinen Zustande scheint es dem Eisen an Biegsamkeit, Zähigkeit und Geschmeidigkeit nichts nachzugeben. Es ist härter als Kupfer, aber weicher als Eisen und wird wie dieses von dem Magnet gezogen. Zum Schmelzen erfodert es eine ebenso hohe Temperatur als der weichste Stahl. Es verbindet sich mit den mehrsten Metallen sehr gut und macht sie magnetisch. In den Meteorsteinen ist stets Nickel enthalten. In der Natur kommt das Nickel höchst selten gediegen, häufiger in Verbindung mit dem Arsenik, als Kupfernickel und als Nickelocker vor. — Der Kalk des Nickels wird in der Emailmalerei, das Metall selbst zu der Zusammensetzung des Argentans, einer neuen Metallcomposition, und des Meteorstahls, einer neuen Erfindung des Oberstlieutenants Fischer zu Schaffhausen, wodurch echter Damascenerstahl dargestellt wird, benutzt. Auch das sogen. Weißkupfer scheint nichts als eine Verbindung des Kupfers mit Nickel zu sein.

Nicolai (Christoph Friedrich), ein berühmter Schriftsteller und Buchhändler, welcher durch die Gründung der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" vorzüglich dazu beitrug, die Deutschen durch das Band der wissenschaftlichen Untersuchung und Kritik zu einem geistigen Interesse zu vereinigen, und den katholischen Theil der Nation mit dem protestantischen in vielfache geistige Berührung zu setzen; der aber auch, indem er nebst seinen Freunden die Freiheit der Untersuchung in wissenschaftlichen Dingen standhaft vertheidigte, mancherlei Reibungen veranlaßte, die Abneigung der Süddeutschen gegen die „freidenkenden" Berliner aufregte und, da zumal politische Ursachen hinzukamen, eine Art Volkswiderwillen in Deutschland gegen die Preußen hervorbrachte. Fr. Nicolai war 1733 zu Berlin geb. Vom fünften Jahre an lebte er, entfernt von den jugendlichen Vergnügungen ziemlich einsam in

dem Hause seines Vaters, der gleichfalls Buchhändler war und ihn für sein Geschäft bestimmte, auch ihn sehr streng zu Fleiß und Gehorsam anhielt. Auf den gelehrten Schulen zu Berlin und Halle lernte er bei seiner Fassungskraft und seinem Gedächtnisse vielerlei unter einander. Mehr Befriedigung fand sein Geist in der damals errichteten Realschule zu Berlin. 1749 schickte man ihn nach Frankfurt a. d. O., um die Buchhandlung zu lernen. Hier fand er durch Entäußerungen und Beharrlichkeit Muße, um für sich lateinisch, griechisch und englisch zu lernen, las die besten Dichter in diesen Sprachen und studirte zugleich Mathematik, Geschichte und Philosophie, am eifrigsten Gelehrtengeschichte. 1752 kehrte er nach Berlin in die väterliche Buchhandlung zurück. Die deutsche Literatur war damals durch Gottsched und Bodmer in 2 Parteien getheilt. Er entdeckte bald das Einseitige jeder Partei, und stellte seine Ansichten davon auf in den „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften", die 1756 erschienen. Von jetzt an wurden ihm Recensionen Bedürfniß. Lessing ward sein Freund, machte ihn mit Moses Mendelssohn bekannt, und diese drei verfolgten jetzt gemeinschaftlich ihre wissenschaftlichen Bestrebungen ohne Rücksicht auf das Ansehen der Meinung. Lessing war lebhafter und kühner, Mendelssohn bedächtiger und sicherer. N. war ihnen wenigstens gleich an Wahrheitsliebe und Muth. Ihrem Bunde schlossen sich in der Folge die meisten guten Köpfe Deutschlands an. 1758 entsagte N. der Handlung und lebte von einem kleinen Einkommen ganz den Wissenschaften. Winckelmann's Schriften machten ihn mit den bildenden Künsten bekannt. Sein Freund Marpurg unterrichtete ihn in der Tonsetzkunst. Übrigens trieb ihn seine Wißbegierde von Sprache zu Sprache, von Wissenschaft zu Wissenschaft. Als aber 1759 sein Bruder, der Besitzer der väterlichen Handlung, starb, mußte er diese selbst übernehmen. Mit Mendelssohn verbunden, hatte er 4 Bde. der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (Leipzig 1757—59) herausgegeben. Vom 5. Bde. übertrugen sie die Herausgabe ihrem Freunde Weiße in Leipzig. Mit dieser „Bibliothek" hat die bessere Kritik in Deutschland begonnen. Hierauf gaben die 3 Freunde, seit 1759, unterstützt von Abbt, Resewitz, Grillo und Sulzer, die „Briefe, die neueste deutsche Literatur betreffend" (24 Thle., Berl. 1759—65) heraus. 1765 brachte N. den Plan einer „Allgemeinen deutschen Bibliothek" zur Ausführung. Für dieses krit. Tribunal wählte er sich aus allen deutschen Provinzen Richter, und verband so die sich erhebende deutsche Gelehrtenrepublik zu einer umfassenden literarischen Unternehmung. Sie unterwarf jedes neue System einer strengen Untersuchung und wirkte bei einer 40jährigen Dauer auf den Fortgang der wissenschaftlichen Bildung aller deutschen Sprachgenossen wesentlich ein. Mit dem 107. Bde. (1792) hörte N. auf, Herausgeber zu sein. Die Fortsetzung erschien zu Kiel u. d. T.: „Neue allgemeine d. B.", von deren 56. Bde. an N. die Herausgabe aufs neue übernahm. Der strenge und herbe Ton dieser Zeitschrift, in welcher Flachheit, negative Aufklärung und prosaische Nüchternheit als oberste Richter ihr Wesen trieben, verwickelte ihn in viele Streitigkeiten. Wir nennen unter denen, welche gegen ihn schrieben, Garve, Herder, Wieland, Fichte, Lavater, der ihn einen unendlichen Streiter nannte, und Sailer. Am lebhaftesten wurde der Streit, vorzüglich mit dem Oberhofprediger Stark in Darmstadt, als N., Biester u. a. Gelehrte in der „Berliner Monatsschrift" u. a. a. O. auf die unmerkliche Verbreitung des Katholicismus und auf das Dasein verkappter Jesuiten aufmerksam machen wollten. Seit 1770 wandte N. seine Studien auf die Finanz- und Handelsverfassung des preuß. Staats. Die charakteristischen Anekdoten von Friedrich II. und von einigen Personen, die um ihn waren, nebst Berichtigungen über schon gedruckte Anekdoten, welche N. zu Berlin in 6 Heften von 1788—92 herausgab, haben historischen Werth. Der Staatsminister v. Herzberg gestattete ihm den Gebrauch des königl. Archivs, um seine 1769 erschienene „Topographisch-histor. Beschreibung von Berlin und Potsdam" zu ver-

bessern. So ward dieses Werk nach s. 3. Ausg. (Berl. 1786, 3 Bde.) ein Muster für ähnliche Topographien. Hierauf bewährte N. seine historische Kritik in seinen „Freimüthigen Anmerkungen über des Ritters v. Zimmermann Fragen über Friedrich d. Gr." (2 Thle., Berlin 1791 und 1792). Seine Romane haben keinen dichterischen Werth, gehören aber dennoch in die Literargeschichte der damaligen Zeit. Sein vorzüglichster: „Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker" (4. A., 1799, mit Kpf. von Chodowiecki), sollte die Orthodoxen, die sich dem Angriff der „Deutschen Bibliothek" widersetzten, in ihrer Blöße zeigen, Schwärmer zur gesunden Vernunft führen und das Zeitalter von seiner Empfindelei heilen. Man übersetzte ihn ins Französische, Dänische, Holländische und Schwedische. Immer trat N. als Censor und Kämpfer auf, wo eine liter. Erscheinung die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums in Anspruch nahm. Von seinen Widersachern vielfach gereizt, schrieb N. 1794 die „Geschichte eines dicken Mannes" (2 Bde., mit K. von Meil), in welcher er die Geißel gegen literarische Gecken schwang. Zu den größern Werken, die ihm heftigen Widerspruch zuzogen, gehört seine in statistischer Hinsicht und wegen ihres freimüthigen Tones verdienstvolle „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und der Schweiz" (1781, 3. A., 1788). Sie wuchs mit 1796 bis zu 12 Bdn. an. Doch gab N. bei allem Wahrheitssinn auch manche Blöße, am auffallendsten, als er sich gegen die kritische Philosophie erklärte, deren Werth er über dem Mißbrauch verkannte, welchen die Schule mit dunkeln Kunstwörtern trieb. Durch seinen Umgang mit Mendelssohn an populaire Philosophie gewöhnt, konnte er die neue Sprache der Kritik der reinen Vernunft nicht fassen, obgleich er dem Scharfsinne ihres Urhebers Gerechtigkeit widerfahren ließ. In seinem Romane: „Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts, eines deutschen Philosophen", wollte er die Abschweifungen der Kant'schen Schule lächerlich machen (Berlin 1798). Dagegen schrieb Fichte: „Fr. Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen", herausg. von A. W. Schlegel (Tübingen 1801). Ebenso einseitig verkannte er den Umschwung, welcher im letzten Dritttheil d. 18. Jahrh. durch Göthe u. a. originelle Geister in der schönen Literatur der Deutschen hervorgebracht wurde, und noch mehr die Bestrebungen der neuen Romantiker. Indeß erhielt der verdienstvolle Mann, mit dessen Alter seine Gegner sich vermehrten, mehre Beweise der öffentlichen Achtung. Er wurde Mitglied der Akademien zu München, Berlin und Petersburg, und 1799 sandte ihm die philosophische Facultät zu Helmstedt aus eignem Antriebe das Diplom als Doctor der Philosophie. Gegen Ende seines Lebens nahm sein Einfluß auf die deutsche Literatur immer mehr ab. Die „Deutsche Biblioth." entschlief 1805, da die von ihr fruchtlos bekämpften philosophischen und ästhetischen Ideen die Oberhand gewannen. N.'s thätiges, kräftiges Leben ward durch eine feste Gesundheit unterstützt, obgleich schon 1791 heftige Gemüthsbewegungen sein Nervensystem so angegriffen hatten, daß er einige Wochen lang bei vollem Bewußtsein mehre Phantasmen, wie er die unwillkürlichen Gaukelspiele seiner Einbildungskraft nannte, sah und hörte. 70 J. alt, verlor er den Gebrauch des rechten Auges. In seiner glücklichen Ehe ward er Vater von 8 Kindern, die er aber, nebst seiner Gattin, alle überlebte. Indeß zerstörte nichts so sehr die Lebenskraft des würdigen Greises als das unglückliche Schicksal seines Vaterlandes. Er starb 1811. Die durch ihn in der Geschichte der deutschen Bildung unvergeßlich gewordene Buchhandlung blüht fort unter der Leitung seiner Erben. Unter N.'s vielen Schriften zeichnen wir noch aus: seine biographischen Gedächtnißschriften auf Kleist, Abbt, Möser, Engel und Teller; seinen Versuch, naive Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, in dem „Feynen kleynen Almanach" (Berlin 1777 u. 1778, 12.). Sein „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimaurer" (Berlin 1782) ist gründlich, obgleich nicht ohne zu gewagte Hypothesen. Über-

haupt betraf ein großer Theil der geschichtlichen Forschungen N.'s die geheimen Gesellschaften. Man vgl. seine „Bemerkungen über die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer" (Berl. 1806). Noch verdient seine Schrift: „Über den Gebrauch der falschen Haare und Perücken" (Berl. 1801), genannt zu werden. Eine Selbstbiographie von Fr. N. hat Löwe herausg. in seinen „Bildnissen jetzt lebender berliner Gelehrten" (III, 3). Auch höre man ihn selbst in der Schrift: „Über meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte" (Berl. 1799). 1820 erschien „Fr. Nicolai's Leben und liter. Nachlaß", herausgeg. v. L. F. G. v. Göckingk. K.

Nicolaus von Pisa, aus dieser Stadt, wurde um die Mitte des 13. Jahrh. der erste wahre Wiederhersteller der Skulptur und der schönen Kunst in Italien. Sein vorzüglichstes Werk in Bologna ist die Arca di S.-Domenico mit schönen Reliefs. Auch hat er die Kanzel in der zu Pisa 1153 errichteten Basilica des heil. Johannes mit schönen Skulpturen geschmückt. Er starb 1275. Die erste Periode der Geschichte der neuern Skulptur geht von ihm bis auf Donatello. Auch sein Sohn Johannes war ein geschickter Bildhauer (magister lapidum); von ihm sieht man schätzbare Arbeiten am Mausoleum Benedicts XI. und an dem größern Altare der Kathedralkirche zu Arezzo. Vgl. v. Rumohr's „Italienische Forschungen" (1827, 2 Thle., S. 144 fg.).

Nicolay (Ludwig Heinrich v.) machte seine gelehrten Studien auf der Universität zu Strasburg, wo er 1737 geboren war. Hier wurde er Prof. der Logik, nachdem er eine Zeitlang franz. Gesandtschaftssecretair gewesen war. Indessen machte er s. eigentliche Laufbahn erst in Rußland, wo er 1770 Cabinetssecretair und Bibliothekar des Großfürsten Paul, 1796 kaiserl. Staatsrath, 1798 Director der Akademie der Wissenschaften, und nach Niederlegung dieser Stelle, 1801, Geheimerrath wurde. Zugleich war er Ritter mehrer Orden. Alle diese Staatsämter hinderten ihn nicht, seinen Hang zur Dichtkunst in Fabeln, Erzählungen, Elegien, Episteln, Rittergedichten zu versuchen; doch behauptet er höchstens den zweiten Rang unter den Dichtern jener Gattungen. Im Allgemeinen zeichnet er sich durch feine Beobachtung, Witz und Einbildungskraft, und vorzügliches Talent für die komische Erzählung aus. Die erste vollständige Sammlung s. poetischen Arbeiten: „Vermischte Gedichte und prosaische Schriften" (Berlin u. Stettin, 1792—95, 7 Thle.) hat durch Ramler's Verbesserungen sehr an Correctheit gewonnen. Seine theatralischen Werke erschienen zu Königsberg 1811. Er starb 1820 auf s. Gute bei Wiborg in Finnland.

Nicolo, eigentlich Nicolo Isouard genannt, einer der beliebtesten theatralischen Componisten Frankreichs, auf Malta 1777 geb. Sein Vater, welcher Kämmerer des Großmeisters war, wandte viel auf die Erziehung seiner Kinder und ließ mehre derselben in Frankreich erziehen. Constant de Campion, Commandeur des Malteserordens, nahm den jungen J. mit nach Paris in eine Pensionsanstalt, in welcher er sich nach dem Willen s. Vaters für den Seedienst vorbereiten sollte. In den Nebenstunden beschäftigte er sich mit dem Fortepiano. Er war schon als Aspirant der Marine aufgenommen, als ihn der Ausbruch der Revolution bewog, 1790 nach Malta zurückzukehren. Ungeachtet ihn hier s. Vater zum Handel bestimmte, setzte er doch s. musikalischen Beschäftigungen mit großem Erfolge fort und studirte sogar den Contrapunkt. Von Malta ging er nach Palermo, wo er einige Jahre als Commis zubrachte und in den Nebenstunden s. musikalischen Studien fortsetzte, und dann nach Neapel zu den deutschen Banquiers Kutler und Heigelin. Hier vollendete er s. Studium der Composition. Der berühmte Guglielmi unterrichtete ihn in der dramatischen Composition. Hierauf entschloß er sich, wider den Willen s. Ältern, ganz seiner Lieblingsneigung zu folgen, und begab sich nach

Florenz, wo er seine erste Oper: „L'avviso ai maritati", schrieb, deren außerordentlicher Beifall ihn in seinem Entschlusse bestärkte. Indessen gab er s. Ältern wegen seine Arbeiten unter dem Namen Nicolo heraus, dem erst später in Paris der Name Isouard beigesetzt wurde. Er componirte nun in Livorno die ernsthafte Oper „Artaserse". Der damalige Großmeister des Malteserordens berief ihn nach Malta und ernannte ihn, nach dem Tode des berühmten Vincenzo Alfosso, zum Organisten der Ordenskirche und dann zum Capellmeister des Ordens, welche Stelle er bis zur Aufhebung des Ordens nach Ankunft der Franzosen behielt. Er blieb nun als Privatmann zu Malta, wo er kleine franz., ins Italienische übersetzte Opern, als „Il tonneliere", „L'improvisata in campagna", „Il barbiere di Seviglia", componirte. Als die Franzosen Malta räumen mußten, nahm ihn der General Vaubois als s. Privatsecretair mit nach Paris. Hier bildete er sich nach Monsigny's und Grétry's Compositionen noch weiter aus und verband sich mit dem dramatischen Dichter Etienne zum großen Vortheil des Théatre Feydeau. Beide arbeiteten leicht und schnell. Von allen Compositionen N.'s hat keine so ausgezeichneten Beifall erhalten als die Oper „Cendrillon" („Aschenbrödel"), welche zuerst 1810 in Paris mehr als 100 Mal hinter einander gegeben wurde: ein Erfolg, der in den Annalen des Théâtre de l'opéra comique beispiellos ist. Ihr folgte „Joconde". Beide Opern brachten ihm auf s. Antheil über 160,000 Fr. ein. Unter s. übrigen Compositionen sind noch zu bemerken: „Un jour à Paris", „Les deux avares", „Michel Ange", „Cimarosa", „Le médecin turc", „La ruse inutile", „L'intrigue aux fenêtres", „Les rendez-vous bourgeois" und die liebliche Oper „Jeannot et Colin". In dieser leichten dramatischen Gattung ist Isouard durch die Leichtigkeit und Lieblichkeit s. Melodie, durch das Blühende s. Einbildungskraft und eine geschickte Verschmelzung des neuern ital. Geschmacks mit dem französischen einer der ausgezeichnetsten Componisten. J. war im Umgange sanft und gefällig. Er starb zu Paris 1818 und hinterließ die Oper „Aladin, ou la lampe merveilleuse" unvollendet.

Nicot (Jean), s. Taback.

Niebuhr (Carstens), geb. zu Lüdingworth im Lande Hadeln (Hanover) 1733, wurde 1760 zum Ingenieurlieutenant zu Kopenhagen ernannt. Als auf des Orientalisten Michaelis Antrag und des Grafen Bernstorff Empfehlung der König von Dänemark, Friedrich V., eine Gesellschaft Gelehrter auf s. Kosten nach Arabien zu schicken beschloß, um Entdeckungen über dieses bisher nur aus unsichern Nachrichten bekannte Land zu machen, ward N. für das Fach der Geographie dazu bestimmt. Die Gesellschaft ging im Jan. 1761 von Kopenhagen ab und über Konstantinopel durch Ägypten nach Jemen. Allein binnen einem nicht vollen Jahre starben hier und auf dem Wege nach Indien N.'s sämmtliche Gefährten (Cramer, Forskål, Baurenfeind, v. Hagen), und der Zweck der ganzen Unternehmung wäre vereitelt gewesen, hätte nicht N. mit seltener Entschlossenheit die Reise allein fortgesetzt und die Arbeiten und Beobachtungen aller s. bisherigen Gefährten übernommen. Erst 1767 kehrte er zurück und legte in s. „Beschreibung von Arabien" (Kopenh. 1772, 4.), „Reisebeschreibung nach Arabien u. a. umliegenden Ländern" (ebendas. 1774 u. 1778, 2 Bde., 4.; beide Werke sind auch in das Dänische, Französ., Holländ. und Engl. übers.) und in s. Ausg. von P. Forskål's „Descriptiones animalium etc., quae in itinere orientali observavit" (Kopenh. 1775, 4.) und dessen „Flora Aegyptiaco-arabica" (ebendas. 1776, 4.) die Ergebnisse von seinen und s. Gefährten Forschungen nieder. Äußerste Genauigkeit, überall bloß auf eigne Ansicht, nie auf fremde Nachrichten gegründete Untersuchung, hohe Wahrheitsliebe und völlige Entfernung von allem Hange zum Wunderbaren und zur Übertreibung geben s. Nachrichten einen hohen Werth und haben sie zu einer Hauptquelle über die Lage und Verfassung der von ihm bereisten Länder ge-

macht. Wenn sie nicht allen Parteien gleich befriedigend sind, so kann dies einem Manne nicht zum Vorwurf gereichen, der weit mehr geleistet hat als ihm aufgetragen war, und man von ihm erwarten konnte. Nach s. Rückkehr ward er 1768 zum Ingenieurcapitain zu Kopenhagen, dann 1778 zum k. dänischen wirkl. Justizrath und Landschreiber im Süderdithmarschen zu Meldorf, 1808 zum Etatsrath und 1809 zum Ritter des Danebrogordens ernannt. Auch nahm ihn das Nationalinstitut in Frankreich unter s. Mitglieder auf. Er starb den 26. April 1815. Sein Leben, von s. Sohne beschrieben, ist 1817 aus den „Kieler Blättern" besonders abgedruckt erschienen. A—s.

Niebuhr (Barthold Georg), des Vorigen Sohn, k. preuß. geh. Staatsrath und Mitglied der k. Akad. der Wissenschaften zu Berlin, geb. zu Meldorf in Holstein. Er vereinigt die gründlichsten gelehrten Kenntnisse von seltenem Umfange (er ist nicht nur Historiker, sondern auch ein sehr guter Orientalist) mit den trefflichsten praktischen Kenntnissen der Staatskunde, des Handels u. s. w. Er war eine Zeitlang Director der Bank in Kopenhagen und hat genaue Kenntniß der Finanzverwaltung, daher er auch in den wichtigsten Geldgeschäften des preuß. Staats oft gebraucht worden ist. In der verhängnißvollsten Periode Preußens hat er sich im Leben ebenso wahr und unerschütterlich treu gezeigt, als er sich in Schriften kräftig und geistvoll ausgesprochen hat. Seine Geschichts- und Sprachkunde ist umfassend. Seine Schreibart hat sich zu sehr nach dem Englischen gebildet, das ihm ganz eigen ist, und leidet hin und wieder an Härte und Dunkelheit. Außer einzelnen gehaltvollen archäologischen und histor. Aufsätzen im „Museum der Alterthumswissenschaften" (Bd. 2, St. 3) und den „Deutschen Blättern" hat er in s. „Römischen Geschichte" (Berlin 1811 fg.), welche von ihm 1827 umgearbeitet erschien, ein durch Tiefe der Forschung, Größe des Überblicks, Kraft und edler Gediegenheit der Darstellung ausgezeichnetes Werk geliefert. Auch sind von ihm die Flugschriften: „Preußens Recht gegen den sächs. Hof" (Berl. 1814) und „Über geheime Verbindungen im preuß. Staate und deren Denunciation" (Berlin 1815). 1816 zum preuß. Gesandten beim Papste ernannt, beschäftigte er sich in Rom zugleich mit literarischen Arbeiten und Untersuchungen. Wir verdanken ihm u. A. die Entdeckung von 2 ungedruckten Bruchstücken des Cicero und eine kritische Ausg. der von Majo ans Licht gezogenen Werke des Fronto. Während s. Aufenthalts zu St.-Gallen in der Schweiz entdeckte er unter den codicibus rescriptis der dasigen Bibliothek ein Fragment des römischen Feldherrn, Dichters und Redners Merobaudes, welches er u. d. T. „Reliquiae" zu St.-Gallen 1823 herausgab. Er kehrte nach Berlin zurück und ging dann an die Universität Bonn, wo er sich ganz seinen historischen Forschungen widmet. Unter s. Leitung erscheint hier eine neue Ausg. der „Scriptores historiae Byzantinae".

Niederdeutsch, s. Plattdeutsch.

Niederlande (Königreich der). Geschichte der Niederlande. I. Bis 1548, oder bis zur Vereinigung unter dem Hause Östreich. Die Niederlande umfassen die große Niederung oder den nordwestlichen Abhang des weiten Beckens, geformt von W. nach O. durch den Ardennerwald, die Vogesen, den Hundsrück, das Siebengebirge, den Spessart, Odenwald und Harz, in dessen Tiefe der Rhein die Niederlande hinabströmt. Der südliche Theil dieser Niederungen gehörte zu Cäsar's Zeiten zu Gallien (Gallia belgica); dieser große Feldherr erklärte die Einwohner für die streitbarste unter den gallischen Völkerschaften. Der nördliche, zwischen der Maas, der Waal und dem Rhein liegende Theil hieß die Insel der Bataver und gehörte nebst Friesland zu Deutschland. Den Namen der Bataver hat man von einem vor Chr. lebenden, wahrscheinlich fabelhaften Stammvater, Namens Bato, dessen Andenken jetzt nur noch bei den holländischen Dichtern lebt, ableiten wollen. Neuere holländ. Geschichtsforscher leiten ihn ab vom Zeitworte

baaten (Nutzen bringen) und dem Beiworte baatig, zusammengesetzt mit dem deutschen und auch altniederländ. Worte Auen oder Wiesen, die schon in der Gegend der am linken Rheinufer liegenden Betuwe den Römern als charakteristisches Merkzeichen des Landes erschienen und in dem Namen Batavi latinisirt wurden. Den nördlich vom Rheine liegenden Theil der Niederlande bewohnten die Friesen, gleich den Batavern ein deutsches Volk; Beide lernen wir besonders aus dem Kampfe kennen, den sie unter Civilis's Anführung mit den Römern so ehrenvoll bestanden. Späterhin kommen sie theils als handelnde, theils als seefahrende Nationen und als Seeräuber vor, die endlich den Römern unterlagen. Im 5. Jahrh. wurden die Bataver und im 6. die Belgier der fränkischen Herrschaft unterworfen; die Friesen aber sehen wir erst im 7. Jahrh. von den Franken besiegt. (S. Belgier, Bataver und Friesen.) Durch den Frieden zu Verdun, 843 (s. Frankreich), wurden Batavien und Friesland zu dem neu errichteten Königreich Deutschland geschlagen und durch Statthalter regiert, die in der Folge unabhängig wurden. Vom J. 1000 bis ans Ende des 11. Jahrh. zerfiel das Land in Herzogthümer, Grafschaften und Reichsstädte; Brabant oder Niederlothringen und später auch Luxemburg, Limburg und Geldern wurden durch Herzoge, Flandern, Holland, Seeland, Hennegau, Artois, Namur und Zütphen durch Grafen regiert; das eigentliche Friesland blieb eine freie Häuptlingschaft (Heerlykkeid); Utrecht ward ein Bisthum, welches seine weltliche Herrschaft auch über Oberyssel und Gröningen erstreckte. Unter allen diesen Herrschern waren die Grafen von Flandern die mächtigsten, und nachdem 1383 diese Grafschaft an das noch mächtigere Haus Burgund gefallen war, setzte sich dieses theils durch Heirathen, theils durch Gewalt oder scheinbar freiwilligen Abstand in den Besitz der meisten niederländischen Gebiete. Der letzte Herzog von Burgund, Karl der Kühne (s. d.), fiel 1477 unter den Schwertern der tapfern Schweizer; seine dem Kaiser Maximilian vermählte Tochter Maria brachte die Niederlande an Östreich, und Karl V., Maximilians Großsohn, in den Niederlanden geboren, vereinigte alle 17 Provinzen durch die pragmatische Sanction, als auf ewig unzertrennt, nach dem Rechte der Erstgeburt, 1548 mit Spanien; übrigens gehörten sie u. d. N. des burgundischen Kreises (seit 1512) zu dem römischen Reiche deutscher Nation; Ostfriesland blieb unter der Herrschaft eigner Fürsten beim westfäl. Kreise. — II. Bis 1810, oder bis zur Vereinigung mit dem franz. Kaiserreiche. Unter Karls V. Regierung verbreitete sich in den batavischen und belgischen Provinzen der Protestantismus, wiewol hart bedrückt: denn man rechnet die Zahl Derer, die schon unter seiner Regierung in diesen Ländern als Ketzer ums Leben gebracht wurden, auf 100,000. Immer hatten die Beherrscher der Niederlande, selbst Karl V., die Gerechtsame und alten Freiheiten geehrt, wodurch das Land blühend und für die Monarchen eine Quelle reicher Beisteuern geworden war; Karls Sohn und Nachfolger, der kalte Tyrann Philipp II., folgte nicht den Grundsätzen seines klügern Vorgängers. In Spanien geboren, behandelte er die fernen Niederlande mit der größten Härte. Die alten Rechte der Provinzen tasteten s. Stellvertreter, besonders der grausame Granvella, freventlich an; durch die Inquisition sollte jede freie Religionsmeinung ausgerottet werden. Da erwachte der Grimm des freien Volks; die große Anzahl gewerbfleißiger Manufactur-, besonders Wollarbeiter, flüchtete in andre Länder, vorzüglich nach England und Sachsen; der Adel trat zum Schutz seiner Rechte zusammen (s. Geusen), und die Nichtkatholiken feierten mit dem Trotze angefachter Schwärmerei ihren Gottesdienst öffentlich. Als Granvella 1564 zurückberufen wurde, war es schon zu spät, den von ihm angefachten Brand durch gelinde Mittel zu löschen; er sollte also durch Gewalt gedämpft werden. Philipp sandte den blutgierigen Alba, und unter seinem Henkersbeile fielen die Häupter der Edelsten des Volks, Egmont und Hoorn. Nur der kluge Prinz von Oranien war ent-

wichen, um mit gewaffneter Hand wiederzuerscheinen, während Alba seiner fanatischen Wuth Tausende opferte. Selbst seines weisen Nachfolgers Zuniga Mäßigung konnte die empörten Gemüther nicht beruhigen, und der staatskluge Wilhelm von Oranien blieb, zwar oft geschlagen von Don Juan d'Austria und Alexander von Parma, doch zuletzt Sieger in dem ungleichen Kampfe für Freiheit, Religion und vaterländisches Recht. Sicher wäre früher der Kampf beendigt worden, hätten nicht der niederländischen Provinzen verschiedene Örtlichkeit, die Eifersucht der Großen, deren jeder nur seine Zwecke erreichen wollte, und der unglücklich angefachte Religionsargwohn der Katholiken und Protestanten gegen einander den Sieg unendlich erschwert. Zwar schlossen sich schon 1576 zu Gent fast alle übrige Provinzen dem offenen Aufstande Hollands und Seelands an, allein die ausgezeichnete Gewandtheit des damaligen spanischen Statthalters, Prinzen v. Parma, wußte die südlichsten oder sogen. wallonischen Provinzen zur Unterwerfung unter die spanische Herrschaft zu vermögen und bald auch Brabant und Flandern durch Gewalt der Waffen zu unterjochen, welches ihm durch die Flucht der aufgeklärtesten und einflußreichsten Einwohner, die sich größtentheils nach Holland begaben, sehr erleichtert ward. Erst 1579 schlossen die 5 nördl. Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Friesland, die berühmte Union von Utrecht, wodurch sie sich von Spanien unabhängig erklärten. Ihnen trat 1580 Overyssel und 1594 Gröningen bei. So entstand, nachdem die vereinigten Provinzen dem Könige von Spanien „als einem Tyrannen" den Gehorsam (26. Jul. 1581) aufgekündigt hatten, die Republik der vereinigten Niederlande, in der Folge gewöhnlich nach der durch Umfang, Bevölkerung, Reichthum und Einfluß vorherrschenden Prov. Holland genannt. Als Wilhelm v. Oranien durch Meuchelmord den 10. Jul. 1584 fiel, trat Moritz als Statthalter in des Vorgängers Fußstapfen. Seine Siege bei Nieuport und im Brabantischen, der niederländischen Admirale kühne und siegreiche Thaten gegen Philipps II. Seemacht, Frankreichs und Englands gleichzeitige Kriege gegen Spanien und Philipps II. Schlaffheit führten 1609 den 12jährigen antwerpener Frieden herbei. Doch mußten die Holländer, ehe ihre jetzt von allen Mächten, Spanien ausgenommen, anerkannte Unabhängigkeit durch den westfälischen Frieden ganz gesichert wurde, den dreißigjährigen Krieg noch mit durchkämpfen. Holland bot, während Religionswuth fast alle europäische Staaten zerrüttete, jedem Unterdrückten eine sichere Zuflucht. Alle Religionen wurden geduldet. Für die sich immer mehr anhäufende Menschenzahl mußte Erwerb jenseits des Weltmeeres gesucht werden. Aus Noth erst glückliche Corsaren gegen die spanischen Geschwader, wurden die Republikaner bald treffliche Seehelden und kühne, unermüdet thätige Kaufleute, die alle Meere durchschwärmten, und denen kein Gewinn zu entfernt, kein Hinderniß zu abschreckend war. Der Handel von Cadix, von Antwerpen und von Lissabon fiel in ihre Hände, und so wurden die Verein. Niederlande in der Mitte des 17. Jahrh. der erste Handelsstaat und die erste Seemacht der Erde, denn mit etwa 100 Kriegsschiffen trotzten sie damals jeder nebenbuhlerischen Gewalt, während England sowol als Frankreich über die Demüthigung des allgemein gefürchteten span. Riesenreichs frohlockten. Die ostindische Gesellschaft (gestift. 1602) eroberte Inseln und Königreiche in Asien mit einem Fonds von nur 6,459,840 Gulden. Mit etwa 200 Schiffen betrieb sie den Handel nach dem sonst unzugangbaren China und sogar nach Japan. Mit allen Erzeugnissen der Gewürzinseln versorgte sie allein Europa. Das Gold, die Perlen, die Edelsteine des Orients gingen gleichsam nur durch ihre Hände. Ihr konnte die westindische Compagnie nicht gleich kommen, denn als diese gestiftet wurde, war Englands und Frankreichs Eifersucht schon erwacht. Holland behauptete indeß noch lange sein Übergewicht zur See; Tromp und Ruyter fochten siegreich, und selbst Ludwig XIV., der den Plan zur Demüthigung der kühnen Re-

publik so tief angelegt hatte, mußte endlich erschöpft den Frieden erbitten. Aber diese Kämpfe, bald mit England, bald mit Frankreich, und die wirklich unpolitische, zu thätige Theilnahme am spanischen Erbfolgekriege entkräfteten Holland, während republikanische Eifersucht gegen das Streben des Hauses Oranien zur Herrschaft im Lande selbst unzählige Funken der Parteiwuth und des Bürgerkrieges anfachte. Darum konnte die Regierung nie zur Einheit, zur Befolgung echt politischer Grundsätze gelangen. Seit Moritzs und Oldenbarneveld's Zeiten hatten sich die beiden Hauptparteien, die oranische und die staatsgesinnte oder antioranische, allmälig in verschiedenartige Abschattungen zertheilt, deren Führer durch eigennützige Absichten geleitet wurden. Aus gleichen Antrieben ward die Religion mit ins Spiel gemischt, und in der Regel waren die strengen Calvinisten oranisch, die Andersdenkenden staatsgesinnt; daher die häufigen Staatsumwälzungen, welche bald durch die Anmaßungen einiger Statthalter, bald durch den aufgewiegelten Pöbel veranlaßt wurden, und denen stets entweder Druck durch Willkür oder unglücklich geführte Kriege vorangingen. Dies hatte sich schon 1618, 1672 und 1702 bewahrheitet und bestätigte sich 1747. Das Haus Oranien siegte in diesem Jahre über die republikanische Partei. Wilhelm IV. erhielt die Statthalterwürde in allen 7 Provinzen auf männliche und weibliche Nachkommen erblich. Die spanischen oder kathol. Niederlande waren inzwischen der unselige Zankapfel gewesen, um den sich Östreich und Frankreich 2 Jahrh. hindurch stritten. Endlich sah sich Spanien genöthigt, durch den pyrenäischen Frieden 1659 und durch den aachner 1668 an Frankreich ganz Artois, einige Plätze von Flandern, Hennegau, Namur und Luxemburg abzutreten, welche Länder seitdem die franz. Niederlande genannt wurden. Durch den Frieden von Utrecht, welcher den spanischen Erbfolgekrieg 1713 endigte, kamen die spanischen Niederlande wieder an das Haus Östreich, welches sie bis zur franz. Revolution besaß, obgleich sie sich gegen Joseph II., vornehmlich unter van der Noot, empörten. Dieser Monarch brach 1782 den sogen. Barrieretractat von 1715, welcher der Republik der Verein. Niederlande das Besatzungsrecht in einigen belgischen Festungen an der franz. Grenze einräumte; er nöthigte die holländischen Besatzungen zum Abzuge und ließ jene Grenzfestungen größtentheils schleifen, was in der Folge den Franzosen die Eroberung Belgiens (1792 und 1794) sehr erleichterte, welches ihnen 1797 im Frieden von Campo-Formio abgetreten wurde. Immittelst waren in der Republik der Verein. Niederlande die innern Gährungen nicht unterdrückt. Die Antioranier oder Staatsgesinnten, durch die Erblichkeitserklärung der oranischen Statthalterwürde keineswegs vernichtet, hoben 1786, von ihren Gegnern jetzt Keesen (Spitzhunde) gescholten, aufs neue ihr Haupt empor. Die Händel von 1781 mit dem Herzog Ludwig von Braunschweig, der seit 30 Jahren Feldmarschall der Verein. Niederlande gewesen war und eine Zeitlang die Vormundschaft über den Erbstatthalter Wilhelm V. geführt hatte, waren nur Vorspiele des wüthenden Kampfes, der nun entstand. Des Statthalters Gemahlin, Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen Schwester, rief, beleidigt von heftigen Patrioten, des Bruders Schutz an; ein preuß. Heer von 25,000 M. erschien, um den Hohn zu bestrafen und Wilhelms V. Rechte zu sichern. Vergeblich war der Patrioten übel geleiteter Widerstand. Nach dem Sturme von Amstelveen fiel Amsterdam (Sept. 1787) in die Gewalt der Preußen. Das Übergewicht der statthalterischen Partei war entschieden, und in noch größerer Ausdehnung wurden nun die Rechte des Hauses Oranien bestätigt und ein enges Bündniß der Rep. mit Großbrit. und Preußen geschlossen. Die antioranische Partei war indessen auch jetzt nur eingeschüchtert, ihr alter Haß dagegen noch mehr gereizt. Als daher 1794 die Fahnen des republikanisirten Frankreichs siegreich an Hollands Grenzen wehten, erhoben sich alle Mißvergnügte. Pichegru eroberte Holland leicht, durch den strengen

Winter von 1795 und durch die den Franzosen günstige Volkspartei unterstützt. Der Erbstatthalter floh mit s. Familie nach England, und es entstand die batavische Republik (16. Mai 1795). Die bisherige Provinzialabtheilung ward in einen einzigen Freistaat verschmolzen, die Macht der Gesetzgebung, nach franz. Muster, einer stellvertretenden Versammlung, und die Vollziehung einem Directorium von 5 Männern übergeben. Die neue Republik mußte einige südliche Landstriche, namentlich Mastricht, Venloo, Staats-Limburg und Staats-Flandern, an Frankreich abtreten, sich mit diesem Reiche durch eine beständige Allianz verbinden, eine Summe von 100 Mill. Gulden an dasselbe entrichten und den franz. Truppen die Besetzung ihres Gebietes verstatten. Diese aufgedrungene Verfassung mußte nach 6jährigem Bestande schon wieder geändert werden (den 18. Oct. 1801). Man theilte die Republik wieder in ihre alten 7 Provinzen und fügte die Generalitätslande als eine achte hinzu. Man vereinfachte das Regierungspersonale, verminderte die gesetzgebende Versammlung auf 35 Abgeordnete und erweiterte die vollziehende Gewalt zu einem Staatsbewind von 12 Männern. Allein trotz diesen Veränderungen sah die batavische Republik, unfähig, mit dem geringen Ueberbleibsel eigner Kraft nach eignen Zwecken zu handeln, ihre Flotten durch Großbritanniens Seemacht verdrängt, ihre Colonien verheert, ihren Handel auf bloße Küstenfahrt und auf den innern Verbrauch beschränkt und die Bank von Amsterdam bis zur Vernichtung erschüttert. Überdies raubte ihr der Friede von Amiens 1802 eine der reichsten ihrer Colonien, Ceylon. Kaum war die Hoffnung einer bessern Zukunft erwacht, als Holland wieder in den neu beginnenden Krieg Frankreichs gegen Großbritannien mit fortgerissen wurde. Surinam und das Cap fielen in der Briten Hände, britische Schiffe blokirten Hollands Küsten, und so schien der letzte Nerv des holländ. Wohlstandes zerschnitten zu sein. Zum dritten Male (29. April 1805) mußte die holländ. Staatsverfassung umgeändert werden. Nun sollten 8 Departements und ein gesetzgebendes Corps von 19 Mitgliedern mit einem auf 5 Jahre erwählten Rathspensionnair (Schimmelpennink), der die vollziehende Gewalt handhabte, bestehen; ihm ward ein Staatsrath von 5—9 Mitgliedern beigegeben, und 5 Minister besorgten die Geschäfte. Der Pensionnair erhielt eine unbestimmte Summe, über deren Verwaltung er keine Rechenschaft abzulegen brauchte. Doch war selbst Schimmelpennink's Tugend in diesem Sturme unvermögend ein Vaterland zu retten, welches durch den Verlust seiner alten Selbständigkeit und s. mannigfaltigen Hülfsquellen schon an den Rand eines unabwendbaren Verderbens gebracht war. In solcher Noth schien die einzige Hülfe zu sein, Holland dem franz. Reiche gänzlich einzuverleiben. Der Schritt, lange vorbereitet, geschah 1806. Man trug dem Bruder des Kaisers, dem Prinzen Louis Napoleon, Hollands Besitz u. d. T. eines souverainen Königreichs an (der Antrag holländ. Seits war absolut erzwungen), und am 5. Jun. 1806 ward er als König von Holland ausgerufen. Der mit Frankreich d. 24. Mai deßwegen geschlossene Vertrag besagte: Louis Napoleon solle erblicher, constitutionneller König von Holland, und seiner rechtmäßigen männlichen Nachkommenschaft der Thron gesichert sein; doch dürften nie die Kronen von Frankreich und Holland auf Einem Haupte vereinigt werden. Der König blieb erblicher Connetable von Frankreich und mit allen s. Kindern dem französisch-kaiserl. Familienstatut unterworfen. In Holland besaß er ohne Einschränkung die vollziehende Gewalt, die Macht der Ernennung zu Civil- und Militairstellen, das Begnadigungsrecht und die ausschließliche Regierung der Colonien. Auch ward ein Staatsrath errichtet von 13 Mitgliedern, worunter 4 Staatsminister. Das gesetzgebende Corps bestand aus 30 Mitgliedern, und dabei war festgesetzt, daß es nach Maßgabe der Vergrößerung des Staatsgebiets vermehrt werden könne. Aber Holland ward als Königreich nicht glücklicher; es blieb ausgeschlossen von Frankreichs Handelsvortheilen und

mußte doch allen Kriegen Napoleons folgen. Die Staatsschuld wuchs auf 1200 Mill. Gulden; der Kaufmann lebte nur noch vom Schleichhandel, welcher zu England hinzog. Fast alle Quellen des ehemaligen Wohlstandes waren jetzt verstopft; und als Napoleons Decret vom 11. Nov. 1807 aus Mailand erschien, als der Tarif von Trianon mit seinen schrecklichen Folgen eintrat, da war Hollands Handel vollends verloren. Es erhielt 1807 zwar Ostfriesland und Jever, mußte aber dafür das zwischen der franz. Grenze und der Maas gelegene Gebiet nebst einem Theile von Seeland mit den Festungen Bergen-op-Zoom, Breda, Herzogenbusch, Gertruidenburg, Middelburg und Vließingen abtreten. Der neue Krieg gegen Östreich, 1809, veranlaßte die Landung der Engländer auf Seeland (Walcheren), welche Hollands Verderben nur beschleunigte. Fürchterliche Unglücksfälle kamen hinzu. Im Jan. 1809 stand die ganze Gegend von Emmerich bis Dortrecht und Rotterdam, 50 □M. Landes, unter Wasser, über 300 Menschen verloren ihr Leben in den Fluten, und mehre Tausend Stück Vieh, viele Häuser und Mühlen, ja ganze Dörfer wurden weggeschwemmt. Umsonst waren die Anstrengungen des guten (aber schwachen) Königs, das allgemeine Elend zu mildern; um so mehr nach der englischen Landung, da er die Freundschaft s. Bruders verlor. Die Spannung wuchs, und der pariser Vertrag vom 16. März 1810 hielt den letzten Schlag nur wenige Wochen auf. Ludwig, um nicht das Land in s. persönliche mißliche Lage zu verwickeln oder einen Krieg mit Frankreich herbeizuführen, dessen Folgen sich mit Gewißheit vorhersehen ließen, legte freiwillig und unerwartet die Königskrone zu Gunsten s. ältesten unmündigen Sohnes nieder (1. Juli 1810) und begab sich ins östreichische Gebiet als einfacher Privatmann. Napoleon erkannte jedoch s. Bruders Verfügung nicht an. Schon am 4. Juli besetzten franz. Truppen Amsterdam, und durch das kaiserl. Decret vom 10. Juli 1810 ward Holland mit dem franz. Reiche vereinigt, Amsterdam zur dritten Stadt des Reichs erhoben, die Zahl der Senatoren auf 6, der Deputirten im Staatsrathe gleichfalls auf 6, der Richter im Cassationshofe auf 2, und der Deputirten im gesetzgebenden Körper auf 25 bestimmt. Die Officiere der Land- und Seemacht traten, wie das ganze Militair, in kaiserl.-franz. Dienste; die Zinsen der öffentlichen Schuld wurden auf ein Drittel herabgesetzt, und der Erzschatzmeister des Reichs, Herzog v. Piacenza (Lebrun), erschien als des Kaisers Stellvertreter in Amsterdam, um bis zum 1. Jan. 1811, wo die ganze Verfassung nach franz. Muster geformt sein sollte, das Land zu verwalten. Die holländ. Depart., welche früher schon unter dem Königthum geschaffen waren, bildeten nun 2 neue Militairdivisionen, die Conscription ward eingeführt, und die Hälfte der ausgehobenen Mannschaft zum Land-, die andre Hälfte zum Seedienste bestimmt. — III. **Bis 1815**, oder bis zur Vereinigung der Niederlande unter der Herrschaft des Hauses Oranien. So waren also die sämmtlichen 17 ehemaligen Provinzen der Niederlande unter der nämlichen Herrschaft mit Frankreich vereinigt. Allein dieser (durch die Umstände unglückliche) Zustand dauerte nur bis zum Ende 1813. Napoleons Besiegung bei Leipzig änderte das Schicksal Belgiens und Hollands; die Heere der Verbündeten rückten gegen Frankreich vor; ein vereinigtes preußisch-russisches Armeecorps unter dem Gen. Bülow ward von der Nordarmee gegen die Niederlande abgeschickt, und eine unter dem Gen. Graham aus England übergeschiffte Truppenabtheilung schloß sich demselben an. Am 20. Nov. 1813 erließ der Gen. Bülow eine Auffoderung an die Holländer, mit den Verbündeten gemeinschaftlich gegen die Franzosen zu handeln. Schon am 18. d. M. hatte Gysbrecht Karl van Hogendorp, einer der Gemäßigten aus der altoranischen Partei, eine Anzahl ehemaliger Regierungsmitglieder, welche von 1788—95 das Staatsruder in Händen gehabt hatten, insgeheim in seiner Wohnung versammelt und sie zu überreden gesucht, sich einstweilen als die ehemaligen Generalstaaten zu constituiren;

allein keiner wagte selbst Hand anzulegen. Jetzt lud Hogendorp auch die anfangs ausgeschlossenen Männer ein, welche die Zügel des Staates 1786 und 1787 und nach 1795 lenkten, und die, wie antioranisch auch in frühern Zeiten gesinnt, sich jetzt dem altrepublikanischen oranischen Systeme gern angeschlossen hätten, wären sie nicht durch die erste Ausschließung mißtrauisch geworden. Nach zwei mißlungenen Versuchen ernannten die 17 zuerst Verbündeten, unter denen sich der Graf Limburg-Styrum, die Herren v. Perponcher, Fagel und Changuion, die Generale Sweerts, van Landas und de Jonge, der Prof. Kemper und der Advocat Fannius Scholten auszeichneten, aus ihrer Mitte in den Personen der Herren Gysbrecht van Hogendorp und des Freih. v. d. Duyn v. Maasdam, eines freisinnigen, redlichen Mannes, ein Duumvirat, welches als provisorische Regierung das Staatsschiff der verjüngten Republik vor dem Untergange bewahren sollte, bis der Prinz von Oranien aus England, wohin am 19. Nov. die Herren v. Perponcher und Fagel, ihn einzuladen, abgesandt waren, eingetroffen sein würde. Die 2 Männer versäumten nichts, um das angefangene Werk zu vollenden. Sie sandten einen Abgeordneten in das Hauptquartier des Gen. v. Bülow nach Münster und nach Frankfurt a. M. zu den verbündeten Monarchen, welche hierauf die kräftige Unterstützung der ehrenvollen Unternehmung der Holländer beschlossen; sie suchten das mächtige Amsterdam durch ihre Commissarien Kemper und Scholten zu einer offenen Erklärung zu bewegen, die zwar wegen der Nähe des franz. Hauptquartiers zu Utrecht, unter dem Gen. Molitor, noch nicht die gewünschte Ausdehnung erhielt, wol aber die größte Anhänglichkeit für das Haus Oranien aussprach. Der langersehnte, am 30. Nov. jubelnd im Haag empfangene Erbstatthalter verweilte nur einen Tag daselbst und kam bereits im Dec. in Amsterdam an, einer Stadt, deren öffentliche Meinung er mit Recht als den Barometer der allgemeinen politischen Stimmung ansah. Allein schon war es zu spät, um die nicht mehr verborgenen Absichten einiger Wenigen mit dem wahren Volksgeiste vergleichen zu können. Die Commissarien des Duumvirats (Kemper und F. Scholten) hatten, man glaubte aus eigner Bewegung, eine Proclamation erlassen, welche sich mit der Erklärung endigte: „Niederland ist frei, und Wilhelm I. ist der souveraine Fürst dieses freien Landes". Der rechtschaffene Fürst weigerte sich anfangs ernstlich der unberathenen Proclamation sich zu fügen, und erst nachdem bei den erhitzten Köpfen alle seine Gegenvorstellungen umsonst gewesen waren, willigte er in den ohne die mindesten Einschränkungen ihm gemachten Antrag nur unter der Bedingung ein, daß diese Machtertheilung durch eine Staatsverfassung gemildert würde, welche — dies waren des Fürsten denkwürdige Worte, — „die Vorrechte und Freiheiten des Volks verbürge, und es gegen jeden Eingriff in dieselben sicherstelle". Eine Commission von 14 Mitgliedern, unter denen sich die bisherigen Zweimänner befanden, ward mit dem Entwurfe dieser Staatsverfassung beauftragt, welcher jedoch die Erwartungen unbefangener und einsichtsvoller Vaterlandsfreunde nicht ganz erfüllte. Mehr als ein Drittheil umfaßte die Rechte und Vorzüge des regierenden Hauses; die hauptsächlichsten staatsbürgerlichen Einrichtungen, namentlich die der Provinzialstände, wurden auf besondere, späterhin zu erlassende Verfügungen verwiesen, und so wenig die Grundsätze der Rechtspflege als die der Finanzen erschöpfend aufgestellt. Zwar ward dieser erste Entwurf vor der Abstimmung öffentlich bekanntgemacht; allein durch die Bestimmung, welche aus der Versammlung der aus allen Departements der ehemals Verein. Niederlande zur Abstimmung zusammenberufenen 600 Notabeln alle Bemerkungen und Untersuchungen verbannte, ward jede Vervollkommnung der Constitution ausgeschlossen. Von den einberufenen Notabeln erschienen nur 475. Unter den fehlenden 125 fanden sich ausgezeichnete Männer, die sich zum Theil jene bloß bejahende oder verneinende Abstimmungsweise nicht gefallen lassen wollten, zum Theil sich

auch nicht berechtigt glaubten, ohne ausdrückliche Vollmacht oder ohne den laut ausgesprochenen Willen der gesammten Nation über die Veräußerung und Übertragung der Souverainetät ein Gutachten abzugeben. Unter den Erschienenen gaben manche nur bedingt ihre Zustimmung, die ohne Beifügung der Bedingung niedergeschrieben ward. Das schlüssige Ergebniß war, daß sich von den Stimmenden nur 26 unbedingt gegen den Verfassungsentwurf erklärten, welcher daher durch eine Mehrheit von 449 Stimmen angenommen ward. Durch den Beschluß des wiener Congresses wurden die ehemaligen belgischen Provinzen mit den Verein. Niederlanden verbunden. Beide zusammen sollten das Königreich der Niederlande bilden, und der souveraine Fürst Wilhelm I. (s. d.) wurde als König der Niederlande von allen Mächten anerkannt. Auch ward ihm zur Entschädigung für die in Deutschland abgetretenen nassauischen Länder das Herzogthum Luxemburg u. d. T. eines Großherzogthums überlassen, doch so, daß dieses Land zu den Staaten des deutschen Bundes gehören sollte; der König der Niederlande hat daher auch, als Großherzog von Luxemburg, eine Stelle (die 11.) in der Bundesversammlung und im Plenum 3 Stimmen. Da jedoch nach dem Vertrage des wiener Congresses vom 31. Mai und der Schlußacte vom 9. Jun. 1815 dies Großherzogthum nach dem Tode des jetzigen Königs sowol dem Prinzen Friedrich von Oranien, jüngerm Bruder des Kronprinzen, als letzterm zufallen kann, und in einem Zusatze zum 3. Art. des erwähnten Vertrags dem Könige ausdrücklich freigestellt ist, wegen der Erbfolge in das Großherzogthum diejenigen Familieneinrichtungen unter s. Söhnen zu treffen, welche er dem Wohl der Monarchie und s. väterlichen Absichten am angemessensten hält, so scheint die Meinung, daß Luxemburg nur einstweilen als einverleibter Theil des neuen Königsreichs angesehen werden könne, nicht ohne Grund zu sein. Diesen Besitzungen wurde noch das ehemalige Bisthum Lüttich hinzugefügt. — IV. Seit 1815. Am 8. Juni 1815 trat der König dem deutschen Bunde bei. Die Einverleibung so vieler Provinzen, bewohnt von Völkerschaften, die, wenngleich alterthümlich von einerlei Ursprung, dennoch an Sitten, Gewohnheit und Religionsgrundsätzen sehr von einander abweichen, machte natürlicherweise eine Nachsicht und Abänderung der einjährigen Verfassung nothwendig. Dem 143. Artikel derselben zufolge wurden zu dem Ende die 55 Mitglieder der Generalstaaten durch die Provinzialstände verdoppelt, um sich über die zu treffenden Abänderungen zu berathen und mit einer Mehrheit von 2 Dritttheilen ihren Beschluß darüber zu fassen, welchen der Fürst nachher noch zu bestätigen hatte. Zur Abstimmung über den neuen Verfassungsentwurf ward, nachdem der König die vorgeschlagenen Abänderungen genehmigt hatte, in Brüssel eine Versammlung von Notablen zusammenberufen, unter denen sich aus den neuen südlichen Provinzen eine weit größere, ihrer Bevölkerung angemessenere Anzahl befand, von welchen jedoch ⅙ ausblieb, sodaß die Gesammtheit der Erschienenen sich auf 1323 belief, wovon 527 für, und 796 gegen die Verfassung stimmten; allein man fand, daß nicht nur mehre Stimmen verordnungswidrig bedingt, sondern auch 126 derselben bloß aus Religionsgründen die Verwerfung ausgesprochen hatten. Letztere nebst den 280 Ausgebliebenen fand man für gut zu den Einstimmenden zu zählen, und hierdurch eine Mehrheit für die neue Verfassung herauszubringen, welche am 24. Aug. für angenommen erklärt wurde. Am 11. Oct. wurde zwischen dem König der Niederlande und Östreich ein Vertrag wegen belgischer Staatsschulden geschlossen. In dem zweiten pariser Frieden (20. Nov. 1815) mußte Frankreich auch diejenigen Stücke, welche es von den ehemaligen östreich. Niederlanden noch behalten hatte, namentlich einen an Mineralerzeugnissen ergiebigen Landstrich zwischen Hennegau und Namur in der Mitte der Ardennen, dessen Verlust von den Einwohnern der niederländ. Provinz Hennegau und insbesondere der Stadt Mons empfindlich gefühlt war, mit den Festungen Marienburg

und Philippeville an das Königreich der Niederlande abtreten. Auch erhielt dieses die Souverainetät über das kleine jetzt unter der Mediatherrschaft des Fürsten von Rohan-Monthazon stehende Herzogthum Bouillon (s. d.), zwischen Luxemburg und Champagne. Durch den Staatsvertrag mit England vom 29. Oct. 1814 wurden Wilhelm I. gegen Abtretung der Rechte Hollands auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und auf die Colonien Demerary, Essequebo und Berbice, die sämmtlichen übrigen Colonien, welche Holland vor 1794 in Asien, Afrika und Amerika besessen hatte, zurückgegeben. Am 17. Mai 1816 verband sich eine niederländ. Flotte unter dem Admiral van der Capellen mit der englischen unter Lord Exmouth in der Bai von Algier, und beide erkämpften für sich die Anerkennung des europäischen Völkerrechtes von dem Dey von Algier. Am 25. wurde zu Sevenaer zwischen dem Könige von Preußen und dem der Niederlande die Übereinkunft wegen Abtretung eines Landstriches an den letztern geschlossen. Den 21. Jun. 1816 trat der König der Niederlande dem heil. Bunde bei. Der Mangel an Gemeinsinn unter den Bewohnern der neuen Monarchie zeigte sich bei mehren Veranlassungen auf eine unverkennbare Weise und würde ohne die ruhmwürdige Mäßigung und Festigkeit des Königs vielleicht zu ernsten Ausbrüchen gekommen sein. Die unbeschränkte Geistesbeherrschung, welche die belgische Geistlichkeit, abhold dem nicht kathol. Herrscherstamme, selbst über die höhern Classen ausübt, die wechselseitige Abneigung zwischen den Belgiern und Holländern, die Unzufriedenheit der letztern mit dem langen Aufenthalte des Hofes in Brüssel und die seit Errichtung der Monarchie in den nördlichen Provinzen bemerkbar gewordene Trennung der erklärten Anhänger des Regentenhauses in Altoranier oder Freunde des erbstatthalterisch-republikanischen Systems, und Neuoranier oder Anhänger der jetzt bestehenden Monarchie, wohin besonders die Mehrheit des Adels und das Militair gehört: dies Alles sind Veranlassungen zu manchen innern Unzufriedenheiten, welche jedoch von dem immer allgemeiner werdenden Vertrauen in die Persönlichkeit und in die milden, versöhnenden Regierungsgrundsätze des Königs in Schranken gehalten werden, bei allen unbefangenen, ordnungsliebenden Niederländern aber den Wunsch veranlassen, dies treffliche System auf den Thronfolger übergehen und die unlängst stattgefundenen Mißhelligkeiten in der königl. Familie nie wiederkehren zu sehen. In den äußern Verhältnissen des Königreichs folgt die Regierung größtentheils dem britischen System. Die Abtretung der holländ. Colonien in Westindien, Berbice, Demerary und Essequebo, war ebenso sehr gegen den Willen des Königs, als die unverhältnißmäßigen Kosten des Kriegsbauwesens der südlichen Festungen und des mehr als nachdrücklich empfohlenen, überspannten Kriegsetats, dessen Verminderung daher der König, mancher Einwendungen ungeachtet, neuerlich durchgesetzt hat. Durch die Vermählung des Kronprinzen mit einer russ. Großfürstin sind Verhältnisse mit diesem Reiche erwachsen, die während der Lebensdauer Alexanders, trefflich unterstützt durch seinen Gesandten, den General v. Phull (jetzt ist der Staatsrath Gurjeno russ. Gesandter) nicht anders als wohlthätig sein konnten. Ob für die Zukunft ein näheres Anschließen an Rußland, vorzüglich auch als Gegengewicht gegen Englands überwiegenden Einfluß, den Niederlanden zuträglich sei, darüber sind die Meinungen getheilt. Nicht erheblich sind die Verhältnisse der Niederlande zum deutschen Bunde in Mitrücksicht auf die ungewissen Bestimmungen Luxemburgs. Doch zeichnete sich auf dem Bundestage der niederländ. Gesandte, der verdienstvolle Freih. v. Gagern, durch freisinnige Grundsätze und Sprache aus. Sein Nachfolger ist Graf v. Grünne. (Vgl. Rheinschifffahrt.) Mit Östreich haben die Niederlande keine unmittelbare Berührung, indem das vormalige belgische Schuldenwesen durch genaue Bestimmungen geregelt ist, und die wechselseitigen Handelsverhältnisse nicht bedeutend sind. Mit dem preuß. Nachbarstaate gibt es Handels- und Zollreibungen; zwi-

schen beiden Königsfamilien aber besteht, seit der Vermählung des Prinzen Friedrich 1825 mit Louise, T. des Königs v. Preußen, eine engere Verbindung. In Frankreichs dermaliger Lage können die politischen Verhältnisse dieses Landes mit seinem neuen königl. Nachbar nur friedlich sein, und wenn nicht der Aufenthalt einiger Bonapartisten im ehemaligen Belgien und die niederländ. Preßfreiheit einige Unzufriedenheit am k. franz. Hofe erweckt hätte, so würden sie sich lediglich auf Handelsgegenstände oder bloße Förmlichkeiten beschränkt haben. Mit Schweden und Dänemark sind die Staatsverhältnisse, sowie mit Spanien und Portugal bloß mercantilisch. Das Handelsverhältniß mit den Verein. Staaten von Nordamerika ist nach dem Grundsatze der Gegenseitigkeit von den frühern Beschränkungen, nach Englands Vorgang, befreit. Auch hat Niederland die neuen Freistaaten des spanischen Amerika anerkannt, und 1826 einen Abgeordneten zum Congresse von Panama geschickt.

Überhaupt ist dieser aus widerstrebenden Bestandtheilen zusammengesetzte Staat in den letzten 10 Jahren (seit 1818) unter dem wohlthätigen Einflusse seiner Verfassung, welche die Kraft einer weisen Regierung mit der Einsicht, der Vaterlandsliebe und der Thätigkeit verschiedenartig gebildeter Völker zu gemeinschaftlichen Zwecken immer inniger vereinigen wird, auf der Bahn seiner Entwickelung, im Innern wie in s. auswärtigen Verhältnissen, sichtbar fortgeschritten. Nur die Verschmelzung der Holländer und Belgier zu Einer Nation ist noch nicht gelungen; beide Völker verschmähen sogar den gemeinschaftlichen Namen des Staats der „Niederlande" zu führen. Diese gegenseitige Abneigung der Nord- und Südniederländer fand nicht nur in den Ergebnissen der letzten Jahre vielfachen Zündstoff, sondern äußerte sich auch mehrmals mit großer Erbitterung in der Kirche, in der Armee, und selbst in den beiden Kammern der Generalstaaten. Am tiefsten drang wol in das Volksleben der Zwiespalt ein, den einige kath. Geistliche, darunter 2 Generalvicarien des nach Frankreich entflohenen (und daselbst am 19. Juli 1821 gest.) Bischofs von Gent, des Herrn v. Broglie, Jahre lang unterhielten, indem sie dem constitutionnellen System auf der Kanzel und im Beichtstuhle entgegenarbeiteten. Der Papst hatte nämlich den belgischen Priestern nur dann erlaubt, niederländ. Staatsdienern die Absolution zu ertheilen, wenn diese den Eid auf die Verfassung bloß im bürgerlichen Sinne geleistet hätten; die Regierung wollte aber hierin keine Beschränkung gelten lassen. Anfangs regte die Widersetzlichkeit jener kath. Geistlichen gegen die Regierung die Unzufriedenheit des Volks so auf, daß die Regierung eine strenge Polizeiaufsicht in den südlichen Provinzen anordnen mußte, was wiederum zu vielen Anklagen Anlaß gab. Sie ward daher am 1. April 1818 aufgehoben. Auch dem Eindringen der franz. Missionnaire in Belgien mußte 1825 von der Regierung Einhalt gethan werden. Dagegen erließ der Papst seiner Seits eine Bannbulle gegen die Schismatiker, oder die jansenistischen Bischöfe und Erzbischöfe von Utrecht, Harlem und Deventer, welche dem Könige den Eid der Treue geschworen hatten. Endlich schien nach langen Verhandlungen durch das zu Rom den 18. Juni 1827 von dem niederländ. Gesandten, Grafen de Celles, und den Bevollmächtigten des heil. Stuhles unterzeichnete Concordat (ratificirt Brüssel den 25. Juli 1827) das Verhältniß der niederländ. Staatsgewalt zu der römischen Curie festgestellt zu sein. Nach demselben gilt das von Pius VII. mit Napoleon d. 15. Juli 1801 abgeschlossene Concordat, wie bisher schon in den südlichen, nun auch in den nördlichen Provinzen des Königreichs. Jede Diöces hat ihr Capitel und ihr Seminar. Die Capitel eines erledigten Hoch- oder Erzstiftes schlagen aus dem niederländ. Klerus die Candidaten zur Wiederbesetzung vor; die darunter dem Könige mißfälligen werden aus dieser Liste gestrichen; dann wählt das Capitel aus der genehmigten Liste den Bischof oder Erzbischof, welchen hierauf der Papst, wenn er ihn würdig und kanonisch gewählt findet, bestätigt. Allein über die Ausführung

dieses Concordats, welches den Beifall eines großen Theils der Nation nicht gefunden hat, sind neue Irrungen entstanden und neue Unterhandlungen in Rom angeknüpft worden. Insbesondere wünscht die Regierung das von ihr 1825 gegründete philosophische Collegium zu Löwen, als eine für jeden Theologen wichtige Anstalt, beizubehalten. Zu den 5 alten Bisthümern (Mecheln [die Metropole], Lüttich, Namur, Tournay, Gent) sind 3 neue (Brügge, Amsterdam und Herzogenbusch) gekommen. — Ein andrer Grund reizte insbesondere das belgische Volk: das Verbot der franz. Sprache. Weil nämlich die Verschiedenheit der Sprachen die Vereinigung der südl. und nördl. Niederländer zu Einem Volke außerordentlich erschwert, so gestattete die Regierung zwar noch den Gebrauch der französ. neben der holländ. Sprache bei den Verhandlungen der Generalstaaten; allein bei den gerichtlichen Acten und bei allen Verwaltungsbehörden schaffte die Ordonnanz vom 11. Juli 1818 den Gebrauch der franz. Sprache ganz ab, sodaß sich einstweilen bloß die Sachwalter derselben noch bedienen durften. Ein andrer königl. Befehl vom 15. Sept. 1819, nach welchem auch in Limburg, Ost- und Westflandern und in Antwerpen bei allen öffentlichen Geschäften keine andre als die Nationalsprache, die flämisch-holländische, gültig sein sollte, mußte später zwar gemildert werden, allein es ward dennoch am 26. Oct. 1822 aufs neue verordnet, in den Lehranstalten sowol als bei den öffentlichen Verhandlungen nur die Nationalsprache, die holländische oder flämische, zu brauchen. Vom 1. Jan. 1823 an geschah dies vor allen Gerichtsstellen, selbst in Brüssel. Dessenungeachtet ist in dem geselligen Leben daselbst die franz. Sprache die herrschende geblieben, und es mußte den Advocaten, die noch nicht in flämischer Sprache vor Gericht gesprochen, nachgelassen werden, bis Ende 1825 ihre Sachen französisch vorzutragen. Noch mehr fällt es den Fremden auf, daß auch in den Kammern, besonders in der zweiten, Redner in 3 verschiedenen Sprachen gehört werden, die sich vielleicht manchmal gegenseitig nicht verstehen. Die belgischen Deputirten reden nämlich französisch, die Minister und die ministeriellen aber theils holländisch, theils flamländisch. Die Unterdrückung der franz. Sprache macht daher 2 entgegengesetzte Parteien auf gleiche Weise zu geheimen Anhängern Frankreichs: die für ihre Kirche besorgten kath. Belgen, weil sie glauben, man wolle durch das Verbot der franz. Sprache die Ausbreitung der Reformation vorbereiten, und die aus alter Vorliebe noch an Frankreich festhangenden Brabanter und Flamländer. So ist das Band der Nationaleinheit des Volks, ungeachtet des Verbots der franz. und der deutschen Sprache im öffentl. Leben, noch keineswegs fester geschlungen. Es sind vielmehr, außer der Sprach- und Religionsverschiedenheit, noch andre Ursachen vorhanden, welche die südlichen Provinzen von den nördlichen auch in staatswirthschaftlicher Hinsicht trennen.

Die Rechtspflege sollte in diesem Zeitraume durch einen neuen Civilcoder geordnet werden. Derselbe ward im Staatsrathe entworfen, und seit mehren Jahren in den Sitzungen der Generalstaaten einer genauen Prüfung unterworfen. Diese dauert noch fort. Aus den bereits angenommenen Titeln führen wir nur so viel an, daß die Mündigkeit für beide Geschlechter auf 23 Jahre bestimmt, und daß die Ehescheidung in festgesetzten Fällen gestattet worden ist. Einzelne Gesetze mußten früher gegeben werden. Allein der am 4. Febr. 1818 wegen Mißbrauchs der Preßfreiheit vorgeschlagene Zusatz zu dem Gesetze vom 28. Sept. 1816, welchen die Beschwerden der fremden Gesandten über einige franz. Flugschriften, die zu Brüssel und Gent erschienen waren, veranlaßt hatten, ward verworfen. Der Entwurf eines neuen Jagdgesetzes, welcher die Überreste des Feudalwesens abzuschaffen und das Jagdrecht ganz an das Grundeigenthum zu knüpfen vorschlug, ward in der zweiten Kammer einmüthig angenommen, in der ersten aber fast ebenso einmüthig verworfen. — Die Feststellung des Staatshaushalts war für die Gesetzgebung die schwierigste Aufgabe. Das größte Hinderniß lag in dem gleichförmigen Aufbringen

der Abgaben. Belgien, als ein gewerbreiches Ackerbauland, wollte die Last derselben auf Ausfuhr- und Einfuhrgegenstände, Holland aber, um seinen Handel zu schonen, auf das Grundeigenthum wälzen. Das Budget beschäftigte daher die Generalstaaten, welche sich jährlich im Oct. abwechselnd im Haag und zu Brüssel versammeln, am längsten und anhaltendsten. Wegen eines Deficits von mehr als 6 Mill. Gld. verminderte das in der Sitzung vom Oct. 1818 für 1819 entworfene Budget, in Folge der neuen Einrichtung des Heeres, die Staatsbedürfnisse um 1,300,000 Gld., sodaß die Staatsausgaben überhaupt 72,703,144 Gld. betrugen; allein mehren Gebrechen in der Finanzverwaltung, in welcher z. B. die Erhebungskosten der Auflagen oft bis auf 40, ja 50 vom Hundert stiegen, und das Zollsystem Frankreichs Handel begünstigte, konnte nicht sogleich abgeholfen werden. Indeß vereinfachte die Regierung (1. Aug. 1819) wenigstens die oberste Verwaltung der Einnahme und Ausgabe des Staats. Sodann erhielten die Provinzialstaaten, die ohnehin nach der Constitution viel Gewalt besitzen, seit 1820 noch mehr Antheil an der Landesverwaltung, indem der König ihnen die Leitung des größten Theils der öffentlichen Arbeiten, was Straßen, Canäle und Deiche betrifft, zugleich mit der Erhebung der dazu angewiesenen Einkünfte, übertrug. Das besondere Ministerium des Wasserstaats ward dadurch entbehrlich, und man vereinigte die übrigen Geschäfte desselben mit dem Ministerium des Innern. Mehr Ersparnisse noch bewirkte die Regierung in den folg. Jahren durch größere Vereinfachung der Verwaltungs- und Geschäftsformen überhaupt. — In der Sitzung der Generalstaaten im Haag (seit d. 18. Oct. 1819) legten die Minister, der Constitution gemäß, ein neues 10jähriges Budget für die ordentlichen Abgaben, und ein jähriges für die außerordentlichen den Ständen vor. Allein erst ein dritter Entwurf desselben (vom 18. Febr. 1820) hatte, nach mehren Abänderungen, am 29. Juni folgendes Resultat, daß die 10jährige Bewilligung 59,875,652 Gld., und die jährige für 1820 21,314,481 Gld. betrug, das Deficit von 3½ Mill. aber durch Schatzkammer- oder Syndicatscheine gedeckt wurde. Über das Budget von 1821 waren ebenfalls die Verhandlungen sehr lebhaft, weil die Regierung das Deficit durch eine Vermehrung der Staatsschuld von 8 Mill. zu decken vorschlug. Mehre Deputirte erklärten, daß das Land nicht im Stande sei, jährlich 81 Mill. Gld. an Steuern aufzubringen, indem schon die Ortsgefälle und die Provinzialauflagen jene Summe weit überstiegen. Noch mehr Widerspruch fanden die vorgeschlagenen Abgaben auf Gegenstände der Landwirthschaft und des Hauswesens, welche inquisitorische Nachsuchungen zur Folge haben mußten. Am stärksten sprachen dagegen in der zweiten Kammer die belgischen Deputirten, namentlich die Herren Dobrenge und Lecocq. Allein ebenso sehr stimmten dafür die holländ. Deputirten, weil sie keinen andern Ausweg sahen, um das Deficit zu decken. Endlich ward der Entwurf in beiden Kammern, obwol nur mit einer geringen Stimmenmehrheit, angenommen. Seitdem ist das Finanzgesetz für die jährigen außerord. Ausg. 1822 auf 26,985,000 Gld. gestiegen, hat sich aber 1825 auf 23,633,797 Gld. und 1826 auf 21,082,482 Gld. vermindert, wovon 13,275,446 durch Steuern, das Übrige durch das Amortisationssyndicat gedeckt wurden. Die Verhandlungen in den Kammern waren oft sehr stürmisch, besonders griff man den fiscalischen und inquisitorischen Charakter des Abgabesystems an. Bei dieser Gelegenheit bemerkte in der zweiten Kammer Hr. Reyphins, es sei ungerecht, daß die Holländer ihren Willen den Belgen aufdrängen, wenn die Letztern solche Gesetze, die mit dem Grade der Bildung ihres Volks im Widerspruche ständen, einmüthig von sich abwehrten. Ein Andrer, Bar. v. Staßart, vertheidigte s. Landsleute mit vieler Beredtsamkeit gegen den Vorwurf, als ob die Belgen sich nur aus Eigensinn oder Radicalismus gegen die Vorschläge der Regierung erklärten. Indeß erregte das neue Finanzgesetz auch unter dem Volke solche Unzufriedenheit, daß, besonders über die Mahltaxe, im Großher-

zogthum Luxemburg im Jan. 1823 Unruhen entstanden, die mit Gewalt unterdrückt werden mußten. In der Sitzung der Generalstaaten vom Oct. 1823 war der niedrige Preis aller Feldfrüchte ein Grund mehr, warum man über die auf landwirthschaftliche Gegenstände gelegten Abgaben klagte. Bei der von den Ständen angenommenen neuen Vertheilung der Grundsteuer für 1825, wurde in Hinsicht des Prohibitivsystems der Nachbarstaaten angerathen, wenigstens das fremde Getreide in Belgien nicht zuzulassen, wo der so hoch besteuerte Landmann ohnehin schon einen großen Überschuß von einheimischem Getreide besitze. — In Ansehung der Staatsschuld hat sich auch in der neuesten Zeit die alte Erfahrung bewährt, daß der niederländ. Staat der classische Boden des öffentlichen Credits sei. Von 1819 bis mit 1824 wurden 44,000 Kansbillets und Restanten von der aufgeschobenen Schuld amortisirt, und nach dem Gesetze vom 26. Nov. 1824, „die Ziehung und den Rückkauf der aufgeschobenen Schuld und der Kansbillets betreffend", sollen, statt der bisherigen jährl. Tilgung, binnen 25 Jahren (also bis vor 1850) 125 Mill. (jährl. 5 Mill.) Kansbillets und Restanten der aufgeschobenen Schuld durch das Tilgungssyndicat angekauft und ohne Übertragung auf die active Schuld amortisirt werden; es soll zwar die Ziehung der aufgeschobenen Schuld und deren Umwandlung in zinstragende ferner stattfinden, den Inhabern derselben aber und denen der Kansbillets, die an jener Ziehung keinen Theil nehmen wollen, gestattet sein, ihre Effecten gegen zinstragende Schuld (theils Inscriptionen der activen Schuld im großen Buche, theils Certificate der heimzahlbaren Renten auf die Domainen) nach dem festgesetzten Fuß umzutauschen. Für die Inhaber der östreich.-belgischen Schuld und der consolidirten Schuld in den südl. Provinzen wird eine besondere Ziehung stattfinden. Nach Abzug der aufgeschobenen Schuld, die keine Zinsen trägt, belief sich 1823 der wahre Schuldstock auf 296,789,450 Thlr., oder 593,578,900 holl. Gulden.

Um die Einheit der Verwaltung zu befördern, ward (10. Sept. 1823) ein Ministerrath angeordnet, der alle Gesetzentwürfe vorher prüfen soll. Die oberste Leitung des Heerwesens hatte der vom Volke sehr geschätzte Kronprinz am 24. Dec. 1817 aufs neue erhalten, am 22. Febr. 1818 aber verloren; seitdem verfügte der König unmittelbar in persönlichen Militairsachen. Unter des Kriegsministers Porper Verwaltung wurden, mit Zustimmung der Generalstaaten, vom 1. Jan. 1819 die Bataillons des Linienheeres mit den Bataillonen der Nationalmiliz verschmolzen, sodaß die Armee aus 51 Bat. Inf. und 17 Reservebat. bestand. Die Recrutirung geschieht seitdem durchs Loos, das Jeder, der 19 Jahre alt ist, ziehen muß; im Frieden 1 Mann auf 500, in Zeiten der Gefahr 1 Mann auf 300 Köpfe. Ein Jahr lang werden die Recruten bei der Reserve in den Waffen geübt, und sind dann noch 4 Jahre zu dienen verpflichtet. Durch diese Einrichtung ersparte der Staat jährl. 2 Mill. Gulden. 1819 ward das Heer bis auf 40,000 Mann vermindert: eine Macht, die kaum zur Besetzung der 47 Landesfestungen hinzureichen schien. Es ward daher eine Gemeinden- oder Bürgermiliz (von 25,500 M.) eingeführt. Im Mai 1822 schaffte die Regierung bei der Armee die Strafe der Stockschläge ab und errichtete für Straffällige Disciplinarbataillons. Übrigens hatte der Bau der Grenzfestungen, wozu die franz. Kriegszahlungen bestimmt waren, seinen Fortgang, und der Herzog v. Wellington bereiste in dieser Hinsicht mehrmals die belgische Grenze. 1827 war der 2. Sohn des Königs, Prinz Friedrich, Kriegsminister. — Was den Zustand der Nationalwirthschaft betrifft, so scheint man in den Niederlanden von der Ansicht auszugehen, daß aller Wohlstand der Nation zunächst auf der Volkscultur beruhe. Daher hatte bis zum März 1824 ein und derselbe Minister, Hr. Falk, die Leitung des öffentl. Unterrichts, des Gewerbfleißes und der Colonien; seitdem aber ist die Sache des öffentl. Unterrichts mit dem Ministerium des Innern verbunden worden. Die Regierung

hat für jeden Zweig des öffentl. Unterrichts, besonders für die Volksschulen, viel gethan. Ihre Einwirkung auf den Unterricht aber ist unmerklich; sie macht sich nur durch den philosophischen Geist, welcher sie leitet, bemerkbar; sie verwirft keine Methode, sie beschützt den Gang der Aufklärung, ohne ihn zu fürchten, und scheut keine Kosten. Vergebens suchte 1825 das römische Kirchenregiment die katholischen Lehranstalten in Belgien der Aufsicht der Staatsbehörden zu entziehen. (M. s. die Actenstücke im „Sophronizon", 1826, St. 1.) — Zur Ergänzung der niederländ. Geschichte ist eine königl. Commission niedergesetzt, welche noch ungedruckte Mscpte. herausgibt. Auch errichtete der König am 3. Juli 1826 eine Commission für die Statistik des Reichs, die ihre Arbeiten bereits in Druck gegeben hat. Aus den Messungen und astronom. Beobachtungen des Generallieut., Baron Krayenhoff (s. d.), entstand die vortreffliche chorographische Charte von den nördl. Provinzen der Niederlande (Brüssel 1823, 9 Bl., 70 Gld.), die sich an die großen Charten von Cassini und Ferrari anschließt. Ein Nationalfest, in wissenschaftlicher Hinsicht, war 1823 zu Harlem die 4. Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Nach Ebert, im „Hermes" (XX), haben die Holländer nicht ganz Unrecht, wenn sie die Ehre dieser Erfindung, welche übrigens der deutschen Nation nicht bestritten werden kann, ebenfalls in Anspruch nehmen. — Daß die Niederlande zu den am besten angebauten Ländern Europens gehören, ist bekannt. Nach Cloets's „Manuel de l'administrateur, ou tableau statistique de l'industrie des Pays-bas" (Brüssel 1823) haben sie auf 1733 □Stunden über 5½ Mill. Bew., also 3185 auf einer, während in England 1655, in Frankreich 1500, in Östreich 1120 und in Rußland 180 Menschen auf demselben Raume leben. Den Zustand der Volkswirthschaft ersieht man aus der brüsseler Monatsschrift: „Journal d'agriculture, d'économie rurale et des manufactures du royaume des Pays-bas" (seit 1816). — Um die verschiedenen Interessen der südl. Provinzen, welche über 3,175,000 Bew., ohne 225,000 in dem Großherzogthum Luxemburg, zählen, und der nördl. Provinzen, welche über 2,100,000 Bew. haben, in Hinsicht auf Landwirthschaft, Gewerbfleiß und Handel zu vereinigen, wurden in den letzten Jahren mehre zweckmäßige Einrichtungen getroffen. Die königl. Ordonnanz vom 28. Juni 1818 befahl die Errichtung von Landwirthschaftsgesellschaften in jeder Provinz des Königreichs. Insbesondere verdient die Austrocknung der Moräste und der Anbau öder Landstriche durch die Anlegung von Armencolonien und Torfstechereien erwähnt zu werden. Die Einrichtung dieser Armencolonien, z. B. zu Frederiksoord (s. d.) im nördl. und zu Wortel (seit 1822) im südl. Theile der Niederlande, ist nachahmungswerth. Ehemals wurden alljährlich 10 Mill. Gld. für die Armen ausgegeben. Dieses Capital wird nicht nur großentheils erspart, sondern auch ein bedeutender Zuschuß dem Lande verschafft. Überdies vermindert sich die Zahl der Armen, welche vorher in manchen Provinzen ⅛ der Volksmenge ausmachte. 1823 zählte man über 682,000 Hülfsbedürftige. — Zur Belebung des Kunst- und Gewerbfleißes ward eine öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse der Nationalindustrie angeordnet, die seit 1820 jährlich, vom 1. Aug. an, zu Gent stattfindet. Auch befahl der König im Juni 1820, die Truppen, die Hofleute, und alle Beamte bei milden Anstalten, sollten sich nur in inländische Stoffe und Zeuche kleiden; diese Verordnung begünstigte vorzüglich die belgischen Manufacturen, welche während der Vereinigung mit Frankreich sehr geblüht hatten. Zugleich machte aber der starke Zoll auf franz. Tücher und Weine ein strenges Mauthsystem an der Grenze nöthig, wodurch mehre franz. Handelshäuser bewogen wurden, sich in Brüssel und andern niederl. Städten niederzulassen. Es hatten nämlich gegen den früher in den südl. Provinzen gestatteten Transitohandel die belgischen Manufacturisten und Fabrikanten große Beschwerden erhoben; als man aber nun auf ihr Verlangen die engl. und franz. Ein-

fuhrwaaren (z. B. die französischen durch die Verfügungen vom 20. Aug. 1823) stark mit Zöllen belegte, so zog sich der engl. Einfuhrhandel aus den holländ. Häfen weg nach Hamburg u. a. norddeutschen Städten, was neue Beschwerden der nördl. Provinzen zur Folge hatte, daher man den Zoll für die seewärts kommenden Güter herabsetzte. Dazu kamen die Streitigkeiten mit Preußen über die freie Rheinschifffahrt (s. d.), welche man deutscher Seits bis in das Meer verlangte, niederländ. Seits aber nur bis an das Meer gestatten wollte. Noch muß erwähnt werden, daß 1823 zu Brüssel eine Bank mit einem Fonds von 50 Mill. Gulden errichtet ward, und daß daselbst eine allgemeine Gesellschaft zur Unterstützung der Nationalindustrie in Thätigkeit trat. Die Schifffahrt ist im Zunehmen. 1823 kamen in der Maas 1312 Schiffe an und 1323 segelten ab, in den amsterdamer Hafen liefen 2159 Schiffe ein. Das Wichtigste daher, was für den Handel geschehen konnte, war 1825 die Vollendung des nordholländ., von Amsterdam bis zum Helder gezogenen, 30 Stunden langen Canals, der 120 Fuß breit, 25 F. tief ist, und der über 12 Mill. Gulden gekostet hat: ein der schönsten Zeit des holländ. Handels würdiges Nationalunternehmen. Zugleich hat der König 1823 den Schiffbau durch Prämien ermuntert, und seit 1825 sich mit den meisten Nachbarstaaten über den Grundsatz der Handelsfreiheit zu vereinbaren gesucht. — Neue Quellen des Reichthums eröffnet dem Handelsgeiste der Niederländer die Wiederherstellung des Colonialsystems. Zu diesem Zwecke unterhält die Regierung in ihrem ostindischen Archipel eine ansehnliche Seemacht, und auf Batavia ein Heer von 10,000 M. Dadurch ward es ihr möglich, 1818 den Aufstand auf Amboina und den benachbarten Inseln, welche während des letzten Krieges unter der mildern britischen Verwaltung gestanden hatten und die das alte Joch der Holländer verabscheuten, sowie einen andern Aufstand in dem zinsbaren Königreiche Scheribon, auf dem westlichen Theile von Java, zu unterdrücken; doch mußte sie noch 1827 die aufgewiegelten Javaner bekämpfen. Viel Blut kostete auch die Wiederherstellung ihrer Hoheit über den Sultan von Palembang auf Sumatra und der reichen Zinninsel Banca. Der Ertrag der Gewürzinseln hatte sich zwar vermindert, weil während der britischen Verwaltung auf den bei Celebes und den Molucken gelegenen Inseln mehre neue Gewürzpflanzungen entstanden waren, auch raffte 1821 die Cholera morbus (s. d.) in dem niederländ. Ostindien viele Menschen weg, namentlich auf Java über 150,000; allein dessenungeachtet blühte der indische Handel so schnell auf, daß die von der Regierung 1824 eröffnete Unterzeichnung zur Errichtung einer „niederländischen Handelsgesellschaft" statt der verlangten 8 Mill. Gulden über 73 Mill. brachte! Diese am 29. März 1824 vom König gestift. Actiengesellschaft hat sich bis 1850 vereinigt. Ihr Zweck ist Beförderung des Nationalhandels, der Schifffahrt, des Schiffbaus, des Landbaus und der Fabriken, durch Erweiterung der Handelsbeziehungen und Eröffnung neuer Absatzwege für niederländ. Erzeugnisse. Müßigliegende Capitalien wurden dadurch sicher belegt. Die Gesellschaft wird vom Haag aus geleitet, sie hat aber in allen Handelsstädten des Königreichs vom König gewählte Commissarien. In Batavia unterhält sie eine Factorei und in China eine Agentschaft. In der Regel soll sie nur niederländ. Schiffe, unter niederländ. Flagge, durch Niederländer geführt, befrachten; sie soll die alten Verhältnisse mit China herstellen und den Handel mit Amerika und der Levante, sowie die Fischereien in den indischen Meeren, befördern. Dieser große Handelsplan beruht auf der edelsten Anwendung des Nationalvermögens nach einem freisinnigen Staatswirthschaftssystem, welches keine Abtrennung der Völker in Beziehung auf das Handelsinteresse kennt, und die Zollämter, diese Hemmketten für jedes Interesse, nicht mehr unter den Hülfsquellen des Staatsschatzes aufzählt.

Die auswärtigen Angelegenheiten betrafen hauptsächlich das Co-

lonialinteresse und den Negerhandel. Der König hatte sich durch den Vertrag mit Großbritannien vom 4. Mai 1818 verbindlich gemacht, Strafgesetze gegen den Sklavenhandel zu erlassen. Es ward daher durch das Gesetz vom 20. Nov. 1818 jedem Niederländer, der jenen schändlichen Handel triebe, oder Theil daran nähme, 2jährige Gefängnißstrafe und eine Geldbuße von 5000 Gulden angedroht; in der Folge gab der Vertrag zu Brüssel vom 31. Dec. 1822 den englischen Kreuzern das Recht, niederländische, mit Sklaven befrachtete, oder auch nur dazu ausgerüstete Schiffe wegzunehmen; allein zu wirksamerer Hemmung des Negerhandels mußten strengere Maßregeln ergriffen werden, und ein späteres Gesetz sprach die Beschlagnahme aller zu diesem Handel gebrauchten Fahrzeuge aus und bedrohte die Hauptheilnehmer mit Geldbußen und Zwangsarbeit, die übrigen aber mit Einsperrung; auch ward die bisher erlaubt gewesene Einfuhr von Sklaven aus fremden Colonien (z. B. Brasilien), wo deren unmittelbare Einfuhr aus Afrika noch gestattet ist, in niederländ. Colonien untersagt. Gab hierin die niederländ. Regierung dem Verlangen der britischen nach, so wurden dagegen alte Mißhelligkeiten, durch die Handelseifersucht beider Staaten in Ostindien erregt, friedlich ausgeglichen. Die Niederländer waren dort in den Besitz ihrer Colonien, wie sie ihn 1803 gehabt hatten, zurückgetreten. Damals besaßen sie die Oberhoheit über den Sultan von Palembang und Banca. Nun war die Insel Banca 1814 von den Briten mit voller Souverainetät an den König der Niederlande als Entschädigung für Cochin abgetreten worden; allein während der britischen Herrschaft auf Java hatte der dasige Statthalter die Unabhängigkeit des Sultans in einem Vertrage von 1812 anerkannt; daher behauptete der britische Commissair jetzt bei der Übergabe, daß jene Abtretung an die Niederlande nur unter Anerkennung der inzwischen geschlossenen Verträge habe geschehen können. Die niederländ. Regierung stellte aber ihr altes Hoheitsrecht wieder her, indem sie 1818 den Kampf zweier Brüder um die Sultanswürde von Palembang entschied, den von ihr eingesetzten Sultan von sich abhängig machte und die von den Briten eingeführte Gesetzgebung daselbst abschaffte. Hierauf ließ der britische Statthalter in Bencoolen (auf Sumatra), Sir Thom. Stamford Raffles, Truppen nach Palembang marschiren, verjagte den holländ. Sultan und setzte den Bruder desselben auf den Thron. Dieser zwang die holländ. Besatzung von Palembang im Juli 1819, sich auf die Insel Banca zu ziehen, und schlug mehre Angriffe der Niederländer 1819 und 1820 zurück. Erst im Juni 1821 gelang es der Regierung in Batavia, durch eine stärkere Macht den von seinem Bruder mit Hülfe der Briten verjagten Sultan am 1. Juli wieder einzusetzen. Hierauf führten sie den besiegten Sultan nach Batavia, wo er unter Aufsicht blieb. Der wiederhergestellte Sultan aber überließ der niederländ. Regierung zu Batavia ganz die Civilverwaltung von Palembang (Justiz, Polizei und Finanzen), und behielt sich bloß ein jährliches Einkommen, seine Ehre und Würde vor. Die Hauptsache jedoch ward endlich in London durch den Vertrag vom 17. März 1824 auf eine Art entschieden, welche allen künftigen Reibungen des gegenseitigen Länderbesitzes in Ostindien vorbeugen und nach freisinnigen Grundsätzen gegenseitige Theilnahme am indischen Handel befördern sollte. Durch diesen Vertrag trat nämlich der König der Niederlande an Großbritannien alle Besitzungen und Rechte auf dem festen Lande von Indien ab, insbesondere Stadt und Festung Malacca nebst Zubehör; er versprach, auf der Halbinsel Malacca nie wieder eine Niederlassung zu gründen, noch mit den Landesfürsten daselbst irgend einen Vertrag abzuschließen; zugleich entsagte er allem Widerspruche gegen die britische Besitznahme der Insel Sinkapur (s. d.). Dagegen trat der König von Großbritannien an die Niederlande ab die Factorei und Festung Marlborough, nebst allen britischen Besitzungen (Präsidentschaft Bencoolen) auf der Insel Sumatra; er versprach, nie wieder auf dieser Insel eine Niederlassung zu gründen, noch mit den Landesfürsten daselbst ei-

nen Vertrag einzugehen. Ferner entsagte er allem Widerspruche gegen die niederl. Besitznahme der Insel Billeton und Zubehör; er versprach, nie eine brit. Niederlassung auf den carimonischen Inseln, oder auf den Inseln Battam, Bintang, Lingin, noch irgend einer andern südlich von der Meerenge von Sinkapur zu gründen. Kein Theil darf jedoch die benannten, gegenseitig abgetretenen Besitzungen, an irgend eine andre Macht abtreten, und im Fall ein Theil diese Besitzungen aufgäbe, soll der andre sogleich das Recht haben, davon Besitz zu nehmen. Die gegenseitige Übergabe erfolgte den 1. März 1825. Nach diesem Vertrage sind die Niederlande in dem ausschließenden Besitze der Sundainseln und des wichtigsten Theils der Molucken, sowie des dasigen Specereihandels geblieben; auch haben sie nach einem kurzen, aber blutigen Kriege 1824, den Fürsten von Tanete auf der Insel Celebes, welcher sich von s. Zinsbarkeit losmachen wollte, zur Unterwerfung gezwungen. — In Europa behauptet der niederländ. Staat seine Würde. Als der Dey von Algier den 1816 geschlossenen Frieden vergaß und 1824, unter Androhung des Kriegs, die alten Foderungen von Geschenken erneuerte, ließ ihm der Befehlshaber der niederländ. Flotte im mittelländ. Meere, Admiral Wolterbeck, die Antwort zukommen, daß die Regierung der Niederlande keineswegs den Anmaßungen des Deys zu entsprechen gedenke; zugleich verlangte der Admiral binnen 24 Stunden eine bestimmte Erklärung, ob er sich im Kriegszustande mit Algier betrachten solle oder nicht. Hierauf stand der Dey (im Oct.) von s. Foderungen gänzlich ab und unterzeichnete den Frieden von 1816 von neuem. — Mit Preußen sind die Grenzirrungen berichtigt, bis auf ein Dorf, Namens Maresnet, das, unweit Aachen gelegen, noch sein Schicksal erwartet, ob es nämlich zu dem preußischen oder zu dem niederländ. Gebiete geschlagen werden soll. Unterdessen hat dieser kleine Punkt von 5 Stunden im Durchmesser, auf welchem sich reiche Zinkgruben befinden, seit dem 11. Mai 1815, der Epoche der Erwerbung der Länder jenseits der Maas von Seiten des Königs der Niederlande, unter der Jahresregierung s. souverainen Maire, völlige Unabhängigkeit besessen. — Dagegen ward das Herzogthum **Bouillon** (s. d.), welches unter Oberhoheit des Großherzogthums Luxemburg dem Fürsten Rohan-Guémené seit 1816 gehörte, von diesem gegen eine beständige Rente von 5000 Gulden an den König der Niederlande 1822 abgetreten. — Unter den Verhandlungen mit andern europäischen Staaten ist die gegenseitige Aufhebung des Abzugsrecht durch Verträge mit Hanover, Sachsen-Weimar, Preußen, Baiern, Würtemberg, Waldeck, Oldenburg, dem Großherzogth. und dem Kurf. Hessen (1816—21), sowie die gegenseitige Aufhebung des Droit d'Aubaine (s. **Aubaine**) durch den Vertrag mit dem Könige von beiden Sicilien (8. Aug. 1819) zu bemerken. In Ansehung der innern Angeleg. Italiens, Spaniens und Griechenlands haben die Niederlande die strengste Neutralität beobachtet, sodaß z. B. 1823 der niederländ. Minister den König von Spanien nicht eher als in Sevilla verließ. Dasselbe ist der Fall mit der Pforte. Daher stellten die Gesandten von Rußland, England und Frankreich, als sie im Dec. 1827 Konstantinopel verließen, sämmtliche Unterthanen ihrer Mächte unter den Schutz des niederländ. Gesandten. Endlich fanden und finden noch gegenwärtig Franzosen, Italiener und Spanier, die wegen Theilnahme an den innern Unruhen ihr Vaterland verlassen mußten, in den Niederlanden eine sichere Freistätte. König Wilhelm I. nannte daher mit edlem Hochgefühl sein Königreich vor den versammelten Generalstaaten ein freies und ein gastfreies Land!

Geographisch-statistischer Zustand der Niederlande. Das Königreich der Niederlande, ein völlig gerundeter Staat, besteht aus den unter Karl V. vereinigten 17 Provinzen, doch nicht ganz nach ihrer damaligen Begrenzung. Die ehemalige Grafschaft Zütphen ist mit Geldern, die Herrschaft Mecheln mit der Markgrafschaft Antwerpen zusammengeschmolzen und die Grafschaft Artois ward

schon im pyrenäischen Frieden (1659) an Frankreich abgetreten. Dagegen sind Brabant und Flandern wegen ihres Umfangs in Nord- und Südbrabant, Ost- und Westflandern getheilt; die Landschaft Drenthe, sonst zu Gröningen gehörig, ist eine eigne Provinz geworden. Die Prov. Holland ist zwar in ihrer innern Verwaltung in 2 Theile, Süd- und Nordholland, gesondert, bildet aber in staatsrechtlicher Hinsicht nur Eine Provinz. Im ehemaligen Belgien hat man bei der Provinzialrechnung die franz. Departementsgrenzen zum Grunde gelegt. Die jetzigen Provinzen haben verfassungsmäßig folgende Ordnung: 1) Nordbrabant (ehemals Staatsbrabant), 2) Südbrabant (ehemaliges Depart. der Dyle), 3) Limburg (Dep. d. Niedermaas nebst einem Theile d. Roerdepart.), 4) Geldern, 5) Lüttich (Dep. d. Ourthe), 6) Ostflandern (Dep. d. Schelde), 7) Westflandern (Dep. d. Lys), 8) Hennegau (Dep. von Jemappes), 9) Holland, 10) Seeland, 11) Namur (Dep. d. Sambre und Maas mit Ausnahme von Luxemburg), 12) Antwerpen (Dep. d. beiden Nethen), 13) Utrecht, 14) Friesland, 15) Oberyssel, 16) Gröningen, 17) Drenthe. Nach amtl. Angaben vom J. 1820 enthält das Königreich mit Luxemburg 1197 geogr. □M., auf welchen 6,059,566 E. im J. 1827 lebten, also im Durchschnitt 5064 auf die □M. Das Königreich mit Einschluß Luxemburgs grenzt in S. und Südwesten an Frankreich, in O. an Deutschland, namentlich an die preuß. Rheinprovinzen und das Königreich Hanover, in N. und W. an die Nordsee. Es erstreckt sich von 49° 30′ bis 53° 45′ N. B. und von 19° 20′ bis zu 25° 48′ W. L. Unter den Einw. zählt m. über 1,690,000 Holländer, 145,000 Friesen, 300,000 Deutsche, 3,360,500 Wallonen oder Belgen und 80,000 Juden. Unter den Christen zählt man 3,414,300 Katholiken, 1,650,000 Reform., 320,000 Lutheraner, 115,000 Menoniten, 38,000 Remonstranten u. a. kirchl. Gemeinen. — Die Gestaltung des Bodens ist größtentheils in Nordwesten sehr niedrig, wo der Rhein, die Maas und Schelde sich ins Meer ergießen. Der Rhein, ehemals bei Schenkenschans, jetzt durch den sogen. Canal von Pannerden, in das Gebiet der Niederlande einströmend, theilt sich unmittelbar in 2 Arme, den südlichen, die Waal, schon zu Cäsar's Zeiten u. d. N. Vahalis bekannt, und den nördlichen, der den Namen Rhein behält. Aus letzterm führt ein Canal, merkwürdig durch s. Urheber, den römischen Feldherrn Drusus, in die aus dem Münsterschen kommende alte Yssel, der, u. d. allgem. N. der Yssel mit diesem Flusse vereinigt, zwischen Zütphen, Oberyssel und der Velüwe hin, in den Zuydersee strömt. Der jenseits Arnheim westwärts fließende Rhein nimmt bei Wyk te Duurstede den Namen Leck an; ein kleines Gewässer, welches dort mittelst einer Schleuse mit dem Leck Gemeinschaft hat, erhält hier den Namen des krummen Rheins und zwischen Utrecht und Leyden den Namen des Rheins. Vormals war dies die Hauptmündung, die sich bei Katwyk ins Meer ergoß; doch nachdem die furchtbare Überschwemmung 860, welche wahrscheinlich auch den größten Theil der Dünen aufwarf, diesen Arm versandet hatte, nahm der Leck die Hauptgewässer auf, und der sogen. alte Rhein ward zum inländischen Canal ohne erhebliche Strömung. Um den Bezirk von Rhynland seiner überflüssigen Gewässer zu entlasten, dachte man schon vor länger als 2 Jahrh. auf die Herstellung der alten Rheinmündung bei Katwyk, allein erst 1804 kam dies äußerst schwierige Unternehmen zu Stande, welches in 3 Jahren glücklich vollendet ward. Nordwärts vom alten Rhein fließt ein Arm dieses Stromes u. d. N. der Vechte in die Zuydersee. Die Maas bekommt nach ihrer Vereinigung mit einem Arme der Waal den Namen Merwe, welche den andern Arm der Waal und den Leck aufnimmt, in ihren Mündungsarmen mannigfaltig verschlungen und benannt wird und endlich bei Briel in einer ansehnlichen Breite in die Nordsee strömt. Die Schelde trägt bei Antwerpen seit 1795, nachdem sie fast 2 Jahrh. lang der Schifffahrt vertragsmäßig verschlossen gewesen, auf ihrem breiten Fahrwasser wieder die größten Schiffe

aller Nationen, vertheilt sich bei Sandvliet, wo ihre Breite 18,000 Fuß beträgt, in 2 Arme (die Ost- und Westschelde), welche Seeland umfassen und sich in mächtiger Breite beinahe unvermerkt mit der Nordsee vermischen. Auch die Ems und Mosel berühren einen kleinen Theil des Landes. Außerdem ist das Land von zahlreichen Nebenflüssen durchschnitten, welche meistens mit Barken, von Pferden gezogen (Trekschuyten), beschifft werden, und worin sich die anliegenden Polder (eingedämmte, tiefliegende, durch Entwässerung urbar gemachte Ländereien) des zuströmenden Wassers durch Schöpfmühlen entlasten. In Belgien wurde der Canal von Mons nach Condé am 27. Nov. 1814 eröffnet; er verbindet Mons mi der Schelde und ist für die Ausfuhr der Niederlande von Wichtigkeit; ferner der Nordcanal, der die Schelde mit dem Rhein verbinden und sich von Antwerpen über Venloo und Neuß erstrecken sollte, und von welchem der Theil, welcher die Schelde und Maas verbindet, vollendet ist. 1825 ward der Meeresarm, das Axelsche Gat genannt, durch einen Damm geschlossen. Jetzt (1828) wird ein schiffbarer Canal angelegt von der Maas bei Lüttich bis zur Mosel bei Wasserbillig, der in 6 Jahren vollendet sein soll. Durch das Zuströmen der Gewässer, insbesondere des Rheins und der Maas, sind Geldern und Holland fast jährl. Überschwemmungen ausgesetzt, welche, die Flußdämme oder Deiche durchbrechend oder überströmend, ganze Landstriche mit Wasser und Sand bedecken und nicht selten auf eine Reihe von Jahren unfruchtbar machen. Noch gefährlicher ist den Seeprovinzen Holland, Seeland, Friesland und Gröningen die Nordsee, welche höher ist als das Land. Theilweise wird diese Gefahr durch eine Reihe von Sandhügeln (Dünen), 14—30 Klaftern hoch, die sich von Dünkirchen (im franz. Flandern) bis an den Texel erstrecken, gemindert; die übrigen Seeküsten müssen durch hohe, äußerst kostspielige Seedeiche geschützt werden, deren Unterhaltungen allein längs der Westküste der Südersee und der Nordküste des Y von Wiringerwaard bis Beverwyk in 55 J. (von 1732—88) 18,571,000 Gld. gekostet hat. Hierunter sind die Deiche der Süd- und Ostküste dieses Meerbusens, sowie die von Gröningen, Friesland, Seeland und Südholland nebst allen Flußdeichen nicht mitbegriffen. 1816 wurden 5 Mill. Gld. auf den Wasserbau in jenen Gegenden verwendet. Die niedrigsten Gegenden sind Gröningen, Friesland, Holland, Seeland und Westflandern. Durch Hennegau, Namur und Luxemburg erstreckt sich aus Frankreich her der Ardennerwald. Auch Limburg enthält einige Berge, und Brabant nebst Ostflandern mehre hohe Waldgegenden. Die Mitte der Niederlande ist eine Fortsetzung der großen, sandigen Heide, die sich von der Ostsee durch Brandenburg, Lüneburg und Westfalen bis an die Schelde erstreckt, durch die fruchtbare Betüwe unterbrochen wird, sich dann aber wieder über Nordbrabant ausdehnt. Südwärts erstreckt sich das aus Heide, Sand und Morast bestehende Peel- und Kempenland bis tief in das ehemalige Bisthum Lüttich. Die fruchtbarsten Gegenden sind an Getreide: Flandern, Südbrabant, Seeland und Geldern; an Wiesen und Viehweiden: Holland, Friesland und Gröningen. Das Klima ist in den höher liegenden südöstlichen Gegenden, sowie auch in Brabant, Lüttich, Ostflandern, Geldern, Utrecht, Oberyssel und Gröningen sehr gesund; hingegen in Westflandern, Seeland, Holland und Friesland verursachen die Unbeständigkeit der Witterung, die Seedünste, die stehenden Gewässer, das schlechte Trinkwasser, verbunden mit dem häufigen Genusse der Fische, unaufhörliche Fieberkrankheiten. An Getreide brachten die ehemals Verein. Niederlande bis 1788 nur ein Drittel ihres Bedürfnisses hervor, doch seit die Abnahme des Handels die Einw. zur eifrigern Betreibung des Ackerbaus antrieb, welcher überdies durch die beiden Gesellschaften zur Verbesserung der Landwirthschaft (Vaderlandsche Maatschappij tot bevordering van den Landbouw und Nederlandsche Huishoudelijke Maatschappij) sehr befördert ward, berechnete man schon 1804 den Mangel

an Kornbedarf nur auf 50—60,000 Last. Seit der Einverleibung Belgiens, welches in Südbrabant, Flandern und Hennegau einen Überfluß vortrefflichen Weizens hervorbringt, werden beträchtliche Weizenvorräthe nach England und Spanien ausgeführt. Besonders liefern Roggen: Holland und Oberyssel; Hafer: Gröningen; Buchweizen: die nördl. Provinzen und Brabant; Rübsamen: die südl. Provinzen, insbesondere Flandern, welches auch Flachs von ausgezeichneter Güte hervorbringt; Hanf: Holland, Flandern und Brabant; Krapp: Seeland, Flandern und Holland; Taback: Utrecht und Geldern und einige Bezirke von Belgien. Baumfrüchte und Gartengewächse sind fast im ganzen Umfange der Monarchie, und vorzüglich in den wasserreichen Gegenden im Überfluß vorhanden, und Gartensämereien, namentlich Hyazinthen= und Tulpenzwiebeln, sind ein beträchtlicher Ausfuhrartikel nach England, Spanien, Frankreich, Deutschland und in die andern Welttheile. Wein wächst in Luxemburg unfern der Mosel und in Lüttich. Waldungen sind nur in Luxemburg, Namur, Hennegau, Lüttich und Brabant. Die ehemalige Republik ist sehr arm an Holzwuchs, den sie durch Anpflanzung weicher Holzarten, besonders amerikanischer, an ihren vielen Gewässern nur spärlich ersetzt. Unter den Erzeugnissen des Thierreiches stehen die holländ. Kühe oben an. 1803 zählte man in der damaligen batavischen Republik mehr als 900,000 Stück Rindvieh und 700,000 Morgen Weideland. Auch in Limburg und im östlichen Lüttich ist die Viehzucht beträchtlich. Pferde liefert vorzüglich Friesland, die an Größe, Stärke und Ausdauer wenig ihres Gleichen haben. Die Schafzucht ist in den sandigen Gegenden von Brabant und Holland, vorzüglich auf der Insel Texel, beträchtlich. Die Schweinezucht wird stark betrieben und Speck ist ein Hauptnahrungsmittel der niedern Volksclassen. In den Seedünen halten sich unzählige wilde, sehr schmackhafte Kaninchen auf; andres vierfüßiges Wildpret ist in den nördl. Provinzen sparsam, desto häufiger aber in den holzreichen südl. Prov., Brabant, Hennegau, Namur und Luxemburg zu finden. Wildes und zahmes Geflügel, insbesondere Wasservögel, sind im Überflusse vorhanden. Die Bienenzucht ist auf den Heiden in Geldern und Utrecht nicht unbeträchtlich. In Drenthe findet man Schlangen, doch von unschädlicher Gattung. Die Fischerei ist eine der Hauptnahrungszweige der Niederlande, und noch 1804 rechnete man, daß ungeachtet des damaligen Krieges mit England, 20,000 Familien in den Verein. Niederlanden ihren Unterhalt davon zogen. Der seitdem ganz verfallene Wallfisch= und Heringsfang fängt an wieder in Aufnahme zu kommen. Die 1601 mit dem Heringsfange beschäftigten 1500 Schiffe oder Heringsbuisen waren 1795—1807 und 1808 auf 30 herabgesunken, hatten sich aber 1818 auf 157 vermehrt. Austern und Muscheln (zu Kalk benutzt), sowie alle Arten von See= und Flußfischen sind in großer Fülle an den Küsten, sowie in den zahlreichen Flüssen und inländischen Gewässern vorhanden. An Mineralien enthalten die nördl. Provinzen meistens nur Torf, der in größter Fülle in Holland und Friesland gegraben wird, ferner Thon= und Pfeifenerde; in den südl. Prov., Namur, Hennegau, Lüttich und Limburg, findet man Eisen, Blei und Kupfer, Galmei, Schwefel, Steinkohlen, Kalk, Marmor und Mineralwasser. — Die niederländ. Fabriken gehören noch immer zu den wichtigsten in Europa, und liefern fast Alles, was zu den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens gehört. Zwar sind die sonst so blühenden holländischen und besonders leydenschen Wollfabriken, sowie die zu Tilburg in Brabant sehr gesunken, dagegen sind die Tuchfabriken zu Verviers im Lüttichschen, die Leinwandfabriken in Flandern, die Spitzen=, Gold= und Silberstoff= und Hutfabriken in Brabant, die Kammertuchfabriken in Hennegau, die berühmten Leinwandbleichen bei Harlem, und die belgischen und holländ. Färbereien noch ziemlich blühend, und bloß die brabanter Spitzenfabriken bringen jährl. viele Mill. Gulden in Umlauf. Bemerkenswerth sind außerdem die nordholländischen Papier=, Holz=

und Sägemühlen, die holländischen Rauch- und Schnupftabackfabriken und die so sehr als jemals blühenden Branntweinbrennereien in den Provinzen Holland, Brabant und Lüttich, ferner die Tabackspfeifenfabriken zu Gouda. Die Bierbrauereien sind in Brabant und Oberyssel hingegen noch ziemlich blühend. Der niederländ. Handel begann seine Blüthe im 14. Jahrh. zu Brügge in Flandern, zog sich aber am Ende d. 15. Jahrh. größtentheils nach Antwerpen, welches der erste Handelsplatz der Welt wurde. Doch die Verheerungen des Freiheitskrieges gegen Spanien und die Eroberung der Stadt 1585 trieben die reichsten Kaufleute in die Niederlande und vorzüglich nach Amsterdam, dessen Handel am Ende d. 16. und im Anfange d. 17. Jahrh. auf eine nie gekannte Höhe stieg, von welcher er erst gegen das Ende d. 18. Jahrh. etwas herabsank, bis die Staatsumwälzung von 1795 ihm den Todesstoß gab, und Amsterdams Nebenbuhlerin, London, auf den Trümmern des niederländ. Handels zur Königin der Meere erhob. Seit 1813 hatte sich zwar der Handel merklich gehoben, doch ist er noch sehr fern von seiner vorigen Größe. 1818 liefen 3800 Handelsschiffe aus den niederländischen Häfen aus. 1826 kamen in Amsterdam 1606 Seeschiffe an. 1790 waren von 9734 Schiffen, die den Sund passirten, 2009 holländ. und 3788 engl.; 1796 von 12,113 Schiffen, die jene Straße befuhren, 4456 engl. und ein holländ.; 1815 von 8815 Schiffen 2398 engl. und 450 holländ. Der belgische Handel stockte seit Antwerpens Fall und mehr noch seit der Schließung der Schelde, und diese Provinzen blühten nur durch den innern Reichthum ihres Bodens und durch die in den letzten Jahren der österr. Regierung zunehmenden Fabriken. Die im Friedensschlusse von 1795 bestimmte Wiedereröffnung der Schelde, und das Streben der franz. Regierung zur Beförderung des belgischen Handels auf Kosten des holländischen, ward durch den dauernden Seekrieg mit England fast nutzlos für die begünstigten Länder. Die Verträge von Paris und Wien, 1814 und 1815, setzten die Handelsrechte der nördl. und südl. Niederlande auf gleichen Fuß. Noch immer sind die Holländer die Commissionshändler Großbritanniens für einen großen Theil Deutschlands und der Schweiz, in Hinsicht der beträchtlichen Waarentransporte auf dem Rhein; auch versehen sie England (größtentheils über Rotterdam) mit Butter, Käse, Flachs, Getreide und Krapp, wenn die Einfuhr gestattet ist. In Hinsicht des meisten über Antwerpen gehenden Handels nach Frankreich ist jetzt die Bilanz im Durchschnitt etwa um 12 Mill. Gulden zum Nachtheil der Niederlande; zu ihrem Vortheil ist sie hingegen im Handel nach Spanien, Portugal, Italien und der Levante. Der Handel nach Nordamerika ist von Seiten der Niederlande passiv, und der dahin ausgeführte Wachholderbranntwein und einige andre Fabrikate können die von dorther eingeführten Tabacksblätter, Häute &c. nicht aufwägen. Der niederländ. Handel nach den ost- und westindischen Colonien hat große Umwandlungen erlitten, theils durch den Verlust von Berbice, Demerary und Essequebo (obwol die britische Regierung den Niederländern in Hinsicht des Handels nach diesen Colonien mit ihren eignen Unterthanen gleiche Rechte bewilligt hat), theils durch den Fall der ostind. Compagnie und der allen Unterthanen ertheilten Handelsfreiheit nach Ostindien (mit Ausnahme der Molukken und des der Regierungsverwaltung des niederländ. Indiens vorbehaltenen Handels nach Japan); desto blühender wurde durch die liberale Colonialverwaltung Javas Production, deren Abnehmerin vor allen Nordamerika ist. Zwar ist der ehemals sehr einträgliche Schleichhandel über Curaçao nach dem spanischen Amerika durch die Unabhängigkeitserklärungen des beträchtlichsten Theiles dieser Länder einstweilen vernichtet, und mit ihm der ganze Werth dieser letztern Colonien; allein dagegen sind dem niederländ. Handel in Brasilien, der Havanna und Haiti neue Quellen eröffnet. Der inländische Handel der Niederlande ist durch den Austausch der verschiedenartigen Erzeugnisse unter den nördl. und südl. Provinzen von großem Belang; die Bilanz desselben ist jetzt zum Vor-

theil der letztern. Nach Amsterdam sind die vornehmsten Handelsplätze: Antwerpen, Rotterdam, Brügge, Brüssel, Gent, Ostende und Middelburg; die wichtigsten Handelshäfen: Antwerpen, Ostende, Briel, Delftshaven, Dortrecht, Enkhuisen, Medemblick und Zierickzee. Handelsgerichte sind zu Amsterdam, Gröningen, Middelburg, Rotterdam und Schiedam. Vom 1. April 1804 an ist neben der alten amsterdamer eine Bank der verein. niederländ. Provinzen auf 25 Jahre errichtet worden. Ihre Urfonds bestehen in 5 Mill. Gulden, vertheilt in 5000 Actien; sie beschäftigt sich vorzüglich mit dem Discontiren der Wechsel. Unterm 14. Jan. und 25. Febr. 1815 sind über die Ein= und Ausfuhrabgaben und den Colonialhandel die jetzt bestehenden Hauptregulative erlassen worden. In dem nämlichen Jahre ward in Amsterdam eine Handelsgesellschaft mit dem ausschließlichen Rechte, den chinesischen Theehandel zu betreiben, auf 25 Jahre patentirt.

Die **Finanzen** der Verein. Niederlande waren während des 32jährigen Friedens von 1748—80 in einen so blühenden Zustand gekommen, daß die Staatspapiere (bei einem Zinsfuß von $2\frac{1}{2}$ Proc.) bis auf 10 Proc. über den Nominalwerth gestiegen waren. Durch den Krieg gegen England, die innern Unruhen (von 1786), den Krieg gegen Frankreich und dessen nachtheilige Folgen, entstand ein jährl. Ausfall von reichlich 8 Mill. Gulden, nebst einer neuen Schuldenlast von 22 Mill., welche nach der Eroberung Hollands furchtbar anwuchs und die Zinsen der Staatsschuld von 1795—1804 von 18 bis auf 34, und seitdem bis auf 42 Mill. vermehrte, sodaß man 1795—1805 zur Deckung des jährl. Ausfalls 41 Proc. vom Eigenthum und 53 Proc. (direct und indirect) von den Eink. der Angesessenen heben mußte. Nur geringen Einfluß hatte auf die Milderung dieses schrecklichen Finanzzustandes die Zusammenschmelzung der bisher getrennten Provinzialschulden 1798; wohlthätiger war das 1805 durch den Rathspensionnair Schimmelpennink eingeführte Abgabensystem; allein die Verschwendungen des Königs Ludwig, der von 1807—9 9 Mill. zur Deckung des Deficits anlieh, brachten, verbunden mit dem Einfall der Engländer 1809, das Land in einen so kläglichen Zustand, daß Napoleon dasselbe bei der Einverleibung in das franz. Kaiserreich (1810) durch Herabsetzung der Staatsschuld auf $\frac{1}{3}$ gewissermaßen für bankrutt erklärte. Dieser Schlag, so hart er auch die einzelnen Staatsgläubiger traf, hatte, einmal überstanden, wenigstens die heilsame Folge, daß bei der Wiederherstellung des niederländischen Staats auch an eine Wiederherstellung der Finanzen zu denken war. Zwar ward nur jenes Eine Drittheil der Schuld für zinstragend erklärt; allein die abgesetzten $\frac{2}{3}$ wurden als aufgeschobene (uitgestelde, nicht zinstragende) Schuld anerkannt. Die wirkliche (werkelijke) Schuld trägt vom 1. Jan. 1815 an $2\frac{1}{2}$ Proc. Zinsen; jährlich sollen 4 Mill. von der letztern abgetragen und ebenso viele von der erstern an ihre Stelle treten. Die von der ehemaligen Republik Holland herrührende Staatsschuld betrug 573,153,530 Gld., die aufgeschobene 1,719,460,591 Gld., zusammen 2,292,614,121 Gld. Die auf dem ehemal. Belgien ruhende östreich. Schuld ist durch eine Übereinkunft vom 11. Oct. 1815 übernommen zu 34,466,679 Gld. (Vgl. **Staatspapiere**.) Bei einer solchen Schuldenlast mußte noch vor der Einverleibung Belgiens im ersten Jahre der fürstl. Souverainetät (1814), wo der Handel kaum anfing sich wieder zu erheben, von einer Bevölkerung von 1,800,000 zum Theil sehr verarmter Menschen und einem Lande, dessen Fläche $\frac{5}{16}$ an Wasser und $\frac{3}{16}$ an Heiden, Dünen, Steppen und Morästen, mithin nur die Hälfte an Vortheil bringendem Lande enthält, 63 Mill. an Staatsabgaben aufgebracht werden. Nimmt man nach der Einverleibung Belgiens die directen und indirecten Steuern zu 56,200,000 Gld. an, so ergibt sich, daß jeder Kopf im Königreich der Niederlande 11 Gulden 4 Stüber (6 Thlr. 6 Gr. Conventionsmünze) entrichtet, n. A. kamen 1819 auf jeden Kopf 16 Gld. (8 Thlr. 16 Gr.) jährl. Steuern. Nach dem Budget von 1818 betrug

die seitdem verminderte Ausgabe des Königreichs 74 Mill. Gulden. Davon 2,600,000 Gld. für das Haus des Königs, 1,170,000 Gld. für die hohen Collegien, 320,000 Gld. für das Staatssecretariat, 853,000 Gld. für das Depart. der auswärt. Angeleg., 3,700,000 für das Depart. der Justiz, 2 Mill. für das Depart. der inländ. Angeleg., 1,325,000 für das Depart. des nichtkatholischen und 1,875,000 für das des katholischen Gottesdienstes, 1,200,000 Gld. für das Depart. des Unterrichts, der Künste und Wissenschaften, 25 Mill. für das Finanzministerium, 5,500,000 Gld. für das Marineministerium, 22 Mill. für das Kriegsministerium, 4,700,000 für das Wasserbauwesen (Waterstaat) und 1,657,000 Gld. für unvorhergesehene Ausgaben. Die Einnahmen fließen aus directen Steuern (Grund-, Personal-, Mobiliar-, Thüren-, Fenster- und Patentsteuern) und indirecten Abgaben auf Salz, Seife, Weine, aus- und inländische destillirte Getränke, Bier, Essig, Torf, Steinkohlen, inländ. Getreide (Lastgeld), Wag- und Abmessungsgebühren; ferner Enregistrements-, Stempel- und Hypothekengebühren, Erbschaftssteuern und Abgaben von verarbeitetem Gold und Silber. Die Grundsteuer wird nach einem 1805 entworfenen Kataster gehoben, dessen Unrichtigkeiten gegenwärtig die Ausarbeitung eines neuen höchst nothwendig gemacht haben.

Die Seemacht, welche 1652—72 aus 66—150 Kriegsschiffen aller Art bestand, war 1776 bis auf 25 Linienschiffe, 23 Fregatten und 20 kleinere Kriegsfahrzeuge herabgesunken; im Kriege gegen England von 1781 hob sie sich einigermaßen, sodaß sie 1792 wieder 66 Linienschiffe und Fregatten und 46 kleinere Kriegsfahrzeuge zählte. Doch durch Abdankung einer großen Anzahl der geschicktesten Seeofficiere 1795, durch die ungeheuern Verluste in der Saldanhabai und bei Kamperduin, und durch die Übergabe der Flotte an die Engländer im Sept. 1799 war sie fast gänzlich vernichtet. Unter der franz. Herrschaft lagen im Nieuwe Diep und vor Antwerpen ziemlich bedeutende Geschwader, wovon nach dem pariser Frieden vom 31. Mai 1814 das erstere ganz und das letztere zu einem Drittheil wieder an den niederländischen Staat gekommen ist, sodaß im Mai 1814 der Staat in Allem 30 Kriegsschiffe jeder Gattung besaß. Im J. 1827 zählte die Marine 76 Segel mit 2296 Kanonen, worunter 14 Linienschiffe, 22 Fregatten, 8 Corvetten und 6 Briggs. Das Personale der Marine besteht aus 270 Officieren: einem Admirallieut., 7 Vice-, 8 Contreadmiralen (holländ. Schout by nacht), einem Commandeur der breiten Flagge, 28 Capitainen, 48 Capitainlieut., 95 Lieut. erster und 90 Lieut. zweiter Classe. Sowol in den höhern als niedern Graden gibt es viel treffliche durch nautische Kenntnisse und Seetaktik ausgezeichnete Officiere. Die Landmacht beläuft sich an Linientruppen (außer der Nationalmiliz von 25,500 M., welche aber durch ein Aufgebot des Königs jederzeit auf 80—100,000 M. gebracht werden kann) mit Einschluß der Colonialtruppen auf 43,000 M.; sie besteht aus 68 Bataill. Inf. ohne die Depots, einem Regiment und 11 Bataill. für Ost- und Westindien, 4 Schweizerregim., 10 Garnisoncomp., einem Regiment Nassau leichter Infanterie, 14 Bat. Artillerie und einem Corps leichter Artillerie, einem Bat. Pontoniers, Mineurs und Sappeurs, dem Geniecorps, 3 Reg. Carabiniers, 2 Reg. leichter Dragoner, 3 Reg. Husaren, einem Reg. Carabiniers-Landwehr und der Marechaussee. Bei dem Kriegsstaat sind angestellt: der Herzog von Wellington, der in den Niederlanden den Titel Fürst von Waterloo führt, als Feldmarschall, der Kronprinz als General der Cavalerie, der Prinz Friedrich als Generalfeldzeugmeister und Chef der Artillerie, der Landgraf Christian von Hessen-Darmstadt als General der Infanterie, 28 Generallieut., 54 Generalmajors und 21 Generaladjut. des Königs und der beiden Prinzen. Das Königreich ist in 6 Generalcommandos eingetheilt; zu den Militaircontingenten liefern die südl. Provinzen 67 M., wenn die nördl. 40 stellen, mithin verhält sich die Anzahl der bei-

derseitigen Mannschaften in der Armee wie 327 zu 200. Dennoch ist bei dem niederländ. Kriegsheere die Anzahl der Oberofficiere aus den belgischen Provinzen weit geringer als aus den altholländischen. Übrigens werden die Truppen gut bezahlt, und besonders sind die Officierbesoldungen ansehnlich. In keinem Lande der Welt gibt es verhältnißmäßig so viel große und kleine Festungen, einzelne Forts und ausgedehnte Vertheidigungslinien. Über die Instandsetzung und Erhaltung derselben ward im Oct. 1815 zwischen England und der niederl. Regierung eine Convention abgeschlossen. England gab dazu seinen franz. Contributionsantheil her. Hiernach sollen in den Ardennen und dem Luxemburgischen Arlon, Rochefort und Dinant in gehörigen Vertheidigungsstand gesetzt werden; Namur und Charleroi in Festungen des ersten Ranges verwandelt, sollen nebst Philippeville und Marienburg die Maas und Sambre vertheidigen, und Beaumont, Chimay, Mons, Ath, Doornick, Cortryk, Menin, Ypern, Furnes und Ostende diese Vertheidigungslinie vervollständigen. Dieser Bau kostete von 1815 bis Ende 1825 96 Mill. Fr., wozu 60 Mill. Fr. franz. Contribution und 2 Mill. Pf. St. von Großbritannien verwendet worden sind. Noch 100 Mill. Fr. dürften erfoderlich sein. Zur Vertheltheidigung sind 2000 Kanonen und 6000 Artilleristen nöthig. Gedeckt in der äußersten Linie durch eine Festungsreihe in Flandern, Hennegau und Namur, in der äußersten linken Flanke durch Luxemburg, in zweiter Linie durch die seeländischen Ströme, Bergen-op-Zoom, Breda, Grave und Herzogenbusch, in der dritten durch die Rhein- und Maasarmee, sowie längs der Maas durch Mastricht und Venloo, und an der Ostseite Althollands durch eine vierfache, durch willkürliche Überströmungen zu verstärkende Linie (die Moräste von Drenthe, die Yssel, den Greb und die doppelte holländische Wasserlinie) ist der niederländ. Staat zu einem Vertheidungszustande von seltener Stärke geeignet.

Die auswärtigen Besitzungen der Niederlande sind: 1) in Asien die Insel Java (theils unter mittelbarer Herrschaft heimischer, den Niederländern zinsbarer Fürsten); die unter der Generalstatthalterschaft zu Batavia stehenden, in die 3 Gouvernements Amboina, Banda und Ternata eingetheilten molukkischen Inseln (deren Werth jedoch seit der Verpflanzung der Muskatennuß- und Gewürznelkenbäume durch die Engländer und den dadurch verursachten Verlust des frühern holländ. Alleinhandels damit sehr vermindert ist); ferner Makassar auf Celebes, Palembang auf Sumatra (auf Borneo legte man wegen des Goldreichthums neue Factoreien an). Die gesammten Colonien betragen in Asien 4225 □M., mit 6,561,700 E., darunter 52,700 Weiße und 8800 Sklaven. 2) In Afrika 5 □M., m. 15,000 E., darunter 14,700 Sklaven; in 13 festen Plätzen und Handelsniederlassungen auf der Küste von Guinea, worunter St.-George del Mina und Nassau. 3) In Amerika 505 □M., 90,000 Einw., darunter 5800 Weiße und 77,200 Sklaven, und zwar die Colonie Surinam (s. d.), und die westind. Inseln Curaçao, St.-Eustache und St.-Martin. Alle Colonien zusammen 4735 □M., mit 6,666,700 Einw.

Verfassung. Das Königreich ist nach der „Grondwet“ vom 24. August 1815 eine eingeschränkte constitutionelle Monarchie; die Krone ist erblich in dem Hause Oranien-Nassau, und zwar in des ersten Königs Wilhelm Friedrich männl. Nachkommenschaft nach dem Rechte der Erstgeburt und durch Repräsentation. In Ermangelung männlicher Nachkommenschaft geht sie auf die Töchter des Königs nach dem Rechte der Erstgeburt über. Wenn der König keine Tochter hat, so bringt die älteste T. von der ältesten absteigenden männlichen Linie des letztern Königs die königliche Würde auf ihr Haus und wird, wenn sie früher verstorben ist, durch ihre Nachkommen repräsentirt. Ist aber keine männl. absteigende Linie des letztern Königs vorhanden, so erbt die älteste absteigende weibliche Linie, jedoch so, daß der männliche Zweig vor dem weiblichen und der älteste vor dem jüngern und in jedem

Zweige Männer vor Frauen und der ältere vor dem jüngern den Vorzug haben. Der König kann keine fremde Krone tragen. Er genießt ein jährliches Einkommen von 2,400,000 Gld. holländisch aus der Staatscasse; seine Residenzen sind zu Haag und Brüssel; doch werden ihm auch andre Sommer- und Winterwohnungen eingerichtet, allein zum Unterhalt jeder derselben können jährlich nicht mehr als 100,000 Gld. aus der Staatscasse verwandt werden. Eine verwitwete Königin hat ein jährliches Einkommen von 150,000 Gld. Der Kronprinz führt den Titel Prinz von Oranien, und genießt von seinem vollendeten 18. Jahre an eines jährl. Einkommens von 100,000 Gld., welches nach seiner Verheirathung verdoppelt wird. Die Volljährigkeit des Königs ist das vollendete 18. Jahr. Über die Vormundschaft eines minderjährigen Königs, insofern von seinem Vorgänger darüber keine Anordnung getroffen sein sollte, sowie auch über die Regentschaft verfügen die Generalstaaten, und so lange, bis diese Verfügungen getroffen sind, übt der Staatsrath die höchste Gewalt aus. Die Generalstaaten bestehen aus 2 Kammern. Die Mitglieder der ersten, welche vom Könige auf Lebenszeit ernannt werden und wenigstens 40 J. alt sein müssen, dürfen an der Zahl nicht über 60 und nicht unter 40 stark sein; die zweite Kammer besteht aus 110 Mitgliedern, gewählt durch die Provinzialstaaten, welche aus den 3 Ständen der Ritterschaft, Städte und Landleute zusammengesetzt sind. Aus ihr tritt jährlich ein Drittheil heraus, die Austretenden können aber sogleich wieder gewählt werden. Zur Wahlfähigkeit wird außer dem Alter von mindestens 30 Jahren erfodert, daß der zu Wählende in der Provinz, welche ihn ernennt, ansässig und mit keinem Mitgliede der Versammlung näher als im dritten Grade verwandt sei. Die Staatsminister haben Sitz in beiden Kammern, entweder als Minister, in welchem Falle sie nur eine berathende Stimme haben, oder als Mitglieder. Der König sendet seine Vorschläge an die zweite Kammer, die sie zur Bestätigung an die erste sendet. Die Generalstaaten haben das Recht, dem Könige Vorschläge zu machen, in welchem Falle die Eröffnung des Antrages der zweiten Kammer zusteht. Sobald ein vorgeschlagenes Gesetz verworfen ist, wird dessen Entwurf nie bekanntgemacht, sondern eingezogen. Der König übt alle Acte der Souverainetät aus, nachdem die Angelegenheiten dem Staatsrathe zur Berathung vorgetragen sind, der aus höchstens 24 ordentl. Mitgliedern besteht, welche, so viel es thunlich ist, aus allen Provinzen genommen werden müssen; in Hinsicht der außerordentlichen ist dem Könige freie Hand gelassen. Der König entscheidet und macht dem Staatsrathe seinen Beschluß kund. Er wählt und entläßt die Mitglieder des Staatsraths und die Minister. Die oberste Leitung der Colonien und außereuropäischen Besitzungen gehört ihm ausschließlich zu. Er erklärt Krieg, schließt Frieden, bestätigt die Verträge; doch kann er ohne Zustimmung der Generalstaaten in Friedenszeiten keine integrirenden Theile des Reichs oder der Colonien veräußern oder vertauschen. Der König ernennt die Gesandten und Consuln und ruft sie zurück; er verfügt über die Flotten und Armeen, ernennt die Officiere und gibt ihnen ihre Entlassung; doch muß er von Dem, was Krieg oder Frieden betrifft, die Generalstaaten in Kenntniß setzen. Er hat die oberste Leitung der Staatsfinanzen und das Recht, Münzen mit seinem Bildnisse schlagen zu lassen. Er kann adeln und Ritterorden stiften. Seine Unterthanen können ohne seine Erlaubniß von keinem fremden Fürsten Orden, Titel oder Würden annehmen. Er hat das Begnadigungsrecht. Nur in seinem Namen wird Recht gesprochen. Es soll ein allgemeines Gesetzbuch des bürgerlichen Rechts, des Handels, des peinlichen Rechts und des rechtlichen Verfahrens eingeführt werden. Jede Verhaftung der Polizei muß dem örtlichen Richter sogleich angezeigt und der Verhaftete demselben in 3 Tagen überliefert werden. Gütereinziehung kann in keinem Falle verhängt werden. In allen Criminalurtheilen muß das Verbrechen und der in Anwendung gebrachte Artikel des Gesetzes angeführt werden. Alle Civilurtheile müssen die Ent-

scheidungsgründe enthalten. Jede Provinz hat einen Gerichtshof, Criminal- und Civilgerichte. Jedem wird vollkommene Freiheit gottesdienstlicher Begriffe und Meinungen zugesichert, und alle Religionsparteien genießen gleichen Schutz, gleiche bürgerliche und politische Vorrechte und haben gleiche Ansprüche auf alle Würden, Ämter und Bedienungen. Alle Gottesdienstübungen sind erlaubt, insofern dadurch die öffentliche Ordnung oder Sicherheit nicht gestört wird. Den Lehrern aller Religionsparteien werden ihre bisherigen Einkünfte gesichert, und denen, welche kein hinreichendes Einkommen besitzen, kann solches aus der Landescasse bewilligt oder erhöht werden. Der König trägt Sorge, daß kein Unterthan in der freien Ausübung des Gottesdienstes, welche ihm die Grundverfassung sichert, gestört werde, zugleich aber auch, daß alle Religionsparteien sich innerhalb der Schranken des Gehorsams gegen die Staatsgesetze halten. Keine Abgaben können zum Behuf der Staatscasse erhoben werden, als kraft eines Gesetzes, und in Steuerangelegenheiten dürfen keine Privilegien ertheilt werden. Fremde Truppen werden nur nach gemeinschaftlicher Berathung des Königs und der Generalstaaten in Dienst genommen. Von der Nationalmiliz wird in Friedenszeiten der fünfte Theil entlassen. Sie kann auf keinen Fall nach den Colonien und nur mit Zustimmung der Generalstaaten über die Grenzen des Königreichs geschickt werden, es wäre denn in einer augenblicklich dringenden Gefahr, oder wenn bei Garnisonsveränderungen die kürzeste Marschroute über ein fremdes Gebiet geht. Alle Ausgaben für die Truppen des Reichs werden aus den Staatscassen bezahlt. Die Einquartierungen und der Unterhalt des Kriegsvolks, Transporte und Lieferungen, von welcher Natur sie auch sein mögen, für die Armeen oder Festungen des Königs können nicht einem oder mehren Einwohnern oder Gemeinden auferlegt werden. Geschieht solches in unvorhergesehenen Fällen, so soll das Königreich sie reglementmäßig schadlos halten. In Hinsicht des Wasserbauwesens ist genau bestimmt, was der Generaldirection desselben, den Provinzialdirectionen und den Provinzialständen dabei obliegt. Auch die Rechte des Torfstechens sind genauer als bisher geregelt. Die Einkünfte aus dem Weg-, Brücken- und Schleusengeldern sollen ausschließlich zur Unterhaltung und Verbesserung der Wege, Brücken, Canäle und schiffbaren Flüsse verwendet werden. Es steht einem Jeden frei, seine Gedanken und Meinungen durch den Druck, als ein zweckmäßiges Mittel zur Verbreitung von Kenntnissen und zur Beförderung der Aufklärung, bekanntzumachen; jedoch bleibt jeder wegen Dessen, was er schreibt, druckt, herausgibt oder verbreitet, der Staatsgesellschaft oder den besondern Personen, insofern deren Rechte dadurch gekränkt sein möchten, stets verantwortlich. Über Veränderungen und Zusätze der Constitution darf die zweite Kammer nicht anders berathschlagen, als wenn 2 Drittel der Mitglieder gegenwärtig sind, und nur mit einer Mehrheit von 3 Viertheilen der Anwesenden darf sie über diese Gegenstände Beschlüsse fassen. Während einer Regentschaft dürfen in der Verfassungsurkunde oder in dem Erbfolgerecht keine Veränderungen gemacht werden. Diejenigen Veränderungen oder Zusätze, welche durch den König und die Generalstaaten in der Constitutionsacte beschlossen werden, sind feierlich bekanntzumachen und dem allgemeinen Grundgesetze beizufügen. Der Titel des Monarchen lautet: König der Niederlande, Prinz von Oranien-Nassau, Großherzog von Luxemburg. Das Wappen des Königreichs besteht in einem aufrechtstehenden goldenen Löwen im rothen Felde, der mit einer königlichen Krone geziert ist, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert und in der linken ein Bund Pfeile hält. Die Devise des Königs und seiner männlichen Nachkommen ist: „Je maintiendrai".

Verwaltung. Der König hat die ganze ausübende Gewalt in Händen und von ihm hängt die Leitung aller Staatsgeschäfte ab. Ihm zur Seite steht ein Staatsministerium, bestehend aus dem ersten Präsidenten des ersten Gerichtshofs oder des hohen Raths der Niederlande als Justizminister, dem Vice-

präsidenten des Staatsraths (der König wird verfassungsmäßig als Präsident desselben angesehen) und den Ministern. Hierzu kommt ein Generalcommissair des Kriegsdepart., als dessen Chef der Kronprinz angesehen wird, der Staatssecretair (Algemeene Secretaris van Staat) und 4 Generaldirectoren für Handel und Colonien, für die indirecten Steuern, für Convoyen und Licenzen, und für den kathol. Cultus. Alle diese Staatsbeamten bilden zugleich das geheime Cabinet des Monarchen. Die zweite höchste Behörde, in welcher alle Gesetze und Verordnungen zur Erörterung kommen, ist der Staatsrath, dessen Zukommnisse in der Verfassung bestimmt sind. Eine besondere, aus 3 oder 4 kathol. Mitgliedern desselben gebildete Commission wacht über den Cultus und über die Freiheiten der belgischen Kirche. Es besteht nämlich in den südlichen Provinzen fast die ganze Bevölkerung aus Katholiken. In den altholl. Provinzen machen die Reformirten 4 Siebentel, die Katholiken hingegen 2 Siebentel der Bevölkerung aus, der Rest besteht aus Lutheranern, Remonstranten, Jansenisten, Anabaptisten, Griechen, Armeniern, portugies. und sogenannten hochdeutschen Juden, welche Letztern in den Niederlanden bürgerliche Rechte genießen. Die kirchlichen Angelegenheiten der Reformirten werden geleitet durch Kirchenräthe, deren Repräsentanten sogenannte Classen bilden, wovon eine gewisse Anzahl die Synode jeder Provinz ausmacht. Die franz., wallon., engl. und schott. Reformirten haben ihre besondern Einrichtungen. Die Katholiken haben durch das Concordat von 1827, über dessen Vollziehung noch verhandelt wird, eine neue Diöcesaneintheilung erhalten. (S. oben Geschichte.) (Über die Bildungsanstalten s. Niederländische Sprache und Literatur und Niederländische Schule.) Derselbe rechtliche Sinn, wodurch sich die alten holländ. Gerichtshöfe vor denen mancher andrer Länder ruhmvoll auszeichneten, bewahrt sie auch noch jetzt im neuen Königreiche. Bis jetzt besteht in den Niederlanden noch der Code Napoleon; allein es ist bereits eine Commission mit der Ausarbeitung eines peinlichen Gesetzbuches beschäftigt, welchem ein bürgerliches folgen soll. Die Streitfrage, ob es im Criminalprocesse Geschworne und öffentliche Verhandlungen der Gerichtshöfe geben solle, theilt die Belgier und Altholländer, indem die erstern solche bejahen, die letztern aber beharrlich verneinen. Der königl. Hofstaat in beiden Residenzen, Haag und Brüssel, besteht aus einem Obermarschall, Oberkammerherrn, Oberstallmeister, Oberjägermeister und Hofmarschall, einem Ceremonienmeister im Haag, 37 Kammerherrn daselbst und 41 in Brüssel, 4 Kammerjunkern im Haag, 2 Hofkaplanen, 5 Leib- und Hofärzten im Haag, 3 in Brüssel, 8 Pagen an jedem Orte, 10 Generaladjutanten ꝛc. Zum Hofstaat der Königin gehören noch 2 Oberhofmeister, 2 Palastdamen, 2 Hofdamen im Haag, 6 Palastdamen und 2 Hofdamen in Brüssel. Durch die Verordnung vom 30. April 1815 erneuerte der König, zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste bei der Land- und Seemacht, den militairischen Wilhelmsorden und verlieh die ersten Decorationen solchen Feldherren und Kriegern, deren Talente und Tapferkeit die Niederlande befreit haben. Der König ist Großmeister des Ordens, der aus 4 Classen besteht. Die Ritter der ersten Classe heißen Großkreuze und die der zweiten Commandeurs. Die Decoration besteht aus einem weißen emaillirten Kreuze mit 8 goldenen Punkten; an den Armen des Kreuzes stehen die Worte: „Für Muth, Auszeichnung und Treue"; in der Mitte ist ein W. in einem Lorberkranz unter einer goldenen Königskrone; das Band ist orange mit 2 schmalen, dunkelblauen Streifen. Diejenigen Militairs zu Wasser und zu Lande, die keinen Officierrang haben, bekommen, wenn sie zu Rittern der vierten Classe ernannt sind, ein erhöhtes Einkommen, welches der Hälfte ihres Soldes gleich ist. Für die zu Rittern der dritten Classe Ernannten wird der Sold verdoppelt. Zur Bezahlung der Kosten des Ordens wird jährlich eine Summe unter den Staatsbedürfnissen in Rechnung gebracht. Im Sept. 1815 errichtete der König einen Orden des Civilverdienstes u. d. N. Löwenorden, der aus

Großkreuzen, Commandeurs, Rittern &c. besteht. Letztere genießen einen Jahrgehalt von 200 Gld., wovon die Hälfte auf ihre Witwen fällt. Das Ordenszeichen führt die Umschrift: „Virtus nobilitat". Zur Kenntniß der Geschichte und der Statistik dieses Staats nennen wir van der Wynckt's „Histoire des troubles des Pays-bas" (2. Aufl.) als das beste Werk über den Zeitraum der franz. Revolution; J. J. de Smet hat dasselbe benutzt in s. „Histoire de la Belgique" (2. Aufl., Gent 1822); ferner des Prof. Friedr. Bar. v. Reiffenberg „Résumé de l'hist. des Pays-bas" (Brüssel 1827, 2 Bde.). Die Geschichte des Abfalls der Niederlande von Schiller hat der Marq. de Chateaugiron ins Franz. übers. (Paris 1827, 2 Thle.). Ferner: J. J. de Cloet, „Géographie historique, physique et statistique du roy. de Pays-bas et de ses colonies" (Brüssel 1822, 2 Bde.) (meist nach Cannabich's Beschreibung der Niederlande im 3. Bde. 2. Abth. des weimarischen vollst. „Handb. der neuesten Erdbeschreibung", 1820); und das „Itinéraire du roy. des Pays-bas" (Amst. 1827, 2 Bde.), sowie das „Handelsgesetzbuch für das Königreich der Niederlande", übersetzt von H. C. Schuhmacher (Altona 1827.)

Niederländische Schule nennt man die Gesammtheit der Maler, welche seit dem 14. und 15. Jahrh. in den Niederlanden ihre Kunst auf eigenthümliche Weise auszubilden beflissen waren. Sie theilt sich in die holländische und die flandrische oder flamändische Schule. Die flamändische wurde gegründet durch Joh. van Eyck (s. d.) (geb. zu Maaseyk im 14. Jahrh.) und unterscheidet sich durch glänzende Farbengebung, Magie des Helldunkels, umsichtig bearbeitete, aber schlecht gewählte Zeichnung, durch Größe der Composition, durch einen eigenthümlichen Adel der Gestalten und einen starken, aber natürlichen Ausdruck. Zu dieser Schule gehören vorzüglich: Franz Floris (geb. 1520, gest. 1570), den man den flanderischen Rafael nannte; der Geschicht- und Jagdenmaler Joh. Stradanus (de Straet) aus Brügge (geb. 1536), Mart. de Vos (geb. 1520), Spranger (geb. 1546), Peter und Franz Porbus, Vater und Sohn, Heinr. Steenwyk, der Perspectivmaler (geb. 1550), Dionysius Calvaert (s. d.), die Brüder Paul und Matth. Bril, Van-Dort (geb. 1557), Pet. Breughel und s. Sohn Johann, Roland Savery aus Courtray (geb. 1576). Nach allen diesen kam Pet. Paul Rubens, der kühnste, umfassendste Maler neuerer Zeit, ein Mann von unerschöpflichem Fleiß, von riesenhafter Phantasie und Darstellungskraft, dem man gegen 4000 bekannte Gemälde zuschreibt. Mit ihm hob sich die flamändische Malerei auf ihren Gipfel. Mehre ausgezeichnete Künstler folgen: Franz Snyders (geb. 1579), dessen Jagdstücke alle andre an Wahrheit und Kühnheit übertreffen; Jodocus Momper (geb. 1580), dessen Bergthäler dem Auge angenehme Fernen zuführen; Pet. Neefs, der berühmte Kirchenmaler; Dav. Teniers, Vater und Sohn, die in Darstellung von Bauerngesellschaften, Dorffesten, Wachtstuben u. dgl. kaum ihres Gleichen haben; Kasp. de Crayer (geb. 1582), der sich in s. histor. Gemälden an Ausdruck und Colorit dem Rubens nähert; Gerhard Segers, als Historienmaler ebenso groß, wie s. Bruder Daniel als Blumen- und Insektenmaler. Alle Nacheiferer von Rubens übertraf jedoch Jak. Jordaens (geb. 1594). Abrah. Janssen und s. noch besserer Schüler, Theod. Rombouts, kommen Rubens an Colorit, nicht aber an Größe der Gedanken gleich. Der ämsige Lukas van Uden verfertigte die Landschaften zu Rubens Malereien, und s. Morgenröthen sind jedem Künstler zu empfehlen. Ant. van Dyk (geb. 1599) erwarb sich den Namen des Königs der Portraitmaler. Er übertraf Rubens durch Reinheit und Schönheit der Formen. Korn. Schüt, dem Joh. Wildens oft die Landschaften verfertigte, zeichnet sich als Historienmaler aus; Adrian Brouwer erwarb sich Ruhm durch s. edlen Darstellungen gemeiner Scenen; Joh. van der Meer durch s. Hirtenstücke; Ant. Franz van der Meulen durch s. Schlachten; Franz und Joh. Milet, Vater und Sohn, durch ihre Landschaften. Außerdem haben sich

in dieser Schule ausgezeichnet: Joh. Bol, Wenceslaus Koeberger, Heinr. Goltzius, Heinr. van Balen, Franz Hals, Wilh. Nieuwland, Jak. Fouquières, Phil. von Champagne, Erasm. Quellin, Abrah. Diepenbeck, Theod. van Thulden, Joh. Goeimar, Jac. von Artois, Bonewent Peters, Dav. Kickaert, Gonzalez Coques, Pet. Boel, Sam. van Hoogstraten, Joh. Bapt. Monoyer, Abrah. Genoels, Gerh. Lairesse, Arnold von Vuez, Joh. van Cleef, Pet. Eykens, Richard van Orley, Ludw. von Deyster, Joh. Franz van Bloemann, Nic. Largillière, Verendael, Rob. van Oudenaerde, Joh. Ant. van der Leepe, Kasp. Verbrügen, Joh. van Breda. Die holländische Schule zeichnet sich aus durch treue Abbildung der Naturgegenstände, durch große Vollendung, gutes Hellbunkel, zweckmäßige Abstufung und gehörigen Abstich der Farben und Zartheit des Pinselstrichs; allein man tadelt an ihr die öftere Wahl unedler Gegenstände und den Mangel an Correctheit in der Zeichnung. Ihr Stifter ist Lukas van Leyden (geb. 1494). Ihre vorzüglichsten Künstler sind: Octav. van Veen aus Leyden (geb. 1586, gest. 1634), verdient schon als Rubens Lehrer Erwähnung. Abrah. Bloemart von Gorkum (s. d.) (gest. 1647) malte Historien, Landschaften und Thiere in gutem Geschmack; Korn. Poelenburg aus Utrecht (geb. 1586, gest. 1663) war besonders glücklich in kleinen Landschaften mit Figuren. Würdige Schüler von ihm sind: Daniel Vertange und Joh. van Haensberge. Vortheilhaft zeichneten sich aus: Joh. Weynants aus Harlem (geb. 1600) als Landschafter, und Joh. Dan. de Heem aus Utrecht (geb. 1604, gest. 1674) durch s. täuschenden Nachahmungen von Blumen, Früchten, Teppichen, Gefäßen rc. Berühmter als sie alle wurde Rembrand, welcher durch s. Meisterschaft im Colorit alle andre Fehler seiner Gemälde verdeckte; Herrmann Sachtleben (Zachtleevens), den s. Landschaften als einen Liebling der Natur zeigen. In Gesellschaftsstücken zeichneten sich aus: Gerhard Terburg aus Zwoll (geb. 1608, gest. 1681), in Landschaften Joh. Both aus Utrecht (geb. 1610, gest. 1650), Hermann Swanevelt aus Woerden (geb. 1620, gest. 1690). Asselyn (geb. 1610, gest. 1680) malte Schlachten, Landschaften und Hirtenstücke mit glühendem Colorit und weichem Auftrag. Schwerlich aber kann man bei richtiger Zeichnung schöner färben und genauer beleuchten als Gerh. Dow (Douw, geb. 1613, gest. 1680). Pet. van Laar, der Urheber der Bambocciaden; Joh. Fyt (geb. zu Antw. 1625) malte gute Thierstücke, Vögel und Früchte; Gabriel Metzu, in Terburg's Manier arbeitend, übertraf diesen noch im markigen Pinselstrich; die Landschaften Benenberg's von Utrecht sind voll Leben und Frischheit. Phil. Wouvermann (geb. 1620, gest. 1668), der berühmteste Pferdemaler, lieferte Schlacht- und Jagdstücke, Pferdemärkte, Reisende und Räuber, und alle werden in gleichem Maße geschätzt. Seines Schülers, Joh. Griffer's, herrliche Rheingegenden sind unvergessen; Ant. Waterloo's Landschaften, welche Weenix mit Figuren und Thieren staffirte, sind zwar zuweilen frostig, gefallen aber wegen der Genauigkeit, mit welcher er das Licht zwischen Bäumen durchscheinen zu lassen und den Wiederschein s. Gegenstände in dem Wasser vorzustellen weiß. Berghem erwarb sich den Namen des Theokrit's der Maler, und vielleicht kann allein Paul Potter mit ihm um den Vorzug streiten. Während Ludolf Backhuysen so schön als schrecklich seine Seestürme malte, zeichnete sich Franz Mieris durch eine äußerst feine und richtige Behandlung vieler Gegenstände des häuslichen Lebens aus, und kaum war Joh. Pet. Slingeland genauer. Gottfr. Schalken von Dordrecht ist noch bis jetzt in Beleuchtung nächtlicher Scenen nicht übertroffen worden. Treffliche Marktplätze, Thiere und Landschaften malte Karl du Jardin; Adrian van de Velde Landschaften und Thiere mit fast unerreichbarer Vollkommenheit. In Darstellung einsam schöner Natur zeichnete sich Jak. Ruisdael, in stillen, lieblichen Mondscheingemälden van der Neer aus. Zarter hat kein andrer Maler s. kleinen Geschichten bis auf unbedeutende Nebenstücke ausgearbei-

tet als Adrian van der Werf. Der Blumenmaler Pet. van Hulst aus Dortrecht wurde übertroffen von dem, welchen in dieser Gattung kaum ein andrer erreicht hat, von Jak. van Huysum. Diesen sind noch beizuzählen: Korn. Ketel, Joh. van Ravestein, Joh. Torrentius, Joh. van Voyen, Anna Maria Schnurmans, Adrian van Ostade, Joh. Booth, Barthol. van der Helst, Otto Marcellis, Joh. Goedaert, Alb. van Everdingen, Heinr. Rokes, Gerbrandt van den Eekhout, Theod. Helmbreker, Jak. Laveq, Heinr. Verschuuring, Marie van Osterwyk, Wilh. Kalf, Adrian van der Kabel, Joh. Steen, Melchior Hondekoeter, Joh. van der Heyden, E. van der Neer, Joh. Glauber, Joh. van Huchtenburg, Aug. Terwestein, Joh. Verkoolie, Korn. de Bruyn, Karl de Moor, Franz Pet. Verheyden, die beiden Honbraken, Rachel Ruisch, Korn. du Sart, Friedr. Moucheron, Diedr. Valkenburg, Konr. Roepel, Joh. de Witt und Korn. Troost. Merkwürdig ist es, daß die niederländ. Malerkunst nach langem Verfall sich sowol in den nördl. als südl. Provinzen des Königreichs in unsern Tagen gleichzeitig wieder erhebt. Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen unter den neuern Künstlern die Maler van Os, van Spaendonk, Scheffer, Pienemann, Hoges, Kuipers, Ommegang, van Brée, Wonder; Schotels (bekannt durch s. Bild, Meeresstille) und a. Mitgl. der Gesellschaft Pictura. Auch darf man sich von der unter den Kunstinstituten der Niederlande ausgezeichneten Malerakademie zu Antwerpen, sowie von den Kunstausstellungen in Amsterdam, Gent, Haag, Antwerpen, Brüssel u. a., die günstigsten Einwirkungen versprechen. Die k. Gesellsch. der schönen Künste zu Gent und andre setzen Preise aus. Der König kaufte Pienemann's 1824 ausgestelltes Gemälde, die Schlacht bei Waterloo (18 F. breit und 25 F. tief), für 40,000 Gld. und bestimmte es zum Geschenk für den Herzog von Wellington. Über die jetzigen Künstler der belgischen Schule findet man Nachrichten in den „Annales du Salon de Gand" (1823), die der Secretair der königl. Gesellsch. das., Herr v. Bast, herausgibt. Den Vorwurf, daß Darstellung der gemeinen Natur das Charakteristische der niederländ. Schule sei, haben Manche ausschließlich gegen die holländ. Schule geltendmachen wollen, die sich bestrebt habe, in der kleinen Cabinetsmalerei ihre Farbenkunst zu zeigen, dagegen die flandrische in größern Gemälden auch die hohe, edle Natur dargestellt habe. Man hat geglaubt, die flandrische Schule dadurch gegen die holländische zu erheben; allein es konnte gar wohl sein, daß eben Dasjenige, wodurch man sie zu erheben gedachte, ihr zum Nachtheil gereichte, weil es nicht auf das Was, sondern auf das Wie der Darstellung ankommt. Wie nun, wenn Georg Forster Recht hätte, welcher sagt: die Werke der flamändischen Maler seien größtentheils der Art, daß man in dem vortrefflichen Handarbeiter den Dichter, in dem Bildner des Körperlichen den Seelenschöpfer vermisse? Käme es denn nicht darauf an, ob die holländ. Schule bei ihren Darstellungen gerade Das zeigte, was man dort vermißt? Daß aber dies gar oft der Fall sei, vermag wol Niemand zu leugnen. Besser würde man daher Mangel an Idealisirung bei höchster Befriedigung der Wirklichkeitsfoderungen, bisweilen auf Kosten der Schönheit, als allgemeinen Charakter der niederländ. Schule angeben. Zwischen der flandrischen und holländ. bleibt deßhalb immer noch ein Unterschied. Daß sich beide Schulen wesentliche Verdienste um das Praktische und Technische der Malerei erworben haben, ist niemals in Zweifel gezogen worden; daß aber auch die ästhetischen Foderungen von ihnen weit häufiger befriedigt worden als man gemeiniglich sich einbildet, das kann nur Der leugnen, welcher keine Arten des Schönen annehmen will.

Niederländische Sprache, Literatur und Poesie. Die Sprache der Niederlande, eine Mundart der deutschen, stammt von der alten sächsischen oder sassischen ab, deren Töchter die angelsächsische (friesische) (von welcher das Englische abstammt), die niedersächsische oder plattdeutsche, die holländ. und die flämische

sind. Die flämische Sprache hat die Hauptgrundzüge und Wurzelwörter mit der holländ. gemein und entlehnt nur manche Wörter von der französ., unterscheidet sich auch in der Aussprache dadurch, daß diese mehr nasal, die der holländ. mehr guttural ist. Allein es gibt in den Niederlanden eine von der niederdeutschen ganz abweichende Mundart, nämlich die wallonische, eine Abart der französischen. In ganz Flandern, Nordbrabant und einem Theile von Südbrabant ist das Flämische die Volkssprache. Die Grenzscheidung ist in der Stadt Brüssel selbst, wo in der niedern Stadt flämisch, in der obern wallonisch gesprochen wird. Südwärts von Brüssel, in dem deßhalb sogen. Wallonischen oder Wälschbrabant, in Hennegau, Namur, Lüttich und einem Theile von Limburg ist das Wallonische immer noch die Volkssprache. Bemerkenswerth ist es, daß selbst in demjenigen Theile von Flandern, der schon lange unter franz. Herrschaft stand, das Flämische bis nach Dünkirchen hin immer noch die Volkssprache blieb, während biß diesen Augenblick in Brabant, Hennegau und besonders in Lüttich, ungeachtet der Verbindung mit Deutschland, wallonisch gesprochen wird. Die in den Niederlanden gangbaren Zweige der niederdeutschen Sprache kann man im Ganzen in 5 wesentlich verschiedene Mundarten abtheilen. Nämlich 1) das eigentliche Holländische, welches schon gegen das Ende des 15. Jahrh. zur Büchersprache der nördl. Provinzen erhoben war; 2) das sogen. Bauernfriesische (einst die Schriftsprache Gysbert Japix's), eine Mundart, deren Gebrauch jedoch immer mehr und mehr abnimmt; 3) die gelder'sche oder sogen. niederrheinische; 4) die gröningische (wozu auch die oberysselsche gehört) und 5) die flämische Mundart, welche letztere die vorherrschende Schriftsprache der südl. Provinzen geblieben ist, obwol unendlich ärmer als die holländ., und noch überladen mit dem ganzen Schwall von Bastardworten, wovon Coornhert, Spiegel und Hoost die holländ. Sprache gereinigt haben. Jene Sprachvertheilung in Belgien betrifft jedoch hauptsächlich nur das platte Land und die kleinern Städte; in den größern Städten ist das Gebiet der niederdeutschen Sprache vorzüglich durch die letzte, beinahe 20jähr. Herrschaft der Franzosen, insbesondere in Brabant, immer mehr und mehr beschränkt worden. Durch die begonnene Ausbildung der holländ. Sprache ist zugleich der Anfangspunkt einer in derselben möglichen L i t e r a t u r bezeichnet. Schon gegen das Ende des 15. Jahrh. war sie durch zahlreiche Bibelübersetzungen, Volks- und Streitschriften und Dichterwerke mannigfaltig ausgebildet. Gansfort und Agricola in Gröningen waren unter den Ersten, die sich als Gottesgelehrte und Literatoren auszeichneten. Ihren Spuren folgend machte Erasmus von Rotterdam noch weit größere Fortschritte und trug nicht minder durch feine Satyre als durch gründliche Gelehrsamkeit zur Verbreitung der großen Kirchenreformation bei. Ein noch vielseitigeres Genie, Hugo de Groot (Grotius), umfaßte im Anfange des 17. Jahrh., als die Wissenschaften, gehemmt durch den langen Freiheitskampf, wieder aufzublühen begannen, gleichzeitig Sprach- und Alterthumskunde, Dichtkunst, Geschichte, Philosophie, Gottesgelahrtheit und Rechtskunde in allen ihren Zweigen. Lange mußten die nördl. Provinzen einer hohen Schule entbehren; die zu Löwen in Brabant diente für die gesammten Niederlande, bis König Philipp auch zu Douai für seine wallonischen Unterthanen eine Hochschule stiftete, welche jedoch, nachdem sie unter franz. Oberherrschaft gekommen war, sehr in Verfall gerieth. Dagegen verbreitete die Hochschule zu Leyden, gest. 1575 durch den Prinzen Wilhelm I., um diese Stadt für den von ihren Einw. 1574 durch ihre tapfere Vertheidigung gegen die Spanier bethätigten Patriotismus zu belohnen, bald ihre wohlthätigen Einwirkungen über die gesammten vereinigten Niederlande. Männer, wie Scaliger, Lipsius, Daniel und Nikolaus Heinsius, Gronovius, van Bahtle, Spanheim u. A. in der alten Literatur, Erpenius und Golius im Arabischen, Arminius, Drusius, Coccejus u. A. in der Gottesgelahrtheit, die beiden Snellius in der Mathematik, verbreite-

ten ihren Ruf über ganz Europa. Es wurden auch zu Franeker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1647) Hochschulen gestiftet, deren Wetteifer mit Leyden den Wissenschaften sehr vortheilhaft war. Am Ende des 17. Jahrh. zeichneten sich in der Natur- und Sternkunde Huygens, Leeuwenhoek, Zwammerdam, Hartsoeker u. A. aus. Nach dem Frieden von Utrecht 1713 begann sich über die orientalische, griechische und niederdeutsche Sprachkunde, nebst der Heilkunde, durch Alb. Schultens, Tib. Hemsterhuis, Lambert Ten Kate und Herrm. Boerhaave ein neues Licht zu verbreiten, und durch eine Reihe trefflicher Nachfolger dieser großen Männer blüheten diese Wissenschaftszweige mehr als jemals, insbesondere auf der Hochschule zu Leyden, welche während des ganzen 18. Jahrh. der Universität zu Franeker manchen ausgezeichneten Lehrer verdankte. Auch Utrecht hatte seinen Wesseling, Duker, Drakenborch und Saxe. Unter den Rechtsgelehrten glänzten Matthäi, Huber, Noot und Voet. Um die holländ. Sprache erwarben sich besondere Verdienste durch Grammatiken, außer dem oben benannten Lambert Ten Kate, Sewels, Zeydelaar, Kramer und van Moerbeek; durch Wörterbücher: Kramer, Sewels, Halma, Moerbeek, Weidenbach und Weiland. In der Philologie, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik und Medicin haben sich die Holländer durch Talent, Gelehrsamkeit und Fleiß aufs rühmlichste ausgezeichnet, und um das Civil- und Staatsrecht sich entschieden große Verdienste erworben. Insbesondere haben in der alten schönen Literatur die Holländer von jeher Männer vom ersten Range gehabt. Indeß geben Werke dieser Art noch keine Nationalliteratur, zumal wenn sie, wie hier meist der Fall war, in einer fremden Sprache oder von geborenen Ausländern geschrieben waren. So waren unter den großen Männern, die auf der Universität zu Leyden als Sterne erster Größe glänzten oder noch glänzen: Scaliger und Luzac von franz. Abkunft, Albinus ein Dessauer, Vossius ein Pfälzer, Gronovius (eigentlich Grönhof) ein Hamburger, Ruhnken ein Pommer, Vorstius ein Kölner, und der große Philolog Wyttenbach ist ein Schweizer. In der eigentlichen Nationalliteratur mangelt den Holländern Eigenthümlichkeit, denn sie bildeten sich meist nach den Deutschen, Engländern und Franzosen; allein sie bildeten sich in der That und haben Werke aufzuweisen, deren sie sich gegen andre Nationen zu schämen nicht Ursache haben. Im 17. Jahrh. stand ihre Poesie in einer schönen Blüthe, ihre naive Volkspoesie steht keiner andern nach, und andre poet. Werke zeichnen sich durch Kraft, Fülle und Schönheit der Darstellung und Sprache aus. Vorzüglich wurde von 1640—1750 ihr Nationalschauspiel ausgebildet und erreichte durch mehre talentvolle Dichter einen hohen Grad von Vollkommenheit. Bis 1750 war die holländ. Bühne an Originalen weit reicher als die deutsche, und die Stücke eines van der Gon, Rotgans, Duyf, Lescalilje, Bernagie und de Marre waren ungleich vorzüglicher als was uns die Gottsched'sche Periode geliefert hat. Indeß sind viele jener holländ. Stücke bloß französ. nachgebildet. Unter den Dichtern, die sich vornehmlich hervorgethan haben, verdienen bemerkt zu werden: Jan von der Doos (Janus Douza aus Norwik, st. 1604), rühmlich bekannt als Philolog, Historiker und lat. Dichter, hier aber hauptsächlich als einer der Ersten namhaft, welche poet. Versuche in der Muttersprache wagten, worin ihm Dan. Heinse aus Gent (st. 1655) mit glücklicherm Erfolge nachging. Pet. Korn. van Hooft aus Amsterdam (st. 1647), geachtet als Historiker durch s. Geschichten Königs Heinrich IV., Belgiens und eine treffliche Übers. des Tacitus, war in s. Trauerspielen und andern Gedichten zu gekünstelt und s. Sprache zu überladen; dagegen athmet in allen Gedichten des Jak. Cats (st. 1660) (s. d.) eines der fruchtbarsten und geistvollsten der holländ. Dichter, den die Holländer ihren Ovid nennen, ein eigenthümlicher Geist der Heiterkeit, Lebensklugheit und Religiosität. Die Gedichte von Jan Antonides van der Goes (st. 1687) haben den Ruhm der Correctheit und Eleganz. Joost van der

Vondel aus Köln (st. 1679) hat in einer, wenn auch nicht immer correcten, doch kräftigen und reichen Sprache metrische Übersetzungen der Psalmen, des Virgil und Ovid, eine Poetik, Satyren, Lobgedichte, viele Trauerspiele, auch eine Epopöie: „Adam und Lucifer" u. A. m. geliefert und sich den Namen eines classs. Dichters der Holländer erworben. Unter s. Trauerspielen ist auch eine „Maria Stuart". Eine vollständ. Sammlung dieser Trauerspiele erschien 1720 zu Amsterdam in 2 Bänden. Konst. Huygens (st. 1687) wurde durch Sinngedichte, Jak. Westerbann (st. 1670) und Joh. Adolf Dans (st. 1674) durch erotische Gedichte rühmlich bekannt. Als scherzhafte Dichter thaten sich Joh. van der Veen (st. 1660) und Joh. Decker (st. 1664) hervor. Nach den alten Classikern bildete sich Lukas Rotgans aus Amsterdam (st. 1710), und sein episches Gedicht: „Wilhelm III.", sowie s. Trauerspiele zeugen hinlänglich von s. Mustern. Jan van Broeckhuyzen aus Amsterdam (st. 1707), als Kritiker und lat. Dichter rühmlich bekannt, hinterließ auch in holländ. Sprache Oden, Idyllen und andre Gedichte. Die lyrischen Gedichte von Arn. Moonen und die Idyllen von Wellekens dürfen nicht übersehen werden. Ein talentvoller Naturdichter war Hubert Corneliszoon Poot aus Abtwout bei Delft (st. 1733), und sehr geachtet sind Adrian van der Vliet, welcher, außer bibl. Gedichten, ein Gedicht: „Die Spanier in Rotterdam", schrieb (st. 1780); Piet. Nieuwland (st. 1794) u. A. m. Von einer ungenannten Dame erschien 1780 ein Heldengedicht: „Germanicus". Außer diesen werden unter den ältern Dichtern Burmann, Smits, und unter den neuern Hieronymus de Bosch, Theod. van Kooten, Klijn, Kleinhoff, Kalbenbach, Bellamy, Nieuwland, Feith (s. d. st. 1824), Bilderdyk (s. d.), Helmers, Spandaw, van Hall, Tollens (s. d.), Kilmers (gest. 1813), Kinker, Witsen, Gysbeek und der portugies. Jude Dacosta immer einen wohlverdienten Ehrenplatz auf dem niederländ. Parnaß einnehmen. Bilderdyk ist zugleich ein Gelehrter vom ersten Rang und von weitumfassenden Kenntnissen. Schon aus diesen kurzen Angaben geht hervor, wie sehr man sich bemüht hat, die holländ. Sprache zu edlerm Gebrauche auszubilden; und in welchem hohen Grade dies gelungen sei, beweist vielleicht Nichts besser als der Umstand, daß keine andre Nation eine so gelungene Übersetzung von Klopstock's „Messias" aufzuweisen hat als die holländische von Groeneveld (Amsterdam 1784, 1785, auch 1791, 2 Bde.) in Hexametern. Eine andre, gleich schätzbare in Prosa erschien zu Amsterdam 1798. Die Prosa der Holländer hat zwar auf den Ruhm des Wohlklangs und der Eleganz wenig Ansprüche zu machen, ist dagegen aber in ihrem schlichten Wesen gut dazu geeignet, brauchbare Wahrheiten einfach und gemeinverständlich darzustellen. Unstreitig würden die Holländer auch hierin noch größere Vollkommenheit erreicht haben, wenn z. B. ihre philosoph. Prosaiker sich nicht oft einer fremden Sprache bedient hätten. Erasmus, Lipsius, Grotius, Wyttenbach u. A. schrieben aber lateinisch, und Franz Hemsterhuis, dieser liebenswürdige, sokratische Philosoph und ebenso geschmackvolle als geistreiche Schriftsteller, französisch. Wie mit der Philosophie, so mit der Geschichte. Es ist kein Zweifel, daß die holländ. Prosa durch die, zumal in neuerer Zeit so häufigen Übersetzungen ausländ. classischer Geisteswerke, vornehmlich der deutschen, nicht anders als gewinnen kann. An gutem Willen, ernster Thätigkeit und mehren gelungenen Werken mangelt es den Holländern nicht, und die Verschmelzung mit den Belgiern muß nothwendig die vereinten verwandten Kräfte erhöhen. Dies ist vorzüglich den südl. Provinzen zu wünschen; denn während die Wissenschaften in den nördl. Provinzen große Fortschritte machten, blieben jene weit hinter ihnen zurück. Der Unterricht auf der Hochschule zu Löwen ging nicht mit der Zeit vorwärts, sondern hielt sich an die todten Formen des Mittelalters. Auch hier sah man die heillosen Folgen der lichtscheuen span. Regierung; und einige Verbesserungen, welche Joseph II. einführen wollte, brachten einen allgemeinen Aufstand her-

vor. Die Aufhebung der Hochschule zu Löwen während der franz. Regierung und die Stiftung der Atheneen zu Brüssel und Lüttich, Gent und Brügge vermochten den Geist der Finsterniß nicht zu bannen, welcher sich noch 1814 durch die Freude über Wiederherstellung der Jesuiten nur zu deutlich an den Tag legte. Indessen fehlt es ebenso wenig in den südl. als in den nördl. Provinzen an zahlreichen Bildungsanstalten, zu denen wir besonders die Universitäten zu Löwen, Lüttich, Gent rechnen. Atheneen oder Gymnasien sind außerdem zu Middelburg, Breda, Deventer, Franeker, Harderwyk und Amsterdam. Überhaupt hatte das Königreich im J. 1825 3889 Schulen mit 383,970 Schülern, und 75,648 Arbeits- und Kinderschulen. Unter den 6 Universitäten mit 2636 Studirenden, hatte Löwen die meisten, 580. Die nördl. Provinzen haben in Ansehung der Gymnasien und Schulen den Vorzug vor den südlichen. In Flandern blühen die Gymnasien am wenigsten. Unter den Specialschulen des Königreichs verdienen bemerkt zu werden: die Artillerie- und Ingenieurschule zu Amsterdam, die Militairschule zu Delft, die Taubstummenanstalt zu Gröningen, die Schiffbauschule zu Antwerpen, die Schifffahrtsschule zu Antwerpen, Amsterdam und Helvoetsluys. An andern wissenschaftl. Anstalten findet man: zu Amsterdam das Museum (eine Samml. von Gemälden, Zeichnungen, Werken der Bildhauerkunst, geschnittenen Steinen und Alterthümern, und eine öffentl. Bibliothek); ferner das niederländ. Institut für Wissensch. und Künste (**Nederlandsch Institut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten**), vertheilt in die 4 Classen der Wissenschaften, der Sprache, Literatur und Dichtkunst, der Geschichte und Alterthümer und der bildenden Künste; zu Leyden: öffentl. Bibliotheken, anatomische, chirurgische, mathemat. und physikal. Sammlungen; zu Harlem: die Gesellsch. der Wissensch. (gest. 1752), Teyler's Stiftung zur Beförd. der Gottesgelahrtheit und einiger andern damit verwandten Wissenschaftszweige, und eine ökonom. Gesellsch. (**Hollandsche Huishoudelijke Maatschappij**); zu Gröningen: die Gesellsch. **pro excolendo jure patriae**, ferner eine physikalisch-chemische, eine naturforschende Gesellsch., eine Akademie der Zeichen-, Bau- und Schifffahrtskunst; zu Arnheim: eine Gesellsch. der Zeichen- und Baukunst und eine physikalisch-literarische Societät; zu Zütphen: eine physikal. Gesellsch.; zu Bergen op Zoom: ein Zeichen- u. Architekturinstut; zu Utrecht: eine Gesellsch. der Künste und Wissensch. und ein Malercollegium; zu Amsterdam: noch eine Gesellsch. unter der Benennung: **Concordia et libertate**, eine Stadtzeichenakademie, eine Gesellsch. der Zeichenkunst, e. Gesellsch. zur Beförd. der Landwirthschaft, e. wissenschaftl. Gesellsch. mit dem Wahlspruch: **Felix meritis**, **Maatschappij tot nut van't Algemeen** (Gesellsch. für das allgemeine Beste, 1784), zu Enkhuyzen vom Prediger Jan Nieuwenhuyzen zur Verbesserung der Erziehung und der Sitten der niedern Volksclassen gestiftet, zählte 1810 über 8000 Mitglieder, das Monnikhof'sche Legat, Gesellsch. zur Beförd. der Chirurgie, Gesellsch. unter der Benennung: **Doctrina et Amicitia**, Gesellsch. zur Beförd. der Kuhpockenimpfung, Gesellsch. der freien Künste und Wissensch (auch in den Städten Rotterdam und Leyden vertheilt), Gesellsch. **Eene oonvermoeide Arbeid koomt alles te boven** (unermüdete Arbeit besiegt alle Hindernisse), Gesellsch. zum Nutzen und zur Bildung, mathemat. Gesellsch.; zu Rotterdam: Gesellsch. u. d. Tit.: **Verscheidenheid en Overeenstemming** (Verschiedenheit und Übereinstimmung), Gesellsch. u. d. N. **Proefondervindelijke Wijsbegeerte** (Experimentalphilosophie oder Erfahrungswissenschaften), Zeichenges., Ges. zur Vertheidigung der christl. Religion, Ges. für Naturk. u. Literatur; zu Dortrecht: Ges. u. d. N. **Pictura**; zu Leyden: das Stolp'sche Legat, Ges. der niederländ. Literatur, Ges. der freien Künste und Wissensch., Akad. zur Beförd. der Zeichen-, Maler-, Bildhauer- und Kupferstecherkunst, Gesellsch. der theoret. und prakt. Geometrie, Bau-, Natur-, Rechen- und Zeichenkunde; zu Middel-

burg: die seeländ. Gesellsch. der Wissensch., Gesellsch. zur Beförd. der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, naturforschende Gesellsch.; zu Ziericksee: das physische Collegium; zu Breda: eine Zeichenakademie; zu Luxemburg und Mastricht: Ackerbaugesellschaften; — Sociétés d'émulation zu Antwerpen und Brüssel; Société d'histoire naturelle zu Brüssel; Sociétés de médecine, chirurgie et santé zu Brüssel, Gent ɩc.; Sociétés et instituts de littérature, sciences et arts zu Brüssel. Von den Verhandlungen der seit 50 J. bestehenden Akad. der Wissensch. u. Künste in Batavia erschien daselbst 1825 der 10. Band.

Was den gegenwärtigen Zustand der wissenschaftl. Bildung in den Niederlanden anbetrifft, so ist es in der Gottesgelahrtheit mit der Aufklärung der reformirten Theologen noch so weit zurück, daß sie schon dies Wort fast als einen Gräuel betrachten; und auffallend ist es, daß die unduldsamsten am meisten in Ansehen stehen. Zwar gibt es hierin seit einiger Zeit einige ehrenvolle Ausnahmen, allein sie dürfen aus gegründeter Furcht vor Verfolgung nicht wagen, ihr Licht leuchten zu lassen. Mit der kathol. Geistlichkeit sieht es im Allgemeinen in Belgien noch schlimmer aus; ein Theil der luther. Geistlichkeit steht auf einer hohen Stufe von Geistesbildung; ein andrer tappt in der Finsterniß herum, welche von ihm selbst das „alte Licht" genannt wird. Die meiste Bildung und Duldsamkeit, die meisten Kenntnisse der niederländ. Geistlichen findet man bei den remonstrantischen und mennonitischen Predigern, die aber dafür von ihren andersdenkenden Amtsbrüdern der übrigen Secten mit Haß und Verachtung angesehen werden. Die Rechtskunde ist in einem blühenden Zustande, der Richter- und Advocatenstand gut besetzt und angesehen; unter den berühmten praktischen Rechtsgelehrten zeichnen sich aus: Meyer de Rhoer, Cuperus, Bondt, van Hall, van der Linden, van der Spyk, Scheppman und Elout. Auch die Arzneikunde zählt in ihrem Bereich viele gelehrte Praktiker. Auf Manchem ruht noch Boerhaave's Geist und die vorzüglichsten hängen noch an seinen Lehrsätzen. In keinem Lande hat das Brown'sche System weniger Glück gemacht als in Holland; aber nichtsdestoweniger schreitet der niederländische Arzt mit dem Geiste der Zeit fort. Zu den vorzüglichsten der jetzt lebenden gelehrten Ärzte zählt man die Herren a Roy und Cappadore in Amsterdam, Ontyd und Mirandolle im Haag, Stiprian zu Delft, Prof. Bleuland zu Utrecht, de Ruuck in Arnheim, Rogge zu Nimwegen u. A. m. An geschickten Wundärzten, Operateurs und Anatomen hat Holland keinen Mangel, und die Pharmacien sind durchgängig sehr gut bestellt. Die Kenntnisse der Gelehrten in den übrigen Künsten und Wissenschaften gründen sich auf eine große Solidität, sind aber nicht so vielseitig als die der Deutschen. An guten Philologen fehlt es auch jetzt nicht unter den holländ. Gelehrten. Wyttenbach und van Heusden und der sehr bejahrte Sebaldus Rau, ein großer Orientalist, der Nestor der Universität Utrecht, verdienen vor A. genannt zu werden. In der Philosophie hängen noch Viele am Cartesianischen System, und nirgends gibt es wol weniger Spinozisten als in dem Lande, wo dieser große Philosoph das erste Lebenslicht erblickte; ohne den Lärmen, welchen die reformirte Geistlichkeit gegen einen van Hemert, Kinker und andre neuere Philosophen gemacht hat, würde die Mehrzahl der Holländer kaum noch wissen, daß es einen Kant und Fichte und eine kritische Philosophie gäbe. Weit besser sieht es im Fache der Physik und Naturgeschichte aus, worin sich die Holländer noch jetzt vortrefflicher Männer und Dilettanten rühmen können. Als Astronom zeichnet sich der Freih. v. Utenhoven aus. In der Geschichte, außer der ihres Vaterlandes, vorzüglich in der neuern, werden die Holländer durch unsere deutschen Gelehrten bei weitem übertroffen. Im histor. Styl sind Stuart und Scheltema nicht ohne Verdienst. Unter den neuern Prosaikern zeichnet sich vor Allen van der Palm (s. d.) zu Leyden aus, nächst ihm Hooft. An viele Wissenschaften, die bei uns schon seit vielen Jahren Hauptgegenstände einer akademischen

Erziehung sind, wie Statistik, Polizei-, Kameral-, Handlungs- und Finanzwissenschaft, Landwirthschaft, Technologie, Heraldik, Diplomatik u. a. m., haben die Holländer kaum angefangen zu denken, wenigstens sie als Wissenschaften zu betrachten, die auf Universitäten gelehrt werden müssen. In der Mechanik und Hydraulik haben es die Holländer sehr weit gebracht, und ihre Mühlen-, Schleusen- und Wasserbaue können davon zu unwiderleglichen Beweisen dienen. In Hinsicht der militairischen Kenntnisse ist es gegenwärtig in dem niederländ. Heere, seitdem es, einige Schweizertruppen abgerechnet, aus lauter Landeskindern und nicht mehr aus einem Gemisch aller Nationen besteht, so gut, als in irgend einem Lande bestellt, und unter den höhern Officieren würden, besonders in dieser Hinsicht, die Generale Jansen, Pyman, Anthing, Heiligers, Tindal, Chassé, Bruce, Gunkel, Evens, Krayenhof, Dupont, van der Plaat, Constant de Rebecque und Andre jedem Heere Ehre machen. Unter den jetzt lebenden Dichtern verdient Bilderdyk (s. d.) zugleich als Gelehrter vom ersten Range und als ein etwas anmaßendes Genie von weit umfassenden Kenntnissen, wiewol mit einer heterogenen Mischung von religiöser Schwärmerei, besondere Aufmerksamkeit. Gelehrte Buchhändler gibt es wenige mehr; die Zeiten der Elzevir und Wettstein ist vorüber; und wenngleich ein Holtrop, ein Wild und Altheer, Loosjes, ein Uylenbroek, Allart, Covens, Gartman, van Spaan, Immerzeel, van der Hey, van Cleef und einige Andre eine ehrenvolle Ausnahme machen, so sind sie doch keineswegs mit den großen deutschen Buchhändlern zu vergleichen. Bildhauer von einigem Rufe gibt es jetzt nicht in den gesammten Niederlanden. Doch sah man 1824 von dem Bildhauer Parmentier eine treffliche kolossal. Statue, den Jason. Auch ward 1826 ein kolossaler Löwe, das Denkmal der Schlacht von Waterloo, vollendet. Von den Malern s. Niederländische Schule. Die Musik ist zwar sehr geliebt, aber der Tonkünstler ebenso wenig als der Schauspieler geachtet, und man nennt keinen Holländer als ausgezeichneten Virtuosen. Ihre Schauspielkunst ist ganz nach franz. Schnitte geformt, und als eine der vorzüglichsten tragischen Schauspielerinnen nennt man die 1827 gest. Madame Ziesenis. Für die Wissenschaften im Allgemeinen erwartet man von der allmäligen Verwirklichung des von der Regierung bereits 1814 mit Zuziehung einer wohlgewählten Commission entworfenen, in der Folge auf die einverleibten Länder ausgedehnten Studienplans wohlthätige Wirkungen. H—m.

Niederrhein, eine preußische Provinz, m. d. T. eines Großherzogthums (288 □M., 1,019,000 E.) kam durch die wiener Congreßacte 1815 an Preußen. Der zweite pariser Frieden fügte noch einen kleinen Theil von Altfrankreich hinzu. Sie liegt auf beiden Rheinufern und grenzt an die preuß. Provinzen Jülich, Kleve, Berg und Westfalen, die nassauischen, großherzoglich hessischen, hessen-homburgischen, oldenburgischen, koburgischen und bairischen überrheinischen Lande, Frankreich und das Königreich der Niederlande. Der im Ganzen etwas gebirgige Boden enthält auch Ebenen und viele fruchtbare Thäler am Rhein, der Mosel, der Nahe, überhaupt romantisch-schöne Gegenden. Zwischen der Nahe und der Mosel ist die Provinz von den rauhen, waldigen Bergreihen des Hundsrücks (s. d.) durchzogen, welcher sich dem vogesischen Gebirge anschließt. Von Prüm und Malmedy zieht sich bis fast an den Rhein die Eiffel, ein gebirgiger Landstrich. Noch nördlicher, zwischen Malmedy, Montjoie und Eupen, ist das hohe Veen, der höchste Bergrücken zwischen der Maas, Mosel und dem Rhein. Die beiden letztern Bergketten sind Fortsetzungen der Ardennen. Der natürliche Reichthum besteht in Wildpret, Fischen, Getreide, Obst, Gartengewächsen, Flachs, Hanf, Hopfen, Taback, Wein, besonders an der Mosel (Moselweine), Aar (Bleichert) und an der Nahe, und ansehnlichen Waldungen, vorzüglich im südlichen Theile. Das Mineralreich liefert Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Galmei, Marmor, Schiefer, Tuff-,

Sand- und Mühlsteine, Basalt, Traß, Porphyr, Alaun, Braunstein, Schwefel, Steinkohlen, Salz- und Mineralwasser. Der Fabrikfleiß ist besonders in den Gegenden von Aachen, Eupen und Montjoie verbreitet, wo die Tuchfabriken auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht sind und auch für das Ausland arbeiten. Ferner gibt es Leinen-, Wollen- und Seiden-, Band-, Farben-, Hut-, Leder-, Taback-, Porzellanfabriken ꝛc., Eisen-, Stahl-, Kupfer- und Messingwerke. Auch wird ein lebhafter Handel getrieben. Die Einwohner reden meistens die deutsche Sprache, die in einigen Gegenden, besonders im Süden, mit der französischen vermischt ist, und sind größtentheils Katholiken; doch gibt es auch viele Protestanten und Juden. Die Provinz hat 3 Regierungsbezirke: Aachen, Koblenz und Trier. Die Hauptst. ist Aachen (s. d.). — Das französ. Depart. Niederrhein besteht aus dem Niederelsaß (101 □M., 505,000 E., die eine deutsche Mundart sprechen), hat die Hauptst. Strasburg.

Niederrheinisch-byzantinische Schule, s. Deutsche Malerei und Byzantinische Kunst.

Niederschlag, Präcipitat heißt Dasjenige, was sich in einer flüssigen Materie, worin es aufgelöst war, nach Anwendung eines Scheidungsmittels zu Boden setzte, z. B. Kreide in Essig durch reines Laugensalz. Die Mittel zur Ausscheidung heißen daher auch Niederschlagungsmittel. In der Fällung auf trockenem Wege werden die Körper durch angewandte Hitze in Fluß gebracht. Bei jeder Fällung auf nassem Wege muß das Niederschlagungsmittel mit einem der aufgelösten Stoffe eine nähere Verwandtschaft, als die aufgelösten Stoffe unter sich haben, und der Niederschlag ist entweder der aufgelöste Stoff für sich oder er ist auch eine Verbindung desselben mit dem Fällungsmittel, oder endlich mit einer oder mehren der in der Auflösung befindlichen Substanzen. Bei solchen Operationen ist eine genaue Kenntniß der Verwandtschaftsgesetze, des Grades der Auflöslichkeit der Körper, der Cohäsionskraft dem Chemiker unentbehrlich. — Im Gebiete der Rhythmyk und Musik bezeichnet das Wort Niederschlag so viel als die Thesis und ist dem Aufschlag oder der Arsis entgegengesetzt. (Vgl. Rhythmus.)

Nielloarbeiten (Lavoro di niello; schwarzer Schmelz; Email noir) nennt man auf Silber und andres Metall mit vieler Zartheit eingegrabene Verzierungen, deren vertiefte Linien mit einer dunkeln Masse ausgefüllt werden, damit die Striche um so deutlicher sich zeigen. Diese Kunst, welche von selbst auf den Kupferstich führte, gehörte zur Beschäftigung der Goldschmiede und Juweliere, und wurde vornehmlich im 15. Jahrh. betrieben. Ein Meister in Nielloarbeiten war Tomaso Finiguerra der Sohn zu Florenz. Vgl. v. Quandt's „Geschichte der Kupferstecherkunst" (Leipz. 1826), und des Conservators des k. franz. Kupferstichcab. Duchêsne des Ält. „Essai sur les nielles, gravures des orfèvres florentins du XV^{me} siècle" (Paris 1826, m. Kpf.).

Niemcewicz (Julius Ursinus), einer der ausgezeichnetsten, jetzt lebenden polnischen Gelehrten, dessen Werke auch in die von dem Grafen Mostowski herausgegebene Sammlung der polnischen Classiker aufgenommen sind, hat sich zugleich durch seinen Antheil an den Staatshändeln Polens bekanntgemacht. Als Nuncius von Lithauen spielte er auf dem Reichstage von 1788—92 eine große Rolle. 1794 war er einer der Adjutanten Kosciuszko's, wurde mit ihm gefangen und nach Petersburg geführt, wo er bleiben mußte, bis Paul bei seiner Thronbesteigung ihm, wie seinen Gefährten, die Freiheit gab. Jetzt begleitete er Kosciuszko nach den Verein. Staaten, wo sich beide eine Reihe von Jahren aufhielten. Er so wenig als Jener nahm an den Begebenheiten in Polen unter Napoleons Leitung Antheil; einen um so größern aber seit dem Zeitpunkte, wo Polen als Königreich mit Rußland vereinigt ist. Er war Präsident des Constitutionscomité und hatte den größten Einfluß auf die Abfassung der Verfassungsurkunde selbst. Ihm wurde

auch der Auftrag, Kosciuszko nach seinem Tode eine Gedächtnißrede zu halten; diese wird für ein Meisterstück gehalten. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören: „Historische Nationalgesänge mit Musik und Kupf." (Warschau 1816, seitdem 4 Aufl.); „Geschichte der Regierung Sigmunds III., Königs der Polen" (Warschau 1819, 3 Bde.); „Kasimir der Große", Schausp. in 3 Akten (Warschau 1792); „Fabeln und Erzählungen" (Warschau 1820, 2 Bde.); und die „Sammlung von Memoiren zur alten polnischen Geschichte" (Warschau 1822, 3 Thle.). In seinen Briefen polnischer Juden: „Levi und Sara; ein Sittengemälde" (verdeutscht Berlin 1825) schildert N. den elenden geistig-sittlichen Zustand dieses Theils der polnischen Bevölkerung mit lebendiger Treue. Sein Roman in polnischer Sprache „Johann von Tenczyn" (Warschau 1825, 3 Thle.; verdeutscht, Berl. 1828) führt den Leser in eine der glänzendsten Epochen der poln. Gesch., in die Zeit des Königs Sigismund August, in die Mitte des 16. Jahrh.

Niemen, der polnische Name des Flusses Memel. Er entspringt im russischen Gouvern. Grodno bei Slonim und theilt sich 2 Meilen hinter Tilsit in 2 Arme, die Ruß und die neue Gilge genannt, welche die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte tilsiter Niederung bilden und sich in das kurische Haff ergießen. Dieser Fluß, welcher im Sommer schiffbar ist und den Handel mit Memel und Königsberg belebt, erhielt eine histor. Merkwürdigkeit durch die Zusammenkunft Napoleons mit dem Kaiser Alexander u. König Friedrich Wilhelm von Preußen auf dems. 1807.

Niemeyer (August Hermann), Theolog, Erziehungsschriftsteller und Dichter geistlicher Lieder, geb. d. 1. Sept. 1754 zu Halle im Saalkreise, wo sein Vater Archidiakonus war, besuchte das k. Pädagogium zu Halle und studirte auf der dasigen Universität Theologie. 1777 habilitirte er sich, 1780 ward er ebendaselbst außerordentl. Prof. der Theologie und Inspector des theolog. Seminariums, 1784 ordentl. Prof. und Aufseher des königl. Pädagogiums, 1785 Mitdirector des Pädagogiums und des hallischen Waisenhauses, welches sehr in Verfall gerathen war, 1787 Director des pädagogischen Seminariums, 1792 Consistorialrath, 1794 D. der Theologie, 1800 Director des Almosencollegiums, 1804 wirkl. Oberconsistorialrath und Mitgl. des berlinischen Oberschulcollegiums, 1808 Mitgl. der Reichsstände im Königr. Westfalen und in eben diesem Jahre Kanzler und Rector perpetuus der Universität Halle. 1813 verlor er diesen Posten, da Napoleon die Universität wegen ihrer für die Verbündeten im April gezeigten patriotischen Gesinnungen aufgelöst hatte; 1814 ward er bei Wiederherstellung der Universität wieder eingesetzt, legte aber nachher die Stelle eines Kanzlers nieder, wurde 1816 Consistorialrath und auswärtiges Mitglied des Consistoriums zu Magdeburg, und erhielt 1815 den rothen Adlerorden 2. Classe. Die größten Verdienste hat er als Erziehungsschriftsteller. Als Theolog war er stets bemüht, geläuterte Begriffe über die Lehren der Religion zu verbreiten. Seine vorzüglichsten Schriften, außer vielen Abhandlungen, Übersetzungen und Predigten, sind: „Charakteristik der Bibel"; „Philotas, oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden"; „Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen"; „Populaire und praktische Theologie"; „Briefe an christliche Religionslehrer"; „Leitfaden der Pädagogik und Didaktik" (Halle 1802); „Ansichten der deutschen Pädagogik und ihrer Geschichte im 18. Jahrh." (Halle 1801); „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Ältern, Hauslehrer und Schullehrer" (7. Aufl., 1819, 3 Thle.); „Originalstellen griechischer und römischer Classiker über die Theorie der Erziehung" (Halle und Berlin 1813); das Religions- und das Gesangbuch für höhere Schulen; „Feierstunden während des Kriegs"; „Religiöse Gedichte" (Halle und Berlin 1814). Im J. 1820 machte er eine Reise nach England, die er auf eine höchst anziehende und lehrreiche Weise beschrieben hat in seinen „Beobachtungen auf Reisen" (1822, 2 Bde.).

Ein 3. und 4. Bd. erzählen eine frühere Reise N.'s nach Holland und die Deportationsreise nach Frankreich. — Den 18. April 1827 feierte die Universität Halle sein 50jähriges Magisterjubiläum. Diese Feier ward auch durch Deputirte andrer Universitäten, sowie durch ein Geschenk von 40,000 Thlrn., welche der König der Universität zur Erbauung eines, von N. früher erbetenen, Universitätsgebäudes machte, ausgezeichnet. (S. die „Beschreibung der Jubelfeier", Halle 1827.)

Nieren sind Eingeweide des thierischen Körpers, bestimmt, die Ausscheidung des Flüssigen in demselben zu bewirken. Die Nieren des Menschen sind länglichrunde, bohnenförmige Körper, in ihrer Größe nach Verschiedenheit des Alters auch verschieden, doch ungefähr von 2—3 Zoll Länge und einem, auch anderthalb Zoll im Durchmesser. Auf jeder Seite des Körpers liegt eine Niere, die hintere Fläche einer jeden liegt mit ihrem obern Theile an dem Lendentheil des Zwerchfells, vom elften Brustwirbelbein bis zum fünften Lendenwirbel. Der äußere Rand der Niere ist gewölbt und sieht gegen die Lendentheile des Zwerchmuskels und gegen die innere Fläche der Bauchmuskeln an deren hintern Umfang. Der innere Rand ist gegen die großen Gefäßstämme gerichtet und an seiner vertieftesten Stelle mit einem etwas eingebogenen, länglichen Einschnitte versehen, in welchen die Nerven und Blutgefäße der Nieren eingehen. Jede Niere ist an ihre benachbarten Theile durch zellgewebige Haut angeheftet, welche mit vielem Fette ausgefüllt ist. Die Substanz der Niere ist dicht, fest und von blaßröthlicher Farbe, an dem ganzen Umfang aber dunkler und besteht aus einer Verwickelung der zartesten Blutgefäße. Aus der Rindensubstanz entsteht die innere, röhrige Substanz, in welcher 8—11 pyramidenförmige Abtheilungen unterschieden werden können, welche aus den zarten Canälen der Uringänge zusammengesetzt sind, und mit ihren gegen den innern Rand der Niere gerichteten Spitzen zusammenstoßen und Nierenwärzchen genannt werden. Diese ergießen ihre abgesonderte Flüssigkeit in gemeinschaftliche, häutige Röhren, die Nierenkelche, in dem Einschnitte der Niere sich versammelnd, die sich hier alle in einer sackförmigen Erweiterung endigen, welche das Nierenbecken genannt wird Es hat die Form eines Trichters und verlängert sich in eine ziemlich geräumige Röhre, welche sich bis in die Beckenhöhle der Urinblase herab fortsetzt, dieselbe durchbohrt und sich mit ihr vereinigt, sodaß der abgesonderte Urin beständig in die Blase herabtröpfelt. Jede Niere enthält einen Arterienzweig unmittelbar aus dem Stamme der Aorta; die Nierenarterie tritt in dem Einschnitte der Niere in dieselbe ein, verbreitet sich in unzählbaren Verzweigungen zuerst auf der Oberfläche derselben, bildet die Rindensubstanz, gibt die Röhrchen ab, welche die Nierenwärzchen bilden, und vereinigt sich zum Theil wieder in zurückführende Zweige, welche, in einen Venenstamm vereinigt, das übrige Blut wieder in den Stamm der Hohlvene zurückbringen. Das Geschäft der Niere, den Urin aus dem Blute abzusondern, wird geleitet durch das ihr beigegebene Nervensystem, welches in einem von mehren Nervenfäden des Geflechtes der Unterleibsnerven gebildeten Nervennetze besteht, das die Nierenarterie bis in das Innere der Nierensubstanz begleitet und das Organ mit seinem ihm eigenthümlichen Leben begabt. Die Nothwendigkeit dieses Organs in dem thierischen Körper leuchtet aus der Einrichtung seiner organischen Selbsterhaltung hervor. Indem zu seiner Ausbildung gewisse Stoffe nothwendig sind und von Außen durch Nahrung und Getränke aufgenommen werden, müssen als Gegenwirkung auch bestimmte Organe sein, welche sich der Herrschaft dieser Stoffe widersetzen, sie aufnehmen, bezwingen und verändert fortschaffen. Der Körper bedarf zwar zu seiner Erhaltung eines Antheils von Stickstoff, der sich in der Phosphorsäure reichlich vorfindet und, mit der Kalkerde verbunden, als phosphorsaurer Kalk die Knochen bildet. Der Überschuß des Stickstoffs, der freien und mit Knochenerde verbundenen Phosphorsäure, sowie der durch den Wechsel der Stoffe selbst unbrauchbar gewordene, wird nun als Harnstoff, als freie und gebundene Phosphor-

säure, in vielem Wasser aufgelöst, abgeschieden und als Urin ausgeleert. Geschähe dies nicht, so würden diese Stoffe so überhandnehmen, daß das Leben nicht dabei bestehen könnte. Störungen in dem Leben der Nieren verursachen Nierenkrankheiten, die theils den allgemeinen Charakter ansichtragen, z. B. Entzündung, Vereiterung und Brand, theils durch die Besonderheit dieser Organe bestimmt werden. Unter diese gehört die Steinkrankheit. Da mit dem zunehmenden Alter der Bau der Knochen vollendet ist, folglich die Masse von phosphorsaurer Knochenerde zu deren Ausbildung nicht mehr nöthig ist, so folgt hieraus von selbst, daß ein Überschuß davon als fremdartiger Stoff in den Säften des Körpers zurückbleiben muß. Dies muß noch mehr der Fall sein, wo durch Übermaß an Speisen und Getränken ein zu großer Antheil an Stickstoff in Umlauf kommt, wie dies bei üppig und ruhig lebenden Personen stattfindet, wo denn nicht selten die Arthritis (s. d.) ihren Ursprung hernimmt, welche durch übermäßige Erzeugung von phosphorsaurer Kalkerde sich auszeichnet. So lange diese bei völliger Thätigkeit der Nieren durch den Urin ausgeleert wird, kann sich keine Krankheit erzeugen. Sinkt aber jene bei zunehmenden Jahren, so steigt dagegen die Herrschaft des irdischen Stoffs, seine Neigung zur Krystallisation, die um so mehr wächst, je weniger verdünnt der Urin ist, wird überwiegend, und ein Kern von phosphorsaurem Kalk oder von phosphorsauern Salzen, zuweilen mit etwas Gallerte verbunden, fängt an, sich zu bilden, um welchen sich nun rindenartig immer mehr solche irdische Theile ansetzen. Der Ort dieses Ansatzes ist bei dem Nierenstein gewöhnlich das Nierenbecken. Oft gleiten sie von hier durch die Harnleiter bis in die Blase hinunter, nicht selten aber bleiben sie auch, vergrößern sich so sehr, daß sie das ganze Nierenbecken ausfüllen und dessen Form annehmen, ja mit mehren Ästen bis in die Nierenkelche sich fortsetzen. (Vgl. Steinkrankheit.) H.

Nierensteiner, s. Rheinweine.

Nieswurz, Nieswurzel. Zwei Arzneipflanzen, deren Wurzeln scharfe Bestandtheile haben und heftiges Niesen erregen. Die schwarze, **helleborus niger**, wegen ihrer Blüthezeit im Winter auch Christwurz genannt, hat fadenförmige Wurzeln; die weiße, **veratrum album**, ist weit heftiger. Sie wuchs häufig in Anticyra und ward gegen den Wahnsinn als Abführungsmittel gegeben; auch vergiftete, nach Pausanias, Nebrus von Kos einst den Fluß Plistus damit und zwang dadurch die belagerte Stadt Kirrha, welcher er das Trinkwasser verdarb, zur Übergabe. F.

Nießbrauch oder **Nutznießung**, **usufructus**, der Gebrauch des Ertrags oder der Nutzung einer Sache, das Recht, dieselbe nach gewissen Bestimmungen zu benutzen. Man unterscheidet nämlich beim Eigenthumsrechte (**jus dominii**): 1) den wirklichen Besitz der Sache, 2) das Eigenthum oder die Proprietät, und 3) das Benutzungsrecht. Die Proprietät gibt dem Eigenthümer Rechte über die Bestandtheile, woraus die Sache besteht; der Nießbrauch enthält das Recht, sich allen Nutzen, den man aus der Sache ziehen kann, zuzueignen, und ist daher, wenn er einem Andern als dem Eigenthümer zusteht, eine Art der sogen. persönlichen Servitut. Die Verhältnisse des Eigenthümers zum Nießbraucher oder Nutznießer (**usufructuarius**), welche gewöhnlich durch den Vertrag, der die Servitut bestellt, festgesetzt sind, haben indessen oft viele streitige Fragen veranlaßt, wohin vorzüglich die gehört, ob der Nutznießer in der zu benutzenden Sache, seinen Einsichten nach, nützliche Veränderungen ohne Vorwissen und Einwilligung des Eigenthümers vorzunehmen berechtigt sey? Von ihm unterscheidet man den Gebrauch (**usus**), welcher nur für die persönlichen Bedürfnisse des Berechtigten eingeräumt ist, während der Nießbraucher alle Nutzungen zieht.

Niesen, im Niedersächsischen prusten, entsteht aus einer Bewegung der Geruchsnerven. Unter den Thieren niest nur der Hund vollkommen wie der Mensch.

Ein anhaltendes heftiges Niesen, welches von dem Einziehen eines fremden Körpers in die Nase, oder wie beim Schnupfen von krankhaft erhöhter Reizbarkeit der die Nase inwendig bekleidenden Schleimhaut entsteht, kann bisweilen, besonders bei schwächlichen Personen, gefährlich, aber durch das Einspritzen lauwarmer Milch oder lauen Wassers, oder durch das bloße Einziehen des Dampfes von warmem Wasser gehoben werden. Die Gewohnheit, Jemand beim Niesen Gesundheit zu wünschen, ist so alt, daß schon der große Forscher Aristoteles zu Alexanders Zeit ihren Ursprung nicht mehr anzugeben wußte. Es ist daher wol möglich, daß die Sitte bei einer Krankheit entstanden ist, in welcher das Niesen die gefährliche Krisis verkündigte. Auch bei den Opfern sah man das Niesen für ein günstiges Zeichen an.

Niethammer (Friedrich Immanuel), D. der Philos. und Theol., der k. Akad. der Wissensch. zu München außerordentl. wirkl. Mitglied, k. bairischer Central-Schul-, Studien- und Kirchenrath bei dem geh. Ministerium des Innern, ist zu Beilstein im Würtembergischen 1766 geb. 1793 trat er zu Jena, nach erlangtem Doctorate, in der Philosophie und Theologie als Prof. dieser Wissenschaften öffentlich auf. Ein Geist gründlicher und parteiloser Untersuchung, und eine Methode, welche immer den Stand der jedesmaligen Frage aus dem historischen und wissenschaftlichen Standpunkte genau bestimmte, und den Gegenstand derselben in scharfer und lichtvoller Erörterung erschöpfend abhandelte, offenbarte sich deutlich in den Vorlesungen und Schriften desselben. Damals drückten Deutschland 2 Übel: eine anmaßende Aufklärerei, welche sich mit dem Verdienste der Verscheuchung des Aberglaubens stolz aufblähte, dann aber ein fast ausschließendes Hinneigen der Bildung auf Praxis und Gewerbfleiß. In der kleinen, aber muthigen Schar der geistreichen Streiter gegen diesen verderblichen Zeitgeist erschien damals als einer der Ersten auch N. Theils für sich, theils vereint mit Fichte und A. kämpfte er in Schriften und öffentlichen Lehrvorträgen siegreich gegen das verwegene Eindringen eines plumpen Realismus in den ganzen Umkreis menschlicher Bildung. Durch seine Wirksamkeit in dem Gebiete der Wissenschaften zog er die Aufmerksamkeit der bairischen Regierung auf sich und war einer der auswärtigen Gelehrten, die sie 1803 nach Würzburg berief, um zu einem neuen Aufschwung der Wissenschaften und Künste in ihren Staaten mitzuwirken. Als Würzburg 1805 im preßburger Frieden abgetreten wurde, ward N. als protestantischer Kreis-, Consistorial- und Schulrath nach Bamberg im Mainkreise, und 1807 als Central-Schul- und Studienrath nach München versetzt. Längst schon hatte er gesehen, wie fast überall in Deutschland das Studium der alten classischen Welt und aller echten Philosophie vernachlässigt wurde, wodurch die Schulen allgemeiner Bildung fast in bloße Berufsschulen ausarteten. Zeit und Vernunft geboten eine Reform des Schulwesens. N., dem die Stelle, worauf er jetzt stand, die nachdrücklichste Mitwirkung an derselben zur nachdrücklichsten Pflicht zu machen schien, sprach seine längst genährten Ideen darüber in seiner vortrefflichen Schrift über „Philanthropinismus und Humanismus" öffentlich aus. Verwirklicht erschienen sie in dem neuen Schulplane, welcher 1808 überall im Königreiche eingeführt wurde, um dem Sprach- und Realstudium eine veredelte geistige und zeitgemäße Richtung zu geben.

Niflheim, s. Nordische Mythologie.

Niger, Joliba oder das große Wasser, auch der schwarze Nil, der größte Steppenfluß in Mittelafrika, der besonders Nigritien oder Sudan durchfließt, dessen Quelle sowol als Mündung uns bis jetzt unbekannt geblieben sind. Vor mehr als 2000 Jahren zeichnete Herodot die erste richtige Nachricht über den Lauf dieses größten Stromes von Afrika auf und sagte, daß er von W. nach O. fließe. Die Folgezeit glaubte es nicht mehr, bis der Lauf desselben von neuem entdeckt und die Behauptung des Vaters der Geschichte bestätigt wurde. Mungo Park (s. d.)

war der erste Europäer, der diesen Fluß sah und bemerkte, daß er von W. nach O. fließe. Bei seiner zweiten Reise 1805, um das Ende des Nigers zu entdecken, erreichte er auch wieder diesen Fluß, kam weiter als das erste Mal und befuhr ihn mit dem Vorsatze, entweder seinen Plan auszuführen oder zu sterben. Er verlor bei dieser Unternehmung sein Leben. Bei Sego, wo Mungo Park auf seiner ersten Reise den Niger zuerst erblickte, strömte er schon so breit wie die Themse bei London. Von Sego abwärts folgt am Strome nun Ort an Ort. Große Handelsstädte liegen an demselben, als Jenne, Timbuktu (ungefähr eine Stunde davon), Haussa, und nach den neuesten Nachrichten Wassanah. Die Städte an demselben, besonders Timbuktu und Wassanah, sind die großen Marktplätze für das ganze Nordafrika; denn regelmäßige Karavanen gehen von Gambia und Senegal, von Marocco und Fez, Tunis, Tripolis und Fezzan, von Kairo und Dar-Fur zu ihnen hin. Seine Ufer sind tiefer landeinwärts bebaut und äußerst bevölkert. Dieser Strom erregt daher mit allem Recht den Wunsch, seinen Lauf und sein Ende kennen zu lernen; deßhalb wurden von den Briten 1816 2 Unternehmungen ausgerüstet. Die eine sollte auf dem Kongoflusse bis in das Innere von Südafrika eindringen, indem man vermuthete, daß der Niger mit dem Kongoflusse ein und derselbe sei. Die andre sollte von Senegal aus bis an den Niger gehen, und beide sich im Innern treffen. Aber beide Unternehmungen sind gescheitert. Einige Geographen glauben, daß der Niger mit dem ägyptischen Nile in Verbindung stehe, Andre, daß er sich in einen großen Binnensee endige, wieder Andre, daß er das mittlere Gebirgsland durchbreche, nach Südwesten fließe und sich (vielleicht als der Kongo) in den Guineabusen ergieße. Letzteres beruht auf der 1817 gedruckten Erzählung des James Riley, Supercargo auf der nordamerik. Brigg Commerce, welche an der Westküste von Afrika 1815 Schiffbruch litt. Das 25. Cap. dieser Schrift enthält die Reisen eines Arabers Sidi Hamet, welche Riley ihm selbst, mit Zuziehung eines spanisch redenden Dolmetschers, nachgeschrieben hat. Bei seinem zweiten Aufenthalte zu Timbuktu mußte Hamet auf Befehl des Königs mit einer großen Karavane nach Wassanah, einer noch weiter am Niger gelegenen, noch größern Stadt, mit welcher Timbuktu in lebhaftem Handelsverkehr steht, reisen. Nach 60 Tagereisen gelangten sie nach Wassanah, und er sagte: „Sie ist unfern des Ufers des Flusses erbaut, welcher im Süden vorbeiströmt, zwischen hohen Bergen auf beiden Seiten, jedoch nicht ganz dicht am Flusse. Die Einwohner von Timbuktu nennen den Fluß Jolibib, und die von Wassanah nennen ihn Zadi. Der Bruder des Königs sagte einem meiner mich begleitenden Glaubensgenossen, daß er in einigen Tagen mit 60 Booten eine Reise den Fluß hinab machen werde, um 500 Sklaven zum großen Wasser (Ocean), wohin ihre Richtung erst südlich, dann westlich zu nehmen sei, zum Verkauf zu bringen, weil man dort in großen Booten viele Weiße antreffe, welche Musketen, Pulver, Taback, blaues Tuch und Messer und dgl. bringen. Er sagte, es sei ein weiter Weg, und er werde 3 Monate zu dieser Reise brauchen. Wir sahen eine große Menge von Leuten, welche mit Sklaven und Elefantenzähnen den Fluß hinabgereist waren, um zum großen Wasser zu kommen und nun zurückkamen". Nach dieser Erzählung nimmt Riley an, daß das große Wasser, zu welchem die Einw. Wassanahs erst südwärts, dann westwärts gehen, der atlantische Ocean sein müsse, und daß der Niger in seinem Laufe ostwärts durch hohe Berge im Innern dieses unerforschten Festlandes gehemmt und südwärts zu gehen genöthigt werde, daß er südwärts längs hinab zwischen jenen Gebirgen fortgehe, deren von Senegal nach dem Meerbusen von Guinea sich erstreckende und diesen Meerbusen umgebende Kette schon bekannt sei, und daß er immer mehr verengt und eingezwängt werde durch jene unermeßliche Bergkette, in welcher, wie bekannt sei, der Nil seinen Ursprung habe, daß mithin sein so gedrängtes und immer höher steigendes Wasser (nachdem er zumal eine Menge andrer Ströme in sich aufgenommen) endlich über

den westlichen und schwächsten Theil der Gebirge hinausbreche, sich den Weg immer weiter westwärts zum atlantischen (äthiopischen) Meere bahne, und endlich nichts andres sei als der Fluß, der jetzt den Namen Kongo hat. Dagegen hat der Brite Ritchie auf seiner Reise von Tripolis nach Murzuck, der Hauptst. von Fezzan, wo die Regierung von Tripolis anerkannt ist, nur so viel erfahren, daß der Niger mit dem Nil Ein Fluß sei. Dieser Meinung hat die zu Freetown in Sierra-Leone erscheinende Zeitung widersprochen; ein Priester, der quer durch Afrika gereist sei, habe nämlich behauptet, daß der Niger in das rothe Meer falle. Die häufigen Karavanen zwischen Murzuck und Burnu am Niger scheinen den Übergang aus Fezzan in das große Reich von Burnu zu erleichtern. Sind die Briten (Ritchie ist leider in Murzuck gestorben) einmal bis Burnu gelangt, so werden sie entweder bis Wassanah vordringen, oder Nachrichten einziehen können, wodurch die Angaben über Wassanah und den fernern Lauf des Nigers entweder bestätigt oder widerlegt werden. Der Grund dieser Unkunde ist die Eifersucht der großen Karavanenhändler, welche auf den Märkten, wo sie oder ihre Lieferanten einkaufen und ihre Abnehmer endlich verkaufen, die europäische directe Handelsbegründung am fernen Markt im Innern nicht zulassen wollen. Nach Denham und Clapperton, die im Mai 1825 von ihrer Reise im innern Afrika seit 1821 zurückkamen, fällt der Niger in den Meerbusen von Benin (in Guinea), wo jetzt die Briten Handelsverbindungen mit dem Innern von Afrika anknüpfen.

Nikander, ein gelehrter griech. Arzt und Dichter am pergamischen Hofe um 160 v. Chr., nach einigen Angaben aus Kolophon geb. Von ihm sind uns noch 2 Gedichte übrig: „Theriaka, von den giftigen Thieren und den Mitteln gegen ihren Biß", und: „Alexipharmaka, von Gegengiften überhaupt". Beide sind naturhistorisch merkwürdig. Hauptausgaben sind von Gorräus (Paris 1557, 4.), von Salvinus (Florenz 1764) und von J. G. Schneider (Halle 1792).

Nike, s. Victoria.

Nikolaiten sind nach der gewöhnlichen, nicht symbolischen Auslegung der Stelle in der Offenbarung Johannis (Cap. 2, 6), wo Irrlehrer d. N. vorkommen, und nach den Berichten der Kirchenväter Irenäus und Clemens von Alexandrien, Ketzer gewesen, die sich im 1. Jahrh. in Syrien und Kleinasien verbreiteten. Nikolaus von Antiochien, den die Apostelgeschichte unter den 7 Diakonen zu Jerusalem nennt, soll dadurch Anlaß zu ihrer Entstehung gegeben haben, daß sein guter Rath, das Fleisch zu mißbrauchen, d. h. die sinnlichen Triebe zu unterdrücken, von einigen heidnisch gesinnten Christen ganz verkehrt aufgefaßt wurde. Sie erlaubten sich den Genuß heidnischer Götzenopfer und zügelloser Ausschweifungen der Wollust. Diese Secte, wenn sie, was noch zweifelhaft ist, wirklich bestand, ging bald unter. Die Gnostiker können ihre Reste aufgenommen haben. Weil Nikolaus nach Irenäus seine schon verlassene Ehefrau als Diakonus wieder zu sich genommen haben soll, wurden Priester, die ihren Stand verließen, um heirathen zu können, auch Nikolaiten genannt. Ebenso hießen die Anhänger des Wiedertäufers Nicolai.

Nikomedes, der Name von 4 Königen von Bithynien, von denen der dritte während des Krieges der Römer mit dem Könige von Pontus, Mithridates d. Gr., es mit Jenen hielt. Ein besonderes inniges Verhältniß fand zwischen ihm und dem jungen Julius Cäsar statt, was diesem manchen harten Vorwurf zuzog. — **Nikomedia** hieß die Hauptstadt Bithyniens nach ihrem Erbauer, dem Ersten d. N.

Nikopolis (Siegesstadt), der Name mehrer im Alterthume bekannten Städte, u. a. zweier in Ägypten und zweier andern in Mösien und Dacien. Eine der berühmtesten und ansehnlichsten ist die, welche Augustus nach seinem entscheidenden Siege über Antonius bei **Actium** (s. d.), in der Nähe dieses Vorgebirges in Epirus erbauen ließ, zur Verherrlichung dieses Triumphes, der ihn zum unum-

ränkten Gebieter des römischen Reiches machte. Noch sieht man ansehnliche ümmer dieser Stadt unweit Prevesa.

Nil. Dieser große Fluß durchströmt Nubien und Ägypten. Unterhalb iro, wo er 3000 Fuß breit ist, theilt er sich in 2 Haupttheile, die sich wieder in schiedene Arme theilen, von denen die beiden äußersten nach O. und W. dem tern Theile von Ägypten die Gestalt eines Delta (s. d.), geben. Im Alter= ıme zählte man 7 Hauptmündungen, in denen er sich in das mittelländische eer ergoß, von denen aber jetzt nur die Arme bei Damiette und Rosette noch iffbar geblieben, die andern hingegen verschlämmt sind. Die Quellen des Nil d noch immer nicht genau bestimmt. Der Schottländer Bruce will die Quellen Nil in der Provinz Gojam in Abyssinien im Nov. 1770 gesehen haben; diesem rgeben ist jedoch von Andern widersprochen worden. Gewöhnlich nimmt man , daß er in den abyssinischen Gebirgen im Lande der Agows aus 3 Sumpfquellen springe. Schon d'Anville machte darauf aufmerksam, daß der Fluß, der sich rhalb Sennaar mit jenem Flusse Abyssiniens, dem Abawi (d. i. Vater der Strö=), vereinigt, weit beträchtlicher sei und leicht der wirkliche Nil sein könne, auch nmen alle neuere Geographen darin überein, daß der Nil der Alten, der nach olemäus auf dem nördlichen Abhange der Mondsgebirge entspringe, der Bahr Abiadh der Araber sei. Der westliche und größte Nilarm, Bahr el Abiadh, der ße Strom, entspringt (7° N. Br.) aus vielen Quellen auf dem Mondgebirge, ebel Kumri, fließt anfangs in nordöstlicher, dann aber in nördlicher Richtung d nimmt viele Flüsse auf. Etwa 8 Tagereisen nordwärts von Shilluk, unter ° N. B., vereinigt er sich mit dem östlichen Nilarme (Bahr el Azrek, der blaue trom). Obgleich dieser kleiner ist, so heißt es doch im Lande allgemein, der iadh falle in den Azrek. Der Bahr el Azrek ist es, dessen Quellen Bruce auf= unden hat, nämlich 3 wasserreiche Brunnen auf einer sumpfigen grasreichen Al= höhe in einem Thale im Lande der Agows. Gleich nach ihrer Vereinigung bil= sie einen nicht unbedeutenden Fluß, der sich in der habessinischen Landschaft mbea in einer Breite von 260 Fuß, in den See von Tzana oder Dembea er= ßt. Er durchströmt ihn 5 Meilen lang, ohne daß sich sein Wasser mit dem des es vermischt. Aus diesem See strömt er gegen Südosten, macht dann eine ße Spirallinie gegen Südwesten und hierauf nach Norden, bis er nach einem ufe von 29 Tagereisen sich wiederum seiner Quelle bis auf eine Tagereise genä= t hat. In 3 verschiedenen Wasserfällen durchbricht er die Grenzgebirge Habes= iens. Bei Sennaar bildet er ein sehr fruchtbares Stromthal, vereinigt sich bei n Orte Hojile mit dem Bahr el Abiadh, und heißt dann der Nil. Dieser strömt n von 16 bis zum 30° N. B., eine bedeutende Beugung nach W. ausgenom= n, in meist nördlicher Richtung fort, durchfließt Nubien und senkt sich, nachdem zuvor den einzigen großen Zustrom, den wir kennen, den Takaze, aufgenommen , in 3 Stromschnellen, bei Syene (das heutige Assouan) in das Thal von Ägyp= hinab. Die Gebirgskette, welche der Nil hier durchbricht, Gebel el Silsily, eicht von O. nach W. und besteht in geringer Breite aus Granitfelsen, den einzi= im Nilthal, in welchen man noch die Steinbrüche findet, aus denen die alten ypter ihre kolossalen Obelisken brachten. Sowie der Nil aus dem höhern Nu= n durch diese Felsenpässe herabgesunken ist, beginnt eine neue Landschaft, durch lche er nirgends als wilder Gebirgsstrom rauscht, sondern in stiller Majestät als fruchtbringendes Wasser über 100 Meilen weiter gerade nordwärts fortgleitet. dieser südlichen Grenze von Ägypten verkünden die großen Ruinengruppen von ilae und Elephantine das Wunderland. Einzig in seiner Art ist von hier an die ldung des Nilthals. Von Assouan bis Kairo, wo die Stromscheidung ist, fließt nlich der Nil in einem Thale von einer mittlern Breite von 2 Meilen, das von Höhenzügen begrenzt wird, davon der eine gegen O. das ganze Land bis zum ro=

then Meere füllt; der andre im W. steigt von Libyen auf und zieht wie ein platter, furchtbar öder Damm dem Nil entlang, in einer Breite, die zwischen Assiout und der großen Oase etwa 4 Tagereisen beträgt. Dieser Wall von Ägypten schützt das Nilthal gegen Versandung aus den Wüsten des westlichen Libyen. Die östliche Begrenzung des Nilthales steigt senkrecht empor und wird darum in ihrer ganzen Länge Gebel Mokattam, die steile Felsenwand, genannt. Dieser östliche Höhenzug ist durch mehre Querthäler von O. nach W. durchschnitten. Außer ihnen finden sich noch viele mehr und minder breite Schluchten, welche den Mokattam von Zeit zu Zeit durchbrechen. In Mittelägypten erweitert sich das Nilthal etwas mehr. Doch ist es an der breitesten Stelle bei Fajum nur $4\frac{1}{2}$ Meilen breit. Aber von hier an zieht sich die libysche Hügelkette immer mehr gegen Westen; die östliche verschwindet bei Kairo ganz und es breitet sich die unabsehbare Fläche des Delta aus. Was den Nil für Ägypten besonders wohlthätig macht, ist sein jährliches Austreten, wodurch er das zwischen der arabischen und libyschen Bergkette liegende, 756 □M. große, stark von Salztheilen durchzogene Nilthal überschwemmt und zu doppelten Ernten befruchtet, welche Fruchtbarkeit indessen nicht so sehr dem allmäligen Ansatz des Nilschlamms, der allmälig Ägyptens Thal über die Wasserfläche erhob, als vielmehr der Wässerung selbst zuzuschreiben ist. Vom 18. und 19. Jun. fängt er an allmälig zu steigen, erreicht im Sept. seine höchste Höhe, und fällt dann wieder ebenso allmälig und in ebenso viel Zeit, als er gestiegen war. Durch Canäle wurde schon im höchsten Alterthume das Wasser des ausgetretenen Nils gleichförmiger vertheilt, und man hatte an mehren Orten sogen. Nilmesser angebracht, an denen man das Steigen und Fallen des Flusses sorgfältig beobachtete. Die Ursache dieser periodischen Überschwemmung suchte man schon damals in dem in Abyssinien vom März bis zum Sept. fallenden Regen und den um dieselbe Zeit das Wasser nordwärts treibenden Winden. Das Wasser des Nil, welches während des Steigens verschiedene Farben zeigt, ist zwar schlammig, aber sehr süß und angenehm im Geschmack; doch muß es, da es das einzige Getränk der Ägypter ist, zum Trinken oder zur Bereitung der Speisen, mit gestoßenen bittern Mandeln oder Tropfstein klar gemacht werden. Der jetzige Pascha von Ägypten hat den Nil durch einen 45 Meilen langen Canal 1820 wieder mit Alexandrien in Verbindung gesetzt. Wegen s. regelmäßigen Austretens konnte der Nil im alten Ägypten eine Zeit- oder Calenderbestimmung werden. In der ägyptischen Mythologie ward er als Landesgottheit verehrt. Die Griechen machten ihn zum Sohne des Pontos und der Thalassa, oder des Okeanos und der Tethys. Als seine Tochter wird Memphis genannt, denn die Stadt d. N. lag am Nil. Man sah ihn als den Erzeuger aller Hauptgötter des Landes an. Um die Zeit der Sonnenwende, wo sein Anschwellen anfing, feierte man ihm das Fest Niloa, opferte ihm schwarze Stiere, streute Lotosblumen auf das Wasser ꝛc. In der Stadt Nilopolis hatte er einen Tempel. Man bildete ihn gewöhnlich von schwarzem Marmor zum Andenken seines äthiopischen Ursprungs. Um ihn her spielen 16 Kinder, als Hieroglyphe, daß er so viel Ellen wachsen muß, wenn er ganz wohlthätig für Ägypten werden soll. Auch hat man den Nil in kolossaler Größe als Flußgott gebildet, ruhend auf einer Sphinx von der größten Schönheit, von 16 Kindern umspielt und mit Lorbern und Ähren bekränzt. Attribute von ihm sind auch das Krokodil und Nilpferd, die Sphinx und der Delphin.

Nimbus nennt man den Strahlenkranz oder Schimmer, mit dem man im Alterthume die Häupter gewisser Gottheiten, Könige und Kaiser, seit dem Christenthume das Haupt Christi und der Heiligen (Heiligenschein) vorgestellt hat. Viele erklären diese Sitte daher, daß es bei den römischen Triumphzügen Gebrauch war, einen gewöhnlich runden Schild über dem Haupte des Triumphators zu befestigen, daß man daher ferner auch die kleine Bedachung so genannt habe, mit der

man das Haupt der Götterbildsäulen gegen Schmuz und Verunreinigung schützte, und daß man an dieser kleinen Kopfbedeckung bloß zur Zierde anfangs Strahlen angebracht habe, aus welchen zuletzt ein wirklicher Strahlenkranz geworden sei. Allein es ist durch viele Mythen, in welchen gottgeweihte Kinder schon mit solchem Schein in der Wiege vorgestellt werden, wahrscheinlich, daß die Idee des Nimbus einer uralten orientalischen Symbolik ihre Entstehung verdankt. Gegenwärtig heißt Nimbus figürlich oft der Glanz, der eine Person umgibt.

Nimes, Nismes, Hauptst. des Depart. Gard, im ehemaligen Niederlanguedoc (die nemausensische Colonie der Römer), liegt in einem fruchtbaren, von 2 Hügelreihen eingeschlossenen, von Nordosten nach Südwesten geöffneten Thale. Sie hat 4500 H. und 41,200 Einw., worunter an 25,000 Calvinisten. Die eigentliche Stadt ist schmuzig und hat enge, sich in unzähligen Richtungen durchkreuzende Straßen; die Häuser sind zwar von Stein, aber klein und unbequem; regelmäßiger, schöner und größer sind die 8 Vorstädte, vorzüglich die von Crucimele und Richelieu. Seit der Revolution gewann N. immer mehr ein freundliches Ansehen und schöne Boulevards. Die öffentlichen Gebäude, außer dem wegen seiner Uhr merkwürdigen Rathhause und der Domkirche, sind unbedeutend und die großen Plätze unregelmäßig. Merkwürdig sind die römischen Alterthümer in und bei Nimes, als die Tourmagne, ein uralter Wartthurm auf einer Anhöhe, an deren Fuße sich die sogen. Fontaine von Nimes befindet, mit einem prächtigen Spaziergange, wo man römische Bäder gefunden und erneuert hat, wohin der Cours, eine vierfache Allee, führt; ferner der Dianentempel oder das Pantheon, das sogen. viereckte Haus (ein alter Tempel), welches Ludwig XVIII. 1820 hat restauriren lassen, das prachtvolle Amphitheater, ein schönes Oval mit 4 Thoren und 120 in Doppelreihen über einander gebauten Arcaden, und das kürzlich entdeckte Augustusthor. Im Thale des Gard sieht man eine röm. Wasserleitung, 3 Bogenstellungen über einander, Pont du Gard genannt. Es befinden sich zu Nimes ein königl. Gerichtshof, eine Akademie, ein königl. Collegium mit einer Bibliothek, eine Ges. der Künste und Wissensch. und eine medicinische Societät. Wichtig sind die Fabriken, besonders die in Seidenzeuchen; daher man den Seidenhandel auf 16 Mill. Livres berechnet. Auch die Fabriken in Baumwolle und Halbbaumwolle, in Strick- und Stickzwirn, in Leder sind bedeutend. Der jährl. Fabricatenumsatz beträgt über 21 Mill. Fr. In neuester Zeit (besonders 1815) ist die Stadt durch die schauderhaften Verfolgungen der Protestanten berüchtigt geworden. Der offenkundige Mörder vieler Protestanten, Trestaillon, starb daselbst, ohne je vor Gericht gezogen worden zu sein, den 5. Mai 1827.

Nimrod, ein tapferer Krieger, der nach der mosaischen Urkunde um 2000 v. Chr. lebte, wird gemeiniglich für den ersten Eroberer gehalten, der an die Stelle der patriarchalischen Unabhängigkeit nomadischer Urstämme das Joch der Monarchie gesetzt habe. Babylon (s. d.) und die Monarchie d. N. wurde von ihm gegründet, und durch die Eroberung der Städte (befestigte Horden) Erech, später Edessa, Akkad, später Nisibis, und Chalne, später Ktesiphon in Mesopotamien, vergrößert. Herder nennt ihn den Unternehmer des babylonischen Thurmbaues und sieht in dem Umstande, daß er ein gewaltiger Jäger war, nur eine bildliche Andeutung der Tyrannei, mit der er die wild umherschweifenden Nomaden zusammengelockt und sich durch List und Gewalt unterworfen habe. Nimrod bedeutet im Chaldäischen und Arabischen einen Empörer; die vergleichende Mythologie kann daher Recht haben, wenn sie in ihm den Riesen der Finsterniß (er war ein Nachkomme des zum Stammvater der Schwarzen verurtheilten Ham) und die Personification der Entstehung einer königlichen Gewalt unter den Menschen, die sich gegen die göttliche, das Licht, aufgelehnt und die Stelle Gottes auf Erden einzunehmen gewagt habe, zu entdecken glaubt und ihn als mythisches Wesen

mit dem Bel der Chaldäer und dem medisch-persischen Kaiumaras für gleichbedeutend hält. F.

Nimwegen, Nimégue, Hauptst. eines Bezirks der niederländ. Provinz Geldern, ist befestigt und liegt reizend auf mehren Hügeln an der Waal, über welche eine fliegende Brücke führt. Sie enthält 9 Kirchen, 1900 H. und 13,300 E., welche Gerbereien, eine Leimsiederei, Bleichen und berühmte Weißbierbrauereien (der bekannte Moll, ein weißes Sommerbier, wird außerhalb der Stadt versendet) unterhalten, auch viele gemeine messingene Rauchtabacksdosen verfertigen und einen noch immer ansehnlichen Speditionshandel treiben. Auf einem Hügel an der Flußseite erblickt man die Trümmer des Falkenhofes, einer alten Burg, die Karl d. Gr. erbaut haben soll, und die das Hoflager der fränkischen Könige war. Das Rathhaus enthält eine reiche Sammlung römischer Alterthümer: auch ward hier der 1678 und 1679 geschlossene Friede unterzeichnet, welcher für Holland und Deutschland ebenso nachtheilig als vortheilhaft für Frankreich war. Der Kalverbosch, ein anmuthiger Spaziergang, und das Belvedere sind angenehme öffentliche Spaziergänge.

Ninive, s. Ninus.

Ninon, s. Lenclos.

Ninus. Nach alten ungewissen Sagen war Ninus ein assyrischer König, Nachfolger des Belus, und einer der größten Eroberer in Asien. Er erweiterte das assyrische Reich bis an die Grenzen von Indien, an den Nil und an den Tanais, heirathete die Semiramis, die Gemahlin des Medon, eines seiner Statthalter, die ihm durch Anschläge zur Eroberung von Baktra, der Hauptst. von Baktrien, behülflich gewesen war, und erbaute Ninive, die Hauptst. seines Reichs, welche, nach Niebuhr, an der Ostseite des Tigris, Mosul gegenüber, lag. Sein Sohn war Ninyas. Die Stiftung seines Reichs wird zwischen 2000 und 2100 v. Chr. gesetzt.

Niobe, T. des Tantalus, Königs von Lydien, und der Dione, oder Euryanassa, war die Gemahlin Amphions, der mit Zethus gemeinschaftlich das von ihnen erbaute Theben beherrschte. Sie hatte (nach der gewöhnlichen Angabe) 7 Söhne und 7 Töchter, und vergaß sich in dem Stolz auf ihre blühende Nachkommenschaft so sehr, daß sie sich über die Latona, die Mutter von nur 2 Kindern, des Apollo und der Diana, erhob, und zur Strafe dieses Übermuths ihre Kinder, von den Pfeilen des Götterzwillingspaars getroffen, dahinsinken sehen mußte. Schmerz und Verzweiflung verwandelten die unglückliche Mutter nach langem Umherirren in einen Stein, den man am Berge Sipylus im Reiche ihres Vaters zeigte. Auch Amphion und Zethus fielen, als sie voll Zorn in Apollo's Heiligthum drangen, von den Pfeilen des Gottes durchbohrt. Dieses ist die gewöhnliche Erzählung von dem Schicksal der Niobe, in dessen Nebenumständen die Dichter, welche diese Geschichte ebenso oft als die bildenden Künstler zum Gegenstand ihrer Darstellungen gemacht haben, häufig abweichen. Der Hauptgrund der Fabel scheint in jenem alten Sprachgebrauch zu liegen, daß man von jungen Leuten, die eines plötzlichen Todes starben, sagte, der Pfeil des Apollo oder der Diana habe sie getroffen, sowie das Versteinertwerden fast in allen Sprachen das natürliche Bild für den höchsten Grad erstarrender Verzweiflung ist. Eine der schönsten Kunstdarstellungen des Alterthums hat sich in der Gruppe der Niobe erhalten. Die diese Gruppe bildenden Statuen wurden 1583 bei der Porta Lateranensis in Rom ausgegraben, vom Cardinal Ferdinand v. Medici gekauft, der sie in der Villa Medici aufstellen ließ, und 1772 vom Großherzog Leopold nach Florenz gebracht, wo sie 1777 in der Rotonda la Tribuna nach der von Vincenzo Spinazzi erhaltenen Restauration aufgestellt wurde. Sie besteht aus 14 Statuen und wird für denselben Statuenverein gehalten, den schon Plinius beschrieben hat. Über

n Verfertiger war man schon damals ungewiß; Einige, wie Plinius, nannten n Skopas, Andre den Praxiteles, Winckelmann erklärte sich für Skopas. Ebenwenig Gewisses ist über die ursprüngliche Zusammenstellung der einzelnen Figun auf uns gekommen, und sie war bisher um so schwieriger zu errathen, als ehre davon, die beiden sogen. Ringer, der Pädagog (den Fabroni für den König mphion nahm) und die eine Tochter, die Göthe für eine Erato hält, von den efflichsten Kunstkennern für gar nicht zu dieser Gruppe gehörig (obschon sie alle an nem Orte und zu einer Zeit gefunden wurden) erklärt worden sind. Die kreisrmige Stellung sämmtlicher Statuen um die Hauptfigur der Mutter, wie sie is Montfaucon abgebildet liefert, beruht ebensowol als die von Ramdohr angeommene Zusammenstellung bloß auf einer Vermuthung, die nicht nur durch keine utorität unterstützt wird, sondern der eine genaue künstlerische Ansicht und Unterchung der einzelnen Figuren sogar geradezu widerspricht. Dagegen hat der junge gl. Architekt Cockerell in einer Schrift 1816 die höchst wahrscheinliche Hypoese aufgestellt, daß diese berühmten Statuen, auf einer Linie pyramidal neben nander gruppirt, die Verzierung eines antiken Tempel=Frontispiz gebildet haben. iese Vermuthung wird durch die Analogie in der Kunstgeschichte des Alterthums llkommen bestätigt, indem es durch die Ruinen des Parthenon zu Athen, durch e Entdeckung der Statuen des Tempels des Jupiter Panhellenius zu Aegina, irch den Theseustempel und andre Beispiele, wie auch aus den Beschreibungen s Pausanias vom Frontispiz des Tempels des Jupiter Olympius, und des Dior von Sicilien von dem des olympischen Jupiter zu Agrigent bekannt ist, wie sehr die griech. Baukünstler liebten, die Frontons ihrer Tempel auf solche Weise ausschmücken. Was aber jene Vermuthung fast zur Gewißheit erhebt, sind die rgebnisse der Untersuchung, die der britische Künstler mit den einzelnen Statuen bst angestellt hat. Der Charakter ihrer Stellung zu einander, ihre nach den Lien eines Dreiecks zu beiden Seiten absteigenden Höhenmaße, die vollkommen zu ner Zusammenstellung passenden Bewegungen, in denen sämmtliche Figuren darstellt sind, indem sie alle gegen den Mittelpunkt, den die Mutter als die höchste tatue bildet, streben, und dann die auffallende Vernachlässigung, ja absichtlich vollendete Ausarbeitung der Rückseite der mehrsten dieser Statuen, die offenbar igt, daß der Künstler sein zur Aufstellung an die Wand bestimmtes Werk ledigh auf die Ansicht von vorn berechnet hatte, machen es augenscheinlich, daß diese ruppe zu einem solchen architektonischen Verschönerungszwecke bestimmt war. ockerell hat diese Anordnung durch eine von ihm selbst in Stein geätzte Zeichnung rdeutlicht, bei deren Anblick kein Kenner der bildenden Kunst leugnen wird, was ener so treffend über die künstlerische Schönheit derselben bemerkt. Es geht dars, sagt er, eine schöne Composition hervor, in welcher die Mythe der Niobe ein unterbrochenes Bild darstellt. Die Combination so mannigfachen Ausdrucks, r doch dieselben Empfindungen darstellt, gewährt eine große außerordentliche Birkung, läßt die ganze Geschichte auf den ersten Anblick erkennen und bringt in r Seele des Beschauers die Idee der erzürnten Gottheiten hervor, in dem Augenicke, wo sie von der Höhe herab ihre unheilschwangern Pfeile abschießen. Die esetze der Eleganz und Zierlichkeit der Composition sind gut beobachtet. Sechs guren auf jeder Seite ebenmäßig geordnet, und die zugleich durch sehr abwechnde Bewegungen und Ausdruck wunderbare Contraste erzeugen; Alter, Gelecht, Handlung, Nacktes und Gewänder sind im schönsten Gegensatze mit einder. Das Giebelfeld erscheint reich verziert, und der Raum zwischen den einnen Figuren gleich getheilt. Das Unausgefüllte durch den nahe der Mutter gellenen Sohn ist vielleicht eine der Schönheiten, die den Eindruck der Zusammenzung noch erhöhen. Das erhabenste und zugleich reizendste Bild in der ganzen mposition aber ist in dem Mittelpunkt, der gleichsam magnetisch die Seitenge=

stalten ansichzuziehen scheint, und auf den Alles in Idee und Ausführung des Künstlers mit bedeutungsvoller Sympathie hinstrebt, die unglückliche, das jüngste Kind in ihrem Gewande verzweiflungsvoll verbergende Mutter selbst, in ihrer majestätisch feierlich rührenden Gestalt. A. W. Schlegel, der in der Hauptidee der Anordnung mit Cockerell übereinstimmt, bezweifelt jedoch die Richtigkeit seiner Stellung mehrer einzelnen Figuren, sowie seine Behauptung, daß wir die Gruppe vollständig und im Original besitzen. S. die „Denkschrift zur Erläuterung der Gruppirung der 14 Statuen der Galerien zu Florenz, welche die Geschichte der Niobe darstellen", im „Kunstblatt", 1817, Nr. 13.

Nische (niche) oder Bilderblende, in der Architektur, eine Vertiefung in einer Mauer, gemeiniglich nach einem halben Cirkelstücke gearbeitet und mit einem halben Kugelgewölbe bedeckt. Sie werden gewöhnlich durch Statuen, Öfen und andre Verzierungen gefüllt. Auch in der Gartenkunst hat man sie nachgeahmt.

Nitrum, s. Salpeter.

Nivelliren, abwägen, wasserwägen, ist ein Theil des Vermessungsgeschäfts. Aus der Unebenheit der Erdoberfläche folgt, daß ein Punkt derselben dem Mittelpunkte der Erde näher oder entfernter, oder nach gewöhnlicherm Sprachgebrauche tiefer oder höher liegen werde als der andre. Es ist für mancherlei Zwecke von der größten Wichtigkeit dies genau zu wissen, besonders bei allen Wasserbauen, wo das Gefäll (s. d.), des Wassers in Betracht kommt, beim Bergbau, selbst bei der Anlage von Verschanzungen, wegen der bestreichenden Wirksamkeit des Geschützes über die Umgegend. Jeder Kreisbogen aus dem Mittelpunkte der Erdkugel auf deren Fläche gezogen, gibt einen wahren, und jede Tangente jenes Bogens eine scheinbare Horizontale. Alle Punkte der letztern, der Berührpunkt ausgenommen, werden dem Erdmittelpunkte näher oder ferner liegen als der wahre Horizont. Wissenschaftlich ausgedrückt würde also das Nivelliren die Kunst sein: zur wahren (oder unsichtbaren) Horizontallinie eine andre mit ihr parallele, scheinbare, zu finden, woraus sich dann die Höhe oder Tiefe eines Orts gegen den andern abnehmen läßt. Mariotte, Febure, Böhm, G. Ch. Müller, Hogreve, D. Gilly, F. Meinert u. A. haben in besondern empfehlenswerthen Schriften darüber gehandelt. Bedeutend wird immer Picart's „Traité du nivellement" (deutsch v. Passavant, und mit Beitr. von Lambert), sowie für den nothwendigsten Bedarf, Mayer in s. „Prakt. Geometrie" (3. Th.) bleiben. — Die beim Nivelliren gebräuchlichen Geräthschaften, hauptsächlich die Wasserwagen, Libellen u. dgl., haben im Laufe der Zeit wesentliche Verbesserungen erhalten, sind sehr mannigfaltig, gründen sich aber sämmtlich auf die Foderung: die Richtung der scheinbaren Horizontale über einem Punkte des Erdbodens ausmitteln und an derselben vorwärts und rückwärts visiren zu können. Die von Lisgen, Sisson, Picart, Huygens galten für die gebräuchlichsten bei Nivellements von größerer Bedeutung; an sinnreichen Vorschlägen hat es nicht gefehlt, und wo es nicht auf allzu große Genauigkeit ankommt, helfen sich Arbeiter schon mit der bei Maurern oder Zimmerleuten gebräuchlichen Wage. Wer mit dem Meßtische gut umzugehen weiß, wird mit dem von Lehmann empfohlenen Diopter und der zum Apparat der Mensel gehörigen kleinen Wasserwage genau nivelliren können. — Die metaphorische (übergetragene) Bedeutung des Worts, Niveau, z. B. bei Jemand, der sich nicht zum Niveau des Andern erheben könne, ergibt sich aus Obigem von selbst. 5.

Nixen. Diese weiblichen Gottheiten der nordischen Mythologie gleichen in einigen Stücken den Najaden der griech. Mythologie. Wie diese, sind sie die beschützenden Gottheiten der kleinern Landgewässer, in denen sie sich gewöhnlich aufhalten. Wie diese, mischen sie sich oft in die Angelegenheiten der Menschen, vorzüglich liebender Jünglinge und Mädchen, und spielen daher in den Volksmärchen, die ihnen gewöhnlich einen schalkhaften, oft sogar boshaften Charakter beilegen,

eine große Rolle. Ihr Name rührt wahrscheinlich von den Nökken oder Nikken her, welche in der nordischen Mythologie zu der bösen Gattung der Elfen (s. d.), gezählt werden.

Nizam=Dschédid. Die Einrichtung des Heerwesens auf europäischen Fuß war eine von den Staatsverbesserungen, die der tugendhafte Selim III., nach dem Vorschlage des im Divan neugebildeten Staatsraths, am Ende des 18. Jahrh. versuchte, um den wankenden Thron der Osmanen zu befestigen. Die für die neue Militairorganisation niedergesetzte Commission, Nesûmi dschedid genannt, sollte ein Corps regelmäßiger, auf europäische Art bewaffneter und geübter, wohldisciplinirter Truppen errichten, zu deren Besoldung einige neue Consumtionssteuern, vorzüglich auf den Wein gelegt werden mußten. Mehr bedurfte es nicht, um die mächtige Kaste der Ulemas (Richter, Ausleger des Gesetzes und Priester), welche die alten Gebräuche (Adet) gegen die Regierung mit den Waffen der Religion vertheidigen, sowie die Janitscharen und die Paschen gegen diese doppelte Neuerung aufzubringen, welche damals das Gegentheil von dem bewirkte, was sie bezweckte. Selim wollte nämlich die bewaffnete Macht in der Hauptstadt und den Provinzen an Ordnung, Zucht und Gehorsam gewöhnen und der Raubsucht trotziger Statthalter einen Zügel anlegen; allein der Plan scheiterte an der Zügellosigkeit der alten bevorrechteten Miliz und kostete dem Sultan endlich Thron und Leben. Das Schicksal der Pforte hing an dem Nizam=Dschédid. Zuerst trat Passewend=Oglu in Widdin an die Spitze der Janitscharen, um die Einführung des neuen Heerwesens zu verhindern. Er wurde geächtet; allein 40 Paschen, die mit ihren Schaaren aus Asien und Europa an die Donau eilten, führten den Krieg so nachlässig, daß die Pforte endlich den Rebellen als Pascha anerkennen mußte. (S. Widdin.) Die Verwickelung der Pforte in auswärtige und innere Kriege (mit Frankreich 1798, mit Rußland und Großbritannien 1807, mit den Wahabis und den Serviern) erschwerte noch mehr die vollständige Ausführung des neuen Militairplans, doch wurde wenigstens in der Hauptstadt ein starkes Corps regelmäßiger Truppen, Seymens genannt, ausgerüstet. Der geheime Widerstand der Ulemas aber und die Ränke des Ali Pascha von Janina brachten es endlich dahin, daß ein Fetfah des Mufti Selim III. als unfähig des Throns entsetzte (29. Mai 1807) und seinen Neffen Mustapha auf denselben erhob. Dieser schaffte sogleich den Nizam=Dschédid ab und stellte die alten Gebräuche wieder her. Als aber Ali Paschas Todfeind, der Pascha von Rustschuck, Mustapha Baïraktar, den Sultan Mustapha (29. Juli 1808) abgesetzt und nach Selim's gewaltsamem Tode, den, wie Pouqueville (I, 155 und 298) erzählt, Ali's geheimer Einfluß beschleunigte, Mustapha's jüngern Bruder, den jetzt regierenden Mahmud II. (s. d.) auf den Thron erhoben hatte, so schien der Nizam=Dschédid das einzige Mittel zu sein, die Macht des nunmehrigen Großveziers, des Mustapha Baïraktar, zu befestigen. Doch kaum war das Corps der Seymens wieder gebildet, so brach die Wuth der Janitscharen aufs neue los. Sie rückten (16. Nov. 1808) vor den Palast des Großveziers; nach fruchtlosem Widerstande ließ Baïraktar den abgesetzten Sultan Mustapha erwürgen und zog sich in ein steinernes, für einen solchen Fall schon eingerichtetes Gebäude, wo er sich und die eindringenden Janitscharen in die Luft sprengte. Die Seymens wollten s. Tod rächen, und in dem blutigen Kampfe zwischen den alten und neuen Soldaten erklärte sich Mahmud für die Seymens; allein nachdem Aufruhr und Brand über 36 Stunden die Hauptstadt geängstigt hatten, siegten die Janitscharen, und Mahmud mußte Alles bewilligen, was sie verlangten. Nun ward der Nizam=Dschédid für immer aufgehoben. Spätere Versuche des entschlossenen Mahmud, die Janitscharen an Mannszucht und Gehorsam zu gewöhnen, mißlangen, bis er den letzten Aufstand derselben (13., 14. Juni 1826) mit Hülfe der ihm ergebenen neuorganisirten Truppen am 15. unterdrückte. (S. Janitscharen.) Seitdem

hat er Selim's Plan, ein europäisches Heer zu bilden, mit blutiger Strenge und großer Thätigkeit durchgesetzt. 20.

Nizza (Nice), Hauptst. einer zum Herzogthum Piemont gehörigen Grafschaft d. N. (65 □M., 125,000 Einw.), liegt am Fuße des Berges Montalbau, nicht weit vom Einflusse des Poglione in das mittelländische Meer. Sie hat einen befestigten Seehafen und 19,700 Einw., welche Taback, Seidenzwirn, Liqueure, Parfumerien und Essenzen bereiten. Die Gebäude und Straßen der Neustadt sind schön, während die Altstadt in schmuzigen, krummen, winkligen Gassen alte, finstere und schlechtgebaute Häuser zeigt. Stadt und Umgegend, wo man auch die Ruinen eines römischen Amphitheaters sieht, sind berühmt durch die außerordentlich reine und gesunde Luft und durch die ausgezeichnete Milde des Klimas selbst mitten im Winter, welche Milde die Gegend den nördlichen Gebirgen zu verdanken hat, die mit den Alpen zusammenhängen und das Land vor ultramontanischen Stürmen bewahren. Daher ist Nizza der Lieblingsort aller Derer, die hier Seebäder brauchen und sich vor dem nordischen Winter retten wollen, oder die das Bedürfniß haben, eine reine Luft einzuathmen, in welcher Hinsicht ihr bloß Montpellier gleichkommt. Die Luft ist so rein, daß man bei gutem Wetter die Gebirge von Corsica sehen kann. Die Stadt treibt einen nicht unbedeutenden Handel, vorzüglich mit roher gesponnener Seide, Wein, Öl und Blumen, welche im Winter nach Paris und sogar nach London verschickt werden.

Noah, der letzte unter den Patriarchen sethitischen Stammes vor der Sündflut. Seiner Frömmigkeit wegen ward er von Gott zum Stammvater eines neuen Menschengeschlechts bestimmt, da das erst geschaffene wegen seiner Sünden in der Flut umkommen mußte. In einem Schiffe, das er nach der Anweisung Gottes gebaut hatte, rettete er sich, seine Familie und von jeder Gattung reiner und unreiner Thiere, die ihn umgaben, ein Paar. Nachdem das Wasser sich wieder verlaufen hatte, landete er auf dem Gebirge Ararat in Armenien, wo er Gott ein Dankopfer brachte und im Regenbogen das Zeichen sah, daß eine solche Flut nie wiederkehren solle. Das von ihm verkündigte göttliche Gebot, kein Menschenblut zu vergießen und auch geschlachtete Thiere nicht roh in ihrem Blute zu essen, machte, sowie der Acker- und Weinbau, den er trieb, den Anfang zur Entwilderung der Menschen. Doch daß es auch nach der Flut noch menschliche Schwachheiten und Sünden gab, mußte Noah selbst erfahren. Da er einst im Schlummer der Weintrunkenheit entblößt in seiner Hütte lag, sah ihn sein Sohn Ham und spottete der Schwäche des Vaters gegen s. beiden ältern Brüder, Sem und Japhet. Diese aber nahmen ein Gewand, legten es auf ihre Schultern und warfen es rücklings mit abgewendetem Antlitz über ihren Vater hin, sodaß sie seine Blöße nicht sahen. Dies Zartgefühl blieb nicht unbelohnt. Da N. erwacht war und das Vorgegangene erfahren hatte, gab er ihnen s. Segen, dem Sohne Hams, Kanaan, aber den Fluch, der Knecht seiner Brüder zu sein, eine Strafe, die für das Verbrechen der beleidigten väterlichen Majestät nicht zu hart und besonders zum Erweis des Rechts der semitischen Israeliten auf den Besitz des Landes Kanaan in der biblischen Urkunde angeführt zu sein scheint. Die Nachkommen N.'s bevölkerten Asien; Herren dieses Erdtheils wurden die Semiten, die Japhetiten breiteten sich über Europa aus, mehre hamitische Völker aber mußten nach blutigen Kriegen, von den Semiten verdrängt, sich nach Afrika wenden, daher die Schwarzen für Nachkommen Ham's angesehen werden. Diese hebräische Sage von der Sündflut und der Rettung Noah's, als eines zweiten Adam, findet in der Gleichheit mehrer Umstände ähnlicher Mythen bei andern asiatischen Völkern ihre Bestätigung. Der chaldäische Xeisuthros, der indische Prithu oder Man-Sotti-wrata, der in der asiatischen und griech. Mythenwelt herrschende Dionysos oder Bacchus ist jener Noah der Hebräer, der Gott der Thränen (über die untergegangene Vor-

welt) und des Weins. (Vgl. Sündflut.) Den Stoff der Geschichte N.'s hat Bodmer in s. „Noachide" episch, aber nicht glücklich behandelt. Über die noachische Flut der Israeliten und ähnliche Sagen andrer Völker s. m. Pustkuchen's „Urgeschichte der Menschheit" (Lemgo 1824). E.

Noailles, eins der ältesten adeligen Geschlechter in Frankreich, das die Gunst des Hofs Jahrhunderte hindurch besessen hat. Unter den Mitgliedern dieser Familie, welche stets die ersten Stellen im Königreiche bekleideten, bemerken wir: 1) Antoine de N., berühmt durch s. Gesandtschaften unter Heinrich II. Der Abbé Vertot hat s. Negotiationen herausgegeben. Auch s. Bruder, der Bischof zu Acques, wurde zu mehren wichtigen und schwierigen diplomatischen Sendungen nach England, Italien und selbst nach Konstantinopel verwendet. 2) Anne Jules, Herzog v. N., geb. 1650, erbte von s. Vater die erste Compagnie der Gardes-du-Corps und befehligte in dem Kriege von 1689—97 ein Armeecorps in Catalonien, erhielt 1693 den Marschallsstab und gewann 1694 die Schlacht am Tar gegen die Spanier. Er starb 1708. 3) Louis Antoine de N., Bruder des Vorherg., Erzbischof von Paris und Cardinal. Wegen der Unterstützung, die er Quesnel angedeihen ließ, wurde er von den Jesuiten und vorzüglich von Le Tellier, dem Beichtvater Ludwigs XIV., verfolgt. Sie bewirkten gegen ihn die Bulle Unigenitus (s. d.), deren Annahme sich N. als Erzbischof von Paris lange widersetzte, bis man ihn endlich in s. 78. Jahre dazu vermochte. Er starb bald darauf (1729). 4) Adrien Maurice, Herz. v. N., Sohn des obengen. Anne Jules, diente im spanischen Erbfolgekriege mit Auszeichnung in Spanien, wurde Grand von Spanien 1. Classe und vermählte sich 1698 mit Françoise d'Aubigné, einer Nichte der Frau v. Maintenon. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. war er Präsident des Finanzconseils und Mitglied des Regentschaftsraths, aus welchem er jedoch 1721 austrat, um nicht dem Cardinal Dubois den Vorsitz einzuräumen. Durch den Einfluß dieses intriganten Priesters exilirt, wurde er erst nach dessen Tode (1723) zurückberufen und in s. vorigen Ämter eingesetzt. 1734 machte er unter Berwick den Feldzug am Rhein und die Belagerung von Philippsburg mit und erhielt nach dessen Tode den Marschallsstab. Im folg. J. befehligte er das franz. Heer in Italien. Als nach dem Tode des Kaisers Karl VI. der östr. Erbfolgekrieg ausbrach, erhielt N. ein Commando am Rhein. 1743 verlor er durch die unzeitige Hitze s. Neffen, des Grafen v. Grammont, die Schlacht von Dettingen und dadurch die Früchte seiner weisen Anordnungen, durch welche er das engl. Heer dem Untergange nahe gebracht hatte. Nachdem ihm s. Alter nicht mehr erlaubte, an der Spitze der Armeen zu fechten, trat er ins Ministerium. Mit glänzenden Vorzügen verband N. alle Fehler der Höflinge jener Zeit. Seine Freundschaft für den Marschall von Sachsen ging so weit, daß er, obgleich älterer Marschall, demselben in der Schlacht von Fontenoi als erster Adjutant diente. Seine beiden Söhne wurden 1775 zu Marschällen von Frankreich ernannt. Der Abbé Millot gab nach s. Tode „**Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV et de Louis XV, composés sur les pièces originales recueillies par Adrien Maurice duc de Noailles etc.**" heraus, die nicht nur für die Geschichte der Kriege Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., sondern auch für die Geschichte Spaniens unter Karl II. und Philipp V. interessante Nachrichten enthalten. — In der neuern Zeit haben sich bekanntgemacht: Louis, Vicomte de N., General, Mitglied der ersten Nationalversammlung 1789. Vom Adel gewählt, schlug er am 13. Juni seinem Stande vor, sich mit dem dritten zu vereinigen. Montmorency, Rochefoucauld, Lafayette u. A. stimmten ihm bei, und nach langen Debatten vereinigten sich 40 Mitglieder der Adelskammer am 25. Juni mit der Nationalversammlung. In der Nacht des 4. Aug. foderte N. zuerst die Geistlichen und den Adel in der Versammlung auf, ihren dem Gemeinwohl schäd-

lichen Privilegien zu entsagen. So nahm er an den wichtigsten Reformen einen entscheidenden Antheil. Nach dem Schlusse der constituirenden Versamml. ging er zur Armee und commandirte 1792 bei Valenciennes die Vorpostenkette. Seine Geburt machte ihn verdächtig; er foderte s. Abschied und lebte zurückgezogen auf dem Lande. Erst unter der Consularregierung nahm er wieder Dienste und zeichnete sich als Brigadegeneral unter Leclerc und Rochambeau in St.-Domingo aus. Bei der Räumung der Insel wollte er auf einem Kriegsschiffe nach Cuba sich begeben, ward aber in einem Gefechte mit den Engländern, die das Schiff nahmen, erschossen. — Sein Sohn Alexis, Graf v. N., geb. zu Paris den 1. Jun. 1783, Ludwigs XVIII. Staatsminister, mußte 1811 Frankreich, weil er sich der kaiserl. Regierung verdächtig gemacht hatte, verlassen und lebte eine Zeitlang in der Schweiz. Die Prinzen des Hauses Bourbon sandten ihn mit wichtigen Aufträgen an deutsche Höfe, nach Rußland und nach Schweden, worauf er sich an Ludwigs Wohnsitz zu Hartwell in England begab. 1813 diente er als Adjutant des Kronprinzen v. Schweden in Deutschland, wo er mehre militairische Sendungen an Blücher, namentlich bei Leipzig, während der Schlacht, vollzog. Nach dem Siege trat er aus schwedischem Dienste und zog mit den fremden Heeren nach Frankreich, focht bei Brienne und La Fere-Champenoise, begab sich dann zu dem Grafen von Artois nach Vesoul, ward dessen Adjutant und später Ludwigs XVIII. Bevollmächtigter bei dem Congresse zu Wien. Er kehrte mit dem König von Gent nach Paris zurück, wurde zum Deputirten der Kammer von 1815 gewählt und im Oct. d. J. von Ludwig XVIII. zum Staatsminister ohne Portefeuille ernannt. Graf Alexis v. N. war 1828 Mitglied der Deputirtenkammer und wurde vom König, auf des Ministers Portalis Vorschlag, zum Mitgl. der Commission ernannt, welche untersucht, ob die geistlichen Schulen (die jesuitischen und ähnliche) mit den Grundsätzen des franz. Staatsrechts zusammenstimmen. — Ant. Claude Dominique Juste, Graf v. N., Vetter des Vorigen, zweiter Sohn des Prinzen de Poix, geb. zu Paris den 25. Aug. 1777, war einer der ersten Kammerherren Napoleons und blieb in dieser Stellung bis 1814. Nach der Restauration war er Ludwigs XVIII. Botschafter in St.-Petersburg, bis Graf von Ferronays 1820 daselbst an seine Stelle trat.

Noehden (Georg Heinrich), Dr., geb. zu Göttingen den 23. Januar 1770, einst Heyne's Lieblingsschüler und Bearbeiter s. Virgil, war Unteraufseher der Antiquitäten und des Münzcabinets im britischen Museum, auch Secretair der k. asiat. Societät und Präsident des in England gestifteten deutschen Vereins. Seine Verdienste um die Erziehung junger Briten, deren Studien er in Eton und Göttingen leitete, waren so ausgezeichnet, daß er in England nationalisirt wurde. Seine 1800 erschienene treffliche deutsche Sprachlehre für Engländer („German grammar adopted to the use of Englishmen") erlebte mehre Aufl. Auf Ersuchen einiger londner Buchhändler unternahm er 1812 die Umgestaltung von Rabenhorst's „Deutsch-englischem und englisch-deutschem Wörterbuche". Während s. Aufenthalts zu Eton genoß er den freundschaftlichen Umgang Herschel's und des gelehrten J. Bryant. Reisen durch Deutschland, Holland und Frankreich, meist auf Literatur und Kunst sich beziehend, brachten ihn in Verbindung mit vielen merkwürdigen Personen. 1818 folgte N. einem Rufe nach Weimar, um die Oberaufsicht über die Erziehung der Prinzessinnen, Töchter des Erbgroßherzogs, zu übernehmen. Er genoß hier Achtung und Zutrauen in ausgezeichnetem Maße. Auch erhielt er Urlaub, um Italien zu besuchen. Hier traf ihn eine dringende Auffoderung, die Stelle am britischen Museum anzunehmen, welche man mit Übergehung von 30 Bewerbern ihm bestimmte. Eine Frucht seiner ital. Reise ist die engl. Übersetzung von Göthe's Abhandl. über da Vinci's Cena in Mailand, mit einer gehaltvollen Einleitung. Früher hatte er im Verein mit s. Freunde Stoffart

Übersetzungen von „Fiesco“ und „Don Carlos“ gegeben, welche Schiller selbst für
ihr gelungen hielt. In Böttiger's „Amalthea“ (II) hat er eine interessante, auf
eigne Anschauung begründete, Abhandlung über das sogen. Memnonsbild („the
head of Memnon) mitgetheilt, welches der Hauptgewinn von Belzoni's Reise
war und von dem brit. Generalconsul Salt in Kairo für das Nationalmuseum in
London erworben, dort aufgestellt ist. Auch war N. Mitarbeiter an mehren kriti-
schen Journalen Englands, und als correspondirendes Mitgl. der göttinger k. So-
cietät der Wissenschaften gab er zuweilen Nachrichten und Recensionen für die An-
zeigen derselben. Seit 1824 gab er eine Auswahl seltener griech. Münzen aus
der Sammlung des Lords Northwick, mit Erklärungen, heraus; als ein Ganzes
u. d. T.: „Specimens of ancient coins of Magna Graecia and Sicily“, gezeich-
net von Del Frate (London 1826, 4., mit 21 Kpf.). N. starb zu London den
3. März 1826.

Noetianer, s. Secten.

Nollet (Jean Antoine), ein Geistlicher, der sich Verdienste um Physik und Naturgeschichte erwarb, geb. zu Pimbré bei Noyon 1700 von unbemittelten Ältern, erhielt s. ersten Unterricht zu Clermont und Beauvais, und ging dann nach Paris, wo er mit Réaumur, Dufay, Duhamel und Jussieu vertraut wurde. 1738 stiftete der Graf v. Maurepas für ihn zuerst die Stelle eines Prof. der Experimentalphysik. Er wurde Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften und machte wissenschaftliche Reisen nach England und Italien. 1744 ward er nach Versailles berufen, um den Dauphin in der Experimentalphysik zu unterrichten. Am meisten beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Elektricität. Diejenigen indessen, welche ihn als den Vater der Experimentalphysik in Frankreich betrachten, thun dem Pater Poliniere Unrecht, der die ersten öffentlichen Versuche in dieser Wissenschaft zu Paris gemacht hat. N. starb zu Paris 1770. Seine Arbeiten finden sich größtentheils in den „Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu Paris“. Die über das Gehör der Fische wird besonders geschätzt. Wir besitzen von ihm: „Leçons de physique expérimentale“ (Amsterdam 1754, 4 Bde., 12.; deutsch, Erfurt 1799 fg., 5 Bde.) und „L'art des expériences“ (Amstd. 1770, 3 Bde., 12.; deutsch, Leipzig 1771, 3 Bde., m. K.).

Nomaden (a. d. Griech.) nennt man diejenigen Völker, welche noch keine festen Wohnsitze haben und, gewöhnlich bloß mit der Viehzucht beschäftigt (Hirtenvölker), ihren Aufenthalt so oft verändern als sie sich durch Veränderung desselben zu verbessern glauben. Da Grundeigenthum und Ackerbau die Hauptstützen einer fortschreitenden Bildung sind, so stehen die nomadischen Völkerschaften den Ackerbautreibenden in Hinsicht ihrer Ausbildung überall weit nach. An ein ungebundenes Leben gewöhnt, haben die Nomaden einen großen Abscheu vor jeder Niederlassung und verlassen ihre ursprüngliche Lebensweise nur dann, wenn sie, von allen Seiten eingeengt, dazu genöthigt werden, oder wenn sie sich der Niederlassungen eines gebildeten Volks bemächtigen können. Gewöhnlich aber geschieht diese Veränderung allmälig. Die größten Revolutionen in der Geschichte sind oft durch solche Nomadenvölker hervorgebracht worden. Noch jetzt sind Südamerika, Nordafrika und das nördliche und mittlere Asien voll von Nomaden. Auch unter ihnen gibt es verschiedene Grade des Bildungszustandes. Einige halten sehr auf Wohlhabenheit und Vermehrung ihres beweglichen Eigenthums und kennen schon einen gewissen Luxus, während andre eine mehr räuberische Lebensart führen.

Nomen, in der Mehrzahl nomina, das Nennwort, ist in der Sprachlehre derjenige Redetheil (s. d.), durch welchen man ein Ding im weitesten Sinne, seinem Bestehen und Inhalte nach bezeichnet. Zu den Nennwörtern gehören: 1) die Hauptwörter, nomina substantiva, durch welche ein Ding als für sich bestehend bezeichnet wird. Sie sind a) appellativa (communia) Gemeinnamen, Ge-

meinwörter, Gattungswörter, welche sich auf mehre und zwar wirklich für sich bestehende (z. B. Personen oder Sachen im eigentlichen Sinne) oder auf abstracte Dinge (allgemeine von den Dingen abgezogene Begriffe und an sich unselbständige Eigenschaften, Zustände, z. B. Klugheit) beziehen; daher die erstern **concreta**, die letztern **abstracta** heißen. Zu den Gemeinwörtern gehören auch die Sammelwörter (**collectiva**), in denen eine Mannigfaltigkeit solcher Dinge als ein Ganzes gedacht wird, z. B. Heerde, Monat, Jahr; b) Eigennamen (**nomina propria**, s. Namen). 2) Bei- oder Eigenschaftswörter (**nomina adjectiva**). (S. Adjectiv.) Bei den Nennwörtern kommt die Declination (Beugung), das Genus (Geschlecht) und der Numerus (Zahl) vor. Einige Formen des Zeitworts können als Nennwörter gebraucht werden; als: das Particip oder Mittelwort, und der Infinitif, welcher mit dem Artikel verbunden (z. B. das Lesen) zum Substantiv erhoben wird.

Nomenclator, so nannte man bei den Römern einen Bedienten, der bei Gastereien die Namen der Gerichte und deren Beschaffenheit den Gästen sagte. Gewöhnlich versteht man jetzt darunter ein bloßes Namenverzeichniß gewisser Gegenstände, z. B. Pflanzen, ohne weitere Erklärung derselben.

Nominaldefinition, Namenerklärung, ist diejenige Erklärung, in welcher man einen Gegenstand durch eine Unterscheidung von andern deutlich macht, und, da der Name das Unterscheidende bezeichnet, einen Gegenstand dem Namen (nicht der Sache) nach erklärt. Nun steht zwar der Name mit der Sache in Verbindung, sodaß durch den Namen auch die Sache verstanden wird, es kann also die Nominaldefinition die Realdefinition (Sacherklärung) vorbereiten, und man kann sie an die Spitze einer Untersuchung stellen, um bestimmt anzugeben, wovon die Rede ist; doch kann man aus ihr nichts für die Möglichkeit und das Wesen der zu erklärenden Sache ableiten. Bei ihr wird die Sache schon vorausgesetzt, und nur erklärt, daß oder warum sie so heißt, nicht was das ist, und wie es möglich ist, was der Name bezeichnet. Solche Namenerklärungen sind z. B.: das Genie ist ein ungemeines Talent; schön ist, was durch sich selbst gefällt; Rechtspflicht ist eine erzwingbare Pflicht. In den meisten Fällen können wir jedoch nur Nominaldefinitionen geben. Von ihnen ist noch die Verbaldefinition (die bloße Worterklärung) verschieden, welche das Wort als Wort nach seiner Bedeutung, Abstammung u. s. w. bestimmt (z. B. Dreieck ist, was 3 Ecken hat, Somatologie ist Körperlehre), dagegen die Namenerklärung die genannten Gegenstände von andern unterscheiden lehren will.

Nominalisten. Die genauere Schilderung der Nominalisten hängt mit der Schilderung der scholastischen Philosophie zusammen. Karl d. Gr. hatte, vorzüglich zur Bildung der Geistlichen, Schulen (**scholas**) angelegt, in welchen die sogen. 7 freien Künste (das **trivium** und **quatrivium**) gelehrt wurden. Da man in dem damaligen Zeitalter in diesen Schulen natürlich nicht über die Wahrheit der von der Kirche geheiligten Dogmen hinauszugehen wagte, so mußte sich das Wesen der in ihnen gelehrten Philosophie, welche daher die scholastische hieß, zunächst nur in der Anwendung der Philosophie, oder im Grunde nur der Dialektik, auf die Theologie und auf die innige Verschmelzung beider erstrecken. Selbst die Dialektik wurde daher anfangs durch philosophischen Schulzwang und später durch theologische Verketzerung in gewisse willkürliche Schranken eingeengt. So erzeugte sich in dem engern Felde, auf welchem man sich herumtummelte, ein überfeiner, grüblerischer Geist; der in leeren Denkformen seine Befriedigung suchte, wodurch sich jedoch der dialektische Scharfsinn der abendländischen Völker entwickeln mußte. Einen Hauptzwiespalt in der scholastischen Philosophie erregte der sogen. Nominalismus, dessen Stifter Johann Roscellin, Kanonikus zu Compiegne, wurde, indem er u. a. damals sogen. Ketzereien behauptete, die allgemeinen Begriffe seien

bloße Worte, nomina, Namen (flatus vocis). Dagegen behaupteten die **Realisten** (von res, die Sache), die allgemeinen Begriffe würden nicht vom Verstande gebildet, sondern seien der Wirklichkeit nach in den Objecten gegründet, sie würden als Realität dem Verstande gegeben, sie seien die Sachheit selbst. Die Lehre des Roscellin wurde zu Soissons 1092 verdammt, und die Realisten, welche unter sich selbst nur in wenig bedeutenden Punkten abwichen, wurden die herrschende Schule. Indessen ward im Anfang d. 14. Jahrh. der Kampf der Nominalisten mit den Realisten durch den Franciscaner Wilhelm v. Occam aus der engl. Grafschaft Surrey, einen Schüler des berühmten Duns Scotus (welcher zu Paris lehrte), auf eine solche Weise erneuert, daß die Nominalisten zuletzt den Sieg davontrugen. Sein Scharfsinn richtete sich zunächst gegen die von den Realisten behauptete objective Realität, welche den allgemeinen Begriffen außer dem Verstande zukommen solle. Diese haben nach Occam nur ein subjectives Dasein in der Seele und sind ein Erzeugniß des abstrahirendes Verstandes. Unter den nächsten Anhängern und Vertheidigern des Nominalismus bemerkt man noch den berühmten Joh. Buridan aus Bethune (1350), ferner Rob. Holcot (st. 1349), Greg. von Rimini (st. 1358), Heinr. von Oyta, Heinr. von Hessen (st. 1397), Nic. Oresmius (st. 1382), Matth. von Krakau (st. 1410), Gabr. Biel (st. 1495). Die Nominalisten wurden zwar oft verfolgt (zu Paris 1339, 1340, 1409, 1473), indessen gewannen sie doch nach und nach sowol in Frankreich als auf den deutschen Universitäten die Oberhand. Sie sind auch dadurch in der Geschichte der Philosophie des Mittelalters merkwürdig, daß, ungeachtet ihr Streit sich eigentlich nur auf die Realität der allgemeinen Begriffe bezog, von ihnen ein freierer und von der kirchlichen Theologie unabhängiger Geist ausging, welcher den größern philosophischen Versuchen der folgenden Jahrhunderte zuerst den Weg bahnte.

Nominalwerth, Nennwerth, ist der durch Worte oder Zahlen festgesetzte Werth einer Sache, unterschieden vom wirklichen Werthe (Realwerthe). Am häufigsten kommt dieser Unterschied bei den Staatspapieren vor. Ist bei diesen Nominalwerth und Realwerth gleich, so sagt man, sie stehen al pari. Außerdem unterscheidet man ihren Nominalwerth von ihrem gewöhnlichen Curse.

Non (Jean Claude Richard de Saint), geb. 1727, gest. zu Paris d. 25. Nov. 1791, Mitglied der Maler- und Bildhauerakademie zu Paris, berühmt durch sein „Voyage pittoresque de Naples et de Sicile" (1782—86, 5 Bde. Fol.), die vorzüglich wegen der (417) Kupfertafeln geschätzt wird. Er hatte seine Stelle als Parlamentsrath verkauft, um mit diesem Gelde die Reise nach Italien zu bestreiten. Er war selbst ausübender Künstler und besaß in Arbeiten mit der Radirnadel eine vorzügliche Geschicklichkeit. Außer den Kupfern jener Reisebeschreibung hat er noch eine Menge von Blättern nach Antiken oder nach Arbeiten von Le Prince, Boucher und Fragonard herausgegeben. (Vgl. Denon.)

Nonä, s. Calender.

Nonconformisten, die der bischöflichen Kirche in England entgegengesetzte Partei, s. Anglicanische Kirche.

None, in der Musik der neunte Ton vom Grundton heraufwärts gerechnet. (S. Intervall.)

Nonjurors, Nichtschwörer, s. Jakobiten.

Nonius, s. Vernier.

Nonne, s. Klöster.

Nonnus, ein späterer griechischer Dichter, geb. aus Panopolis in Ägypten, lebte nach Einigen zu Anfang, nach A. zu Ende d. 5. Jahrh. n. Chr. Er ist Verf. eines Gedichts, „Dionysiaca" betitelt, in 48 Büchern, worin der Zug des Bacchus (Dionysus) nach Indien beschrieben wird. Die Schreibart ist schwülstig und weitschweifig, die Beschreibungen zu sehr ins Einzelne gehend, die Beiwörter oft ohne

Noth gehäuft und gesucht, aber die metrische Behandlung hat Verdienste, und der moderne Ton ist blühend und lebendig. „Ed. pr. gr. ed. Falkenburg" (Antwerp. 1569); „C. lat. vers. Lubini" (Hanau 1605, auct. 1610). Gräfe fing 1819 zu Leipzig eine vollst. krit. Ausg. an, von der aber bis jetzt bloß der erste Bd. erschienen ist, der das 1—24. Buch enthält. Ferner haben wir vom Nonnus eine versificirte Umschreibung des Evangeliums Johannis, die als Commentar dienen kann, da sie sehr deutlich, wiewol wenig poetisch ist.

Nonote (Claude François), Jesuit, Mitglied der Akad. von Besançon, geb. 1711, widmete sich besonders der Kirchengeschichte und Theologie, und machte sich bekannt durch seine „Erreurs de Voltaire" (Avignon 1762, 2 Bde., 5. A. 1770, 12.). Es herrscht darin ebenso viel Gelehrsamkeit als Anstand im Tadel. N. hat bei diesem Werke den Zweck, die in dem „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations", zum Theil aus Unkunde, zum Theil aus Parteilichkeit von Voltaire gemachten Fehler und falschen Angaben zu berichtigen. Voltaire zermalmte ihn dagegen durch seinen Witz. N. starb zu Besançon d. 3. Sept. 1793. S. „Oeuvres de l'abbé Nonote" (Besançon 1818, 7 Bde.).

Nonpareille (ohne Gleichen, unvergleichlich), eine Art feiner Druckschrift (Lettern), z. B.

Scriptorum chorus omnis amat etc.
Das Dichtervolk war je und allezeit ꝛc.

Noot (Heinrich van der) spielte eine Rolle in dem Aufstande der östr. Niederlande gegen Joseph II. Geb. zu Brüssel, studirte er die Rechte zu Löwen und kehrte als Advocat nach seiner Vaterstadt zurück. Ohne gründliche Kenntnisse und richtigen Blick, war er nichtsdestoweniger durch seine Beredtsamkeit und durch seine Kühnheit als Volksführer zu fürchten. Schon früher waren die Niederländer durch den von Joseph II. beabsichtigten Tausch der Niederlande gegen Baiern, und durch die Schleifung der Barrièreplätze unzufrieden; als aber der Kaiser die durch die Joyeuse Entrée ihnen zugesicherten Freiheiten verletzte, Patrimonialgerichtsbarkeit abschaffte, der Universität von Löwen eine neue Einrichtung geben und die fanatische Geistlichkeit zur Duldung aller christlichen Secten zwingen wollte, zum größten Verdrusse derselben Normalschulen anlegte und durch die Ernennung von Intendanten die Rechte der Stände vernichtete, so entstanden 1788 zu Brüssel und a. a. O. Unruhen. Zwar wurden die ersten Bewegungen gestillt; allein schon 1790, als Joseph, auf die Truppenverstärkungen sich verlassend, die er indessen nach den Niederlanden gesandt hatte, seine Pläne von neuem durchzusetzen suchte, brach der Aufruhr mit verdoppelter Heftigkeit aus und ward allgemein. Van der Noot stellte sich an die Spitze des Volks und ward bald das Haupt der Empörer; die eigentliche Seele des Aufruhrs aber war van Eupen, ein fanatischer und schlauer Priester, der auch van der N. gänzlich beherrschte. England, Preußen und Holland unterstützten insgeheim die Empörer. Der Generalgouverneur der Niederlande, Herzog von Sachsen-Teschen, mußte flüchten, die östr. Truppen wurden vertrieben, ein souverainer Congreß, bestehend aus Abgeordneten aller Provinzen, versammelte sich zu Brüssel und erklärte die Unabhängigkeit der Niederlande. Allein bald entstanden Uneinigkeiten unter den Aufrührern selbst, Aristokraten und Demokraten bildeten besondere Parteien, und die unbesonnenen Schritte der Letztern beraubten die Niederländer des Schutzes der Mächte, die sie bisher begünstigt. So ward es Leopold II. leicht, 1791, nachdem Joseph gestorben, die Niederlande wieder zu unterwerfen. Van der N. lebte seitdem in der Dunkelheit und starb, 96 J. alt, zu Stroombeck d. 13. Jan. 1827.

Nordamerika, die größere nördliche Hälfte der neuen Welt (vgl. Amerika), ist eine zwischen dem stillen und dem atlantischen Meere hoch in die arktische Welt hinauf ausgedehnte, einem Dreieck ähnlich gestaltete Ländermasse von

344,776 □M., mit 20 Mill. Einw. Es schließt ungeheure Wasserbecken ein und bildet eine vielfache, durch Dampfschifffahrt belebte Stromverbindung in seinen mit unermeßlichen Rohrwiesen, Morästen (swamps) und grasreichen Flächen (Savannen) bedeckten Binnenländern, die zwischen dem westl. Bergrücken der bis zu der Höhe von 16,500 Fuß sich erhebenden Anden mit dem steinichten Gebirge (Rocky Mountains) und dem östl. Alpenlande der 3000 F. hohen Apalachen nebst dem Alleghanygebirge, von den nördl. Quellen des Missisippi bis zu dessen Mündung in den Golf von Mexico hinab sich ausbreiten. Unter dem 8° N. B. ist Nordamerika mit Südamerika durch die 14 Meilen breite Landenge von Panama verbunden. Vielleicht gelingt hier dem kühnern Charakter der Freiheit, was spanische Eifersucht bisher nicht unternehmen wollte, die beiden großen Halbinseln der neuen Welt zu trennen und das atlantische Meer mit dem stillen zu verbinden, wodurch eine Seefahrt von 1000 Meilen um das Cap Horn herum erspart würde, wenn man nämlich im 12° N. Br. die Quelle des Sees Nicaragua mit einem kleinen Flusse, der in das Südmeer fließt, vereinigte und eine ebene Fläche von 6 Meilen durchstäche. Den Zusammenhang von Nordamerika mit der Polarwelt, ob nämlich eine Meerenge unter dem 80° Grönland von Amerika scheide, und ob es eine nordwestl. Durchfahrt in das Polarmeer gebe, haben von 1818—26 sowol britische Seefahrer, als auch seit 1771—1827 Reisende zu Lande untersucht. (S. Nordpolexpeditionen.) Durch die 10 Meilen breite Straße aber, welche unter dem Polarkreise Nordamerika von Asien scheidet, segelte zuerst 1741 mit 2 russischen Schiffen der Däne Bering (s. d.). Hierauf untersuchten die Westküste die britischen Seefahrer Cook und Vancouver, woraus sich ergab, daß ungeachtet der vielen Einbuchtungen südwärts von der Beringsstraße keine östliche Durchfahrt aus dem stillen Meere in das atlantische vorhanden sei. In Auftrag der Vereinigten Staaten erforschten das Innere von Nordamerika der Major Pike, welcher 1805 den Lauf des Missisippi bis zu seinen Quellen verfolgte, und die Capitains Lewis und Clarke, welche von 1805—8 in einer Strecke von 9000 engl. Meilen den ganzen Lauf des Missuri und des Columbia untersuchten. Sie drangen mitten durch die Wildnisse des Felsengebirges bis an die Küste des stillen Meeres vor, was 1793 schon dem Briten Mackenzie gelungen war. — Beträchtliche Meerbusen, wie die Baffins- und die Hudsonsbai (s. d.), sowie der mexicanische Golf auf der Ostseite, und das Purpurmeer oder Mar Vermejo auf der Westseite, nebst einer fast zahllosen Menge Einfahrten, und gegen 200 Landseen, darunter die größten der Erde — der Ober-, Mischigan-, Huronen-, Erie- und Ontariosee (zusammen 4300 □M.), dann der Sklavensee, der Winipegsee und viele andre füllen Nordamerika an, vom 40 bis zum 70° N. Br. Aus jenen 5 Seen strömt der 400 Meilen weit schiffbare Lorenzfluß in das atlantische Meer. Die übrigen Stromthäler, z. B. der 569 Meilen schiffbare Missuri, der 200 Meilen schiffbare Ohio und 40 andre fallen sämmtlich in das 800 Meilen lange Gebiet des Missisippi, des wichtigsten Handelscanals der Binnenstaaten von Nordamerika. Kleinere Küstenflüsse stürzen sich von waldigen Höhen herab durch Felsenklüfte theils in das stille Meer, wie der Columbia, der Rio grande de los Apostolos u. a. m., theils in das atlantische, wie der Connecticut, Delaware, Hudson, Savannah und 28 andre, theils in das Eismeer, wie der Kupferminen- und Mackenziefluß, theils in die Binnenmeere, z. B. 40 Flüsse in den 1800 □M. großen Obersee, theils in den Golf von Mexico, wie der Colorado, Rio Bravo u. a. m. Diese Masse von Gewässern, sowie die ungeheuren Waldstrecken, welche einst ganz Nordamerika bedeckten, erklären das kältere, feuchte Klima dieses Welttheils; daher strömt in vielen Gegenden noch einmal so viel Wasser aus den Wolken herab als in den Theilen der alten Welt, die mit jenen unter gleicher Breite liegen, und des Nachts fällt der Thau in großen Tropfen von den Blättern der Bäume; daher hat das Rennthier, welches

in Europa erst unter dem 60° einen ihm angemessenen kalten Wohnsitz findet, in Amerika seine Heimath schon unter dem 42°, und der weiße Bär, bei uns ein Bewohner der kalten Zone, wird in Nordamerika schon unter dem 53° gesehen; daher gedeiht in den Verein. Staaten erst seit kurzem der Anbau des Weinstocks, jedoch bisher nicht nördlicher als Pennsylvanien; daher endlich hört in den östlichen Ländern Nordamerikas schon mit dem 60° alles Wachsthum der Pflanzen auf. Dieser Mangel an Wärme hat auch den Fortschritt der Bildung der ursprünglichen Bewohner von Nordamerika zurückgehalten. Die amerikanischen Nationen, Indianer genannt, stammen in den westlichen Ländern wahrscheinlich von den Tataren und andern Völkern des nördlichen Asiens ab, wie man aus der Übereinstimmung der Sprachen, Sitten und Gebräuche der Völker Nordasiens mit denen in N.-A. schließt, welche Übereinstimmung auch in Ansehung der Thiere stattfindet. Unter ihnen nennen sich die jetzt fast ausgerotteten Illinois und Blenilenapes die ursprünglichen und echten Menschen. An Schönheit übertreffen die Osagen alle übrige Stämme. Mit den Osagen ist der vielverzweigte Stamm der Akansas verwandt. Alle diese Urvölker lebten zur Zeit der ersten europäischen Ansiedelung, und leben zum Theil noch von der Jagd, unter sich in fortwährende Familienkriege verwickelt; kein einziges hielt Heerden; und auf der ungeheuern Fläche fand sich nur Ein Volk, das auf einige Bildung Anspruch machen konnte: die Mexicaner oder Toltekas. Dieses Volk ward von den Spaniern (s. Cortez) seit 1518 unterjocht und späterhin christianisirt. Doch hat man auch in den Missisippiländern und am Ohio Denkmäler einer höhern Bildung der Vorzeit entdeckt, z. B. Erdwälle, die regelmäßige Festungswerke bilden, pyramidalische Erdkegel, von Ziegelsteinen aufgemauerte Brunnen und ähnliche Spuren eines frühern Anbaus, von welchem selbst die Sage untergegangen ist, sowie menschliche Skelette von einer fremdartigen Gestaltung. (Vgl. Amerika.)

Nordamerikas neuere Bildung ist spanischen und britischen Ursprungs; später ließen sich Franzosen (z. B. in Canada, in Louisiana) und Deutsche in größerer Zahl daselbst nieder. (Vgl. Vereinigte Staaten.) Die ersten Ansiedelungen gründete Walter Raleigh 1586 an dem Theile der atlantischen Küste, den er zu Ehren seiner jungfräulichen Königin Elisabeth, Virginien nannte; doch gedieh dieselbe erst seit 1607, in welchem Jahre Jamestown erbaut ward. (Vgl. Penn.) Die europäische Bildung, welche seitdem das östliche Küstenland in einen freien Weltstaat verwandelt hat, und die nördlichen Länder mit dem britischen Volke durch Gesetz und Handel immer inniger verknüpft, breitet sich jetzt durch planmäßig angelegte Straßen, Canäle, Handels- und Militairposten und fortgesetzte Entdeckungsreisen auch in den Wald- und Steppenländern des innern Nordamerika aus und siedelt sich selbst auf dem westl. Küstenlande mit Erfolg an, um hier ebenfalls die alte Welt mit der neuen zu verbinden. In dieser Hinsicht hat man die freien Urstämme der nordamerikanischen Völker, nach ihren Sprachen, Sitten und Gebräuchen näher erforscht, um sie mit dem europäischen Leben bekannter zu machen. Am meisten ist dies bei den Creeks und den Cherokesen gelungen. Diese haben wenigstens ordentliche Häuser, Viehstand und Kleidung; einzelne von ihnen sind sogar wohlhabend und lieben die Bequemlichkeiten und Genüsse der Europäer. — Gegenwärtig ist Nordamerikas Nordwestküste, durch die Fortschritte der Ansiedelung und die Reibungen der europäischen Handelspolitik daselbst, ein Gegenstand wichtiger Verhandlungen geworden. Seitdem die Verein. Staaten 1803 Luisiana von Frankreich erkauft hatten, wandte der Congreß seine Aufmerksamkeit auf die Erforschung des westlichen Gebiets dieser großen Provinz. Er gründete, vorzüglich seit 1811, des reichen Pelzhandels wegen, Niederlassungen am Columbiastrome (s. d.), wo das Land für Ackerbau, Schifffahrt und Handel gleich wichtige Vortheile darbot. Allein Briten und Russen hatten sich bereits für dieselben Zwecke ebenfalls an der

Nordwestküste Amerikas niedergelassen. In dem letzten Kriege mit den Verein. Staaten bemächtigten sich daher die Briten 1813 der amerikanischen Colonie am Columbia, und nun betrieb daselbst die engl. Nordwestcompagnie von Canada den einträglichen Pelzhandel. Allein nach dem Vertrage von Gent, 1814, gab Großbritannien diesen Landstrich an die Verein. Staaten zurück. Die Briten besaßen jedoch an jener Küste noch den von Cook 1778 untersuchten Nutkasund (49° 56′ N. Br.). Hier hatten sie schon 1789 Pelzhandel und Fischerei getrieben. Spanien wollte dies zwar mit Gewalt verhindern, mußte aber durch den Vertrag im Escurial vom 28. Oct. 1790 an Großbritannien den Nutkasund abtreten, und diese Macht nahm davon 1795 förmlich Besitz. In der Folge (1816) stellten die beiden britischen vereinigten Nordwest= und Hudsonsbai=Compagnien Jägerposten daselbst auf und colonisirten zugleich denjenigen Theil der Küste, welchen zuerst Franz Drake 1578 unter 48° N. B. besucht, den er Neualbion genannt und im Namen der Königin Elisabeth von England in Besitz genommen, den aber Vancouver erst 1795 genauer erforscht hatte. Als jedoch die Verein. Staaten ihr Eigenthumsrecht auf Luisiana bis Neualbion (nördlich von Californien) ausdehnten, schienen die Briten bloß denjenigen Theil der Küste, welcher sonst auch Neugeorgien genannt wurde, u. d. N. Neu= oder Westcaledonien behaupten zu wollen. Ihre Niederlassungen daselbst haben jedoch gar keinen Fortgang gehabt. Dagegen gediehen die britischen Ansiedelungen an der im Umfang von Guatemala (s. Mittelamerika) gelegenen Hondurasbai, zu Blewfields, im Lande der Muskitoindianer, und zu Balise. Der wichtigste Punkt an dieser Küste ist die von den Spaniern 1751 gegründete Stadt San=Fernando d'Omoa, deren großer und sicherer Hafen für den Handel von und mit Guatemala ein bequemer Niederlagsort ist. Auch hier haben sich viele Engländer niedergelassen, um Holz zu fällen und engl. Waaren gegen Landeserzeugnisse umzusetzen. Während so die Briten südwärts und die Amerikaner nordwärts von Californien sich niederließen, breiteten sich die Russen von N. herab an derselben Küste aus, wo sie um 1741 die Strecke zwischen 60 und 56° Br. entdeckt hatten. Der Kaufmann Berrenoff, Director der russ. Pelzwerkshandelsgesellschaft, gründete 1792 Neuarchangelsk (57° N. Br., s. d.), den Mittelpunkt ihrer Niederlassungen; von hier aus trieben sie den Seeotternfang bis nach Californien, wo sie unter 38° Br. einen Militairposten, das Fort Bobggo, errichteten, sodaß zwischen ihren beiden Niederlassungen die nordamerikanischen und die englischen lagen. Da nun bald zwischen den 3 Nationen Streitigkeiten entstanden, so erließ Rußland im Sept. 1821 einen Ukas, durch welchen es die ganze Küstenstrecke des westl. Amerika, von 51° N. Br. an bis zur Beringstraße hin, für russisches Gebiet und alle Inselindianer südwärts bis zu 51° N. Br. für seine Unterthanen erklärte, den Seefahrern aller Nationen aber verbot mit den Einw. dieser Küste Handel zu treiben oder sich ihr bis auf 100 Seemeilen (36 Stunden) zu nähern. Dagegen machten die Verein. Staaten ihr Recht auf das Columbialand, und die Briten ihr Recht auf Westcaledonien geltend. So ward die Nordwestküste von Nordamerika ein Gegenstand wichtiger politischer Verhandlungen, die in Petersburg geführt wurden. Nur die spanische Regierung nahm daran nicht Theil, obgleich Spanien seit seinen allgemein anerkannten Entdeckungsrechten von 1543, wo der Spanier Cabrillo zuerst diese Küste sah, von 1588, 1642 u. 1774, den gültigsten Anspruch auf alles Küstenland von Californien bis zu 58° n. B., mit Ausnahme des tractatmäßig abgetretenen Nutkasundes, hätte machen können. (Vgl. Schöll, „Traités de paix", 4. Bd., S. 112 fg.) Dagegen sprach der Präsident der Verein. Staaten, im Namen des Congresses, gegen Rußland, England und Spanien das ausschließliche Besitzungsrecht des Columbialandes aus, theils darum, weil die Verein. Staaten diese Gegenden zuerst landeinwärts hatten untersuchen lassen, theils und hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie mit dem von

Napoleon erkauften Besitze des spanischen Luisiana auch das Eigenthumsrecht auf den von den Franzosen in Luisiana entdeckten Weststrom, den die Amerikaner Columbia nennen, erworben, und in Folge dieses Rechts das ganze Land, u. d. N. des luisianischen Districts Oregan (nach Carey ein Land von 15,896 geogr. □M.) in Besitz genommen hatten. Dieser District bildet fast ganz das Wasserbecken des Columbia, dessen nördlicher Arm die meisten Gewässer Neu- oder Westcaledoniens aufnimmt, und dessen südlicher viele neucalifornische Gewässer sammelt. Die Verhandlungen des amerikan. Gesandten in Petersburg, Middleton, mit dem russischen Cabinette (Grafen Nesselrode) über den erwähnten russischen Ukas führten zu einem Vergleich (Petersburg, 17. April 1824), nach welchem beide Theile, Amerikaner und Russen, berechtigt sind, die Südsee frei zu beschiffen, zu fischen und auf allen Punkten der Westküste, welche nicht bereits besetzt sind, zu landen und mit den Ureinwohnern Handel zu treiben. Der 54° 50′ N. Br. bildet die Grenzlinie; nördlich von demselben dürfen die Verein. Staaten, und südlich die Russen keine Niederlassungen gründen. Beide Theile sind 6 Jahre lang berechtigt, frei in allen beiderseitigen Häfen, Buchten u. s. w. einzulaufen, um zu fischen und mit den Eingeborenen Handel zu treiben. Nur der Handel mit Feuergewehren und geistigen Getränken ist untersagt. Auch mit den Briten ward ein europäisch-völkerrechtlicher Zustand in jenen entfernten, von wilden Jägervölkern und kühnen Seeleuten besuchten Landstrichen 1825 hergestellt und dadurch ein neues Band des Völkerverkehrs um beide Welten geschlungen.

Die einzelnen Länder Nordamerikas: I. Im hohen Norden liegen innerhalb des Polarkreises die von Frost und Schnee starrenden, zum Theil noch unbekannten Länder an der Baffinsbai: Grönland, Spitzbergen (s. d.) und die 1818 entdeckte Nordküste, welche von einem Volke bewohnt wird, das keine Kunde von der übrigen Welt hatte und von den Eskimos auch in der Sprache sich unterschied. II. Die von Eskimos (s. d.) bewohnten Länder an der Hudsonsbai, welche nebst der Bai von den Briten als ihr Eigenthum betrachtet werden und unter dem britischen Gouverneur zu Quebeck stehen. An der Ostseite liegt Labrador (s. d.). — An der Süd- und Westküste: Neuwales (23,500 □M.), durch den Fluß Churchill in Neunord-, und Neusüdwales getheilt, reich an Pelzwild, besonders Bibern, und an Fischen. Es hat Waldung und eßbare Beeren. Nur im Süden gedeihen Gartengewächse. Man findet Blei, Eisen, Kupfer, Asbest, Marmor, Steinkohlen u. s. w. Das Land läuft im N. O. in die von Parry 1822 entdeckte Halbinsel Melville aus. — Im Norden liegt zwischen der Baffins- und der Hudsonsbai Prinz-Williamsland, das nebst dem Lande im W. von Neuwales bis ans Eismeer 47,450 □M. groß, des Anbaues unfähig und nur im Süden an der Repulsebai bekannt ist. Zum Prinz-Williamslande gehört auch die Winterinsel (66° 11′), welche Parry auf seinen Reisen untersuchte. In dem innern Lande westlich von Neuwales bis ans Eismeer sind u. a. der Sklavensee (1400 □M.), der Kupferminen- und der Mackenziefluß zu bemerken. III. Die Länder an der Westküste (vom Hafen und der Mission San-Francisco 38° 10′ an bis zum Eiscap 70° 45′ N. Br.) sind 32,000 □M. groß; sie grenzen an das Eismeer, den großen Ocean, die spanischen Provinzen und die Verein. Staaten. Hier entspringen der Missisippi und der Missuri. Eine Menge durch Flüsse verbundener Seen erleichtern die Waarenzüge der Pelzhändler. Der von den Verein. Staaten mit Großbritannien d. 12. Oct. 1818 abgeschlossene Handelsvertrag hat die Grenzen beider Völker so bestimmt, daß der Parallelkreis der 49° westlich von Missisippi, vom Waldsee (Woodlake) an bis zu dem Felsengebirge (Rocky Mountains) das Gebiet der Verein. Staaten von dem britischen Gebiete scheidet, das Land jenseits dieser Gebirge aber bis an den stillen Ocean während 10 Jahre dem Handel beider Nationen geöffnet sein soll. Die Ureinwohner des Binnenlandes sind mehre bis

und her wandernde Stämme unter Kaziken, z. B. die Tschipewäer, Nadowessier, Missurier, Knistanoer im Süden, die Kupferindianer, die Zänkernation, die Hasen-, die Biberindianer und A. im Norden, meistens Jäger und Fischer. Die südlichen Gegenden haben herrliche Eichen-, Cedern-, Ahorn- und andre Wälder. Es gibt daselbst Elenn- und Rennthiere, Auerochsen, Ochsen, Pferde, Ziegen, wilde Schafe, sehr viel Pelzwild und Geflügel. Auch wächst europäisches Gemüse. Man findet Eisen, Kupfer, Blei, Vitriol u. s. w. Die Buchten und Inseln der Nordwestküste 600 Meilen weit, vom Cap Mendocino 40° bis zum Eiscap, sind von rohen Jäger- und Fischernationen bewohnt. Hier haben sich des Pelzhandels, und besonders des jetzt jedoch nicht mehr so einträglichen Seeotterfanges wegen, Russen, Briten und Amerikaner angesiedelt. a) Die russischen Niederlassungen am Norfolksund, deren südliche Grenze, nach dem petersburger Vertrage mit den Verein. Staaten, vom 17. Apr. 1824, und nach dem Vertrage zwischen Rußland und England vom 28. Febr. 1825, der 54° 50′ N. B. oder die Südspitze der russischen Prinz Walesinsel ist, enthalten die Colonie Neuarchangelsk (s. d.). Ferner gehören zum russischen Amerika die Halbinsel Alaschka und die Insel Kodjak, mit dem Sitze des Gouverneurs Alexandria oder St.-Paul. b) Die amerikanischen Niederlassungen, vom 38° 10′ nordwärts bis zum 54° 50′ Br., haben ihren Hauptpunkt am Columbiafluß. c) Die britischen Niederlassungen in Neualbion und am Nutkasunde beschränkten sich auf die 1730 □M. große Insel Vancouver (nach dem berühmten Seefahrer so genannt, der diese Küste genau erforscht hat), die Königin Charlotten-, die Prinz-von-Wales- und die König-Georgs-III.-Inseln. Über die Küste selbst, vom 38° 10′ an südwärts, behauptet das Gouvernement in Mexico sein früheres Besitzrecht. IV. Das britische Nordamerika (ohne Labrador und Neuwales), 40,000 □M. groß, besteht aus 8 Gouvernements: a) Neufundland (s. d.). b) St.-John begreift mehre Inseln im Lorenzbusen; Hauptstadt Charlottetown. Die Franzosen besitzen hier des Fischfanges wegen die Inseln St.-Pierre und Mizuelon. c) und d) Neuschottland und Neubraunschweig, zusammen Akadien, s. Neuschottland. e) Cap Breton, eine unfruchtbare, aber des Stockfischfanges wegen wichtige Insel vor dem Lorenzbusen, 112 □M. mit 3000 Einw. f) und g) Das britische Canada (42° 30′—52° N. Br.), ein fruchtbares aber kaltes Land am Lorenzstrom und den 5 Seen, mit unermeßlichen, für den Schiffbau wichtigen Wäldern, die besonders auch Ahornzucker liefern. Die Franzosen haben dieses Land, das sie zuerst entdeckten und colonisirten, bis zum pariser Frieden von 1763 besessen. Es ist in 2 Gouvernem. getheilt: Untercanada oder Quebeck, 6800 □M., mit 350,000 E., und Obercanada oder York, 4700 □M., mit 151,100 E. (Rechnet man zu Canada noch Neuwales und das westliche Binnenland, so hat das Ganze 82,350 □M.) Die Einwohner leben unter einer freien, der britischen ähnlichen Verfassung, daher 1827 zwischen dem britischen Gouverneur Dalhousie und dem canadischen Parlamente eine große Spannung entstand, als das letztere seine Rechte verletzt glaubte. — In Untercanada sind die meisten Einw. franzöf., in Obercanada engl. Herkunft. Von Ureinwohnern gibt es Nigeponier, Algonkinen, Huronen und die sogen. 6 Nationen oder Irokesen. Unter ihnen haben die Briten des wichtigen Pelzhandels wegen Factoreien und Forts. Die Hauptst. ist Quebeck (s. d.); in Obercanada ist es York am Ontariosee. Montreal und Kingston sind Hauptniederlagen für den Pelzhandel, bei welchem Rum ein Hauptartikel ist, um die Wilden zu übervortheilen, daher das physische und moralische Verderben unter mehrern wilden Stämmen so zunimmt. h) Das Gouvernem. der Bermudas-, (Sommer- oder Teufels-) Inseln (32° 5′—32° 50′ N. Br.), der Zahl nach 800, von denen jedoch nur 8 bewohnt sind, 45 □M, 11,000 E., darunter 4900 Neger. Die bermudische Ceder ist ein treffliches Schiffbauholz. Die Insel St.-Georg mit der Hauptst. gleiches N. ist der Sitz des Gou-

verneurs. V. Die Vereinigten Staaten (s. d.), nebst den 1819 damit verbundenen Floridas, in welchen noch viele theils den Amerikanern befreundete und an Landbau sich gewöhnende, theils wilde und kriegerische Stämme leben, z. B. in Süden die Seminoles, die Creeks, die Choctaws, die Cherokees u. A. VI. Das bisherige spanische Nordamerika (vgl. Südamerikan. Revolution), welches Alex. v. Humboldt (s. d.) uns zum Theil genauer bekanntgemacht hat, erstreckte sich nördlich bis zur Mission St.-Francisco an der Küste von St.-Crux, und begriff a) das Vicekönigreich Neuspanien. (S. Mexico). Zu ihm gehörte auch Neumexico (Hauptst. Santa-Fé am Rio del Norte), mit der Halbinsel Californien. b) Die Generalcapitanie Guatemala. (S. Mittelamerika.) Zu ihr gehörte auch die Landenge Darien oder Panama. Der Boden ist fruchtbar und mit zahllosen Heerden bedeckt. Man baut Getreide, Mais, Zucker, Baumwolle, Cacao, besonders Indigo. An der Mosquitoküste (mit der Stadt Balize) sowie in Altmexico, in der Provinz Yucatan an der Hondurasbai haben die Engländer einige Niederlassungen, aus welchen sie die schönsten Holzarten, z. B. Campescheholz, ausführen. — Außer ältern Reisewerken, welche die Völkerkunde Nordamerikas betreffen, unter denen das wichtige von Isaak Weld, London 1799 erschien, sind reich an neuen Beobachtungen und Forschungen: Adair's „History of the American Indians"; Sam. Farmar Jarvis, „On the religion etc. of the Indian Tribes" (Neuyork 1820); des evangel. Predigers Heckewelder „Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der indianischen Völkerschaften" (a. dem Engl., mit den Angaben andrer Schriftsteller, z. B. Carver, Loskiel, Long, Volney, vermehrt, von Hesse und Schulze, Gött. 1821); des nordamerik. Naturforschers Jos. Nuttall „Journal of travels into the Arkansan territory 1819" (Philadelphia 1821, m. K.); und John Howison's „Sketches of Upper Canada" (2 Bde.), ferner des engl. Marinelieut. Fitzgerald v. Roos „Beschreibung einer Reise in die Verein. Staaten und Canada 1826" (London 1827); „Nachricht über die frühern Einw. von Nordamerika und ihre Denkmäler, gesammelt von Friedr. Wilh. Assall, Berghauptm. des Staates Pennsylvanien; herausgeg. vom Prof. Mone" (mit einem Atlas von 12 Steintafeln, Heidelberg 1827). Überhaupt: Carey's und Lea's „Geography, history and statistik of America etc." (London 1824), Buchanan's „Sketches of the manners and customs of the nordamerican Indians" (London 1824), Edwin James's „Account of an expedition from Pittsburgh to the Rocky Mountains" (London 1823, 3 Bde., mit K. u. Charten), und Talbot's „Five years residence in the Canada, including a tour through the United States of America in 1823" (London 1824, 2 Bde.), zum Theil auch des franz. Cap. Roquefeuil „Reise um die Welt von 1817—19" (Paris 1824, 2 Bde.); damit vgl. m. Spehr's „Handatlas von Amerika" (9 Bl. Med. Fol., Braunschweig 1827). 20.

Nordamerikanische Freistaaten, Nordamerikanischer Krieg, s. Vereinigte Staaten.

Norden (Friedrich Ludwig), geb. den 22. Oct. 1708 zu Glückstadt in Holstein, wo sein Vater als Oberstlieut. von der Artillerie angestellt war, trat 1722 in das Seecadettencorps. Herr von Lerche, Großceremonienmeister am dänischen Hofe, bemerkte zuerst die glücklichen Anlagen des jungen N. und erlangte für ihn vom König die Erlaubniß und die Mittel zu reisen. Der Hauptzweck der Reise, welche der junge N. zunächst in das mittelländische Meer machte, war, die Bauart der Ruderschiffe zu studiren. Nachdem er sich hauptsächlich in Marseille und Livorno hiermit beschäftigt hatte, erhielt er in Florenz von dem Könige von Dänemark, Christian VI., den Befehl, nach Ägypten zu reisen. Einige Zeit nach seiner Rückkehr trat er, mit Genehmigung des Königs, als Freiwilliger in englische Dienste. In der Absicht, s. Gesundheit herzustellen, ging er nach Paris, wo er

den 22. Sept. 1742 starb. Die Beschreib. s. Reise nach Ägypten hat die k. Akad. zu Kopenh. u. d. T.: „Voyage d'Egypte et de Nubie" (2 Bde., Fol.) 1751 herausgeg. (deutsch nach der engl. A. m. Anm., 2. Th., m. Kpf., Lpz. 1779). Dieses Werk wird sowol wegen der Glaubwürdigkeit der darin enthaltenen Nachrichten als wegen der äußerst lehrreichen Kupfertafeln noch jetzt außerordentlich geschätzt.

Norderneier Seebad, auf der Insel Nordernei an der Küste von Ostfriesland. Die ganze Insel scheint ehemals mit dem festen Lande zusammengehangen zu haben, und noch jetzt gibt es zur Zeit der Ebbe von der ostfriesischen Küste aus dahin einen Fußweg. Die Insel kann in 4 Stunden umgangen werden. Sie besteht auf der südöstlichen Hälfte aus lauter Sanddünen, 40—80 Fuß hoch, zwischen welchen schön bewachsene Thäler sind, und welche die Wohnung zahlloser Bergenten und andrer Vögel ausmachen. Sie beschützen die bewachsene nordwestliche Seite gegen Stürme und verschaffen so dem hier gelegenen Dorfe Schutz, das 106 Häuser mit einer Kirche, einem Bade- und Gesellschaftshause, und überhaupt 550 Einw., meist Schiffer, zählt. Die kalten Seebäder sind am Nordweststrande und haben derben, sandigen Wassergrund. Die warmen Bäder nimmt man in den Häusern der Einw. oder im Badehause. Überall herrscht die musterhafteste Reinlichkeit. Das Gesellschaftshaus hat einen Saal, worin an der Wirthstafel gespeist wird, ein Billard und einige andre Zimmer. Vor denselben ist ein Gehölz mit der Aussicht nach der See.

Nordhausen, vormalige freie Reichsstadt, gehört jetzt zum preuß. Regierungsbezirke Erfurt in der Provinz Sachsen. Sie liegt an der südl. Seite des Harzes am Flüßchen Zorge und am Anfange der güldenen Aue. Die Stadt, mit Mauern und Thürmen umgeben, ist altmodisch gebaut und liegt theils auf der Ebene, theils am Abhange eines Berges. Sie besteht aus der Ober- und Unterstadt und hat ein Gymnasium, wohleingerichtete Töchterschulen, 7 Kirchen (mit dem jetzt aufgehobenen kathol. Stifte St.-Crucis), 1400 Häuser und 10,400 Einw., welche sich hauptsächlich vom Branntweinbrennen, vom Getreide- und Ölhandel auch Viehmästung ernähren. Bloß die Branntweinbrennereien (120 Blasen, die jährl. 300,000 Scheffel Korn verbrauchen) und der Viehhandel setzen über 1 Mill. Thlr. in Umlauf. Der Ölhandel ist gleichfalls wichtig, indem 16 Mühlen jährlich über 1,700,000 Pfund Rüböl liefern. Auch hat N. Fabriken von gebrannten Wassern, die Vitriolöl, Scheidewasser, Hirschhornöl, dampfenden Salzgeist, Salpetergeist, Weinsteingeist, Ziegelsteinöl und Weinsteinsalz verfertigen, desgl. Tuch-, Wollenzeuch- und Lackirfabriken, sowie ansehnliche Gerbereien.

Nordische Literatur (altnordische), s. Skandinavische Literatur.

Nordische Mythologie ist ein Werk der Skalden, d. i. der alten nordischen Sänger in Dänemark, Norwegen, Schweden und Island. Wie die Religion und Bildung häufig von der Poesie ausging, so auch hier. Und zwar gab auch hier die Kosmogenie den Grund der Religion; eine Kosmogenie, deren Groteskes zugleich von der wilden Phantasie ihrer Urheber und der Beschaffenheit des Landes zeugt, wo sie entstand. Hier ist das Wesentliche derselben. Unten war nicht Erde, oben nicht Himmel, nur Abgrund war und Nebelwelt (Niflheim), worin der Brunnen floß, der nach Allem schnappt (Hwergelmer). Zwölf Flüsse, Eliwagar genannt, gehen aus diesem aus. Als diese sich so weit von ihrem Quell entfernt, daß der darin enthaltene Saft verhärtete, da rannen sie nicht mehr, sondern gefroren zu Reif, und ein Reif wuchs über den andern bis in die Kluft des großen Abgrundes, die davon ganz ausgefüllt wurde. Mittagwärts von der Nebelwelt war Licht- oder Feuerwelt (Mußpellheim, Mispelheim). Aus jener kam Alles dunkel und kalt, aus dieser heiß und hell. Da nun heißer Wind aus ihr herüberwehete auf den Reif (Sonnenstrahlen aus Mispelheim sich mit dem Froste aus Niflheim begegneten), so schmolz und traf er, und die Tropfen wurden durch

dessen Kraft, der den Wind gesendet, lebendig, und es entstand daraus Ymer, der Riese des Eises. Diesem wuchs unter s. linken Arm ein Männchen und ein Weibchen hervor, und sein einer Fuß zeugte mit dem andern einen Sohn. Aus ihnen entstanden die Eisriesen. Aus der Vermischung des Frostes und der Hitze entstand aber auch die Kuh Audumbla, deren Euter 4 Milchströme entflossen, von denen Ymer sich nährte. Die Kuh nährte sich vom Belecken der salzigen Reifsteine. Als sie dies eines Tages that, siehe da wuchsen am Abend aus dem Steine Männerhaare, am andern Tag ein Menschenhaupt, am dritten ein ganzer Mann, den man Bure nennt. Dessen Sohn war Bör, welcher Belsta, des Riesen Bergthors Tochter, zum Weibe nahm. Mit dieser zeugte er 3 Söhne: Odin, Wile und Ve, welche die Beherrscher des Himmels und der Erde wurden. Die Söhne Bör's waren gut, die Kinder Ymer's bös; beide waren in ewiger Fehde gegen einander. Endlich erschlugen die Söhne Börs den Riesen des Eises, zogen s. Leichnam in den Abgrund und schufen daraus die Welt; aus s. Blute Meer und Flüsse, aus s. Fleisch die Erde, aus s. Haar das Gras, Felsen aus den Knochen, Steine und Klippen aus den Zähnen und den zerschlagenen Kiefern. Aus s. Kopfe aber machten sie den Himmel, den sie über die Erde mit s. 4 Enden setzten, an deren jedes sie einen Zwerg stellten, Austre, Westre, Sudre, Nordre. Die aus Muspellheim herübergeflogenen Lichter und Funken aber nahmen sie und setzten sie oben an den Himmel, damit sie der Erde leuchten sollten. Ymer's Hirn warfen sie in die Höhe, und daraus entstanden die Wolken. Einst aber wandelten die Söhne Bör's am Meeresstrande, wo sie 2 Blöcke fanden. Diese hoben sie auf und schufen daraus 2 Menschen; das Männlein nannten sie Askur (Esche), das Weiblein Embla (Erle). Der Eine gab ihnen Leben und Seele, der Zweite Bewegung und Vernunft, der Dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Diese Weltentstehungslehre spricht sich selbst aus als nordische Naturdichtung. Wir sehen die Natur aus dem Tode des Winters ins Leben übergehen und den Anfang der Welt an die Beobachtungen eines Frühlingstages geknüpft. Im Nordlande konnte sie nicht anders als aus dem Riesen des Eises hervorgehen; bös aber muß dieser sein, weil durch den Winter alles Schöne der Natur gehemmt wird. So weist uns Alles auf physikalische Allegorie hin, die in der That nicht schlechter ist als in andern Mythologien, ja zum Theil wol sinniger. Dahin gehören folgende Nachträge zur Kosmogenie, die noch nicht beendigt sein kann, weil Tag und Nacht, Sonne und Mond noch nicht entstanden sind. Von deren Entstehung aber lautet es also: Der Riese Finster (Niörwi, Narfi) hatte eine Tochter, Namens Nacht (Nott), schwarz und düster wie ihr Geschlecht. Diese vermählte sich 3 Mal und zeugte zuerst mit Nagelfari (Luft, Aether) einen Sohn, Andur (Stoff, Vorrath), dann mit Anar (Bildungstrieb) die Jörd (Erde), endlich aber mit Dellingur (Dämmerung) den Dagur (Tag), der licht und glänzend war wie s. Vaters Geschlecht. Alfadur nahm hierauf Nott und Dagur zu sich, führte sie hinaus an den Himmel und gab ihnen Roß und Wagen, jeden Tag die Erde zu umfahren. Nacht ritt voran auf ihrem Rosse Dunkelmähne, das jeden Morgen die Erde mit dem Schaume seines Gebisses bethauete. Dagur's Roß, Glanzmähne, erleuchtete mit s. Mähne Luft und Erde. Zwei schöne Kinder hatte Mundilfari (Achsebeweger), die hießen Sool und Maan (Sonne und Mond). Stolz auf s. Tochter Schönheit, vermählte er sie an Glemur, den Gott der Freude. Die Götter, erzürnt ob dieser Anmaßung, nahmen beide Kinder und versetzten sie in den Himmel. Sool mußte die Rosse lenken, die der Sonne Wagen ziehen, Maan die Rosse an des Mondes Wagen, und über Ab- und Zunahme desselben wachen. — So weit mag die älteste Mythologie gehen, in welcher aus den Wurzeln der Natur Riesenstämme emporwachsen und in göttliche Äste und Zweige ausschlagen. Merkwürdig ist es, daß auch hier Riesen um den Abgrund der Zeit lagern und die Herren des Himmels, der Erde und der

Unterwelt zeugen. So sind auch in Griechenland Giganten, Titanen und Cyklopen die Ahnherren der Götter. Hier wie dort geht es von Naturideen aus und auf sie zurück; hier wie dort aber verdrängt ein neues Göttersystem das alte, und in die Naturideen mischt sich historischer Stoff. Das Alte und Neue aber scheint Odin zu vermitteln, wie bei den Griechen Zeus. Offenbar muß man einen ältern und jüngern Odin unterscheiden. Jener war Symbol und Gottheit des Lichts und der Sonne, und man hat von ihm manche liebliche Dichtung, z. B. von s. Vermählung mit dem Erdkreise, s. täglichen Liebschaft mit der Göttin der Gewässer, zu welcher er jeden Abend untertaucht, um mit ihr den goldenen Pokal ihres Elements zu trinken, von s. mit den Dünsten der Mutter Erde vermählten Strahlen, wodurch der Gott des Donners erzeugt wird, u. A. m. Alle diese Sagen aber wurden nachher auf den jüngern Odin, den Vorsteher des Asenrathes, übergetragen. Asen (Asiaten) heißt das neue Göttergeschlecht, das mit dem jüngern Odin einwanderte oder von ihm abstammte. Aus nordischen Chroniken ergibt sich, daß in den ersten Jahrh. unserer Zeitrechnung, wenn nicht noch zuvor, Sigge, eines asiatischen Volkes, der Asen, Führer, vom kaspischen Meere und dem Kaukasus her, wahrscheinlich von den Römern gedrängt, nach Nordeuropa vordrang. Nach Nordwest vom schwarzen Meere ging sein Zug nach Rußland, dem er, der Sage nach, einen s. Söhne zum Herrscher gab, sowie nachher den Sachsen und Franken. Er drang dann durch Cimbrien nach Dänemark hin vor, das s. 5. Sohn, Skiöld, als Herrscher anerkannte, und ging nun nach Schweden, wo Gylf regierte, der dem wundersamen Fremdlinge und s. Lehre huldigte. Bald erhob er sich dort zum unumschränkten Herrscher, bauete sich Sigtuna zum Mittelpunkte s. großen Reichs, begründete eine neue Gesetzgebung und einen neuen Gottesdienst. Er selbst nahm den Namen Odin's an, setzte die Priesterschaft der 12 Drottars ein, welche den Geheimdienst und die Rechtspflege besorgten, als Seher in die Zukunft blickten und wahrsagten. Er ist auch Gott des Gesanges und der Kriegskunst (Gibbon und Münter sehen in Odin einen Schaman und in s. Lehre den Lamaismus). Er war Erfinder der Runen, und machte sich als Zauberer gefürchtet. Die Asen aber, d. i. die Götter des neuern Skaldenhimmels, sind folgende: Odin, der Gott der Götter, der erste und älteste Aller, der Jahrh. durch immerdar lebt. Er sitzt auf dem erhabenen Throne Lidskjalf, wo er Alles in der Welt sieht, allein mit sich, sich selbst betrachtend, neben sich den Spieß Gungner. Zwölf Hauptnamen hat er im alten Asgard und 114 andre. Sleipner heißt sein flüchtiges Roß. Von ihm und s. Gemahlin Frigga stammt das Göttergeschlecht, und er heißt deßhalb Alfadur, Allvater, nach Andern richtiger Walfader, Vater aller im Kampfe Gefallenen (ein Name, der ihm als Vorsitzer der Walhalla gebührt). Frigga, des Götterkönigs erhabene Gemahlin, theilt mit ihm den wunderbaren Thron, von dem man in alle Lande sehen kann. Aller Menschen Schicksal ist ihr offenbar, ruht aber verschwiegen in ihrer Brust. Söhne beider sind Thor, der Gott des Donners, Sinnbild physischer Kraft, aller Götter und Menschen stärkster, dessen gewaltiger Fußtritt wie Sturm ertönt, dessen Hammer, Miölner (der Zermalmer), auch das Härteste zermalmt, und Balder, der jugendlich schöne Gott der Beredtsamkeit und rechtlichen Entscheidung, der Unschuldige, welcher im Glanze, ähnlich der Lilie, einhertritt, und dem zu Ehren die weißeste Blume den Namen Baldrian erhalten hat. Nanna, Gewar's Tochter, s. Gemahlin, bewundert mit bescheidenem Auge den Geist des Gatten. Mit ihr erzeugte er den Forsete, den friedlichen Sohn, der dem Regenbogen vergleichbar ist, wenn er aus der Wolke der Nacht herabsinkt. Er schlichtet allen Streit, denn Alle, die dem Gott der Eintracht nahen, kehren mit versöhntem Herzen zurück. Sein Palast Glitner ruht auf goldenen Säulen. Niord, der im Sturmwind die brausenden Schwingen schüttelt, daß Alles erbebt, ist der Gott der Winde, des Seewe-

sens, des Handels und des Reichthums. Mit s. Gemahlin Skada, einer Tochter des Bergriesen Thiasse, erzeugte er Frei und Freia, beide schön, wohlthätig und mächtig. Frei, der einher schwebt im Lichtkleide des Frühlings, ist Beherrscher der Sonne, und von s. Güte hängen Regen und Sonnenschein, wohlfeile Zeit und Theuerung ab. In Alfheim, wo die Elfen wohnen, herrscht er. Statt eines Rosses reitet er auf einem Eber mit goldenen Borsten. Gerda, Gymer's Tochter, ist seine Gemahlin. Freia, Fräa, ist eine der Göttinnen der Liebe. Ihr Auge ist ewiger Frühling, Nacken und Wangen Licht. Die sanfteste und gütigste aller Göttinnen ist sie eine Freundin des süßen Gesanges und erhört die Menschen so gern. Mit ihrem Gemahl Odur, den sie verlor und um den sie trauert, erzeugte sie 2 Töchter: Nossa, aller Schönheit und Anmuth Urbild, und Gersemi. Tyr, ein Sohn Odin's, der muthige Gott, im Blicke Todeswunden, erscheint hoch wie die Tanne und schwingt den Blitz der Schlachten. Alle muthige Krieger stehen in s. Gnade, obschon er nicht eigentlich der Gott des Kriegs ist, sondern vielmehr der Stärke und Unerschrockenheit, und kein Freund gütlichen Vergleichs. Sehr verschieden von ihm ist sein Bruder Braga, der Gott der Weisheit und Dichtkunst, die nach ihm Bragur heißt. Er erscheint mit goldener Telyn und belebt die Saiten, daß sie lieblich ertönen. Seine Gemahlin ist Iduna, welche die Äpfel der Unsterblichkeit bewahrt, die sie den Helden beim Eintritt in Walhalla in goldenen Schalen darreicht, jene Äpfel, die allein der Götter ewige Jugend erhalten. Söhne Odin's sind ferner Hermode, der allgemeine Bote der Götter, mit Helm und Panzer bewaffnet; Vidar, stark wie Thor, der Gott der Verschwiegenheit; und Wale, der Gott des Bogens. Ein Sohn des Donnerers Thor war Uller, von schöner Gestalt, Meister im Pfeilschießen und Schrittschuhlaufen, der von den Zweikämpfern angerufen wurde. Ein silberner Reif umfließt die Blume s. Kinnes; s. Gebiet ist Ydalir, d. i. die Regenthäler. Von sehr geheimnißvollem Wesen sind folgende Götter: Hoder, der blinde Gott, Balders Mörder, dessen starke That die Götter nicht vergessen, dessen Namen sie aber nie mögen aussprechen hören. Heimdal (Himindal), ein Sohn von 9 Riesenschwestern, am Rande der Erde geboren, ein großer, wunderbarer Gott, ist Wächter am Bifrost, der Himmelsbrücke (Regenbogen), gegen die Riesen. Sein Auge sieht bei Nacht wie bei Tage, sein Ohr hört wachsen das Gras auf dem Felde und die Wolle auf dem Vließ der Lämmer. Er erscheint mit tiefer Stirn, das Auge auf die ruhige Brust gesenkt. Unter den Göttinnen sind noch zu bemerken: Saga, die erste nach Frigga; Eyra, die Götterärztin; Gesione, Göttin der Keuschheit, die selbst Jungfrau, alle keusche Jungfrauen schützt und sie, sterben sie unvermählt, in ihre himmlischen Wohnungen aufnimmt; Fylla, jungfräulich wie Gesione, mit schönen Locken und goldenem Stirnband, ist Vertraute der Geheimnisse Frigga's, sowie Gna, die einher fliegt mit dem Strahle der Sonne, ihre Botschafterin. Hlyn (Lyna), die Sanfte, die im Unglück dem Freund die Thräne aufküßt, die Göttin der Freundschaft und Huld, schließt sich lieblich an mehre Dienerinnen der Liebesgöttin an; Siöna, welche die ersten süßen Empfindungen in den Herzen der Jünglinge und Mädchen weckt und zu wechselseitiger Erhörung stimmt; Löbna (Löffna), mit der Macht begabt, alle entzweite Liebende zu vereinigen und zu versöhnen; Wara, die Göttin der Hochzeit und Ehe, die die geheimen Verträge und Schwüre der Liebenden hört und, eine strenge Rächerin aller Untreue, die Treuen zum Bunde einweiht. Snotra, die Göttin der Sittsamkeit, ist die Schützerin der sittsamen Jünglinge und Mädchen. Wöra, der Allerforschenden und Prüfenden, bleibt kein Geheimniß im innersten Herzen verborgen; Synia, Wächterin des Himmels, eine Göttin des Rechts und der Gerechtigkeit macht die Meineide offenbar. Eine große Esche (oder einen Eschenhain) gibt es, Ygdrasil, den Weltbaum über dem Brunnen der Urzeit. Ihre Zweige verbreiten sich über die Welt, ihr Gipfel reicht über die Him-

mel hinaus. Sie hat 3 weit von einander entfernte Wurzeln, bei den Göttern, bei den Riesen und unter Hela. An der mittlern Wurzel ist der Brunnen der Weisheit, Mimer's Brunnen, an der himmlischen Wurzel die heilige Quelle, bei welcher die Götter Rath halten und ihre Urtheile kundthun. Immerdar steigen aus dieser Quelle 3 schöne Jungfrauen hervor, die Nornen, mit Namen Urd (das Gewesene) Varande (das Währende, Gegenwart) und Skuld (das Künftige). Sie sind es, die den Rath der Götter, des Menschen Schicksal und Leben bestimmen, und durch ihre Dienerinnen hülfreich oder strafend auf ihn wirken. Oben aber auf der Esche sitzt ein Adler, der weit umher blickt; ein Eichhörnchen Rotatoskr) läuft auf und ab am Baum; 4 Hirsche (Dain, Dynair, Dualin und Dyrathor) durchstreifen seine Äste und benagen die Rinde; die Schlange unten nagt an der Wurzel, Fäulniß an den Seiten des Baums: aber immer schöpfen die Jungfrauen aus dem heiligen Brunnen und begießen ihn, daß er nicht dorre. Das Laub der Esche thaut süßen Thau, die Speise der Bienen; über den Brunnen singen 2 Schwäne. Was kann man hier Andres hören als Heimdall's Lied vom Schicksal des großen Weltbaums, die Stimmen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Rathe der Götter? Ewig erschallen hier diese Stimmen, denn die Nornen

Sie setzen Gesetze, bestimmen das Leben
Den Söhnen der Zeit, und der Sterblichen Schicksal.

Die Götter selbst suchen die Weisheit der Nornen zu erforschen, der ernsten und erhabenen Göttinnen, die über Alles walten. Deßhalb wurden sie hoch verehrt, und man erbauete ihnen Capellen, in denen man sie um das Schicksal befragte. Die Walkyrien oder Disen sind furchtbar schöne Wesen, weder Töchter des Himmels noch der Hölle, nicht von Göttern gezeugt, noch im Schoß unsterblicher Mütter gewiegt. Daher tiefes Schweigen über ihren Ursprung. Ihr Name heißt Todtenwählerinnen (von Wal, Haufen Erschlagener, woher Wahlplatz, Kyria, küren, wählen). Furchtbar und schrecklich erscheinen sie im Gesange eines Skalden, daß man sie für die grausamsten Wesen halten möchte. Allein wir finden sie als die schönen Jungfrauen Odin's, sitzend mit Helm und Panzer auf flüchtigen Rossen. Die Helden schmachten nach ihrer Ankunft, bezaubert von ihren Reizen. Sie, die nach Walhalla ladeten, waren also keine schrecklichen, sondern die angenehmsten Botschafterinnen, wohlwollende Göttinnen, die in die Wohnung der Glückseligkeit führten. Der Aufenthalt der Götter war Asgard, die Götterburg, wahrscheinlich eine allgemeine Befestigung des Himmels, von wo die Brücke Bifrost zur Erde niederging. Asgard umschloß die Paläste der Götter. Da war Walaskialf, der silberne Palast Odin's und alle die schon genannten. Mitten im Asgard, im Thale Ida, war der Versammlungsplatz der Götter, wo sie niedersaßen zum Gericht. Dieser Platz war vor allen geschmückt; hier war Gladheim, der Saal der Freude, Wingolf, der Palast der Freundschaft und Liebe, und Glasor, der Hain von goldenen Bäumen. Ein eigner Palast mit Hainen und schönen Umgebungen, Walhalla, war die Wohnung der Helden, die den Tod in der Schlacht gefunden. Auch hier ist das selige Leben getheilt in ewig blutigen Kampf und schwelgenden Schmaus. Alle Wunden des Kampfes aber sind geheilt, sobald das Horn des Gastmahls ertönt; dann schwelgen die Helden in Enherium-Öl, und die schönen Walkyrien füllen ihnen die Hörner. Die Zahl der Helden, die sich daselbst befinden, ist unaussprechlich groß und wird sich ins Unzählbare vermehren; doch aber werden die Götter wünschen, daß sie noch größer sein möchte, wenn einst der Wolf Fenris kommt. Dieser Umstand nöthigt uns, einen Blick auf den bösen Loke zu thun. Loke, der Sohn des Riesen Farbaute und der Laufeya, ist, wenn kein Gott, doch ein höheres, übermenschliches Wesen, zwar schön von Körper, aber arg von Geist. Mit der Riesin Angerbode (Botschaft des Unglücks) erzeugte er Hela, die Göttin der Unterwelt, halb blau, halb fleischfarben, von scheußlicher

Gestalt, den Wolf Fenris und die ungeheure midgardische Schlange Jormungandur, welche die ganze Erde umgibt. Hela herrscht in Niflheim; ihr Saal heißt Elidnir (der Schmerz), ihr Bette Kör (Krankheit), ihr Tisch Hungr (Hungersnoth), ihre Diener Ganglati und Ganghöl (Säumniß und Langsamkeit). Alle, die an Krankheit und Alter starben, wanderten hinab in ihre düstere Behausung. So stehen sich denn Asgard und Niflheim als Sein und Nichtsein entgegen, und die philosophirende Phantasie der Skalden fand, daß endlich die Vernichtung über alles Sein siegen werde. Daraus entstand eine Sage vom Untergange der Welt, so nordisch und ungeheuer, wie jene von ihrer Entstehung. Drei schreckliche Winter und abermals 3 werden auf einander folgen, dann wird der Schnee von allen Seiten herabstürzen, die Kälte streng, der Sturm heftig, die Sonne verborgen sein, die ganze Welt zu blutigen Kriegen entflammt. Dies ist das Zeichen, daß die Erde zusammenstürzen und die große Götterdämmerung (so heißt der allgemeine Weltuntergang) eintreten wird. Der Wolf Fenris, dies Ungeheuer, das, wenn es den Rachen aufsperrt, mit dem Oberkiefer an den Himmel, mit dem untern an den Abgrund stößt, verschlingt dann das All, während die Bewohner von Mußpellheim unter Surtur's Anführung ein Angriff auf Asgard machen. Der Himmel wird von diesen Riesen erstürmt und die Himmelsbrücke stürzt zusammen, wenn diese darüber reiten. Deßhalb ist Heimdall als Wächter dahin gestellt, und deßhalb freuen sich die Götter der zahllosen Mitkämpfer aus Walhalla. Vergebens aber ist alle Vorsicht und Gegenwehr, denn die Götter kommen um, selbst der allwaltende Odin und der mächtige Thor.

Doch aus dem Meere steigt von neuem
Ein lieblich grünendes Erdreich auf!

Eine neue Sonne erleuchtet die Erde und ein errettetes Menschenpaar, Lift und Liftrasor, von Morgenthau genährt, erneuert das Menschengeschlecht. Für Gerechte und Ungerechte gibt es dann neue Wohnungen zum Lohn und Strafe, Gimle, — ein gegen Mittag am Ende des Himmels befindlicher herrlicher Aufenthalt, — und Nastrand. Widar (der Sieger) und Wale (der Mächtige) werden der Götter Heiligthümer bewohnen, wenn Surtur's Flamme verloschen ist. Mode (Geisteskraft) und Magne (Stärke) erhalten den zermalmenden Hammer, wenn Thor, vom Kampfe ermattet, gestorben ist; Widar aber reißt dem Wolfe den Rachen entzwei. — Überlieferer dieser Sagen sind, außer der Edda und den Sagen (s. Müller's „Sagabibliothek des skandinavischen Alterthums", a. d. dän. Handschr. von Lachmann, Berl. 1816) Prokopius von Cäsarea, Jornandes, Paulus Diakonus, Warnefrids Sohn, Ermoldus, Nigellus, Adam von Bremen, Saxo Grammaticus. Über den histor. Werth hegen Schlözer, Adelung, Delius, Mallet, Nyerup, Gräter und Rühs sehr verschiedene, zum Theil widersprechende Meinungen (s. Edda); die Untersuchung kann aber noch nicht als geschlossen angesehen werden. Ob diese nordische Mythologie auch germanische sei, ist eine andre Streitfrage gewesen. Auf jeden Fall sind jene Skandinavier mit den Germanen verwandten Ursprungs, und es dürfte wenigstens nicht zu leugnen sein, daß, sowie mehre germanische Völker über den Rhein gingen, von N. nach O. her andre Stämme nachdrangen, und daß da Gothen und Sachsen diese Mythologie nach Germanien brachten. Eine eigentlich germanische Mythologie würde freilich noch viel mehr umfassen müssen als diese nordische, denn es gab allgemeine und bloße Stammesgottheiten. S. Nierup's „Wörterb. der skandinavischen Mythologie", aus der dän. Handschr. von Sander (Kopenh. 1816), Kattenfeld's „Abhandl. über die Asalehre und ihre Anwendung" („Isis", 1819); Mone's „Gesch. des Heidenthums im nördl. Europa"; des Bischof Dr. Münter „Kirchengesch. von Dänemark und Norwegen" (enthält im 1. Buche des 1. Theils eine Darstellung des skandinavischen Heidenthums von Odin und die odinische Religion, Lpz. 1823);

und Vulpius's „Handwörterb. der Mythologie, der deutschen, verwandten, benachbarten und nordischen Völker". Vgl. auch den 1. Th. von Geijer's „Gesch. von Schweden" (a. d. Schwed., Sulzb. 1826). dd.

Nordischer Krieg von 1700—21. Gleichzeitig mit dem span. Erbfolgekriege im Westen von Europa ward im Norden und Osten der nordische Krieg geführt. Der König von Polen, August II., Kurfürst zu Sachsen, der Zar Peter von Rußland und der König von Dänemark hatten sich 1698 fg. gegen den 16jähr. König von Schweden Karl XII. (s. d.) im Geheimen verbunden, um die durch die Friedensschlüsse von Kopenhagen 1660, von Oliva (s. d.) 1660, von Kardis 1661, an Schweden abgetretenen Provinzen wiederzuerobern. Ein dän. Heer fiel darauf 1700 in die Staaten des Herzogs von Holstein-Gottorp, des Schwagers Karls XII., ein, um daselbst Dänemarks Anspruch auf die Souverainetät von Schleswig geltendzumachen, und ein sächsisches Heer überzog Liefland. Allein Karl XII., der mit den Seemächten (England und Holland) im Haag 1700 ein Schutzbündniß geschlossen hatte, landete in Seeland, und die schwedisch-holländ.-britische Flotte bombardirte Kopenhagen. Dies nöthigte den König von Dänemark, Friedrich IV., in dem Frieden zu Traventhal (18. Aug. 1700) dem Bunde zu entsagen und des Hauses Gottorp Souverainetät über Schleswig anzuerkennen. Nun wandte sich Karl gegen das russische Heer, welches Narwa in Esthland belagerte und schlug dasselbe gänzlich den 30. Nov. 1700; darauf vertrieb er die Sachsen aus Liefland 1701, und zog, als in Polen die Partei Sapieha sich gegen den König August erklärte, nach Warschau, schlug die sächsisch-polnische Armee bei Klissow (20. Jul. 1702), dann die Sachsen bei Pultusk (1. Mai 1703) und bewirkte die Absetzung des Königs August auf dem Reichstage zu Warschau (14. Febr. 1704), sowie die Wahl des Palatins von Posen, Stanislaus Leszinski (12. Juli) zum Könige von Polen. Endlich nöthigte er den König August, nach den Niederlagen des sächs. Generals Schulenburg bei Punice (9. Nov. 1704) und bei Fraustadt (13. Febr. 1706) durch s. Marsch nach Sachsen zur Unterzeichnung des Friedens zu Altranstädt (s. d.) d. 24. Sept. 1706. Unterdessen hatten die Russen unter dem General Scheremeteff den schwed. General Schlippenbach in Liefland (11. Jan. 1702) geschlagen; sie hatten Marienburg und an der Newa den 22. Oct. Nöteburg erobert, das der Zar nunmehr Schlüsselburg nannte. Am 12. Mai 1703 eroberte Peter auch die Nyenschanze und legte den 27. Mai auf der Insel Lusteiland in der Newa den Grund zu St.-Petersburg. 1704 nahm er Dorpat und Narwa; 1706 und 1707 gewann er in Polen so viel Macht, daß er eine neue Königswahl vorbereitete. Hier alliirte sich mit ihm die Conföderation von Sandomir 1707, obgleich die Republik selbst 1705 ein Bündniß mit Schweden geschlossen hatte. Nun endlich kehrte Karl XII. aus Sachsen mit einem trefflich ausgerüsteten Heere von 43,000 M. (20. Sept.) nach Polen zurück. Bald Meister der wichtigsten Städte ging er am 10. Jul. 1708 über die Berezina und schlug am 14. bei Golowtschu die Russen unter Scheremeteff. Von Mohilew wandte er sich, auf die Einladung des Kosakenhetmann Mazeppa (s. d.), den 15. Sept. nach der Ukraine. Unterdessen wurde sein Gen. Löwenhaupt, der ihm Verstärkungen, Kriegs- und Lebensbedarf zuführte, von Peter bei Liesna (9. Oct.) gänzlich geschlagen; Mentschikoff verwüstete die Ukraine im Nov., und Karl mußte daselbst überwintern, wo er durch Hunger und Kälte 4000 M. verlor. Zwar brachte Mazeppa ein Bündniß der Saporoger Kosacken mit Karl XII. (28. März 1709) zu Stande; allein eben dies verleitete den König, statt am Dnepr s. Verbindung mit Polen herzustellen, Poltawa (s. d.) zu belagern (4. April). Hier wurde s. Heer, das aus 12,000 Schweden und 13,000 Kosacken und Walachen bestand, von der 60,000 M. starken russ. Armee, die Scheremeteff, Mentschikoff und Bauer befehligten, wobei

Peter als Oberster Theil nahm, am 27. Juni (8. Juli) 1709 gänzlich geschlagen. Karl floh über den Dnepr; s. Feldherr Löwenhaupt fiel am 11. Juli bei Perewolotschna mit 16,000 M. in Kriegsgefangenschaft. Fünf Jahre lang bemühte sich Karl, die Pforte gegen den Zar zu bewaffnen. (Vgl. Pruth.) Dagegen erneuerte der König von Dänemark zu Dresden am 28. Juni 1709 s. Bündniß mit August II. Dieser erklärte am 8. Aug. den altranstädter Frieden für ungültig und zog mit 13,000 M. nach Polen, wo er wieder als König anerkannt wurde und zu Thorn den 8. Oct. s. Bündniß mit dem Zar herstellte, indem er zu Gunsten Rußlands allen Ansprüchen der Republik Polen auf Liefland entsagte. Am 22. Oct. 1709 schloß der Zar auch mit Dänemark zu Kopenhagen ein Offensiv- und Defensivbündniß. Nun fiel ein dän. Heer (12. Nov.) in Schonen ein, wurde aber vom Gen. Steenbock den 10. März 1710 bei Helsingborg gänzlich geschlagen und mußte sich wieder einschiffen. Dagegen überzog ein sächsisch-polnisch-russisches Heer im Aug. 1711 Schwedischpommern, und ein dän. eroberte (Juli bis Sept. 1712) die schwed. Herzogthümer Bremen und Verden. Zwar drang der schwed. General Steenbock, nachdem er den König von Dänemark und die Sachsen unter dem Feldmarsch. Flemming bei Gadebusch im Mecklenburgischen am 20. Dec. geschlagen hatte, bis Holstein vor und legte am 9. Jan. 1713 Altona in die Asche; allein er wurde von der russ.-dän.-sächs. Armee, bei welcher sich der Zar befand, genöthigt, sich in die gottorpsche Festung Tönningen zu werfen (14. Febr.), wo er, durch Hunger bezwungen, den 16. Mai mit 11,000 M. capitulirte. Der Herzog von Gottorp verlor jetzt s. Staaten, und die Russen eroberten Stettin (30. Sept. 1713), welchen Platz der neutrale König von Preußen Friedrich Wilhelm I. als Sequestor bis zum Frieden am 7. Oct. in Besitz nahm, wogegen Karl XII. von Demotica in Rumelien aus den 20. Mai 1714 vergebens protestirte. In derselben Zeit hatte Peter Riga (1710), Finnland und die Alandsinseln erobert. Karl kam den 22. Nov. 1714 in Stralsund an, wo er sogleich von Preußen Stettins Räumung verlangte, und als diese nicht erfolgte, den Krieg erklärte. Nun stießen 20,000 Preußen unter dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau zu dem dänisch-sächsischen Heere, welches Stralsund belagerte. (Die Sachsen wurden von dem Feldmarschall Grafen von Arnim und von dem Grafen v. Wackerbarth befehligt.) Als Karl XII. sich auf das Äußerste bedrängt sah, bot er durch den Gesandten Ludwigs XIV., mit welchem er zu Versailles am 3. Apr. 1715 ein Schutzbündniß geschlossen hatte, den Frieden an; allein die Alliirten verwarfen seine Vorschläge; nun rettete er sich am 21. Dec. des Nachts auf ein schwed. Schiff, worauf Stralsund am 23. Dec. 1715 capitulirte. Auch Wismar, der letzte schwedische Platz auf deutschem Boden, mußte sich den Dänen (19. April 1716) ergeben. Schon früher hatte Dänemark durch den Vertrag vom 26. Jun. 1715 für 6 Tonnen Goldes die Herzogthümer Bremen und Verden an den Kurfürsten zu Hanover verkauft, der hierauf an Schweden den Krieg erklärte. Auch der Zar hatte sich mit Großbritannien gegen Schweden (zu Greifswald 28. Oct. 1715), sowie mit Preußen (am 30. Oct.) verbunden. Allein bald trennte Eifersucht die Alliirten; der Zar wollte Dänemark, England wollte Rußland nicht zu mächtig werden lassen. Auch die Polen conföderirten sich, um die sächs. Truppen aus Polen zu vertreiben. Endlich setzte der Reichstag zu Warschau (3. Nov. 1716) fest, daß der König nicht mehr als 1200 M. Sachsen in Polen zu s. Leibwache behalten und daß er nie ohne Berathung des Reichstags einen Angriffskrieg erklären sollte. Dadurch trat August II. von aller Theilnahme an dem nordischen Kriege zurück. Dieser wurde 1716 bloß in Schonen und Norwegen geführt; allein der Zar unterstützte die Dänen nicht. Dagegen wurde Schweden von s. ältesten Alliirten, von Frankreich verlassen, daß sich 1716 insgeheim mit Preußen verband. Nun suchte der Baron v. Görtz (s. d.) in den Unterhandlungen auf einer Alandsinsel 1718, Ruß-

land durch die Abtretung der Ostseeprovinzen für Schweden zu gewinnen, um mit russ. Hülfe die deutschen Provinzen wieder zu erhalten, Norwegen zu erobern, und nach Alberoni's (s. d.) Plane, das Haus Stuart wieder auf den Thron von England zu erheben. Allein nach Karls XII. Tode (11. Dec. 1718) gab die durch die Horn'sche Partei geleitete Königin von Schweden, Ulrike Eleonore, jenen Plan auf und brach (24. Sept. 1719) die Unterhandlungen ab. Dagegen schloß sie, unter Frankreichs Vermittelung: a) Den Frieden zu Stockholm, 1) mit dem Kurfürsten von Hanover, d. 20. Nov. 1719; Hanover behielt Bremen und Verden und zahlte an Schweden 1 Mill. Thaler; 2) mit Preußen, den 1. Febr. 1720; dieses behielt Stettin und Vorpommern bis an die Peene und zahlte an Schweden 2 Mill. Thlr. b) Den Frieden zu Friedrichsborg mit Dänemark den 14. Juli 1720; Dänemark behielt die Hälfte des Herzogthums Schleswig, die das Haus Gottorp verlor, und gab alles Eroberte (Wismar, Rügen, Stralsund rc.) zurück; dafür entsagte Schweden der Zollfreiheit im Sunde und in den Belten, und zahlte an Dänemark 600,000 Thlr. c) Mit Polen einen geheimen Waffenstillstand zu Stockholm (7. Jan. 1720), der 1729 als ein Friede erklärt und von den beiderseitigen Reichsständen genehmigt wurde; August II. wurde als König von Polen anerkannt, bezahlte aber an Stanislaus Leszinski 1 Mill. Thlr. Unterdessen setzte der Zar den Krieg fort; ein schwed. Geschwader wurde (7. Aug. 1720) von einem russ. geschlagen, die Küste von Westbothnien, sowie 1721 die von Norrland barbarisch verwüstet (die Russen verbrannten 4 Städte, 509 Dörfer und 79 Meierhöfe), Stockholm jedoch durch eine britische Flotte gegen einen Angriff der Russen geschützt. Endlich vermittelte Frankreich den Frieden zu Nystadt in Finnland den 10. Sept. 1721. Schweden trat an Rußland ab: Liefland (dafür zahlte der Zar 2 Mill. Thlr.), Esthland, Ingermannland und Carelen, einen Theil von Wiborg, nebst allen Inseln an diesen Küsten, namentlich Ösel, Dagoe und Moen. Dafür gab der Zar Finnland zurück und versprach, sich nicht in die innern Angelegenheiten Schwedens zu mischen. So erhob sich Rußland zu der ersten Macht im Norden, und Schweden verlor diese Stellung, welche es seit 1648—1709 behauptet hatte. 20.

Nordlicht (aurora borealis, aurore boréale). Man erblickt zuweilen in den Nordgegenden des Himmels, gewöhnlich bald nach Sonnenuntergang, nahe am Horizont einen dunkeln Kreisabschnitt, um welchen ein glänzender, weißer oder feuerstrahlender Bogen erscheint, der sich auch wol in mehre concentrische Bogen theilt, durch deren Zwischenräume das dunkle Segment hervorscheint. Aus diesen Bogen, gleichwie aus dem von ihnen begrenzten Segmente selbst, steigen Lichtstrahlen von den verschiedensten und prächtigsten Farben, und oftmals ganze Feuergarben, nach allen Richtungen empor; die Erscheinung nimmt dabei an Intensität zu, und dieses Zunehmen kündigt sich durch eine allgemeine zitternde Unruhe der ganzen Lichtmasse an. Alsdann pflegt sich um das Zenith eine Art von Feuerkrone zu bilden, die aus der Vereinigung der daselbst zusammenstoßenden Strahlen und Lichtwirbel entsteht, und gleichsam den Knopf eines aus Lichtstrahlen zusammengesetzten Zeltes vorstellt. In diesem Augenblicke erscheint das Schauspiel am prächtigsten, sowol wegen der Mannigfaltigkeit, als auch wegen der Schönheit der Farben. (Vgl. Maupertuis's „La figure de la terre etc.", Par. 1738.) Hierauf wird die Erscheinung fast immer schwächer und ruhiger; jedoch geschieht dies, so zu sagen, nur ruckweise, wobei sich die vorigen Umstände, das Zittern der Lichtsäulen, die Bildung einer Krone u. s. w., aber unter tausenderlei Nuancen, erneuern; und endlich hört die Bewegung auf, das Licht zieht sich gegen den nördlichen Horizont zusammen, das dunkle Segment löst sich auf, und es bleibt nur eine allgemeine starke Helligkeit am Nordhimmel zurück, die sich zuletzt in die Morgendämmerung verliert. Dieses prächtige Phänomen wird bei uns vorzugsweise Nordlicht ge-

nannt, weil wir es nach Maßgabe unserer geograph. Stellung nur um den Nordpol beobachten können; Reisende in die südliche Hemisphäre, z. B. Johann Reinhold Forster in den „Bemerk. auf s. Reise um die Welt" (Berlin 1783, S. 103), haben aber auch ähnliche Südlichter wahrgenommen, und man sollte daher eigentlich von Polarlichtern sprechen. — Über die eigentliche Ursache dieses Meteors sind die Naturforscher sehr verschiedener Meinung. Hell hält es für eine bloße Reflection des Sonnen- oder Mondlichtes durch die in der Atmosphäre der kalten Zonen schwebenden Schneewolken und Eisnadeln; Mairan leitet es ebenfalls von der Sonnenatmosphäre her; Balley schreibt es dem Magnetismus, Franklin der Elektricität zu. Biot, der 1817 mit Aufträgen der franz. Akademie der Wissenschaften zur Bestimmung der Länge des Sekundenpendels nach den shetländischen Inseln gegangen war und am 17. Aug. auf der Insel Unst Gelegenheit gefunden hatte, ein Nordlicht in seiner ganzen überraschenden Herrlichkeit zu beobachten, gibt auf diese Veranlassung eine vulkanische Theorie des Phänomens, die sich ausführlich im „Journal des savans" für 1820, und auszugsweise in Nr. 200 des „Lit. Conv.-Bl." für 1821 befindet. — Viel Beachtung scheint ein scharfsinniger Gedanke Kastner's zu verdienen, welcher in der 6. Aufl. v. Gren's „Physik" (Halle 1820) „Nord- und Südscheine als die den Erdpolen periodisch entströmende Erdelektricität", bezeichnet. Die neuesten Beobachtungen endlich sind von Richardson und Hood, in einem Anhange zu Franklin's „Narrative of a journey to the shores of the Polar Sea in 1819 etc." (Lond. 1823, 4.) mitgetheilt.

Nördlingen, ehemalige freie Reichsstadt in Schwaben, mit einem Gebiete von 1½ □M., kam 1802 an Baiern und liegt im bairischen Rezatkreise, am Bach Eger, mitten im Rieß (750 H., 7560 meistens evangel. Einw.). Sie ist der Sitz eines Landgerichts und hat gute Woll-, Leinen- und Zeuchmanufacturen, Färbereien und starken Kornhandel. Hier wurden die Schweden am 6. Sept. 1634 n. St. zum erstenmal auf deutschem Boden geschlagen. (S. Dreißigjähr. Krieg.) Bernhard v. Weimar und Gust. Horn wollten die von einem weit überlegenen kais. Heere unter dem Erzherzog Ferdinand (Gallas, Karl von Lothringen und Johann von Werth) belagerte Stadt entsetzen; ohne ein heranziehendes schwedisches Corps abzuwarten, griff Bernhard, dem Rathe des Grafen Horn entgegen, die Kaiserlichen an. Die Schweden, von vielen Märschen ermüdet, wurden völlig auf dem für sie ungünstigen Terrain besiegt. Viele Officiere blieben oder wurden gefangen, unter letztern auch Horn. Bernhard selbst entkam nur mit Mühe. Auch die Schlachten von 1645, 1796 und 1800 haben die Stadt merkwürdig gemacht.

Nordpol, s. Pol.

Nordpolexpeditionen. Seit dritthalbhundert Jahren haben kühne Briten uns die von Nacht und Eis umlagerte arktische Welt eröffnet. Forbisher durchschiffte 1577 eine von den vielen Einfahrten in das Binnenmeer der Hudsonsbai; Davis (s. d.) entdeckte 1587 den Eingang (Davisstraße) in die große Bai zwischen der Westküste von Grönland und der Ostküste von Nordamerika; Hudson (s. d.) entdeckte und untersuchte 1610 die nach ihm benannte Straße und Bai; Baffin (s. d.) untersuchte 1616 die nördl. und östl. Gegenden des nach ihm benannten Golfs, in welchen die Davisstraße den Weg gezeigt hatte. Auf der Westseite desselben fand er (74° 30′ N. B.) eine Einfahrt, die er Lancasterssund nannte, die er aber nicht weiter untersuchen konnte; Jones, Middleton (1742) u. A. bestimmten die westl., südl. und nördl. Grenzen der Hudsonsbai; alle hofften hier einen Durchweg nach Westen zu finden, und ein vom Parlamente auf diese Entdeckung gesetzter Preis veranlaßte 1746 die Reise von Ellis; später drangen zu Lande Hearne 1771 von der nordwestl. Niederlassung der Hudsonsbai-Compagnie, und Mackenzie 1780 von denen der Nordwest-Compagnie aus, ge-

gen N. vor; sie entdeckten (69 — 71° B.) das Eismeer des Nordpols, in das sich 2 Flüsse ausmündeten. (Hearne fand die Mündung des Kupferminen- und Mackenzie die des nach ihm genannten Flusses, sowie die Wallfischinsel.) Damals suchte Barington („Possibility of approaching the North Pole asserted"; neue A., mit einem Anhange, bei Col. Beaufoy, Lond. 1818) zu beweisen, daß in gewissen Jahreszeiten die arktischen Meere vom Eise hinreichend frei wären, um sich dem Pole nähern zu können. Die engl. Regierung schickte daher 1773 den Cap. Phipps, nachherigen Lord Mulgrave, mit 2 Schiffen nach Spitzbergen; allein unter 80° 48′ Br. hinderten ihn Eisfelder weiter vorzudringen. Auch Cook wurde, als er 1778 aus der Beringsstraße bis 70° 44′ Br. oder bis zum Eiscap, der nördlichsten Spitze der Westküste von Nordamerika, gelangt war, durch Eisberge aufgehalten. Diese und andre Versuche der Engländer, Russen und Holländer haben ziemlich zuverlässig gezeigt, daß sich die nordöstliche Durchfahrt aus dem atlantischen Meere in das stille, oder ein schiffbarer Weg um Asiens Nordküste in die Beringsstraße nicht ausfindig machen lasse. *) Dagegen hofften die sogen. Polisten, wie Barrow (in seiner „Chronological history of voyages into the polar regions", Lond. 1818) u. A., daß der viel kürzere nordwestliche Weg, aus der Baffinsbai um Amerikas Nordküste, da wo der Mackenzie- und Kupferminenfluß in das Eismeer fallen, herum bis zum Eiscap und der Beringsstraße, und daß der kürzeste, der Polarweg selbst, wahrscheinlich nicht ganz vom Eise verschlossen seien. Man habe nämlich bisher immer zu nahe an den mit Eismassen umlagerten Küsten hingesteuert; dagegen werde man in der Mitte des Polarmeeres, das mehr als 2000 engl. Meilen im Durchmesser habe und zwischen Grönland und Spitzbergen von unergründlicher Tiefe, sowie in steter Bewegung sei und deßhalb nicht ganz gefrieren könne, eine offene Straße finden. Sie berufen sich auf folgende Thatsachen: das Polarmeer ist an Spitzbergens nördl. Küste offen; die Russen überwintern auf Spitzbergen, unter dem 80° B., wo auch Damhirsche sich vermehren. Beides ist nicht der Fall auf Novaja Semlja (75° B.), daraus schließt man, daß dort die Witterung gelinder sei als hier. Übrigens ist die Kälte an der östl. Küste schärfer als an der westlichen. Nun haben sich seit etwa 5 Jahren (gleichzeitig mit dem Zeitpunkte, als die Abweichung der Magnetnadel nach Westen dauernd war) ungeheure Eismassen in der Gegend von Grönland aufgelöst; vielleicht die Folge ihrer wachsenden Schwere, oder von Erderschütterungen, oder von mehren auf einander gefolgten gelinden Wintern; daher die seit 1815 bis an den 40° N. B. herabschwimmenden Eisberge und Eisinseln von weitem Umfange. Überdies haben mehre Wallfischfänger ausgesagt, daß seit kurzem die bisher von Eisbergen umlagerte Ostküste von Grönland wieder sichtbar geworden sei. Endlich machen sowol die Strömungen, welche von N. her durch die Davis- und die Beringsstraße nach S. ihre Richtung nehmen, wodurch eine stete kreisförmige Bewegung und Abwechselung der Gewässer zwischen dem stillen und atlantischen Meere in der nördl. Hemisphäre erhalten wird, sowie das viele Treibholz, welches vom hohen N. herab den Küsten von Island und Grönland zugeführt wird, als auch mehre Beispiele von Wallfischen, die nach der Bezeichnung der in ihnen stecken gebliebenen Harpunen in der Gegend von Spitzbergen angeschossen worden waren, und die man südlich von der Beringsstraße, oder im umgekehrten Falle, bei Grönland und in der Davisstraße erlegt hat, eine Durchfahrt durch die bisher sogen. Baffinsbai oder durch das Polarbecken wahrscheinlich. Historischen Nachrichten zufolge ist das Polarmeer an der Ostküste von Altgrönland

*) Zwar soll der Kosack Simon Deschneff 1648 aus dem Eismeere bis nach Anadyr durch eine Meerenge (die Beringsstraße) geschifft sein, auch versichert der russische Historiograph Müller, den Bericht darüber 1736 in den Archiven von Jakutzk entdeckt zu haben, allein dessenungeachtet wird diese Seereise bezweifelt.

erst seit 4 Jahrh. unzugänglich. Denn die daselbst schon 983 von Erich dem Rothen angelegte dänische Colonie hatte den besten Fortgang gehabt; allein die Küste selbst ward seit 1406 von dem Eise, welches sich dort festgesetzt hatte, so umlagert, daß die Gemeinschaft mit jener wahrscheinlich vernichteten Ansiedelung bis jetzt nicht wiederhergestellt werden konnte. Seit dieser Zeit hat auch der Boden Islands, der einst mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt war, die Kraft seiner ehemaligen Vegetation verloren. Dazu kommt, daß das Nordlicht, dessen Veränderungen von dem Gefrieren, Aufthauen oder Zusammenstoßen des Polareises abhängen, sich zuerst etwa ein Jahrh. nach der Festsetzung des Eises längs der Küste von Grönland, in den letzten Jahren aber (seit Abnahme des Polarkreises) sehr selten gezeigt hat. Auf diese Beobachtungen gründete sich nicht nur die Meinung, daß das Polareis ebensowie es allmälig sich angehäuft habe, auch wieder abnehmen und die Fahrt nach dem Nordpole öffnen könne, sondern auch die Vermuthung, daß Grönland, dessen Ostküste man bis 80° B. kennt, und dessen Westküste bisher nur bis 77° 30′ untersucht war, eine Insel sei, und daß die Baffinsbai nach dem Eismeere hin eine Durchfahrt habe. Dagegen glaubt man nicht, daß Amerika jenseit des Eiscaps mit Neusibirien und mit Nordasien zusammenhänge.

Dies Alles bewog die engl. Regierung, sowie später auch die russische, **Polarreisen** zu veranstalten, welche nicht allein die nordwestliche Durchfahrt, sondern überhaupt die Bestimmung von Amerikas und Asiens nördlichen Grenzen bezweckten: ob nämlich ein großes Land um den Nordpol sich ausbreite, das westlich mit Nordamerika und östlich mit Neusibirien oder mit dem großen Lande zusammenhange, welches Sannikoff nördlich von Neusibirien gesehen haben will; oder ob, wie Viele glauben, Nordamerika von den Polarländern ganz getrennt sei? Eine Parlamentsacte sicherte dem ersten Schiffer, der durch die nordwestliche Durchfahrt in das stille Meer gelangt, eine Prämie von 20,000 Pf. St. u. 5000 Pf. dem ersten Schiffe zu, das den Nordpol erreicht und überschreitet. 1819 setzte der Prinz-Regent noch besondere Preise von 5—15,000 Pf. für diejenigen Schiffe aus, die bis zu gewissen Punkten im arktischen Meere vordringen würden. Die britische Regierung ließ daher im Sommer 1818 eine doppelte Fahrt nach dem Nordpol unternehmen. Es sollte nämlich Cap. **Buchan** mit den Schiffen Trent und Dorothea zwischen Spitzbergen und Novaja Semlja die Durchfahrt über den Pol in das stille Meer, und Cap. **Roß** mit den Schiffen Isabella und Alexander die nordwestliche Durchfahrt aus der Davisstraße und dem Baffinsmeere in das Eismeer und von hier in das stille Meer durch die Beringsstraße aufsuchen. Befehlshaber und Mannschaft waren auf das sorgfältigste ausgewählt und mit allem Nöthigen reichlich versehen. Cap. Buchan kam aber nur (29. Juli 1818) über Spitzbergen bis 80° 32′; hier blieb er 3 Wochen lang im Eise stecken und erreichte endlich (10. Oct.) die engl. Küste wieder. Cap. Roß, der vorzüglich die Westküste der Baffinsbai genau untersuchen sollte, drang (9. Aug. 1818) nur bis 75° 55′ B. (65° 32′ W. L.) vor. Hier erforschte er die Westküste von Grönland und entdeckte die Nordküste Grönlands, welche er das arktische Hochland, arctic highlands nannte, im nordöstl. Winkel der Baffinsbai zwischen 76 und 77° B. und 60 — 72° W. L. Es ist ein 120 engl. Meilen weit in nordwestl. Richtung sich ausdehnendes Küstenland mit vielen eisbedeckten Bergen. Er fand daselbst Moos, Heide und grobes Gras, Wild und Hasen, auch ein großes Stück gediegenes Eisen. Das einzige Hausthier der Bewohner, die den Grönländern gleichen, ist der Hund, den sie zum Ziehen ihrer aus Robbenknochen verfertigten Schlitten gebrauchen. Ihre Sprache ist eine Mundart von der eskimoischen. Sie sind von einer schmuzigen Kupferfarbe, 5 Fuß groß, ganz mit ranzigem Thran und Schmuz überzogen. Das Fleisch essen sie roh und gekocht. Sie haben keine Vorstellung von Gott, glauben aber an Zauberer. Die Weiber, welche Kinder haben, wer-

den sehr geachtet. Ihre Tänze und Gesänge sind von convulsivischen Verzerrungen begleitet. Von der übrigen Welt hatten sie durchaus keine Kenntniß. Cap. Roß fand die meisten Angaben Baffin's richtig; seine Entdeckungen fingen eigentlich erst jenseits 74° 30′ B. an; er erreichte unter 77° 40′ die nördlichste Grenze der Baffinsbai, und das Hauptergebniß seiner Fahrt für die Geographie war die genauere Bestimmung der Lage der Baffinsbai, welche man bisher 10° zu weit nach Osten ausgedehnt sich vorstellte. Auch ihn hinderte das Eis, sich der Nordküste ganz zu nähern; und das Wetter war so neblicht, daß sie nach 12 Wochen (30. Aug.) den ersten Stern erblickten, die Capella. Übrigens hielt sich Roß für überzeugt, daß es keine Durchfahrt aus der Davisstraße und der Baffinsbai in das Eismeer gebe. Indeß hatte er den Lancastersund (74° 30′) und eine Strecke von 200 engl. Meilen, namentlich die Cumberlandsstraße (63° B.), wo sich wirklich eine Strömung zeigte, und Middleton's Repulsebai im Nordwesten der Baffinsbai nicht genau untersucht; denn er kam in diese Gegend erst spät, d. 1. Oct., und mußte jetzt die eisige Küste verlassen, um die Schiffe sicher zurückzuführen. S. des Cap. John Roß „Voy. of discovery for the purpose of exploring Baffins-Bai etc." (Lond. 1819, 4.). Die britische Regierung übertrug daher 1819 seinem Begleiter, dem Lieut. Parry (s. d.), die Ausführung einer 2. Fahrt in die Baffinsbai. Dieser drang mit den Schiffen Hekla und Griper (Lieut. Liddon) aus dem Lancastersunde (der folglich kein Sund ist), durch die von ihm zuerst befahrene Barrowstraße, in welcher er Prinz-Regents-Einfahrt in südl. Richtung untersuchte, in das Polarmeer ein, und überwinterte in dem Hafen einer unbewohnten Insel, die er Melvilleinsel nannte (74° 45′ B.) Weil er (am 10. Sept.) den Meridian des 110° W. L. von Greenwich passirt hatte, so erwarb er den ersten vom Parlament ausgesetzten Preis. Seinen Entdeckungen zufolge erstreckt sich eine fortlaufende Küste längs der Nordseite vom Lancastersund und Barrowsstraße bis 93° W. L.; darüber hinaus, nach der Melvilleinsel zu, sind nur einzelne Inseln zu sehen; während auf der Südseite, in westl. Richtung, zusammenhängendes Land ist, das sich jenseits der Prinz-Regents-Einfahrt nach W. weit ausdehnt und sodann an eine Eisfläche stößt, die sich bis zu dem im S. W. der Melvilleinsel sichtbaren Hochlande ausbreitet. Das nordwärts von der Barrowstraße und Melvilleinsel aus erblickte Land scheint eine Inselgruppe zu sein, darunter eine von Parry Nord-Devon genannt worden ist. Parry und 11 Begleiter durchwanderten die Melvilleinsel und erreichten am 6. Juni die Nordküste (75° 34′ 47″ B. und 110° 36′ 52″ L. v. Greenw.). Sie fanden keine Einw., aber Überreste von Eskimoshütten, einen Muskochsen und Rennthiere. Den 1. Aug. verließ P. den Winterhafen, wo er 10 Monate zugebracht hatte. Er segelte nun wieder westlich, entdeckte südlich die Küste Banksland, mußte aber unter 113° 46′ 33″ (der westlichste bisher im Polarmeere erreichte Punkt) unter 74° 27′ 50″ B., wo er auf unbewegliche Eisfelder stieß, am 16. Aug. 1820 umkehren, und segelte durch die Davisstraße nach England, wo beide Schiffe am 29. Oct. in den Hafen von Leith einliefen. Diese Entdeckungen ließen das endliche Gelingen des großen Unternehmens hoffen, und der muthige Cap. Parry trat mit den auf mehre Jahre mit Vorräthen aller Art versorgten Schiffen Hekla und Fury den 8. Mai 1821 eine 3. Reise (die 2. unter s. Oberbefehl) nach dem Nordpol an. Er sollte jetzt den Nordrand des amerikan. Festlandes erforschen. P. führte den Hekla; Cap. Lyon, der eben von einer Reise durch die Wüsten von Afrika zurückgekommen war, die Fury. Die Fahrt ging zwischen 62 und 68° B. zuerst in die Hudsonsbai, um die nördlich gelegenen Buchten zu untersuchen. Die erste davon, die Repulsebai (68° B.), gewährte aber (22. Aug.) keine westl. Durchfahrt. Der Hauptzweck ward also nicht erreicht. P. segelte hierauf nordwärts, um dann nach W. vorzudringen, mußte aber, nachdem er eine Küstenlänge von 200 engl. Meilen

untersucht hatte, von der die Hälfte, und namentlich die Ostseite der Repulsebai, Einem Festlande angehörte, vom Eise gehindert, umkehren und bezog am 8. Oct. den Winterhafen. Hier brachte er den langen Winter zu, wie früher auf der Melvilleinsel, mit astronom. und physikal. Beobachtungen; man erheiterte sich durch Bühnenspiel; man sah ein prachtvolles Nordlicht und einen glänzenden Doppelmond; man erhielt Besuche von äußerst gutmüthigen, gastfreundlichen Eskimos, die unverdorben, gelehrig, sanft und tonlustig waren: unstreitig die erfreulichste Erscheinung in dieser Nachtwüste des Lebens. Bei 25° Kälte wurden Fußwanderungen auf dem Eise und landeinwärts unternommen. Das Meereis selbst fand man, obgleich der strenge Frost 5 Monate anhielt, nicht viel stärker als 4 Fuß. Schneemauern rings um die Schiffe und auf dem Verdeck hielten die Kälte ab. Die Eskimos wohnten in Schneehöhlen, mit Fenstern von Eis. Erst am 30. Juni 1822 waren die Schiffe wieder aus dem Eise gehauen. Man segelte dann nordwärts, entdeckte am 13. Juli an einer malerischen, mit Pflanzenwuchs bedeckten Küste den Barrowfluß, der einen prächtigen Wasserfall bildet, machte Landreisen, beobachtete Störungen der Magnetnadel *), und entdeckte die Fury- und Heklastraße zwischen der Halbinsel Melville (nicht zu verwechseln mit der Melvilleinsel im S. und der Cockburninsel im N.), bis zur nördl. Spitze der Halbinsel Melville, die man Nordostcap nannte. Westwärts sah man kein Land, konnte aber wegen dichter Eisfelder nicht aus der Straße in das Polarmeer dringen, sondern mußte sich mit Untersuchung der Amherstinsel (69° 45′ B. 84° L. v. Greenw.) begnügen. Am Ende des Sept. segelte P. aus der Straße nach Igloobik (69° 20′ B.) zurück, wo er unter den Eskimos überwinterte. Am 7. Aug. 1823 beschiffte er wieder jene Straße, um ins Polarmeer zu gelangen; allein der schmale Ausweg derselben war gesperrt, und da P. wegen Skorbutkrankheit mit der Fury allein die Fahrt nicht fortzusetzen wagte, so segelten beide Schiffe in den letzten Tagen des Aug. zurück, wurden aber erst am 21. Sept. vom Eise befreit, und landeten endlich d. 10. Oct. 1823 an den shetländischen Inseln. Außer wichtigen nautischen, geograph. und naturhistor. Beobachtungen — man fand in jenem öden Erdwinkel Wallrosse, Robben, Bären, Rennthiere, Wölfe, weiße und dunkle Hasen, weiße Füchse, Hermeline, ein einziges Eichhörnchen, viel Entenarten, ein Schwanennest, Schneehühner, Schneeammern, einzelne Raben **), und dürftige Alpenpflanzen: rumex digynus, Sauerampfer, niedriges Weidengestrüpp — ist der Hauptzweck, ein vollständiges Bild von jener Eiswüste zu erhalten, nicht erreicht worden. S. die auf Befehl der Admiralität bekanntgemachten Angaben „Journal of a second voy. for the discovery of a northwest passage from the Atlantic to the Pacific (1821—23) under the orders of Cap. Parry" (Lond. bei Murray, 1824, 4., m. Kpf.) In e. besond. Bande haben die Professoren Jannson, Hooker und Richardson die von Parry, Lyon u. a. Begleitern der Expedit. gesammelten naturhistor. Gegenstände wissenschaftl. beschrieben. Vgl. auch des Alex. Fisher (Arzt auf dem Hekla) „Journal of a voy. of discovery to the arctic regions 1819 und 1820" (4. Ausg., Lond. 1824). — Bald nach Parry, kehrte auch (im Dec. 1823) Cap. Sabine, dessen Polarreise Pendelbeobachtungen zum Zweck hatte, mit dem Schiffe Griper, von Spitzbergen nach England zurück. Er war im Aug. 1823 bis 81° B. und 75° 20′ Ö. L. vorgedrungen. Auf Spitz-

*) Deviation, eine Abartung von der regelmäßigen Abweichung (Variation). Die Deviation entdeckte Cap. Flinders. Sie ist am stärksten in der Nähe des Nordpols und äußert sich verschieden auf dem Schiffe und außer demselben.

**) Noch entdeckten Cap. Parry, Cap. Franklin und H. Richardson in jenen Polarländern die Wolverine (ein dem Fuchs, Hund und Wolf verwandtes Thier), den arktischen Fuchs, verschiedene Mäusearten, den Moschusochsen und eine Art Murmelthier (Arctomys Parryi), die arktische Rothgans, das Polarrebhuhn ꝛc.

bergen fand er die Körper der daselbst vor 85 J. beerdigten Russen in einem so vollkommen erhaltenen Zustande, daß die Wangen noch die frische Lebensfarbe hatten. Die von ihm mit dem Pendel angestellten Versuche bestätigten die Theorie von der an den Polen eingedrückten Gestalt der Erde. Die Ergebnisse seiner im Juni auf der an den Küsten des norwegischen Lapplands gelegenen Insel Hammerfast angestellten astronomischen Messungen, sind der königl. Akad. d. Wiss. mitgetheilt worden. Endlich hat auch der berühmte Grönlandsfahrer Cap. Scoresby, der zuerst, schon auf seinen Fahrten 1817 u. 1820, der östl. Küste Grönlands sehr nahe gekommen war, diese noch genauer 1822 kennen lernen, wo er sie bis zum 83° B. erforschte, indem das Eisfeld, welches bisher die Annäherung an die Ostküste unmöglich machte, an Größe abgenommen hatte. Allein noch immer ist es zweifelhaft, ob man sich über die alten norsischen Colonien an dieser Küste einiges Licht wird verschaffen können. S. Scoresby's „Journ. of a voyage to the northern whalefishery, including researches and discoveries on the eastern coast of West-Greenland" (Edinb. 1823). — Um dieselbe Zeit, als die Capitaine Roß und Parry eine nordwestl. Durchfahrt in Amerika's Polarmeere suchten, erhielt der Seecap. Franklin von der britischen Regierung den Auftrag, zu Lande längs der Hudsonsbai und des Kupferminenflusses bis an die Nordküste von Amerika vorzudringen. Er nebst 3 Seeleuten, darunter der Naturforscher und Wundarzt Richardson, langte d. 30. Aug. 1819 in der Factorei York an der Hudsonsbai an und durchwanderte nun dem Laufe der Flüsse folgend, eine öde Wildniß und Schneesteppe von mehren 1000 □M., die von höchstens 120 Familien aus dem Stamme der gastfreundlichen Crees besucht wird. Von Providence, dem nördlichsten Posten der Pelzhändler (unter 62° 17' 19" B.) drang Franklin, von Canadiern als Dolmetschern begleitet, durch noch unbesuchte Einöden vor, mußte aber hier vom Sept. 1820 an 10 Monate lang überwintern. Im Sommer 1821 erreichte er den Kupferminenfluß, und beschiffte zu Ende des Julius die Küste des hyperboreischen Meeres. Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn zurückzukehren, und in der größten Erschöpfung erreichte er d. 17. Dec. einen Posten der Hudsonsbai-Gesellschaft auf der Insel Moose Dear, und am 14. Juli 1822 die Factorei York, nachdem er überhaupt einen Weg von 5550 engl. Meilen zurückgelegt hatte. Seine Beobachtungen und Zeichnungen enthält die „Narrative of a journey to the shores of the Polar Sea" (Lond. 1823, 4.). Im Mai 1824 veranstaltete die britische Regierung eine dritte Polarreise zur Auffindung der nordwestl. Durchfahrt durch den Regentensund (Regents-Inlet) unter 2 Anführern: Parry und Lyon. Jener erreichte mit dem Hekla und der Fury 13. Juli 1824 bei den Wallfischinseln in der Baffinsbai die Grenzen des Eises unter d. 71° B., drang am 13. Sept. in die Barrowstraße bis zur Admiralitätsbai durch und erreichte am 27. Sept. Port Bowen in der Prinz-Regentbai, wo die Schiffe überwinterten. Von da segelte P. am 20. Juli 1825 südwärts. Sturm und Eisberge trieben die Schiffe ans Land, und am 25. mußte die zertrümmerte Fury ganz verlassen werden. Der Hekla war dadurch zur Rückkehr genöthigt. Er nahm die Mannschaft der Fury auf und traf 11. Oct. 1825 in England ein. Cap. Lyon segelte mit dem Griper, von Naturforschern und Astronomen begleitet, ebenfalls nach der Baffinsbai, sollte aber von hier aus zu Lande nach den Polargegenden vordringen, um an der dortigen Küste im Sommer 1825 mit dem Cap. Parry zusammenzutreffen. Allein Lyon gerieth im Aug. 1824 an der Labradorküste zwischen Eisberge und erreichte im Sept. nach großen Gefahren die Southamptoninsel. Hierauf verlor der Griper unter 66° B. in den heftigsten Schneestürmen seine Anker und mußte nach England zurückkehren. Merkwürdig sind die von Cap. Lyon beobachteten Störungen der Magnetnadel. Bei den Inseln der Wilden (Savage-Islands) schwankten die Compasse und widersprachen einander;

weiter westwärts wurden sie noch unstäter und ganz nutzlos. Endlich, in dem Sir Thom.-Rowes-Welcome (einem Meerstrome bei der Southamptoninsel) zeigten die Nadeln gar keine Abweichung, sondern blieben stehen, wie man sie stellte. (S. „Narrative of an unsuccessfull attempt to reach Repulsebay through the Welcome in H. M. Ship Griper etc.", m. K.) Auch Cap. Franklin unternahm 1825 eine neue Landreise, um dann von dem Mackenzieflusse an die Küste westlich nach der Beringsstraße zu befahren, während sein Begleiter, D. Richardson, von der Mündung jenes Flusses an, die Gegenden nach dem Kupferminenflusse naturhistorisch untersuchen sollte. Zugleich ward der Cap. Beechey mit dem königl. Schiffe Blossom um das Cap Horn gesandt, um am Eiscap oder in Kotzebuesund eine östl. Durchfahrt aufzusuchen. Franklin erreichte nach 6 Monaten bei der Garrysinsel (69° 30′ B.) das nördliche Meer und kehrte dann auf dem Mackenzie stromaufwärts in sein Winterquartier zu Fort Franklin am Bärensee zurück. Den 21. Juni 1826 verließen sie ihr Winterquartier, und am 2. Juli trennten sich (67° 38′ B. und 133° 52′ W. L.) die beiden Abtheilungen der Expedition. Franklin fuhr den westlichsten Arm des Mackenzie hinab, der sich am Fuß der Rocky Mountains hinzieht. Er bestimmte dann die Küste des Polarmeers, eine öde Klippenmauer, von 113—149° 38′ L. Treibeis und dichte Nebel nöthigten ihn zur Umkehr, jedoch überzeugt, daß die Nordwestdurchfahrt offen und möglich sei. Die östl. Abtheilung unter Richardson und Kendall untersuchte die Küste vom östl. Arme des Mackenzieflusses ostwärts bis zum Kupferminenflusse, dessen Mündung sie am 8. Aug. erreichte, und kehrte dann nach 71tägiger Abwesenheit nach Fort Franklin am großen Bärensee zurück. Sie fand an der Küste viel Treibholz. Nach ihrer Erfahrung gibt es hier gegen Ende des August einen freien Durchgang für ein Schiff längs der Nordküste von Amerika vom 100—150° W. L., und östlich vom Mackenzieflusse liegen mehre bequeme Häfen. Die beiden Abtheilungen der Expedition haben folglich die Küste in einer Strecke von 36° der Länge untersucht, sowie durch Cap. Parry das Meer bis z. 115° L. vollkommen bekannt ist. Es sind an dieser Küste nur noch 11° bis zum Eiscap unbekannt. Unterdessen war Cap. Beechey mit dem Blossom aus dem Kotzebuesund nordwärts gesegelt, und 120 engl. Meilen jenseits des Eiscaps vorgedrungen. Hier wartete er vergebens auf Cap. Franklin's Ankunft unter 150° W. L. in einer Breite, wo diese Längengrade kaum 5 geograph. Meilen betragen; er mußte aber am 14. Oct. umkehren. Cap. Franklin hatte sich bis auf einige 30 Meilen dem Eiscap, welches unter 160° W. L. liegt, folglich auch dem Blossom, genähert, als ihn die Sorge für die Erhaltung seiner Leute am Ende des August nöthigte, den Plan nach Kotzebuesund vorzudringen, aufzugeben und nach dem Bärensee zurückzukehren, wo er den 21. Sept. eintraf. Die Erdzunge an der Küste, welche diese Expedition erreichte, lag unter d. 70½° B. Naturhistor. Sammlungen, Erfahrungen über den Magnetismus und die Wirkung des Nordlichts auf die Magnetnadel waren die Frucht dieser Expedition, von welcher Franklin im Sept. 1827 in London wieder eintraf. — Um dieselbe Zeit sandte die brit. Admiralität den Cap. Parry mit dem Hekla nach dem Nordpol. Er nahm zu Hammerfast in Lappland Rennthiere und Eisboote an Bord, erreichte Spitzbergen d. 27. Mai 1827, ließ den Hekla im Eise zurück, schiffte am 21. Juni mit 2 Booten durch die offene See, verließ am 24. die Boote und begann (81° 12′ 51″) die Eisreise nach dem Nordpol; allein nach einer 35tägigen Eisreise, wo es fast immer regnete, und unter den größten Schwierigkeiten, gelangte er nur bis zum 82° 45′ 15″. Das Eis war überall gebrochen; endlich nöthigte ihn die Beobachtung, daß alle Eismassen einem heftigen Zuge südwärts folgten, zur Rückkehr. Er hatte 292 geogr. Meilen in gerader Richtung, und 580 geogr. M. mit den nöthigen Umwegen zurückgelegt. Der südliche Zug der Eismassen beschleunigte den Rückweg. Nach 48tägi-

ger Eisreise erreichte Parry am 12. Aug. Kleintableerland, und am 21. Aug. nach 61täg. Abwesenheit den Hekla. Die Senkung der Magnetnadel hatte beständig nach N. zugenommen, und die westl. Abweichung sich vermindert. Von 81° an war kein Treibeis, kein Vogel, kein Wallfisch mehr zu sehen, und mit 500 Faden kein Grund zu finden. Am 29. Sept. 1827 trafen Cap. Parry und Cap. Franklin in einer und derselben halben Stunde bei der Admiralität in London ein. — Die Aufgabe, eine nordwestl. Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer zu finden, ist für die britische See- und Handelspolitik minder wichtig als für die Geographie und für die Wissenschaft. Denn sie kann für den Handelsweg nach Indien keinen Nutzen haben, wie von Zach in seiner „Corresp. astronom." aus Le Gentil's Berechnung der Zeit der Passatwinde und des Mousson bewiesen hat. Sollten jedoch die antipolistischen Gegner des Herrn Barrow, an deren Spitze der Prof. Lesslie steht (s. die Gründe der Polisten und der Antipolisten im 1. St. des „Hermes", S. 36), welche das Losreißen der Eismassen bei Grönland zufälligen Sommerwinden zuschreiben und aus chemisch-physikalischen Sätzen die Unmöglichkeit folgern, durch die Eismassen des Polarmeeres je durchzudringen, Recht behalten, so werden diese kühnen Seefahrten wenigstens den Nutzen haben, daß sie die Beschreibung der Nordküste von Amerika und der Westküste von Grönland berichtigen, und daß sie die Tiefe, Temperatur, Salzhaltigkeit und specifische Schwere des Polar-Seewassers, die Schnelligkeit der Strömungen, sowie den Zustand der atmosphärischen Elektricität und deren Zusammenhang mit der Abweichung und Kraft der Magnetnadel in den arktischen Regionen vergewissern. Übrigens bleibt die ganze Unternehmung ein Denkmal der beharrlichsten Anstrengung und der kühnsten Selbstverleugnung, sowie der zweckmäßigsten Veranstaltung, die eine schon geprüfte Erfahrung für das Gelingen des großen wissenschaftlichen Unternehmens nicht weiser hätte treffen können. Dieses Denkmal ehrt die Wissenschaft, die menschliche Kraft und die britische Nation.

Die von der russ. Regierung, zum Theil auch auf Kosten des Grafen Rumjänzoff, veranstalteten Entdeckungs- und Nordpolarreisen haben theils die Küsten von Kamtschatka und dem nordwestl. Amerika, theils Asiens Nordküste und Novaja Semlja zum Gegenstande gehabt. Cap. Otto v. Kotzebue (s. d.), der auf s. ersten Expedition (1814—18) die nach ihm benannte Meerenge nördl. von der Beringsstraße entdeckte, unternahm 1824 eine neue Reise um die Welt, auf welcher er die westl. Küsten Amerikas in dem höchsten Norden verfolgen und über das Eiscap, welches Cook entdeckte, hinaus ebenfalls die Einfahrt in das Polarmeer ostwärts oder westwärts suchen sollte. Allein er mußte vor dem Eise umkehren und kam 1826 nach Kronstadt zurück. — Die Expedition des Bar. Wrangel nach dem Nordpol, dessen Begleiter Lieut. Anjou, der Physiker D. Kober und einige Seeleute waren, ging im April 1820 vom nördl. Sibirien aus. Sie brachten hier und auf dem Eise des Polaroceans 4 Jahre zu, im steten Kampfe mit Kälte und Hunger, da sie auf ihren von Hunden gezogenen Schlitten nur wenig Vorräthe mitnehmen konnten. Sie erreichten, indem sie 46 Tage auf der Oberfläche des gefrorenen Polarmeers, bei 15—24° Kälte, auf den Schlitten zubrachten, die Breite von 72° 3′. Es gelang dem Baron Wrangel, die ganze Küste von dem Cap Schalagskoi bis zur Beringsstraße, nämlich bis zu dem von Billings gesehenen Punkte, 97 deutsche Meilen südöstlich von Cook's Nordcap, und die bisher unbekannte Nordküste von Sibirien astronomisch aufzunehmen und die Durchfahrt zwischen Asien und Amerika außer Zweifel zu setzen. Wrangel kehrte im Mai 1824 nach Petersburg zurück. — Eine dritte Expedition, die des Cap. Wassiljeff, der im Juni 1819 mit 2 Sloops aus Kronstadt segelte, war nach der Beringsstraße und dem Polarocean bestimmt. Cap. Wassiljeff entdeckte eine von Aleuten bewohnte Insel, unter 50° 59′ 57″ N. B. und 193° 17′ 2″ L. von Greenwich. Hierauf drang er

58 *

bis zu 71° 7′ N. B., folglich 19 Min. weiter als Cook vor und entdeckte 2 Vorgebirge an der Nordwestküste von Amerika, die er Golowin und Ricord nannte. Die zweite Sloop dieser Expedition segelte längs der östlichen Küste Sibiriens, mußte aber unter 69° 10′ wegen der Eismassen umkehren. Im Spätsommer 1822 kehrten beide Schiffe nach Kronstadt zurück. — Um die noch nicht erforschten Küsten der Insel Novaja Semlja aufzunehmen, sandte die russ. Regierung den Schiffsleut. Lasareff 1819, den Lieut. Lawroff 1821, und den Capitainlieut. Litke 1822 dahin ab. Des Letztern Expedition hat die Kenntniß von Novaja Semlja und von den Küsten Lapplands sehr bereichert, daher ward ihm 1823 eine neue Fahrt zur Untersuchung der Waigatschinsel übertragen, und er hat nicht nur diese, sondern alle Küsten jener nördl. Region, die Insel Wardhuus und die Lage des worongischen Meerbusens gemessen und beschrieben. Er kehrte am 31. Aug. 1823 nach Archangel zurück. Ein andres russ. Schiff Neptun, das, nach Krusenstern, im J. 1817 bis 83° 20′ N. B. gekommen sein soll, brachte keine Kunde von dem Lande, das nördlich von Spitzbergen liegen soll, und Parry's letzte Reise hat dies bestätigt. Durch russische Nordpolexpeditionen aber ward entschieden, daß Asien im Norden nicht mit Amerika zusammenhängt. 20.

Nordpunkt, s. Mitternacht.

Nordschein, s. Nordlicht.

Nordsee, Nordmeer, s. Deutsches Meer.

Nordstern, s. Polarstern.

Nordwind, s. Winde und Boreas.

Noricum hieß bei den Römern der Theil von Süddeutschland zwischen der Save, dem Pelsosee, Rhätien, Vindelicien und der Donau; indeß waren die Grenzen nicht zu allen Zeiten dieselben. Keltische Völker waren die Bewohner dieser Länder. An neuen Forschungen ist reich das Werk von Alb. A. Muchtar: „Das römische Noricum, oder Östreich, Steiermark, Salzburg, Kärnthen und Krain unter den Römern" (Grätz 1825, 2 Bde., mit Charten).

Normaljahr heißt in den kirchl. Verhältnissen des deutschen Rechts das J. 1624, da der Art. 5 des westfäl. Friedens den erweislichen Besitzstand der kirchl. Rechte, wie er am ersten Tage dieses Jahres gewesen war, zur Norm annahm, nach der die kirchl. Verhältnisse in Deutschland geordnet werden sollten. Besonders wurde durch diese Bestimmung das Schicksal der geistl. Güter und Stiftungen entschieden, und die kirchl. Gerichtsbarkeit über kathol. Unterthanen evangelischer Reichsstände, sowie die Duldung kathol. Reichsstände nach jenem status quo festgesetzt. Auf die innern Verhältnisse der Verwandten einer und derselben Religionspartei hatte es jedoch keinen Einfluß, außer wo die Frage über das Recht zweier Fürsten in Religionssachen entstand, und die Landeshoheit streitig war. Auch hat man dies Normaljahr in der Pfalz, welche schon vorher evangelisch, 1624 aber in den Händen der Katholischen war, nicht angenommen, sondern entschied hier nach dem Besitzstande vor der Wahl des Kurfürsten Friedrich V. zum König von Böhmen. Die Trennung des deutschen Reichsverbandes und die Verwandlung der deutschen Fürsten in europäische Souveraine hat Manches in den Bestimmungen des Normaljahrs geändert und jene kirchl. Rechte mehr als sonst von der Willkür der Fürsten abhängig gemacht. E.

Normalschulen sind Musterschulen, deren Einrichtung zur Regel der übrigen dienen soll. Von dieser Art waren die auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia vom Abt Felbiger in Schlesien und Böhmen eingerichteten deutschen Schulen, deren Zweckmäßigkeit jedoch die Folgezeit nicht hinlänglich bewährt hat. (S. Schulen.) In Preußen, Würtemberg und mehren deutschen Staaten gab es Normalschulen nach Pestalozzi'scher Methode. Die von Napoleon errichtete und von Ludwig XVIII. im Febr. 1815 neu organisirte Normalschule in Paris war

eine Bildungsanstalt für Lehrer an gelehrten Schulen, zu der jede Akademie oder Universität in Frankreich jährlich eine verhältnißmäßige Anzahl Candidaten auf 3 Jahre sendet. Sie unterscheidet sich von den in Göttingen, Leipzig, Berlin, München ec. bestehenden philolog. Seminarien besonders dadurch, daß die Zöglinge unter klösterlicher Zucht zusammenwohnen. E.

Normann-Ehrenfels (Philipp Christian, Graf v.), königl. würtemb. Staatsminister, ein durch Geist, Charakter, Kenntnisse und große Verdienste ausgezeichneter Mann, geb. 1756 zu Stresow in Schwedischpommern, stammte aus dem Hause Tribbewitz, einem altadeligen Geschlecht auf der Insel Rügen. Nach dem Tode s. Vaters (1767), der zu Neuwedel im Preußischen angesessen und preuß. Major war, bewirkte es s. Mutter Bruder, der nachmalige würtemb. Oberhofrathspräsident Freih. v. Behr, daß er 1768 als Page nach Ludwigsburg an den Hof des Herzogs Karl kam. Von 1772 an studirte er in der bald darauf zur Akademie erhobenen Militairschule mit solchem Fleiße, daß er 1773—78 überhaupt 50 Preise, nebst dem akadem. Orden aus des Herzogs Händen empfing. Im Dec. 1778 vertheidigte er in der Akademie die von ihm verfaßte Abhandlung „Observatt. ad rescriptum commissoriale Joannis XXI. (XX.), P. P. d. d. XIII. Apr. 1277". 1778 wurde er Regierungsrath und zugleich (1779) Hofgerichtsassessor; außerdem gab er 1780 fg., nach des Herzogs Wunsch, in der Akademie Unterricht in einigen Fächern der Rechtswissenschaft. Damals foderte die preuß. Regierung s. Rückkehr nach Preußen, wo er, s. Vaters wegen, zu dienen verpflichtet war; als aber Hr. v. Normann erklärte, in Würtemberg bleiben zu wollen, wo ihn der Staat erzogen habe und den Umstand für sich anführte, daß er in Schwedischpommern geboren sei, so ordnete die preuß. Regierung die Einziehung s. Vermögens zu Neuwedel an. In einen höhern Wirkungskreis trat der Kammerherr v. N., als er 1791 das Präsidium des Hofgerichts, 1794 die Hofrichter-, 1800 als Geh.-Rath die Vicepräsidentenstelle in der Regierung erhielt. In den damaligen Verhältnissen zu Frankreich bewirkte er 1796 als schwäb. Kreisgesandter in Paris eine beträchtliche Verminderung der an Frankreich zu bezahlenden Kriegsgelder; im Herbst 1799 organisirte er in der Neckargegend die Volksbewaffnung gegen die Franzosen; 1801 und 1802 war er Gesandter in Paris, wo er den Vertrag mit Frankreich abschloß, durch welchen Würtemberg ansehnliche Landstriche als Entschädigung erhielt, die Neuwürtemberg genannt und unter des nunmehrigen (Dec. 1802) Staatsministers v. N. Leitung besonders verwaltet wurden. Auch in Regensburg hatte er als würtemb. Subdelegirter bei der Reichsdeputation, zu der Ertheilung der Kurwürde an Würtemberg (27. April 1803) mitgewirkt. Der Kurfürst belohnte ihn nicht nur mit dem großen Orden, sondern auch mit 2 auf der rauhen Alp liegenden Höfen, als Mannlehn; er ernannte ihn zum Mitglied des 1803 neu errichteten Staatsministeriums, gab ihm (17. Jun. 1803) den Beinamen Ehrenfels und erhob ihn 1806 in den Grafenstand. Seitdem leitete der Staatsminister v. N.-E. alle Unterhandlungen vor und nach dem Frieden von Preßburg, z. B. die Vergrößerung Würtembergs (durch den Vertrag mit Frankreich vom 12. Dec. 1805), und die Erlangung der Königswürde; auch war das Organisationsmanifest vom 18. März 1806, nach welchem Alt- und Neuwürtemberg vereinigt und gleichförmig verwaltet wurden, s. Entwurf. Erschöpft von so vielen Arbeiten, die er in stürmischer Zeit, treu s. Wahlspruche: Tu ne cede malis, sed contra audentior ito, rühmlich vollbracht und seit 1808 kränklich, ward er vom König Friedrich den 7. Juni 1812 in Ruhestand versetzt. Graf N. lebte jetzt der Familie und wenigen Freunden, deren vertrauten Kreis s. geistvolle Unterhaltung belebte. Er starb zu Tübingen den 26. Mai 1817. Von 15 Kindern, die ihm s. Gemahlin, geb. Freiin v. Harling geboren, überlebten ihn 9 Sein zweiter Sohn:

Normann-Ehrenfels (Karl Friedrich Lebrecht, Graf v.), geb. zu Stuttgart den 14. Sept. 1784, starb für Griechenlands Freiheit, zu Missolunghi (s. d.) den 3. Nov. 1822. Aus Neigung Soldat, hatte er vorzüglich Mathematik studirt. Im Aug. 1799 war er als Cornet in das östreich. Kürassierregiment Herz. Albert getreten, und schon am Ende d. J. wegen s. tapfern Verhaltens Lieutenant geworden. 1803 stellte ihn Kurf. Friedrich von Würtemberg bei s. Garde du Corps als Oberlieutenant an, und in dem Feldzuge gegen Östreich 1805 war er Staabsrittmeister im Chevauxlegersregimente; in dem Kriege mit Preußen 1806 fg. erhielt er den würtemb. Militairorden und die Ehrenlegion, wurde Major und stieg nach dem Kriege mit Östreich 1809 bis zum Obersten. In dem russ. Feldzuge 1812 befehligte er das Leibchevauxlegersregiment, und 1813, als General und Brigadier, 2 Cavalerieregimenter, die er nach der Rückkunft aus Rußland gebildet hatte. Auf des franz. Generals Fournier Befehl, zu dessen Cavaleriecorps die würtemb. Brigade gehörte, marschirte Gen. N. gegen das Lützow'sche Freicorps, das sich in Folge des Waffenstillstandes über die Elbe zurückziehen wollte und ließ auf dasselbe einhauen, als in einer Entfernung von 40 Schritten einige Schüsse auf seine Truppen geschahen. Dies war der Überfall bei Kitzen. *) In der Schlacht bei Leipzig ging er am 18. Oct. mit s. Brigade, die noch aus 800 M. und einer Batterie reitender Artillerie bestand, nachdem er mit ihr seit 2 Monaten an 27 Gefechten ruhmvoll Antheil genommen, zu den Alliirten unter der Bedingung über, daß er die Brigade sogleich nach Würtemberg zurückführen dürfe General N. wußte, daß Baiern mit Östreich sich verbunden, und daß Würtemberg bereits unterhandle; seit 6 Wochen ohne Befehl von s. König, und von s. Officieren aufgefodert, nicht mehr für Napoleon zu fechten, entschloß er sich erst dann zu jenem Schritte, als er sah, daß s. Brigade durch theilweisen Übergang sich selbst auflösen und für seinen König ohne Nutzen ganz verloren sein würde. Er wollte sie dem Könige erhalten. **) Allein noch ehe er Würtemberg erreichte, erfuhr er, daß der König seine Verhaftung und strenge Bestrafung beschlossen habe. Er verließ daher die Brigade, wurde cassirt und suchte nun in Wien eine Anstellung, die er aber nicht erhielt, weil man ihm die Befolgung des franz. Befehls, das auf dem Rückzug begriffene Lützow'sche Corps überfallen zu haben, zur Last legte. 1816 fand er zu Waldsee in Oberöstreich einen Zufluchtsort, wo er die Söhne des Landgrafen Ernst von Hessen-Philippsthal in den milit. und mathemat. Wissenschaften unterrichtete. Nach dem Tode des Königs Friedrich erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr und lebte in dem Hause s. Vaters als Landwirth, bis die Sache der Hellenen ihn wieder zu den Waffen rief. Er schied von s. Gemahlin, einer Tochter des engl. Obersten v. Orelli, die ihm 2 Kinder geboren, und segelte am 24. Jan. 1822 von Marseille nach Morea ab. Kaum war er am 7. Febr. mit s. Begleitern, 46 Philhellenen, bei Navarin ans Land gestiegen, als eine türkische Flotte vor dem Platze erschien; sofort ordnete Gen. N. die kleine Schar zum entschlossenen Widerstand und schlug den Angriff des Feindes zurück. Hierauf betrieb er in Korinth die Bildung eines Bataillons Philhellenen und trat als Chef in den Generalstab des Fürsten Maurokordatos. Mit diesem zog er nach Missolunghi, wo er am 24. Juni 1822 den Türken ein glückliches Gefecht bei Kombotti lieferte. In dem Treffen bei Peta aber (am 16. Juli 1822), das durch den Verrath eines griech. Kapitans verloren ging, erhielt er bei dem blutigen Kampfe, der das Philhellenenbataillon fast gänzlich aufrieb, einen Prellschuß auf die Brust und

*) Graf Normann's Rechtfertigung über diesen traurigen Vorfall steht in Schott's und Mebold's „Taschenb. für Freunde der Geschichte des griech. Volks" (1824), nebst Nachrichten über s. Leben.

**) Seine Erklärung dieses Schrittes, der an ähnliche des Generals York und des Gen. Thielemann erinnert, steht a. a. O.

verlor s. Gepäck. Dann setzte er noch den äußerst beschwerlichen Gebirgskrieg fort, bis er sich, mit Maurokordatos, nach Missolunghi werfen mußte, wo sein so starker Körper einem heftigen Nervenfieber unterlag. Dort ruht bei Marko Botsaris und bei Byron's Herz auch der deutsche General. Den Seinigen hinterließ Graf N. nichts als den Ruhm s. hochherzigen Muthes und s. Schwert. Er starb für eine große Idee und lebt in den Liedern des hellenischen Volks. Mehr über diesen auch als Anführer ausgezeichneten tapfern Krieger enthalten die „Tagebücher aus dem Feldz. der Würtemberger" (Ludwigsburg 1820); das „Tagebuch einer Reise nach Morea 1822" (Tüb. 1824); und „Der Hellenen Freiheitskampf im J. 1822, a. d. Tageb. eines Kampfgenossen des Gen. N., bearbeitet von L. v. Bollmann" (Bern 1823).

Normänner, Normannen (d. i. Männer aus Norden), hießen die Bewohner des alten Skandinavien, oder Dänemarks, Schwedens und Norwegens. Jenen Namen gab man ihnen in den Niederlanden, Deutschland und Frankreich; in England nannte man sie Dänen. Sie waren Abenteurer, die sich unter einem Haupte vereinigten, um auf Beute auszugehen. Die Armuth ihres Landes nöthigte sie dazu und ihre Religion begeisterte sie in ihren kühnen Unternehmungen. Denn nach den Lehren ihres Odin's (s. Nordische Mythologie), wurden die im Kriege Gefallenen in das Paradies (Walhalla) aufgenommen. Die Normänner fingen ihre ersten Streifzüge gegen das Ende der Regierung Karls d. Gr. an, bald bedeckten sie mit ihren Barken die Meere und verheerten die Küsten von England, Deutschland, Friesland, Flandern und Frankreich. Da man ihnen nicht genug Widerstand entgegensetzte, wurden sie kühner, und unter den kraftlosen Regierungen Karls des Kahlen und des Dicken drangen sie auf den Strömen Frankreichs bis in die Mitte des Landes und plünderten selbst Paris. Nur durch Geld konnte man ihren Rückzug erkaufen. Ihre Einfälle in Frankreich wurden in der Folge wiederholt, und Karl der Einfältige war genöthigt (912), ihnen einen Theil von Neustrien (die nachmalige Normandie) in Besitz, und ihrem Anführer Rollo s. Tochter zur Gemahlin zu geben. Rollo nahm die christl. Religion und in der Taufe den Namen Robert an, wurde der erste Herzog der Normandie und Lehnsmann der Könige von Frankreich. Seine Normänner wurden ebenfalls Christen, und ihre Streifzüge hörten auf. Auch die übrigen Normänner in Skandinavien stellten nach und nach ihre Räubereien ein, als die christl. Religion unter ihnen eingeführt wurde. Nur England ward noch von ihnen heimgesucht; Alfred d. Gr. (s. d.) befreiete zwar s. Land von ihnen, aber nur auf kurze Zeit, und Kanut d. Gr. von Dänemark ward (1017) König von ganz England. Einer von Roberts (Rollos) Nachfolgern, Wilhelm der Eroberer (s. d.), Herz. der Normandie, eroberte 1066—71 ganz England; eine Eroberung, welche durch ihren bleibenden Einfluß auf die Sitten, Sprache, Gewohnheiten der unterjochten Engländer merkwürdiger geworden ist als die frühern Unternehmungen der Eroberer dieses Landes. S. Thierry's „**Hist. de la conquête de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de ses suites jusqu'à nos jours, jusqu'en Angleterre, en Ecosse, en Irlande et sur le Continent**" (Paris 1825, 3 Bde.). Auch in Neapel (s. d.) gründeten Normänner von 1016 an ein neues Reich. Nach dem Zeugnisse des russ. Geschichtschreibers Nestor waren auch die Waräger (Waringer), welche unter Rurik (862) ein neues Reich in Rußland stifteten, Normänner. Die auswärtigen Unternehmungen der Normänner hatten nach und nach ihre Volkszahl vermindert und ihre Kraft geschwächt. Um so weniger konnten sie bei der nachmaligen Umgestaltung Europas weitere Eroberungen wagen. Ihr Name verlor sich allmälig aus der Geschichte, und er wird jetzt nur noch den Einw. Norwegens ausschließlich beigelegt. S. G. B. Depping's „**Hist. des expéditions maritimes des Normands et de leurs établissemens en France au 10me siècle**

(erhielt 1822 den von der königl. Akad. d. Inschr. ausgesetzten Preis; Paris 1826, 2 Thle.).

Nornen, s. Nordische Mythologie.

North (Lord Frederic), Graf v. Guilford, geb. 1732, britischer Staatsminister von 1767 — 1782. Das öffentliche Leben dieses Staatsmannes, s. Talente, Fehler und Leidenschaften, s. Verbindungen und Streitigkeiten mit Lord Chatam, Burke, Fox, Pitt u. A. hängen mit der Geschichte des amerikan. Freiheitskriegs zusammen. Er gab das erste Beispiel in der britischen Staatsverwaltung, einen Volks- und Handelskrieg unter den größten Anstrengungen bis zur gänzlichen Erschöpfung des Staates beharrlich fortzusetzen, in der Überzeugung, daß die größere Geldmacht zuletzt siegen müsse. Pitt folgte diesem Beispiele in dem franz. Revolutionskriege mit mehr Einsicht, Kraft und folgerechter Festigkeit. Kein britischer Staatsminister ist so gehaßt worden, und keiner hat sich so lange behauptet als Lord North; ein Beweis, daß er nicht gewöhnliche Talente besaß. Durch persönlichen Ehrgeiz unterschied er sich gänzlich von Pitt, dem das Vaterland über Alles ging. Indeß darf ihm der unglückliche Gang des amerikan. Krieges nicht zur Last gelegt werden. Es war der erste Versuch, den Großbritannien machte, in Amerikas Wäldern einen Krieg mit ungeheuren Kosten gegen Jäger und Republikaner zu führen. Auch darf man die erste Ursache des Abfalls der amerikan. Colonien dem Lord N. nicht beimessen; denn Bute hatte zuerst den König zur willkürlichen Besteuerung der Amerikaner überredet. Doch widersetzte sich Jener in der Folge den bessern Vorschlägen zur Aussöhnung; er machte den Bruch unvermeidlich und dehnte, um sich in s. Posten zu behaupten, das Bestechungssystem mehr als irgend einer s. Vorgänger aus. Lord N. ward nach Charles Townsend's Tode 1767 zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Er gehörte zu den Tories, oder zu den Anhängern der königl. Gewalt; allein er dachte gemäßigt und hatte gefällige Formen. Er besaß viel Geschäftskenntniß und den Ruf der Rechtlichkeit. Von Natur wenig unternehmend, oft sogar unentschlossen und schwach, fehlte es ihm doch nicht an Beharrlichkeit. Indeß herrschte in allen s. Ansichten eine gewisse Unbestimmtheit und Verworrenheit der Ideen; und obwol er in der Regel das richtige Ziel vor Augen zu haben schien, so ward er dennoch oft dem geraden Wege einer offenen Politik untreu. (S. Belsham's „Memoirs of the reign of George III.", London 1795, 2. Aufl.) Eine seiner ersten Ministerialhandlungen war zwar der Vorschlag, die Hafenzölle vom J. 1767 in den amerikan. Colonien aufzuheben, jedoch mit Ausnahme des Theezolls, den man beibehielt, um das Hoheitsrecht für Großbritannien zu behaupten, und dies hatte zur Folge den Kampf mit den Colonien und Amerikas Freiheit! Vor diesem Kriege erwarb sich Lord N. durch s. Verwaltung das öffentliche Zutrauen. Er bewirkte u. A. die Ernennung eines geh. Ausschusses zur Untersuchung der zerrütteten Finanzangelegenheiten der ostind. Compagnie, welche die Entdeckung abscheulicher Gewaltmißbräuche und eine Beschränkung ihrer Regierungsrechte in Indien zur Folge hatte. Der Staat wurde jetzt Oberaufseher und Mitregent der ostind. Compagnie, indem die Krone der Ernennung des Gouverneurs und des Raths von Indien ihre Zustimmung versagen konnte, und ein oberster Gerichtshof in Indien ausschließend von der Krone errichtet und besetzt wurde. Auch erhielt die Präsidentschaft von Bengalen die Obergewalt über die übrigen Präsidentschaften. An Vergütung der in Indien von der Compagnie verschuldeten Erpressungen aber ward nicht gedacht. Um so kräftiger erhob sich die Opposition (Chatam und Burke), als Lord N. im März 1774, in Folge des zu Boston über den Theezoll entstandenen Tumults, die Boston-Port-Bill, welche allen Handel nach Boston untersagte und den Sitz der Regierung von da nach Salem verlegte, sowie die Aufhebung der Verfassung in Massachusets durchgesetzt hatte, und hierauf vorschlug, daß die Krone Canada

uneingeschränkt verwalten sollte. Chatam sprach für die Rechte der Colonien und warnte die Minister, durch Maßregeln der Willkür nicht einen Bürgerkrieg zu entzünden. Denn schon hatte N.'s Hafenbill die Sache Bostons zur Sache der amerikan. Colonien gemacht. Diese versammelten einen Generalcongreß zu Philadelphia (4. Sept. 1774), protestirten gegen die britischen Parlamentsacten und beschlossen unter sich, allen Handel mit Großbritannien aufzuheben. Lord N. aber hielt den Krieg für unmöglich oder für so leicht, daß die Regierung jede ernstliche Vorbereitung auf denselben unterließ. Das Parlament erklärte vielmehr 1775, auf Lord N.'s Vorschlag, die Provinz Massachusets sei in Aufruhr. Als darauf Mehre, namentlich Fox, zu gütlichen Mitteln riethen, so trat der Minister mit einem sogen. Versöhnungsplane auf, dem zufolge England die Ausübung s. Besteuerungsrechts so lange aufschieben sollte, als die Amerikaner sich selbst den Absichten des Parlaments gemäß besteuern würden! Er behauptete gegen Burke, der bei dieser Gelegenheit eine s. berühmtesten Reden hielt, die Stimmenmehrheit. Unterdessen hatte man die friedlichen Anträge der Colonien zurückgewiesen und der britische Gen. Gage die Feindseligkeiten bei Lexington (19. Apr. 1775) zuerst begonnen. Einmüthig erhob sich Amerika unter Washington. Vergebens protestirten mehre Lords gegen ein so „ungerechtes und dem Lande verderbliches" Verfahren, durch welches die Minister den Verlust der Colonien bewirken würden. Die Regierung mochte keinen Schritt zurückthun. Lord N. trieb vielmehr die Sache aufs äußerste, indem er durch die Capturacte alles Eigenthum der Amerikaner für gute Prise erklären ließ, und um den Widerstand der öffentlichen Meinung in England zu lähmen, die Suspension der Habeas-Corpusacte vorschlug. Allein nur um so nachdrücklicher ward für die Sache der Freiheit in ganz England gesprochen und geschrieben; den tiefsten Eindruck auf die Nation machten des Dr. Rich. Price „Observations on the justice and policy of the war with America". So ermuthigten Georg III. und s. Minister wider ihren Willen den Freiheitssinn der Völker. Zugleich hatte der blinde Eifer, mit welchem die britische Regierung ihren amerikan. Unterthanen das freie Bürgerrecht entreißen wollte, für Europa die nachtheilige Folge, daß die Theilung Polens 1773 ohne Widerspruch von Seiten Englands erfolgen konnte. Indeß behauptete der Minister die Stimmenmehrheit im Parlamente. Doch als er die Geldhülfe des Hauses zur Bezahlung der Kronschulden und Vermehrung des Kroneinkommens verlangte, mußte er hören, daß dieses Bedürfniß eine Folge des Bestechungswesens und des Mißbrauchs in Ertheilungen von Pensionen sei. Unter den Parlamentsgliedern, welche stets zur Aussöhnung mit Amerika riethen, zeichnete sich vorzüglich Lord Chatam aus, den die Hinfälligkeit des Alters nicht abhielt, „die Unmöglichkeit, Amerika zu erobern, selbst wenn man Söldner in den Fleischbänken jedes deutschen Despoten erhandle", zu beweisen und gegen die Abscheulichkeit, daß Großbritanniens Minister den Tomahawk und das Skalpeisen der Wilden als Bundeswaffen zur Unterjochung s. Brüder brauchten, s. Stimme zu erheben. Auch Burke rief den Fluch der Nachwelt auf gegen diese schändliche Verbindung mit Kanibalen. Als nun die Kunde kam von dem Tage bei Saratoga, wo ein britisches Heer unter Bourgoyne (16. Oct. 1777) die Waffen streckte, da brach der Zorn des Hauses gegen den Minister los. Mit tiefem Schmerz, ja mit Thränen bekannte Lord N., s. Absicht sei gut gewesen; er wollte gern s. Stelle niederlegen, wenn er dadurch eine Aussöhnung bewirken könne. Doch die Tories stimmten für die Fortsetzung des Krieges. Endlich, nachdem Frankreich sich mit Amerika verbunden hatte, schlug Lord N. selbst (17. Febr. 1778) Unterhandlungen mit den Amerikanern vor und wollte ihnen mehr einräumen, als sie früher verlangt hatten; er habe, gestand er, stets eingesehen, die Besteuerung Amerikas würde nie die Staatseinkünfte vermehren; doch habe er nicht argwöhnen können, daß die von ihm in Ansehung des Theezolls

genommene Maßregel so unglückliche Folgen haben werde rc. Allein der Congreß bestand auf der Unabhängigkeit. Die Unterhandlung zerschlug sich und die Erbitterung war größer als je. Die britischen Befehlshaber gestatteten das wildeste Verfahren; Alles übertraf an Abscheulichkeit die Zerstörung von Wyoming. Zugleich bestürmte Fox die Minister mit Anklagen, und Lord N. selbst war uneins mit dem königl. Cabinet, indem er mit dem amerikan. Congreß, wie mit einer unabhängigen Macht, einen Waffenstillstand einzugehen bereit schien. Indeß gab die Festigkeit, mit welcher die Regierung den von Lord Gordon gegen die Katholiken und die tolerant gesinnten Parlamentsglieder erregten Aufruhr des londner Pöbels unterdrückte, dem Minister ein neues Gewicht. Denn als Großbritannien, obgleich 1779 auch Spanien für Amerika aufgetreten war, den Vereinigten Niederlanden, welche Amerika, Frankreich und Spanien heimlich unterstützt hatten, und der 1780 von Rußland geschlossenen bewaffneten Neutralität beitreten wollten, den Krieg erklärte, weil die Generalstaaten die verlangte Genugthuung nicht gegeben hatten, so tadelten nur wenige Stimmen den Minister wegen dieses stolzen Schrittes. Das Glück schien damals den britischen Waffen günstig, und Holland war auf den Krieg nicht vorbereitet. Um diese Zeit (31. Oct. 1780) sprach zuerst William Pitt, Lord Chatam's zweiter Sohn, gegen den Minister und für die von Burke vorgeschlagene Beschränkung der öffentl. Ausgaben und des überwiegenden Einflusses der Krone. Am heftigsten griff Fox den Anleiheplan des Lords N. an. Dazu kam noch die gegen Hastings (s. d.), den Generalgouverneur in Ostindien, erhobene Anklage. Endlich gab das Unglück des Generals Cornwallis, welcher bei Yorktown in Virginien (19. Oct. 1781) mit 7000 M. kriegsgefangen wurde, der Opposition ein solches Übergewicht, daß die Majorität der Minister bis auf eine Stimme herabfiel. Hierauf erklärte sich die Kammer d. 27. Febr. 1782 gegen die Fortsetzung des amerikan. Krieges und erinnerte den Lord N. an s. Äußerung, daß er, wenn das Parlament ihm sein Vertrauen entzöge, s. Stelle niederlegen wolle. Dies bewog den König, am 19. März seine sämmtl. Minister, bis auf Lord Thurlow, zu entlassen. Also ward, nach Belsham's Ausdruck, „diese infame Administration, die so lange der Fluch des britischen Reichs gewesen, zur unaussprechlichen Freude aller Stände des Volks gänzlich aufgelöst". Doch der Tod des Marquis v. Rockingham (1. Juli 1782) und die Ernennung des Lords Shelburne löste den Verein der Whigs wieder auf. Fox, Burke rc. legten ihre Stellen nieder. Unter den neuen Ministern befand sich William Pitt. Das neue Ministerium mußte sich zum Frieden (21. Jan. 1783) und zur Anerkennung der Unabhängigkeit der 13 Vereinigten Staaten entschließen, da der Krieg die Nationalschuld um 121 Mill. Pf. Sterl. vermehrt hatte. Allein im Unterhause betrachtete Lord N. diesen Frieden als nachtheilig und der britischen Ehre zuwider. Man erstaunte über die Kühnheit, mit welcher er sich gegen einen Frieden erklärte, dessen Nachtheile er selbst verschuldet hatte. Noch mehr erstaunte man, als Fox sich mit ihm versöhnte. Fox, der Vertheidiger der Volksrechte, und N., der stolze Anwalt der königl. Allgewalt, konnten unmöglich übereinstimmen. Allein es war so, und sie trugen den Sieg davon. Lord N. erklärte, „ihn reue s. Verhalten als Minister auf keine Weise; seiner Unschuld sich bewußt, fürchte er keine Anklage; da er übrigens zu dieser Verbindung eingeladen worden, so könne man wol vermuthen, daß er keinen s. öffentl. Grundsätze aufzugeben Willens sei". Der König sah sich endlich durch den Einfluß dieser „monströsen Coalition" (wie man sie nannte) im Unterhause bewogen, ein andres Ministerium zu bilden; Pitt legte s. Stelle nieder, der Herzog von Portland kam an die Spitze der Verwaltung; Lord N. aber und Fox wurden zu Staatssecretairen, Jener für das Innere, Dieser für die auswärt. Verhältnisse, ernannt. Auch Burke ward wieder angestellt. Die Mehrheit dieses Ministeriums gehörte zu den alten Whigs; Lord Stormont

Lord N. und Lord Carlisle aber waren Tories. Diese sonderbare Zusammensetzung ward bitter getadelt, sowie die von dem neuen Ministerium durchgesetzte Entsagung des britischen Parlaments auf die gesetzgebende Gewalt in Ansehung Irlands. Nun erhob sich Pitt im Unterhause gegen die Finanzplane der Minister, und trug auf eine Parlamentsreform an. Doch siegte diesmal noch Lord N.'s Beredtsamkeit. Aber For's Indiabill, welche die Compagnie aller ihrer Rechte beraubte, und die schon vom Unterhause angenommen war, ward im Oberhause verworfen. Der König selbst erklärte: „er sei damit hintergangen und getäuscht worden", und sandte (19. Dec. 1783) den beiden Staatssecretairen ihre Entlassung, worauf Pitt zum ersten Lord und zum Kanzler der Schatzkammer ernannt ward. Indessen war die Opposition, zu der nun Lord N. wieder gehörte, noch immer mächtig genug. Der König löste daher das Parlament auf. In dem neuen gewann Pitt die Mehrheit, und vergebens wandte s. unversöhnlicher Feind N. s. Rednertalent an, um der Regierung entgegenzuarbeiten. Einige Jahre vor s. Tode verlor Lord N., der seit dem Tode s. Vaters auch Graf v. Guilford hieß, das Gesicht. Er st. den 17. Aug. 1792, ohne große Reichthümer zu hinterlassen, indem er s. bedeutenden Diensteinnahmen größtentheils auf Bestechungen verwandt hatte, um sich in s. Posten zu behaupten. — Sein Sohn, Frederic N., Graf v. Guilford, Lord und Pair des Reichs, Stifter der Universit. Korfu, starb 1827. Vgl. „Histoire de l'administration de Lord North" (Lond. 1794, 1. u. 2. Th.). K.

Northcote (James), Maler, geb. 1746 zu Plymouth, wo sein Vater Uhrmacher war, sollte dieses Gewerbe lernen; aber ein unbesiegbarer Hang zu den schönen Künsten vereitelte die Wünsche seines Vaters. Er ward 1771 Josua Reynolds's Schüler. 1776 verließ er s. Lehrer, mit dem er in den angenehmsten Verhältnissen gelebt hatte, um seine Kunst für sich zu betreiben. Nachdem er mehre Jahre in Italien sich aufgehalten hatte, ließ er sich in London nieder und erlangte dort einen bedeutenden Ruhm. Er bereicherte die Shakspeare-Galerie mit mehren Stücken aus des Dichters historischen Dramen. Auch schrieb er schätzbare Beiträge zu dem „Artist" und die „Biographical memoirs of Sir Josua Reynolds", welche Anekdoten von verst. und noch lebenden merkwürdigen Engländern, und eine kurze Analyse von Reynolds's „Discourses" enthalten. Diesem Werke ließ N. 1813 seine „Varieties on art" (4.) und ein „Supplement to the memoirs" (4.) folgen.

Norwegen (Schwedisch, Norrige; Dänisch, Norge, spr. Norre), das eigentliche Vaterland der Normänner (s. d.), ein Königreich der skandinavischen Halbinsel, grenzt in W. und N. an das Nordmeer, im O. an Rußland und Schweden, im S. an Schweden und den Kattegat. Die Geschichte des Vor- und Mittelalters von Norwegen besteht in Sagen, welche die Heimskringla enthält, die das für Norwegen ist, was die Edda für Island. Die Übertragung der Skalden der Heimskringla nach d. norweg. Urterte ist daher für jene Sagenzeit wichtig. (S. die Prachtausg. der Heimskringla, Kopenh., 3 Bde., Fol., m. e. latein. und dän. Übers.) Norwegens Geschichte ward erst seit dem Ende des 10. Jahrh. bekannter, als die christl. Religion daselbst von Olaf I., nicht ohne Gewaltthätigkeit, eingeführt wurde. Olaf II. setzte diese gezwungene Bekehrung (1020) fort und brauchte die Religion als Mittel, mehre kleine Könige, die mit ihm die Regierung des Landes theilten, zu unterdrücken. Kanut d. Gr., König von Dänemark, eroberte Norwegen (1028), behauptete es aber nicht lange, und das Land hatte von 1034 an wieder einheimische Könige, die selbst eine Zeitlang Dänemark beherrschten. Als mit Hakon VII. (1319) der Mannsstamm der norweg. Könige ausstarb, wählten die Stände den jungen schwedischen König Magnus VIII., Hakons Tochtersohn, dessen Enkel Olaf IV., 1376 zum Könige von Dänemark erwählt, nach Absterben s. Vaters, 1380, beide Länder gemeinschaft-

lich regierte und sie, nach s. kinderlosen Tode (1387), s Mutter **Margaretha** (s. d.), der T. Waldemars III., Königs von Dänemark, hinterließ, von welcher Zeit an Norwegen mit Dänemark vereinigt blieb, aber doch, einige spätere Unterbrechungen ausgenommen, seine eigne Verfassung behielt. Diese Vereinigung beider Reiche dauerte bis 1814. Als Preis des Beitritts zur Verbindung gegen Frankreich war nämlich schon 1812 von einigen der verbündeten Mächte das Königreich Norwegen, welches dem mit Frankreich verbundenen Dänemark entrissen werden sollte, der Krone Schweden zugesichert worden. Nach der Schlacht bei Leipzig (Oct. 1813) wandte sich nun der Kronprinz von Schweden mit s. Heere gegen Dänemark; und nach einigen blutigen Auftritten im Holsteinischen ward (14. Jan. 1814) der Friede zu Kiel geschlossen, in welchem Dänemark das Königreich Norwegen an Schweden abtrat. Da jedoch unterdessen der dänische Prinz **Christian** (s. d.), Statthalter von Norwegen, von den Ständen dieses Landes, welche die im kieler Frieden geschehene Abtretung nicht anerkennen wollten, zum unabhängigen König von Norwegen erwählt worden war, so drang der Kronprinz von Schweden (Jul. 1814) in Norwegen ein, welches in 14 Tagen, nach einigen nicht sehr bedeutenden Gefechten, nicht ganz ohne Verdacht eines geheimen Einverständnisses, in die Hände der Schweden fiel, obgleich das Volk sich in allen Kirchen einige Monate vorher durch den feierlichsten Eid verpflichtet hatte, Blut und Leben für seine Selbständigkeit zu lassen. (S. die „Geschichte des Feldzugs 1814", von einem norweg. Officier, übers. im 1. H. der „Europ. Annalen", 1817.) Hierauf wurde zu Moß (14. Aug. 1814) ein Waffenstillstand und eine Übereinkunft geschlossen, vermöge welcher Norwegen als selbständiges Königreich mit einer besondern Verfassung mit Schweden vereinigt werden sollte. Die Verfassungsurkunde, welche der zu Eidswold versammelte Reichstag (Storthing) für Norwegen (17. Mai 1814) entworfen hatte, wurde vom König von Schweden angenommen. Zwar entstanden in verschiedenen Theilen Norwegens Unruhen, aber ohne Erfolg, und der zu Christiania versammelte Storthing beschloß am 20. Oct. 1814 die Vereinigung Norwegens mit Schweden. Nach der unterm 4. Nov. 1814 in etwas abgeänderten Verfassungsurkunde blieb Norwegen als Königreich frei, unabhängig und ungetheilt. Auf den norwegischen Münzen wird der königl. Titel insofern abgeändert, daß Norwegen vor Schweden genannt wird; so steht er auch auf der am 10. April 1819 für bürgerliche Verdienste gest. Ehrenmedaille. Ein Vicekönig oder Statthalter soll zu Christiania residiren, und die Nation durch eine Deputation von 3 Normännern in Stockholm vertreten werden. Vicekönig kann nur der Kronprinz oder sein ältester Sohn sein. Zum Statthalter wird ein Normann oder Schwede ernannt. Der König hat die ausübende Gewalt, die gesetzgebende aber der Storthing, der aus den Abgeordneten der Nation besteht, die in 2 Kammern, Odelsthing und Lagthing genannt, verhandeln und abstimmen.

Norwegen enthält auf 5,800 □M. 1,050,132 Einw. in 24 Städten, 30 Marktfl., 41,500 Höfen, welche geringe Bevölkerung ihren Grund in dem rauhen Klima hat. In einigen Gegenden (in den Norrlanden mit Finnmarken) rechnet man nur 24 Menschen, in andern 190 — 196 Menschen auf eine □M. Das Klima ist besonders im östl. Theile äußerst rauh und bloß an der Küste etwas gemäßigter. Die Luft ist indessen sehr gesund, und der Sommer, wie im ganzen Norden, kurz und brennend heiß. Das Land ist durchgehends voll Moräste, Wälder und Wüsteneien. Ein Ast des Kjölengebirgs, Dovrefield genannt, theilt Norwegen in das südl. und nördl. Die ausgezackte Küste (vom Nordcap, 71° 10′ B., bis Cap Lindenäs) ist mit vielen Inseln und Holmen umgeben. In einigen Gegenden ist gute Rindviehzucht, aber Getreide wird bei weitem nicht hinlänglich gebaut, und in den nördl. Gegenden muß nicht selten ein großer Theil des Volks sich bloß mit getrockneten Fischen und Brot aus der Rinde der Kiefer (pinus silve-

stris) ernähren. Norwegens Haupthandel besteht in Holz zum Schiffbau, vorzüglich nach England. Die Breterausfuhr brachte sonst Norwegen allein jährlich 1,200,000 Thlr. Silber ein. Noch sind Ausfuhrartikel: Eisen, Kupfer, Pech, Harz, Salz, Butter, Pelzwerk, Asche, trockene Fische und vorzüglich Heringe. Alle übrige Bedürfnisse müssen eingeführt werden. Die dermalige Lage Norwegen ist keineswegs günstig. Die inländischen Erzeugnisse finden weniger Absatz im Auslande als sonst, und der Handel ist sehr gesunken, besonders der ehemals so einträgliche im mittelländ. Meere. Die Bergwerke liegen größtentheils unbearbeitet, und es wird jetzt sogar Eisen aus Schweden eingeführt. Die Einnahme betrug nach dem Budget von 1826: 4,938,628, die Ausg. 4,509,428 Gld. Zur Tilgung der Staatsschuld, die 8,750,000 Gld. ohne die Bankzettel betrug, sind gute Vorkehrungen getroffen. Die Landmacht ist auf 12,000 M. festgesetzt, wovon aber in Friedenszeiten nur 2000 M. unterhalten werden. Die Seemacht zählte 1821 2 Fregatten, 6 Briggs, 8 Schooner, 46 Kanonenböte und 51 Kanonenjöllen, mit 560 Kanonen und 5500 Matrosen. Die Einw., eigentl. Norweger und Finnlappen, sind durchgängig luther. Religion, und ihre Sprache ist von der dän. wenig verschieden. Das Volk ist kräftig, bieder, aufrichtig, von mittler Statur, länglichem, vollem, ernstem Gesicht, starkem Knochenbau, mäßig und arbeitsam, kühn und erfinderisch, dienstfertig und gastfrei, voll Liebe für Freiheit und Vaterland. Es theilt sich in Adel (dessen Fortdauer aber 1821 vom Storthing abgelehnt wurde), Geistlichkeit, Bürger und Bauern. Das Land wird in 2 Grafschaften (Jarlsberg und Laurwig) mit 2 Amtsverwalterbezirken und 16 Ämter mit 43 Voigteien, oder in 5 Bisthümer und 4 Stifter getheilt: Aggerthuus (mit der Hauptstadt Christiania), Christiansand, Bergen und Drontheim (worin das uralte Drontheim, die Krönungsstadt, mit einer königl. Gesellschaft der Wissensch. und einer Gesellsch. für Norwegens Wohl, zu dem Stifte Drontheim gehört), Norrland nebst Finnmarken (oder Norwegisch-Lappland). — Die norwegische Literatur besteht fast nur aus einigen Zeit- und Flugschriften, von der die letztern sich meist auf die Lage und Verfassung des Landes beziehen. Doch gibt es auch neuere Dichter. Zu ihnen gehört der 1821 verst. Zettlitz, Pfarrer in Tellmarne, Olsen und Harsen. Die Zeitschrift „Saga" ist der altnordischen Sprache gewidmet. Übrigens ist zu bemerken, daß auch der deutsch schreibende Naturphilosoph Steffens und der Maler Dahl (s. d.) geborene Norweger sind.

Norwich, Hauptst. von Norfolkshire in England und der Sitz eines Bischofs, an der hier schiffbaren Yare. Die Stadt hat unregelmäßige Straßen, 8800 H. und 37,200 E. Unter 45 Kirchen ist die Kathedrale die vorzüglichste. Das ehemalige Schloß ist verfallen und dient als Gefängniß. Die Stadt hat eine ökonomische Gesellschaft und ein Blindeninstitut. Norwich war schon gegen Anfang d. 14. Jahrh. wegen seiner wollenen Zeuche, die Worstedstuffs hießen, berühmt. Holländische Flüchtlinge ließen sich hier zu verschiedenen Zeiten nieder und legte den Grund zum nachfolgenden Flor der Fabriken von Tüchern, wollenen Zeuchen und Strümpfen in England. Von diesen Worstedstuffs (Worsted nennt man Langwolle, die gekämmt und gesponnen zu wollenen Zeuchen und Strümpfen angewandt wird), wohin feine Kamelotte, wollene Damaste, wollene Atlasse, Kalmanke, Lastings und Bombasins gehörten, ging fast alles ins Ausland. Durch die zunehmende Nachfrage von allen Theilen des Auslandes waren die Weberstühle dermaßen in Arbeit, daß das inländische Garn nicht mehr hinreichen wollte, sondern überdies noch große Massen Wollengarn aus Irland geholt werden mußten. Aber seitdem die baumwollenen Zeuche wohlfeiler wurden, und in verschiedenen Ländern die Einfuhr der Norwichstoffe verboten wurde, ging ein Markt des Auslandes nach dem andern verloren; daher hat auch die Zahl der Einw. gegen die frühern Zeiten sich vermindert. Jetzt verfertigt man besonders Shawls, die den indischen nachgeahmt

werden und ein beträchtlicher Handelsartikel nach allen Theilen der Welt sind. Ferner haben sich Baumwollenfabriken hier erhoben, und seit einiger Zeit wird auch Hanf- und Flachsleinwand gewebt. Noch verfertigt man eine überaus schwere Art von Kalmuck, wozu man den Abfall andrer Fabrikate benutzt, der sonst verloren gehen müßte.

Nosairier oder **Nassairier**, eine mohammedanische Secte von der Partei der Schiiten, die sich um 270 der Hedschra bildete und ihren Namen von Nosraya im Gebiete Kufa, dem Geburtsorte ihres ersten Oberhauptes, erhielt. Zu den Zeiten der Kreuzzüge waren die Nosairier in Syrien und Mesopotamien weit verbreitet und wetteiferten an Macht mit den Ismaeliten. Durch die Siege der Türken wurden sie auf den Strich des Gebirges Libanon in Syrien am Semmack beschränkt, den sie jetzt als eine den Türken zinsbare, sonst aber selbständige Völkerschaft innehaben. Ihr Hauptort Safita, 8 Stunden von Tripolis (Tarablûs), ist eine alte Festung mit einem Flecken von 250 Häusern und der Wohnsitz ihres weltlichen Scheiks, der sie als erblicher Fürst und Vasall der hohen Pforte regiert. Das Gebiet der 800 Dörfer, in denen ihre starke Bevölkerung unter den Statthaltersch. Tripolis, Damask und Hamah wohnt, ist wenig fruchtbar, aber mit Getreide, Gartenfrüchten, Feigen, Maulbeerbäumen, Pomeranzen und Wein, den sie selbst trinken dürfen, gut angebaut. Auch erzeugen sie Baumwolle, Seide, Galläpfel, Krapp und andre Droguereiwaaren und treiben damit einen nicht unbedeutenden Handel. Ihre Sitten sind roh und durch Überreste heidnischer Gebräuche, die an den Lingamdienst erinnern, verderbt; denn obwol sie die Vielweiberei für unerlaubt halten, gestatten sie doch an gewissen Festtagen willkürliche Vermischung der Geschlechter und theilen sich nach Art der Hindu in mehre Kasten, von denen eine die andre drückt. Die Türken, denen sie tapfern Widerstand leisten, und die Ismaeliten, ihre nächsten Nachbarn, verabscheuen sie, obgleich ihr Glaube von der Religionsansicht der Letztern wenig abweicht. Sie sind, wie diese (s. **Ismaeliten**), Verehrer Ali's, nehmen die Seelenwanderung, aber keine Hölle und kein Paradies an. Die Christen lieben sie und beobachten auch christliche Feste und Gebräuche, ohne jedoch ihre Bedeutung ganz zu kennen. Übrigens zeigen sich in ihrem Gottesdienst noch viele Spuren des Naturdienstes der alten Vorderasiaten. Gewisse Thiere und Pflanzen sind ihnen heilig, und die weiblichen Geschlechtstheile, als Bild aller Zeugung, ein Gegenstand der Verehrung. Mit den Türken haben sie eine Menge von Wallfahrtsörtern und Capellen gemein, in denen ihr Gottesdienst mit großem Geräusche geübt wird. Ein geistliches Oberhaupt, Scheikh Khalil, führt die Aufsicht darüber und wandert als Prophet unter ihnen umher. Die früher geltende Meinung, daß die Nosairier die syrischen Sabier oder Johanneschristen wären, ist durch Niebuhr und durch die Nachrichten des franz. Consuls Rousseau in Aleppo vollkommen widerlegt. E.

Nosologie (a. d. Griech.), in der Medicin, die Wissenschaft, welche sich mit den Krankheiten an sich, besonders ihren Benennungen und ihrer Eintheilung beschäftigt. Einige gebrauchen diesen Namen gleichbedeutend mit Pathologie, Andre sehen sie für einen Theil derselben an. (Vgl. **Medicin** und **Pathologie**.)

Nossa, s. **Nordische Mythologie**.

Nösselt (Johann August), ein um die theologischen Studien und die Univers. Halle verdienter Gelehrter, geb. zu Halle 1734, hatte seit 1755 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich gemacht, dann als Magister, seit 1757 mit großem Beifall philologische und theologische Vorlesungen gehalten. Er wurde 1764 ordentl. Prof. der Theol. und 1779 Director des theologischen Seminars. Deutlichkeit, Bestimmtheit und Ordnung, verbunden mit tiefer Gelehrsamkeit, zeichneten seinen Vortrag aus, auch schritt er mit der Aufklärung des Zeitalters fort und blieb noch in seinem hohen Alter für neue Ansichten empfänglich. Ihm

war das theologische System nicht ein geschlossenes Ganzes, das keiner Vervollkommnung fähig wäre. Muthig widersetzte er sich allen Eingriffen, die man in Glaubens- und Gewissensfreiheit zu thun versuchte, wie er besonders gegen die Glaubenscommission unter Friedrich Wilhelm II. bewies. Der jetzige König von Preußen legte dem verdienstvollen Greise den Charakter eines Geh.-Raths bei und zeichnete ihn bei seiner Anwesenheit in Halle persönlich als denjenigen Mann aus, dem die meisten und vorzüglichsten Theologen in seinen Staaten ihre gelehrte Bildung verdankten. Um so schmerzlicher traf ihn das Schicksal Preußens 1806. Er starb als Senior der Universität am 11. März 1807. Von seinen Schriften sind die vorzüglichsten: „Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion" (Halle 1766; 5. Ausg., 1783); „Über den Werth der Moral ꝛc." (Halle 1777 u. 1783); „Anweisung zur Bildung angehender Theologen" (Halle 1785—89, 3 Bde.), und seine „Anweisung zur Kenntniß der besten theologischen Bücher" (Leipz. 1779, 4. Ausg., 1800; fortgesetzt von Simon). Die übrigen sind exegetischen, moralischen und religiösen Inhalts. Niemeyer hat seine Biographie geschrieben (Halle 1809).

Nostitz (Gottlob Adolf Ernst v.), in dem alten oberlausitzer Geschlecht der v. Nostitz, a. d. Linie Nostitz und Jänkendorf, k. sächs. Conferenzminister und wirkl. Geheimerath, Großkreuz des k. sächs. Civilverdienstordens, wurde d. 21. Apr. 1765 auf s. väterlichen Gute See im Markgrafthum Oberlausitz geb. und verlor seinen Vater früh. Seine Mutter, eine Frau von hohem Geist, die erst 1824 starb, verheirathete sich mit einem Obersten v. Kaiserling und sorgte für treffliche Hofmeister und Bildner des schon in früher Jugend seltene Gaben zeigenden Jünglings. Schon auf der Universität Leipzig ward sein stiller Fleiß, besonders von Platner, hervorgehoben; schon damals schloß er mit Gleichgestimmten für Dicht- und Musenkunst kleine Vereine, in welchen sich die Verbundenen übten und beurtheilten. Seinen Staatsdienst begann er als Finanzrath und würde bald auf diesem Wege vorwärts geschritten sein, da Eifer und Geschicklichkeit ihn empfahlen, wenn nicht die Verwaltung seiner Güter in der Lausitz, und der Wunsch, seinem eigentlichen, in seiner Verfassung von der erbländischen sehr abweichenden Vaterland nützlich zu werden, ihn bewogen hätte, den Aufenthalt in der Residenz mit einer zwanglosen Wirksamkeit in der Provinz zu vertauschen. Hier lebte er eine Reihe von Jahren, die Geschäfte des Staatsdienstes mit einem wohlthätigen Wirken für Literatur und Humanität vereinigend, und sein Leben durch die Blüthe der Dichtkunst und häusliche Glückseligkeit verschönernd. Nachdem er als Landesältester des budissiner Kreises Gutes gefördert oder auch gestiftet hatte, trat er als Oberamtshauptmann an die Spitze der ganzen Provinzialverwaltung und wirkte im Vereine mit einsichtsvollen Patrioten, nach allen Seiten hin zur Wohlfahrt und Cultur seiner Mitbürger. So erhielt die Sechsstadt Zittau durch eine von ihm veranstaltete und einige Jahre dauernde Revision eine Art von neuer Stadt- und Schulordnung und die erste große Bürgerschule. So war er seit 1795 Präsident der in Görlitz sich regelmäßig versammelnden, durch die reichen Stiftungen des Hrn. v. Gersdorf auf Meffersdorf und von Anton in Görlitz fruchtbar erweiterten oberlausitzer Gesellschaft. In Budissin selbst verbreitete ein von ihm vielfach bethätigter Humanitätsverein mannigfach zündende und wärmende Lichtfunken. Dem Ausschuß der görlitzer Gesellschaft und andern Freunden, legte er seine Ideen über das Armenwesen in Dörfern vor, woraus ein mit umfassender Sach- und Literaturkenntniß abgefaßtes Werk: „Versuch über Armenversorgungsanstalten in Dörfern" (Görlitz 1801) hervorging. Er stiftete als Musteranstalt ein noch jetzt bestehendes Armen- oder Gemeindehaus auf seinem Familiengute Oppach. Zur Erholung dichtete, doch ohne seinen Namen vorzusetzen, der geistreiche Geschäftsmann manches größere und kleinere Gedicht, worunter seine Lieder für Geselligkeit, in eine eigne Sammlung gefaßt, zum Theil

in die Liedertafeln von ganz Deutschland übergingen. Einige Oratorien von ihm componirte Schicht in Bautzen. Vorzüglich gelang eine sinn- und geschmackvolle Übertragung der vielgelesenen „Lettres à Emilie sur la mythologie par Demoustier" (Dresden, 6 Bdch.), die durch die gelungenen poetischen Stücke, die darin eingewebt sind, des deutschen Dichters glücklichen Wettkampf mit franz. Feinheit rühmlich darstellte. 1806 erhielt er den in Sachsen für Kirchen- und Schulwesen so einflußreichen Posten des Oberconsistorialpräsidenten in Dresden und unterzog sich in Verbindung mit dem unvergeßlichen Oberhofprediger Reinhard einer Revisionscommission der alten, festbestehenden Verfassung der Universität Leipzig. Kurz darauf wurde er zum wirkl. Conferenzminister in dem damals noch in voller Wirksamkeit bestehenden geh. Consilium des Königs berufen, welche Stelle als wirkl. Geheimerath er auch in dem seit 1817 begründeten und erweiterten k. geh. Rathscollegium fortdauernd verwaltet, und wo er besonders durch die damit verbundenen theils temporairen, theils permanenten Specialcommissionen zum Wohl des Vaterlandes mit strengster Gewissenhaftigkeit und Alles erschöpfenden Thätigkeit gewirkt hat. So verwaltete er viele Jahre den Vorsitz bei der zur Ausgleichung der Entschädigungen für die harten Kriegslasten und Drangsale niedergesetzten Landescommission und präsidirte bei der lang und genau erwogenen Redaction des seit 1821 in Thätigkeit getretenen sächs. Militair-Strafcodex. Bald nach seinem Eintritt ins Staatsministerium erhielt er auch die oberste Leitung der für alle Zucht-, Armen- und Waisenhausanstalten des Landes sorgenden, aus den Mitgliedern mehrer Landescollegien zusammengesetzten Armencommission, und hier fand sein für Menschenwohl und Minderung des Elends rücksichtslos schaffender Geist stets volle Befriedigung. Seinem durch verständige Rathschläge der mit ihm arbeitenden Commissarien unterstützten Eifer verdankt Sachsen jene auch im Auslande berühmte Irrenheilungsanstalt auf dem Sonnenstein bei Pirna, und die wohlthätige Sonderung aller Irren- und Gemüthskranken in heilbare und unheilbare, welche letztere in Waldheim ihre Versorgung finden. So gelang es ihm auch, an der Stelle des an Preußen gekommenen Landeswaisenhauses, 1824 in Bräunsdorf im sächs. Erzgebirge ein nach den neuesten Ansichten und probehaltigen Erfahrungen musterhaft organisirtes Landeswaisenhaus für 150 Zöglinge zu begründen, worin sie zum Landbau, zu Handwerken und zum Militair in der Anstalt selbst praktisch gebildet werden. Eine zur Erziehung armer und hülfloser Kinder in der Residenz mit 4 Lehrern und einer Lehrerin errichtete Freischule ist die neueste Frucht des in Dresden vielfach wirksamen Vereins zu Rath und That, welchen N. im Bunde mit einer Comité würdiger Männer leitet. Mit dem Staatssecretair für das Kriegsdepart., dem General v. Zeschau, hat er als Landesgroßmeister einen vieles Gute fördernden Einfluß auf den Bund der sächs. Freimaurerlogen. Auch hat er durch ein für die Logen gedichtetes Liederbuch zur Erhebung des Geistes vielfach eingewirkt. Seine einzige Erheiterung findet der rastlos thätige Staatsmann theils in dem Umgang weniger ihn ganz verstehenden Freunde, theils im Kreise seiner zahlreichen, aber in und außer Sachsen durch glückliche Verheirathungen nun zerstreuten Familie, mit welcher er noch 1822 eine Reise durch Süddeutschland, die Schweiz und Oberitalien, Kärnthen und Ungarn machte, und später darüber in 90 an Ort und Stelle niedergeschriebenen Gedichten: „Erinnerungsblätter eines Reisenden im Spätsommer 1822" (Leipz. 1824) voll mannigfaltiger Beziehung auf Person und Plätze, seine Gefühle aussprach. Denn nie verließ ihn auch im stärksten Geschäftsandrang die Muse der Dichtkunst. Deutschland kennt und ehrt den Dichternamen Arthur von Nordstern. Mit einer seltenen Gewandheit in Handhabung des Reims und der Sylbenmaße verbindet er die vertraute Bekanntschaft mit den Classikern des alten Roms und den drei Völkern des neuern Europas, die der deutschen Poesie vorangingen, und aus welchen er vieles mit seltener Treue

ins Deutsche übertrug, und ein tiefes Studium der schönen Literatur. Ein großer Theil seiner vermischten Gedichte ist in Zeitschriften und Taschenbüchern gedruckt. Eine besondern Erwähnung verdienen seine in Leipzig erschienenen „Sinnbilder der Christen" (1818, 4.), die er nach den meisterhaften Emblems einer königl. Prinzessin in England in Holzschnitte gedichtet hat. Diesen steht eine andre Sammlung unter der Aufschrift: „Gemmen, gedeutete", entgegen, die in dems. Jahre ebend. herauskam und die sinnreichen Ausdeutungen von 16 in Aquatinta gestochenen antiken Gemmen, die als Bilder dabei sind, enthält. Ferner die „Anregungen für das Herz und das Leben" (Leipzig 1825 fg.), 1. und 2. Auswahl von 100 Strophen, didakt. Inh.; die Übers. des „Giaur" (Leipz. 1820). Ein größeres Gedicht: „Die Propyläen der Dichtkunst", in 10 Ges., ist noch Mspt.

Nostradamus, eigentlich Michel Notre-Dame, geb. 1503 zu St.-Remy in Provence, stammte aus einer ehemals jüdischen Familie, studirte Medicin, legte sich etwas auf Quacksalberei und fiel zuletzt auf die Astrologie. Die Prophezeihungen, die er aus seiner Abgeschiedenheit zu Salon in gereimten Quatrains zu ganzen Hunderten u. d. T. „Centurien" der Welt bekanntmachte, erregten durch ihren Ton und ihre Dunkelheit selbst großes Aufsehen. Heinrich II., König von Frankreich, ließ den Verf. zu sich kommen und beschenkte ihn königlich. Als dieser Monarch in einem Tournier durch Ungeschicklichkeit verwundet wurde und das Leben verlor, glaubte man die Prophezeihung dieses Todesfalls in dem 35. Quatrain der ersten Centurie des N. zu finden, welches folgendermaßen lautete:

Le lion jeune le vieux surmontera
En champ bellique par singulier duel,
Dans cage d'or les yeux lui crevera
Deux plaies une, puis mourir: mort cruelle!

Die angesehensten Personen besuchten ihn zu Salon. Karl IX. ernannte ihn zu seinem Leibarzt. Indessen fehlte es doch auch nicht an Leuten, die seiner Prophezeihungen spotteten. N., dessen Prophezeihungen noch 1781 von dem päpstl. Hofe verboten wurden, weil der Untergang des Papstthums darin verkündet wurde, starb zu Salon 1566.

Notabeln (les notables), überhaupt die bedeutendsten Männer aller Stände in einem Staate. In Frankreich, wo dieser Ausdruck allein gebräuchlich war, verstand man darunter ein Surrogat der Reichsstände, deren Mitglieder jedoch der König selbst ernannte und zusammenberief. In der ältern Geschichte dieses Staats geschieht der Notabeln mehrmals, der ersten Zusammenkunft derselben aber, die von einiger Bedeutung war, 1558 Erwähnung. Seit 1626 war keine solche Zusammenkunft wieder veranstaltet worden, bis 1786 der Minister und Generalcontroleur Calonne auf den Gedanken gerieth, um mehren Anordnungen, die er für nothwendig hielt, das ihnen fehlende Gewicht zu ertheilen, die Notabeln zu versammeln, und die vom 29. Dec. 1786 datirten Berufungsschreiben waren an 7 Prinzen von Geblüte, 9 Herzoge und Pairs von Frankreich, 8 Feldmarschälle, 22 Edelleute, 8 Staatsräthe, 4 Requetenmeister, 11 Erzbischöfe, 37 Oberrichter, 12 Abgeordnete der Pays-d'Etats, den Civillieutenant und 25 obrigkeitl. Personen aus den verschiedenen Städten des Königreichs, zusammen 144 Personen gerichtet. Nachdem die Versammlung vom 22. Febr. bis zum 25. Mai 1787 ihre Sitzungen gehalten hatte, trennte sie sich, und als Ergebnisse ihrer Arbeiten ließen sich folgende ansehen: 1) Die Provinzialversammlungen wurden nach der von den Notabeln vorgeschlagenen Form eingeführt. 2) Der Finanzrath wurde so, wie sie es gewünscht hatten, eingerichtet, und folglich sollten die Berechnungen der Einnahme und Ausgabe, sowie die Anschläge der Gnadenbezeigungen und Pensionen jährlich öffentlich bekanntgemacht werden. 3) Abschaffung der Frohndienste. 4) Abschaffung der Landzölle und Sperrungen im Innern. 5) Aufhebung der Salzsteuer, die nach und nach gesche-

hen sollte, wie der Ertrag durch Ersparungen u. s. w. zu ersetzen sein würde. 6) Freiheit des Getreidehandels und des innern Handels überhaupt. 7) Bonificationen in allen Departements und sorgfältige, jährlich wenigstens 4 Mill. betragende Ersparungen. 8) Ersparungen im Hofstaate der Königin und der Prinzen. 9) Eine jährl. Anleihe von 50 Mill. 10) Eine Auflage von 50 Mill. auf solche Gegenstände, die dem Volke am wenigsten zur Last fallen würden. 11) Die Provinzialversammlungen sollten in keine neue Auflage willigen, ehe die Ersparungen bis auf 40 Mill. gebracht seien. So endigte sich die Versammlung von Männern, denen man einen guten Willen so wenig als den Geist und die Kraft, manche treffliche Ideen auszuführen, absprechen kann. Sie macht in der neuern Geschichte Frankreichs Epoche. Eine zweite Versammlung der Notabeln wurde im Nov. 1788 berufen, um über die Form der zu versammelnden **Etats généraux** zu berathschlagen. **DH.**

Notarien, **Notarii** (von **nota**, das Zeichen), hießen anfangs bei den Römern diejenigen Sklaven oder Freigelassenen, welche als Geschwindschreiber (die sich gewisser Abkürzungen, Zeichen, bedienten) vorzüglich bei den Senatsversammlungen gebraucht wurden. In der spätern Zeit des römischen Reichs nannte man **notarii** die Schreiber oder Secretaire der öffentlichen Behörden. In der neuern Zeit heißen Notarien die vom Staate bestellten öffentlichen Zeugen, deren sich Privatpersonen in ihren Verhandlungen zu größerer Beglaubigung bedienen können und in gewissen Fällen bedienen müssen, und die in größerer oder geringerer Beziehung auf die Justizverfassung standen und noch stehen. Unbedeutend waren die Notarien in England und Holland. In Deutschland gehörte die Bestellung der Notare zu den kaiserl. Vorbehalten und konnte schon deßwegen nie bedeutend werden, da die Justizverfassung jedes Landes die Wirksamkeit eines kaiserl. Notars (**Notarius publicus S. Caesareae Majestatis**) zu beschränken suchte. Ihre Rechte und Pflichten bestimmte Kaiser Maximilian I. durch die Notariatsordnung von 1512. Bei uns ist daher ein Notarius eine unter landesherrl. Autorität bestellte und vereidete Person, welche gewisse rechtliche Handlungen in Gegenwart von Zeugen zu vollziehen und darüber eine glaubwürdige Urkunde (das **Notariatsinstrument**) aufzunehmen die Befugniß hat. In dem deutschen Reiche stand nur dem Kaiser oder den Reichsvicarien das Recht zu, entweder unmittelbar oder durch Pfalzgrafen Notare zu ernennen; seit Auflösung des deutschen Reichsverbandes bestellt sie ein jeder deutscher Landesherr durch seine Collegien. Ihre Rechte sind jedoch in einzelnen Ländern (wie in Sachsen durch die Verordnung von 1804) sehr eingeschränkt worden. Am bedeutendsten waren die Notare in Frankreich schon vor der Revolution. Diese Wirksamkeit haben sie auch in der neuen franz. Gerichtsverfassung unter genau bestimmten Abänderungen behalten. Die Organisation der neuen franz. Civilrechtsverwaltung beruht theils auf nicht rechtsprechenden, theils auf rechtsprechenden Anstalten. Unter den nicht rechtsprechenden Anstalten steht das **Notariat** oben an. Der franz. Notar ist ein öffentlicher Zeuge in subjectivem und objectivem Sinn. Durch ihn bezeugt der Staat, und sein Zeugniß wird für den Staat und für die ganze Gesellschaft geführt und verwahrt. Er setzt Contracte, Schuldverschreibungen und Vergleiche und alle andre die willkürliche Gerichtsbarkeit betreffende Acten auf, die die Summe von 150 Fr. übersteigen. Notariatsbeurkundungen haben vollen Glauben, und es wird kein Zeugenbeweis gegen sie zugelassen. Ihr Inhalt ist der Rechtskraft gleich. Der Notar führt über alle von ihm vorgenommene Handlungen eine Registratur und ist für die Verwahrung derselben den Parteien und dem Publicum verantwortlich. Hat der Gläubiger die Ausfertigung seiner Schuldverschreibung verloren, so findet er das Original bei dem Notar wieder. Die Notare haben auch ein wichtiges Amt bei Erbtheilungen, denn obgleich sie nach einem Sterbefall die Versiegelung des Nachlasses nicht vornehmen,

indem diese dem Friedensrichter obliegt, so verfertigen sie doch die Inventarien, leiten das Erbtheilungsgeschäft ein und berichtigen es. Die Notare in dem Bezirk eines Gerichtshofes erster Instanz machen ein Corps aus, welches ein Collegium (Chambre des notaires) erwählt, das aus 1—9 Mitgl. (in Paris aus 19) besteht und einen Präsidenten, einen Syndikus, einen Berichtserstatter, einen Secretair und einen Einnehmer hat. Dieses Collegium besorgt nicht nur die innere Polizei, sondern schlichtet auch in der Güte alle Streitigkeiten dritter Personen mit den Notarien über deren Amtsverrichtungen und Gebühren. S. „Dictionnaire du notariat" (Paris 1822—24, 4 Bde.).

Noten, in der Musik, die Tonzeichen (notae musicae). Man bediente sich als solcher schon im höchsten Alterthum gewisser Buchstaben des Alphabets. Die Hebräer sollen sich, nach der Behauptung Einiger, wie noch jetzt die Neugriechen, der Accente als Tonzeichen bedient haben. Da die Griechen für die Töne der Vocalmusik andre Zeichen wählten als für die Töne der Instrumentalmusik, und da sie noch nicht auf die Idee gekommen waren, sich der Octave zu bedienen, um mittelst der vorgesetzten Schlüssel eine Menge der verschiedenartigsten Töne auf eine analoge Weise zu bezeichnen, so sieht man leicht ein, daß sie einer unendlichen Menge von Noten bedurften. Und in der That belief sich die Anzahl derselben auf 990, wovon die eine Hälfte für die Vocal-, die andre für die Instrumentalmusik bestimmt war. Man wird fragen, wie es möglich war, mit der geringen Anzahl der Buchstaben des Alphabets zur Bezeichnung einer solchen Menge von Tönen auszureichen. Allein man bewirkte dieses dadurch, daß man den Buchstaben eine verschiedene Stellung und Form gab, sie bald liegend, bald stehend, bald verkehrt u. s. w. vorstellte. So diente allein das *Γ* durch verschiedene Lage und Gestaltung dazu, 7 verschiedene Töne zu bezeichnen. Auch nahm man die Accente zu Hülfe, indem man sie theils allein als Noten gebrauchte, theils durch Hinzufügung derselben zu den Buchstaben neue Noten bildete. War ein Lied bestimmt, mit Begleitung von Instrumentalmusik gesungen zu werden, so standen zuerst die Noten der Vocalmusik, unter diesen die Noten der Instrumentalmusik und dann erst der Text selbst. Da die Sylben der griech. Sprache größtentheils auf einer fest bestimmten natürlichen Quantität (Geltung in Hinsicht der Zeit) beruhen, so brauchten die griech. Noten nicht die Dauer des Tons zu bezeichnen, welcher durch die Kürze oder Länge der Sylbe von selbst gegeben war, und sie konnten sich daher in der Regel nur auf Bezeichnung der Höhe, Tiefe und Natur des Tons einschränken. Bei den Sylben, welche ancipites (lang und kurz) waren, und deren Gebrauch in dem jedesmaligen Falle der mit den Gesetzen des Metrums und der Rhythmik weniger bekannte Musiker hätte mißverstehen können, bediente man sich gewöhnlich des A, um den langen, und des B, um den kurzen Gebrauch der Sylbe zu bezeichnen. Die 15 Haupttöne des griech. Tonsystems (die sich von unserm großen A bis zum eingestrichenen a erstreckten) wurden zuerst durch Papst Gregor I. am Ende d. 6. Jahrh. auf 7 zurückgebracht und mit den 7 ersten Buchstaben des römischen Alphabets bezeichnet, sodaß die Initialbuchstaben für die erste Stimme, die kleinen Buchstaben für die höhere Octave und die doppelten Buchstaben für die höchste Octave gebraucht wurden. Dieses zwar vereinfachte, jedoch immer noch sehr unvollkommene Notensystem, wobei man sich bald der Parallellinien bediente, auf welche man die Buchstaben stellte (daher der Name Tabulatur), dauerte, bis man auf die Idee gerieth, statt der Buchstaben sich der Punkte mit 5 Linien (auch Notensystem, Liniensystem genannt) zu bedienen, indem man die Punkte und verschobenen Quadrate sowol zwischen die Linien als auf dieselben setzte. Gewöhnlich wird diese Erfindung dem Guido von Arezzo beigelegt. Nach A. war sie schon im 10. Jahrh. vorhanden. Die Buchstaben, deren man sich vorher statt der Noten selbst bedient hatte, wurden nun Schlüssel, claves. (S. Schlüssel.) Da indessen diese neuerfundenen Linien-

punkte noch nicht die Verschiedenheit der Dauer der Töne bezeichneten, so blieb noch die Erfindung übrig, ihnen durch besondere Gestaltung auch diese Bedeutung beizulegen. Diese Erfindung wird von Einigen einem Deutschen aus Köln, Namens Franco, beigelegt, der gegen das Ende d. 11. Jahrh. lebte. A. schreiben sie, oder wenigstens ihre Vervollkommnung, dem Joh. de Murs (Jean de Moeurs oder Meurs) zu, der zwischen 1330—50 angefangen habe, die einfachen Punkte in kleine Quadrate zu verwandeln, die bald schwarz, bald nicht schwarz waren, bald Striche, bald keine Striche hatten und bisweilen mit krummen Strichen (Schwänzen) versehen waren, wodurch noch jetzt die Verlängerung und Verkürzung der Noten ausgedrückt wird. Die diminutio oder Verringerung und Zertheilung einer Note in Noten von geringerm Werth (z. B. wenn 1 Viertel in 2 Achtel oder 4 Sechzehntheile zergliedert wird) und der Gebrauch der laufenden Noten ist zuerst von Jean Mouton, Capellmeister Königs Franz I. von Frankreich, im 16. Jahrh. erfunden worden. — Man hat seit Rousseau vielfach eine andre musikalische Zeichenschrift, z. B. die Ziffern, welche bei dem Elementargesangsunterrichte mit Vortheil anzuwenden sind, vorgeschlagen, aber die musikalische Notenschrift, die selbst dem großen Leibnitz den Gedanken einer Pasigraphie eingegeben haben soll, hat bisher durch ihre die Tonverhältnisse bezeichnende Anschaulichkeit über alle neuere Erfindungen dieser Art den Sieg davongetragen.

Notendruck. Man unterscheidet in der Geschichte des Notendrucks 2 Perioden: die erste, in welcher man sich zum Notendruck ganzer Platten bediente, und die zweite, in welcher man die Noten auf ähnliche Weise, wie Schriften mit beweglichen Lettern setzte. In der ersten Zeit bediente man sich dazu der Holztafeln. Die ältesten, wahrscheinlich mit solchen Tafeln gedruckten Noten, die man kennt, sind von 1473. Aus jenen Zeiten, wo der Notendruck mit Holztafeln noch nicht ganz vervollkommnet war, findet man gedruckte Bücher, in welche die darin vorkommenden Noten mit der Schreibfeder eingezeichnet zu sein scheinen. Hierauf folgte der Notenstich auf Kupferplatten. Der wohlfeilere Notendruck auf Zinnplatten, wobei die Noten mit Stahlstempeln in das Zinn eingeschlagen werden, ward erst gegen die Mitte des vorigen Jahrh. sehr gewöhnlich. Was die 2. Periode dieser Kunst betrifft, so ist man ungewiß über den Erfinder der gegossenen Musiknoten. Einige halten den Ottavio Petrucci im Anf. d. 16. Jahrh. dafür. Wahrscheinlich hat Jakob Sanlecque (geb. zu Caulen in der Picardie 1558), ein berühmter Schriftgießer zu Paris, der daselbst 1648 starb, die Drucknoten in Frankreich eingeführt. Die Kunst, mit solchen Noten zu drucken, blieb indessen sehr unvollkommen, bis der berühmte Breitkopf in Leipzig jene Kunst, sich der Noten wie der Buchdruckertypen zu bedienen, 1755 auf einen solchen Grad der Vollkommenheit brachte, daß er im Grunde für den ersten Erfinder derselben gehalten werden kann. Gegenwärtig wendet man auch den Steindruck auf Noten an. Doch übertrifft der scharfe Notenstich auf Kupferplatten alle übrige Arten des Notendrucks. Der Buchdrucker und Schriftgießer Tauchnitz in Leipzig hat zuerst Noten stereotypirt.

Notensetzer, Notensetzmaschine, auch **Phantasirmaschine.** Da es Musiker gibt, welche in gewissen Augenblicken der Begeisterung oft glücklicher auf dem Pianoforte phantasiren, als sie mit Absicht und Bewußtsein zu componiren im Stande sind, so hatte man längst gewünscht, eine Maschine erfunden zu sehen, welche, mit dem Fortepiano in Verbindung gebracht, die Phantasien des Künstlers sogleich auf Noten setzte und so fest hielte. Die erste Idee eines solchen Instruments wurde der Welt in den „Philosophical transactions" der londner Akad. der Wissensch. (1747, Nr. 483) als Erfindung eines engl. Geistlichen, Namens Creed, mitgetheilt, ohne daß jedoch durch die nähere Angabe die Ausführbarkeit der Idee hinlänglich bewiesen war. Um 1748 gerieth Unger, damals

Landsyndikus und Bürgermeister zu Eimbeck, nachher braunschw.-lüneburg. Hofrath und erster Geheimsecretair, ohne von Creed's Abhandlung Kenntniß zu haben, auf dieselbe Idee, und seine Vorschläge zur Ausführung wurden 1752 von der berliner Akad. der Wissensch. gebilligt, jedoch nicht bekanntgemacht. Ein Mitglied dieser Akad., Sulzer, veranlaßte durch die Mittheilung einer unvollständigen Beschreibung dieser Unger'schen Idee den Mechanikus Hohlfeld, einen Sachsen (geb. zu Hennersdorf 1711, gest. 1771), sogleich die Hand an die Ausführung zu legen. In den „Nouveaux mémoires de l'académie royale des sciences et des belles lettres à Berlin" vom J. 1771 findet sich eine vollständige und mit 2 Kupfertafeln versehene Beschreib. der von Hohlfeld erfundenen Maschine, von Sulzer. Auch Unger gab 1774 eine Beschreibung eines Notensetzers, wie er nach s. Idee gemacht werden sollte, heraus, ohne daß jedoch dieser Vorschlag von irgend einem Künstler ausgeführt worden wäre. Die Hohlfeld'sche Maschine enthält 2 Cylinder: um den einen dieser Cylinder ist das mit Notenlinien bezogene Papier gerollt, welcher sich während des Spielens durch ein Triebwerk von der Rolle löst, durch die angebrachten kleinen Bleistifte mit den Noten, deren Töne das Fortepiano angibt, bezeichnet wird und sich so beschrieben mit Hülfe jenes Triebwerks auf den zweiten Cylinder aufrollt. Die Akad. der Wissensch. hat diese Hohlfeld'sche Maschine durch Kauf ansichgebracht. Zu verwundern bleibt es, daß ein so nützliches Instrument seit jener Zeit nicht vervielfacht und von allen großen Künstlern benutzt worden ist.

Notenstich, s. Notendruck.

Notensystem, s. Noten.

Nothfall. Es gibt Fälle im menschlichen Leben, in welchen Handlungen, welche durch ein Gesetz verboten sind, durch besondere Umstände erlaubt oder wenigstens straflos werden. Dahin gehört die **Nothlüge**, s. **Lüge**; ferner die **Nothwehr**, s. d. folg. Art.

Nothrecht heißt die Befugniß, aus Noth unrecht zu handeln. So widersprechend das klingt, so ist doch der Begriff in der philosophischen Rechtslehre gegründet. Der oberste Rechtsgrundsatz: Enthalte dich jeder Handlung (jeden Gebrauchs deiner äußern Freiheit), neben welcher der Gebrauch der äußern Freiheit andrer Menschen nicht würde bestehen können, drückte die logische Bedingung aus, ohne welche unter Menschen im Zustande der Wechselwirkung allgemeine Rechtlichkeit nicht denkbar ist. Hierbei wird als physische Bedingung vorausgesetzt, daß die in Wechselwirkung stehenden Menschen in einer Sinnenwelt sich befinden, in welcher es möglich ist, dem Rechtsgesetz gemäß sich zu verhalten, und bei diesem Verhalten zugleich als Person (als Vernunftwesen mit innerer und äußerer Freiheit) fortzubestehen. In einer Sinnenwelt, wo das überhaupt nicht möglich wäre, würde der Begriff des Rechts ohne praktische Realität sein, weil er lediglich aus dem Vernunftgesetze entspringt, daß die Menschen unbeschadet ihrer Persönlichkeit mit einander in Wechselwirkung stehen sollen. Jene physische Bedingung nun besteht auf Erden im Allgemeinen, kann aber im Besondern bisweilen mangeln. Zwei Menschen können in eine solche Lage gerathen, daß der Eine die Rechte des Andern verletzen, oder aufhören muß, als Person fortzubestehen. Cicero führt als Beispiel 2 Schiffbrüchige auf einem Brete an, welches nur Einen tragen kann. Obwol in solchen Fällen die Tugendlehre die Wahl zwischen Selbstaufopferung und Tödtung des Andern frei läßt, so fällt doch der Rechtsgrundsatz als unanwendbar weg, und es kann für Keinen von Beiden unrecht genannt werden, daß er den Andern herunterstoße, um sich zu retten. Diese Einrede gegen den Vorwurf der Unrechtmäßigkeit heißt Nothrecht. Verschieden davon ist das Recht der Vertheidigung gegen ungerechte Angriffe, welches auch der Staat anerkennt als **Nothwehr** (inculpata tutela), und welches, wenn es nicht übertreten

wird, von der Strafe befreit. Alles, was geschah, um eine ernste Gefahr abzuwenden, kann nicht bestraft werden, selbst Tödtung des Angreifers nicht. Den übelsten Gebrauch von der Berufung auf das Nothrecht macht gewöhnlich der Staat, sowol in seinen völkerrechtlichen als in seinen innern Verhältnissen. Anstatt es auf den Fall zu beschränken, wo er selbst als intellectuelle Person zu bestehen aufhören müßte, schiebt er dem Begriffe des rechtlichen Bestehens den schwankenden des sogen. Gemeinwohls unter und verletzt häufig die Rechte andrer Personen, vor allen seiner einzelnen Bürger, um angeblich das Gesammtwohl zu fördern. Die philosophische Rechtswissenschaft ist in ununterbrochenem, fruchtlosem Widerspruch gegen diese Staatspraxis begriffen, und Ernst Platner pflegte in seinen Vorlesungen scherzweise zu bemerken, daß dieser Widerspruch nöthig wäre, weil sonst die rechtsgelehrten Staatsmänner den positiven Begriff einer Verjährung des Unrechts herauskünsteln würden. Mnr.

Nothtaufe, diejenige Taufe, welche in dem Falle, wo ein neugeborenes Kind die Ankunft des Pfarrers nicht erleben zu können scheint, von der Hebamme oder einer andern, eben gegenwärtigen christlichen Person mit Aussprechung der Taufformel und des christlichen Glaubens verrichtet werden kann. Diese Erlaubniß hat die Kirche schon im 2. Jahrh. in der Meinung gegeben, daß ungetauft verstorbene Kinder der ewigen Verdammniß nicht entgehen könnten. Wenn man nun auch in neuern Zeiten über das Schicksal ungetaufter Kinder freisinniger denken gelernt hat, so ist doch in den Kirchenordnungen, zur Beruhigung der Ältern, die Erlaubniß der Nothtaufe beibehalten und nur die Bedingung hinzugefügt worden, daß ein im Falle der Noth von einem Laien getauftes Kind, wenn es leben bleibt, in der Kirche oder zu Hause von dem ordinirten Pfarrer zur Bestätigung seiner Taufe abermals eingesegnet werden soll. Die kathol. Kirche befiehlt auch Kindern, die noch nicht völlig geboren sind, wenn zu fürchten steht, daß sie nicht lebendig ans Licht der Welt kommen möchten, sobald nur ihr Körper mit Wasser erreicht werden kann, die Nothtaufe zu geben. E.

Nothwehr, s. Nothrecht.

Nothwendigkeit, ist die Bestimmung Dessen, was nicht anders sein kann. Sie wird in dreifacher Beziehung gedacht: 1) Die logische Nothwendigkeit, oder die Nothwendigkeit des formalen Denkens, besteht darin, daß etwas nicht anders gedacht werden kann, indem das Gegentheil widersprechend ist. (S. Modalität und Apodiktisch.) Sie richtet sich also nach dem Satze des Widerspruchs, als einem Gesetze des analytischen Denkens. 2) Die reale oder physische Nothwendigkeit besteht in dem Nichtandersseinkönnen. Das Nothwendige in dieser Hinsicht ist dem Zufälligen entgegengesetzt. Von dem Einzelnen läßt sich immer auch denken, daß es nicht sein, oder anders beschaffen sein könnte. Jedes Einzelne in der Erscheinungswelt hat nur bedingte Nothwendigkeit, es ist durch kein Andres als seine Ursache bedingt und erscheint so im bestimmten Verhältniß. Nur das göttliche Wesen hat ein absolut nothwendiges und schlechthin unabhängiges Sein, und ihm ist unbedingte Nothwendigkeit und Freiheit seiner Idee nach Eins. In dritter Beziehung redet man von moralischer oder praktischer Nothwendigkeit, d. i. die Bestimmung des sittlichen Lebens, vermöge dessen eine Handlung zufolge der Foderung der Vernunft sein soll, wobei die Freiheit als Unabhängigkeit vom Naturzwang und als Vermögen der selbstthätigen Bestimmung seiner Handlungen vorausgesetzt wird. (S. Freiheit.)

Notker, mit dem Beinamen Labeo, ein gelehrter Mönch von St.-Gallen, welcher um 1022 starb und eine mit Erklärungen begleitete Übersetzung der Psalmen in hochdeutscher Sprache hinterließ, die zu den bedeutendsten Denkmalen unserer ältesten Prosa gehört. Sie befindet sich handschriftlich zu St.-Gallen und ist in Schilter's „Thesaurus" abgedruckt.

Nôtre (André le), f. **Lenôtre** (André).

Notre=Dame (der alte franz. Ausdruck für die Jungfrau Maria, wie im Deutschen Unsere liebe Frau); daher der Name mehrer der heil. Jungfrau gewidmeten Kirchen u. s. w. in Frankreich, namentlich der großen Hauptkirche von Paris, deren 2 hohe viereckige Thürme ohne Spitzen berühmt sind wegen der vortrefflichen Aussicht, die man daselbst hat, und wegen ihrer großen Glocken. Die Kirche selbst enthält 4 Reihen von Pfeilern, 54 Capellen, ein vortreffliches Chor und eine Menge ausgezeichneter Denkmäler und Gemälde.

Nottingham, Hauptst. von Nottinghamshire, einer der angenehmsten und fruchtbarsten Grafschaften Englands, liegt am Trent, auf einer Anhöhe und hat ein Schloß, das dem Herzog von Newcastle gehört, einen der größten Marktplätze in England, enge Straßen, 5077 H. und 34,200 Einw. Sie ist der Hauptsitz der engl. Strumpfmanufacturen. Man zählt hier über 3000 Strumpfweber, von denen einige das Paar baumwollene Strümpfe zu ½ Guinee verfertigen. Das Gewebe der Strümpfe wird durch Maschinen hervorgebracht, die man auch auf das Weben von seidenen Spitzen angewandt hat. Ferner webt man Pantalons und Handschuhe, sowie seit kurzem aus dem feinsten Garne baumwollene Kanten. Die hiesige Bleiweißfabrik liefert eine vortreffliche Waare, die besonders von Malern gesucht wird. Noch gibt es hier eine Peitschenschnurfabrik, Töpfereien und Alebrauereien.

Notturno, f. **Serenade**.

Novalis, f. **Hardenberg**.

Novaja=Semlja, d. i. Neuland, ein 4455 □M. großes Land, das aus 2 Inseln besteht, welche durch die Straße Matotschnoi getrennt werden, und zu dem russischen Gouvernement Archangel gehören. Die südliche Insel ist größer als die nördliche. Die nördlichste Spitze 62° 45′ Ö. L. von Greenwich und 76° 34′ Br. Südlich von Novaja=Semlja sind die durch die Waigatzstraße vom festen Lande getrennten Waigatzinseln. Im Sommer wird dieses Land von russischen Jägern und Fischern besucht, welche hier Schwäne, Gänse, Fische, Wölfe, Rennthiere, weiße Bären, Steinfüchse und Wallrosse fangen. Das Land ist fast immerwährend mit Schnee und Eis bedeckt und hat vom 15. Oct. bis Ende Febr. Nacht; doch erhellen sie etwas die häufigen Nordlichter. Auf der Nordküste finden sich sehr hohe Berge. Da unbestimmte Überlieferungen die Meinung verbreitet hatten, als wenn Nowgorod, dieser altrussische Handelsstaat, in frühern Zeiten auf Novaja=Semlja ergiebige Silberbergwerke habe bearbeiten lassen, so schickte der Reichskanzler, Graf Rumjänzoff, auf seine Kosten 1807 Bergwerksverständige, darunter einen Deutschen, Namens Ludloff, nach Novaja=Semlja. Sie fuhren in die Straße Matotschnoi und Ludloff machte von hier aus mit seinen Bergleuten eine Streiferei in das Land hinein. Der Boden war mit Moos bewachsen, und nur selten blickte zwischendurch ein dünnes und niedriges Gras. Überall fand sich eine Menge versteinertes Holz. Sie untersuchten hernach die 6 Meilen von der Nordseite dieser Straße entfernte Silberbucht, von wo aus ehemals die russischen Silberflotten ausgegangen sein sollten. Sie fanden aber nicht das geringste Merkmal, daß hier jemals Bergbau betrieben worden sei, auch durchaus keine Anzeige silberhaltiger Gänge. Die Ufer der Bucht bestehen meistentheils aus Talkschiefer, Glimmerschiefer und Katzensilber, woher diese Meinung von reichhaltigen Silbergruben in Novaja=Semlja entstanden zu sein scheint. Nach Ludloff's Meinung ist die südliche Küste der Straße Matotschnoi die nahrungsreichste Gegend von Novaja=Semlja; denn außer mehren fischreichen Flüssen trifft man dort eine Menge Wallrosse, Steinfüchse, Eisbäre und Rennthiere an, auf den Felsenspitzen aber halten sich eine unglaubliche Menge verschiedener Vögel auf. 1819—22 hat die russ. Regierung die Insel genauer untersuchen lassen.

Novatianer hießen die Anhänger des römischen Presbyters Novatianus, der während der Christenverfolgung unter dem Kaiser Decius behauptete, daß die aus Furcht vor zeitlichen Übeln vom Christenthume Abgefallenen auch dann, wenn sie bußfertig zur Christengemeinde zurückkehrten, nicht wieder aufgenommen werden dürften. Er sonderte sich darum von der nachsichtigern orthodoxen Kirche ab, und seine Anhänger bildeten seit 252 eigne Gemeinden, die sich durch den Ruhm, keine lauen Glieder in ihrer Mitte zu dulden, besonders in Italien und Afrika bis in das 6. Jahrh. erhielten. E.

Novation (Umschaffung, Neuerung), eine Art, bestehende Rechtsverhältnisse zu lösen, Verbindlichkeiten zu tilgen, indem eine neue an deren Stelle gesetzt wird. Dies geschieht entweder unter denselben Personen, indem der Grund der alten Verbindlichkeit (Obligation) aufgehoben und eine andre an deren Stelle gesetzt, z. B. Kaufgeld, Erbegeld in ein Darlehn, oder ein Darlehn in einen Lieferungscontract verwandelt wird; oder mit Veränderung der Personen, indem statt des vorigen Schuldners ein andrer eintritt (ein andrer die Schuld übernimmt, als Expromissor), oder der Schuldner Einen, der ihm schuldig ist, dem Gläubiger an Zahlungsstatt überweist (novatio cum delegatione).

Novelle, in der Dichtkunst, eine kleine einfache Erzählung, in prosaischer Form, größtentheils erotischen und scherzhaften Inhalts. Wie der Roman, schließt sich die Novelle mehr an die Wirklichkeit an. Aber der eigentliche Roman zeigt das Leben in der Wirklichkeit in reicherer, phantastischer Verwickelung und mit größerer Ausführung der Charaktere, auf welcher ein Hauptinteresse desselben beruht. Die Novelle dagegen beschränkt sich mehr auf einfache Vorfälle des Lebens, die der Erzähler als nächste Vergangenheit oder Gegenwart darstellt, wenn sie auch nicht wirklich sich zugetragen haben sollten. Ihr Interesse liegt mehr in den Situationen und deren Verflechtung, weßwegen die Charaktere mindere Ausführung erhalten und ihre Handlungen sich auf einen Punkt zusammendrängen. Hierdurch zeigt sich auch ihr Verhalten zu dem Märchen. Dieses ist, was die geschilderten Vorfälle anlangt, lediglich als Spiel der Phantasie zu betrachten; dagegen sich die Novelle an das tägliche gesellige Leben an- und das Wunderbare ausschließt. Dies ergibt sich auch aus ihrer Entstehung, auf welche der Name hinweist. Sie war ursprünglich lebendige Erzählung einer Neuigkeit, Tagesbegebenheit von unterhaltender Art, eine ausgeführte Anekdote, erzeugt aus dem Bedürfniß geselliger Unterhaltung, mit dem Reiz des Neuen und Seltsamen gewürzt und auf eine den Forderungen geselliger Unterhaltung entsprechende Weise, d. h. mit einer anmuthigen Leichtigkeit dargestellt. Der Meister in dieser Gattung, der in allen hier angeführten Vorzügen als Muster glänzt, ist Boccaccio (s. d.) in s. „Decamerone". Unter seinen Landsleuten zeichnen sich noch als Novellisten Matteo Bandello (im Anfange des 16. Jahrh.), Masuccio von Salerno, Giov. Francesco Straparola von Caravagio aus. Sansovino sammelte Novellen. Unter den spanischen Novellisten ist der vorzüglichste Cervantes. Unter den Franzosen, welche die Novelle von den Spaniern empfingen, ist Scarron ausgezeichnet. In der altdeutschen Literatur finden sich manche Erzählungen, welche sich der Novelle anschließen. Unter den neuesten deutschen Novellisten sind L. Tieck, W. Alexis, L. Schefer, Arnim hauptsächlich zu nennen. Namentlich hat sich der Erste eine ganz eigne Gattung, die wir Conversationsnovelle nennen möchten, geschaffen. Tieck schildert in seinen Novellen verschiedene Richtungen einer Zeit, die in einem Zwecke zusammentreffen. Meist gesprächsweise äußern und entwickeln sich seine Charaktere vor unsern Augen mit ungemeiner Leichtigkeit und Gewandtheit, und die humoristische Dialektik, mit welcher dies geschieht, deutet von selbst auf einen über die Ansichten der Einzelnen erhabenen Standpunkt hin. Der äußere Stoff ist dabei oft, was den Zusammenhang, das Geschichtliche anlangt, so sehr als die

Haltung der Charaktere in Beziehung auf die Entwickelung der Begebenheit vernachlässigt. Oft auch geht die Conversation dabei zu sehr in die Breite und die Erzählung verliert sich in Verhandlungen über Gegenwart und Vergangenheit. Aber die geistreiche Reflexion und die oft hervorbrechende Begeisterung des Dichters gibt für diese Mängel Ersatz. C. F. v. Rumohr hat „Italien. Novellen" (aus dem 13., 14., 15., 16. u. 17. Jahrh.) übers. u. erl. (Hamb. 1823).

Novellen sind die Verordnungen der griechischen Kaiser, welche noch nach der officiellen Sammlung derselben im Codex repetitae praelectionis vom J. Chr. 534 erschienen. Von Justinian kennen wir 160 derselben, wovon nur 97 praktische Gültigkeit haben, weil nur diese von den ersten Bearbeitern des römischen Rechts behandelt (glossirt) wurden. Die Novellen des Kais. Leo gelten gar nicht. S. Biener's „Geschichte der Novellen Justinians" (Berlin 1824.)

Noverre (Jean Georges), Balletmeister, Schöpfer des neuern franz. Tanzes, geb. zu Paris 27. März 1727. Sein Vater, welcher Adjutant Karls XII. gewesen war, bestimmte ihn für die militairische Laufbahn; allein der Kunstsinn des Sohns entschied sich für Musik und Tanz. Im Tanz bildete er sich unter dem großen Dupré und konnte schon 1740 mit dem größten Beifall sich auf dem Hoftheater zu Fontainebleau zeigen. Bald darauf ging er nach Berlin, wo er von Friedrich dem Gr. und dem Prinzen Heinrich sehr geschätzt wurde. Nachdem er sich, von 1749 an, abwechselnd zu Paris und Lyon aufgehalten und mehre berühmte Ballets erfunden hatte, gab er 1760 die „Lettres sur la danse et sur les ballets" (Lyon, 2 Bde., auch 1768; deutsch, Hamb. und Leipz. 1769) heraus, welche sein Ansehen als Schriftsteller in der Kunst, in deren Ausübung er so groß war, begründeten. In ihnen lehrte er, daß der Tanz ein Kunstwerk sei, welches Ausdruck und Charakter verlange. Hierauf ward er an den würtembergischen Hof berufen und verschönerte durch seine Ballets einige Jahre lang die Feste, die zu den ausgesuchtesten und feinsten gehörten, welche man an europäischen Höfen sehen konnte. Sein Ruf veranlaßte eine Einladung nach Wien, wo ihn die Kaiserin Maria Theresia mit Gunstbezeugungen überhäufte. Von Wien aus machte er eine Reise nach Mailand, zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand. Einen Antrag, nach London zu gehen, schlug er aus und nahm dagegen in Paris die Stelle des ersten Balletmeisters bei der Académie royale de musique an. Während der stürmischen Zeit der Revolution, die ihm den größten Theil seines Vermögens raubte, hielt er sich in London auf. 1807 gab er eine neue A. s. „Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier" heraus. Seine sämmtl. Werke erschienen zu Petersburg in 4 Bdn. 1803, 4. Kurz vor s. Tode, den 9. Nov. 1810 zu St.-Germain-en-Laye (sein Vater starb 105 J. alt, und sein Bruder, auch Tänzer, wurde über 80 J.), arbeitete er an einem „Dictionnaire de la danse". Seine pantomim. Ballette zeichneten sich durch treffl. Gemälde und Handlungen aus. Seine berühmtesten Schüler sind Gardel, Gollet und Vestris.

Noviziat ist der Zustand, in dem sich die Candidaten geistlicher Orden während des Probejahrs befinden, das sie vor förmlicher Ablegung der Ordensgelübde bestehen müssen, und während dessen sie noch zurücktreten können. Es wird nach der Regel in Mönchs- und Nonnenklöstern beobachtet und pflegt für die **Novizen** (so heißen die im Noviziat stehenden Neulinge) sehr beschwerlich zu sein. Sie müssen die geistl. Übungen und den Kirchendienst ihres Ordens erlernen, die niedrigsten Hausarbeiten für das Kloster verrichten, sich außer gewissen dazu festgesetzten Stunden des Sprechens enthalten, dem Novizenmeister, einem Ordensgeistlichen, unter dessen besonderer Aufsicht sie stehen, von den unbedeutendsten Handlungen Rechenschaft geben und sich bei dem geringsten Versehen harten Strafen unterwerfen. Nicht alle Orden und Klöster sind sich in Rücksicht der Strenge in der Behandlung ihrer Novizen gleich, und in Fällen, wo entweder die Besorg-

niß, sie könnten dadurch von der Ablegung des Ordensgelübdes abgeschreckt werden, oder gewisse Familienrücksichten eintreten, hat man ihnen das Probejahr zu erleichtern gewußt. E.

Nowgorod, ein russ. Gouvernem. mit der Hauptst. Nowgorod-Welikí (Großneustadt), am Ausfluß der Wolchow aus dem Ilmensee, 1552 H., 10,000 Einw. (im 15. Jahrh. 400,000). Im frühern Mittelalter schon mächtig und berühmt, war Nowgorod der Mittelpunkt des Handels der Hansa und der Normannen mit Westasien und den Byzantinern. An der Kathedralkirche der heil. Katharina sind die Cherson'schen oder Korßun'schen Thüren merkwürdig, mit bibl. u. a. Gegenständen und Inschriften, die Friedr. Adelung für ein deutsches Kunstwerk hält. Spätern Ursprungs ist die sogen. schwedische oder sigtunische Thüre in derselben Kirche, ebenfalls ein merkwürdiges Kunstwerk des Mittelalters.

Nox, eine Gottheit bei den Römern, s. Nacht.

Nubien, ein Land in Afrika zwischen 44—56° Ö. L. und 13—24° N. Br. (12—15,000 □M.), grenzt gegen Osten an den arabischen Meerbusen und die Küste Aber oder Habesch, gegen N. an Ägypten, gegen W. an Darfur, gegen S. an Abyssinien. Es wird vom Nil durchströmt, der hier den Takaze aufnimmt, und eine Halbinsel, das alte Meroë (s. d.), bildet. Im N. des Landes befinden sich ungeheure Sandwüsten, in welchen räuberische Nomaden den Karavanen auflauern. Nur der Theil des Landes, welcher zunächst an Ägypten grenzt, mit der Küste Habesch oder Neuarabien, ist dem türk. Paschalik Dschibda in Arabien unterworfen. Im Innern des Landes befinden sich eigne Reiche, unter denen Dongola und Sennaar die beträchtlichsten sind. In Dongola oder Dungala liegt die Hauptstadt gl. N. am Nil und soll über 10,000 Familien enthalten. Das Reich Sennaar (4000 F. über dem Meer), 5400 □M., 1½ Mill. Einw., wird von einem Negerstamm beherrscht, und hat sich die benachbarten arabischen Horden tributpflichtig gemacht; der König soll ein Heer von 14,000 M. unterhalten. Die Hauptst. Sennaar (mit 16,000 E.) treibt lebhaften Handel, vorzüglich mit Arabien. Im Allgemeinen ist das Klima von Nubien unerträglich heiß und bloß in den östl. Gebirgen etwas gemäßigt. Unter der Fülle von Producten sind Elefanten, Kameele, Pferde, Zibetkatzen, Sklaven, Papageien, Giraffen, Löwen, Tiger, Strauße, Hyänen, Panther, Flußpferde, Krokodille, Sennesblätter, Eben- und Sandelholz, Bambusrohr, Gummi, Getreide, Taback, Zucker, Reis, Tef oder Toof, eine Art Hirse, woraus häufig Brot gebacken wird, Flachs, Wein, Melonen und Gold (aus Bergwerken und Flüssen) die vorzüglichsten. Die Nubier sind ein Negerstamm und meist Jakobschristen. S. Burckhard's „Travels in Nubia" (Lond. 1819), und Gau's „Neu entdeckte Denkmäler von Nubien rc." (Stuttg. 1821 u. 1828 fg., mit Kpf.).

Nugent (Graf), ein östreich. Feldherr, der 1817 als Generalcapitain der neapolit. Landmacht in die Dienste des Königs Ferdinand I. trat. Seine Familie stammt aus Schottland; sein Vater war Gouverneur von Prag und Gesandter Josephs II. am berliner Hofe. 1813 leitete N. die Kriegsunternehmungen gegen den Vicekönig Eugen. Als Murat zum Bunde gegen Frankreich überzugehen sich erklärt hatte, schloß N. am 7. Febr. 1814 mit dessen Bevollmächt., dem General Livron, eine Übereinkunft über die Stellung ab, welche beide Heere, die sich nicht mehr als feindliche betrachteten, einnehmen sollten. Nunmehr wollte N. dem Grafen Bellegarde zu Hülfe eilen, allein der neapolit. General in Reggio widersetzte sich seinem Übergang über die Enza. Nur durch die Drohung, sich den Weg mit dem Degen in der Faust bahnen zu wollen, errang N. den freien Durchzug. Diese Umstände setzte er in einer Denkschrift auseinander, die er Lord Castlereagh während des wiener Congresses als Antwort auf eine andre des Geschäftsführers Murat's, des Herzogs von Campo-Chiaro, zustellte, und die auf die Entschlüsse des wiener

Congresses, in Beziehung auf Murat, großen Einfluß hatte, da sie dessen doppelzüngiges Betragen ans Licht brachte. In jenem Feldzuge blieben jedoch die östr. Truppen mit den neapolitanischen vereint, und beide lieferten dem franz. Heere das Gefecht bei Reggio, dessen Ehre sich Murat zueignete, obgleich sie dem Grafen N. gebührte. Als Murat 1815, nach Napoleons Entweichung von Elba, die Maske abgelegt hatte, befehligte N. den rechten Flügel des östreich. Heeres, das sich Toscanas bemächtigte. Während Bianchi Murat auf den Fersen folgte, drang N. bis Rom vor, wo er am 4. Mai eintraf. Durch eine Bekanntmachung vom 12. foderte er das neapolitanische Volk auf, den Thronräuber zu verlassen, setzte sich darauf in Bewegung, erfocht bei Leprano und S.-Germano glänzende Vortheile und erreichte Neapel zugleich mit Bianchi. In Neapel schiffte er sich mit einer östreich. Truppenabtheilung nach Frankreich ein, wo er im Depart. der Rhonemündungen den Befehl übernahm. Im Aug. 1815 kehrte er nach Neapel zurück und übernahm den Oberbefehl über das neapolit. Heer. In der Folge veranlaßte er durch die Abschaffung des französ. Dienstreglements und die Einführung des östreichischen bei dem Heere große Unzufriedenheit. Als die Insurrection zu Monteforte d. 2. Juli 1820 ausgebrochen war, rieth er, so auch der Minister Medici, am 5. dem Könige, sich aus dem Reiche zu entfernen. Dies reizte das Volk gegen beide so auf, daß sie sich nur mit Mühe durch die Flucht ins Ausland retten konnten. Späterhin nahm General N. vom Könige Ferdinand seine Entlassung und trat in die östreich. Armee zurück, ohne jedoch an dem Zuge gegen Neapel Theil zu nehmen.

Nukahiwa, auch Madisonsinsel (138° L., 8° S. B.), die größte unter den nördlich von den Marquesasinseln belegenen Washingtonsinseln in Australien, welche 1791 der nordamerik. Schiffscapitain Ingraham entdeckte. Genauer lernten wir die Inselgruppe und besonders Nukahiwa durch Krusenstern kennen, der im Mai 1804 hier verweilte. Nukahiwa wurde von Ingraham Federalisland, dann von Marchand Isle-Baux, von Hergest Sir-Henry-Martinsisland, und von Roberts, einem amerik. Schiffscapitain, Adamsisland genannt. Von 18,000 E. sind 5900 Krieger. Die größte Länge der Insel von der Südost- bis zur Westspitze beträgt 17 Meilen. Das Klima ist zwar sehr heiß, aber doch nicht ungesund. Da der an sich fruchtbare Boden nur durch die tropischen Regen bewässert wird, so entsteht, wenn jene Regen etwas länger ausbleiben, großer Mangel. Fische, Schweine, Kokosnüsse, Brotfrucht, Wurzeln und Zuckerrohr sind Haupterzeugnisse. Die Nukahiwer gehören zu dem röthlichbraunen oder weißern Stamme der Südseeinsulaner, die man für Abkömmlinge der Malaien hält. Sie sind die schönsten unter allen Australiern. Kein Volk scheint die Kunst des Tattowirens weiter gebracht zu haben als dieses. So gutmüthig sie scheinen, so heimtückisch und grausam zeigen sie sich. Sie führen oft Kriege, bloß um Menschenfleisch zu fressen. Die Könige haben hier nicht so großes Ansehen als anderwärts. Die Priester sind unverletzlich, aber von ihrer Religion weiß man fast nichts. Eigentliche Vielweiberei findet zwar nicht statt, allein der Ehebruch ist sehr gewöhnlich. 1815 nahm Nordamerika die Insel in Besitz und errichtete hier ein Fort mit Besatzung. Im Süden ist der schöne Hafen Tschitschagoff.

Nullität, Nichtigkeit, jur. die gänzliche Ungültigkeit eines Rechtsgeschäfts oder der darüber aufgesetzten Urkunde, eines Testaments, eines Richterspruches, einer ganzen processualischen Verhandlung. Sie unterscheidet sich von der bloßen Fehlerhaftigkeit oder Unrichtigkeit, indem bei dieser nur der Fehler verbessert werden muß, bei der Nichtigkeit aber das Ganze ungültig und wirkungslos wird. Sind einer Handlung gewisse Formen als wesentlich vorgeschrieben, so zieht ihre Vernachlässigung die Nichtigkeit von selbst nach sich. Nirgends ist dies so sehr der Fall als in dem franz. Civil- und Criminalproceß, und der Cassationshof ist bloß dazu eingesetzt, über die Nichtigkeitsbeschwerden (cassation) zu entscheiden. Auch in England

gibt es viele Förmlichkeiten, zumal im Criminalverfahren; die Nichtigkeitsbeschwerden (writs of error) gehen in letzter Instanz ans Parlament. Ein Rechtsspruch ist nur ungerecht, wenn er von einer falschen Anwendung richtiger Rechtssätze oder einer irrigen Ansicht der Thatsachen ausgeht (sententia iniqua), er ist nichtig, wenn er entweder gar keine haltbare Erörterung der Thatsachen zur Grundlage hat (wesentliche Bestandtheile des Processes verletzt sind), oder gegen ein klares und ausdrückliches Gesetz geht. Dem Mißbrauche der Nichtigkeitsklage, wodurch man nach Durchführung eines Processes durch alle Instanzen das letzte Urtheil noch als nichtig anfocht, suchte die deutsche Reichsgesetzgebung in dem Reichsabschiede von 1654 abzuhelfen, indem sie nur wegen unheilbarer Nichtigkeiten eine eigene Nichtigkeitsklage (30 Jahr lang) zuließ. Allein der Begriff der Unheilbarkeit wurde nicht genau bestimmt. Ganz können Nichtigkeitsbeschwerden nicht verbannt werden, und es ist hart, sie dann an eine kurze Zeit zu binden. Gänzliche Incompetenz und Inhabilität des Richters, Verurtheilung ohne rechtliches Gehör, falsche Zeugen und Urkunden, absolute Gesetzwidrigkeit u. dgl. müssen so lange geltendgemacht werden können, als nicht ein freiwilliges Anerkenntniß mit voller Wissenschaft der Sache im Wege steht. 37.

Numa Pompilius, zweiter König von Rom, soll v. Chr. 714—672 (oder nach Erb. der Stadt 39—81) regiert haben. Er war der 4. Sohn des Pompilius Pompo, eines vornehmen Sabiners, und der Gemahl der Tatia, der Tochter jenes Tatius, der eine Zeitlang zugleich mit Romulus König war. Nachdem er 13 J. mit ihr in seinem Vaterlande als Privatmann gelebt hatte, begab er sich nach ihrem Tode auf das Land, wo er ein einsames Leben führte, dem ihn seine Ernennung zum König von Rom entriß. Numa hatte nicht den kriegerischen Charakter des Romulus, besaß aber alle Eigenschaften eines großen Gesetzgebers und eines gerechten und weisen Regenten. Er befestigte die entstehende Verfassung von Rom vorzüglich dadurch, daß er sie mit religiösen Einrichtungen in genauern Zusammenhang brachte. Numa, der sich weit über seine Zeitgenossen durch die Einsicht erhob, daß sich kein Sterblicher mit Gott in eine andre Gemeinschaft setzen könne als in der Idee (wie Plutarch im Leben des Numa bezeugt), war der Schöpfer des römischen Cultus. Ihm wird die Errichtung des Collegiums der Pontifices, der Flamines, der Vestalen, die Verbesserung des Calenders (s. d.), die Bestimmung der dies fasti und nefasti, die Verehrung der termini oder Grenzsteine zur Sicherung des Eigenthums, die Stiftung der Innungen, die Abschaffung der Menschenopfer zugeschrieben. Unter ihm wurde der Janustempel zum ersten Mal geschlossen. Die Sage machte die Nymphe Egeria (s. d.) im Hain von Aricia zur Freundin und Rathgeberin des Numa. Einige haben ihn zum Schüler des Pythagoras machen wollen, da doch beide wenigstens um 2 Jahrh. von einander entfernt sind. Er hinterließ eine einzige Tochter, Pompilia, die den Numa Marcius heirathete, und Mutter des Ancus Marcius, 4. Königs von Rom wurde.

Numantia, Stadt in demj. Theile Spaniens, welcher von den Römern Hispania Tarraconensis genannt wurde, und deren Einw. sich durch ihren hartnäckigen Widerstand gegen die römische Macht einen unsterblichen Ruhm erworben haben. Der Widerstand, welchen die Römer in Spanien, von ihrem ersten Auftreten in diesem Lande an, gefunden hatten, dauerte selbst nach dem Falle Carthagos, welches diese Stimmung der Einw. unterhalten hatte, fort. Viriathus hatte den Plan zu einem allgemeinen Aufstand in Spanien gemacht und die Celtiberier zur Theilnahme daran bewogen. Dieser Plan verunglückte indessen in der Ausführung, und während der größte Theil der Celtiberier zur Ruhe zurückkehrte, beschlossen die zum Stamm der celtiberischen Arevacer gehörenden Bewohner der Stadt Numantia, sich standhaft zu vertheidigen. Die Lage dieser Stadt auf einer steilen Anhöhe am Duero, da wo ein andrer Fluß (der Punto) sich in diesen ergießt,

erlaubte den Angriff nur auf einer Seite, welche durch die Kunst befestigt war. Die ersten Versuche der Römer unter dem Prätor Pompejus Aulus im J. R. 616 waren ebenso vergeblich als mit großem Verluste verknüpft. Noch schimpflicher endigte sich 617 der Angriff des Consuls Hostilius Mancinus, welcher zu einer Capitulation gezwungen, und da der Senat diese nicht bestätigte, den Numantinern ausgeliefert, von diesen aber freigelassen wurde. Die folgenden Feldherren der Römer vermieden es, sich mit diesem Volke, das nur 8000 streitbare Männer aufstellen konnte, in einen Kampf einzulassen. Endlich wurde der zweite Scipio Africanus, der sich diesen Beinamen durch die Zerstörung von Carthago erworben hatte, mit einem Heere von 60,000 M. gegen Numantia geschickt. Er beschloß, die Stadt auszuhungern, welche noch immer auf dem Duero Zufuhr bekam und auf einen Entsatz von Seiten der zur Empörung nicht ungeneigten benachbarten Celtiberier rechnete. Nachdem Scipio den Einw. die Zufuhr gänzlich abgeschnitten und sie zur äußersten Verzweiflung gebracht hatte, übergab sich endlich der Überrest dem Sieger. Viele tödteten vor der Übergabe sich und die Ihrigen oder stürzten sich freiwillig in die Flammen. So fiel Numantia (J. Roms 621, v. Chr. 133), nach einer 14monatl. Belagerung, nachdem es 14 J. lang der römischen Macht widerstanden hatte. Die Stadt wurde zerstört, und diejenige, welche später an deren Stelle erbaut wurde, ist nie bedeutend geworden. — Das heutige Soria (6000 Einw.) soll das alte Numanz sein.

Numerus in der Rede, s. Prosa.

Numidien, in Afrika ungefähr das heutige Algier, ehemals ein mächtiges Königreich. Es begriff das Land zwischen den Flüssen Tusca (Guodilbarbac) und Molochath (Mulvia); als Reich aber die Gegenden vom Flusse Ampsage bis Molochath. Letztere, auch Massäsylia genannt, waren das eigentliche Land des Syphax (s. d.). Späterhin kam es zu Mauritanien und war das sehr fruchtbare Mauritania Cäsariensis. Das Land Numidien hieß eigentlich Massylia und gehörte dem Masinissa (s. d.), welcher ihm zuerst eine historische Wichtigkeit gab. Sein Nachfolger war Micipsa (von 148—119 v. Chr.); dieser hinterließ das Reich seinen Söhnen Adherbal und Hiempsal und dem Jugurtha (s. d.), einem natürlichen Sohne seines Bruders. Jugurtha unterlag in dem Kriege mit Rom 112—106 v. Chr. Dann regierte des Hiempsal Sohn Juba (s. d.). Cäsar machte ganz Mauritanien (s. Mauren) zur römischen Provinz, doch behielt es anfangs noch seine Könige. Die Numidier waren gefürchtete Krieger und für den Dienst der leichten Reiterei sehr brauchbar. Sie liebten die nächtlichen Überfälle. Die Römer gaben ihnen den Namen infraeni, Zügellose, weil sie ohne Sattel und Zaum reiten.

Numismatik, s. Münzkunde.

Nuntien oder Legaten heißen die Gesandten des Papstes. Seit dem 4. Jahrh. hatten die römischen Bischöfe am kaiserl. Hofe Geschäftsführer u. d. N. von Apokrisiarien und Responsalen, doch konnten sie ihnen noch nicht unmittelbaren Einfluß auf die kirchl. Angelegenheiten des Reiches verschaffen. Erst im 9. Jahrh. gab die zunehmende Macht des röm. Stuhles Gelegenheit zur Sendung außerordentlicher Legaten zu den Provinzialsynoden und an die Höfe, wenn etwas Besonderes zu verhandeln war. Im 11. Jahrh. schickten Nicolaus II. und Alexander II. dergl. Stellvertreter der päpstl. Gewalt ad visitandas provincias, um Ketzereien zu verhüten, mit unbeschränkter Vollmacht in die christlichen Staaten: eine Maßregel, die Gregor VII. und seine Nachfolger mit Beharrlichkeit zur Begründung der päpstl. Macht anwendeten. Diese Legaten führten auf den Synoden, die sie selbst zusammenberiefen, den Vorsitz und entschieden nicht nur in Appellationssachen, sondern zogen auch Dispensationsgesuche und geistliche Streitigkeiten aller Art in erster und letzter Instanz, ja bald die Anordnung jeder wichtigen kirchl. Angelegenheit

in den Provinzen, wo sie ihren Sitz hatten, vor ihr Tribunal. Um sich vor diesen immer weiter schreitenden Eingriffen in ihre geistl. Gerichtsbarkeit zu schützen und die Sendungen päpstl. Legaten in ihre Sprengel zu verhindern, ließen sich mehre Bischöfe und Erzbischöfe selbst zu dieser Würde ernennen. Doch weder dieser Mittelweg noch der offene Widerstand der deutschen Bischöfe, die im 11. Jahrh. einigen Legaten den Eintritt in ihre Sprengel verwehrten, konnte die Fortschritte hemmen, durch die der Papst sich allmälig zum einzigen Ordinarius und Oberhirten der ganzen Christenheit machte. Unter neuen Vorwänden fanden sich seine Bevollmächtigten selbst wieder in solchen Provinzen ein, deren Bischöfe sich die Legatenwürde erkauft hatten, übten, wohin sie kamen, die wichtigsten erzbischöfl. Rechte aus und erlaubten sich u. d. N. von Diäten und Procurationen Gelderpressungen; einige beraubten sogar reiche Provinzialkirchen ihrer Kleinodien und Schätze. Denn meist waren es seine Günstlinge und Hofprälaten, denen der Papst durch solche Sendungen eine gute Gelegenheit gab, sich zu bereichern. Die Könige bemühten sich aber, diese Besuche von ihren Ländern abzuwenden; England machte sich im 12. Jahrh. davon frei, indem es den Erzbischof von Canterbury zum immerwährenden Legaten ernennen ließ, und Philipp der Schöne von Frankreich wagte es sogar im Anfange d. 14. Jahrh., einen päpstl. Legaten zu verhaften. Dies gab Gelegenheit, daß der Papst die Personen dieser Gesandten für unverletzlich und untrüglich erklärte, wie seine eigne. In Deutschland hatten die Erzbischöfe zwar die Anlegung beständiger päpstl. Tribunale bis in das 16. Jahrh. verhindert und die Legaten nur auf den Concilien oder als durchreisende Visitatoren geduldet; aber bei den Gefahren, die der Kirche durch die Reformation erwuchsen, durfte der Papst sich endlich auch diesen Schritt als eine zur Aufrechthaltung der Beschlüsse des tridentinischen Conciliums und Gegenwirkung gegen den Protestantismus nothwendige Maßregel erlauben. So entstanden 4 bleibende päpstl. Gesandtschaften u. d. T. von **Nuntiaturen**, 1583 zu Wien für das östliche Deutschland, zu Köln für die Niederlande, 1586 zu Luzern für die Schweiz, und 1588 zu Brüssel für die Niederlande. Die daselbst aufgestellten Nuntien wurden geistliche Oberrichter in ihren Bezirken und übten in päpstl. Machtvollkommenheit, den deutschen Erzbischöfen zum Trotz, besonders in Dispensationssachen, erzbischöfl. Rechte aus. Weder die wiederholten Beschwerden der Reichsbehörden und Erzbischöfe, noch die Verordnungen, welche den Reichsabschieden und Wahlcapitulationen deßhalb von Zeit zu Zeit beigefügt wurden, vermochten etwas in dieser die Freiheit der deutschen Kirche unterdrückenden Einrichtung abzuändern; ja 1785 errichtete Pius VI. sogar eine neue Nuntiatur zu München, als Vormauer gegen den Illuminatismus und die überhandnehmende Aufklärung. Joseph II. sprach dagegen in einem Rescripte an die deutschen Erzbischöfe, vom 12. Oct. 1785, den päpstl. Nuntien alle und jede Gerichtsbarkeit in kirchl. Sachen ab und erklärte sie für bloße politische Gesandte des Papstes; und der in Folge dieses kaiserl. Ausspruchs von den Erzbischöfen zu Mainz, Trier, Köln und Salzburg im Aug. 1786 unternommene **emser Congreß** beschloß in seinen Punctationen das gänzliche Aufhören der Nuntiaturen in Deutschland und, obwol mit Anerkennung des Primats der Päpste, die Beschränkung ihrer Gewalt auf die Rechte, die sie in den ersten Jahrh. über fremde Sprengel außer Rom ausgeübt hatten. Inzwischen fing der neue Nuntius, Zoglio, zu München, unter Begünstigung des Kurfürsten von Pfalzbaiern an, sein Amt auszuüben, der Nuntius Pacca zu Köln verwahrte sich förmlich gegen den Verlust seiner Dispensationsrechte, die Partei des anfangs vertriebenen Nuntius zu Brüssel trug in den Unruhen der Niederländer gegen Joseph II. den Sieg davon, und in Deutschland selbst bildeten die päpstl. gesinnten Bischöfe zu Würzburg, Speier, Hildesheim und Lüttich eine Gegenpartei, die die emser Punctationen nicht zur Ausführung kommen ließ. Joseph II. konnte die Erzbischöfe wegen der Unzufriedenheit seiner eignen Unterthanen

nicht mehr unterstützen; und da nach seinem Tode, 1790, der Papst eine förmliche Rectificationsschrift an die Theilnehmer des emser Vertrages erließ, und Trier selbst davon abtrat, zerfiel ihr großgedachtes Unternehmen in Nichts, und die Nuntien blieben im Besitze ihrer Gewalt, bis die franz. Revolution mit ihren Folgen den Nuntiaturen zu Köln und Brüssel ein Ende machte. Die Nuntien zu Wien und München vermögen jetzt nichts ohne Genehmigung der Höfe, und nur der in der schweizerischen Revolution zwar vertriebene, aber 1803 zurückgerufene Nuntius zu Luzern genießt noch die meisten Überreste einer Macht, die gegen die Fortschritte der neuern Bildung vergeblich ankämpft. Die Erzbischöfe von Salzburg, Prag und Gran in Ungarn führen noch den Titel geborener Legaten des Papstes, ohne darum wesentliche Vorrechte vor andern Erzbischöfen zu haben. Übrigens sind die Legaten, die der Papst von Zeit zu Zeit an fremde Höfe schickt, nichts mehr als politische Agenten. E.

Nürnberg, diese vormals durch ihren Gewerbfleiß und Handel berühmte Reichsstadt im fränkischen Kreise, behielt bei den Veränderungen, die der Reichsfriedensdeputationsschluß von 1803 in Deutschland hervorbrachte, ihre alte Freiheit, gerieth aber mit den die Stadt schützenden Burggrafen aus dem hohenzollern'schen Hause, den Königen von Preußen, in Zwistigkeiten, welche durch die preuß. Besitzergreifung eines Theils des nürnb. Stadtgebiets in der neuesten Zeit immer drückender werden mußten, bis sie endlich durch die Rheinbundsacte, nebst ihrem ganzen Gebiete, mit voller Souverainetät und Eigenthum dem Könige von Baiern übergeben und von diesem am 15. Sept. 1806 in Besitz genommen wurde. Anfangs war sie die Hauptst. des Pegnitzkreises; jetzt gehört sie zum Rezatkreise des Königr. Baiern und ist der Sitz eines Landgerichts. Nürnberg liegt in einer sandigen, aber durch Anbau fruchtbar gemachten, angenehmen Gegend; sie wird durch die Pegnitz in 2 Hälften getheilt, von denen die kleinere nördl., nach der Pfarrkirche zu St.-Sebald, die sebalder Seite, die südl. größere von der Kirche zu St.-Lorenz die lorenzer Seite genannt wird. Der Umfang der Stadt innerhalb der Mauern, in welchen viele öffentl. Plätze und Gärten eingeschlossen sind, beträgt 1½ Stunde, und in den 200 meistens winkligen Gassen sind 3284 H. mit 31,660 E. (nach der Zählung von 1822). Die Zahl der außer der Mauer, innerhalb der Linien, in den Vorstädten und einzeln befindlichen Häuser ist 843, mit 5770 Einw. Die Mehrzahl der Einw. ist lutherisch. Die Täuschung, als ob man in frühere Jahrh. versetzt sei, wird in Nürnberg öfter hervorgebracht als an einem andern Orte. Man findet Wohnhäuser, deren äußerer Bau noch ganz unverändert gothisch ist, und deren Inneres selbst noch die Spuren des Privatlebens unserer Väter zeigt. Dazu gehört auch das alte Schloß, die Reichsfeste genannt, welches seinem Äußern nach noch ganz erhalten ist, und zwar Theile aus verschiedenen Jahrhunderten, aber doch alle aus der ältern Zeit, und gar keine Ruinen zeigt. Es liegt auf einem Berge und gewährt die ausgebreitetste Ansicht. In demselben ist die öffentl. Gemäldesammlung nebst vielen Glasmalereien aufgestellt. Unter den öffentl. Gebäuden bemerkt man das 275 Fuß lange Rathhaus, als eines der ansehnlichsten in Deutschland, von 2 Stockwerken, jedes zu 30 Fenstern, und mit vielen seltenen Gemälden, besonders von Albr. Dürer; ferner die schöne gothische St.-Lorenzkirche, die schöngebaute St.-Sebaldskirche, die Kirche St.-Jakob (beschr. v. Lösch, Nürnb. 1825) und die im neuern Geschmack (von 1711—18) wieder aufgebaute Ägidienkirche; das Zeughaus u. A. m. Bei der Prediger- oder Dominicanerkirche befindet sich die nicht unbedeutende Stadtbibliothek, und bei der Ägidienkirche das Gymnasium, vor welchem die Stadt 1826, bei Gelegenheit der 300jährigen Jubelfeier, das Standbild Phil. Melanchthon's, der 1526 das Gymnasium einweihte, aufrichten ließ. Der Bildungs-, Wohlthätigkeits- und Unterstützungsanstalten gibt es sehr viele. Ausgezeichnet sind: 1) die polytechnische Schule, seit 1823; 2) das auf D. Campe's Vorschlag 1824 erricht.

städtische Conservatorium für Alterth. und nürnb. Kunstwerke; 3) die Kunstschule, mit wichtigen Kunstsammlungen. Ehe der ostindische Handel durch die Entdeckung eines Seeweges eine neue Richtung erhielt, war Nürnberg einer der größten Handelsplätze in Deutschland und Europa, indem es die von Italien ihm zugeführten ostindischen Waaren nach dem Norden vertrieb. Der öffentliche und Privatwohlstand und der Kunstfleiß der Stadt waren damals außerordentlich, und die Kunstgeschichte Nürnbergs ist zur Geschichte der Kunst im Allgemeinen sehr wichtig. Der veränderte Weg des ostindischen Handels, die Aufmerksamkeit andrer Staaten auf die Vortheile des Handels, die Verheerungen des 30jähr. Krieges und das Zurückbleiben der innern Verfassung der Stadt gegen die Fortschritte des Zeitalters haben sie nach und nach von jener Höhe heruntergebracht. Indessen ist der Handel von Nürnberg auch jetzt noch, vorzüglich mit den einheimischen Manufacturwaaren, nicht unwichtig. Man verfertigt Art. von Messing, Stahl und Eisendraht, Rothschmiedearbeiten aller Art, Drechslerwaaren, Spiegel, Saiten, musikal. u. a. Instrumente, Landcharten (s. Homann) und Kupferstiche ꝛc. Der wohlfeile Preis der nürnberger Waaren, welche nicht allein durch ganz Europa, sondern selbst nach Amerika und Indien versandt werden, rührt von der frugalen Lebensart der nürnberger Arbeiter und der Bauern auf dem thüringer Walde her, deren Kinder während des Winters sich mit der Verfertigung eines großen Theils der hölzernen Waaren und Spielsachen beschäftigen. Außer diesem Handel mit eignen Fabrikaten macht Nürnberg nicht unbedeutende Speditions- und Wechselgeschäfte. Die jährl. Einnahme der ehemal. Reichsstadt Nürnberg schätzt man auf 800,000 Fl. Die Stadt besaß ein größtentheils gut angebautes Gebiet von 23 □M., mit 40,000 E., in welchem sich auch der sogen. große Reichswald befand. Doch betrugen die Schulden der Stadt 1797 gegen 9 Mill. Gulden, welche sie größtentheils ihren eignen Bürgern schuldig war, und die Einkünfte reichten nicht hin, die Zinsen davon zu zahlen. Nachrichten über Nürnbergs frühere Geschichte und seine Kunstmerkwürdigkeiten gibt das „Nürnbergische Taschenbuch" (2 Thle., 12., 1821—22), wovon „Der Sammler für Kunst und Alterthum" (1824 fg., m. Kupf.) eine Forts. ist. Auch gibt der seit mehr als 30 Jahren in Nürnberg bestehende Verein von Künstlern und Kunstfreunden ein Werk heraus: „Die nürnberger Künstler, geschildert nach ihren Leben und Wirken".

Nuß, in der Botanik, jeder Samenkern, der mit einer harten Schale umgeben vorkommt; im gemeinen Leben versteht man unter Nüssen vorzugsweise die Steinfrüchte des Wallnußbaumes, Juglans regia (Wall- oder welsche Nüsse), und die kleinern Haselnüsse, von Corylus avellana. Mit Wallnüssen treiben mehre Länder bedeutenden Handel. Man unterscheidet sie in gemeine, in doppelte, in hart- und weichschälige oder Grübelnüsse, in Blutnüsse mit rothem Fleisch, in sehr große Pferde- oder Polternüsse. Mähren und Böhmen führen viel nach Preußen, die Walachei viel nach Rußland; Frankreich, Spanien und Italien befrachten ganze Schiffe mit Nüssen nach nördlichen Ländern. Aus den Kernen wird ein wohlschmeckendes Öl gepreßt, das wegen seiner austrocknenden Eigenschaft zum Malen benutzt wird, auch zum Verspeisen dient. Unreife Nüsse werden mit Zucker eingelegt und sind wegen ihres bittern gewürzhaften Geschmackes beliebt. Außerdem kennt man noch: Stachel- oder Wassernüsse der Trapa natans, mit stachlicher Schale und mehligem Kern, Erdnüsse, die knolligen Wurzeln des Bunium bulbocastanum, einer Schirmpflanze oder des Cyperus esculentus, einer Grasart. Zirbelnüsse, die öligen Früchte der Pinus pinea; Muskatnüsse, Myristica (s. Gewürze); Pumpernüsse, die Früchte der Staphylea, eines Strauches, der als Zierpflanze in unsern Gärten wächst; Kokosnüsse.

Nutkasund, eine Bai auf der Nordwestküste von Nordamerika (49° 35' N. Br.) bei der Insel Quadra Vancouver (760 □M.) im Königin-Charlotten-

sund, wichtig wegen des Seeotterfanges. Hier haben die Engländer seit 1790 eine Niederlassung von 2000 E.

Nutzen ist die Beziehung eines Dinges als Mittel auf einen dadurch zu erreichenden, von ihm verschiedenen Zweck, die Nützlichkeit, das Tauglichsein einer Sache als Mittel zu einem Zweck. Es geht daraus hervor, daß bei einer Sache, die ihren Zweck in und durch sich selbst hat, von Nutzen nicht die Rede sein kann, außer in zufälliger Beziehung, d. h. so daß das Wesen der Sache dadurch nicht bestimmt wird. So ist es in dieser Hinsicht albern, von dem Nutzen der Wissenschaft zu sprechen, um so mehr, je allgemeiner und umfassender eine Wissenschaft ist. Auch ist die schöne Kunst ihrem Wesen nach über die Nützlichkeit erhaben, obgleich sie auch dem Individuum, welches sich mit ihr beschäftigt, vielfach nützen und zu Erreichung verschiedener Zwecke führen kann. Das Gute und Rechte ist ebenfalls über den Nutzen erhaben. Gleichwol hat man das Nützliche und Vortheilhafte oft mit dem Guten verwechselt. Das wahre Gute aber hat einen selbständigen Werth, und das wahrhaft Nützliche ist bloß, was zum Guten führt.

Nutznießung, s. Nießbrauch.

Nyerup (Rasmus), dänischer Literator, geb. auf Fühnen 1759. Nachdem er zu Kopenhagen studirt hatte, ward er bei der königl. Bibliothek dieser Stadt angestellt. Darauf gab er eine Sammlung lat. Abhandlungen über die seltenen Werke und Ausg., welche diese Bibliothek enthält, heraus. Von gleicher Art ist seine „Librorum, qui ante reformationem in scholis Daniae praelegebantur, notitia“ (1784, mit einem Nachtrage: „Mantissa ex museo Hielmsterniano“ 1785). Außerdem hat N. herausg. eine Beschreibung von Kopenhagen, eine Reisebeschreibung, eine Sammlung alter Poesien (gemeinschaftlich mit Rahbeck), ein historisches Werk über Christian IV., ein Wörterbuch der alten nordischen Mythologie, eine Statistik Dänemarks für das Mittelalter, eine große Anzahl von Gelehrtenbiographien und 1824 ein Verzeichniß der in Dänemark noch vorhandenen Runensteine. Alle diese Werke gereichen ihrem Verf. zur Ehre. Gegenwärtig ist N. Professor der Literargeschichte und Bibliothekar an der Universität zu Kopenhagen.

Nymphe (in der Naturgeschichte), s. Insekten.

Nymphen, bei den Griechen jugendliche Halbgöttinnen. Erzeugt vom Okeanos oder vom Zeus und A., mit Töchtern desselben (Okeaninen), sind sie selbst eigentlich landwässernde Okeaninen, welche Wälder, Flüsse, Quellen und Berge erhalten und ernähren. Von der Verschiedenheit dieser Gegenstände rührt die Verschiedenheit der Nymphen selbst her. Leimoniaden z. B. waren Wiesennymphen, Dryaden oder Hamadryaden Baumnymphen, Oreaden oder Orestiaden Bergnymphen, vorzüglich Begleiterinnen der Diana, die als Jägerinnen leicht aufgeschürzt vorgestellt werden; Najaden Quellnymphen, Potamiden Flußnymphen, Limniaden Seenymphen, Nereiden Meernymphen, Napäen, Nymphen der Weidethäler u. s. w. Auch werden sie besonders benannt von den Orten, wo sie sich aufhalten, z. B. dodonische, korycische, nysäische, diktäische Nymphen, Nyseiden u. a. Alle bilden eine Gattung weiblicher Mittelwesen zwischen den Göttern und den Sterblichen, und, ohne selbst unsterblich zu sein, dauert ihr Leben doch länger als das irgend eines Menschen. Denn 9 Mal länger als der Mensch, sagt Hesiodus, lebt die Krähe, 4 Mal länger als die Krähe der Hirsch, 3 Mal länger als dieser der Rabe, 9 Mal länger als der Rabe der Phönix und 10 Mal länger als dieser die Nymphen. Mit ihnen zugleich stirbt das Wesen, dem sie die belebende und ernährende Feuchtigkeit mitgetheilt haben. Dieser erste Begriff des Ernährens, welcher in der Idee der Nymphen liegt, scheint den zweiten veranlaßt zu haben, daß sie nämlich oft als Pflegerinnen und Erzieherinnen ihnen anvertrauter Kinder dargestellt werden. So erzogen sie den Bacchus, den Äneas und selbst den Zeus. Ihre Beschäftigungen und

Belustigungen sind Jagd, Tanz und weibliche Arbeiten, zu denen sie sich zuweilen in Höhlen versammeln. Gleich andern Elementargeistern besitzen sie die Gabe der Weissagung. Die Quellen gewisser Nymphen haben noch überdies eine höhere Kraft der Begeisterung. Dichter und Künstler des Alterthums stellen sie dar in jugendlicher Schönheit, in leichtem Gewande, bald in Gesellschaft der Diana, bald tanzend mit den Faunen und der Venus. Die Wassernymphen erscheinen oft bloß mit einer Urne oder einem Wasserkrug. Bei dem großen Ansehen, das die Nymphen als örtliche Gottheiten hatten, wurden ihnen häufige Opfer gebracht. Man opferte ihnen Öl, Milch, Schafe, Lämmer, Ziegen, Wein und Blumen. Auch waren ihnen die Nympheen oder Nymphäen (prachtvolle Häuser neben Bädern) heilig.

Nymphenburg, s. München.

Nystädter Friede, 10. Sept. 1721, s. Nordischer Krieg.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

M.

Seite

Digitized by Google